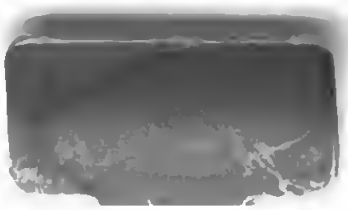
Enc. 253(13



Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Dreizehnter Band.

Salieri bis Sprachlehre.

13
Salieri-
Sprachlehre

47 G 1

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Dreizehnter Band.

Salieri bis Sprachlehre.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Gen. 16244

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

S.

Salieri (Antonio), berühmter ital. Tonſetzer, geb. zu Legnano im Venetianiſchen 19. Aug. 1750, hatte ſeinen ältern Bruder Francesco und den Organiſten Simoni zu Lehrern im Violinſpielen, Singen und Klavierſpielen und kam dann im Alter von 15 J. nach Venedig, wo ein Edelmann aus der Familie Mocenigo ſeine weitere muſikaliſche Ausbildung durch Pescetti, zweiten Kapellmeiſter an der Markuskirche, und durch den Sänger Pacini vermittelte. Um dieſe Zeit kam der wiener Hofkapellmeiſter Florian Gaßmann nach Venedig, der den talentvollen Jüngling mit nach Wien nahm. Hier ſtudirte S. fleißig unter Gaßmann's Leitung die höhere Compoſition und brachte dann 1770 ſeine erſte Oper «Le donne letterate» mit Erfolg zur Aufführung. Dieſem Werke folgten zunächſt bis ins J. 1774 acht andere Opern (z. B. «L'amore innocente», «Don Chisciotto», «Armida», «La secchia rapita» u. ſ. w.), die ſeinen Ruf ſo befeſtigten, daß er dem 1774 verſtorbenen Lehrer Gaßmann als kaiſerl. Kammercompoſiteur und Dirigent der ital. Oper nachfolgen konnte. Nachdem er von 1775 an für Wien noch die Opern «La finta scema», «Delmita e Daliso» und das Oratorium «La passione di Gesù Cristo» geliefert, beſuchte er 1778 Italien und ſchrieb daſelbſt die Opern «Europa riconosciuta», «Il talismanno» (für Mailand), «La scuola de' Gelosi» (für Venedig), «La partenza inaspettata» und «La dama pastorella» (für Rom). Er kehrte hierauf 1780 nach Wien zurück und componirte für das inzwiſchen vom Kaiſer Joſeph eingerichtete Nationalſingſpiel die Operette «Der Rauchfangkehrer», welche 1781 mit glänzendem Erfolg zur Aufführung kam. Sodann machte er ſich an eine Arbeit von größerer Tragweite, indem ihm der greiſe und erſchöpfte Gluck die Compoſition des aus Paris mitgebrachten Libretto zu den «Danaïdes» übertrug. Nach Vollendung dieſer Oper ſchrieb Gluck an die Direction der Großen Oper in Paris, daß ihm ein Schüler bei der Arbeit geholfen habe, und daß er das Werk in ſolcher Geſtalt in Paris in Scene bringen werde. Das geſchah denn 1784 mit großem Erfolge. Erſt nach der 13. Vorſtellung erſchien aber in den pariſer Journalen ein Brief Gluck's, der S. für den alleinigen Componiſten der «Danaïdes» erklärte. S., noch 1784 wieder nach Wien zurückgekehrt, ſchrieb die Opern «Il ricco d'un giorno», «Semiramide», «La grotta di Trofonio» und «Prima la musica, poi le parole». Er begab ſich ſodann 1786 zum zweiten mal nach Paris, wo er in demſelben Jahre «Les Horaces», aber mit geringem Erfolg, 1787 «Tarare» (Text von Beaumarchais) hingegen mit größtem Beifall in Scene brachte. Dieſe letztere Oper überarbeitete er 1788 für die ital. Bühne, und ſie machte in dieſer Umgeſtaltung als «Axur, rè d'Ormus» ſowie in der Ueberſetzung als «Axur, König von Ormus» auch in Deutſchland viel Glück. Um dieſe Zeit ſtarb der Hofkapellmeiſter Bonno, deſſen Stelle er nun erhielt. Dagegen überließ er 1790 die Operndirection ſeinem Zögling Joſ. Weigl. S. ſetzte ſeine Thätigkeit als Componiſt bis 1804 fort und ſchrieb in dieſer Zeit noch eine Reihe Opern: «Il Pastor fido», «La cifra», «Il mondo alla rovescia», «Palmira», «Falstaff», «Annibale in Capua» (1801 für Trieſt), «Il moro» u. ſ. w. Nachdem er 1824 in Ruheſtand getreten, ſtarb er 7. Mai 1825. Bei ſeinen Obſequien wurde ein von ihm für dieſen Zweck componirtes Requiem aufgeführt. Außer Opern hat S. eine große Zahl von Kirchenſachen aller Art, Gelegenheitscantaten, kleinere Vocalſachen, Inſtrumentalſtücke u. ſ. w. componirt. Seine Vorzüge als Tonſetzer beſtehen in Melodienreichthum, Formenglätte und vortrefflicher Handhabung aller Kunſtmittel. Tiefgehend iſt er nur ausnahmsweiſe, und eine beſondere Individualität des Stils iſt ihm nicht eigen.

Saline, ſ. Salz.

Salis, eine alte adeliche, in Graubündten verzweigte und vielfach einflußreiche Familie, hat ihre uralten Hauptſtammſitze Soglio und Seewis im Süden und Norden des Cantons. Viele Mitglieder dieſer Familie traten in ausländiſchen Kriegsdienſt und fochten ſchon im 17. Jahrh.

Digitized by Google

bald unter den Fahnen Oesterreichs und Spaniens, bald unter denen Frankreichs. — Karl Ulysses von S., geb. zu Marschlins 1728, verlegte 1771 die 10 J. zuvor in Haldenstein gegründete Erziehungsanstalt an seinen Geburtsort, wurde 1757 Podesta im Veltlin und 1768 franz. Geschäftsträger (Minister) in Graubündten. Den Wirren der Revolution entzog er sich 1794 durch die Flucht, lebte eine Zeit lang mit seiner Familie in Tirol und starb als Verbannter, nachdem sein Vermögen eingezogen worden war, zu Wien 1800. Er ist Verfasser mehrerer geschätzter Schriften über Sicilien und Neapel und besonders über die Geschichte des mit Bündten verbundenen Veltlins sowie der Grafschaften Cleven und Worms. — Johann Ulrich von S.-Soglio, geb. 16. März 1790 zu Chur, erst zum Kaufmann bestimmt, trat später als Offizier der Cavalerie in bair. Dienste und machte unter Fürst Wrede die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, wo er sich bei Hanau und Brienne auszeichnete und beidemal verwundet wurde. 1815 trat er als Hauptmann eines schweiz. Infanterieregiments in die holländ. Armee, worin er auch nach Auflösung der Schweizerregimenter bis 1840 fortdiente. Die Tagsatzung hatte ihm 1844 den Oberbefehl über die nach dem Wallis aufgebotenen Interventionstruppen bestimmt. 1847 nahm S. die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee des Sonderbunds an und ward im Treffen bei Gislikon (23. Nov.) verwundet. Er bewährte sich auch damals als persönlich muthig, zeigte sich jedoch seinem Gegner Dufour (s. d.) an Führertalent nicht gewachsen. Nachdem er längere Zeit im Auslande gelebt, nahm er seinen Wohnsitz wiederum zu Chur.

Salis-Seewis (Joh. Gaudenz, Freiherr von), deutscher Dichter, der vorerwähnten Familie angehörig, geb. 26. Dec. 1762 zu Malans in Graubündten, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, dann lebte er einige Zeit bei Pfeffel in Kolmar. 1785 wurde er Hauptmann bei der Schweizergarde in Versailles. Im Winter 1789 lernte er auf einer Reise Goethe, Wieland, Herder und Schiller kennen und vertraute Freundschaft und Aehnlichkeit des dichterischen Talents verband ihn auch aufs innigste mit Matthisson. Im Anfange der Revolution diente er unter dem General Montesquiou in Savoyen, dann lebte er in der Zurückgezogenheit in Paris den Studien. 1793 kehrte er in sein Vaterland zurück, vermählte sich zu Malans mit Fräulein von Pestalozzi und lebte als Privatmann zu Chur. Wegen seiner Mitwirkung für den Anschluß Graubündtens an die Schweiz von seinen Landsleuten vielfach angefeindet, ging er nach Zürich und wurde Generalinspector der helvet. Truppen und Generaladjutant in Massena's Generalstabe, später Mitglied des helvet. Cassationsgerichts. Nach der Einführung der Mediationsacte 1803 kehrte er zum Heimatssitze zurück, wo er eidgenössischer Oberst wurde und verschiedene andere Aemter bekleidete. Später zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und lebte in Malans, wo er 29. Jan. 1834 starb. Weder die Pracht des franz. Hofs, noch das Sittenverderbniß der Residenz, in welcher S. seine Jugendzeit verlebte, noch später das Getümmel des Kriegs hatten seinen Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und Unschuld verwischt. Seine Lieder sind ohne Ausnahme von geringem Umfange und schildern Naturscenen unter dem Eindrucke verschiedener Gemüthsstimmungen. In den meisten herrscht eine sanfte Melancholie; doch läßt die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühls die Einförmigkeit, welche allerdings vorhanden ist, weniger hervortreten. Eine Sammlung seiner «Gedichte» erschien zuerst zu Zürich 1793 (neueste Aufl., Zür. 1848). Vgl. die Biographie von Röder (St.-Gallen 1863).

Salisbury, Hauptstadt der engl. Grafschaft Wiltshire, Municipalstadt, Parlamentsborough und in einem lieblichen Thale zwischen dem Avon und Bourne gelegen, ist als Bischofssitz City und ungeachtet ihres Alters eine freundlich gebaute Stadt, deren breite und gerade, meist macadamisirte Straßen sich in rechten Winkeln kreuzen. Die Stadt zählt 12278 E., die sich mit der Fabrikation von Scheeren und von Messerschmiedewaaren beschäftigen, und bedeutenden Getreide- und Viehhandel treiben. Sie hat ein Rathhaus, ein Grafschaftsgefängniß, eine Lateinschule, eine Bibliothek, ein Museum, ein Theater und einen Concertsaal. Der Schmuck und Stolz der Stadt ist die Kathedrale mit dem anstoßenden Kapitelhause. Dieser Bau, der 1219 begonnen und 1258 vollendet wurde, bildet in seiner Basis ein doppelarmiges Kreuz und steht auf einem weiten Wiesengrunde, der rings mit Bäumen eingefaßt ist, zwischen denen, theilweise in Gärten, die Wohngebäude des Bischofs und der Präbendarien liegen. Das Ganze stellt eine gewisse Schwerfälligkeit heraus, bewährt aber doch den Eindruck eines einheitlich durchgeführten Werkes, während alle Einzelheiten das Gepräge des reinsten goth. Stils tragen. Bei einer Länge von 474 und einer Höhe von 74 F. hat die Kirche 12 Thüren, 365 Fenster (in drei Reihen übereinander) und, nach der Anzahl der Stunden im Jahre 8766 Pfeiler und Säulen oder Säulchen. Außerdem besitzt der Bau vor den meisten Kathedralen den Vorzug gänzlicher Vollendung. Dasselbe gilt von dem 200 J. später aufgesetzten 404 F. hohen schlanken Glocken-

thurme, dem höchſten in England. Vorzüglich ſchön iſt die von den herrlichſten Pfeilern getragene Chorkapelle. Die Glasmalereien ſtammen aus neuerer Zeit, und unter den Grabdenkmälern ſind die zwei merkwürdigſten das des erſten Grafen von S. aus dem 13. Jahrh. und das eines Grafen von Malmsbury von Chantrey's Meißel. Nördlich von S. in einförmiger Steppe liegen die Trümmer des Rotten-Borough Old-Sarum, von welchem aus unter Heinrich II. im 12. Jahrh. das jetzige S., das deshalb in früherer Zeit auch New-Sarum hieß, gegründet wurde. Dieſer Ort, der 1851 nur 4 E. zählte, aber trotzdem vor der Reformacte einen Abgeordneten ins Parlament ſchickte, iſt das alte Sorbiodunum, das angelſächſ. Searobyrig, ſchon durch Cerdic's Sieg 552 bekannt, im 11. Jahrh. Sitz des Biſchofs von Sherborne, wo mehrere Reichsverſammlungen gehalten wurden, wie 1086 und 1328. In der Nähe von S. liegen der ſeit 1814 der Familie Nelſon gehörige Trafalgarpark nebſt Schloß, früher Saudlynchhouſe genannt, und Wiltonhouſe, der ſchöne Landſitz des Grafen von Pembroke, mit anſehnlichen Schätzen von Kunſtſachen und Alterthümern.

Salisbury, ein engl. Adelstitel, der urſprünglich von den Beſitzern der Stadt und des Schloſſes dieſes Namens geführt wurde. Patricius von Evreux, Statthalter von Aquitanien, ein Anhänger der Kaiſerin Mathilde (ſ. Plantagenet) in ihren Kämpfen gegen König Stephan, erhielt von dieſer das Schloß S. mit der Grafenwürde, in der ihn Heinrich II. beſtätigte. Seine Enkelin, Ela, heirathete William, genannt Longeſpée, natürlichen Sohn Heinrich's II. von der ſchönen Roſamunde, der mit den Beſitzungen ſeiner Frau auch den Titel eines Grafen von S. überkam. Er war einer der gewaltigſten Krieger ſeiner Zeit und ſtarb, angeblich an Gift, auf ſeinem Schloſſe S. 1226. Sein Sohn, William Longeſpée der Jüngere, fiel 1250 im Kampfe gegen die Sarazenen vor Damiette. Deſſen Enkelin, Margaret, vermählt mit dem Grafen von Lincoln, führte als einzige Erbin ihres Vaters den Titel einer Gräfin von S., den ſie auf ihre Tochter Alice, Gattin Thomas Plantagenet's, Grafen von Lancaſter, übertrug. Als dieſer 1321 wegen Hochverraths hingerichtet worden, belehnte Eduard II. den William de Montacute, der mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war, mit dem Schloſſe S., und Eduard III. erhob ihn 1337 zum Grafen von S. Seine Gemahlin war es, die der Sage nach zur Entſtehung des Hoſenbandordens (ſ. d.) Veranlaſſung gab. Er ſtarb 1343. Sein Sohn, William de Montacute, zweiter Graf von S., war ein berühmter Feldherr und ſtarb 1397. Ihm folgte ſein Neffe John als dritter Graf von S. Ein Günſtling Richard's II., ließ er ſich nach der Abſetzung dieſes unglücklichen Fürſten in eine Verſchwörung gegen Heinrich von Lancaſter ein und wurde 1400 umgebracht. Seine Beſitzungen wurden confiscirt, bald jedoch nebſt dem Grafentitel ſeinem Sohne Thomas zurückgegeben, der 1428 bei der Belagerung von Orléans fiel. Der Gatte ſeiner einzigen Tochter Alice, Richard Neville (ſ. Neville) nahm den Titel eines Grafen von S. an, der auf ſeinen Sohn, den hochberühmten Grafen Warwick (ſ. d.), überging. Die jüngere Tochter deſſelben, Iſabel Neville, heirathete Georg, Herzog von Clarence, Bruder Eduard's IV., der 1472 auch zum Grafen von Warwick und S. ernannt wurde. Seine Tochter Margaret, die letzte aus dem Hauſe Plantagenet und Gattin Sir Richard Pole's, empfing 1513 von Heinrich VIII. den Titel einer Gräfin von S., verfiel aber dem tyranniſchen Argwohn dieſes Monarchen und wurde 1541 in einem Alter von 70 J. enthauptet. Die neuere Linie der Grafen von S. geht zurück auf den großen Miniſter der Königin Eliſabeth, William Cecil, den Sohn Richard Cecil's, eines Hofbeamten Heinrich's VIII. William Cecil (ſ. d.) wurde von der Königin zum Baron Burleigh erhoben und ſtarb, nachdem er 40 J. lang das höchſte Staatsamt verwaltet, 1592. Lord Burleigh war zweimal verheirathet. Sein Sohn Thomas, aus erſter Ehe, der ihm als zweiter Baron Burleigh folgte, wurde von Jakob I. 1605 zum Grafen von Exeter ernannt und ſo der Gründer dieſes adelichen Hauſes; ſein Sohn aus zweiter Ehe, Robert Cecil, erlangte, nachdem er 1603 zum Baron Cecil, 1604 zum Viscount Cranborne ernannt worden, 1605 die Würde eines Grafen von S. Schon Eliſabeth hatte ihn zum Staatsſecretär ernannt; unter Jakob I. erhielt er, nach des Grafen Dorſet Tode, das Großſchatzmeiſteramt. Er ſtarb 17. Febr. 1612. James Cecil, vierter Graf von S., wurde unter Jakob II. dem Könige zu Gefallen katholiſch und zog ſich hierdurch nach der Revolution von 1688 eine lange Gefangenſchaft im Tower zu; die übrigen Mitglieder der Familie blieben jedoch Proteſtanten. James Cecil, der ſiebente Graf, geb. 14. Sept. 1748, ward 1789 zum Marquis von S. erhoben und ſtarb 13. Juni 1823. Deſſen Sohn, James Brownlow William, zweiter Marquis von S., geb. 17. April 1791, nahm infolge ſeiner Heirath mit der reichen Miß Gascoigne den Namen Gascoigne-Cecil

an, und ist Lord-Lieutenant von Middlesex, Mitglied des Geheimen Raths und Ritter des Hosenbandordens. Als consequenter Tory und Protectionist bekleidete er während des kurzen Ministeriums Derby vom Febr. bis Dec. 1852 das Amt eines Großsiegelbewahrers. Unter seinen zahlreichen Kindern (acht aus erster und vier aus zweiter Ehe) ist Sir Robert Cecil bekannt, der durch den Tod seines ältesten Bruders, James Emilius William Cecil, im Juni 1865 Erbe der Peerswürde wurde und als solcher den Titel eines Viscount Cranborne annahm. Er wurde geboren 3. Febr. 1830, kam 1857 als Mitglied für Stamford ins Unterhaus und stieg während der letzten Amtsverwaltung Lord Palmerston's durch seine Beredsamkeit und sein von scharfem Verstande und gründlicher Sachkenntniß getragenes Debattirtalent zu bedeutendem Ansehen. Gemäß den Traditionen seiner Familie, aber auch aus ehrlicher Ueberzeugung vertrat er in allen Dingen die Forderungen einer hochtoryistischen Politik. Während des amerik. Bürgerkriegs sah man ihn in den ersten Reihen der Bewunderer der Südstaaten, und die wiederholten Versuche, eine officielle Anerkennung derselben seitens der engl. Regierung zu erwirken, fanden an ihm den unermüdlichsten Vorkämpfer. Bei den Debatten über die Russell-Gladstone'sche Reformbill von 1866 verfocht er mit Talent und Energie die von den Ultratories befürwortete Ansicht, daß nicht nur jene Reformbill schlecht, sondern daß überhaupt keine Parlamentsreform nöthig sei. In Anerkennung seiner Talente wurde ihm nach dem Sturz des Russell'schen Ministeriums (Juli 1866) von Lord Derby die Stelle des Ministers für Indien übertragen, ein Amt, das er mit mehr als gewöhnlichem Erfolg verwaltete. Die Einbringung der Derby-D'Israeli'schen Reformbill in der Session von 1867 veranlaßte ihn jedoch, sich von seinen schmiegsamern Collegen zu trennen und sein Amt niederzulegen.

Salisches Gesetz (Lex Salica) heißt das alte, in verderbtem Latein aufgezeichnete Volksrecht der Salischen Franken, welches zur Zeit, als die Franken noch heidnisch waren, im 5. Jahrh., nach einem Beschlusse der Häupter des Volks von vier dazu erwählten rechtskundigen Männern niedergeschrieben, später aber durch Chlodwig, Childebert und Chlotar mit einigen Aenderungen und Zusätzen versehen wurde. Aus den zahlreichen erhaltenen Handschriften ergibt sich ein vierfacher Text des Gesetzes: ein ältester in 65 Titeln (Pactus), verfaßt im nördl. Gallien vor Ausbreitung der fränk. Herrschaft über die Somme, eine Ueberarbeitung in 65, eine andere in 99 Titeln und endlich eine in 70 Titeln, welche in der karoling. Zeit in officiellem Gebrauch war. Als Anhang wurden noch Gesetze der meroving. Könige beigefügt und im 9. Jahrh. auch eine hochdeutsche Uebersetzung des Gesetzbuchs verfaßt, von welcher sich einige Bruchstücke erhalten haben. Das Gesetz beruht zwar im wesentlichen auf dem althergebrachten und bis dahin ungeschriebenen Gewohnheitsrechte, ist aber nicht eine unmittelbare und vollständige Aufzeichnung desselben, sondern eine ganz neue, durch die veränderten Verhältnisse des Volks nothwendig gewordene Codification, bei welcher mehrere Theile jenes Gewohnheitsrechts eine Fortbildung und Umgestaltung erfuhren. Doch eben dieser vorherrschenden Grundlage und seines hohen Alters wegen ist es eine der wichtigsten Quellen für die Kenntniß des altgerman. Rechts. Die Handschriften der ersten und zweiten und auch einige der dritten Textesklasse enthalten oft mitten im Satze unter der Bezeichnung Malberg (Gerichtsberg, Gerichtsstätte) oder Malb. eingeschobene Wörter, die sog. malbergische Glosse, aber in einer so verderbten Gestalt, daß selbst über die Sprache, der sie angehören, ein langer und heftiger Streit entbrannt war. Die natürlichste Annahme, daß sie nicht, wie Leo behauptete, der celt., sondern der altfränk. Sprache selbst zugehören, hat durch gelungene Entzifferung einer ziemlich bedeutenden Anzahl derselben hinlängliche Bestätigung gefunden. Sie finden sich in der Regel an Orten, wo von Bußbestimmungen die Rede ist, und geben entweder die Art des Vergehens, oder den geschädigten Gegenstand, oder die Buße, oder eine Verweisung auf Ortsrechte an. Unter den vielen Ausgaben des Gesetzbuchs sind besonders auszuzeichnen diejenige von Pardessus («Loi salique», Par. 1843) wegen ihres Reichthums an Material und trefflichen Erläuterungen, und die von Merkel (Berl. 1850) wegen der Vollständigkeit und kritischen Sichtung des Textes. Die Hauptarbeiten über die malbergische Glosse lieferten Leo («Die malbergische Glosse», 2 Hefte, Halle 1842—45), Clement («Die Lex Salica», Manh. 1843) und Jak. Grimm (in seiner «Geschichte der deutschen Sprache» und in der Vorrede zu Merkel's Ausgabe). Vgl. W. H. Müller, «Der Lex Salica u. s. w. Alter und Heimat» (Würzb. 1840); Waitz, «Das alte Recht der Salischen Franken» (Kiel 1846). Der Grundsatz des fränk. Rechts, von der Erbnachfolge in Stammgüter (wegen deren polit. Bedeutung) das weibliche Geschlecht gänzlich auszuschließen, ging über auf das Thronfolgerecht in der fränk. und später der franz. Monarchie. Im eigentlichen Deutschland fand er hierfür nur bedingte Anwendung, und in England und Spanien galt

nach dem angelsächs. und dem westgoth. Rechte die cognatische Succession, welche auch die Thronfolge der Frauen erlaubte. In Spanien ward die Thronfolge nach dem sog. Salischen Gesetze eingeführt durch Philipp V. (1713) und unter dem Einspruche der verwandten Fürstenhäuser wieder aufgehoben durch Ferdinand VII. 29. März 1830. (S. Spanien.)

Sallet (Friedr. von), deutscher Dichter, von einer franz. Refugiéfamilie abstammend, wurde 20. April 1812 in Neisse in Schlesien geboren. In Breslau erzogen, kam er 1824 in das Cadettencorps in Potsdam, 1826 in das zu Berlin und 1829 als Lieutenant nach Mainz. Unbefriedigt in dieser Stellung, schrieb er 1830 eine satirische Novelle über den Militärstand. Er wurde deshalb kriegsgerichtlich zur Cassation und zu 10 J. Festungsarrest verurtheilt; ein zweites Kriegsgericht ermäßigte diese Strafe auf zwei Jahre, die Gnade des Königs auf zwei Monate. Nachdem er die Strafe in Jülich abgesessen, wurde er nach Trier versetzt; dann besuchte er 1834 die Kriegsschule in Berlin, wo er sich vorzüglich mit Geschichte und Hegel'scher Philosophie beschäftigte. Gegen Ende 1838 nahm er seinen Abschied und wendete sich nach Breslau, um ausschließend geistiger Thätigkeit zu leben, starb aber 21. Febr. 1843 in Reichau bei Nimptsch. S. zeigte schon in früher Jugend ein sehr bedeutendes dichterisches Talent; später gesellte sich zu der sentimental-romantischen Richtung die derb-humoristische und satirische, welche sich in mehrern Entwürfen zu Lustspielen und Novellen aussprach. Allmählich aber nährte in ihm das ernste Studium Schiller's und Goethe's, dann der Geschichte und Philosophie ein immer tieferes Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, besonders auch im religiösen Gebiete. Oeffentlich trat er zuerst mit einem Bändchen «Gedichte» (Berl. 1835) auf. Diesen folgten eine Sammlung Epigramme: «Funken» (Trier 1838), «Die wahnsinnige Flasche; ein heroisches Epos» (Trier 1838), ein gehaltvolles Märchen «Schön Irla» (Trier 1838) und neue «Gesammelte Gedichte» (Bresl. 1843). Sein Hauptwerk jedoch ist das 1839 geschriebene «Laienevangelium» (6. Aufl., Bresl. 1861), eine moderne Evangelienharmonie, in welcher er den herkömmlichen kirchlich-theol. Anschauungen über Christenthum und Sittlichkeit entgegentritt. Nahe damit verwandt ist die aus seinem Nachlaß herausgegebene Abhandlung «Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit» (Lpz. 1844; 2. Aufl., Hamb. 1852), in welcher er den Pietismus als den wahren Atheismus bezeichnet. Weniger bedeutend ist seine «Erläuterung zum zweiten Theile vom Goethe'schen Faust für Frauen» (Bresl. 1844). S. besaß eine hohe Begabung und rastloses Streben nach dem Höchsten. Doch gelangte er nicht zu völliger Reife, und seine Leistungen sind von Freunden, die ihn fast als einen Religionsstifter priesen, überschätzt worden; so z. B. in der Schrift «Leben und Wirken Friedr. von S.'s» (Bresl. 1844). Seine «Sämmtlichen Schriften» erschienen in fünf Bänden (Bresl. 1845).

Sallustius (vollständig Cajus S. Crispus), einer der ausgezeichnetsten röm. Geschichtschreiber, geb. 86 v. Chr. zu Amiternum im sabinischen Gebiete, stammte aus einer angesehenen plebejischen Familie, erhielt eine sorgfältige Erziehung und zeigte schon frühzeitig eine große Vorliebe für das histor. Studium, die jedoch durch den in ihm fast zugleich sich entwickelnden Ehrgeiz, im öffentlichen Leben zu glänzen, wieder zurückgedrängt wurde. Sein erstes Auftreten in Staatsämtern fällt in die Zeit des zwischen Pompejus, Cäsar und Crassus gebildeten Triumvirats, und nachher finden wir, wie er 52 v. Chr. während der innern Parteikämpfe seine Stelle als Volkstribun dazu benutzte, seinen Privatfeind Milo in den heftigsten Reden anzugreifen und zu stürzen. Aber schon 50 v. Chr. wurde er, wahrscheinlich infolge seiner freundschaftlichen Verhältnisse zu Cäsar, durch den Censor Appius Claudius Pulcher aus dem Senate gestoßen, bei dem Ausbruche des Bürgerkriegs jedoch auf Cäsar's Betrieb als Quästor wieder in denselben aufgenommen. Seinem Gönner folgte er später nach Afrika und leistete ihm hier wesentliche Dienste, sodaß er nach Beendigung des Kriegs zum Proconsul der neuen Provinz Numidien ernannt wurde. Während dieser Verwaltung hielt sich S. von Habsucht nicht frei, da er bei seiner Rückkehr aus Numidien im Besitze großer Reichthümer war und sich außer Cäsar's Villa zu Tibur zugleich einen prachtvollen Garten am Quirinal erwarb, der in der Folge sogar den Kaisern als Lieblingsaufenthalt diente. Sowie er daher in seinen Jugendjahren den Ruf der Unsittlichkeit sich zugezogen hatte, so fiel er jetzt in den Verdacht unredlicher Gelderpressungen. Von öffentlichen Geschäften entfernt, beschäftigte er sich in den letzten Jahren bis an seinen Tod, um 35 v. Chr., ausschließend mit der Ausarbeitung seiner geschichtlichen Werke. Unter diesen Werken nahm dem Umfange und der Bedeutsamkeit nach seine «Röm. Geschichte» («Historiarum Libri V») den ersten Platz ein, welche den Zeitraum von Sulla's Tod bis zur Verschwörung Catilina's darstellte, aber nur in wenigen Bruchstücken vorhanden ist. Wir besitzen jedoch noch zwei kleinere, in früherer Zeit verfaßte Schriften von ihm, deren eine: «De

Digitized by Google

conjuratione Catilinae», die bekannte Verschwörung des Catilina, die andere: «De bello Jugurthino», den Krieg der Römer gegen den numidischen König Jugurtha zum Gegenstande der Behandlung hat. Beide Werke verrathen ein sehr sorgfältiges Studium sowol der ältern röm. als auch der griech. Geschichtschreiber und Redner, besonders seines Vorbildes Thucydides, und geben uns in einer treuen und lebendigen Darstellung ein ausdrucksvolles Gemälde von den Zerwürfnissen und dem Verfalle der großen röm. Republik. S. verstand es namentlich, mit Uebergehung des Geringfügigen das Wichtige durch wenige starke Züge beredt und anschaulich hervorzuheben und da, wo es nöthig erschien, den ferneliegenden Ursprung der Thatsachen und ihre ganze Entfaltung mit großer Klarheit anzugeben, dagegen aber auch mit besonnener Mäßigung den Stoff zu beherrschen und jeder Ermüdung durch rechtzeitiges Abbrechen vorzubeugen. Dabei beleben und erläutern die eingeflochtenen Reden, die von Kraft und Würde des Ausdrucks zeugen, den Gang der Erzählung. Besonders ausgezeichnet sind seine Charakterbilder hervorstechender Persönlichkeiten, doch ist bei der Beurtheilung S.' festzuhalten, daß derselbe entschiedener Anhänger Cäsar's war und daß namentlich die «Catilinarische Verschwörung» mit der Tendenz geschrieben ist, die Cäsar'sche Partei gegen den Vorwurf enger Verbindung mit Catilina zu vertheidigen. Seine dem gewichtigen Inhalte angemessene Sprache empfiehlt sich zwar nicht durch den leichten Fluß eines Cäsar oder die Redefülle eines Cicero, wol aber durch Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, durch edle Einfachheit, nervige Kürze und einen alterthümlichen Anstrich, der frei von Affectation ist. Den Charakter und schriftstellerischen Werth hat vorzüglich Löbell in der Schrift «Zur Beurtheilung des S.» (Bresl. 1818) in ein klares Licht zu stellen gesucht. Wichtig sind auch die umfassenden Arbeiten von Brosses (s. d.) für das Verständniß des S. und seines Zeitalters. Unter den Ausgaben sind außer den ältern von Wasse und Corte hervorzuheben die von Gerlach (3 Bde., Bas. 1824—31; auch 1832 und 1853), Kritz (3 Bde., Lpz. 1828—53), Fabri (2 Bde., Nürnb. 1831—32) und Dietsch (2 Bde., Lpz. 1843—46; kritische Ausgabe, Lpz. 1859). Deutsche Uebersetzungen lieferten Schlüter (2 Bde., Münst. 1806—7 und 1818), Woltmann (Prag 1814), Strombeck (Gött. 1817), Ernesti (2 Bde., Münch. 1829—31), Dietsch (2 Bde., Stuttg. 1858) u. s. w.

Sallustius, ein cynischer Philosoph und Rhetor im 5. und 6. Jahrh. n. Chr., hielt sich längere Zeit theils in Athen, theils in Alexandria auf und erwarb sich dort als Lehrer der Redekunst einen bedeutenden Ruf. Unter seinem Namen besitzen wir noch eine kleine Schrift «Von den Göttern und der Welt», worin die Unsterblichkeit der Seele und die Ewigkeit der Welt gegen die Epikuräer bewiesen werden soll, die aber von andern einem Neuplatoniker gleiches Namens zugeschrieben wird. Diese Schrift wurde am besten von Orelli (Zür. 1821) herausgegeben und ins Deutsche von Schultheß übersetzt (Zür. 1779).

Salm, s. Lachs.

Salm hießen bis zum franz. Revolutionskriege zwei deutsche Grafschaften: die gefürstete Grafschaft Obersalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau und die Grafschaft Niedersalm in den Ardennen. Das uralte Geschlecht der Grafen S., welches die Grafschaften besaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien. Obersalm erhielt Heinrich, dessen Nachkommen mit den Brüdern Simon II. und Johann IV. in zwei Aeste sich ausbreiteten und ihr Besitzthum theilten. Die Linie Simon's II. erlosch 1475, und die Hälfte der Grafschaft Obersalm fiel durch die Erbtochter an deren Gemahl, den Rhein- und Wildgrafen Nikolaus V., der sich nun Graf von S. nannte. Die Linie Johann's IV. erlosch 1597 und es kam der andere Theil der Grafschaft durch Verheirathung der Erbtochter an Lothringen. Nikolaus II., ein Enkel Johann's IV., erwarb die Grafschaft Neuburg am Inn und gründete die Linie S.-Neuburg, die 1784 ausstarb. Des obengenannten Heinrich Bruder, Karl, erhielt Niedersalm. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; seine Linie erlosch 1413 mit Heinrich IV. Des letztern Erbe war ein Verwandter, Johann VI., Graf von Reifferscheidt (in der Eifel). Sonach ist das alte Haus des Grafen von S. erloschen und es stehen die beiden Familien, welche jetzt diesen Namen führen, in durchaus keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse.

Das Haus Niedersalm theilte sich 1639 in zwei Linien, die beide den Titel Altgraf und Altgräfin führen, auch wenn sie dem fürstl. Stande angehören. Die ältere bekam die Grafschaft S. und die Herrschaft Reifferscheidt und nannte sich nun S.-Reifferscheidt, die jüngere die Herrschaft Dyck und nannte sich S.-Reifferscheidt-Dyck. Die ältere Linie theilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstl. Haus S.-Reifferscheidt-Bedbur. Dasselbe verlor im Luneviller Frieden seine reichsständischen Besitzungen Reifferscheidt und Bedbur und erhielt dafür 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürstenthume Krautheim erhoben wurden, das durch

den Rheinbund unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden kam. Seitdem führte die Linie den Namen S.-Reifferſcheidt-Krautheim. Die Beſitzungen unter würtemb. Hoheit, auf der linken Seite des Jaxtfluſſes, verkaufte ſie 1826 an Würtemberg und die unter bad. Hoheit ſpäter ebenfalls an Baden. Sie iſt katholiſch und reſidirt auf dem Schloſſe Hersberg am Bodenſee. Standesherr iſt Fürſt und Altgraf Leopold, geb. 14. März 1833. b) Das Haus S.-Reifferſcheidt-Hainspach, welches allein noch den Grafentitel führt, iſt katholiſch und hat ſeine Güter in Böhmen. Der jetzige Altgraf iſt Franz, geb. 31. Mai 1819, Mitglied des Herrenhauſes des öſterr. Reichsraths auf Lebenszeit. c) Das Haus S.-Reifferſcheidt-Raitz erbte die Majoratsherrſchaften der 1784 ausgeſtorbenen S.-Neuburger Linie, wurde 1790 in den Fürſtenſtand erhoben und reſidirt zu Raitz bei Brünn. Der gegenwärtige Fürſt und Altgraf Hugo, geb. 15. März 1803, iſt ebenfalls erblicher Reichsrath des öſterr. Kaiſerthums. — Die jüngere Linie S.-Reifferſcheidt-Dyck wurde für die infolge der franz. Occupation verlorenen Feudalrechte im Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 mit Grundeigenthum entſchädigt, 1816 vom Könige von Preußen in den Fürſtenſtand erhoben und 1827 ihr eine Virilſtimme in dem erſten Stande der rhein. Provinzialſtände verliehen. Das Haus iſt katholiſch und deſſen Wohnſitz Dyck bei Neuß am Rhein. Der jetzige Fürſt und Altgraf Alfred, geb. 31. Mai 1811, iſt preuß. Oberſt-Marſchall und erbliches Mitglied des Herrenhauſes. Sein Oheim, Fürſt Joſeph, geb. 4. Sept. 1773, geſt. 21. März 1861, war Gatte der als Dichterin bekannten Fürſtin Conſtanze Marie von S.-Dyck (ſ. d.). Vgl. Fahne, «Geſchichte der Grafen, jetzigen Fürſten von S.-Reifferſcheidt» (Köln 1867 fg.).

Das Haus Oberſalm theilte ſich ebenfalls in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen S., die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis ſie dieſen 1816 mit dem Namen Fürſten von S.-Horſtmar vertauſchten. Gegenwärtig ſind noch drei Aeſte des Hauſes vorhanden: a) das fürſtl. Haus S.-Salm. Daſſelbe verlor infolge der Franzöſiſchen Revolution die ihm bis dahin verbliebene halbe obere Grafſchaft S. im Wasgau ſowie die wild- und rheingräfl. Länder; dagegen behielt es die Grafſchaft Anholt an der Grenze von Weſtfalen und Holland und bekam zur Entſchädigung 1803 ein Fürſtenthum im ehemaligen Bisthum Münſter. Der Fürſt Konſtantin Alex. Joſeph von S.-Salm trat 1. Aug. 1806 als Souverän zum Rheinbunde, verlor aber ſeine Souveränetät durch den Senatsbeſchluß vom 13. Dec. 1810 und kam unter franz. Hoheit. Der Wiener Congreß ſtellte ſeine Beſitzungen als Standesherrſchaften unter preuß. Landeshoheit. Infolge ſeines Uebertritts zur prot. Kirche 1826 mußte der Fürſt Konſtantin Frankreich verlaſſen und ſtarb zu Karlsruhe 1828. Sein Enkel iſt der gegenwärtige Fürſt Alfred, geb. 26. Dec. 1814, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauſes. Die Söhne von des letztern Vater, dem Fürſten Florentin (geb. 17. März 1786, geſt. 2. Aug. 1846), aus deſſen dritter Ehe mit Katharina, geb. Bender (geſt. 13. März 1831) führen den Titel S.-Hoogſtraaten. b) Das fürſtl. Haus S.-Kyrburg. Für den Verluſt der Grafſchaft Kyrburg und ſeinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern wurde es 1803 im Münſterſchen mit einem Drittheil der Aemter Bocholt und Aahaus entſchädigt, welchen Antheil es 1825 ganz an S.-Salm abtrat. Es trat 1806 ebenfalls als Souverän dem Rheinbunde bei, verlor aber auch 1811 ſeine Souveränetät und kam ſpäter unter preuß. Hoheit. Es bekennt ſich zur kath. Kirche. Gegenwärtiger Standesherr iſt Friedrich V. Ernſt, geb. 5. Nov. 1823. Sein Vater, Fürſt Friedrich IV., geb. zu Paris 14. Dec. 1789, verlor ſehr frühzeitig ſeinen Vater, den Fürſten Friedrich III., der während der Schreckensherrſchaft in Paris 25. Juli 1794 unter der Guillotine ſtarb, und wurde nun durch ſeine Tante, die Fürſtin von Hohenzollern-Sigmaringen, erzogen. Für den franz. Kriegsdienſt beſtimmt, kam der Prinz 1806 auf die Militärſchule zu Fontainebleau. Durch die Siege Napoleon's entflammt, verließ er Fontainebleau heimlich und ging nach Polen, wo ſich das Hauptquartier der Großen Armee befand. Zum Lieutenant in einem Huſarenregiment und bald darauf zum Ordonnanzoffizier des Kaiſers ernannt, wohnte er dem Feldzuge von 1807 rühmlich bei. In Portugal, unter Junot, wurde er ſodann zu den ſchwierigſten Expeditionen verwendet. In Madrid war er während des Aufſtandes 1808 großen Gefahren ausgeſetzt. Nachher zum Grand von Spanien erſter Klaſſe ernannt und von Napoleon zur Beſorgung wichtiger Depeſchen verwendet, wurde er von den Spaniern gefangen genommen und nach Tarragona abgeführt, wo er neun Monate in harter und gefahrvoller Gefangenſchaft blieb. Auf ſein Ehrenwort nach Deutſchland entlaſſen, ertheilte ihm Napoleon den Befehl, ſich zur Armee in Deutſchland zu begeben. Er wohnte der Schlacht bei Wagram bei, dann ging er als Oberſt und Commandeur des 14. Chaſſeurregiments nach Italien. Nach dem Frieden verließ der Prinz den franz. Militärdienſt, vermählte ſich mit der Freiin

Cäcilie Pavelot von Bordeaux und hielt sich seitdem abwechselnd auf seinem Schlosse Aahaus in Westfalen und in Ormesson bei Paris auf. Er starb 14. Aug. 1859. c) Das fürstl. Haus S.-Hostmar, das von der Grumbach'schen Linie der Wild- und Rheingrafen abstammt. Für die 1802 an Frankreich verlorenen Erbgüter auf dem linken Rheinufer erhielt es das Amt Horstmar im Bisthum Münster, das 1810 gleichfalls mit Frankreich vereinigt wurde und 1815 unter preuß. Oberhoheit kam. 1817 erhob der König von Preußen den bisherigen Wild- und Rheingrafen Friedrich von S.-Grumbach in den fürstl. Stand, worauf dieser den Titel Fürst von S.-Horstmar, Wild- und Rheingraf, annahm. Das Haus bekennt sich zur evang. Kirche und hat seinen gewöhnlichen Wohnsitz zu Schloß Varlar bei Koesfeld. Gegenwärtiger Standesherr ist Otto, geb. 8. Febr. 1833, Mitglied des preuß. Herrenhauses, der infolge Cession vom 27. März 1865 in die Erstgeburtsrechte seines ältern Bruders Karl eintrat.

Salm-Dyck (Constanze Marie, Fürstin von), aus dem altadelichen Geschlechte de Théis in der Picardie, geb. zu Nantes 7. Sept. 1767, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde sehr früh besonders durch die Poesie angezogen. 1789 heirathete sie den Chirurgus Pipelet, folgte ihm nach Paris und schrieb hier die lyrische Tragödie «Sappho» (1794), welche lange Zeit mit großem Beifall aufgeführt wurde, und zu der Martini die Musik gesetzt hatte. Auch ihre «Epître aux femmes», das Ausgezeichnetste, was sie in dieser Gattung leistete, wurde mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Nachdem sie sich 1803 als Witwe mit dem damaligen Grafen Joseph von Salm-Reifferscheidt-Dyck, der 1801 von seiner Gemahlin, einer Gräfin von Hatzfeld, geschieden worden war, vermählt hatte, ließ sie mehrere «Éloges» und «Discours académiques» erscheinen, von denen einige sich der akademischen Auszeichnung zu erfreuen hatten. Das Bedeutendste davon ist die «Éloge de Lalande». Von ihren übrigen Productionen verdient besonders ihr Roman in Briefen: «Vingt-quatre heures d'une femme sensible» (neue Aufl., Par. 1825; deutsch von Gathy, Kiel 1841), in welchem sich eine gewandte Darstellung bekundet, rühmliche Erwähnung. Ihre Gedichte erschienen unter dem Titel «Poésies» zuerst 1811 und dann in einer erweiterten Sammlung 1817. Daran schließen sich «Mes soixante années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires» (1833) an. Eine vollständige Ausgabe ihrer Werke erschien in vier Bänden (1843). Sie starb zu Paris 13. April 1845.

Salm-Reifferscheidt (Niklas, Graf von), der Vertheidiger Wiens, wurde zu Niedersalm in den Ardennen 1458 geboren. Er focht bei Granson und Murten wider die Burgunder, dann wider die Ungarn, wider Venedig und wider die Franzosen. In der Schlacht bei Pavia 1525 nahm er den König Franz I. gefangen und 1529 schlug er die Anhänger des Johann Zapolya in Ungarn. Das größte Verdienst aber erwarb er sich bei der Vertheidigung Wiens gegen des Sultans Soliman II. Angriff. Er starb an einer beim letzten Sturme der Türken erhaltenen Wunde 4. Mai 1530. Das ihm von Karl V. und Ferdinand I. errichtete Denkmal befindet sich jetzt auf der Salm'schen Herrschaft Raitz bei Brünn.

Salmanassar (Salman asir, d. i. Gott Salman ist günstig) heißen mehrere assyr. Könige. Vor der Entdeckung der Keilschriften war nur der letzte Monarch dieses Namens, bisjetzt S. VI., bekannt, der von 726—721 v. Chr. regierte. Dieser Herrscher, Sohn Teglatphalasar's (in der Bibel Tiglathpilesar), hatte den israel. König Hosea tributpflichtig gemacht. Letzterer verband sich mit So (Sabako), König von Aegypten, um sich dieser Obliegenheit zu entziehen. Da belagerte ihn S. in Samaria. Vor dem Ende der dreijährigen Belagerung dieser Stadt wurde S. durch Sargon (s. d.) entthront und wahrscheinlich getödtet. Sargon machte dann dem israel. Reiche ein Ende. Außerdem kennt man unter den gleichnamigen Königen den ältesten aller bekannten Herrscher von Ninive, ferner S. II., den Erbauer Kalachs, und S. IV. gegen 900 v. Chr., den Obeliskenkönig, wie er nach dem Obelisken von Nimrud genannt wird. Dieser König führte Kriege vom Kaukasus bis nach Phönizien und bekriegte Ahab, den er citirt, wie auch Hesael und Jehu, von dem er Tribute empfing. Er regierte 29 J. und wurde von seinem Sohne Sardanapal IV. (Asurdannichabal) entthront.

Salmasius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ausgezeichneter Gelehrter des 17. Jahrh., geb. 15. April 1588 zu Sémur-en-Auxois, widmete sich zu Paris und seit 1606 zu Heidelberg dem Studium der Philosophie und Jurisprudenz, betrat dann in Frankreich als Anwalt die gerichtliche Laufbahn und folgte 1631 dem Rufe als Professor nach Leyden. Hierauf erhielt er von Frankreich den Titel als Staatsrath und andere Auszeichnungen, zog sich aber, als er 1649 auf Betrieb des verbannten Königs von England, Karl's II., für dessen Vater die «Defensio regia pro Carolo I.» verfaßte und mit ungemessenem Eifer darin das Königthum vertheidigte, die Misbilligung des engl. Parlaments und seiner republikanischen Freunde in Hol-

land in dem Grade zu, daß er 1650 sehr gern die Einladung der Königin Christine nach Schweden annahm. Allein schon im darauffolgenden Jahre kehrte er, da ihm das dasige Klima nicht zusagte, nach Holland zurück und begab sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit 1653 in die Bäder von Spaa, wo er 3. Sept. starb. Unter seinen zahlreichen Werken, die sämmtlich das Durcharbeiten des aufgehäuften Materials vermissen lassen und eine große Hinneigung zur Polemik verrathen, nehmen die «Plinianae exercitationes in Solinum» (2 Bde., Par. 1629; neue Aufl., Utr. 1689) den ersten Platz ein. Von den Ausgaben alter Schriftsteller sind zu erwähnen: die der «Scriptores historiae Augustae» (Par. 1620 und Lond. 1652), des Florus (Heidelb. 1609 und Leyd. 1638), von Tertullian's «De pallio» (Par. 1622 und Leyd. 1656), des Achilles Tatius (Leyd. 1640) und von des Simplicius «Commentarius in Epictetum» (Leyd. 1640); von den sprachlichen und antiquarischen Schriften: «De usuris» (Leyd. 1638), «De modo usurarum» (Leyd. 1639), «De foenore trapezitico» (Leyd. 1640), «De mutuo» (Leyd. 1640), «De lingua hellenistica» (Leyd. 1643), «Funus linguae hellenisticae» (Leyd. 1643), «De annis climactericis et de antiqua astrologia» (Leyd. 1648) und «De re militari Romanorum» (Leyd. 1657). Auch seine «Epistolae» (Leyd. 1656) enthalten manche charakteristische Beiträge zur Gelehrtengeschichte jener Zeit.

Salmiak, auch Chlorammonium oder Chlorwasserstoffammoniak nennt man ein aus Salzsäure und Ammoniak bestehendes, in seinen, federartig gruppirten, farblosen, stechend salzig schmeckenden Nadeln krystallisirendes, im Handel meist in Form großer, concav-convexer Brote von strahliger Textur vorkommendes Salz. Dasselbe läßt sich aus allen ammoniakhaltigen oder bei ihrer Zersetzung Ammoniak bildenden Substanzen gewinnen. Sonst bediente man sich dazu in Aegypten des Mistes und Harns der Kamele. Jetzt erzeugt man durch Erhitzung von Knochen, Horn u. s. w. in verschlossenen Gefäßen unreines kohlensaures Ammoniak, welches man mit Schwefelsäure sättigt. Das schwefelsaure Ammoniak gibt dann bei Behandlung mit Kochsalz Glauberfalz und S. Letzterer wird, da er flüchtig ist, durch Sublimation gereinigt. Neuerdings werden die sonst als werthlos weggeworfenen ammoniakalischen Flüssigkeiten der Gasfabriken auf S. verarbeitet. Auch sammelt man in größern Städten, wie in Paris und Wien, den Harn der öffentlichen Plätze auf und stellt daraus S. dar. In neuerer Zeit hat sich auch die Möglichkeit der vortheilhaften Darstellung des S. als Nebenproduct bei der Gewinnung des Eisens durch den Hohofenproceß gezeigt. Der S. löst sich leicht im Wasser unter starker Abkühlung, wird theils in der Medicin, theils als Flußmittel beim Löthen, Verzinnen u. s. w., als Beize in der Tabacksfabrikation, zu Darstellung anderer Ammoniaksalze, in der Färberei u. s. w. angewendet; außerdem dient er bei der Gewinnung des Platins und der Darstellung des Platinschwamms.

Salomo, David's jüngster Sohn von der Bathseba und auf deren Antrieb, mit Zurücksetzung seiner ältern Brüder, von dem altersschwachen David zum Thronerben ernannt, war 40 J. lang, 1020—980 v. Chr., König von Israel. Nach grausamer orient. Sitte begann er seine Regierung mit der Ermordung des rechtmäßigen Thronfolgers Adonia, des Feldherrn Joab und anderer Misvergnügter. Die durch die glücklichen Kriegsthaten seines Vaters erweiterten Grenzen des Reichs behauptete er gegen innere Aufstände und äußere Angriffe, im Süden mit ägypt. Hülfe. Die Reste der im Lande zurückgebliebenen Kananäer zwang er zu harter Knechtschaft, legte zum Schutz gegen die Nachbarstämme eine Reihe von Festungen an und brachte sein Kriegsheer durch Vermehrung der Reiterei und der aus Aegypten bezogenen Streitwagen auf eine achtunggebietende Höhe. Doch sein Hauptaugenmerk war nicht auf den Krieg, sondern auf die innere Befestigung seiner Herrschaft und auf den ruhigen Genuß des Erworbenen gerichtet. Unter ihm traten die Israeliten zuerst in die Reihe der morgenländ. Culturvölker ein. In Verbindung mit König Hiram von Tyrus benutzte er die günstige Lage des Landes zur Eröffnung eines lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehrs mit Arabien und Persien, der ihm unermeßliche Reichthümer einbrachte. Der schon von seinem Vater erstrebten polit. und gottesdienstlichen Concentration gab er durch den Bau des Tempels und des Königschlosses zu Jerusalem einen äußern Ausdruck. Die Priester mußten die überall im Lande zerstreuten heil. Stätten verlassen und erhielten eine einheitliche Organisation. Aber die verschwenderische Pracht der königl. Bauten und die üppige Hofhaltung verschlang unermeßliche Summen, zu deren Bestreitung das Volk mit Steuern, Lieferungen und Fronen bedrückt werden mußte. Trotzdem war der König einmal genöthigt, 20 galiläische Orte für 120 Talente Goldes an Hiram von Tyrus zu verpfänden. Ein orient. Sultan im echten Sinne des Worts, umgab er sich mit einem glänzenden Hofstaate, einem zahlreichen Beamtenheere und einem mit

Hunderten von Frauen bevölkerten Harem. Uebrigens war er ein kluger und geistvoller Fürst, dessen verständige Richtersprüche, dessen Spruchweisheit und Räthselkunst auch von Fremden bewundert wurden. Die nationale Ueberlieferung sah in seiner Regierung das goldene Zeitalter des Volks und malte seine Pracht und Weisheit in desto lichtern Farben, je mehr die Schattenseiten seines despotischen Regiments der Erinnerung entschwanden. Dennoch hat seine Verschwendung, sein Steuerdruck, seine Verletzung manch altgeheiligter Sitten, namentlich auf religiösem Gebiet, und gegen Ende seines Lebens auch seine Hinneigung zu den heidnischen Culten der Nachbarvölker den Grund zum Verfalle des Reichs gelegt. Wenn auch der Aufstandsversuch des Jerobeam, der namentlich in der Unzufriedenheit der nördl. Stämme, aber auch bei dem gegen Ende der Salomonischen Regierung vernachlässigten Propheteuthum seine Stütze fand, glücklich gedämpft wurde, so blieb doch im Volke eine tiefe Misstimmung zurück, die nach S.'s Tode den Zerfall des Reichs in zwei Theile herbeiführte. Im Alten Testament werden dem S. verschiedene Bücher (das Hohelied, der Prediger, die Sprüche Salomonis und das apokryphische Buch der Weisheit) sowie mehrere Psalmen beigelegt. Das Hohelied (s. d.), welches die angeblichen Versuche des Königs S. schildert, die Liebe eines schlichten, seinem Bräutigam treu ergebenen Hirtenmädchens zu gewinnen, malt die Pracht des Hofs und die Ueppigkeit des Haremslebens in frischen Farben, welche geringe Zeitferne, aber eine dem prunkliebenden und wollüstigen Könige eben nicht günstige Stimmung verrathen. Die Spruchsammlung verdankt ihre Zurückführung auf S. dem Umstande, daß dieser der spätern Erinnerung als Vater der gnomischen Dichtung erschien, obwol das, was uns geschichtlich von seiner Spruchweisheit überliefert ist, weit mehr auf die sonstige orient. Gnomen- und Räthseldichtung, wie sie noch heute bei den Arabern zu Hause ist, hinweist. Der «Prediger» ist ein Denkmal sadducäischer Weltanschauung der spätern nachexilischen Zeit; das «Buch der Weisheit» endlich stammt gar erst aus den Kreisen der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie. Noch spätern Ursprungs sind die pseudoepigraphischen Psalmen Salomonis (nicht zu verwechseln mit den im Psalmbuch unter Salomo's Namen erhaltenen Liedern). Salomo's Weisheit und Glück sind bei der Nachwelt sprichwörtlich, und die Märchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn als einen fabelhaften König, dessen Herrlichkeit und Weisheit in ihren Darstellungen zu Zauberei wird. Der Siegelring S.'s war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei symbolische Bedeutung.

Salomonsinseln (engl. Solomon-Islands), früher auch Archipel von Neugeorgien genannt, eine austral. Inselgruppe östlich vom Südende Neuguineas, zwischen 5 und 11° südl. Br., 172 und 181° östl. L. gelegen und, obgleich schon 1567 vom Spanier Mendaña entdeckt und mit dem erstern Namen belegt, doch noch sehr ungenügend erforscht. Die Gruppe besteht aus sieben oder acht großen und einer Menge kleiner Inseln, die sich in Südostrichtung in zwei Reihen ausdehnen. Man hat das Areal des Archipels auf 572 Q.-M. geschätzt. In der östl. Reihe liegen die Inseln Bougainville oder Neugeorgia mit Buka oder Winchelsea (etwa 130 Q.-M.), Choiseul (107½), Ysabel (114) und jenseit der Straße Indispensable, der einzigen sichern und gut fahrbaren im ganzen Archipel, Carteret und Malaita oder die Arsacideninsel (50 Q.-M.); in der westl. Reihe Georgia in der Hammondgruppe, Guadalcanal oder Gera (68 Q.-M.) und Bauro oder San-Christoval (67 Q.-M.). Außerdem liegt noch eine Reihe flacher Lagunengruppen an der Ostseite des Archipels, die, wie diese ganze Gegend des Oceans, wenig bekannt sind. Die Schiffahrt zwischen den einzelnen Inseln ist wegen der vielen Korallenriffe, die namentlich auch an ihren Westküsten liegen, sehr gefährlich. Alle Inseln haben eine südöstl. Längenausdehnung bei nur geringer Breite, alle sind hoch und gebirgig, die Bergspitzen von bedeutender Höhe. Der Pic Lammas auf Gera steigt 7509, der Pic Balbi auf Bougainville 9438 par. F. auf; in Bauro und Malaita erreichen die Berge nur gegen 4000 F. Höhe. Die Inselchen Simbu (Eddystone) und Sesargo (zwischen Malaita und Gera) haben thätige Vulkane. Der Archipel ist dicht bewaldet, die Vegetation überhaupt reich und üppig. Die Haupterzeugnisse sind Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. Das Klima ist bei der großen Feuchtigkeit der Wälder nicht gesund. Die anscheinend auf einigen Inseln zahlreichen Bewohner sind Australneger, die den westlicher wohnenden an Bildung überlegen zu sein scheinen. Sie treiben Landbau in ausgedehnterm Maße und zeigen in der Verfertigung ihrer Boote und Geräthe großes Geschick. Gegen die Europäer sind auch sie stets scheu und mistrauisch aufgetreten. Der Menschenfresserei sind sie in hohem Grade ergeben. Verbindung mit den Europäern besteht nur wenig. Doch haben sie sich auf Simbu und den umliegenden Eilanden in den letzten

Zeiten mehr an den Verkehr mit Handelsschiffen, namentlich aus Neusüdwales, gewöhnt und diesen besonders Schwefel und Schildpatt geliefert. Kath. Missionare haben ohne Erfolg das Christenthum einzuführen gesucht; protestantische sind jetzt in den südlichsten Inseln damit beschäftigt.

Salomonssiegel, s. Convallaria.

Salon heißt in einer franz. Wohnung dasjenige Zimmer, welches gewöhnlich größer und stattlicher ausmöblirt ist als die andern Wohnzimmer, und in dem man Besuche empfängt und Gesellschaften abhält. Im figürlichen Sinne versteht man auch darunter die gute Gesellschaft, die elegante und vornehme Welt, die Salonwelt. Bei den Franzosen hat das Wort diesen Sinn vorzugsweise im Plural, wenn von den S. oder seinern Cirkeln der Hauptstadt die Rede ist. Außerdem wird in Paris die periodische Ausstellung von Werken lebender Künstler le Salon genannt, weil der große Saal des Louvre, wo die ersten Ausstellungen dieser Art im 17. und 18. Jahrh. gehalten wurden, schlechtweg der S. hieß. Daher kommen auch die pariser Localausdrücke: Critiques de Salon und Livrets de Salon, womit man die Zeitungsberichte oder Flugschriften über jene Kunstausstellungen und die Kataloge der ausgestellten Kunstwerke zu bezeichnen pflegt.

Salona, die Hauptstadt der griech. Eparchie Phocis in der Nomarchie Phthiotis und Phocis, 16 M. nordwestlich von Athen, am Fuße des Liakura oder Parnassus, 2 St. nördlich von der Bai von S. oder von Galaxidi (Sinus Crissaeus), ist der Sitz eines Bischofs und hat eine Citadelle, die auf den Ruinen der Akropolis der alten Stadt Amphissa (s. d.) erbaut ist, und von der man eine schöne Aussicht auf die fruchtbare Umgegend, die ehemalige Krissäische Ebene hat. Die Stadt ist von Cypressen-, Oliven- und Pomeranzenhainen umgeben, hat zwei hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht und zählt 4000 E., welche Oel-, Tabacks- und Getreidebau und Corduanfabrikation betreiben und außer ihren Erzeugnissen noch Wein, Oel, Baumwolle und Getreide aus den benachbarten Thälern zur Ausfuhr bringen, und zwar aus dem armseligen Hafenort Skala, dem alten Chalaeum, in der Nähe der Ruinen von Kirrha ((s. d.) und der alten Stadt Krissa. Zu S. wurde die Verfassung Griechenlands vom 11. Nov. 1821 unterzeichnet, und in den folgenden Jahren erfochten hier die Griechen mehrere Siege über die Türken. Westlich am Eingang zur Bai von S. liegt der ziemlich lebhafte Hafenort Galaxidi, das alte Anthe oder Anthia, dessen 4000 E. Schiffbau und Schiffahrt treiben; er wurde 2. Oct. 1821 von den Türken verbrannt.

Salona, ein Dorf in der Präfectur und 3 Miglien nordöstlich von der Stadt Spalato im österr. Königreich Dalmatien, am Fuße des Bergs Koziak und am Flusse Salona, bewahrt das Andenken von Salona oder Salonä, der alten Hauptstadt Dalmatiens, in deren Nähe des Kaisers Diocletianus großer Palast lag, und die 641 von den Avaren zerstört wurde. Als Kaiser Franz 1818 diese classische Gegend besuchte, verordnete er, jährlich eine gewisse Summe auf Nachgrabungen zu verwenden, welche aber nur einige Jahre mit Eifer betrieben wurden, und deren Ausbeute an Alterthümern zum Theil in Spalato aufgestellt ist. In neuerer Zeit hat Carrara die Ausgrabungen fortgesetzt und die Umfangsmauer, das Bad, das am Meeresstrande gelegene Theater, das große Amphitheater u. a. m. an das Tageslicht gebracht. Das Ergebniß seiner Forschungen legte er in der «Topografia e scavi di S.» (Wien 1853) nieder.

Salonichi, türk. Selanik, das alte Therma oder spätere Thessalonich (s. d.) in Macedonien, nächst Konstantinopel die wichtigste Fabrik- und Handelsstadt der europ. Türkei, Hauptort des Ejalets Selynik und Sitz eines Generalgouverneurs wie eines griech. Erzbischofs, liegt malerisch am Ende des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen Thermäischen oder Meerbusens von S. zwischen zwei Vorgebirgen, am Fuße des über 4000 F. hohen Hortasch. Die Stadt ist mit hohen, crenelirten und bethürmten Mauern und Festungswerken umgeben und im türk. Stile gebaut, zeichnet sich aber vor andern türk. Städten durch Reinlichkeit aus und zählt etwa 70000 E., darunter ungefähr 30000 Türken, 20000 Griechen, 20000 Juden und Franken. Unter den 30 (darunter 12 größere) Moscheen sind die beiden ehemaligen, der heil. Sophia und dem heil. Demetrius geweihten griech. Kirchen die vorzüglichsten. Auch gibt es in S. mehrere griech. Kirchen, einige griech. Klöster und eine kath. Kirche. Der sichere Hafen faßt gegen 300 Schiffe. Seit dem 17. Jahrh. machten in S. Italiener, Engländer, Deutsche und Franzosen bedeutende Handelsgeschäfte, Geld- und Wechselhandel nach Wien und Smyrna; auch war die Stadt blühend durch ihre Türkischroth-Färbereien, durch Teppich-, Baumwoll-, Seiden-, Tuch-, Saffian-, Stahlwaaren- und andere Manufacturen. In neuerer Zeit hat infolge der übermächtigen Concurrenz des europ. Gewerbfleißes, der namentlich die Türkischroth-Färbereien in Macedonien ganz vernichtete, die Industrie und damit die Blüte der Stadt sehr

abgenommen, obſchon ſie noch immer bedeutenden Handel mit den Naturproducten Macedoniens treibt und deſſen Stapelplatz iſt. 1861 liefen 671 Schiffe ein, und der Import betrug über 7 Mill., der Export über 9 Mill. Thlr. Die Stadt hat mit ihrer nächſten Umgebung noch mehrere Ueberreſte aus dem Alterthum und dem Mittelalter aufzuweiſen. Die Citadelle Bedi-Kuleh oder das Heptaphrgion (ſieben Thürme), größtentheils venet. Urſprungs, nimmt die Stelle der alten Akropolis ein und umſchließt die Ruine eines Triumphbogens des Marc Aurel. Das Propyläum des Hippodromos, von den dort wohnenden ſpan. Juden Incantadas genannt, iſt eine großartige korinth. Colonnade von fünf Pilaſtern nebſt Gebälk. Die große Area des Hippodromos lag zwiſchen dem Meere und der Rotunde, die, nach dem Muſter des Pantheon in Rom erbaut, für einen Tempel aus Trajan's Zeit gehalten wird. Die Moſchee Eski-Dſchamma war ein Tempel der thermäiſchen Venus und hatte auf jeder Seite 12 ioniſche Pilaſter. Das Wardarthor am Weſtende der Stadt war der Triumphbogen des Octavianus Auguſtus zur Erinnerung an deſſen Sieg bei Philippi, aus großen Marmorblöcken errichtet, 18 F. hoch und 12 F. breit. Am entgegengeſetzten Ende ſtand der aus Backſteinen aufgeführte, mit Marmor bekleidete Triumphbogen Konſtantin's d. Gr. In der Umgebung, die ungeſund, von der Malaria heimgeſucht iſt, befinden ſich ſchöne Landhäuſer der fremden Conſuln und auch Schwefelquellen.

Salpeter und **Salpeterſäure**, ſ. Nitrum.

Salpeterſaures Silberoxyd, ſ. Höllenſtein.

Salpiglossis, Name einer von den ſpan. Botanikern Ruiz und Pavon entdeckten und benannten Gattung ſüdamerik. Kräuter aus der 14. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Scrophularineen, ausgezeichnet durch ihre großen, prächtig gefärbten Blumenkronen, deren lange, röhrig-trichterförmige Röhre am Schlunde ſich glockenförmig erweitert und in einen ſchiefen, zweilippigen Saum mit ausgerandeten Lippen übergeht. Innerhalb derſelben befindet ſich neben den vier didynamiſchen Staubfäden ein fünfter ohne Staubbeutel. Die Frucht iſt eine zweifächerige, mehrſamige Kapſel. Die in Chile wachſenden Arten dieſer Gattung ſind einjährige Kräuter mit buchtig gezähnten oder fiederſpaltigen Blättern und langgeſtielten Blüten, welche in den Winkeln von Deckblättern am obern Theile des Stengels ſtehen. Die ſchönſte Art iſt S. sinuata, von welcher durch die Kunſt der Gärtner eine Menge von Sorten mit prachtvollen, bald purpurrothen, bald blauen oder violetten, bald gelben, bald geſtreiften Blumen entſtanden ſind. Dieſelben gehören zu unſern ſchönſten Sommerzierpflanzen, gedeihen im Freien und pflegen Trompetenblumen genannt zu werden. Man ſäet die Samen in Töpfe oder Frühbeete und verſetzt im Mai oder Juni die Pflänzlinge ins freie Land.

Salſette, die größte der bei Bombay gelegenen Inſeln, von den Eingeborenen Thalta, von den Portugieſen, ihren frühern Beſitzern, Canaria genannt, hat einen Flächenraum von 7 Q.-M. und über 50000 E. Sie iſt mit der Inſel Bombay im Norden durch einen Damm und eine ſteinerne Bogenbrücke verbunden und gehört zum gegenüberliegenden continentalen Diſtrict Tannah oder Nord-Concan (257,6 Q.-M. mit 815849 E.), deſſen 15000 E. zählende Hauptſtadt Tannah wiederum mit Bombay durch eine Eiſenbahn in Verbindung ſteht, deren weitere Fortſetzung durch dieſen Diſtrict als erſte Section des Indian-Peninſular-Railway 16. April 1853 eröffnet wurde. Mitten auf der Inſel, neben dem Dorfe Kennery ſieht man die ungeheuern, in den Felſen eingehauenen Höhlentempel, welche, ähnlich denen von Ellora, der Inſel ihre Berühmtheit verliehen haben. Der größte, 100 Schritte lang und 40 breit, im Innern von 30 Säulen, meiſt mit Elefanten zu Capitälen, getragen, war ein Buddhatempel, der lange Zeit den Portugieſen während der Zeit ihrer Herrſchaft in Indien zur Kirche diente, weshalb auch die in demſelben befindlichen Bildhauerarbeiten meiſt vernichtet worden ſind. Beim Eingange in eine andere ſieht man noch zwei koloſſale Statuen und auf einem Pfeiler des Porticus ſowie an den Wänden im Innern Inſchriften. Alles iſt in dieſen Tempeln mit Bildwerken geziert. Die größern, zum Theil aus mehrern Stockwerken übereinander beſtehend, ſind von kleinen Grotten umgeben, und zwiſchen ihnen befinden ſich verſchiedene Treppen, freie Plätze und heilige Teiche. Sicher ſind dieſe Felſenhöhlen buddhiſtiſchen Urſprungs und dienten zugleich als Tempel und Klöſter der Buddhiſten.

Salt-Lake, Great-Salt-Lake, der Große Salzſee, der größte See im Territorium Utah (ſ. d.) der Vereinigten Staaten von Amerika, in einer Depreſſion des Plateau, welches ſeit Frémont das Große Baſſin des Salzſees genannt wird, weſtlich am Fuße des Wahſatchgebirgs gelegen, ſoll ſchon 1689 dem Baron La Hontan durch Ausſagen der im Weſten des Miſſiſſippi hauſenden Indianer bekannt geworden ſein, wurde dann 1776 von dem ſpan. Pater Escalante wirklich aufgefunden und von dieſem Laguna-Timpanogo genannt, aber erſt 1843

von dem nordamerik. Colonel Frémont genauer erforscht und beschrieben. Der See liegt 3949 par. F. über dem Meere, ist 15⅙ M. lang, bis 7½ M. breit, hat sehr unregelmäßige Umrisse und ohne die kleinen Einbuchtungen nur 63 M. Umfang. Seine nördl. Hälfte wird durch eine südwärts vorspringende Landzunge in zwei große Buchten getheilt. Er ist im allgemeinen flach, auf weite Strecken nur 2—3 F. tief. Auch ist er fast überall von flachen Ufern umgeben, die je nach den vorherrschenden Winden trocken liegen oder unter Wasser gesetzt und besonders im Frühjahre weithin überschwemmt werden. Der See umschließt sechs größere und mehrere kleinere Inseln, hat keinen Abfluß, klares, durchsichtiges, aber außerordentlich salziges Wasser, das 22 Proc. Kochsalz nebst einigen andern Salzen enthält und eine der stärksten Salzsolen bildet, die es gibt. Es ist dies ein um so merkwürdigeres Phänomen, da der See bedeutende Zuflüsse süßen Wassers aufnimmt, wie von Nordosten her den Bärenfluß (Bear River). Das Wasser beherbergt kein lebendes Wesen, obwol gewaltige Scharen von Wasservögeln die Ufer besuchen. Das Bad in ihm ist erfrischend, stärkend, erfordert indeß ein anderes in süßem Wasser, um das Salz zu entfernen. Frisches Fleisch, 12 St. lang in das Seewasser gelegt, ist ziemlich gut gepökelt. Getrunken erzeugt das Wasser Würgen und Erbrechen. Durch einen 7½ M. langen Kanal, den Jordan, der Stromschnellen bildet, starkes Gefälle und mehrere Mündungsarme hat, empfängt der Große Salzsee im Süden das süße Wasser des Utah-Sees oder Timpanogos-Sees, der 94 F. höher in ein grasreiches, anbaufähiges Becken eingesenkt ist, 6½ M. Länge, 2⅕ M. Breite, 16½ M. Umfang hat und durch zahlreiche Gebirgswasser gespeist wird, welche alle süßes Wasser führen und, wie der See selbst, reich an Lachsforellen und andern Fischen sind. Beide Seen erhalten das Wasser von einem etwa 520 Q.-M. großen Gebiete. Auf dem schmalen Gürtel Culturlandes längs der Wasserstraße des Jordan, in dem sog. Mormonenthal, haben sich seit 1847 die Mormonen (s. d.) angesiedelt. Von geringer Bedeutung für die Bodencultur ist die südl. Umgebung des Salzsees, völlig unbrauchbar die Nord- und Westküste. Die Hauptstadt der Mormonen, Salt-Lake-City oder Great-Salt-Lake-City, sonst auch wol Mormon-City, Neujerusalem und Neuzion genannt, liegt am rechten Ufer des Jordan, 2⅕ M. im Süden von dessen Mündung, 4080 F. über dem Meere, am Fuße eines Hügelrückens, der sich vom Wahsatchgebirge westwärts abzweigt. Die Stadt ist 1847 gegründet und auf eine große Ausdehnung berechnet. Die Straßen, 132 engl. F. breit, durchschneiden sich winkelrecht und umschließen Quadrate von je 660 F. Länge und Breite, die in eine bestimmte Anzahl von Grundstücken, jedes von 1½ Acres Areal, getheilt sind. Die Häuser sind von Adobe oder getrockneten Lehmsteinen erbaut, klein und einstöckig. Jedes muß 20 F. von der Straßenfront zurücktreten und der vor ihm liegende Raum mit Bäumen und Buschwerk bepflanzt werden. Von einem wasserreichen Bache, der die Stadt durchfließt, sind nach allen Seiten Kanäle geleitet, die zur Bewässerung der Gärten und anderer Anpflanzungen dienen. 1860 hatte die Salzseestadt eine Bevölkerung von 8218 Seelen, während ihr Gebiet, die Grafschaft Salt-Lake, 11295 E. zählte. Die wichtigsten Gebäude der Stadt sind der 1853 begonnene große Mormonentempel, ein goth. Bau von 150 F. Länge und 60 F. Breite; das Zehnthaus (Tithing House), wo der Zehnt von aller Production des Territoriums zum Nutzen der Kirche niedergelegt wird; das Gesellschaftshaus (Social Hall), welches zu Tanz- und andern Vergnügungen stark benutzt wird, wie früher auch zu theatralischen Vorstellungen, die aber jetzt in einem eigenen, plump in dorischem Stil aufgeführten Theater stattfinden. Die Lage der Stadt ist sehr malerisch. Nach Vollendung der Pacific-Eisenbahn (Central Pacific Railroad), die von der Küste Californiens ostwärts über die Rocky-Mountains führen und die Salzstadt berühren wird, dürften in der bisher dem Weltverkehr so entlegenen Mormonenmetropole bedeutende Veränderungen vorgehen. Vgl. Burton, «The City of the Saints» (Lond. 1861).

Salta, der nordwestlichste und nach Buenos-Ayres der größte Staat der Argentinischen Conföderation in Südamerika, im Norden von Bolivia, im Westen von Chile, im Süden von Catamarca und Tucuman, im Südosten vom argentin. Theile des Gran-Chaco begrenzt und im Osten durch den Rio-Vermejo von dem paraguitischen Theile desselben getrennt, zählte mit der im Osten gelegenen Tenencia oder Statthalterschaft Oran 1864 auf 2985 Q.-M. (nach andern 2800) etwa 80000 E. Das Land ist nur geringern Theils, im Osten, eben; sonst gebirgig, besonders im äußersten Westen, wo die Cordillerengipfel bis 18000 F. aufsteigen und die Plateaux 4000 F. hoch liegen. Das Gebirge ist metallreich. Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Eisen und Blei sollen vielfach vorkommen; aber Bergbau wird noch nicht betrieben. Die Bewässerung ist theilweise reichlich und der Bodencultur günstig. Die wichtigsten Flüsse, außer

dem Vermejo an der Grenze, ſind deſſen Zufluß Lavayen und der Rio-Inramento, der unter dem Namen Rio-Salado gegen Südoſten dem Paraná zuſtrömt. Nur der Vermejo iſt ſchiffbar. Das Klima iſt nach der Höhenlage der einzelnen Landſtriche ſehr verſchieden. In der Ebene eignet es ſich bis zu 2000 F. Höhe für den Anbau des Zuckerrohrs und der meiſten tropiſchen Früchte, zwiſchen 3500—8000 F. für den Anbau von Getreide, Wein und den meiſten europ. Fruchtbäumen. Höher hinauf gedeihen noch Gerſte, Kartoffeln und Futterkräuter. Die höhern Theile des Gebirgs und die Plateaux ſind waldlos. Auf den untern Abfällen und in den Thälern finden ſich jedoch ſchöne Waldungen, und in Oran haben dieſelben den tropiſchen Charakter des Gran-Chaco. Die Bevölkerung beſteht größtentheils aus Miſchlingen von Spaniern und Calchaqui-Indianern. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt Acker- und Gartenbau, in geringerm Maße Viehzucht. Man producirt Weizen, Mais, viel Wein, namentlich vortrefflichen Calchaqui, ſowie Luzerne, Tabak und Baumwolle, vorzüglich aber Zuckerrohr. Außer der Zuckerfabrikation, die bedeutende Fortſchritte gemacht, gibt es keinen Induſtriezweig von Belang. Hauptausfuhrartikel ſind Rindvieh, Pferde, Maulthiere und Eſel für Bolivia, wofür Coca, Chocolade und Silber eingeführt wird. Auch der Binnenhandel beſchäftigt viele Menſchen und Laſtthiere. Die geiſtige Cultur iſt noch ſehr zurück; in den meiſten Diſtricten fehlt es noch ganz an Schulen. Adminiſtrativ zerfällt der Staat in 17 Departements, von denen 3 auf Oran kommen. Die Hauptſtadt S., vollſtändig San-Miguel de S., in einer von mehrern Bergſtrömen durchfloſſenen, aber nicht ſonderlich angebauten Ebene des Thales von Lerma gelegen, 1582 vom damaligen Gouverneur von Tucuman, Hernando de Lerma, gegründet, Sitz eines Biſchofs, iſt regelmäßig gebaut, mit breiten, größtentheils gepflaſterten Straßen und mit einem Hauptplatz, an welchem das Regierungsgebäude (Cabildo) und die alte baufällige Kathedrale ſtehen. Außerdem hat die Stadt noch zwei Kirchen, ein Colegio-Nacional für den Secundärunterricht, ein Waiſenhaus (Colegio de Educandas), ein öffentliches Hospital mit einem wunderthätigen Crucifix. Die Häuſer ſind meiſt ſehr einfach. Die Stadt zählt 11300 E., iſt ziemlich lebhaft und treibt viel Speditionshandel nach Bolivia.

Saltarello, ein ital. Tanz von ſehr ſchneller, immer zunehmender Bewegung, den der Tänzer mit der Guitarre begleitet, wird faſt bei allen Feſtlichkeiten auf dem Lande, namentlich von Winzern und Gärtnern getanzt. Beſonders lieben ihn die Römer.

Salto mortale (ital.), eigentlich ein lebensgefährlicher Sprung, wie ihn Aequilibriſten auszuführen pflegen, nennt man überhaupt ein mit Gefahr verbundenes Wagniß.

Salutiren bezeichnet in der Militärſprache unter den Ehrenbezeigungen oder Honneurs diejenigen, welche durch Senken des Degens oder der Fahne geſchehen. Der Offizier ſalutirt, wenn die Mannſchaft das Gewehr präſentirt oder wenn die Fahne abgeholt oder zurückgebracht wird. Letztere wird zum S. geſenkt, wenn Truppen in der Paradeaufſtellung oder Ehrenwachen das Gewehr präſentiren, alſo bei dem Erſcheinen des Fürſten oder Befehlshabers, der die Parade abnimmt. — Das S. der Schiffe erfolgt bei Begegnung mit andern und bei Annäherung an befeſtigte Plätze durch eine gewiſſe Anzahl blinder Schüſſe. Auch ſalutiren die Schiffe, wenn eine hohe Perſon an Bord empfangen wird, während bei ihrem Abſchiede die Mannſchaft die Raaen bemannt und ein Hurrah ruft. Das im Range höhere Schiff dankt durch weniger Schüſſe, die Feſtung aber, wenn nicht durch einen Parlamentär etwas anderes verabredet iſt, durch einen Schuß weniger, ſodaß ſie ſtets in gerader Zahl erwidert und nicht vor dem dritten Schuſſe beginnt. Die Beſtimmungen des engl. Seerechts ſind dabei faſt überall maßgebend. Eine andere Art des S. iſt das Auf- und Niederholen der Flagge, welche ebenſo erwidert wird.

Saluzzo (franz. Saluces), Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes in der ital. Provinz Cuneo, durch die Eiſenbahn mit Turin und Cuneo verbunden. Die Stadt beſteht aus der Ober- und Unterſtadt, iſt der Sitz der Unterpräfectur, eines Tribunals und eines Biſchofs, hat ein altes Caſtell, die Reſidenz der alten Markgrafen von S., in welchem nach der Sage die tugendhafte Griſeldis gefangen ſaß, und welches ſeit 1828 in eine Strafanſtalt verwandelt worden iſt, eine ſchöne Kathedrale, die Pfarrkirche S.-Bernardo mit den Denkmälern der Familie della Torre, Grafen von Luſerna, die Kirche S.-Domenico mit dem Denkmale, welches Margaretha von Foix 1504 ihrem Gemahle, dem Markgrafen Ludwig II., errichtete, ein Lyceum, ein Gymnaſium und eine techniſche Schule, ein biſchöfl. Seminar, mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten. Die 16208 Köpfe ſtarke Bevölkerung (Ende Dec. 1861) betreibt Seidenſpinnerei, Gerberei, Hutfabrikation, Handel mit Wein, Getreide, Vieh und Eis. Im frühern Mittelalter findet ſich der Ort unter dem Namen Salutiae. Die Königin Bertrada hielt hier 770 eine Zuſammenkunft, um ihre Söhne Karl und Karlmann zu verſöhnen. Zu Anfang des 12. Jahrh. herrſchte hier

Manfred, Sohn des Markgrafen Bonifacio del Vasto. Die Familie der Markgrafen, welche, seit 1363 Vasallen von Savoyen, mit mehrern hohen Häusern verschwägert waren, erlosch im 16. Jahrh. Frankreich machte nun gegen Savoyen seine auf die Verschwägerung mit dem Hause Foix begründeten Erbansprüche mit den Waffen geltend. Im Vertrage zu Lyon (1601) gab jedoch Heinrich IV. das Marquisat dem Herzoge Karl Emanuel I. von Savoyen gegen Abtretung von Bresse, Bugey und andere Gebiete zurück.

Salva y Perez (Don Vincente), gelehrter span. Buchhändler der neuern Zeit, geb. zu Valencia, wo er sich dem Studium der Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, insbesondere aber dem der griech. und hebr. Sprache mit solchem Eifer widmete, daß er in seinem 20. J. an der Universität von Alcalá de Henares zum Professor der griech. Sprache ernannt wurde. Der Einfall der Franzosen 1808 zwang ihn, sich nach seiner Vaterstadt zurückzuziehen, wo er indeß fortfuhr, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, bis er 1809 zu dem Entschlusse kam, sich dem Buchhandel zu widmen. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich mehr mit dem Studium der lebenden Sprachen, besorgte auch selbst mehrere seiner Verlagswerke. Nach Wiederherstellung der Constitution von Cadiz 1820 wählte man ihn zum Deputirten in die Cortes. Als solcher zeichnete er sich durch patriotischen Eifer aus, sodaß er nach der Restauration von 1823 nach England auswandern mußte, wo er eine span. Buchhandlung etablirte und von seinem reichen Bücherlager 1826 und 1829 Kataloge mit bibliogr. und kritischen Bemerkungen herausgab. Nebenbei gab er durch Anmerkungen bereicherte Abdrücke von classischen und andern nützlichen Werken heraus, wie von Mendoza's «Historia de las guerras de Granada» (Valencia 1830), von Depping's «Romancero» (Lond. 1825) und von Soane's «Diccionario ingles-español». Finanzielle Verhältnisse nöthigten ihn 1830 nach Paris überzusiedeln, wo er die Herausgabe älterer Werke mit Erfolg fortsetzte, auch die Literatur durch eigene Arbeiten bereicherte. So veröffentlichte er unter anderm eine «Grammatica castellana segun ahora se habla» (Par. 1830 u. öfter), eine Schulgrammatik, als Auszug aus dem größern Werke (5. Aufl., Par. 1852), einen mit mehr als 20000 Artikeln bereicherten Abdruck des Wörterbuchs der Akademie (Par. 1846 u. öfter), eine ebenfalls sehr bereicherte Auflage von Valbuena's «Diccionario latino-español» und die mit Anmerkungen versehene Uebersetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Par. 1844). 1833 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland, erklärte aber, davon keinen Gebrauch zu machen, bis nicht auch diese Erlaubniß auf seine Gefährten ausgedehnt würde, und erst als dies 1835 erfolgte, ging er nach Valencia zurück. 1836 wurde er zum Deputirten in die constituirenden Cortes und von diesen zum Secretär gewählt. Seitdem hielt er sich abwechselnd in Valencia, Madrid und zu Paris auf, wo er mit seinem Sohne eine span. Verlagsbuchhandlung unterhielt. Dabei veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften, wie im «Liceo Valenciano», tüchtige Aufsätze über die span. Literatur und Bibliographie. S. starb zu Valencia 1851.

Salvandy (Narcisse Achille, Graf), franz. Staatsmann, Publicist und Dichter, geb. 11. Juni 1796 zu Condom im Depart. Gers, studirte im Lycée Napoléon, welches er ohne Vorwissen seiner Aeltern verließ, um in die Armee zu treten. Er diente 1813 und 1814 als Freiwilliger, wurde bei Brienne verwundet und stieg durch Talent und Muth bis zum Adjutant-Major. Nach der ersten Restauration bei den königl. Haustruppen angestellt, begleitete er im März 1815 die Prinzen an die Grenze. 1819 erfolgte seine Ernennung zum Requêtenmeister im Staatsrathe, welcher Stelle er 1821 vom Minister Peyronnet wegen einer liberalen Flugschrift entsetzt wurde. Er unternahm nun eine Reise nach Spanien. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der Tochter des Fabrikbesitzers Oberkampf und lebte unabhängig der Literatur. Eine Frucht dieser Muse war der Halbroman «Don Alonzo, ou l'Espagne» (4 Bde., Par. 1824; deutsch, 5 Bde., Bresl. 1825), ein Gemälde der Halbinsel, das den Historiker und Publicisten mehr befriedigte als die Kunstkritik. Sodann erschien sein «Islaor, ou le barde chrétien, nouvelle gauloise» (Par. 1824; deutsch von Erlach, Heidelb. 1825). Offen und im constitutionellen Sinne sprach er sich auch über wichtige Zeitangelegenheiten in verschiedenen Flugschriften aus, die viel Eindruck machten. Als Historiker versuchte er sich in einer Biographie Napoleon's (1824) und mit entschiedenerm Erfolge in der «Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobieski» (2. Aufl., Par. 1830; deutsch, Stuttg. 1827). 1827 wurde S. unter Martignac zum Staatsrathe ernannt, legte aber unter dem Ministerium Polignac diese Stelle wieder nieder. Bekannt von ihm ist das prophetische Wort: «Nous dansons sur un volcan», welches er kurz vor dem Ausbruch der Julirevolution auf einem Balle des Herzogs von Orléans sprach. Nach der Revolution von 1830 trat er als Deputirter des Depart. Eure in die Kammer, deren Mitglied er seitdem für verschiedene Wahlbezirke bis 1848 blieb. Er schloß sich hier den Doc-

trinaires an und unterstützte entschieden die sog. Widerstandspolitik der Regierung. 1835 erfolgte seine Wahl zum Mitgliede der Französischen Akademie. Im Ministerium Molé übernahm S. an Guizot's Stelle 15. April 1837 das Portefeuille des Unterrichts, das er bis zum Rücktritte Molé's im März 1839 führte. Nachdem er hierauf eine Zeit lang als Vicepräsident der Deputirtenkammer fungirt, ging er 1841 als Gesandter nach Madrid, wo ein Etikettenstreit mit Espartero ihn bald zur Rückkehr nöthigte. 1843 wurde er in den Grafenstand erhoben und als Gesandter nach Turin geschickt. Doch legte er diese Stelle schon 1844 wieder nieder, indem er sich mit Guizot und dem franz. Hofe in Bezug auf die legitimistische Bewegung überwarf. Anfang Febr. 1845 folgte er Villemain als Minister des öffentlichen Unterrichts und Großmeister der Universität. In dieser Eigenschaft entwickelte er eine sehr fruchtbare Thätigkeit, welcher die Februarrevolution von 1848 ein Ende machte. S. beschloß hiermit seine öffentliche Laufbahn. Er blieb seiner Vergangenheit treu, indem er sich sowol gegen die Republik als gegen den Bonapartismus erklärte. S. starb 15. Dec. 1856 auf seinem Schlosse Graveron (Eure).

Salvator Rosa, s. Rosa (Salvator).

Salve oder Massenfeuer heißt das gleichzeitige Abschießen einer Anzahl Gewehre oder Geschütze. Der Erfolg einer S., wenn sie gut abgegeben wird, liegt nicht allein in dem großen Verluste des Feindes, sondern noch mehr in der Plötzlichkeit desselben, welche auch moralisch erschütternd wirkt. Im Quarré gegen Cavalerieangriffe werden die S. gliederweise gegeben. Sie kommen mit blinden Patronen auch als Ehrenbezeigungen bei Begräbnissen von Offizieren vor. Geschützsalven werden nur in seltenen Fällen angewendet, z. B. zum Breschelegen.

Salve regina misericordiae, d. i.: Sei gegrüßt, Königin der Barmherzigkeit, heißt eine in der kath. Kirche zu Ehren der Maria als Himmelskönigin gebräuchliche Antiphonie, die man sonst am Schlusse des Gottesdienstes und an manchen Festen außer der Fastenzeit zu singen pflegte, jetzt aber vorzugsweise in diesen Kirchenzeiten und in den Klöstern nach dem Completorium (d. h. bei dem Gottesdienste abends nach eingenommener Mahlzeit, weil nun die Ausübung aller Pflichten für den Tag erfüllt ist) anwendet. Als Verfasser nennen einige Petrus Compostella, andere Hermann Contractus.

Salvi (Giambattista), s. Sassoferrato.

Salvianus, ein gelehrter Presbyter zu Marseille im 5. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus der Gegend von Köln gebürtig, hinterließ außer mehrern Briefen zwei nicht unbedeutende Schriften: «Adversus avaritiam» und «De gubernatione Dei», die uns einen tiefen Blick in das Sittenverderben jener Zeit und namentlich in die Entartung des damaligen Klerus thun lassen. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke mit den Commentaren von Rittershus, Adam, Sitzmann u. a. besorgte Baluze (Par. 1663, 1669 und 1684).

Salvus conductus oder Sicheres Geleit war ein im Criminalproceß des Mittelalters häufig vorkommendes, auch in der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. anerkanntes Rechtsinstitut, wonach dem Angeklagten bei seiner persönlichen Gestellung vor Gericht die Nichtverhaftung und die Erlaubniß des ungehinderten Weggangs nach geschlossenem Verfahren zugesichert wurde. Es erscheint zunächst als Schutzmittel gegen die Rache der Verwandten, wird aber auch benutzt, um Angeschuldigte zur Rückkehr oder zum Verlassen ihres verborgenen Zufluchtsortes zu bestimmen, dafern ihre Aussagen zur Ueberführung von Mitschuldigen, zur Beseitigung eines falschen Verdachts oder zur Minderung der Folgen eines Verbrechens beitragen könnten. Wo die Gesetzgebung dieses Gestellungsmittel noch beibehalten hat, wird das freie Geleit von den Verwaltern der Justizhoheit ertheilt und darüber ein Geleitsbrief ausgestellt.

Salz, im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, bezeichnet das aus Chlor und Natrium bestehende und daher auch Chlornatrium oder Natriumchlorid genannte Kochsalz. (Ueber den chemischen Begriff des S. s. Salze.) Das Kochsalz ist eine der materiellen Grundlagen unsers Culturlebens, und zwar in doppelter Weise. Einerseits ist es von großer physiol. Bedeutung im thierischen und pflanzlichen Leben, dessen naturgesetzlicher Vollzug an die Mitwirkung des S. als Nahrungsmittel geknüpft ist, wie schon seine Wichtigkeit für Mast und Düngung beweist. Andererseits dient es als Rohstoff der Industrie und bietet dieser die unerschöpfliche Quelle, aus der sie ihren ungeheuern Bedarf an Alkali vorzugsweise schöpft. Aus dieser ungewöhnlichen Wichtigkeit für das praktische Leben hat sich ein massenhafter Verbrauch an S. entwickelt, dessen Deckung durch das ebenfalls massenhafte Vorkommen des S. in der Natur gesichert ist. Das S. tritt in der Natur in vier verschiedenen Hauptformen auf: als Bestandtheil des Meeres, als Bestandtheil der Salzseen und Salzwüsten, als Steinsalz und, was eng damit zusammenhängt, als Bestandtheil der Salzsolen. Eine unermeßliche Menge S. ist aufgelöst im

Waſſer der Meere enthalten, von welchem der Gehalt an reinem Kochſalz ungefähr 2½ Proc. ausmacht, während dieſes und die fremdartigen S. zuſammen 3—4 Proc. betragen. Salzige Landſeen finden ſich ebenfalls (z. B. das Todte Meer, der Eltonſee in Rußland, der Salzſee in Utah), ſie ſind aber für die Salzgewinnung von geringerer Wichtigkeit. Dagegen haben um ſo größere Bedeutung dafür die häufig vorkommenden ſalzhaltigen Quellen (Salzquellen, Solquellen), deren Waſſer man mit dem Namen Sole, Salzſole bezeichnet. In feſter Geſtalt wird das S. als Steinſalz angetroffen, welches in ſehr ausgedehnten Lagern (z. B. zu Wieliczka und Bochnia in Galizien, im öſterr. Salzkammergut, zu Staßfurt, Hall in Tirol, Rappenau in Baden u. ſ. w.) faſt rein, an mehrern Orten auch in Thon u. ſ. w. eingeſprengt vorkommt. Die Anſtalten zur Gewinnung des S. werden Salzwerke oder Salinen genannt. Wo Steinſalz in derber (unvermengter) Geſtalt vorhanden iſt, wird daſſelbe bergmänniſch ausgebracht und zu großem Theile in rohem Zuſtande verbraucht. Alle andern Methoden der Salzbereitung laufen übereinſtimmend darauf hinaus, eine natürlich vorhandene oder künſtlich dargeſtellte Auflöſung des S. in Waſſer abzudampfen, bis das S. faſt vollſtändig herauskryſtalliſirt. An den Meeresküſten wird vielfältig dieſes Abdampfen mit dem Meerwaſſer in ſog. Salzgärten vorgenommen, wo das Waſſer in großen ſeichten Baſſins der Luft- und Sonnenwärme ausgeſetzt iſt. Das ſo gewonnene Seeſalz (Baiſalz) enthält aber viele Unreinigkeiten und muß zu vielen Zwecken erſt noch raffinirt werden. Die gewöhnlichſte Art, Salzauflöſungen abzudampfen, beſteht im Sieden derſelben, wozu man ſich großer niedriger Salzpfannen von ſtarkem Eiſenblech bedient, welche über einem Feuerherde eingemauert ſind. Die Salzwerke, worin dieſes Verfahren ausgeübt wird, heißen im beſondern Salzſiedereien. Dieſelben verarbeiten entweder Meerwaſſer, oder eine Auflöſung des rohen Seeſalzes in Waſſer, oder die Sole der Salzquellen, oder eine von Steinſalz bereitete Auflöſung. Das Meerwaſſer in ſeinem natürlichen Zuſtande ſowie das Waſſer der meiſten Salzquellen iſt viel zu wenig ſalzreich, um mit Vortheil direct verſotten werden zu können. Um an Brennmaterial und Abdampfungszeit zu ſparen, müſſen ſolche Waſſer vor dem Verſieden angereichert werden, was auf zwei Wegen geſchehen kann: entweder indem man See- oder Steinſalz darin bis zur Sättigung auflöſt, oder indem man durch Verdunſtung an der freien Luft (ſ. Gradiren) einen großen Theil Waſſer vorläufig entfernt. Wo Steinſalzlager durch Bergbau oder durch Bohrlöcher aufgeſchloſſen ſind, leitet man öfters in dieſelben ſüßes Waſſer und verſiedet daſſelbe, nachdem es ſich mit S. geſättigt, alſo in eine künſtliche Sole verwandelt hat. Beim Salzſieden ſetzt ſich eine ſteinartige Kruſte, großentheils aus Gips beſtehend, an den Siedepfannen ab: der ſog. Salzpfannenſtein. Nach Ausſcheidung des S. bleibt eine Flüſſigkeit zurück (die Salzmutterlauge), welche eine Auflöſung von etwas Kochſalz mit viel Chlormagneſium, Chlorkalium, Chlorcalcium u. ſ. w. iſt. In manchen Ländern wird die Salzgewinnung als ein ausſchließlich der Staatsregierung zuſtehender Betrieb geſetzlich angeſehen. Dieſes Salzregal, Salzmonopol bringt naturgemäß auch den Salzhandel in die Hände der Regierung, welche demnach im Stande iſt, zum Zweck indirecter Beſteuerung beliebige Preiſe für dieſes ſo nothwendige Bedürfniß zu ſetzen. Staaten, welche den Salinenbetrieb für Private freilaſſen, pflegen wenigſtens das producirte S. anſehnlich zu beſteuern und ſo mittels der Salzſteuer mehr oder weniger ebenfalls dahin zu gelangen, daß das S. eine bedeutende Einnahme für die Staatskaſſe abwirft. Das eine wie das andere Verfahren kann höchſtens durch den Geldbedarf des Staats gerechtfertigt werden, hört aber dadurch nicht auf, ſehr drückend und ſelbſt ungerecht zu ſein. Außerdem ſind hiermit eine Menge Plackereien verbunden, wie: Verbot der Salzeinfuhr aus fremden Staaten, Verpflichtung der Unterthanen, jährlich eine beſtimmte Menge S. auf den Kopf abzunehmen, aber auch nicht über eine gewiſſe Menge anzukaufen u. ſ. w. S., welches für das Vieh oder als Material für chem. Fabriken beſtimmt iſt, pflegt geringer beſteuert oder wohlfeiler verkauft, dann aber zur Verhütung von Unterſchleif mit unſchädlichen fremdartigen Subſtanzen vermiſcht zu werden, welche es zum Küchengebrauch untauglich machen.

Salza (Hermann von), einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, war um 1180 auf dem Stammſchloſſe Salza (d. i. Langenſalza) in Thüringen geboren, wurde an dem Hofe des Landgrafen Konrad von Thüringen erzogen und trat ſpäter in den Deutſchen Orden, der ihn erſt zu ſeinem Marſchall und nach dem 12. März 1210 erfolgten Tode Hermann Barth's zum Meiſter erwählte. S. war der Reihenfolge nach der vierte Ordensmeiſter, aber der erſte, welcher mit dem Range eines Reichsfürſten zu der Würde eines Hochmeiſters erhoben wurde. Der große perſönliche Einfluß S.'s bei dem Kaiſer, den er zu Gunſten des Ordens benutzte, ver-

bunden mit der Achtung, welche sich letzterer durch seine Kämpfe im Morgenlande unter allen Ständen erwarb, trugen wesentlich dazu bei, die zukünftige hohe Macht und Bedeutung der Deutschen Ritter zu begründen. Nachdem S. sich an der Spitze der Seinigen bei dem Kampfe um Damiette (1218—19) ausgezeichnet und 1221 die ihm übertragene Uebergabe dieses Platzes an den Sultan bewirkt hatte, kehrte er ins Abendland nach Apulien zurück, wo der Kaiser damals verweilte. Seit dieser Zeit in allen Angelegenheiten, welche die Häupter der Christenheit beschäftigten, zu Rathe gezogen und zu den schwierigsten diplomatischen Sendungen verwendet, wohnte er zunächst 1222 zu Veroli, 1223 zu Ferentino den Berathungen im Interesse des christl. Morgenlandes bei, machte im Auftrage des Papstes und Kaisers 1223—24 eine Reise ins Morgenland und ging darauf nach Deutschland, um mit den Fürsten des Reichs wegen eines Kreuzzugs zu verhandeln. Für das hohe Vertrauen, welches Kaiser und Papst in S.'s Umsicht und Redlichkeit setzten, spricht der Umstand, daß er von beiden in einem zwischen ihnen ausgebrochenen heftigen Zwist zum Schiedsrichter erwählt wurde. Er war als Gesandter eben in Italien beschäftigt, die Aufregung in den lombard. Städten zu beschwichtigen, als eine Gesandtschaft des Herzogs Konrad von Masovien anlangte, welche unter Erbieten einer Schenkung des Culmerlandes und anderer Gebiete den Hochmeister aufforderte, eine Anzahl Ordensritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen abzusenden. Kaiser und Papst gaben die Zustimmung zu diesem, einen so großen Erfolg verheißenden Unternehmen. 1228 langte der Präceptor Hermann Balk mit einer Ritterschar bei dem Herzog von Masovien an, worauf 1230 die blutige Unterwerfung Preußens begann (s. Deutsche Ritter), durch welche der Grund zu der welthistor. Bedeutung des Ordens gelegt wurde. Unterdessen war S.'s Thätigkeit im Süden in Anspruch genommen. Obgleich der Bannfluch über den Kaiser gesprochen war, blieb er doch diesem unerschütterlich treu, schiffte sich mit demselben 1228 nach Palästina ein und suchte von Jerusalem aus denselben mit dem Papste zu versöhnen, wie er auch später bis zum Aug. 1230 als Botschafter und Vermittler beständig zwischen Papst und Kaiser unterwegs war. Nachdem endlich 1. Sept. 1230 zu Anagni die Aussöhnung erfolgt war, verweilte S. den folgenden Winter in Angelegenheiten seines Ordens in Deutschland, kehrte jedoch im April 1231 nach Italien zum Kaiser zurück, wohnte unter anderm als Bevollmächtigter des letztern der Versammlung bei, die die Häupter des Lombardenbundes 1232 zu Padua hielten, ging dann 1235 mit Friedrich II. nach Deutschland und betheiligte sich bei allen wichtigen Fragen, die theils zu Regensburg und Hagenau, theils auf der Reichsversammlung zu Mainz zur Sprache kamen. Im Sommer 1236 wieder nach Italien gesendet, gelang es ihm hier 1237, die Vereinigung des Deutschen Ordens mit den Schwertbrüdern ins Werk zu setzen. Kaum waren die Angelegenheiten des Ordens auf dem Kapitel zu Marburg geordnet, als die verwickelten Verhältnisse in Italien abermals seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. 1238 in Kriegsgeschäften für das Heer nach Deutschland gesendet, kehrte er erkrankt im Juli 1238 nach Italien zurück, kam mit dem Kaiser zu Verona zusammen, ging dann, um seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, nach Salerno, starb aber hier 20. März 1239. Seine irdischen Reste wurden in der Kapelle des Ordenshauses zu Barletto beigesetzt. S. gehört unstreitig zu den seltensten und erhabensten Gestalten der zweiten Hälfte des Mittelalters. Gleich geachtet vom Kaiser wie vom Papste, zeigt er sich als ein vorzüglicher Krieger und Staatsmann von Beredsamkeit und ungemeiner Umsicht, dessen Handeln stets von Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit geleitet wurde. Sein Bruder, Hugo von S., bekannt als Minnesänger, pflanzte den Hauptstamm des alten thüring. Dynastengeschlechts der S., das sich urkundlich bis 932 hinauf verfolgen läßt, weiter fort, bis dieser 1409 mit Hermann von S., Herrn von Döllstedt, ausstarb. Nebenzweige erhielten sich in Braunschweig, der Oberlausitz, Schlesien, Böhmen, Estland und Schweden. Vgl. Karl von S., «Regesten der Familie S.» (Lpz. 1853).

Salzach oder Salza, im Alterthume Juvavus, der bedeutendste Zufluß des Inn, größtentheils zum Herzogthume Salzburg gehörig, dann die Grenzscheide zwischen Oberbaiern und Oberösterreich bildend, entsteht aus der Vereinigung zweier Gletscherbäche unweit der tiroler Grenze. Der nördliche oder die Salze kommt 6600 F. hoch aus einem Gletscherse am Geierjoch im Nordosten vom Gerlosberge und im Norden der Zillerquelle. Der südliche oder die Krimler Ache kommt noch höher von den Krimler Tauern am Dreiherrnspitz, bildet vier Wasserfälle, von denen der oberste, der höchste in den deutschen Alpen, 1000 F. von einer Felswand donnernd und in Wasserwolken aufgelöst, in den Abgrund hinabstürzt, die andern in drei Absätzen abermals 1000 F. tief herabfallen. Die so entstandene S. fließt zunächst ostwärts durch das düstere Längenthal Pinzgau (s. d.) über Mittersill, Taxenbach und Lend bis St.-Johann,

dann nordwärts durch das enge Querthal Pongau, weiterhin in deſſen erweiterter Fortſetzung über Hallein. Bei Salzburg, wo der Flußſpiegel noch 1241 F. über dem Meer liegt, verläßt der Fluß die Voralpen, tritt in die Ebene, in welcher aber das Flußbett immer noch ſteil eingeriſſen bleibt, geht über Laufen, Tittmoning gegen Nordweſten, zuletzt aber gegen Nordoſten über Burghauſen und mündet bei Winkelheim in 1048 F. Seehöhe. Die S. iſt 42 M. lang und von Hallein abwärts fahrbar, wird aber meiſt nur zum Holzflößen benutzt. Ihr Gebiet beträgt 109 Q.-M. Sie nimmt rechts 30 Zuflüſſe auf, darunter bei Bruck die Fuſch vom Großglockner her, bei Taxenbach die Rauriſer Ache vom Rauriſer Goldberge, bei Lend die Gaſteiner Ache mit dem 190 F. herabſtürzenden Bärenſchleier (Abfluß des Pockhartſees), dem Band-, Keſſel- und Windbadfall; zwiſchen Schwarzach und St.-Johann den Großen und den Kleinen Arlbach von der Glingſpitze; oberhalb Werfen die Fritz; bei Golling die Lammer aus der Abtenau; unterhalb Salzburg den Abfluß des Wallerſees. Linke Zuflüſſe ſind: der Abfluß des Zellerſees; die vom Hirſchbühl kommende Königsſeer Ache, die bei Berchtesgaden den Abfluß des Königsſees aufnimmt; die Saale (ſ. d.), die Sur, der Dichenbach oder Abfluß des Wagingerſees.

Salzätherweingeiſt, ſüßer Salzgeiſt, Spiritus muriatico-aethereus, Spiritus salis dulcis, iſt eine durch Deſtillation von Weingeiſt, Schwefelſäure, Kochſalz und Braunſtein erhaltene waſſerhelle, angenehm ätherartig riechende Flüſſigkeit, die als krampfſtillendes und nervenſtärkendes Mittel entweder für ſich oder als Zuſatz zu andern Arzneien benutzt wird.

Salzbrunn oder Oberſalzbrunn, ein Dorf im Kreiſe und ¾ M. von der Stadt Waldenburg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, am Fuße des Hochwaldes im ſchweidnitzer Gebirgslande, 1243 F. über dem Meere gelegen, mit 2652 E. (worunter 220 Katholiken), einer kath. und ſeit 1742 einer ſchönen prot. Kirche, zieht ſich mit Nieder- und Neuſalzbrunn, zwei Dörfern von 1000 und 600 E., in dem faſt 3 St. langen, weiten und freundlichen Thale des Salzbachs hin und iſt beſonders ſeiner ſieben Mineralquellen wegen berühmt. Von dieſen werden der Ober- oder Salzbrunnen und der Mühlbrunnen zum Trinken, der Alte und Neue Heil-, der Kramer-, der Wieſen- und der Sonnenbrunnen zum Baden benutzt. Die erſte und wichtigſte dieſer Quellen gehört zu der Klaſſe der alkaliſch-ſaliniſchen Säuerlinge und wird beſonders bei chroniſchen Bruſtleiden, z. B. hartnäckigen Katarrhen, beginnenden Schwindſuchten der Reſpirationsorgane u. ſ. w., bei Unterleibsbeſchwerden, Stockungen im Pfortaderſyſteme, Hämorrhoidalkrankheit, chroniſchen Uebeln der Harnwerkzeuge, Drüſenverhärtungen u. ſ. w. mit vielem Nutzen angewendet, wobei die übrigen Quellen oft als Unterſtützungsmittel der Hauptcur in Gebrauch gezogen werden. Ihrer auffallend ſtarken Wirkungen wegen waren die Quellen ſchon im 14. Jahrh. bekannt; doch geriethen ſie namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg wieder in Verfall und Vergeſſenheit, bis ſie zu Anfange dieſes Jahrhunderts durch Mogalle und Ebers wieder mehr in Aufnahme gebracht wurden. Seit dieſer Zeit iſt der Ruf des Bades fortwährend im Steigen geblieben, wozu die daſelbſt errichtete großartige Molkenanſtalt und die vielen, zur beſſern Aufnahme der Badegäſte getroffenen Anſtalten nicht wenig beitrugen. Die Zahl der Curgäſte beläuft ſich jährlich auf 4000; verſendet werden gegen 165000 Flaſchen. Die Umgegend bietet intereſſante Punkte, z. B. Altwaſſer (ſ. d.), den alten und neuen Fürſtenſtein, die Kohlengruben bei Waldenburg u. ſ. w., und anziehende Spaziergänge genug dar, um den Badegaſt auch die von der Cur nicht unmittelbar beanſpruchte Zeit angenehm ausfüllen zu laſſen. Vgl. die Schriften von Lange (Berl. 1837), Zemplin (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1844) und Natorp (Berl. 1852).

Salzburg, Herzogthum und Kronland des öſterr. Kaiſerſtaats, von Oberöſterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und Baiern umgrenzt, zählt auf 124,52 Q.-M. eine Bevölkerung von 147000 E., die durchaus Deutſche ſind und mit Ausnahme von 2600 Proteſtanten ſich zum Katholicismus bekennen. Das Land iſt ein Alpenland und beſteht eigentlich aus dem Thal der von Hallein an ſchiffbaren Salzach von deren Urſprung bis zum Austritt aus den Gebirgen und den zahlreichen Nebenthälern derſelben, welche faſt alle von reißenden Wildbächen durchſtrömt werden, die hier den Namen Ache führen. An der ſüdl. Grenze ſtreichen die Noriſchen Alpen, im Lande nach den verſchiedenen Uebergängen Krimler-, Felber-, Fuſcher-, Rauriſer-, Naßfelder- und Radſtädter-Tauern genannt. Die höchſten Spitzen dieſes Urgebirgszugs, eine faſt ununterbrochene Kette von Gletſchern (Kees) bildend, ſind der Venediger (11622 wien. F.), das Wiesbachhorn (11313 F.), der Großglockner (12008 F.), der Hohe Narr (11309 F.), der Ankogl (10290 F.) u. ſ. w. Die Kalkkette, welche die Centralalpen nördlich begleitet, bildet die Landesgrenze auf den übrigen Seiten und erhebt ſich in ihrem höchſten Punkte 8382 F. über

das Meer. Offen ist das Land nur gegen NNW., wo die Salzach aus den Gebirgen tritt und eine fruchtbare Ebene bildet. Die Salzach, welche sich in den Inn (einen Nebenfluß der Donau) ergießt, ist der Hauptfluß des Landes. Die Saalach, ein Nebenfluß der Salzach, bildet eine Strecke lang die Grenze zwischen S. und Baiern. Außerdem fließen die Ens und die Mur durch einen Theil des Landes; auch gibt es zahlreiche Alpenseen, unter denen der Zellersee 2 St. lang und $^1/_2$ St. breit ist. Die Salzach bildet die 3 M. langen Pinzgauer Sümpfe, welche neuerdings zum großen Theil auf Staatskosten urbar gemacht sind. Unter den vielen Mineralwässern ist die heiße Quelle von Gastein (s. d.) am berühmtesten. Einen großen Reichthum besitzt S. an schönen, pittoresken Wasserfällen. Der Fall der Krimler Ache ist der imposanteste der österr. Monarchie; in fünf Absätzen stürzt der Bergstrom aus einer Höhe von mehr als 2000 F. herab, zuletzt einen prachtvollen Bogen bildend. Unter den übrigen sind der Gollingerfall, 300 F., der Radstädter Tauern-Fall, 200 F. hoch, und der gasteiner Schleierfall ausgezeichnet. Das Klima ist rauh, vorherrschend kalt und veränderlich, aber größtentheils gesund. Der einst so berühmte Bau auf edle Metalle hat sehr abgenommen, bedeutender ist die Ausbeute an Kupfer, Eisen, Blei und Arsenik. Groß ist der Reichthum des Salzbergs Hallein und der Marmorbrüche am Untersberge. Das Land erzeugt Getreide nicht hinreichend, aber zum Theil von vorzüglicher Güte. Wein fehlt ganz, nicht unerheblich ist dagegen die Obstzucht. Sehr wichtig ist die Viehzucht, sowol der Rinder auf den trefflichen Alpenweiden als der Pferde, welche im Pinzgau von besonders starkem und großem Schlage sind. Das Wild verliert sich immer mehr, doch gibt es noch Hochwild, Gemsen, Murmelthiere, Gemsgeier, Auer- und Schildhühner. Berühmt sind die Biber. Bei Salzburg (Hellbrun) ist die Centralanstalt für künstliche Fischzucht. Die Salzburger sind ein kräftiger Menschenschlag, aber im Hochgebirge hager und von blasser Gesichtsfarbe. Kretinen sind häufig. Vorurtheile und Aberglaube, aber auch viel natürlicher Verstand, Biederkeit und Fleiß charakterisiren das Volk, welches sehr an seinen alten Festen und Spielen hängt. Die Industrie ist unbedeutend, der Gebirgsbauer fertigt seine Kleidung großentheils selbst. Doch sind die halleiner Strumpfstrickereien in gutem Rufe.

Das Land war schon unter der Römerherrschaft gut bevölkert, und frühzeitig fand hier das Christenthum Eingang. Durch Hunnen, Ostgothen und andere barbarische Völker wurde es verwüstet, doch schnell erhob es sich wieder. Den Grund zum Entstehen des spätern deutschen Reichslandes S. gab die Errichtung eines Bisthums, welche der bair. Herzog Theodo bewirkte. Der erste Vorstand soll um 582 der heil. Rupert geworden sein. Zur Dotirung wurden ihm von Theodo und vielen Edeln Güter um Salzburg (Juvavia), wo Rupert seinen Sitz aufgeschlagen hatte, übergeben. Zu diesen Besitzungen traten dann später die Erwerbungen Lungaus, Pinzgaus und Gasteins, das erstere durch Schenkung Kaiser Heinrich's II., die beiden letztern, welche nach dem Aussterben der Grafen von Plain an Baiern gefallen waren, im 13. Jahrh. durch Kauf. Unter Arno wurde das Bisthum 798 zum Erzbisthum erhoben. Der Erzbischof Gebhard, Graf von Helfenstein, gest. 1088, erhielt vom Papste die immerwährende Würde eines Legaten aller deutschen Kirchen. Wie bisher, nur mit kurzer Unterbrechung, so kam das Land auch, bis es vom Krummstabe befreit wurde, zu keiner Ruhe, indem die Erzbischöfe entweder mit dem Kaiser, mit Oesterreich und Baiern, oder mit ihren eigenen Landständen und Unterthanen in offenem Kriege und argem Hader lagen. Erzbischof Leonhard II., 1495—1519, der 1498 alle Juden vertrieb und hinterlistigerweise die gegen ihn verschworenen Großen seines Landes gefangen nehmen ließ, erweiterte wenigstens das Gebiet des Erzstifts durch bedeutende Ankäufe. Dagegen verschwendete Wolfgang Dietrich, 1587—1611, die reichen Einkünfte des Landes und die drückenden Abgaben der Unterthanen durch glänzende Hofhaltung. Mit seinem Kapitel beschwor er 1606 das Statut, welches für ewige Zeit alle österr. und bair. Prinzen aus demselben ausschloß. Unter dem Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian wurden nach harten Verfolgungen und trotz der Verwendung des Corpus evangelicorum alle Protestanten, angeblich weil sie eine Verschwörung beabsichtigt, als sie sich weigerten, zur kath. Kirche überzutreten, aus dem Lande getrieben. So verließen 1731 und 1732 gegen 30000 fleißige und ruhige Unterthanen (Salzburger Emigranten) das Land, die namentlich in Preußen eine willkommene Aufnahme fanden. Der letzte Erzbischof war der 1772 erwählte Hieronymus, Graf von Colloredo, gest. in Wien 1812, der mit Energie die Regierung führte und manche Gebrechen abschaffte, aber durchaus die Liebe seiner Unterthanen nicht zu gewinnen vermochte. Uebrigens hatten die Erzbischöfe von S. große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Baiern das Directorium im Bairischen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe und ab-

wechſelnd mit Oeſterreich, welches aber immer den Anfang machte, das Directorium im Reichsfürſtencollegium. Auch erhielten ſie von dem Kaiſer, ſelbſt wenn ſie nicht aus fürſtl. Häuſern waren, den Titel Ew. Liebden, während die geiſtlichen Kurfürſten in dieſem Falle nur Ew. Andacht genannt wurden. Es war ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden außer den drei geiſtlichen Kurfürſtenthümern das einzige Erzbisthum in Deutſchland. Es umfaßte damals ein Areal von 180 Q.-M. mit 190000 E. Die Säculariſation erfolgte 1802, und im Vertrage zu Paris vom 26. Dec. 1802 wurde S. nebſt Eichſtädt, Berchtesgaden und einem Theile von Paſſau dem Erzherzoge von Oeſterreich und Großherzoge von Toscana, Ferdinand (ſ. d.), zur Entſchädigung für das im Luneviller Frieden abgetretene Toscana gegeben und derſelbe unter die Zahl der Kurfürſten aufgenommen. Durch den Presburger Frieden von 1805, zufolge deſſen der Kurfürſt Ferdinand Würzburg erhielt, kam S. an Oeſterreich und Eichſtädt und Paſſau an Baiern. Der Wiener Friede von 1809 ſtellte S. zur Verfügung Napoleon's, der es 1810 an Baiern abtrat. Nach dem Pariſer Frieden von 1814 wurde es von Baiern wieder an Oeſterreich vertauſcht, mit Ausnahme eines Theils vom linken Salzachufer, welcher nebſt Berchtesgaden bairiſch blieb. Es bildete hierauf unter dem Titel eines Herzogthums (mit Ausnahme einiger zu Tirol geſchlagenen kleinen Bezirke) den Salzachkreis des Landes ob der Ens, bis es 1849 losgetrennt, zu einem ſelbſtändigen Kronlande mit drei Bezirkshauptmannſchaften (Salzburg, Zell, Werfen) conſtituirt wurde und 1. April 1861 nach langer Zeit wieder den erſten Landtag erhielt. Vgl. Pichler, «S.s Landesgeſchichte» (Salzb. 1861); Koch-Sternfeld, «S. und Berchtesgaden» (2 Bde., Salzb. 1810); Storch, «Skizzen einer naturhiſtor. Topographie des Herzogthums S.» (Salzb. 1858); Woldrich, «Verſuch zu einer Klimatographie des ſalzburg. Alpenlandes» (Lpz. 1867); Keil, «Topogr. Reiſe- und Gebirgskarte der Umgebung von S.» (Salzb. 1866); Meiller, «Regesta archiepiscoporum Salisburgensium» (Wien 1866); «Jahrbuch der Geſchichte für ſalzburger Landeskunde» (Salzb. 1867).

Salzburg, das alte Juvavia oder Juvavium, die Hauptſtadt des ehemaligen Erzſtiftes und Kurfürſtenthums ſowie des jetzigen Kronlandes gleiches Namens, liegt an beiden Ufern der dreifach überbrückten Salzach in reizender Gegend. Der Mönchsberg am linken, der Kapuzinerberg am rechten Ufer, zwei iſolirte Hügel, bilden eine Thalenge, in welche die Stadt hineingebaut iſt, ſodaß die äußerſten Häuſerreihen der Vorſtädte Stein und Mülln an den Felſen hängen. Die Stadt beſitzt ſchöne und große Plätze. Die Straßen ſind jedoch meiſt eng und krumm, die Häuſer mit flachen Dächern verſehen und ſolid gebaut. Die Bauluſt der Erzbiſchöfe ſchmückte die Stadt mit vielen Prachtgebäuden, meiſt im ital. Stil. Sie iſt theilweiſe noch von Mauern und Baſteien umgeben; an Stelle der abgetragenen hat man neuerdings einen neuen Stadttheil begonnen. Unter den 18000 E. (1857: 17235) befinden ſich nur etwa 300 Proteſtanten. S. iſt Sitz des Erzbiſchofs von S., der Regierung, eines Stationscommandos, eines Landesgerichts, einer Berg-, Salinen- und Forſtdirection und anderer Behörden. Ausgezeichnete Gebäude ſind die prachtvolle Domkirche, 360 F. lang, 220 hoch, 150 breit, mit einer Façade von weißem Marmor, einer großen Orgel und vorzüglichen, aber infolge des Brandes von 1859 beſchädigten Gemälden, erbaut 1614—68; die Kirche zu St.-Peter mit vielen Denkmälern bis ins 14. Jahrh. hinauf und auch mit Mich. Haydn's Denkmale; die Margarethenkirche, ein ſchöner Bau von 1485 (reſtaurirt 1864), in der Mitte des ſehr intereſſanten alten Friedhofs; die ſchöne Univerſitätskirche, die Kirche der Benedictinerinnen auf dem Nonnberge mit herrlichen Glasmalereien von 1480 und die nach dem Brande von 1818 neuerbaute St.-Sebaſtianskirche mit des Theophraſtus Paracelſus Denkmale. Im ganzen hat die Stadt 20 Kirchen und außerdem eine proteſtantiſche, die 1865 vollendet wurde. Das ehemalige Reſidenzſchloß der Erzbiſchöfe iſt jetzt den Behörden eingeräumt. Ein zweites prachtvolles Schloß der Erzbiſchöfe, Mirabell, welches Eigenthum des Kaiſers iſt, wurde nach dem Brande von 1818 ebenfalls neu aufgebaut. Der ehemalige erzbiſchöfl. Marſtall für 130 Pferde, jetzt eine Cavalerieka ſerne, war einer der ſchönſten in Europa. Andere bemerkenswerthe Gebäude ſind: der Neubau am Reſidenzplatz; die ehemalige Univerſität; das Prieſterſeminar mit der ehemaligen Pagerie; das Benedictinerkloſter von St.-Peter; das Cajetankloſter, jetzt Militärſpital u. ſ. w. Ueber der Stadt ſteht das alte weitläufige Schloß Hohenſalzburg mit neureſtaurirten alten und gothiſch ausgeſtatteten Sälen und Zimmern. Vor dem Dome befindet ſich Hagenauer's ſchöne Marienſtatue aus Erz. Am Ausgange des Neuthors, welches 150 Schritt lang, 22 breit, 24 hoch iſt und 1767 unter dem Erzbiſchof Sigismund III., Grafen von Schrattenbach, durch den Mönchsberg gebrochen wurde, ſteht in einer Blende Hagenauer's Statue Sigismund's. Den Reſidenzplatz zieren ein 1668 aus weißem Marmor aufgeführter, 45 F. hoher Springbrunnen und das Denkmal Mozart's,

bei deſſen Grundlegung man 1840 einen herrlichen Moſaikboden aus der Römerzeit auffand. Ein röm. Bad, noch wohlerhalten, findet ſich im Johanniſſpital. Ueber der Hauptwache erhebt ſich ein Thurm mit dem berühmten Glockenſpiel. Von Klöſtern beſtehen zu S. drei für Männer und ebenſo viel für Frauen. Die 1620 geſtiftete, 1625 vom Papſte beſtätigte Univerſität wurde 1804 erweitert, einige Jahre nachher aber aufgehoben. Gegenwärtig ſind von höhern Unterrichtsanſtalten vorhanden eine theol. Facultät, eine medic.-chirurgiſche Lehranſtalt, ein Obergymnaſium, eine Oberrealſchule, ein erzbiſchöfl. Prieſterſeminar, ein Schullehrerſeminar, eine Handelsſchule und das Mozarteum. Die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen werden unterſtützt durch das Landesmuſeum mit Bibliothek (40000 Bände), die Studienbibliothek und die Bibliothek im Stifte von St.-Peter, ein Zoologiſches Muſeum und ein Phyſikaliſches Cabinet. Vereine beſtehen für Kunſt, für Muſik, für Landeskunde, wozu noch eine Oekonomiſche Geſellſchaft und ein Gewerbverein mit einer Handelskammer kommen. Für die Winterſaiſon iſt auch ein Theater vorhanden. Beſonders reich iſt S. an Stiftungen aller Art, an Verſorgungs- und Unterſtützungsanſtalten, welche größtentheils anſehnliche Fonds beſitzen. Induſtrie und Handel ſind im Aufblühen begriffen. Auch iſt der Fremdenverkehr im Sommer von Bedeutung für die Stadt, welche durch Eiſenbahnen öſtlich mit Wien, weſtlich mit München (Reichenhall), ſüdlich mit Innsbruck und der Brennerbahn verbunden iſt. Der Verſuch mit Einrichtung einer Dampfſchiffahrt auf der Salzach hat den Erwartungen nicht entſprochen. Die Umgebung S.s zieren eine Menge Parks und Villen ſowol ältern als neuern Urſprungs. Dahin gehören die kaiſerl. Luſtſchlöſſer Hellbrunn und Kleßheim (Eigenthum des Erzherzogs Ludwig Victor), der fürſtl. Schwarzenbergiſche Park zu Aigen, das Luſtſchloß des Königs Ludwig von Baiern (Leopoldskron), das gräfl. Arco'ſche Schloß im normann. Stile zu Anif und viele andere Villen von Privaten. Im nahen Leopoldskronermoos finden ſich auch mehrere Schlamm- und Moorbäder, unter denen das zu Mittermoos (Marienbad) das anſehnlichſte iſt. S. iſt der Geburtsort Mozart's, deſſen Geburtshaus in der Getreidegaſſe, das Wohnhaus am Hannibalsplatze ſteht. Das Mozart-Archiv befindet ſich gegenwärtig im landſchaftlichen Chiemſeehof. Zu S. fand 18.—23. Aug. 1867 eine Zuſammenkunft zwiſchen Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich und Napoleon III. ſtatt. Vgl. Zanner, «Chronik von S.» (fortgeſetzt von Gärtner, 11 Bde., Salzb. 1813); «Fremdenführer durch S.» (Salzb. 1867).

Salze ſind nach der ältern Chemie Verbindungen einer Säure mit einer Baſis. Es paßte jedoch dieſe Definition nur auf die fog. Amphidſalze, wie ſchwefelſaures Natron, ſalpeterſaures Kupfer u. ſ. w., die man aus einer Sauerſtoffſäure und Sauerſtoffbaſe beſtehen ließ. Bei den Haloidſalzen mußte man dagegen annehmen, daß beim Zuſammentritt einer Waſſerſtoffſäure (wie Chlorwaſſerſtoff) und einer Sauerſtoffbaſe (etwa Natron) ſich nur das Metall (hier das Natrium) der Baſis mit dem Salzbildner oder Halogen der Säure (hier dem Chlor) zu einer binären Verbindung einigt, während der Waſſerſtoff der Säure und der Sauerſtoff der Baſis Waſſer bilden. Die neuere Chemie faßt, auf vorurtheilsfreie Betrachtung aller einſchlägigen Thatſachen geſtützt, die Sache folgendermaßen auf: Jede Baſis und jede Säure (ſ. d.) iſt nach ihr eine Waſſerſtoffverbindung; ſie unterſcheidet nicht mehr Sauerſtoff- und Waſſerſtoffſäuren. Wenn nun eine Säure auf eine Baſis wirkt, ſo verbinden ſie ſich nicht, wie früher angenommen, direct, ſondern es tritt das Radical (ſ. d.) der Baſis an die Stelle des Waſſerſtoffs der Säure (oder das Radical der Säure an die Stelle des Waſſerſtoffs der Baſis), und der Waſſerſtoff geht mit Sauerſtoff zu Waſſer zuſammen. Das neue Molecul heißt ein «Salz». Eine Säure und eine Baſis ſetzen ſich mithin allemal (was man früher nur bei den Haloidſalzen annahm) zu einem Salz und Waſſer um. Bei Bildung eines Salzes wirken Säure und Baſis in dem Verhältniß aufeinander, daß die Mengen beider gleichviel Waſſerſtoff enthalten. Die Haloidſalze unterſcheiden ſich von den übrigen jetzt nur dadurch, daß ſie durch Säuren mit einfachem Radical gebildet werden. Als Beiſpiel ihrer Bildung mag das Chlornatrium (Kochſalz) dienen:

Waſſerſtoff Chlor	+	Natrium Waſſerſtoff	Sauerſtoff	=	Waſſerſtoff Waſſerſtoff	Sauerſtoff	+	Natrium Chlor
Salzſäure		Natron			Waſſer			Chlornatrium.

Säuren mit zuſammengeſetztem Radical geben Oxyſalze (Sauerſtoffſalze) und Sulfoſalze (Schwefelſalze). Jene entſtehen aus Oxyſäuren und Oxybaſen, dieſe aus Sulfoſäuren und Sulfobaſen. Jedes Oxyſalz iſt vom Typus (ſ. d.) Waſſer; z. B. das ſalpeterſaure Kali:

Waſſerſtoff Salpeterſäure-radical	Sauerſtoff	+	Waſſerſtoff Katium	Sauerſtoff	=	Waſſerſtoff Waſſerſtoff	Sauerſtoff	+	Katium Salpeterſäureradical	Sauerſtoff.
Salpeterſäure			Kali			Waſſer			Salpeterſaures Kali.	

Iſt der zum Typus gehörige Waſſerſtoff in der Säure vollſtändig durch ein Metall oder in der Baſis vollſtändig durch ein Säureradical erſetzt, ſo heißt das Salz ein normales. Iſt jener Erſatz blos ein theilweiſer, ſo iſt es im erſtern Falle ein ſaures, im zweiten ein baſiſches Salz. Doppelſalze entſtehen durch Vereinigung zweier Salzmolecule. (S. Doppelſalze.)

Salzgitter, ein Marktflecken mit 1900 E., im Amte Liebenburg des hannov. Fürſtenthums Hildesheim, am Warmbach, 5¼ M. im SSW. von Braunſchweig, an der Eiſenbahn nach Kreienſen gelegen, hat eine Handſchuh- und mehrere Wollwaarenfabriken ſowie die (mit Braunſchweig gemeinſchaftliche) Saline Salzliebenhall, welche bisher jährlich 12000 Ctr. Salz lieferte. Im Dec. 1850 wurde von neuem in 730 F. Tiefe ein mächtiges Lager des reinſten Steinſalzes erbohrt.

Salzkammergut, eine zu Oeſterreich gehörige Alpenlandſchaft und kaiſerl. Domäne von 11¾ Q.-M. mit 18000 E., bildet den ſüdl. Theil des ehemaligen Traunkreiſes und iſt eine der reizendſten Gegenden Deutſchlands, wegen ihrer zahlreichen Alpenſeen und andern Naturſchönheiten auch die Oeſterreichiſche Schweiz genannt. Verſchiedene Zweige der Noriſchen Alpen berühren ſich hier und laſſen größern Thälern wenig Raum. Das Hauptthal iſt das der Traun (ſ. d.). Zwiſchen der Salzach und der Ens ziehen von Weſten gegen Oſten die Salzkammergut-Alpen oder Kammeralpen, faſt ganz ein Kalkgebirge, das noch mehr als das Berchtesgadener Bergland durch ſeenerfüllte Einſenkungen in Gruppen zerfällt wird. Oeſtlich von dem 3½ St. langen, bis 7761 F. hohen Tännengebirge, welches an der Salzach den Paß Lueg bildet (ſ. Pinzgau), und im Süden des Hallſtätter Sees liegt die koloſſale, 8940 F. hohe Maſſe des Dachſteins mit dem ungeheuern Felsthurme des 9313 F. hohen Torſteins (Thorſteins), der faſt ſenkrecht aus Gletſchern aufſteigt. Die weiter öſtlich folgende Gebirgsmaſſe bildet das eigentliche Kammergebirge. An der Nordweſtecke, weſtlich von Hallſtatt, liegt das für Maler und Geognoſten berühmte Goſauthal oder die Goſau; im Nordoſten, durch die Auſſeer Niederung davon getrennt, die Gruppe des 6900 F. hohen Todten Gebirges, an deſſen Nordrande ſich der Große Priel 7750 F. hoch erhebt. Zwiſchen dem Traun- und Atterſee dehnt ſich das breite Höllengebirge aus; zwiſchen Atter-, Mond- und Wolfgang- oder Aberſee erhebt ſich der 5550 (5460) F. hohe Schafberg, der Rigi Oeſterreichs, von dem man 19 Seen erblickt. Die Bevölkerung des S. iſt, da die gebirgige Natur des Landes Feldbau faſt gar nicht zuläßt, theils mit Viehzucht, Holzcultur und Jagd, größtentheils aber (6—7000 Arbeiter) in den höchſt merkwürdigen Salzwerken beſchäftigt, welche 1865 nicht weniger als 1,001198 Zollctr. Sud-, 5283 Ctr. Stein- und 8674 Ctr. Induſtrialſalz geliefert haben. Im Mittelpunkte des S. liegt der Badeort Iſchl (ſ. d.). Andere merkwürdige Orte ſind die Marktflecken St.-Wolfgang am Aberſee (ſ. d.) und Hallſtatt (ſ. d.), das Städtchen Gmunden (ſ. d.) und das maleriſch gelegene Dorf und Schloß Traunkirchen. — Das ſog. Steiermärkiſche S. oder der nordweſtlichſte Theil des Herzogthums Steiermark hat zum Hauptorte den Marktflecken Auſſee an der Traun, im Mittelpunkte des herrlichen Thalkeſſels unter dem Dachſtein, auf dem die drei Flüſſe Traun entſtehen, in der Nähe des Grundel-, Altenau- und Oedenſees und des 2700 F. hohen Salzbergs Sandling, deſſen Salzſtock 4800 F. tief iſt und 7—800000 Eimer Sole, 250000 Ctr. Kochſalz liefert.

Salzmann (Chriſtian Gotthilf), berühmt als Stifter der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal (ſ. d.), geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda, wo ſein Vater Paſtor war, ſtudirte ſeit 1761 zu Jena Theologie, wurde 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtiſchen und 1772 Paſtor an der Andreaskirche zu Erfurt, wo er als Prediger viel Beifall fand. Durch Rouſſeau und Baſedow angeregt, wendete er der Erziehung der Jugend große Aufmerkſamkeit zu, wurde ſpäter bei der Beſchäftigung mit den eigenen Kindern ſich ſeines Berufs als Pädagog bewußt und trat als ſolcher zuerſt mit ſeinem «Krebsbüchlein, eine Anweiſung zur unvernünftigen Kinderzucht» (Erf. 1781 u. öfter) hervor. 1781 legte er ſeine Stelle nieder und ging als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Deſſau, verließ aber wegen der dort herrſchenden Zwietracht und Verwirrung dieſe Stellung 1784 wieder, um auf dem von ihm erkauften Landgute Schnepfenthal im Gothaiſchen eine Erziehungsanſtalt für Knaben aus den höhern Ständen zu gründen. S.'s literariſcher Ruf, ſeine ihm hülfreich zur Seite ſtehende Gattin, tüchtige Mitarbeiter, wie André, Bechſtein, der Philolog Lenz, Glatz, Guts Muths, Weißenborn, Blaſche, die drei Brüder Ausfeld, ſowie das friſche, geſunde Leben in Schnepfenthal, durch vortreffliche Einrichtungen gefördert, machten die Anſtalt bald zur berühmteſten in Deutſchland und führten ihr Zöglinge aus faſt allen Ländern Europas zu. Da S.'s Schwiegerſöhne und Töchter und ſpäter auch ſein dritter Sohn Karl ſich an der Sorge für das körperliche und geiſtige Wohl der

Zöglinge betheiligten, so waltete in der ganzen Anstalt das Wesen eines großen Familienkreises, über welchem S. als Vater und Autorität hochverehrt stand. Nachdem er noch die Katastrophe erlebt, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. über Deutschland hereinbrach, starb er 31. Oct. 1811. Als Erzieher wie als pädagogischer Schriftsteller hat S. gleichviel Gutes gewirkt. Alle seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit und Einfachheit aus. Hervorzuheben sind: der Roman «Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend» (6 Bde., Lpz. 1783—86); «Der Himmel auf Erden» (Schnepfenthal 1797); der «Thüringer Bote» (Schnepfenthal 1788 fg.); von seinen Erziehungs- und Jugendschriften (gesammelt, 12 Bdchn., Stuttg. 1845—46) «Sebastian Kluge»; «Konrad Kieser, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung»; «Heinrich Gottschalk»; «Ameisenbüchlein, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher»; «Joseph Schwarzmantel». Nach S.'s Tode übernahm dessen Sohn Karl S. die Anstalt, die er mit demselben Streben und Eifer wie sein Vater leitete, dabei kräftig unterstützt von seiner Gattin Thusnelda, geborene Lenz (gest. 14. Juni 1867). Bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Anstalt wurde er zum herzogl. sächs. Hofrath und an seinem 80jährigen Geburtstage von der Universität Jena zum Doctor der Philosophie ernannt. 1848 übergab Karl S. die Anstalt seinem Neffen Wilhelm Ausfeld.

Salzpflanzen oder Halophyten nennt man diejenigen Gewächse, welche zu ihrem Gedeihen des Chlornatriums und anderer Salze bedürfen und deshalb in einem salzhaltigen Medium wachsen. Sie sind theils Landsalzpflanzen, theils Wassersalzpflanzen. Die erstern, welche auf dem festen Lande wachsen, zeichnen sich durch eine matte, ins Graue ziehende Färbung und durch eine fleischige, saftige Textur der Blätter aus. Sie sind Strand-, Salinen- oder Steppenpflanzen. Zu den ersten gehört der gewöhnliche Meersenf (Cakile maritima L.) und die Strandwinde (Calystegia Soldanella), zu den zweiten das krautartige Glasschmalz (Salicornia herbacea L.), Meerstrandswegebreit (Plantago maritima L.) und die Strandsternblume (Aster Tripolium L.), welche sowol am Meeresstrande als auch an Salinen wachsen, und zu den letzten der größte Theil der Salsolaceen, unter andern der in den südruss. Steppen heimische silberfarbene Salzstrauch (Halimodendron argenteum Dec.), der wegen seiner schönen roseurothen Blüten und silbergrauen Blätter auch bei uns häufig in Gärten gezogen wird. Die zu den apetalischen Dikotyledonen gehörenden Salsolaceen sind der Mehrzahl nach Halbsträucher und Sträucher. Ihre zahlreichen, verschiedene Gattungen bildenden Arten sind namentlich in den um das Mittelländische Meer herum gelegenen Strand- und Steppengebieten (besonders derjenigen Spaniens und Nordafrikas) und in den asiat. Steppen und Wüsten heimisch. Sie bilden meist gesondert wachsende Stöcke und Büsche von graugrüner Farbe, zwischen denen der nackte Erdboden hervorschimmert. Die Wassersalzpflanzen werden hauptsächlich von den Meeralgen gebildet, welche sich durch den Mangel der grünen Farbe und durch eine häufig knorpelige oder lederartige Beschaffenheit auszeichnen. Auch der gemeine Wasserriemen (Zostera marina L.), welcher als Seegras allgemein bekannt ist, gehört zu den Wassersalzpflanzen, hat aber die gewöhnliche grüne Färbung. Die S. nehmen das Salz auch in sich auf und enthalten daher in ihrem Gewebe bald mehr, bald weniger Salz. Sie werden deshalb zum Theil zur Gewinnung solcher Salze benutzt; so unter den Landsalzpflanzen das gemeine Salzkraut (Salsola Kali L.), das langblätterige Salzkraut (Salsola Soda L.) und besonders die südeurop. Sodapflanze (Halogeton sativus Mocqu.), die Barilla der Spanier. Diese Pflanze, ein Sommergewächs, wird noch jetzt in den Salzsteppen von Südvalencia und Murcia zur Gewinnung von Sodastein, worunter man die aus ihren Blättern und Stengeln durch deren Verbrennung in Gruben gewonnene Sodamasse versteht, angebaut, aber lange nicht mehr in so großem Maßstabe wie früher, wo Spanien fast ganz Europa mit seiner Barilla versorgte. Die Meerpflanzen enthalten auch Jod und Brom, weshalb man dieselben, besonders die sog. Tange, z. B. den Blasenseetang (Fucus vesiculosus L.), den knotigen Seetang (Fucus nodosus L.), den gesägten Seetang (Fucus serratus L.) u. a., zur Gewinnung von sog. Kelp (Soda) und Jod sammelt.

Salzsäure oder Chlorwasserstoffsäure nennt man die aus Chlor und Wasserstoff bestehende Säure, welche man erhält, wenn man Kochsalz mit wasserhaltiger Schwefelsäure destillirt. Sie bildet im concentrirtesten Zustande eine rauchende, stechend riechende, farblose, in der Sonne durch Zersetzung und Chlorbildung leicht gelblich werdende Flüssigkeit von 1,2 specifischem Gewicht und sehr ätzenden Eigenschaften. Wasserfrei kann sie nur als Gas bestehen. Sie löst die meisten Metalle unter Entwickelung von Wasserstoffgas und Bildung von Chlormetallen auf. Mit Alkalien und Erden bildet sie salzsaure, krystallisirbare Salze, welche Chlormetalle (s. Chlor) genannt werden. In Vermischung mit Salpetersäure wird sie unter Bildung von Chlor zersetzt,

und die Miſchung, Königswaſſer, löſt daher Gold und Platina auf. Die S. wird als Auflöſungsmittel in der Chemie und Pharmacie, als Aetzmittel, zur Darſtellung von Chlor u. ſ. w., auch in der Medicin angewendet. Sie dient ferner zur Fabrikation des Salmiaks, des Leims und des Phosphors, zur Auflöſung verſchiedener Metalle, wie Zinn und Zink, und zur Darſtellung der Kohlenſäure bei der Mineralwaſſerfabrikation.

Salzſee, ſ. Salt-Lake.

Salzungen, Stadt und Badeort im Herzogthum Sachſen-Meiningen, 2½ M. ſüdlich von Eiſenach und 4 M. nordnordweſtlich von Meiningen ſchön an der Werra und der Werrabahn gelegen, iſt Sitz eines Verwaltungsamts und eines Kreisgerichts und zählt 3180 E. (1864). Unter den Gebäuden ſind das alte Schloß Schnepfenburg (1792 neuerbaut und Sitz der Staatsbehörden), die Stadtkirche und das Rathhaus hervorzuheben. Die vorzüglichſten Erwerbsquellen der Bewohner ſind Landwirthſchaft (nebſt Garten- und Obſtbau) und Gewerbebetrieb. Von induſtriellen Etabliſſements ſind zu nennen die Fabriken für künſtliche Mineralwäſſer, für Tabak und Cigarren (drei), Strohhüte, Maſchinen, ferner eine Karkſchneiderei, die nicht unbedeutende Vereinsbrauerei und drei Mühlen. Ihren Ruf verdankt die Stadt jedoch beſonders ihrem Salzwerke und ihrem Salbade. Die Saline, welche früher ihren Bedarf an Sole aus verſchiedenen Brunnen bezog, erhielt 1321 vom Abte Heinrich zu Fulda ihre erſten Privilegien, die dann öfters, zuletzt 1678, erneuert wurden. Der regelrechte Betrieb begann erſt 1740. Im Aug. 1840 begann man die Bohrung des Bernhardsbrunnens, der 498 F. tief iſt und eine ſehr geſättigte Sole (27½ Proc. Salz) liefert, weshalb auch die früher ausgedehnten Gradirhäuſer bis auf ein einziges eingehen konnten. 1861 wurde ein neues ſtattliches Siedehaus aufgeführt. Die Saline gehört einer Genoſſenſchaft (Pfännerei) und producirte in letzter Zeit jährlich etwa 60000 Ctr. Kochſalz, 10000 Ctr. Viehſalz und 1000 Ctr. Dilngſalz. Nachdem die Sole ſchon ſeit 1801 auch zu Bädern benutzt worden, entſchloß ſich die Pfännerei 1821 zur Errichtung einer öffentlichen Badeanſtalt, die in neuerer Zeit, beſonders ſeit Eröffnung der Werrabahn, zu den beſuchteſten Salbädern des mittlern Deutſchland gehört. Dicht bei der Stadt liegt der Burgſee (42 Acker groß), an welchem bisweilen ein eigenthümliches Aufwallen (Kochen) bemerkt wird. An ſeinem Ufer bildet die Anhöhe Seeberg einen beſuchten Vergnügungsort mit ſchöner Ausſicht. Im Amtsbezirke S. (4½ Q.-M. mit 16000 E.) liegen noch das als Badeort bekannte Kirchdorf Liebenſtein (ſ. d.), das als Luther's Geburtsort bekannte Pfarrdorf Möhra (mit 500 E. und ſeit 1861 einem Denkmal Luther's) und die beiden Flecken Schweina, mit 1500, und Steinbach, mit 1350 E. Vgl. «Solbad S., Skizze für Badegäſte und Reiſende» (Salzung. 1864).

Salzwedel, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachſen, an der hier ſchiffbaren Jeetze, in einer niedrigen und moraſtigen Gegend, iſt Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts ſowie eines Hauptſteueramts und zählt 7902 E. (3. Dec. 1864). Der Ort theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt und hat zwei Vorſtädte und fünf Kirchen. Die alte Burg, früher im Beſitz der Familie von Hitzacker, wurde 1864 vom König von Preußen angekauft. Das Gymnaſium zählte einſt Winckelmann und den Turnvater Jahn zu ſeinen Schülern. Die Fabrikinduſtrie S.s erſtreckt ſich auf Tuch, Wollzeug, Baumwollſtoffe, Leinwand, Leder, Färberei, Draht, Oel, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Zuckerraffinerie. Der Handel iſt nicht unbedeutend. Der Altmärkiſche Verein widmet ſich der vaterländiſchen Geſchichte und Induſtrie. S., früher in niederdeutſcher Form Saltwedel, war vormals eine der Hauptſtädte der Altmark und gab der Ottoniſchen Linie der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hauſe Askanien, die 1317 mit Johann V. ausſtarb, den Namen. Auch war die Stadt Mitglied des Hanſabundes. Im heutigen Kreiſe S., der den weſtl. Theil der Altmark umfaßt und auf 22,14 Q.-M. nur 49423 E. (1864) zählt, liegt noch die Stadt Kalbe, an der Milde, im Kalbeſchen Werder, mit 1753 E. Vgl. Pohlmann, «Geſchichte der Stadt S.» (Halle 1811); Danneil, «Kirchengeſchichte der Stadt S.» (Halle 1842); derſelbe, «Geſchichte der königl. Burg zu S.» (Salzwedel 1865).

Salzwerke, ſ. Salz.

Samara, ein ruſſ. Gouvernement auf der Oſtſeite der Wolga, das erſt durch Ukas vom 6. (18.) Dec. 1850 aus den Kreiſen S. und Stawropol des Gouvernements Simbirsk, den Kreiſen Bugulma, Buguruslan und Buſuluk des Gouvernements Orenburg und den Kreiſen Nikolajewsk und Nowo-Uſensk des Gouvernements Saratow zuſammengeſetzt worden iſt. Das Gouvernement zählte 1. Jan. 1864 auf 2885,36 Q.-M. 1,690729 E. (370671 mehr als bei ſeiner Errichtung und 140740 mehr als bei der letzten Reviſion von 1858) und kann bei ſeiner

Fruchtbarkeit und vortheilhaften Lage mit fortschreitender Cultur eine der blühendsten Provinzen des russ. Reichs werden. Es breiten sich hier auf der Ost- oder Wiesenseite der Wolga mächtige, meist nur flach gewellte Ebenen aus, die, mit reicher Dammerde bedeckt, die herrlichsten Feldfluren verheißen, zum größten Theile aber jetzt noch weite Steppen darbieten. Auch das weiter ab liegende, zum Theil von niedern Ausläufern des Ural durchzogene Land trägt eine starke Humusschicht, bildet aber größtentheils gleichfalls noch Steppen mit den üppigsten Pfriemgrasfluren. Nur an der Südost- und Südgrenze, wo der uralische Höhenzug des Obtscheisyrt sich erhebt, hat das Land einen mehr steinigen und bei dem Mangel an Wasser dürren Boden. An diesem entstehen, außer dem Sok, die meisten der zahlreichen Nebenflüsse der Wolga, wie die 54 M. oder mit den kleinern Windungen 70 M. lange Samara mit dem Kinel und Tok rechts und dem Busuluk links, der Irgis-Jelan, der Kleine und Große Irgis und der die Südgrenze bildende Targun mit dem Jeruslan. Die eigentlichen Steppengegenden haben indeß kein Holz, oder dasselbe ist fast verschwunden und verkümmert. Nadelholz findet sich nirgends. Gegenwärtig ist der ganze fruchtbare Landstrich an der Wolga von der Mündung des Großen Irgis (gegenüber Wolsk) abwärts in einer Breite von 7, ja sogar gegenüber von Saratow in einer Breite von 17 M., und dann wieder weiter unterhalb bis zur Südgrenze in einer Breite von 3 M. völlig von Deutschen und Schweizern colonisirt. In dem erstern Districte liegen das stadtähnliche Jekaterinstad, die Colonien Solothurn, Zug, Friedenthal, Philippsthal, Weizenfeld, Alexanderdorf, Rosenthal am Jeruslan u. s. w. Das weiter ab liegende, bis 22 M. weit von der Wolga entfernte, ebenso fruchtbare Steppenland, das sog. Baschkirenland, wartet noch der Ansiedelung und regelmäßigen Bebauung. Man baut weniger Roggen als Weizen, auch Hafer, Gerste, Hirse, Buchweizen und in den deutschen Colonien auch Taback, nirgends Flachs und Hanf. Die Ernten sind ungeheuer; allein es treten oft drei bis vier völlige Misjahre ein, die selbst zu Hungersnoth führen. Die Viehzucht ist im allgemeinen gering. Eine Hauptquelle der Nahrung und des Reichthums bildet der Fischfang. Die ansässige Bevölkerung des Gouvernements besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann auch aus Kleinrussen, Deutschen, Tataren, die aus Kasan, Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind. Am Jeruslan gibt es eigene Colonien von Nogaiertataren, welche Korn bauen und gute Viehzucht treiben. Die östl. Steppen durchziehen nomadisirende Baschkiren und Kirgisen mit ihren Heerden. Die Hauptstadt S., an der Mündung der Samara in die Wolga gelegen, 1586 als Vormauer gegen die Baschkiren und Nogaier gegründet und deshalb mit einem Erdwall und tiefen Gräben umgeben, von denen aber jetzt so wenig wie von der 1703 an ihrer Stelle errichteten Festung zu sehen, ist der Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat einen Flußhafen, zwei Kathedralen und zwei Pfarrkirchen, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, seit 1856 ein Gymnasium mit Bibliothek, physik. Cabinet und andern Sammlungen, ansehnliche Fabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, große Getreidespeicher und andere Magazine und zählt 34131 E. (1863). Die Stadt ist in neuester Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze an der Wolga geworden, indem sie namentlich durch ihren aufblühenden Getreidehandel Simbirsk überflügelt. Nächst dem Getreide sind Mehl und Salz die Hauptgegenstände des Umsatzes, in zweiter Linie Leinsamen, Fische und Kaviar. Jährlich finden zwei große Märkte statt. Es kommen von hier die meisten feinen Lämmerpelze, welche die Kasimowschen Handelstataren herbeibringen. Kreisstädte sind Buguruslan, Busuluk, Bugulma, Stawropol, Nikolajewsk und Nowo-Usensk. Im Kreise Busuluk liegt 17,7 M. im Nordosten von S., am Sok, die Landstadt Sergijewsk mit 2991 E. und dabei das sehr besuchte Schwefelbad Sergijewsk. Von dem am Zusammenfluß der Samara und des Kinel gelegenen Flecken Alexjewsk, der einst Festung war, zog sich die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. angelegte «Samarische Festungslinie» gegen 50 M. weit über den Obtscheisyrt nach Orenburg. Vgl. Ucke, «Das Klima und die Krankheiten der Stadt S.» (Berl. 1863).

Samarang, Hauptstadt der Residentschaft gleiches Namens auf der Insel Java, an der Mündung des Kali S. oder Demak in das Sundameer gelegen. Die Stadt, welche 35000 E. (darunter 700 Europäer, 2000 Chinesen, der Rest Malaien und Javanen) zählt, steht auf angeschwemmtem Boden in ungesunder Lage. Südlich von ihr erhebt sich das prachtvolle Bergtheater der mitteljavanischen Vulkane Gunung-Sindoro, Merbabu, Merapi und Unarang. Wie fast alle Städte im niederländ. Indien zeigt auch S. drei Abtheilungen von ganz verschiedenem Ansehen, deren Bewohner auch verschiedenen Nationen und Rassen angehören. Den größten Raum nimmt, wiewol mit der kleinsten Bevölkerung, das aus steinernen Häusern bestehende europ. Quartier ein. In ihm liegt das schöne Regierungsgebäude, der Sitz des Residenten, die Kirchen, ein Militärhospital, ein Invalidenhaus und die Kasernen. Das Viertel der

Malaien und Javanen (Kampong-Malaya) besteht aus Bambushütten. Die Chinesen haben in ihr Quartier ganz die Bauart, Sitten und Gebräuche ihrer Heimat verpflanzt. S. war bis 1824 Festung, ist aber jetzt nur durch die Citadelle Prinz von Oranien gegen etwaige Aufstände der Eingeborenen geschützt. Einen eigentlichen Hafen besitzt die Stadt nicht, dagegen eine gute Rhede, von der regelmäßig Dampfer nach Batavia gehen. S. ist der Ausgangspunkt der einzigen bisher auf Java bestehenden, 1865 eröffneten Eisenbahn, die sich in einer Länge von 22 M. bis Surakarta und Dschokdschokarta hinzieht. Der Handel mit Kaffee, Reis, Zucker, Thee als Ausfuhr- und europ. Manufacturen als Einfuhrwaaren ist bedeutend.

Samaria (hebr. Schomron), eine Stadt in Mittelpalästina, 2 St. westlich von dem alten Sichem (Nablus), auf einem dominirenden Bergkegel gelegen, wurde 920 v. Chr. von Omri, dem sechsten israel. Könige, erbaut und bildete seitdem die Hauptstadt des Reichs Israel, welches auch nach ihr Reich Samarien genannt wurde. Von Salmanassar ein Jahrhundert später zerstört, erhielt der Ort fremde Colonisten, welche sich mit den zurückgebliebenen einheimischen Elementen zu dem Mischvolke der Samaritaner verschmolzen. S. wurde nun der Name der ganzen Landschaft, welche im Norden von Galiläa, im Süden von Judäa begrenzt, den Mittelraum von Westpalästina einnimmt. Der Hasmonäer Johann Hyrkan zerstörte abermals die Stadt S., aber Herodes d. Gr. baute sie prachtvoll wieder auf und zierte sie mit einem Tempel des Kaisers Augustus, dem zu Ehren er sie Sebaste nannte. Noch jetzt führt ein auf der großartigen Trümmerstätte befindliches Dorf diesen Namen (Sebastieh).

Samariter oder Samaritaner hießen seit der nachexilischen Zeit die Bewohner des nach der Stadt Samaria (s. d.), der frühern Hauptstadt von Israel, benannten Landes Samaria, d. h. des mittlern Theiles von Palästina. In dieser Gegend war aus der von den assyr. Eroberern im Lande zurückgelassenen israel. Bevölkerung und den aus Babel, Cutha (daher bei den spätern Juden Cuthäer so viel als Samariter), Hamath und andern Orten dahin verpflanzten heidnischen Colonisten ein Mischvolk entstanden, welches den althebr. Gottesglauben vielfach mit heidnischen Elementen versetzte. Als diese Samaritaner an dem Bau des zweiten jüd. Tempels theilzunehmen wünschten, wurden sie als Unreine von der gesetzesstrengen Partei der Juden zurückgewiesen, wodurch sich eine allmählich wachsende Feindschaft zwischen ihnen und den Juden bildete. Sie richteten infolge dieser Trennung und mit Unterstützung eines aus Jerusalem ausgewanderten Priesters Manasse einen eigenen Cultus ein und bauten auf dem Berge Garizim bei Sichem (dem heutigen Nabulus) einen Tempel, wodurch das Schisma zwischen Juden und Samaritanern vollendet wurde (409 v. Chr.). Dieser Tempel wurde 129 v. Chr. von Johannes Hyrkanus zerstört, aber die Stelle, wo er gestanden, blieb den Samaritanern die heil. Stätte der Anbetung bis auf diesen Tag. Sie berufen sich dafür auf 5 Mos. 27, 4, wo in ihrem Texte Garizim steht statt Ebal. Im vorigen Jahrhundert gab es noch Samaritaner in Aegypten, in Damaskus, Askalon, Gaza, Cäsarea und andern Orten. Jetzt finden sich deren nur noch in Nabulus, wo sie bis auf ungefähr 20 Familien zusammengeschmolzen sind, aber immer noch streng an ihrem Glauben festhalten. Der Pentateuch ist ihnen das einzige heil. Buch und Moses der einzige wahre Prophet; alle andern Bücher der jüd. Bibel verwerfen sie, alle übrigen Propheten gelten ihnen als falsche Propheten. Den König Salomo nennen sie einen Zauberer und Götzendiener, und Esra's Namen sprechen sie nie ohne Verwünschung aus. Doch scheinen sie zu diesem schroffen Gegensatze gegen die spätere religiöse Entwickelung des Judenthums erst allmählich fortgeschritten zu sein. Die Einheit Gottes halten sie mit aller Strenge fest. Zu ihren Hauptdogmen gehört außerdem die Schöpfung der Welt aus nichts. Sie unterscheiden eine sichtbare und eine unsichtbare Welt, letztere die Wohnung der Engel, durch deren Vermittelung das Gesetz offenbart worden. Alles Heil beruht auf Haltung des Gesetzes, besonders des Sabbats und der Beschneidung. Sie feiern die im mosaischen Gesetze vorgeschriebenen Feste wenigstens mit Gebet und Fasten, da sie die Opfer, gleich den Juden, längst haben aufgeben müssen. Sie glauben auch an Auferstehung, künftiges Leben und Verdammniß. Ob sie um Christi Zeit einen Messias erwarteten, ist trotz Joh. 4, 25 zweifelhaft. Die neuern Samaritaner betrachten den Messias auf Grund der Stelle 5 Mos. 18, 15 und 18 als einen großen Propheten, einen zweiten Moses, der die Völker zum Cultus von Garizim bekehren und sein gläubiges Volk beglücken werde. Sie nennen ihn Haschaheb oder Hataheb, d. i. der Wiederkehrende. Ihr Pentateuch, der übrigens in einem ältern Schriftcharakter (der sog. samaritanischen Schrift) überliefert und noch ohne Vocalzeichen geschrieben ist, weicht nicht blos von dem bei den Juden hergebrachten Texte in vielen einzelnen Stellen ab, sondern ist auch in einem eigenen, aber mit vielen hebr. Wörtern und Formen versetzten aramäischen Dialekt, der samaritanischen Sprache, ge-

ſchrieben. In demſelben Idiom ſind ihre Liturgien und Ritualien ſowie eine Anzahl religiöſer Lieder oder Pſalmen verfaßt, letztere theilweiſe mit Endreim der Verſe und die Strophenanfänge öfters nach dem Alphabete geordnet. Seit aber das Arabiſche ihre Umgangsſprache geworden iſt, haben ſie nicht nur den Pentateuch, ſondern auch dieſe Lieder und Liturgien ins Arabiſche überſetzt. In arab. Sprache beſitzen ſie noch ein ſog. Buch Joſua, d. i. eine Chronik von Joſua's Zeit bis auf Konſtantin d. Gr. (herausg. von Juynboll, Leyd. 1848), eine andere Chronik von Abu-l'-Fatch, die bis ins 14. Jahrh. herabreicht, und einige dogmatiſche und exegetiſche Schriften. Die Zuſtände der neuern Samaritaner wurden beſonders dadurch näher bekannt, daß einige europ. Gelehrte, wie Joſ. Scaliger, Hiob Ludolf, Silv. d. Sacy u. a., hebr. oder arab. Briefe an ſie ſchrieben und ihnen ſo Nachrichten über ihre Glaubensſätze, Sitten u. ſ. w. ablockten. Eine Sammlung dieſer Correſpondenz veranſtaltete de Sacy in den «Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 12, Par. 1831). Sonſt vgl. Juynboll, «Commentarii historiae gentis Samaritanae» (Leyd. 1846); Bargès, «Les Samaritains de Naplouse» (Par. 1855).

Samarkand, einſt die Hauptſtadt, jetzt die zweite Stadt des Khanats Bokhara, am Säraſchan im Thale Sogd, im Süden des Felsplateau Tſchupan Ata, in einer von Bächen bewäſſerten und deshalb fruchtbaren Gegend gelegen. Die Stadt bildet innerhalb der Feſtungsmauern ein verſchobenes Viereck mit einem Umfange von beinahe 2 M.; ihre Einwohnerzahl wird verſchieden von 10—30000 geſchätzt. Die Straßen ſind ſehr eng, aber mit Waſſerkanälen verſehen. Die Häuſer beſtehen aus Fachwerk, die öffentlichen Gebäude dagegen ſind maſſiv. Unter dieſen zeichnet ſich aus die Citadelle Arik, die Moſchee mit dem großen blauen Stein, vor welchem die Emire von Bokhara nur einmal im Leben beten, ſowie die prächtige große Moſchee Bibi-Chanym und die alte Moſchee mit Timur's Grabſtätte. S. iſt noch immer ein wichtiger Platz für den Handel in den turkomaniſchen Khanaten, hat aber viel von ſeiner einſtigen polit. Bedeutung verloren und wurde in commerzieller Beziehung von Bokhara weit überflügelt. Die Bewohner, Usbeken, Perſer, Tadſchicks, Inder und Juden, beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit dem Spinnen und Färben von Seide und Baumwolle ſowie mit der Verfertigung von Lederwaaren. Bei den Griechen hieß S. Marakanda und war die Hauptſtadt der Provinz Sogdiana. Alexander d. Gr. ſoll ſie zerſtört haben. Nach ihm hieß ſie bei den Eingeborenen Tſchin. Als 643 der Araber Samar den Islam brachte, wurde ſie als S. «ein Aſyl des Friedens und der Gelehrſamkeit» und, von 833 bis 1000, Reſidenz des Geſchlechts der Samaniden. 1219 wurde ſie von Dſchingis-Khan erobert. 1369 machte ſie Timur zu ſeiner Reſidenz, der dorthin 150000 Menſchen verpflanzte, namentlich Seidenweber und Waffenſchmiede. Aus dieſer Zeit ihres höchſten Glanzes ſind noch Ruinen, nördlich vor der Stadt, erhalten, namentlich der einſt prächtige Palaſt Timur's mit hoher Kuppel. Da jedoch der Säraſſchan ſeinen Lauf veränderte, ſo hat das heutige S., dieſem Lauf folgend, eine andere Lage als jenes Timur's. S. iſt bisher nur von vier gebildeten Europäern beſucht worden; 1404 von dem Spanier Clavijo, 1841 von Lehmann und Chanykow, 1863 von Vambery. Durch den ruſſ.-bokhariſchen Krieg 1865—67 litt der Handel S.s bedeutend, und mehrere Gefechte fanden dicht vor ihren Mauern ſtatt.

Sambre (lat. Sabis), ein linker Nebenfluß der Maas, entſpringt öſtlich von den Scheldequellen im Walde von La-Haye-Cartigny im franz. Depart. Aisne, berührt dann, das Weſtende der Ardennen durchfließend, im Nord-Departement die Städte Landrecy und Maubeuge und tritt hierauf in Belgien ein, wo ſie nach einem Laufe von 25 M. bei Namur mündet. Die S. iſt bereits von Landrecy an, im ganzen 22 M. weit ſchiffbar. Ihre Thalränder ſind meiſtens ſteil, mitunter felſig und eng. Ihre Zuflüſſe ſind in Frankreich die Kleine und die Große Helpe rechts, in Belgien die Hante und Heure rechts, der Piéton und Orneau links. Der Sambrekanal führt ſüdwärts in die Oiſe, verbindet ſo das Maas- und Seinegebiet und iſt 9 M. lang. Das ehemals franz. Depart. Sambre-Maas hatte 82 Q.-M. mit 181000 E. und zur Hauptſtadt Namur; 1815 wurde es theils zur belg. Provinz Namur, theils zu Lüttich geſchlagen. An den Ufern der S. wurden verſchiedene Schlachten geliefert. So ſchlug hier ſchon Cäſar 56 v. Chr. die Nervier. In den Gefechten vom 10. Mai bis 4. Juni 1794 forcirten die Franzoſen unter Jourdan die Sambrelinie der Verbündeten durch die Gefechte bei Rouvroi, Merbes-le-Château und Goſſelies.

Sambūcus, ſ. Flieder.

Samen (sperma) heißt die bei Menſch und Thier in den männlichen keimbereitenden Geſchlechtstheilen (Hoden) abgeſonderte Flüſſigkeit, welche, wenn ſie einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit (Reife) erreicht hat, das reife Eichen des Weibes zu befruchten im Stande iſt.

(S. Befruchtung.) Der menſchliche S., welcher bedeutend ſchwerer als das Waſſer und bei ſeiner Ausſonderung noch mit dem Secrete der Samenbläschen, Vorſteherdrüſe und der Cowper'ſchen Drüſen ſowie mit Harnröhrenſchleim vermiſcht iſt, ſtellt friſch entleert eine weißliche, ſchleimig-kleberige, gallertige Flüſſigkeit von eigenthümlichem Geruche dar, wird beim Stehen nach einiger Zeit ziemlich dünnflüſſig und beim Eintrocknen gelblich. Der reife S. beſteht aus einer geringen Menge Flüſſigkeit, in welcher ſich eigenthümlich geſtaltete und ſcheinbar willkürlich ſich bewegende, mikroſkopiſch kleine Fäden (die ſog. Samenfäden, Spermatoiden, Spermatozoen oder Spermatozoiden, Samenthierchen) befinden. Dieſe Samenfäden, welche ſich in dem fruchtbaren S. aller Thiere vorfinden, haben auch bei den meiſten derſelben ziemlich ähnliche, wiewol unterſcheidbare Formen, nämlich einen runden, ovalen oder birnförmigen Knopf und an dieſem einen langen, allmählich ſpitz zugehenden Faden oder Schwanz. Der Kopf der menſchlichen Samenthierchen iſt eiförmig abgeplattet, von der Seite birnförmig, mit dem ſpitzern Ende nach vorn und hier leicht napfförmig ausgehöhlt. Der Schwanz iſt vorn, wo er durch eine Einſchnürung mit dem breitern Ende des Kopfes ſich verbindet, breiter und ebenfalls platt und länft allmählich in eine ganz feine, kaum ſichtbare Spitze aus. Das Eigenthümlichſte der Samenfäden iſt die ſcheinbar willkürliche ſchlängelnde Bewegung, welche auch veranlaßt hat, daß man ſie lange Zeit für Infuſionsthierchen hielt. In der That hat dieſer Vergleich auch inſofern etwas Zutreffendes, als viele ſog. Infuſorien nichts anderes ſind als die den Samenfäden entſprechenden Schwärmſporen niederer Pflanzen (Pilze, Algen). Die Beweglichkeit behalten die Samenfäden auf lange Zeit bei, ſobald nur das Verdunſten des S. verhindert wird. Die Bildung der Fäden geſchieht innerhalb des Hodens, und zwar in Bläschen oder Zellen mit Kernen, ſodaß in jedem Kerne ein Samenfaden als ein an der Innenwand deſſelben ſpiralig mit zwei bis drei Windungen angelagerter Körper vorhanden iſt. Es berſten ſodann die Kerne, und die Fäden derſelben kommen nun zu 10—20 Stück in die Zelle zu liegen, und zwar ganz regelmäßig mit den Köpfen und Schwänzen zuſammen. Endlich platzen auch dieſe Zellen, und die Samenfäden werden ſo ganz frei; dies geſchieht im Nebenhoden. In der Jugend und im Alter, wo der S. unfruchtbar iſt, finden ſich anſtatt der Samenfäden und Samenzellen oder neben dieſen kleine helle Zellen. Die Samenkörperchen ſind auch neben mehr oder weniger vollkommen ausgebildeten Samenfäden in der Feuchtigkeit enthalten, welche bei dem ſog. Samenfluß (Spermatorrhöe), einem Schwächezuſtande, tropfenweiſe aus der Harnröhre abfließt. Die Befruchtung des Eichens durch den S. iſt die nothwendige Bedingung für die Entwickelungsfähigkeit des Eichens. Ueber dieſen räthſelhaften Vorgang weiß man nur, daß das Eichen mit den Samenfäden in unmittelbare Berührung kommen muß; beim Weibe findet dieſer Vorgang in der Gebärmutterhöhle oder in einem der Eileiter ſtatt.

Samen (botaniſch) nennt man das aus dem befruchteten Pflanzenei entſtandene Fortpflanzungsorgan der Phanerogamen (ſ. d.), welches in ſeinem Innern ſtets die Anlage zu einer zukünftigen Pflanze, den Keimling oder Keim birgt. Ueber die Entwickelung und den Bau des Pflanzeneis und über die Art und Weiſe der Befruchtung ſowie die Bildung des Keims in dem befruchteten Ei ſ. Befruchtung und Keim. Das Pflanzenei oder die Samenknoſpe erſcheint anfangs als eine zellige Anſchwellung an der Innenwandung, oder im Grunde der Fruchtknotenhöhle, oder an den daſelbſt etwa befindlichen Samenträgern. Sehr bald tritt am Grunde dieſes Zellenkörpers eine einfache oder doppelte ringförmige Falte auf, welche, mit dem Zellenkörper zugleich heranwachſend, dieſen als einfache oder doppelte Haut (Eihaut) umgibt und an der Spitze eine Oeffnung (den Eimund) zeigt, während der darin befindliche herangewachſene Zellenkörper als Eikern unterſchieden wird. Nicht bei allen Gewächſen ſind die Eichen in einen Fruchtknoten eingeſchloſſen; bei den Nadelhölzern unter andern liegen ſie frei und offen da, von Schuppen umgeben oder an ſolche angewachſen. Dann ſind natürlich auch die daraus entſtehenden S. nackt. (S. Gymnoſpermen.) Die Eierchen ſind nach feſten, bei einer und derſelben Gattung und derſelben natürlichen Gruppe ſich gleichbleibenden Geſetzen ſtehend oder hängend, gerade oder gekrümmt, aufrecht oder umgekehrt, einzeln, paarig, übereinander geſchichtet u. ſ. w. Indem das befruchtete Eichen ſich zum reifen S. ausbildet, ſchließt ſich der Eimund völlig; doch iſt er auch an reifen S. gewöhnlich noch zu bemerken, wie bei der Bohne, und wird nun Keimmund genannt. Der reife S. beſteht aus den weiter entwickelten Eihäuten, welche die Samenſchale bilden, und dem darin befindlichen Kerne, dem Samenkern, welcher entweder von der jungen Pflanze (dem Keimling) allein, wie bei Bohne, Apfel, Mandel, oder zugleich noch von einer mit dem Keimling nicht organiſch verbundenen Zellenmaſſe (dem Eiweiß, albumen) gebildet wird. Letzteres geht aus dem Endoſperm oder dem Zellgewebe hervor,

welches nach der Befruchtung ſich im Keimſack bildet und dieſen anfüllt. Dieſes Eiweiß iſt bei den Gräſern mehlig und verleiht den Getreidearten ihre große Wichtigkeit als Nahrungsmittel. Bei den Palmen iſt das Eiweiß knorpelig, horn- oder holzartig, und bei der Elfenbeinpalme (Phytelephas) ſo hart und weiß wie Elfenbein, ſodaß es auf gleiche Weiſe zum Drechſeln verwendet wird. Wo der Keimling mit dem Eiweiß zugleich vorkommt, da liegt er bald in demſelben völlig eingeſchloſſen, wie bei dem Pfaffenhütchen, der Eſche, oder an der Seite des Eiweißes, wie bei den Gräſern, oder er umgibt das Eiweiß wie ein Ring, wie bei der Kornrade, oder endlich er umſchließt das Eiweiß ringsum von allen Seiten, wie bei dem Zürgelbaume (Celtis). Selten iſt der Keimling in den reifen S. noch unausgebildet und noch nicht in die einzelnen Theile unterſchieden, wie bei den Orchideen, wo er als ein rundliches oder ovales, gleichförmiges Zellenkörperchen ſich darſtellt. Beim Keimen bricht der Keimling aus der Samenſchale und zwar ſtets aus dem Samenmunde hervor und entwickelt ſich zur neuen Pflanze. Der S. iſt entweder ſitzend oder durch einen längern oder kürzern Nabelſtrang geſtielt; die Stelle am Grunde des S., mit welcher er im Innern der Frucht feſt aufſaß oder auf der Spitze des Nabelſtrangs befeſtigt war, wird Samennabel (hilum) genannt. Beſonders groß iſt dieſer Samennabel bei der Roßkaſtanie. Die Samenſchale beſteht bald aus einer einzigen, bald aus mehrern Gewebſchichten. Sie kann holzig, häutig, lederartig, fleiſchig, gallertartig ſein. Oder ihre äußern Zellenſchichten ſind weich und faſterfüllt, die innern holzig (z. B. bei den S. der Stachelbeere). Die S. mancher Pflanzen ſind von einer beſondern Hülle, dem Samenmantel (arillus), locker umgeben (z. B. die S. des Pfaffenhütchens, der Muskatnuß, des Eibenbaums). Auch kommen an der Samenſchale mancherlei Fortſätze und Auswüchſe vor, z. B. die bekannten «Flügel» an den S. unſerer Nadelhölzer. Bei manchen Pflanzen ſind die S. mit Haaren bedeckt oder am Nabel mit einem Wollſchopf verſehen (z. B. bei den Weiden, Pappeln, den Arten von Epilobium, bei der Schwalbenwurz, dem Oleander, der Tamariske u. a.). Auch die Baumwolle beſteht aus langen Haaren, welche an den S. der Arten von Gossypium ſitzen. Bei den blütenloſen Pflanzen oder Kryptogamen (ſ. d.) werden die den S. vergleichbaren Organe Sporen (ſ. d.) genannt.

Sämiſchgerberei, ſ. Gerben.

Samland, eine der Landſchaften Oſtpreußens, in welche daſſelbe zu den Zeiten des Deutſchen Ordens eingetheilt wurde, umfaßt das von dem Pregel, dem Friſchen Haff, der Oſtſee, dem Kuriſchen Haff und der Deime inſelartig umfloſſene Land, den jetzigen Kreis Fiſchhauſen im Weſten, den nördl. Theil des Kreiſes Königsberg in der Mitte und ein Stück vom Kreiſe Labiau im Oſten, mit den Städten Fiſchhauſen, Pillau, Königsberg, Tapiau und Labiau, und iſt reich an geſchichtlichen Erinnerungen an die Vorzeit. Die Kreisſtadt Fiſchhauſen, an einer Bucht des Friſchen Haffs, mit einem kleinen Hafen und 2345 E., 1305 neben der ſchon 1264 erbauten Burg gegründet, war die Reſidenz der Biſchöfe von S., deren letzter, Georg von Polenz, zuerſt unter allen Biſchöfen Preußens 1523 die evang. Lehre annahm. Das Plateau von S. ſchwillt von der Deime aus ſehr allmählich gegen Weſten an und bildet an der See die reizendſten Hügellandſchaften, Steilküſten bis zu 200 F. Höhe. Längs des nördl. Randes von Kranz bis zu der 141 rhein. F. hohen Landſpitze Brüſterort (gegenüber bedeutender Steinriffe in der See) befinden ſich ſehr reiche Bernſteinlager in einer Schicht bläulichen Thons, beſonders bei Saſſau und Ruſchen. Die weſtl. Steilküſte zwiſchen Brüſterort und Pillau, mit dem 250 F. hohen Hauſenberg bei Germau, wo ſich wahrſcheinlich ein Romove, d. i. eine heilige Stätte der heidniſchen Preußen befand, und wo 1253 der Deutſche Orden eine blutige Niederlage erlitt, iſt unter dem Namen der Bernſteinküſte bekannt, weil an derſelben durch Schöpfen und Fiſchen in der See nach Stürmen noch viel Bernſtein gefunden wird. Der höchſte Gipfel des S. iſt der 352 rhein. F. hohe Galtgarben, faſt in der Mitte des Plateau, mit ſchöner Fernſicht und einem Kreuz zur Erinnerung an die J. 1813—15. Die Fuchsberge im Oſten deſſelben fallen ſchon zu 200 F. herab. Eine Merkwürdigkeit des Landes iſt auch das Vorkommen des Elennthieres in der Kapornſchen Heide beim Dorfe Bludau im Kreiſe Fiſchhauſen.

Sammt nennt man im weitern Sinne eine Gattung von Zeugen, welche über einem glatten oder geköperten Grundgewebe eine Decke von haarartig emporſtehenden kurzen Fäden (Poil oder Pol) zeigen. Bei dem Mancheſter (ſ. d.) aus Baumwolle wird dieſe Decke durch den Einſchuß erzeugt, welcher reihenweiſe flott liegend gewebt und dann aufgeſchnitten wird, worauf man die Enden aufbürſtet und kurz abſchert. Bei dem eigentlichen S. entſteht die Decke durch eine zweite beſondere Kette, aus welcher beim Weben Reihen kleiner Schlingen (Noppen) gebildet werden, die man dann entweder aufſchneidet (geriſſener S.) oder nicht (ungeriſſener S.). Plüſch (ſ. d.) und Velpel ſind vom S. nur durch die größere Länge des Haars, welches deshalb auch (nament-

lich bei letzterm) nach einer Seite niedergebürstet wird, verschieden. Ursprünglich waren diese Zeuge nur aus Seide, jetzt aber macht man auch vielfach baumwollene und wollene S. und Plüsche. Abänderungen entstehen dadurch, daß man die Sammtbildung nicht über die ganze Fläche, sondern nach einem Muster stattfinden läßt, durch Aufpressung von Mustern u. s. w.

Samniter (Samnites), ein Volk des alten Italien, umbrisch-sabellischen Stammes. (S. Italische Völker und Sprachen.) Dieselben waren nach ihrer Stammsage infolge des Gelöbnisses eines heiligen Frühlings von ihrer sabellischen Heimat südwärts ausgesandt worden, hatten sich, durch einen von Mars gesandten Stier geleitet, in dem Bergland zwischen der apulischen und campanischen Ebene niedergelassen und verzweigten sich von dort aus auch nach den südl. und östl. Ausläufern des Apennin. Die Gegend um Bovianum (jetzt Bojano) war der Mittelpunkt ihres Gebiets. Ihr Land war wald- und weidenreich und hatte am Volturnus beträchtlichen Oelbau. Das Volk, kriegerisch und freiheitsliebend, wohnte zum größten Theil in offenen Dörfern und war in Cantone getheilt, die zusammen für die Zwecke gemeinsamer Vertheidigung eine Eidgenossenschaft bildeten mit einer Vertretung der einzelnen Gemeinden, die den Oberfeldherrn zu wählen hatte. Aggressive Einfälle in fremdes Gebiet machten die einzelnen Cantone auf eigene Faust. Samnitische Krieger stürzten 424 v. Chr. die Herrschaft der Etrusker in Capua, 420 die der Griechen in Cumä. Mit den Römern kamen die S. erst 354 in Berührung, als beide, von verschiedenen Seiten erobernd vorgehend, am Liris, der Grenze zwischen Latium und Campanien, zusammentrafen. Zunächst wurde 354 ein Freundschaftsbündniß geschlossen; als aber die Campaner in Capua, von den S. der Berge bedrängt, sich unter Roms Schutz stellten, kam es 343 zum ersten feindlichen Zusammenstoße, der aber nach den Siegen der Römer unter Valerius Corvus am Berge Gaurus und bei Suessula schon 341 damit endigte, daß Capua den Römern, das ebenfalls bestrittene Teanum aber den S. blieb. In den nächsten Jahren machten jedoch die Römer an der Grenze des samnitischen Gebiets hin solche Fortschritte in Befestigung und Ausdehnung ihrer Macht, daß die S., sich bedroht fühlend, 326 aufs neue den Kampf aufnahmen, verbündet mit den ihnen stammverwandten benachbarten Völkern. Anfangs glücklich, geriethen die Römer 321 mit ihrer ganzen damaligen Heeresmacht bei den Caudinischen Engpässen (beim heutigen Argaja) in die Gewalt des samnitischen Feldherrn Pontius, wandten aber durch Cassirung des dabei geschlossenen Vertrags von seiten des röm. Senats die Folgen des Unfalls ab, und 320 rächten Papirius Cursor und Publilius Philo durch ihre Siege bei Caudium und Luceria die erlittene Schmach. Auch blieb den Römern fernerhin, mit wenigen Ausnahmen, das Kriegsglück treu, sodaß sich dieselben, obgleich von 311 an auch die Etrusker von Norden her den S. Luft zu machen suchten, nach allen Seiten behaupteten und 304, nach der Einnahme von Bovianum, die S. zum Friedensschluß brachten. In demselben wurden zwar den S. und ihren Verbündeten nur mäßige Opfer auferlegt, aber die energische Art, mit welcher die Römer durch Anlegung von Straßen und Colonien Samnium von allen Seiten einzwängten, sowie ihre Einmischung in den Streit zwischen S. und Lucanern, führte schon 298 zum dritten samnitischen Krieg. Nicht nur die stammverwandten Umbrer und Sabeller, sondern auch das ganze nördl. Mittelitalien, Etrusker und Gallier standen diesmal mit den S. gegen Rom auf, jedoch wieder vergeblich. In Lucanien waren die Römer von Anfang an im Vortheil, und die nördl. Feindesmacht wurde von Fabius in der Schlacht von Sentinum in Umbrien gesprengt, sodaß von da an der Kampf auf das eigentliche Samnium beschränkt blieb. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr blieben die Römer Sieger, und auch dieser Krieg endigte 290 mit einem Frieden, der, wie die vorhergehenden, die S. zwar unabhängig ließ, aber ihnen ein Bündniß mit Rom aufnöthigte und jedes Hinübergreifen über das eigentliche Samnium verwehrte. Der Unabhängigkeitsgeist der S. wurde freilich dadurch nicht gebrochen; Pyrrhus (s. d.) und Hannibal (s. Punische Kriege) fanden sofort wieder Bundesgenossen an ihnen. In dem letzten Unabhängigkeitskampfe, den die Italiker gegen Rom kämpften, dem sog. Bundesgenossenkrieg 91 v. Chr., bildeten die S. den Kern und die Seele der Aufständischen. Sie setzten, als die übrigen Italiker sich bereits unterworfen, an der Seite der Marianer den Kampf gegen Sulla fort, lieferten diesem 1. Nov. 82 eine Schlacht unter den Mauern Roms und wurden erst nach der dabei erlittenen Niederlage, infolge deren Sulla 6000 Gefangene niederhauen und Samnium furchtbar verwüsten ließ, unschädlich gemacht oder vielmehr ausgerottet. Es blieben nach diesen Kämpfen und der neuen Colonisirung des Landes nur noch spärliche Reste der samnitischen Nation übrig.

Samoainseln, Navigatoren oder Schifferinseln heißt eine im Nordosten der Freundschaftsinseln, zwischen 13° und 15° südl. Br. und 150° und 155° westl. L. gelegene Inselreihe Polynesiens, die aus vier größern und mehrern kleinern Inseln besteht, welche zusammen

54,7 Q.-M. umfaſſen. Die größern ſind Sawaii (34 Q.-M. mit 12500 E.), Upolu (17 Q.-M. mit 15600 E.), Tutuila (2½ Q.-M.) und Manua (1 Q.-M.). Die Inſeln haben hohe, meiſt ſteile Küſten, aber bei dem Mangel an Dammriffen keine beſonders guten Häfen, und ſind alle voll hoher Berge, die auf Sawaii über 10000 F. hoch aufſteigen, und deren Geſtein durchaus vulkaniſch iſt. Schöne Ebenen, welche die Berge an den Küſten umgeben und die einzigen bewohnten Theile bilden, zeichnen ſich durch gutbewäſſerten, ſehr fruchtbaren Boden und eine reiche Tropenvegetation aus. Die Samoagruppe kann zu den ſchönſten, ergiebigſten und anmuthigſten Inſeln der ganzen Südſee gerechnet werden. Seit Menſchengedenken hatte auf den Inſeln kein Erdbeben ſtattgefunden, als im Sept. 1866 plötzlich Erſchütterungen eintraten, die vielfache Zerſtörungen bewirkten. Zugleich fand bei der Inſel Oloſinga ein Seebeben ſtatt, welches Schlammſäulen von 2000 F. Höhe herausſchleuderte. Die Bewohner ſind hellfarbig, kräftig und ſchön gebaut. Im Aeußern wie im Bildungsſtande den Freundſchaftsinſulanern ziemlich ähnlich, ſtehen ſie dieſen auch an Kunſtfertigkeit nicht nach, treiben jedoch den Landbau nicht in gleicher Ausdehnung. Auch entbehrten ſie der polit. Einheit, welche das Nachbarvolk bei der Entdeckung beſaß, und waren in viele kleine Staaten getheilt, die beſtändige Fehden unterhielten. Daraus erklärt ſich wol die Streitbarkeit und Wildheit, die den erſten Entdeckern an der Bevölkerung auffiel. Die Einwohnerzahl, welche 1830 noch 160000 betrug, war in fortwährendem Abnehmen begriffen; ſie betrug 1840: 57000, 1849: 37000 und 1853 noch 34000. Seitdem ſcheint dieſelbe, in Verbindung mit einer ſich immer mehr entwickelnden Geſittung, wieder in Zunahme begriffen und war 1864 wieder auf 35000 geſtiegen. Die S. wurden 1722 vom Holländer Roggeween entdeckt, der ſie Baumannsinſeln nannte, im Mai 1768 von Bougainville näher erforſcht und von dieſem Navigatoren genannt, weil ſich in dieſem Theile des Stillen Ocean die Curſe mehrerer Seefahrer nahe berühren. 1787 beſuchte La-Perouſe die Inſel und richtete in deren Geographie einige Verwirrung an, indem er die Inſel Tutuila fälſchlich als Manua bezeichnete. Auf derſelben wurde ſein Lieutenant de Langle nebſt elf andern Offizieren und Matroſen in der Maſſacrebai von den wilden Eingeborenen erſchlagen. Die barbariſchen Sitten der letztern begannen erſt zu weichen, als 1830 der Miſſionar Williams, der Apoſtel der Südſee, mit der Einführung des Chriſtenthums begann. Ihm folgten 1836 ſechs Glaubensboten der londoner Miſſionsgeſellſchaft, und ſeitdem ſind die S. ein Hauptfeld der Miſſionsthätigkeit in der Südſee geworden. Die blutigen Stammesfehden haben aufgehört, die Bewohner ſind alle zum Chriſtenthum bekehrt. Es beſtehen Schulen und Kirchen, und in dem Dorfe Apia auf Upolu befindet ſich ſogar eine Anſtalt für Bildung heimiſcher Lehrer ſowie eine Druckerei, in welcher eine engl. Zeitung, der «Samoan Reporter» und religiöſe Schriften in der Samoaſprache gedruckt werden. In dieſem Hauptorte, in dem ſich viele handeltreibende Europäer niedergelaſſen haben, iſt auch der Sitz der engl. und amerik. Conſuln. Das bedeutendſte Ausfuhrproduct bildet das Kokosöl, außerdem Pfeilwurz. Die Einfuhr geſchieht aus Sidney, hauptſächlich aber durch amerik. Walfiſchfänger. Die brauchbarſten Häfen ſind Apia auf Upolu und Pango-Pango auf Manua.

Samogitien, im Litauiſchen Zmudz, d. i. Tiefland, bei den Deutſchen Schmudien, in der Landesſprache auch Szamaiten, Schamaiten genannt, heißt der an der Oſtſee liegende Theil Litauens (ſ. d.), ein ſehr fruchtbarer, von Seen durchſchnittener, dem Seehandel offener Landſtrich, der früher unter polu. Herrſchaft ein beſonderes Herzogthum bildete. Die Einwohner haben die litauiſche Volksthümlichkeit am reinſten bewahrt und wurden erſt im 16. Jahrh. völlig zum Chriſtenthum bekehrt, wenngleich ſchon 1413 von dem litauiſchen Herzoge Witold ein Bisthum in Miedniki oder Wornie gegründet ward. Die Hauptſtadt des Landes war Roſſienij, jetzt Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Kowno, an der Dubiſſa, mit 12463 E., der Haupthafen Polangen. Auch Tauroggen (ſ. d.) gehört zu S. Das Land wurde um 1380 vom Deutſchen Ritterorden unterworfen, aber ſchon 1411 im erſten Thorner Frieden bis zum Tode Jagello's, dann 1422 für immer wieder abgetreten und blieb als litauiſche Wojwodſchaft im Beſitz Polens. Der auf dem linken Ufer des Njemen belegene Landestheil wurde bei der dritten Theilung Polens 1795 preußiſch und blieb bis zum Tilſiter Frieden 1807 in Verbindung mit Neuoſtpreußen.

Samojeden iſt der ſeinem Urſprunge nach zweifelhafte Name eines im äußerſten Nordweſten von Europa und dem Nordoſten von Aſien weit ausgebreiteten, zum Theil noch heidniſchen Volks, welches zum großen altaiſchen Völkerſtamme gehört, aber mit ſeinen Unterabtheilungen eine eigene der vier Familien des letztern bildet. Urſprünglich bewohnte das Volk die ganzen weiten Strecken vom Altai bis zum Arktiſchen Ocean einerſeits und vom Jeniſei bis zum Weißen Meere andererſeits, iſt aber ſchon ſeit Jahrhunderten durch tatar.-mongol. Stämme

zersprengt worden. Als Hauptsitz des Volks ist das Land zwischen Ob und Jenisei zu betrachten. Sie wohnen jedoch gegenwärtig in ununterbrochenem Zusammenhange auf den grauenhaften Tundras des arktischen Küstenlandes vom Weißen Meere im Westen an bis zum Khatangha im Osten und leben, von den Einflüssen der russ. Civilisation und des Christenthums noch wenig berührt, ihren alten Sitten und Gebräuchen getreu, vorzugsweise von Fischfang, theilweise auch von Renthierzucht. Durch Wogulen und Ostjaken getrennt, nomadisiren im Gouvernement Tomsk, auf einem Gebiete, welches der mittlere Ob und dessen Nebenflüsse Tym, Ket, Parabel, Tschaja, Tschulym sowie der Tscheschabka, ein Zufluß des Wasjugan, bewässern, ebenfalls samojedische Stämme, welche von den Russen gewöhnlich Ostjaken (s. d.) genannt werden und bis auf die neueste Zeit herab auch als solche galten, obgleich Ostjaken im ganzen Gouvernement Tomsk nur am Wasjugan gefunden werden. Die wichtigsten Aufschlüsse über die ethnogr. und linguistischen Verhältnisse der S. hat erst in neuerer Zeit Castrén gegeben.

Samos (jetzt von den Griechen Samo, von den Türken Susam-Adassi genannt), eine 8½ Q.-M. umfassende Insel nahe der Westküste Kleinasiens, nur durch einen wenig über ¼ St. breiten Kanal von dem Vorgebirge Mykale getrennt, wird von einem von Osten nach Westen streichenden Gebirgszuge (von den Alten Ampelos genannt) durchzogen, an welchen sich, besonders an der Südseite, mehrere ausgedehnte und fruchtbare Ebenen anschließen. Die größte und schönste darunter ist die vom Bache Imbrasos durchflossene Ebene von Chora im östlichern Theile der Südküste, in welcher im Alterthume die Stadt Samos mit der Burg Astypaläa und mit dem berühmten Heräon, einem Heiligthume der Hera, deren Tempel eins der größten griech. Tempelgebäude war, lag. Die Insel liefert Wein, Oel, Feigen, Mandeln und andere Südfrüchte, ferner Honig und Wachs; auch wird Baumwolle und Seide gebaut. Durch Schiffahrt und Handel gelangten die Bewohner (ursprünglich Leleger, dann Jonier) frühzeitig zu Macht und Reichthum, den sie durch eifrige Thätigkeit auf dem Felde der Industrie und Kunst (besonders Töpferei, Malerei und Erzguß) vermehrten. Ihre höchste Blüte hatte die Insel unter der Herrschaft des Polykrates (s. d.), nach dessen Tode sie in die Gewalt der Perser gerieth. Durch die Schlacht bei Mykale (479 v. Chr.) befreit, schloß sie sich dem attischen Seebunde an, wurde 440 v. Chr. von den Athenern wegen Unbotmäßigkeit nach neunmonatlichem hartnäckigen Widerstande unterworfen und blieb dann bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs die treueste Verbündete Athens und eine Hauptstütze der atheniſchen Demokratie. Nach der Schlacht bei Knidos (394 v. Chr.) schloß sie sich wieder den Athenern an, gerieth aber bald aufs neue unter pers. Herrschaft. Nachdem dann ihr Besitz mehrfach zwischen Macedoniern, Athenern und Rhodiern gewechselt hatte, wurde sie 84 v. Chr. zur röm. Provinz Asia geschlagen, von Octavian aber (17 v. Chr.) für frei erklärt, bis sie Vespasian wieder zur röm. Provinz machte. Nachdem sie im Mittelalter und der neuern Zeit die wechselnde Herrschaft der Byzantiner, Araber, Venetianer, Genuesen und Türken erfahren, betheiligte sie sich eifrig und glücklich am griech. Befreiungskampfe, wurde aber durch das Londoner Protokoll vom J. 1830 den Türken zurückgegeben. Durch ihren heftigen Widerstand gegen diese Anordnung erreichten die Bewohner wenigstens so viel, daß sie stets von einem griech. Statthalter regiert werden, dem vier aus der Bevölkerung der Insel erwählte Senatoren als Verwaltungsrath zur Seite stehen. Alljährlich tritt die aus 36 Abgeordneten der einzelnen Gemeinden und dem Erzbischofe bestehende Repräsentantenkammer zusammen. Vgl. Panofka, «Res Samiorum» (Berl. 1822); Guérin, «Description de l'île de Patmos et de l'île de Samos» (Par. 1856).

Samosăta, die alte Hauptstadt der syr. Provinz Commagene, am westl. Ufer des Euphrat, jetzt Samsat, war berühmt als Geburtsort des Lucianus und des Paulus (s. d.) von Samosata, dessen Anhänger sich deshalb Samosatenianer nannten.

Samothrake, jetzt von den Griechen Samothraki, von den Türken Semendrék genannt, eine felsige Insel im nördlichsten Theile des Aegäischen Meeres (dem sog. Thrazischen Meere) von 1½ Q.-M. Umfang, besteht zum größten Theile aus einer in westöstlicher Richtung verlaufenden Bergmasse (Saoke bei den Alten), deren höchster, jetzt Phengari genannter Gipfel sich 5243 engl. F. über die Meeresfläche erhebt; nur im Norden und Westen sind Strecken von Flachland vor die Berge gelagert. An der Nordküste lag die einzige, ebenfalls Samothrake genannte Stadt, von der noch ausgedehnte, zum Theil sehr alterthümliche Ruinen unter dem Namen Paläopolis erhalten sind. Die Insel war zuerst von Phönikern, dann von einer wol mit thrazischen Elementen vermischten griech. Bevölkerung bewohnt; ihre Berühmtheit verdankte sie im Alterthum ausschließlich den an den Cultus der Kabiren (s. d.) geknüpften Myste-

rien, zu deren Feier Griechen aus den verſchiedenſten Gegenden, beſonders aber von den Küſten Thraziens und Kleinaſiens, herbeikamen. Eine polit. Rolle hat ſie nie geſpielt; zur Zeit der attiſchen Seeherrſchaft war ſie den Athenern tributpflichtig. Jetzt gehört ſie zum türk. Reiche und wird von einem unter dem Kaimakam von Tenedos ſtehenden Aga regiert; die faſt ausſchließlich chriſtl. Bevölkerung nährt ſich von Oel- und Getreidebau und Ausfuhr von Holz. Vgl. Conze, «Reiſe auf den Inſeln des Thraziſchen Meeres» (Hannov. 1860).

Samsöe, eine kleine, zum Königreich Dänemark gehörige Inſel, zwiſchen Seeland und Jütland im ſüdweſtl. Theile des Kattegat gelegen, bildet eine eigene Grafſchaft und zählt (1861) auf 2,03 Q.-M. 5875 E. Obwol die Inſel keine Stadt beſitzt, erfreuen ſich ihre Bewohner infolge der großen Fruchtbarkeit des Bodens eines bedeutenden Wohlſtandes. Außer Ackerbau treibt die Bevölkerung mit 22 Schiffen von 180 Laſt Handel und Schiffahrt, da mehrere gute Häfen, wie Langöre und Brandbyballe, vorhanden ſind. Hauptort iſt das ſtadtähnliche Dorf Nordby. Die bedeutendſten Güter ſind Brattingsborg und Bisgaard. In adminiſtrativer Hinſicht gehört die Inſel zum ſeeländ. Amte Holbäk, in kirchlicher zum jütländ. Stift Aarhuus.

Samuel, der letzte der ſog. Richter der Hebräer. Seine Mutter Hanna hatte ihn nach langer unfruchtbarer Ehe ihrem Gatten Elkana geboren und aus Dankbarkeit dem Dienſte Jahveh's geweiht. Im Tempel zu Siloh unter der Obhut des Hohenprieſters Eli erzogen, wurde er nach deſſen Tode als ſein Nachfolger im Richteramte anerkannt. Obwol nicht aus prieſterlichem Geſchlechte, ward S. doch der Wiederherſteller des arg zerrütteten Cultus und in einer Zeit polit. Erniedrigung der Retter der Nation. Als gottbegeiſterter Prophet und ſiegreicher Heerführer der angeſehenſte Mann ſeines Volks, hat er zur Befeſtigung der iſrael. Staatseinheit weſentlich beigetragen, beſchleunigte aber ebendadurch wider Willen zugleich den Uebergang zu einer feſten monarchiſchen Staatsverfaſſung. Vom Volke gezwungen, ſalbte er den ſiegreichen Feldherrn Saul zum Könige von Iſrael, konnte ſich aber nicht entſchließen, ſeine prophetiſchen und richterlichen Rechte an ihn abzutreten. Als daher Saul allmählich zum königl. Selbſtbewußtſein herangereift, ſich die Vormundſchaft S.'s nicht länger gefallen ließ und ſelbſt die prieſterlichen Rechte an ſich zu ziehen ſuchte, verband ſich dieſer mit den Unzufriedenen in Juda und ſalbte an Saul's Stelle den David zum Könige. Den Ausgang der hieran ſich ſchließenden innern Kämpfe erlebte er nicht mehr. Die im Alten Teſtamente enthaltenen ſog. beiden Bücher Samuelis, welche die Geſchichte des Volks unter S., Saul und David im ſtreng theokratiſchen Geiſte erzählen, ſind mehrere Jahrhunderte ſpäter geſchrieben.

Samum, auch Harrur und von den Arabern der Wüſte Sambuli, von den Türken Samieli genannt, von dem arab. Worte Semen, d. h. Gift, iſt der Name der gewöhnlichen Wüſtenſtürme in Arabien, Syrien und dem nordweſtl. Indien. Er entſteht auf den brennenden Sandwüſten der genannten Länder und weht in den benachbarten Culturſtrichen faſt immer aus der Richtung, in welcher die Wüſte zu ihnen liegt. Beſtimmte, den Eingeborenen wohlbekannte Vorzeichen verkündigen ſeine Annäherung. Eine gelbliche Farbe, die ins Bleifarbige übergeht, verbreitet ſich in der Atmoſphäre, ſodaß die Sonne in ſeinen heftigſten Perioden dunkelroth wird; man hört Ziſchen und Praſſeln in der Luft, und alsbald fährt der glühende Windſturm mit dumpfem Geräuſch ſchnell über den Boden. Um ſich vor dem Einathmen deſſelben zu bewahren, verhüllen die Araber ihr Geſicht mit dem Keffieh, einem Tuche, das ſie auf dem Kopfe tragen, und die Kamele der Karavanen, durch eine bange Vorempfindung getrieben, werfen ſich nieder und verbergen Maul und Naſe im Sande, bis nach höchſtens einer halben Stunde der heiße Hauch verweht iſt. Nie weht der S. länger als ſieben Tage nacheinander. Durch ſeine große Hitze und außerordentliche Trockenheit tödtet er bisweilen die von ihm überraſchten Menſchen und Thiere in kurzer Zeit. Auch die Maſſen von Sand und Staub, die er mit ſich führt, können Karavanen gefährlich werden. Nicht zu verwechſeln mit dem S. iſt der Chamſin (Wind der 50 Tage) in den Nilländern, ein periodiſcher, in den Monaten April und Mai wiederkehrender Süd- oder Südoſtwind, deſſen Entſtehungsurſache und ebenfalls ſchädliche Wirkungsweiſe elektriſcher Natur zu ſein ſcheint, während ſich der S. an keine Zeitperiode bindet und keine beſtimmte Richtung hält. Von beiden ſind wieder ganz verſchieden der Harmattan und der Sirocco.

Sämund (Sæmundr hinn fródi, d. i. der Kundige), ein gelehrter Isländer des 12. Jahrh., Sohn des Sigfus, eines Geiſtlichen zu Oddi im ſüdl. Island, geb. zwiſchen 1054 und 1057. Frühzeitig unternahm er, um ſich zu unterrichten, Reiſen nach Deutſchland, Frankreich und Italien, wo er, ſchon faſt verſchollen, von ſeinem Landsmanne Jon Ögmundarſon, dem ſpätern Biſchof zu Holar, wieder aufgefunden und nach Island zurückgeführt wurde. Hier ließ er ſich auf ſeinem Gute Oddi nieder und wurde Prieſter. In hohem Alter ſchrieb er das Leben der

norweg. Könige von Harald Haarfager bis zu Magnus dem Guten (geſt. 1047), eine Arbeit, die zwar in ihrer eigenthümlichen Geſtalt nicht auf uns gekommen iſt, aber bei dem hohen Anſehen, in welchem er als Geſchichtskundiger ſtand, den Schriften anderer zur Grundlage gedient und auszugsweiſe in einem dem Enkel S.'s, Jon Loptſon, gewidmeten Gedichte (unter dem Titel «Jon Loptsons encomiast», herausg. von Erichſen, Kopenh. 1787; beſſer in «Fornmannasögur», Bd. 10) erhalten iſt. Sein Antheil an der nach ihm benannten ältern oder poetiſchen Edda (ſ. d.) iſt ein durchaus zweifelhafter. Er ſtarb 1133. Bald nach ſeinem Tode knüpften ſich an ihn mannichfache Sagen von ſeiner Zauberkunſt und ſeinem Verkehr mit dem Teufel, die die mündliche Ueberlieferung auf Island noch heutzutage bewahrt. Vgl. Maurer, «Isländ. Volksſagen» (Lpz. 1860).

Samwer (Karl Friedrich Lucian), geb. 16. März 1819 in Eckernförde, beſuchte das Gymnaſium zu Schleswig und widmete ſich in den J. 1838—43 zu Kiel und Berlin dem Studium der Rechte. Bereits 1844 veröffentlichte er die Schrift «Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holſtein» (Kiel 1844), in welcher dieſe Rechtsfrage zum erſten mal eingehend behandelt wurde. Die Univerſität zu Kiel ertheilte ihm dafür das Ehrendiplom als Doctor der Rechte. Als der Offene Brief des Königs von Dänemark 1846 die Gleichheit der dän. und ſchlesw.-holſtein. Erbfolge ausſprach, trat S. gegen denſelben mit zwei kritiſchen Schriften auf. Die Erhebung der Herzogthümer gegen die Einverleibung Schleswigs traf ihn als Rechtsanwalt in Kiel. Er betheiligte ſich an derſelben, indem er die Freiwilligen der kieler Bürgerwehr bei der Ueberrumpelung der Feſtung Rendsburg (24. März 1848) anführte, in dem neugebildeten ſchlesw.-holſtein. Kriegsdepartement die Organiſation der Freicorps übernahm und auch einen Theil des Feldzugs von 1848 mitmachte. Noch während dieſes Feldzugs wurde er von einem holſtein. Wahlkreiſe zum Abgeordneten gewählt und von der proviſoriſchen Regierung nach London geſendet. Im Oct. 1848 erfolgte ſeine Ernennung zum Bureauchef im Miniſterium des Auswärtigen. In den J. 1849 und 1850 war S. als Vertrauensperſon der Statthalterſchaft bei den Friedensverhandlungen betheiligt, die mit Dänemark zuerſt in London, unter engl. Vermittelung, dann zu Berlin geführt wurden. Inzwiſchen verfaßte er in Gemeinſchaft mit Droyſen die Schrift «Die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und das Königreich Dänemark» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1850), worin er die von der dän. Regierung ſeit 1806 gemachten Verſuche zur Däniſirung der Herzogthümer darlegte. Nach Wiederausbruch des Kampfes wurde S. wiederholt nach Berlin geſandt, um die Intereſſen der Herzogthümer wahrzunehmen. Er blieb daſelbſt auch nach der Intervention der beiden Großmächte 1851 und verfaßte gegen die in Deutſchland obſiegende Politik die Schrift «Die Dresdener Conferenzen». Im Sommer 1851 übernahm er die Profeſſur des ſchlesw.-holſtein. Landesrechts zu Kiel, von der er jedoch 1852 nach Wiederherſtellung der dän. Regierung ſofort entfernt wurde. Noch in demſelben Jahre berief ihn Herzog Ernſt von Koburg-Gotha in ſeine Dienſte und ernannte ihn zunächſt zum Bibliothekar in Gotha, dann zum vortragenden Rath im Staatsminiſterium, 1859 zum Mitglied des Geſammtminiſteriums. In einer der Bundesverſammlung überreichten Staatsſchrift vertheidigte S. die von den frühern Feudalſtänden angegriffene koburg-gothaiſche Verfaſſung von 1852. Nach dem Tode des Königs von Dänemark 1863 folgte S. alsbald dem Rufe des Erbprinzen Friedrich von Auguſtenburg und trat, unter zeitweiſer Entbindung von ſeiner Stellung in Koburg-Gotha, in deſſen Dienſte. Er begleitete den Erbprinzen im Dec. 1863 nach Kiel und ſtand ihm daſelbſt bis zum Juni 1866 zur Seite. Als Preußen mit den ſog. Februarbedingungen hervortrat, ſprach ſich S. im Rathe des Erbprinzen für die Annahme aus. Im Spätherbſt 1866 kehrte er in ſeine frühere Stellung nach Gotha zurück, wo ihm Herzog Ernſt zugleich die Verwaltung eines Theils des koburg. Hausvermögens übertrug.

San-Domingo, richtiger Santo-Domingo, früher der ſpan. Name der ganzen Inſel Haïti (ſ. d.) in Weſtindien, heißt jetzt nur der öſtl. größere Theil der Inſel, d. i. die ſeit 1844 ſelbſtändige Republik San-Domingo oder Republica Dominica mit der Hauptſtadt San-Domingo (ſ. d.). Von der Republik Haïti iſt die Dominicaniſche Republik geſchieden durch eine ſehr gewundene Linie, die von der Mündung des Maſſacreſluſſes weſtlich von Monte-Chriſti an der Nordküſte zum Pedernalesfluß weſtlich vom Cap Roxo an der Südküſte zieht, und welche die 1777 feſtgeſtellte Grenze zwiſchen dem franz. Theile der Inſel im Weſten und dem ſpaniſchen im Oſten bildete. Mit den anliegenden Eilanden Saona, Beata und einigen kleinern umfaßt die Republik ein Gebiet von 838,5 Q.-M. (358,5 mehr als die Republik Haïti), welches in die fünf Provinzen San-Domingo (35000 E.), Azua de Compoſtela (15200), Santa-

Cruz del Seybo (20000), Santiago de los Caballeros (35500) und Concepcion de la Vega (33000) eingetheilt wird. Die Gesammtbevölkerung, etwa 136500 Seelen, aus Mulatten und Weißen bestehend, spricht die span. Sprache und gehört zur röm.-kath. Kirche, an deren Spitze ein Erzbischof steht. Die Staatsverfassung vom 18. Nov. 1844 ist indirect der nordamerik., direct der Constitution von Venezuela nachgebildet. An der Spitze der Executivgewalt steht ein auf vier Jahre gewählter Präsident, diesem zur Seite ein Vicepräsident und ein von ihm ernanntes Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Nationalcongreß in San-Domingo ausgeübt, der aus einem erhaltenden Rath (Consejo conservador) von fünf Mitgliedern (aus jeder Provinz eins) und einem Tribunat (Tribunado) von 15 Personen besteht und auf sechs Jahre vom Volke gewählt wird. Dem Nationalcongreß steht zugleich das ausschließliche Recht der Begnadigung und der Kriegserklärung zu. Als höchste richterliche Gewalt ist ein Obergerichtshof eingesetzt, neben dem Untergerichte bestehen. Für die provinciellen und localen Angelegenheiten ist ein nicht unbeträchtliches Maß von Selbstregierung gestattet. Das passive Wahlrecht ist von einem bestimmten Alter (25 oder 30 J.) und von Besitz irgenwelchen Grundeigenthums abhängig; das active, mit geheimer Abstimmung, steht jedem zu, welcher ein öffentliches Amt bekleidet, Ackerbau (als Grundbesitzer oder Pächter), eine Wissenschaft, eine Kunst oder ein Handwerk betreibt. Die Urversammlungen wählen Wahlmänner, diese wieder den Präsidenten, die Abgeordneten u. s. w. Staatskirche ist die röm.-katholische. Ueber die Ertheilung des Bürgerrechts an Ausländer enthält die Verfassung liberale Bestimmungen. Die Staatseinnahmen betragen etwa 2,450000 Thlr. Das stehende Heer zählt 4000 Mann, ist aber in Kriegszeiten schon auf 20000 Mann erhöht worden. Die Marine, über deren Bestand neuere Angaben nicht vorliegen, zählte 1850 zwei Corvetten, eine Brigantine und vier Schoner. Die Berge der Landes, größtentheils von dem centralen Gebirge Cibao auslaufend, bieten fast überall zur Cultur geeigneten Boden. Die Ebenen, von schiffbaren Flüssen durchströmt, gehören zu den fruchtbarsten Gefilden (Vegas) der Erde, in denen Zuckerrohr, Kaffee, Gewürz, Indigo, Taback u. s. w. in größter Fülle erzeugt werden könnten. Dazu kommt der überschwengliche Reichthum herrlicher Wälder von Gelb-, Blau-, Mahagoni- und Schiffbauhölzern. Auch birgt der Boden Gold, Platina, Silber, Quecksilber, Zinn, Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinkohlen, Steinsalz, Marmor, Opale, Lazulit, Chalcedon u. s. w. Aber zur Ausbeutung dieser Bodenschätze hat es bisher, bei der Unsicherheit der polit. Verhältnisse, an Kapitalien und selbst an Arbeitskräften gefehlt, und es beschränkt sich die Ausfuhr hauptsächlich auf Färbe-, Tischler- und Bauholz, Taback, Wachs, Honig und Häute. Export und Import werden gleichmäßig auf etwa $1\frac{1}{2}$—2 Mill. Thlr. veranschlagt. Die Hauptseeplätze sind San-Domingo im Süden und Puerto-Plata im Norden. Einen der besten Häfen der Welt, zugleich auch von militärischer Bedeutung, bildet an der Nordostküste die Samaná-Bai südlich hinter der Halbinsel Samaná. Letztere, einst eine Insel, aber mittels eines durch Alluvium gebildeten sumpfigen Isthmus mit dem übrigen Lande verbunden, ist von Westen gegen Osten etwa 7 M. lang und bis 2,4 M. breit. Die Halbinsel läuft in das Cap Samaná aus, steigt in ihrem höchsten Punkte 1816 F. auf und zeichnet sich durch ihren Reichthum an Waldung, Kupfer, Gold und Kohlen aus. Die Bai selbst, deren Eingang zwischen Cap Samaná und Cap San-Rafael liegt, ist 9,3 M. lang, durchschnittlich 2 M. breit und nimmt im westl. Hintergrunde den 20 St. weit schiffbaren Rio-Yuna auf. An ihren Küsten liegen die Städte Sta.-Barbara im Norden und Savana-la-Mar im Süden.

Die 27. Febr. 1844 von einer revolutionären Junta unter dem Creolen Jimenez proclamirte Republik S., deren erster Präsident Don Pedro Santana (geb. 1802 in der Umgegend von Seybo, gest. 15. Juni 1864) wurde, bewahrte unter franz. Protectorat ihre Unabhängigkeit gegen die Nachbarrepublik Haïti, von der sie sich getrennt, und erhielt durch eine constituirende Versammlung 18. Nov. 1844 ihre neue Verfassung. Santana, ein Mann der That, wußte mehrere Verschwörungen mit Energie zu bekämpfen. Unter seinem Nachfolger Jimenez fielen die haïtischen Negerhorden unter Soulouque im März 1849 in das Land und siegten in den Gefechten bei Azua und Las-Matas. In dieser Noth stellten die Dominicanos den General Santana als Dictator an die Spitze ihres Heeres, der nun 22. April 1849 durch seinen Sieg in der blutigen Hauptschlacht bei Savana-Rumero dem Kriege ein Ende machte. Als aber Jimenez, in geheimem Einverständniß mit Soulouque, zu dessen Gunsten einen Aufstand in der Hauptstadt erregte, belagerte Santana diesen und zwang ihn 24. Mai zur Capitulation. Santana resignirte hierauf, und sein von ihm vorgeschlagener Freund Bonaventura Baez wurde constitutioneller Präsident, während Jimenez bei Soulouque Schutz fand, der ihn zu einem

seiner «Herzoge» erhob. Im Mai 1850 schloß die Republik einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Großbritannien, das 10. Sept. deren Selbständigkeit anerkannte sowie auch Frankreich und die Vereinigten Staaten. Ein wiederholter Angriff Soulouque's wurde durch den Sieg der Dominicanos in den Bergen von Baniea 9. Oct. 1850 zurückgewiesen. Präsident Baez entfaltete während seiner Verwaltung ein hervorragendes Organisationstalent. Allein seine Hinneigung zu Frankreich mit Hintansetzung Englands, besonders aber seine Unthätigkeit gegenüber den Prätensionen der klerikalen Partei, an deren Spitze der Erzbischof Thomas de Portes e Infantes stand, erregte Mismuth. Nach Ablauf der Präsidentschaft Baez' 15. Febr. 1853 wurde General Santana wieder zum Präsidenten gewählt. In der Ueberzeugung, daß mit den klerikalen Umtrieben polit. Intriguen von seiten Frankreichs verwebt seien, erklärte er 14. März im Congresse in Gegenwart des Erzbischofs (der unabhängige Jurisdiction der Kirche verlangte und den Verfassungseid verweigerte) das Bestehen zweier höchsten Gewalten im Staate für Anarchie und ließ dem Erzbischofe die Wahl, entweder das Gebiet der Gebiet der Republik zu verlassen oder die Verfassung zu beschwören. Letzteres geschah nach einigem Sträuben. Baez, verrätherischer Umtriebe während seiner Verwaltung beschuldigt, wurde deshalb von seinem frühern Freunde Santana ausgewiesen und zog sich nach St.-Thomas zurück. Nachdem so der vorwiegende Einfluß Frankreichs beseitigt, hielt es die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika an der Zeit, ihren Plan, sich in Besitz der wichtigen Samaná-Bai zu setzen, zur Ausführung zu bringen, und sie brachte 2. Oct. 1854 den Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrags mit der Dominicanischen Republik zu Stande, der unter anderm auch eine geheime Uebereinkunft über die Abtretung jener Bai enthielt. England und Frankreich, welche dem Kaiser Soulouque gegenüber die Unabhängigkeit S.s gewährleistet hatten, erklärten sich jedoch gegen die Ratification des Vertrags und bewirkten auch, nachdem sie einige ihrer Kriegsschiffe herbeigezogen, die Verwerfung desselben durch den dominicanischen Congreß. Ein abermaliger Einfall des Kaisers Soulouque zog dessen Niederlage in der Savana von San-Tomé 22. Dec. 1855 und in der Savana-Larga 24. Jan. 1856 nach sich, sodaß derselbe Febr. 1857 unter Vermittelung Frankreichs und Englands mit der Republik einen zweijährigen Waffenstillstand abschließen mußte. Trotz seiner Erfolge war indessen der Präsident Santana durch die Samaná-Angelegenheit, wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung Frankreichs und Englands, unpopulär geworden, und bereits im Juni 1857 dankte er ab. Der Vicepräsident Manuel de Regla-Motte folgte ihm in der Präsidentschaft und bewirkte auch eine anscheinende Versöhnung zwischen Santana und Baez, infolge dessen letzterer zurückkehrte und 6. Oct. 1856 abermals den Präsidentenstuhl bestieg. Baez' Regierung rief aber bald große Unzufriedenheit hervor. Schon 2. Juli 1857 brach im Centrum des Landes ein Aufstand aus, dem sich alsbald auch die Hauptstadt San-Domingo anschloß. Man errichtete unter General José Desiderio Valverde eine provisorische Regierung, welche die Truppen des Baez zurückschlug, und rief 11. Juli den General Santana abermals zum Präsidenten aus. Baez zog sich 13. Sept. nach seiner Niederlage nach Las-Carreras, dann in die Hauptstadt zurück, in welcher er von Santana eingeschlossen wurde. Nachdem eine constituirende Versammlung der Revolutionspartei zu Moca eine neue Verfassung entworfen und beschworen, trat Valverde 1. März 1858 die Präsidentschaft in Santiago an, während Baez von der Landseite in San-Domingo eingeschlossen blieb, bis er endlich 12. Juni an Santana capitulirte und sich nach Curaçao einschiffte. Santana bemächtigte sich hierauf gegen den Willen der Landesversammlung der höchsten Gewalt, die er nun nicht ohne Willkür ausübte.

Nach dem Sturze Soulouque's 15. Jan. 1859 verlängerte Santana mit dem neuen Präsidenten von Haïti, Geffrard, den Waffenstillstand von 1857 auf fünf Jahre. Dennoch fühlte sich die dominicanische Bevölkerung vor der Invasion der haïtischen Horden nicht sicher, und der unbehagliche Zustand ließ vielen den Anschluß an eine fremde Macht wünschenswerth erscheinen. Am 18. Febr. 1856 hatte zwar Spanien, das bis dahin seine Ansprüche niemals aufgegeben, die Unabhängigkeit der Republik Dominica vertragsmäßig anerkannt, aber dabei unter anderm die sog. Clausel der Immatriculation gemacht, wonach geborene span. Unterthanen und deren Kinder, die in der Republik ansässig, ihre castilian. Nationalität wiedergewinnen konnten, wenn sie ihre Namen in besondere Register eintragen ließen. Fast jeder Dominicano konnte danach wieder Spanier werden. Außerdem bestimmte noch jener Vertrag, daß solche dominicanische Spanier von der Militärpflicht und den öffentlichen Lasten befreit sein sollten. Die Elite der Bevölkerung beeilte sich sofort, von der Immatriculation Gebrauch zu machen, und als Santana dies mit Gewalt zu hindern suchte, nahm Spanien eine drohende Haltung

Digitized by Google

an, ſodaß er ſich zum Rücktritt bewogen fand. Statt ſeiner erhielt Baez aufs neue die Präſidentſchaft, der ſich der ſpan. Partei entſchieden anſchloß, womit die Immatriculation um ſo mehr um ſich griff. Unter ſolchen Verhältniſſen knüpfte Santana, der ſich durch die Bewegung nicht beſeitigen laſſen wollte, mit der ſpan. Regierung ſelbſt geheime Verhandlungen an, die gegen große Verſprechungen dahin führten, daß er im Verein mit andern «Repräſentanten des Volks» in einer Proclamation vom 18. März 1861 zu S. die Vereinigung des dominicaniſchen Gebiets mit der ſpan. Monarchie verkündete. Baez ſammelte hierauf mit General Cabral Truppen auf dem Gebiete der Republik Hakti, um ſich der neuen Ordnung zu widerſetzen. Allein Santana hielt die Annexion aufrecht, zumal ihn ſpan. Truppen aus den weſtind. Garniſonen unterſtützten. Am 19. Mai 1861 genehmigte die Königin von Spanien die Annexion, und Santana erhielt die Würde des Generalkapitäns, die er nach einiger Zeit wieder aufgeben mußte. Während Frankreich die Sache unterſtützte, zeigte ſich England beſorgt, und auch die Regierung der Vereinigten Staaten misbilligte die Annexion, konnte jedoch wegen des Bürgerkriegs im eigenen Lande nicht einſchreiten. Energiſch dagegen proteſtirte Peru, ebenſo die Regierung von Hakti, die ſich durch die Nähe der Spanier namentlich bedroht ſah. Spanien ſchickte deshalb Anfang Juli 1861 einige Kriegsſchiffe vor Port-au-Prince, die vom haktiſchen Präſidenten Geffrard leicht die Zurücknahme des Proteſtes und Bewilligung anderer Forderungen erzwangen. Inzwiſchen bereitete ſich aber in der Bevölkerung Dominicas ſelbſt eine Erhebung gegen das ſpan. Regiment vor, die 16. Aug. 1863 zum Ausbruch kam. Zugleich drangen dominicaniſche Flüchtlinge von Hakti aus ein, ſchlugen 20. Aug. die königl. Truppen und zwangen 1. Sept. die Hauptſtadt zur Uebergabe. Man proclamirte nun wieder die Republik und ſetzte 14. Sept. eine proviſoriſche Regierung ein, an deren Spitze General Salcedo trat. Am 4. Oct. eroberten die Republikaner den wichtigen Hafen Puerto-Plata bis auf die Citadelle, und die ſpan. Truppen, durch den Guerillakrieg und das Klima hart mitgenommen, ſahen ſich genöthigt, ihren Rückzug in die Küſtenplätze zu nehmen. Da der Präſident Salcedo willkürlich verfuhr und ſich zur Ausgleichung mit den Spaniern geneigt zeigte, entſetzte man ihn, und der General Gaspar Polanco trat an ſeine Stelle. Dieſer beſeitigte alle Einrichtungen der ſpan. Herrſchaft und veranlaßte auch den Congreß, zur Fortführung des Kampfes die Emiſſion von Bonds und Papiergeld zu bewilligen. Am 4. Dec. 1864 erfocht der dominicaniſche General Cabral einen großen Sieg über die Spanier bei La-Canela in der Gegend von Neyba. Eine Stadt nach der andern erklärte nun ihren Anſchluß an die Republik. Ende 1864 erbot ſich der haktiſche Präſident Geffrard zu einer Vermittelung. Man vereinigte ſich zu einer Waffenruhe, und die Dominicaner ſchickten eine Commiſſion zur Verhandlung des Friedens und der Unabhängigkeit nach Madrid. Hier hatte man bereits die Unhaltbarkeit des Zuſtandes erkannt, ſodaß es unter dem neuen Miniſterium Narvaez endlich zur Entſcheidung kam. Nachdem die Cortes ihre Zuſtimmung zur Aufhebung des Incorporationsdecrets vom 19. Mai 1861 gegeben, erklärte ein königl. Decret vom 5. Mai 1865 die Freigebung S.s. Während die ſpan. Truppen die Republik räumten, übernahm Cabral proviſoriſch die Präſidentſchaft. An ſeiner Stelle wurde 14. Nov. von einer conſtituirenden Verſammlung einſtimmig Baez gewählt, der 8. Dec. ſein Amt antrat, aber durch die im Juni 1866 unter General Pimentel ausgebrochene Revolution genöthigt ward, das Land zu verlaſſen. Es bewarben ſich nun die Generale Pimentel und Cabral um die Präſidentſchaft, die jedoch dem letztern zufiel. Im Oct. 1867 erklärte die Republik S. an Hakti den Krieg wegen des dem Expräſidenten geleiſteten Beiſtandes, und Präſident Cabral rückte mit dem General Peſſin und 4000 Mann an die haktiſche Grenze. Vgl. Delmonte y Tejada, «Historia de S.» (Bd. 1, Havana 1853).

San-Domingo, richtiger Santo-Domingo, die frühere Hauptſtadt der ganzen weſtind. Inſel Hakti, gegenwärtig der 1844 entſtandenen Republik San-Domingo, erhebt ſich mit ihren Befeſtigungen ſehr maleriſch auf einer Anhöhe der von ſchöner Vegetation bedeckten Südküſte, an der Mündung des ſchiffbaren Ozama, der einen Hafen mit ſchmaler Einfahrt bildet. Die Stadt iſt ein wichtiger Stapelplatz, Sitz der Regierung und eines kath. Erzbiſchofs, hat gerade Straßen, mehrere öffentliche Plätze, mehrere Klöſter, eine Kathedrale, ein ehemaliges Jeſuitencollegium, ein gutes Hospital, eine Univerſität, ein großes Arſenal, welches zugleich als Kaſerne dient und 5000 Mann faſſen kann, und zählt etwa 15000 E. Oeſtlich von der Stadt erſtreckt ſich eine ausgedehnte, überaus fruchtbare Ebene, welche vorzugsweiſe Los Llanos heißt. S. iſt die älteſte Europäerſtadt der Neuen Welt, gegründet 1494 von Bartolommeo Columbus, und gab nachher der ganzen Inſel ihren Namen Domingo, bis dieſelbe 1803 den urſprünglichen Namen Hakti wieder annahm. Ihre Hauptblüte fällt in die Mitte des 16. Jahrh.; 1586

aber wurde ſie von den Engländern eingenommen und großentheils verheert. Bei der Einnahme durch die Franzoſen 1793 war ſie noch in gutem Zuſtande und zählte 20000 E.; ſeit der Vereinigung mit der Republik Hayti aber verlor ſie viel an Bedeutung. In der im goth. Stil erbauten Kathedrale, der erſten der Neuen Welt, wurde nach Chriſtoph Columbus' eigener Anordnung ſein Leichnam aufbewahrt. Als aber der ſpan. Antheil der Inſel 1795 an die Franzoſen kam, ließen die Nachkommen des Columbus deſſen Gebeine nach Havana ſchaffen. Die Geſchichte der Stadt S. iſt eng mit derjenigen der Republik San-Domingo (ſ. d.) verflochten.

San-Fernando, Stadt (Ciudad) in der ſpan. Provinz Cadiz, Hauptort der Isla de Leon, zählt mit dem ſtarkbefeſtigten Arſenal und Kriegshafen La Carráca an dem die Inſel vom Feſtland trennenden und durch die ſtarkbefeſtigte Schiffbrücke Puente de Suazo und eine feſte Eiſenbahnbrücke überſpannten Kanal Sancti-Petri, eine Bevölkerung von 27482 E. (Ende 1860). Die Stadt iſt ein ganz modern gebauter Ort mit breiten, ſchnurgeraden Straßen, ſchönen Gebäuden, zwei Pfarrkirchen, zwei ehemaligen Mönchsklöſtern, zwei Hospitälern, verſchiedenen Kaſernen, einer zur Marineſchule gehörigen Sternwarte und mehrern ſtarken Feſtungswerken. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Salz, welches die zahlreichen Salinen der Inſel liefern.

San-Francisco, die Hauptſtadt des nordamerik. Staats Californien, Flotten- und Militärſtation der Union, Hauptort des Kriegsdepartements des Pacific, Mittelpunkt des californ. Goldverkehrs, Münze und der wichtigſte Handelsplatz an der Weſtſeite Amerikas, liegt an der Weſtſeite der großen San-Franciscobai, an einer Hafenbucht, vor welcher die Inſel Yerba-Buena ſich erhebt. Vom Geſtade aus iſt die Stadt an einem allmählich bis zu 500 F. Höhe aufſteigenden Hügelzuge hinangebaut. Der Hafen iſt geräumig, ſicher und tief. Im Juni 1847 zählte die Stadt nur 459 E. von faſt allen Nationalitäten. 1849 belief ſich die ſtändige Bevölkerung auf 18000, 1850 auf 34776, 1860 auf 56802 und 1865 auf etwa 100000 E., worunter 2000 Farbige, 3000 Chineſen, eine Anzahl Indianer und Sandwichinſulaner. Die meiſten der frühern Häuſer waren aus Holz erbaut, die Straßen größtentheils mit Bretern belegt, ſodaß öfters Feuersbrünſte (z. B. 24. Dec. 1849, 14. Juni 1850, 15. Mai 1851) furchtbare Verheerungen anrichteten. Aber nach jeder Verjüngung durch Brand hat die Stadt an Solidität und Schönheit gewonnen. Allein die Zahl der eingeführten und größtentheils hier aufgeſtellten Häuſer belief ſich 1851 auf 15000; 1867 gab es 3250 Steingebäude und 12268 Holzhäuſer. Die Stadt hat 46 Kirchen oder vielmehr Gebäude zu Cultuszwecken, darunter 2 Synagogen und 1 chineſ. Tempel. Es beſtehen 10 öffentliche Schulen, 7 Freimaurerlogen und eine große Zahl geſelliger und wohlthätiger Vereine. Es erſcheinen 9 tägliche Zeitungen, darunter 2 deutſche, 1 franzöſiſche und 2 ſpaniſche. Auch ſind 5 Schauſpielhäuſer vorhanden, darunter 1 franzöſiſches und 1 chineſiſches. Wegen der californ. Goldminen im Thale des Sacramento (ſ. d.) Zielpunkt der Einwanderung aus allen Ländern der Erde, Hauptſtapelplatz der Aus- und Einfuhr Californiens und infolge ſeiner Lage ſchon jetzt im Beſitze eines überaus lebhaften Handelsverkehrs ſelbſt mit China und Auſtralien, hat S. die großartigſte Zukunft vor ſich und wird nach Herſtellung der verkürzten Schiffahrt zwiſchen beiden Oceanen durch einen Kanal im Iſthmus von Centralamerika ein Welthafen erſten Ranges werden. Schon ſeit Vollendung der über den Iſthmus von Panama führenden Eiſenbahn hat die Stadt ungemein gewonnen. Die neueröffnete Dampfſchiffahrt nach China und Japan hat ſeine Bedeutung noch geſteigert, und die (bis zum J. 1872 zu vollendende) Pacific-Eiſenbahn, welche den Continent von Neuyork nach S. durchſchneidet, wird es zu einem Hauptverbindungsglied in der Kette des Weltverkehrs erheben. Die Münze zu S. hat von 1854—65 in Gold- und Silbermünzen geprägt die Summe von 204,141072 Dollars. Die Stadt beſaß 1865 im ganzen 20 Banken und Bankhäuſer und 527 Schiffe mit einem Gehalt von 63024 Tonnen, darunter 31 Dampfer mit 13044 Tonnen, und die Zahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1865: 1907 mit einem Gehalt von 704005 Tonnen. Die Ausfuhr erreichte 1864 einen Werth von 13,271752 Doll. mit Ausſchluß des Goldes. Die geſammte Goldausfuhr betrug ſeit 1850 etwa 50 Mill. Doll. auf das Jahr, und zwar 1864: 55,707201; 1865: 44,420171 Dollars.

San-Ildefonſo, ſ. La-Granja.

San-Jago de Chile (Hauptſtadt von Chile), ſ. Santiago.

San-Jago de Cuba (Stadt auf Cuba), ſ. Santiago.

San-Luis-Potoſi, jetzt gewöhnlich blos Potoſi genannt, ein Staat der Republik Mexico, zwiſchen Zacatecas im Weſten, Guanaxuato und Queretara im Süden, Veracruz im Südoſten, Tamaulipas im Oſten und Nuevo-Leon im Norden, hat nach ſeiner frühern Begrenzung ein Areal von 1359,56 Q.-M. mit 390543 E., wurde aber unter der Regierung Kaiſer Maximi-

lian's in die zwei Depart. Potosi und Matehuala getheilt, von denen ersteres 690,68 Q.-M. mit 308116 E., letzteres 668,68 Q.-M. mit 82427 E. umfaßte. Das westl. Staatsgebiet ist sehr gebirgig. Ostwärts fällt das Hochland allmählich ab und geht in niedriges Hügelland, dann in die flache, sumpfige Küstenebene über, in welcher die Ostspitze des Staats sich der Seestadt Tampico nähert. Der Panuco im Süden, welcher in die Bai von Tampico de Tamaulipas mündet, und der Rio-Santander in der Mitte des Staats sind die Hauptflüsse, unter den Landseen die Laguna de Chairel und de Chila die bedeutendsten. Bei der Reliefgestaltung des Landes hat dasselbe alle Klimate Mexicos und ist nur in den Niederungen wegen der starken Hitze und stehenden Gewässer ungesund. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und liefert, ungeachtet des vernachlässigten Anbaues, sehr viel Mais und anderes Getreide, vortreffliches Obst und am Panuco Zuckerrohr. Die großen Landgüter haben ungemein große Schafheerden. Die höhern Gebirgsgegenden sind baumlos, die Gehänge der tiefern Regionen reichlich bewaldet. Der früher sehr bedeutende Bergbau auf Silber ist jetzt von geringem Belang, wie die ganze Industrie überhaupt. Die zahlreichen Gruben, unter denen die von Sta.-Maria de las Charcas, von Ramos, von Guadalcazar, von Catorce und aus der Umgebung der Hauptstadt als die reichsten galten, sind zum Theil schon abgebaut. Nach den Angaben von Orozco y Berra waren 1865 im ganzen noch 74 Minen in Bearbeitung, und es belief sich 1837—57 die Münzproduction auf 37,302201 Piaster (à 5 Frs. 30 Centimes) Silber und 23517 Piaster Kupfer, dagegen 1857—63 nur noch auf 5,723999½ Piaster. Der Handel ist ziemlich lebendig, beschränkt sich aber fast ausschließlich auf die Hauptstadt, welche auch die meisten Industrie- und Schulanstalten hat. Die Hauptstadt S., jetzt kurzweg San-Luis oder Potosi genannt, 45 M. im NNO. von Mexico in 5787 F. Seehöhe am östl. Abfall des Hochlandes von Anahuac in einer angenehmen, nach Süden 6¾ M. weit ausgedehnten Ebene und im Quellbezirk des Panuco gelegen, 1586 gegründet, ist regelmäßig gebaut, mit geraden, schönen Straßen, von Gärten umgeben. An ihrem umfänglichen Hauptplatze (Plaza de Armas), dessen Mitte ein Springbrunnen ziert, stehen die große, im Innern reichausgestattete Hauptkirche San-Pedro, das hübsche Rathhaus (Palazio del Ayuntamiento), die Kaserne und schöne Privathäuser mit Arcaden und Kaufläden. Außer der Hauptkirche hat die Stadt noch fünf andere Kirchen und drei Klöster, unter welchen das Kloster und die Kirche der Karmeliter sowie die Kirche des sehr großen Franciscanerklosters am bemerkenswerthesten sind. Dieselben besitzen zum Theil gute Gemälde alter Meister. An andern öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: die Alhondiga, das Hospital, das Theater und das Colegio Guadalupano Josefino für höhern Unterricht. Auch hat die Stadt eine Münze, eine Börse, ein großes Posthaus und eine schöne Wasserleitung. Mit den sechs Vorstädten (Barrios) zählt der Ort 33581 E., welche Leder, Schuhwerk, Hüte und Kurzwaaren fabriciren, in zahlreichen Hüttenwerken die aus den benachbarten Minen gewonnenen Erze verarbeiten und einen bedeutenden Handel treiben. Es ist San-Luis eine Art Stapelplatz für die über den Hafen Tampico eingeführten Manufacturwaaren, die zum Theil durch die hier etablirten deutschen, engl. und franz. Handelshäuser nach Zacatecas, Durango, Nuevo-Leon, Guanaxuato und selbst nach Sonora, Michoacan und Xalisco gehen. Nur 2¼ M. östlich liegt der früher bedeutende Bergwerksort Cerro de San-Pedro, dessen sehr reiche Minen aber schon seit dem Ende des 18. Jahrh. aufgegeben sind. Auch in den früher sehr ergiebigen Minen des Fleckens Guadalcazar (10 M. im Osten von San-Luis) wird nur noch wenig Silbererz, dagegen seit neuerer Zeit das meiste Quecksilber in ganz Mexico gewonnen. Die Bergstadt Catoroc (10 M. im Norden), auf einem steilen Berge 8533 F. über dem Meere gelegen, ist der Hauptort eines berühmten Grubenreviers, dessen Minen, erst 1773 entdeckt, seitdem bis zum Anfang der Revolution jährlich 4 Mill. Piaster, später nur etwa 1 Mill. Silber lieferten.

San-Marino, die kleinste Republik in Europa, welche alle Stürme der Zeit überlebt hat, das Ländchen der ewigen Freiheit (perpetuae libertatis gloria clarum), ist ein hügeliger Bezirk, der zwischen den ehemaligen päpstl. Legationen Urbino und Forli liegt. Sie hat 1,12 Q.-M. Areal und 7080 E. (Census vom 31. Dec. 1864), die sich zur kath. Kirche bekennen und hauptsächlich Weinbau und Viehzucht treiben. 10 Miglien südwestlich von Rimini erhebt sich zu einer Höhe von 2445 F. der Titano, die höchste Spitze eines der letzten Vorsprünge der Apenninen. Der Sage nach soll diesen Berg ein Steinmetz und ehemaliger Kriegsmann, Marinus, der auf demselben im 3. Jahrh. als Einsiedler in großer Strenge lebte und den Bewohnern der Umgegend das Evangelium predigte, von dem Besitzer zum Geschenk erhalten haben. Allmählich fanden sich auf diesem Gebiet Einsiedler ein, die endlich einen eigenen Staat bildeten, den sie nach jenem Einsiedler benannten. Im 10. Jahrh. stand hier ein Castell, welches Berengar im Kampfe mit dem Kaiser

Otto als Zufluchtsort benutzt haben soll. Etwa 100 J. später kauften die Bewohner schon einige naheliegende Dörfer und nahmen auf ghibellinischer Seite theil an den Kriegen zwischen Reich und Kirche. Um die Mitte des 13. Jahrh. traten sie in ein freundschaftliches Verhältniß zu den benachbarten Grafen von Montefeltro in Urbino, welches allmählich zum Schutzbündniß wurde und bis zum Aussterben des herzogl. Hauses von Urbino im 17. Jahrh. fortbestand. Als Papst Urban VIII. 1631 das Herzogthum Urbino dem Kirchenstaate einverleibte, bestätigte er den Schutztractat mit der Republik, deren Unabhängigkeit er anerkannte. 1739 wollte der Cardinal Alberoni S. dem Papste unterwerfen und besetzte das Gebiet; doch Clemens XII. stellte 1740 die Republik wieder her. Ihre Freiheit bestätigten 1748 Benedict XIV. und 1817 Pius VII. Des letztern Breve, welches die Unabhängigkeit der Republik anerkannte, wurde, in Marmor eingegraben, an den Grenzen derselben aufgestellt. Bonaparte ließ ihr 1797 den Freundschaftsgruß der großen Republik überbringen und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets. Doch der Rath antwortete: die Kanonen werde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung müsse er aber ablehnen, die Republik sei glücklich in ihrem alten Besitzthum; sie bitte um Erleichterung des Handels. Während der Unruhen in der Romagna, besonders in Rimini 1845, gerieth die Republik, auf deren Gebiet die Empörer sich gesammelt hatten, in manche Bedrängnisse, die selbst ihre Existenz in Frage stellten. Seitdem bewahrte sie ihre innere Ruhe bis 1847, wo ihre Bürger an der allgemeinen Bewegung Italiens sich insoweit betheiligten, als sie ihre alte Staatsverfassung, jedoch friedlich, umgestalteten. 1851 suchten die Reste des Garibaldi'schen Freicorps und andere Compromittirte eine Zuflucht in der Republik, was Ende Juni das Einrücken von 800 Mann Oesterreichern und 200 päpstl. Soldaten zur Folge hatte, welche die Flüchtlinge einfingen. Mit Ausnahme von etwa fünf Verbrechern entließ man jedoch die Verhafteten ins Ausland, und die Republik war somit von allen weitern Störungen befreit. Die Grundgesetze des Staats, gesammelt in den «Statuta illustrissimae reipublicae Sti.-Marini», reichen in das 13. Jahrh. hinauf. Die Souveränetät wurde früher durch die ganze Staatsgemeinde ausgeübt. Später wurde das Gemeindewesen regelmäßig durch den Großen Rath vertreten, der seit dem Ende des 14. Jahrh. aus 60 zu gleichen Theilen aus dem Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewählten Aeltesten (Anziani) bestand und sich jährlich aus sich selbst ergänzte. Ein Ausschuß aus seiner Mitte bildete den aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten Kleinen Rath. Die ausübende Gewalt war den beiden regierenden Hauptleuten (Capitani reggienti) übertragen, die im Mittelalter Consuln, später Defensori hießen und jährlich durch den Großen Rath gewählt wurden. Infolge der Verfassungsänderung im Sept. 1847 ist der Souveräne Großrath (General consiglio principe) in eine repräsentative Kammer (Camera dei representanti) umgewandelt, deren 60 Mitglieder auf Lebenszeit von sämmtlichen Einwohnern zu gleichen Theilen aus Adel, Bürgern und einfachen Grundbesitzern gewählt werden. Aus diesen wird jährlich als höchstes Tribunal in dritter und letzter Instanz der Rath der Zwölfer, zu zwei Dritteln aus der Stadt und Vorstadt, zu einem Drittel aus den Landgemeinden, gewählt. Die Justizverwaltung in erster und zweiter Instanz ist in den Händen von zwei auswärtigen Rechtsgelehrten, die auf drei Jahre gewählt werden und nach Ablauf dieser Zeit nur noch einmal wieder bestätigt werden können. Die Flecken Serravalle, Montegiardino und Faetano mit ihren Bezirken bilden Gemeinden für sich, deren jede einen Municipal-Magistrat hat. Die übrigen Institutionen sind dieselben geblieben. Repräsentanten des Staats sind die zwei regierenden Hauptleute (Capitani reggienti), die aus den Mitgliedern des Souveränen Raths und zwar der erste aus dem adelichen Theil, der zweite aus den beiden übrigen Kategorien gewählt werden; jeder bleibt sechs Monate im Amte. Zwei Staatssecretäre haben die Leitung der Departements des Innern und des Aeußern; ein Generalschatzmeister die Verwaltung der Finanzen. Die Einnahmen werden auf 42000, die Ausgaben auf 40000, die Staatsschuld auf 6000 Frs. angegeben. Die bewaffnete Macht zerfällt, außer dem Generalstab der Milizen, der aus 15 Offizieren besteht, in die Guarda oder Wache des Souveränen Raths (24 Mann und 3 Offiziere), in die Festungswache oder Artillerie (97 Mann und 4 Offiziere) und in die Legion der Füsiliere (außer dem Stab von 9 Offizieren: 8 Compagnien von 961 Mann und 32 Offizieren; im ganzen 1189 Mann). In kirchlicher Beziehung gehört das Gebiet zur Diöcese Montefeltro. Eine öffentliche höhere Schule wird auf Staatskosten unterhalten; sonst gibt es noch mehrere Elementarschulen. Die einzige Stadt der Republik, San-Marino, auf dem Scheitel des Monte-Titano in rauher Umgebung gelegen, besteht aus mehrern Häusergruppen, die an dem felsigen Abhange zerstreut sind, hat 1000 E., drei Castelle, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, sieben Kirchen, deren be-

deutendſte, di San-Marino, die Aſche und die Bildſäule des heil. Marinus bewahrt, ein Theater für 600 Zuſchauer und unter dem Platze Pianella eine ſehr tiefe Ciſterne. Die Stadt war der Aufenthaltsort des berühmten Epigraphikers und Numismatikers Borgheſi (ſ. d.). Am Fuße des Titano, im Dorfe Borgo di S., das aus zwei großen, von Arcaden umgebenen Plätzen mit ſchlechten Häuſern und drei Kirchen beſteht, wohnen die angeſehenſten Bürger. Vgl. Delfico, «Memorie della republica di S.» (Mail. 1804; 2 Bde., Flor. 1843); Gillies, «Reiſe nach S.» (Lpz. 1798); Brizi, «Quadro storico-statistico della republica di S.» (Flor. 1842).

San-Salvador, der kleinſte, aber volksdichteſte und cultivirteſte der fünf Staaten von Centralamerika, grenzt gegen Süden an die Südſee, gegen Südoſten an die Conchaguabai oder den Golf von Fonſeca, im Oſten und Norden an Honduras, im Weſten an Guatemala und hat ein Areal von 345 Q.-M. mit etwa 600000 E. Die ſchmale, flache Küſte umſäumt die große, ſtark ausgezackte Conchaguabai, weſtlicher die fjordenartigen Einſchnitte Eſtero de Jiquiliſco und Puerto de la Concordia und mehrere gute Rheden, in denen aber in der trockenen Jahreszeit heftige Windſtöße (Papagallos) die Landung gefährlich machen. Die Oberflächengeſtaltung S.s bietet nicht die großen Gegenſätze dar wie die der übrigen centralamerik. Staaten, da das Land ganz außerhalb der Hauptcordillere von Centralamerika liegt und völlig der Abdachung der Südſee angehört. Dieſe Abdachung iſt jedoch keine einförmige, ſondern ihrer ganzen Länge nach, von Oſten gegen Weſten der Seeküſte faſt parallel, durch eine bedeutende Erdanſchwellung durchzogen, die eine ſecundäre Waſſerſcheide bildet. Die Anſchwellung wird bezeichnet durch eine Reihe zahlreicher vulkaniſcher Pics, welche, am Fonſecagolf mit dem 3564 F. hohen Vulkan von Conchagua beginnend, bis zu dem Vulkan Santa-Ana (6205 F. hoch), nahe der Grenze von Guatemala, fortziehen. Die Thätigkeit dieſer Pics bekundet ſich theils durch Ausbrüche, theils durch Erdbeben. Das Land iſt ziemlich gut bewäſſert. Der Rio-Lempa iſt weit hinauf durch Boote fahrbar, im Innern aber wegen der vielen Stromſchnellen ſeines vielgewundenen Laufs nirgends auf größere Strecken für die Schiffahrt geeignet. Minder bedeutend ſind der Rio-San-Miguel, der Rio-Goascaran an der Oſt- und der Rio-Paz an der Weſtgrenze. Binnenſeen ſind mehrere vorhanden, darunter Laguna de Cueja oder Guija und Laguna de Ilopango die größten. Das Klima iſt geſund. An der Küſte herrſcht jedoch die eigenthümliche Krankheit Guegatlan, eine Drüſenanſchwellung am Halſe, woran beſonders das weibliche Geſchlecht leidet. Es gedeihen in S. alle Tropengewächſe. Der ganze weſtl. Küſtenſtrich vom Rio-Acajutla bei Sonſonate bis zum Guameca bei La-Libertad heißt die Balſamküſte (Costa de Balsamo), weil ihre Wälder eine Menge des köſtlichſten Balſams liefern, wovon jährlich 15—20000 Pfd. ausgeführt werden. Ein anderes Hauptproduct iſt der Indigo, der unter dem Namen des Indigo von Guatemala als der beſte gilt. Die Viehzucht iſt unbedeutend; die europ. Hausthiere ſind ſehr ausgeartet. Man unterhält viele Indigoterien, Zuckerraffinerien, welche Panelas liefern, und einige Eiſenwerke. Der nicht unbedeutende Handel bringt, beſonders aus den Häfen Acajutla, La-Union und La-Libertad, verſchiedene Balſame, viel Indigo, auch Zucker, Kaffee, Cochenille, Rindshäute, Rehfelle, Rohſilber, Taback, Reis, inländiſche Shawls und Decken zur Ausfuhr. 1865 betrug der Export 2,306334, der Import 2,130641 Dollars. Eingelaufen waren 24 nordamerik. Dampfer und 17 Segelſchiffe, darunter 8 britiſche. Die Handelsflotte des Staats zählt 64 kleinere Schiffe von zuſammen 4000 Tonnen. Von der Bevölkerung gehört der größte Theil der indian. und, in ziemlich gleichem Verhältniſſe, der gemiſchten Raſſe an, während die Zahl der reinen Weißen nicht viel über 10000 beträgt. Die Indianer von S., nach dem frühern Namen des Landes Cuscatlaner genannt, ſind die civiliſirteſten in ganz Mittelamerika und haben allgemein die ſpan. Sprache angenommen. An der Spitze des Staats ſteht ein, nach dem Decret vom 24. Jan. 1859 auf ſechs, neuerdings aber nur auf vier Jahre gewählter Präſident mit zwei Miniſtern. Die Volksvertretung beſteht aus der legislativen Kammer von 24 Deputirten und dem Senat von 12 Mitgliedern. In Juſtiz- und kirchlichen Angelegenheiten ſind ein Obergerichtshof und der Biſchof von S. die höchſten Behörden. Die Miliz zählt 5000 Mann, darunter 1000 in beſtändigem Dienſt. Das Erziehungsweſen ſteht auf einer noch ſehr niedrigen Stufe, obgleich ſich dafür viel guter Wille gezeigt hat, namentlich auch in der Errichtung einer ſog. Univerſität in der Hauptſtadt, welche 1854 10 Lehrer und 250 Studirende zählte. Die Staatseinnahme belief ſich 1866 auf 628252, die Ausgabe auf 524329 Dollars. Die Staatsſchuld umfaßte 1862 zunächſt 175245 Dollars Kaſſenanweiſungen (libranzas). Die äußere Schuld war conſolidirt zu 360000 Dollars, zahlbar in vier Jahren. Davon waren 81072 Dollars in Kaſſenanweiſungen bezahlt, die in obiger Summe mit inbegriffen. Durch Geſetz vom 15. Febr. 1865 wurde auch die ſchwebende Schuld, etwa

1 Mill. Dollars, consolidirt zu 6 Proc. Zinsen mit jährlicher Amortisation von 250000 Dollars. Administrativ zerfällt die Republik in die 10 Departements: San-Miguel, La-Union, Ufulatan, San-Vincente, La-Paz, Cuscatlan, San-Salvador, Sonsonate, Santa-Ana und Chalatenango.

Die Hauptstadt S., Sitz der Centralregierung, des Congresses und des Bischofs, liegt in einer schönen, etwa 2100 F. über dem Meere erhabenen, von Hügeln umgebenen Ebene, 1 Legua östlich von dem Vulkan San-Salvador, der einen mächtigen, 3000 F. tiefen Krater mit einem beträchtlichen See enthält, seit langer Zeit erloschen scheint, aber durch seine frühere Thätigkeit die ganze Umgegend mit vulkanischen Massen bedeckt hat. Die Stadt wurde 1528 von Georg Alvarado, dem Bruder des Pedro Alvarado, gegründet. Ihre erste Anlage geschah aber an einem jetzt Bermuda genannten, etwa 6 Leguas nördlicher gelegenen Orte, von wo sie 1539 an die jetzige Stelle verlegt wurde. Bereits viermal durch Erdbeben verheert, wurde sie immer wieder aufgebaut und hatte 1853 an 18000 E., 10 Kirchen, darunter eine große, schöne Kathedrale, ein Universitätsgebäude, mehrere Hospitäler und zwei Wasserleitungen. Am 16. April 1854 wurde sie aber durch Erdbeben vollständig zerstört. Die Regierung siedelte hierauf nach Cojutepeque über. Von da zog sie Ende 1855 in die auf ihren Beschluß 1,8 M. im Südwesten der Stadtruine angefangene neue Hauptstadt, Nueva-San-Salvador, begab sich jedoch 28. Juni 1858 wieder nach der unterdeß von der frühern Einwohnerschaft nothdürftig hergestellten alten Hauptstadt, wie es hieß nur provisorisch, zurück, bis zur Vollendung der in der neuen Stadt angefangenen Regierungsgebäude, Kirchen, Kasernen u. s. w. Geldmangel und die Opposition der bereits beinahe wieder auf die frühere Zahl gestiegenen Einwohnerschaft der alten Stadt wird indeß voraussichtlich den Umzug hindern. Im Dec. 1860 wurde die alte Stadt abermals durch Erdstöße heimgesucht, während auch die für die neue Stadt gewählte Stelle Erschütterungen ausgesetzt ist. Der Hafen der Hauptstadt, die früher durch ansehnlichen Handel und einigen Industriebetrieb blühte, ist La-Libertad oder Puerto de la Libertad, zu welchem eine 4 M. lange Fahrstraße führt.

Das Land Cuscatlân ward 1525 und 1526 von den Spaniern unter Pedro Alvarado unterworfen und mit seinem jetzigen Namen belegt. Mit den andern centroamerik. Staaten erklärte es sich 1821 unabhängig. Durch Vertrag vom 7. Oct. 1842 trat S. mit Guatemala, Nicaragua und Honduras zu einer Union zusammen. Allein das friedliche Verhältniß dieser Bundesstaaten war von keinem Bestand. 1845 gerieth S. mit Honduras in offenen Krieg, schloß dagegen 4. April 1845 mit Guatemala einen Allianzvertrag. Beide Staaten beschlossen die Berufung eines Nationalconvents, aber ehe dieser zu Stande kam, trennte sich 21. März 1847 Guatemala unter Carrera völlig von der Union. Am 9. Jan. 1851 traten die Abgeordneten von S., Honduras und Nicaragua zu einem Congreß in Chinandega zusammen, zu welchem Guatemala und Costa-Rica vergeblich eingeladen wurden. Die neue Eintracht zwischen jenen drei Staaten führte aber zu neuen Verwickelungen. Anstatt sich friedlich zu organisiren, versuchte man den alten Streit mit Guatemala und Carrera mit den Waffen zu entscheiden. Die Verbündeten rückten unter Vasconcelos, dem Präsidenten von S., nach Chiquimula vor, erlitten aber bei Arada 2. Febr. 1851 eine gänzliche Niederlage durch Carrera, dessen Ansehen durch diesen Sieg um so gefährlicher wurde. Zudem gerieth S. Anfang 1851 auch mit England in einen Conflict wegen einer Forderung von 20000 Pfd. St., welche engl. Kaufleute an die Republik erhoben. Am 25. Juli vereinigte sich S. mit Nicaragua und Honduras abermals zur Errichtung einer Föderalregierung. Nachdem aber 1. März 1852 an Vasconcelos' Stelle Dr. Francisco Dueñas als Präsident an die Spitze der Verwaltung getreten, constituirte sich S. 1853 als souveräner Staat. Unter Dueñas erfreute sich das Land ziemlicher Ruhe, die unter dessen Nachfolgern Don Jose Maria San-Martin (seit 1854) und Rafael Campo (seit 1856) durch die Rückwirkung des Flibustierkriegs Walker's in Nicaragua vorübergehende Störung erlitt. Im Juni 1857 wurde Rafael Campo durch den General Barrios auf kurze Zeit entsetzt, der, aus Nicaragua zurückkehrend, in Cojutepeque den Vicepräsidenten Dummas zum Präsidenten ausrief. Doch misglückte die Bewegung, und Dummas verließ selbst seinen Beschützer. Am 6. Febr. 1858 wurde Miguel Santin del Castillo Präsident, der durch einen Staatsstreich des Generals Barrios zur Resignation getrieben wurde. Barrios erlangte von der im Jan. und Febr. 1859 tagenden legislativen Versammlung sowol die Sanctionirung seines Staatsstreichs wie die Verlängerung der zweijährigen Präsidialamtsdauer auf eine sechsjährige und die des zweijährigen Mandats der Repräsentanten auf ein vierjähriges. Am 1. Febr. 1860 ernannten darauf die Kammern den General Barrios zum definitiven Präsidenten und bekleideten ihn mit einer dictatorischen Gewalt. Der Staat hatte wieder eine friedliche Entwickelung begonnen,

als Carrera, Präsident van Guatemala, Anfang 1863 der Republik S. den Krieg erklärte. Derselbe überschritt 18. Febr. die Grenze und erfacht 24. Febr. einen Sieg bei Ocotepeque. Dagegen erhielt Barrias einen Bundesgenossen an dem Präsidenten von Honduras und erklärte 23. März den Krieg an die mit Guatemala verbündete Republik Nicaragua, erlitt jedach 16. Juni in der Ebene van Santa-Rasa eine Niederlage durch Carrera's Truppen, infalge deren sich die meisten Departements von S. für die Präsidentschaft Francisco Dueñas' erklärten, der auch eine Regierung in Sonsanate errichtete. Die Verwirrnng stieg, als sich auch General Santiaga Gonzales 29. Juni zum Präsidenten erklärte und seinem Schritte mit einem Theile des Heeres Geltung zu verschaffen suchte. Unter diesen Verhältnissen wurde 26. Juli der Hafen La-Union von den Truppen Nicaraguas besetzt, und 5. Aug. ergab sich San-Miguel. Nach einer vergeblichen Zusammenkunft mit Carrera wurde Barrias seit 29. Sept. in der Hauptstadt belagert und 26. Oct. zu deren Räumung genöthigt. Am 12. Febr. 1864 hielt sadann Dueñas seinen Einzug in die Hauptstadt, wa die van ihm alsbald eräffnete Canstituante 20. Febr. die Vertreibung des Präsidenten Barrias sanctionirte und Dueñas zu dessen provisorischem Nachfolger, im April aber definitiv für die nächsten vier Jahre zum Präsidenten ernannte. Kaum war die Republik durch den Tod Carrera's von ihrem Hauptgegner befreit, als Barrias im Mai 1865 Versuche zur Wiedererlangung seiner Macht machte. Wiewal sich die Städte San-Miguel und La-Union für ihn erklärten, erlitt dach sein Anhang unter General Cabañas 29. Mai in der Nähe van La-Unian eine vollständige Niederlage. Barrios wandte sich nach Nicaragua, um hier Anhänger und Kriegsmittel zu sammeln. Er sah sich jedoch im Hafen von Realeja gefangen genommen und im Juli unter der Bedingung ausgeliefert, daß man sein Leben schane. Doch wurde er im Aug. 1865 verurtheilt und erschossen. Vgl. Scherzer, «Wanderung durch S.» (Braunschw. 1857).

San-Sebastian, die Hauptstadt der baskischen Pravinz Guipuzcoa (34,2 Q.-M. mit 209973 E. Ende 1864) an der Nordküste Spaniens, Festung, Hafen- und Handelsplatz, liegt 5 St. von Bayanne, wohin die Eisenbahn führt, auf einer Landzunge zwischen zwei Buchten des Biscayischen Meerbusens, terrassenförmig am Fuße eines Berges hinaufgebant, welcher die Citadelle (Castella de la Mota) trägt und eine prachtvolle Rundschau darbietet. Die Stadt ist uralt, aber seit der Zerstörung durch die Engländer, die sie 31. Aug. 1813 erstürmten, plünderten und niederbrannten, ganz regelmäßig und madern aufgebaut, von starken Wällen umgeben. Sie besitzt schöne Häuser, einen prächtigen Platz mit Säulengängen, zwei Pfarrkirchen, ein Nonnenkloster, ein Militär- und ein Civilhospital, ein Theater, ein schönes Badehaus und Gasbeleuchtung. Auch bestehen eine Handels- und eine Schiffahrtsschule, eine Handelskammer, eine große Ankerschmiede, Tapeten- und andere Fabriken. Der an der Westseite der Stadt befindliche Hafen ist graßen Seeschiffen zugänglich, doch nicht sicher. An der östl. Bucht befinden sich die im Sommer starkbesuchten Seebäder, und nahe der Stadt liegt in dem malerischen Thale van Layola das ehemalige Jesuitenkloster San-Ignacia de Loyala, ein imposantes Bauwerk mit prachtvaller Kuppelkirche. Der früher vortreffliche Hafen des im Osten gelegenen Fleckens Passages ist gegenwärtig versandet. Die Stadt S. zählt 14111 E. (1860) und treibt ziemlich lebhaften Transit- und Speditionshandel. Ende 1858 belief sich der Werth des Imports, mit Einschluß der über Passages und Irun (an der franz. Grenze) eingeführten Waaren, auf 4,423404, der des Exports auf 1,277889 Thlr. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in engl. und franz. Fabrikaten, Schiffsmaterial, Stockfischen, Bauhalz, die Ausfuhr varzüglich in Wolle.

Sanâ, die Hauptstadt des Berg- und Hachlandes Sanâ ader des eigentlichen Jemen (s. d.), in einem langen, über 4000 F. hahen Thale zwischen dem Plateaulande Assir im Westen und dem Dschebel-Nikkum im Osten gelegen, besteht aus vier weit auseinanderliegenden Stadttheilen, Sanâ, Roda, Wady-Dhar und Jeraf, zusammen mit 70000 E., wovon auf das eigentliche S. allein 40000 kammen. Ein mit einer schönen Brücke überspannter, nur zur Regenzeit gefüllter Bach durchzieht die Stadt. In einiger Entfernung fließt ein größerer Fluß hin, und außerdem ist sie durch eine Wasserleitung reichlich mit Wasser versehen. Die Stadt wird von sehr vielen Gärten und Landhäusern mit einem Ueberflusse an Feigen, Aprikosen, Pfirsichen, Birnen, Nüssen und 20 verschiedenen Traubensorten umgeben und kann in 1¼ St. umgangen werden. Die Häuser stehen gedrängt, sind alle massiv, hach, weiß getüncht, auch bunt gemalt; die Gassen rein und gepflastert; drei größere Hauptthore mit Kananen besetzt. Man zählt viele Moscheen mit 10 Minarets, einige Imamgräber mit vergoldeten Kuppeln, 12 öffentliche Bäder, zahlreiche Karavanserais, mehrere Paläste, darunter der ältere und neuere Residenzpalast des Imam von Jemen in sarazen. Baustil, in den Palästen wie in verschiedenen Gärten häufig Springbrunnen, aber nirgends Reste alter Bauten. Roda, 2 St. im Norden gelegen, von

Gärten umgeben, ist der Lieblingsaufenthalt der Kaufleute; Wady-Dhar, 2 St. im Westen, hat reizende Gärten und Weinberge; Jeraf liegt mitten in Gemüsegärten. Jeder Stadttheil hat seinen eigenen Emir. In einer Vorstadt leben 3000 Juden in großer Verachtung, sind aber die besten Handwerker, Töpfer, Gold- und Silberarbeiter, Münzarbeiter, Wein- und Liqueurfabrikanten u. s. w. Auch indische Banianen leben in S. Der Handelsverkehr ist sehr lebendig und die Industrie besonders mit Weberei grober Mantel- und dicker Baumwollzeuge und Fertigung von kostbaren Silberstoffen beschäftigt.

Sanädon (Noël Etienne), ein gelehrter franz. Jesuit, geb. 16. Febr. 1676 zu Rouen, hielt in mehrern Städten Frankreichs, namentlich zu Caen und Paris, Vorlesungen über alte Literatur und wurde 1728 als Bibliothekar bei dem Collegium Ludwig's XIV. angestellt, welches Amt er bis an seinen Tod (21. Sept. 1733) bekleidete. Er verfertigte selbst zierliche lat. Gedichte, die er unter dem Titel «Odae» (Caen 1702) und «Carminum libri IV» (Par. 1715) herausgab, erwarb sich aber einen noch größern Ruf durch seine franz. Uebersetzung und Erläuterung des Horaz (2 Bde., Par. 1728; 2. Aufl., 8 Bde., 1756), auf dessen künstlerischen und ästhetischen Werth er zuerst aufmerksam machte.

Sanchoniathon oder Sanchuniathon, von Berytos (dem heutigen Beirut) oder von Tyrus, soll um 1250 v. Chr. gelebt und, wie ein anderer phöniz. Schriftsteller, Mochos, über die Urgeschichte Phöniziens und Aegyptens geschrieben haben. Wenigstens bestanden im Alterthum neun Bücher eines dem Könige Abibal, Vater Hiram's, gewidmeten, aus den Tempelarchiven zusammengestellten Geschichtswerks in phöniz. Sprache, als deren Verfasser man S. ausgab. Um Christi Geburt übersetzte Herennius Philo aus Byblos dieses Werk ins Griechische. Diese Uebersetzung erkannte der Bischof von Cäsarea, Eusebius, als echt an und hinterließ uns nach derselben in seiner «Praeparatio evangelica» einen Abriß der phöniz. Mythologie und Kosmogonie. Diesen allein erhaltenen Theil des Werks gab Orelli (Lpz. 1826) besonders heraus. Man hat schon früh die Glaubwürdigkeit der Uebersetzung des Philo angegriffen; doch fehlt eigentlich der Grund, dieses im Alterthum anerkannte Werk zu verdächtigen. In neuerer Zeit ist S. der Gegenstand einer berühmten Fälschung geworden. Ein gewisser Friedrich Wagenfeld aus Bremen (gest. 26. Aug. 1846) gab vor, die Uebersetzung des Herennius Philo in einer Handschrift aus dem portug. Kloster Sta.-Maria de Merinhao durch einen portug. Obersten Pereire erhalten zu haben. Er veröffentlichte daher zuerst «S.'s Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Uebersetzung» (Hannov. 1836), später den griech. Text mit einer lat. Uebersetzung («Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libri novem Graece versi a Philone Byblio» (Brem. 1837) und dann eine deutsche Uebersetzung mit einer Vorrede von Classen (Lüb. 1837). Bald indessen entdeckte man den Betrug, dessen Urheber Wagenfeld gewesen war. Man kann nur bedauern, daß der Verfasser seine Kenntnisse des Griechischen und sein unverkennbares Talent zu solchen Zwecken anwandte. Vgl. Grotefend, «Die Sanchoniathonische Streitfrage» (Hannov. 1836); Schmidt von Lübeck, «Der neuentdeckte S.» (Altona 1838) sowie die franz. Uebersetzung des Lebas. Die Fragmente der Uebersetzung des Philo sind gesammelt in Müller's «Fragmenta historicorum graecorum» (4 Bde., Par. 1849—51).

Sanct-Bernhard (Gebirgsstöcke in den Alpen), s. Bernhard.

Sanct-Blasien, eigentlich Abtei zu Sanct-Blasi, ehemals eine gefürstete Reichsabtei im Oesterreichischen Kreise, zum österr. Breisgau gehörig, ist jetzt der Name eines Pfarrdorfs und eines Amtsbezirks im bad. Kreise Waldshut. Die Abtei umfaßte die Herrschaften Bondorf, Stauffen, Kirchhofen, Gurtweil und Oberreidt. Die Klostergebäude in S. sind jetzt Fabrikanlagen überlassen und zugleich Sitz großherzogl. Behörden. Ihren Ursprung verdankt die Abtei Einsiedlermönchen, die sich anfangs Brüder an der Alb und ihre Wohnungen Albzelle nannten und erst, nachdem sie im 9. Jahrh. die Gebeine des heil. Blasius in ihre Verwahrung genommen hatten, ihrem Kloster den Namen St.-Blasien gaben. Als eigentlicher Begründer der Abtei ist aber Reginbald von Seldenbrunn zu betrachten, der 945 der Gemeinschaft der Brüder beitrat und ihrem Kloster alle seine Güter einverleibte, worauf er 946 zum ersten Abt gewählt wurde. Durch kaiserl. Privilegien, Begünstigungen der Päpste und zahlreiche Schenkungen erlangte die Abtei sehr bald bedeutenden Länderbesitz, während sie gleichzeitig durch die hohe Wissenschaft mehrerer Aebte und Glieder zu hohem Ansehen gelangte. Sie stand ursprünglich unmittelbar unter dem Kaiser; nachdem aber 1361 der Erzherzog Leopold von Oesterreich zum Schirmvogt gewählt worden war, wußte das Haus Oesterreich diese Würde erblich zu machen. Schon 1405 erhielt der Abt vom Papste den Rang eines infulirten Prälaten. Um die frühere Unabhängig-

keit wieder zu erlangen, kaufte der Abt Martin I. 1611 die Grafschaft Bondorf, welche ihn zum Mitstand des Reichs machte und ihm einen Sitz im schwäb. Grafencollegium gewährte. Oesterreich aber, um die reiche Benedictinerabtei an sein Haus zu fesseln, erhob 1746 den damaligen Abt Franz IV. sowie alle seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand, mit dem Titel eines kaiserl. Erberzhofkaplans; auch wurde ihnen der Vorsitz bei den Prälatenversammlungen im Breisgau zugesichert. 1768 brannte die Abtei ab, wobei die kostbare Bibliothek verloren ging. Nebst den übrigen Klöstern des Breisgau wurde auch S. 1802 zur Entschädigung des Malteserordens bestimmt und, da dieses nicht zur Ausführung kam, im Presburger Frieden von 1805, mit Ausnahme der Grafschaft Bondorf, welche Würtemberg erhielt, an Baden abgetreten, worauf 25. Juni 1807 die Aufhebung der Abtei erfolgte. Die Mönche waren 1806 nach der Abtei von Pyrhn ob der Ens gewandert und gingen von da 1808 nach St.-Paul in Kärnten. Die Kirche zu S., welche nach dem Muster des Pantheons in Rom 1773—83 mit ungemeinem Kostenaufwande aufgeführt wurde, war eine der prächtigsten in ganz Deutschland. Nach der Aufhebung der Abtei wurden die Marmorsäulen, auf welchen die Kuppel ruhte, die marmornen Altäre, die reichen Verzierungen, selbst das kupferne Dach zu andern Zwecken verwendet und die Orgel in die kath. Kirche nach Karlsruhe gebracht.

Sanct-Gallen, der 14. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, grenzt, den Canton Appenzell einschließend, im Norden an den Thurgau und den Bodensee, im Osten an Vorarlberg, Liechtenstein und Graubündten, im Süden an letztern Canton und im Westen an die Cantone Glarus, Schwyz und Zürich. Das Areal wird auf 36,7 Q.-M. berechnet. 1860 zählte man 180411 E. (deutschen Stammes), von denen 110700 Katholiken und 69500 Protestanten waren. Handel und Gewerbbetrieb befinden sich in blühendem Zustande. Hauptgegenstände der Industrie sind die Baumwollweberei mit ihren Nebengewerben (Spinnerei, Bleicherei, Färberei) und Stickerei. Die Handweberei liefert die sog. Konstanzer Leinwand. Besonders blüht die Industrie in der Stadt Sanct-Gallen, im Rheinthale, in Toggenburg, um Rapperschwyl und Uznach. Von Wichtigkeit sind auch die Viehzucht und die Alpenwirthschaft sowie der Obstbau im ganzen nördl. Theile. Die Bevölkerung ist im ganzen wohlhabend. Die Regierungsform ist seit 1831 repräsentativ-demokratisch. Durch die gegenwärtig geltende Verfassung von 1861 ist die Kirche in rein confessionellen Sachen vom Staate unabhängig; dagegen hat dieser die Leitung des gesammten Unterrichtswesens übernommen. Ein Großer Rath von 150—60 Mitgliedern wird von sämmtlichen stimmfähigen Staatsbürgern der 92 Gemeinden frei und direct gewählt. Derselbe übt die höchste Gewalt aus. Die von ihm beschlossenen Gesetze treten 45 Tage nach ihrer Promulgation in Kraft, sofern nicht das souveräne Volk binnen dieser Frist von seinem Veto Gebrauch macht. Der Große Rath wählt den vom Landammann präsidirten Regierungsrath.

Der Canton S. wurde 1803 durch die Napoleonische Vermittelungsacte aus einem Conglomerat von Landestheilen geschaffen, die bis dahin miteinander nur sehr lose in staatsrechtlicher Verbindung gestanden hatten. Der Abt von S. (seit 1204 Reichsfürst) galt im Verein mit seinem Convente als der Regent des Landes. Das Stift war durch das Bündniß von 1451 in die Stellung eines «zugewandten Orts» der schweiz. Eidgenossenschaft getreten. Der Einfluß der Französischen Revolution machte sich schon seit 1793 in den seltsam gestalteten Verhältnissen des Stifts geltend. Kurz vor Proclamirung der Helvetischen Republik (12. April 1798) nöthigte die Landschaft von S. das Stift zur Auflösung und nahm selbst die Regierung in die Hände. Doch kam eine, wenn auch sehr verwickelte, doch einheitliche Cantonalverfassung erst 1803 zu Stande. Nach dem Sturze Napoleon's gab sich der Canton unter dem Einflusse der Diplomatie 1815 eine neue Verfassung, die wenig volksthümlich war, auch von einer Volksabstimmung nicht sanctionirt wurde. Das Hauptgebrechen dieser Verfassung war, daß sie die confessionelle Trennung im Staatsleben selbst geltend machte, indem ein kath. Administrationsrath und ein prot. Erziehungsrath neben dem Großen Rathe (150 Mitglieder, theils durch Selbstergänzung, theils direct, theils indirect durch die Bezirke erwählt) fungirte. Erst die Bewegung von 1830 verschaffte den demokratischen Neigungen des Volks freiern Spielraum. Es entstand die Verfassung vom 1. März 1831, welche Volkswahlen und Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung statuirte, aber die confessionelle Geschiedenheit zum Nachtheile der polit. Entwickelung immer noch festhielt. Namentlich seitdem der bisherige liberale Staatsmann Baumgartner (s. d.) 1841 zur ultramontanen Partei übergetreten, ward der Canton wieder von heftigen Kämpfen erschüttert, welche die confessionellen Parteiungen zur Grundlage hatten. Im Kriege gegen den Sonderbund 1847 trat S. auf die Seite der Eidgenossenschaft, nachdem es vergeblich versucht, den Sonderbund zu friedlicher Auflösung zu bewegen. Das neue polit. Leben, das

die Schweiz seit der Umgestaltung von 1848 begann, machte auch in S. aufs lebhafteste den Wunsch nach einer Verfassungsrevision rege, der abermals zu Verwickelungen und Kämpfen zwischen den Liberalen und der kath. Partei führte. Nach mehrfachen Schwankungen brachte man es endlich zu der revidirten Verfassung vom 17. Nov. 1861, in welcher das demokratische Princip völlig zum Durchbruch gelangte.

Die Hauptstadt S., anmuthig an der Sitter und der St.-Gallen-Appenzeller Bahn gelegen, Sitz eines Bischofs, ist einer der wichtigsten Handels- und Industrieplätze der Schweiz und zählt 14711 E. (darunter 4907 Katholiken). In den Gebäuden der ehemaligen (614 vom irischen Apostel Sanct-Gallus begründeten, zur Zeit Karl's d. Gr. und dessen Nachfolger in höchster Blüte stehenden, 1805 aber aufgehobenen) Benedictinerabtei befinden sich die Residenz des Bischofs und die Stiftsbibliothek mit wichtigen, besonders altdeutschen Handschriften. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die Stiftskirche, 1755 im damals herrschenden ital. Stil erbaut, die goth. St.-Laurenzkirche (1850—54 restaurirt), das ansehnliche, 1855 aufgeführte Schulgebäude mit Cantonsschule, Stadtbibliothek und naturhistor. Museum; ferner das Bürgerspital, das neue Gemeindekrankenhaus, die Cantonalstrafanstalt (seit 1838), die Bank u. s. w. 1 St. westlich der Stadt führt die schöne, 580 F. lange Krätzernbrücke (1811 erbaut) über die Sitter. Weit großartiger ist noch die etwas weiter stromaufwärts erbaute Eisenbahngitterbrücke, welche 670 F. lang und 210 F. über dem Wasserspiegel erhaben ist. 1 St. östlich von der Stadt verbindet die Martinsbrücke zwei an 100 F. voneinander entfernte Felswände, zwischen welchen 90 F. tiefer die Goldach strömt. S. ist der Hauptort für die Musselinfabrikation und der Stapelort für die Erzeugnisse der Industrie der nordöstl. Schweiz, insbesondere auch für den Thurgau und Appenzell. Andere Industrie- und Handelsorte des Cantons sind Rorschach (s. d.) am Bodensee, die Stadt Lichtensteig und der Marktflecken Wattwyl im Bezirke Neutoggenburg, die Städtchen Rheineck und Altstätten im Rheinthale, Rapperschwyl und Uznach im Seebezirke. Als Badeort ist Pfäffers bekannt. Vgl. Ildefons von Arx, «Geschichten des Cantons S.» (3 Bde., St.-Gallen 1810—13); Ehrenzeller, «Jahrbücher der Stadt S.» (2 Bde., St.-Gallen 1824—32); Weidmann, «Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft S.» (St.-Gallen 1834); «Beschreibung des Cantons S.» (St.-Gallen 1841); Henne, «Geschichte des Cantons S.» (St.-Gallen 1863); «S. und seine Umgebungen» (St.-Gallen 1859).

Sanct-Goar, Kreisstadt am linken Rheinufer im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Eisenbahn 4,7 M. oberhalb der Stadt Koblenz gelegen, bis 1794 Hauptort der kurhess. Niedergrafschaft Katzenellnbogen, galt mit der über ihr gelegenen Feste Rheinfels (s. d.) für einen der wehrhaftesten Punkte am Rhein und hat jetzt noch ziemlich wohlerhaltene Befestigungsmauern, die das Malerische ihrer Lage noch erhöhen. Die kath. Kirche bewahrt ein altes Steinbild des heil. Goar von Aquitanien (gest. 611), bei dessen hier 570 gegründeter Kapelle der Ort entstand. Die 1441 erbaute und seit 1842 im Innern restaurirte große evang. Stiftskirche enthält Marmordenkmäler des hess. Landgrafen Philipp II. (gest. 1581) und seiner Gemahlin sowie andere Sehenswürdigkeiten, und der Kirchhof die sog. Flammensäule, eine celt. Pyramide von 4½ F. Höhe, die vom Dorfe Pfalzfeld auf dem Hundsrück 1845 hierher gebracht wurde. S. zählt 1331 E. (1864), die besonders vom Lachsfang, Obst- und Weinbau, Handwerksbetrieb und Weinhandel leben. Die sonst sehr gefährliche Stromschnelle der Sanct-Goarsbank ist durch Sprengung der unter Wasser befindlichen Felsenrisse beseitigt. Der Kreis S. (8,43 Q.-M. mit 37220 E.), zu dem auch die Städte Boppard (s. d.), Bacharach (s. d.) und Oberwesel gehören, umfaßt einen der reizendsten Theile des Rheinthals. Nur 0,9 M. oberhalb liegt die ehemalige feste Reichsstadt Oberwesel mit 2688 E., die guten Wein bauen, Lachsfang und Branntweinbrennerei treiben, und mit den Ruinen der 1689 von den Franzosen zerstörten Schönburg der Grafen von Schönberg. Gegenüber von S. liegt an der Eisenbahn das bis 1866 nassauische Städtchen Sanct-Goarshausen mit 1148 E., trefflichem Weinbau, einer 1863 im Rundbogenstil erbauten evang. Kirche und einer bedeutenden Erziehungsanstalt. Darüber steht die 1806 von den Franzosen gesprengte Burg Neu-Katzenellnbogen oder «die Katz», unterhalb derselben, am Eingange zum Hasenbachthal, das Dorf Wellmich und darüber die Ruine Deurenburg oder Thurmberg (Kunoburg), gemeinhin «die Maus» genannt. Oberhalb des Städtchens befindet sich der durch sein 15faches Echo und die Sage von der Lorelei (s. d.) interessante Lurleifelsen.

Sanct-Gotthard, nach einer im 12. Jahrh. vom Kloster Disentis aus erbauten Kapelle des heil. Gotthard, Bischofs von Hildesheim, benannt, bildet als Gebirgsgruppe in der mittlern Reihe der Centralalpen ein 2½—3 M. von WSW. gegen ONO. gestrecktes Rhomboid, das ringsum von gewaltigen Bergen umstellt ist. An der Nordwestecke, die mit den Berner

Alpen verknotet ist, ragt 10073 F. hoch der Galenstock mit seiner dicken, weithin sichtbaren Firnlage empor, und von ihr senkt sich terrassenförmig 6 St. weit der Rhônegletscher ins Wallis. Der südwestl. Eckpfeiler ist das 8950 oder 9551 F. hohe Mutthorn. Zwischen beiden führt eine schöne neue Straße aus Wallis über die Furca (s. d.) ins Urserenthal. Auf der Südseite stehen der Fieudo 9490 F., die Prosa 9241 F., die Fibia 8441 F. und die Pisciera 9641 F. Der südöstl. Eckpfeiler ist die Cornera. Im Osten erhebt sich der Sixmadun 9023 und Cima de Badus 9165 F.; an der Nordostecke der Krispalt (Crispa alta) 10240 F. Diese Umwallung, mit 8 Gletschern behangen, schließt ein zerrissenes Plateau von 5 Q.-M. Flächeninhalt und 8000 F. Höhe ein mit 17 kleinen Thälern und 30 Hochseen, von denen der größte, der $^1/_4$ M. lange Luzendrosee, den Hauptquellarm der Reuß speist. Es ist also der S. kein Berg, sondern vielmehr eine Einsattelung, welche mit einer Zackenmauer erhabener Gipfel umgürtet ist, zugleich die Paßhöhe der berühmtesten Alpenstraße. Gleichwol kann die Gotthardsgruppe als ein Centralknoten des Hochalpengeflechts angesehen werden. Denn in ihr fahren von allen Seiten her Gebirgsstrahlen wie zu einem Stern zusammen, und wiederum entsendet sie nach allen Seiten Flußstrahlen, den Rhône, die Reuß, den Rhein und die drei Zuflüsse des Lago Maggiore, die Maira, den Ticino und die Tosa. Die Berge Prosa und Fieudo umfassen den S. im engern Sinn. Der Sanct-Gotthardspaß, 6510 F. hoch (nach andern 6577 oder nur 6498 F.), ist nicht der älteste der deutsch-ital. Culturwege, vielmehr unter den Hauptverkehrsstraßen über die Alpen sogar verhältnißmäßig jung. Die Longobarden scheinen ihn zuerst zu Einfällen benutzt zu haben. Um das J. 1300 stand ein Hospital am Fuße des Gebirgs, wo jetzt der Ort Hospenthal liegt; es scheint aber nur dem Wanderzuge über die Furca gedient zu haben. Im 14. Jahrh., nach der Entstehung der Eidgenossenschaft, wurde die Straße ein frequenter Saumpfad nach Italien. Erst 1820—24 und 1828—30 wurde von den Cantonen Uri und Tessin eine großartige Fahrstraße, die Sanct-Gotthardsstraße, durch das Thal der Reuß (s. d.) über die Paßhöhe und auf der andern Seite durch das Val-Tremola nach Airolo, dann durch das Livinenthal des Cantons Tessin hinabgeführt. Als Gebirgsstraße beginnt sie im Reußthal erst bei Amsteg. Die Straße ist durchweg $18^1/_2$ F. breit, hat nur eine Steigung von 5—6, höchstens von 7—10 Proc. und wird sogar an den meisten Stellen bergab ohne Hemmschuh befahren. Der Eilwagen fährt von Flüelen am Vierwaldstätterse bis Bellinzona in 14—15 St. Nur etwa acht Tage des Jahres, und nicht in jedem Jahre, in der Zeit des heftigsten Kampfs zwischen Frühling und Winter, ist der obere Theil der Straße völlig gesperrt. Zur Zeit des Lawinenfalls ist sie nicht ohne Gefahr zu passiren; doch rechnet man nur etwa sechs Unglücksfälle auf ein Jahrzehnt. Das Sanct-Gotthardshospiz steht etwas unter der Paßhöhe, 6443 F. über dem Meere, schon auf dem Tessiner Gebiet, gegenüber dem ehemaligen Sustgebäude (Dogana) oder Albergo di Gottardo, ein schwerer, klotziger, gegen Wind und Wetter zu Schutz und Trutz gerüsteter Steinbau, wo die Postpferde gewechselt werden. Das Hospiz wird von milden Gaben unterhalten und von einem Pächter bewirthschaftet. Es verpflegt jährlich im Durchschnitt 11—12000 Personen und verabreicht gegen 20000 Rationen an Brot, Suppe und Kaffee. Das Hospiz ist kein Kloster, wie das auf dem Großen Bernhard und auf dem Simplon. Blos ein Koplan ist hier stationirt, der zugleich die meteorolog. Aufzeichnungen besorgt. Das älteste Hospiz soll hier oben zur Zeit des Baseler Concils um 1431 erbaut worden sein zur Beherbergung der aus Italien kommenden Prälaten. Eine neue Gestalt erhielt es aber im 17. Jahrh. durch Fr. Borromeo und den Cardinal Visconti. Am 10. April 1775 wurde es durch eine Lawine hinweg gerissen, dann zwar wieder erbaut, aber 1799 von den Franzosen obermals zerstört. In der Kriegsgeschichte hat der S. durch die Kämpfe von 1799 zwischen den Franzosen, Russen und Oesterreichern, namentlich durch den famosen Zug Suworow's Berühmtheit erlangt.

Sanct-Helēna (franz. Sainte-Hélène), eine berühmte Insel, Napoleon's Verbannungsort und bis 1840 dessen Begräbnißstätte, erhebt sich einsam unter 15° 55′ südl. Br. und 11° 50′ östl. L., 260 M. von der afrik., 600 von der amerik. Küste und 151 von der Insel Ascension entfernt, in der Mitte des Atlantischen Ocean, im Diana-Peak bis zu 2534 F. über dem Meere. Die Insel besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen von Thälern durchschnitten sind, und erscheint aus der Ferne als eine schwarze, verbrannte, vielfach zerspaltene, von allen Seiten steil aufsteigende Felsenmasse. Sie wurde 22. Mai, dem Namenstage der heil. Helena, 1502 von dem Portugiesen João de Nova entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie unbewohnt, und man fand daselbst nur Schildkröten und Seevögel. Die Portugiesen versetzten zwar vierfüßige Thiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und

ſäeten mancherlei Sämereien aus, doch legten ſie keine Niederlaſſung an. Zu verſchiedenen malen ließen ſich Europäer auf dieſer Inſel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich ſetzten ſich die Holländer feſt, verpflanzten neue Thiere dahin und ſäeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie S. von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und legte daſelbſt 1660 eine Niederlaſſung an. Die Holländer bemächtigten ſich zwar 1673 der Inſel wieder durch Ueberrumpelung; doch noch in demſelben Jahre eroberte die Compagnie ſie von neuem, baute das Fort St.-James und blieb ſeitdem im Beſitz derſelben. 1833 ging die Verwaltung von der Compagnie in die Hände der brit. Regierung über. Die Inſel hat einen Flächeninhalt von 47 engl. oder 2,21 geogr. Q.-M. und 6860 E. (1861), darunter 3000 Weiße, die übrigen Farbige, Neger, zum Theil befreite Sklaven, auch Malaien und einige Chineſen. Vermöge der vulkaniſchen Natur der Inſel iſt ſie mit Lava und fruchtbarer Erde bedeckt. Sonderbar aber iſt es, daß ſich die Fruchtbarkeit nur in den höhern Regionen zeigt, während die niedrigern Anhöhen und die Thäler ziemlich öde ſind. Gerade die höchſten Gipfel und Plateaux ſowie die ſteilſten Abhänge ſind mit üppigem Pflanzengewächs bedeckt. Eine $1^1/_2$ St. im Umkreiſe haltende Hochfläche iſt die größte Ebene der Inſel. Das Klima iſt ſehr mild, nur zwiſchen 9—22° R. ſchwankend und dabei geſund; nur in den Thälern iſt es drückend heiß und ungeſund. Stürme und Erdbeben ſind ſelten. Die Regenzeit tritt zweimal im Jahre ein, im Jan. und im Juni, und dauert jedesmal 9—10 Wochen. Das Pflanzenreich liefert afrik. und europ. Producte nebeneinander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Kaſtanien, Piſang und Aepfel, Bataten, Südfrüchte u. ſ. w. Wein und Getreide fehlen und müſſen eingeführt werden, beſonders vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Von den 30244 Acres der ganzen Bodenfläche ſind nur 482 cultivirt, 7652 von Grasweiden eingenommen. Es gibt wenige Pferde, deſto mehr Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Rebhühner, Faſanen, Schildkröten und Fiſche. Mehr als 160 klare Bäche geben friſches, geſundes Trinkwaſſer. Die aus Oſtindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber, wegen der Paſſatwinde, die dahinfahrenden) Schiffe finden bei S. auf halbem Wege den beſten Erfriſchungsort, und nächſt der Landwirthſchaft leben die Bewohner hauptſächlich vom Schiffsverkehr. Der Hauptort Saint-Jamestown an der St.-Jamesbai im Nordweſten, in deren Nähe ſich das jetzt leere Grabmal Napoleon's (ſ. d.) befindet, iſt der einzige Landungsplatz der Inſel und beſteht aus einer Straße mit 4—500 Häuſern und etwa 3000 E. Die Häuſer ſind in einem ſo engen Thale erbaut, daß ſie unmittelbar an den Felſen ſtoßen. Die Stadt iſt neuerdings durch die aus Afrika herübergekommenen Termiten (Ameiſen) arg verwüſtet worden. Daneben erhebt ſich auf einem 600 F. hohen Felſen ein Fort. Bemerkenswerth iſt eine neuerbaute Sternwarte. Es gibt ſonſt keine Ortſchaften auf der Inſel, ſondern nur zerſtreute Höfe. Ein ſolcher iſt auch Longwood, einſt der Aufenthalt Napoleon's, jetzt ein Oekonomiegebäude, das ſich im Privatbeſitz befindet. Es liegt auf einer 1600 F. hohen Hochebene. Gegen feindliche Landungen iſt die Inſel nicht blos durch die hohen Felſen und die heftige Brandung geſichert, ſondern es ſind auch auf den vornehmſten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, die ſie zu einem Gibraltar machen. Gegen 3000 Schiffe kommen jährlich in S. an. 1863 betrug der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe 121115 Tons, die Einfuhr 110537, die Ausfuhr 24107 Pfd. St. Die öffentlichen Einnahmen beliefen ſich auf 22482, die Ausgaben auf 23616 Pfd. St. Die Inſel war von jeher berühmt wegen der Sicherheit ihrer Rhede. Um ſo mehr überraſchte das Ereigniß vom 17. Febr. 1849, wo die Rollers oder Sturmwogen, ſtufenweiſe höher ſteigend, gerade über der Stadt hereinbrachen und große Verheerung anrichteten.

Sanct-Jakob, an der Birs, ein Dörfchen mit einer kleinen Kirche und Hospital, eine Viertelſtunde von Baſel, hat in den Jahrbüchern der ſchweiz. Geſchichte eine bleibende Stelle durch die Schlacht vom 26. Aug. 1444. 1600 Schweizer fochten hier gegen 20000 Armagnaken unter dem Dauphin Ludwig, die Kaiſer Friedrich III. zur Beſchützung ſeiner habsburger Beſitzungen herbeigerufen hatte. Nur 10 Schweizer retteten ſich; alle übrigen fielen auf dem Schlachtfelde. Aber ihr heldenmüthiger Widerſtand hatte den Erfolg eines entſcheidenden Siegs und bewirkte den Rückzug des franz. Heeres. Auf einem Hügel, wo die Schlacht am hitzigſten war, wächſt ein guter rother Wein, dem man den Namen Schweizerblut gegeben hat. Zum Andenken an die hier Gefallenen veranlaßte Pfarrer Lutz in Läufelfingen, der auch eine hiſtor. Darſtellung dieſer Begebenheit (Baſ. 1824) lieferte, die Errichtung eines 26. Aug. 1824 eingeweihten Denkmals.

Sanct-Moritz, romaniſch San-Murezzan, das höchſte Dorf des Engadin, im ſchweiz.

Canton Graubündten, im Bezirk Maloja, 5568 (nach andern 5770) F. über dem Meere, am linken Ufer des Inn, zwischen Silvaplana und Samaden prachtvoll über dem St.-Moritzsee, in einer erhabenen, von zahlreichen Firnspitzen umkränzten Landschaft gelegen, hat 257 meist roman. Einwohner und eine Pfarrkirche. In neuester Zeit ist das Dorf ein berühmter und vielbesuchter Badeort geworden, mit mehrern Hotels und drei Curhäusern. Das Wasser der Sauer- und Stahlquellen, welche schon Paracelsus um 1539 rühmte, ist besonders gasreich und übertrifft bei $4\frac{1}{2}$° R. an kohlen- und schwefelsauren Natronsalzen sogar die berühmten Quellen von Pyrmont und Schwalbach. Das in der alten Quelle sich entwickelnde kohlensaure Gas wird aufgefangen und mittels einer Kautschukröhre für Augenleidende angewandt. Die Curzeit ist von Anfang Juli bis Ende Sept. Das Wasser wird getrunken und zu Bädern benutzt, welche letztere man meist gewärmt gebraucht. — Ueber St.-Maurice in Wallis s. Saint-Maurice.

Sanct-Pölten, die Hauptstadt des Kreises ob dem Wienerwalde im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, etwa 8 M. westlich von Wien am linken Ufer des Treisenflusses und an der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn gelegen, ist Sitz des Kreisgerichts und eines Bezirksamts sowie eines Bischofs und Domkapitels und zählt etwa 7500 E. (7299 im J. 1857). Die Stadt war früher mit Mauern versehen, ist aber neuerdings ganz offen und von Gartenanlagen und einer Allee umgeben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die bischöfl. Residenz, das Rathhaus und die im Innern reich ausgestattete Domkirche. Minder ansehnlich ist die Franciscaner-Pfarrkirche. Von höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein bischöfl. Priesterseminar, eine Oberrealschule, eine Normalhauptschule und ein Cadetteninstitut; auch bestehen daselbst ein Englisches Fräuleinstift, ein Taubstummeninstitut. Die Bewohner treiben theils Landwirthschaft, theils Handel und Gewerbe. Von größern Fabriketablissements bestehen zwei Papierfabriken und einige Spinnereien.

Sanction nennt man die feierliche Bestätigung eines Gesetzes, Beschlusses u. s. w., desgleichen denjenigen Theil eines Zwangsgesetzes, welcher für den Fall der Uebertretung bestimmte Rechtsnachtheile androht. Auch führen einige wichtige Staatsgesetze vorzugsweise diesen Namen. (S. Pragmatische Sanction.)

Sanctius (Franz), eigentlich Sanchez, ein berühmter span. Philolog und Humanist, geb. 1523 zu Las-Brozas, gest. 17. Jan. 1601 zu Salamanca als Professor der Rhetorik und Grammatik, hat sich um das Studium der lat. Sprache durch eine bessere Anordnung, Planmäßigkeit und schärfere Bestimmung des Regelwesens derselben ein großes Verdienst erworben. Sein hierhergehöriges Hauptwerk, unter dem Titel «Minerva, seu de causis linguae Latinae commentarius» (Salam. 1587), welches später zu wiederholten malen von Scioppius und Perizonius, zuletzt am besten mit den Commentaren derselben von Scheid (Leyd. 1795) und Bauer (2 Bde., Lpz. 1793—1801) herausgegeben wurde, enthält bei oft übertriebener Hinneigung zu philos. Spitzfindigkeiten dennoch einen wahren Schatz der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen und hat selbst bis auf die neuesten Zeiten einen gewissen Ruf behauptet. Seine übrigen Abhandlungen und Erläuterungen zu lat. Schriftstellern finden sich in der Gesammtausgabe seiner Werke von Majans (4 Bde., Amsterd. 1766).

Sanctuarium heißt in der röm. Kirche überhaupt nicht blos der Ort um den Altar, besonders um den Hochaltar, sondern insbesondere auch der Ort zur Aufbewahrung der einer Kirche zugehörigen Reliquien und anderer Heiligthümer.

Sand ist der allgemeine Name für jede Anhäufung kleiner, loser Mineralkörner; in der Regel bestehen diese Körner aus Quarz, denen indessen zuweilen auch Glimmerblättchen oder andere Mineralkörner beigemengt sind. Solcher S. entsteht nun entweder durch Zerstörung fester Sandsteine oder anderer quarzhaltiger Gesteine mittels Verwitterung u. s. w. und findet sich daher am Fuße aller Sandsteinberge und in den von solchen herkommenden Bächen und Flüssen, theils bildet er, und dann oft als Kies mit größern Kieselfragmenten untermischt, zum Theil sehr mächtige und ausgedehnte Schichten im aufgeschwemmten Lande und bedeckt große Strecken des Flachlandes. Wegen seiner Beweglichkeit, die zum Sprichwort geworden ist, wird er leicht ein Spiel des Wassers oder auch des Windes, welche ihn mit sich führen und an ruhigern Stellen wieder ablagern, wodurch Sandbänke und Alluvionen in Flüssen, Deltas und Dünen an der Seeküste gebildet werden. Solange indeß solche Sandanhäufungen nicht durch Bedeckung mit Vegetation einige Stabilität erlangt haben, unterliegen sie auch der Bewegung durch Winde (Flugsand), und für Küstenländer kommt es hauptsächlich darauf an, durch geeignete Mittel die Fixirung der Sandanhäufungen zu beschleunigen. Man nennt dergleichen Sandanhäufungen in Norddeutschland gewöhnlich Sandschollen und hat besondere Methoden

erfunden, um sie zu fixiren. Am häufigsten geschieht es durch den Anbau gewisser Pflanzenarten, welche das immer wiederholte Ueberschüttet nicht nur gut vertragen, sondern es zu ihrer längern Dauer sogar bedürfen, und die den S. mit ihren Ausschlägen stets aufs neue durchdringen, z. B. des Sandrohrs oder Halmgrases (Arundo arenaria), des Sandriedgrases (Carex arenarius), des Sandhafers (Elymus arenarius) oder der Quecken (Triticum repens). Sandhosen kommen besonders in den Sandwüsten Afrikas vor und bestehen darin, daß ein Wirbelwind sich gänzlich mit S. beladet. Der nur aus Quarz bestehende S., besonders der durch Wasser ausgewaschene Flußsand, ist die bequemste und beste Form für technische Anwendung der Kieselerde zu Mörtel, Ziegel, Thonwaaren, Glas u. s. w., und Etablissements dieser Art hängen in ihrem Gelingen sehr vom Vorhandensein geeigneten S. ab.

Sand (George), s. George Sand.

Sand (Karl Ludwig), der Mörder Kotzebue's, geb. 5. Oct. 1795 zu Wunsiedel, wo sein Vater Justizrath und Amtmann war und 1823 starb, erhielt eine sorgfältige Erziehung, auf die indeß seine zu schwärmerischen Ansichten geneigte Mutter nicht ohne Einfluß war. Schon als Kind wegen Kränklichkeit düster und in sich gekehrt, behielt er diese Gemüthsstimmung auch später bei. Nachdem er zu Tübingen seit 1814 mit Eifer sich theol. Studien gewidmet, trat er bei Wiedererneuerung des Kriegs gegen Frankreich 1815 als Cadet unter die freiwilligen bair. Jäger des Rezatkreises, kam aber nicht ins Gefecht. Nach dem Frieden setzte er seine Studien zu Erlangen fort. Während er sich hier, wie früher auf der Schule, durch Fleiß und gutes Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er sich zugleich durch Biedersinn und Geradsinn die Liebe der Mitstudirenden. Indessen zeigte er stets einen gewissen Tiefsinn und eine in schwärmerischen Ideen sich ergehende Begeisterung für Religion und Vaterland. Der Tod seines liebsten Freundes, der beim Baden ertrank, ohne daß er ihn retten konnte, vermehrte die Schwermuth seiner Stimmung, aus der ihn nur das akademische Leben zu Jena, wo er seit Michaelis 1817 studirte, und das Wartburgfest (s. d.) wieder etwas aufrichteten. Als Mitglied der jenaer Burschenschaft gehörte er zu den Ordnern dieses Festes und übergab den hier versammelten Jünglingen eine Punctation (Nürnb. 1819) über eine allgemeine Vereinigung aller deutschen Akademiker. Nach dieser Zeit zog er sich wieder auf sich selbst zurück und war wenig zugänglich. Er hing mit größerer Vorliebe als je seinen schwärmerischen Ideen über die Erhebung seines Vaterlandes nach und beschäftigte sich mit dem Vorsatze, etwas Großes für dasselbe zu thun, selbst mit Aufopferung seines Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. In Manheim lebte damals Kotzebue (s. d.), der durch Spott und Witz, gemüthlos und ohne Sinn für das Ideale, die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russ. Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die polit. Volkskraft Deutschlands zu lenken beabsichtige. Das «Literarische Wochenblatt», die Auftritte in Weimar, Luden's, Oken's, L. Wieland's und Lindner's Verfolgung, endlich die die akademische Freiheit mit ihrem Untergange bedrohende Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung man Kotzebue zuschrieb, dies und manches andere reisten in S. den Entschluß, Kotzebue zu ermorden. Mit diesem schon im Dec. 1818 gefaßten Vorhaben verließ er 9. März 1819 Jena, kam 23. früh um 10 Uhr nach Manheim, ließ schon um 11 Uhr sich in Kotzebue's Wohnung anmelden, wurde aber auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wiederbestellt. Als er um die bestimmte Zeit erschien, führte man ihn in ein Zimmer, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog S. einen Dolch und stieß ihn mit den Worten: «Hier, du Verräther des Vaterlandes!» Kotzebue ins Herz. Nachdem er ihm noch zwei Stiche versetzt, stieß er sich selbst eine Waffe, die er sein kleines Schwert nannte, in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehindert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift, «Todesstoß dem August von Kotzebue» überschrieben, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte. Kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: «Hoch lebe mein deutsches Vaterland!» kniete nieder und stieß mit den Worten: «Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!» das sog. kleine Schwert wiederholt in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und 5. April ins Zuchthaus, wo er mit vieler Rücksicht behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer 8. April überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft dabei, daß er keine Mitschuldigen habe, bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth und bedauerte blos Kotzebue's Familie. Die Unter-

suchung wurde in Manheim von einer besonders hierzu geordneten Commission geführt, welche mit den Commissionen zu Weimar, Darmstadt und Gießen und mit dem berliner Polizeiministerium correspondirte. Auch schickte man von Karlsruhe Auszüge aus den Untersuchungsacten an die Centraluntersuchungscommission in Mainz, welche in ihrem Berichte vom 1. Mai 1822 an die Bundesversammlung in Frankfurt S.'s That als Product des durch Lehrer gehegten Treibens der Jugend darzustellen sich bemühte. Am Schlusse der Untersuchung bezeugte indeß das manheimer Stadtphysikat, daß «Inquisit im Besitze richtiger Sinne, daß aber sein Verstand mittelmäßig und ganz in der Herrschaft eines heftigen, überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sei». Dennoch hatte dieses Verbrechen eines Schwärmers lange und bittere Folgen rücksichtlich der Ueberwachung der deutschen Universitäten. S. selbst nannte sein Verbrechen einen Collisionsfall mit den weltlichen Gesetzen, indem er sich zu dem Grundsatze bekannte: der Zweck heilige die Mittel. Am 3. Sept. 1819 war das Schlußverhör geendigt. Die Acten wurden dem manheimer Hofgerichte, als dem ordentlichen Richter, übergeben, das 5. Mai 1820 das Todesurtheil über ihn aussprach, welches, von dem Großherzoge von Baden bestätigt, 20. Mai früh halb 6 Uhr mit dem Schwerte vollzogen wurde. S. behielt bis zum letzten Augenblicke seine Fassung und die Ueberzeugung, daß er mit Gott einig sei. Auf demselben Kirchhofe, dem protestantischen, wo er begraben wurde, ruht auch Kotzebue. Vgl. Hohehorst, «Vollständige Uebersicht der gegen S. geführten Untersuchung» (Stuttg. 1820), dessen Verkauf erst 1823 gestattet wurde; «Actenauszüge aus dem Untersuchungsproceß über S.» (Lpz. 1821); «Noch acht Beiträge zur Geschichte Aug. von Kotzebue's und S.'s» (Lpz. 1821).

Sandāle, griech. Sandálon, eine schon im frühesten Alterthum übliche Fußbekleidung, war ursprünglich eine Sohle von Holz, die um den Obersuß mit Riemen befestigt wurde. Vorzugsweise trugen die Frauen solche S., die dann in ganz leichten und bequemen, am Rande meist zierlich gesteppten Kork- oder Ledersohlen bestanden und zunächst in den Zimmern, besonders wenn sich die Frauen gegenseitig in ihren Häusern besuchten, gleich unsern Pantoffeln getragen wurden. Mit dem zunehmenden Luxus stieg auch die Kostbarkeit dieser S., die endlich einen Hauptartikel weiblicher Eleganz bildeten. Die vornehmen Frauen hatten sogar ihre eigenen Pantoffelträgerinnen, die ihren Gebieterinnen die S. häufig in vergoldeten Futteralen nachtrugen, damit jene beim Eintritt in ein Haus ihre Fußbekleidung wechseln konnten. Eine ganz andere Art, aus einer starken, oft dreifachen Sohle bestehend, bei den Männern noch mit Nägeln beschlagen und fester geschnürt, waren die sog. tyrrhenischen S., die zum Ausgehen auf die Straße dienten. Auch diese kamen bei den griech. Frauen in Gebrauch. Noch sind die S. im Orient gewöhnlich. Auch nennt man S. die mit Gold und Perlen gestickten Prachtsocken, welche die höhern kath. Geistlichen bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen.

Sandarak oder Sandarakharz ist ein zerreibliches, trockenes, fast durchsichtiges, geschmackloses, gelblichweißes Harz, welches in länglichen, außen etwas bestäubten, auf dem Bruche glänzenden Stücken zu uns kommt, in Terpentinöl sich vollständig, in Weingeist aber unvollständig auflöst und erwärmt oder auf Kohlen gestreut angenehm balsamisch riecht. Dasselbe schwitzt aus der Rinde eines im nördl. Afrika einheimischen, 15—20 F. hohen oder auch nur strauchigen Nadelholzes, des vierklappigen Sandarakbaums (Callitris quadrivalvis Vent.), welcher der Cypresse ähnlich ist, aber stielrunde, schlängelige Aestchen und sehr breit geflügelte Samen trägt. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: auserlesenen und gemeinen S. Die Anwendung des S. ist heutzutage ziemlich unbedeutend, zumal da er größtentheils mit dem Mastix übereinkommt. Das feingepulverte Harz wird auf radirte Stellen des Schreibpapiers gerieben, damit wieder darauf geschrieben werden kann, ohne daß die Tinte breitfließt. Auch benutzt man dieses Harz zu Räucherpulvern, Salben und Weingeistfirnissen. Die harzige Substanz, welche sich bei dem gemeinen Wachholder unter der Rinde ansammelt und dann sich auch oft in der Erde vorfindet, wird deutscher S. oder Wachholderharz genannt und war früher officinell.

Sandbank nennt man jede größere Anhäufung von Sand in Flußbetten oder auf dem Meeresboden, wenn sie die Wasseroberfläche nahe oder vollständig erreicht und dadurch der Schiffahrt mehr oder weniger hinderlich wird. In Flüssen finden sich solche Sandbänke in der Regel nur in ihrem Unterlauf, wo das Gefälle ein geringes ist, im Meere gewöhnlich nur in der Nähe der Küsten, besonders vor Flußmündungen, zuweilen aber auch in großer Ausdehnung parallel den Küsten.

Sanddorn, s. Hippophaë.

Sandelholz, richtiger Santelholz, heißen einige ausländische wohlriechende Hölzer, von denen man drei Sorten unterscheidet. Das rothe S. kommt in großen Stücken zu uns, ist

ſchwer, dicht, auf dem Bruche ſplitterig, mehr oder minder blutroth, außen durch den Einfluß der Luft faſt ſchwärzlichbraun, nimmt eine ſchöne Politur an, riecht nur ſehr ſchwach aromatiſch, ſchmeckt etwas adſtringirend und enthält als Hauptbeſtandtheil einen harzigen Farbeſtoff, Santelroth oder Santalin, den man durch kochenden Alkohol und Ammoniak extrahiren kann. Dieſes Holz ſtammt von dem dunkelrothen Flügelfruchtbaume (Pterocarpus santalinus L.) und dem indiſchen Flügelfruchtbaume (Pterocarpus Indicus Willd.), welche im öſtl. Theile des tropiſchen Aſien und auf Ceylon einheimiſch ſind und zu den Papilionaceen gehören. Die Rinde dieſer Bäume gibt nach Einſchnitten einen rothen Saft, der eingetrocknet eine dem trockenen Blute ähnliche, ſehr adſtringirende Maſſe bildet, die in jenen Gegenden als Heilmittel dient. (S. Drachenblut.) Bei uns wird das rothe S. faſt nur zu Zahnpulvern, Räucherungen, zum Färben und zu feinen Schreiner- und Drechslerarbeiten verwendet, in ſeiner Heimat aber ſehr häufig als Arzneimittel gebraucht. Das weiße und das gelbe S. kommen von einigen Arten der Gattung Sandelbaum (Santalum L.), einer zur 4. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehörenden Pflanzengattung, welche den Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Santalaceen bildet. Es ſind immergrüne Bäume und Sträucher mit kahlen, lederartigen, gegenſtändigen Blättern und kleinen end- und achſelſtändigen Blüten, welche einen halbunterſtändigen Fruchtknoten und ein röhriges Perigon mit vierſpaltigem Saume beſitzen. Aus ihnen entſtehen beerenartige einſamige Steinfrüchte. Die Arten, welche das weiße und gelbe S. liefern, ſind der weiße Sandelbaum (Santalum album L.) in der oſtind. Halbinſel, Malabar, auf Timor und den kleinen Sundainſeln, Freycinets-Sandelbaum (S. Freycinetianum Gand.) auf den Sandwichinſeln und der myrtenblätterige Sandelbaum (S. myrtifolium L.) in Koromandel und Java. Das weiße S. iſt nichts als der Splint oder das junge Holz, faſt geruch- und geſchmacklos und daher ohne Werth. Das gelbe S. iſt der Kern dieſer Bäume, blaßgelb bis dunkelgelb, zuweilen röthlich geadert, von einem lieblich-roſenartigen, beſonders beim Reiben bemerklichen Geruche und einem aromatiſch-bittern und angenehm-ſcharfen Geſchmacke. Daſſelbe dient bei uns faſt nur zum Räuchern; dagegen iſt es im ganzen ſüdl. Aſien ein ſehr wichtiger Handelsartikel, und es werden die ſehr harten und harzreichen Stücke dort bald als Aloëholz, bald als Agallocheholz, bald als Calambaeholz verkauft. Auch verfertigt man daraus allerhand zierliche Schnitzwerke und Drechslerarbeiten, z. B. Fächer, Roſenkränze u. a. m. Mit dem Namen falſches S. wird zuweilen das Sappanholz oder oſtindiſche Farbholz bezeichnet, welches mehr oder minder roth iſt, an der Luft allmählich dunkler und faſt ſchwärzlich wird, dem Fernambukholze nahe verwandt und als Färbematerial ſehr geſchätzt iſt. Dieſes Holz liefert die in Oſtindien einheimiſche ſchiefblätterige Cäſalpinie (Caesalpinia Sappan).

Sandeman (Rob.), ein Schüler des Joh. Glaß und Aelteſter der zu den ſchott. Diſſenters gehörenden Gemeine der Glaſſiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden, wurde 1723 zu Perth geboren. Er wies nach den Grundſätzen ſeines Lehrers die Sekte in ihrem Glauben auf den buchſtäblichen Sinn der Heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der erſten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Biſchöfe, Aelteſte und Lehrer, die Verwerfung ſinnlicher Vergnügungen und der Glücksſpiele, den Gebrauch des Loſes, die Liebesmahle, den Bruderkuß, das Fußwaſchen und den Gebrauch der Sammlungen zu einer Gemeindekaſſe haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen ſie von dieſen darin ab, daß ſie ſich nach Apoſtelgeſch. 15, 19 des Fleiſches von erſtickten Thieren und des Bluts enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Beſten widmen. S. folgte 1764 einer Einladung nach Amerika und ſtarb dort 1771.

Sander (Lucioperca Sandra), Zander, Schill oder Amaul, einer der beſten Süßwaſſerfiſche, der ſich von dem Barſche, zu deſſen Familie er gehört, durch zwei getrennte Rückenfloſſen, Fangzähne zwiſchen den Bürſtenzähnen und langgeſtreckte Geſtalt unterſcheidet, kommt allgemein im nordöſtl. Deutſchland und im obern Donaugebiete, nicht aber im Weſer- und Rheingebiete vor. Er iſt oben grau, unten weißlich, der Rücken braun, die Rückenfloſſe ſchwarz punktirt, die andern Floſſen ſchmuziggelb und verdient ſeiner Schmackhaftigkeit und anſehnlichen Größe wegen weitere Verbreitung durch künſtliche Fiſchzucht.

Sandhafer, ſ. Elymus.

Sandifort (Eduard), einer der berühmteſten holländ. Anatomen, geb. 14. Nov. 1742 zu Dordrecht, ſtudirte zu Leyden und wurde daſelbſt 1770 Profeſſor der Anatomie. Als ſeine bedeutendſten Werke ſind anzuführen: die «Observationes anatomico-pathologicae» (4 Bde., Leyd. 1778) und deren Fortſetzung «Exercitationes anatomico-academicae» (2 Bde., Leyd. 1783—85); die «Opuscula anatomica selectiora» (Leyd. 1788) und ſein Hauptwerk, das

«Museum anatomicum academiae Lugduno-Batavae» (2 Bde., Leyd. 1789—93, mit 136 Kupfern). Eine schätzbare Sammlung ist sein «Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum ad omnem medicinam facientium» (3 Bde., Rotterd. 1769—78). S. starb 22. Febr. 1814. — Gerard S., Sohn des vorigen, geb. 1779 zu Leyden, seit 1799 Prosector und des Vaters Gehülfe, seit 1801 außerord., seit 1814 ord. Professor der Anatomie und Physiologie daselbst, gest. 11. Mai 1848, hat die Fortsetzung des «Museum anatomicum» (Bd. 3 und 4, Leyd. 1827—36) sowie außerdem «Tabulae craniorum diversarum nationum» (2 Bde., Leyd. 1838—40) geliefert.

Sandrart (Joachim von), Maler und Kupferstecher, berühmter jedoch als Kunsthistoriker, geb. zu Frankfurt 1606, widmete sich, nachdem er eine allgemeine Bildung gewonnen, der Malerei und Kupferstechkunst, hatte in jener zuletzt Gerard Honthorst, in dieser Egidius Sadeler zum Lehrer und folgte dem erstern nach England. Hier erwarb er sich angesehene Gönner, wie z. B. den Herzog von Buckingham. Als dieser gestorben, ging er nach Italien, wo er in Venedig, Bologna, Florenz und Rom sich aufhielt. Für den König von Spanien malte er den Tod des Seneca und für Urban VIII. mehrere Porträts; auch fertigte er die Zeichnungen zu der «Galeria Giustiniana» (Rom 1631). Nachdem er noch Neapel und Sicilien bereist hatte, kehrte er 1635 nach Deutschland zurück; doch die Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs bestimmten ihn, nach Amsterdam zu gehen, wo er ebenfalls viel Beifall erhielt. In Holland verkaufte er seine Sammlung von Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen um einen hohen Preis und begab sich nun auf das von seiner Frau geerbte Landgut Stockau. Später lebte er in Augsburg. Nach dem Westfälischen Frieden wurde er nach Nürnberg berufen, um das den Vollzug desselben verherrlichende Friedensbanket zu malen, ein umfangreiches Bild mit den Porträts aller Theilnehmer, das noch eine Zierde der Gemäldesammlung im dortigen Rathhause bildet. 1672 zog er zum zweiten mal nach Nürnberg und ward eine Hauptstütze der dort zehn Jahre früher gestifteten ersten deutschen Kunstakademie. S. starb 1688. Den ausgebreitetsten Ruf erlangte er durch das Werk «Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst» (2 Bde., Nürnb. 1675—79), verbessert von Volkmann (8 Bde., Nürnb. 1768—75), ohne daß jedoch die erste Ausgabe entbehrlich geworden wäre. Auch sind seine «Insignium Romae templorum prospectus exteriores et inferiores» (Nürnb.) sehr geschätzt.

Sandschak, d. h. Banner, ist der Name der ältesten civil-militärischen Provinzial-Verwaltungsdistricte der Türkei, deren Vorsteher, die Sandschak-Beys, dem Sultan mit einer bestimmten Truppenzahl Heerfolge zu leisten hatten. Das S. entspricht ungefähr an Ausdehnung dem franz. Departement. In späterer Zeit wurden mehrere S. zu einem Ejalet (s. d.) oder Paschalik (Generalstatthalterschaft) zusammengefaßt. Seitdem bildet das S. eine Unterabtheilung der Provinzialverwaltung und steht unter einem Civilbeamten, der in der Regel den Titel Kaimakam (Vertreter des Generalgouverneurs) führt. — S. oder Chyrka-Scherif heißt auch die heil. Fahne, angeblich ein Rock des Propheten, welcher im Serai zu Konstantinopel aufbewahrt wird. Derselbe dient dem türk. Reiche als Oriflamme.

Sandstein nennt man solche Gesteine, welche wesentlich aus kleinen, mittels thonigen, mergeligen, kalkigen, talkigen, kieseligen oder eisenschüssigen Cements zusammengebackenen Quarzkörnern bestehen. Je nach der Verschiedenheit dieses Cements unterscheidet man thonigen, mergeligen u. s. w. Sandstein. Alle diese nach ihrem Bindemittel verschiedenen S. können überdies ungleich gefärbt sein durch verschiedene Mengen- und Oxydationsstufen des beigemengten Eisens, durch kohlige Theilchen, Grünerdekörnchen u. s. w. Eine gewisse Art S., welche außer Quarzkörnern sehr viel unzersetzte Feldspatkörner enthält, haben die franz. Geologen Arcose benannt. Die S. entstehen durch Verkittung und Festwerden loser Sandanhäufungen und gehören durchaus zu den sedimentären, d. h. durch Wasser abgelagerten Gesteinen, und sind in der Regel deutlich geschichtet. Sie nehmen einen sehr wesentlichen Antheil an der Zusammensetznng sehr vieler Sedimentärformationen, in welchem Falle sie dann oft besondere Formationsbenennungen erhalten haben, wie z. B. Grauwackensandstein, Kohlensandstein, alter rother S., Buntsandstein, der Grün- oder Quadersandstein, der Molassensandstein, Meeres- oder Süßwassersandstein u. s. w. Die feinkörnigen und festen Arten sind wegen ihres guten Verhaltens an der Luft und ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, sich bearbeiten zu lassen, vorzüglich geschätzt als Bausteine und zu Bildhauerarbeiten u. s. w. Am ausgezeichnetsten sind hier die der Kreideperiode angehörigen Quadersandsteine, aber auch unter den Molassen und den S. der Keuper- und Liasformation kommen sehr dichte und feinkörnige Sorten vor.

Sandwichinseln oder Hawaii-Inseln, eine Inselgruppe im nordöstl. Theile des Stillen

Ocean, zwischen 137 und 147° westl. L., 19 und 24° nördl. Br., besteht aus acht größern bewohnten Inseln und fünf kleinen Eilanden, im Umfange von 360 Q.-M. Sie gehören zur Klasse der hohen austral. Inseln, sind vulkanischer Natur, enthalten noch thätige Vulkane, namentlich den 12613 par. F. hohen Mauna-Loa und den Kilauea mit seinem riesigen Krater, und werden von hohen Gebirgen bedeckt, die auf Hawaii im Mauna-Kea bis zu 12804 F. Höhe ansteigen (die höchsten in ganz Australien). Fruchtbar, von mildem Klima und gut bewässert, bilden sie die reizendste Gruppe Polynesiens. Die Küsten sind meist steil und hoch, aber bis auf eine Ausnahme ohne Dammriffe, weshalb gute Häfen selten. Ursprünglich an Thieren sehr arm, ist jetzt durch die Verpflanzung der europ. Hausthiere, von denen nur das Schaf nicht gedeihen will, der Thierreichthum größer geworden. Dazu ist das Meer reich an Seethieren aller Art, besonders an Schildkröten. Unter den theils einheimischen, theils eingeführten Culturpflanzen sind Kokosnüsse, Bananen, Aronswurzel und Bataten Hauptnahrungspflanzen, nächst diesen Mais und Kartoffeln. Außerdem findet man den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr der Südsee, schöne Wälder, welche Schiffbauholz liefern, sowie die europ. Südfrüchte, Weintrauben, Melonen, Obst und Gemüse verschiedener Art. Von mineralischen Producten ist nur das Salz zu nennen, welches die Küste in Menge liefert. Die Einwohner (Kanaka), nach der Zählung von 1860 nur noch etwa 69800 (1853 noch 73138), gehören zu den schönsten und kräftigsten Stämmen der polynesisch-malaiischen Familie. Noch ehe sie mit den Europäern in genauere Berührung kamen, zeichneten sie sich durch Kunstfertigkeit und sanften Charakter aus. Jetzt sind sie durch engl. und amerik. Missionare alle zum Christenthum bekehrt und an europ. Civilisation, doch auch an deren Laster und Entartungen gewöhnt. Am schlagendsten beweist dies der Umstand, daß seit Beginn des Verkehrs mit den Europäern die Bevölkerung von 400000 Seelen bis auf die angegebene Zahl sank. Die Eingeborenen zerfallen in vier Stände, deren erster aus der königl. Familie und den höchsten Staatsbeamten, der zweite aus den erblichen Statthaltern der einzelnen Inseln und Bezirke, einer Art Vasallen, die von den alten Häuptlingen abstammen, der dritte aus den Vorstehern der Dorfschaften und Unterbezirke, der vierte aber aus der Masse des übrigen Volks besteht. Die Verfassung, welche im Oct. 1840 durch eine förmliche, vom gegenwärtigen Könige verliehene Constitution geregelt und festgesetzt, 1845 aber und namentlich 6. Dec. 1852 unter dem Einflusse der Nordamerikaner durch sehr freisinnige Institutionen modificirt worden ist, beruht auf einer Art Lehnssystem, mit einem von der Aristokratie der Häuptlinge ziemlich beschränkten Könige an der Spitze, dessen Würde in seiner Familie erblich und seit 1844 von Nordamerika und den europ. Staaten förmlich anerkannt ward. Jede Insel hat einen Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Macht und der Verpflichtung für die Vertheidigung. Der König hat zur Ausführung der Regierungsgeschäfte ein Ministerium von fünf Ministern: des Innern, des Auswärtigen, der Justiz, des Cultus und der Finanzen. Das Parlament besteht aus einem Hause der Repräsentanten. Die Staatsreligion ist die protestantische; andere christl. Culte werden geduldet. Es gibt Schulen für die Kinder der königl. Familie und der Abkömmlinge der frühern Häuptlinge, andere für die Kinder der höhern Stände, welche sämmtlich von der Regierung unterhalten werden. Die Elementarschulen gehören den Gemeinden und werden von diesen unterhalten. Die Rechtspflege wird von besondern Justizbeamten besorgt. Das Strafgesetzbuch ward vom Parlament 21. Juni 1850 erlassen. General der Streitmacht, die auf allgemeiner Militärpflicht beruht, ist auf jeder Insel der Statthalter, Generalissimus des Gesammtheeres der König, der auch eine eigene Leibwache hat. Der Handel ist bei der Lage der Inseln auf den großen Seehandelswegen zwischen Amerika, Asien und Neuholland sehr blühend; besonders dienen sie den Walfischfahrern als Stations- und Sammelpunkt. Der früher sehr lebhafte Export von Sandelholz nach China hat mit der Erschöpfung der Wälder aufgehört. Der Verkehr wird vorzüglich von den Nordamerikanern und Engländern, doch auch durch die Eingeborenen betrieben, die eine zum Theil von ihnen selbst gebaute Handelsmarine besitzen. Die bedeutendsten Einnahmen bezieht die Regierung aus den Handels- und Schiffahrtsabgaben; dazu kommen Personal-, Grund-, Haus-, Gewerb- und Mobiliarsteuern, Strafgelder und Fronen. Die Einnahmen des Staats betrugen 1864—65 728800, die Ausgaben 582340 Doll. Die Einfuhr hatte 1865 einen Werth von 1,944265, die Ausfuhr einen solchen von 1,808257 Doll.

Die Inseln wurden 1778 durch Cook entdeckt, der im folgenden Jahre auf Hawaii durch Mord fiel. Von 1784—1810 unterwarf sich König Kamehameha I., der Begründer der Civilisation auf diesen Inseln, die ganze, vormals in mehrere selbständige Reiche getrennte Gruppe. Sein Sohn Kamehameha II. schaffte den Götzendienst ab und reiste mit seiner Gattin nach London, wo beide 1824 starben. Es folgte nun in der Regierung der Bruder des

letztern, Kamehameha III., geb. 1814, der 1837 die ſich eindrängenden kath. Miſſionare verbannte, doch wurde die Ausführung dieſer Maßregel durch das Erſcheinen einer franz. Fregatte unter Dupetit-Thouars verhindert. Der von Frankreich ausgeübte Zwang beſtimmte die Rathgeber des Königs, das alte Verhältniß zu England näher zu unterſuchen. Man fand, daß die Unterthänigkeit der Inſeln zwar in zwei Verträgen ſtipulirt worden, in der Wirklichkeit aber nie beſtanden habe, und erklärte nun feierlich die Unabhängigkeit des Archipels. 1842 erſchien Dupetit-Thouars abermals, um neue Begünſtigungen für die Katholiken zu fordern, benahm ſich aber ſo, daß der König für ſeine Unabhängigkeit zu fürchten begann. Am 25. Febr. 1843 erfolgte hierauf die Beſetzung der Inſeln durch die Engländer, die ſie aber ſchon 8. Juli wieder aufgaben. Geſandſchaften nach London und Waſhington bewirkten 1844 die Anerkennung der Unabhängigkeit der Inſeln und Souveränetät des Königs von ſeiten Englands und Nordamerikas. Aber ſchon im Febr. deſſelben Jahres, und nochmals 26. März 1846, ſchloß England einen Friedens- und Freundſchaftsvertrag mit dem Könige, welcher alle Macht in die Hände der Engländer legte und in dem ſich der König als Unterthan Englands erklärte. Auch Frankreich ſchloß im März 1843 einen Handelsvertrag mit dem Könige ab; aber ſchon 1849 gerieth es wieder in Streit mit ihm. Der franz. Conſul Dillon, geſtützt auf eine im Hafen von Honolulu angekommene franz. Fregatte und zwei Kriegsdampfer, forderte von der Regierung Herabſetzung der Zölle, Gleichberechtigung der Miſſionare, Gebrauch der franz. Sprache in der officiellen Correſpondenz. Als ſich die Regierung deſſen weigerte, landeten die franz. Truppen, beſetzten das Fort, vernagelten die Kanonen, nahmen die hawaiiſchen Schiffe im Hafen weg, ſchifften ſich aber nach einer Proteſtation des nordamerik. und engl. Conſuls nach einigen Tagen wieder ein. Neue Drohungen von ſeiten der Franzoſen im März 1851 führten den König mehr und mehr den Nordamerikanern zu, unter deren Einwirkung auch die neue Verfaſſung vom 6. Dec. 1852 zu Stande kam. Ihm folgte 15. Dec. 1854 Kamehameha IV., geb. 1834, vermählt 1856 mit Emma Rooke. Er brach die eingeleiteten Verhandlungen über Annexion des Archipels an die Vereinigten Staaten ab und erwarb ſich durch ſeine kluge und wohlwollende Regierung die allgemeine Achtung, auch in England, das er mit ſeiner Gemahlin beſuchte. Seit ſeinem Tode im Nov. 1863 regiert ſein Bruder Lot als Kamehameha V.

Die Hauptinſel iſt Hawaii oder Owaihi, engl. Owhyhee (229,2 Q.-M. mit 21480 E.). Dann folgt Maui (35,7 Q.-M. mit 16400 E.), mit dem Hauptorte Lahaina, dem zweiten Handelsplatze des Archipels. Oahu oder Owahu oder Woahu (33,1 Q.-M. mit 21275 E.) hat parallel ziehende, voneinander getrennte Bergländer mit 3—4000 F. hohen Gipfeln. Den ganzen ſüdl. Theil dieſer Inſel nimmt eine große fruchtbare Ebene ein, die den ergiebigſten, am beſten angebauten und am ſtärkſten bevölkerten Diſtrict des ganzen Archipels bildet. Auch iſt dieſe Südküſte, an der ſich einige erloſchene Vulkane erheben, von einem breiten Damnriff umgeben, das mit dem Lande den einzigen vollkommen guten Hafen der Inſelgruppe bildet, welche die Hafen- und Reſidenzſtadt Honolulu oder Honoruru, Mittelpunkt der Regierung und des geſammten Verkehrs, mit 10000 E., enthält. Außerdem ſind noch zu nennen die Inſeln Kauai oder Tauai, auch Atowai genannt (36,5 Q.-M. mit 6487 E.), Molokai (8,5 Q.-M. mit 2864 E.), Lanai (8,5 Q.-M. mit 646 E.), Niihau oder Onihau (5,6 Q.-M. mit 647 E.) und Kadoolawe (1,7 Q.-M.). Die nordweſtlich von der Sandwichgruppe gelegenen Inſelchen Layſan, Liſianſky und Cornwallis oder Johnſton, die 1857, und die 2,8 Q.-M. große Inſel Palmyra unter 5° 50′ nördl. Br. und 144° 13′ weſtl. L., welche 1862 von ſeiten der S. in Beſitz genommen wurden, tragen werthvolle Guanolager. Vgl. die Reiſeberichte von Ellis (deutſch, Hamb. 1827), Stewart (Lond. 1830), Anderſon (2. Aufl., Boſt. 1864), Hill (Lond. 1856), Hopkins («Hawaii, the past, present, and future of its island-kingdom», 2. Aufl., Lond. 1866), Remy («Ka Moolelo Hawaii. Histoire de l'archipel havaiien», Par. 1862).

Sangerhauſen, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Merſeburg der preuß. Provinz Sachſen, 6 M. weſtlich von Halle und 4¾ M. öſtlich von Nordhauſen in fruchtbarer Gegend an der Gonna und der Halle-Kaſſeler Eiſenbahn gelegen, iſt Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts und zählt 8484 E. (1864). Die Stadt hat zwei Vorſtädte, vier Kirchen und zwei Schlöſſer, in deren Räumen ſich das Kreisgericht, das Criminalgefängniß und die Montirungskammern der Garniſon befinden. Der größte Theil der Einwohner beſchäftigt ſich mit Landwirthſchaft. Außerdem gibt es viele Schuhmacher und Töpfer. In der Nähe der Stadt befindet ſich eine der manſfeldiſchen Gewerkſchaft gehörige Kupferhütte ſowie mehrere Erz- und Braunkohlengruben. S. iſt eine der älteſten Städte Thüringens und bildete mit den umliegenden Ortſchaften vor zeiten eine beſondere Herrſchaft, welche durch Heirath an den Landgrafen Lud-

wig den Bärtigen und nach dem Aussterben der thüring. Landgrafen an den Markgrafen Heinrich von Meißen und dessen Nachkommen überging und zu den Zeiten des sächs. Besitzes zum Thüringer Kreise gehörte. Im Kreise S., der (14,02 Q.-M., 65891 E.) den größten Theil der Goldenen Aue (s. d.) und die Standesherrschaft Stolberg (s. d.) begreift, liegen, außer der Stadt Stolberg, am Harze, mit 2661 E., noch die Städte: Heeringen, in der Goldenen Aue an der Helme, mit 2443 E., Kelbra, ebenfalls an der Helme, mit 1269 E., und Artern (s. d.).

Sängerkrieg, s. Wartburgkrieg.

Sangirinseln, eine zur niederländ. Residentschaft Menado auf Celebes im Ostindischen Archipelagus gehörige Kette kleiner Eilande, die sich zwischen der Nordostspitze von Celebes und der Insel Mindanao (Philippinen) von 2—4° nördl. Br. erstreckt; die Inseln nehmen etwa 13 Q.-M. ein und zählen ungefähr 30000 E., die unter 6 Radschas oder Fürsten stehen. Die bedeutendsten Inseln sind Großsangir, Siau und Tagulanda. Sie sind sämmtlich gebirgig, zum Theil vulkanisch, meist gut bewohnt und bebaut. Die Vulkane von Großsangir, Siau und Ruang (bei Tagulanda) zeigen eine kahle Krone. Aus den eckigen Kratern der beiden letztern steigen fortwährend Schwefeldämpfe auf. Uebrigens sind auch diese, wie die übrigen Inseln, mit dem üppigsten Grün und bis an die Gipfel mit Gartenanlagen bedeckt. Die Witterungsverhältnisse sind der Gesundheit günstig. Dagegen tritt dem stetigen Gedeihen und der Ausbeutung des Bodens dessen vulkanische Beschaffenheit hindernd und zerstörend entgegen. Erderschütterungen sind so häufig, daß man sie wenig beachtet. Es kommen aber auch sehr gefährliche Eruptionen vor. Sehr verderblich war der Ausbruch vom 2. März 1856, wo der für erloschen gehaltene und daher mit Wohnungen besetzte und gutbebaute Gunong Awu auf Großsangir unerwartet so gewaltig spie, daß von den 6000 E. der Insel die Hälfte durch Ergüsse von Lava und heißem Gewässer das Leben verlor. Die gesammte Bevölkerung der Inseln bekennt sich zum Christenthum, ist aber seit langer Zeit sehr vernachlässigt worden. Erst neuerdings wurden Anstalten zur Verbesserung ihres Kirchen- und Schulwesens getroffen.

Sanguinaria, Blutkraut, nannte Dillenius eine zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Mohngewächse (Papaveraceen) gehörende Pflanzengattung, weil deren Arten, ausdauernde Kräuter Nordamerikas, einen blutrothen Milchsaft enthalten. Bekannt ist das Canadische Blutkraut (S. canadensis L.), eine durch einen dicken Wurzelstock, langgestielte, nierenförmige, meist fünflappige Blätter, schöne pfirsichrothe Blumen und hängende, langgeschnäbelte Kapseln ausgezeichnete Pflanze, welche im Frühlinge blüht und nicht selten als Ziergewächs in unsern Gärten cultivirt wird. In Nordamerika wird die Wurzel häufig als schweißtreibendes oder (in großen Gaben) als Brechen erregendes Mittel angewendet. Die Samen sind narkotisch giftig.

Sanguiniker, s. Temperamente.

Sanguisorba, Name einer zur 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche gewöhnlich zu den Rosaceen gerechnet wird, aber richtiger mit der ihr zunächst verwandten Gattung Poterium L. und mit Alchemilla L. eine besondere kleine Familie (Sanguisorbeae) bildet. Ihre Arten sind perennirende Kräuter mit ästigem Stengel, unpaarig-gefiederten, abwechselnd gestellten Blättern und in endständige Köpfchen geordneten Zwitterblüten, welche ein ganzblätteriges Perigon mit radförmigem, viertheiligem Saum besitzen. Aus dem oberständigen Fruchtknoten entsteht ein von dem vergrößerten und verhärteten, runzeligen Blütenboden umschlossenes, einsamiges Nüßchen. Zu dieser Gattung gehört die unter dem Namen Wiesenknopf, Braunelle, Wiesenbibernell (S. officinalis L.) bekannte Pflanze, welche im Aug. und Sept. fast alle frischen Wiesen mit ihren an 2—3 F. hohen, ästigen, wenig beblätterten Stengeln befindlichen dunkelbraunrothen Blütenköpfchen ziert und freudiggrüne, kahle Blätter mit scharfgesägten Blättchen besitzt. Wurzel und Kraut waren ehedem officinell, erstere unter dem Namen ital. Bibernellwurzel. Sehr ähnlich dieser Pflanze ist Poterium Sanguisorba L., die Becherblume, welche sich durch kleinere, blaß-grünlichbraune Köpfchen und polygamische Blüten unterscheidet und auf trockenem Boden gern an sonnigen, felsigen, bebuschten Hügeln wächst. Sie gilt für ein gutes Futterkraut. Auch ihre Blätter waren früher officinell.

Sanhedrin, s. Synedrium.

Sanherib, in der Bibel, Sennacherib in der Septuaginta, bei den Assyrern selbst Sinakherib, ist der Name eines der berühmtesten Könige von Assyrien. Nach dem Tode seines Vaters Sargon bestieg er 703 v. Chr. den Thron, züchtigte den babylon. König Merodochbaladan, eroberte Babylon, unterwarf die Länder am Schwarzen Meere, und zog 700 gegen Phönizien, Syrien, Judäa und Aegypten. Nachdem er ganz Phönizien unterworfen, Hiskias von Juda tributpflichtig gemacht, die Aethiopier und Aegypter nicht weit von Joppe geschlagen, drang er nach

Aegypten vor, mußte ſich aber nach einer unglücklichen Schlacht bei Peluſium zurückziehen. Herodot erwähnt dieſe Niederlage und mißt ſie den Mäuſen bei, die, um den Pharao-Sethos zu retten, von den Göttern geſandt, die aſſyr. Schilde benagten. Hierauf zog S. gegen Jeruſalem, das er nach einer vergeblichen Belagerung verließ. Nach der Bibel ſoll der Todesengel in einer Nacht 185000 Aſſyrer dahingewürgt haben. S. erſchien ſeitdem nie mehr in Weſtaſien. Er richtete ſein Augenmerk auf die immer von neuem widerſpenſtigen Babylonier, denen er 699 ſeinen Sohn Aſſurnadin zum König gegeben hatte. Die Chaldäer, im Bunde mit den Ebioniten, empörten ſich unter dem Babylonier Suzub mehreremal von neuem, und endlich, gegen 683, zerſtörte S. Babylon, das er indeß dennoch nicht zu behaupten vermochte, und das erſt nach ſeinem 680 erfolgten Tode von ſeinem Sohne und Nachfolger Aſſarheddon bewältigt wurde. S. fiel, nach der bibliſchen Angabe, ermordet im Tempel des Nisroch von ſeinen eigenen Söhnen Adramelech und Sarezer, die indeß nach ihrer Schandthat nach Armenien flüchteten. Den von den Medern zerſtörten Königspalaſt in Ninive baute S. wieder auf. Die Ruinen deſſelben ſind von Layard in dem Ruinenhügel Koyundſchik, Moſſul gegenüber, wieder entdeckt worden. Ueber die Regierung S.'s geben zahlreiche Keilinſchriften den ausführlichſten Aufſchluß.

Sanitätsweſen, ſ. Staatsarzneikunde.

Sannazäro (Jacopo), ausgezeichneter Dichter in ital. und lat. Sprache, wurde 28. Juli 1458 zu Neapel geboren, wo ſeine aus Spanien ſtammende Familie ſich niedergelaſſen hatte. Seine gelehrte Bildung erhielt er hauptſächlich in der Akademie des Pontano, in welcher er nach dortigem Gebrauche den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu Carmoſina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmoſine und Filli beſungen hat, entwickelte ſein poetiſches Talent. In der Abſicht, ſich von dieſer Leidenſchaft durch die Trennung zu befreien, reiſte er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnſucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch ſeine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während ſeiner Abweſenheit ſchrieb er die «Arcadia», eine Reihe Idyllen, welche zwar, wie ſeine übrigen Gedichte in ital. Sprache, eine Jugendarbeit iſt, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine ſanfte Poeſie und eine reine Sprache und wohlklingende Verſification ſind die Vorzüge dieſes Werks, welches aus Proſa und Verſen gemiſcht iſt. S.'s Poeſien zogen die Aufmerkſamkeit des Königs Ferdinand und ſeiner Söhne, Alfons und Friedrich, auf ſich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reiſen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron beſtieg, ſchenkte ihm die Villa Mergellina und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Doch S. ſollte dieſes Glück nicht lange genießen. Sein Wohlthäter mußte infolge der Umwälzungen, welche die Anſprüche des franz. Königshauſes auf Neapel in das ital. Staatenſyſtem brachten, nach manchen Wechſelfällen des Glücks 1501 auf ſein Reich Verzicht leiſten und ſeine Zuflucht nach Frankreich nehmen. S. hielt es für einen Treubruch, ſich fortan eines Beſitzes zu erfreuen, deſſen Geber im Unglück ſchmachtete. Er folgte ſeinem Fürſten in die Verbannung und kehrte erſt nach dem Tode deſſelben nach Neapel zurück, wo er 27. April 1530 ſtarb. Er wurde neben dem Grabe Virgil's beigeſetzt. Außer der «Arcadia», deren erſte unvollkommene Ausgabe zu Venedig 1502 erſchien, ſchrieb er in ital. Sprache noch Sonette und Canzonen, die ſich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ſodaß S. überhaupt zu den von der Akademie der Crusca anerkannten Muſtern gehört. Die beſte Ausgabe ſeiner ital. Werke erſchien zu Padua (1723). Faſt noch berühmter iſt S. durch ſeine lat. Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte «De partu virginis» (neueſte Ausg., lat. und deutſch, von Becher, Lpz. 1826), in Elegien, Eklogen und Epigrammen beſtehen. Unter letztern iſt das lobpreiſende Epigramm auf Venedig das bekannteſte, das ſechs Verſe enthält und von dem venet. Senate mit 600 Dukaten belohnt wurde. Eleganz und ſorgfältige Wahl des Ausdrucks ſowie Feinheit der Gedanken und poetiſcher Schwung weiſen ſeinen lat. Gedichten unter den lat. Poeſien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an. S.'s Leben wurde von Criſpo von Gallipoli (Neap. 1720), Volpi und Corniani beſchrieben.

Sansculotten, d. i. Hoſenloſe, wurden zu Anfang der Franzöſiſchen Revolution die revolutionären Proletarier der Hauptſtadt von der ariſtokratiſchen Partei ſpottweiſe genannt. Wie mit dem Spottnamen Gueux, d. i. Bettler, in den niederländ. Unruhen, aus welchem der Ehrenname Geuſen (ſ. d.) entſtand, ging es auch mit dem Namen Sansculotte. Man gebrauchte denſelben bald zur Bezeichnung eines guten Patrioten und Demokraten, zumal da dieſe ihre polit. Ueberzeugung gewöhnlich durch vernachläſſigte Kleidung und cyniſche Sitten zur Schau trugen. Gleich den Adelichen, die ſchon in ihre phyſiſche Abſtammung den Grund der Bevorzugung legen, rühmte man ſich ſogar eines hoſenloſen Blutes. Mit der Reaction in den letzten Zeiten des Convents ſchon wurde der Name S. in übler Bedeutung genommen, ſodaß er bald gänzlich verſchwand.

Sanskrit heißt die alte Sprache Vorderindiens, in welcher die ältere indiſche Literatur abgefaßt iſt. Der Name bedeutet ſo viel als «gebildet» und ſoll dieſe Sprache von andern indiſchen Volksſprachen unterſcheiden, welche eine ſo vollkommene grammatiſche Ausbildung wie das S. nicht erreicht haben. Die Geſchichte der innern Entwickelung des S. iſt noch nicht ſicher ermittelt. Die älteſten Denkmäler derſelben, die uns die Sprache noch in großem Formenreichthum in beweglicher Geſtaltung zeigen, gehen vielleicht noch über das 15. Jahrh. v. Chr. hinauf. Zu der Zeit aber, als Alexander d. Gr. ſeine Eroberungszüge nach Indien unternahm (320 v. Chr.), finden wir ſchon auf öffentlichen Denkmälern, Münzen u. ſ. w. die verweichlichte Form des Pâli (ſ. d.) und Prakrit angewendet. (S. Indiſche Sprachen.) Um dieſe Zeit muß das S. als lebende Sprache des Volks aufgehört und ſeitdem nur in den Schulen und den Werken der Gelehrſamkeit fortbeſtanden haben. Frühzeitig behandelten die Indier ſelbſt ihre Sprache grammatiſch und lexikaliſch. Der älteſte uns erhaltene Grammatiker Pânini, um 300 v. Chr., gibt ein vollſtändiges Syſtem des S. in kurzen geeigneten Regeln und unterſcheidet ſchon zwiſchen älterer und neuerer Sprache. Sein Werk hat Böhtlingk (2 Bde., Bonn 1840) herausgegeben. Zu erwähnen ſind auch die Grammatiken des Dikſchita Bhatta («Siddhânta Kaumudi», Kalkutta 1812; in einer kurzen Bearbeitung, «Laghu Kaumudi», überſetzt von Ballantyne, Mirzapore 1849) und des Vopadeva («Mugdhabodha», Kalk. 1826; bearbeitet von Böhtlingk, Petersb. 1847). Das älteſte lexikaliſche Werk iſt das «Nirukta» des Yâska, welches nur die ſeltenern, in den «Vedas» vorkommenden Wörter behandelt (herausg. von Roth, Gött. 1852). Am meiſten geſchätzt ſind die Wörterbücher des Amara-Sinha («Amara-kosha», herausg. und überſetzt von Colebrooke, Serampore 1808; von Loiſeleur des Longchamps, 2 Bde., Par. 1839, u. öfter) und des Hemadſchandra (herausg. und überſetzt von Böhtlingk, Petersb. 1847). Das ausführlichſte iſt das encyklopäd. Wörterbuch des Râdhâkânta-deva (8 Bde., Kalk. 1819 fg.). Ein Hauptverdienſt der indiſchen Grammatiker iſt die rationelle Behandlung der Urelemente der Sprache oder der ſog. Wurzeln, die ſie, frei von aller philoſ. Speculation über die Sprache, durch feinſte Analyſe aus dem wirklich vorhandenen Wortvorrathe des S. entwickelten. Eine treffliche Bearbeitung dieſer indiſchen Verzeichniſſe der Wurzeln gab Weſtergaard («Radices linguae Sanscritae», Bonn 1840), und weſentlich ruhen auf dieſen die umfaſſenden und mit weitem Blicke ausgeführten Werke von Curtius («Griech. Etymologien, 2. Aufl., Lpz. 1866), von Pott («Wurzelwörterbuch der indogerman. Sprachen», Bd. 1, Detm. 1867) u. a. Die Europäer wurden auf die Sanskritſprache beſonders durch Will. Jones zuerſt mehr aufmerkſam gemacht, an den ſich in gründlicher Gelehrſamkeit Colebrooke, Wilkins, Wilſon, Prinſep, Cowell u. a. anſchloſſen. In Deutſchland gab Friedr. von Schlegel durch ſeine geiſtreiche Schrift «Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) den erſten Anſtoß zum ernſtlichen Studium derſelben, dem bald ſein Bruder Aug. Wilh. von Schlegel, W. von Humboldt, Bopp, Laſſen, Roſen und viele andere nachfolgten. In Frankreich hat Eugène Burnouf am meiſten für das gründliche Studium des S. gewirkt. Unter den verſchiedenen Grammatiken von Colebrooke, Carey, Yates, Wilkins u. a. verdient die von Bopp bearbeitete (neueſte Aufl., Berl. 1863) den Vorzug. Die umfaſſendſte Grammatik hat Benfey gegeben («Handbuch der Sanskritſprache», Grammatik, Chreſtomathie und Gloſſar, 2 Bde., Lpz. 1852—54; «Kurze Grammatik», Lpz. 1855), die neueſten Max Müller (Lond. 1866; deutſch, Lpz. 1868) und Kellner (Lpz. 1868). Unter den Wörterbüchern ſind zu nennen: die von Wilſon (2. Aufl., Kalk. 1832; 3. Aufl., von Goldſtücker, Lond. 1859 fg.), von Bopp (3. Aufl., Berl. 1867), Williams (Lond. 1851), Benfey (Lond. 1865) und vor allem das von Böhtlingk und Roth (Bd. 1—5, Petersb. 1853—67). Auch die Metrik des S. haben die Indier wiſſenſchaftlich bearbeitet. Das älteſte erhaltene Werk darüber iſt die Metrik des Pingala (herausg. von Weber, Berl. 1863). Eine tiefere Ergründung der Geſetze des Rhythmus der Sanskritverſe fehlt noch; geiſtreiche Andeutungen dazu gaben Weſtphal und Bartſch. Der Werth des Studiums der Sanskritſprache beruht nicht blos darauf, daß ſie uns die uralte originelle Cultur des indiſchen Volks erſchließt, ſondern weſentlich darauf, daß ſich in ihr das klarſte Bild jener großen Sprachfamilie abſpiegelt, die wir die indogermaniſche (ſ. Indogermaniſche Sprachen) nennen, und zu der alle die Völker gehören, an deren Entwickelung ſich die Weltgeſchichte knüpft. Die Räthſel unſerer Sprache und der mit uns ſtammverwandten Völker finden meiſt ihre Löſung in den alten plaſtiſchern Formen des S., und ſelbſt viele dunkle Züge der abendländ. Mythologie und Sage erhalten aus jenem entlegenen Gebiete oft überraſchende Erklärung. Durch das Studium des S. angeregt, hat ſich eine neue Wiſſenſchaft, die ſprachvergleichende Grammatik, begründet, die, obgleich erſt in der Entwickelung begriffen, ſchon jetzt die überraſchendſten Reſultate für die innerſte Geſchichte der Völker geliefert

und in die tiefſten Geheimniſſe des menſchlichen Geiſtes ahnungsvolle Blicke geworfen hat. Vgl. Pictet, «Les origines indo-européennes» (2 Bde., Par. 1859).

Die ſchriftlichen Denkmäler der indiſchen Literatur in der Sanskritſprache gehören zu den älteſten, die wir von irgendeinem Volke beſitzen. In der früheſten Periode ihrer Geſchichte finden wir die ariſchen oder S. redenden Indier an den nordweſtl. Grenzen Indiens zwiſchen dem Lande der fünf Ströme (dem Pendſchab) und den Gebirgen von Kabul ſeßhaft als ein Ackerbau und Viehzucht treibendes, in den einfachſten patriarchaliſchen Verhältniſſen lebendes Volk; dies iſt die Zeit der religiöſen Poeſie, aus der die Hymnen und Gebete ſtammen. Beim weitern Vordringen dieſes indoariſchen Stamms in die fruchtbaren Thalländer zwiſchen Indus und Ganges unter den ſteten Kämpfen mit den barbariſchen Ureinwohnern entwickelte ſich die epiſche Poeſie, die theils die Kriege der einzelnen erobernden Stämme um die Oberherrſchaft beſingt, theils die Ausbreitung brahmaniſcher Cultur und Religion in die fernſten Theile Indiens ſchildert. Hieran ſchließt ſich bei wachſender und immer weiter ſich ausdehnender Bildung die Literatur der Gelehrſamkeit an, die Zuſammenſtellungen der alten Ueberlieferungen in ſyſtematiſchen Compilationen, die Exegeſe der alten religiöſen Lieder und in deren Gefolge Grammatik, Lexikographie und Metrik; ferner Werke über Mathematik, Aſtronomie, Aſtrologie und Heilkunde, Geſetzbücher und philoſ. Syſteme. An den prachtliebenden Höfen der Fürſten gediehen die ſchönen Künſte, die Kunſtpoeſie, das Drama, die Novelle u. ſ. w. Alle Werke jener erſten Periode ſind im S. abgefaßt, das bis auf die Zeit des Buddha (500 v. Chr.) Volksſprache war und als Sprache der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit bis auf den heutigen Tag ſeine Geltung bewahrt hat. Das Vermiſchen mit den fremden Urvölkern, die Trennung der Völker in Kaſten rief eine Verwilderung des S. hervor, das Prâkrit, deſſen ſich die neuentſtehenden Religionen der Buddhiſten und Dſchainas bemächtigten, um auf die niedern Volksſchichten zu wirken. Doch auch dies mußte zuletzt den verſchiedenen Dialekten weichen, die bei der polit. Zerriſſenheit Indiens in den verſchiedenen Reichen ſich ausbildeten, und die jetzt die Träger indiſcher Cultur ſind, denen aber ſeit dem Einwirken europ. Geiſtes noch eine große Zukunft bevorſteht.

Auf dieſe Weiſe kann man bei den Indiern, wie bei keinem andern Volke der Erde, deren geiſtige Entwickelung in authentiſchen ſchriftlichen Denkmälern von den früheſten Zeiten, mindeſtens von 1500 v. Chr. an, durch alle Phaſen bis zum heutigen Tage herab verfolgen. Aus den Denkmälern dieſer überreichen Literatur heben wir die folgenden als die wichtigſten hervor. Die älteſten Zeugniſſe des indiſchen Geiſtes ſind in den Vedas niedergelegt, die in vier Sammlungen uns erhalten ſind: Rigveda, Sâmaveda, Yadſchurveda und Atharvaveda. Jede dieſer Sammlungen zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, welche verſchiedene Stufen der Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins darſtellen. Die erſte Unterabtheilung eines jeden Veda heißt die Sanhitâ deſſelben und umfaßt die Lieder, Hymnen und Gebete, mit denen der Indier Gedeihen für ſeine Heerden erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüßt, den Kampf des Donnergottes mit dem düſtern Gewölke beſingt u. ſ. w. Die zweite und bedeutend jüngere Unterabtheilung bilden die Brâhmanas, welche die Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung verbinden und ſie daher theils ſprachlich, theils ſachlich erklären, oder ſpeculativ und dogmatiſch den Inhalt der Geſänge begründen. Die dritte und jüngſte Unterabtheilung ſind die Sûtras, kurze Lehrſprüche, in denen die ganze Fülle des Stoffs in ritueller und dogmatiſcher Hinſicht zuſammengefaßt wurde. Von dieſen beiden letzten Theilen, die zu den alten Liedern etwa in einem Verhältniſſe ſtehen wie der Talmud zu der Bibel, iſt zwar ſchon viel gedruckt, aber noch wenig bearbeitet worden. Die Sanhitâs ſind indeß ſchon faſt ſämmtlich edirt, und zwar die Sanhitâ des Rigveda, die gegen 1000 Lieder in acht Bücher vertheilt und gegen 10000 Strophen umfaßt, von Roſen (1. Buch mit lat. Ueberſetzung, Lond. 1838), M. Müller (mit den ausführlichen Scholien des Sayana, Lond. 1849 fg.) und Aufrecht (2 Bde., Berl. 1863, in lat. Umſchrift); eine vollſtändige franz. Ueberſetzung gab Langlois (4 Bde., Par. 1848—52), eine engliſche hat Wilſon begonnen (3 Bde., Lond. 1850 fg.). Die Sanhitâ des Sâmaveda, welche nur eine Anthologie aus den Liedern des Rigveda iſt, und zu dem beſtimmten Zwecke, die heilige Opferhandlung des Somaopfers durch alle Stadien zu begleiten, veranſtaltet wurde, gab Benfey mit deutſcher Ueberſetzung heraus (Lpz. 1848). Die Sanhitâ des Yadſchurveda, die hauptſächlich Opferſprüche und Gebete theils in rhythmiſcher Form, theils in Proſa enthält, machte Weber bekannt (Berl. 1849). Die Sanhitâ des Atharvaveda, jünger als die vorhergehenden, bildet eine reiche Liederſammlung des mannichfaltigſten religiöſen Inhalts und wurde herausgegeben von Roth und Whitney (Berl. 1855). Zu den Vedas gehört ferner noch eine Sammlung von Abhandlungen didaktiſchen Inhalts, die Upaniſhat, die, aus ſehr verſchiedenen Perioden

stammend, die ersten Versuche des indischen Geistes sind, die Dogmen der Kirche speculativ zu begründen. Eine lat. Uebersetzung von 52 Upanishat, aber nach einer pers. Bearbeitung gemacht, gab Anquetil-Duperron (2 Bde., Par. 1804); einzelne wurden übersetzt und herausgegeben von Ram-Mohan-Roy (Kalk. 1818 u. öfter), Röer (Kalk. 1848 fg.), Weber (in dessen «Indischen Studien», Berl. u. Lpz. 1848 fg.), Cowell u. a. Aus der reichen Brahmanaliteratur ist zu erwähnen das zum Rigveda gehörige Aitareya Brâhmana (sanskr. und engl. von Haug, 2 Bde., Bombay 1863), und aus den Sutras «Die Grihya-sûtra, oder Indische Hausregeln» (herausg. und übersetzt von Stenzler, 2 Hefte, Lpz. 1865). Vgl. Colebrooke, «Essay on the Vedas» (deutsch von Poley, Lpz. 1847); Roth, «Zur Literatur des Veda» (Stuttg. 1846).

Aus der alten epischen Poesie sind zwei umfangreiche Epopöen erhalten, von denen die eine, Mahâbhârata, den Kampf zweier Fürstenfamilien schildert, in welchen eine Menge Herrscher und Volksstämme hineingezogen werden, und der mit der Vernichtung aller edeln Geschlechter des alten Indien endigt. An diese Haupthandlung reihen sich eine Unzahl von Episoden an, theils epischen oder legendenartigen Charakters, theils didaktischen Inhalts, aber sehr verschieden an Gehalt und Zeit der Abfassung, sodaß das Ganze mehr das Ansehen eines cyklischen Gedichts als einer kunstvoll abgegrenzten Epopöe hat. Die Sage nennt als Verfasser den Vyâsa, d. h. Sammler; es ist dies aber nur die Personification einer ganzen Literaturperiode. Eine vollständige franz. Uebersetzung des ganzen Gedichts (Sanskrittext, 4 Bde., Kalk. 1834) hat Fauche (Par. 1863 fg.) begonnen. Einzelne Episoden in Text und Uebersetzung gaben Bopp, Pavie, Wilkins u. a. heraus. Die zweite Epopöe, Râmâyana von Valmiki, schildert die Eroberung Indiens durch Râma, dessen Gattin durch einen Dämon geraubt worden war. In diesem Gedichte herrscht bei größerer Kürze mehr künstlerische Einheit als in dem Mahâbhârata. Eine Ausgabe des Textes mit lat. Uebersetzung begann A. W. von Schlegel (Bd. 1 u. 2, Bonn 1829—33), eine vollständige Ausgabe mit ital. Uebersetzung lieferte Gorresio (8 Bde., Par. 1843—59). An diese epischen Gedichte schließen sich die Purânas an, umfangreiche Compilationen der alten Sagen, welche Kosmogonie, die Geschichte der Götter und Heiligen mit vielen Abschweifungen philos. und didaktischen Inhalts enthalten und meist mit der bestimmten Absicht, die verschiedenen Sekten der Anhänger des Vischnu oder Siva vor andern hervorzuheben, geschrieben sind; man könnte sagen, es sind die Kirchengeschichten und Systeme der Dogmatik der einzelnen religiösen Sekten der Indier. Man kennt 18 Purânas, von denen aber nur der Bhâgavata-Purâna, der die Geschichte des Gottes Vischnu in sprachlich vollendeter Form erzählt, vollständig herausgegeben ist (mit Scholien, Kalk. 1830; Bombay 1839; Text mit franz. Uebersetzung von Burnouf, Bd. 1—3, Par. 1840 fg.). Den Vischnu-Purâna, dem Inhalte nach vielfach mit dem Bhâgavata-Purâna übereinstimmend, aber aus früherer Zeit, übersetzte Wilson (Lond. 1842; neue wesentlich verbesserte Aufl., besorgt von Hall, in Wilson's «Werken»; 4 Bde., Lond. 1866). Hierher gehört auch das als Anhang zum Mahâbhârata gedruckte Gedicht «Hari-vansa» (franz. von Langlois, 2 Bde., Par. 1842), welches phantastisch ausgeschmückt die Geschichte des Krischna als Incarnation Vischnu's erzählt. Für Geschichte im europ. Sinne des Worts hat der Indier keinen Sinn. Die histor. Entwickelung der Menschheit ist ihm in ihrer hohen Bedeutung nie aufgegangen, und die ganze indische Literatur kennt bis jetzt nur ein einziges Werk, das wenigstens annähernd auf den Titel eines historischen Anspruch machen kann. Es ist dies die «Râdscha-tarangini» (Kalk. 1835; franz. von Troyer, 3 Bde., Par. 1840), welche die Geschichte Kaschmirs von den ältesten Zeiten an bis auf das 16. Jahrh. herab in Versen und sehr gekünstelter Sprache erzählt. Der Geschmack für das einfache Epos erlosch allmählich, und kürzere Kunstgedichte traten an dessen Stelle, in gesuchter, geschraubter Sprache, bis zum Ekel mit kleinlichen Bildern und Wortspielen überladen und mit allem Auswuchs eines verdorbenen, aller wahren und tiefern Poesie baaren Geistes reichlich überwuchert. Diese Kunstepopöen (Kâvya) erzählen entweder den ganzen Inhalt der alten epischen Gedichte in kürzerer Fassung, wie das «Bâlabhârata» von Amara (griech. von Galanos, Athen 1848), welches den Inhalt des Mahâbhârata, und das «Raghu-vansa» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. von Stenzler, Lond. 1832), welches die Begebenheiten des Râmâyana resumirt. Andere behandeln in ausführlicher Weise einzelne Episoden aus den alten epischen Kreisen. So ist der Stoff des «Kirâtârdschuniya» des Bharavi (Kalk. 1814; einzelnes deutsch von Schütz, Bielefeld 1845) und des «Sisupâla-badha» von Mâgha (Kalk. 1813; deutsch von Schütz, Bielef. 1843) aus dem Mahâbhârata entnommen, von denen das erstere den Kampf des Helden Ardschuna mit dem als Bergbewohner (kirâta) verkleideten Gott Siva um den Besitz der göttlichen Waffen, das andere den Tod des Helden Sisupala besingt. Zwei andere dieser Dichtungen behandeln die märchen-

artige Geſchichte des Nala: das «Nalodaya» von Kâlidâſa (ſanskr. und lat. von Benary, Berl. 1830; ſanskr. und engl. von Yates, Kalk. 1844), kurz, aber in ſchwierigſter Form, und das «Naischadhîya» von Harſchadeva, breit und ausführlich, aber unvollendet (Kalk. 1836).

In der lyriſchen und gnomiſchen Poeſie begegnen uns die anmuthigſten und mit tiefer Lebensweisheit erfüllten Dichtungen, voll wahren Gefühls, zarter Geſinnung und lieblicher Schilderung der Natur. Hervorzuheben ſind hier der «Meghadûta» von Kâlidâſa; ferner «Ritusanhâra» («Der Kreis der Jahreszeiten») von demſelben Dichter; dann die Sprüche des Bhartrihari (ſ. d.), die 100 Liebesſprüche des Amaru (Kalk. 1808) u. a. m. Die beſten gnomiſchen Sprüche ſammelte Böhtlingk («Indiſche Sprüche», 3 Thle., Petersb. 1863). Ein wahrer Dithyrambus der Liebe mit aller Pracht des Ausdrucks und der reizendſten Naturſchilderungen ſind die Lieder des Dſchayadeva über den Gott Kriſchna, wie er als Hirt unter den Hirtenmädchen lebte («Gitagovinda», ſanskr. und lat. von Laſſen, Bonn 1836; deutſch von Rückert in der «Zeitſchrift für Kunde des Morgenlandes», Bd. 1, Bonn 1837). Eine faſt vollſtändige Sammlung der lyriſchen Dichtungen der Indier enthält Häberlin's «Sanskrit anthology» (Kalk. 1847).

Die Indier ſind das einzige Volk des Orients, welches ſelbſtändig die dramatiſche Poeſie ausgebildet hat, die aber hier nicht, wie bei den Griechen, aus der Lyrik entſtand, ſondern ſich unmittelbar aus der epiſchen Poeſie entwickelte. In ihren dramatiſchen Dichtungen behandeln die Indier entweder Götterſagen, wie z. B. in der «Sakuntalâ» von Kâlidâſa (ſ. d.), die zu den ſchönſten Blüten der Poeſie aller Völker und Zeiten gehört, und in der «Vikramorvasî» deſſelben Dichters, oder ſie ſtellen einfache Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens dar, wie die «Mritschakatî» von Sûdraka (herausg. von Stenzler, Bonn 1846) und «Mâlatî-Mâdhava» von Bhavabhûti (Kalk. 1830). Andere Dramen beruhen auf hiſtor. Grundlage, wie «Mudrâ-Râkschasa» von Viſâkhadatta (Kalk. 1831), oder es ſind Intriguenſtücke, wie «Mâlavikâ-Agnimitra» von Kâlidâſa und «Ratnâvalî» von Harſchadeva (Kalk. 1832). Selbſt die Poſſe, die namentlich die Gebrechen der Brahmanen, ihre Heuchelei und Liederlichkeit ſchonungslos geiſelt, iſt den Indiern nicht fremd. Das «Dhûrtasamâgama» (d. i. die Gaunerverſammlung) wurde von Laſſen in ſeiner «Anthologia Sanscrita» (Bonn 1836) herausgegeben. Mit gleichem Glücke haben ſie das allegoriſche Drama angebaut, und z. B. in dem «Prabodhatschandrodaya» von Kriſchna-Miſra (herausg. von Brockhaus, Lpz. 1835—45; deutſch von Goldſtücker, Königsb. 1842) hat der Dichter den kühnen Verſuch gemacht, ein philoſ. Syſtem ſich dramatiſch entwickeln zu laſſen. Vgl. Wilſon, «Select specimens of the theatre of the Hindus» (3 Bde., Kalk. 1827; deutſch von Wolff, 2 Bde., Weim. 1828). Einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die ganze Literatur des Morgenlandes und ſomit auch auf die unſers Mittelalters hat die Fabel- und Märchenpoeſie der Indier ausgeübt. Unter den einzelnen Sammlungen dieſer Art ſind beſonders zu erwähnen die Fabelſammlung «Pantscha tantra» (deutſch von Benfey, 2 Bde., Lpz. 1859) und die ſpätere Bearbeitung dieſes Werks unter dem Titel «Hitopadesa» (ſ. Bidpai) ſowie unter den Märchen und Novellen die 25 Erzählungen des Dämonen, die 70 Erzählungen des Papagaien, aus denen die weitverbreiteten Erzählungen der Sieben Weiſen Meiſter (ſ. d.) ſtammen, u. a. m. Eine vollſtändige Sammlung des Beſten und Bedeutendſten in dieſem Gebiete veranſtaltete Somadeva aus Kaſchmir im 11. Jahrh. unter dem Titel «Kathâ-sarit-sâgara» (herausg. von Brockhaus, Buch 1—5, Lpz. 1839; Buch 6—18, 1862 fg.; deutſch von Brockhaus, 2 Bdchn., Lpz. 1839). Kunſtvoller in Form und Darſtellung ſind die Abenteuer der zehn Prinzen von Dandin («Dasa-kumâra-tscharitram», herausg. von Wilſon, Lond. 1846).

Nicht minder bedeutend iſt, was die Indier auf dem Gebiete der ſtrengen Wiſſenſchaft geleiſtet haben. Hier ſind vor allem ihre bereits erwähnten Arbeiten über die Grammatik des S. hervorzuheben. Die Geſetzkunde wurde mit vieler Liebe von den Indiern bearbeitet. Außer den ältern Geſetzbüchern von Manu (Kalk. 1813 u. öfter; engl. von Jones, Kalk. 1794; franz. von Loiſeleur-Deslongchamps, Par. 1833), von Yadſchnavalkya (ſanskr. und deutſch von Stenzler, Berl. 1839) und andern (geſammelt, Kalk. 1840), die in kurzen rhythmiſchen Sprüchen die Principien des ganzen Kirchen- und Staatsrechts, des Civil- und Criminalrechts und des Proceßverfahrens darſtellen, beſitzt man vollſtändige Syſteme der Jurisprudenz von Vidſchnâna-îsvara («Mitâkscharâ», Kalk. 1812), von Raghunanda (Kalk. 1834) u. a.; außerdem viele oft ſehr ausführliche Abhandlungen über einzelne Partien des Rechts, wie über Erbrecht von Dſchimûtavâhana (Kalk. 1813; engl. von Colebrooke, Kalk. 1810; franz. von Orianne, Par. 1843); über Adoption von Nanda («Dattaka-mâmânsâ», Kalk. 1817; engl. von Sutherland, Kalk. 1814; franz. von Orianne, Par. 1843) u. ſ. w. In den mathem. Wiſſenſchaften iſt es namentlich die

Digitized by Google

höhere Rechenkunſt, beſonders die Algebra (als deren eigentliche Erfinder die Indier angeſehen werden können), in denen ſie ſich auszeichnen. Unbeſtritten gehört ihnen die Entdeckung des einfachen Ziffernſyſtems, das ſie in dem 1. bis 4. Jahrh. nach Chr. zuerſt anwendeten, dann den Arabern mittheilten, durch welche es die übrige civiliſirte Welt erhielt und das eine gänzliche Revolution in allen Gebieten des höhern Calcul hervorgerufen hat. Als die berühmteſten Mathematiker ſind zu nennen: Aryabhatta aus dem 1. Jahrh., Brahmagupta aus dem 6. und Bhâskara aus dem 12. Jahrh. In der Aſtronomie zeichnen ſich die Arbeiten der Indier durch feine und genaue Beobachtungen der Umlaufsperioden der Erde und des Mondes, durch richtige Beſtimmung des Umfangs der Erde u. ſ. w. aus. Eins der älteſten ſyſtematiſchen Lehrbücher der Aſtronomie iſt das «Sûrya siddhânta» (Sanskrittext, Kalk. 1859; engl. Ueberſetzung, Newhaven 1860). Daran ſchließen ſich die Werke von Brahmagupta und Bhâskara an, von denen bisher nur das letztere in engl. Ueberſetzung erſchienen (Kalk. 1863) iſt. In der Aſtrologie nimmt das große Werk von Varâha-mihira aus dem 5. Jahrh. den erſten Rang ein (herausg. von Kern, Kalk. 1865); doch ſcheint in dieſer Wiſſenſchaft griech. Einfluß nicht abgewieſen werden zu können. In der Medicin iſt das berühmteſte Werk das Syſtem der Heilkunde von Suſruta (Kalk. 1835; lat. von Heßler, 3 Bde., Erl. 1844—51). Ueber Rhetorik haben wir das Lehrbuch von Viſvanâtha («Sâhitya-darpana», Kalk. 1828; engl. von Ballantyne, Kalk. 1850); über Poetik die Arbeit von Manmata (Kalk. 1829); über Metrik die Lehrgedichte von Kâlidâſa («Sruta-bodha», ſanskr. und deutſch von Brockhaus, in deſſen Schrift «Ueber den Druck ſanskritiſcher Werke mit lat. Buchſtaben», Lpz. 1841), von Gangâdâſa (Kalk. 1833) u. ſ. w. Ueber Muſik und die andern ſchönen Künſte ſind viele Werke vorhanden, aber noch wenig von Europäern bearbeitet.

Ein weiterer Glanzpunkt der indiſchen wiſſenſchaftlichen Literatur ſind die philoſ. Werke derſelben. Mit Recht kann man ſagen, daß außer den Griechen und Deutſchen nur noch die Indier auf die Ehre Anſpruch machen können, ſelbſtändig Bedeutendes in der Philoſophie geleiſtet zu haben. Die Anfänge der philoſ. Speculation gehen in ein ſehr hohes Alterthum zurück. Schon in einigen Liedern des Rigveda finden wir Verſuche, die Räthſel der Entſtehung der Welt und ähnliche Fragen zu löſen; mehr noch tritt dies in den ſpätern Theilen der Vedas, den Brâhmanas und namentlich den Upaniſhats, hervor. Die epiſche Poeſie iſt reich an größern didaktiſchen Abſchnitten, die in mehrern Fällen bereits die Form vollſtändiger philoſ. Lehrgedichte annehmen. Hierher gehört vor allem die berühmte Epiſode des Mahâbhârata, die Bhagavadgîtâ. Die Zeit, wann die wiſſenſchaftliche Speculation ſich in beſtimmte philoſ. Schulen ſchied, iſt nicht genau zu beſtimmen, doch geht ſie weit über den Anfang unſerer Zeitrechnung hinaus. Im Verlauf der Zeit haben namentlich ſechs Syſteme bedeutende Anhänger und Verbreitung gewonnen. Es ſind dies die Sânkhyalehre des Kapila, welche eine Urmaterie als Grund der Welt aufſtellte, aus der ſich dieſe allmählich entwickelt hat. An dieſe Lehre, ſie ſpiritualiſtiſch ausbildend, ſchließt ſich die Yoga des Patandſchali an. Die Mîmânſâ hat vorzugsweiſe den Zweck, die in den heiligen Offenbarungen vorgetragenen Lehren miteinander in Uebereinſtimmung und Einklang zu ſetzen und ihren wahren Sinn zu beſtimmen. In der ältern Mîmânſâ von Dſchaimini bilden die Vorſchriften über die Werkthätigkeit, die Opfer u. ſ. w. den vorherrſchenden Gegenſtand, während die jüngere Mîmânſâ oder Vedânta von Bâdarâyana mehr das Weſen der ſchaffenden Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt behandelt. Die Lehren dieſer beiden Schulen bilden die dogmatiſche Grundlage der herrſchenden Kirche in Indien. Hieran reihen ſich die beiden Schulen der Nyâya von Kanâda und Gotama, die vorzugsweiſe die Logik ausbildeten und annehmen, daß die Welt aus Atomen herzuleiten iſt, welche durch den Willen eines feſtſtellenden Weſens ſich zu Gebilden vereinigen. Der Zweck aller indiſchen Philoſophie iſt, die Mittel anzugeben, wodurch der Menſch von dem Fluche der Wiedergeburt befreit und ewiger Seligkeit durch vollkommenes Aufgehen in die Gottheit theilhaftig wird. Unſere Kenntniß der indiſchen Philoſophie iſt übrigens noch ſehr mangelhaft; zwar ſind die Grundwerke einzelner Schulen, wie der Sânkhya, der Vedânta und der Nyâya des Gotama bereits gedruckt, aber noch nicht genügend bearbeitet worden. Das Beſte über die ſämmtlichen philoſ. Schulen lieferte bisjetzt Colebrooke in den «Essays on the philosophy of the Hindus» (2. Aufl., Lond. 1837; franz. von Pauthier, Par. 1833), woraus die Darſtellungen von Ritter und andern gefloſſen ſind. Ueber einzelne Syſteme ſind beſonders zu nennen: über die Sânkhya Wilſon, «The Sânkhya karikâ, or memorial verses of the Sânkhya philosophy» (Lond. 1837); Saint-Hilaire, «Essai sur la philosophie Sânkhya» (Par. 1852); über die Vedânta: Windiſchmann, «Sankara, sive de theologumensis Vedanticorum» (Bonn 1833); über die Nyâya: Röer, «Bhâshâ parichoda, or division of the categories» (Kalk. 1849); Müller, «On Indian logic» (Oxf. 1852) und «Ueber die Vaiſeſchikalehre» in

der «Zeitſchrift der Deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft» (1852 fg.); beſonders aber Ballantyne, der eine vollſtändige Bearbeitung aller Hauptwerke der indiſchen Philoſophie begonnen, aber nicht vollendet hat.

Außer dieſer brahmaniſchen Sanskritliteratur iſt auch noch eine ſehr reiche buddhiſtiſche Sanskritliteratur vorhanden, die aber weſentlich auf Theologie beſchränkt blieb. Eine vollſtändige Ueberſicht der einzelnen Werke mit reichen Auszügen gab Burnouf in der «Introduction à l'histoire du Buddhisme indien» (Bd. 1, Par. 1844). Vollſtändig gedruckt iſt bisjetzt erſt eine einzige der Hauptquellen des Buddhismus: «Le Lotus de la bonne loi» (herausg. von Burnouf, Par. 1852). Die Sprache und Diction der buddhiſtiſchen Sanskritwerke iſt einfacher und leichter verſtändlich als die der brahmaniſchen, da ſie vorzugsweiſe an die Maſſen des Volks gerichtet waren. Um noch weiter in allen Kreiſen des Volks zu wirken, bedienten ſich die Buddhiſten und ſpäter die Dſchainas auch der roheru, aus dem S. unmittelbar abgeleiteten Dialekte, welche man, wie ſchon bemerkt, Prâkrit und ſpeciell in den ſüdl. Gegenden Indiens Pâli nennt. In dieſem verweichlichten und vielfach verderbten S. beſitzen wir zahlreiche Inſchriften und Münzlegenden von dem 3. Jahrh. v. Chr. an, ſowie die umfangreichſten Werke über Theologie, Afceſe, Geſetzkunde u. ſ. w., Heiligenlegenden und beſonders Chroniken, die von hohem Werthe ſind. Die ganze buddhiſtiſche Literatur hat ſtets das Schöne verſchmäht. Es fehlt ihr jeder Duft der Poeſie, der Ausdruck iſt roh, und ſie gefällt ſich in dem Wildphantaſtiſchen und Ungeheuerlichen in Gedanken und Darſtellung von Thaten. Bisjetzt iſt noch ſehr wenig von den Werken dieſer buddhiſtiſchen Prakritliteratur gedruckt worden.

Die Literatur in den neuern Sprachen Indiens, ſowol den nord- als ſüdindiſchen, iſt unermeßlich, aber ſie bietet dem wiſſenſchaftlichen Forſcher Europas wenig Ausbeute, da ſie faſt ganz auf der alten Sanskritliteratur baſirt iſt und zum größten Theile nur aus Ueberſetzungen und Bearbeitungen älterer Werke beſteht. (S. Indiſche Sprachen.) Den erſten Verſuch einer allgemeinen «Indiſchen Literaturgeſchichte» gab Weber (Berl. 1852). Speciell die vediſche Literaturperiode behandelte M. Müller in ſeiner «History of the ancient Sanscrit literature» (Lond. 1859). Vgl. Bohlen, «Das alte Indien» (Königsb. 1830); Benfey, «Indien» (in Erſch und Gruber's «Encyklopädie», Sect. 2, Bd. 17); Laſſen, «Indiſche Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—61; Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1867). Bibliogr. Verzeichniſſe aller in S. erſchienenen Bücher enthalten Gildemeiſter's «Bibliothecae Sanscritae specimen» (Bonn 1847) und Zenker's «Bibliotheca Orientalis» (Bd. 2, Lpz. 1861); periodiſche Ueberſichten über die neueſten Erſcheinungen gibt Trübner's «American and Oriental Literary Record» (Lond. 1865 fg.).

Sanſovino, ein ausgezeichneter ital. Bildhauer und Architekt, geb. 1460, hieß eigentlich Andrea Contucci und war aus Sanſovino gebürtig. Beim Viehhüten traf ihn ein Florentiner, wie er aus Lehm Thiere formte, die viel Talent verriethen, und brachte ihn zu einem Bildhauer in die Lehre. S. bildete ſich ſehr ſchnell zum Bildhauer und Architekten aus, kam in Ruf und erhielt nicht nur von mehrern Städten Italiens, ſondern auch vom Papſt Julius II. anſehnliche Aufträge. Der König von Portugal berief ihn nach Liſſabon und übertrug ihm die Ausführung mehrerer Paläſte. Als er nach neun Jahren nach Italien zurückkehrte, erhielt er vom Papſt Leo X. den Auftrag, die Caſa ſanta di Loreto mit Sculpturen zu ſchmücken. Später zog ſich S. wieder in ſeinen Geburtsort zurück, wo er ein Auguſtinerhoſpiz gründete und 1529 ſtarb. Sein Schüler Jacopo Tatti, der ſich nach ihm ebenfalls Sanſovino nannte, geb. zu Florenz, geſt. 1570, war beſonders für Venedig ſehr beſchäftigt.

Sansſouci, ein Luſtſchloß der Könige von Preußen, weſtlich vor dem Brandenburger Thore der Stadt Potsdam gelegen, welches als Lieblingsaufenthalt Friedrich's d. Gr. Berühmtheit erlangt hat und in neuerer Zeit durch Friedrich Wilhelm IV. mannichfach erweitert und verſchönert worden iſt. Die ganze Anlage begreift mehrere großartige Bauwerke, Waſſerkünſte und ausgedehnte Parkanlagen. Letztere werden durch einen faſt ½ St. langen Baumgang durchſchnitten, der in gerader Linie vom Eingangsportale nach dem Neuen Palais am weſtl. Ende führt. Das eigentliche Schloß, welches auf der rechten Seite dieſer Hauptavenue auf dem Plateau einer in ſechs Terraſſen aufſteigenden Anhöhe liegt, wurde von Knobelsdorff nach Friedrich's d. Gr. eigenen Ideen 14. April 1745 bis 1. Mai 1747 aufgeführt. Das Hauptgebäude iſt 292 F. lang und 49 F. tief, aber nur ein Stock hoch. Auf der Vorderſeite der Kuppel iſt der Name «Sansſouci» angebracht. Das Geſims wird von 36 koloſſalen Karyatiden getragen. Hinterwärts, dem Ruinenberge gegenüber, bilden 44 Paar korinth. Säulen eine halbkreisförmige Colonnade. Vor der Hauptfront führt eine Treppe über die Terraſſen nach der mitten in der Hauptavenue aus einem Marmorbecken 117—125 F. aufſteigenden Großen Fontaine (ſeit Oct.

1842) hinab. Die innere Einrichtung des Schlosses ist zum großen Theile noch dieselbe wie zu den Zeiten Friedrich's d. Gr., der auch hier starb. Nach Osten zu, auf einer etwas tiefern Terrasse, liegt die Bildergalerie, ein langer, prachtvoller Saalbau mit einer Kuppel über der Mitte. In derselben befinden sich noch immer viele ausgezeichnete Gemälde, obwol der Haupttheil ihrer Schätze in das Museum zu Berlin gekommen ist. Vor der Galerie befindet sich ein Garten in holländ. Geschmack, den eine Marmorbalustrade vom eigentlichen Sanssouci-Park und der Muschel- oder Neptunsgrotte trennt. Auf der westl. Seite des Schlosses, ebenfalls etwas tiefer, erhebt sich das Cavalierhaus (Neue Kammern), seit 1771 vor der Hauptfront mit Marmorstatuen geschmückt. Hinter demselben befindet sich die berühmte histor. Windmühle. Auf der andern Seite der Hauptavenue, links unweit des Eingangsportals, erhebt sich die von Persius 1845—48 erbaute Friedenskirche (mit freistehendem Thurme), vor welchem sich der Marlygarten, eine der vielen genialen Schöpfungen Lenné's und des Hofgärtners G. Meyer, ausbreitet. Letztere beiden Gartenkünstler haben besonders unter dem König Friedrich Wilhelm IV. wesentlich zur Verschönerung und Erweiterung der ausgedehnten Parkanlagen beigetragen. In den tiefern Theilen derselben befinden sich, außer verschiedenen Wasserkünsten, vielen schönen Bäumen (im sog. Rehgarten) und mannichfachen Aussichtspunkten, noch das Japanische Haus (Friedrich's II. «Affenkasten»), der Freundschaftstempel mit der Marmorstatue der Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Lieblingsschwester, das Mausoleum (sonst Friedrich's Antikentempel) mit Rauch's Wiederholung der liegenden Statue der Königin Luise. Am Westende des Parks erhebt sich das 1763—70 nach dem Hubertusburger Frieden von Manger für 2,880000 Thlr. erbaute Neue Palais, dessen Zimmer viele werthvolle Gemälde und Kunstsachen enthalten. Auf der 176 F. hohen Kuppel halten die drei Grazien eine Krone empor. Der ganze, mit Skulpturen reichgeschmückte Bau hat eine Länge von 680 F. In dem Neuen Schlosse wurde 18. Oct. 1831 der Kronprinz Friedrich Wilhelm geboren, dem es auch seit seiner Vermählung zur Sommerresidenz dient. Hinter dem Palais liegen die durch eine Halbkreiscolonnade verbundenen Communs, die im Sommer dem Lehr-Infanteriebataillon zur Aufnahme dienen. Der kronprinzliche Kindergarten sowie auch die Gartenanlagen vor dem Schlosse wurden vom Hofgärtner Sello eingerichtet. Südöstlich vom Neuen Palais lehnt sich an den Park von S. der von Charlottenhof mit der schönen, von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz bewohnten Villa. Die Gebäude wurden von Persius (nach den Entwürfen Schinkel's) aufgeführt und die Gärten (darunter der schöne Rosengarten) von Sello und Morsch nach Lenné's Plänen angelegt. Westlich von Charlottenhof liegt die Fasanerie (mit dem Hippodrom), welche sich bis zur Eisenbahnstation am Wildpark hinzieht. In letzterm befindet sich seit 1847 auf einem an die höchste Erhebung gelehnten Plateau das von Hesse erbaute Bairische Häuschen. Im Nordwesten wurde der Park von S. schon von Friedrich Wilhelm III. nach dem 1770—72 erbauten Belvedere und dem Drachenhäuschen (Chinesisches Haus) hin erweitert. Friedrich Wilhelm IV. ließ hinter diesen Anlagen noch die röm. Villa bei Lindstedt und jenseit der histor. Mühle auf den ehemaligen Weinbergen auf dem Bornstädter Felde von 1851—63 das großartige, von Stüler im florent. Stil entworfene Orangeriehaus aufführen. Letzteres hat eine Länge von 969 F., einen 91 F. hohen, mit Aussichtsthürmen gekrönten Mittelbau und zwei schöne Eckpavillons. Im Mittelbau (188 F. lang und 143 F. tief) befindet sich der Rafaelsaal, in welchem 49 meist gute Copien der besten Werke des großen Malers aufgestellt sind. Auch sonst enthält der Prachtbau viele Gemälde (von Hildebrandt u. s. w.), Malachitsachen, Marmorwerke und andere Kunstgegenstände. Westlich schließt sich der Paradiesgarten, östlich der Nordische Garten (Pinetum) an das mit prächtigen Teppichgärten geschmückte Plateau des Orangeriehauses an. Hinter letzterm liegt das königl. Chatoullegut Bornstädt mit Amt und Kirche. Auch zum erwähnten Ruinenberge, auf welchem sich das Reservoir für die Wasserkünste im Park zu S. befindet, ziehen sich Anlagen hinan. Das Dampfpumpwerk an der Havel ist von Persius in einem Gebäude, das die Form einer Moschee mit Obelisk hat, aufgestellt worden.

Santa-Anna (Antonio Lopez de), auch Santana, Präsident und Dictator von Mexico, geb. zu Jalapa 10. Juni 1797, trat seit 1821 in den Unabhängigkeitskämpfen als Militärhaupt auf, half 1823 den Kaiser Iturbide stürzen, wandte sich aber dann der föderalistischen Partei zu und zog sich nach einer bedeutenden Niederlage 1823 auf sein Landgut bei Jalapa zurück. Erst 1828 mischte er sich wieder als Vorkämpfer für Guerrero in die öffentlichen Angelegenheiten, der ihn 1829 zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heeres ernannte. Als Bustamente 1830 zur Gewalt gelangt, empörte sich S. im Jan. 1832, erklärte sich für Pedrazza und besiegte im Oct.

das Heer der Regierung, worauf Pedrazza die Präsidentenwürde erhielt. Bei der neuen Wahl im März 1833 wurde S. zu Pedrazza's Nachfolger erwählt. Als Präsident zwischen den Parteien schwankend, ermuthigte er die aristokratische und klerikale Reaction, sodaß die Volkspartei Aufstände erregte, die im Herbste 1833 niedergeworfen wurden. Das Gerücht, S. strebe nach der Kaiserkrone, erregte indessen neue Empörungen, und im März 1835 erhoben sich vier Provinzen und erließen zu Texea eine Proclamation gegen seine Regierung. Die antiklerikale Partei der Reformen von Zacatecas wurde aber ebenfalls besiegt, und S. sah nun sein Ziel erreicht, indem er zum Dictator ernannt wurde. Allein seine Herrschaft fand bald neuen Widerstand. Die Unzufriedenen sammelten sich in Texas, und gegen Ende 1835 begann der Krieg mit den Texanern, in welchem S. 21. April 1836 geschlagen und sogar gefangen ward. Nachdem er 1837 wieder freigelassen worden, nahm er theil an der Vertheidigung von Veracruz gegen die Franzosen (Dec. 1838), wobei er ein Bein verlor. Nach mancherlei Wechselfällen 1841 wieder zum Präsidenten ernannt, schaltete er ziemlich unbeschränkt bis 1845, wo eine neue Revolution ihn stürzte und in die Verbannung nach Havana auf Cuba führte. Die innern Wirren und der Krieg mit den Vereinigten Staaten lenkten jedoch die Augen wieder auf ihn, und so gelang es seiner Partei, den Präsidenten Paredes 4. Aug. 1846 zu stürzen und S. wieder zurückzurufen. Er erschien, erklärte sich zu Gunsten des Föderalismus, übernahm von der provisorischen Regierung unter Sales die Stelle eines Generalissimus und ward, obgleich 22. und 23. Febr. 1847 bei Buenavista vom General Taylor gänzlich geschlagen, zum Präsidenten der Republik gewählt. Nach einer abermaligen schweren Niederlage, die er 18. April 1847 bei Cerro-Gordo durch General Scott erlitt, ließ er sich, um der Friedenspartei zu begegnen, zum Dictator ernennen. Allein 19. und 20. Aug. unterlag er in den Schlachten bei Contreras und Cherubusco aufs neue, sodaß er Waffenstillstand schließen und Friedensunterhandlungen eingehen mußte. Dadurch wurde aber seine Stellung der von ihm bisher vertretenen Kriegspartei gegenüber höchst schwierig, und als 15. Sept. 1847 die mexic. Hauptstadt von Scott erstürmt worden, entfloh er nach Jamaica. Die fortdauernden heftigen Kämpfe der progressiven Volkspartei gegen die absolutistische Kirchenpartei gaben aber der letztern 1853 Gelegenheit, den von ihr gewonnenen S. wieder zurückzurufen. S. stieg 1. April in Veracruz ans Land, hielt einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und begann nun als Dictator mit großer Entschiedenheit eine neue Ordnung herzustellen. Er reorganisirte das Heer und die Milizen, erzwang die Ruhe durch Standrecht, reformirte die Justiz und entzog der indian. Bevölkerung die polit. Rechte. Auch suspendirte er die einzelnen Staatsregierungen bis zur Revision der Verfassung und setzte neue Gouverneure ein, die zugleich an der Spitze der Militärmacht standen. Allmählich wußte er alles zu beseitigen, was an die alte Föderativverfassung erinnerte, selbst die Namen der einzelnen Staaten, die er als Departements bezeichnete. Die wiederholten Empörungen der Föderalisten unterdrückte S. durch abschreckende Strenge und arbeitete im Bunde mit den Häuptern der klerikalen Faction auf die Herstellung einer Monarchie hin. Im Nov. 1853 ließ er durch die von seiner Partei beherrschten Städte Guadalaxara, Guanajuata und Veracruz die Erklärung abgeben, daß eine einjährige Dictatur zur Ordnung der zerrütteten Verhältnisse nicht genüge, womit die Aufforderung an ihn verbunden war, die unumschränkte Gewalt lebenslänglich zu behalten mit dem Titel «Durchlauchtige Hoheit» und mit dem Rechte, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Dieser erste Schritt zur Wiedererrichtung der Monarchie rief jedoch seit Febr. 1854 die republikanische und antiklerikale Partei in allen Theilen des Landes zum Aufstande. Dieselbe organisirte sich durch den sog. «Plan von Ayutla» und stürzte nach zweijährigem Kampfe den S., welcher 1855 abermals aus dem Lande flüchtete und sich nach der westind. Insel St.-Thomas zurückzog. Da die republikanische Partei in Mexico immer festern Boden gewann, so verhielt sich S. im Auslande ruhig, bis jene Partei durch die franz. Invasion und durch Errichtung des Maximilianischen Kaiserthums 1863 gestürzt wurde. Er erkannte dann das Kaiserthum an und wurde auch von Maximilian zur Rückkehr eingeladen und mit der Würde eines kaiserl. Reichsmarschalls bekleidet. Demnach begab er sich im Frühjahre 1865 nach Veracruz und bereitete sich dort zur Reise nach der Hauptstadt vor, sah sich aber schon nach wenig Tagen abermals aus dem Lande gewiesen, weil er eine zweideutige Proclamation an die Mexicaner erlassen hatte und der commandirende franz. General dem ränkevollen Mann nicht traute. S. kehrte nach St.-Thomas zurück und veröffentlichte bald darauf ein Manifest, in welchem er sich vom Kaiserthum lossagte und wieder für die kämpfende Republik auftrat. 1866 begab er sich nach Washington, um dem Gesandten der Republik Mexico seine Dienste anzubieten und eventuell mit der Regierung der Vereinigten Staaten Verbindungen

zu polit. Zwecken anzuknüpfen. Von beiden Theilen wurde er jedoch als ganz vertrauensunwürdig abgewiesen. S. lebte dann eine Zeit lang in der Nähe von Neuyark und suchte auf eigene Hand in Mexico durch Agenten für sich Anhänger zu werben. Als sich das Kaiserthum zu Ende neigte, begab er sich im Mai 1867 abermals nach Veracruz mit der Absicht, die dortige kaiserl. Garnison und sodann auch die republikanische Garnison der nahegelegenen Hafenstadt Tampico für sich zu gewinnen. Er erwartete, daß dann das ganze Heer ihm zufallen und ihn an die Spitze der Regierung stellen würde. Bei seiner Ankunft vor Veracruz stand die Garnison mit den belagernden Republikanern in Unterhandlungen wegen der Uebergabe des Platzes. Da seine Dazwischenkunft störte, er auch unter dem falschen Vorwande auftrat, daß er in Uebereinstimmung und mit Unterstützung des Gouvernements der Vereinigten Staaten handle, so wurde er vom Kapitän des im Hafen liegenden amerik. Kriegsschiffs verhaftet und beordert, sofort nach Havana zurückzusegeln. Er fuhr aber nach dem mexic. Hafen Sisal im Staate Yucatan, wurde jedoch von dem republikanischen Commandanten von Sisal 11. Juni 1867 gefangen genommen und dem Präsidenten Juarez zur weitern Verfügung überliefert. S. wurde nach Campeche, von da nach dem Fort San-Juan d'Ulloa gebracht und sollte von Juarez vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Santa-Catharina, Provinz in Südbrasilien, nördlich von der Provinz San-Pedro do Rio-Grande und südlich von der Provinz Paraná, wird von den beiden ziemlich großen Inseln Sãa-Francisco (s. d.) und Sta.-Catharina nebst zahlreichen kleinern Inseln und dem gegenüberliegenden Festlande in einer Ausdehnung von nahezu 5000 Q.-M. gebildet; früher war mit ihr die jetzige Provinz Paraná vereinigt. Das Festland der Provinz wird von Norden nach Süden von der Serra-Geral durchschnitten. Die Serra bildet eine Wasserscheide, von deren westl. Abdachung die Gewässer zum Stromgebiete des La-Plata gehören. Die Flüsse der östlichen, unter denen der Rio-Itajahy der beträchtlichste ist, ergießen sich nach verhältnißmäßig kurzem Verlaufe in den Atlantischen Ocean. Das Hochland westlich von der Serra ist vorzüglich zur Viehzucht geeignet; auf demselben liegt die Stadt Lages mit 6500 E. Die Westabdachung der Serra bis an das Meer bietet der Agricultur ausgezeichnet fruchtbare Ländereien. Die Provinz erzeugt tropische und subtropische Gewächse, ist aber auch für den Anbau europ. Culturgewächse vollkommen geeignet. 1866 zählte die Provinz 114600 E. Nach dem Finanzausweise von 1863/64 belief sich der Gesammtexport der Provinz in jenem Jahre auf 1,247706 Milreis (Mais, Reis, Mandiocamehl, Bohnen, Erdnüsse, Stärke, Zucker, Kaffee, Früchte, Eier, Butter, Häute, Hörner, Hölzer, Cigarren u. s. w.), der Import beträgt durchschnittlich 1,400000—1,800000 Milreis. Die Provinz verdankt ihren Aufschwung in neuerer Zeit vorzüglich der europ., besonders deutschen Colonisation. Die bedeutendsten dieser Ansiedelungen sind: Dona-Francisca (s. Sãa-Francisco); Blumenau (s. d.) seit 1850, mit 2500 E. (1864); die Belgische Colonie, seit 1844, mit 220 E. (1860); die alte deutsche Colonie, seit 1827, mit 320 E. (1860); die Colonie am kleinen Itajahy, seit 1860, mit 940 E. (1864); die Colonie Sta.-Isabel, seit 1841, mit 300 E. (1861), und daneben die neue Colonie, seit 1860 mit 33 Familien gegründet; die Colonie Thereſapoli, seit 1860, mit 1500 E. (1865); dann die 1827 mit 146 Familien gegründete Colonie Sãa-Pedro d'Alcantara, die seit 1844 ein eigenes Kirchspiel bildet und gegenwärtig meist wohlhabende Bewohner, Abkömmlinge jener Colonisten, zählt. Außerdem befinden sich noch in Vargem-Grande, am Ria-Bignaſſú und am Rio da Tejucas unbedeutende europ. Ansiedelungen. — Die Insel S. liegt durch einen, an der schmalsten Stelle nur 175 Klafter breiten Kanal vom Festlande getrennt. Sie ist ziemlich gebirgig, hat einige kleine Flüßchen und drei mehr aber weniger sumpfige Seen. Mehrere kleinere Inseln, besonders nördlich von der Hauptinsel, sind befestigt, was aber nicht verhinderte, daß S. 1777 von den Spaniern eingenommen und über ein Jahr besetzt gehalten wurde. Das Klima ist, mit Ausnahme einiger niedrig gelegenen Punkte, außerordentlich gesund. Der Boden war einst sehr fruchtbar, ist jetzt aber ausgebaut. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 19900 Seelen (1860), darunter 3597 Sklaven; die der Feuerstellen auf 3714. Die Hauptstadt der Insel und der ganzen Provinz ist Noſtra-Senhora de Deſterra am westl. Ufer der Insel, mit 9000 E. und einem vorzüglichen Hafen, von dem aus der Haupthandel der Provinz nach den übrigen Theilen des Reichs vermittelt wird.

Santa-Fé de Bogotá, s. Bogotá.

Santa-Maura, s. Leukadia.

Santander, die Hauptstadt (Ciudad) einer gleichnamigen span. Provinz in Altcastilien (99,3 Q.-M. mit 230396 E. Ende 1864) an der Südküste des Biscayischen Meerbusens, liegt

reizend auf einer Halbinsel am Eingange einer imposanten, von einem malerischen Gebirgskreise umgebenen Ria oder Bai, im Schos eines rebenreichen, von freundlichen Caserios und Gartenhäusern bedeckten Hügellandes. Die reiche und seit einigen Jahrzehnten rasch aufblühende Stadt wird durch eine 30,46 M. lange Eisenbahn (Venta de Baños-Santandér) mit dem centralen Bahnnetz verbunden, ist ein Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges, der wichtigste an der ganzen Nordküste Spaniens, auch Sitz eines Bischofs, und zählt (Ende 1860) 30202 E. Obschon von hohem Alter, hat sie ein modernes Ansehen und ist gut gebaut. Sie besitzt mehrere Kirchen, zwei Klöster, ein Findelhaus, ein Barmherzigkeitsstift, ein vortrefflich eingerichtetes Instituto für den höhern Unterricht, eine Zeichen-, eine Handels- und eine Schiffahrtsschule, ein Theater, zwei schöne Badehäuser, gute Gasthöfe und Cafés, literarische Cirkel u. s. w. Der Hafen ist geräumig, den größten Seeschiffen zugänglich und sehr sicher. Sehenswerth ist das Castell San-Felice und der $^3/_4$ Legua entfernte Leuchtthurm am Cabo-Mayor. Es bestehen zu S. eine Bank, eine Handelskammer und eine Menge Fabriken, unter anderm eine königl. Cigarrenfabrik, große Bierbrauereien, Dampfmühlen, Wollspinnereien, Papierfabriken und in der Nähe große Eisengießereien, Schiffswerfte und Schiffbaustätten. Alljährlich entstehen neue großartige industrielle Etablissements. Im Sommer ist S. auch ein sehr besuchtes Seebad, und in den herrlichen Waldthälern der Umgebung befinden sich sieben warme Mineralquellen. Der Hafen steht durch Dampfschiffslinien mit den übrigen Seeplätzen der Pyrenäischen Halbinsel, mit dem Auslande und mit Amerika in regelmäßiger Verbindung. Von 1848—57 steigerte sich die Schiffsbewegung von 1808 Schiffen mit 122595 Tonnen auf 2825 Schiffe mit 319983 Tonnen. 1864 kamen an 412 Dampfer von 58829 Tonnen, 994 Segelschiffe von 83273 Tonnen. Die Einfuhr betrug 12,607247, die Ausfuhr 2,906260 Thlr. Von letzterer Summe kamen allein auf die Exporte (meist Mehl) nach Cuba und Portorico 2,543089 Thlr.

Santarém, Stadt (Cindad) und wichtiger Handelsplatz in Portugal, Hauptort des Districts S., der das östl. Drittel von Estremadura einnimmt und Ende 1863 auf 109,13 Q.-M. 200679 E. zählte, liegt auf einem Hügel am rechten Ufer des Tejo, 10,8 M. im Nordnordosten von Lissabon, mit welchem es durch eine Eisenbahn (die älteste in Portugal) sowie durch regelmäßige Dampfschiffahrt in Verbindung steht. Die Stadt, Sitz eines Bischofs, ist von alten Mauern und Thürmen umgeben, wird außerdem durch eine alte maurische Citadelle (Alcaçaba) vertheidigt und hat stattliche Gebäude, 13 Kirchen, 12 ehemalige Klöster sowie das erste geistliche Seminar im Königreich und zählt 7820 E. Die fruchtbare und gutangebaute, aber den Ueberflutungen des Tejo sehr ausgesetzte Umgebung liefert Orangen und namentlich Oel im Ueberfluß. Im Mittelalter war S. die Residenz maurischer Könige, Schantar genannt, denen es 1146 entrissen wurde. Besonders denkwürdig wurde die Stadt durch die schweren Niederlagen, welche vor ihren Mauern die Almohaden 1071 und 1184 erlitten. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Stadt durch die feste Stellung Dom Miguel's berühmt, der hier in den Gefechten vom 30. Jan. 1834 an der Brücke Asseca in Vortheil blieb, aber 16. Febr. bei Almoster von Saldanha geschlagen wurde und 16. Mai in der nach der Stadt benannten Entscheidungsschlacht den Generalen Napier und Villaflor völlig unterlag, sodaß er 26. Mai die Capitulation von Evora unterzeichnen mußte.

Santerre (Antoine Josephe), General der Französischen Revolution, wurde 16. März 1752 zu Paris geboren. Beim Ausbruche der Revolution war er Besitzer einer großen Bierbrauerei in der Vorstadt St.-Antoine und stand seines ausgedehnten Geschäfts, seines Reichthums und seiner Rechtschaffenheit wegen in großer Achtung. Bei Errichtung der Nationalgarde 1789 wählte man ihn deshalb zum Anführer eines Bataillons. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich bei Erstürmung der Bastille und den Vorgängen auf dem Marsfelde. Als eifriger Revolutionsmann und Jakobiner hatte er auf die Ereignisse vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 großen Einfluß. Der revolutionäre Gemeinderath ernannte ihn hierauf zu einem der Generalcommandanten der Nationalgarde, und als solcher vermochte er viele dem Blutbade entronnene Schweizer zu retten. Marat und die übrigen Anstifter der Septembergreuel suchten ihn darum zu entfernen, indem er schon 31. Aug. zur Abhaltung einer Revue nach Versailles geschickt wurde, von der er erst 4. Sept. zurückkehrte. Er erhielt hierauf den Titel eines Divisionsgenerals und mußte die militärischen Vorkehrungen während des Proceesses und der Hinrichtung Ludwig's XVI. treffen. Um seinen militärischen Titel zu rechtfertigen, erhielt er das Commando eines neuerrichteten Corps von 20000 Mann, das gegen die Vendéer marschirte. Die Zuchtlosigkeit der Soldaten und seine Ungeschicklichkeit verhinderten ihn an jedem Erfolge. Dennoch beschloß er einen allgemeinen Angriff, wurde aber 18. Sept. 1793 bei Coron unweit Chollet von den Insurgenten gänzlich

geschlagen. Der Wohlfahrtsausschuß rief ihn zurück und ließ ihn als Freund und Anhänger des Herzogs von Orleans ins Gefängniß werfen, das er erst nach dem Sturze Robespierre's verließ. Seitdem trat er ins Privatleben zurück. Bonaparte, der ihn noch Einfluß auf die Bevölkerung von St.-Antoine zutraute, suchte ihn nach dem 18. Brumaire zu gewinnen. S. war damals immer noch reich, verlor jedoch sein Vermögen gänzlich durch unglückliche Unternehmungen. Er starb 6. Febr. 1809.

Santi (Rafael), s. Rafael Santi.

Santiago oder San-Jago, die Hauptstadt der südamerik. Republik Chile und der Provinz S. (436,18 Q.-M., nach andern 339 Q.-M., mit 341683 E. im April 1865), Sitz der Regierung und des Congresses sowie des Erzbischofs, liegt 13 M. vom Meere und 1722 F. über demselben auf einem sanft von Osten gegen Westen geneigten Terrain am Rio-Mapocho und ist seit 1863 durch die großartige (der Semmeringbahn ebenbürtige), 24,8 M. lange Eisenbahn mit der Hafenstadt Valparaiso im Nordwesten und jetzt auch durch die über San-Fernando, Curico und Talca führende Südbahn mit den Südprovinzen sowie durch gute Chausseen mit den benachbarten Orten in Verbindung gesetzt. Die Stadt wurde 24. Febr. 1541 von Pedro de Valdivia gegründet, ist ganz regelmäßig angelegt, mit breiten, sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen, die in der Mitte Kanäle fließenden Wassers, auch Gasbeleuchtung haben. Die meisten Häuser sind einstöckig aus Adobes (Luftziegeln) aufgeführt, aber geräumig, und im ganzen ist S., im Vergleich mit andern span.-amerik. Hauptstädten, noch eine unansehnliche Stadt mit nur wenigen großartigen öffentlichen Gebäuden. Unter den 20 Kirchen ist die am Hauptplatz (Plaza de la independencia) gelegene Kathedrale die bedeutendste. Vor etwa 100 Jahren begonnen, aber noch nicht vollendet, ist sie aus Trachyt nach dem Muster der St.-Johanniskirche zu Rom erbaut und enthält viele Reliquien und Ornamente, auch eine in England gefertigte ausgezeichnete Orgel. Die ehemalige schöne Jesuitenkirche La Compania wurde 8. Dec. 1863 durch einen Brand am Feste der Purissima eingeäschert, wobei an 1000 Menschen, meist Frauen und Kinder, umkamen. Sehr reich und geschmackvoll verziert ist die renovirte Kirche der Nonnen von Sta.-Clara. Das schönste unter den Staatsgebäuden ist das unter dem Generalkapitän O'Higgins für fast 1 Mill. Pesos im dorischen Stil aufgeführte, sehr ausgedehnte Münzgebäude, das den Raum eines großen Häuserquadrats einnimmt und die Wohnung des Präsidenten, verschiedene Ministerien und deren Bureaux u. s. w. enthält. Großartig ist auch das neuerrichtete Gebäude des Instituto von Chile. S. hat mehrere Marktplätze, von denen der Hauptmarkt (Plaza de Abastos) von bedeckten Markthallen umgeben ist, sowie drei hübsche Promenaden. Jenseit und auf der Nordseite des Mapocho liegt die ausgedehnte Vorstadt La-Chimba, die mehrere große Klöster und den schönen Kirchhof El-Pantheon enthält. Die Bevölkerung, deren Zahl 1830—65 von 67503 auf 115377 gestiegen, besteht fast ganz aus Weißen, span. Creolen, wozu viele Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener, Argentiner und Nordamerikaner, meist Kaufleute und Industrielle, kommen. Die große Masse bilden Lohnarbeiter, Kleinhändler und Handwerker. Den Großhandel betreiben überwiegend die Fremden. Doch ist S. weniger eine Handels- als Beamtenstadt und, als Vereinigungspunkt der Gelehrten, Künstler und großen Gutsbesitzer der Republik, vor allen andern Städten des span. Amerika eine Stadt der Intelligenz. Auch die Fabrikthätigkeit hat sich hier noch nicht entwickelt, und nur die Goldschmiedarbeiten, Gerberei und Sattlerei sind von einiger Bedeutung. Die gewöhnlichsten Handwerkserzeugnisse, namentlich Kleidungsstücke und Schuhzeug, werden in großer Masse vom Auslande eingeführt. Durch seine Anstalten für Wissenschaft und Kunst zeichnet sich S. vor allen Städten Süd- und Mittelamerikas aus, und nur wenige in der nordamerik. Union können sich hierin mit ihm messen. Großartig ist vor allem das 1813 gegründete und seitdem fortwährend erweiterte Instituto-Nacional, das aus drei Sectionen besteht. Die erste umfaßt das Gymnasium mit den Abtheilungen für Humaniora und mathem. Disciplinen (1862 mit 825 Schülern). Die zweite Section bildet die Universität von Chile, 1842 an Stelle der 1783 gestifteten Universität von San-Felipe gegründet, mit 5 Facultäten, 25 Professoren (zum Theil deutsche und franz. Gelehrte ersten Ranges) und etwa 400 Studenten. Die Universität ist zugleich mit der Direction des nationalen Volksschulwesens sowie mit der Inspection aller höhern Erziehungsinstitute betraut und hat sich durch die seit 1844 von ihr herausgegebene Zeitschrift («Anales de la Universitad de Chile») vortheilhaft bekannt gemacht. Die dritte Section ist den schönen Künsten gewidmet und zerfällt in die drei Klassen für Zeichnen und Malerei, Seulptur, Architektur. Die Sternwarte (unter 33° 26′ 25″ südl. Br. und 70° 43′ 15″ westl. L. von Greenwich) liegt auf einem 180 F. hohen isolirten Porphyrkegel und ist mit vortrefflichen Instrumenten

ausgestattet. Dieselbe wurde vom Professor Gerling in Marburg gegründet, dessen Schüler, Professor Karl Moesta, gegenwärtig Director ist. Ferner besitzt die Stadt drei höhere Schulen oder Colegios (1862 mit 68 Professoren und 1430 Zöglingen), von denen eins mit dem Instituto-Nacional verbunden, ein anderes erzbischöfl. Seminar ist. Außerdem bestehen eine Zeichen- und eine Musikschule, ein musikalisches Conservatorium, eine Kunst- und Gewerbeschule, eine Malerakademie, eine Militärakademie, eine Ackerbauschule mit Thierarzneischule, ein Hebammeninstitut, ein Findelhaus, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, mehrere gute Privatinstitute, einige Kloster- und zahlreiche öffentliche Elementarschulen. In S. befindet sich das statistische Centralbureau für Chile, welches seit 1860 ein «Anuario estadistico» herausgibt. An öffentlichen Sammlungen sind hervorzuheben die Nationalbibliothek, welcher die Bibliothek des Dominicanerklosters de Recoleta nicht nachstehen soll, das naturhistor. Nationalmuseum unter Leitung des deutschen Professors R. A. Philippi. Die Stadt hat zahlreiche und bedeutende Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art. Von öffentlichen Vergnügungsanstalten sind zu erwähnen drei Theater und ein Circus für Hahnengefechte. Sein Trinkwasser erhält S. größtentheils aus dem Rio-Mapocho. Das Klima ist trocken und großen Temperaturwechseln ausgesetzt, die mittlere Jahrestemperatur 12,68° R. Die Umgebungen sind schön, voller Baumgruppen, Gärten und Weinberge, dabei fruchtbar und gut angebaut.

Santiago de Cuba, im Lande selbst gemeinhin Cuba genannt, die Hauptstadt des östl. Departements der span. Insel Cuba in Westindien, der Haupthandelshafen der ganzen Südküste, Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs, an der Mündung des Rio-Yarayó, östlich an einer herrlichen, von majestätischen Waldbergen umschlossenen Bai weithin ausgebreitet, im obern Theile mit dem Marsfelde 157 F. über dem Meeresspiegel gelegen und gesund, im untern Theile während der nassen Jahreszeit Fiebern unterworfen, hat wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige, flachgedeckte Häuser, die, mit ihren Galerien und Veranden in üppiger Vegetation über- und nebeneinander gruppirt, einen überraschenden Anblick darbieten. An der Plaza de Armas erheben sich die Kathedrale vom gewöhnlichsten Stil und andere ausgedehnte Gebäude. Die Stadt hat acht Kirchen, zahlreiche Klöster und Armenhäuser, ein Waisenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, Gefängnisse, Kasernen, drei Brücken, ein ziemlich ansehnliches Theater, 20 Elementarschulen, zwei Druckereien, eine philharmonische und eine patriotische Gesellschaft. Sie zählte 1861: 36752 E., während sie 1841 nur 24753 hatte, darunter 9326 Weiße, 7492 Farbige und 7935 Sklaven. Durch Erdbeben hat S. wiederholt (z. B. 20. Aug. und 26. Nov. 1852) große Verluste erlitten. Der Hafen ist durch die Berge geschützt, für die größten Schiffe tief genug und durch zwei Castelle vertheidigt, hat aber eine enge und schwierige Einfahrt. Die Hauptausfuhrartikel sind Taback, Kaffee, Zucker und Kupfererz. Letzteres kommt aus den im Nordwesten in einer wilden, bis 6522 F. hohen Gebirgsgegend gelegenen Minen von El-Cobre, wohin eine 1,9 M. lange und kostspielige Eisenbahn führt. El-Cobre ist außerdem bekannt als Wallfahrtsort mit wunderthätigem Madonnenbild. Die Kupferminen jenes Gebirgs veranlaßten Velasquez 1514 an der Bai einen Hafen zur Ausfuhr des Metalls zu gründen. Erst 1522 wurde die Stadt S. an ihre jetzige Stelle verlegt, zugleich zur Hauptstadt der Insel und 28. April 1523 zum Bischofssitz erhoben. Darauf wechselte S. mit der 13 M. im Westnordwesten gelegenen und (1861) 7411 E. zählenden Stadt Bayamo als Regierungssitz, bis 1607 die Insel in zwei Provinzen mit den Hauptstädten Havana und Cuba getheilt und erstere zur Residenz des Generalkapitäns erhoben wurde.

Santillana (Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von), als Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich berühmt, wurde 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes geboren. Schon früh verlor er Vater und Mutter. Der König Heinrich III. von Castilien ernannte daher den Gemahl seiner Vaterschwester, Don Alonso Enriquez, zu seinem Vormund, in dessen Haus er bis zum 16. J. blieb. Nachdem er sich 1418 mit Doña Catalina de Figueroa vermählt hatte, erhielt er in dem Kriege gegen die Aragonier den Oberbefehl über 300 Reiter und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit so sehr aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. Auch in den Kriegen gegen die Mauren von Granada 1431 und 1438 bewies er sich ebenso sehr als muthigen Vorkämpfer wie als erfahrenen Feldherrn, und zum Lohne dieser Verdienste und seiner geschickten Vermittelung, durch die Johann II. aus der Gewalt des Königs von Navarra befreit wurde, erhielt er die Markgrafschaft Santillana, die er sich jedoch erst erobern mußte. Erst nachdem er dies bewerkstelligt und zu der Besiegung des Königs von Navarra in der Schlacht von Olmedo 1445 wesentlich beigetragen, wurde er förmlich zum Marques von S. ernannt und erhielt den damals noch seltenen Titel Don. 1446 eroberte er die Stadt

Torrija. 1452 trat auch er der Verschwörung der castil. Großen bei, um den Günstling Alvaro de Luna zu stürzen. In noch größere Gunst kam er bei Johann's Nachfolger, König Heinrich IV. S. starb 25. März 1458 in Guadalajara. Von seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Los proverbios», ein didaktisches Gedicht zum Unterricht des nachmaligen Heinrich IV.; «Bias contra fortuna», ein moralisirender Dialog; «Refranes que dicen las viejas tras el huego», die älteste span. Sprichwörtersammlung; die berühmte «Comedieta de Ponza», ein allegorisches Gedicht in dantesker Manier, das man seines Titels wegen mit Unrecht unter die Anfänge des span. Dramas zählte. S. gehört unter die in der ältesten Geschichte der span. Nationalliteratur epochemachenden Männer. Er hat vorzüglich beigetragen, die castil. Kunstdichtung theils nach dem Muster der spätern provenzal.-catalon. Hofpoesie, theils nach der classisch-gelehrten italienischen umzugestalten, und war unstreitig eine der ersten Zierden an dem poetischen Hofe Johann's II. Obschon seine Gedichte an den Zeitübeln, pedantischer Gelehrsamkeit und vorherrschend didaktischer Richtung, leiden, so zeugen sie doch von wahrhaft poetischen Anlagen, echtem Nationalgefühl und großer Gewandtheit in Sprache und Ausdruck. Unter den mehr volksthümlichen sind namentlich die «Serranillas» von bezaubernder Anmuth, wie z. B. die reizende «Moza tan fermosa». S.'s «Obras» gab mit Einleitungen und Commentaren Amador de los Rios (Madr. 1852) heraus.

Säntis oder Sentis, auch der Hohe Säntis genannt, der nordöstlichste Gebirgsstock der Schweizer Alpen, im Canton und im Südwesten von Appenzell, bietet auf der äußersten Spitze seiner Felspyramide, einer wenige Quadratklafter großen, kahlen Fläche von 7709 F. absoluter Höhe, die von guten Steigern in 6—7 St. erreicht wird, ein überraschendes Panorama dar. Man überschaut den Bodensee und das Rheinthal, das schwäb. Oberland bis zur Rauhen Alp, erblickt den Rigi, Pilatus, Titlis, Tödi, die Berner Alpen, den Galenstock der St.-Gotthardgruppe, die Graubündtener Alpen, die Tiroler und Vorarlberger Berge. Zum Hinabweg gegen Süden nach Wildhaus braucht man bei sicherm Tritt nur 3 St.

Santolina, Name einer zu den Compositen, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden Gattung von Halbsträuchern, welche sich durch kleine ausdauernde, bald grüne, bald grau- bis weißfilzige, gedrängt stehende, nadel- oder schuppenförmige, oft in vier Reihen geordnete Blätter und durch kleine, halbkugelige oder eiförmige, einzeln am Ende der aufrechten, meist gleichhohen Zweige stehende Blütenkörbchen mit dachziegelschuppiger Hülle und gelben Blüten auszeichnen, und der Gattung Achillea (Schafgarbe) zunächst stehen. Die Blütenkörbchen haben einen ganz kurzen Strahl, die zusammengedrückt-vierkantigen Früchte keinen Pappus. Fast alle Arten gehören der Flora der Mediterranländer an. Die bekannteste ist das sog. Cypressenkraut (S. Chamaecyparissus L.), ein kleiner, immergrüner Strauch mit vierzeiligen, fleischigen, kahlen Schuppenblättchen, welche so klein sind, daß die Aestchen wie mit vier Reihen von grünen Zähnen besetzt erscheinen. Diese wohlriechend-aromatische Pflanze wird bei uns als Topfgewächs und auch im Freien allgemein cultivirt und steht namentlich bei den Landleuten wegen ihres Aroms und ihrer angeblichen Heilkraft in Achtung. Das bitter und gewürzhaft schmeckende Kraut (Herba Santolinae oder Abrotani montani) ist als magenstärkendes Mittel auch officinell.

Santorin oder Thera, die südlichste Insel der zu Griechenland gehörigen Cykladen, ist kaum 2 Q.-M. groß und bildet mit Amorgo und einigen andern Nachbarinseln die Eparchie Thera. Mit ihrem vulkanischen Boden ist sie eine der merkwürdigsten Inseln der Erdoberfläche. Ihre sichelförmig eingebuchtete Westküste steigt 1000 F. hoch steil empor, ihr höchster Berg, der St.-Elias, der auf seiner Spitze ein Kloster trägt, erhebt sich 1887 engl. F. Ihr westlich gegenüber liegen die Inselchen Therasia und Asproniſi, mit denen sie geologisch ein Ganzes bildet: einen mit über 200 Faden tiefem Wasser ausgefüllten Krater. Die Versuche der Natur, in der Mitte dieses Kraters einen Vulkan zu bilden, haben, soweit Geschichte und Tradition reicht, nicht aufgehört. Im J. 237 v. Chr. fand die vulkanische Trennung Therasias von Thera statt. Um 197 v. Chr. erhob sich in dieser Mitte das Eiland Hiera, jetzt Paläa-Kaimeni (die Alte Verbrannte) genannt, und wahrscheinlich später noch mehrere Felsen in der Nähe. Es geschah dies unter heftigen Erdbeben und andern vulkanischen Erscheinungen, wie Eusebius, Strabo, Justinus und Plutarch berichten. 1427 erhielt dieses Inselchen eine neue Vergrößerung, und 1573 bildete sich das Eiland Mikra-Kaimeni (die Kleine Verbrannte), nordöstlich von Paläa-Kaimeni, und endlich 1707—9 zwischen beiden die Insel Nea-Kaimeni (Neue Verbrannte), bei welcher seit dem Jan. 1866 abermals heftige vulkanische Eruptionen und Neubildungen kleiner Inseln stattfinden. Am südöstl. Ufer hat sich der Georgvulkan erhoben; am südwestlichen entstand aus aufquellenden Lavamassen die später mit Nea-Kaimeni

verbundene Insel Aphroessa nebst andern Inselchen. Die Untersuchungen vieler Geologen an Ort und Stelle sind der Buch'schen Theorie der Erhebungskrater, von denen gerade S. das schönste und schlagendste Beispiel sein sollte, nicht günstig. Nirgends sieht man auf der Insel fließendes Wasser, dagegen überall Cisternen. Die Küsten sind größtentheils fast unzugänglich, ihre ausgeglühten Lava- und Aschenmassen vegetationslos. Landeinwärts, wo die vulkanischen Massen verwittert, ist der Boden sehr fruchtbar an Gerste, Baumwolle, Südfrüchten und vorzüglichen Weinen. Berühmt ist der weiße und rothe Vino Santo (süß mit bitterlichem Nachgeschmack), der am häufigsten nach Odessa ausgeführt wird, wofür man Getreide zurückbringt. Auch Puzzolanerde kommt zur Ausfuhr. Ueberall sieht man Trümmer aus dem Alterthume; am bedeutendsten sind die von Oa, ein Theil der Stadtmauer, Säulenreste, Gräber, Inschriften. Die Einwohner, etwa 22000 an der Zahl, welche theils griechisch-, theils römisch-katholisch sind und für jede Confession einen eigenen Bischof haben, sind thätig, mäßig und besitzen viele Freiheiten. Man zählt 5 Flecken und etwa 50 Dörfer, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut und deren Häuser übereinander terrassirt sind. Der Hauptort ist Thera an der Westküste, mit einem Hafen und vielen Weinkellern. Erst 1537 wurde den Venetianern die Insel durch Khair-ed-din Barbarossa entrissen und von den Türken Degirmenlik genannt. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres» (1840); Landgrebe, «Naturgeschichte der Vulkane» (Gotha 1855); Petermann in den «Mittheilungen» (Jahrg. 1866); Fritsch, Reiß und Stübel, «Santorin» (Heidelb. 1867).

São-Francisco, Insel, zum nördl. Theile der brasilian. Provinz Santa-Catharina (s. d.) gehörig, hat für Schiffe von nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Faden Tiefgang einen sichern Hafen an ihrem nordwestl. Ufer bei dem Städtchen Nostra-Senhora da Graça, bekannt unter dem Namen São-Francisco. Die Insel ist von etwa 8000 E. bevölkert und hat ein gesundes Klima und fruchtbaren Boden. S. hat erst durch die Gründung der Colonie Dona-Francisca 1850 am gegenüberliegenden Festlande an Bedeutung gewonnen. Diese Colonie, vom hamburger Colonisationsvereine auf den von der brasilian. Nation der Schwester des Kaisers Dom Pedro II. bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Joinville geschenkten Ländereien gegründet, zählte 1863 4120 E., und zwar 3374 Protestanten und 746 Katholiken, in 785 Wohnhäusern.

Saône (spr. Sön), bei den Alten Arar, später Sauconna genannt, der bedeutendste Nebenfluß des Rhône, entspringt 1218 F. hoch auf den Sichelbergen bei dem Dorfe Vioménil, $1\frac{1}{3}$ M. östlich von Darney im Depart. Vogesen, nimmt rechts nur kleine Flüsse, wie die Tille und Ouche, links unter andern den Dignon, den Doubs, die Seille und Reyssouse auf, berührt, erst südsüdwestlich fließend, die Städte Jussey, Châtillon, Gray, wo sie schiffbar wird, Auxonne, St.-Jean de Lône, Verdun, Châlon, dann, sich südwärts wendend, Tournus, Mâcon, Trévoux und vereinigt sich in 498 F. Seehöhe unterhalb Lyon mit dem Rhône, nach einem Laufe von 61,3 M., wovon 49,2 schiffbar sind. Von Châlon an findet lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr statt. Auch mündet dort der Canal-du-Centre, der sie mit der Loire, und bei St.-Jean de Lône der Kanal von Burgund und der Rhône-Rheinkanal, welche sie mit der Seine und dem Rhein in Verbindung setzen. Die S. durchläuft nur flache, meistens muldenförmig eingesenkte Thalgründe, die von den sie umgebenden sanfthügeligen oder ebenen Landschaften nur sehr wenig überhöht werden. Von Châlon an begleitet ihr östliches Ufer die Lyoner Eisenbahn. Nach ihr werden zwei Departements benannt. — Das Depart. Obersaône (Haute-Saône), im östl. Frankreich, früher ein Bestandtheil der Franche-Comté, zwischen den Depart. Maas, Vogesen, Oberrhein, Doubs, Jura, Côte-d'Or und Obermarne gelegen, zählt auf 96,98 Q.-M. 317706 E. im J. 1866 (gegen 347469 im J. 1851), wird von Aesten der Vogesen durchzogen und außer der S., dem Hauptflusse, von dem Dignon, Drugeon, der Amance und Lanterne durchflossen. Der Boden, meist steinig und thonig, ist doch auch in vielen Gegenden fruchtbar und mit beträchtlichen Waldungen (fast 28 Q.-M.) bedeckt. Die vorzüglichsten Producte sind Holz, Wein, Obst, Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Eisen, Steinkohlen, Mauer- und Bruchsteine, Kalk, Thon, Granit und Marmor. Die Einwohner beschäftigen sich nächst dem Getreide- und Weinbau besonders mit Bergbau auf Steinkohlen und gutes Eisen (woran das Departement das reichste von allen ist), und mit Verarbeitung des letztern, mit Glasfabrikation, Leinenmannfactur und Bereitung von Bieren und Kirschwasser. Auch gibt es einige Mineralquellen, z. B. Luxeuil, Drèpes, Veloncourt. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Vesoul, Gray und Lure mit 28 Cantonen und 583 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Vesoul. — Das Depart. Saône-Loire, im südöstl. Frankreich, zwischen den Depart. Côte-d'Or, Jura, Ain, Rhône, Loire, Allier und Nièvre gelegen und aus Bestandtheilen des eigentlichen Burgund und

des Maconnais zuſammengeſetzt, zählt auf 156,23 Q.-M. 600006 E. im J. 1866 (gegen 582137 im J. 1861 und gegen 574745 im J. 1851), die ſich mit Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bergbau auf Eiſen und Steinkohlen, Eiſen- und Glasfabrikation und Bereitung von Wollwaaren beſchäftigen. Der Boden, von mehrern Berg- und Hügelketten, beſonders von dem Gebirge von Charolais durchzogen, iſt bald gebirgig und ſteinig, bald lehmig und ſandig, aber größtentheils ſehr fruchtbar, trägt Holz, Wein (Maconnais, in einem gewöhnlichen Jahre 700000 Hektoliter), Getreide, Garten- und Hülſenfrüchte, hat an den das Departement durchſtrömenden Flüſſen, der S., der Loire, dem Doubs, dem Arroux und der Seille, viel ſchöne Wieſen und iſt reich an Mineralien, z. B. Braunſtein, Bauſteinen, Marmor. Induſtrie und Handel ſind nicht unbedeutend. Die fünf Arrondiſſements ſind: Mâcon, Autun, Châlon-ſur-Saône, Charolles und Louhans, zuſammen mit 48 Cantonen und 585 Gemeinden. Hauptſtadt iſt Macôn (ſ. d.).

Saphir, Sapphir, die übliche Bezeichnung für eine Edelſteinart, welche zu der Mineralſpecies Korund gehört. Das Mineral iſt weit härter als Quarz und wird deshalb in ſeinen unreinen Varietäten, die man Schmirgel (ſ. d.) nennt, gepulvert zum Schleifen anderer harter Steine verwendet. Daſſelbe beſteht weſentlich nur aus Thonerde (Aluminium und Sauerſtoff), enthält aber in der Regel kleine Beimengungen von Eiſenoxyd und andern Pigmenten, welche ihm verſchiedene Farben verleihen. Die mehr oder weniger durchſichtigen blauen Varietäten nennt man vorzugsweiſe S., die rothen Rubin, die trüben oft grauen Korund oder Diamantſpat, die unreinen, grauen und nicht kryſtalliſirten Schmirgel. Der S. kommt theils in ſtumpfeckigen Stücken und rundlichen Körnern, theils in Kryſtallen vor und iſt zuweilen zwei- bis dreifarbig geſtreift, zum Theil läßt er im Sonnenlichte oder lebhaften Kerzenlichte einen ſechsſtrahligen ſternförmigen Lichtſchein wahrnehmen, und dergleichen Stücke werden Sternſaphire oder Aſterien genannt. Wegen ſeiner bedeutenden Härte, ſchönen Farbe und ſeines herrlichen Glanzes iſt der S. als Edelſtein ſehr beliebt und wird dem Diamant am nächſten geſtellt. Man verwendet die S. zu Ring- und Nadelſteinen und die ſehr hellen auch zu Objectivlinſen für Mikroſkope. Die blaſſen S. werden zuweilen durch vorſichtiges anhaltendes Glühen entfärbt und dann für Diamanten ausgegeben, denen ſie allerdings unter allen Mineralien am meiſten gleichen; doch kann man ſie dadurch unterſcheiden, daß ſie vom Diamant geritzt werden und einen weißen Strich geben. Die S. finden ſich in Schuttland und dem Sande der Flüſſe, mit Granat, Zirkon, Feldſpat- und Kalkſpatgeſchieben in Ceylon, Siam und China, aber auch einzeln in Sachſen, Böhmen, Frankreich und Portugal; in Baſalt eingewachſen bei Kaſſel am Rhein, Niedermendig beim Laacher See und im Siebengebirge. Blaue Turmaline, blaue Beryllе und blaue Cyanite werden öfters für S. ausgegeben. Was die Alten S. nannten, iſt Lapurſtein.

Saphir (Moritz Gottlieb), Journaliſt und Schriftſteller, geb. 8. Febr. 1795 im ungar. Landſtädtchen Lovas-Bereny von jüd. Aeltern, war anfangs für den Kaufmannsſtand beſtimmt, wurde aber, als er entſchiedene Abneigung dagegen zeigte, nach Prag geſchickt, um auf den dortigen jüd. Lehranſtalten den Talmud zu ſtudiren. Einige Gedichte, die in der «Pannonia» des Grafen Feſtetics Aufnahme fanden, entſchieden hier bald für ſeine fernere Laufbahn. Sich ausſchließlich der Literatur zuwendend, ging er zunächſt nach Wien, wo er Mitarbeiter an der «Theaterzeitung» wurde. Als er 1825 die Weiſung erhielt, Oeſterreich zu verlaſſen, wandte er ſich nach Berlin, wo er die «Berliner Schnellpoſt» (1826—29) und den «Berliner Kurier» (1827—29) herausgab, zwei Witzblätter, die ihm manche Unannehmlichkeiten zuzogen. Um dieſen zu entgehen, ſiedelte er nach München über, wo er zwei ähnliche Zeitſchriften begründete. 1830 machte er eine Reiſe nach Paris und trat hier 1832 zur prot. Kirche über. Nachdem er 1834 nach Wien zurückgekehrt, begann er 1837 die Herausgabe des «Humoriſten», den er bis zu ſeinem Tode fortführte. Er ſtarb in der Nacht vom 4. auf den 5. Sept. 1858 zu Baden bei Wien. S. entwickelte während ſeines Aufenthalts in Wien eine ungemeine literariſche Thätigkeit. Neben dem genannten Blatte ließ er ſeit 1850 alljährlich einen humoriſtiſch-ſatiriſchen Volkskalender erſcheinen. Schon früher hatte er «Geſammelte Schriften» (4 Bde., Stuttg. 1832), «Neueſte Schriften» (3 Bde., Münch. 1832) und «Dumme Briefe» (Münch. 1834) herausgegeben. Dieſen folgten unter anderm: die «Humoriſtiſche Damenbibliothek» (6 Bde., Wien 1838—41); «Fliegendes Album für ernſte und heitere Declamation» (2 Thle., Lpz. 1846; 3. Aufl. 1858); «Humoriſtiſche Abende» (2. Aufl., Lpz. 1853); «Wilde Roſen» (3. Aufl., Wien 1865); «Converſations-Lexikon für Geiſt, Witz und Humor» (Dresd. 1852); «Pariſer Briefe» (Wien 1855) und «Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire» (Wien 1855—56; 2. Aufl. 1863). Obgleich S. ein bedeutendes humoriſtiſches und ſatiriſches Talent beſaß und namentlich die Kunſt des Wortſpiels und Wortwitzes trefflich handhabte, hat

er doch nichts von bleibendem Werth geschaffen. Alle seine Arbeiten zeigen Mangel an Ideen sowie an tüchtiger Gesinnung. Eine Auswahl von S.'s sämmtlichen Schriften erschien nach seinem Tode (3. Aufl., 10 Bde., Brünn 1864—65).

Sapieha, eine früher sehr mächtige, noch jetzt vorhandene litauische und galizische Fürstenfamilie, die von dem Großherzoge von Litauen, Gedimin, abstammt und den poln. Königen aus dem jagellonischen Hause nahe verwandt war. Der erste, der diesen Namen führte, soll der Fürst Puniganylo gewesen sein. Sein Sohn Sunigal, gest. 1420, trat mit Jagello zum Christenthume über. Mit den Söhnen des letztern, Bogdan und Iwan, theilte sich das Geschlecht in zwei Linien, in die von Siewier und die von Kodnia. — Aus der ersten Linie stammt Lew S., geb. 1557, der seine Ausbildung zum Theil auf der Universität zu Leipzig erhielt und gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Reichstagen durch seine Beredsamkeit große Aufmerksamkeit erregte. Er nahm theil an dem Kriege gegen Rußland unter Stephan Bathori und schloß dann mit Rußland einen 10jährigen Frieden. Nach Stephan's Tode wurde besonders durch seine und Jan Zamoyski's Bemühungen der König Sigismund III. von Schweden auf den poln. Thron erhoben. In Litauen führte S. zuerst ordentliche Gerichte ein, auch sammelte und veröffentlichte er das litauische Statut (Krakau 1614). Er war im Calvinismus erzogen, wurde aber von dem Jesuiten Skarga zur kath. Kirche zurückgeführt. Nach Ablauf des Friedens mit Rußland begab er sich wieder nach Moskau zu Boris Godunow. Unter großen Gefahren gelang es ihm, den Frieden auf 20 J. zu verlängern. Als dennoch Sigismund III. Rußland angriff, um die Ansprüche des falschen Demetrius geltend zu machen, gelang es S., trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Kriegs, Rußland zu vermögen, daß es Smolensk abtrat. 1625 wurde er als Großkronhetman gegen Gustav Adolf, der in Litauen eingefallen war, gesendet, ohne durch seine Tapferkeit dessen Fortschritte völlig aufhalten zu können. Er starb 1633. — Jan Piotr S., Staroſt von Uswiat, geb. 1569, nahm, nachdem er sich schon unter dem Hetman Chodkjewicz während des Kriegs gegen die Schweden und in der Schlacht bei Kirchholm durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, an dem Zuge theil, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau unternahmen, und erwarb sich, indem er die Moskowiter überall mit äußerster Kühnheit angriff, mit seinen wilden Scharen alles mit Feuer und Schwert verheerte und bis Moskau vordrang, einen bis nach Asien hin Furcht und Schrecken verbreitenden Namen. Nachher kam er in den Verdacht, mit den Bojaren in ein heimliches Einverständniß getreten zu sein, um sich zum Herrscher von Rußland zu machen. Er starb im Palaste der Zaren zu Moskau 1611. — Unter Johann Sobieski gelangte die Familie S. zu dem größten Ansehen und den höchsten Staatswürden. Kazimierz S. wurde Großhetman von Litauen und Wojwode von Wilna. Da er die Freigüter der Geistlichkeit mit Truppen belegte, that ihn der Bischof von Wilna in den Bann, wodurch große Verwirrungen in Polen herbeigeführt wurden. Auch unter August II. veranlaßten die S. blutige Zerwürfnisse in Litauen und geriethen mit den Häusern Radziwill und Oginski in Streit. — Kazimierz S., Feldzeugmeister von Litauen, war Marschall des Reichstags von 1788 und stand wegen seines edeln Patriotismus in allgemeiner Achtung. — Alexander S., geb. 1770 zu Paris, wohin seine Aeltern während Polens innerer Unruhen sich begeben hatten, machte, nachdem er in Polen seine Bildung erhalten hatte, um die stammverwandten slaw. Völker kennen zu lernen, eine Reise durch die slaw. Länder Oesterreichs, die er in einem 1811 erschienenen poln. Werke beschrieb. Er widmete sich dann besonders dem Studium der Naturwissenschaften und wurde Mitglied der warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften, die er reich dotirte. Er starb 1812. — Leon S., Haupt der galizischen Linie des Hauses, geb. 1802, erblicher Reichsrath und Landmarschall für Galizien, hat sich durch Einführung von Musterwirthschaften auf seinen ausgedehnten Besitzungen große Verdienste um die Landescultur erworben.

Sapindus, Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, Typus der dikotylen nach ihr benannten Familie der Sapindaceen, besteht aus stattlichen, schönstämmigen, breitkronigen Bäumen des tropischen Asien, Afrika und Amerika, welche paarig oder unpaarig gefiederte Blätter, reichblütige Rispen und Blüten mit vier- bis fünftheiligem Kelch, ebenso vielen Blumenblättern, 8—10 auf einem Ringe eingefügten Staubgefäßen und einen Stempel besitzen und Steinfrüchte hervorbringen. Berühmt ist S. Saponaria L., der gemeine Seifenbaum des tropischen Amerika. Derselbe wird 30 F. hoch und zeichnet sich durch die weißrindigen Aeste der weitausgespreizten Krone, durch die breitgeflügelten Stiele der drei- bis vierpaarigen Blätter, durch seine stachelbeergroßen, glänzenden, wie gefirnißt aussehenden Früchte und besonders dadurch aus, daß deren mit Wasser schäumendes Fruchtfleisch anstatt Seife zum Reinigen der Wäsche benutzt werden kann. Wegen des sehr scharfen Saftes soll aber die Wäsche

bedeutend leiden. Die unter dem Namen Nuces Hae Saponariae in Südamerika officinellen Früchte werden dort gegen Wechselfieber angewendet.

Saponāria, Seifenkraut, nannte Linné eine zur 10. Klasse, 2. Ordnung, seines Sexualsystems gehörende Pflanzengattung aus der Familie der Nelkengewächse, weil die Wurzel der verbreitetsten Art derselben, das gemeine Seifenkraut (S. officinalis), mit Wasser gerieben wie Seife schäumt. Die Arten dieser Gattung, Kräuter und Halbsträucher Europas und der Mediterranzone, besitzen, wie alle Nelkengewächse, gegenständige und ganzrandige Blätter und Zwitterblüten mit röhrigem Kelche, fünfblätteriger Blumenkrone, deren langgenagelte Blätter am Schlunde mit einer häutigen Schuppe versehen sind, 10 Staubgefäßen und 2 Griffeln. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige mit vier Zähnen aufspringende Kapsel. Die obengenannte, an Flußufern, Hecken und Gebüschen wild vorkommende, auch häufig mit gefüllten Blumen zur Zierde angebaute Pflanze ist ein perennirendes Kraut meist mit kriechendem, vielköpfigem Wurzelstock, 1—2 F. hohem Stengel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern und großen, zu einem endständigen, aus kleinen Trugdolden bestehenden Strauß gruppirten Blüten mit purpurn angehauchtem Kelche und weißen oder röthlichen Blumenblättern. Das seifenartige Schäumen des zerriebenen Wurzelstocks beruht auf dem Vorhandensein eines eigenthümlichen Stoffs, des Saponins, welcher einen scharfen Geschmack besitzt, im Wasser löslich ist und als Pulver Niesen erregt. Die Seifenkrautwurzel soll wirklich zum Reinigen der Schafwolle gebraucht werden können, weshalb diese Pflanze in Schlesien hin und wieder von Schäfereibesitzern angebaut wird.

Saporoger, d. h. die jenseit der Wasserfälle (des Dnjepr) Wohnenden, bilden eine der beträchtlichsten Colonien der maloroſſiſkiſchen oder kleinruſſ. Kosacken und wurden schon an den untern Gegenden des Dnjepr angesiedelt, um das damals den Polen gehörende ukrainische Kosackenland gegen die Einfälle der Tataren zu schützen. Sie lebten hier ehelos und in großer Unabhängigkeit, und als längst die Tatarenherrschaft gebrochen war, verharrten sie dennoch, um sich ihre Freiheit besser wahren zu können, in diesen Wohnsitzen. Durch kosackische Flüchtlinge, die sich der poln. Herrschaft zu entziehen suchten, wurde ihre Anzahl mit der Zeit außerordentlich verstärkt; sie breiteten sich allmählich bis in die Hochlande des Dnjepr und gegen den Bug und Dnjestr zu aus und machten sich hier überall ansässig. Es war etwa zu Anfange des 17. Jahrh., als die S. sich gänzlich von ihrem Muttervolke, den kleinruss. Kosacken, trennten, indem sie statt des Kosackenhetmans einen eigenen Koschewoi-Ataman wählten und einen völlig kriegerischen Staat unter sich begründeten. Ihr Hauptsitz war ein befestigtes Lager, das, obgleich es oftmals wechselte, doch stets in der Gegend der Dnjepr-Wasserfälle sich befand. Als sie noch mit den Kleinrussen verbunden waren, galt Konew, dann Tscherkassy am Dnjepr als ihre Hauptstadt, später waren es Terechtemirow und andere Orte. Höchst eigenthümlich war die Verfassung dieses kleinen militärischen Volks, welches durch seinen kriegerischen Geist und seine stets rege Kampflust sehr bald den Russen viel zu schaffen machte, weil diese, nachdem sie der Polenherrschaft ein Ende gemacht hatten, auch sie selbst in ihren Freiheiten beschränken wollten. Die blutigsten Aufstände fielen hier vor, und Schweden, Oesterreicher und Türken wußten nacheinander diesen kriegerischen Geist der S. zu benutzen und sie wider die Russen aufzuwiegeln. Die Saporogischen Kosacken bestehen noch in Rußland, nur haben sie schon durch die Kaiserin Katharina II. 1792 ein anderes Land zu ihrem Wohnsitze angewiesen bekommen, nämlich die Halbinsel Taman am Asowschen und Schwarzen Meere, der Insel Krim gegenüber, und den ganzen Landstrich zwischen dem Kubanflusse und dem Asowschen Meere bis an die Flüsse Jeja und Laba. Es ist ein Ländergebiet von mehr als 1000 Q.-M., wo sie gegenwärtig unter dem Namen der Tschernomorischen Kosacken oder der Kosacken des Schwarzen Meeres eine neue wohlgeordnete Militärverfassung besitzen. Im übrigen stehen sie unter dem Oberkriegscollegium des Reichs und in Civilangelegenheiten unter dem Gouverneur der kaukas. Provinz. Ihre Anzahl belief sich 1838 auf 56500 Individuen männlichen Geschlechts; doch halten sich jetzt auch viele Frauen in gesetzlicher Ehe unter ihnen auf, sodaß, die Weiber mit eingerechnet, ihre Zahl auf 100000 Individuen anzuschlagen ist. Vgl. Engel, «Geschichte der Ukraine und der Ukrainschen Kosacken» (Halle 1796); Skalkowski, «Istorija Nowoj Setschi» (2. Aufl., Odessa 1846).

Sappe heißt derjenige Laufgraben (s. d.), dessen Brustwehr nicht blos aus der mittels des Grabens gewonnenen Erde besteht, sondern hinten mit Sappenkörben, $2\frac{1}{2}$ F. hoch und $1\frac{1}{2}$ F. dick, versehen ist. Die S. wird überall angewendet, wo der Laufgraben im feindlichen Kartätschenfeuer gebaut werden muß. Die Körbe vermehren nicht allein die Festigkeit der Brustwehr und erlauben eine steilere Böschung ihrer hintern Fläche, sodaß die vertheidigende Infanterie sich näher und besser gedeckt aufstellen kann, sondern dienen vorzüglich dazu, den Arbeitern

ſchneller, als beim gewöhnlichen Bau möglich iſt, eine Deckung zu gewähren. Je nach der Art der Ausführung unterſcheidet man die gemeine S., welche mit Laufgraben gleichbedeutend iſt, und die flüchtige S., bei welcher eine Reihe von Sappenkörben auf einmal geſetzt und gleichzeitig durch halb ſo viele Arbeiter gefüllt wird. Sie iſt nur außerhalb des Gewehrfeuers der Feſtung anwendbar, deshalb benutzt man auch nur die Nacht zu dieſen Arbeiten. Die völlige S., welche ſonſt angewendet werden muß, unterſcheidet ſich von der vorigen blos in der Art der Ausführung des Baues, indem mit großer Vorſicht und unter beſtändiger Deckung des Rollkorbes nur ein Sappenkorb nach dem andern geſetzt und gefüllt wird. Die doppelte S. hat auf 12 F. Entfernung zwei parallele Bruſtwehren, von denen jede ebenſo wie die vorige gebaut wird. Die bedeckte S. iſt 7 F. auf der Sohle breit und beſteht aus auf hölzerne Rahmen gelegten Bohlen oder Faſchinen als Decke, die noch durch daraufgeworfene Erde verſtärkt wird. Der Form nach hat man nun die S. geradeaus, welche einfach und auch doppelt ſein kann; die Wende- oder Schlangenſappe, die in Bogenlinien geführt iſt; die Zwerchwall- oder kubiſche S., welche in kurzen, rechtwinkelig gebrochenen Linien vorgeht und durch die hierbei gebildeten Traverſen noch mehr Deckung erhält; die Rautenſappe, deren Traverſe die Form eines verſchobenen Quadrats hat. Sappenbündel ſind 3 F. lange, 6—8 Zoll dicke Faſchinen, welche da, wo zwei Körbe zuſammenſtoßen, eingeſetzt werden. Zu mehrerer Befeſtigung der Körbe werden oben über dieſelben drei Faſchinen von 10 F. Länge aufgenagelt.

Sappeurs heißen diejenigen Genietruppen, welche den Bau der gemeinen und flüchtigen Sappe (ſ. d.) zu leiten und den der völligen, doppelten und bedeckten Sappe auszuführen haben. Da das Sappiren mit unter die gefährlichſten Arbeiten gehört, ſo wurde früher der vorderſte Sappeur durch Bruſtharniſch und Helm gegen Flintenſchüſſe geſchützt und nach jedem geſetzten Korbe von ſeinem Hintermann abgelöſt. Jetzt deckt man ihn von vorn durch den Rollkorb, von der Seite durch eine Sandſackmaske, die gegen die vorderſten Körbe gelehnt wird, und erſt nach drei Körben wird der vorderſte Sappeur abgelöſt. Die Arbeit iſt unter eine Sappeurbrigade von 6—8 Mann vertheilt, welche hintereinander ſtehen. Jedem iſt ein beſonderer Theil der Arbeit angewieſen. Alle 6 St. muß die Brigade abgelöſt werden.

Sappho (in der Namensform des lesbiſch-äoliſchen Dialekts Pſappho), die berühmteſte griech. Dichterin, von den Alten mehrfach als zehnte Muſe gefeiert, war um 612 v. Chr. in Ereſos auf der Inſel Lesbos geboren, Tochter des Skamandronymos und der Kleis. Wahrſcheinlich ſiedelte ſie mit ihren Aeltern frühzeitig nach Mitylene, der Hauptſtadt der Inſel, über, wo ſie ihre muſikaliſche und dichteriſche Bildung empfing und dann eine förmliche Schule der Dichtkunſt und Muſik eröffnete, indem ſie einen Kreis von Freundinnen und Schülerinnen um ſich ſammelte, an denen ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit hing, und von denen ſie eine ähnliche leidenſchaftliche Zuneigung verlangte. Die attiſchen Komiker, welche die S. mehrfach zum Gegenſtande ihres Spottes gemacht haben, haben dieſes Verhältniß zu einem unnatürlichen Laſter verzerrt und auch ſonſt allerhand groteske Erfindungen ihr angehängt, wie die Geſchichte von ihrer unglücklichen Liebe zu dem ſchönen Jüngling Phaon, von der ſie ſich durch einen Sprung vom Leukadiſchen Felſen geheilt haben ſoll, u. a. m. Sicher iſt nur, daß ſie eine Tochter Kleis hatte, daß ſie in ihrer Jugend (etwa in ihrem 20. J.), aus Mitylene verbannt, nach Sicilien ging, dann aber nach Mitylene zurückkehrte und dort noch um 565 in hohem Anſehen lebte. Mit ihrem Zeit- und Kunſtgenoſſen, dem Dichter Alkäos, ſcheint ſie in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden zu haben. Vgl. Welcker, «S. von einem herrſchenden Vorurtheil befreit» (Gött. 1816); Kock, «Alcäus und S.» (Berl. 1862); Schöne, «Unterſuchungen über das Leben der S.» (Lpz. 1867). Der Hauptcharakter der Poeſie der S. iſt das Schwärmeriſche, Leidenſchaftliche; Tiefe und Glut der Empfindung, der ſie in wunderbarer Weiſe durch die Sprache Ausdruck zu geben weiß; daneben große Anmuth und Lieblichkeit, ja bisweilen Naivetät, die entſchieden an den Ton des Volksliedes erinnert. Die rhythmiſch-metriſche Form ihrer von den Grammatikern in neun Bücher getheilten Dichtungen war ſehr mannichfach; am häufigſten ſcheint ſie ſich außer der Alcäiſchen der nach ihr benannten Sapphiſchen Strophe bedient zu haben, welche durch die dreifache Wiederholung des ſog. Sapphiſchen elfſilbigen Verſes (⏑–⏑–⏑⏑–⏑–⏑) und einen ſog. Adoniſchen Vers (–⏑⏑–⏑) als Abſchluß gebildet wird. In der muſikaliſchen Begleitung ihrer Gedichte (die nach griech. Sitte der Dichter ſelbſt ſetzen mußte) bediente ſie ſich außer der äoliſchen beſonders der mixolydiſchen Tonart, die ſie, ebenſo wie das Pektis genannte Saiteninſtrument, zuerſt unter den griech. Dichtern anwandte. Die zum Theil ziemlich umfänglichen Fragmente ihrer Dichtungen ſind am beſten herausgegeben von Neue (Berl. 1827), in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae,

melicae» (Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866); deutſch überſetzt unter anderm von Richter («S. und Erinna», Quedlinb. 1833) und in Hartung's «Die griech. Lyriker» (Bd. 6, Lpz. 1857).

Sarabanda heißt in Spanien ein Tanz ernſten Charakters im Gedrittakte, bei dem die Tanzenden paarweiſe gegeneinander antreten. Das Muſikſtück, ehedem als Uebungsſtück auf dem Klavier gewöhnlich, beſteht aus zwei Theilen von je acht Takten und erfordert raſchen und kräftigen Ausdruck. Außerdem wird ein gewiſſes taktmäßiges Schreiten des Pferdes in der Reitſchule mit dem Namen der Sarabande bezeichnet.

Saragoſſa, nach ſpan. Schreibart Zaragoza, bei den Römern von einer Colonie des Auguſtus Caesaraugusta oder Caesarea genannt, die Hauptſtadt des ſpan. Königreichs Aragonien und einer beſondern Provinz deſſelben (310,5 Q.-M. mit 403015 E. Ende 1864), Waffenplatz, Sitz des Generalkapitäns, eines Erzbiſchofs, einer Univerſität und eines Obergerichtshofs, liegt in einer fruchtbaren, ſorgſam bewäſſerten und angebauten, mit zahlreichen Land- und Bauerhäuſern überſäeten, mit Oel- und Maulbeerbäumen bedeckten Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine 600 F. lange Steinbrücke von ſieben Bogen führt, am Kaiſerkanal von Aragonien und an der Eiſenbahn nach Madrid und Barcelona und zählt (Ende 1860) mit ihrem Weichbilde 67428 E. Mit Ausnahme der Calle de Coſo und der durch die Belagerungen von 1808 und 1809 zerſtörten und wieder neuaufgebauten Straßen, die regelmäßig angelegt und mit ſtattlichen Gebäuden geziert ſind, beſteht die Stadt aus einem Gewirr enger Gaſſen, von alterthümlichem, ziemlich finſterm Anſehen. Sie beſitzt 38 Plätze, 21 Kirchen, 12 Nonnenklöſter (früher auch 28 Mönchsklöſter), mehrere Hospitäler, viele Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanſtalten, 1 Theater, mehrere Kaſernen, ſchöne Promenaden, alte Ringmauern mit Thürmen und 8 Thoren, und wird durch das an der Weſtſeite gelegene Caſtillo de Aljaferia vertheidigt, welches ehemals die Reſidenz der mauriſchen und chriſtl. Könige von Aragonien, ſpäter Sitz und Gefängniß der Inquiſition war und ſeit Philipp V. mit modernen Baſtionen umgeben, als Citadelle dient. Außerdem wird die Stadt durch die Batterien des ehemaligen Kloſters San-Engracia beherrſcht. Die wichtigſten Gebäude ſind die zwei erzbiſchöfl. Metropolitankirchen San-Salvador oder Catedral de la Seo, ein großes goth. Bauwerk aus den älteſten chriſtl. Zeiten, mit fünf düſtern Schiffen, und Nueſtra Señora del Pilár oder Catedral de la Virgen, ein ſehr altes, prachtvoll ausgeſchmücktes, aber in wunderlichem Stile im 17. Jahrh. aufgeführtes Gebäude, hinter deſſen Hochaltar in einem koſtbaren Marmortempel, auf einer Säule von Jaspis, das wunderthätige Bild der Heiligen Jungfrau ſteht, zu dem häufige Wallfahrten geſchehen. Außerdem ſind zu nennen die Lonja oder der alte Börſenpalaſt mit einer prächtigen, von 50 doriſchen Säulen getragenen Halle, und die Torre-Nueva, der höchſte Thurm der Stadt, der gleich dem Thurme von Piſa ſchief ſteht und eine Uhrglocke von 250 Ctrn. enthält. Außer der 1474 geſtifteten Univerſität, die vier Facultäten hat und zur Zeit ihres Glanzes über 80 Profeſſoren und gegen 1500 Studirende zählte, beſitzt S. eine Akademie der ſchönen Künſte (ſeit 1776), eine ökonomiſche Geſellſchaft mit Sectionen und Lehrſtühlen für Landwirthſchaft, Nationalökonomie, Botanik, Chemie und Mathematik, eine juriſt. und eine medic.-chirurg.-pharmaceutiſche Akademie, eine Thierarzneiſchule, mehrere Colegios und Inſtitutos für den höhern Unterricht, zwei Prieſterſeminare, eine Erziehungsanſtalt für arme Kinder in der großen, 1666 gegründeten Caſa de Miſericordia, eine Verſorgungs- und Arbeitsanſtalt für wirkliche Arme und mehrere Elementarſchulen. Die ſchönſten Promenaden der Stadt ſind der Salon de San-Engracia vor dem gleichnamigen Thore und die prächtige Allee des Monte-Torrero. Andere intereſſante Spaziergänge befinden ſich in der Umgebung des Arrabal, der am linken Ebroufer gelegenen Vorſtadt, die meiſt von Bauern, Handwerkern, Krämern u. ſ. w. bewohnt wird. Die früherhin blühende Induſtrie der Stadt beſchränkt ſich gegenwärtig auf Fabrikate von Mehl, Salpeter, Tuch, Seiden- und Leinenwaaren, Sandalen, Hüten, Knöpfen, Seifen und Chocolade.

S. hieß urſprünglich Salduba und war als röm. Colonie (ſeit 27 v. Chr.) eine bedeutende Stadt und Sitz eines Obergerichtshofs für 152 Communen, erreichte aber ihre jetzige Größe erſt durch die Mauren, welche die Stadt 712 eroberten, 1017 zum Hauptort eines eigenen Reichs «Saragoſtha» machten. Am 18. Oct. 1118 nach neunmonatlicher Belagerung von Alfons I. erobert und ſtatt Huesca zur Haupt- und Reſidenzſtadt von Aragonien erhoben, wuchs ſie in kurzem zur bedeutendſten Stadt des chriſtl. Spanien empor, verlor jedoch nach Vereinigung der Kronen Aragonien und Caſtilien, weil ſie aufhörte Reſidenz des Hofes zu ſein, an Glanz und ſank infolge der durch die Entdeckung von Amerika bedingten Umgeſtaltung des ſpan. Handels ſowie durch die Vertreibung der Moriscos und die Tyrannei Philipp's II. und Philipp's V.

(welcher letztere 20. Aug. 1710 vom Erzherzoge Karl bei S. geschlagen wurde) immer mehr herab, bis sie endlich durch die beiden Belagerungen von 1808 und 1809, in denen die Bewohner unter Palafox (s. d.) mit welthistor. Opfermuth den erfahrensten Generalen Napoleon's Widerstand leisteten, in das größte Elend gestürzt wurde. Als die Franzosen im Mai 1808 sich Madrids bemächtigt, wurde der span. General Mori in S. zum Oberbefehlshaber ernannt, der sofort Palafox herbeirief. Kaum war dieser in den Kriegsrath eingetreten, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalkapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit größtem Eifer wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet, und von verschiedenen Seiten eilten begeisterte Streiter nach S. Zunächst rückte der franz. General Lefebvre gegen die Stadt und schlug 16. Juni die Truppen von Palafox. Hierauf wurde die Stadt eingeschlossen, und 3. Aug. nahm die Beschießung den Anfang. Schon 4. Aug. drangen die Franzosen durch die Sturmlücken in das Kloster San-Engracia ein; doch von jetzt an bildete jedes Haus eine Festung. Trotz aller Anstrengungen war es dem Feinde vom 4. bis 14. Aug. nicht möglich, mehr als vier Häuser zu nehmen, und da gleichzeitig der Rückzug des franz. Heeres auf Vittoria erfolgte, so sah sich der General Verdier, der an Lefebvre's Stelle getreten war, genöthigt, in der Nacht vom 15. Aug. die Belagerung aufzuheben. Doch schon 20. Dec. begann eine zweite Belagerung. Die Stadt war inzwischen befestigt und ihr Heer auf 30000 Mann gebracht worden. Das ebenso starke Belagerungsheer wurde von Moncey und Mortier geführt. Es erschien 20. Dec. vor S. und begann die regelmäßige Belagerung. Vom 9. bis 27. Jan. 1809 hatten 50 schwere Geschütze drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang. Indeß konnte er sich nur in den Oeffnungen der Stadtmauer und einigen eingeschlossenen Häusern behaupten. Das ebenfalls aufgestandene Volk in der Umgebung der Stadt that ihm auf allen Seiten Abbruch. Obschon in der Stadt die Noth groß, verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Inzwischen dauerte der Kampf in den Häusern Tag und Nacht fort; jede Scheidewand diente als neue Schanze. Erst 7. Febr. konnte der Feind seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je. Zwar behauptete sich der Feind 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters San-Francisco und an andern Punkten; allein vergebens suchte er zweimal durch Minen die Vertheidigungslinie der Spanier zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollenbau stießen beide Theile aufeinander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnet, und der Feind mußte selbst seinen Bau wieder zerstören. Endlich gelang es den Franzosen, durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen, und 18. bemächtigten sie sich der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag krank und hatte den Oberbefehl an St.-Marc abgetreten. Das Feuern hörte am 20. um 4 Uhr abends auf, und es begannen Unterhandlungen. Endlich kam man über eine ehrenvolle Uebergabe überein, die am folgenden Tage vollzogen wurde. Ueber 54000 Menschen, darunter gegen 14000 Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen. Während der zweiten Belagerung wurde das berühmte Archiv der Krone Aragonien ein Raub der Flammen.

Sarah heißt in der hebr. Stammsage die Frau und Stiefschwester Abraham's, Tochter des Therah. Die Sage nennt sie zuerst Sarai (meine Fürstin) und läßt ihr den Namen S. erst durch Abraham beilegen, als ihr, der lange Unfruchtbaren, die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft zutheil wurde. Nachdem sie dem Abraham als 90jährige Greisin den Isaak geboren, soll sie ihre Sklavin Hagar, die sie einst selbst ihrem Gatten zum Kebsweib beigelegt, um die Erfüllung der Verheißung zu ermöglichen, sammt dem Sohne derselben, Ismael, aus dem Hause vertrieben haben. Außerdem wird von ihr noch erzählt, daß, als sie mit ihrem Gatten nach Gerar gezogen und von diesem für seine Schwester ausgegeben worden sei, König Abimelech sich ihrer bemächtigt, sie aber bald wieder freigegeben und reich beschenkt habe, als er den wirklichen Sachverhalt erfahren. Dieselbe Sage wird mit geringer Veränderung auch von Isaak's Gattin Rebekka erzählt. Die Geschichte mit der Hagar beruht auf dem Stammesinteresse der Israeliten, ihren Vorrang vor den blutsverwandten Ismaeliten geschichtlich zu begründen. Als Begräbnißstätte der S. nennt die Sage Hebron in Kanaan. — Das Buch Tobiä kennt auch eine S., bezeichnet sie als die Tochter Raguel's zu Rages in Medien und als die Frau des jungen Tobias, der mit ihr später nach Ninive und dann wieder nach Medien zog.

Saratoga, Dorf und berühmter Badeort in Nordamerika, in dem gleichnamigen County des Staats Neuyork, liegt etwa 8 M. nördlich von Albany und nicht weit vom obern Hudson.

Das Dorf war schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch seine Heilquellen bekannt, erlangte aber seinen Ruf als das fashionabelste Bad der Vereinigten Staaten erst in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts. Mit Ausnahme des lieblichen Saratogasees ist die Umgebung reizlos und sandig. Das Dorf zählt 7496 E., deren Zahl sich im Sommer durch viele Tausende von Badegästen vermehrt. Die berühmtesten Quellen sind «Congreß» und «Empire-Springs», deren Wasser in Krügen über ganz Amerika versandt wird und hauptsächlich gegen Leber- und Verdauungsleiden Anwendung findet. In der Geschichte erlangte das Dorf S. einen Namen durch den Sieg, welchen hier 13. Oct. 1777 ein amerik. Corps unter Gates über die Engländer unter Bourgoyne davontrug.

Saratow, ein russ. Gouvernement, welches 1780 aus Gebietstheilen des Khanats Astrachan gebildet wurde und, auf beiden Seiten der Wolga ausgebreitet, eine Fläche von 3525 Q.-M. einnahm, aber 1850 durch die Bildung des Gouvernements Samara (s. d.) auf der östl. Wolgaseite sowie durch die Vergrößerung des Gouvernements Astrachan eine bedeutende Einschränkung erlitt. Ganz auf der West- oder Bergseite der Wolga gelegen, durch diesen Strom von Samara geschieden, umfaßt es nur noch 1486,34 Q.-M. und in seinen 10 Kreisen (1864) eine Bevölkerung von 1,636135 Seelen (nach Angabe von 1866 aber 1,688561). Im Osten begleiten die tiefeingesenkte Stromfurche der Wolga in gerader Linie wenigstens 75 M. weit die Wolgahöhen oder das «Wolgaische Berguser», mit steilen, oft pittoresken Gehängen und Erhebungen bis zu 1000 F. (bei Losnowaja-Masa bis zu 1067 F.), während sich auch an der West- und Südwestgrenze Höhen von 5—700 F. finden. Ueberhaupt hat das Gouvernement mit seinen meist tiefeingesenkten Flußthälern überwiegend den Charakter eines Berglandes. Im allgemeinen ist die Abdachung gegen Südsüdwesten und Südwesten. In dieser Richtung fließen die Terischka, die 5 M. oberhalb der Stadt Saratow in die Wolga mündet, die rechts durch die Tersa (mit dem Jelan) verstärkte Medwjediza und der links die Serdowa aufnehmende Choper, die beide dem Don zugehen. Selbst die obere Sura an der Grenze gegen Pensa fließt gegen Südwesten und wendet sich erst nach Aufnahme der Usa plötzlich gegen Norden. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Getreide-, namentlich der sehr ergiebige Weizenbau bildet den Hauptnahrungszweig der meisten Bewohner, und vorzüglich sind ihm die Kräfte der zahlreichen deutschen Colonisten gewidmet. Von Fabrikgewächsen werden Hanf, Flachs, Krapp und, besonders von den Deutschen, Taback cultivirt. Die Viehzucht hat noch keine bedeutende Entwickelung erlangt. Dagegen ist eine Hauptquelle des Wohlstandes der Fischfang, namentlich in der Wolga, deren Störe, Sterlete, Hausen und Sewrjugen berühmt sind. Der übrige Gewerbebetrieb besteht hauptsächlich in Leinwandweberei, Branntweinbrennerei und Töpferei. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann aber auch aus Kleinrussen, Deutschen, Tataren, die aus Kasan, und Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind. Vor etwa 100 J. war das Land noch öde Steppe. Katharina II. berief 1763 eine große Zahl deutscher Colonisten hierher, die sich schnell consolidirten und die Strömung der russ. Einwanderung nach sich zogen. 1773 belief sich die Zahl der Deutschen hier auf etwa 23184, dagegen 1853 auf 166483 und 1861 auf 216000 Köpfe, darunter 164800 Protestanten, 1200 Mennoniten und 50000 Katholiken. Doch liegen von den 102 deutschen Colonien 56 auf der Wiesenseite der Wolga, im jetzigen Gouvernement Samara. Die Familien- und Dorfverfassung ist deutsch. Sämmtliche Colonien standen bisher unter dem Coloniencomptoir zu S., das die ganze Administration, Polizei und Civilgerichtsbarkeit, selbst einen Theil der Criminaljurisdiction leitete. Die Hauptstadt S., an der hier ¼ M. breiten Wolga, in einem Thalkessel gelegen, ganz von Fruchtgärten und, außer im Süden, von hohen Bergen umgeben, zählt 62923 E. (1859), die ein sehr buntes Volksgemisch bilden. Sie ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des griech. Bischofs von S. und Zarizyn, des Consistoriums der evang. Gemeinden dieses und zehn anderer Gouvernements im südl. und östl. Rußland, u. s. w. Die Stadt hat meist noch hölzerne Häuser, aber auch Paläste und breite Straßen mit europ. Gebäuden, 16 Kirchen, darunter 12 griechische und 1 deutsche, einige Klöster und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, 1 Gymnasium (seit 1831), 1 Seminar, 3 Kreis- und 2 Pfarrschulen. Außer 2 Eisengießereien besteht eine ansehnliche Fabrikindustrie in Tauen, Glocken, Thonwaaren, Ziegeln, Taback, Seife, Saffian, Tuch, Baumwoll- und Seidenzeugen. Auch der Garten- und Obstbau ist ausgezeichnet, und in der Umgebung gibt es sehr viele Windmühlen und eine landwirthschaftliche Lehranstalt. Die Stadt ist einer der bedeutendsten Handelsplätze Rußlands, weshalb sie auch durch die von Moskau über Rjasan und Koslow hinaus geführte Eisenbahn mit dem Herzen Rußlands verbunden werden soll. Die Hauptgegenstände des bisher auf den Wassertransport beschränkten Verkehrs sind Getreide, Mehl,

Talg, Fische und Salz. Letzteres wird aus dem jetzt zum Gouvernement Astrachan gehörigen, 36 M. im Südsüdosten von S. gelegenen See Elton oder Jelton (mit einem Flächeninhalt von 3,72 Q.-M.) auf der sog. Salzstraße herbeigeschafft. Als Gemeinde ist S. im Besitz eines Grundeigenthums, das auf 11 Q.-M. berechnet wird. Die Stadt wurde 1591 von den Russen ursprünglich auf dem linken Ufer der Wolga, an der Mündung der Bachs Saratowka, erst 1665 an der jetzigen Stelle angelegt, 1670 durch die Donischen Kosacken unter Stenka Radzin, 1773 bereits als blühender Handelsplatz von Pugatschew erobert und verheert, 1781 aber zum Hauptort des neuerrichteten Gouvernements erhoben. An der Wolga liegen die Kreisstädte Wolsk (24346 E.), Chwalynsk (10947), Kamyschin (7417) und Zarizyn (6890), an der Medwjediza Petrowsk (9585), an der Traßwa nahe der Nordgrenze Kusnezk (13095). Außerdem sind bemerkenswerth die Colonie Sarepta (s. d.) und der Flecken Dubowka oberhalb Zarizyn mit einem Flußhafen und 12893 E. (1861), von denen 3225 dem Handelsstande angehören. Früher war dieser Ort durch eine Pferdebahn mit Katschalinsk am Don verbunden und durch Handel blühend, hat aber bedeutend verloren, seitdem 1861 die von Zarizyn nach Kalatsch führende, 10,5 M. lange Eisenbahn eröffnet worden ist.

Sarawak, ein unabhängiger, an der Nordwestküste der Insel Borneo (s. d.) liegender Staat, der sich vom Cap Datu bis zum Cap Kidorong auf eine Länge von 70 M. an der Küste und auf 20—25 M. in das Innere erstreckt. S. wird östlich vom Gebiete Bruni, südlich und westlich von den holländ. Besitzungen begrenzt. Die Bodengestaltung ist eine sehr verschiedenartige und wechselt von den flachen, fruchtbaren Ebenen an der Küste und den Flüssen bis zu den hohen, felsigen Gebirgen, die sich im Innern bis zu 6000 F. Höhe erheben. Das Flußsystem des Landes ist sehr entwickelt. Außer vielen kleinern Flüssen gibt es mehrere große schiffbare Ströme: der Sarawak, nach welchem das Land den Namen führt, der Batang-Lupar und der Rejang. Letzterer hat noch 30 M. landeinwärts 30 F. Tiefe. Das tropische Klima ist nur in der sumpfigen, mit Mangroven bedeckten Küstengegend ungesund, in den höher gelegenen Theilen des Innern dagegen sehr gemäßigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine außerordentliche, besonders in den angeschwemmten Theilen, wo alle tropischen Culturgewächse vortrefflich gedeihen, namentlich Zuckerrohr, Kaffee und Baumwolle werden in den höhergelegenen Gegenden angebaut. Andere wichtige Produete sind Pfeffer, Sago, Arrowroot, Gutta-Percha, Kautschuk, Wachs, Rottan. Das Mineralreich liefert Gold, Kohlen und vor allem Spießglanz in unerschöpflicher Fülle. Die Bevölkerung des Landes, die annähernd auf 240000 angegeben wird, ist eine sehr gemischte. Von Sumatra eingewanderte Malaien wohnen an allen Flüssen. Chinesen kommen als Händler, Ackerbauer und Bergleute im ganzen Gebiete vor. Das Hauptvolk bilden die in viele kleine Stämme zersplitterten und verschiedene Dialekte redenden Dajaks. Die Hauptstadt ist Kutsching oder S. am gleichnamigen Flusse, das, seit es zum Freihafen erklärt worden, sich bedeutend gehoben hat. Die Einwohnerzahl, welche 1848 erst 6000 betrug, hat sich seitdem auf 16000 erhoben, und im gleichen Verhältnisse stieg der Handel. Die Ausfuhren des Hafens betrugen 1864: 1,155201, die Einfuhren 1,224435 Dollars. Der zweite Hafen Sakarang führte in dem nämlichen Jahre aus für 115861 und ein für 751907 Dollars. An der Spitze des Staats steht ein Radschah, welcher nach den herkömmlichen Gebräuchen, dem Udang-Udang, regiert, soweit diese nicht barbarischer Natur sind. Es bestehen zwei Gerichtshöfe mit summarischem Verfahren, deren einem der Radschah, deren anderm die malaiischen Häuptlinge oder Datus präsidiren. In letzterm gilt das mohammed. Gesetzbuch. Es besteht eine Kopfsteuer, die zur Unterhaltung der Regierung und Schulen sowie des einzigen Kriegsdampfers dient, der auf die zahlreichen Seeräuber Jagd macht. Die Geschichte S.s ist eine der abenteuerlichsten unserer Zeit. Am 1. Aug. 1839 landete hier mit seinem Schoner Royalist der Engländer James Brooke (s. d.), dem es gelang, den einheimischen Fürsten Hassim zur Abtretung des Gebiets S. zu bewegen. Brooke wurde hierauf 24. Sept. 1841 feierlich zum Radscha des Landes ausgerufen und gründete trotz aller Eifersucht der Holländer einen unabhängigen Staat, der auch die Anerkennung von England, den Vereinigten Staaten und später Italien erhielt. Dem verderblichen Seeraube ward Einhalt gethan, die dayakische Sitte des Kopfabschneidens im Gebiete von S. ausgerottet und ein Grad von Civilisation unter der wilden Bevölkerung eingeführt, wie er bis dahin in Borneo unbekannt war. 1863 ging James Brooke nach England und überließ die Regierung seinem Neffen Charles Brooke, welcher mit dem Titel Tuan-Muda, junger Herr, gegenwärtig in S. herrscht. Vgl. Low, «S., its inhabitants and productions» (Lond. 1848); Charles Brooke, «Ten years in S.» (2 Bde., Lond. 1866).

Sarazenen, d. i. Orientalen (vom arab. scharki, östlich), heißen bei den christl. Schrift-

ſtellern des Mittelalters die Araber. Später verſtand man darunter alle Mohammedaner, nachher die Türken; endlich auch im allgemeinen alle nichtchriſtl. Völker, gegen welche das Kreuz gepredigt wurde.

Sarbiewski (Matthias Kaſimir), lat. Sarbievius, lat. Dichter des 17. Jahrh., der ſarmatiſche Horaz genannt, geb. 1595 auf dem väterlichen Landgute Sarbiewo in der Wojwodſchaft Plock, wurde, nachdem er ſchon frühzeitig in den Jeſuitenorden getreten war, Lehrer an der Akademie zu Wilna, begab ſich aber ſeiner weitern Ausbildung wegen 1623 nach Rom und empfahl ſich hier durch ſeine lateiniſchen, im antiken Geiſte gedichteten Oden dem damaligen Papſte Urban VIII. ſo ſehr, daß dieſer ihm bei der Verbeſſerung des Breviers die Anfertigung von Hymnen übertrug. Aber Neid und Verleumdung veranlaßten ihn zur Rückkehr ins Vaterland. Abermals erhielt er eine Lehrerſtelle in Wilna, wurde darauf Hofprediger und ſteter Begleiter des Königs Wladiſlaw IV. und ſtarb 2. April 1640 zu Warſchau. Seine Gedichte «Lyricorum libri III» erſchienen zu Köln (1625), zu Antwerpen (1632) und in einer verbeſſerten Ausgabe von Leisner (Bresl. 1753), zu welchen Ausgaben die von Bohomolec (Warſch. 1796) herausgegebenen «Opera posthuma» einige Nachträge enthalten, unter anderm auch ein Bruchſtück eines epiſchen Gedichts «Lechias». Eine Ausgabe mit deutſcher Ueberſetzung beſorgte Rathsmann (Bresl. 1800); «Auserleſene Oden des 1. und 2. Buchs» überſetzte Rechfeld ins Deutſche (Grätz 1831); eine neuere Ausgabe gab Friedemann in der «Bibliotheca poetarum Latinorum aetatis recentioris» (Bd. 1, Thl. 1, Lpz. 1840).

Sarcine (Sarcina ventriculi) nannte Goodſir einen Körper, den man mittels des Mikroſkops vorzugsweiſe in kranken Magen und den von ſolchen ausgebrochenen Stoffen findet. Es ſind dieſe würfelförmigen Körper von dem Anſehen über Kreuz geſchnürter Packete, ſodaß in jedem großen Sarcinewürfel wenigſtens acht kleinere, untereinander feſt zuſammenhängende, einfache Würfel unterſchieden werden können. Meiſt iſt die S. grün gefärbt. Von den Botanikern wird ſie als Merismopedia punctata Meyen oder Gonium tranquillum, glaucum, hyalinum Ehrenberg bezeichnet. Man hat ſie auch an andern Orten als im Mageninhalt (Harn, Lungen) gefunden. Sie ſcheint ohne weſentlichen, namentlich ohne ſchädlichen Einfluß auf den Organismus zu ſein.

Sardanapāl heißt nach der griechiſchen, durch den Geſchichtsſchreiber Kteſias überlieferten Sage der letzte König von Aſſyrien, aus dem Geſchlechte des Ninus, und der dreißigſte auf der von dieſem Hiſtoriker gegebenen Königsliſte. Nach dieſer Ueberlieferung war S. ein weichlicher, allen Lüſten hingegebener König, gegen den ſich die Statthalter Arbaces von Medien und Beleſys von Babylon empörten. In ſeiner Hauptſtadt Ninive belagert, hielt er ſich, der Sage nach, mehrere Jahre, bis eine Ueberſchwemmung des Tigris die Feſtungswerke zerſtört hatte. Da zündete er in der Verzweiflung ſeinen Palaſt an und verbrannte ſich mit ſeinen Weibern, Dienern und Schätzen. Nach dem Kteſias geſchah dies gegen das J. 888 v. Chr. Die Wahrheit iſt indeß, daß Ninive erſt vollſtändig gegen 604 zerſtört wurde, und daß andere Geſchichtſchreiber jenes Ereigniß in dieſes Jahr ſetzten. Der Name S. findet ſich nicht in den Keilſchriften, in denen er Asur idin habal («Aſſur, gib einen Sohn») heißen würde; daß aber ein König dieſes Namens regiert hat, erhellt aus einigen Stellen Herodot's. Beroſus kennt noch einen andern König S., der Aegypten und Aethiopien unterjochte, Theben einnahm und die Araber bezwang. Dieſer Herrſcher, Sohn Aſſarhaddon's, regierte von 667 bis gegen 650; ſein Name war Aſur-ban-habal. Die Keilſchriften kennen verſchiedene Monarchen, die einen annähernden Namen führen, und welche die Aſſyriologen alle mit S. bezeichnen. Der mächtigſte war Aſur-naſir-habal (S. III.), gegen 920 v. Chr., der Phönizien bekriegte und die Stadt Calach (ſ. Nimrud) wiederherſtellte.

Sardelle oder Sardine (Clupea Sardina) heißt ein zur Familie der Heringe gehöriger Fiſch, welcher etwa 4 Zoll lang, oben azurblau und unten ſilberweiß iſt und von manchen für identiſch mit dem Pilchard (C. Pilchardus) erklärt wird, der jedoch bedeutend größer und nicht minder ſchmackhaft iſt. Für das Mittelmeer hat die S. dieſelbe Wichtigkeit, wie die Sprotte für Nord- und Oſtſee und der Pilchard für den Ocean, und es lebt eine große Menge Menſchen von ihrem Fange, da ſie wegen ihres zarten Fleiſches und feinen Geſchmacks ſehr beliebt iſt. Vorzüglich wird ſie eingeſalzen nach dem Norden verſendet, außerdem aber auch ungeſalzen in das feinſte Oel eingelegt und in luftdicht verſchloſſenen Büchſen verſendet, wo ſie dann vorzugsweiſe Sardine (Sardines à l'huile) heißt. Hauptort für dieſe letztere Fabrikation iſt gegenwärtig Nantes. Nicht zu verwechſeln iſt mit ihr der Anchovis (ſ. d.), der ebenfalls oft S. genannt

wird, aber einer andern Gattung (Engraulis) angehört und sich leicht durch den weit und schmal vortretenden Oberkiefer auszeichnet.

Sardes, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Kleinasiens, die Hauptstadt des lydischen Reichs, lag am nördl. Fuße des das fruchtbare Thal des Flusses Hermos im Süden begrenzenden Tmolosgebirges am Flusse Paktolos, $1\frac{1}{2}$ St. südlich von der Mündung desselben in den Hermos. Die Unterstadt, in welcher ein berühmter Tempel der Kybele stand, wurde von einer äußerst festen, mit einer dreifachen Mauer umgebenen Burg überragt, die nach dem Sturze des Krösos durch Cyrus nur durch Ueberrumpelung genommen wurde und auch bei der Verbrennung der Stadt durch die Athener und Jonier während des ionischen Aufstandes (498 v. Chr.) verschont blieb. Unter der pers. Herrschaft war sie der Sitz des Satrapen von Lydien. Auch als sie zum syr., dann zum pergamen., endlich zum röm. Reiche gehörte, blieb sie reich und blühend, wurde vom Kaiser Tiberius, als sie durch ein Erdbeben zerstört worden, wiederhergestellt und ward eine der ersten Stätten des Christenthums in Kleinasien. Im Mittelalter gerieth sie mehr und mehr in Verfall, sodaß jetzt nur noch geringe Trümmer von ihr in der Nähe des Dorfes Sart erhalten sind.

Sardine, s. Sardelle.

Sardinien (ital. Sardegna, franz. Sardaigne), eine Insel des Königreichs Italien im Mittelländischen Meere, nach Sicilien die größte dieses Meeres, hat mit den Küsteneilanden einen Flächenraum von 440,4 Q.-M. und wird durch die Bonifaciusstraße von Corsica geschieden. Die Insel bildet eine ziemlich compacte Masse von $36\frac{1}{2}$ M. Länge und durchschnittlich 15 M. Breite. Im Osten findet sich der nur wenig einschneidende Golf von Orosei oder Dorgali, an der zersplitterten Nordostküste die kleinen Golfe von Terranova, Congianus und Arsachena, im Nordwesten der Golfo dell' Asinara, im Westen der von Oristano, im Südwesten und Süden die von Palmas und Cagliari. Namhafte Küsteneilande sind im Südwesten St.-Antioco und St.-Pietro, im Nordwesten Asinara, im Nordosten Madalena, Caprera (Besitzthum Garibaldi's) und eine Menge anderer. Die Insel S. ist zum größten Theil gebirgig; doch nehmen die höchsten, die Granitgebirge (mit Höhen von 3—5000 F. und mehr), nur die östl. Hälfte ein. Am Nordende zeigt sich eine zertrümmerte Kalkformation, welche mit derjenigen von Corsica identisch ist. In der Mitte der Insel lehnt sich westlich an das Hauptgebirge ein vom Tirso umflossenes, bis 1200 F. hohes tertiäres Bergland an, in welchem der erloschene Vulkan Monte-Ferru (in seiner Spitze Urticu 3231 F. aufsteigend) bis an die Westküste vordringt und in seinem Krater das Dorf Lussurgiu birgt. Auch südlicher, bei Oristano, befindet sich ein basaltischer Vulkanberg, der Arci. Im Nordwesten vom Monte-Ferru erheben sich dagegen die Schiefer- und Granitberge Gocceano und Bosa bis 3785 F. Die äußerste Nordwestecke der Insel nimmt die durch eine kleine Tiefebene abgetrennte Gebirgsgruppe La-Nurra ein, welcher die langgestreckte, bis 1214 F. hohe Insel Asinara vorliegt. Auch der südwestlichste Theil der Insel bildet ein eigenes Bergland, von dem übrigen Hochlande durch die von Oristano gegen Südosten bis Cagliari hinziehende, durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Tiefebene Campidano getrennt und durch das Flußthal des Sixerri in einen südl. und nördl. Abschnitt getheilt. In ersterm erhebt sich die Punta-Severa 3036, in letzterm der Monte-Linas 3825 F. Die Hochebenen der Insel sind theils aus Granit, theils aus Trachyt, theils aus Kalk gebildet. Der Bergbau und Hüttenbetrieb liefert viel Blei und Bleiglätte zur Ausfuhr, außerdem Eisen und etwas Silber. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von Sardana und Fordungianus die bedeutendsten, Bendutti aber trotz der schlechten Einrichtungen am meisten besucht. An Wasser zeigt sich kein Mangel. Doch ist unter den zahlreichen Flüssen kein einziger schiffbar, auch nicht der bedeutendste, der bei Oristano mündende Tirso (Thyrsus der Alten). Die meisten Gewässer versiegen im Sommer. Salzseen befinden sich an der Küste wie im Innern und liefern beträchtliche Quantitäten Salz zum Export. Das Klima ist sehr heiß, aber mit Ausnahme der Gegenden, wo stagnirende Lagunen sich finden, gesund. Der Regen bleibt oft vier bis fünf Monate aus. Der Boden ist sehr fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Obst, Wein, Feigen und andern Südfrüchten. Holz gibt es in Menge, da die Waldungen 37,7 Proc. der Bodenfläche bedecken. Die Pferde sowie das Hornvieh sind klein, aber muthig, schnell und gut gebaut. Schafe zählte man 1860 über 922600. Eigenthümlich sind der Insel das einhufige Schwein, der sardin. Hund, das Muffelthier u. s. w. Die Zahl der Einwohner beträgt (Ende 1863) mit Ausschluß des Militärs 593647 Seelen (gegen 588064 Ende 1861). Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt hauptsächlich in dem feudalistischen und hierarchischen Druck, der seit Jahrhunderten auf dem Landvolke lastete und alle Keime des Wohlstandes erstickte. Mehr als zwei Drittel des Landes gehörten als Lehnsgüter den Baronen, meist

span. Familien; auch die Geistlichen hatten viel Grundbesitz und erhielten von allen Erzeugnissen den Zehnten. Diese Misverhältnisse wurden seit 1836 und 1837 durch Abschaffung der Patrimonialjustiz und der persönlichen Dienstleistungen, seit 1838—47 durch allmähliche Ablösung des bäuerlichen Besitzes von den Grundlasten und andern drückenden Abgaben durch die Regierung gemildert. Der Sarde ist, gleich dem Corsen, rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. In seinem Anzuge gleicht der sardin. Bauer fast einem Wilden; er trägt Kleider von gegerbtem Leder und hüllt sich oft in Schaffelle ein. Die Sarden sind zumeist Italiener, gemischt mit Spaniern und andern Völkern, und reden einen eigenthümlichen Dialekt, der stark mit Arabischem gemischt ist; doch sprechen die Vornehmen ein reineres Italienisch. Aus Mangel an Unterrichtsanstalten ist der größte Theil des Volks in der Geistesbildung noch sehr zurück. Alle bekennen sich zur kath. Kirche. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Ackerbau und Viehzucht. Ferner wird viel Oel und Wein bereitet. Die Sardinischen Weine gleichen den spanischen, haben viel Feuer, ein herrliches Bouquet und übertreffen alt an Güte und Lieblichkeit die Cyprier. Berühmt sind der Malvasier von Bosa, der von Pirri und Quartu bei Cagliari, der Rasco, der Monaca, der Muragus von Cagliari, der Giro, ein röthlicher, starker, süßer Wein, und der wohlschmeckende weiße Vernaccio. Fabriken und Manufacturen fehlen fast ganz. Ungeachtet der günstigen Lage hatte die Insel bislang keine Schiffe. Sogar die Thun- und Korallenfischerei wird von Engländern, Franzosen, Genuesern und Sicilianern getrieben, die für die Erlaubniß zu dem Thunfischfang an einige sardin. Familien, für die Korallenfischerei aber an den König einen Pacht zahlen. Der Handel steht, obschon ihn zwölf Häfen unterstützen, schon wegen mangelhafter Communication im Innern des Landes auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Regierung der Insel führte früher ein Vicekönig und ein besonderes Ministerium. Auch bestanden Reichsstände, zusammengesetzt zufolge eines Statuts von 1355 aus Geistlichen, dem Adelsstande und Abgeordneten der königl. Ortschaften. Sie hatten das Recht der Berathung bei Gesetzen, Steuern u. s. w., wurden aber nur sehr selten berufen. Erst seit Oct. 1847 ist die Insel der Monarchie völlig einverleibt. Es gibt in S. zwar zwei Universitäten, zu Cagliari und Sassari; nichtsdestoweniger liegen die Wissenschaften ganz danieder. Die Staatseinkünfte waren sonst so unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Kosten bestritten werden konnten. Das Militär wurde früher durch Werbung ergänzt, da der Sarde wie der Corse gegen den Kriegsdienst einen unbeugsamen Widerwillen hat. Gegenwärtig hat die Insel ihre eigene Nationalmiliz. In administrativer Beziehung wird sie in zwei Provinzen eingetheilt: Cagliari im Süden (245,7 Q.-M. mit 372097 E. Ende 1861) und Sassari im Norden (194,7 Q.-M. mit 215967 E.). Die erstere zerfällt in die 4 Districte Cagliari, Iglesias, Lanusei und Oristano, zusammen mit 58 Mandamenti und 262 Communi; die letztere in die 5 Districte Alghero, Nuoro, Ozieri, Sassari und Tempio-Pausania, zusammen mit 33 Mandamenti und 110 Communi. In kirchlicher Beziehung umfaßt S. drei Erzbisthümer: Cagliari, Oristano und Sassari, außerdem acht Bisthümer. Die Hauptstadt ist Cagliari (s. d.).

Die Insel S., im frühen Alterthum Ichnusa oder Sandaliotis, nach ihrer einer Fußsohle ähnlichen Form, später Sardo von den Griechen, Sardinia von den Römern genannt, war ursprünglich im südl. Theile von dem libyschen, wahrscheinlich schon mit Phöniziern gemischten oder unter deren Aufsicht stehenden Volke der Iolaer, außerdem von den iberischen Stämmen der Sarden (Sardonen griech., Sardi lat.) und Balearen, im Norden aber, ebenso wie ganz Corsica, von Ligurern bewohnt. Zu diesen kamen an den Westküsten Niederlassungen der auch an den ital. Küsten seßhaften pelasgischen Tyrrhener, die nachmals in den Besitz der etruskischen Seestädte übergingen. Die griech. Colonien der Phocäer, die nachher Massalia gründeten, vielleicht auch später der Massalioten selbst, namentlich Olbia an der Nordostküste, scheinen von keiner langen Dauer gewesen zu sein. Später, seit 500 v. Chr., legten die Karthager an der Südküste die Handelsniederlassungen Caralis und Sulchi oder Sulci an, von wo aus diese allmählich ihre Herrschaft über die Küsten ausdehnten. Auf die Phönizier deutet der Umstand, daß fast alle Städte der Insel, auch im Innern, phöniz. Namen tragen. Auf die pelasgischen Colonien scheinen die noch vorhandenen zahlreichen Nurraghi hinzuweisen, eine Art Wohnungen, die meist 50 F. Höhe, an der Grundfläche einen Durchmesser von 90 F. haben, am Gipfel mit einem eingedrückten Kegel endigen, aus verschiedenen Steinarten auf Hügeln in der Ebene erbaut und bisweilen mit einem Wall umgeben sind. Nach dem ersten Punischen Kriege kamen S. und Corsica 238—231 von den Karthagern in die Gewalt der Römer und bildeten eine Provinz mit der Hauptstadt Caralis, wurden aber im Innern erst unter den röm. Kaisern völlig unterworfen.

In der Folge war S. nacheinander im Besitze der Vandalen im 5. Jahrh., der byzant. Kaiser seit 536 n. Chr., der Sarazenen seit Anfang des 8. Jahrh., der deutschen Kaiser, dann wieder der Sarazenen seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrh., seit 1007 und nach abermaliger Eroberung durch die Sarazenen (1022) der Pisaner, bei welchen Wechseln der Herrschaft es an langen und blutigen Kämpfen nicht fehlte. Die Pisaner setzten zur Regierung des Landes vier Richter in Cagliari, Torre, Gallura und Arborea ein, welche sich bald nicht nur große Macht, sondern auch die Erblichkeit ihrer Würde verschafften. Mit Unterstützung der Genueser gelang es dem Richter Barisa (Borusa) von Arborea, sich zum Oberherrn der ganzen Insel zu machen, die nun Kaiser Friedrich I. 1164 zu einem Königreiche erhob. Nach mancherlei innern Wirren machte Kaiser Friedrich II. seinen natürlichen Sohn Enzio (s. d.) zum Könige von S. Nach dessen Gefangennehmung durch die Bologneser bemächtigten sich 1250 wieder die Pisaner der Insel. Papst Bonifaz VIII. maßte sich die Oberlehnsherrlichkeit über das Königreich an und belehnte damit und mit der Insel Corsica 1296 den König Jakob II. von Aragonien; doch erst 1324 gelangte dieses Haus zum ruhigen Besitze der Herrschaft. Bald war S. wieder der Schauplatz vieler Empörungen und verwüstender Bürgerkriege. Es gehörte nun zu Spanien, bis es im Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) 1708 von den Engländern für Oesterreich erobert und besetzt wurde. Im Utrechter Frieden von 1713 wurde die Insel förmlich dem Hause Oesterreich zugesprochen. 1717 eroberte sie zwar König Philipp V. von Spanien wieder; doch mußte er sie alsbald, durch Frankreich, England und Oesterreich genöthigt, aufs neue abtreten. Hierauf trat Oesterreich gegen Sicilien, das der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen im Utrechter Frieden als Königreich erhalten hatte, 1720 die Insel S. an diesen ab. Seit dieser Zeit bildete sie mit Savoyen und Piemont das «Königreich Sardinien». Obschon aber die Insel S. dem Staate den Namen gab, blieb sie doch nur eine vernachlässigte Provinz, während Piemont als das Hauptland galt. Vgl. Hörschelmann, «Geschichte, Geographie und Statistik der Insel S.» (Berl. 1828); Manno, «Storia di Sardegna» (3 Bde., Turin 1825); de Vico, «Historia general de la isla et reyno de Cerdeña» (2 Bde., Barcelona 1839); Graf Albert della Marmora, «La Sardaigne» (5 Bde., Par. 1839—57, nebst Atlas), das Hauptwerk; Neigebaur, «Die Insel S.» (Lpz. 1853); Boullier, «L'Ile de Sardaigne» (Par. 1865).

Sardinien, ehemaliges Königreich, das nach den großen Annexionen der J. 1859 und 1860 sich zu dem jetzigen Königreich Italien (s. d.) umgestaltete, umfaßte damals auf dem Festlande die alten histor. Provinzen Piemont (s. d.) nebst Montferrat (s. d.), Genua (s. d.) und Lombardei (s. d.) mit einem Flächeninhalte von 1031,2 Q.-M. mit (Ende 1861) 6,640574 E. und außerdem die gleichnamige Insel Sardinien (s. d.), 441,7 Q.-M. mit 588064 E.; also im ganzen 1472 Q.-M. mit über 7 Mill. E. Die vormaligen sardin. Provinzen Savoyen (s. d.) und der größte Theil von Nizza (s. d.) wurden 24. März 1860 an Frankreich abgetreten. Gegenwärtig zerfällt das Gebiet des ehemaligen Königreichs S. in die festländischen Provinzen Turin (941992 E.), Cuneo oder Coni (597279 E.), Porto-Maurizio (121330 E.), Genua (650143 E.), Alessandria (645607 E.), Novara (579385 E.), Como (457434 E.), Mailand (948320 E.), Pavia (419785 E.), Cremona (339641 E.), Bergamo (347235 E.), Brescia (486383 E.) und Sondrio (106040 E.) nebst den beiden Provinzen Sassari (215967 E.) und Cagliari (372097 E.) auf der Insel Sardinien.

Das festländische Gebiet, das im Süden vom Mittelländischen Meere, im Westen von Frankreich, im Norden von der Schweiz und Tirol, im Osten von dem vormaligen Lombardisch-Venetianischen Königreich und den vormaligen Herzogthümern Parma und Modena begrenzt wird, bietet hinsichtlich seiner natürlichen Beschaffenheit eine sehr verschiedene Physiognomie dar. Lombardei und Piemont gehören vorherrschend zu der großen Tiefebene des Po und zeigen eine außerordentliche Productionskraft; jedoch im Süden, Westen und Norden erheben sich die Vorberge, die zu dem Apennin, den Ligurischen Alpen, Meeralpen, Cottischen, Grajischen, Penninischen, Lepontischen, Rhätischen und Oerteler Alpen aufsteigen. Mehrere bewundernswürdige Gebirgsstraßen führen darüber hinweg, so über den Col di Tenda, Mont-Genèvre, Mont-Cenis und Kleinen St.-Bernhard nach Frankreich, über den Großen St.-Bernhard, Simplon und Splügenpaß nach der Schweiz, über das Stilfser oder Wormser Joch nach Tirol. Das Klima ist in diesen Provinzen milde, aber gemäßigt und begünstigt den Acker-, Obst- und Weinbau, die Vieh- und Seidenzucht; in den Niederungen wird vorzugsweise Reis cultivirt. Dagegen kennt das Küstenland am Golf von Genua und dem Südabhange der Apenninen und Ligurischen Alpen kaum noch einen eigentlichen Winter und läßt sogar den Oelbaum und die Orangen im Freien gedeihen. Waldungen und Forstcultur sind unbedeutend. Der Hauptfluß ist der Po, der

links durch den Mincio, Oglio, Adda, Ticino, Agogna, Sesia, Dora-Baltea und Dora-Riparia, rechts durch den Tanaro, Bormida, Scrivia und andere Nebenflüsse verstärkt, die Verbindung mit dem Adriatischen Meere herstellt. In das Mittelmeer gehen nur unbedeutende Küstenflüsse. Unter den Seen sind der Lago-Maggiore, di Como und Lago di Garda hervorzuheben. Auch fehlt es nicht an Bewässerungs- und Schiffahrtskanälen. Neben der herrschenden ital. Sprache wird im Norden und Westen Piemonts auch französisch gesprochen, und in fünf im Süden und Südosten vom Monte-Rosa (s. d.) auslaufenden Thälern wohnen acht deutsch redende Gemeinden von altburgund. Abstammung. Die kath. Religion ist die herrschende und auch nach der Verfassung vom 4. März 1848 die Staatsreligion. Indessen haben seitdem die übrigen Culte gesetzliche Duldung erlangt, und die in einigen Alpenthälern wohnenden Waldenser (s. d.) sind somit der frühern schmachvollen Behandlung enthoben. Auf dem festländischen Gebiete sind vier Erzbischöfe zu Turin, Genua, Vercelli und Mailand. Der Volksunterricht, bis 1848 größtentheils in den Händen der Jesuiten, kann sich nur langsam aus dem alten kläglichen Zustande erheben; doch ist die Volksbildung hier weiter fortgeschritten als in den übrigen Theilen Italiens. Der Adel ist zahlreich, aber nicht sehr vermögend und schon seit der Herrschaft Napoleon's I. in seinen Vorrechten beschränkt. Der Bürgerstand zeichnet sich in den größern Städten (Mailand, Turin, Genua, Brescia, Cremona, Pavia, Alessandria, Bergamo, Asti u. s. w.) durch industrielle und commerzielle Thätigkeit aus. Der Bauer, besonders ehedem selten Eigenthümer, meist nur Pachter oder Nutznießer des Ackerlandes, hat in neuerer Zeit viele Begünstigungen erfahren. Doch herrscht im ganzen noch dasselbe Ackerbausystem vor: große Grundeigenthümer vergeben ihre Ländereien in kleinen Parcellen an viele Pächter. Die Hauptausfuhrartikel sind Reis, Wein, Oel und Hanf. In den Alpenlandschaften ist die Rindvieh- und Ziegenzucht sehr ausgebreitet und wird viel Käse ausgeführt. Noch wichtiger für den Exporthandel ist die sehr beträchtliche Seidenzucht, deren Ertrag größtentheils im Lande selbst verarbeitet wird. Die Bergwerke in Piemont arbeiten vorzugsweise auf Blei und Eisen; Steinkohlengruben finden sich an der Ligurischen Küste; außerdem wird an verschiedenen Stellen Marmor, Alabaster und Schiefer gebrochen.

Das Königreich S. war eine Schöpfung der jetzt über ganz Italien herrschenden Dynastie, welche seit dem 11. Jahrh. als Grafen in Savoyen (s. d.) regierte. Allmählich dehnte dies Geschlecht seine Herrschaft sowol in der Schweiz wie auch im Süden der Alpen über Piemont aus und erwarb 1388 die Grafschaft Nizza (s. d.). 1416 erhielt Graf Amadeus VIII., der Friedfertige, durch Kaiser Sigismund den Herzogstitel von Savoyen verliehen. Zwar gingen im Reformationszeitalter die Besitzungen in der Schweiz verloren; aber obwol die Dynastie in den langwierigen Kriegen der großen Nachbarmächte Frankreich, Spanien, welches das Herzogthum Mailand besaß, und Oesterreich oft hart bedrängt wurde, gelang es ihr doch, die Lande Savoyen und Piemont zu behaupten und durch neue Erwerbungen zu vergrößern. Epochemachend wurde endlich der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), indem Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen (1675—1730) damals durch den Turiner Vertrag mit Kaiser Leopold I., 25. Oct. 1703, Montferrat und einige Districte des Herzogthums Mailand, durch den Utrechter Frieden 11. April 1713 aber die Insel Sicilien nebst dem Königstitel erhielt. Jedoch in den nachfolgenden Verwickelungen mußte der neue König, von Oesterreich, Frankreich und England zugleich bedrängt, sich bequemen, 8. Nov. 1718 das schöne Sicilien gegen die verwilderte Insel Sardinien umzutauschen, in deren förmlichen Besitz er erst 1720 eingesetzt wurde. Seitdem ward der gesammte Staatencomplex des Hauses Savoyen mit dem Namen des «Königreichs Sardinien» bezeichnet.

König Victor Amadeus II. stärkte und bereicherte die Krone durch eine große Reduction der Krondomänen (1724), wodurch der Adel schwer betroffen wurde, und suchte das Volk durch Unterricht zu heben. Ueberreizt und abgespannt trat er, gegen ein Jahrgeld von 100000 Thlrn., die Regierung an seinen Sohn ab (Sept. 1730). Aber der Entschluß gereute ihn bald; nach Jahresfrist verlangte er die Entsagungsurkunde zurück und versuchte die Citadelle von Turin zu überrumpeln. Darauf ward er gefangen gesetzt und starb im Gefängniß, Oct. 1732. Sein Sohn und Nachfolger Karl Emanuel III. (1730—73) verstand es ebenso geschickt, in den Conflicten der mächtigen Nachbarstaaten sein Interesse zu fördern. Als Bundesgenosse Frankreichs und Spaniens gegen Oesterreich erwarb er im Wiener Frieden, 18. Nov. 1738, die mailänd. Districte Tortona und Novara, und als Bundesgenosse Oesterreichs während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs durch den Wormser Vertrag, 13. Sept. 1743, und den Aachener Frieden, 18. Oct. 1748, die mailänd. Districte Anghiera, Vigevano und theilweise Pavia. Auch die innere Verwaltung des Königs war verdienstvoll. Er suchte durch kluge Staatsökonomie dem Lande die Militärlast erträglich zu machen, gab ein Gesetzbuch (das Corpus Carolinum von

1770) und behauptete dem Papste gegenüber seine Autorität, indem er alle geistlichen Stellen selbst besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstl. Bullen seiner Bestätigung unterwarf. Schwere Schicksale suchten das Land unter den folgenden Regierungen seines Sohnes und Enkels heim. Victor Amadeus III. (1773—96) wurde in die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich hineingezogen und verlor schon im Herbst 1792 Savoyen und Nizza an die Franzosen. Durch brit. und päpstl. Subsidien unterstützt, suchte er unter schwerer Belastung des Landes eine Armee von 50000 Mann aufzubringen (1793), focht auch anfangs nicht unglücklich, ohne doch das Vordringen der siegreichen Revolution aufhalten zu können. Nachdem der Kampf 1794 und 1795 geschwankt, zwang Bonaparte's berühmter Feldzug von 1796 gleich in den ersten Wochen den König von S. zur Unterwerfung. Er mußte 18. Mai unter drückenden Bedingungen Frieden mit der franz. Republik schließen und die 1792 verlorenen Lande förmlich abtreten. Sein Sohn Karl Emanuel IV. (1796—1802) verband sich mit Frankreich gegen Oesterreich (April 1797), wurde aber gleichwol vom franz. Directorium unter dem Vorwande, er hege feindliche Plane gegen die Republik, 9. Dec. 1798 gezwungen, dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen. Er begab sich auf die Insel Sardinien und erließ im März 1799 eine Verwahrung gegen den ihm abgedrungenen Verzicht. Die Fortschritte der Coalition im Sommer 1799 drängten zwar die Franzosen hinaus, aber der Sieg von Marengo stellte im folgenden Jahre die franz. Gewalt wieder her, und 11. Sept. 1802 ward Piemont förmlich mit Frankreich vereinigt. Karl Emanuel hatte indessen schon 4. Juni 1802 die Krone niedergelegt und trat nachher in den Jesuitenorden (gest. zu Rom 1818). Ihm folgte sein Bruder Victor Emanuel I. (s. d.), der nach dem Umsturze des Napoleon'schen Kaiserthums wieder 20. Mai 1814 seinen Einzug in Turin hielt. Der erste Pariser Frieden hatte ihm seine Staaten auf dem festen Lande bis auf einen Theil von Savoyen, der bei Frankreich blieb, zurückgegeben. Der Wiener Congreß fügte 14. Dec. 1814 noch die ehemalige Republik Genua hinzu, und im zweiten Pariser Frieden erhielt er auch den Rest von Savoyen nebst der Schutzherrschaft über Monaco (s. d.), wogegen er 1816 die Bezirke von Carouge und Chesne an Genf abtrat. Es war die Absicht der Mächte, hier einen kräftigen Mittelstaat als Bollwerk gegen Frankreich aufzurichten. Aber gleichzeitig dehnte Oesterreich seine Herrschaft über Oberitalien aus und machte die andern ital. Staaten durch Verträge und dergleichen von sich abhängig. Unter diesen Umständen mußte auch das Königreich S. um seine polit. Selbständigkeit besorgt werden, und nur mit Hülfe Rußlands und Englands konnte es sich der unberechtigten Anforderungen Oesterreichs erwehren. Selbst die conservativsten sardin. Staatsmänner, wie de Maistre, fanden dies so unerträglich, daß sie schon 1814 erklärten, S. müsse, um nur seine alte Unabhängigkeit wiederzugewinnen, sich an die Spitze revolutionärer nationaler Bewegungen stellen.

Mit Victor Emanuel's I. Rückkehr kamen auch die Misbräuche der alten Zeit zurück. Die Königin und einzelne Personen vom Adel und der Geistlichkeit beherrschten den Monarchen völlig und waren eifrig bemüht, den frühern Einfluß des Jesuitenordens und überhaupt die Zustände, wie sie vor 1798 gewesen waren, möglichst unverändert wiederherzustellen. Um so leichter fanden auch in S. die über ganz Italien verbreiteten Carbonari (s. d.) Eingang. Ein Theil des Adels und des Heeres wurde in diese Verbindungen verflochten; ja der präsumtive Thronfolger, Prinz Karl Albert (s. d.) von Savoyen-Carignan, war ihnen ohne Zweifel nicht ganz fremd. Die Militäraufstände, welche 9. und 10. März 1821 zu Alessandria, Fossano und Tortona ausbrachen, gaben endlich das Signal zur piemont. Revolution. In Alessandria wurde die span. Constitution ausgerufen und eine Junta eingerichtet. Am 11. März schloß sich auch Turin dem Aufstande an. Dadurch bewogen, legte Victor Emanuel 13. März 1821 zu Gunsten seines jüngsten Bruders Karl Felix die Krone nieder. Karl Felix befand sich indessen zu Modena, und so wurde Karl Albert mit der vorläufigen Regentschaft betraut. Zögernd entschloß er sich dazu, beschwor die revolutionäre Verfassung, bildete ein Ministerium im Sinne der Bewegung, befahl die Errichtung einer Nationalgarde und bestätigte die oberste Junta. Inzwischen rüstete sich Oesterreich zur Bekämpfung der Revolution. Karl Felix erklärte von Modena aus alles Geschehene für ungültig und stellte den Grafen Salieri della Torre an die Spitze der treugebliebenen Truppen. Prinz Karl Albert selbst ernannte zwar noch einen der entschlossensten Revolutionsmänner, Graf Santa-Rosa, zum Kriegsminister, entfloh aber gleich darauf ins Lager der königl. Truppen und entsagte der Regentschaft. Alles ging nun rasch der Auflösung entgegen, so eifrig auch Santa-Rosa bemüht war, die Revolution zum Widerstande zu organisiren. In der Nacht vom 7. bis 8. April 1821 gingen die Oesterreicher unter Bubna über die Grenze, vereinigten sich mit den königl. Truppen und schlugen 8. April die Insurgenten nach tapferm Widerstande. Zwei

Tage ſpäter war Turin beſetzt, die abſalute Gewalt wiederhergeſtellt und die Anſtalten zur Beſtrafung der Schuldigen getroffen. Die meiſten von ihnen waren entflahen, auch Santa-Roſa, der in griech. Dienſte trat und in einem Gefechte auf der Inſel Sfakteria 9. Mai 1825 fiel. Eine öſterr. Beſatzung blieb bis Herbſt 1823 in den Hauptplätzen S.s.

König Karl Felix (1821—31) bethätigte in allen Stücken eine ſtreng abſolutiſtiſche und reactionäre Richtung, bewahrte aber nichtsdeſtoweniger, Oeſterreich gegenüber, eine gewiſſe Selbſtändigkeit. Obwol er den Prinzen Karl Albert wegen ſeiner Betheiligung bei der Revolution hart genug behandelte, wies er doch die Anmuthungen Metternich's, denſelben von der Thronfolge auszuſchließen und den Schwiegerſohn Victor Emanuel's I., Herzog Franz IV. von Modena, zum Nachfolger zu ernennen, mit Entſchiedenheit zurück. Als mit dem Tode des Königs Karl Felix 27. April 1831 die Hauptlinie des Hauſes Savoyen erloſch, beſtieg demnach die Nebenlinie Savoyen-Carignan, deren Erbrecht auf die ſardin. Monarchie der Wiener Congreß anerkannt hatte, in der Perſon Karl Albert's (1831—49) den Thron. Der neue König begann mit einzelnen Verbeſſerungen in der Verwaltung, den Finanzen und dem Heerweſen, aber die Hoffnungen, welche die liberal-conſtitutionelle Partei auf ihn geſetzt hatte, erfüllte er nicht, vielmehr gab auch er dem Einfluſſe des Adels und Klerus, beſonders der Jeſuiten, ſich willig hin. Eine Verſchwörung, die man in Turin im Nov. 1833 entdeckte, und ein von der Schweiz aus, Anfang Febr. 1834, mit beiſpielloſem Leichtſinn unternommener Einbruch eines Haufens ital., poln. und deutſcher Flüchtlinge unter Mazzini und Ramorino (der ſog. Savoyerzug) gaben dem Könige Anlaß, mit um ſo größerer Strenge in der angenommenen Richtung zu beharren. In der auswärtigen Politik zeigte ſich Karl Albert als ſtrenger Anhänger des Legitimitätsprincips. Die ſardin. Regierung war mit der franz. Julidynaſtie, gegen welche ſie die karliſtiſchen Umtriebe unterſtützte, bis 1835 in offener Spannung. Noch ſchroffer geſtaltete ſich das Verhältniß zu Spanien, mit welchem 1836—39 alle Beziehungen abgebrochen wurden, indem Karl Albert die Aufhebung des Saliſchen Geſetzes und die Erhebung der Königin Iſabella nicht anerkannte, ſondern die Anſprüche des Don Carlos offen unterſtützte. Auch mit Portugal entſtand wegen des geſcheiterten Projects, die Königin Maria da Gloria mit dem Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan zu vermählen, ein Zerwürfniß, infolge deſſen mehrere Jahre hindurch der diplomatiſche Verkehr abgebrochen war. Mit dem Königreiche beider Sicilien ward 28. März 1833 ein Kriegsbund gegen den Dei von Tunis geſchloſſen, welcher die ital. Handelsſchiffahrt durch ſeine Kaper ſtörte; ein verbündetes Geſchwader erzwang vor Tunis Schadenerſatz und Abbitte. Als ſeine Hauptaufgabe ſah der König es an, «ein Heer zu organiſiren, das im Stande ſei, mit Ruhm die nationale Ehre und Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten». Darum wurden, bei einem jährlichen Budget von 75 Mill. Lire (Francs), allein 27 Mill. für die Armee verwandt und durch Einführung eines Landwehrſyſtems 1832 die Stärke derſelben für den Kriegsfuß auf 60000 Mann geſteigert. In den innern Angelegenheiten entfaltete Karl Albert überhaupt eine viel regere und fruchtbarere Thätigkeit als ſeine beiden Vorgänger. Außer den Handelsverträgen mit Frankreich, England, der Pforte, den Niederlanden, Dänemark, Oeſterreich und den Hanſeſtädten, wodurch der Aufſchwung des Verkehrs mächtig gefördert ward, widmete er dem Straßen-, Brücken- und Eiſenbahnbau einen lebhaften Eifer, hob den Ackerbau und die Induſtrie, hielt die Finanzen in guter Ordnung und ließ auch dem Volksunterricht eine größere Fürſorge angedeihen. Beſonders im zweiten Jahrzehnt ſeiner Regierung machte er ſich von den Ueberlieferungen ſeiner Vorgänger mehr und mehr los. Es ward 1842 eine, wenn auch beſchränkte Amneſtie erlaſſen, die Cenſur gemildert, der Wiſſenſchaft eine freiere Bewegung eingeräumt, die Geſetzgebung, Juſtiz und das Gefängnißweſen reformirt und der ſchwere Druck der Feudallaſten von der Inſel Sardinien abgenommen. Daß ſich der König von dem Einfluſſe Oeſterreichs zu emancipiren ſtrebte, bewies ſein entſchiedenes Auftreten bei dem Streite, der ſich 1846 wegen des Salz- und Weinhandels mit der lombard. Regierung entſponnen hatte. So war noch vor dem Beginn der ital. Reformbewegung, die ſich an die Erhebung Pius' IX. anknüpfte, S. der beſtregierte Staat der Halbinſel und durch ſeinen finanziellen Wohlſtand, ſeine Heereskraft wie durch ſeine Adminiſtration jedenfalls der einzige, der mit Oeſterreich um die Herrſchaft in Italien ringen konnte. Wol blieb S. von der Bewegung, die 1846 und 1847 die ganze Halbinſel ergriff, nicht unberührt; aber der Eindruck machte ſich diesmal nicht in Aufſtänden und Verſchwörungen geltend, ſondern ſprach ſich mehr in vertrauensvollen Bitten und Demonſtrationen aus. Ein Decret des Königs vom 30. Oct. 1847 kam dieſen Wünſchen entgegen: er verſprach die Einführung einer neuen Gerichtsverfaſſung mit Beſeitigung der privilegirten Gerichtsſtände, Beſchränkung der Polizeigewalt und freiere Bewegung der Preſſe; auch erhielten die 1843 eingerichteten Pro-

vinzialräthe und die Gemeinden ausgedehntere Rechte. Rasch entfaltete sich im ganzen Lande ein bewegtes polit. Leben, das sich im ganzen von den Excentricitäten frei hielt, die anderwärts die Reformbewegung störten und vereitelten. Der Fortgang der Dinge im übrigen Italien erlaubte indessen dem Könige nicht, bei Reformen der Verwaltung stehen zu bleiben, und er verhieß 8. Febr. 1848 eine constitutionelle Verfassung, die 4. März verkündet ward. Der Einfluß der absolutistischen und klerikalen Partei trat seitdem völlig in den Hintergrund. Die Bildung eines constitutionellen Ministeriums unter Graf Balbo, welches ein freisinniges Wahlgesetz, die Berufung des ersten sardin. Parlaments und allgemeine Amnestie verkündigte, vollendete die Umgestaltung des alten Zustandes.

Mitten in diese Vorgänge fiel die Nachricht von der Februarrevolution in Frankreich und steigerte die Bewegung in Oberitalien zu offener Revolution. Schon 18. März 1848 brach in Mailand der Aufstand aus, der die Oesterreicher an den Mincio drängte. Von Anfang an hatte sich in der sardin. Bevölkerung der Gedanke der Einheit Italiens unter Karl Albert's Leitung ausgesprochen, und der König selbst, als «das Schwert Italiens» begrüßt, gab dieser Meinung einen Ausdruck, indem er gleich nach dem Ausbruche der mailänder Insurrection die lombard. Bewegung unter seinen Schutz nahm, an Oesterreich 23. März den Krieg erklärte und in die Lombardei einrückte. Aber die Krone von Italien war schwerer zu erlangen, als es im ersten Enthusiasmus schien. Wol beschlossen die Vertreter der Lombardei (Juni) und später auch Venedigs, sich mit S. zu verschmelzen; aber die Last des Kriegs fiel auf Karl Albert allein. Die übrigen ital. Fürsten führten ihn theils ohne Kraft, theils ohne guten Willen und nur von der demokratischen Bewegung dazu gedrängt. Nachdem die Kämpfe bei Goito, Lueia, Peschiera die Ueberlegenheit der Oesterreicher und ihres Feldherrn Radetzky bereits bekundet, wurde durch den entscheidenden Schlag bei Custozza 25. Juli die piemont. Armee in volle Auflösung gebracht, und König Karl Albert, fast machtlos dem unsinnigen Groll der aufgeregten lombard. Bevölkerung preisgegeben, sah sich genöthigt, in einem Waffenstillstande 9. Aug. die Lombardei zu räumen und sich über den Tessin zurückzuziehen. (S. Italien.) Inzwischen war das sardin. Parlament 8. Mai eröffnet worden und ein entschieden progressives Ministerium, in welchem Gioberti (s. d.) einen Platz einnahm, aus demselben hervorgegangen. Mit dem Abschluß des Waffenstillstandes trat dieses Cabinet zurück und machte dem gemäßigtern Ministerium Revel-Pinelli Platz, welches auf der Bahn der constitutionellen Entwickelung unverändert beharrte, aber in der auswärtigen Politik einen minder kühnen Weg als die Vorgänger einschlug. Die neue Regierung hätte einen ehrenvollen Vertrag unter brit.-franz. Vermittelung der Erneuerung des Kriegs vorgezogen, obschon sie die Rüstungen zu einem neuen Kampfe nicht versäumte. Doch vermochte sie sich vor dem stürmischen Drängen der Progressisten nicht zu behaupten und wich im Dec. 1848 einem demokratischen Ministerium, das Gioberti gebildet hatte. Auch Gioberti erfuhr rasch den Wechsel der Volksgunst. Er mußte zur Kammerauflösung schreiten und sah sich dann genöthigt, vor der neugewählten Volksvertretung im Febr. 1849 ebenfalls den Rückzug anzutreten. Unterdessen hatte Karl Albert sich zum neuen Kampfe gerüstet und kündigte 12. März den Waffenstillstand. Acht Tage später begann hierauf der zweite Act des Kriegs um die lombard. Krone. Ein dreitägiger Feldzug, durch die Niederlagen bei Mortara und Novara (s. d.), 21. und 23. März, bezeichnet, machte jedoch dem Kampfe ein schnelles Ende. Karl Albert selbst, am bessern Erfolge verzweifelnd, verzichtete noch am Tage der Niederlage von Novara auf die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victor Emanuel II., zugleich die freiwillige Verbannung wählend, in welcher er schon 28. Juli zu Oporto starb. Noch in der Nacht seines stürmischen Regierungsantritts schloß der neue König einen Waffenstillstand. Ein gleichzeitiger Aufstand in Genua wurde 4. April nicht ohne Blutvergießen unterdrückt. Der Friede mit Oesterreich ward 6. Aug. zu Mailand abgeschlossen. S. behielt seine alten Grenzen, zahlte an Oesterreich 75 Mill. Frs. Kriegsentschädigung und erlangte die Amnestie der Lombarden und Venetianer, die unter der sardin. Fahne gefochten hatten. Erst nachdem der König durch eine Parlamentsauflösung, Nov. 1849, an das Land appellirt hatte, ward dieser Friedensschluß von dem neugewählten Parlament 7. Jan. 1850 sanctionirt.

Victor Emanuel (s. d.) hatte seine Regierung mit der Versicherung angetreten, die verfassungsmäßigen Institutionen zu erhalten, und er blieb diesem Versprechen unwandelbar treu, so sehr auch im Innern die absolutistische und klerikale Partei und von außen her die überall wieder erstarkende Reaction, besonders aber Oesterreich der Fortdauer der constitutionellen Entwickelung S.s sich entgegenstellten. Ein liberales Ministerium unter d'Azeglio, 7. Mai 1849, bemühte sich, die Wunden der letzten Unglücksfälle zu heilen, was freilich nicht ohne größere finanzielle

Belaſtung des Landes geſchehen konnte, und die conſtitutionellen Inſtitutionen im einzelnen durchzuführen. Die Auflöſung des Parlaments im Nov. 1849 hatte ein günſtiges Ergebniß. Es ſtellte ſich jetzt eine anſehnliche Majorität im gemäßigt-conſtitutionellen Sinne heraus, welche ſtark genug war, die doppelte Oppoſition von reactionärer und radicaler Seite abzuwehren. Der neueingetretene Juſtizminiſter Siccardi that einen bedeutungsvollen Schritt, indem er die geiſtliche Gerichtsbarkeit und eine Reihe anderer Vorrechte des Klerus aufhob, die Cultusfreiheit der andern Confeſſionen (Evangeliſche, Waldenſer, Juden) durchführte und den Widerſtand des Klerus, namentlich des Erzbiſchofs Franzoni von Turin, mit den geſetzlichen Mitteln zu brechen wußte. Zugleich wurden die feudalen Vorrechte jeder Art beſeitigt, die öffentlichen Arbeiten rührig gefördert, von dem Finanzminiſter Cavour der Zolltarif im freihändleriſchen Geiſte umgeſtaltet und mit den meiſten Staaten Europas 1850—51 Handelsverträge in dieſem Sinne eingegangen. Eine an ſich unbedeutende Differenz mit der Deputirtenkammer hatte im Mai 1852 den Austritt mehrerer Miniſter, insbeſondere Cavour's zur Folge, worauf Azeglio das Cabinet abermals reconſtruirte. Die Agitation des Klerus gegen die Siccardi'ſchen Geſetze, namentlich gegen den Entwurf über die Civilehe, kam nun erſt in vollen Gang und fand ihren Rückhalt an Rom, an Oeſterreich und zum Theil auch an Frankreich, während die liberale Partei die Regierung zum entſchloſſenen Handeln drängte. Das Miniſterium d'Azeglio fühlte ſich dieſer Lage nicht gewachſen, und von dem Klerus bitter angefeindet, von den Liberalen der Unentſchloſſenheit angeklagt, nahm es im Oct. 1852 ſeine Entlaſſung. Von neuem regte ſich jetzt die Hoffnung der abſolutiſtiſchen und klerikalen Partei, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen; aber aus der Miniſterkriſis, welche die Gemüther aufs höchſte geſpannt, ging 4. Nov. 1852 wiederum ein liberales Miniſterium hervor unter dem Vorſitz des Grafen Cavour (ſ. d.), der nun bis Juli 1859 am Staatsruder blieb. Im Innern entwickelte ſich die conſtitutionelle Geſetzgebung ungeſtört, indem die Wahlen der Regierung eine entſchiedene Majorität ſicherten. Einzelne Auftritte auf der Inſel Sardinien und eine ſichtlich unter geiſtlichen Einflüſſen begonnene Emeute im Aoſtathal im April 1854 bewieſen freilich, daß die Feinde der neuen Ordnung der Dinge ſich noch nicht für überwunden hielten. Am ſtärkſten und ausdauerndſten war die klerikal-ariſtokratiſche Oppoſition in Savoyen, und je mehr die ſardin. Politik ſich mit den ital. Nationalbeſtrebungen identificirte, um ſo mehr entfremdete ſich dieſe franzöſiſch redende Provinz dem Staatsleben der ſardin. Monarchie. Aber trotz aller Hinderniſſe ging das Miniſterium Cavour, deſſen Stellung durch eine abermalige Parlamentsauflöſung und Neuwahlen, Nov., Dec. 1853, noch mehr befeſtigt ward, unaufhaltſam auf der Bahn der Reformen vorwärts. Durch Aufhebung der meiſten Klöſter, Mai 1855, ward der bisher übermäßig zahlreiche Klerus bedeutend vermindert, und aus den eingezogenen Klöſterfonds gewann man die Mittel, um die bisher ſehr beſchränkte Lage der niedern Landgeiſtlichkeit und das vernachläſſigte Volksſchulweſen zu verbeſſern. Darüber kam es am Ende, nachdem die diplomatiſchen Beziehungen ſchon längſt geſtört waren, zu einem vollſtändigen Bruch mit der röm. Curie, und 26. Juli 1855 verhängte Papſt Pius IX., ohne beſtimmte Namen zu nennen, über alle und jede, die bei jener Maßregel betheiligt ſeien, den großen Kirchenbann. Jedoch dies Schreckmittel blieb wirkungslos. Gleichzeitig war die ſardin. Regierung bemüht, die durch den letzten Krieg ſchwer betroffenen Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und den allgemeinen Wohlſtand durch Beförderung von Ackerbau, Induſtrie, Handel und Verkehr zu heben.

Ein großes Eiſenbahnnetz von Genua über Aleſſandria nach Turin, von Turin über Chambéry nach Lyon und von Aleſſandria nach dem Lago-Maggiore nebſt Zweigbahnen nach der Lombardei und Parma wurde projectirt und in Angriff genommen. Daneben wurden Armee und Marine in guten Stand geſetzt, und das Halbinſeldreieck zwiſchen dem Po und der untern Bormida mit den Brückenköpfen von Caſale und Valenza und der Feſtung Aleſſandria ward als ſicherer Sammelplatz des Heeres für den Nothfall ſtark befeſtigt. Nach außen hin behauptete S., das ſeit 1848 die nationale Tricolore beibehielt, fortwährend die Stellung eines Vorkämpfers der nationalen Beſtrebungen Italiens. Der beſſere Theil der ital. Emigration fand hier eine neue Heimat und brachte dem Adoptivvaterlande einen beachtenswerthen Zuwachs an Wohlſtand und Intelligenz, während zugleich die Sympathien der ital. Völker ſich immer mehr der Dynaſtie Savoyen zuwendeten. Deſto ſchärfer und unverſöhnlicher ward der Gegenſatz gegen die öſterr. Fremdherrſchaft in Italien. Als nach dem Mazziniſtiſchen Attentat in Mailand, 6. Febr. 1853, Oeſterreich die Güter aller emigrirten Lombarden mit Sequeſter belegte und nicht einmal für ſolche, die mit ordnungsmäßiger Erlaubniß ausgewandert und in S. naturaliſirt waren, eine Ausnahme machen wollte, erhob das turiner Cabinet feierlich Proteſt

gegen dieſe Gewaltmaßregel und rief ſeinen Geſandten aus Wien ab, worauf auch der öſterr. Geſandte Turin verließ. Um ſo inniger ſchloß man ſich an die Weſtmächte an, welche S. in der Sequeſterfrage ihre diplomatiſche Unterſtützung hatten angedeihen laſſen. Während des Orientkriegs (ſ. d.) trat König Victor Emanuel II. auf Cavour's Rath der brit.-franz. Allianz gegen Rußland bei (26. Jan. 1855) und verpflichtete ſich, ein Armeecorps von 15000 Mann ins Feld zu ſtellen; dagegen garantirten die Weſtmächte für die Dauer des Kriegs die Integrität des Königreichs S., und Großbritannien bewilligte denſelben eine Anleihe zur Deckung der Kriegskoſten. Nachdem das ſardin. Parlament dieſe Verträge ſanctionirt hatte, ſchifften ſich die ſardin. Truppen unter General Alfons Lamarmora in Genua, April 1855, nach der Krim ein, wo ſie an der Schlacht bei der Tſchernaja 16. Aug. rühmlichen Antheil nahmen. Unterdeß beſuchte Nov. 1855 Victor Emanuel II., begleitet von Cavour, den Kaiſer Napoleon III. und die Königin Victoria und wurde ſehr freundſchaftlich empfangen. Endlich auf dem Pariſer Friedenscongreß, Febr. bis April 1856, nahmen die ſardin. Geſandten Graf Cavour und Marquis Villamarina neben den Botſchaftern der europ. Großmächte ihren Sitz ein. Dieſe Gelegenheit benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage Italiens zur Sprache zu bringen. Eine an die Weſtmächte gerichtete Note vom 16. April wies darauf hin, daß S. der einzige ital. Staat ſei, welcher verſtanden habe, den revolutionären Geiſt niederzuhalten und ſeine Unabhängigkeit gegen Oeſterreich zu behaupten. Aber die ſardin. Regierung werde nicht nur durch revolutionäre Leidenſchaften im Innern des eigenen Staats, ſondern auch durch das gewaltſame, nur mit Hülfe fremder Occupationstruppen aufrecht zu erhaltende Repreſſivſyſtem in den Nachbarſtaaten provocirt, und überdies ſei ſie durch die fortwährende Ausdehnung der öſterr. Macht geradezu in ihrer Selbſtändigkeit bedroht. Unter ſolchen Verhältniſſen könne S. ſich jeden Augenblick durch eine unumgängliche Nothwendigkeit gezwungen ſehen, die äußerſten Maßregeln zu ergreifen, deren Folgen ſich unmöglich berechnen ließen. Noch rückhaltloſer ſprach Cavour 6. Mai in der ſardin. Deputirtenkammer unter großem Beifall: «eine polit. Annäherung zwiſchen Oeſterreich und S. ſei jetzt unwahrſcheinlicher als jemals, und die Lage ſei nicht ohne Gefahr; aber man habe das große Reſultat erlangt, daß die ital. Frage von jetzt an auf der europ. Tagesordnung bleibe.» Allerdings hatte dieſer «Schmerzensſchrei» für den Augenblick keinen praktiſchen Erfolg; ein öſterr. Rundſchreiben an die andern ital. Regierungen betonte, daß S. keinerlei Recht habe, im Namen Italiens zu reden, und ſelbſt Großbritannien ermahnte zur Mäßigung. Aber der moraliſche Eindruck war nichtsdeſtoweniger ein ſehr großer. Durch ſein feſtes Auftreten hatte S. in ganz Europa, beſonders aber in Italien, an Anſehen und Sympathien gewonnen. Der ital. Nationalverein, geſtiftet von Lafarina und Manin, machte eine erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß Italien von der Fremdherrſchaft nur durch Vereinigung unter der Dynaſtie Savoyen befreit werden könne. Dagegen nahm der Einfluß des republikaniſchen Agitators Mazzini ſeitdem in ganz Italien merklich ab. Auch Genua, das in altrepublikaniſchen Erinnerungen noch immer eine Art Abneigung zur Schau getragen hatte, verſöhnte ſich jetzt vollends mit der ſardin. Herrſchaft, und ein mazziniſtiſcher Handſtreich gegen das Fort Diamante daſelbſt, 29. Juni 1857, ſcheiterte an der Theilnahmloſigkeit der Bevölkerung. Zu alledem kam, daß S. durch ſeine Bundesgenoſſenſchaft die dauernde Freundſchaft der Weſtmächte gewonnen hatte. Zunächſt zeigte ſich der Beiſtand Großbritanniens nicht unwirkſam in dem Conflict zwiſchen S. und dem Königreich beider Sicilien wegen des gekaperten ſardin. Dampfſchiffs Cagliari. Auch Rußland, ſchon aus Abneigung gegen Oeſterreich, begann ſich dem turiner Hof zu nähern, und im Sept. 1858 wurde den Ruſſen eine Kohlenſtation in der Bucht von Villafranca eingeräumt. Aber in die engſten Beziehungen trat S. zu Frankreich. Ende Juli 1858 fanden zu Plombières zwiſchen Cavour und dem Kaiſer Napoleon III. geheime Abmachungen ſtatt, und zugleich wurde eine Heirath zwiſchen der älteſten Tochter Victor Emanuel's, Prinzeſſin Clotilde, und dem Prinzen Napoleon eingeleitet.

Die nationale Politik Cavour's ward von der großen Mehrheit des ſardin. Parlaments gebilligt und unterſtützt; doch erhoben ſich auch manche Stimmen, welche von dem bedächtigen altpiemonteſ. Standpunkte aus das große gewagte Spiel misbilligten. Man klagte über den ſteigenden Einfluß der naturaliſirten ital. Flüchtlinge und die unerträgliche Ueberbürdung der ſardin. Finanzen. Namentlich die Verſtärkung der Feſtungswerke von Aleſſandria, wozu eine von Manin angeregte ital. Nationalſubſcription 100 Kanonen darbrachte, und die beabſichtigte Verlegung des Kriegshafens von Genua nach Spezzia erforderten ſehr große Summen. Gleichzeitig dauerten die Streitigkeiten mit dem Klerus und mit der röm. Curie unausgeſetzt fort. Auch mit Monaco gab es einige diplomatiſche Schwierigkeiten. Aber ſonſt ward das allgemeine

Interesse ausschließlich in Anspruch genommen durch das Verhältniß zu Oesterreich, das sich durch fortwährende kleine Reibungen immer mehr verschlimmerte. Gerade während der Kaiser Franz Joseph im Winter 1856—57 das Lombardisch-Venetianische Königreich bereiste, gab die nationale Partei daselbst ihre Sympathien für S. am lautesten kund. In dieser Veranlassung erhob das wiener Cabinet Reclamationen nicht nur über die Haltung der sardin. Presse, sondern auch geradezu über die sardin. Regierung, als ob diese jene Demonstrationen begünstigt habe. Nach einem gereizten Notenwechsel erfolgte März 1857 der beiderseitige vollständige Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Seitdem erschien ein abermaliger kriegerischer Zusammenstoß unvermeidlich, und die sardin. Politik, sobald sie zu Plombières sich der franz. Bundesgenossenschaft versichert hatte, drängte energisch darauf hin. Unmittelbar nach dem verhängnißvollen Neujahrsgruß Napoleon's III. an den österr. Gesandten zu Paris erklärte Victor Emanuel II. in seiner Thronrede 10. Jan. 1859, «daß S. wol die Verträge achte, aber nicht unempfindlich bleiben könne bei dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens sich erhebe». Das Ministerium beantragte bei dem Parlament eine Ausdehnung der Landwehrorganisation sowie eine neue Anleihe von 50 Mill. Lire, die nachher auf dem Wege der Nationalsubscription zusammengebracht wurde. Am 30. Jan. fand die Vermählung der Prinzessin Clotilde zu Turin statt, und gleichzeitig ward der definitive Bundesvertrag (Familienpact) mit Frankreich unterzeichnet, der jedoch bald im pariser «Moniteur» ausdrücklich als nur defensiv bezeichnet wurde. Darauf antwortete Oesterreich mit einer Verstärkung seiner Truppenmacht in Italien. Auch S. machte sich kriegsbereit, und aus allen Theilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Als nunmehr Großbritannien zu vermitteln suchte und das turiner Cabinet aufforderte, seine Beschwerdepunkte zu präcisiren, antwortete Cavour durch Memorandum vom 1. März: Der Friede Italiens und die Ruhe Europas könnten nicht anders gesichert werden, als wenn Oesterreich dem Lombardisch-Venetianischen Königreich eine nationale Regierungsform bewillige und der militärischen Oberherrschaft nebst den Occupationen und Interventionen in Mittelitalien entsage. Auch müßten dann die Herrscher von Toscana, Modena und Parma aufgefordert werden, in ihren Landen constitutionelle Verfassungen einzuführen, und der Papst, wenigstens der Romagna eine abgesonderte Administration unter einem Laien-Vicar zu bewilligen. Ein vorläufiges Programm der nationalen Reorganisation war damit ausgesprochen; aber es wurde bald durch die Ereignisse überholt. Zunächst schlug Rußland vor, die ital. Frage auf einem Congreß der Großmächte zu regeln, und der Vorschlag ward allerseits angenommen; doch Oesterreich verlangte zuvor eine allgemeine Entwaffnung. Nunmehr beklagte S. sich, daß es trotz seiner Leistungen im Orientkrieg von dem Congreß ausgeschlossen werden solle, und erklärte, daß es unter diesen Umständen sich zu einer Entwaffnung nicht herbeilassen könne. Noch schwebten die Unterhandlungen, da ließ Oesterreich, das bei seiner Finanznoth keinen längern bewaffneten Frieden ertragen konnte, sich zu einem aggressiven Schritt hinreißen. Ein Ultimatum vom 19. April forderte, daß S. sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem Cavour 26. April eine ablehnende Antwort gegeben, überschritt das österr. Heer 29. April 1859 die sardin. Grenze. Somit war S. in der erwünschten Lage, auf Grund des Defensivtractats die Hülfe Napoleon's III. in Anspruch nehmen zu können.

Der Krieg von 1859, den Napoleon III. mit dem Programm: «Ein freies Italien bis zum Adriatischen Meer!» begann (s. Frankreich), bildet den Wendepunkt, wo die Geschichte des Königreichs S. in die Geschichte Italiens hinübertritt. Cavour, Garibaldi und der ital. Nationalverein thaten alles, um den Krieg nicht blos als sardinischen, sondern als ital. Nationalkrieg anzufassen. In einer Circularnote vom 19. Juni 1859 bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Oesterreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken oberital. Königreichs. Gleichzeitig kam es zu revolutionären Bewegungen in Toscana, Parma, Modena und der Romagna; die dortigen Dynastien entflohen, und sowol Toscana (s. d.) wie auch das neuconstituirte Gouvernement Emilia (s. d.) lehnten sich an S. an. Da schloß Napoleon III. plötzlich 11. Juli mit Oesterreich den Präliminarfrieden von Villafranca, und König Victor Emanuel II. mußte demselben beitreten. Demnach sollte S. sich mit einer Territorialvergrößerung durch die Lombardei begnügen; dagegen sollten die vertriebenen Fürstenhäuser wieder eingesetzt und die nationalen Wünsche mit dem Schattenbild einer ital. Conföderation unter Theilnahme des österr. Venetien und unter dem Ehrenpräsidium des Papstes abgefunden werden. Dieser Tractat machte anfangs einen tief niederschlagenden Eindruck; Cavour trat vom sardin. Staatsruder zurück, und Ratazzi bildete 19. Juli ein neues Cabinet. Die sardin. Commissarien und Truppen mußten aus den insurgirten Staaten Mittel-

italiens zurückberufen werden. Den Deputationen aus Toscana, 3. Sept., Modena und Parma, 15. Sept., und Romagna, 24. Sept., welche geradezu die Annexion an S. erbaten, gab König Victor Emanuel eine ausweichende Antwort und versprach nur, ihre Wünsche bei den Großmächten zu befürworten. Aber die Volksbewegung in Mittelitalien ging nichtsdestoweniger unaufhaltsam vorwärts und wurde noch mehr ermuthigt durch das bestimmte Auftreten des turiner Cabinets, das in seinem Memorandum vom 28. Sept. die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürstenhäuser für unmöglich erklärte und auf dem Züricher Friedenscongreß jede Betheiligung an diesen Restaurationen sowie an den Conföderationsplanen ablehnte. Vorläufig ward wenigstens eine Zolleinigung zwischen S., Toscana und Emilia 10. Oct. hergestellt. Zwar ermahnte Kaiser Napoleon III. durch Schreiben vom 20. Oct. den König Victor Emanuel II., sich den Stipulationen von Villafranca zu fügen, und als zu Anfang Nov. des Königs Vetter, Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, zum Regenten von Toscana und Emilia gewählt wurde, legte Frankreich sein Veto dagegen ein. Darauf ernannte der Prinz den Comthur Buoncompagni zu seinem Stellvertreter und Generalgouverneur der «verbündeten Provinzen Mittelitaliens.» Der definitive Friedensvertrag von Zürich, 10. Nov. 1859, der die Präliminarien von Villafranca bestätigte, erwies sich unter diesen Umständen sofort als ein todter Buchstabe. Nachdem der von Frankreich und Oesterreich angeregte Plan eines europ. Congresses zum Behuf der vollständigen Pacification Italiens gescheitert war, trat Cavour 20. Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Cabinets und konnte nunmehr seine Annexionspolitik ungehindert zu Ende führen. Von Großbritannien wurde er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Napoleon III. aber ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen, indem König Victor Emanuel II., in Gemäßheit früherer Verabredungen, durch den Turiner Tractat vom 24. März 1860 Savoyen und den größten Theil der Provinz Nizza an Frankreich abtreten mußte. Infolge davon ging auch das Fürstenthum Monaco unter das Protectorat Frankreichs über. Dagegen wurden Emilia und Toscana, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung 11. und 12. März sich mit ungeheurer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte, durch die Decrete vom 18. und 22. März 1860 dem Königreich S. einverleibt. In der Emilia hatten 426006 für die Annexion, 766 für einen besondern Staat gestimmt. In Toscana waren für die Annexion 366571, für die Selbständigkeit 14925 Stimmen.

Somit hatte die sardin. Monarchie die Bestandtheile fremder Nationalität von sich abgethan und sich in ein starkes oberital. Königreich umgestaltet. Die Proteste der vertriebenen Fürstenhäuser blieben wirkungslos. Andererseits waren die Bemühungen des turiner Hofes, sich mit Rom zu vergleichen, ohne Erfolg. Papst Pius IX. hatte schon Ende Sept. 1859 die diplomatischen Beziehungen mit S. abgebrochen und forderte die Zurückgabe der abgefallenen Romagna. Weder die Rathschläge Napoleon's III. noch die eigenhändigen Briefe Victor Emanuel's II. vom 6. Febr. und 20. März 1860, der nicht abgeneigt erschien, unter Anerkennung der päpstl. Oberhoheit gewissermaßen als päpstl. Vicar über die Romagna, resp. die Marken und Umbrien zu herrschen, fanden in Rom Gehör. Pius IX. gab auf beide Briefe streng abweisende Antworten und ließ nicht nur gegen die Einverleibung der Romagna diplomatischen Protest erheben (19. April), sondern er sprach auch als Oberhaupt der kath. Kirche (26. März), wiederum ohne bestimmte Namen zu nennen, gegen alle und jede, welche diese Usurpation begangen, veranlaßt oder gebilligt hätten, die große Excommunication aus. Dieser kirchliche Act hatte nur die Folge, daß ein Theil des ital. Klerus sich zu oppositionellen Kundgebungen herbeiließ, die jedoch die sardin. Regierung niederzuhalten wußte. Auch das 2. April neueröffnete sardin. Parlament, wo zum ersten mal die Vertreter der Lombardei, Emilia und Toscanas erschienen, genehmigte in beiden Kammern fast einstimmig die geschehenen Annexionen. Auch erhob sich für jetzt keine Stimme gegen die beabsichtigte Abtretung Savoyens. Nur gegen die Abtretung von Nizza protestirte Garibaldi, als Eingeborener und Abgeordneter dieser Stadt, und griff den Minister Cavour wegen dieses Handels auf das heftigste an; jedoch die Deputirtenkammer ging über diese Interpellation 12. April zur Tagesordnung über. Um den einflußreichen Patrioten anderweitig zu beschäftigen, ließ die sardin. Regierung ihm freie Hand, eine Expedition zur Unterstützung der aufständischen Sicilianer auszurüsten, welche 6. Mai von Genua nach Marsala absegelte. Gleichzeitig, während einer Vertagung des Parlaments, machte Victor Emanuel II. eine Rundreise durch die neuerworbenen Provinzen (April bis Mai), wo er überall mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurde. Nach der Rückkehr des Königs kam auch das Parlament wieder zusammen und genehmigte, nicht ohne lebhafte Discussion, doch mit sehr großer Majorität, die inzwischen durch eine allgemeine Volksabstimmung sanctionirte Abtretung

von Savoyen und Nizza, worauf der förmliche Cessionsvertrag 11. Juni 1860 vollzogen wurde. Erst jetzt traten die letzten franz. Truppen, die bisher noch die Lombardei besetzt gehalten hatten, den Rückmarsch nach Frankreich an.

In den nächsten Monaten wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich den Ereignissen in Unteritalien zu, wo das Königreich beider Sicilien (s. d.) unter dem Angriffe Garibaldi's zusammenbrach. Es läßt sich nicht leugnen, daß S. in dieser Angelegenheit die strenge Pflicht der Neutralität verletzte. Auf die Reclamationen des neapolit. Gesandten erklärte allerdings Cavour 26. Mai 1860, daß die sardin. Regierung der Expedition Garibaldi's vollkommen fremd sei und dieselbe auf die förmlichste Weise misbillige. Nichtsdestoweniger ließ man geschehen, daß die ital. Actionspartei von Genua aus immer neue Verstärkungen nach Sicilien abschickte. Seit langer Zeit nämlich war das Verhältniß zwischen den Höfen von Turin und Neapel sehr gespannt. König Victor Emanuel II. hatte den sicil. König Franz II., der durch seine Mutter dem sardin. Königshause verwandt war, schon während des Kriegs von 1859 und später wiederholt aufgefordert, sich der nationalen Politik S.s anzuschließen und in seinen Staaten Reformen einzuführen; aber diese Ermahnungen blieben unbeachtet, und mancherlei Reibungen fielen vor. Als nun Franz II. in seiner höchsten Noth die Allianz S.s nachsuchte, wurden diese Anträge sehr kühl aufgenommen, und Victor Emanuel II. begnügte sich, brieflich 23. Juli Garibaldi von einem Angriff auf das Festland Neapels abzumahnen. Ja, es kann kaum ein Zweifel sein, daß viele neapolit. hohe Offiziere und Beamte mit sardin. Gelde bestochen wurden, was dem Dictator die Eroberung Neapels wesentlich erleichterte. Um so bestimmter widersetzte sich die sardin. Regierung, als die Actionspartei daran dachte, auch den Kirchenstaat anzugreifen. Das hätte zu einem Conflict mit Frankreich führen können, welches fortwährend Rom besetzt hielt. So wurden außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, und diese Pläne glücklich hintertrieben. Endlich untersagte der sardin. Minister des Innern, Farini, durch Rundschreiben vom 13. Aug. auf das strengste jede weitere Anwerbung und Organisation von Freischaren, denn «Italien müsse und solle den Italienern gehören, aber nicht den Sekten». Das turiner Cabinet war nämlich nicht ohne Grund über den weitern Verlauf der Dinge in Unteritalien besorgt geworden. Da Garibaldi fortwährend mit Cavour wegen der Abtretung Nizza's grollte, so drohte in Neapel der Einfluß Mazzini's zu überwiegen. Gleichzeitig waren im Kirchenstaat Unruhen ausgebrochen, und Garibaldi schien entschlossen, auch dort einzugreifen. Andererseits standen noch die ansehnlichen Ueberreste der neapolit. Armee und die fremden päpstl. Soldtruppen unter General Lamoricière im Felde. Der endliche Ausgang dieses Entscheidungskampfes zwischen Revolution und Reaction war nicht abzusehen. In dieser gefährlichen Krisis sah die gemäßigte Nationalpartei in Unteritalien keine andere Rettung als in dem sofortigen Anschluß an S., und zahlreiche Deputationen eilten nach Turin, um Schutz und Hülfe zu erbitten. Auch in Oberitalien nahm die Aufregung immer mehr zu, und Garibaldi's Siege drohten die Erfolge Cavour's völlig zu verdunkeln. Unter diesen Umständen mußte die sardin. Regierung sich entschließen, aus der bisherigen Zurückhaltung herauszutreten und auch Unteritalien unter ihre Herrschaft zu nehmen, oder sie lief Gefahr, den leitenden Einfluß auf der Halbinsel, den sie seit Jahren bewahrt hatte, jetzt plötzlich zu verlieren. In einem Cabinetsrath zu Turin, 28. Aug., wurden die nöthigen Beschlüsse gefaßt. Dann eilten der Minister Farini und General Cialdini mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs Victor Emanuel nach Chambéry, wo gerade Napoleon III., auf einer Rundreise durch Savoyen begriffen, verweilte. Eine Verständigung ward erzielt; wie ein Gerücht erzählt, sagte der franz. Kaiser zu den sardin. Gesandten: man möge handeln, aber rasch! Dieser Rath wurde befolgt. Am 11. Sept. rückte das sardin. Heer in den Kirchenstaat ein; die päpstl. Truppen wurden 18. Sept. bei Castelfidardo (s. d.) entscheidend geschlagen, und der Ueberrest mußte 29. Sept. in Ancona (s. d.) capituliren. Umbrien und die Marken proclamirten jetzt die sardin. Herrschaft, während in dem sog. Patrimonium Petri die päpstl. Autorität durch die franz. Besatzung von Rom aufrecht erhalten blieb. Am 9. Oct. überschritten die sardin. Truppen die Grenzen Neapels, wo Garibaldi sich freiwillig dem König Victor Emanuel unterordnete. Die thatsächlich vollendete Annexion ward überall durch eine allgemeine Volksabstimmung sanctionirt, welche im Königreich beider Sicilien 21. Oct., im Kirchenstaat 4. bis 5. Nov. stattfand. Es stimmten in Neapel 1,310266 dafür und 10102 dagegen, in Sicilien 432054 dafür und 667 dagegen, in Umbrien 97075 mit Ja und 380 mit Nein, in den Marken 133783 Ja und 1212 Nein. Nachdem beide Kammern des sardin. Parlaments schon im voraus, 11. und 16. Oct., ihre Zustimmung zu den neuen Annexionen gegeben, erfolgten 17. Dec. 1860 die vier königl. Decrete, welche alle diese unterital. Provinzen

dem Königreich S. einverleibten. Nunmehr nahm König Victor Emanuel II. durch Geſetz vom 17. März 1861 den Titel «König von Italien» an. (S. Italien.)

Vgl. Cibrario, «Storia della monarchia di Savoia» (3 Bde., Turin 1840—47); derſelbe, «Origine e progresso delle istituzioni della monarchia di Savoia» (2 Bde., Turin 1840—47); Gallenga, «Storia del Piemonte» (2 Bde., Turin 1856); Brofferio, «Storia di Piemonte» (Turin 1852 fg.); Galliani d'Agliano, «Memorie storiche sulla guerra di Piemonte dal 1741 al 1747» (Turin 1840); Beauchamp, «Histoire de la révolution en Piémont» (Par. 1821); Santa-Roſa, «De la révolution piémontaise» (Par. 1822); «Memorie e osservazioni sulla guerra dell' independenza d'Italia» (Turin 1849); «Bericht des öſterr. Generalſtabs über den Feldzug von 1848» (2 Bde., Wien 1850). Ueber die Geographie und Statiſtik handeln: Bartolomeis, «Notizie topografiche e statistiche degli stati sardi» (3 Bde., Turin 1840—47); Caſalis, «Dizionario geografico-storico-statistico-commerciale degli state di re di Sardegna» (Bd. 1—21, Turin 1843—51); Stefani, «Dizionario geografico-statistico degli stati sardi» (Turin 1855).

Sardoniſches Lachen (Sardonius risus, Sardoniasis), bei den Alten jedes krampfhafte Lachen, das nicht aus innerer Stimmung hervorgeht. Dieſes unnatürliche Lachen ſoll von einem auf Sardinien wachſenden giftigen Kraute (Sardoa herba bei Virgil) den Namen erhalten haben, deſſen Genuß ein ſolches Lachen zur Folge hatte. Doch ſpricht ſchon Homer von einem ſardoniſchen Gelächter, ohne Sardinien zu kennen. Unrichtig iſt es eigentlich demnach, wenn man zuweilen ein bitteres, höhniſches Lachen als ſardoniſches bezeichnet.

Sardonyx heißen diejenigen Abänderungen des gemeinen Karneol (ſ. d.), welche weiß und roth geſtreift und unter allen am meiſten geſchätzt ſind. Von den Alten wurde er zu geſchnittenen Steinen, vorzüglich zu vertieften Gemmen (Intaglios) gebraucht. Er iſt etwas weniger hart als der Onyx (ſ. d.), ſpringt nicht ſo ſehr aus und iſt leichter zu ſchleifen.

Sardou (Victorien), franz. Theaterdichter, geb. 1831 zu Paris, ſtudirte anfangs Medicin, wandte ſich jedoch von dieſer Wiſſenſchaft wieder ab und gab ſich beſonders der Geſchichtsforſchung hin. Um Hülfsmittel für ſeine Exiſtenz zu gewinnen, ertheilte er Unterricht in der Geſchichte, Philoſophie und Mathematik, ſchrieb Beiträge für Zeitſchriften, Wörterbücher, kleine Tagesblätter und verſuchte ſich auch gleichzeitig als Dichter auf dem Theater. Er ließ 1854 im Odéon das Stück «Taverne des étudiants» aufführen, deſſen gänzlicher Miserfolg ihn einſtweilen von der Bühne entfernte. 1858 heirathete er Mademoiſelle von Brécourt, deren Verbindungen mit dem pariſer Theaterperſonal ihm die Bekanntſchaft der Mademoiſelle Déjazet verſchafften, welche eben das Privilegium des nach ihr benannten Theaters erhalten hatte. S. wandte ſich nun wieder zur dramatiſchen Schriftſtellerei und wurde ſchnell berühmt. Er lieferte nach und nach für das Théâtre-Déjazet «Monsieur Garat» und «Les Prés Saint-Gervais» (1860); für das Gymnaſe «Les pattes de mouche», «Piccolino» (1861), «Les ganaches» (1862); für das Vaudeville «Les femmes fortes» und «Nos intimes» (1861), welches letztere Stück beſonders viel Lärm und Glück machte. Von unermüdlicher Fruchtbarkeit, ließ er noch auf verſchiedenen Bühnen aufführen: «Les diables noirs», ein romantiſirendes Drama (im Vaudeville, 1863); «Les pommes du voisin», eine excentriſche Poſſe (im Palais-Royal, 1864); «Les vieux garçons», «La famille Benoîton», «Nos bons villageois» und «Maison neuve», vier fünfactige Luſtſpiele (im Vaudeville, 1865—66), womit er den höchſten Grad der Popularität erreichte. S. iſt einer von den wenigen dramatiſchen Schriftſtellern, die das Glück haben, das Publikum in leidenſchaftliche Stimmung zu verſetzen, und ſein Name zieht ſtets die Menge an. Er beſitzt eine große, vor allem gefallende Gabe: Bewegung. Er bleibt nicht bei einem Genre, ſondern ſucht beſtändig neue Wege und geht auf ſeine Hand in dieſelben ein, etwas tollkühn, als ein Mann, der ſicher iſt, ſich immer wieder zurechtzufinden, was auch paſſiren mag. Man kann nicht ſagen, daß er Neues ſchafft, denn er bemächtigt ſich ohne Umſtände ſchon dageweſener Situationen und Scenen; aber was er anfaßt, erneuert und ändert er. Die verbrauchteſten Sachen erhalten durch ihn ein Ausſehen von reizender Friſche. Hat er ſeinen Stempel daraufgedrückt, ſo vergißt man, daß ſie ſchon vielen andern gedient. S. erſetzt den Franzoſen das Scribe'ſche Vaudeville, indem er es dem Ton und der Geſchmacksweiſe des Tages anpaßt. Die Geſchicklichkeit, in ein Geſpräch geringfügige Umſtände, zufällige Vorfälle des gewöhnlichen Lebens hineinzumiſchen und zu unerwarteten Wirkungen zu gebrauchen, beſitzt er in ebenſo hohem Grade als Scribe, und eine Intrigue handhabt er mit gleicher Leichtigkeit, aber nicht mit ebenſo viel Takt und Maß. Seine Stücke haben ſehr große und viele Fehler, enthalten aber vortreffliche Partien und feſſeln von Anfang bis zu Ende. Man erkennt darin

eine geſchickte Auffaſſung, eine merkwürdig ſinnreiche Verwendung ſceniſcher Mittel, eine ſeltene Lebhaftigkeit und Natürlichkeit des Dialogs, der ſorgſamer behandelt und durchgeführt, aber nicht unmittelbarer und friſcher aus dem gleichzeitigen Leben gegriffen ſein könnte. In allem iſt Leben, modernes Leben mit ſeinem ſtürmiſchen Drange und ſeinem brauſenden, fieberhaften Weſen. Es wäre freilich zu wünſchen, daß S. mit der ungemeinen Bühnenkenntniß und der unſchätzbaren Gabe der Lebendigkeit die Vorzüge einer gründlichern Beobachtung, eines tiefern pſychol. Eingehens und einer gediegenern, zuſammenhängendern Anlage verbände. Seine erſten Acte ſind in der Regel nur vereinzelte Scenen, abgebrochene Wege, die nirgends hinzuführen ſcheinen: Tiraden, Witze, luſtige und lebendige Wirthſchaften, aber faſt kein Schatten von Handlung. Erſt im dritten oder vierten Act iſt eine große Dramenſcenerie angebracht. Eine oder mehrere von ſolchen kecken Bravourſcenen, wo der Dichter ſeine ganze Stärke zuſammennimmt, und die gewöhnlich den Sieg davontragen, findet man in jedem der S.'ſchen Stücke.

Sarepta, Flecken mit 450 ſehr betriebſamen Einwohnern im Kreiſe Zarizyn des ruſſ. Gouvernements Saratow, an der Mündung der Sarpa in die hier gegen Südoſten ſich wendende Wolga, wurde 1765 von Herrnhutern angelegt (1797 privilegirt), die ſich urſprünglich die Bekehrung der damals in jener Gegend noch häufig vorhandenen heidniſchen Völkerſchaften zur Aufgabe geſtellt hatten, und welche gegenwärtig, ſeit ihnen die Befugniß dazu genommen iſt, hauptſächlich Hand- und Fabrikinduſtrie betreiben, namentlich Gerberei, Weberei, Tuchmacherei, Färberei, Töpferei, beſonders aber Senffabrikation. Es gibt gegenwärtig zu S. zwei Senffabriken, von denen die der Gebrüder Glitſch in guten Jahren an 40000 Pfd. Senfkörner verarbeitet und ihr Erzeugniß durch ganz Rußland verſendet. Auch hat ſich dieſer Induſtriezweig von S. in die benachbarten Gouvernements verbreitet. Der Ort hat hübſchgebaute, voneinander durch Gärten getrennte Häuſer und eine deutſche Unterrichtsanſtalt. Die benachbarte Bitterwaſſerquelle, früher der berühmteſte Geſundbrunnen des ruſſ. Reichs, den Kalmücken unter dem Namen des «Heiligen Brunnens» bekannt, 1770 von Dr. Wier gefaßt und zu Ehren der Kaiſerin Katharina II. «Katharinenbrunnen genannt», wird noch immer von Kranken beſucht, die in dem freundlichen S. ein bequemes Unterkommen finden. Auch wird das Waſſer zu medic. Benutzung verſendet. Vgl. Glitſch, «Geſchichte der Brüdergemeine S.» (Niſky 1865).

Sargaſſomeer heißt ein zwiſchen den canar. und weſtind. Inſeln gelegener Theil des Atlantiſchen Oceans, in welchem eine große Maſſe ſchwimmenden Seetangs ſich vorfindet. Sargaço iſt der portug. Name für Tang (ſ. d.). Schon alte Schriftſteller erwähnen dieſe Krautwieſen des Oceans, ſo Scylax, Theophraſt und Ariſtoteles. Die erſten beſtimmtern Nachrichten darüber enthält aber das Schiffsbuch des Columbus, der 16. Sept. 1492 die Fucusbänke erreichte und einen großen Theil ſeiner Fahrt nach den Bahamainſeln durch ſie fortſetzte, wie es heißt zur nicht geringen Beunruhigung ſeiner zaghaften Leute. Die Grenzen der atlantiſchen Tanganſammlungen ſind die Parallelen von 16 und 38° nördl. Br. und die Meridiane von 30 und 81° weſtl. L. von Paris, doch wird zwiſchen 41 und 47° weſtl. L. gewöhnlich ſehr wenig Tang beobachtet, ſodaß ſich die Anſammlungen in zwei große Bänke ſcheiden. Einzelne zerſtreute Maſſen trifft man auch außerhalb der genannten Grenzen, namentlich im Karaibiſchen Meere. Aehnliche Tanganſammlungen gibt es im Großen Ocean nördlich von den Sandwichinſeln ſowie im Süden des Atlantiſchen und Indiſchen Oceans in einem langen Streifen, der von den Falklandinſeln bis weit über die Kergueleninſel ſich erſtreckt. Der Tang des S.s iſt ausſchließlich das Sargassum bacciferum Ag., eine Alge, die einem kleinen vielfach veräſtelten Strauch mit zollangen, ſcharfgezähnten Blättern und kleinen, erbſengroßen Beeren (den Schwimmblaſen) gleicht. Seine eigentliche Heimat iſt nach Schleiden («Das Meer», Berl. 1867) wahrſcheinlich die Nordküſte von Südamerika, von wo der Golfſtrom die durch Stürme und Wellen vom Boden abgeriſſenen Pflanzen mit fortträgt, um ſie im großen atlantiſchen Wirbel abzuſetzen. Durch die Schwimmblaſen erhalten ſie ſich auf der Oberfläche, wachſen munter fort, da ſie von der Wurzel unabhängig ſind, und bilden ſo die friſchen ſchwimmenden Wieſen (Praderias da yerva des Oviedo). In dem S. ſelbſt ordnen ſich die Pflanzenbüſchel immer in ziemlich regelmäßigen Reihen nach der Richtung des Windes. Sie ſind häufig ſo dicht gedrängt, daß ſie die Segelgeſchwindigkeit weſentlich vermindern. Kapitän Leps beſtritt die auch früher von Rennell ausgeſprochene Anſicht, daß das S. der Sammelpunkt der Algen ſei, welche der Golfſtrom bei ſeinem Austritte aus dem Mexicaniſchen Meerbuſen mit ſich führt. Derſelbe nahm vielmehr an, daß es die Quelle ſei, von welcher die zerſtreuten Tangmaſſen herkämen, denen man im Antillenmeer, im Mexicaniſchen Meerbuſen und im Golfſtrom begegnet. Auch Irminger iſt der Meinung, daß die im nördl. Theile des Karaibiſchen Meeres vorkommenden Tangmaſſen aus dem S. durch Strömung und

Nordostpassat dorthin gelangen; die südlicher bei Las Rocas und bis gegen den 14.° nördl. Br. im Karaibischen Meere angetroffenen Massen aber stammen nach ihm aus südlichern Breiten und werden schließlich durch den Golfstrom dem S. zugeführt. Daß die großen Tanganfammlungen im ganzen immer denselben Raum einnahmen, daß insbesondere das atlantische S. noch heute dieselben Grenzen hat wie zur Zeit des Columbus, ist durch die Strömungen und Winde bedingt.

Sargon, einer der bedeutendsten assyr. Könige, und einmal in der Bibel (Jesaias 20, 1) gelegentlich genannt, folgte gegen 721 v. Chr. seinem Vorgänger Salmanassar und vollendete die von letzterm begonnene Belagerung Samarias. Er breitete die Herrschaft Ninives bis nach Kleinasien aus, überzog Phönizien mit Krieg, landete in Cypern, wo er eine jetzt in Berlin aufbewahrte Säule zurückließ, empfing Tribute der Araber und Sabäer und schlug den Aethioper Sabako bei Rephia. Nach der Bezwingung des chaldäischen Königs Merodachbaladan eroberte er Babylon (709), wurde aber, als er seine Blicke noch einmal gegen Westasien wandte, 703 ermordet. Ihm folgte sein Sohn Sanherib (s. d.). S., aus königl. Geschlechte, scheint Salmanassar entthront zu haben. Er gründete die letzte assyr. Dynastie, die mit Ninive gegen 605 endete. Für uns hat S. eine große Wichtigkeit als Erbauer von Khorsabad (Dur-Sarkin), dessen Entdeckung durch Botta 1843 die bis dahin ungekannte assyr.-babylon. Civilisation wieder zu Tage förderte.

Sarkasmus (griech.) heißt eigentlich der bittere Hohn, den jemand mit verbissenen Lippen ausspricht, bezeichnet aber dann, als eine Art der Ironie (s. d.), im allgemeinen jede verhöhnende Rede, jeden beißenden Spott und wurde von den Alten als besondere Redefigur betrachtet, worin Demosthenes und Cicero Meister waren.

Sarkophag ist die spätere griech.-röm. Bezeichnung für einen Steinsarg zur Bestattung der nicht verbrannten Leichname, entnommen von der griech. Benennung einer am besten bei Assos in Mysien brechenden Kalksteinart, welche die hineingelegten Leichen schnell verzehrte, als sarkophagos lithos, d. i. fleischverzehrender Stein. Die Anwendung von Steinsärgen überhaupt finden wir schon in den Zeiten des sog. Alten Reichs in Aegypten, wie z. B. der in der dritten Pyramide von Gizeh gefundene S. des Königs Mencheres (Mykerinos) zeigt, dann besonders häufig bei kleinasiat. Völkern, wie bei den Phöniziern und Lykiern, ferner in Etrurien (wo die theils aus Tuffstein, theils aus einer Art Alabaster, theils aus gebranntem Thon gefertigten Särge meist von geringerm Umfange, aber mit Reliefs an der Vorderseite und den Figuren der Verstorbenen auf dem Deckel verziert sind), vereinzelt in Griechenland, allgemein verbreitet bei den Römern in den letzten Jahrhunderten der Republik und in der Kaiserzeit. Die Särge wurden dann oft aus kostbarem Material, wie Marmor, Porphyr u. dgl., gearbeitet und regelmäßig an der Vorderseite und den beiden Schmalseiten mit figurenreichen Compositionen in Relief, meist mythische Scenen darstellend, verziert; eine große Anzahl solcher römischen S. ist uns in allen größern Alterthumssammlungen erhalten. Auch die ältesten Christen behielten diese Sitte bei, nur daß sie anstatt Scenen der heidnischen Mythologie Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente zur Verzierung ihrer Steinsärge wählten. Auch in der mittelalterlichen und in der neuern Kunst findet die Sarkophagform häufige Anwendung.

Sarmaten, bei den Griechen Sauromaten genannt, erscheinen zuerst bei Herodot und Hippokrates als einzelnes Volk scyth. Stammes, östlich vom Don wohnhaft, nach einer Sage, zu welcher die Theilnahme ihrer Jungfrauen am Kriege den Anlaß geben mochte, aus der Verbindung scyth. Jünglinge mit Amazonen (s. d.) entsprungen. Später gingen sie über den Don, bedrängten die scyth. Skoloten und griech. Pflanzstädte im Norden des Schwarzen Meeres und wurden dann dem Mithridates unterthänig. Nach der Ueberwältigung der Skoloten wird der Name der Scythen durch den ihrigen im Westen verdrängt und auf die asiat. Völker gleichen Stammes beschränkt. S. schweiften zu des Augustus Zeit bis an die Donaumündungen, und zwischen dieser und dem Don wohnte nachher der eine ihrer Hauptstämme, die Roxolanen, die 70 n. Chr., dann durch Hadrian 120 aus Mösien, wo sie eingefallen waren, vertrieben wurden, und deren Name endlich unter den Gothen, von denen sie unterworfen wurden, verschwindet. Ein anderer sarmat. Stamm, die Jazygen, überstieg die Karpaten und breitete sich im 1. Jahrh. n. Chr. an der Donau und Theiß aus. Mit ihren westl. Nachbarn, den german. Quaden, verbunden, kämpften sie im Markomannischen Kriege und später und verwüsteten durch räuberische Einfälle das benachbarte röm. Pannonien. Für diese Jazygen wendeten die Römer vorzugsweise den Namen S., selbst im Gegensatze gegen die Roxolanen an, und späterhin schwindet der Name Jazygen gegen den der S. Wiederum aber werden unter den letztern sehr häufig in weiterm Umfange nicht blos die eigentlichen S., sondern auch Völker andern Stammes begriffen, welche

nördlich von ihnen das Flachland bewohnten, wie denn Ptolemäus den Namen Sarmatien, das sich als europäisches bei ihm von Germanien und Dacien bis zum Don, als asiatisches von da bis zur Wolga erstreckt, im Norden bis zum Baltischen Meere ausdehnt. Nachdem die Vandalen das linke Donauufer verlassen hatten, wurden die jazygischen S. die alleinigen Herren auf den Theißflächen zwischen den Quaden im Westen, den Westgothen im Südosten und den Thaifalen im Süden. In dieser Zeit empörten sich ihre Sklaven, die nachher als Sarmatä Limigantes als hartnäckige Feinde der Römer erschienen. Mehr als 300000 von ihnen vertriebene S. nahm Konstantin d. Gr. auf und vertheilte sie in Thrazien, Italien, auch am Rhein auf den Hundsrück. Gegen die Limiganten im früher vandal. Lande führte hierauf Konstantius Krieg. Nach dem Sturze der Hunnen, von denen auch die S. unterworfen waren, erhielt ein Theil Sitze in Illyrien, die andern verbündeten sich 470 mit Sueven und Scyren gegen die Ostgothen, wurden aber nachher von Theodorich geschlagen. Dann werden sie noch mit den Gepiden 488 und später unter den Scharen, die sich den Longobarden anschlossen, genannt. Die Zurückgebliebenen verschwinden unter den Avaren, und die spätern kuman. Jazygen stehen mit ihnen in keiner Verbindung. Die S. führten eine nomadische Lebensweise, waren räuberisch und kriegerisch, vortreffliche Reiter und Bogenschützen. Wahrscheinlich gehörten sie dem medo-pers. Völkerstamme an.

Sarnen, Flecken und Hauptort des Halbcantons Ob dem Wald, der westl. und südl. Hälfte des schweiz. Cantons Unterwalden, am Ausfluß der Aa aus dem Sarnersee sehr freundlich gelegen, zählt (1861) 3301 E., die Gerberei und Färberei treiben. Der Ort hat eine schöne Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster, eine Abtei der Benedictinerinnen, ein Waisenhaus, ein Collegium (Gymnasium und Secundärschule), ein Rath- und ein Zeughaus. Auf dem Landenberge, einem Hügel vor dem Eingange des Fleckens, stand die 1308 zerstörte Burg, in welcher der verhaßte österr. Landvogt hauste. Seit 1646 werden zu S. die Versammlungen der Landgemeinden gehalten. Am 14. Nov. 1832 wurde daselbst der in neuerer Schweizergeschichte oft genannte Sarnerbund zwischen mehrern conservativen Ständen abgeschlossen, welchen aber ein Beschluß der Tagsatzung 17. Aug. 1833 für aufgelöst erklärte. Nur ½ St. ostnordöstlich von S. liegt an der Aa das Dorf Kerns mit 2310 E., Baumwollfabrik und Färberei. Gegen Südosten zieht sich das romantische Melchthal hin, die Heimat Arnold's von der Halde, der gewöhnlich Arnold vom Melchthal genannt wird. Etwa ½ St. südlich von S. liegt am östl. Ufer des Sarnersees das Dorf Sachseln mit 1485 E. und einer 1663 erbauten prachtvollen Pfarrkirche, in welcher die Gebeine des Einsiedlers Nikolaus von der Flüe (gest. 1487) ruhen. In dem idyllischen Thale der Aa aufwärts kommt man zu deren Quellsee, dem Lungernsee, und von hier ersteigt man den Brünig, jetzt eine der frequentesten Passagen der Alpenschweiz. Die Paßhöhe beträgt 3152 F. Eine neue Straße führt hinab in das Haslithal, nach Meiringen, Brienz u. s. w.

Saron (d. i. Ebene) wurde im Alterthume die palästinensische Küstenfläche im Norden des Philisterlandes bis an das Cap Karmel, vorzugsweise aber die südl. Hälfte dieses Striches genannt. Wenn auch jetzt nur zu geringem Theile angebaut, ist die Ebene S. doch in hohem Grade fruchtbar und namentlich durch die Fülle schöner Frühlingsblumen ausgezeichnet, auf welche die Bibel in den «Lilien von S.» des Hohenliedes hinweist. Zu den Ortschaften der Ebene, welche sich vom Alterthum bis auf unsere Zeit mit fast unveränderten Namen erhalten haben, gehört Lud (Lydda, in röm. Zeit Diospolis), Dschimzo (Gimso), Beit-Dedschan (Bet-Dagon), Kefer-Saba (Kafarsaba oder Antipatris).

Saronischer Meerbusen, jetzt Golfo di Engia, heißt derjenige Meerbusen, der sich zwischen den Südenden von Attika und Argolis öffnet und von den Vorgebirgen Sunion und Skyllaon bis zur Korinthischen Landenge ausdehnt. Der östl. Theil desselben wurde zum Myrtoischen Meere gerechnet.

Sáros (spr. Schároſch), Comitat im diesseitigen Theißkreise Ungarns, zählt auf 68,85 Q.-M. 146333 E. (ohne Militär, 31. Oct. 1857). Längs der nördl. Grenze streichen die Karpaten hin, welche sich unter dem Namen der Beszkeder Bergreihe bis in das Comitat Marmaros erstrecken und mit ihren Zweigen das ganze Land bedecken. Sie sind sämmtlich stark bewaldet, meist mit Fichten und Tannen, und enthalten vortreffliche Weiden. Die Hauptflüsse sind die Tarcza nebst der Topla, welche beide sehr reizende und angenehme Thäler durchströmen; die Ondava, der Poprad oder Popper nebst dem Hernad bewässern nur kleine Theile des Comitats. Das Klima ist wegen der Karpaten rauh und kalt, aber gesund; doch im südl. Theile mehr gemäßigt. Auf den Bergen gedeiht nur der Hafer; die Thäler sind dagegen fruchtbar und erzeugen alle Getreidearten. Mit besonderm Vortheile baut man Flachs, Hanf, Buchweizen und Obst.

Bayerische Staatsbibliothek

Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Spießglaserz, Marmor in verschiedenen Farben, Porzellanerde, Polirschiefer, Schwefelkies. Der Berg Libanka bei dem Dorfe Czervenioza oder Börös Bágás ist seit Jahrhunderten wegen seiner Opalgruben berühmt. Das Gebiet um Soóvár oder Salzburg, ein Marktflecken, ½ St. von Eperies, mit 2000 E. und einer bedeutenden Salzsiederei, welche die Sole aus einer großen, 81 Klafter tiefen unerschöpflichen Salzgrube erhält, heißt wegen ihres Salzreichthums das Soóvárer Salzkammergut. Ueberaus zahlreich sind auch die Heilquellen und Gesundbrunnen, unter denen die Bäder von Bartfeld (s. d.), der eisenhaltige, zum Baden und Trinken benutzte Sauerbrunnen von Klein-Sáros (Kis Sáros), einem Dorfe, ½ St. von Eperies, die zwei salzhaltigen Gesundbrunnen des neuangelegten Badeorts Ungarisch-Ischl (Magyar Ischla), unweit Alt-Sebes, und die eisen- und schwefelhaltigen Quellen des besuchten Badeorts Szinye-Lipócz im Siroker Thale die namhaftesten sind. Die Einwohner des Comitats sind vorherrschend Slowaken und Ruthenen, lat.- und griech.-kath. Confession (15000 Lutheraner). Blos in den drei königl. Freistädten Eperies, Bartfeld und Zeben gibt es Deutsche; auch ist die Zahl der Juden nicht gering (über 12000). Die fleißige Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Vieh-, besonders Bienenzucht, sowie mit Leinweberei, mit deren Erzeugnissen (bekannt unter dem Namen Eperieser Leinwand) sie durch ganz Ungarn einen lebhaften Verkehr treibt; ferner mit Tuch-, Flanell- und Teppichweberei, Töpferei, Eisenbergbau u. s. w. Im Sirokaer Bezirke liegt der Marktflecken Groß-Sáros (Nágy Sáros), am Tarczafluſſe, mit 2323 E., einem gräfl. Szirmay'schen Schlosse, einer Hauptschule, Tuchweberei und vielen Zischmenmachern. Auf einem nahen Berge liegen die Trümmer des Schlosses Sáros, das einst Rákoczy's Aufenthalt war und von welchem das Comitat den Namen führte. Die Hauptstadt des Comitats ist Eperies (s. d.).

Sarothamnus, eine zur 17. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung, deren zu Linné's Zeit bekannten Arten von diesem Forscher zur Gattung Spartium gerechnet wurden. Es sind niedrige Sträucher mit ruthenförmigen, büschelig-gruppirten, kantigen und gestreiften Zweigen, gestielten, meist dreizähligen (kleeblattartigen) Blättern und achselständigen, kurzgestielten, lange beblätterte Trauben bildenden Blüten, welche einen trockenhäutigen, zweilippigen Kelch, eine sehr große Fahne, ein hängendes Schiffchen, vorragende, herabgebogene Staubgefäße und einen spiralig-zusammengerollten Griffel besitzen. Die Frucht ist eine längliche, stark zusammengedrückte, vielsamige Hülse. Die meisten Arten dieser Gattung gehören dem Südwesten Europas an; bei uns kommt nur eine Art vor. Das ist der sog. Besenpfriemen oder kurzweg Pfriemen, auch Besenginster, Weiberzank, Hasen- und Rehheide (S. scoparius Wimm., Spartium scoparium L.), ein 2—6 F. hoch werdender Strauch, welcher an dürren, sonnigen Orten, besonders auf Sandboden (z. B. in sandigen Kiefernheiden) häufig vorkommt und in manchen Gegenden (z. B. in Westfalen, Hannover) große Strecken Land in dichtem Bestande überzieht und fast unausrottbar ist. Er zeichnet sich durch grüne, kahle Zweige aus, welche häufig zu Besen verwendet werden und die sammt den Blättern einen purgirend wirkenden Stoff enthalten, sowie durch große goldgelbe Blumen und schwarze, an den Rändern weißzottig-behaarte Hülsen. Wegen seiner schönen Blumen wird der Pfriemen bisweilen auch zur Zierde angepflanzt. Hasen und Rehe äsen die krautigen Zweige im Winter begierig und verstecken sich gern in Pfriemengebüschen, weshalb in Ländern, wo die Jagd noch eine große Rolle spielt, wie z. B. in Böhmen, dieser Strauch angepflanzt und zu sog. Remisen für das Wild benutzt wird. Die Zweige enthalten grobe Fasern, welche zu Stricken und groben Geweben benutzt werden können, die Rinde ist ziemlich reich an Gerbstoff. Die Blütenknospen, in Essig eingelegt, können als Surrogat für Kapern dienen.

Sarpi (Paolo), als Ordensbruder Fra Paolo genannt, einer der vorzüglichsten histor. Schriftsteller Italiens, geb. zu Venedig 14. Aug. 1552, erwarb sich bei seinen seltenen Talenten großartige Kenntnisse. Er trat im 14. J. in den Orden der Serviten, kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, bereits im 26. J. Provinzial seines Ordens und nachher Generalprocurator. Als solcher stand er in Rom, wo er sich aufhalten mußte, in allgemeiner Hochachtung. Doch aus Neid wurde er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten wählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig und vertheidigte sein Vaterland mit viel Klugheit und Erfolg, weshalb er von Banditen angefallen wurde, deren Dolchstiche ihn an den Rand des Grabes brachten. S. genas, und die Mönche versuchten es noch einmal, ihn nachts in seinem Schlafzimmer umzubringen. Doch ward dieses Vorhaben zufällig entdeckt und durch aufgefun-

dene Briefſchaften außer Zweifel geſetzt. Immer erneuerte Angriffe auf ſein Leben und die Warnungen des Cardinals Bellarmin, welcher ihn ungeachtet ihrer verſchiedenen Anſichten hochachtete, bewogen ihn endlich, eingezogen in ſeinem Kloſter zu leben, wo er 15. Jan. 1623 ſtarb. S. unterſchied die Partei des röm. Papſtthums von der kath. Kirche, erklärte freimüthig ſich gegen die Einmiſchung der geiſtlichen Gewalt in Welthändel, gegen die Unfehlbarkeit der Päpſte, gegen den blinden Glauben und Jeſuitismus u. ſ. w., während er zugleich die Rechte des Staats in Rückſicht der geiſtlichen Gewalt gründlich zu entwickeln ſuchte. Er fällte auch günſtige Urtheile über Luther und ſtimmte in einigen Punkten mit der prot. Lehre überein. Sein Hauptwerk, die «Istoria del concilio tridentino», kam zuerſt (Lond. 1619) unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Polano heraus, wurde dann ſehr oft neu aufgelegt, von Rambach (6 Bde., Halle 1761—65) ſowie von Winterer (4 Bde., Mergenth. 1839—41) ins Deutſche überſetzt, am beſten aber franzöſiſch von Lecourayer (Lond. und Amſterd. 1736) herausgegeben. Eine Gegenſchrift iſt Sforza Pallavicino's «Istoria del concilio di Trento» (2 Bde., Rom 1656—57; lat. von Giattini, 3 Bde., Antw. 1770; deutſch von Klitſche, 8 Bde., Augsb. 1834—36). Unter S.'s übrigen Werken ſind ſeine Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend. Auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik beſaß er große Kenntniſſe. Die erſte vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften erſchien 1677 zu Venedig (6 Bde.); dann erſchienen ſie zu Verona, angeblich in Helmſtedt (8 Bde., 1761 fg.) und ſpäter in Neapel (24 Bde., 1790). Vgl. Delbrück, «Gedächtnißrede auf Paolo S.» (Berl. 1803); Bianchi-Giovini, «Biografia di Fra Paolo S.» (2 Bde., Zür. 1836; franz., 2 Bde., Brüſſ. 1863); Münch, «Fra Paolo S.» (Karlsr. 1838).

Sarſenet nennt man gefärbten, meiſt zu Unterſutter in Kleidern angewendeten Kattun, welcher ziemlich dicht gewebt und geglänzt, manchmal auch durch gravirte Walzen dergeſtalt gepreßt iſt, daß er ein geköpertes oder kleingemuſtertes Gewebe nachahmt.

Sarthe, ein Fluß im nordweſtl. Frankreich, entſteht im Depart. Orne beim Dorfe Somme-Sarthe, unweit der berühmten Abtei Latrappe, wendet ſich mit vielen Biegungen und Krümmungen im ganzen gegen Südweſten über Alençon, Le-Mans und Sablé, nimmt unter andern Zuflüſſen links die Huine und den Loir auf, vereinigt ſich unweit Angers mit der Mayenne und bildet mit dieſer die Maine, die nach kurzem Laufe in die Loire mündet. Sie iſt 37,2 M. lang und von Le-Mans abwärts 17,2 M. weit ſchiffbar. — Das Departement S., aus dem öſtl. oder obern Theile der ehemaligen Provinz Maine und einem kleinen Theile von Anjou gebildet und von den Depart. Orne, Eure-Loir, Loir-Cher, Indre-Loire, Maine-Loire und Mayenne umgrenzt, zählt auf 112,72 Q.-M. 463619 E. im J. 1866 (gegen 466155 im J. 1861 und gegen 473071 im J. 1851), zerfällt in die 4 Arrondiſſements Le-Mans, St.-Calais, La-Flèche, Mamers, mit 33 Cantonen und 385 Gemeinden, und hat zur Hauptſtadt Mans (ſ. d.). Die Oberfläche zeigt ſich, wenige Hügel abgerechnet, eben. Der Boden, durch die hier ſchiffbaren Flüſſe S. und Loir nebſt ihren Nebenflüßchen reichlich bewäſſert, iſt fett und fruchtbar, außer im ſüdöſtl. Theile, welcher ſandig und mit Heiden und Nadelholz bedeckt iſt. Das Klima iſt gemäßigt und geſund. Man baut Weizen, Mais, Haſer, Buchweizen, Hanf, Flachs, beſonders auch Klee, deſſen Samen einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bildet. Von Wichtigkeit iſt auch der Gartenbau und die Obſtzucht; der Wein iſt von mittelmäßiger Qualität, Aepfel- und Birnwein ein gewöhnliches Getränk. Vortreffliche Weiden unterſtützen die Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht. Auch zieht man Bienen und viel Geflügel. Namentlich verſorgen Le-Mans und La-Flèche die Märkte von Paris mit gemäſteten Hühnern. Das Mineralreich liefert unter anderm Eiſen, auch Steinkohlen, Marmor, Thon, Mühl- und Bauſteine. Außer der Landwirthſchaft und dem Bergbau und Eiſenhüttenbetrieb unterhalten die Einwohner Fabriken für Segeltuch, Decken, Schnupftücher, Eiſenwaaren, Fayence, Handſchuhe, Wachslichter, ferner Leinwand- und Wachsbleichen, Gerbereien, Glashütten, Papiermühlen und treiben mit deren Erzeugniſſen ſowie mit Kleeſamen, getrocknetem Obſt, Melonen, Wein, Nüſſen, Kaſtanien, Salz, Marmor, Kohlen, Vieh, Honig und Wachs einen lebhaften Handel.

Sarti (Giuſeppe), ital. Tonſetzer, geb. zu Faenza 28. Dec. 1729, erhielt als Chorknabe an der Kathedrale ſeiner Vaterſtadt die erſte Muſikbildung und kam dann nach Bologna, wo er beim Pater Martini den Contrapunkt ſtudirte. Im Alter von 22 J. ſchrieb er ſeine erſte Oper: «Pompeo in Armenia», die in ſeiner Vaterſtadt viel Glück machte und ihm verſchiedene Aufträge einbrachte. Infolge deſſen componirte er nun bis zum J. 1756 die Opern «Il Rè pastore», «Medonte», «Demofoonte» und «Olimpiade». Hierauf als Hofkapellmeiſter und Geſanglehrer nach Kopenhagen berufen, verweilte er daſelbſt neun Jahre und ſchrieb in dieſer Zeit

unter andern Sachen die Opern «Ciro riconosciuto», «La figlia ricuperata» und «La giardiniera brillante», doch ohne sonderlichen Erfolg. Nach seiner Rückkehr nach Italien brachte er von 1765—69 auf verschiedenen Bühnen die Opern «Mitridate», «Vologeso», «Nitetti», «Ipermestra», «I contratempi», «Didone», «Semiramide riconosciuta», «I Pretendenti delusi» und «Il Calzolajo di Strasburgo» zur Aufführung, die ebenfalls keinen durchschlagenden Erfolg hatten. S. suchte nun sein Glück in London zu machen, konnte aber hier keine seiner Opern auf die Scene bringen, sondern sah sich auf Ertheilung von Unterricht im Gesange und Klavierspiel sowie auf die Herausgabe kleiner Compositionen (z. B. Klaviersonaten) beschränkt. Er kehrte deshalb Ende 1770 wieder nach Italien zurück, wo er (als Sacchini's Nachfolger) Director des Conservatoriums dell' Ospedaletto wurde. In dieser Stellung verfaßte er bis 1779 eine ganze Reihe von Opern: «Cleomene», «La clemenza di Tito», «La Contadina fedele», «I finti Eredi», «Le gelosie villane», «Farnace», «L'Avaro», «Ifigenia in Aulide», «Epponima», «Il militaro bizarro», «Gli amanti consolati». Die meisten derselben wurden günstig aufgenommen, und überhaupt war es die Zeit von 1777—84, in der er seine besten Werke schuf. Nach Fioroni's Tode erhielt er 1779, als Sieger im Concurse, die Kapellmeisterstelle am Dome zu Mailand, die er bis ins J. 1784 versah. Neben der Composition von Kirchenmusiken, die er seines Amts wegen liefern mußte, blieb er rastlos fürs Theater thätig und brachte in dieser Zeit noch eine Reihe von Opern zur Aufführung: «Fra due litiganti il terzo gode», «Scipione», «Achille in Sciro», «L'incognito», «Giulio Sabino», «Alessandro e Timoteo», «Le nozze di Dorina», «Siroë», «Idalide». 1784 wurde er als kaiserl. Kapellmeister nach Petersburg berufen, wo ihn anfangs Katharina II. mit großer Auszeichnung behandelte. Infolge von Intriguen, die mit dem Auftreten der Sängerin Todi verknüpft waren, verlor er jedoch die Gunst der Kaiserin und sein Amt. Doch blieb ihm die Freundschaft des Fürsten Potemkin, auf dessen Gütern in der Ukraine er bis ins J. 1793 lebte. S. kehrte hierauf nach Petersburg zurück und gewann hier die Gunst der Kaiserin wieder, die ihm den Kapellmeisterposten aufs neue verlieh und ihn überdies reichlich entschädigte. Auf Katharina's Befehl richtete er nun in Jekaterinoslaw ein Musikconservatorium ein, für dessen Leistungen er 1795 in den russ. Adelsstand erhoben wurde. Von Alter und den Einwirkungen des russ. Klimas geschwächt, trat er indeß eine Reise zur Erholung nach Italien an, auf welcher er 28. Juli 1802 zu Berlin starb. Er hatte in Rußland noch mehrere Opern (z. B. «Rinaldo ed Armida» und eine in russ. Sprache «Der Ruhm des Nordens»), ein Tedeum und einige andere kirchliche und weltliche Gelegenheitsstücke componirt. S. beschäftigte sich fleißig mit akustischen Untersuchungen und wurde deshalb 1794 zum Mitglied der petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt. Als Componist besaß er die Gabe reicher und anmuthiger Erfindung und wußte wirksam für die Scene zu setzen. Im Contrapunkt war er, wie seine Kirchensachen beweisen, den Meistern seiner Zeit ebenbürtig. Seine Opern sind weniger bekannt, als sie es verdienen.

Sarto (Andrea del), einer der berühmtesten Maler der florent. Schule, wurde zu Florenz 1488 (nicht 1478) geboren. Sein Vater hieß Agnolo del Sarto; der Familienname Vannucchi kommt erst bei spätern Schriftstellern vor und ist wahrscheinlich irrig. Anfangs bei einem Goldschmied in der Lehre, wurde er dann Schüler des Piero di Cosimo, eines Zeitgenossen und in frühern Jahren Nebenbuhlers da Vinci's; vorzugsweise aber bildete er sich nach Masaccio's Werken im Carmine, nach Domenico Ghirlandajo und nach Buonarotti's berühmtem Carton aus dem Pisanerkriege. Diese Vorbilder führten ihn auf die Frescomalerei hin, in der er sich besonders auszeichnete. 1509 begann er die Darstellungen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi im Vorhofe der Annunziata zu Florenz, die er 1514 mit dem Bilde der Geburt der Madonna (gestochen von A. Perfetti) beendigte. In ihnen zeigt sich seine Eigenthümlichkeit am schönsten. Bei schlichter Würde der Composition und hoher Reinheit der Form ist die liebenswürdigste Anmuth und Heiterkeit, die auch durch das frische Colorit gehoben, über das Ganze ausgegossen. Den Cyklus von Fresken aus dem Leben Johannes des Täufers, im Hofe der Compagnia dello Scalzo in Chiaroscuro ausgeführt, begann er 1514 und vollendete ihn erst 12 J. später. Die schönsten Werke seiner mittlern Epoche sind die Madonna di San-Francesco (1517) in der Tribune der florent. Galerie (gestochen von J. Felsing) und die streitenden Gottesgelehrten im Palast Pitti. 1518 zog ihn Franz I. nach Paris, wo er unter anderm die Charitas im Louvre malte. Durch seine Frau, deren Bildniß häufig in seinen Werken vorkommt, verleitet, verließ er Frankreich wieder und lebte nachher in seiner Vaterstadt in nicht glänzenden Umständen. Sein vornehmster Gönner war Ottaviano de' Medici, der Geschäftsführer Papst Clemens' VIII. Aus dem J. 1524 ist die Pietà im Palast Pitti (gestochen von

P. Bettelini), von 1525 ſein berühmteſtes Wandgemälde, die Madonna del Sacco in der Annunziata (geſtochen von R. Morghen); von 1528 die Madonna mit Heiligen im berliner Muſeum; von 1529 das Opfer Abraham's in Dresden. Sein umfangreiches Fresco, Chriſti Abendmahl, in der vormaligen Abtei San-Salvi bei Florenz, wirkte ſo mächtig auf die vor der Belagerung der Stadt 1529 das Kloſter zerſtörenden Kriegsleute, daß ſie das Gebäude verſchonten. Seine Copie nach Rafael's Papſt Leo X. zu Neapel gilt für Original. Er ſtarb zu Florenz 1530. S.'s vornehmſte Eigenſchaften ſind große Wahrheit, Naturtreue, richtige Zeichnung, einfach klare Gruppirung, angenehmes und harmoniſches, theilweiſe kräftiges Colorit. Sein beſter Schüler war Pantormo. Vgl. Reumont, «Andrea del S.» (Lpz. 1835).

Sartorius (Georg), Freiherr von Waltershauſen, deutſcher Geſchichtſchreiber, der Sohn des auch als Schriftſteller bekannten Predigers Johann Georg S. zu Kaſſel, wurde daſelbſt 25. Aug. 1765 geboren und ſtudirte ſeit 1783 zu Göttingen Theologie, bis er ſich ganz den hiſtor. Studien widmete. Er wurde 1794 Cuſtos bei der Bibliothek zu Göttingen und trat ſchon ſeit 1792 mit großem Beifall als Privatdocent auf. Seiner Anſtellung als Profeſſor ſtand aber entgegen, daß er 1791, begeiſtert für die erſten Erſcheinungen der Revolution, eine Reiſe nach Frankreich unternommen hatte und als ein Vertheidiger der Menſchenrechte genannt wurde. Erſt 1797 wurde er außerord., 1802 ord. Profeſſor der Philoſophie und 1814 Profeſſor der Politik. Auf den Gang ſeiner Studien hatte vorzüglich Spittler Einfluß und ihm mit der Neigung zu der Geſchichte die vorwaltende Richtung auf das polit. Element in der Geſchichte der Staaten gegeben. Als akademiſcher Lehrer erwarb er ſich das Verdienſt, die Staatswiſſenſchaften und beſonders die Nationalökonomie in dem Kreiſe der Univerſitätsſtudien heimiſch zu machen. In den J. 1803 und 1812 unternahm er Reiſen durch Deutſchland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Der Herzog von Weimar gab ihm 1814 den Auftrag, den Congreß zu Wien zu beſuchen, wo er aber nur bis Anfang 1815 blieb, weil er zum Mitglied der Ständeverſammlung nach Hannover berufen wurde. Bei den Verhandlungen des Landtags war er beſonders in den Berathungen über die neue Steuerverfaſſung ſehr thätig; doch trat er 1817 wieder aus der Zahl der Landſtände und widmete ſich ausſchließend der akademiſchen Thätigkeit. Der König von Baiern erhob ihn 1827 in Anerkennung ſeiner literariſchen Verdienſte und wegen des Beſitzes des Ritterguts Waltershauſen in Baiern in den Adelſtand. Er ſtarb 24. Aug. 1828. Als hiſtor. Schriftſteller trat er zuerſt mit ſeiner «Geſchichte des deutſchen Bauernkriegs» (Berl. 1795) auf. Anonym ſchrieb er für den «Hiſtor.-genealog. Kalender» (Berl. 1799—1800) die Geſchichte der Bartholomäusnacht. Sein bedeutendſtes hiſtor. Werk iſt die «Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes» (3 Bde., Gött. 1802—8), der ſich die «Urkundliche Geſchichte des Urſprungs der deutſchen Hanſa bis zum 13. Jahrh.» (herausg. von Lappenberg, 2 Bde., Hamb. 1830) anſchloß. Sein «Verſuch über die Regierung der Oſtgothen während ihrer Herrſchaft in Italien» (franz., Par. 1811; deutſch, Hamb. 1811) wurde von dem Franzöſiſchen Inſtitut mit dem Preiſe gekrönt. Von Spittler's «Entwurf der Geſchichte der europ. Staaten» beſorgte er eine zweite (1807) und eine dritte Ausgabe (1823). Auch ſchrieb er «Ueber die Gefahren, welche Deutſchland bedrohen» (Gött. 1820), eine für ihre Zeit intereſſante Schrift. Seinem «Handbuch der Staatswirthſchaft» (Berl. 1796) ließ er die Schrift «Von den Elementen des Nationalreichthums und der Staatswirthſchaft nach Adam Smith» (Gött. 1806) und die «Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und der Staatswirthſchaft betreffend» (Bd. 1, Gött. 1806) folgen, die dazu beitrugen, Smith's polit. Grundſätze in Deutſchland bekannter zu machen. S. ſtand mit Goethe in langjährigem Freundſchaftsverhältniſſe; ein umfaſſender Briefwechſel zwiſchen beiden iſt verloren gegangen.

Sartorius von Waltershauſen (Wolfgang), verdienter Geolog, Sohn des vorigen, geb. 17. Dec. 1809 zu Göttingen, widmete ſich den Naturwiſſenſchaften und beſchäftigte ſich auf verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Reiſen, die er in der Zeit von 1834—46 unternahm, vorzugsweiſe mit phyſiſch-geogr., geol. und mineralog. Unterſuchungen. Behufs der Erforſchung des Aetna lebte er bis 1843 faſt ununterbrochen in Sicilien. 1845 unternahm er für dieſelben Zwecke eine Reiſe nach Irland und Schottland und 1846 eine ſolche nach Island und Norwegen. Von S.'s wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind die wichtigſten: «Die ſubmarinen vulkaniſchen Ausbrüche im Val di Noto» (Gött. 1846); «Phyſiſch-geogr. Skizze von Island» (Gött. 1847); «Die vulkaniſchen Geſteine von Sicilien und Island» (Gött. 1853); «Geol. Atlas von Island» (Gött. 1853). Sein Hauptwerk iſt der «Atlas des Aetna» (Weim. 1848 fg.), in welchem ſehr detaillirte geognoſt. und topogr. Karten, Anſichten und Profile enthalten ſind. Neuerdings hat S. der genauern Erforſchung der ſog. Eiszeit ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt und in

einer von der holländ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaft gekrönten Preisſchrift, den «Unterſuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt» (Harl. 1865), eine neue Behandlung dieſer Aufgabe verſucht. Mit Zugrundelegung der Wärmetheorie zeigt er, daß jene merkwürdigen Erſcheinungen, welche man durch Annahme einer Eiszeit zu erklären glaubte, vornehmlich durch eine ſeit der Diluvialzeit ſtattgefundene veränderte Reliefform der Erdoberfläche hervorgebracht werden. Viele Einzelunterſuchungen hat S. theils in Fachzeitſchriften, theils in den Denkſchriften gelehrter Geſellſchaften, wie z. B. der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften, dargelegt. S. war mit Gauß nahe befreundet und verfaßte nach dem Tode dieſes großen Mathematikers und Phyſikers eine Biographie deſſelben (Gött. 1856). Eine umfaſſende Arbeit: «Der Aetna und ſeine Umwälzungen» hat S. in Ausſicht geſtellt.

Saſſafras oder Saſſafrasholz (Lignum Sassafras) und Saſſafrasrinde (Cortex S.) iſt das Holz und die Rinde des in den ſüdl. Staaten von Nordamerika einheimiſchen gebräuchlichen Saſſafrasbaums (S. officinalis Nees), welcher znr 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Lorbergewächſe gehört, 20—50 F. hoch wird und einjährige, länglich-eiförmige, bald ganze, bald gelappte Blätter, grünlichgelbe zweihäuſige Blüten und dunkelblaue Beeren trägt, welche einem fleiſchig-verdickten Stiele aufſitzen. Das in den Handel kommende Saſſafrasholz, welches von der Wurzel genommen wird, iſt weich, leicht, grobfaſerig, ſchmuzigweiß und röthlich-braun, riecht ſtark und angenehm fenchelartig (daher auch Fenchelholz genannt) und ſchmeckt aromatiſch, etwas ſcharf und ſüßlich. Das Holz der Wurzel iſt weit kräftiger als das des Stammes. Die Rinde iſt dick, ſchwammig, runzelig, graulich-braunroth, innen roſtbraun, brüchig und von ſtärkerm Geruche und Geſchmacke als das Holz. Wegen des vorwaltenden ätheriſchen Oels wirkt das Saſſafrasholz ſtark reizend, zugleich aber auch ſtärkend und auf das ganze Gefäßſyſtem und die Thätigkeit der Nieren und der Haut anregend und iſt in vielen Kachexien, beſonders bei chroniſchem Rheumatismus, Gicht, Syphilis und Hautkrankheiten ſehr wirkſam. Es ſtand ehedem in größerm Anſehen als jetzt. Die ſchwach aromatiſchen Blüten des Saſſafrasbaums werden in Amerika im Thee als krampfſtillend, magenſtärkend, blutreinigend und ſchweißtreibend gebraucht.

Saſſaniden heißen die Nachkommen Saſſan's, Vaters des Königs von Perſien Ardeſchir-Babegan, der, von den Griechen Artaxerxes genannt, 226 den letzten Partherkönig, den Arſaciden Artaban, beſiegte und dem Partherreiche nach 480jähriger Dauer ein Ende machte. Die Dynaſtie der S. ſtellte den Namen Perſiens wie die Ormuzdreligion wieder her und bot während 400 J. den Römern und Byzantinern Trotz, bis die Araber unter dem Khalifen Omar demſelben ebenfalls ein Ende machten. Einige dieſer Könige, wie Sapor, Behram, Chosrev Anuſchirvan, Chosrev Parviz, Jezdegird, leben noch heute im Munde des perſ. Volks, deſſen Nationalität ſie namentlich vertreten.

Saſſaparille oder Sarſaparille heißt ein harn- und ſchweißtreibendes Arzneimittel, welches aus dem Wurzelſtocke und den langen Wurzelfaſern mehrerer Arten der Stechwinde (Smilax L.) beſteht. Die genannte Pflanzengattung gehört zu der 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und iſt der Typus einer monokotylen Familie, welche andere als eine Abtheilung der Liliengewächſe betrachten. Die durch das mittelländiſche Gebiet und die Tropengegenden zerſtreuten Arten der Gattung Smilax ſind Schlingpflanzen mit ausdauernden holzigen Wurzelſtöcken, ſtacheligen Stengeln, immergrünen herz-eiförmigen oder pfeilförmigen, am Rande und dem Stiele oft auch ſtacheligen Blättern und zweihäuſigen Blüten, welche am Ende der Zweige in riſpig angeordnete Trugdolden geſtellt erſcheinen. Die Blüten beſitzen ein doppeltes Perigon, die männlichen ſechs Staubgefäße, die weiblichen einen mit drei dicken Narben gekrönten Fruchtknoten, aus dem eine wenigſamige Beere entſteht. Die in den Handel kommenden Sarſaparillen (von den ſpan. Wörtern: sarsa, ſtacheliges Gewächs, und parilla, kleine Weinrebe) zeigen an ihren Wurzelſtöcken meiſt noch die unterſten Theile der ſtacheligen Stengel. Die Wurzelzafern ſind geruchlos, ſchmecken fade, ſchleimig, dann bitterlich und etwas ſcharf und zeigen auf dem Querſchnitte eine mehr oder minder dicke mehlartige Rindenſchicht, einen von einer deutlichen Kernſcheide (innere Rindenſchicht) umgebenen Gefäßbündelkreis und das Mark. Das Zellgewebe des Marks und der innern Rindenſchicht iſt im noch nicht zu alten Zuſtande weiß, der Gefäßbündelkreis gelb und die Kernſcheide nebſt der äußern Rindenſchicht goldgelb bis dunkelrothgelb oder braun. Die Saſſaparillwurzel wird in Mexico, Centroamerika, Venezuela, Ecuador und in Braſilien geſammelt und erhält im Handel gewöhnlich von den erſten Stapelplätzen, von denen ſie verladen wird, beſondere Namen. Die drei Hauptſorten, welche wieder in mehrere Unterſorten zerfallen, ſind die mexicaniſche, centroamerikaniſche und ſüdamerikaniſche. Die mexic. Sorten,

welche von der medicinischen Stechwinde (Smilax medica Schlecht.) abſtammen, machen gewöhnlich die ſchmuzigſte, ſchlechteſte und daher billigſte Sorte aus. Weit beſſer ſind die centroamerikaniſchen, welche ſich durch beſſere Verpackung, hellere Färbung und bedeutende Größe der Wurzelzaſern (denn dieſe ſind oft 5—6 F. und darüber lang) unterſcheiden. Die ſüdamerik. Sorten ſtammen faſt immer von der antiſyphilitiſchen Stechwinde (S. syphilitica Humb., Bonpl.), der gebräuchlichen Stechwinde (S. officinalis Kth.) und der herz-eirunden Stechwinde (S. cordato-ovata Pers.) ab. Die S., welche bereits über 300 J. in Europa bekannt iſt, wird noch immer als eins der kräftigſten ſchweiß- und harntreibenden und alle übrigen Secretionen anregenden Mittel gerühmt und vorzüglich gegen ſyphilitiſche Krankheitsformen, ſeltener bei andern kachektiſchen, gichtiſchen, rheumatiſchen und Ausſchlagskrankheiten angewendet. Sie behauptet unter allen vegetabiliſchen Mitteln gegen Syphilis den Vorrang und bildet daher auch den Hauptbeſtandtheil des Zittmann'ſchen und Pollin'ſchen Decocts ſowie zweier in Frankreich allgemein gebräuchlicher Präparate, des Syrop de cuisinier und des Roob de l'affecteur. Unter der italieniſchen S. wird die Wurzel der in den Mediterranländern heimiſchen gemeinen Stechwinde (S. aspera L.) verſtanden, welche in Italien und Spanien die Stelle der amerikaniſchen S. vertritt. Neuerdings iſt auch der Wurzelſtock der auſtraliſchen S. glycyphylla R. Br., deren Blätter zu Thee (Sweet tea der Engländer) verwendet werden, mit in den Handel gekommen. Die deutſche S. beſteht aus den Wurzelausläufern mehrerer Arten von Carex (ſ. d.). Die langen Wurzelſproſſen der in Nordamerika einheimiſchen nacktſtengeligen Aralie (Aralia nudicaulis L.) kommen zuweilen als graue S. in den Handel.

Saſſari, die nördl. Provinz der zum Königreich Italien gehörigen Inſel Sardinien, beſteht aus Gebirgen und Ebenen und umfaßt mit den anliegenden Eilanden (Aſinara im Nordweſten, Madalena, Caprera, Mortorio, Tavolara u. a. im Nordoſten) ein Areal von 194,69 Q.-M. mit (Ende 1860) 215967 E. Die Provinz zerfällt in die fünf Diſtricte Saſſari, Alghero, Nuoro, Ozieri und Tempio-Pauſania, zuſammen mit 33 Mandamenti und 110 Communi. Die Hauptſtadt S., 1 M. ſüdöſtlich vom Hafen Torrès der Bai von Aſinara, in einer waſſer-, wein-, oliven- und obſtreichen, durch Kunſt noch verſchönerten Gegend gelegen, iſt Sitz eines Erzbiſchofs und der Provinzialbehörden und zählt 22945 E. (im Gemeindebezirk 25086). Sie iſt ſchlecht gebaut und hat nur eine lange Hauptſtraße, aber mehrere ſchöne und intereſſante Gebäude, ein maleriſches, durch hohe Mauern und viereckige Thürme befeſtigtes Schloß vom J. 1330, mit einem Glockenthurm, eine Kathedrale mit einer modernen Façade, 23 andere Kirchen, 13 Klöſter, einen erzbiſchöfl. Palaſt, eine 1620 geſtiftete, 1765 erneuerte, aber heruntergekommene Univerſität, ein Collegium (früher des Jeſuitenordens), ein geiſtliches Seminar und andere Lehranſtalten. Unter den Paläſten ſind die ſchönſten der Palaſt Vallombroſa und der des Herzogs von Carnamanna. Bemerkenswerth ſind auch das neue Theater, der große Marmorbrunnen, die ſchönen Gärten und Promenaden. Die Einwohner, welche ſich durch hohe Statur und ſchöne Körperformen auszeichnen, treiben Handel mit Getreide, Käſe, Schaf- und Ziegenfellen, beſonders aber mit Oel, das aus den großen, parkähnlichen Olivenpflanzungen der Umgegend gewonnen wird. Der Seehandel wird über Porto-Torrès (die röm. Colonie Turris Libyssonis) getrieben, einen belebten Hafen mit 2019 E., ſchöner Kirche und röm. Ruine von einem Fortunentempel, Moſaiken, Granitſäulen. Porto-Torrès iſt eine Station der ital. Dampferlinien zwiſchen Livorno, Genua und Baſtia.

Saſſiſch (d. i. ſächſiſch), ein Ausdruck, den als Benennung der niederdeutſchen oder ſtrenger der niederſächſ. Sprache Wolke und K. Scheller im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts erfolglos in Aufnahme zu bringen ſuchten.

Saſſoferrato, mit ſeinem wirklichen Namen Giambattiſta Salvi, ein ital. Hiſtorienmaler, geb. zu Saſſoferrato 11. Juli 1605, lernte die Elemente der Malerei bei ſeinem Vater Tarquinio Salvi. Später bildete er ſich in Rom unter Domenichino, Guido und Albani. Doch zeichnet er ſich vor den ſpätern Schülern der Carracci durch eine milde Schönheit und Sorgfalt aus, wobei ihm beſonders Rafael zum Muſter gedient zu haben ſcheint, mit deſſen Arbeiten die ſeinigen zuweilen verwechſelt worden ſind. Bisweilen benutzte er ausdrücklich Rafael'ſche Motive. Er malte beſonders Madonnen mit dem Kinde, letzteres ſchlafend, indem die Mutter es mit dem Schleier bedeckt oder den Schleier ſorglich aufhebt. Seine Köpfe ſind ſehr lieblich und ausdrucksvoll und in der Draperie des blauen Gewandes zeigt er große Kunſtfertigkeit. Das größte Werk von ihm iſt ein Altarblatt in der Kirche zu Monteſiascone, den Tod des heil. Joſeph vorſtellend. In Deutſchland iſt beſonders das Muſeum in Berlin reich an Werken ſeiner Hand. Er ſtarb zu Rom 8. Aug. 1685. Von ſeiner Mater dolorosa hat Folo einen ſchönen Stich geliefert.

Sassolin, s. Borax.

Satan, s. Teufel.

Satelliten (Monde), s. Nebenplaneten.

Saterland, ein rings von Hochmooren umgebener District im oldenburg. Kreise Kloppenburg, der etwa 5 St. lang und $1\frac{1}{2}$ St. breit ist und 3300 E. zählt, welche in den vier Kirchspielen Strucklingen, Ramsloh, Scharrel und Neuscharrel wohnen. Der Boden des Landes, durchaus eben, besteht zum größern Theile aus Moor, zum kleinern aus sandiger Geest. Durchflossen wird das S. von der Marka oder Saterems und der Ohe, welche häufig das ganze Land unter Wasser setzen. Die fleißigen, industriösen Bewohner, welche theils durch eigenthümliche Sitten und Gebräuche, theils durch besondern Dialekt eine ethnogr. Insel ausmachen, beschäftigen sich mit Landwirthschaft, Viehzucht und Torfgräberei. Noch unentschieden ist, ob sie fries. oder sächs. Abstammung sind, wenngleich die Ansicht der Forscher sich mehr ersterer Ansicht zuwendet. In alten Urkunden heißt das S. Sigilterland. Bis zum J. 1400 gehörte es den Tecklenburgern, welche es an die Bischöfe von Münster abtraten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es protestantisch; doch gelang es nach dem Westfälischen Frieden den Jesuiten, die Bevölkerung wieder katholisch zu machen, was sie geblieben ist. 1803 kam S. an Oldenburg. Die letzten Reste alter Freiheiten gingen unter der Franzosenherrschaft verloren, unter deren Regiment 1811 die erste Straße ins S. gebaut wurde, das bis dahin nur Wasserwege kannte.

Satiniren (vom franz. Satin, Atlas) nennt man ein Verfahren, wodurch dem Papier ein sanfter, atlasartiger Glanz verliehen wird. Schreibpapier wird satinirt, indem man es, mit polirten Zinkplatten geschichtet, durch ein Walzwerk gehen läßt; ein gleiches Verfahren befolgt man mit dem Papiere zu feinen Buchdruckerarbeiten. Satinirtes farbiges Papier und satinirte Papiertapeten entstehen, indem der zum Grundanstrich dienenden Farbe feingeschlemmtes Talkpulver zugesetzt und der getrocknete Anstrich (oft unter Aufstreuen eben solchen Pulvers) anhaltend gebürstet wird.

Satire, eine den Römern eigenthümliche, ursprünglich dramatische, später didaktische Dichtungsart, erhielt ihren Namen von dem altlat. Worte satura, welches eigentlich eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale bezeichnet und seit der classischen Periode der röm. Literatur in die weichere Form satira überging. Völlig zu unterscheiden ist die S. von dem griech. Satyrspiel (s. d.), welche Verwechselung zu der fälschlichen Schreibart «Satyre» Veranlassung gab, ebenso von den Schmähgedichten des Archilochus und den Sillen. Nachdem die römische S. bereits durch Ennius eine kunstmäßig dichterische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur selbständigen Gattung erhoben worden war, wurde sie im Verlauf der Zeit vorzüglich von Horatius (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenalis (s. d.) weiter ausgebildet. Die Aufgabe der S. ist, die nichtigen Bestrebungen und herrschenden Thorheiten und Laster der Zeit, besonders der gesellschaftlichen Verhältnisse einzelner Staaten und Stände, in ihrer ganzen Blöße darzustellen und so auf die Besserung und Veredlung der Gemüther einzuwirken, wobei aber weder die porträthafte Persönlichkeit einzelner, noch auch die leere und unbestimmt schwankende Allgemeinheit hervortreten darf, da durch beides theils die poetische Fassung, theils die Anschaulichkeit und Eindringlichkeit verlieren würde. Hieraus folgt zugleich, daß der Satiriker nicht nur eine genaue Kenntniß der Sitten der Menschen und einen Scharfblick in das Getriebe ihrer Leidenschaften und Schwächen, sondern auch die Gabe besitzen muß, den gegebenen Stoff mit Witz und Laune zu behandeln. In Form und Einkleidung erlaubt die S. eine große Mannichfaltigkeit, indem der Brief, die eigentliche Erzählung, das Gespräch, die Komödie, das Lied, das Epos und die Fabel sich dazu eignen. Die S. fällt vorwiegend in Zeiten der Auflösung alter Zustände. Die späte Zeit Roms und das 16. Jahrh., dieses freilich weit mehr schon von frischer Morgenluft durchhaucht, waren ihre Blütenperioden. Doch neigt alle lehrhafte Reflexionspoesie naturgemäß auch zur S. Unter den Spaniern sind Cervantes, unter den Franzosen Rabelais, Boileau und Voltaire, unter den Engländern Swift, unter den Deutschen Ulrich Hutten und Fischart, sehr abgeschwächt auch Liscow und Rabener, als größte Satiriker zu nennen. Auch die bildende Kunst handhabt als Caricatur (s. d.) die S. Schon die mittelalterliche Kunst ist überaus reich an solchen satirischen Bildern. Die polit. Witzblätter der Gegenwart: «Punch», «Charivari», «Kladderadatsch», ziehen aus dieser Verbindung der dichterischen und bildlichen S. ihre hauptsächlichste Wirkung.

Satrapen (altpers. Khsathrapâvan) hießen im alten pers. Reiche die mit großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Statthalter der Provinzen, welche in der Zeit des Verfalls des Reichs fast wie unumschränkte Herren herrschten und das Volk auf die eigenmächtigste Weise

drückten. Satrapien hießen die Statthalterſchaften, deren das perſ. Reich in ſeiner Blütezeit unter den Achämeniden 20 zählte.

Sattel heißt der gepolſterte Sitz des Reiters. Derſelbe iſt im weſentlichen überall derſelben Conſtruction, unterſcheidet ſich dagegen je nach Länderſitte und Art des Reitthiers in ſehr verſchiedenartigen Formen. Das (hölzerne) Gerüſte der meiſten Sättel heißt der Sattelbaum oder das Gerippe; andere Theile ſind der Sattelknopf, das Afterſtück, die beiden Stege oder Trachten und der Grundſitz mit dem Sattelkiſſen. Die Nebentheile des S. heißen das Sattelzeug. Zu dieſem gehören die Steigriemen, Winkelbügel, Steigöſen und die Steigbügel (Stegreife); ferner der Schwanzriemen mit Bügel und Oeſe; der Sitzriemen (Wolf); der Gegengurt (Kreuzgurt), der Bauchgurt; die Satteldecke (Unterlegdecke); der Woilach oder die Ueberlegdecke (beim Cavalerieſattel). Beigaben des S. ſind die Piſtolenhalfter, der Mantelſack, die großen und die kleinen Satteltaſchen. Die Thiere, welche man ſattelt, ſind: vorzugsweiſe das Pferd, das Maulthier, der Eſel, die Reitochſen am Cap und in Tibet, die Elefanten; auch den Strauß hat man zu ſatteln verſucht. Das Kamel wird ohne S. geritten. Man unterſcheidet Herrenſättel, Damenſättel, Kinderſättel, Packſättel (für Packthiere, Saumroſſe, Eſel und Maulthiere, zur Laſtaufnahme auf den Rücken) und Tragſättel (für Thiere in der Gabel des Karrens zum Tragen der Deichſelbäume). Die bekannteſten Formen des S. ſind: der deutſche (der Schulſattel), der ungariſche, der engliſche (Froſchſattel und Pritſche), der ſpaniſche, der neapolitaniſche, der mexicaniſche, letzterer beſonders koloſſal und abenteuerlich ausgeſtattet. Ferner iſt zu nennen: der Cavalerieſattel, der Rennſattel, der Flachſattel der Kunſtreiter, der Steppſattel oder Schulſattel u. ſ. w. Alle dieſe Sättel, das Sattelzeug und die Beigaben fertigt der Sattler, welcher neuerdings gewöhnlich auch zugleich Wagenbauer iſt. In manchen Gegenden Deutſchlands werden Theile des Sattelzeugs ſowie die geſammte Zäumung, Decken, Peitſchen u. ſ. w. nur von dem Riemer geliefert. — Satteltragen heißt eine beim Militär (der Cavalerie) gebräuchliche barbariſche Strafe, wobei der Sträfling eine Stange auf die Achſel gelegt erhält, die an jedem Ende mit einem Pferdeſattel beſchwert iſt. Die Dauer der Strafe richtet ſich nach dem Vergehen. In neueſter Zeit ſcheint dieſe an die Tortur erinnernde Proceedur allenthalben abgeſchafft worden zu ſein. Sehr oft erlag der Mann der Pein, die der Stärkſte kaum eine Viertelſtunde lang auszuhalten vermochte.

Sattelhöfe oder Sattelgüter nennt man gewiſſe Arten Landgüter, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen beſonders in Ober- und Niederſachſen vor und ſind Ueberbleibſel ehemaliger größerer Beſitzungen, zuweilen auch ſteuerfrei und der Patrimonialgerichtsbarkeit (ſ. d.) gewöhnlich nicht unterworfen. Man nennt ſie auch ſattelfreie Güter, und der Name entſtand jedenfalls im Munde des Volks aus salhof (von sala, die herrſchaftliche Wohnung). (S. Salier.)

Sättigung oder Saturation heißt in der Chemie derjenige Zuſtand der Verbindung zweier Stoffe, wo die Verwandtſchaften beider gleichſam erſchöpft oder aufgehoben zu ſein ſcheinen. Man ſättigt eine Säure durch eine Baſe und umgekehrt. Man braucht das Wort S. daher auch für bloße Auflöſungen, wenn dem Löſungsmittel ſo viel von dem aufzulöſenden Stoffe zugeſetzt iſt, daß es keine neue Menge davon aufzunehmen vermag.

Sättigungscapacität einer Säure heißt in der Chemie diejenige Verhältnißzahl, welche ausdrückt, wie viel von irgendeiner Baſis erforderlich iſt, um mit der Säure ein Neutralſalz zu geben. Da ſich dies nach dem Sauerſtoffgehalte richtet, ſo erſcheint die S. als eine Zahl, welche angibt, wie viel Gewichtstheile Sauerſtoff in irgendeiner Baſis enthalten ſein müſſen, welche hinreichen ſoll, 100 Theile der waſſerfreien Säure zu ſättigen und damit ein neutrales Salz zu bilden. Iſt alſo z. B. die S. der Schwefelſäure = 20, ſo heißt dies: um mit 100 Theilen waſſerfreier Schwefelſäure ein neutrales Salz zu bilden, iſt eine ſolche Quantität irgendeiner Baſe (Kali, Natron, Kalk, Magneſia) erforderlich, daß darin 20 Theile Sauerſtoff enthalten ſind. Mit andern Worten: die in allen Neutralſalzen derſelben Säure enthaltenen Mengen von Baſen enthalten gleiche Quantitäten Sauerſtoff. Doch kann man auch ſtatt des Sauerſtoffgehalts den Waſſerſtoffgehalt ins Auge faſſen und dieſe Beziehung präciſer ſo ausdrücken: bei Bildung eines Salzes wirken Säure und Baſis in dem Verhältniß aufeinander, daß die Mengen beider gleichviel Waſſerſtoff enthalten.

Satureja, deutſch Saturei oder Pfefferkraut, eine Pflanzengattung aus der Familie der Lippenblümler, iſt dem Thymian nahe verwandt und durch den gleichmäßig fünfzähnigen oder fünfſpaltigen Kelch und die unter der Oberlippe der ſchwach zweilippigen Blume in einem Bogen

zuſammenneigenden Staubgefäße verſchieden. Es ſind lauter ſüdeurop. und orient. Kräuter oder Halbſträucher mit ſchmalen, lineal-lanzettigen, ganzrandigen, harzig-punktirten Blättern und blattwinkelſtändigen, kurzen, wenigblütigen Trugdolden. Bei uns wird der gemeine Saturei (S. hortensis), auch Sommerſaturei oder Bohnenkraut genannt, in Gärten allgemein als Küchengewürz cultivirt. Er iſt nur einjährig, wird $^1/_2$—1 F. hoch, trägt ſtachelſpitzloſe Blätter und lilafarbige oder weiße Blüten, riecht ſtark und angenehm aromatiſch, ſchmeckt gewürzhaft-ſcharf und wird häufig ſowol friſch als auch getrocknet als Gewürz an Speiſen, z. B. an Bohnen verwendet. Auch in der Heilkunde iſt er gebräuchlich, doch ſelten in Anwendung. Der Bergſaturei oder Winterſaturei (S. montana), welcher halbſtrauchig iſt und oben ſtachelſpitzige Blätter und größere Blüten trägt, wird auf gleiche Weiſe gebraucht. Sein Geſchmack iſt ſtechend-gewürzhaft. Auch wird er mit zur Bereitung des Extrait d'Abſinthe benutzt.

Saturn, nach Jupiter der größte Planet unſers Sonnenſyſtems, bewegt ſich in einer mittlern Entfernung von 197 Mill. Meilen in 29 Jahren 166 Tagen 23 St. in Bezug auf die Fixſterne um die Sonne. Die Excentricität ſeiner Bahn beträgt gegenwärtig $^1/_{18}$, und er kann ſich daher der Sonne bis auf 186 Mill. Meilen nähern und ſich bis auf 208 Mill. Meilen von ihr entfernen. Seine geringſte Entfernung von der Erde beträgt 165 Mill. Meilen, die größte 229 Mill. Meilen. Die Neigung ſeiner Bahn gegen die Ekliptik iſt 2° 30′. Der wahre mittlere Durchmeſſer des S. beträgt 17200 M., der Durchmeſſer von Pol zu Pol iſt wegen der ſtarken Abplattung, die $^1/_{10}$ beträgt, um den zehnten Theil kleiner als der Aequatorialdurchmeſſer. Die Oberfläche des S. iſt 94mal, ſein Volumen 900mal größer als dieſelben Größen unſerer Erde; ſeine Dichtigkeit iſt ſehr gering, nur $^1/_{10}$ derjenigen unſerer Erde. Seine Maſſe iſt 3502mal geringer als die Sonnenmaſſe, und auf der Oberfläche fällt ein Körper in einer Secunde durch 13 par. F. Der S. zeigt auf ſeiner Oberfläche ähnliche Streifen wie Jupiter, und aus dem allmählichen Verſchwinden von Trabanten und Fixſternen, wenn ſie vom S. bedeckt werden, ſchließt man auf eine Atmoſphäre. Er dreht ſich in 10 St. 29 Min. um ſeine Achſe. Merkwürdig iſt der S. durch ſeine Ringe, die ihn umgeben und 28° gegen die Ekliptik geneigt ſind. Man ſieht ſie meiſtens in mehr oder weniger geöffneter elliptiſcher Form den S. umgeben, zu beſtimmten Zeiten (alle $14^3/_4$ J.) nur als gerade Linie, welche ſo fein erſcheint, daß ſie nur in den ſtärkſten Fernröhren noch wahrgenommen werden kann. Entdeckt wurden die Ringe zuerſt von Galilei, der den Planeten dreiförmig nannte; Huyghens erkannte 1655 zuerſt die Ringform; Caſſini fand 1715, daß der Ring doppelt ſei, und ſpäter hat man den äußern Ring wieder in mehrere Ringe getheilt erkannt; 1850 entdeckte Bond noch einen dunkeln Ring, der von den hellen Ringen concentriſch umſchloſſen iſt. Der äußere Halbmeſſer des äußern Hauptringes hat 19045, der innere Halbmeſſer 16762 M.; der äußere Halbmeſſer des innern Hauptringes hat 16375, der innere Halbmeſſer deſſelben 12647 und der innere Halbmeſſer des dunkeln Ringes 10700 M. Die Dicke der Ringe fand Herſchel nur 22, Bond gar nur 9 M. Von den Satelliten des S. kennen wir acht, die die Namen Mimas, Enceladus, Thetis, Dione, Rhea, Titan, Hyperion, Japetus haben. Sie bewegen ſich in etwa 0,9, 1,4, 1,9, 2,7, 4,5, 15,9, 21,3 und 79,3 Tagen um den S.; der erſte iſt 25000, der achte 490000 M. vom Hauptplaneten entfernt. Der ſechste Mond iſt der hellſte und ſchon von Huyghens entdeckt, während die andern alle ſehr ſchwer zu ſehen ſind.

Saturnalien (lat. Saturnalia), eins der älteſten und volksthümlichſten italiſchen Feſte, das in Rom am 17. Dec. zu Ehren des Saturnus (ſ. d.) gefeiert wurde. Obgleich erſt Cäſar und Auguſtus die officielle Feier von einem auf drei Tage (17. bis 19. Dec.) ausdehnten, wurde doch ſeit alten Zeiten im Volksgebrauche eine volle Woche (17. bis 23. Dec.) der Feſtluſt gewidmet. Der Charakter des Feſtes war eine ſinnbildliche Rückkehr zu jenen glücklichen Zeiten, wo unter der Herrſchaft des Saturnus nur Friede und Freude, allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menſchen geherrſcht haben ſollten; daher herrſchte während der S. ausgelaſſener Jubel und allgemeines Schmauſen in der ganzen Stadt, und man beſchenkte ſich gegenſeitig mit allerhand kleinen Geſchenken, beſonders mit Wachskerzen und kleinen Thonfiguren, wie ſie die Kinder als Spielzeug gebrauchten: eine Sitte, deren Nachhall in der chriſtl. Weihnachtsfeier nicht zu verkennen iſt. Auch die Sklaven hatten an der allgemeinen Feſtfreude reichlichen Antheil: ſie wurden während der Feſttage von ihren Herren als ihresgleichen behandelt, ſpeiſten mit ihnen an derſelben Tafel und wurden ſogar häufig von ihnen bedient. Die Gerichte feierten während dieſer Zeit, alle Geſchäfte ruhten, und auch kriegeriſche Unternehmungen galten für bedenklich.

Saturninus (Lucius Appulejus), ein Römer, Zeitgenoſſe des C. Marius, war dadurch, daß ihm in den letzten Jahren des 2. Jahrh. v. Chr. durch den Senat auf Grund einer Theue-

rung die Verſorgung der Hauptſtadt Rom mit Getreide, die er als Quäſtor in Oſtia zu leiten hatte, abgenommen und dem Scaurus übertragen wurde, dem Senat verfeindet worden. Schon in ſeinem erſten Volkstribunat, im J. 102, war er als ſchlimmer Demagog aufgetreten, daher dann nach Ablauf ſeines Amts durch den Cenſor Q. Metellus Numidicus mit einer Rüge belegt und des Sitzes im Senate für unwürdig erklärt worden. In ſeinem zweiten Tribunat 100 v. Chr., zu dem er ſich durch die Ermordung ſeines ſchon deſignirten Mitbewerbers, des Aulus Nonius, den Weg gebahnt hatte, griff er, mit dem Prätor Servilius Glaucia und dem Quäſtor Sauſejus verbündet und von dem berühmten demokratiſchen General C. Marius, der das Conſulat zum ſechsten mal bekleidete, begünſtigt, die ſenatoriſche Partei offen an. Namentlich war ein Geſetz, in welchem er übermäßige Ackervertheilungen an das Volk und die Veteranen des Marius beantragte, darauf gerichtet, ihm deſſen Gunſt zu ſichern, den Senat aber zu erniedrigen, indem eine angehängte Clauſel im voraus jeden Senator bei Strafe der Ausſtoßung und einer Geldbuße von 20 Talenten verband, das Geſetz zu beſchwören, wenn es, wie es geſchah, vom Volke angenommen würde. Der Senat fügte ſich bis auf den einzigen, vorhin genannten Quintus Cäcilius Metellus Numidicus, den S., ſein perſönlicher Feind, nun in das Exil trieb. Hierauf ſetzte er es durch, daß er und ein Freigelaſſener, Equitius, den man für den Sohn des Tiberius Gracchus ausgab, für das nächſte Jahr zu Tribunen gewählt wurden, und nachdem der ehrenwerthe Cajus Memmius, der dem Servilius Glaucia als Mitbewerber um das Conſulat entgegenſtand, von ihrer Rotte in der Volksverſammlung erſchlagen worden war, rüſteten ſie ſich zum offenen Kampfe gegen die über ſolche Frevel empörten Bürger. Da verbanden ſich Senat, Ritter und alle guten Bürger, und Marius ſelbſt übernahm die unbedingte Gewalt, die ein Senatsſchluß in ſeine Hand legte. S. mit den Seinen wurde auf dem Forum in offenem Treffen geſchlagen, dann auf dem Capitol, wohin er geflohen, durch Abſchneidung des Waſſers zur Uebergabe genöthigt. Das Volk erſchlug den Servilius Glaucia ſogleich und kurz darauf auch in der Hoſtiliſchen Curie den S., Equitius, Sauſejus u. a., die dorthin in Verwahrung gebracht worden waren. Als Mörder des S. wurde ſpäter im J. 63 der Senator Rabirius, der den Kopf des Erſchlagenen beim Gaſtmahl aufgeſtellt hatte, von Labienus belangt.

Saturninus oder Saturnilus, der erſte bekannte ſyr. Gnoſtiker (ſ. Gnoſis), lebte um 125 n. Chr. in Antiochia. Sein Syſtem ſtellt dem obern Lichtreiche ein unteres Reich der Finſterniß dualiſtiſch gegenüber. Tief unter dem höchſten Gott ſtehen die ſieben Planetengeiſter oder Archonten, an ihrer Spitze der Judengott, welche die Welt und nach einem himmliſchen Urbilde den Menſchen erſchaffen, der aber hülflos auf dem Boden kriecht, bis die obere Macht ſich ſeiner erbarmt und ihn durch einen herabgeſandten Lichtfunken belebt. So entſteht ein pneumatiſches Menſchengeſchlecht, dem gegenüber Satan, der Beherrſcher des finſtern Chaos, ein teufliſches Geſchlecht erſchafft. Der Judengott und die übrigen Sterngeiſter geben der Menſchheit, nach ihrer beſchränkten Einſicht, ein unvollkommenes Geſetz, das die pneumatiſchen Menſchen nicht zu erlöſen vermag und von dem dämoniſchen Geſchlecht auf Satans Antrieb gebrochen wird. Da ſendet der himmliſche Vater den Erlöſer in einem Scheinkörper auf die Erde herab, um den pneumatiſchen Samen aus der untern Welt zu befreien, zugleich aber auch der Herrſchaft der unvollkommenen Sterngeiſter ein Ende zu machen. Der dualiſtiſchen Grundanſchauung des Syſtems entſprach ihre ſtrenge Enthaltſamkeit von allem, was ſie mit dem böſen Principe beflecken konnte, insbeſondere vom Fleiſchgenuß und der Ehe.

Saturniſcher Vers (versus Saturnius) iſt das nationale Versmaß der Römer vor der Nachahmung der griech. Metra (z. B. des Hexameters), gebraucht in inſchriftlichen Epigrammen, z. B. auf den Scipionengräbern, und von einigen der älteſten Dichter, wie Naevius und Livius Andronicus. Das vom Grammatiker Terentianus Maurus überlieferte Schema iſt: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – | – ⏑ – ⏑ – ⏑ –, doch paſſen viele der erhaltenen Saturnier nicht dazu, und es iſt bisjetzt nicht gelungen, eine genügende Theorie dieſer Versart aufzuſtellen.

Saturnus, ein altital. Gott der Saaten und überhaupt der männliche Repräſentant der Fruchtbarkeit des Erdbodens, daher im Cultus gewöhnlich mit der Ops, der Mutter Erde, verbunden. Er galt als Urheber des Ackerbaues und aller ſeiner Segnungen; daher erzählte man, er habe als König in Latium geherrſcht in der alten Zeit, in welcher die Menſchen ohne Trug und Streit nur den friedlichen Beſchäftigungen des Landbaues oblagen. Sein Tempel in Rom, deſſen Stiftung in die mythiſche Zeit zurückverlegt wird, lag am Abhange des Capitoliniſchen Hügels nach dem Forum zu, wo noch eine ſtattliche Ruine deſſelben, einer Wiederherſtellung in der Kaiſerzeit angehörig, erhalten iſt. Als griech. Bildung in Rom eindrang, wurde der italiſche S. identificirt mit dem griech. Kronos. Dieſer war nach griech. Sage der jüngſte Sohn des

Uranos und der Gäa, einer der Titanen. Nachdem er seinen Vater entmannt und vom Throne gestürzt, vermählte er sich mit seiner Schwester Rhea und zeugte mit dieser die Hestia, Demeter und Hera, den Hades, Poseidon und Zeus. Da ihm geweissagt worden war, daß er durch eins seiner Kinder der Herrschaft werde beraubt werden, verschlang er sie alle gleich nach der Geburt; aber die Rhea wußte den jüngsten, den Zeus, seinen Nachstellungen zu entziehen, indem sie ihm einen in Windeln gewickelten Stein statt des Neugeborenen zu verschlingen gab. Als der Knabe herangewachsen war, wurde Kronos, nachdem er die früher verschlungenen Kinder wieder ausgespien, von ihm entthront und mit den übrigen Titanen in den Tartarus geworfen. (S. Jupiter.) Nach späterer röm. Sage wäre er nach seiner Entthronung nach längerm Umherirren nach Latium gekommen und dort König geworden. Die bildende Kunst stellte den Kronos-S. dar als alten bärtigen Mann mit verhülltem Hinterhaupt, eine Art Sichel (Harpe) in der Hand, bisweilen auch mit einer Kugel (der Himmelskugel) über dem Haupte. Vgl. Böttiger, «Ideen zur Kunstmythologie» (Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1826).

Satyr (griech. Satyros), gewöhnlich in der Mehrzahl Satyrn, dämonische Wesen, welche in der Poesie und Kunst der Griechen als die fortwährenden Begleiter des Dionysos (Bacchus), als dienendes Gefolge desselben erscheinen, und wie dieser Gott selbst, nur in roherer Weise, das üppige Naturleben repräsentiren. Ihre Gestalt ist die menschliche, aber mit Beimischung einiger thierischer Elemente; sie haben Thierohren, einen Pferdeschwanz (bisweilen auch Bocksschwanz), struppiges Haar, eine kurze Stumpfnase ähnlich den Böcken, häufig auch große Warzen am Halse und zur Andeutung ihrer grobsinnlichen Natur ein übermäßig großes Zeugungsglied. Ihrem Charakter nach werden sie als muthwillig, neckisch und feige, lüstern nach Wein und Weibern (besonders stellen sie gern den Nymphen nach), Freunde der Musik (besonders des Flötenspiels) und des Tanzes geschildert. In den Homerischen Dichtungen werden sie noch nicht erwähnt, aber schon Hesiod kennt «das Geschlecht der nichtsnutzigen, zur Arbeit untauglichen Satyrn». In der dramatischen Poesie sind sie die Hauptträger des nach ihnen benannten Satyrspiels (s. d.). Auf griech. Vasenbildern erscheinen sie sehr häufig in Verbindung mit Dionysos und den Nymphen, oft auch mit besondern, ihrem Charakter entsprechenden Namen bezeichnet. In der Plastik ist ihre Darstellung besonders durch Praxiteles in edlerer Weise ausgebildet worden. Eine besondere Gattung der Satyrn sind die Silene. (S. Silen.)

Satyriăsis, abgeleitet von Satyr (s. d.), ist eine Krankheit des männlichen Geschlechts, welche, wie die Nymphomanie (s. d.) beim weiblichen Geschlecht, in krankhafter Steigerung des Geschlechtstriebes mit den dazugehörigen körperlichen und geistigen Symptomen besteht und leicht in andere Geisteskrankheiten übergeht oder mit solchen verbunden auftritt. Als Ursachen derselben kann man ansehen eine angeborene Anlage, welche auch zuweilen erblich zu sein scheint, unangemessene, die Sinnlichkeit aufregende Lebensart, vorwiegende Beschäftigung der Gedanken mit wollüstigen Bildern, zu frühe Ausbildung und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Heilmittel sind besonders: strenge Aufsicht und geregelte Lebensweise des Patienten, Entfernthalten geschlechtlicher Anregungen, entziehende Diät, kalte allgemeine oder Sitzbäder, ermüdende körperliche Anstrengung und Erweckung der moralischen Kraft. Auch manche Arzneimittel haben sich in einzelnen Fällen nützlich erwiesen.

Satyrspiel (griech. drăma satyrikon) nennt man eine den Griechen durchaus eigenthümliche Gattung des Dramas, in welcher Satyrn (s. d.) den Chor bildeten, deren rohe, die thierischen Elemente der menschlichen Natur hervorkehrende Natürlichkeit und ausgelassene Lustigkeit dem ganzen Spiele seinen besondern Charakter gab; als Träger der eigentlichen Handlung wurden ihnen theils Götter (besonders Dionysos, dann auch andere, die zu diesem in mythischer Beziehung standen, wie Hephästos und Hermes), theils Heroen (am häufigsten Herakles, dann Theseus, Odysseus, Sisyphos, Prometheus u. a.) gegenübergestellt, die den nur mit Fellen bekleideten Satyrn gegenüber in der reichen tragischen Gewandung und würdevoller Haltung auftraten, ein Contrast, der eine grotesk-komische Wirkung hervorbrachte. Ursprünglich war das Satyrdrama mit der Tragödie identisch, da auch in dieser von Anfang an meist Satyrn den Chor bildeten; als dieselbe aber in der Wahl und Behandlung ihrer Stoffe einen ernstern Charakter annahm, wurde durch Pratinas von Phlius (der daher gewöhnlich als Erfinder des S. bezeichnet wird) das alte lustige Spiel mit dem ausgelassenen, Sikinnis genannten Tanze als eine besondere Gattung des Dramas neben der Tragödie ausgebildet. Seitdem wurde es Brauch, daß immer ein S. als lustiges Nachspiel zu drei Tragödien (einer Trilogie) aufgeführt wurde. Leider ist uns von der reichen Literatur dieser Gattung des Dramas, die durch Aeschylus (s. d.) ihre höchste Vollendung erreichte, nur ein einziges Beispiel erhalten: der «Kyklops» des Euripides. Vgl.

Genthe, «Des Euripides Kyklops nebst einer ästhetischen Abhandlung über das S.» (Lpz. 1836); Welcker, «Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das S.» (Frankf. a. M. 1826); Wieseler, «Das S.» (Götting. 1847). Die Fragmente der verlorenen Satyrdramen sind gesammelt von Friebel, «Graecorum satyrographorum fragmenta» (Berl. 1837), und bei Nauck, «Tragicorum graecorum fragmenta» (Lpz. 1856).

Satz, im grammatischen Sinne, ist der sprachliche Ausdruck der Verbindung zweier Vorstellungen als Subject (s. d.) und Prädicat (s. d.). Diese bilden die nothwendigen Satztheile; alle außerdem in einem S. enthaltenen Bestandtheile dienen nur zur nähern Bestimmung des Subjects oder Prädicats. Die Lehre von der Bildung des S. und dem Verhältniß und der Verbindung der Sätze untereinander bildet einen besondern Theil der Grammatik, die Syntax (s. d.). — In der Musik bezeichnet S. theils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, das einen untergeordneten Theil eines größern Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben, die Setzkunst.

Sau (Fluß), s. Save.

Saubohne, s. Bohne.

Saubrot, s. Cyclamen und Lathyrus.

Sauerampfer, s. Ampfer.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge nennt man die Mineralwässer, welche Kohlensäure (s. d.) mit starkem Gasgehalt enthalten. Es ist nicht die absolute Menge von Kohlensäure, welche eine Mineralquelle zu einem Säuerling macht, sondern vielmehr die Armuth an festen Bestandtheilen bei großem Gasgehalt. So gibt es z. B. salinische und Eisenwässer, die mehr Kohlensäure enthalten als viele Säuerlinge, aber wegen des Uebergewichts ihrer festen Bestandtheile nach diesen benannt werden. Um einigermaßen zwischen den eisenhaltigen Säuerlingen und den gasreichen Stahlwässern, welche beide Klassen sehr nahe miteinander verwandt, eine Grenze zu ziehen, kann man annehmen, daß ein Säuerling nicht über $^1/_2$ Gran Eisen und nicht unter 12 Kubikzoll freie Kohlensäure in 16 Unzen enthalten muß. Die in den Säuerlingen enthaltenen festen Stoffe sind vornehmlich kohlen-, salz- und schwefelsaure Salze, in vielen auch Eisen. Ihre Temperatur ist meist sehr gering und erhebt sich selten bis zu 10° R. Je kühler sie sind, desto fester ist die Kohlensäure an das Wasser gebunden, desto belebender, aber auch desto gefäßaufregender wirken sie. Ihrer äußern Beschaffenheit nach sind sie klar und perlen stark, oft so heftig, daß sie das Ansehen kochender Flüssigkeiten haben. Sie sind geruchlos, nur daß das Gas in der Nase prickelt. Ihr Geschmack ist stechend salzig, letzteres um so stärker, je mehr das Gas entwichen ist. Das stets aus den Quellen emporsteigende Gas bildet über deren Spiegel oft eine Schicht von mehrern Fuß Dicke. Der Luft oder erhöhter Temperatur ausgesetzt, lassen sie nach Entweichung der Kohlensäure einen Niederschlag zu Boden fallen, der bei den salzhaltigen Quellen farblos, bei den eisenhaltigen ockerfarbig ist. Nach ihren vorwaltenden Beimischungen gibt es sechs Klassen von S.: 1) Alkalisch-muriatische Säuerlinge, mit viel kohlensaurem Natron und Kochsalz und geringern Mengen anderer, kohlen-, salz- und schwefelsaurer Salze; solche sind Selters, Bilin, Heppingen, Roisdorf. 2) Erdig-muriatische Säuerlinge, mit Kochsalz und kohlensauren Erden; so Schwalheim, Großkarben, Kronthal, der kissinger Maximilians- und Theresienbrunnen. 3) Alkalisch-salinische Säuerlinge, mit kohlensaurem und schwefelsaurem Natron; z. B. Ober-Salzbrunn, Eger-Salzbrunn und Teinach. 4) Erdige Säuerlinge, in denen die Menge der kohlensauren Erden die aller übrigen Salze überwiegt; z. B. Pyrmonter Sauerbrunn, Weranzer und Sinaberger Quelle bei Brückenau, ferner Diezenbach und Ueberkingen. 5) Alkalisch-erdige Säuerlinge, mit vorherrschenden kohlensauren Erden und kohlensaurem Natron; z. B. Geilnau, Göppingen, Langenau, Gießhübel, Dinkbold, Heilstein, Heilbrunn, Schwollen und Hambach. 6) Eisen- oder Stahlsäuerlinge, mit bedeutendern Antheilen von kohlensaurem Eisenoxydul; wie Flinsberg, Ober-Mending und Wiesau. Die S. wirken flüchtig reizend auf das Nervensystem oder auch, je nach der Natur der beigemischten Salze, blos beruhigend. Sie befördern die Secretionen und Excretionen und können, lange fortgesetzt, die Resorption in dem Grade bethätigen, daß sie Krankheitsproducte zur Rückbildung bringen und die Blutmischung ändern. Die excitirend-tonisirende Wirkung kommt den Eisensäuerlingen zu. Dieselben empfehlen sich besonders in Schwächezuständen, bei Atonie der Schleim- und Gefäßhäute, Erschlaffung des Nerven- und Muskelsystems, dürfen dagegen bei reizbarem Gefäßsystem, bei drohenden Hämorrhagien und bei entzündlichen Zuständen kaum gestattet werden. In den alkalisch-salinischen und muriatischen Säuerlingen waltet die beruhigende, kühlende Wirkung, bei gelinder Anregung der Secretion und Excretion, vor. Man verordnet sie vor-

nehmlich in chroniſchen Bruſtkrankheiten mit ſubinflammatoriſchem Charakter. Die erdigen und alkaliſch-erdigen Säuerlinge ſtehen in der Mitte zwiſchen den eiſenhaltigen und den zuletzt genannten. Mehr reizend als dieſe, mehr reſolvirend als jene, nützen ſie vornehmlich in Stockungen des Drüſenſyſtems und der parenchymatöſen Eingeweide ſehr ſenſibler oder bis zur Hydrämie geſchwächter Perſonen. Beſonders günſtig wirken ſie in faſt allen chroniſchen Krankheiten der Harnwerkzeuge. Die verſendeten S. enthalten nicht nur weniger Kohlenſäure, ſondern infolge deſſen auch meiſt weniger Eiſen, das ſich in ihnen zu präcipitiren pflegt. Als diätetiſches Mittel iſt der Genuß der kohlenſauren Getränke beſonders zur See, in heißen Klimaten und bei hohen Temperaturgraden zu empfehlen. Zu dieſem Behufe dienen neuerdings beſonders künſtlich bereitete kohlenſaure Wäſſer, namentlich Selters- und Sodawaſſer.

Sauerdorn, ſ. Berberize.

Sauerklee iſt der deutſche Name der Pflanzengattung Oxalis, deren verſchiedene Arten mehr oder minder viel Sauerkleeſalz enthalten. Solche Arten, welche ſehr reich an Sauerkleeſalz ſind, werden zur Darſtellung dieſes Salzes im großen verwendet. Dahin gehören der gemeine S. (O. Acatosella), der ſteife S. (O. stricta) und der am Cap wachſende, zuſammengedrückte S. (O. compressa). Das Sauerkleeſalz, auch Bitterkleeſalz genannt, beſteht aus Kali und einer eigenthümlichen Säure, der Sauerkleeſäure (unrichtig Kleeſäure) oder Oxalſäure, welche jedoch gewöhnlich durch Digeſtion vegetabiliſcher Subſtanzen, beſonders des Zuckers, mit nicht zu concentrirter Salpeterſäure gewonnen wird. Das Sauerkleeſalz kryſtalliſirt in farbloſen, ſchiefen, rhombiſchen Säulen, iſt luftbeſtändig, von ſauerm Geſchmacke und ſcharf giftig. Man benutzt es im Hausweſen beſonders, um Tintenflecke zu entfernen, da es das Eiſenoxyd auflöſt. Das oxalſaure Eiſenoxyd wird auch, da es eine ſehr lichtempfindliche Subſtanz iſt, zu photographiſchen Zwecken benutzt.

Sauerland, eigentlich Süderland, heißen die zwiſchen der Sieg und Ruhr gelegenen Gegenden des Herzogthums Weſtfalen und der Grafſchaft Mark, die vom mittlern Theile des Sauerländiſchen Gebirgs erfüllt ſind, aber auch zahlreiche enge Thäler ſowie fruchtbare Niederungen enthalten und durch die Menge ihrer Fabrikanlagen Berühmtheit erlangt haben. Das Sauerländiſche Gebirge erſtreckt ſich über das eigentliche S. hinaus, umfaßt das ganze obere Ruhr- und Diemelgebiet und erfüllt nicht nur faſt den ganzen Regierungsbezirk Arnsberg, ſondern mit ſeinen Ausläufern auch die oſtrhein. Gegenden der Regierungsbezirke Köln und Düſſeldorf; gegen Nordoſten reicht es bis an das Plateau von Paderborn. Durch die Sieg wird es im Süden vom Weſterwald (ſ. d.), im Norden durch die Möhne und die weſtwärts gerichtete Stromſtrecke der Ruhr vom Haarſtrang und dem Kohlengebirge des Arbei (ſ. d.) geſchieden. Es iſt durchaus eine Hochfläche, welche nur wenige, nicht ſonderlich hervortretende Bergrücken enthält. Tief eingeſchnitten und ſcharf ausgeprägt ſind die Thäler der Flüſſe. Die einzelnen Theile dieſes Berglandes ſind das ſog. Rothhaargebirge, das Plateau von Winterberg, das Lennegebirge, das Ebbegebirge und der Arnsberger Wald. 1) Das Rothhaar- oder Rothlagergebirge, deſſen Name übrigens im Lande ſelbſt unbekannt, liegt in der Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Weſer im ſüdl. Theile von Weſtfalen und iſt unter allen Theilen des Sauerländiſchen Gebirgs am meiſten als Bergrücken ausgeprägt. Bedeutend ſind ſeine Abfälle im Norden zur Lenne. Bis zu dem $2^1/_4$ M. ſüdöſtlich von Altenhanden 2134 rheinländ. F. aufſteigenden Milſen zieht der Hauptrücken faſt gerade nach Norden und trägt den Aukopf (2174 F.) mit der Siegquelle (1923 F.), den Ederkopf (2277) mit der Ederquelle (1954), die Alteburg (2098) im Sieggebiet, den Pfaffenhain (2161), die Hochwart (2074 F.) u. ſ. w. Vom Milſen wendet ſich der Bergzug nach Nordoſten und erreicht im Härdler 2390 F. 2) Das Plateau von Winterberg, das Quellgebiet der Ruhr, Lenne, Nuhne, Orke und Diemel, im ſüdl. Theile des Kreiſes Brilon, iſt ſehr rauh und die höchſte Gegend des niederrhein.-weſtfäl. Schiefergebirgs. Es liegt ebenfalls auf der Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Weſer und faſt genau in ſeinem Scheitel die Stadt Winterberg (2104 rheinländ. F. hoch). Der Culminationspunkt iſt der Kahle Aſtenberg (2682), der höchſte Gipfel Weſtfalens, der ſich jedoch kaum 100 F. über die umliegende Gegend erhebt und die Quellen der Lenne (2603), der Nuhne und Edder enthält. Den Ort Küſtelberg umgibt ein Bergkranz, der dem Aſtenberg nur wenig an Höhe nachſteht, mit dem Schloßberg, dem Hoppern (beide 2552 F.) und dem Jungegrimm (2525). Noch höher ſind der Neuenhagen (2650), die Ziegenhelle (2634) und der Rücken ſüdöſtlich von Bruchhauſen auf der Grenze gegen Waldeck (2677). Im Norden ſteht das Plateau durch einen Rücken mit den Bergen von Brilon in Verbindung. Dieſer Rücken ſcheidet die Gebiete der Ruhr und Diemel, gehört zu den höchſten Theilen Weſtfalens und enthält bei Bruch-

hausen den Isenberg, bekannt durch die Bruchhäuser Steine, thurmartige Porphyrfelsen (bis 200 F. hoch) mit Grauwacke durchsetzt. Diese Steine sowie der 2225 F. hohe Ohlenberg im Westen der Ruhr bezeichnen die nördl. Vorstufe des Plateau von Winterberg, welche nochmals im Hunau die beträchtliche Höhe von 2620 F. erreicht. Den östlichsten Vorsprung des Schiefergebirgs bildet das an Laubhölzern reiche Hainasche Gebirge (zwischen der Wohre und Schwalm) mit dem Kellerwald (2144), dem Hohenlohe bei Haina (2087) und dem Jeust (1852). 3) Das Lennegebirge zieht mit seinem Scheitel zwischen den Zuflüssen der Wenne, Röhr und Lenne fast auf der Grenze der Kreise Arnsberg und Meschede. Seine höchsten Gipfel sind der Hamert (2102), der Buchloh und in der Wilden Wiese der Schomberg (2082). Interessant ist im Westen der Hönne der Balderwald mit der Balderhöhle und dem schaurigen Kesselthal des Felsenmeeres bei Sundwig. Der Balderwald steigt noch bis 1745 F. empor und geht gegen Nordwesten in das rauhe Plateau von Iserlohn über. 4) Das Ebbegebirge erhebt sich links von der Lenne zwischen der Mündung der Bigge und Meinhartshagen. Seine Hauptrichtung ist von Westen nach Osten, und in dieser folgen als Hauptgipfel der Heßberg (1650), der Rüthenhard (2011), die Nordhelle (2120) und der Rodenstein (1891). 5) Der Arnsberger Wald, zwischen Ruhr und Möhne, ist eine mit herrlichen Eichen bestandene Hochfläche, die durch die Hevе getheilt wird. Der nördliche Zug erstreckt sich ununterbrochen bis Warstein; der südliche ist mehrfach getheilt und zieht über den Stimmstamm (1735), an der Straße von Meschede nach Warstein, zu den Bergen von Brilon. In geol. Hinsicht besteht das Sauerländische Gebirge hauptsächlich aus den verschiedenen Abtheilungen der Devonformation (Lenneschiefer). Sehr beträchtlich sind die Ablagerungen von Eisenerzen in dieser Formation, besonders im Süden der Lenne, wo bei Benolpe und Barste bedeutende Erzgänge beginnen, welche ohne Unterbrechung gegen Südwesten über die Sieg hinaus bis zur Wied sich hinziehen. Innerhalb dieser Züge befindet sich der berühmte Stahlberg bei Müsen (im Kreise Siegen). Zwischen Lenne und Ruhr gibt es bedeutende Lager von Bleierzen, Schwefelkies und Zinkblende. Ausgezeichneter Marmor wird bei Mecklinghausen, Dachschiefer bei Olpe und in einem Zuge von Meschede bis Antfeld gebrochen. Im Arnsberger Walde und längs der Möhne ist das Gebiet des flötzleeren Sandsteins (die dritte Abtheilung des Kohlengebirgs) sehr mächtig entwickelt, während das productive Kohlengebirge bei Wetter aus dem Ardei auch auf das südl. Ufer der Ruhr herübereicht und südwärts bis zur Linie Haßlinghausen-Horath (im Norden von Elberfeld) vordringt, um alsdann bis Mühlheim zurückzuweichen. Von Limbech (im Westen von Langenberg) bis Ratingen ist der Kohlenkalkstein (die erste Abtheilung des Kohlengebirgs) verbreitet. Basaltberge kommen im Sauerländischen Gebirge nur im Süden vereinzelt vor. Vgl. Primme, «Das S. und seine Bewohner» (Soest 1866).

Sauerstoff oder Oxygen, das wichtigste und zugleich am meisten verbreitete unter den bekannten chem. Elementen (s. Element), findet sich mit seinem vierfachen Volumen Stickstoff (s. d.) vermischt in der atmosphärischen Luft, welche diesem Bestandtheile ihre Eigenschaft verdankt, das Athmen und Verbrennen zu unterhalten. Es bildet mit Wasserstoff zusammen das Wasser, ist ein Bestandtheil aller Erden, Alkalien und Metalloxyde, der meisten Salze, kurz bei weitem der meisten die feste Masse der Erde bildenden Körper und kommt auch in verschiedener Quantität in fast allen thierischen und pflanzlichen Körpern vor. Im reinen Zustande erhält man ihn durch Erhitzung solcher Metalloxyde, welche in der Hitze ihren S. ganz oder zum Theil abgeben, z. B. Quecksilberoxyd, Mennige und Braunstein. Auch mehrere Salze sehr sauerstoffreicher Säuren geben beim Erhitzen reinen S., z. B. chlorsaures Kali, chromsaures Bleioxyd, salpetersaures Kali u. s. w. Viele sauerstoffhaltige Körper, welche für sich nicht zersetzbar sind, geben jedoch in Berührung mit oxydirbaren Stoffen ihren S. ganz oder zum Theil an diese ab, und hierauf beruhen größtentheils die technischen und chemischen Anwendungen der Salpetersäure, des Kupferoxyds u. s. w. In reiner Gestalt ist der S. ein permanentes farb- und geruchloses Gas, etwa ein Zehntel schwerer als atmosphärische Luft und daran erkennbar, daß jede Verbrennung in ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und großem Glanze vor sich geht. Glimmender Schwamm verbrennt im S. mit lebhaftem Lichte, Stahl verbrennt darin unter glänzendem Funkensprühen, Phosphor verbrennt mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Mit den meisten andern Elementen verbindet er sich direct, zum Theil schon bei gewöhnlicher Temperatur, wohin auch theilweise das Anlaufen und Rosten der Metalle gehört, zum Theil erst bei gewissem Wärmegrade. In vielen Fällen geschieht diese Verbindung so lebhaft, daß sich dabei Licht und Hitze entwickelt, und dann nennt man sie Verbrennung. Die Producte solcher Verbindung nennt man im allgemeinen Oxyde (s. d.), die dann je nach ihren Eigenschaften

Säuren, Alkalien, Erden und Metalloxyde sein können. Früher hielt man die Metalle für Verbindungen der Metalloxyde mit einem unbekannten Stoffe, Phlogiston. Lavoisier zeigte aber 1780 zuerst, daß bei der Oxydation und Verbrennung vielmehr eine Gewichtszunahme stattfinde, welche von der Aufnahme des 1774 durch Cavendish zuerst isolirten S. aus der Luft herrühre. Dadurch wurde er Gründer des antiphlogistischen Systems, welches er 1783 durch Zerlegung des Wassers in Wasserstoff und S. weiter befestigte. Elektrochem. Versuche zeigen, daß der S. in allen seinen Verbindungen sich elektronegativ verhält, daher er das negative Endglied der elektrochem. Reihe der Elemente bildet. Da der S. wegen seiner großen Verwandtschaft zu andern Stoffen und seiner Verbreitung die wichtigste Rolle in chem. Vorgängen spielt und die Betrachtung seiner Verbindungen die deutlichste Einsicht in die chem. Verbindungsgesetze gewährt, so pflegt auch der chem. Unterricht mit Betrachtung des S., des Wasserstoffs, des Wassers, der Luft und der Verbrennung zu beginnen. Man hat zwar seitdem im Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel und Cyan noch andere Körper entdeckt, welche sich dem S. sehr ähnlich verhalten und ganz ähnliche Verbindungsreihen geben, aber für alle diese gelten, wie die Erfahrung erwiesen hat, wesentlich dieselben Gesetze wie für Sauerstoffverbindungen, sodaß also die genaue Kenntniß der Sauerstoffsäuren, Oxyde und Sauerstoffsalze immer die Basis der ganzen anorganischen Chemie bleibt. Auf organische Körper wirkt der S. wegen seiner starken Verwandtschaft mehr oder weniger zerstörend, besonders wenn sie dem Kreise des Lebens entnommen sind. Die Processe des Bleichens, der allmählichen Zerstörung an der Luft und des Verwesens beruhen darauf. Selbst der in den organischen Stoffen als Bestandtheil vorkommende S. übt solche Wirkung und ist eine Hauptursache, daß solche Körper, selbst unter Ausschluß der Luft erhitzt, in einfachere Verbindungen zerfallen. Unter gewissen Umständen tritt der S. mit gänzlich veränderten Eigenschaften auf und wird dann Ozon (s. d.) genannt. Das Athmen der Menschen und Thiere ist ein Oxydationsproceß, eine Aufnahme von S. aus der Luft. Mit jedem Athemzug wird der Luft etwas S. entzogen, der in den Lungen durch die zarten Gefäßwände hindurch sich mit gewissen kohlenstoff- und wasserstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes verbindet, woher es kommt, daß die ausgeathmete Luft Kohlensäure und Wasserdampf enthält. Auch durch diese in dem Körper vorgehende Oxydation wird eine gewisse Menge Wärme entwickelt, und das Athmen ist in Bezug auf unsern Körper ein Erwärmungsproceß. Da das reine Sauerstoffgas zum Athmen nachtheilig sein würde, so ist das in der Luft enthaltene Stickstoffgas gewissermaßen als Verdünnungsmittel des S. zu betrachten. Die Luft, die durch die seit Jahrtausenden in derselben athmenden Menschen und Thiere nach und nach ihres S. beraubt und durch die ausgeathmete Kohlensäure kohlensäurereicher geworden sein sollte, zeigt dennoch jetzt allenthalben die nämliche Zusammensetzung, die sie früher hatte. Durch die Fortschritte der Pflanzenphysiologie hat man nun nachgewiesen, daß die Pflanzen es sind, welche die durch Athmen u. s. w. gleichsam verdorbene Luft wieder verbessern. Die Pflanzen absorbiren die Kohlensäure aus der Luft und verwenden den Kohlenstoffgehalt derselben zur Bildung ihrer Organe, während der Sauerstoffgehalt zum größten Theile wieder in die Atmosphäre zurückgeht.

Sauerteig ist ein Gärungsmittel, unter welchem man denjenigen Antheil des in Gärung begriffenen Brotteigs versteht, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, wo man ihn dem frischen Teig zusetzt, und so immer fort. Hierbei wirkt der S. ganz ähnlich wie gärende Bierwürze unter frischer Würze, wie gärender Most unter frischen Most geschüttet, d. h. wie Hefe (s. d.); aber mit dem Unterschiede, den schon der Name andeutet, daß der S. sauer ist. Der zurückbehaltene Teig fährt in der Gärung, wenn auch langsam, fort bis zum nächsten Backen. Hierdurch bildet sich neben Weingeist auch Essigsäure und Milchsäure, welche in den neuen Teig und in das Brot übergehen.

Säuferwahnsinn, s. Delirium.

Säugen und Säugling. Das Kind soll bis in den 9. oder 12. Monat nur durch Säugen genährt werden. Künstlich aufgefütterte Kinder gedeihen nur bei Aufwendung großer Sorgfalt so gut wie gesäugte und sind viel leichter schweren Erkrankungen ausgesetzt. Das körperliche und moralische Gedeihen des Kindes macht es jeder Mutter zur Pflicht, ihr Kind selbst zu säugen, und nur dann, wenn die Mutter selbst krank, wenn sie zu wenig Milch zu gewähren vermag, oder im Fall wiedereintretender Schwangerschaft darf zu andern Ernährungsweisen übergegangen werden. Am besten wird dann der Säugling einer Amme (s. d.) anvertraut. In Fällen, wo keine solche zu beschaffen ist, soll die Nahrung des Kindes lediglich aus Milch bestehen. Man reiche ihm verdünnte Kuhmilch, welcher durch Zusatz von Zucker (Milchzucker) die Süßigkeit der Frauenmilch ertheilt werden kann, jedoch nicht muß. Falls das Kind die Kuhmilch in ver-

ſchiedenen Verdünnungsgraden nicht verträgt, gebe man ihm die Liebig'ſche künſtliche Milch. (S. Milch.) Das Wundwerden der Bruſt iſt nicht immer genügender Grund, das Kind nicht mehr zu ſtillen. Das Anlegen von Saughütchen (am beſten Kautſchukhütchen von der Form der Warze mit einer tellerförmigen Scheibe, welche auf die Bruſt gelegt wird) ermöglicht auch bei wunder Bruſt das Säugen, ſchützt die Bruſt vor weitern Verletzungen und befördert die durch Reinlichkeit und Aufſtreichen von Fett (Colderam, ausgelaſſene Butter u. ſ. w.) unterſtützte Heilung. Gegen die Zeit hin, wo das Kind entwöhnt werden ſoll, beginne man mit der Darreichung anderer Speiſen, namentlich mit Kuhmilch. In ein plötzliches Entwöhnen fügt ſich der Säugling nie gutwillig, aber man überſteht dieſe auch für die Umgebung des Kindes läſtige Uebergangszeit der Entwöhnung durch conſequente Verweigerung der Bruſt ſchneller als bei ſchwachem Nachgeben. Der Hunger föhnt den Säugling bald mit der ihm noch ungewöhnten Nahrung aus. Der gefährlichſte Zuſtand, welcher im Säuglingsalter eintreten kann, ſind vor allem die Durchfälle, welche namentlich künſtlich genährte Kinder befallen, die davon in ſehr großer Zahl hinweggerafft werden. Bei Eintritt ſolcher Durchfälle iſt ſofort ein Arzt zu Rathe zu ziehen und dem blos gefütterten Kinde eine Amme zu geben. Die moraliſche Erziehung des Säuglings laſſe man möglichſt frühzeitig beginnen.

Säugethiere (Mammalia) ſind warmblütige, luftathmende, meiſt behaarte Wirbelthiere, welche lebendige Junge gebären und dieſelben ſäugen. Sie ſtehen hinſichtlich ihrer geſammten Organiſation an der Spitze der übrigen Thierwelt. Einige, wie die an 100 F. langen und 250000 Pfd. ſchweren Wale ſind die größten unter allen der Jetztwelt angehörenden Thieren; andere erreichen nie eine bedeutende Größe, und ſelbſt ganze Gattungen, z. B. die Spitzmäuſe, ſind zwerghaft. Bekleidet ſind ſie mit Haar, welches von mannichfacher Beſchaffenheit, hier in Wolle, dort in Borſten, Stacheln oder Schuppen übergeht, mit Ausnahme einiger Walthiere nirgends ganz fehlt, auch am Schuppenthiere als Beſtandtheil der harten Bekleidung nachweisbar iſt und den S. im Gegenſatz zu den Vögeln den Namen Haarthiere verſchafft hat. Faſt niemals ſind S. von ſehr bunter Färbung. Ihre Bewegungswerkzeuge ändern ſich in Geſtalt und Einrichtung je nach Bedürfniß und Beſtimmung der Familien oder Gattungen. Sie erſcheinen als greifende Hände bei Menſchen, Affen und einigen Beutelthieren, als flügelartige Gebilde bei den Fledermäuſen, als Floſſen am Walthiere und als zur Ortsbewegung allein beſtimmter Fuß bei den meiſten. Sie ſind zum Laufen, Springen, Klettern, Graben, Schwimmen u. ſ. w. eingerichtet und mit zwei bis fünf Zehen verſehen, auf deren verſchiedenartiger Bewaffnung die Eintheilung in Nagel-, Krallen- und Hufthiere beruht. Je nachdem ein S. den Boden mit der ganzen Sohle, wie der Bär, oder nur mit den Zehen, wie Hund und Katze, im Gange berührt, heißt es Sohlengänger oder Zehengänger, Unterſchiede, welche darum wichtig ſind, weil ſie mit dem Baue des Thieres und alſo auch mit ſeiner Lebensweiſe zuſammenhängen. Von noch größerer Bedeutung iſt die Geſtaltung des Schädels. Alle Schädel- und Geſichtsknochen ſind ſtets feſt miteinander verwachſen, nur der Unterkiefer beweglich eingelenkt. Das Gebiß iſt ſehr mannichfaltig. Zähne fehlen außer den Walen nur den Ameiſenfreſſern und Schuppenthieren. Bei dem Schnabelthiere haben die Kiefern nur einen einzigen Backzahn, und Gürtelthiere und Faulthiere ſind mit wenigen Zähnen verſehen, in größter Zahl ſind ſie bei gewiſſen Beutelthieren vorhanden. Ihrer Stellung nach heißen ſie Vorder-, Eck- und Backzähne. Die erſtern ſtehen ſtets im Zwiſchenkieferknochen; die Eckzähne, deren auf jeder Seite nur einer vorhanden ſein kann, ſind die vorderſten im Kieferknochen, deſſen übrigen Raum die Backenzähne einnehmen, von denen die vorderſten zuweilen noch einwurzelig ſind und dann Lückenzähne heißen. Die Zähne ſind von einfachem oder zuſammengeſetztem, zugleich aber ſo beſtändigem Baue, daß ſie eins der weſentlichſten Unterſcheidungsmerkmale abgeben. Zwiſchen den Werkzeugen der Bewegung und der Ernährung, zu welchen letztern auch die Zähne gerechnet werden, herrſcht eine genaue Beziehung. Der Wiederkäuer hat ſtets Hufe, das Raubthier unverwachſene, Krallen tragende Zehen u. ſ. w. Je nach der Art der naturgemäßen Nahrungsſtoffe ſind nicht allein die Zähne und die Einlenkung des Unterkiefers verſchieden, ſondern auch die Bildung des Magens, welcher einfach und häutig bei Fleiſchfreſſern, vierfach bei den Wiederkäuern iſt, Extreme, zwiſchen denen wieder mehrere Mittelſtufen liegen. Das einzige Werkzeug des Athmens ſind die Lungen; das Blut iſt roth und bei allen S. von ziemlich gleicher Temperatur. Die relative Größe des Gehirns wechſelt je nach den Familien und bedingt die Entwickelung der bei manchen ſchärfer hervortretenden intellectuellen Fähigkeiten. Die in der Fünfzahl vorhandenen Sinne beſitzen oft große Schärfe, ſind aber bei demſelben Thiere niemals alle gleich vollkommen. Einer

vertritt nicht selten zum Theil den andern, z. B. am Hasen, wo das scharfe Gehör für das am Tage minder scharfe Gesicht Ersatz leistet. Die äußern Sinneswerkzeuge richten sich in ihrer Bildung nach dem Bedürfnisse und der Bestimmung eines Thieres und bieten daher der Beobachtung Reihen der interessantesten Modificationen. So ist z. B. das Ohr durch Klappen verschließbar bei solchen, die im Wasser leben; das Auge sehr convex und mit spaltförmiger Pupille versehen bei nächtlichen und sehr klein bei unterirdischen S.; die gewöhnlich kurze Nase wird am Elefanten zum Rüssel, am Ameisenfresser die wurmförmige Zunge zum Werkzeug des Erhaschens der Beute, und selbst das Organ des Fühlsinnes, die Haut, erfährt da, wo die Nothwendigkeit einer großen Steigerung jenes Sinnes vorliegt, wie bei den Fledermäusen, eine ungemeine Ausbildung und Vergrößerung. Alle S. gebären lebendige Junge und säugen sie an den je nach der Gattung in sehr verschiedenen Zahlen (2—18) vorhandenen Warzen der milchführenden Organe. Sie leben theils im monogamischen, theils im polygamischen Verhältnisse, im erstern viele Raubthiere, Affen und Fledermäuse, im letztern viele Wiederkäuer, Dickhäuter und die meisten Nager. Ihre Fruchtbarkeit ist durch Naturgesetze geregelt, wobei im allgemeinen gilt, daß, je größer eine Art ist, sie auch um so länger im Zustande der Trächtigkeit verharrt und eine um so geringere Zahl von Jungen bei jeder Geburt zur Welt kommt. Das Meerschweinchen kann in einem Jahre 80 Junge haben, die Löwin ein einziges. Der Nachkommenschaft nehmen sich wenigstens die Weibchen mit vieler Zärtlichkeit und mit Muth an; allein sie entwickeln, mit Ausnahme der Nager, nicht jenen Kunsttrieb, der unter den Vögeln im Nesterbaue sich darlegt. Gegenüber den periodischen Wechseln, welche der Erdkörper erfährt, sind die S. Tagthiere, Nachtthiere, Winterschläfer oder Wanderer. Wohnorte, Oekonomie, Lebensart und Sitten bieten unter den Thieren einer so großen, über 2100 Arten begreifenden und wohlausgerüsteten Klasse ein Bild voll der interessantesten und zugleich mannichfaltigsten Wechsel. Die Klasse der S. ist theils aus diesem Grunde, theils auch der Anatomie wegen sehr genau studirt worden und für den Menschen die wichtigste, weil sie die den Culturgang bestimmenden Hausthiere umfaßt. Ihre systematische Eintheilung ist je nach den Gesichtspunkten, von denen man ausging, sehr verschieden aufgefaßt worden. Ziemlich allgemein erkennt man jetzt an, daß zuerst nach der Art der Fortpflanzung zwei große Reihen unterschieden werden müssen, die Didelphen, bei welchen die Jungen im unausgebildeten Zustande geboren werden und sich während des Säugens, meist in einem besondern Beutel, entwickeln, dessen Tragknochen auch beim Fehlen des Beutels vorhanden sind. Diese S. haben zugleich ein sehr unvollständiges Gehirn. Es gehören dazu die Kloakenthiere (Monotremata), wozu das Schnabelthier und der Ameisenigel, und die Beutelthiere (Marsupialia), die besonders in Australien vertreten sind. Zu den Monodelphen, die ausgetragene Junge gebären, gehören die übrigen S. Unter diesen unterscheidet man jetzt meistens folgende Ordnungen: Walthiere (Cetacea) mit nur zwei Flossen; Flossenfüßer (Pinnipedia) mit vier flossenartigen Füßen; Dickhäuter (Pachydermata oder Multungula) mit mehr als zwei Hufen an den Füßen; Einhufer (Solidungula) mit einhufigen, Wiederkäuer (Ruminantia) mit zweihufigen Füßen; Zahnlose (Edentata) mit Krallen an den Füßen, ohne Schneide- und meist auch ohne Eckzähne; Nager (Rodentia oder Glires): Krallenfüße, Schneidezähne, keine Eckzähne; Insektenfresser (Insectivora): Krallen, alle drei Arten spitzzackiger Zähne; Raubthiere (Carnivora): Krallen und drei Arten scharfschneidiger Zähne; Flugthiere (Chiroptera): der Arm zu einem Flugwerkzeug umgestaltet; Vierhänder (Quadrumana): vier Hände mit Plattnägeln; Zweihänder (Mensch, Bimana): vorn Hände, hinten Füße mit Plattnägeln. Die ersten Spuren von fossilen S. hat man in der Trias, im Keuper bei Stuttgart gefunden; mehr im Jura und in der untern Kreide von England (Stonesfield, Purbeck); massenhaft treten sie erst mit den Tertiärgebilden auf, aber in ganz andern Verhältnissen als jetzt und nur mit ausgestorbenen Formen.

Saugpumpe, s. Pumpe.

Saul, der erste König von Israel, der Sohn eines wohlhabenden Gibeoniten, Namens Kis, aus dem Stamme Benjamin, ein schöner, stattlicher, waffenkundiger Mann, wurde infolge eines glänzenden Siegs über die Ammoniter vom Volke zum König begehrt und von Samuel (s. d.) nach langem Widerstreben gesalbt. Die Befreiung Israels von dem demüthigen Vasallenverhältnisse zu den Philistern und eine Reihe erfolgreicher Kriege gegen die Amalekiter und andere Nachbarstämme befestigten seine Herrschaft. Gleichzeitig war er bemüht, der königl. Gewalt nach innen durch ein festes, straffes, aber gerechtes Regiment Achtung zu verschaffen. Seine Sitten waren einfach und patriarchalisch, die Muße, welche der Krieg ihm ließ, verbrachte er in schlichter Zurückgezogenheit auf dem Stammsitz seiner Familie zu Gibea. In den ersten Jahren seiner Regierung stand er mit Samuel noch im freundlichsten Einvernehmen, bis der Widerstreit der

königl. und der geistlichen Interessen das Verhältniß trübte. Als S. im Begriffe, den Befreiungskrieg gegen die Philister zu beginnen, vergeblich auf Samuel gewartet hatte, damit dieser das übliche Opfer bringe, opferte er endlich selbst, um den günstigen Zeitpunkt nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Samuel sah darin einen frevelhaften Eingriff in die priesterlichen Rechte und begann die Salbung des Königs zu bereuen. Bald traten neue Mißhelligkeiten hinzu, die zum völligen Bruche führten. Insgeheim salbte Samuel an S.'s Statt dessen Feldherrn und Schwiegersohn David (s. d.) zum König. Aber der Plan ward entdeckt, und der Herrscher, dessen Gunst den David mit Wohlthaten überhäuft hatte, gerieth über diesen Verrath in heftigen Zorn und stellte dem Verräther nach dem Leben. David, von der Priesterpartei begünstigt, entkam nach dem Gebirge im Südosten des Reichs und rief von dort aus den Stamm Juda zur Empörung auf. Von S. verfolgt, aus seinen letzten Schlupfwinkeln verjagt, floh er zu dem Erbfeinde des Volks, dem König der Philister, unter dessen Schutzherrschaft er seine Freibeuterzüge erneuerte. S. hatte inzwischen an den Priestern zu Nob, den Mitschuldigen des Verraths, blutige Rache genommen und dadurch den Bruch mit der Priesterschaft unheilbar gemacht. Dennoch behauptete er seine Herrschaft mit starker Hand, bis er in der Schlacht am Berge Gilboa von den Philistern besiegt, sich, an seinem Glücke verzweifelnd, das Leben nahm.

Saulcy (Louis Félicien Josephe Caignart de), franz. Archäolog, Numismatiker und Orientalist, geb. 19. März 1807 zu Lille, bestimmte sich dem Militärfach und besuchte seit 1826 die Polytechnische Schule zu Paris. Einige Jahre später erhielt er als Artillerielieutenant eine Anstellung an der Applicationsschule zu Metz, woselbst er sich eifrig dem Studium der Münzkunde widmete. S. war bereits als ein vorzüglicher Numismatiker bekannt, als er von der Akademie der Inschriften 1836 den Preis für seinen «Essai de classification des suites monétaires byzantines» erhielt. Diese Schrift sowie seine Arbeiten über die autonomen Münzen Spaniens und über die Münzen der Erbherzoge von Lothringen, erwarben ihm 1839 den Titel eines Correspondenten des Instituts. Seit 1838 Professor der Mechanik an der Kriegsschule, wurde er bald darauf als Conservator des Artilleriemuseums in Paris berufen, und 1842 Mitglied der Akademie der Inschriften, als Nachfolger Mionnet's. Seit seiner Anwesenheit in Paris hatte sich S. in sehr zahlreichen Arbeiten mit den celtiberischen, phönizischen, ägyptisch-demotischen Inschriften und, namentlich bis 1850, angelegentlich mit den medischen und assyrischen Keilschriften beschäftigt. In letzterm Jahre ging er nach Palästina und seit dieser Zeit ist sein Hauptstudium, außer einigen Arbeiten über Cäsar's Feldzüge in Gallien, die Erforschung der jüd. und phöniz. Alterthümer, wie namentlich die Topographie Jerusalems und des Heiligen Landes geblieben. 1860 wurde er Senator und 1863 Comthur der Ehrenlegion. In den verschiedenen Gebieten, in denen S. arbeitete, hat er hohe Begabung und großen Scharfsinn gezeigt und in mehrern Fächern, namentlich den Keilschriften und der jüd. Archäologie, höchst anregend gewirkt, obgleich sehr häufig auch seine Vermuthungen haben modificirt werden müssen. Unter seinen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Voyage autour de la Mer Morte» (Par. 1852—54); «Études de la numismatique judaïque» (Par. 1857); «Les campagnes de Jules César dans les Gaules» (Par. 1860); «Voyage en Terre Sainte» (Par. 1865); «Les derniers jours de Jérusalem» (Par. 1866). Viele größere Abhandlungen von S. finden sich in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften, dem «Journal asiatique», der «Revue d'archéologie», dem «Athénéum français» u. s. w.

Säule heißt jede runde, freistehende Stütze eines Bauwerks. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu sein, bei denen man außer den vier Hauptmauern noch Vorhallen anbrachte, welche solche Stützen erforderten. Man wählte dazu in Griechenland, wo Ueberfluß an Holz war, Baumstämme. In Aegypten und Indien, wo es an Holz mangelte, bestanden die ältesten S. aus rohen, plumpen Steinblöcken, ohne Zierath oder Absatz, und erst später erhielten sie eine gefälligere Form. Die griechisch-römische, theilweise auch im Mittelalter geltende, in der neuern Zeit mit größerer oder geringerer Genauigkeit wiederangewendete S. besteht aus dem Fuß, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitäl. Der Fuß oder die Basis enthält den ebenen Untersatz und ein oder mehrere runde Glieder, um die Ablösung der S. vom Boden zu bezeichnen; der Schaft bildet den mittlern, den eigentlich tragenden, aufstrebenden Theil der S., und der Knauf ist nothwendig, die S. als vollendet vorzustellen und dieselbe mit dem Gebälk zu verbinden. Die S. ist nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt, doch nicht in gerade laufender Zuspitzung, sondern in einer leichten, kaum merklichen Curve, welche gleichsam die Anstrengung des Tragens ausdrückt. Mit dem übrigen Bauwerk hängt die S. zusammen, nach

unten durch das Piedeſtal oder den Säulenſtuhl, nach oben durch das Gebälk, welches aus dem Architrav, der auf dem Capitäl ruht, dem Fries und dem Karnies oder Kranze beſteht. Zum Maßſtab der S. bedient man ſich gewöhnlich des halben Durchmeſſers des Schafts, welchen man Modul oder Model (ſ. d.) nennt. — Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgeſimſe ſich berühren. Die Griechen kannten ſie nicht und bei den Römern wurden ſie erſt unter Antoninus Pius eingeführt, um dem Gebäude das Anſehen eines größern Reichthums zu geben. Die Aeſthetik hat gegen dieſelben von jeher gegründete Einwendungen gemacht, ohne ſie jedoch aus der Baukunſt verbannen zu können. Allerdings iſt die wahre antike S. ein ſo ſelbſtändiger Organismus für ſich, daß ſie nicht leicht eine zweite ihresgleichen ſo hart neben ſich dulden kann, weshalb auch bei den Griechen Geſetze für die Abſtandsweite der S. galten. Das Mittelalter hat jedoch eine völlig harmoniſche Löſung der Aufgabe in ſeinen goth. Kirchenpfeilern aufgefunden, wo die Schwierigkeit dadurch gehoben iſt, daß die S. ihre Individualität, d. h. ihre Verjüngung und ihr abſolutes Längenmaß aufgegeben hat und als Theil eines Pfeilers (ſ. d.) den Verhältniſſen deſſelben gehorcht. Es gibt ſolche Pfeiler oder Säulenbündel, welche aus 30—40 gekuppelten S. beſtehen, deren Capitäle ſich meiſt in zwei verſchiedenen Höhen, theils im untern, theils im obern Kirchenſchiffe, berühren. In der modernen Baukunſt ſpielte die ſpätröm. gekuppelte Säulenſtellung wieder eine große Rolle.

Säulenordnungen nennt man die beſondere Ausbildung der Theile der Säulen, durch welche dieſe ein Ganzes von beſonderm architektoniſchen Charakter werden. Seit der Wiedererweckung der antiken Baukunſt im 15. und 16. Jahrh. haben manche Architekten, unter welchen vorzüglich Vignola den größten Einfluß gewann, theils nach vorhandenen, faſt ausſchließlich röm. Monumenten, theils nach den Angaben Vitruv's die Geſetze der Säulenordnung neu zuſammenzuſtellen und ſo zur allgemeinen Gültigkeit zu erheben geſucht; allein genauere Unterſuchungen alter, zumal griech. Monumente haben die von Vignola aufgeſtellten Sätze ſehr wankend gemacht und das Material zur Darſtellung der einzelnen Formen bedeutend vermehrt. Erſt ſeit Karl Böttticher's Unterſuchungen iſt das Weſen der einzelnen S. nach der Grundlage der griech. Denkmäler feſtgeſtellt worden. Was in den Zeiten der Renaiſſance gebaut worden, beruht auf der in vielen Stücken irrigen Anwendung, welche die Römer von den griech. Formen machten. Aeltere Architekten nehmen fünf S. an, nämlich eine toscaniſche, doriſche, joniſche, korinthiſche und römiſche. Das Charakteriſtiſche der toscaniſchen Ordnung iſt, daß ſie gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und ſtarke Glieder hat, weshalb man ſie rustica nannte. Die Säule hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul (ſ. d.) zur Höhe, von denen eins auf den Fuß und eins auf das Capitäl kommen. Das Gebälk hat nach Vignola $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrav 1, der Fries $1\frac{1}{6}$, der Karnies $1\frac{2}{6}$. Die doriſche Säulenordnung hat einen glatten Architrav und im Frieſe abwechſelnd Triglyphen und Metopen. Jene, welche die Köpfe der auf dem Architrav liegenden Balken vorſtellen und zwei prismatiſche Vertiefungen mit zwei halben auf den Seiten haben, ſtellen gleichſam noch den letzten Reſt der in der Säule verkörperten ſtrebenden Kraft dar: das ſpätere Alterthum hat ſie ganz willkürlich auf die dreiſaitige Leier Apollo's bezogen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Triglyphen 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat ſein ſollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwiſchen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl anzubringen. Der Charakter dieſer Ordnung iſt Großartigkeit und Majeſtät, die keine feinen Zierathen, ſondern die einfachſte Schönheit der Linien zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 10 oder 12, ja in den älteſten Bauten kaum über 8 Modul, hernach 14 und in den Schauſpielhäuſern 15; Vignola gibt ihr 16 Modul, wovon eins der Fuß und eins das Capitäl erhält. Uebrigens gaben erſt die Römer der doriſchen Säule einen Fuß; in den guten griech. Bauten erhebt ſie ſich unmittelbar aus dem Baſſament und ſteigt in ziemlich ſtarker Verjüngung, welcher eine Anſchwellung (Entaſis) vorhergeht, mit breiten, die Anſtrengung des Tragens bezeichnenden Cannelüren aufwärts, bis ſie auf die Deckplatte und das ſchwere Gebälk trifft, aus deſſen Druck ſich ganz einfach die Entſtehung des doriſchen Capitäls erklärt. Dieſes iſt nämlich das zu einem Wulſt auseinandergedrückte, aber noch immer elaſtiſch ſchöne obere Ende des Säulenſchafts. Der Karnies in dieſer Ordnung iſt ſtark vorſpringend. Daher hat man der Karniesleiſte zur Unterſtützung die Dielenköpfe gegeben, die über jedem Triglyph ſich befinden. Die joniſche Ordnung hat ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelſeitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capitäl. Jenes iſt das Capitäl der Alten, welches die Neuern nur übel verbeſſert haben, indem ſie es verdoppelten. Die joniſche Säulenordnung iſt im Gegenſatze zur doriſchen ſchlank und weich. In den ältern Denkmalen hatte ſie

nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Man wendet den attiſchen Fuß an. Der Architrav wird des leichten Ausſehens und der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit ſchicklicher Bildhauerarbeit geſchmückt. Der Karnies bekommt auf einem platten Gliede zwiſchen dem Fries und der Karnies-leiſte oft einen Zierath, der aus kleinen hervorſpringenden Theilen mit Zwiſchenräumen beſteht. Man nennt ſie Zahnſchnitte oder Kälberzähne. Die geſchmückteſte, prächtigſte iſt die korinthiſche Ordnung, obſchon ihr die innere conſtructive Conſequenz der beiden vorhergehenden S. fehlt. Sie zieht ſogleich das Auge an durch ihr Capitäl, ein großes rundes Gefäß mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jede von acht Blättern, umfaßt iſt, hinter welchen vier Stiele je zwei kleinere Blätter, unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten ſich krümmend, in die Höhe gehen laſſen. Dieſe Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Urſprung und unterſtützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitäls. Am angemeſſenſten iſt für ſie der attiſche Fuß, der übrigens meiſt ſehr willkürlich behandelt und erſt in der neueſten Zeit wieder in ſeiner ſtrengen Schönheit angewendet wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Karnies bekommt unter der Kranzleiſte zierlich geſchweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnſchnitte. Der Schaft der ioniſchen und korinth. Säule hat 24 tiefe, runde Cannelüren, der der doriſchen 20 flachere. Die ganze Ordnung iſt durch die Verhältniſſe der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinſtimmung das Bild architektoniſcher Pracht. Die römiſche Ordnung oder die zuſammengeſetzte (composita) unterſcheidet ſich von der korinthiſchen hauptſächlich in dem Capitäl, welches aus dem ioniſchen und korinthiſchen zuſammengeſetzt iſt. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieſer Säule iſt wie bei der korinthiſchen, deren überladene Abart ſie iſt. Der wahre architektoniſche Unterſchied der S. beſteht indeß in dem Verhältniſſe der Höhe des Schafts zu ſeiner Dicke und in dem größern oder geringern Maße der Zierathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile, ſodaß man die Zahl der ungemiſchten S. auf drei, die doriſche, von kräftiger, einfacher Schönheit, die ioniſche, von zierlicher Anmuth, und die korinthiſche, von geſchmackvoller Pracht, zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitäls kommt es nur inſofern an, als dieſem bei den letztgenannten Ordnungen mehr Verzierung zukommt. Doch unterſcheiden ſich bei den Griechen die S. auch durch den bei der doriſchen engern, bei den beiden andern weitern Abſtand der Säulen untereinander. Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Beſtimmung deſſelben ab, und es fragt ſich zuerſt, ob das Gebäude überhaupt Säulen zuläßt. Jedenfalls iſt die herrſchende Sitte, ein an ſich oft ziemlich formloſes Bauwerk durch Anfügung von 6—8 Säulen nebſt Giebel zu einem Kunſtwerk erheben zu wollen, ganz unſtatthaft. Auch das Klima kann bedingend einwirken. Vielleicht die zierlichſte Anwendung finden die Säulen als Umgebung von Höfen, während die Bekleidung äußerer Façaden leicht zu leerem, müßigem Schmuck herabſinkt. Wo mehrere S. übereinandergeſtellt werden, nimmt die ſtärkere allemal den untern Platz ein. Die Achſen der Säulen müſſen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten ſo dick, als die nächſt untere Säule am Knaufe iſt. Auch pflegt man die obere Säule um einen Modul der nächſt untern Säule niedriger zu machen als dieſe. Allzu große Contraſte, z. B. eine korinth. Säule unmittelbar über einer doriſchen, pflegt man zu vermeiden; aber ebenſo auch das Gegentheil, die Wiederholung. Vgl. Normand und Mauch, «Neue vergleichende Darſtellung der architektoniſchen Ordnungen der Griechen und Römer (Potsd. 1842); Böttticher, «Die Tektonik der Hellenen» (2 Bde., Potsd. 1844—53).

Saumur, Hauptſtadt eines Arrondiſſements im franz. Depart. Maine-Loire, wie ehemals der Landſchaft Saumurois, 6½ M. im Südoſten von Angers, am linken Ufer der Loire, über welche eine ſchöne Brücke von zwölf Bogen führt, und nahe oberhalb der Mündung des Thouet, welcher den Kanal der Dive aufnimmt, iſt ein Kriegsplatz dritter Klaſſe und zählt (1861) 14079 E. Die Stadt, maleriſch gelegen, von Kreidehügeln beherrſcht, iſt gut gebaut und hat ein altes Felſenſchloß auf ſteiler Höhe, das lange als Staatsgefängniß gedient. S. beſitzt vier ſehenswerthe Kirchen: St.-Pierre und Notre-Dame de Nantilly aus dem 12., St.-Jean aus dem 13. und Notre-Dame des Ardillers aus dem 16. Jahrh., ein alterthümliches Stadthaus, ein Theater, eine der ſchönſten Cavalerieкaſernen Frankreichs, eine kaiſerl. Cavallerieſchule nebſt Geſtüte, eine Reitſchule. Von Bildungsanſtalten beſtehen ein Communalcollége, eine Bibliothek, ein naturhiſtor. und archäol. Muſeum, ein Botaniſcher Garten für Weincultur. Die Bevölkerung baut guten, feurigen Wein und unterhält berühmte Fabriken von Roſenkränzen und Emailarbeiten. Ferner beſtehen Buchdruckereien, Gerbereien, Färbereien, Riemen-, Leinwand-

und Liqueurfabrikation. Beträchtlich ist der Handel mit gewöhnlichen und mousſirenden Weinen, mit Getreide, Flachs, Hanf, Mehl, trockenen Früchten und Gemüsen, Hanfsamen, Leinöl, Tuff, hydrauliſchem Kalk u. ſ. w. S. (lat. Salmurus) ist sehr alt und war einst befestigt. Schon Pipin der Kurze stiftete hier eine Kirche. 1026 wurde die Stadt von Fulco von Anjou erobert und blieb fortan mit Anjou vereinigt. 1549—70 war die Stadt im Besitze des Herzogs Franz von Guise, dann in dem Heinrich's von Navarra. Der Gouverneur des letztern, Duplessis Mornay, gründete hier eine prot. Akademie und machte S. durch Förderung des Gewerbfleißes und Handels zu einer blühenden Stadt. Durch die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 erhielt der Wohlstand des Orts einen harten Stoß. In der Nähe finden sich viele celt. und röm. Alterthümer und zwei gut erhaltene Lager des Julius Cäsar. Historisch merkwürdig wurde S. durch die Schlacht, welche hier 9. Juni 1793 zwischen Republikanern und Royalisten stattfand, und in welcher die letztern siegten.

Sauppe (Hermann), namhafter deutscher Philolog und Kritiker, geb. 9. Dec. 1809 zu Wesenstein bei Dohna in Sachsen, besuchte das Gymnasium zu Naumburg und widmete sich dann zu Leipzig unter G. Hermann's Leitung philol. Studien. Ostern 1833 ging er als Gymnasiallehrer nach Zürich, wo er sich auch an der Universität habilitirte und 1838 eine außerord. Professur erhielt. Daneben stand er bis 1842 auch der neubegründeten Bibliothek der Cantonallehranstalten vor. Im Herbst 1845 folgte S. einem Rufe als Director des Gymnasiums nach Weimar. Er wirkte hier mit bestem Erfolge, bis durch seine Berufung zur Professur der Philologie nach Göttingen 1856 sein längstgehegter Wunsch nach einer ausgedehntern akademiſchen Thätigkeit in Erfüllung ging. S.'s wissenschaftliche Arbeiten sind ebenso wie auch seine Vorlesungen vorzugsweise der sprachlichen Seite der Philologie zugewandt. Dem Studium der griech. Beredsamkeit gehören die Ausgaben des Lykurgus (Zür. 1834), der «Oratores attici» (mit Baiter, 3 Bde., Zür. 1839—50), der Staatsreden des Demosthenes (Gotha 1845), zweier Reden des Hyperides (Gött. 1848 u. 1860) an. Eine methodiſche Anleitung zur Kritik gab er in der «Epistola critica ad Godofredum Hermannum» (Lpz. 1842). In weitesten Kreisen ist S.'s Name bekannt geworden durch die von ihm und Haupt seit 1848 begründete und geleitete Sammlung griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, deren einzelne Theile schon in wiederholten Auflagen erschienen sind. Für diese Sammlung bearbeitete S. selbst den «Protagoras» (1857) und «Gorgias» (1863) des Plato. Seine «Schulreden» (Weim. 1856) bezeichnen den Geist, in welchem er als Gymnasialdirector zu wirken suchte. In einer größern Anzahl von Programmen (in Zürich, Weimar und Göttingen) und von Abhandlungen für die «Gesellschaften der Wissenschaften» zu Leipzig und zu Göttingen hat er einestheils schätzbare Beiträge zur Kritik und Erklärung der griech. Redner, des Plutarch, Philodemus, wie auch des Plautus und Cicero, geliefert, anderntheils Gegenstände der griech. Epigraphik und Alterthumswissenschaft behandelt. Für die große kritische Ausgabe von Schiller's Werken (Stuttg. 1867 fg.) hat S. den fünften Band, den «Don Carlos», bearbeitet.

Säure, lat. Acidum, ist nach der ältern, zum Theil noch bisjetzt festgehaltenen Ansicht eine chem. Verbindung, welche sich durch die Eigenschaft auszeichnen soll, mit Basen in festen Verbindungsverhältnissen Salze (ſ. d.) bilden zu können. Es ist diese Auffassung jedoch durchaus nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmend. Eine genauere Betrachtung ergibt, daß zwar beim Zusammentreten von S. und Basen Salze entstehen, aber nur insofern, als die S. und Basen sich gegenseitig zerlegen und nur gewisse Bestandtheile beider Verbindungen sich in dem Salze vorfinden. Es ist daher richtiger nach den Ansichten der neuern Chemie, die S. zu definiren als eine Verbindung von Wasserstoff mit einem einfachen oder zusammengesetzten elektronegativen Radicale (ſ. d.), während die Basis eine solche mit einem elektropositiven ist. Von den einfachen Radicalen treten manche, wie Chlor, Brom, Jod u. ſ. w., für sich mit dem Wasserstoff zu S. zusammen und bilden eine Verbindung nach dem Typus (ſ. d.) Wasserstoff, z. B.:

Typus		Säure	
Wasserstoff }		Chlor }	= Chlorwasserstoffsäure.
Wasserstoff }		Wasserstoff }	

Man nennt daher solche S. auch Wasserstoffsäuren. Andere einfache Radicale, wie Stickstoff, Phosphor, Arsen u. ſ. w., müssen sich vorher mit Radicalen, die entweder mit Sauerstoff oder mit Schwefel zusammengesetzt sind, verbinden, und diese letztern bilden dann erst mit Wasserstoff einerseits die Oxysäuren, andererseits die Sulfosäuren. Diese S. sind vom Typus Wasser, doch man kann eine solche S. sich als Wasser vorstellen, dessen Wasserstoff zur Hälfte durch ein Säureradical ersetzt ist. So z. B. bildet zunächst der Stickstoff (Nitrogen) mit zwei Aequiva-

lenten Sauerſtoff ein Nitroradical, ſodaß man dann die Salpeterſäure auf folgende Weiſe nach dem Typus Waſſer zuſammengeſetzt denken kann:

Typus			Säure		
Waſſerſtoff Waſſerſtoff	+ Waſſerſtoff	= Waſſer;	Waſſerſtoff Nitroradical	+ Sauerſtoff	= Salpeterſäure.

Dieſe S. enthalten 1, 2, 3 oder 4 Atome Waſſerſtoff, je nachdem ihr Molecul 1, 2, 3 oder 4 Moleculen Waſſer entſpricht. Sie heißen danach mono-, di-, tri- und tetrahydriſche S. So iſt die Salpeterſäure monohydriſch, die Schwefelſäure dihydriſch. Da es auch S. gibt, beſonders viele organiſche, welche außerdem noch in ihrem Säureradical Waſſerſtoff enthalten, ſo nennt man den Waſſerſtoff, welcher den Charakter der S. als einer monohydriſchen, dihydriſchen u. ſ. w. beſtimmt, und der auch allein bei der Salzbildung durch ein Metall vertreten werden kann, den typiſchen Waſſerſtoff der S.

Saurier iſt die der griech. Sprache entlehnte Bezeichnung der Abtheilung der Echſen (ſ. d.) aus der Ordnung der Reptilien.

Saurin (Jacques), berühmter prot. Kanzelredner, geb. 6. Jan. 1677 zu Nimes, folgte nach der Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 ſeinem Vater nach Genf. In ſeinem 17. J. trat er in ein von Réfugiés gebildetes Regiment als Fähnrich und machte mehrere Feldzüge unter den engl. Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, kehrte aber 1696 nach Genf zurück und widmete ſich der Theologie. Hierauf ging er 1700 nach Holland und England und erhielt an der walloniſchen Kirche zu London eine Anſtellung. Seine Talente als Kanzelredner verſchafften ihm 1705 einen Ruf nach dem Haag als Prediger der franz. Reformirten, die in einer dem Fürſten-Erbſtatthalter gehörigen Kapelle ihren Gottesdienſt hielten. In dieſer Stellung wirkte er 25 J. hindurch mit dem größten Erfolge; aber ſeine Berühmtheit reizte den Neid ſeiner Collegen, die ihn in Streitigkeiten verwickelten und ſeine letzten Lebenstage verbitterten. Er ſtarb im Haag 30. Dec. 1730. Seine geiſtlichen Reden, welche ſich bei einigen Längen und bei einer etwas zu gelehrten Färbung durch Einfachheit des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken auszeichnen, wurden wegen ihres von allen theol. Streitfragen ſich entfernt haltenden Inhalts ſelbſt von Katholiken geſchätzt. Sie erſchienen in einer vollſtändigen Ausgabe im Haag (12 Bde., 1749) und neuerdings in Paris (8 Bde., 1835). Eine paſſende Auswahl davon geben die «Chefs-d'oeuvre de S.» (4 Bde., Genf 1824) und die «Sermons choisis» (Par. 1854). Außerdem ſind von ſeinen übrigen Schriften noch zu erwähnen die «Discours historiques, théologiques et moraux sur les événements les plus mémorables du Vieux et du Nouveau Testament» (6 Bde., Amſterd. 1720—35). Vgl. Gaberel und Des Hours-Farel, «Jacques S., sa vie et sa correspondance» (Genf 1864).

Sauſſure (Horace Bénoît de), franz. Naturforſcher, geb. 17. Febr. 1740 zu Genf, wurde durch das Beiſpiel ſeines Vaters, Nicolas de S., der ſich durch Schriften über den Ackerbau berühmt gemacht hatte, zeitig auf Naturforſchung geleitet und erhielt bereits im 22. J. eine Profeſſur in Genf. Er bereiſte zweimal Frankreich, ſpäter Holland, England, Italien und Sicilien, vorzugsweiſe aber die Alpen, die er zum Gegenſtande der umfaſſendſten und mannichfaltigſten Forſchungen machte und alljährlich beſuchte. Seine Verdienſte um Geologie, als deren Gründer er gelten darf, um Phyſik der Erde und um mehrere verwandte Wiſſenſchaften haben ihm unvergänglichen Ruhm gebracht. Man verdankt ihm mehrere Theorien, z. B. der Hygrometrie («Essais sur l'hygrométrie», Genf 1783; deutſch von Titius, Lpz. 1784), der Meteorologie u. ſ. w., und manche dahin gehörende neue Inſtrumente. Seine «Voyages dans les Alpes» (4 Bde., Genf 1779—96; deutſch von Wyttenbach, Lpz. 1781—88) ſind eine noch jetzt oft in Anſpruch genommene Fundgrube der vortrefflichſten Beobachtungen. In ſeiner Jugend hatte er den Aetna beſtiegen, 1787 ſtand er, der erſte Sterbliche, dem dies gelungen, auf dem Gipfel des Montblanc und machte da die erſten gelungenen Verſuche barometriſcher Meſſungen. Schon im 23. J. ſeines Lebens gab er, ſeiner Zeit weit vorauseilend, gute Beobachtungen pflanzenanatom. Inhalts heraus; ſpäter legte er die Grundlagen der Pflanzengeographie; auch erging er ſich gelegentlich im Gebiete der beſchreibenden Botanik. Um ſeine Vaterſtadt erwarb er ſich durch Förderung des Fabrikweſens viele Verdienſte. Bei der Vereinigung derſelben mit der franz. Republik verlor er den größten Theil ſeines Vermögens. Er ſtarb 22. Jan. 1799. — Sein Sohn, Théodore de S., geb. 14. Oct. 1767 zu Genf, geſt. als Profeſſor der Mineralogie und Geologie daſelbſt 18. April 1845, hat ſich als Pflanzenchemiker ausgezeichnet und war eigentlich der erſte, welcher die chem. Verhältniſſe der Pflanzenſubſtanz genauer unterſuchte. Man hat von ihm, außer vielen Abhandlungen, «Recherches chimiques sur la végétation» (Par. 1804).

Sauvegarde, früher Salvaguardia genannt, heißt diejenige Schutzwache, welche ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Corporationen, Häusern und Anstalten bewilligt, um sie vor Mishandlung und Plünderung zu schützen. Die S. wird als unverletzlich angesehen und ein Vergehen gegen dieselbe mit geschärfter Strafe geahndet. Auch bezeichnet man durch S. zuweilen einen bloßen schriftlichen Befehl des Commandirenden zu gleichem Zweck; ein solcher wird aber richtiger Schutzbrief genannt.

Savage (Richard), engl. Dichter, indessen weniger durch seine Gedichte als durch seine Schicksale bekannt, wurde 1698 zu London geboren, als Frucht des Ehebruchs zwischen der Gräfin Macclesfield und Lord Rivers. Die Mutter gestand offen ihren Fehltritt ein, um von ihrem Gemahl, den sie haßte, geschieden zu werden, übergab aber das Kind einer armen Frau, als deren Sohn er erzogen wurde. S. erhielt eine anständige Erziehung durch die Fürsorge seiner mütterlichen Großmutter; sein Vater, Lord Rivers, wollte ebenfalls vor seinem Tode für ihn sorgen, wurde aber von der Mutter, die den Knaben für todt ausgab, getäuscht. S. wurde nun zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben; da starb seine vermeinte Mutter und S. entdeckte aus Briefen das Geheimniß seiner Geburt. Aber vergebens flehte er um Anerkennung; seine Mutter stieß ihn kalt und verächtlich zurück; ja als der leichtsinnige Jüngling einige Zeit danach in der Trunkenheit das Unglück hatte, Todtschläger zu werden, und deswegen zum Tode verurtheilt wurde, bemühte sie sich eifrig, obwol umsonst, die königl. Begnadigung zu verhindern. Seine merkwürdige Geschichte war unterdessen bekannt geworden und verschaffte ihm Freunde und Unterstützung, die er aber durch hochfahrendes Benehmen und durch seine Ausschweifungen verscherzte. Er starb im Gefängnisse zu Bristol 1. Aug. 1743. Als Dichter hat er sich hauptsächlich durch zwei Gedichte «The wanderer» und «The bastard» bekannt gemacht, die wenigstens reich an schönen Stellen sind. Seine Geschichte gab Gutzkow Stoff zu dem Trauerspiele «Richard S.» (1839).

Savannah, die größte Stadt (City) und der Hauptseehafen des nordamerik. Freistaats Georgia, Hauptort der Grafschaft Chatham, an der Südseite des Flusses Savannah, 3,9 M. von der Savannah-Entrance oder der Mündung in den Ocean, auf einer 40 F. hohen Uferterrasse, 19,5 M. gegen Südwesten von Charleston gelegen, ist regelmäßig angelegt, mit rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen und vielen großen Plätzen, die, wie die Straßen, mit Bäumen bepflanzt sind. Die Stadt hat in den letzten Jahrzehnten rasch zugenommen. Die Zahl der Bevölkerung war 1810—40 von 5195 auf 11214 gestiegen und betrug 1850: 16060, 1860 aber 22292. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das Gerichtshaus und das Gefängniß der Grafschaft, das imposante Zollhaus mit dem Postamt, das Arsenal und die Kasernen der Vereinigten Staaten, die Stadtbörse im dorischen Stil, die Staatsbank von Georgia, St.-Andrews-Hall, Ogletorpe-Hall und das Theater. Unter den 16 Kirchen ist die der Independenten die schönste. Von wissenschaftlichen Instituten sind zu nennen das Lyceum, die Chatham-Academy, die Geographisch-Historische Gesellschaft mit einer großen und schönen Halle. Der Hafen von S. ist der tiefste und zugänglichste an der südatlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Die vor der Flußmündung liegende Barre hat selbst bei niedrigem Wasserstande 19 engl. F. Wassertiefe. Doch ist das Fahrwasser bis zur Stadt durch eine Menge langer Inseln eingeengt und nur mit Hülfe von Lootsen zu finden. Bis an die Stadt selbst können mit Hochwasser nur Schiffe von höchstens 13 F. Tiefgang gelangen. Große Schiffe machen 3 Miles unterhalb halt. Zahlreiche Flußdampfer vermitteln den Verkehr mit Augusta. Vor dem Bürgerkriege gingen regelmäßig Seedampfer nach Neuyork, Boston, Philadelphia, Westindien u. s. w. Auch ist S. der Ausgangspunkt von zwei Eisenbahnen, der Centralbahn nach Tennessee und Alabama, und der Charleston-Savannahbahn. An erstere schließt sich bei Macon die Savannah-Florida-Gulfbahn an. Den Eingang von der See her schützen die Forts Jackson und Pulaski (letzteres auf der Cockspurinsel). Auf der Landseite der Stadt gewähren einige andere Forts und eine Menge von Kanälen und Creeks des umliegenden Reislandes Schutz. In dem mit dem 30. Juni abschließenden Handelsjahr 1860 liefen 196 Schiffe ein und 276 aus, erstere von 92648, letztere von 149011 Tons Gehalt. Der Import betrug 782061, der Export 18,351554 Dollars. Die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle und Reis, dann Holz und Marinevorräthe. Der Ort wurde 1733 von 30 Familien unter General Ogletorpe gegründet und 1789 zur City erhoben. Im Unabhängigkeitskriege der Colonien eroberten sie die Engländer 29. Dec. 1778. Im Oct. 1779 suchten die verbündeten Amerikaner und Franzosen die Stadt vergeblich wiederzugewinnen. Erst nachdem sie die Engländer aufgegeben, besetzten sie 4. Juli 1782 die Amerikaner. Seit 1825 erhielt der Platz neue Festungs-

werke. Am 3. Jan. 1861, zwei Wochen vor der Trennung Georgias von der Union, wurden die Forts Jackson und Pulaski von den Truppen des Staats auf Befehl des Gouverneurs besetzt. Im Dec. 1864 erschien vor S. die Unionsarmee unter Sherman. Nachdem 13. Dec. das Fort MacAllister in S. erobert und die Verbindung mit der im Ossabawsund stationirten Flotte unter Admiral Dahlgren hergestellt worden, begann die Einschließung und Belagerung der Stadt. Nach Eroberung des Forts Lee und verschiedener Außenwerke forderte General Sherman den in der Stadt commandirenden General Harder 21. Dec. zur Uebergabe auf. Die Conföderirten räumten in der Nacht zum 22. Dec. die Stadt, die nun die Unionisten besetzten. Hierauf trat 17. Jan. 1865 Sherman seinen Vormarsch nach Charleston in Südcarolina an.

Savannen heißen in Nordamerika die den Prairien (s. d.) und den südamerik. Llanos (s. d.) und Pampas (s. d.) entsprechenden waldlosen Grasfluren. Auch in Guiana wird den Grasebenen der Name S. gegeben.

Savary (Anne Jean Marie René), Herzog von Rovigo, General und Polizeiminister Napoleon's, wurde 26. April 1774 zu Marcq im Depart. Ardennen geboren. Sein Vater, ein Major, ließ ihn 1789 beim Infanterieregiment Royal-Normandie eintreten. Nachdem er schon 1793 zum Kapitän gestiegen, wohnte er den Feldzügen am Rheine unter Custine, Pichegru und Moreau bei. Nach dem Frieden von Campo-Formio begleitete er Desaix nach Aegypten und kehrte auch mit diesem nach Italien zurück. Als Desaix bei Marengo gefallen, wurde S. von Bonaparte zum Adjutanten angenommen und zu diplomatischen Sendungen verwendet. Seine Gewandtheit und Ergebenheit verschafften ihm die volle Gunst des Ersten Consuls. Er wurde Oberst, Commandant der Elitegensdarmerie, Brigadegeneral und leistete bei Entdeckung und Verfolgung der Verschwörung Cadoudal's große Dienste. Ueberhaupt leitete er seit 1802 die geheime Polizei Bonaparte's und hatte sogar den Polizeiminister Fouché zu überwachen. Daß er Pichegru's und des engl. Kapitäns Wright Ermordung im Gefängnisse ausgeführt, ist gänzlich unerwiesen. Dagegen präsidirte er 1804 bei der Verurtheilung des Herzogs von Enghien (s. d.), und man beschuldigte ihn, als habe er die Hinrichtung desselben mit Vorbedacht beschleunigt. S. erhielt hierauf den Grad eines Divisionsgenerals, was seinen Diensteifer nur erhöhte. 1805 ertheilte ihm Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz eine geheime Sendung an den Kaiser von Rußland. Im Feldzuge von 1806 befehligte er zwei Regimenter. Dann ging er als Generalen-Chef nach Hameln, wurde aber alsbald nach Warschau gerufen, wo er an Lannes' Stelle den Befehl über das 5. Armeecorps übernahm. Nach der Schlacht bei Eylau mußte er Warschau gegen die Russen decken und erfocht über dieselben 16. Febr. 1807 den Sieg bei Ostrolenka. Napoleon belohnte ihn mit einer Dotation, erhob ihn nach den Schlachten bei Heilsberg und Friedland zum Herzog von Rovigo und schickte ihn als Gouverneur von Ostpreußen nach Königsberg. Nach dem Frieden zu Tilsit ging S. nach Petersburg, wo er die Annäherung Rußlands an die Pforte und dessen Trennung von der brit. Allianz betrieb. 1808 befand er sich zu Madrid und vermochte hier den König Karl IV. und dessen Sohn Ferdinand zur Reise nach Bayonne. Nachdem er die Inthronisirung Joseph Bonaparte's zu Madrid vollzogen, begleitete er den Kaiser nach Erfurt und von da nach Spanien zurück. Nach dem Feldzuge von 1809 stieg S. noch höher in der Gunst des Kaisers; im Juni 1810 wurde er Polizeiminister. In dieser Eigenschaft ließ ihn der General Mallet (s. d.) von den Mitverschworenen Lahorie und Guidal am Morgen des 24. Oct. 1812 verhaften und einige Stunden festhalten. Dennoch durfte er das Ministerium behalten, das er erst 1814 nach Auflösung des kaiserl. Regentschaftsraths niederlegte. Während der Hundert Tage erhielt er die Pairswürde und den Befehl über die Gensdarmerie. Er wollte den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wurde aber auf dem Schiffe Bellerophon verhaftet und nach Malta geführt. Von hier entfloh er im April 1816 nach Smyrna. Dann ging er 1817 nach Oesterreich, um sich von da aus gegen das 25. Dec. 1816 zu Paris von einem Kriegsrath über ihn ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen. Man stellte ihn zu Gratz unter Aufsicht, erlaubte ihm aber im Juni 1818 nach Smyrna zurückzukehren, wo er seine Existenz durch Handelsgeschäfte zu sichern suchte. Die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn indessen schon 1819 nach London und von da nach Paris, wo er sich freiwillig vor Gericht stellte. Er wurde von Dupin dem Aeltern vertheidigt und freigesprochen. Um eine Stelle in dem «Mémorial» des Grafen Las Cases zu widerlegen, gab er ein Bruchstück aus seinen Memoiren: «Sur la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien» (Par. 1823), heraus, worin er die Hinrichtung des Herzogs auf Talleyrand schob. Er fiel über diese Angelegenheit aufs neue bei Hofe in Ungnade und ging nun mit seiner Familie nach Rom, von wo er erst nach der Julirevolution nach Frankreich zurückkehrte. Ludwig Philipp vertraute ihm 1. Dec. 1831 den Oberbefehl in Algier, wo er

Bona eroberte und mit Eifer die Anlegung von Colonien betrieb. Seine Verwaltung erregte indeß solche Unzufriedenheit, daß er 1833 abgerufen wurde. Er starb 2. Juni 1833. In seinen «Mémoires» (8 Bde., Par. 1828) suchte er sich selbst und Napoleon zu rechtfertigen.

Save oder Sau, ein Fluß in Oesterreich, entspringt aus einem kleinen Alpensee in der Nähe des Terglou, durchströmt zunächst das Herzogthum Krain und wird, nachdem er die Laibach aufgenommen, schiffbar. Hierauf bildet er die Grenze zwischen Krain und zwischen Steiermark, durchfließt dann Kroatien, tritt in die Militärgrenze über und bezeichnet bis Semlin und Belgrad, wo er in die Donau mündet, die Grenze zwischen der österr. Monarchie und dem türk. Reiche. Die Länge seines Laufs beträgt 94 M.; sein Flußgebiet ist sehr umfangreich, und zu seinen Nebenflüssen gehören, außer der Laibach, die 44 M. lange, schiffbare Kulpa, die Unna, die Bosna und die Drina.

Saverne ist der franz. Name des Flusses Severn (s. d.) in England und der Stadt Zabern (s. d.) im Elsaß.

Savigliano (franz. Savillan), eine Stadt in der Provinz Coni des Königreichs Italien, und zwar im District Saluzzo, zwischen der Maira und Grana, in einer schönen, fruchtbaren Ebene Piemonts, an der Eisenbahn Turin-Coni und Savigliano-Saluzzo gelegen, ist ein freundlicher Ort und durch Mauern und Thürme etwas befestigt. Die Stadt hat breite und regelmäßige Straßen, ein schönes Stadtthor in Form eines Triumphbogens, einen großen, mit Säulenhallen umgebenen Marktplatz, eine Benedictinerabtei, eine Stiftskirche, mehrere Männer- und Frauenklöster und zählt (Ende 1861) 5309, als Gemeindebezirk 17434 E., welche Fabriken in Tuch, Leinwand und Seidenzeugen unterhalten und Handel, besonders mit Vieh treiben, auch guten Hanf gewinnen. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die Festung von den Franzosen geschleift. Dieselben besetzten die Stadt 15. Sept. und 3. Nov. 1799, verloren sie aber wieder durch das blutige Gefecht vom 18. Sept. und die Schlacht vom 4. und 5. Nov. durch die Oesterreicher unter Melas. Letztere Schlacht wird auch nach dem $^1/_2$ M. südöstlich von S. gelegenen Dorfe Genola benannt.

Savigny (Friedr. Karl von), einer der ausgezeichnetsten Lehrer des röm. Rechts, wurde 21. Febr. 1779 zu Frankfurt a. M. geboren, aus einer altlothring. Familie, die 1630 um des prot. Glaubens willen nach Deutschland übergesiedelt war. Früh verwaist, erhielt er Erziehung und Unterricht im Hause seines Vormunds, des Reichskammergerichts-Assessors von Neurath in Wetzlar, und bezog schon Ostern 1796, im Alter von 16 J., die Universität Marburg, wo er sich mit größtem Fleiße dem Rechtsstudium zu widmen begann. Nachdem er auch vorübergehend Göttingen, Leipzig und Halle sowie Jena besucht und einige Reisen gemacht, promovirte er im Herbst 1800 an der Universität Marburg und begann daselbst juriſt. Vorlesungen, zuerst als Privatdocent, dann als außerord. Professor. In dieser Stellung schrieb er 1803 sein vortreffliches Werk «Das Recht des Besitzes» (7. Aufl., Gieß. 1865). Im Frühjahr 1804 vermählte er sich mit Kunigunde, Tochter des Geheimraths Brentano zu Frankfurt a. M., der Schwester des Dichters Brentano und der Elisabeth (Bettina) von Arnim. Hierauf widmete er sich auf mehrjährigen Reisen durch Deutschland und Frankreich der Aufsuchung unbekannter Quellen des röm. Rechts und der Literargeschichte. 1808 wurde er Professor der Rechte in Landshut und 1810 bei Errichtung der Universität in Berlin einer der ersten Lehrer an derselben. Außerdem erfolgte seine Aufnahme in die königl. Akademie der Wissenschaften, und 1816 erhielt er den Titel eines Geh. Justizraths. 1817 wurde S. Mitglied des Staatsraths, 1819 auch Rath des für die rhein. Provinzen errichteten Revisionshofs und endlich 1842 preuß. Geh. Staatsminister und Justizminister für die Gesetzrevision. Seine Vorträge als Professor, vorzüglich über die Institutionen, verbunden mit der Geschichte des röm. Rechts, und über die Pandekten, fanden wegen ihrer außerordentlichen Klarheit, Präcision und Reinheit des Ausdrucks sowie bei ihrem materiellen Reichthum eine große Theilnahme. Er gehörte zu den Führern der sog. historischen Schule der Rechtsgelehrten, obwol man ihn, ohne Hugo und Schlosser Unrecht zu thun, nicht den Stifter derselben nennen kann. Innerhalb dieser Richtung trat S. zur Zeit der Befreiungskriege den Vorschlägen von Thibaut, Schmid, Gönner u. a., welche ein vaterländisches, von der Herrschaft der fremden Rechte befreites Gesetz befürworteten, in der vielbekämpften Schrift «Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» (Berl. 1814; 3. Aufl. 1840) entgegen. Seine darin vorgetragene Ueberzeugung, daß das Recht weder aus der Willkür einer positiven Gesetzgebung noch aus dem guten Meinen eines dilettantistischen Vernunftrechts hervorgehen könne, ist gegenwärtig als entscheidend anerkannt, nicht aber das Urtheil, daß unserer Zeit jede Fähigkeit zur gemeingültigen Feststellung ihrer Rechtsbegriffe

abgehe. Die Anhänger S.'s führten seine Ansicht in der Weise aus, daß das röm. Recht ein geschichtlich besonderes und zugleich ein bis in die letzten Einzelheiten für immer maßgebendes sei, eine Einseitigkeit, gegen welche sich der Meister lange Zeit nicht vernehmen ließ. Die Hauptthätigkeit S.'s war indessen histor. Untersuchungen zugewendet, denen man seine «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (6 Bde., Heidelb. 1815—31; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1834; Bd. 4—7, 1850—51) zu verdanken hat. Demselben Gebiete gehören auch an mehrere Vorträge in der Akademie der Wissenschaften (z. B. «Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa», Berl. 1836) und eine Reihe von Abhandlungen in der von ihm mit Eichhorn und Göschen begründeten «Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft» (Berl. 1815 fg.). Diese kleinern Aufsätze erschienen später gesammelt als «Vermischte Schriften» (5 Bde., Berl. 1850). Erst in dem Hauptwerke, «System des heutigen röm. Rechts» (8 Bde., Berl. 1840—49), und dessen Fortsetzung, «Das Obligationenrecht» (2 Bde., Berl. 1851—53), widmete der Hauptvertreter der histor. Schule den Abwandlungen des röm. Gesetzes, welche das praktische Bedürfniß herbeigeführt, eine gewisse Anerkennung. Infolge der Märzereignisse des J. 1848 trat S. aus seiner öffentlichen Wirksamkeit in das Privatleben zurück. Er starb 25. Oct. 1861. Vgl. S.'s Biographie von Rudorff (Berl. 1863).

Savigny (Karl Friedr. von), preuß. Diplomat, der Sohn des vorigen, geb. 1813 zu Berlin, erhielt seine Jugendbildung theilweise in streng kath. Lehranstalten. Auf einer längern Reise in Italien, die er im Alter von 13 J. mit seinem Vater und seiner geistreichen Mutter machte, verweilte er ein halbes Jahr im Collegio-Romano zu Rom und ebenso lange in dem Collegio-San-Sebastiano zu Neapel. Nach der Rückkehr nach Berlin setzte er seine wissenschaftliche Ausbildung theils privatim, theils auf dem franz. Gymnasium fort und ging dann nach Paris, wo er sich von 1831—33, nach einem von A. von Humboldt entworfenen Plane, jurist. und allgemein wissenschaftlichen Studien widmete und zugleich Gelegenheit nahm, in die große Welt einzutreten. Nachdem er seiner Militärpflicht als einjähriger Freiwilliger genügt, auch wieder Italien besucht, hörte er 1835 noch akademische Vorlesungen in München und begann hierauf seine Laufbahn im preuß. Staatsdienste, indem er 1836 beim Stadtgericht in Berlin eintrat, bald darauf aber an das Regierungscollegium in Aachen überging. 1838 erfolgte sein Eintritt in den diplomatischen Dienst. Er erhielt zunächst Anstellung bei der Gesandtschaft in Paris, 1840 bei der in London, nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. aber als Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Dresden, in welcher Stellung er bis 1842 verblieb. Sodann beschäftigte er sich zwei Jahre hindurch bei der preuß. Gesandtschaft in Lissabon, und 1844 war er neun Monate lang Geschäftsträger in Kassel. Eine Specialmission führte ihn hierauf wieder nach Portugal. Auf der Rückreise besuchte er Marokko und besorgte zu Madrid die Vorbereitungen für die Anerkennung Spaniens von seiten Preußens. Nach diesem ging er als Legationsrath nach dem Haag, wo er bis 1847 blieb. Beim Ausbruch der franz. Februarrevolution von 1848 befand er sich zu Paris. Nach Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel wurde S. vortragender Rath im Ministerium des Auswärtigen, und hiermit begann seine hervorragende Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten. Namentlich gewann er das Vertrauen des Herrn von Radowitz und sah sich als dessen polit. Agent zu den schwierigsten Berathungen hinsichtlich des preuß. Unionsprojects hinzugezogen sowie mit den wichtigsten Verhandlungen und Sendungen betraut. So erhielt er unter anderm den Auftrag, dem Reichsverweser die Anerkennung und den Gehorsam von seiten Preußens aufzukündigen. Wie den preuß. Truppen nach Sachsen, so folgte S. auch dem preuß. Hauptquartier nach Baden als diplomatischer Beistand. Im Herbst 1849 wurde er zum außerordentlichen Gesandten am bad. Hofe ernannt und zugleich dem Prinzen von Preußen in dessen Eigenschaft als Generalgouverneur der Rheinlande für alle polit. Verhandlungen beigegeben. 1853 vermählte er sich mit einer Tochter des Grafen von Arnim-Boitzenburg. Nach zehnjährigem Aufenthalt in Baden erhielt er 1859 den Gesandtschaftsposten in Dresden, 1863 den in Brüssel, wo er sich an dem Scheldevertrag betheiligte. 1864 wurde er endlich preuß. Gesandter am Bundestage zu Frankfurt a. M., und in dieser Stellung verblieb er bis zu der gegen Preußen gerichteten Abstimmung vom 14. Juni 1866, gegen die er protestirte, um dann die Versammlung zu verlassen. Nach Abschluß des Nikolsburger Präliminarfriedens führte S. in Gemeinschaft mit dem Grafen Bismarck die Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten, die sich mit Preußen im Kriege befunden hatten. Die verwickelten Auseinandersetzungen mit Sachsen leitete er jedoch allein. Zum Bevollmächtigten bei der Vereinbarung des Norddeutschen Bundes designirt, erwarb er sich um das Zustandekommen des Bundesverfassungs-Entwurfs das größte Verdienst, zumal der Minister-

präſident durch Krankheit an der Einwirkung auf die Verhandlungen des Bundesraths verhindert war. Die öffentliche Meinung ſah in ihm bereits den zukünftigen Bundeskanzler, welches einflußreiche Amt jedoch der Graf Bismarck für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm. 1867 übernahm S. ein Mandat für den Reichstag des Norddeutſchen Bundes. Die Förderung der nationalen Einheit im Bundesſtaate war der Zielpunkt, dem S. ſeit 1848 durch alle Phaſen der deutſchen Politik hindurch mit patriotiſchem Sinne zugeſtrebt hat.

Savona, ein Diſtrict der Provinz Genua im Königreich Italien, wird vom Apennin ſo durchſchnitten, daß er theils zum Po-, theils zum ligiriſchen Küſtengebiete gehört, und zählt (Ende 1861) auf 18,4 Q.-M. 85509 E. Die Hauptſtadt S. liegt 5 M. ſüdweſtlich von Genua, an der Mündung des Küſtenflüßchens Egabona, und iſt neuerdings durch die über Acqui führende Eiſenbahn mit Aleſſandria verbunden worden. Die Stadt beſitzt einen Hafen, den ein auf einem Felſen im Meer ſtehendes Fort deckt, und hat meiſt enge und krumme Straßen. Außer einer an Gemälden reichen Kathedrale beſitzt ſie 20 andere Kirchen und ein 1853 erbautes ſchönes Theater. Sie iſt Sitz eines Biſchofs, eines Gerichtshofs, eines Seminars, eines Collegiums, einer nautiſchen Schule und zählt (Ende 1861) 11441 (als Gemeinde 19611) E., die Fabriken in Tuch, Fayence, Waffen, Seide, Papier, Glas, Seife, Vitriol, Pottaſche, Parfumerien, Confituren, ſowie Ankerſchmieden unterhalten und rohe Seide und Südfrüchte zur Ausfuhr bringen. In den reizenden Umgebungen ſind 13 Glashütten und 57 Thonbrennereien ſowie prächtige Landſitze des genueſiſchen Adels. Die Stadt hieß im Alterthum Sava und erregte im Mittelalter durch die Blüte ihres Handels den Neid der Genueſer, die 1525 ihren Hafen zerſtörten. 1745 wurde S. von den Engländern vergeblich bombardirt und die ſpan.-franz. Flotte daſelbſt zerſtört. Der König von Sardinien eroberte es hierauf 1746 nach einer Belagerung von 99 Tagen. Die Franzoſen nahmen die Stadt 1809 und erhoben ſie zum Hauptort des Depart. Montenotte. Dieſelbe war 1809—12 der gezwungene Aufenthalt des Papſtes Pius VII.

Savonarola (Girolamo), berühmt als religiöſer und polit. Volksredner, ſtammte aus einer angeſehenen patavíniſchen Familie und wurde 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Er war als Enkel eines berühmten Arztes zur Arzneiwiſſenſchaft beſtimmt; doch das Vorbild des Thomas von Aquino bewog ihn, im Alter von 14 J. in Bologna Dominicaner zu werden. Einige Jahre nachher beſtieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit ſo unglücklichem Erfolge, daß er beſchloß, ſie auf immer zu meiden. Darauf lehrte er Mathematik und Phyſik in Bologna. Das Aufſehen, welches ihm ſeine Talente erwarben, veranlaßte Lorenzo dei Medici, ihn 1489 nach Florenz zurückzurufen. Als Prior von San-Marco erlangte er nun durch hinreißende Reden und ſtrengen Wandel einen wunderbaren Einfluß auf die Gemüther. In prophetiſchem Tone ſtrafte er die unter Geiſtlichen und Laien herrſchende Sittenloſigkeit. Um das Unglück Italiens abzuwenden, forderte er dringend eine Kirchenverbeſſerung; ja er ſcheute ſich nicht, ſelbſt gegen ſeinen Beſchützer Lorenzo aufzutreten und deſſen Sturz zu prophezeien. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung ſeines Sohnes Pietro 1494 nahm S. den thätigſten Antheil an den Staatsangelegenheiten. Er ſtellte ſich an die Spitze derjenigen, die einen Gottesſtaat mit Volksregierung wollten. Demgemäß wurde die geſetzgebende Gewalt einem Bürgerrath übergeben, der aus ſeinem Mittel einen engern Ausſchuß erwählte. Allein es genügte dem Feuereifer S.'s nicht, den florentin. Staat umzuwälzen; auch die Misbräuche des röm. Hofs und der Lebenswandel ſeiner Amtsbrüder ſollten einer Reform unterworfen werden. Sein heftiges, von Leidenſchaft nicht freies Auftreten gegen Papſt Alexander VI., deſſen Regierung und Wandel den Anklagen nur zu vielen Raum gewährten, führten zu ſeiner Excommunication, die jedoch damals ihre Wirkung verfehlte. Ja ſein Einfluß ſtieg noch höher, als Pietro's dei Medici Verſuch, die alte Würde ſeines Hauſes wiederzuerlangen, fehlgeſchlagen war. Aber die Vermengung der Rollen eines polit. und eines religiöſen Reformators ſchadete S.'s Stellung und Anſehen und weckte ihm mächtige Gegner im geiſtlichen wie im Laienſtande. Die härteſten Anklagen wurden gegen ſeine Rechtgläubigkeit erhoben. Um S.'s Sache zu vertheidigen, erbot ſich ein Mönch ſeines Kloſters, Fra Domenico da Peſcia, für die Wahrheit der Lehren ſeines Meiſters durchs Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung daſſelbe thun wollte. Die Herausforderung wurde von einem Franciscanermönch angenommen; es kam aber das Gottesurtheil nicht zur Ausführung, weil Domenico eine Hoſtie mit ſich ins Feuer nehmen wollte, was den Verſammelten als Gotteslästerung erſchien. Für S. war dies von ſchlimmen Folgen. Das Volk beſchimpfte ihn, und nach einem harten Kampfe wurde er nebſt Domenico und dem Mönche Silveſtro Maruffi ins Gefängniß gebracht. Eine Verſammlung von Geiſtlichen hielt unter der Leitung zweier päpſtl. Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs ſetzten die

Entſchloſſenheit und Beredtſamkeit S.'s ſeine Richter in Verlegenheit, aber durch Fälſchung der Acten und durch die Folter gelang es endlich doch, das Wort Alexander's VI.: «Dieſer Menſch muß ſterben, wenn er auch ein Johannes der Täufer wäre», zu verwirklichen. S. wurde nebſt Domenico und Silveſtro Maruſſi verurtheilt, erſt ſtrangulirt und dann verbrannt zu werden, was auch 23. Mai 1498 geſchah. Man geht offenbar zu weit, wenn man aus S. einen ital. Luther macht, aber er hat auf Gegenwart und Nachwelt tief eingewirkt. Seine Predigten (Flor. 1496) ſowie ſeine Auslegung des 31. und 51. Pſalms, die Luther 1523 wieder herausgab, ſind tiefſinnig und kräftig. Eine Sammlung ſeiner Werke, hauptſächlich philoſ. und aſcetiſchen Inhalts, erſchien zu Lyon (6 Bde., 1633—40); ſeine «Erwecklichen Schriften» überſetzte Rapp (Stuttg. 1839). Vgl. außer den biographiſchen Schriften von Rudelbach (Hamb. 1835), Meier (Berl. 1836), Perrens (deutſch von Schröder, Braunſchw. 1858) u. a. noch: Haſe, «Neue Propheten» (Lpz. 1851), und beſonders Villari, «Storia di S.» (2 Bde., Flor. 1859—61; deutſch, 2 Bde., Lpz. 1868)). Die neuere Zeit hat zahlreiche Documente über S. veröffentlicht. Eine poetiſche Darſtellung der Ideen und Schickſale S.'s hat Nikolaus Lenau geliefert (Stuttg. 1837; 4. Aufl. 1853).

Savoyen (ital. Savoja, franz. Savoie, lat. Sapaudia), ein vormals zum Königreich Sardinien gehöriges, aber durch den Staatsvertrag vom 24. März 1860 an Frankreich abgetretenes und dieſem im Juni deſſelben Jahres einverleibtes Herzogthum, von der Schweiz (Genf, Genferſee und Wallis) im Norden und Nordoſten, von Piemont im Oſten und Südoſten, von der Dauphiné im Süden und Südweſten begrenzt und durch den Rhône vom franz. Depart. Ain getrennt, iſt das am höchſten gelegene Land Europas. Seine öſtliche Seite bedecken die Grajiſchen Alpen, die im Montblanc, Kleinen Bernhard und Mont-Cenis ihre berühmteſten Spitzen haben. Im Süden und Südweſten berühren das Land die Cottiſchen, im Nordoſten die Penniniſchen Alpen. Die meiſten dieſer Alpen ſind mit ewigem Schnee bedeckt und mit Gletſchern behangen. Das ſchönſte und großartigſte Thal iſt das von Chamouny (ſ. d.). Hauptflüſſe ſind der Rhône, die Iſere, Arve und Arc. Vom Ufer des Genferſees gehören zu S. etwa 9 M. Kleinere Seen des Landes ſind der von Annecy und der bei Bourget mit der ſog. Wunderquelle, deren Waſſer von 20 Min. bis gegen 3 St. ausbleibt. Das Klima iſt im Oſten rauher als im Weſten und im ganzen ſehr veränderlich, ſodaß es oft in einem Tage von ſtrenger Kälte zur Hitze übergeht. Der Boden iſt meiſt ſteinig und wenig fruchtbar. Da, wo er urbar gemacht werden kann, producirt er Getreide, doch nicht hinlänglich, guten Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obſt und Kaſtanien. Auch ſind die Waldungen anſehnlich, der Wieſewachs gut, ſodaß eine ſtarke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen gibt es viel Wild, auch Murmelthiere, Gemſen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei und Eiſen, Steinkohlen, Mühlſteine, Marmor, Serpentinſtein und Salz. Fabriken gibt es nur wenige. Die Einwohner reden meiſt ein verdorbenes Franzöſiſch. Die Savoyarden ſind ein armes Volk, doch wegen ihrer Treue, Biederkeit und Arbeitſamkeit bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes und ihrer Genügſamkeit gewährt ihnen der Boden nicht einmal ausreichend Brot, ſodaß ſie in großen Maſſen nach andern Ländern, namentlich nach Frankreich auswandern, um in niedern Dienſten, als Schuhputzer, Schornſteinfeger u. ſ. w., ſich ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem ſie dann zurückkehren. Vor der Abtretung an Frankreich zerfiel das Herzogthum in die ſieben Provinzen Chambéry (Ciamberi), Hochſavoyen (Alta Savoja), Maurienne (Moriana) und Tarentaiſe (Tarantasia), Genevais (Genevese), Chablais (Ciablese) und Faucigni (Fosigni), von welchen ſeit 1851 die vier erſten die Diviſion Chambéry, die drei letzten die Diviſion Annecy bildeten. Hauptſtadt des Herzogthums war Chambéry. Gegenwärtig zerfällt das Land in die Departements Savoie im Süden und Haute-Savoie im Norden, die aber weder den frühern Diviſionen noch den unter dem erſten Kaiſerreich beſtehenden Departements Montblanc und Léman genau entſprechen. Beide haben zuſammen ein Areal von 167,46 Q.-M. mit (nach dem Cenſus von 1866) einer Bevölkerung von 545431 Seelen (gegen 542535 im J. 1861). Beide Departements gehören zum Appellhof und zur Akademie von Chambéry, zum 4. Armeecorps in Lyon und zur 22. Militärdiviſion in Grenoble. In kirchlicher Beziehung ſteht Haute-Savoie unter dem Erzbiſchof von Chambéry, dagegen Savoie theilweiſe unter dieſem, theilweiſe unter dem Biſchof von St.-Jean de Maurienne. Beide Departements werden von der ſavoyiſchen Eiſenbahn durchſchnitten, welche von Culoz am Rhône über Chambéry durch das Mauriennethal oder Thal des Arc nach Modane, nahe dem Tunnel des Mont-Cenis, führt, den ſeit 1805 eine Kunſtſtraße und ſeit 1867 eine Eiſenbahn überſchreitet. Das Departement Savoie zählte 1866 auf 107,40 Q.-M. nur 271663 E. (3376 weniger als 1861) und zerfällt in die 4 Arrondiſſements Chambéry, Albert-

ville, Moutiers und St.-Jean de Maurienne, zusammen mit 29 Cantonen und 376 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Chambéry (s. d.). Das Departement Haute-Savoie oder Hochsavoyen zählte 1866 auf 62,06 Q.-M. 273768 E. (6272 mehr als 1861) und wird in die 4 Arrondissements Annecy, Bonneville, St.-Julien und Thonon getheilt, die zusammen 310 Gemeinden in 28 Cantonen umfassen. Die Hauptstadt ist Annecy (s. d.).

S. gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien. Sodann stand es seit 122 v. Chr. unter röm. Herrschaft, bis es an das Reich der um 435 aus Obergermanien an die Alpen versetzten Burgunder kam. Beim Untergange dieses Reichs 534 wurde es fränk. Provinz und 879 ein Theil des Arelatischen Reichs, mit dem es 1038 an Deutschland gelangte. Das Land wurde hierauf durch Statthalter regiert, welche Würde im 11. Jahrh. die Markgrafen von Susa, die Grafen von Maurienne, von Turin und von Chablais bekleideten. Sie alle waren Reichsvasallen und der Markgraf von Susa der mächtigste unter ihnen. Als dessen Haus erlosch, erlangten bald die Grafen von Maurienne das Uebergewicht über die andern Statthalter. Als erster Graf von Maurienne wird Beroald, ein Abkömmling des Grafen von St.-Maurice in Wallis, erwähnt, ein Sachse, den der letzte König im Arelat, Rudolf III., 1016 zum Statthalter ernannt haben soll. Nach andern ist ein Graf Humbert, gest. 1048, der Stammvater des Hauses S., der, ein Sohn des Grafen Manasse und der Irmengarde, aus der Erbschaft seines Stiefvaters, des Königs Rudolf III., die Grafschaft Maurienne und, nachdem Arelat an den König Konrad gefallen war, die Herrschaft Chablais, das Walliserland u. s. w. in Lehn erhielt. Graf Amadeus I. (gest. 1072) brachte durch seine Verheirathung Susa, Aosta und Turin an sein Haus. Unter Amadeus II. wurden 1111 durch Kaiser Heinrich IV. die Besitzungen des Hauses zur Reichsgrafschaft erhoben, die nun den Namen S. erhielt. Graf Thomas I. (gest. 1233) erwarb durch Kauf die Stadt Chambéry sowie das Waadtland und erhielt viele Reichslehen. Den Grafen Amadeus III. (gest. 1253) erhob der Kaiser Friedrich II. zum Herzog von Chablais und Aosta. Des Grafen Thomas II. von Piemont Söhne, Thomas und Amadeus IV., wurden 1279 als Erben der Grafschaft S. die Stifter der Linien Piemont und Savoyen. Die erstere wurde in den Reichsfürstenstand erhoben und erlosch 1418, worauf Piemont wieder an S. fiel. Der Stifter dieser letztern Linie, Amadeus V. (gest. 1323) wurde Reichsfürst und führte 1307 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein. Der Fürst Aymon, gest. 1343, erwarb durch seine Vermählung die Anwartschaft auf Montferrat. Der Fürst Amadeus VI. (gest. 1391) unterwarf sich 1388 die Grafschaft Nizza, Vintimiglia u. s. w. Sein Sohn Amadeus VII., der 1401 die Grafschaft Genevois kaufte, viele andere Besitzungen erwarb und 1416 von Kaiser Sigismund zum Herzog erhoben wurde, legte 1434 die Regierung nieder. Er war von 1439—49 unter dem Namen Felix V. Papst, leistete aber, da ihm die Beseitigung des Schisma nicht gelang, Verzicht und starb 1451 zu Genf. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig (gest. 1465) vermählte sich 1438 mit Anna von Lusignan, der Tochter des Königs Johann II. von Cypern. Ihm folgte sein erstgeborener Sohn Amadeus VIII. (gest. 1472). Der zweite Sohn Ludwig (gest. 1482) vermählte sich mit der Königin Charlotte von Cypern; ein dritter Sohn, Philibert, stellte sich an die Spitze des piemontes. Adels gegen seinen ältern Bruder und erregte große Unruhen, bis er in Gefangenschaft gerieth. Auf Amadeus VIII. folgten seine Söhne Philibert, (gest. 1482) und Karl I. (gest. 1489), den die Königin Charlotte 1485 zum Erben von Cypern einsetzte. Seit dieser Zeit führt das Haus S. den Königstitel von Cypern, wie es sich auch wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem den königl. Titel von diesem beilegte. Karl's I. Sohn und Nachfolger, Karl II., starb 1496 unmündig, und ihm folgte nun der Sohn des gefangenen Philipp, Philibert II., der 1504 starb. Unter dessen Bruder und Nachfolger, dem Herzoge Karl III. (gest. 1553), der in dem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich auf des erstern Seite stand, gingen 1533 nicht nur das Walliserland und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben, und 1536 das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde, verloren, sondern es theilten sich schließlich in dem Vertrage zu Nizza von 1538 Frankreich und der Kaiser in die gesammten savoyischen Länder. Erst Karl's III. Sohne, dem Herzog Philibert Emanuel, der als Feldherr Karl's V. und Philipp's II. im Kriege gegen Frankreich sich einen berühmten Namen erwarb, gelang es, im Frieden zu Château-Cambrésis von 1559 und in dem zu Lausanne von 1564 die väterlichen Besitzungen wieder zu erlangen. Inzwischen hatte sich der Protestantismus in S. ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte der Herzog die Protestanten, denen sich die in Piemont angesiedelten Waldenser (s. d.) angeschlossen hatten, mit Gewalt bekehren; allein wiederholt in den befestigten Gebirgen von ihnen geschlagen, mußte er ihnen endlich freie Re-

ligionsübung einräumen. Uebrigens suchte er sein vorher träges und unthätiges Volk zu einem gewerbfleißigen zu erheben; besonders legte er durch Anpflanzung vieler Maulbeerbäume den Grund zum Seidenbau. Auch ließ er Festungen und die Citadelle von Turin anlegen. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenthum Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Ihm folgten in der Regierung Karl Emanuel I., 1580—1630, dessen Söhne Victor Amadeus I. und Thomas die Stifter der ältern Linie Savoyen und der Linie Savoyen-Carignan wurden. Auf Victor Amadeus (gest. 1637) folgten dessen Söhne Franz Hyacinth, der nur ein Jahr regierte, und Karl Emanuel II., 1638—75. Des letztern Sohn und Nachfolger, Herzog Victor Amadeus II., erwarb im Spanischen Erbfolgekriege durch schlaues Handeln einige Stücke von Mailand (Alessandria, Val-di-Sesia u. s. w.) als Reichslehen und das Herzogthum Montferrat, sowie im Utrechter Frieden von 1713 Sicilien mit dem Königstitel. Doch mußte er 1720 Sicilien gegen die Insel Sardinien an Oesterreich abtreten, worauf er Sardinien und S. zu einem Königreich Sardinien erhob. Nach dem Erlöschen der ältern Linie Savoyen im Mannesstamme mit dem Könige Karl Felix, 27. April 1831, folgte auf dem sard. Throne die Linie Savoyen-Carignan in dem Herzoge Karl Albert (s. d.). Aus einer Seitenlinie der letztern stammt der Graf Eugen (geb. 1816), der 1834 zum Prinzen von Savoyen-Carignan erklärt wurde. Der unglückliche Kampf König Karl Albert's gegen das österr. Uebergewicht in Italien führte nach der Schlacht von Novara 23. März 1849 dessen freiwillige Abdankung herbei. Sein Sohn und Nachfolger Victor Emanuel II. (s. d.) nahm in Verbindung mit Frankreich den Kampf 1859 wieder auf und brachte durch dessen Erfolge das Haus S. auf den Thron von Italien. Noch vor Ausbruch des Kriegs von 1859 waren mit Napoleon III. Verabredungen getroffen worden, wonach Frankreich bei gewissem günstigen Ausfalle des Kampfes das Herzogthum S. und die Grafschaft Nizza erhalten sollte. Als dann, trotz den Stipulationen von Villafranca und dem Züricher Frieden vom 10. Nov. 1859, die sardin. Regierung mit der Einverleibung Mittelitaliens in das Königreich vorging, machte der Kaiser der Franzosen jene Verabredungen geltend, und es wurde durch den Turiner Vertrag vom 24. März 1860 S., das Stammland des königl. Hauses, und der größte Theil der Grafschaft Nizza an Frankreich abgetreten. Nachdem eine allgemeine Volksabstimmung in S. und Nizza die Einverleibung in Frankreich sanctionirt, gab auch das ital. Parlament seine Zustimmung zur Abtretung. Die förmliche Cessionsacte wurde sodann 11. Juni 1860 vollzogen. (S. Sardinien, Italien und Frankreich.) Vgl. außer den Werken über das Königreich Sardinien: Guichenon, «Histoire généalogique de la maison royale de Savoie» (2 Bde., Lyon 1660); Cibrario, «Notizie sopra la storia dei principi di Savoja» (Tur. 1825); Frézet, «Histoire de la maison de Savoie» (3 Bde., Tur. 1826—28); Bertolotti, «Compendio della storia della casa di Savoja» (Tur. 1830).

Sax (Antoine Josephe Adolphe), ein berühmter Blasinstrumentenmacher, geb. zu Dinant in Belgien 6. Nov. 1814 als der Sohn des ebenfalls bedeutenden Instrumentenbauers Charles Prosper S. (geb. zu Dinant 1793, gest. im Frühjahr 1865 zu Paris), bildete sich in der Fabrik seines Vaters und erregte zuerst Aufsehen durch seine an der gewöhnlichen Clarinette und an der Baßclarinette angebrachten Verbesserungen. 1842 wandte er sich nach Paris und errichtete hier eine Instrumentenfabrik, aus der seine Erfindung der Saxophone (Blechinstrumente, bei denen dasselbe System der vibratorischen Erschütterung wie bei der Clarinette angewendet wird) sowie die der Saxhörner, Saxtrombas und Saxtubas hervorgingen. Diese Instrumente bewirkten in der franz. Militärmusik eine bedeutende Revolution, haben sich aber anderwärts noch nicht eingebürgert. Außerdem machte sich S. noch durch zahlreiche andere Verbesserungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Musikinstrumente verdient. Am Conservatorium zu Paris ist er zum Professor des Saxophons ernannt worden.

Saxifräga, Steinbrech, Name einer zur 10. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Saxifrageen. Ihre sehr zahlreichen Arten sind der Mehrzahl nach perennirende zierliche Alpenkräuter mit rosettenständigen oder büschel- und rosenförmig angeordneten Blättern und wenig beblätterten Stengeln, welche bald einzelnstehende, bald rispig gruppirte Blüten von meist weißer Farbe besitzen. Diese bestehen aus einem fünfspaltigen oder fünftheiligen Kelch, einer fünfblätterigen Blumenkrone, welche sammt den zehn Staubgefäßen perigynisch um den halb unterständigen, zwei Griffel tragenden Fruchtknoten gestellt sind, aus dem sich eine zweischnäbelige, zweifächerige, vielsamige Kapsel entwickelt. Die gemeinste deutsche Art dieser Gattung ist der Wiesensteinbrech (S. granaluta L.), eine durch zahlreiche, traubig-gruppirte Brutknöllchen am Wurzelstock

ausgezeichnete Wieſenpflanze, welche mit ihren ziemlich großen, weißen, in lockere Rispen geſtellten Blumen im Frühlinge alle Wieſen und Grasplätze ziert, und deren Kraut ehedem für ein Mittel gegen Steinleiden galt. Mehrere ausländiſche Arten ſind zu verbreitetern, allgemein beliebten Zierpflanzen geworden, namentlich die aus Sibirien ſtammende S. crassifolia L. mit großen, länglichen, etwas fleiſchigen Grundblättern und ſchön roſenrothen Blüten in großen, dichten, auf dickem, rothem, fleiſchigem Stiel befindlichen Sträußen, und die in den Pyrenäen heimiſche S. umbrosa L., welche eine Roſette knorpelig gerandeter und gezähnter Grundblätter beſitzt und ihre zierlichen, weißen, gelb und roth punktirten Blümchen in einer länglichen Rispe trägt. Dieſe Art iſt unter dem Namen Porzellan- und Jehovahblümchen bekannt. Beide Arten benutzt man zur Verzierung künſtlicher Felsgruppen.

Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus, d. i. der Gelehrte, der berühmteſte unter den alten dän. Geſchichtſchreibern, war Propſt in Roeskilde und wurde vom Biſchof Abſalon, deſſen Schreiber er war, in mehrern wichtigen Geſchäften, unter anderm auch in Paris 1161 gebraucht. Derſelbe, als Erzbiſchof von Lund, veranlaßte ihn ſpäter, die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu ſchreiben, die er bis 1186 fortführte. Er ſoll 1204 geſtorben ſein und wurde in der Kirche zu Roeskilde begraben. Obgleich S. als lat. Chroniſt ſich offenbar nach ſpätern röm. Schriftſtellern, namentlich nach dem Valerius Maximus gebildet hat, iſt doch ſeine Sprachform und ſeine ganze Darſtellungsweiſe, verglichen mit den übrigen Chroniſten des Mittelalters, unter welchen er leicht den erſten Rang einnehmen möchte, aller Anerkennung werth, wie ihn denn auch Erasmus ſeiner Eleganz halber bewunderte. Auch das trägt zur Erhöhung ſeines Ruhms bei, daß er, obgleich Kleriker, im geringſten nicht durch Standesvorurtheile ſich in ſeiner geſchichtlichen Grundanſchauung beſtimmen ließ. Was aber ſeine Glaubwürdigkeit als Geſchichtſchreiber betrifft, ſo muß man nothwendig die ſieben letzten Bücher ſeiner «Historia Danica» von den neun erſten ſondern. In jenen iſt er durchgängig als Quelle zu gebrauchen; in dieſen iſt eine kritiſche Sichtung nach echten Geſchichtsprincipien durchaus nothwendig. Nach ſeiner eigenen Verſicherung hat er zu der Darſtellung der ältern und älteſten dän. Geſchichte dreierlei Quellen vor ſich gehabt, nämlich alte Lieder, Runeninſchriften, wenn auch nicht viele, und ſchriftliche Berichte der Isländer. Dazu kamen noch ohne Zweifel mündliche Berichte der Isländer, die damals überhaupt an den nordiſchen Höfen als Geſchichtserzähler lebten, wie denn der Isländer Arnold, ein ausgezeichneter Erzähler, in Abſalon's Dienſten ſtand, ſowie einzelne geſchriebene dän. Königsreihen. Die Sagen hat S. nicht kritiſch geſichtet, ſondern öfters ſie ganz ſo aufgenommen, wie ſie damals, vermengt mit deutſchen romantiſchen Sagen, im Munde des Volks gingen, obwol eine Tendenz bei ihm, das Fremdartige auszuſcheiden, an manchen Orten ſichtbar iſt. Von den Hiſtorikern hat er auf Eginhard und Adam von Bremen ſowie auf einige angelſächſ. Berichte, weniger auf Paulus Diakonus Beziehung genommen. Die Hauptausgabe ſeiner «Historia Danica» iſt die auf der reichſten urkundlichen Forſchung ruhende, mit einem tüchtigen kritiſchen Apparat unterſtützte von P. E. Müller (vollendet von J. M. Velſchow, 3 Bde., Kopenh. 1839—58). Treffliche dän. Ueberſetzungen des S. lieferten Vedel (Kopenh. 1575 und 1610; neue Ausg. von Wegener, Kopenh. 1851) und Grundtvig (3 Bde., Kopenh. 1818—22). Nach Dahlmann's «Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte» (Bd. 1, Altona 1822) iſt das bedeutendſte Werk zur Kritik der neun erſten Bücher des Saxo P. E. Müller's «Kritiſche Unterſuchung der Sagengeſchichte Dänemarks und Norwegens» (Kopenh. 1823), ein Meiſterſtück von kritiſch-hiſtor. Akribie und geſchichtlicher Combination.

Say (Jean Baptiſte), einer der ausgezeichnetſten Nationalökonomen Frankreichs, geb. 5. Jan. 1767 zu Lyon, widmete ſich anfangs dem Handel, als er aber in der erſten Zeit der Revolution nach Paris gekommen war, gelehrten Beſchäftigungen. Mirabeau benutzte ſein Talent bei der Redaction des «Courrier de Provence»; dann wurde er 1792 Secretär des Finanzminiſters Clavière. Während der Schreckenszeit hielt er ſich im ganzen von den Ereigniſſen fern. 1794 ſtiftete er mit Chamfort und Ginguené die «Décade philosophique, politique et littéraire», von der er ſich indeß bald zurückzog. Nach dem 18. Brumaire wurde er Mitglied des Tribunats. Als er aber mit mehrern Collegen wegen gemeinſchaftlicher Oppoſition von Bonaparte aus dieſer Stellung entfernt war, konnte ihn nichts bewegen, wieder einen öffentlichen Poſten anzunehmen. Er widmete ſich ganz wiſſenſchaftlichen Forſchungen und wurde nach der Reſtauration 1814 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Die Vorleſungen, welche er an dem Conservatoire des arts et métiers hielt, fanden außerordentlichen Beifall. Er ſtarb 15. Nov. 1832. Seine Hauptwerke ſind: «Traité d'économie politique» (Par. 1803; 6. ſehr vermehrte Aufl., 2 Bde., 1827; deutſch von Morſtadt, mit Anmerkungen, Heidelb. 1830) und der «Cours

complet d'économie politique pratique» (6 Bde., Par. 1829; 3. Aufl., von Horace S., 2 Bde., 1852). Auch ist sein «Catéchisme d'économie politique» (Par. 1815; neue Aufl. 1834; deutsch, Karlsr. 1816; 3. Aufl. 1826) zu erwähnen. Eine seiner geistreichsten Schriften ist «Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société» (Par. 1817; deutsch, Altenb. 1821). Auch seine statistischen Werke «De l'Angleterre et des Anglais» (Par. 1815) und «Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France» (Par. 1818) sind geschätzt. Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte heraus unter dem Titel «Mélanges et correspondance d'économie politique» (Par. 1833). Was die wissenschaftliche Stellung von S. betrifft, so ist sein Hauptverdienst ohne Zweifel dieses, die Lehre Adam Smith's (s. d.) in ein System gebracht und für die große Masse der Gebildeten zugänglich gemacht zu haben. Er ist im Ganzen wie im Einzelnen bewunderungswürdig klar. Dabei schreibt er, wenn auch einfach, doch elegant und weiß seinen Regeln durch eine Menge sehr wohl gewählter, aus dem Leben, zumal dem technologischen, gegriffener Beispiele einen hohen Grad von Anschaulichkeit zu geben. S. hat übrigens auch in höherer Beziehung Verdienste um die Wissenschaft, namentlich dadurch, daß er die Kapitalnutzungen als selbständige Tauschgüter betrachten lehrte, und durch seine berühmte Theorie der Absatzwege, daß Producte nur mit Producten bezahlt werden, es also niemals allen zugleich an Absatz fehlen könne. Das Smith'sche Princip der Nichteinmischung des Staats in die Volkswirthschaft hat er mannichfach gemildert. Man könnte S. als den Nationalökonomen des bon sens bezeichnen, freilich auch mit jener Enge des Gesichtskreises, welche dem genannten Begriffe eigenthümlich ist. — Horace Emile S., des vorigen Sohn, geb. zu Noisy-le-Sec 11. März 1794, gest. 26. Juli 1860 zu Paris als Staatsrath, hat sich literarisch ebenfalls durch staatswissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch seine «Études sur l'administration de la ville de Paris» (Par. 1845) bekannt gemacht.

Sayn und Wittgenstein. Die ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft Sayn, im Westerwalde und zum Westfälischen Kreise gehörig, umfaßte 25 Q.-M. und bestand aus zwei Theilen, Hachenburg, das jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (Herzogthum Nassau), und Altenkirchen, das seit 1815 zur preuß. Rheinprovinz gehört. Die Grafschaft war eine Besitzung der nach ihr genannten Grafen von Sayn, deren Stammburg Sayn, jetzt in Trümmern, bei dem gleichnamigen Dorfe im Regierungsbezirk Koblenz liegt. Das Geschlecht erlosch im männlichen Stamme 1246, und die Grafschaft kam nun an des letzten Grafen Heinrich II. Schwester, Adelheid, die mit dem Grafen von Spanheim vermählt war. Von den aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhnen erhielt bei der Theilung der Besitzungen, 1264, Heinrich die Grafschaft Spanheim, Gottfried die Grafschaft Sayn. Letzterer verheirathete sich mit der Erbgräfin von Homburg in der Mark, und seine Söhne Johann und Engelbert wurden 1294 die Stifter zweier Linien des Hauses S., der ältern, welcher die Grafschaft S. und die Hälfte von Homburg, und der jüngern, welcher die andere Hälfte von Homburg und das Schloß Ballendar zufielen. Engelbert's Enkel, Valentin, vermählte sich mit der Erbgräfin von Wittgenstein und nahm nun für sich und seine Nachkommen den Namen Sayn und Wittgenstein an. Als 1606 die ältere Linie mit Graf Heinrich IV. ausstarb, fiel die Grafschaft Sayn an die jüngere. Der Graf Ludwig der Aeltere theilte bei seinem Tode 1607 seine Besitzungen unter seine drei Söhne und so entstanden durch den ältesten, Georg, die Linie S.-Wittgenstein-Berleburg; durch den zweiten, Wilhelm III., S.-Wittgenstein-Sayn, und durch den dritten, Ludwig, S.-Wittgenstein-Hohenstein, von denen nur noch die erste und letzte bestehen.

I. Die Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg, welcher von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, die Grafschaft Homburg und die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufielen, theilte sich 1694 durch des Grafen Ludwig Franz Söhne in drei Speciallinien: S.-Wittgenstein-Berleburg, S.-Wittgenstein-Karlsburg und S.-Wittgenstein-Ludwigsburg. Die erstere, Sayn-Wittgenstein-Berleburg, gestiftet vom Grafen Kasimir, gest. 5. Juni 1741, erhielt eine Curiatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank und 1792 die Reichsfürstenwürde. Sie verlor im Luneviller Frieden die Herrschaft Neumagen, wurde aber dafür durch eine Jahresrente entschädigt. Ihr Besitzthum ist infolge der Wiener-Congreß-Acte von 1815 sowie eines Vertrags vom 30. Juni 1816 der Krone Preußen standesherrlich untergeordnet, worauf durch eine Uebereinkunft mit Preußen (vom 16. Juli 1821) die standesherrlichen Verhältnisse näher geregelt wurden. Chef der Linie ist gegenwärtig Fürst Albrecht, geb. 16. März 1834. Ein Oheim desselben, Prinz August, geb. 6. März 1788, herzogl. nassauischer Generallieutenant, war vom 21. Mai bis 20. Dec. 1849 Reichskriegsminister und seit 7. Febr. 1852 bis zur

preuß. Occupation 1866 naſſauiſcher Staatsminiſter ohne Portefeuille und Miniſterpräſident. Deſſen Sohn, Prinz Emil, geb. 21. April 1824, ruſſ. Generalmajor à la suite des Kaiſers, hat ſich als Dichter bekannt gemacht («Gedichte», 1844; «Deutſche Lieder», 1848; «Aßlan-Aga», 1856, u. ſ. w.). Die Linie Sayn-Wittgenſtein-Karlsburg wurde durch den Grafen Karl (geſt. 18. Jan. 1749) geſtiftet. Deſſen Sohn, Graf Adolf Wilhelm Ludwig (geb. 30. Juli 1740, geſt. 19. Jan. 1811 als großherzogl. heſſ. Generallieutenant), war der Vater des Fürſten Ludwig (geb. 19. Sept. 1786), der keine männliche Nachkommen beſitzt. Durch Familienverträge gingen daher 1861 die Eigenſchaft eines Chefs der Karlsburger Speciallinie mit den damit verbundenen Rechten und Gerechtſamen ſowie die Beſitzungen derſelben (Karlsburg bei Berleburg) auf den Fürſten Ludwig, geb. 18. Juni 1799, geſt. 20. Juni 1866, über, deſſen Sohn, Graf Peter, geb. 10. Mai 1831, das Haupt der dritten Speciallinie oder der Linie Sayn-Wittgenſtein-Ludwigsburg (gegründet vom Grafen Ludwig, geſt. 24. Febr. 1750) iſt. Letztere Linie wurde 1834 vom Könige von Preußen in den Fürſtenſtand erhoben. Das vom Fürſten Ludwig gegründete, aus der Herrſchaft Sayn und den damit vereinigten Vermögenstheilen beſtehende Fideicommiß wurde 23. Sept. 1861 vom König von Preußen beſtätigt und dem jeweiligen Fideicommiß-Chef die Würde eines erblichen Mitglieds des Herrenhauſes ſowie das Recht verliehen, ſich von nun an Fürſt zu Sayn-Wittgenſtein-Sayn (nach der 1846 erloſchenen zweiten Hauptlinie) zu nennen. Der Großvater des jetzigen Fürſten Peter war der als Feldherr bekannte Graf Ludwig Adolf Peter von Sayn-Wittgenſtein. (S. Wittgenſtein.) — II. Die bereits erwähnte zweite Hauptlinie, Sayn-Wittgenſtein-Sayn, die vom Grafen Wilhelm geſtiftet wurde, erhielt bei der Theilung die Grafſchaft Sayn. Als aber Wilhelm's älteſter Sohn Ernſt 1641 ohne männliche Erben mit Hinterlaſſung von zwei Töchtern ſtarb, wußten ſich dieſe im Beſitze der Grafſchaft Sayn zu behaupten und bildeten nun die beiden Speciallinien Sayn-Wittgenſtein-Hachenburg und Sayn-Wittgenſtein-Altenkirchen. Die Grafſchaft Hachenburg gelangte durch Verheirathung der Erbtochter der Stifterin der Linie 1637 an die Burggrafen von Kirchberg und 1799 an Naſſau-Weilburg; Altenkirchen kam durch die Vermählung der Stifterin an den Herzog Johann Georg von Sachſen-Weimar-Eiſenach und nach dem Erlöſchen ſeines Stammes 1741 an Brandenburg-Ansbach, 1791 an Preußen und 1802 an Naſſau-Uſingen. Der hierüber erhobene langwierige Rechtsſtreit wurde erſt bei dem Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 entſchieden. Das Haus S. und Wittgenſtein kam nicht wieder in den Beſitz der Grafſchaft Sayn; doch mußte Baden, an welches Naſſau-Uſingen die Herrſchaft Lahr abgetreten, an die Nachkommen des zweiten Sohnes des Grafen Wilhelm 300000 Fl. zahlen und Naſſau-Uſingen ihn durch eine mit 300000 Fl. ablösbare Rente von 12000 Fl. entſchädigen. Die Linie erloſch im Mannesſtamme mit dem Grafen Guſtav, geſt. 24. Juni 1846, dem Sohne des Grafen Friedrich, der 1812 bei Moſaisk fiel. — III. Die dritte Hauptlinie, Sayn-Wittgenſtein-Hohenſtein, geſtiftet vom Grafen Ludwig dem Jüngern, nahm den Beinamen Hohenſtein erſt 1647 an infolge der Belehnung von ſeiten Brandenburgs mit den zur Grafſchaft Hohenſtein gehörigen Herrſchaften Lohra und Klettenberg, die aber ſpäter wieder an Brandenburg verkauft wurden. Sie hatte ebenfalls eine Curiatſtimme auf der Wetterauiſchen Grafenbank, wurde 1804 in den Reichsfürſtenſtand, 1813 vom Großherzog von Heſſen in den Fürſtenſtand erhoben und erhielt 1824 wegen der Grafſchaft Wittgenſtein eine Virilſtimme in dem erſten Stande der weſtfäl. Provinziallande, verkaufte aber 1829 ſeine ſtandesherrlichen Rechte gegen eine Jahresrente. Standesherr iſt gegenwärtig der Fürſt Alexander, geb. 16. Aug. 1801, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauſes. Vgl. «Antiquitates Saynenses a Joh. Phil. de Reiffenberg anno 1644 collectae» (Aachen 1830).

Sbirren hießen ſonſt in Italien, namentlich im Kirchenſtaate, die Juſtiz- oder Polizeidiener, welche militäriſch organiſirt waren, 1809 aber aufgehoben wurden. Ihr Anführer führte den Titel Barigello.

Scabinus, ſ. Schöppen.

Scabiosa, Pflanzengattung aus der 4. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Dipſaceen, beſteht aus Kräutern und Halbſträuchern, welche durch mit einer Braeteenhülle umgebene Blütenkörbchen nach Art der Compoſiten ausgezeichnet ſind, ſowie dadurch, daß der unterſtändige Fruchtknoten von einer beſondern Hülle (involucellum) umgeben iſt, die als eine durchbrochene Röhre mit verſchiedenartig ausgebildetem Saume erſcheint und auch noch die einſamige Nußfrucht umſchloſſen hält. Die ſehr zahlreichen, von neuern Botanikern in verſchiedene Gattungen gebrachten Arten (wie Asterocephalus, Calistemma, Lepi-

cephalus u. s. w.) sind namentlich durch Europa, die Mittelmeer- und Kaukasusländer und Sibirien verbreitet. Die bei uns gemeinste ist S. arvensis L. (Knautia arvensis Coult.), die sog. Knopfblume unserer Wiesen und Felder, ein zweijähriges Kraut mit fiederspaltigen behaarten Blättern und rosenrothen oder lilafarbenen Blumen, deren Blätter und Blüten früher officinell waren. Eine andere verbreitete Art ist der Teufelsabbiß (S. succisa L. oder Succisa pratensis Mönch.), welche im Hoch- und Spätsommer die frischen und moorigen Wiesen mit ihren kugeligen, azurblauen Blütenköpfchen ziert und ihren Namen von dem senkrechten wie abgebrochen oder abgebissen erscheinenden Wurzelstock erhalten hat. Auch sie galt ehedem für ein wirksames Mittel gegen allerhand Krankheiten. Endlich gehört hierher eine unserer schönsten und verbreitetsten Garten-Sommerzierpflanzen, die südeurop. einjährige S. atropurpurea L., mit großen schwarzrothen Blütenkörbchen.

Scagliola heißt die Mischung aus feinem Gips und gepulvertem Frauenglas, durch Leim zu einem Teige (Stucco) verbunden, mit der man steinharte Gemälde darstellt.

Scala, der lat. und ital. Name für Tonleiter, dann auch die Bezeichnung einer besondern Stimmübung, die S. oder das Scalasingen genannt, welche dazu dienen soll, der Stimme eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade sowie des Ab- und Zunehmens fähige, möglichst gleichartige Intonation zu geben. Auch die Instrumentisten, insbesondere Bläser und Streichinstrumente Spielende haben eine sorgfältige Scalaübung zur kunstmäßigen Ausbildung ihres Tons und Klanges nöthig.

Scala (lat. Scaligeri), ein berühmtes Geschlecht des ital. Mittelalters, herrschte nach blutigem Wechsel der Freiheit und der Tyrannei und nach dem Sturze und der Vertilgung der Herren der Mark Treviso, der Ezelini aus dem ghibellinischen Hause Romano, in Verona von 1260—1387. Ihre ersten Spuren finden sich in Verona vor der Mitte des 11. Jahrh. Auch werden Conti della S. in Piacenza und Lodi erwähnt. Mastino I. della S., der Gründer der Macht seines Hauses, wurde 1260 Podestà von Verona und 1262 Capitano des Volks. Der ghibellinischen Partei angehörend, regierte er mit Klugheit und Festigkeit, vergrößerte das Gebiet namentlich auf der tiroler Seite, hielt Ruhe und unterstützte Konradin von Schwaben in seinem Kampfe gegen Karl von Anjou. Als Mastino 1279 aus Privatrache ermordet wurde, behauptete sein Bruder Alberto della S. die Signoria, in welcher er sich einen guten Namen machte und 1301 seinen ältesten Sohn Bartolommeo zum Nachfolger erhielt, welchem 1304 der zweite Bruder Alboin und in Gemeinschaft mit diesem 1308 Cangrande folgte. Kaiser Heinrich VII. belehnte das Haus mit Verona und andern Städten, wozu Vicenza, Padua und Treviso in der Folge kamen. Cangrande, 1311—29 allein regierend, war der größte und glücklichste Herrscher des Hauses und die vornehmste Stütze der Ghibellinen unter Heinrich VII. und Ludwig dem Baier. An seinem Hofe lebte eine Zeit lang der aus seiner Heimat verwiesene Dante. Ihm folgte 1329 sein Sohn Alberto II. in Gemeinschaft mit Mastino II. Glückliche Unternehmungen dehnten sein Gebiet nach allen Seiten, selbst bis Toscana (Lucca), aus, aber sie verwickelten ihn in einen Krieg mit Venedig und Florenz, der unentschieden blieb, aber Mastino's Macht schwächte. Von seinem Tode an, 1351, bietet die Geschichte des Hauses unter Cangrande II., Paolo Alboino, Can Signorio, Bartolommeo II. und Antonio nichts als ein Gewebe von Tyrannei und Schändlichkeiten dar. Endlich verdrängte 1387 Gian Galeazzo Visconti (s. d.) den letzten Regenten, Antonio della S., aus Verona. Als die Visconti um 1406 Verona an Venedig abtreten mußten, verlangten zwar die zwei noch lebenden Söhne des Antonio della S. vom Senate die Rückgabe Veronas; allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Der letzte der Scaligeri starb 1598 in bair. Diensten zu Neufrankenhofen in Baiern; durch Frauen stammen von ihnen die Dietrichstein und Lamberg. Zur Verschönerung Veronas trugen diese Herrscher außerordentlich viel bei. Ihre Denkmäler, namentlich die Mastino's II. und Can Signorio's, sind ebenso schön wie kunstgeschichtlich wichtig. Vgl. Litta in den «Famiglie italiane» und Leßmann, «Mastino II. della S.» (Berl. 1829).

Scaliger (Julius Cäsar), Philolog und Kritiker, geb. 23. April 1484 zu Padua oder zu Verona, hieß eigentlich della Scala, nach einem Beinamen, den sein Vater, Benedetto Bordone, der zu Venedig zuletzt die Kunst eines Illuminirers betrieb, erhalten hatte. Nach seinem Vater nannte sich der Sohn auch Scaliger a Burden, suchte aber aus Eitelkeit zugleich sein Geschlecht von dem fürstl. Hause der Scala (s. d.) abzuleiten und sogar einige seiner Zeitgenossen für diese Erdichtung zu gewinnen. Er lebte bis zu seinem 42. J. zu Venedig oder zu Padua ziemlich in Dunkelheit und wendete sich 1529 nach Agen in Frankreich, wo er die Arzneikunst ausübte und

21. Oct. 1558 ſtarb. S. beſaß eine nicht gewöhnliche Kenntniß des Alterthums, die er faſt nur durch Selbſtudium ſich erworben hatte, war aber dabei nicht frei von Eigenliebe und Prahlerei, außerdem nur zu oft hart und ungerecht gegen die Anſichten anderer. Als Naturforſcher wurde er beſonders mit Cardanus, als Philolog mit Erasmus in heftige Kämpfe verwickelt, gegen deſſen «Ciceronianus» er zwei geharniſchte Reden ſchrieb. Unter ſeinen philoſ. Schriften ſind zu erwähnen: «De subtilitate» (Par. 1557 und Hanau 1647) und «De sapientia et beatitudine» (Genf 1573). Nicht ohne Werth für Phyſik und Naturgeſchichte ſind ſeine Commentare zu Hippokrates' «De insomniis» (Lyon 1538), zu Ariſtoteles' «De plantis» (Par. 1556 und Marb. 1598) und zu Theophraſtus' «De causis plantarum» (Lyon 1566 und 1584). Eine rationale Behandlung der lat. Sprache unternahm er in dem Werke «De causis linguae Latinae» (Lyon 1540; Genf 1580 und Heidelb. 1623), und großen Ruhm erwarb ihm zu ſeiner Zeit das Buch «Poetices, libri VII» (Lyon 1561 u. öfter), obgleich man darin Geſchmack und Urtheil vermißt. — Joſeph Juſtus S., Sohn des vorigen, ebenfalls bekannt als Philolog und überdies der Begründer einer verbeſſerten Chronologie, geb. 4. Aug. 1540 zu Agen, widmete ſich zu Bordeaux und ſpäter zu Paris mit ſeltener Ausdauer dem Studium der claſſiſchen und orient. Sprachen, verließ aber Frankreich, da ihn ſein Uebertritt zur prot. Kirche von jeder Anſtellung im Vaterlande ausſchloß, und erhielt 1593 die Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften zu Leyden, die er bis an ſeinen Tod, 21. Jan. 1609, bekleidete. Er übertraf an Anmaßung und Rechthaberei noch ſeinen Vater und huldigte auch in der Bearbeitung alter Schriftſteller, namentlich des Auſonius (Leyd. 1575 u. öfter), des Catull, Tibull und Properz (Par. 1577), des Manilius (2 Bde., Par. 1579), der ſog. «Catalecta» des Virgilius (Lyon 1573), des Feſtus (Par. 1575 u. 1584), des Varro (Par. 1573 u. öfter), des Cäſar (Leyd. 1608) und des Tragikers Seneca (Leyd. 1611), meiſt einer kühnen Kritik. Ein wahres Verdienſt aber erwarb er ſich durch das Werk «De emendatione temporum» (Par. 1583; beſte Ausg., Genf 1629), indem er zuerſt ein vollſtändiges, nach beſtimmten Grundſätzen geordnetes Syſtem der Chronologie aufſtellte, die Julianiſche Periode aufſand und ſo gewiſſermaßen der Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft wurde. Die von ihm ſelbſt und andern entdeckten Irrthümer verbeſſerte er ſpäter in dem «Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon» (2 Bde., Leyd. 1606; 2. Ausg., Amſterd. 1658). Auch machte er durch ſeine Schrift «De re numaria» (Leyd. 1606) auf den Werth der Münzkunde aufmerkſam. Nur geringen dichteriſchen Gehalt haben dagegen ſeine «Poemata» (Leyd. 1615; neue Aufl., Berl. 1864)); ſeine «Epistolae» (Lyon 1627) geben ein Bild von dem Gelehrtenweſen jener Zeit. Bald nach ſeinem Tode erſchienen von Is. Caſaubonus ſeine «Opuscula varia» (Par. 1610), ſpäter von Tan. Faber die «Scaligerana» (Grön. 1659 und Kopenh. 1667). S.'s «Olympiadenverzeichniß» wurde neuerdings von Schibel (Berl. 1852) neu bearbeitet. Vgl. Bernays, «Joſ. Juſtus S.» (Berl. 1855).

Scalpiren nennt man das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika mit verwundeten oder todten Feinden vorzunehmen pflegen, um die abgezogene Haut oder den Scalp als Siegeszeichen zu bewahren. Sie wickeln dabei das Haar ihres Feindes um die linke Hand, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals und ſchneiden die auf ſolche Weiſe ausgeſpannte Haut mit dem Meſſer in einigen Schnitten herunter. Das S. erregt einen unbeſchreiblichen Schmerz, und nur ſelten ſind die Beiſpiele, daß Scalpirte mit dem Leben davongekommen.

Scammonium heißt der in den Handel kommende eingedickte Milchſaft des Convolvulus Scammonia L. und auch anderer Pflanzen. Die genannte Windenart (ſ. Convolvulus) wächſt in Gebüſchen und auf Bergen Griechenlands, Kleinaſiens, Syriens u. ſ. w. und enthält in ihrem fleiſchigen, ſpindelförmigen, 3—4 F. langen und 3—4 Zoll ſtarken, auswendig gelben, inwendig weißen Wurzelſtock einen ſcharfen weißen Milchſaft, den man durch Einſchnitte in die oben freigelegte Wurzel und Auffangen in Gefäßen gewinnt. Der friſchausgelaufene, an der Luft bald erhärtende Saft wird vorher gewöhnlich mit Kreide, Gips, Mehl, Aſche, Sand u. ſ. w. vermengt und kommt in formloſen Stücken in den Handel. Man unterſcheidet zwei Sorten: S. von Aleppo und S. von Smyrna. Erſteres, die beſſere Sorte, beſteht aus leichten, undurchſichtigen, rauhen, ſcharfkantigen Stücken von grünlich-aſchgrauer Farbe, hat einen anfangs unbedeutenden, ſodann ſtark und unangenehm kratzenden Geſchmack und gibt, mit Waſſer zerrieben, eine grünliche Emulſion. Die zweite Sorte bildet ſchwere Stücke von beinahe ſchwarzer Farbe und gibt mit Waſſer keine grünliche Emulſion. Das gereinigte S. bildet ein farbloſes, durchſichtiges Harz. Daſſelbe wird in der Heilkunde als ſtarkwirkendes und ſcharfes Abführmittel angewendet. Unter dem Namen franzöſiſches S. kommt der eingedickte Milchſaft von Cynanchum monspeliacum L. (ſ. Cynanchum) in den Handel.

Scandiren (vom lat. scandere, hinansteigen) heißt einen Vers nach seiner Gliederung in die einzelnen Takte richtig vortragen. Das strenge und regelrechte Abmessen der Verse, die Scansion, wird mehr der Einübung wegen vorgenommen; bei der Declamation darf dasselbe weniger hervortreten.

Scanzoni von Lichtenfels (Friedrich Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten deutschen Geburtshelfer und Frauenärzte, geb. 21. Dec. 1821 zu Prag, widmete sich auf der Universität daselbst medic. Studien und wurde 1844 zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Nachdem er einige Zeit als Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause gewirkt, wurde er 1846 Assistent an der geburtshülflichen Klinik und 1848 ordinirender Arzt der Abtheilung für Frauenkrankheiten. 1850 ging er als Professar der Geburtshülfe an die Universität zu Würzburg, der er seitdem, trotz verschiedener Berufungen an die bedeutendsten deutschen Universitäten, treu geblieben ist. S.'s Ruf als praktischer Arzt wie als akademischer Lehrer reicht weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind besonders hervorzuheben: das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (Wien 1849 fg.; 3. Aufl., 2 Bde., 1855), welchem ein «Compendium der Geburtshülfe» (Wien 1854; 2. Aufl. 1861) folgte; ferner «Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane» (Wien 1856; 2. Aufl. 1859); «Die Krankheiten der weiblichen Brüste und Harnwerkzeuge» (2. Aufl., Prag 1859); «Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie» (Bd. 1—4, Würzb. 1854—60); «Die chronische Metritis» (Wien 1863) u. s. w. Alle diese Werke haben auf ihren Gebieten mehr oder minder epochemachend gewirkt und sind in franz., engl., ital., holländ. und russ. Uebersetzungen über die ganze civilisirte Welt verbreitet.

Scapulier (scapularium) heißt der Theil der Mönchskleidung, welcher aus zwei Stücken Tuch besteht, von denen das eine die Brust, das andere den Rücken deckt. Bei den Laienbrüdern geht das S. nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße. Am bekanntesten in der Geschichte des Mönchthums ist das sog. heilige S. der Karmeliter, welches der Generalprior des Ordens, Simon Stock, 1251 von der Maria mit der Versicherung empfangen haben soll, daß der darin Sterbende den ewigen Strafen entgehe. Diese Tradition wurde eine ergiebige Erwerbsquelle für den Orden.

Scarabäus (lat., der Käfer) wird vorzugsweise der Heilige Käfer, Ateuchus sacer, genannt. Er gehört zu der Sippschaft der Mistkäfer, ist schwarz und glatt, etwa 1½ Zoll lang, der Kopf schildförmig, vorn mit sechs Kerben wie eine strahlende Sonne. Er findet sich besonders an den Küsten des Mittelmeeres, macht, wie alle Arten seiner Gattung, Pillen aus frischem Mist, in die er ein Ei legt, sie ein Zeit lang rollt, schließlich eingräbt, und wurde von den Aegyptern heilig gehalten. Sein hieroglyphischer Name ist cheper. Er war, nach Harapallon, ein Symbol der Sonne und der Weltschöpfung. Auch die Denkmäler lehren, daß der Gott Chepera ein Sonnengott war. Bekannt sind die unzähligen Nachbildungen des heiligen Käfers in Stein und gebrannter Erde. Man hatte die Vermuthung aufgestellt, daß sie statt Münze gebraucht worden seien. Dies ist nicht der Fall. Sie dienten nur als Amulete und heiliger Schmuck und sind deshalb stets mit einem Loche in der Länge des Käfers versehen, um sie an Schnüren aufziehen zu können. Diese Scarabäen pflegen auf der glatten Unterseite hieroglyphische Namen von Göttern oder Königen, selten von Privatleuten, oft aber auch andere kleine Legenden oder einzelne heilige Symbole zu enthalten. Sie sind meistens klein, durchschnittlich etwa ½ Zoll lang; es finden sich aber auch weit größere, bis zu 3 und 4 Zoll Länge, deren Inschriften sich dann noch bestimmter auf den Todtencult zu beziehen pflegen. Aber nicht allein in Aegypten, sondern auch in Asien, Griechenland und Italien finden sich diese Scarabäen, zum Theil als werthvolle Gemmen, meist aus Karneol, mit verschiedenen Darstellungen, zuweilen auch mit unverkennbar ägyptisirenden Symbolen, welche auf die ursprüngliche Heimat dieser ganzen Sitte hinweisen.

Scarämuz (ital. Scaramuccia) ist neben dem Arlecchino (s. d.) auf der ital. Bühne einer der stehenden Charaktere für die Farce, welcher ungefähr um 1680 an die Stelle des alten span. Kapitäns trat, ganz schwarz in span. Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging und den Aufschneider vorstellte, der am Ende vom Arlecchino durchgeprügelt wird. Der eigentliche S. hieß Tiberius Fiorelli und war ein geborener Neapolitaner, welcher auf der ital. Bühne sich durch seine Witzworte und Späße nicht weniger als durch seine mimische Kunst auszeichnete. In Frankreich wurde der S. auch zur Darstellung anderer Charaktere gebraucht.

Scarlatti (Alessandro), ein um die Entwickelung der modernen Tonkunst höchst verdienter ital. Meister, geb. 1649 zu Trapani in Sicilien, erhielt seine höhere musikalische Ausbildung

wahrſcheinlich durch Cariſſimi in Rom. Hier wurde er ſpäter auch Kapellmeiſter der Königin Chriſtine von Schweden und führte als ſolcher 1680 die Oper «L'Onestà nell' amore» im Palaſt der Königin auf. Doch war dies keinesfalls ſeine erſte Oper; nur kennt man die Titel ſeiner frühern muſikaliſch-dramatiſchen Werke nicht. Von ſeinen größern Werken aus der Zeit von 1680—93 ſind noch zu nennen die Opern «Pompeo» (1684) und «Teodora» (1693) ſowie das Oratorium «I dolori di Maria sempre vergine» (ebenfalls 1693). 1693 verließ er Rom und nahm in Neapel ein Kapellmeiſteramt an, in welcher Stellung er eine ganze Reihe von Opern (z. B. «Pirro e Demetrio», «Il Prigioniero fortunato», «Mitridate Eupatore», «Laodicea e Berenice», «Il Figlio delle selve» u. ſ. w.) lieferte. 1703 ging er wieder nach Rom, wo er nun bis 1707 als zweiter, von da bis 1709 als erſter Kapellmeiſter an der Kirche Sta.-Maria Maggiore und nebenbei als Director der Privatmuſik des Cardinals Ottoboni wirkte. 1709 wandte er ſich abermals nach Neapel. Hier wurde er königl. Oberkapellmeiſter und leitete abwechſelnd die Conſervatorien di Sant' Onofrio, dei Poveri di Geſù Criſto und di Loreto. Zu den bedeutenden Schülern, die er bildete, gehören unter andern Durante, Logroscino und Haſſe. Er ſtarb zu Neapel 24. Oct. 1725. Von den Opern, die S. in der Zeit von 1709 bis an ſein Ende componirt, kennt man noch die Titel von einigen 20; ganz beſonders meiſterhaft iſt darunter der «Tigrane» (1715). Im ganzen hat er 118—120 Opern geſetzt. Neben dieſer ſtaunenswerthen Fruchtbarkeit im dramatiſchen Fache verfaßte er auch eine ſehr große Menge von Kirchen- und Kammercompoſitionen. Die Zahl ſeiner Meſſen allein wird auf 200 angegeben, und dieſen ſchließen ſich an Oratorien, Motetten, Pſalmen u. ſ. w. in großer Zahl. Von den Kammerſtücken nennt man einige hundert Cantaten für eine Singſtimme, viele Madrigale, Duette, Klavier- und Orgelſtücke u. ſ. w. Was von allen dieſen Sachen in Bibliotheken, Kirchenarchiven u. ſ. w. noch vorhanden (gedruckt iſt verhältnißmäßig nur wenig), beweiſt, daß S. zu den größten Tonmeiſtern aller Zeiten gehört. Er zeigt ſich gleichgroß in den Künſten des höhern Contrapunkts wie in der dramatiſchen Recitation, in Erfindung von Melodien des edelſten und treffendſten Ausdrucks wie in einer freien und immer ſinnigen Inſtrumentalbegleitung. S. überflügelte ſein Zeitalter beträchtlich und war ein wahrer Reformator der muſikaliſchen Künſte. Auf den Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen wirkte er mächtig ein und bereitete jenen Umſchwung vor, den die Tonkonſt in der nachfolgenden Periode durch die neapolit. Schule erhielt. Er ſoll auch der erſte geweſen ſein, der zu ſeinen Opern eigene Ouverturen componirte. — Sein Sohn, Domenico S., der größte Klavierſpieler Italiens in der erſten Hälfte des 18. Jahrh., auch guter Componiſt, geb. zu Neapel 1683, erhielt von ſeinem Vater und dann von Gasparini ſeine künſtleriſche Ausbildung. Im Klavierſpielen genoß er höchſt wahrſcheinlich noch den Unterricht Bernardo Pasquini's. Ueber ſeine frühere Laufbahn iſt nichts bekannt. 1709 traf er in Venedig mit Händel zuſammen, dem er aus Bewunderung (namentlich für deſſen Klavierimproviſationen) nach Rom nachreiſte. Hier machte er ſich durch Opern, Cantaten und Kirchenſachen einen Namen und wurde dann 1715 Tommaſo Baj's Nachfolger als Kapellmeiſter an der Peterskirche. 1719 ging er nach London, wo er als Accompagnateur an der Italieniſchen Oper fungirte, auch 1720 ſeine Oper «Narcisso» zur Aufführung brachte. In den J. 1721—26 wirkte er als Hofklavierlehrer in Liſſabon. Sodann kehrte er nach Italien zurück, das er 1729 wieder verließ, um die Stelle als Hofklavierlehrer in Madrid anzunehmen. Er ſtarb 1759, nach einigen zu Madrid, nach andern zu Neapel. Die Zahl der Klaviercompoſitionen S.'s iſt ſehr beträchtlich, und mancherlei davon iſt im Verlaufe der Zeit im Druck erſchienen.

Scarpa (Antonio), einer der größten Anatomen und Chirurgen, geb. 13. Juni 1747 zu Motta in der Mark Treviſo, widmete ſich frühzeitig dem Studium der Heilkunde auf der Univerſität zu Padua, wo er die Freundſchaft Morgagni's gewann. Nach kurzem Aufenthalte in Bologna, wo er ſich unter Riviera in der Chirurgie vervollkommnete, erwarb er ſich in Padua die medic. Doctorwürde. 1772 folgte er dem Rufe als Profeſſor der Anatomie nach Modena, wo er auch erſter Wundarzt am Hospital wurde. Während der acht Jahre, die er hier verlebte, wurden von ihm faſt alle medic. Anſtalten, namentlich ein anatom. Hörſaal und eine chirurg. Klinik neu geſchaffen. Vom Herzoge Hercules III. beleidigt, ging er nach Frankreich, Holland und England, wobei er die nähere Bekanntſchaft der erſten Anatomen und Wundärzte damaliger Zeit machte. Auf Empfehlung ſeines Leibarztes Brambilla, der S. in Paris kennen gelernt hatte, ernannte ihn Kaiſer Joſeph II. 1784 zum Profeſſor der Anatomie in Pavia. Noch in demſelben Jahre unternahm er gemeinſchaftlich mit Volta auf eine Einladung des Kaiſers eine Reiſe nach Wien, der ihm auch die Mittel gewährte, Prag, Dresden, Leipzig, Halle, Berlin

und Göttingen zu besuchen. Wie in Modena, so machte sich S. auch in Pavia wieder durch viele neue Einrichtungen verdient. Als 1796 Pavia der Cisalpinischen Republik einverleibt wurde, blieb S., trotz seiner Weigerung, den republikanischen Eid zu leisten, in seinen Aemtern und wurde sogar an die Spitze des Directoriums der medic. Angelegenheiten für den chirurg. Theil gestellt. Auf sein Ansuchen 1804 in Ruhestand versetzt, nöthigten ihn 1805 die Einladungen Napoleon's, der ihn zu seinem ersten Wundarzte ernannte, seine Stelle wieder einzunehmen, die er nun bis 1812 verwaltete, worauf er in Ruhestand zurücktrat. Als Pavia wieder an Oesterreich gekommen war, wurde S. zum Director der medic. Facultät ernannt, welche Stelle er indeß auch bald niederlegte. Seitdem lebte er theils in Pavia, theils auf seinem Landsitze zu Bonasco. Von jeher Freund der classischen Studien, war er Kenner und seiner Beurtheiler älterer und neuerer Kunstwerke, was er durch einige kleine Schriften und eine ausgewählte Gemäldesammlung bewies. Er starb 31. Oct. 1832. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders anzuführen: «Observationes de structura fenestrae rotundae» (Modena 1772); «Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu» (Pav. 1789); «Tabulae neurologicae ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum» (Pav. 1794); «De anatome et pathologia ossium» (Pav. 1827); «Sulle principali malattie degli occhi» (5. Aufl., 2 Bde., Pav. 1816); «Sull' aneurisma» (Pav. 1804); «Sull' ernie» (2. Aufl., Pav. 1820). Unter dem Titel «Antonio S.'s neueste chirurgische Schriften» (deutsch von Thieme, 2 Bde., Lpz. 1828—31) erschienen die Abhandlungen über den Krebs, den Steinschnitt, den Wasserbruch, den Mittelfleischbruch, die Unterbindung der Arterien und die temporäre Ligatur.

Scarron (Paul), ein burlesker und komischer Dichter der Franzosen, geb. 1610 zu Grenoble, vergeudete sehr jung sein väterliches Erbe, fand aber zum Glück in Lemans eine Domherrnstelle, die er antreten konnte, ohne Geistlicher zu werden. Er setzte in dieser Lage sein lustiges Leben fort, bis er im Carneval 1638 durch eine heftige Erkältung den Gebrauch seiner Glieder für immer verlor. Auch als Krüppel, oft von den heftigsten Gichtschmerzen gefoltert, blieb er stets munterer Laune. Später siedelte er nach Paris über, wo er Theaterstücke schrieb und von der Königin Anna eine Pension erhielt, die ihm beim Erscheinen seiner «Mazarinade» (1651) entzogen wurde. Die travestirte «Aenëis» (Par. 1649; herausg. von Fournel, Par. 1858) ist das Muster dieses Genre. Sein «Roman comique» (Par. 1662; neue Ausgabe von Fournel, Par. 1857; deutsch, 3 Bde., Reval 1782) gewährt noch immer einiges Interesse; dagegen sind seine meist dem Spanischen nachgebildeten Lustspiele gänzlich verschollen. Trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit heirathete er 1652 Mademoiselle d'Aubigné, die spätere Frau von Maintenon (s. d.). Er starb zu Paris 16. Oct. 1660. Seine «Oeuvres complètes» wurden herausgegeben von Bruzer de la Martinière (10 Bde., Par. 1739; neue Aufl., 7 Bde., 1786).

Scaurus (Marcus Aemilius), ein Römer, der verarmten Familie eines patricischen Geschlechts angehörig, geb. 163 v. Chr., schwang sich durch Talent und Energie zu den höchsten Staatswürden und zu großem Reichthum empor. Nachdem er das Geschäft eines Geldwechslers aufgegeben und in Spanien und Sardinien gedient, erlangte er 123 die curulische Aedilität und 120 die Prätur. Seinen Ehrgeiz und seine Habsucht wußte er klug zu verbergen, auch vermied er die Bestechungen des Jugurtha, als Adherbal diesen in Rom verklagte. 115 führte er als Consul glücklich in Gallien Krieg und stand seitdem als Princeps senatus unter den Häuptern der senatorischen Partei, zugleich beim Volke angesehen, das bei mehrern gegen ihn gerichteten Anklagen ihn freisprach. 109 bekleidete er die Censur und 107 an der Stelle des gegen die Tiguriner gefallenen Lucius Cassius zum zweiten mal das Consulat; im J. 100 ergriff auch er die Waffen gegen Saturninus (s. d.). Kurz vor seinem Tode beschuldigte ihn 90 der Tribun Varius, die Bundesgenossen zum Kriege gereizt zu haben, zog aber, da S. es in Abrede stellte, seine Anklage zurück. S. gehörte zu den ersten Römern, die ihr eigenes Leben schilderten. Einen seiner Söhne hatte, da er vor den Cimbern geflohen war, sein strenger Tadel zum Selbstmord getrieben; der andere, wie sein Vater Marcus genannt, wurde, da seine Mutter Cäcilia als Witwe 88 den Sulla heirathete, dessen Stiefsohn. Derselbe vermehrte im Mithridatischen Kriege als Quästor des Pompejus den ererbten Reichthum und verschwendete ihn darauf als curulischer Aedil 58 durch den Luxus, mit dem er dem Volke fröhnte. Für Schauspiele errichtete er auf die Dauer eines Monats ein hölzernes Theater, das 80000 Menschen faßte, dessen Bühne mit 360 Marmorsäulen und 3000 ehernen Bildsäulen geschmückt, an den Wänden mit Marmor, Glasmosaik, vergoldeten Holztafeln bekleidet und mit sicyonischen Gemälden und kostbaren Teppichen verziert war. Im Circus führte er 150 Panther, 5 Krokodile und einen Hippopotamus dem Volke vor. Nach der Prätur 56 bereicherte er sich von neuem in

Digitized by Google

Sardinien, wurde dann, als er sich um das Consulat bewarb, von Triarius wegen Erpressungen angeklagt, von mehrern, auch von Hortensius und Cicero, dessen Rede zum Theil erhalten ist, vertheidigt und von den Richtern freigesprochen, bei der sich anschließenden Anklage wegen Ambitus aber, obwol ihn Cicero wieder vertheidigte und das Volk seine Freisprechung verlangte, zum Exil verurtheilt. Berühmt durch Pracht und Reichthum an Kunstschätzen war sein Haus auf dem Palatin, daher Mazois seine Untersuchungen über das röm. Haus: «Palais de Scaurus» (deutsch von Wilstemann, Gotha 1820) betitelte.

Scene (scena) heißt die erhabene Schaubühne im Theater, auf der das Schauspiel stattfindet. (S. Theater.) Ferner bezeichnet man mit S. den Ort und das Land, an oder in welchem die Handlung vor sich geht. Auch gebraucht man es für Auftritt.

Scenische Spiele (ludi scenici) hießen bei den Römern ursprünglich die einfachen Spiele, welche auf einer erhabenen Schaubühne (scena) aufgeführt wurden und in einem Tanze mit Begleitung der Flöte bestanden, ohne alle Beimischung von Gesang oder mimischer Darstellung. Die Veranlassung dazu gab der gewöhnlichen Erzählung nach eine 361 v. Chr. zu Rom ausgebrochene Pest, wobei man unter andern Mitteln auch besondere Schauspieler oder Histrionen aus Etrurien herbeirief und angeblich zur Versöhnung der erzürnten Götter diese Spiele zuerst einrichtete. In späterer Zeit jedoch kamen Gesänge und mimische Darstellungen hinzu, bis man zuletzt die theatralischen Darstellungen, im Gegensatze der Kampfspiele, Wettrennen u. s. w., oder die Schauspiele im allgemeinen damit bezeichnete. In diesem letztern Sinne wurden nun die scenischen Spiele zur Zeit der Republik von den obersten Behörden und einzelnen Parteihäuptern zur Gewinnung und Befestigung der Volksgunst auf das glänzendste ausgestattet und nachher von den Kaisern seit Augustus mit Ueberbietung früherer Pracht in gleicher Absicht fortgesetzt, bis sie mit dem Verfall des Reichs ihren Untergang fanden.

Scepter (vom lat. sceptrum, griech. skeptron, d. i. Stütze, Stab) war schon bei den Völkern des Alterthums, namentlich bei den Hebräern und Griechen, das Zeichen einer gewissen Würde und Gewalt und wurde auch als Zeichen der Uebertragung dieser Gewalt an andere zur Ausführung bestimmter Zwecke gegeben. Bei den Römern führte nur der Imperator triumphans das S. Bei dem S. zu schwören, war gleichfalls eine Sitte des Alterthums. Im Mittelalter war das S. unzertrennlich von der Person des Regenten und wurde bei feierlichen Gelegenheiten demselben von eigens dazu bestimmten Beamten vorgetragen. Das S. allein galt als Repräsentant der Person und wurde so in vielen Fällen gebraucht, z. B. zur Uebertragung der Richtergewalt an einzelne Personen oder Corporationen. So war auch das Berühren oder Küssen des S. ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Als Zeichen der unbeschränkten Richtergewalt führen auch die Rectoren der Universitäten das S. bei öffentlichen Feierlichkeiten und Gerichtssitzungen. Der Form nach bestand das S. aus einem langen Stabe, wie ihn noch in neuerer Zeit die Herrscher Frankreichs führten, nur daß diese das Zeichen der oberstrichterlichen Gewalt, eine Hand, auf demselben angebracht hatten. Das S. des Mittelalters ist ein kurzer Stab, der je nach dem Geschmack sehr verschieden gebildet und verziert wird.

Schabe (Blatta), eine Insektengattung aus der Unterordnung der laufenden Geradflügler, ist durch einen flachen Leib, verlängerte Beine mit dornigen Schienen, ein vorn abgerundetes Halsschild, welches zugleich den Kopf wie ein Dach bedeckt, und lederartige vieladerige Flügeldecken ausgezeichnet. Die Weibchen sind fast ungeflügelt. Die Arten dieser Gattung sind lästige, sehr schnell laufende Thiere, welche sich in unsere Wohnungen eindrängen, am Tage sich lichtscheu in Ritzen, Löchern und Winkeln besonders an warmen Orten, wie in Küchen, in der Nähe der Backöfen u. s. w., verbergen, aber sobald das Licht erloschen ist, scharenweise hervorkommen, sich geräuschlos über Tisch und Bänke verbreiten und die unverwahrten Eßwaaren aller Art benagen. Sie fressen Mehl, Backwerk, Zucker, greifen trockene vegetabilische Vorräthe und trockenes Fleisch an, zernagen, wo bessere Nahrung fehlt, sogar wollene und baumwollene Kleidungsstücke und schaben selbst das Schuhwerk ab. Bücher, Papier und Oellampen sind vor ihnen nicht sicher. Bei uns ist die Küchenschabe oder Brotschabe (B. Orientalis), auch Kakerlak, misbräuchlich auch Schwabe genannt, der widrige und lästige Feind der Eßwaaren. Sie ist 1 Zoll lang, lederbraun und das Weibchen sehr kurz geflügelt. Dieselbe soll aus dem Oriente eingewandert sein und ist jetzt vorzüglich bei Bäckern und Schmieden sehr verbreitet. Enten und Igel fressen gern S.; auch vertilgt man sie durch Verstopfen der Löcher, Legen von Leimruthen und durch Töpfe, in welche man Eßwaaren legt, und die man außen mit Tüchern umwickelt, damit die S. leichter an den Rand gelangen können und hineinfallen. Auch das Uebergießen ihrer Schlupfwinkel mit kochendem Wasser ist ein sehr wirksames Mittel. Die deutsche S.

(B. germanica), welche auf dem Brustschilde zwei schwarze Längsflecken hat und 5 Linien lang ist, findet sich nur einzeln in den Wäldern. Die lappländische S. (B. Lapponica) thut den Fischvorräthen der Lappländer häufig Schaden. Aber noch weit schädlicher ist die Riesenschabe (B. gigantea) in Amerika, welche dort in mehrern Gegenden eine Landplage ist und oft in einer Nacht einen Vorrath von Lebensmitteln zerstört. Manchmal wird auch die Pelzmotte, wie auch der Kellerefel (Kellerassel und Mauerassel) mit dem Namen S. bezeichnet.

Schabkunst, s. Kupferstechkunst.

Schablone heißt ein Muster, nach welchem eine größere Anzahl ganz gleichgestalteter Dinge gefertigt werden soll. Von der Patrone (s. d.) unterscheidet sie sich insofern, daß diese ein Blatt ist, innerhalb dessen ein Muster gezeichnet oder ausgeschnitten ist, und das man braucht, um dies Muster ganz gleich auf viele Flächen aufzutragen, wie z. B. beim Malen der Zimmerwände und Decken, bei der Kartenfabrikation, der chines. Malerei u. dgl. m.; die S. aber ist ein Blatt, welches das Muster nach seinem Umfange enthält, das man dann auf Flächen aufträgt, um dieselben danach auszuschneiden, wie z. B. beim Zuschneiden der Kleidungsstücke, dem Bearbeiten der Quadern, mehrern Tischlerarbeiten, beim Ziehen der Gesimse aus Stuck u. dgl. m. Die S. bestehen daher meistens aus Holz oder Blech, die Patronen aber aus starkem Papier.

Schach, s. Schachspiel.

Schachmaschine, s. Kempelen (Wolfgang von).

Schachowskoi, eine russ. fürstliche Familie, welche durch die Theilfürsten von Jaroslawl ihre Abkunft von Rurik herleitet. — Fürst Grigorji Petrowitsch S. stellte sich 1606 als Wojwode von Putiwl an die Spitze der Partei, die den zweiten falschen Demetrius ausrief, und spielte während der darauffolgenden Wirren eine ebenso hervorragende als für sein Vaterland unglückliche Rolle. — Fürst Jakow Petrowitsch S., geb. 1705, trat unter Peter d. Gr. in Kriegsdienste, ward unter Elisabeth Senator und 1762 Generalprocurator oder Justizminister, zog sich aber 1766 von den Geschäften zurück und starb 1777. Seine für die Geschichte der Thronrevolutionen seiner Zeit wichtigen Memoiren wurden von Katschenowski herausgegeben (2 Bde., Mosk. 1810 und Petersb. 1821). — Fürst Alexander Alexandrowitsch S., geb. 1777, einer der geistreichsten dramatischen Schriftsteller Rußlands, war eine Zeit lang Intendant des petersburger Hoftheaters und bereicherte die Bühne mit einer großen Anzahl von Originalstücken und Uebersetzungen in Versen und Prosa. Seine besten Werke sind: das Trauerspiel «Deborah»; die Lustspiele «Aristophanes», «Die Bäder von Lipezk», «Die Verschwender», «Der neue Sterne», «Der Streit»; das Drama «Ivanhoe»; die Opern «Die Liebespost» und «Iwan Sussanin»; die Vaudevilles «Der Kosak als Dichter», «Die Landleute», «Lomonossow, oder der Dichter als Soldat» (auch ins Deutsche übersetzt) u. a. Man hat von ihm auch ein komisches Heldengedicht «Die geraubten Pelze» und mehrere Satiren. Er starb zu Moskau 1846. — Fürst Iwan Leontjewitsch S., ein aus dem franz. und poln. Kriege bekannter General, machte seine ersten Feldzüge unter Suworow und war 1805 Oberst eines Jägerregiments, mit welchem er unter dem Grafen Tolstoy an der Expedition nach Norddeutschland theilnahm. Er kämpfte dann bei Pultusk und Friedland, befehligte in dem Feldzuge von 1812 eine Infanteriedivision und wurde nach der Schlacht von Leipzig zum Generallieutenant befördert. In der Folge erhielt er das Commando des Grenadiercorps und hatte sein Hauptquartier in Nowgorod. 1826 zum General der Infanterie ernannt, ward er 1831 mit seinem Corps der Armee des Feldmarschalls Diebitsch zugetheilt und rückte im Febr. in das Königreich Polen ein. Bei Bialolenka bestand er ein hartnäckiges Gefecht gegen Krukowiecki, zeigte in der Schlacht von Ostrolenka große Tapferkeit und commandirte beim Sturm von Warschau die Reserve, mit welcher er jedoch bald ins Gefecht kam und viel zur Entscheidung beitrug. 1832 ward er Mitglied des Reichsraths in Petersburg, später Präsident des Militär-Generalauditoriats und 1848 Präsident des Militärdepartements im Reichsrath. Von letzterm Posten trat er 1858 zurück. Er starb zu Petersburg 1. April 1860.

Schachspiel, eins der ältesten und beliebtesten Bretspiele, dessen weitverbreitetste Art, das Zweischach oder schlechthin S., von zwei Parteien auf dem gewöhnlichen Damenbret von 64, abwechselnd hell und dunkel gefärbten Feldern gespielt wird. Jede Partei hat 16 Steine oder Figuren, darunter 8 kleinere, einander gleiche, Bauern genannt, welche beim Anfang des Spiels auf die zweite Felderreihe gestellt werden, während die 8 größern, Offiziere genannt, auf die erste Reihe zu stehen kommen. In beiden Eckfeldern stehen die Thürme oder Rochen (an ihrer thurmähnlichen Gestalt kenntlich), daneben die Springer (auch Rösser oder Ritter, mit einem Pferdekopf versehen), neben diesen die Läufer (von schlanker Gestalt), in den beiden mittlern Fel-

Digitized by Google

dern endlich die beiden Hauptfiguren König und Königin (Dame). Die letztere ſteht auf dem Felde, welches ihrer Parteifarbe entſpricht, ſodaß die Königin der weißen Partei auf dem hellen, die der ſchwarzen Partei auf dem dunkeln Mittelfelde der erſten Reihe Platz findet. Beim Spielen ſelbſt, welches Zug um Zug von beiden Parteien vor ſich geht, bewegen dieſe je eine Figur deren Gangweiſe gemäß auf dem Brete. Es gehen die Bauern bei jedem Zuge um einen Schritt vorwärts in das nächſt vor ihnen gelegene Feld, dürfen aber bei ihrer erſten Bewegung auf einmal auch zwei Felder weit vorrücken. Die Thürme bewegen ſich in geraden Linien über beliebig viele unbeſetzte Felder, die Läufer aber in ſchrägen Linien ſtets auf Feldern derſelben Farbe. Die Springer ſpringen, ihr Standfeld eingerechnet, auf ein drittes Feld von anderer Farbe als das Standfeld. Die Königin vereinigt in ſich den Gang von Thurm und Läufer, d. h. ſie geht nach Belieben des Spielers bald wie der eine, bald wie der andere dieſer beiden Offiziere. Der König bewegt ſich um einen Schritt bei jedem Zuge, in irgendein vor oder hinter ihm, ſeitwärts oder ſchräg gelegenes Feld. Nur Felder, die von feindlichen Steinen beſtrichen oder bedroht werden, darf er nicht beziehen. Von ſeiner Erhaltung hängt nämlich der Ausgang dieſes Spiels ab, bei welchem es für jede Partei darauf ankommt, den feindlichen König ſo mit einer Figur anzugreifen, daß der Gegner ſolchen Angriff in ſeinem nächſten Zuge nicht abzuwehren vermag. Wer dieſen Zweck erreicht, macht den feindlichen König «mat» (indiſch, d. i. todt) und gewinnt hiermit die Partie. Beim Anfange des Spiels handelt es ſich für beide Spieler zunächſt darum, die mittlern Bauern vor König und Königin vorzuziehen, ſodann die wichtigſten Offiziere, vor allen Springer und Läufer auf der Königsſeite, herauszubringen. Sobald die Felder zwiſchen König und einem der Thürme leer geworden, kann der König, falls er nicht im Schach ſteht, d. h. von einer feindlichen Figur bedroht iſt, rochiren, indem er zwei Felder weit ſeitwärts geht und der Thurm ſich zugleich auf die andere Seite neben ihn ſtellt. Hierbei darf jedoch das vom Könige überſprungene Feld, auf welches der Thurm zu ſtehen kommt, ebenfalls nicht von einer feindlichen Figur bedroht ſein. Mittels der Rochade wird der König nach der Ecke zu in Sicherheit und der Thurm in freiere Wirkſamkeit geſetzt. Wenn in ſolcher Weiſe die Figuren aufs Königs- wie Königinſeite herausgebracht, und die Verbindung der Thürme durch die Rochade hergeſtellt iſt, hat die erſte Entwickelung oder die Eröffnung des Spiels ihr Ende erreicht, und es beginnt nun das ſog. Mittelſpiel, in welchem beide Parteien beſtrebt ſind, irgendeine Schwäche in der feindlichen Stellung auszunutzen und darauf hin einen Plan zu gründen, der entweder direct bis zur Matſetzung des feindlichen Königs oder zunächſt zur Erlangung irgendeines entſcheidenden Vortheils an beſſerer Stellung oder an gewonnenen Figuren führt. Eine ſolche Uebermacht an Kräften wird durch vortheilhaftes Schlagen feindlicher Steine erreicht, wobei die Offiziere ebenſo ſchlagen, wie ſie gehen, während die Bauern nur in die ſchräg vor ihnen gelegenen nächſten Felder zur Rechten oder Linken ſchlagen. Durch wiederholtes Schlagen auf beiden Seiten mindern ſich allmählich die Streitkräfte, und wenn keine Partei dabei in Nachtheil geräth, ſo kann der Fall eintreten, daß in dem ſog. Endſpiele mit noch wenigen Steinen bei nur einigermaßen vorſichtigem Spiele keine Partei die andere zu überwältigen vermag. Das Spiel bleibt dann unentſchieden oder wird «remis» gegeben. Mitunter gelingt es aber einem Spieler, irgendeinen Bauer bis in die feindliche Offizierreihe vorzubringen, wo dann der Bauer den Rang der Königin oder eines beliebigen Offiziers, welchen der Spieler verlangt, erwirkt. Mit Hülfe der neuen Königin wird dann ſehr oft das Spiel noch entſchieden, d. h. der feindliche König «mat» gemacht. Auf dieſe Weiſe wird das S. gegenwärtig faſt in allen civiliſirten Ländern, hier und da nur mit ſehr geringen Modificationen, geſpielt. Ehedem aber gab es mannichfaltige Abweichungen, und vor dem 16. Jahrh. war ſogar die Gangweiſe mehrerer Steine eine andere. Im alten Indien, wo das Schach lange vor unſerer Zeitrechnung erfunden worden ſein ſoll, wurde daſſelbe auf dem 64felderigen Brete von vier Parteien geſpielt, deren jede, außer dem Könige, vier Figurenarten (einen Thurm, Läufer, Springer und vier Bauern) hatte. Doch zog man in der Folge je zwei Parteien zuſammen, und in dieſer Geſtalt ſoll das Spiel zunächſt nach China und Perſien übertragen worden ſein, von wo es um die Zeit Karl's d. Gr. nach Griechenland, ſpäter durch die Sarazenen und Mauren nach Italien und Spanien kam. Dem claſſiſchen Alterthum iſt das Schach fremd geblieben, obſchon die Griechen und Römer andere Bretſpiele leichterer Art kannten und übten. Die allgemeine Verbreitung des S. im Occident, namentlich in Deutſchland und Frankreich, erfolgte erſt durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer. Die erſten Schriften über das Schach in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt gehören dem Anfange der neuern Zeit an. In Spanien, wo Lucena und Ruy Lopez (um 1500) über das Schach ſchrieben, entwickelte ſich zuerſt die theoretiſche und praktiſche Schachliteratur, die dann zunächſt in

Italien (im 17. und 18. Jahrh.) von Meistern wie Salvio, Carrera, Greco, später von Lolli und Ponziani weiter gepflegt wurde. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte der franz. Meister Philidor (s. d.) das Gebiet des Schach. Sodann traten während der ersten Hälfte des 19. Jahrh. die Engländer in den Vordergrund, und seit einigen Jahrzehnten gelten die deutschen Meister für die besten Spieler wie Schriftsteller auf diesem Felde. Das umfassendste und gründlichste Werk lieferte in neuerer Zeit Bilguer (s. d.), ein gutes Compendium M. Lange («Lehrbuch des S.», 2. Aufl., Halle 1865; «Feinheiten des S.», Lpz. 1865). Die Geschichte des S. behandelte Maßmann (s. d.), die Literatur desselben A. Schmid. Von großer Bedeutung ist in neuester Zeit die leipziger «Schachzeitung» geworden, welche von den besten Spielern und Schachkennern aller Nationen unterstützt wird.

Schacht, s. Grubenbau.

Schachtelhalm, s. Equisetum.

Schack (Adolf Friedr. von), ausgezeichnet als Literarhistoriker und Uebersetzer, geb. 2. Aug. 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin im Mecklenburgischen, kam nach Ernennung seines Vaters zum Bundestagsgesandten nach Frankfurt, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dann 1834—38 zu Bonn, Heidelberg und Berlin dem Studium der Jurisprudenz, zugleich aber aus Neigung dem der verschiedenen europ. Literaturen und der orient. Sprachen. Nachdem er seit 1838 eine Zeit lang beim Kammergericht zu Berlin gearbeitet, durchstreifte er Italien, Sicilien, Aegypten, Syrien und die Türkei, hielt sich dann in Griechenland auf und ging nach Spanien, um die dortigen Bibliotheken zu durchforschen. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Großherzogs von Mecklenburg, begleitete denselben als Kammerherr und Legationsrath auf seinen Reisen nach Italien und Konstantinopel und wurde hierauf zur Bundestagsgesandtschaft versetzt. 1849 ging S., nachdem er zuvor einen längern Urlaub zu einer nochmaligen Reise nach Italien, Aegypten und Palästina benutzt, erst als Bevollmächtigter bei dem Collegium der Union, dann als Geschäftsträger nach Berlin, wo er trotz mannichfaltiger Berufsgeschäfte dem Studium der orient. Sprachen, besonders des Sanskrit, Arabischen und Persischen, oblag. Nach dem Tode seines Vaters (1852) nahm S. als Geh. Legationsrath seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging zunächst auf seine Güter in Mecklenburg, reiste aber dann nach Spanien, wo ihn bis 1854 vorzugsweise Forschungen über die Geschichte und Cultur der span. Araber beschäftigten. Eine Einladung des Königs Maximilian II. von Baiern veranlaßte ihn hierauf zur Uebersiedelung nach München, wo er auch seitdem einen Theil des Jahres zuzubringen pflegt und seine Gemäldegalerie (besonders reich an guten Bildern neuerer Meister) eines weitverbreiteten Rufs genießt. Zu S.'s Hauptwerken gehört die «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien» (3 Bde., Berl. 1845—46), die zu den vorzüglichsten literarhistor. Arbeiten der neuern deutschen Literatur zählt und durch einen Band «Nachträge» (Frankf. 1854) vervollständigt wurde. An dasselbe schloß sich das «Span. Theater» (2 Bde., Frankf. 1845) an, treffliche Uebersetzungen aus den dramat. Dichtern der Spanier enthaltend. Nicht minder gelungen sind die Uebertragungen der «Heldensagen des Firdusi» (Berl. 1851) und der «Epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi» (2 Bde., Berl. 1853), welchen in der deutschen Uebersetzungsliteratur eine vorzügliche Stelle gesichert ist. Dieselben erschienen in einer zweiten Auflage (Berl. 1865) vereinigt. Ferner veröffentlichte S. «Stimmen vom Ganges» (Berl. 1856), eine Sammlung indischer Sagen, und «Romancero der Spanier und Portugiesen» (mit Geibel, Stuttg. 1860). Ein Werk von eigenthümlicher Bedeutung für die Literatur- und Kunstgeschichte ist «Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien» (2 Bde., Berl. 1865). In seinen «Gedichten» (Berl. 1866; 2. Aufl. 1867) bekundet sich S. als ein Lyriker von hervorragendem Talent und großem Gedankenreichthum.

Schade (juristisch), s. Damnum.

Schädel (cranium) heißt in der Anatomie derjenige Theil des knöchernen Kopfs, welcher die Hülle (Kapsel) für das Gehirn bildet. Derselbe wird von den beim Menschen bald verwachsenden, sonst meist getrennten Stirnbeinen, den Scheitelbeinen, den Schläfenbeinen, dem Keilbeine, dem Hinterhauptsbeine, welche beide letztere nach vollendeter Körperentwickelung in das Grundbein verschmolzen sind, und dem Siebbeine gebildet. Die meisten dieser Knochen gehören zu den breiten, und alle nehmen theil an der Bildung der das Gehirn (s. d.) aufnehmenden Schädelhöhle (cavitas cranii). Sowol untereinander als mit denen des Gesichts (s. d.), ausgenommen den Unterkieferknochen, sind sie durch unbewegliches Gelenk, vorzüglich durch die sog. Nähte verbunden, welche jedoch erst gegen das Ende der Kindheit zur Vollkommenheit gelangen, indem bei jüngern Kindern weiche, knorpelige Zwischensubstanzen, die sich später auf die

ſog. Fontanellen beſchränken, vorhanden ſind. Verſchiedene Oeffnungen der Schädelhöhle dienen zum Eintritt und Austritt von Gefäßen und Nerven; die größte von allen mündet in den Kanal der Wirbelſäule und wird durch das verlängerte Mark zum größten Theil ausgefüllt. Mannichfache Schädelgeſtaltungen bieten die Wirbelthiere, indem bei ihnen theils die Form der Schädelhöhle eine ſehr verſchiedene iſt, theils die Schädelknochen ſelbſt in Bildung und Zahl voneinander und von den menſchlichen abweichen. Die vergleichende Betrachtung des Baues und der Entwickelung der Schädelknochen hat zu den wichtigſten Ergebniſſen für die philoſ. Anatomie geführt, worunter namentlich der zuerſt durch Goethe und Oken aufgeſtellte Satz gehört, daß der S. aus modificirten Wirbeln beſteht. Auch die S. der Menſchen ſind untereinander ſehr verſchieden, ſowol bei den einzelnen Menſchenraſſen als bei verſchiedenen Perſonen eines und deſſelben Stammes. Hierauf hat jedenfalls die Form und Entwickelung des Gehirns großen Einfluß: dieſer Satz bildet die Grundlage der ſog. Schädellehre.

Schädellehre, ſ. Phrenologie.

Schadow (Joh. Gottfr.), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 20. Mai 1764 zu Berlin, zeigte ſchon früh Neigung zu den zeichnenden Künſten. Bei der Dürftigkeit ſeines Vaters, eines Schneiders, war es ein Glück, daß ſich die Familie des Bildhauers Taſſaert für ihn intereſſirte und ihm Unterricht im Zeichnen und im Franzöſiſchen ertheilte. Er wurde Lehrling und Gehülfe jenes Meiſters und erwies ſich ſo tüchtig, daß man ihn gern durch eine Heirath an die Familie geknüpft hätte. Indeß beherrſchte S. ſchon eine andere Neigung und er entfloh mit ſeiner Geliebten nach Wien, wo er dieſelbe, im 21. J. ſeines Alters, heirathete. Sodann ging er mit Einwilligung und auf Koſten ſeines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig, arbeitete er 1785—87 in dem Muſeum des Vaticans und Capitols und gewann den Preis im Concorso di Balestra. 1788 erhielt er die durch den Tod des Bildhauers Taſſaert erledigte Stelle in Berlin. Sein erſtes großes Werk in Deutſchland war das dem Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelm's II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Dieſem folgten die koloſſale Bildſäule Ziethen's in Huſarenuniform; die Bildſäule Friedrich's d. Gr. in Stettin; ein Gipsmodell in Lebensgröße, welches die nachmalige Königin Luiſe von Preußen und ihre Schweſter, die Herzogin von Cumberland, in einer Gruppe darſtellt; ferner die Bildſäule Leopold's von Deſſau für den Luſtgarten zu Berlin; mehrere Sandſteinarbeiten am neuen Münzgebäude daſelbſt; das Denkmal Tauenzien's zu Breslau; das Standbild Luther's in Wittenberg. Das Viergeſpann auf dem Brandenburger Thor iſt von ihm modellirt und von dem Kupferſchmied Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Außer vielen vortrefflichen Büſten berühmter Männer, den Reliefs um das Münzgebäude und in den Sälen des Schloſſes zu Berlin ſowie verſchiedenen originellen Statuetten modellirte er auch das Denkmal für Blücher in Roſtock. Auch zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. lieferte er mehrere Modelle. Seit 1788 war er Rector, ſpäter Director der Akademie der Künſte zu Berlin, der er in dieſer Eigenſchaft bis an ſeinen Tod vorſtand, welcher 28. Jan. 1850 erfolgte. Unter den neuern Bildhauern war S. einer der erſten, die es wagten, dem manierirten Idealismus des 18. Jahrh. eine kräftige, mit edelm Stil verbundene Charakterdarſtellung entgegenzuſetzen. Dies zeigt ſich ſchon in ſeinen früheſten Porträtſtatuen. Sein würdigſter Nachfolger hierin wurde Rauch (ſ. d.). Sehr beachtenswerth für die neuere Kunſtliteratur ſind auch ſeine Schriften: «Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunſt und Malerei» (Wittenb. 1825); «Polyklet, oder von den Maßen des Menſchen nach dem Geſchlechte und Alter» (Berl. 1834; 2. Aufl. 1867); «Nationalphyſiognomien, oder Beobachtungen über den Unterſchied der Geſichtszüge und die äußere Geſtaltung des menſchlichen Kopfes» (Berl. 1835; 2. Aufl. 1867); «Kunſtwerke und Kunſtanſichten» (Berl. 1849). Aus ſeinem Nachlaſſe veröffentlichte Friedländer, «Gottfried S.'s Aufſätze und Briefe» (Düſſeld. 1864) und «Ueber einige Sätze Goethe's u. ſ. w.» (Düſſeld. 1864). — Sein älteſter Sohn, Zeno Ridolfo S., geb. 9. Juli 1786, ein kräftig-kühner Genius, der ſich unter der Leitung des Vaters und dann in Rom unter Thorwaldſen und Canova ausgebildet hatte, ſtarb zu Rom 31. Jan. 1822. Nächſt mehrern Basreliefs, Büſten u. ſ. w. fanden beſonders ſeine Marmorſtatuen einer Sandalenbinderin und einer Spinnerin großen Beifall, die nach England kamen. Beide ſind mehrmals wiederholt, die erſtere auch für die Glyptothek in München.

Schadow-Godenhaus (Friedr. Wilh. von), ausgezeichnet als Hiſtorien- und Porträtmaler, mehr noch als Leiter der Kunſtakademie zu Düſſeldorf, geb. zu Berlin 6. Dec. 1789, der zweite Sohn des vorigen, berechtigte in ſeiner Jugend zu weniger großen Erwartungen. Erſt in Rom, wo er zur kath. Kirche übertrat, begann, neben Cornelius, Overbeck, Führich u. a.,

auch sein Name zu glänzen. Bei seiner Rückkunft nach Berlin zum Professor der Akademie ernannt, bekundete er ein eigenthümliches Talent als Lehrer, und bald sammelten sich die fähigsten Schüler um ihn. Von den Gemälden, die er damals fertigte, sind hervorzuheben: eine Anbetung der Könige für die Garnisonskirche zu Potsdam, ein Altarblatt für die Kirche zu Schulpforte sowie eine große Anzahl ausgezeichneter Porträts, worin er stets eine große Stärke bewies. Bei Cornelius' Abgange nach München wurde ihm 1826 die Directorstelle an der Kunstakademie zu Düsseldorf übertragen, und es folgten ihm alle seine berliner Schüler, und viele andere schlossen sich an. Im Geiste der ältern Meister begründete S. in Düsseldorf eine Schule, die außer vielen herrlichen Leistungen im histor. Fache eine neue, gemüthvolle Gattung des Genrebildes und die wunderbarsten Landschaften geschaffen und dadurch beigetragen hat, die deutsche Kunst wieder zu Ehren zu bringen. S. war ein sehr humaner Lehrer, der seine Schüler von ihrer eigenen Individualität aus der höhern Ausbildung entgegenführte. Unter der ersten Generation der düsseldorfer Schule, welche wesentlich seine Leitung genoß, sind Meister wie Lessing, Hübner, Sohn und Hildebrandt; ferner Schirmer, Scheuren, Preyer, Schrödter, Reinick, Stilke, Götting, Däge, Nethel und Kretschmar. Zu den ersten Leistungen seines Wirkens in Düsseldorf gehört das durch Steindruck bekannte Bild der Mignon. Dann vollendete er für die Werderkirche in Berlin eins seiner besten Werke, die vier Evangelisten. Es folgte das Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen (im Städel'schen Institute zu Frankfurt a. M.). Dieses Gemälde sowie der später für den König von Preußen gemalte Brunnen des Lebens und andere derartige Schöpfungen, zeigen große Reinheit des Stils und zahlreiche Schönheiten des Einzelnen. Doch ist die Weichheit des Ausdrucks und die allegorisch-symbolische Auffassungsweise nicht immer von gehöriger Kraftfülle und Realität begleitet. 1842 hielt S. auf dem wissenschaftlichen Congresse zu Strasburg eine Vorlesung in franz. Sprache «Ueber den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst», welche sodann (Düsseld. 1842) in Druck erschien. 1843 wurde er in den preuß. Adelsstand erhoben und ihm gestattet, den Namen seines Ritterguts Godenhaus seinem Familiennamen hinzuzufügen. Der Zeit bis zum J. 1848 gehören von seinen neuern Werken an: eine Himmelfahrt Mariä für die Paulskirche zu Aachen und eine allegorische Darstellung von Himmel, Fegfeuer und Hölle. Bei dem letztern Bilde (in der Galerie in Düsseldorf) wurde S. vielfach durch ein Augenleiden unterbrochen, infolge dessen er erblindete. Durch eine glücklich vollzogene Operation aber erhielt er das Augenlicht wieder. Während seiner Krankheit dictirte er ein Buch: «Der moderne Vasari» (Berl. 1854), welches biographische Skizzen aus der neuern Kunstgeschichte und Erinnerungen aus dem eigenen Künstlerleben enthält. Nachdem er 1851 sein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert, bei dem er sich großer und zahlreicher Huldigungen zu erfreuen hatte, verwaltete er das Directorat noch bis 1859, wo es dann an Bendemann, seinen berühmtesten Schüler, überging. Schon zwei Jahre vorher hatte ihn ein Schlaganfall gelähmt. Ein neuer Anfall führte 19. März 1862 seinen Tod herbei. Die sachgemäße, ja geniale Leitung der düsseldorfer Akademie bleibt S.'s größtes und unvergängliches Verdienst.

Schaf (Ovis) heißt eine Gattung der gehörnten Wiederkäuer, die sich von den nahe verwandten Ziegen durch den Mangel des Bartes, durch starke Thränengruben, die flache Stirn, die von vorn nach hinten zusammengedrückten, meist starkgewundenen Hörner und die dreiseitigen Hufen unterscheidet. Man kennt mehrere wilde Schafe: das Mouflon (Ovis musimon), früher überall am Mittelmeer verbreitet, jetzt nur noch auf Corsica und Sardinien; das Argali, fast in ganz Asien vorhanden; das Bergschaf, in den Felsengebirgen Nordamerikas, und das etwas abweichende Mähnenschaf (Ovis tragelophus) in Nordafrika. Alle wilden Schafe sind kletternde Bergthiere von ähnlicher Lebensweise wie die Gemsen, sehr scheu und flüchtig, mit haarigem Pelze und kaum entwickelter Wolle. Von welcher dieser wilden Arten das Hausschaf (Ovis aries) abstammt, oder ob dieses eine selbständige, von alters her gezähmte Art, ist noch nicht festgestellt. Jedenfalls ist dasselbe nur noch ein in viele Rassen zerfallenes Hausthier, das fast unter allen Himmelsstrichen lebt, sobald Kälte und Nässe nicht übermäßig sind. Der Landwirth unterscheidet vorzüglich zwei Arten von S.: das Höhe- oder Landschaf, mit kurzer, mehr oder weniger gekräuselter und feiner Wolle, und das Niederungsschaf, mit einer meist groben, schlichten, langen Wolle. Zu den erstern gehören die Merinos (s. d.), welche von Spanien aus nach Deutschland und den übrigen Ländern Europas gebracht wurden. Sie theilen sich nach der Verschiedenheit ihres Körperbaues und ihrer Wolle in mehrere Rassen, von denen als die vorzüglichsten die Infantado- und die Electoralrasse bekannt sind. Das Infantado- oder Negrettischaf hat einen kräftigen, gedrungenen und breiten Körperbau, niedrige Beine, kurzen, starken, meist mit

Hautfalten verſehenen Hals, breiten Kopf, etwas gebogene Naſe und ziemlich dichte Haut; Kopf und Füße ſind ſtark bewollt. Die Wolle ſelbſt iſt von dichtem Wuchs, hat einen etwas zähen, pechartigen Fettſchweiß, ſtumpfen, geſchloſſenen Stapel und große Elaſticität. Das Electoralſchaf (d. i. das kurfürſtliche S., von den erſten, 1765 an den Kurfürſten von Sachſen aus Spanien gekommenen Thieren) iſt ſchwächer, kleiner, ſchmäler, von feinerm Gliederbau, der Hals dünner und der Kopf weniger breit und behaart als bei der Infantadoraſſe. Die Wolle zeichnet ſich durch Sanftheit, Feinheit, ſtumpfen, oben geſchloſſenen und niedrigen Stapel aus. Unter den Electorales ſind wieder zwei voneinander merklich abweichende Unterarten zu finden, von denen die eine langgedehnte, die andere kurze, mehr zuſammengedrängte Stapel hat. Jene werden mit dem Namen Eſcurialeſ belegt, weil ſie aus der ſpan. Eſcurialheerde entſtanden ſein ſollen. Die aus der Paarung von Merinowiddern und Landſchafen entſpringenden Thiere heißen Meſtizen oder Metisſchafe oder veredelte S. Eine Heerde, die infolge der Veredlung mehr oder weniger im Körperbau und in der Beſchaffenheit der Wolle die Eigenſchaften edler S. beſitzt, heißt veredelt; wenn der Unterſchied ſchon ſehr bedeutend iſt, hochveredelt, und wenn eine Heerde durch langjährigen Gebrauch von Originalwiddern in einer langen Reihe von Generationen ſo hoch veredelt iſt, daß die aus derſelben abſtammenden Widder ihre Eigenſchaften ebenſo zuverläſſig und vollkommen wie Originalwidder auf die Deſcendenten übertragen, ſo nennt man ſie eine conſolidirte und ſchreibt ihr, ſowie den Originalheerden, Conſtanz, d. h. ſichere Vererbungsfähigkeit, zu. Die vorzüglichſten Raſſen der Niederungsſchafe ſind die vlämiſche und frieſiſche, das Zackelſchaf, das engl. langwollige oder Leiceſterſchaf, das Bergamasker S., das gemeine deutſche Landſchaf, das Heideſchaf und das engl. Southdownſchaf. Das vlämiſche und frieſiſche S. kommt in den grasreichen Niederungen von Friesland, Holland, Holſtein, Dänemark vor und zeichnet ſich durch großen, langgeſtreckten Körperbau, ſchlichte, geſchmeidige, lange Wolle, Wollreichthum und Maſtfähigkeit aus. Das Zackelſchaf findet man in Ungarn und der Walachei; es iſt groß und hat lange, ſchlichte, grobe, weiße, graue oder ſchwarze Wolle. Die engliſchen langwolligen S. zeichnen ſich durch großen Körperbau, vorzügliche Maſtfähigkeit und lange, weiße, glänzende, geſchmeidige und weiche Wolle aus. Das Bergamasker S. ſtammt aus Italien, übertrifft an Größe alle übrigen Schafraſſen und hat eine ſehr lange, ſchlichte, grobe Wolle. Das gemeine deutſche Landſchaf kommt faſt mit dem vlämiſchen und frieſiſchen S. überein. Das Heideſchaf iſt die kleinſte Raſſe und beſonders in den Heiden von Lüneburg und Bremen (Heidſchnuken) einheimiſch. Das engliſche Southdownſchaf hat einen gedrängten, niedrigen, aber breiten Körperbau und etwas grobe Wolle mit ganz ſtumpfem Stapel. Es zeichnet ſich beſonders durch die frühere Reife zur Begattung und Maſtung und durch das ſchmackhafte Fleiſch aus. In Nordamerika wurden längere Zeit hindurch die Otterſchafe gezüchtet, von einem Schafbocke mit außerordentlich kurzen Beinen abſtammend, ſodaß ſie nicht über die niedern Zäune zu ſpringen vermochten. In Südamerika züchtet man Miſchlinge von Ziege und S., welche des langhaarigen Fells wegen ſehr geſchätzt ſind. In Frankreich wird jetzt beſonders Gewicht auf eine neugebildete Raſſe gelegt, die Merinos von Mauchamp, welche ſich durch beſondere Feinheit der langhaarigen, zu Shawls geeigneten Wolle auszeichnet. Man theilt die S. ein in ein- und zweiſchürige, je nachdem ſie jährlich ein- oder zweimal geſchoren werden. Der Farbe nach ſind ſie weiß, braun, ſchwarz und ſcheckig; ſcheckige nennt man auch Spiegelſchafe. Die weiße Farbe der Wolle iſt die beſte, weil ſie ſich mit allen Farben färben läßt; in veredelten Schäfereien duldet man daher auch blos weiße S. Das S. iſt im ganzen ein weichliches Thier und vielen Zufällen und Krankheiten ausgeſetzt, wohin neben der Fäule die Pocken, der Durchlauf, die Senche, die Egeln, die Dreh- und Traberkrankheit, das Blut, das Gliedwaſſer und die Räude zu rechnen ſind. Es iſt leichter, die S. gegen Krankheiten zu ſchützen, als einmal erkrankte zu heilen. Jenes geſchieht hauptſächlich durch eine gleichmäßige, geſunde und reichliche, jedoch nicht zu ſtarke Ernährung, durch einen allmählichen Uebergang von der Sommer- zur Winterfütterung und von dieſer wieder zu jener, durch Bewahrung vor Näſſe und Erkältung, durch oftmaliges Darreichen von Salz und durch die Aufſtellung in hohen, luftigen, geräumigen und reinlichen, jedoch nicht zu kalten Ställen. Das Alter des S. wird aus dem Wechſel und der Abnutzung ſeiner Schneidezähne erkannt; nach dem achten Jahre verliert das S. merklich an Kräften und nur ſelten lebt es über zwölf Jahre. Der Nutzen, den die S. gewähren, beſteht vornehmlich in der Wolle, dem Fleiſche und dem Miſte. Die Milch wird nur hier und da benutzt. Die Gedärme gebraucht man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Pelzen, oder gegerbt zu Pergament, Cordnan und Sämiſchleder. Aus dem Talge werden Lichter, aus den Klauen und Fußknochen Leim gefertigt. (S. Schafzucht.)

Schafarik (Paul Joſeph), nach czech. Orthographie Safarik, ausgezeichneter Forſcher auf dem Gebiete der ſlaw. Sprachen und Alterthumskunde, wurde 13. Mai 1795 zu Kobelyarowo im nördl. Ungarn als Sohn eines evang. Geiſtlichen (ſlowakiſchen Urſprungs) geboren. Nachdem er ſeine Vorbildung auf den Gymnaſien zu Roſenau und Dobſchau erhalten, trieb er 1810—15 auf dem Lyceum zu Käsmark Philoſophie, Theologie und ungar. Recht, ward aber ſchon hier für das Studium der ſlaw. Sprachen und Literatur gewonnen. Er begann die Lieder des ſlowakiſchen Volks zu ſammeln und verſuchte ſich ſelbſt in poetiſchen Arbeiten, von denen er 1814 eine Anzahl zu Leutſchau in Druck erſcheinen ließ. 1815 bezog S. die Univerſität Jena, wo er außer theol. und philoſ. auch hiſtor. und naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen hörte. Daneben aber vernachläſſigte er keineswegs ſeine ſlaw. Studien. Unter anderm überſetzte er damals die «Wolken» des Ariſtophanes ſowie Schiller's «Maria Stuart» in das Czechiſche. In das Vaterland zurückgekehrt, ward er 1817 Hauslehrer eines jungen Edelmanns in Presburg, erhielt aber ſchon nach zwei Jahren eine Profeſſur an dem ſerb. Gymnaſium griech. Ritus in Neuſatz und zugleich auch die Direction der Anſtalt. Nachdem er die Direction bereits 1825 niedergelegt, reſignirte er 1833 auch auf die Profeſſur und wandte ſich nach Prag, um ſich hier vorzugsweiſe der Pflege der böhm.-ſlaw. Literatur zu widmen. Eine Zeit lang lebte er als Privatgelehrter, bis 1837 ihm von der Regierung das Amt eines Cenſors übertragen ward, dem er mit Milde und einer für damalige Zeit ſeltenen Freiſinnigkeit nachkam. 1841 erhielt er die Stelle eines Cuſtos an der öffentlichen und Univerſitätsbibliothek. Den Lehrſtuhl der ſlaw. Sprache und Literatur an der Univerſität, der für ihn 1848 errichtet wurde, nahm er jedoch nicht ein, indem er zu einer Berathung über einen neuen Studienplan nach Wien berufen und dann zum Bibliothekar der erwähnten Bibliothek ernannt ward. Dieſem Amte ſtand er in würdiger Weiſe vor, bis er 1860 an einem Gehirnübel erkrankte, das von Geiſtesſtörung begleitet war und auch 27. Juni 1861 (zu Wien im Hauſe ſeiner Tochter) den Tod nach ſich zog. S. war unſtreitig einer der bedeutendſten ſlaw. Gelehrten und muß für den eigentlichen Begründer wiſſenſchaftlicher ſlaw. Philologie und Alterthumswiſſenſchaft gelten. Sein bedeutendſtes Werk ſind die «Slowanské starožitnosti» (Prag 1837; 2. Aufl. 1858 fg.; deutſch von Moſig von Aehrenfeld, 2 Bde., Lpz. 1842—44), in welchem er die Geſchichte der ſlaw. Stämme von ihrem erſten Auftreten bis zu ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum aufzuklären ſucht. Dieſe Arbeit S.'s, die bei den Ruſſen und Polen ebenſo große Achtung genießt wie bei den Südſlawen, hat auf dem Gebiete der ſlaw. Forſchung bahnbrechend gewirkt und wird noch für längere Zeit die Grundlage und der Ausgangspunkt für alle weitern Forſchungen über die älteſte Geſchichte der ſlaw. Nationen bleiben. Von ſeinen übrigen Arbeiten ſind vor allem noch die «Geſchichte der ſlaw. Sprache und Literatur nach allen Mundarten» (Ofen 1826) und die «Slowanský narodópis» (mit einer Sprachenkarte, Prag 1842; 3. Aufl. 1850) hervorzuheben. Seine letzten Schriften enthalten wichtige Beiträge zur Kenntniß der glagolitiſchen Literatur. Als Mitglied und Leiter der Commiſſionen in Wien und Prag (1849 und 1851), welche von der Regierung beauftragt waren, die theilweiſe noch ſchwankende ſlaw. Terminologie für den Bedarf der Schule und der Verwaltung zu prüfen und feſt zu regeln, übernahm S. die Redaction der «Juridiſch-polit. Terminologie für die ſlaw. Sprachen Oeſterreichs» (deutſch-böhmiſch, Wien 1850; deutſch-ruthenifch, Wien 1851; deutſch-kroatiſch, ſerbiſch und ſlawoniſch, Wien 1853) und der «Deutſch-böhm. wiſſenſchaftlichen Terminologie» (Prag 1853). Doch ſind dieſe Werke außerhalb der öſterr.-ſlaw. Länder kaum dem Titel nach bekannt geworden. Nach ſeinem Tode wurden die «Geſchichte der ſüdſlaw. Literatur» (Wien 1863 fg.) und «Sobrani spisy» (Wien 1862 fg.) von Jirecek herausgegeben.

Schafberg, ein Berg im Weſten des öſterr. Salzkammerguts, der ſich zwiſchen dem Aber-, Mond- und Atterſee bis zu 5628 wien. F. Meereshöhe (3912 F. über dem Spiegel des Aberſees) erhebt und von ſeinem Gipfel aus vielleicht die ſchönſte Bergſchau in ganz Deutſchland gewährt, weshalb er auch vielfach der Rigi Oeſterreichs genannt wird. Schon am Fuße des eigentlichen Gipfels (vom ſog. Untern Gaſthaus aus) öffnet ſich nach Weſten zu ein prächtiges Panorama auf den Thorſtein, die Uebergoſſene Alm, den Hohen Göll, den Watzmann und Untersberg. Auf dem Gipfel ſelbſt, auf welchem ſich ebenfalls ein Gaſthaus befindet, liegen an hellen Tagen alle Gebirge und Seen des Salzkammerguts, Oberöſterreich bis zum Böhmerwald, die ſteiermärk. Schneealpen, die ſalzburger Tauern, weiter hinaus das bair. Oberland bis zum Chiemſee und Wagingerſee unverhüllt vor dem Auge des Beſuchers. Unmittelbar am nordöſtl. Fuße des S. breitet ſich die ſchöne Waſſerfläche des an 5 St. langen Atter- oder Kaumerſees (8161,3 öſterr. Joch oder 0,853 Q.-M.) aus, während im Südweſten der Aberſee (ſ. d.) oder St.-Wolfgangſee und im Nordweſten der 3 St. lange Mondſee (2584,5 öſterr.

Joch oder 0,26 Q.-M.) ſich hinſtrecken. Im allgemeinen iſt die Beſteigung des S. beſchwerlicher als die des Rigi in der Schweiz, und oft vereitelt der Nebel alle Ausſicht, wenn es auch unten am Fuße des Bergs hell iſt. Man erſteigt den Gipfel entweder von St.-Gilgen (einem Orte am nordweſtl. Ende des Aberſees) oder von St.-Wolfgang aus. Der erſtere Weg iſt etwas bequemer und angenehmer als der letztere. Der Berg beſteht übrigens aus Alpenkalk, in welchem ſich viele Verſteinerungen finden.

Schäfer (Heinrich), namhafter deutſcher Geſchichtſchreiber, geb. 25. April 1794 zu Schlitz in Oberheſſen, beſuchte erſt die Stadtſchule daſelbſt, dann das Gymnaſium zu Hersfeld, wo er ſich neben den claſſiſchen Studien auch eingehend mit Muſik beſchäftigte. Im Herbſt 1813 bezog er die Univerſität Gießen, um Theologie zu ſtudiren, beſuchte aber zugleich auch eine Zeit lang das philol. Seminar. Seit Frühjahr 1816 Hauslehrer in Darmſtadt, wandte er ſeine Muße vorzugsweiſe geſchichtlichen Studien zu, wodurch er von der beabſichtigten theol. Laufbahn mehr und mehr abgelenkt wurde. 1819 trat er als Hülfsarbeiter bei der großherzogl. Bibliothek ein, an der er im Oct. 1821 zum Secretär und 1831 zum zweiten Bibliothekar ernannt ward. Anfang 1833 ſiedelte S. als Profeſſor der Geſchichte nach Gießen über, wo er ſeitdem neben ſeinen Vorleſungen ſtets regen Antheil an den Angelegenheiten der Univerſität nahm. Im Sommer 1864 wurde ihm die Direction der Univerſitätsbibliothek ſowie des Münz- und Antikencabinets übertragen. Schon während ſeines Aufenthalts in Darmſtadt hatten S.'s Studien ihre Richtung auf Spanien und Portugal erhalten. Auch gab er ſchon damals «Ethnographiſche Denkmale von Spanien» (Heft 1—5, Darmſt. 1826—27) und eine deutſche Bearbeitung von Sempere's «Betrachtungen über die Größe und den Verfall der ſpan. Monarchie» (2 Bde., Darmſt. 1829) heraus. Die eingehendſten Quellenforſchungen über die frühern Zuſtände der pyrenäiſchen Halbinſel bekundete er bereits in einigen Beiträgen zu Schloſſer's und Bercht's «Archiv für Geſchichte und Literatur». Seinen literariſchen Ruf begründete er jedoch mit ſeinen beiden Hauptwerken, der «Geſchichte von Portugal» (5 Bde., Hamb. und Gotha 1836—54) und der «Geſchichte von Spanien» (Bd. 1, von Lembke, Hamb. und Gotha 1831; Bd. 2 und 3, 1844—67), welche beide der «Geſchichte der europ. Staaten» von Ukert und Heeren angehören und namentlich auch in Portugal und Spanien ſelbſt die verdiente Anerkennung gefunden haben. Dieſelben ſchöpfen unmittelbar aus den kritiſch geſichteten Quellen und führen die Geſchichte jener Länder mit ſteter Rückſicht auf alle Seiten des Volks- und Staatslebens in einfacher, aber würdiger Darſtellung vor. Unter S.'s übrigen Arbeiten iſt noch die Rede «Ueber heutige Aufgaben der Geſchichtſchreibung» (Gieß. 1864) hervorzuheben.

Schäferpoeſie (Schäferroman, Schäferſpiel), eine beſtimmte Art der Idylle, welche ihre Helden in der Schäfer- oder Hirtenwelt ſucht. Wenn die älteſten Vorbilder dafür ſchon im Alten Teſtamente und in der Odyſſee gefunden werden können, ſo gehört die Ausbildung als beſondere Gattung doch erſt ſolchen Zeiten an, deren ſittliche und geſellſchaftliche Verderbniß und Uebercultur naturgemäß ſich nach einfachern Sitten und Zuſtänden, ja wo möglich zur erträumten Herrlichkeit des urſprünglichen Naturzuſtandes zurückſehnte. Theokrit's Idyllen, welchen Bion und Moſchus glücklich nacheiferten, gehören der alexandriniſchen Zeit an; Virgil's Eklogen dem Zeitalter des Auguſtus. Der erſte eigentliche Schäferroman iſt «Daphnis und Chloe» von Longus (ſ. d.). Auch bei den Troubadours finden ſich einzelne verflachte Anklänge der Schäferdichtung. Dagegen wurde dieſe Dichtung zur höchſten Kunſt und reichſten Entfaltung bei den Italienern erhoben. Der Anfang liegt in Boccaccio's Idylle «Ameto»; darauf folgte gegen das Ende des 15. Jahrh. des Neapolitaners Sannazaro «Arcadia». Taſſo's «Aminta» (1572) und Guarini's «Pastor fido» (1590) führten dieſe Motive mit Glück in das Drama. Aus Italien verpflanzte ſich dieſe Dichtart nach Spanien und wurde hier eine Zeit lang von den vorzüglichſten Dichtern mit Vorliebe behandelt. Jorge de Montemayor's «Diana», um die Mitte des 16. Jahrh. in ſpan. Sprache geſchrieben, iſt der älteſte regelmäßige Schäferroman. Cervantes, welcher mit ſeinem «Don Quixote» den Ritterromanen einen ſo tödlichen Schlag verſetzte, gab in ſeiner «Galatea» eine ſeiner lieblichſten Dichtungen. Nach Frankreich hatte Nicolas de Montreux den Schäferroman mit ſeinen «Bergeries de Juliette» gebracht. Hier aber, wo bereits alles höfiſcher Ausſchließlichkeit zueilte, ging der Schäferroman ſogleich in den galanten Hofroman über. Der Gründer dieſes neuen Zweiges iſt der weltberühmte Roman Honoré d'Urſé's von der Liebe zwiſchen Aſträa und Seladon, deſſen erſter Theil 1609 erſchien. Unter dem durchſichtigen Gewande galanter Schäfer und Schäferinnen gibt der Roman Anſpielungen auf die nächſten Hofereigniſſe. Daher entwickelte ſich hier auch ſehr bald aus dieſem Schäferroman der galante Hofroman des Herrn de la Calprenède und der Mademoiſelle de

Scudery. In England wurde der Schäferroman durch Philipp Sidney's «Arcadia» (1609) heimisch. In Deutschland ist die «Schäferei von der Nymphe Hercynia» von Martin Opitz eine Nachahmung Tasso's und Guarini's. Der span. und franz. Schäferroman wurde hier viel in Uebersetzungen verbreitet, und Dietrich von Werden und Philipp von Zesen versuchten Nachahmungen; doch gewann bald die Nachahmung des franz. Hofromans die Oberhand. Einen neuen Aufschwung gewann die Schäferdichtung im Zeitalter des Rococo, namentlich auch im Lustspiel und Singspiel. Die Nachwirkungen sind bis auf Goethe's erste Lustspiele und Singspiele zu verfolgen. Einzig aus diesem Zeitgeschmack ist der Beifall zu erklären, welchen Geßner's (s. d.) süßliche Idyllendichtung überall fand. Es gehört zu der mächtigen Einwirkung Rousseau's und der deutschen Sturm- und Drangperiode, daß allmählich diese Art von Dichtung in die ihr gebührenden Grenzen zurückgedrängt wurde. Wer da weiß, was wahres und echtes Naturgefühl ist, hat keine Freude mehr an dem Gefälschten und Geschminkten.

Schaffgotsch ist der Name einer der ältesten und angesehensten adelichen Familien in Schlesien und Böhmen. Das Geschlecht kommt urkundlich bereits 1174 vor und hieß ursprünglich Scoff, Schaff oder Schaff, bis die Nachkommen des Ritters Gatsch oder Gatthard Schaff, gest. 1420, um sich von den andern Linien zu unterscheiden, den Namen Schaffgatsch annahmen. 1592 wurden sie Freiherren und 1651 zu Reichsgrafen erhoben. Sie theilen sich jetzt in die böhm. und in die schles. Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert; diese besitzt in Schlesien die freie Standesherrschaft Kynast (s. d.) nebst dem Badeort Warmbrunn (s. d.) und dem Dorfe Hermsdorf, wo das Schloß eine für die Geschichte und Topographie Schlesiens wichtige Bibliothek und andere Sammlungen enthält, und die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz. Sie bekleidet seit 1651 die Erbhofrichterwürde im Fürstenthum Schweidnitz und Jauer, seit 1786 die Erblandhofmeisterwürde des Herzogthums Schlesien und hat seit 1827 im Stande der Fürsten und Herren eine Curiatstimme auf dem schles. Provinziallandtage. Alle männlichen Mitglieder dieser Linie führen den Namen Gatthard, alle weiblichen den Namen Hedwig. Der jetzige Erblandhofmeister und Erbhofrichter ist der Graf Leopold Gotthard von S., Reichsgraf und Herr der freien Standesherrschaft zu Kynast und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, geb. 11. Juni 1835. Sein Vater, Graf Karl Gatthard von S., geb. 29. Mai 1794, bekleidete bis Ende April 1849 den preuß. Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Toscana, Modena und Lucca und starb 29. Juni 1865. Der Bruder des letztgenannten, Graf Emmanuel Gatthard, geb. 16. Sept. 1802, ist preuß. Kammerherr und Vice-Oberceremonienmeister mit dem Prädicat Excellenz. An der Spitze der böhm. Linie steht Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 22. Juni 1829, Oberst in der österr. Armee. Dessen Vater war Johann Franz de Paula, Graf Schaaffgatsche, geb. 30. Juni 1792, österr. General der Cavalerie, gest. 3. Nov. 1866. Des letztern Bruder, Graf Johann Joseph von S., geb. 17. Sept. 1794, ist Besitzer der Herrschaft Biskupitz in Mähren und Mitglied des österr. Herrenhauses auf Lebenszeit. — Unter den frühern Gliedern des Hauses ist besonders merkwürdig der Graf Johann Ulrich von S., geb. 1595 auf Kynast, ein durch Studien und Reisen sehr gebildeter Mann und ein treuer Anhänger der prot. Kirche. Als kaiserl. General und in Wallenstein's Vertrauen wurde er in dessen Fall verwickelt und erlitt 23. Juli 1635 zu Regensburg den Tod durch Henkershand. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Trachenberg und wurden im kath. Glauben erzogen. Bekannt ist auch der Graf Philipp Gotthard von S., den Friedrich d. Gr. 1744 zum Coadjutor und 1747 zum Fürstbischof von Breslau erhob, der aber durch sein Benehmen nach der Einnahme Breslaus im Siebenjährigen Kriege durch die Oesterreicher in Ungnade fiel und in der Verbannung erst 1795 starb.

Schaffhausen, der 12. Cantan der schweiz. Eidgenossenschaft, liegt im nördlichsten Winkel der Schweiz am rechten Rheinufer und begreift ein Areal von 5,55 Q.-M. oder 85120 schweiz. Juchart. Das Ländchen, welches aus einem Haupttheile und zwei kleinern Parzellen besteht, ist großentheils gebirgig, indem es den Randen, der bis 2813 F. aufsteigt, und dessen östl. Hälfte, den Reiath, die beiden nördlichsten Ausläufer des schweiz. Jura, begreift. Im Südwesten des Randen öffnet sich ein breites Hochthal, der sonnige und weinreiche Klettgau. Der östl. Theil des Cantons, einschließlich der Hauptstadt, gehört zum alten Höhgau. Hauptfluß ist der Rhein, welcher bei der Stadt Schaffhausen aufhört schiffbar zu sein und nun über Klippen und Abhänge (Lächen) dem ½ St. unterhalb dieser befindlichen weltberühmten Rheinfalle bei Laufen zueilt. Randen und Reiath sind wasserarm, weshalb sie außer der die Grenze berührenden Wutach nur

wenige Bäche dem Rheine zusenden. Das Klima ist etwas rauh, aber sehr gesund. Die Hochflächen des Randen sind kahl und steinig, überhaupt 13 Proc. des Gesammtareals unbebaut. Dennoch gehört der Canton infolge des Fleißes seiner Bewohner zu den ergiebigsten der Schweiz. Auf das Ackerland entfallen 39, auf die Waldflächen 34, auf Wiesen und Weiden 9½, auf Rebgelände 3 Proc. der Grundfläche. Hauptproduct ist der Wein. 1866 wurden 54916 Saum (d. i. 5,491600 Maß) gewonnen, die einen Geldwerth von 1,682579 Franken hatten. Besonders genießen die schaffhauser, hallauer und thayinger Weine wegen ihres Bouquets eines weitverbreiteten Rufs. Der Getreidebau ist minder wichtig, der Obstbau dagegen nicht unbedeutend. Das Kirschwasser S.s wird weithin versendet. Der Viehstand betrug (April 1866) 1318 Pferde, 8901 Stück Rindvieh, 306 Schafe, 3030 Ziegen, 5096 Schweine. Zur Ausfuhr gelangen besonders Ferkel. Von Mineralien lieferte der Randen früher Bohnerz, doch ist der Abbau liegen geblieben. Brüche trefflichen Sandsteins und reiche Gipslager finden sich zu Schleitheim und Beggingen; Thon wird in der Hauptstadt sowie in Neunkirch und Wilchingen massenhaft verarbeitet. Mineralquellen hat der Canton in den Curorten Haslach und Osterfingen. Bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts war S. ausschließlich ein Agriculturstaat; seitdem hat jedoch die Industrie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Im Mai 1866 betrug die Zahl der Bewohner 38838, darunter etwa 2500 Katholiken. Nach der Verfassung von 1852 ruht die Souveränetät im Volke und wird in der Regel durch den nach allgemeinem Stimmrecht in geheimer Abstimmung gewählten Großen Rath (auf 600 Seelen ein Großrath) ausgeübt. Demselben stehen die Gesetzgebung, die Steuerbewilligung, die Wahl der Regierung, der obern Justizbeamten u. s. w., ferner die Controle der Regierung und das Begnadigungsrecht zu. Alle vier Jahre findet Integralerneuerung statt. Außerdem hat das Volk das Recht der Abberufung und des Veto. Der Große Rath wählt alle vier Jahre die Regierung von sieben Mitgliedern und alljährlich den Regierungspräsidenten. Der Canton hat sechs Bezirksgerichte, ein Criminalgericht, ein Obergericht und in jeder Gemeinde einen Friedensrichter. Die Friedensrichter und Bezirksrichter werden vom Volke gewählt. Die Gemeinden sind autonom, jedoch unter Aufsicht der Regierung. Es bestehen im Canton ein Ober- und Unter-Realgymnasium, sechs Realschulen und zahlreiche Elementarschulen. Das Militär besteht aus zwei Bataillonen Auszug, einem Reserve- und einem Landwehrbataillon, dazu kommt an Reiterei eine Schwadron Auszug nebst Reserve und Landwehr sowie der Train, zusammen 4603 Mann. Die Staatseinnahmen betrugen im Finanzjahr 1865—66 873600, die Ausgaben 881394 Franken, das Staatsgut hatte einen Werth von über 5 Mill. Franken.

Die Hauptstadt S., mit 10154 E. (Mai 1866), ist ein freundlicher und gastlicher Ort von noch sehr alterthümlichem Aeußern, mit vielen ältern Häusern, die mit Erkern und Giebeln, Bildern und Namen versehen sind. Wegen des Verlustes ihrer Privilegien sowie infolge des Zollvereins war die Stadt sehr verarmt, hat sich aber während der letzten Jahrzehnte durch industrielle Thätigkeit und die Eisenbahnverbindungen mit Zürich, Basel und Konstanz wieder sehr gehoben und ihre Physiognomie bedeutend verändert. Am Rheinfall ist neben den frühern Eisenwerken die schweiz. Waggonfabrik und Waffenfabrik entstanden. In der Stadt selbst haben sich, nachdem durch die mächtigen Wasserbauten Moser's den Bächen bedeutende Triebkräfte abgewonnen worden, ganze Industriequartiere gebildet. Neben den alten Stahl- und Eisenwaarenfabriken bestehen jetzt zu S. Woll- und Baumwollspinnereien sowie Webereien, Färbereien, Fabriken für Kammgarn, Watte, Tricot, Maschinen, Oefen, Thonwaaren; ferner mechan. Werkstätten, Fabriken für Polsternägel, Schirme, Bleiröhren, Drahtseile, Schiffstaue, Schläuche, Posamente, Etuis, Uhrschalen, Gold- und Silberwaaren, Holz- und Fournierfägen u. s. w. Die Gaswerkgesellschaft versorgt unter anderm auch die Städte Pisa und Reggio mit Leuchtgas. Zwei Brücken führen in und bei der Stadt, eine dritte am Rheinfall über den Rhein. Sehenswerthe Bauwerke sind: der Unot oder Munot, das wohlerhaltene Bollwerk S.s (Ende des 16. Jahrh.) mit bombenfesten Kasematten und einem schönen Panorama über Stadt und Umgebung; die neuerdings restaurirte Münsterkirche, im roman. Baustil; der große Rathhaussaal. Von Instituten für Wissenschaft und Kunst besitzt die Stadt: die Stadtbibliothek, das naturhistor. Museum, das antiquarische Cabinet; ferner das Imthurneum (durch die Freigebigkeit des Stadtbürgers Imthurn entstanden) mit Räumen für bildende Kunst, für eine Musikschule und schönem Theater. Die Umgebung bietet viel landschaftliche Schönheiten, wie das Mühlenthal, das Felsenthal, die Hohe Fluh u. s. w. Auf dem Fäsenstaub befindet sich das Casino und der von der Casinogesellschaft dem Publikum geöffnete Park mit dem Denkmale des zu S. geborenen Geschichtschreibers Johannes von Müller.

S. verdankt Entſtehung und Namen (Scaphusae, d. i. Schiffhauſen) einem alten Schifferflecken am Rheine. Größere Bedeutung erlangte der Ort 1052 durch die Gründung des Kloſters Allerheiligen. Mit der Zeit machte es ſich frei und erſcheint am Ende des 13. Jahrh. als Reichsſtadt, ward aber 1330 vom Reiche an Habsburg verpfändet. 1415 erhielt es die Reichsfreiheit zurück, die es nachträglich noch mit 30000 Dukaten bezahlen mußte. Gleichwol fortwährend von Oeſterreich bedrängt, ſchloß es 1454 ein 25jähriges, 1479 erneuertes Bündniß mit den Eidgenoſſen und ward infolge des Schwabenkriegs 1501 als 12. Ort in den Ewigen Bund aufgenommen. An der Reformation nahm es regen Antheil. Durch Kauf und Säculariſirung erwarb es ſein Landgebiet. Das Stadtregiment ward von zwölf Zünften (darunter zwei adeliche Geſellſchaften, «Junker»), durch Bürgermeiſter und Räthe geübt, welche ihre Unterthanen in der Landſchaft durch Vögte regierten. Durch die Revolution von 1798 ward das Unterthanenverhältniß beſeitigt und S. ein Verwaltungsbezirk der Helvetiſchen Republik. Die Mediationsverfaſſung von 1803 gab ihm ſeine Selbſtändigkeit zurück und erweiterte ſein Gebiet durch die früher unter Zürichs Hoheit ſtehende Stadt Stein am Rheine. Die Reſtaurationsverfaſſung von 1814 ſtellte zwar das frühere Unterthanenverhältniß nicht wieder her, benachtheiligte aber die Landſchaft durch drückende Privilegien der Stadtgemeinde. Daher entſtanden viele Unruhen, namentlich im regſamen Klettgau, wo endlich zu Hallau 1831 eine Revolution ausbrach, in deren Folge die ganz demokratiſche Verfaſſung von 1831 und 1834 entſtand. Seitdem gehörte S. zu den regenerirten oder Fortſchrittscantonen. Infolge der Bundesverfaſſung von 1848 ward die jetzige Cantonsverfaſſung von 1852 nöthig, die jedoch nur wenig änderte. Auch die jüngſten Verfaſſungsreviſionen haben nur unweſentliche Aenderungen herbeigeführt. Vgl. Imthurn, «Der Canton S., hiſtoriſch, geographiſch, ſtatiſtiſch» (St.-Gallen 1840); Kirchhofer, «S.s Jahrbücher» (Schafth. 1810); «Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte» (Schafth. 1863 fg.); Meyer's Zeitſchrift «Der Unoth» (Schafth. 1864 fg.)

Schafgarbe, ſ. Achillea.

Schafhäutl (Karl Franz Emil), namhafter deutſcher Phyſiker und Geolog, geb. 16. Febr. 1803 zu Ingolſtadt, verlor frühzeitig ſeine Aeltern und erhielt ſeine Erziehung im königl. Erziehungsinſtitute zu Neuburg. Hierauf widmete er ſich zu Landshut und Ingolſtadt dem Studium der Naturwiſſenſchaften, insbeſondere der Chemie und Phyſik, beſchäftigte ſich daneben aber auch mit Muſik und ſchöner Literatur ſowie unter Anleitung eines geſchickten Uhrmachers mit mechan. Arbeiten. Seit 1827 Scriptor an der königl. Bibliothek zu München, unternahm er in ſeinen Mußeſtunden Unterſuchungen über das Weſen des muſikaliſchen Tons und den Bau der muſikaliſchen Inſtrumente, durch die er zu Forſchungen über die Natur des Schmiedeeiſens und Stahls geführt wurde. Im Oct. 1834 wandte ſich S. nach England, um ſeine akuſtiſchen und metallurgiſchen Arbeiten fortzuſetzen und zu verwerthen. Nachdem er zu dieſem Zwecke auch Frankreich (Aug. 1837 bis Oct. 1838) bereiſt, kehrte er nach England zurück, wo er nun zu Swanſea ein Laboratorium errichtete und an allen muſikal., chem. und phyſik. Tagesfragen Antheil nahm, welche gerade damals die engl. Gelehrten und Ingenieure hervorragend beſchäftigten. S. erfand unter anderm in England eine Puddelmaſchine (1836), entdeckte zuerſt die Anweſenheit des Stickſtoffs im Eiſen (1838) und conſtruirte einen Vibrationsphotometer (1840). Seine Abhandlung «Ueber die Urſachen der Dampfkeſſelexploſionen» (1841) erwarb ihm die große ſilberne Talford-Medaille. Zugleich nahm er Gelegenheit, die berühmteſten Steinkohlen- und Anthracitlager geologiſch und techniſch zu ſtudiren. Im April 1841 kehrte S. nach München zurück, wo er im Aug. 1842 als Mitglied in die Akademie aufgenommen wurde. 1843 erhielt er die Profeſſur der Geognoſie, Bergbau- und Hüttenkunde, wurde 1847 zugleich zweiter Vorſtand des Polytechniſchen Vereins für Baiern und 1849 Oberbibliothekar. Gleich nach ſeiner Rückkehr unterwarf er die foſſilen Brennmaterialien ſeines Vaterlandes einer chem. Unterſuchung und nahm (1843) ein Patent auf eine continuirlich arbeitende Torfpreſſe. Später widmete er ſich vorzugsweiſe der Erforſchung des bair. Alpengebiets, deren geognoſtiſche und paläontologiſche Ergebniſſe er theils in Leonhard's und Bronn's «Jahrbuch», theils in den «Geognoſt. Unterſuchungen des ſüdbair. Alpengebirgs» (Münch. 1851) und «Südbaierns Lethaea geognostica» (Lpz. 1863, mit Atlas) niederlegte. Hieran ſchloſſen ſich die wichtigen Abhandlungen «Die Geologie in ihrem Verhältniſſe zu den übrigen Naturwiſſenſchaften» (1843) und «Die neueſten geolog. Hypotheſen und ihr Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft überhaupt» (1844). Die Reſultate ſeiner phyſik. und chem. Arbeiten hat S. in mehr als 150 verſchiedenen Abhandlungen und Aufſätzen in engl. und deutſchen Fachzeitſchriften, den «Denkſchriften» und

«Anzeigen» der bair. Akademie und andern periodischen Schriften veröffentlicht. Auch bearbeitete er den Artikel «Stahl» für die Prechtl'sche «Technolog. Encyklopädie». Daneben setzte er bis auf die neueste Zeit herab auch seine technisch-akustischen und musikalischen Untersuchungen fort und erfand unter anderm ein Phonometer (1853) und ein Taschenphonometer (1860). Auch sammelte er die Materialien zu einer eingehenden Biographie des Musikers Vogler. Als Commissar für die Industrieausstellungen zu Leipzig (1850), zu London (1851) und München (1853) hat er verschiedene Berichte verfaßt, die auch im Druck erschienen sind.

Schafzucht ist nächst der Rindviehzucht der wichtigste Theil der landwirthschaftlichen Viehzucht und gewährt sogar unter ihr günstigen Verhältnissen einen höhern Reinertrag als diese, weil ihr Product, die Wolle, einen der gesuchtesten und wichtigsten Handelsartikel abgibt. Daher wird auch das Schaf (s. d.) von den größern und gebildeten Landwirthen mit besonderer Vorliebe behandelt. Die Engländer, welche schon zur Zeit der Königin Elisabeth als Schafzüchter in großem Rufe standen, sahen hauptsächlich auf lange, zu Kammwollfabrikaten vorzugsweise sich eignende Wolle und auf schmackhaftes, saftiges Hammelfleisch, ihre Lieblingsspeise. Sie haben daher die Züchtung von Schafen, die ihnen die genannten Producte liefern, immer noch für vortheilhafter gehalten als die der Merinos, obgleich sie für Merinowolle jährlich große Summen ins Ausland senden. Spanien ist schon seit mehrern hundert Jahren wegen seiner S. berühmt. Die daselbst producirte feine Wolle versah früher fast allein die engl. und niederländ. Tuchfabriken. Die span. Schafe zerfallen in zwei wesentlich voneinander verschiedene Rassen, in die hochbeinigen, minder feinen Churros, die man für das eigentliche span. Landschaf hält, und in die aus Afrika eingeführten gedrungenern Merinos (s. d.), welche die feinste Wolle liefern. Die dortigen Schafheerden sind entweder stehende, die ihren Aufenthaltsort regelmäßig nicht verändern, oder wandernde, die regelmäßig in den verschiedenen Jahreszeiten von einem Orte zum andern getrieben werden. Die letztern liefern die beste Wolle; doch macht man auch hier noch einen Unterschied zwischen den Leoneser- und Segovianer- und zwischen den Sorianerheerden, welche letztere in der Güte der Wolle jenen etwas nachstehen. Diese wandernden edeln Heerden bleiben das ganze Jahr im Freien und werden im Sommer in den höchsten Gegenden Spaniens, in dem gebirgigen Theile Altcastiliens oder der Montaña und in der Herrschaft Molina von Aragon geweidet, im Herbst aber nach den tiefer und südlicher gelegenen Gegenden des Landes, in die Ebenen von La-Mancha, Andalusien, hauptsächlich aber von Estremadura getrieben. Sie hatten sonst bei ihren Wanderungen große, den Grundstücken, die sie berührten, höchst nachtheilige Vorrechte, Mesta genannt, die aber in neuerer Zeit, wo überhaupt die spanische S. sehr gelitten hat, beschränkt wurden. Auch in Deutschland gab es schon frühzeitig sehr verschiedenartige Schafrassen; das österr., sächs., fränk., schwäb. und holstein. Schaf wichen sowol durch Größe als durch Feinheit der Wolle merklich voneinander ab. Die S. wurde hier auch schon früher nicht vernachlässigt, aber nicht mit besonderer Vorliebe betrieben. Zu ihrem gegenwärtigen hohen Rufe erhob sie sich erst infolge der Veredlung mittels der aus Spanien eingeführten Merinos. Die ersten kamen als ein Geschenk König Karl's III. von Spanien an den damaligen Kurfürsten von Sachsen 1765 nach Deutschland. Es waren 220 Stück, 92 Stähre oder Widder und 128 Mutterschafe, die bei Stolpen untergebracht wurden. Doch ließ man sich die Veredlung der inländischen Schafe mit ihnen anfangs wenig angelegen sein; selbst die Originalheerde scheint man nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt zu haben. Erst als man die Wichtigkeit des Gegenstandes mehr einsehen lernte, nahm die sächs. Regierung Veranlassung, im J. 1777 durch einen neuen Ankauf in Spanien die Zahl der Originalthiere zu vermehren, was aber nicht ganz nach Wunsch ausfiel. Die noch in Stolpen vorhandenen Nachkommen des zuerst aus Spanien erhaltenen Schaftransports wurden sodann auf den Kammergütern zu Lohmen und Rennersdorf längere Zeit mit Nachkommen des zweiten Transports gekreuzt, bis sie endlich nach mehrern Jahren als selbständige Stämme rein in sich fortgezüchtet werden konnten. Aus diesen Stammschäfereien sind sämmtliche hochfeine Schäfereien Sachsens und fast alle des nordöstl. und westl. Deutschland hervorgegangen. Seit ihrer Begründung wurden aus ihnen wenigstens 19—20000 Stück Zuchtvieh beiderlei Geschlechts in das In- und Ausland, viele selbst nach Frankreich, Rußland, Polen, Ungarn und übers Meer nach England und Australien verkauft, ja sogar 1833 zurück nach Spanien geholt, um dort die echte Merinorasse wiederherzustellen. Oesterreich besetzte 1775, 1786 und 1802 die kaiserl. Familiengüter Holics in Ungarn und Mannersdorf in Oesterreich mit sächs. Merinos, von wo aus sich dieselben nach und nach über die ganze Monarchie verbreiteten. Auch Preußen kaufte 1783 und 1801 ansehnliche Heerden Merinos in Sachsen. Allein der Eifer für die Erzielung feiner

Wolle, der in Sachſen ſchon einen hohen Grad erreicht hatte, fehlte damals bei den preuß. Landwirthen noch, weil ihnen die Ausfuhr derſelben nicht erlaubt war. Nach der Aufhebung des Ausfuhrverbots 1809 brach er deſto ſtärker hervor, und es bildeten ſich aus den Reſten der früher eingeführten Merinos, aus den auch jetzt wieder in Sachſen aufgekauften zahlreichen Zuchtthieren und aus den Nachkommen der 1815 in Frankreich erhandelten verſchiedenen ſpan. Schafſtämme, die auf der königl. Stammſchäferei zu Frankenfeld zuſammengeſtellt wurden, in kurzer Zeit, von günſtigen Localverhältniſſen unterſtützt, in Preußen, namentlich in Schleſien, mehrere Schäfereien, deren Product ſelbſt dem der ſächſiſchen den Vorrang ſtreitig macht. Ueberhaupt entſtand nunmehr unter den deutſchen Schafzüchtern ein reges Streben, einander in der Production feiner Wolle zu übertreffen, und dieſer Wetteifer wirkte auf den ganzen Betrieb der S. vortheilhaft ein. Seitdem iſt auch die von vielen großen Landwirthen, namentlich von Thaer und André mit Liebe gepflegte höhere Schäfereiwiſſenſchaft entſtanden, die ſelbſt auf andere Zweige der Viehzucht einen günſtigen Einfluß geübt hat. Die höhern Preiſe, welche die Wolle durch die Veredlung der Landſchafe erhielt, reizten an, und daher kommt es, daß man in mehrern Gegenden Deutſchlands, namentlich in ganz Sachſen und einem großen Theile Preußens, das deutſche Landſchaf faſt gar nicht mehr rein antrifft, weil man es überall veredelt hat. Doch iſt man hierin zu weit gegangen, da das edle Schaf, welches mehr Pflege und beſſeres Futter bedarf als das deutſche Landſchaf, nicht in allen Gegenden gedeihen will, während hier das Landſchaf ſich ſehr wohl befindet, überdies noch beſſeres Fleiſch als das edle Schaf und eine gute Kammwolle liefert, die gegenwärtig im Verhältniß theuerer als halbveredelte Wolle bezahlt wird. In neueſter Zeit hat die Neigung für die hochfeine S. etwas abgenommen, was hauptſächlich ſeinen Grund in der geſteigerten Cultur durch Benutzung der Weideflächen zu Ackerland ſowie in den lohnendern Producten der Rindviehzucht hat. Außerdem haben zur Verminderung derſelben auch weſentlich die Triftablöſungen, ſodann die Importirung der auſtraliſchen und anderer Colonialwollen in die europ. Länder beigetragen. Dagegen hat man ſich mit Recht mehr auf die Erzeugung von Kammwolle, welche die Negrettiſchafe liefern, und auf die Fleiſchzucht geworfen. Zu letzterer verwendete man namentlich die engl. Southdownſchafe und die franz. Merinos. Kreuzungen dieſer Raſſen mit dem Landſchafe bewähren ſich ſehr. Auch das Bergamaskerſchaf iſt zu dieſem Zwecke in Norddeutſchland verſuchsweiſe eingeführt worden. Das Schaf wird ſchon nach einem Jahre fortpflanzungsfähig, aber in der Regel erſt im dritten Jahre zum Bock (Stähr) gelaſſen. Dabei gilt als Regel, daß, um eine ſchöne Nachzucht zu bekommen, nur ausgeſuchte Zuchtthiere zugelaſſen werden, daß die Stähre, die ebenfalls erſt nach vollendetem zweiten Jahre hierzu zu gebrauchen ſind, und die Mutterſchafe nicht länger als vier bis fünf Wochen beiſammen bleiben, damit die Lämmer ziemlich zu gleicher Zeit kommen, und daß ein Stähr im Durchſchnitt nur 40—50 Mutterſchafe zugetheilt erhalte. Entweder werden die Stähre unter die Mutterſchafe gethan, wo ſie das Begattungsgeſchäft nach freier Willkür üben, oder ihnen jedes einzelne Mutterſchaf, ſobald es brünſtig wird, zugeführt. Das letztere Verfahren (der Sprung aus der Hand) verurſacht ungleich mehr Mühe als das erſtere; doch iſt es nur auf dieſe Weiſe möglich, einen völlig gleichartigen Stamm zu erzeugen. Man unterſcheidet frühe und ſpäte Lammzeit; erſtere fällt in den Febr. und März, letztere in den Juli und Auguſt. Die ſpäte oder die Sommerlammung gewährt die Vortheile, daß die Lämmer, indem ſie mit ihren Müttern auf die freie Weide gehen können, weit beſſer gedeihen und geſünder bleiben als die Frühjahrslämmer. Das Schaf geht 21—23 Wochen trächtig. Die neugeborenen Lämmer ſucht man ſchon nach einigen Wochen an das Freſſen zu gewöhnen, damit ſie weniger der Milch ihrer Mütter bedürfen und nach drei Monaten dieſelbe ganz entbehren können. In dem erſten Sommer erhält man die jungen Schafe am liebſten mit Heu oder Grünfutter, Klee, Luzerne, Esparſette ganz auf dem Stalle, wenn man nicht in deſſen Nähe beſonders gute Weide für ſie hat. Zur Winterfütterung für Schafe eignen ſich am beſten Heu und Stroh. Daneben kann man auch Wurzel- und Knollengewächſe, vorzüglich Kartoffeln und Getreidekörner zur Fütterung anwenden. Ganz ohne trockenes, voluminöſes Futter iſt die Fütterung mit Wurzelgewächſen nicht zu empfehlen, obgleich ſie die wohlfeilſte iſt. In England bilden die Waſſerrüben (Turnips) das Hauptfutter der Schafe. Ein Zuſatz von Körnern iſt zwar ſehr vortheilhaft, aber meiſt zu koſtbar. Die Fütterung mit Branntweinſpülicht, neben hinreichendem Rauhfutter, iſt nur mit Vorſicht anzuwenden. Obgleich die Schafe wenig Flüſſiges zu ſich nehmen, ſo darf ihnen das Saufen doch keinen Tag entzogen werden; reines Waſſer iſt ihnen am zuträglichſten. Fügt man denſelben in der kalten Jahreszeit, um es wohlſchmeckender zu machen, und während der Säugezeit, um die Milchabſonderung der Mutterſchafe zu befördern, Oelkuchenmehl oder Getreideſchrot hinzu, ſo muß

ſolches mit Maß geſchehen, weil übermäßiges Sauſen ſchädlich werden kann. Die Schafſchur geſchieht auf zweierlei Weiſe. Entweder werden, wie in Deutſchland allgemein, die Schafe vor dem Scheren geſchwemmt, d. h. gewaſchen, oder ſie werden ohne weiteres geſchoren und die Wolle nachher gewaſchen. Bei letzterm Verfahren, das ſchon vielfach üblich iſt, leiden die Schafe, für die das Waſſerbad ſtets ſehr angreifend iſt, weniger, und es gewinnt daher die Praxis der Fabrikwäſche immer mehr Eingang. Die Schur erfolgt von Ende Mai bis gegen Juni bei einſchürigen, nicht ſo leicht zu Ende Sept. zum zweiten mal bei zweiſchürigen Heerden. Die Vliefe müſſen vor dem Zerreißen ſorgfältig bewahrt und vollkommen getrocknet werden, wozu nach Umſtänden zwei bis drei Tage nothwendig ſind. Vgl. die Schriften von Koppe, Elsner, Löhner, Ockel, André, Hamm, Körte, Mentzel («Handbuch der rationellen S.», gekrönte Preisſchrift, 2. Aufl., Berl. 1862), Schmidt («S. und Wollkunde», 2. Aufl., Stuttg. 1860) u. ſ. w.

Schâh iſt in der perſ. Sprache der allgemeinſte Name für den Beherrſcher eines Landes, ſowol für den unabhängigen Souverän als für den lehnspflichtigen Vaſallen, überhaupt für alles Große und Ausgezeichnete. Als Titel des Königs von Perſien, des Sultans, des Großmoguls u. ſ. w. wird aber jetzt die zuſammengeſetzte Form Pâdiſchâh (ſ. d.), d. h. der beſchützende, mächtige Herrſcher, gebraucht. Wenn man im Schachſpiel (ſ. d.) den König auf eine ihm drohende Gefahr aufmerkſam macht, wird das Wort von den Perſern mit kurzem Vocale, schäh, ausgeſprochen, und in dieſer, übrigens auch ſonſt vorkommenden abgekürzten Form und Bedeutung iſt es auch in die abendländ. Sprachen übergegangen.

Schakal heißt ein Raubthier, das zur Gattung Hund gehört und eine kleine Gruppe nächtlich lebender Raubthiere bildet, welche zwiſchen den Wölfen und Füchſen ſteht. Sie ſind von geſtrecktem Bau, ſelten höher als 15 Zoll, haben ſcharf zugeſpitzte Ohren, kleine Augen mit runder Pupille, lange Bartborſten und ein ziemlich grob behaartes, gelbes oder braungelbes, ſtellenweiſe ſchwarzgrau überlaufenes Fell, tragen den buſchigen Schwanz horizontal und verbreiten einen ſehr übeln Geruch um ſich. Die S. leben geſellig, legen unterirdiſche Baue an und ſind ſeit alten Zeiten wegen ihres eigenthümlichen nächtlichen Geheuls berüchtigt, welches einen melancholiſchen, unheimlichen Eindruck macht. Erſt mit Eintritt der Dämmerung verlaſſen ſie ihre Schlupfwinkel und ſtreifen die ganze Nacht nach Nahrung umher. Dabei dringen ſie ſelbſt in die Städte, wo ſie die Abfälle zuſammenſuchen, berauben Hühnerſtälle und Vorrathshäuſer und wühlen ſich Zugänge zu allen nicht ſehr ſorgfältig eingerichteten Gräbern. Auch ſuchen ſie ſchwache Säugethiere und Vögel zu beſchleichen, nähren ſich aber nöthigenfalls auch von Pflanzenwurzeln und ſind beſonders Liebhaber der Weintrauben. Der gemeine S. (Canis aureus), der wahrſcheinlich durch Miſchung und direct Stammvater mehrerer Raſſen von Haushunden wurde, iſt 26—28 Zoll lang, oben graugelb, unten und an den Beinen roſtgelb, an der Außenſeite der Ohren fuchsroth und hat einen bis zu den Ferſen reichenden, 10 Zoll langen und an der Spitze ſchwarzen Schwanz. Er iſt von den dalmatiſchen Inſeln an über Griechenland, die Türkei, Südrußland, Kleinaſien, Perſien, Indien und faſt ganz Afrika verbreitet und zeigt viele Spielarten, je nach dem Wohnort. Die in der Bibel unter dem Namen Schual erwähnten Thiere (die Füchſe Simſon's nach Luther's Ueberſetzung) gehören gleichfalls zu dem gemeinen S. Er iſt ein zudringliches, unverſchämtes, aber feiges Thier und den Menſchen nicht gefährlich. Sein Pelz kommt wol auch im Rauchwaarenhandel vor, iſt aber werthlos.

Schalk, ein durch alle germ. Sprachen gehendes Wort, bezeichnete im Gothiſchen einen Knecht, im ſtrengen, harten Sinne. Aber ſchon im Althochdeutſchen milderte ſich die Bedeutung ſo weit, daß es als Benennung verſchiedener Arten der Dienerſchaft gebraucht wurde, von denen seniscalc, buchſtäblich: der älteſte Diener, und mariscalc, der Aufſeher über die Pferde, durch die Uebertragung des Namens auf fränk. Hofämter und durch ſpätere roman. Vermittelung in ihren heutigen Formen Seneſchall und Marſchall zu beſonders auszeichnender Geltung gelangt ſind. Doch erhielt ſich bis in mittelhochdeutſche Zeit daneben noch die Bedeutung «leibeigener Knecht», und während ſich die mildere Bedeutung «Diener» wieder verlor, machte ſich eine andere Art geltend: ein Menſch von knechtiſcher, von roher, boshafter Geſinnung, ein ſchadenfroher Bube, ein Taugenichts. In letzterm ſchon der altnordiſchen Sprache geläufigen Sinne wird das Wort auch in der Luther'ſchen Bibelüberſetzung und in andern gleichzeitigen Schriften gebraucht, ſowol für ſich als in Zuſammenſetzungen, wie Schalksknecht u. dgl. Aber auch dieſe Bedeutung milderte ſich wieder, und die bereits in mittelhochdeutſcher und mittelniederländ. Sprache gangbare Bedeutung des Beiworts schalc oder scalc, ränkevoll, ſchlau, gab, auf das Hauptwort übergreifend, dieſem ſeine noch jetzt übliche Bedeutung eines Menſchen, der mit Behagen heitergelaunte Verſtellung und liſtigen Scherz übt, ſelbſt für ernſten Zweck. Dieſen

Sinn hat das Wort auch in der Zuſammenſetzung Schalksnarr, wodurch die Eulenſpiegeleien von andern Arten der Narrheit unterſchieden werden. So iſt es nun gegenwärtig am nächſten verwandt dem Schelm, in deſſen jetziger Bedeutung eines auf feine und liſtige, gewöhnlich aber zugleich auch ſcherzhafte Streiche ausgehenden Menſchen. Denn auch Schelm hat ſeine Bedeutung gewaltig geändert, da das Wort im Althochdeutſchen Seuche, Peſtilenz, beſonders Viehſeuche, dann gefallenes Vieh, Aas, darauf gegen Ende der mittelhochdeutſchen Zeit einen liſtigen, ehrloſen Betrüger bezeichnete und erſt in neuhochdeutſcher Sprache ſeine gegenwärtig übliche Bedeutung gewonnen hat.

Schalken (Gottfried), ein Maler, der unter den Schülern und Nachfolgern Gerard Dow's (ſ. d.) eine gute Stelle einnimmt, wurde 1643 zu Dortrecht geboren und lebte in der Zeit ſeiner Blüte ziemlich lange in England. Später kehrte er nach Holland zurück und ſtarb im Haag 1706. Seine Meiſterſchaft beſteht in der Darſtellung von Lichteffecten, die er auf die mannichfachſte Art, durch Kerzen-, Lampen- oder Feuerbeleuchtungen oder durch das durch irgendein Motiv veränderte Sonnenlicht, hervorzubringen wußte. Bei idealen Gegenſtänden verfiel er bisweilen in Manier. Seine Ausführung iſt ſorgfältig und glatt, bis in die kleinſten Einzelheiten zart behandelt; doch brauchte er in ſeiner ſpätern Zeit ſeinen Pinſel freier und band ſich nicht mehr an übertrieben fleißige Vollendung. Außer England, wo ſeine Bilder vielfältig vorkommen, beſitzen die Galerien von Wien, München, Dresden, Amſterdam, Haag von ſeinen Arbeiten, welche auch durch berühmte Meiſter vielfach geſtochen und lithographirt ſind. S. radirte ſelbſt in Kupfer, doch ſind ſeine Blätter ſelten.

Schall bezeichnet diejenigen Schwingungen der Körper, welche, wenn ſie bis zu unſerm Ohre fortgepflanzt werden, von unſern Gehörnerven wahrgenommen werden. Wenn die Schwingungen in unregelmäßiger Weiſe aufeinanderfolgen, ſo entſteht je nach den Umſtänden ein Geräuſch, Gepraſſel, Getöſe u. ſ. w. Folgen ſie dagegen einander in gleichen Zwiſchenzeiten, ſo entſteht ein Klang, und wenn dieſe Schwingungen ſog. einfache, pendelartige Schwingungen ſind, ein Ton, der je nach der Anzahl der in einer Secunde vollbrachten Schwingungen höher oder tiefer iſt. Die Lehre vom S. heißt Akuſtik (ſ. d.).

Schall (Karl), deutſcher Luſtſpieldichter, wurde zu Breslau 24. Febr. 1780 geboren und ſollte als der Sohn eines gebildeten und begüterten Kaufmanns ebenfalls Kaufmann werden. Doch ſeine Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften verleitete ihm dieſen Stand. Als er ſein Vermögen verlebt, gründete er die «Neue Breslauer Zeitung», welche bis zu ſeinem Tode unter ſeiner Leitung ſtand. Von ſeinen kleinen Theaterſtücken haben ſich mehrere auf den Bühnen erhalten, z. B. «Die unterbrochene Whiſtpartie», «Trau, ſchau, wem?», «Kuß und Ohrfeige», «Theaterwuth», die gelungenſte Parodie des frühern Theaterweſens, u. ſ. w. Sein letztes Luſtſpiel, das viel Glück machte, war «Knopf und Flausrock»; ſein letztes Drama «Schwert und Spindel», das jedoch weniger anſprach. Abwechſelnd in Breslau und Berlin lebend, war er fortwährend mit literariſchen Planen beſchäftigt; aber nur ſeine häufig drängenden ökonomiſchen Verlegenheiten konnten ihn zu wirklicher Thätigkeit treiben. Er ſtarb zu Breslau 18. Aug. 1833. S. entwickelte in der Unterhaltung viele Kenntniſſe, die ihm einen höhern Rang anwieſen als ſeine Dichtungen und Schriften. Auch war er einer der beſten Kenner des alten Theaterweſens. Mehrere ſeiner Stücke aus früherer Zeit erſchienen in «Luſtſpiele» (Bresl. 1817) geſammelt. Mittheilungen über ihn enthalten Holtei's «Vierzig Jahre». Seine «Nachgelaſſenen Reime und Räthſel» wurden von Kahlert (mit Biographie, Bresl. 1849) herausgegeben.

Schaller (Anton), deutſcher Geſchichtsmaler, Sohn eines Weißdrehers in der kaiſerl. Porzellanmanufactur zu Wien, wurde 1772 geboren und, da er Töpfer werden ſollte, in die Handwerksſchule geſchickt. Als er ſpäter in die Manufactur eintrat, wurde der Director Niedermayr auf ſein Malertalent aufmerkſam und ſuchte daſſelbe zu fördern. Bald wurden ihm die bedeutendſten Porzellanplatten, welche mit hiſtor. Gemälden zu zieren waren, übertragen, und auch in der Oelmalerei ſuchte er ſich eifrig auszubilden. Seine Werke in dieſem Fache beſtanden aus Altarbildern und Darſtellungen mythолog. und hiſtor. Stoffe, die in Privatſammlungen übergegangen ſind. Er ſtarb 1844. — Johann S., der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1777, war ebenfalls zum Handwerker beſtimmt, verrieth aber plaſtiſches Talent und fertigte als Lehrling in der kaiſerl. Porzellanmanufactur einen Philoktet, der gegoſſen ward. Hierauf erhielt er eine Penſionärſtelle in Rom, die er erſt 1812 antreten konnte. Sein bedeutendſtes Werk aus dieſer Zeit iſt die Marmorgruppe des Bellerophon, der die Chimära erlegt, im Saale des Glashauſes im Kaiſergarten. Nach ſeiner Rückkehr 1823 wurde ihm die Profeſſur der Bildhauerei an der Akademie verliehen. S. fertigte namentlich zahlreiche Marmorbüſten, darunter einige

für die Walhalla. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: die Statue des Andreas Hofer für die Hofkirche zu Innsbruck, die heil. Margarethe (metallene Brunnenstatue), das Erzbild des Kaisers Franz I. für Stanislawow in Galizien (1837), Statuetten des Dichters Raimund und des Marschalls Marmont (1841) u. s. w. Er starb 16. Febr. 1847. — Ludwig S., der Sohn Anton's, geb. 1804 zu Wien, erhielt den ersten Unterricht in der Plastik an der dortigen Akademie. Nachdem er durch einen Perseus mit dem Medusenhaupte den Preis erworben, kam er 1828 nach München, wo er sich zu einem ausgezeichneten Künstler entwickelte. Er fertigte die Friese für zwei Säle der Pinakothek und vier Reliefs für das Akademiegebäude in Karlsruhe. Für dasselbe Gebäude componirte er auch einen Fries: die Olympischen Spiele, welcher unter Schwind's Aufsicht (rothe Figuren auf braunem Grunde) ausgeführt wurde. Das neue Museum in Pesth versah er mit einem Giebelfelde von ungemein reicher Composition. Für die äußern Nischen der Glyptothek in München fertigte er die Standbilder des Prometheus und Phidias in Marmor, für Weimar das Herder-Monument (1850 enthüllt). Seine Modelle zum Standbild des Kaisers Pedro I. von Brasilien versanken jedoch im Hafen von Rio-Janeiro. Für die zahlreichen meisterhaften Grabmonumente, die er lieferte, kamen ihm seine architektonischen Studien sehr zu statten. Außerdem schuf er eine Menge von Büsten, zum Theil für die Walhalla und die Ruhmeshalle, die von großer charakteristischer Wahrheit sind. Dieselbe Eigenschaft haben 15 Statuetten berühmter Dichter, welche eine ungemeine Verbreitung gefunden haben. Er starb 29. April 1865.

Schaller (Julius), deutscher Philosoph, geb. 13. Juli 1810 in Magdeburg, wo sein Vater (gest. 1818), der sich durch mehrere, ihrerzeit sehr verbreitete Schriften literarisch bekannt gemacht hat, Prediger war, besuchte das Domgymnasium daselbst und widmete sich hierauf seit 1819 zu Halle erst der Theologie, fühlte sich aber bald, besonders durch Rosenkranz, von der Philosophie so angezogen, daß er sich vorzugsweise deren Studium zuwandte. Er habilitirte sich 1834 als Docent der Philosophie zu Halle und erhielt 1838 eine außerord., 1861 eine ord. Professur daselbst. Zu dem lebhaften philos. Interesse, welches 1840—48 in Halle rege war, hat S. wesentlich mitgewirkt, sowie er auch als lebendiger und anregender Lehrer vielen Einfluß übte. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten fällt in die Zeit, in welcher die Hegel'sche Philosophie die ersten tiefer eingehenden Angriffe erfuhr. Während er die letztern in der apologetischen Schrift «Die Philosophie unserer Zeit» (Lpz. 1837), in der er unter anderm eine treffliche Analyse der Fichte'schen Ontologie gibt und Gottes Persönlichkeit wie menschliche Freiheit als in Hegel's System gegeben oder doch zugelassen nachweist, zu widerlegen suchte, sprach er sich in «Der histor. Christus und die Philosophie» (Lpz. 1838) über die philos. Elemente aus, welche Strauß im «Leben Jesu» zur Basis dienen. Außer vielen Beiträgen zu den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» und den ersten Jahrgängen der «Halleschen Jahrbücher» veröffentlichte er später noch «Vorlesungen über Schleiermacher» (Halle 1844) und «Darstellung und Kritik der Philosophie Ludwig Feuerbach's» (Lpz. 1845). Sein erstes Hauptwerk, die «Geschichte der Naturphilosophie von Baco bis auf unsere Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1841; Bd. 2, Halle 1844), sollte zur Einleitung in eine Naturphilosophie dienen. Zum Behuf derselben in den letztern Jahren anhaltend mit dem Studium der empirischen Naturwissenschaften beschäftigt, bearbeitete S. den zweiten, für Aesthetik beachtenswerthen Band der «Briefe über Alex. von Humboldt's Kosmos» (Lpz. 1850), schrieb «Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem Werthe» (Lpz. 1851), in welcher Schrift er die Haltungslosigkeit der phrenologischen Wissenschaft darthut, gab für 1853 mit Giebel das «Weltall», eine Zeitschrift für populäre Naturkunde, heraus, und betheiligte sich an dem zwischen Karl Vogt und Rud. Wagner ausgebrochenen Principienstreite mit der Schrift «Leib und Seele» (Weim. 1855; 3. Aufl. 1858). Alle diese Studien und Schriften waren indeß nur Vorläufer seines zweiten Hauptwerks: «Psychologie», von welchem jedoch bis 1867 nur der erste, das «Seelenleben» enthaltende Band (Weim. 1860) erschienen ist, der zweite (vom bewußten Geist) in nächster Aussicht stand. Dies Werk zeichnet sich nicht allein durch große naturwissenschaftliche Forschungen aus, sondern auch durch das Streben, die Hegel'sche Terminologie fast vollständig zu vermeiden, wodurch es an Allgemeinverständlichkeit und fachlicher Bestimmtheit gewonnen hat.

Schalmei (aus franz. chalumeau, vom lat. calamus, d. i. Rohr) hieß ursprünglich die jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathene, meist aus Rohr gefertigte Schäferpfeife. Später erhielt diesen Namen ein jetzt ebenfalls veraltetes Blasinstrument aus Buchsbaum, das durch die weniger gellende Oboe (s. d.) verdrängt wurde. Auch pflegt man die Pfeife am Dudelsack S. zu nennen, sowie in den Orgeln ein Schnarrwerk.

Schalotte heißt eine zur Gattung Allium oder Lauch (s. d.) gehörende Zwiebelart, die man auch den levantischen Lauch nennt (A. ascalonicum L., von der Stadt Ascalon, woher sie die Kreuzfahrer zuerst nach Europa brachten). Diese Lauchart steht dem Schnittlauch sehr nahe, von dem sie sich durch eine aus kleinen, gedrängt stehenden Zwiebelchen zusammengesetzte Zwiebel unterscheidet. Ihre Blätter sind pfriemenförmig, röhrig, die Stengel ½—1 F. hoch, die in eine kugelrunde Dolde gestellten Blüten violett mit schwarzem Kiel auf jedem Perigongipfel. Die Zwiebeln dieser angeblich in Persien heimischen Pflanze gelten für ein viel feineres Gewürze als der Knoblauch und werden namentlich in Südeuropa zu pikanten Saucen verwendet, auch mit Weinessig und Gewürze eingemacht. Die S. verlangt zu ihrem Gedeihen einen fetten Boden, der jedoch nicht frisch gedüngt sein darf, weil sonst die Zwiebeln einen widerwärtigen Geschmack bekommen.

Schalthiere, s. Mollusken.

Schaltjahr nennt man in der Chronologie jedes Jahr, welches, länger als die gewöhnlichen Jahre, die in der angenommenen Zeitrechnung angegebenen Epochen der himmlischen Erscheinungen wieder mit der wahren Zeit der Erscheinungen in Uebereinstimmung bringt. In der christl. Zeitrechnung folgen, weil das wahre Jahr 365 Tage 5 St. 48 Min. 46 Sec. beträgt, drei gemeine Jahre von 365 Tagen aufeinander und jedes vierte Jahr von 366 Tagen ist ein S. Der Schalttag, um welchen das S. verlängert wird, ist nach Julius Cäsar's Einführung der 24. Febr. Die Juden haben in einem Cyklus von 19 Jahren das 3., 6., 8., 11., 14., 17., 19. als S. von je 13 Monaten; die Mohammedaner haben in einem Cyklus von 30 Jahren das 2., 5., 7., 10., 13., 16., 18., 21., 24., 26. und 29. als S. (S. Jahr.)

Schaluppe nennt man das zweitgrößte Boot der Kauffahrteischiffe, das auf See in Krähnen auf der Seite hängt und dazu bestimmt ist, die Communication von der Rhede mit dem Lande zu unterhalten. Die S. werden durch Ruder oder Segel oder durch beide zugleich fortbewegt. Kauffahrer haben gewöhnlich drei Boote, das große Boot, welches in See auf dem Deck steht, die S. und die Gig oder, statt letzterer, die Jolle, welche in Krähnen auf der Seite hängen. Die großen Dampfer und Klipperschiffe der Neuzeit sowie Grönlandsfahrer und Südseefischer haben dagegen 6—8 Boote. — Kanonenschaluppen sind große Boote mit starker Bauart, die an ihrem Vordertheile ein schweres Geschütz haben und durch 30—40 Ruder fortbewegt werden. Die Einführung der Dampfer hat dieselben fast aus allen Marinen verdrängt. In der Ostsee führen Küstenfahrzeuge mit einem Mast und von etwa 20—40 Tonnen Gehalt den Namen S.

Scham, als das Gefühl innerer Misbilligung gegen eigene Handlungen, Gedanken oder Gefühle, gehört zu den Regungen des Gewissens; S. als Schmerz über den Tadel, welchen unser Betragen von seiten anderer erfährt oder zu befürchten hat, gehört zu den Ehrgefühlen. Beruht die S. auf einem Tadel, den wir nicht verdienen, und an den wir uns daher lieber nicht kehren sollten, so ist es falsche S. Schamhaftigkeit ist die Empfindlichkeit gegen den öffentlichen Tadel, welcher sich auf die Zulassung des Unanständigen und Unschönen richtet; Unverschämtheit (Schamlosigkeit) ist die Unachtsamkeit auf alles das in unserm Betragen, was andere abstoßen oder verletzen kann. Der Unverschämte belästigt andere durch Taktlosigkeit oder Rücksichtslosigkeit (Mangel an Delicatesse). Affectirte Schamhaftigkeit ist Prüderie; sie gibt sich als heuchlerisch dadurch zu erkennen, daß sie die Grenze der natürlichen S. überschreitet. Der Affect der S. läßt sich schwer verbergen wegen seiner unmittelbaren Wirkung auf das Blut, das er in die Wangen treibt.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, in einem Theile Chinas, in Sibirien und Kamtschatka die Geisterbeschwörer, die durch Zaubergesänge die Natur und die Götter beherrschen, die Krankheiten heilen u. s. w. und zugleich als Priester und Aerzte gelten. Der Name ist mit der Ausbreitung des Buddhismus in diese Regionen gedrungen und kommt wahrscheinlich von dem sanskrit. Worte Sramana. Die Lehre der S. ist ohne innern Zusammenhang und enthält etwa folgende Sätze. Es gibt unzählige Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder durch Menschen in willkürlichen Formen gebildet sind; auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß sich die Götter um sie bekümmern. Der schamanische Gottesdienst besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die reichlichen Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der S. Eine besondere Abhandlung über den Schamanismus schrieb der gelehrte Mongole Dordschi Banzarow in Kasan. Vgl. Castrén, «Vorlesungen über finn. Mythologie» (Petersb. 1853).

Digitized by Google

Schamyl (d. i. Samuel) oder Schemyl (Ben-Muhammed Schamyl-Effendi), genannt Fürſt der Gläubigen, der vormalige Prophet und Sultan der kaukaſ. Bergvölker, wurde 1797 im Aul Himry im Gebiete der tatar. Koiſſubelinen im nördl. Daghestan geboren. Ernſt, feuriger Stolz und ein unbeugſamer Wille zeichneten ihn ſchon als Knabe und Jüngling aus. Er machte ſtrenge Studien der arab. Grammatik und Philoſophie unter dem Mollah Dſchelaleddin. In religiöſer Beziehung neigte er ſich ganz der Lehre des Kaſi-Mollah zu, einer Erneuerung des Sufismus, welche bald zu einem Bande unter den zerſplitterten Stämmen Daghestans wurde. Als 1824 der Aufſtand gegen die Ruſſen unter Jermolow losbrach, ſchloß ſich S., der bis dahin als Murid (Geiſtlicher) gelebt, mit Kaſi-Mollah dem Kampfe an. Beide warfen ſich, als die Ruſſen unter Roſen gegen den Koiſſu ſiegreich vordrangen, in die Bergfeſte Himry und erwarteten hier den Feind. Bei dem Sturme vom 18. Oct. 1831 fielen mit Kaſi-Mollah ſämmtliche Vertheidiger. Nur S., obſchon ſchwer verwundet, entging dem Tode. Der Ruf der Heiligkeit, in dem S. bereits ſtand, wurde durch dieſe Rettung noch erhöht, ſodaß er, als Hamſſad-Bei, der Nachfolger Kaſi-Mollah's, 1834 durch Meuchelmord gefallen, zum Haupte der Sekte gewählt wurde. Er war von nun an beſtrebt, durch die Macht religiöſer Begeiſterung die Bergvölker Daghestans (Tſchetſchenzen, Lesgier, Kumüken u. ſ. w.) einheitlich zu organiſiren, und bildete eine Art theokratiſchen Staatsweſens ſowie ein Kriegsſyſtem aus, das ſich beſonders ſeit 1839 bewährte. Sein erſter Gegner war der General Grabbe, welcher 11. Juni 1839 vor der Bergfeſte Achulgo, der damaligen Reſidenz S.'s, erſchien, dieſelbe aber erſt nach heftigſter Gegenwehr 22. Aug. mit Sturm nehmen konnte. S. entkam abermals auf wunderbare Weiſe und nahm ſeine Reſidenz in der Bergfeſte Dargo. Hier ſchlug er im Mai 1842 den Feind mit furchtbaren Verluſten zurück und fiel dann ſelbſt 1843 in das den Ruſſen unterworfene Awarenland ein. Nachdem 1844 Woronzow Statthalter vom Kaukaſus geworden, nahm der Krieg allerdings für die Ruſſen eine günſtigere Wendung. Dennoch brachten die von S. und deſſen Statthaltern (Naïbs) geführten Bergvölker den Ruſſen noch immer große Verluſte bei. Nachdem 1845 Dargo mit großen Opfern genommen worden, brach S. 1846 ſengend und brennend in die Kabarda ein. Er nahm die von den Ruſſen erbaute Feſte Gerghebil und vertheidigte dieſe perſönlich bei dem Sturme, den die Ruſſen unter Woronzow's Leitung 13.—16. Juni 1847 vergeblich unternahmen. Sodann zog er ſich nach der Feſte Salty zurück, von wo aus er ſich 1848 glücklich in das Gebirge durchſchlug. Daſſelbe geſchah auch 1849, als die Feſte Achulgo nach elf Monate langer Belagerung und dreimaligem Sturme (27. Juli, 17. Aug. und 21.—29. Aug.), bei welchem S. einen Sohn und eine Frau verlor, den Ruſſen in die Hände fiel. Er ſetzte aufs neue alle Mittel in Bewegung, um die Bergvölker für den heiligen Krieg gegen die Ruſſen zu gewinnen, ſodaß er 1850 dem Feinde ſowol am Terek wie am Kuban wieder gegenüberſtand. Die wichtigſten Kämpfe fanden ſtatt auf der lesghiſchen Linie, auf der Labalinie, wo Mohammed-Emin, und in Daghestan, wo S. ſelbſt befehligte. Während Mohammed-Emin im Weſten das ganze linke Kubanufer gewann und Murad-Bei im Oſten die Ruſſen bis über den Terek zurücktrieb, operirte S. ſelbſt 1850—51 in der Tſchetſchna und ſtreifte bis in die transkaukaſ. Ebene hinab. Trotz ſeinen Erfolgen verlor jedoch S. in den blutigen Kämpfen ſeine tapfern Streiter, und das Vertrauen der Bergvölker auf ihren Führer begann zu ſinken. Außerdem übernahm der energiſche Barjatinskij das Commando auf der öſtl. Kaukaſuslinie und beſchränkte durch ſeine Unternehmungen S. immermehr auf die Defenſive. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt S. zwar durch die Türken und die Weſtmächte Unterſtützung an Geld und Waffen, während die Ruſſen den Kaukaſus von Streitkräften entblößen mußten; aber die Hülfe kam zu ſpät. S. raffte ſeine Kräfte zuſammen und alarmirte durch einen kühnen Einfall in Kachetien die Ruſſen bis nach Tiflis hin. Auf dieſem Zuge fielen ihm zwei georgiſche Fürſtinnen in die Hände, die er gegen ſeinen in ruſſ. Gefangenſchaft gerathenen Sohn austauſchte. War es Schwäche oder Berechnung, 1855 unternahm er gegen ſeine hartbedrängten Feinde nichts. Dagegen begannen die Ruſſen nach dem Pariſer Frieden von 1856 ihre Operationen im Kaukaſus mit neuer Kraft und verengten durch allmähliches Vordringen immermehr den Kreis, in welchem ſich ihr Gegner eingeſchloſſen fand. Nachdem ſie den wichtigen Paß von Argun genommen, brachten ſie S. 11. Aug. 1858 eine ſchwere Niederlage beim Aul Ismail bei. Am 12. April 1859 ſtürmten die Ruſſen nach langer Belagerung die Feſte Weden, durch welchen Schlag die Macht S.'s vollends in Trümmer fiel. Des Kampfes müde, unterwarf ſich ein Stamm nach dem andern, und die bisher treueſten Anhänger gingen zu den Ruſſen über. S. zog ſich zurück in ſeine letzte Zufluchtsſtätte, die Bergfeſte Ghunib (in Dageſtan), zwiſchen der georgiſchen Heerſtraße und dem Kaſpiſchen

Meer, wo er sich nach verzweifeltem Kampfe 6. Sept. 1859 dem General Barjatinskij ergeben mußte. Seine Bestrebungen, im Kaukasus ein selbständiges islamitisches Reich zu gründen, das dem Vordringen der Russen nach Süden Einhalt thun sollte, waren somit beendet. Man brachte den Gefangenen über Moskau nach Petersburg, wo er eine rücksichtsvolle Behandlung erfuhr. Später nahm S. mit seiner Familie Aufenthalt zu Kaluga.

Schandau, eine kleine Stadt in Sachsen, 1 M. von der böhm. Grenze, am Ausflusse der Kirnitsch in die Elbe, in einer reizenden Lage inmitten der Sächsischen Schweiz, hat 2700 E. (1864), deren Erwerbsquellen hauptsächlich in Schiffahrt, Sandsteinhandel, Holzhandel und dem Fremdenverkehr bestehen. Der Ort ist Sitz einer Forstmeisterei, eines Gerichtsamts, das zugleich als Elbstromgericht fungirt, eines Forstrentamts, eines Elbfloßamts, eines Hauptzollamts und eines österr. Nebenzollamts. Unweit von der Stadt, am Eingang des Kirnitschthals, entspringt auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese eine Heilquelle, die zwar schon im Anfang des 18. Jahrh. im Rufe stand, nachher aber vernachlässigt und erst seit Anfang des 19. Jahrh. wieder beachtet wurde, namentlich seitdem man in unmittelbarer Nähe der alten Quelle neue und zugleich stärkere Quellen entdeckt hatte. Das eisenhaltige Wasser wird sowol zum Baden wie zum Trinken gebraucht und beweist sich insbesondere wirksam gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung, Hämorrhoidalbeschwerden u. s. w. Ein Badehaus wurde 1800 eingerichtet, dem sich mehrere freundliche Gebäude anschlossen. Die Gebäude sowie die zum Bade gehörigen Anlagen und Promenaden sind in neuerer Zeit erweitert und verschönert worden, weshalb auch die Zahl der Badegäste, insbesondere aber derjenigen Fremden, die sich nur zu ihrem Vergnügen hier aufhalten, jährlich wächst. Den Hauptgenuß gewährt die reizende Natur. Uebrigens ist S. der bequemste Ort, von wo aus man die Sächsische Schweiz (s. d.) und die herrlichen angrenzenden Gegenden Böhmens auf einzelnen Lustreisen durchwandern kann. Vgl. Götzinger, «S. und seine Umgebungen» (Dresd. 1812); Petrenz, «Das Bad zu S.» (2. Aufl., Dresd. 1856).

Schande ist der Verlust an Ehre oder Werthschätzung anderer. Wie alles Lobenswerthe Ehre bringt, so alles Tadelnswerthe S. Wie Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit, Dankbarkeit und Treue Ehre bringt, so führt Ungerechtigkeit, Unzuverlässigkeit, Undank und Untreue S. mit sich; und wie Geschicklichkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit Ehre erwirbt, so zieht Stümperei, Fahrlässigkeit und Trägheit S. nach sich. Die Strafen der öffentlichen S. oder Ehrenentziehung sind die härtesten, weil sie auf das ganze zukünftige Leben des Gestraften die übelste Nachwirkung haben, indem sie ihn für immer aus der ehrenhaften Gesellschaft für ausgeschieden erklären. Hierher gehören die Strafen der Degradation, des Schandpfahls (Prangers) und der Brandmarkung. Im Gegentheil fällt bei allen bloßen Disciplinarstrafen der Punkt der S., welcher sonst aller Strafe mehr oder weniger anhaftet, gänzlich fort, ebenso sehr als er wegfällt auch bei dem härtesten Tadel, welchen die unentbehrliche öffentliche Kritik über irgendeine literarische, künstlerische oder industrielle Leistung auszusprechen sich veranlaßt sieht. Uebrigens findet in Betreff dessen, was S. bringt oder nicht, auch mancherlei willkürliche Convenienz im Urtheil statt, wie z. B. beim Militär der Tod des Erhängens für unehrenvoll gilt, nicht aber der des Erschießens, oder wie in der höhern Gesellschaft das Nichtbezahlen der Spielschulden für unehrenvoll gilt, nicht aber das der andern Schulden.

Schandpfahl, s. Pranger.

Schanghai, s. Shanghai.

Schanze nennt man jede durch Brustwehr und Graben zur Vertheidigung eingerichtete Erdbefestigung. Die beabsichtigte längere oder kürzere Dauer der Vertheidigung hat auf die Bauart, Einrichtung und Bewaffnung der S. den wesentlichsten Einfluß. Die S. erhalten, je nachdem sie kürzere oder längere Zeit stehen, Gewehr- oder Geschützfeuer aus leichten oder schweren Geschützen aushalten sollen, ein schwächeres oder stärkeres Profil. Die eigentlichen Festungswerke werden nicht mit unter die S. gerechnet. Die S. sind hinten, in der Kehle, entweder offen oder mit Palissaden geschlossen, oder die Brustwehr ist ringsum geführt, wie bei den Redouten (s. d.). Die Widerstandsfähigkeit der S. wird durch sog. Hindernißmittel, als Palissaden, Sturmpfähle, Wolfsgruben, Verhaue, Ueberschwemmungen, Flatterminen u. s. w. erhöht. Noch mehr aber wird diese Widerstandsfähigkeit durch die sog. Verstärkungsmittel, als Vertheidigungspalissaden, Tambours, Caponnièren und Blockhäuser, in der S. selbst oder in ihrem Graben gesteigert. (S. Befestigungskunst.) — In der Nautik bezeichnet man mit S. das Stockwerk auf dem obersten festen Decke eines Kriegsschiffs, welches sich vom Spiegel bis zum großen Mast erstreckt und unter dem sich die große Kajüte und die Kammern der Offi-

ziere befinden. Auf der S. liegen nur leichte Geschütze; auf sehr großen Schiffen trägt sie zuweilen ein noch kleineres Stockwerk, die Hütte genannt.

Scharbock, s. Skorbut.

Scharbockskraut, s. Ficaria.

Scharfrichter ist die seit dem Ende des Mittelalters übliche Benennung für denjenigen, der die gerichtlich verhängte Todesstrafe der Enthauptung von Amts wegen vollstreckt. In ältester german. Zeit gehörte die Strafvollstreckung der urtheilfindenden Gemeinde oder dem Kläger und seinem Anhange, und dieser Brauch erhielt sich stellenweise bis ins 16. Jahrh. Doch hatten schon die Grafen der alten fränk. Monarchie auch eigene Kerkermeister und Henker. Gewöhnlich aber fiel in den nächsten Jahrhunderten die Hinrichtung dem Froneboten oder dem Gerichtsboten zu, ohne diesem durch seine Stellung angesehenen Manne an seiner Ehre Eintrag zu thun, und je der zehnte Verurtheilte durfte sich bei ihm durch Geld von der verhängten Todesstrafe lösen. An manchen Orten war sogar der jüngste Schöffe oder der jüngste Ehemann geholten, die Hinrichtung zu vollziehen, ja selbst der nächste Verwandte des Verurtheilten, oder von mehrern Verurtheilten brachten einige den Spruch an den übrigen zur Vollstreckung und befreiten sich dadurch selbst von der Hinrichtung. In den Städten wurde die Todesstrafe meist durch einen Unterbeamten des Vogts vollstreckt. Wie man in Rom unterschieden hatte zwischen dem für unehrlich geltenden Carnifex, welcher diejenigen Strafen vollzog, mit denen nur Sklaven und Fremde belegt wurden, also namentlich die Kreuzigung und die Folterung, und dem Liktor (s. Liktoren), der nur an Bürgern den Spruch vollstreckte, so unterschied man auch in Deutschland, nachdem besondere Personen zu diesem Zwecke gebraucht wurden, allmählich zwischen dem S. und dem Henker. Jenem, dem S., fiel die Vollziehung der nicht entehrenden, keine eigenhändige Berührung des Verbrechers erfordernden Todesstrafe, der Enthauptung, und bei den übrigen die Aufsicht zu; den Henkern dagegen, die unter dem S. und gewöhnlich in dessen Diensten standen, blieben die entehrenden Todesstrafen des Hängens, Räderns, Viertheilens, Verbrennens u. s. w. und die Folterung, und dazu gesellte sich auch in der Regel das allerdings nicht nothwendig damit verbundene Geschäft des Abdeckers (s. d.). Nach den Reichsgesetzen trof zwar den eigentlichen S. niemals Unehrlichkeit oder Anrüchigkeit, aber das allgemeine Vorurtheil warf ihn durch lange Zeit mehr oder minder mit den Henkern und Abdeckern zusammen, versagte ihm das städtische Bürgerrecht, gebot ihm eine auszeichnende Kleidung und wies ihm in der Kirche einen besondern Stand und beim Abendmahle die letzte Stelle an. Die S. bildeten ehemols eine Art von Kaste oder Zunft, und ihr Meisterstück bestand in der gelungenen Enthauptung eines Verurtheilten, für welche sie sich an aufgehängten Thieren oder Scheiben einübten. Gegenwärtig müssen sowol der S. und sein Gehülfe vereidigt sein, und ihr Lohn ist entweder überhaupt gesetzlich bestimmt oder wird für den einzelnen Fall nach den Grundsätzen über die Verbindlichkeit zur Uebernahme öffentlicher Geschäfte bemessen, wodurch die mannichfachen Misbräuche wegfallen, welche ehemals mit den Gebührenforderungen der S. verbunden waren.

Scharfschützen nennt man eine leichte Infonterie, welche mit den besten Feuergewehren, besonders Büchsen, bewaffnet, im Schießen vorzüglich ausgebildet und zum zerstreuten Gefecht besonders im bedeckten, durchschnittenen oder gebirgigen Terrain, bestimmt ist. In der russ. Armee führt die ganze leichte Infanterie den Namen S. Auch bei Landesbewaffnungen, vorzüglich von Gebirgsvölkern, die sich als gute Jäger auszeichnen, kommen S. vor, unter denen sich die tyroler und schweizer einen guten Namen gemacht haben.

Scharlach ist eine sehr lebhafte, ins Gelbe fallende rothe Farbe und von dem mehr bläulichen Purpur wohl zu unterscheiden. Die Alten erzeugten diese beliebte Farbe auf Zeugen mit Kermes, und auch jetzt noch wird dieser Farbestoff dazu verwendet. Auf Wolle und Seide färbt man S. mit Cochenille und mit Zinnbeize, was Nikolaus Drebbel in Holland erfand. Auf Baumwolle gibt auch Krapp scharlachähnliche Nuancen.

Scharlach (Scarlatina) heißt eine ansteckende Krankheit, bei welcher das augenfälligste Symptom, ähnlich wie bei den Masern, in einem (scharlachrothen) Hautausschlag besteht. Die Krankheit bricht nicht unmittelbar nach der Ansteckung aus, sondern etwa erst acht Tage nach derselben (Incubationsstadium), während welcher Zeit das Befinden meist völlig ungestört oder nur leicht gestört ist. Die eigentliche Erkrankung beginnt mit wiederholtem Frösteln, seltener mit einem Schüttelfrost, dem Gefühl brennender Hitze, mit Brechneigung oder Erbrechen, heftigem Kopfschmerz, allgemeiner Schmerzhaftigkeit und Abgeschlagenheit der Glieder und sehr hohem Fieber. Gleichzeitig ist die Rachenschleimhaut mit den Mandeln geschwollen, geröthet und schmerzhaft. Nachdem dieser Zustand einen bis zwei Tage angehalten, selten früher oder später, treten unter

Steigerung der Allgemeinerscheinungen zuerst am Halse zahlreiche kleine, dicht beieinanderstehende, oft zusammenfließende, dunkelrothe Flecken auf, die sich in den nächsten 24—36 St. über den ganzen Körper ausbreiten; im Gesicht werden meist nur die Wangen geröthet. Zugleich nehmen die Entzündungserscheinungen der Mund- und Rachenschleimhaut zu, das Fieber hält noch an und fällt erst, wenn der Ausschlag zu erblassen beginnt, was am vierten oder fünften Tage eintritt. Der Ausschlag erblaßt in der Reihenfolge, in welcher er auftrat. Die von dem Ausschlag befallene Haut schuppt sich alsdann (vom fünften Tage ab) in den folgenden 8—14 Tagen ab. Der S. bietet verschiedene Formen dar. Der Ausschlag kann auf einzelne Hautstellen beschränkt bleiben, es können Bläschen und Blasen sowie Blutungen in die Haut daneben auftreten, oder der Ausschlag kann auch ganz fehlen. Ebenso kann die Entzündung der Rachenschleimhaut verschiedene Grade von Heftigkeit zeigen. Die den S. stets begleitende Entzündung der Lymphdrüsen und Nieren bedingt nicht selten einen übeln Ausgang der Krankheit und Nachkrankheiten. Der S. tritt in den allermeisten Fällen epidemisch auf, und zwar vorzüglich im Herbst und Frühlinge. Säuglinge und Erwachsene bleiben meist verschont, aber Kinder, welche das zweite Jahr überschritten haben, werden am leichtesten angesteckt. Die Ansteckung erfolgt von Person zu Person, auch unter Vermittelung von solchen, die selbst nicht erkranken. In welchem Stadium die Krankheit am leichtesten ansteckt, ist nicht bekannt. Bei der Pflege der Scharlachkranken gilt als Regel, im Zimmer eine möglichst gleichmäßige Temperatur von 10—12° R. zu halten, den Kranken nicht mit ungewohnt schweren Betten zu bedecken, ihn aber im Bett zu halten. Außerdem muß man die Luft des Zimmers wiederholt vorsichtig erneuern, als Getränk Wasser oder schwach-säuerliche Limonade geben, nur leichtverdauliche Nahrung (Milch, Fleischbrühe) zulassen. Bei Stuhlverstopfung sind Klystiere von lauem Wasser den Abführmitteln vorzuziehen. Auch nach beendeter Abschuppung müssen die Kranken noch 14 Tage vor Erkältungen gehütet werden (im Zimmer bleiben), und es sind in dieser Zeit einige lauwarme Bäder von Nutzen. Wer den S. einmal überstanden hat, ist fast völlig vor einer zweiten Ansteckung gesichert.

Scharnhorst (Gerh. David von), preuß. General, wurde 12. Nov. 1756 zu Bordenau in Hannover von bürgerlichen Aeltern geboren und bis in sein 15. J. zum Landwirth erzogen. Infolge eines Processes kam sein Vater, ein gewesener Quartiermeister, in den Besitz des Ritterguts Boderow, und der junge S, der viel Neigung für den Militärstand hatte, erlangte nun durch den Grafen von Schaumburg-Lippe-Bückeburg 1772 den Eintritt in die Kriegsschule zu Wilhelmsstein. Er wurde 1776 Fähnrich und trat dann in das hannov. Dragonerregiment Estorf. Seine Talente bekundeten sich schon damals in den Vorlesungen, die er jüngern Kameraden hielt. 1780 wurde er als Lieutenant zur Artillerie versetzt und 1782 als Lehrer an die nach seinem Plane reorganisirte Artillerieschule nach Hannover berufen. Hier ließ er seinen ersten, bereits früher erschienenen militärischen Arbeiten mehrere werthvolle Werke folgen. 1792 zum Stabshauptmann befördert, wohnte er 1793 als Chef einer reitenden Batterie dem Feldzuge gegen die Franzosen bei, war 1794 in der hart belagerten Festung Menin Generalstabsoffizier des Generals von Hammerstein und zeichnete sich hier glänzend aus, sodaß er zum Major und 1796 zum Oberstlieutenant avancirte. Im Frieden zu schriftstellerischer Thätigkeit zurückgekehrt, wurde sein Name bald so bekannt und geachtet, daß der Herzog von Braunschweig als preuß. Feldmarschall auf die Empfehlungen des damaligen Majors von dem Knesebeck, der mit S. bei einer Mission nach Kassel bekannt geworden war, diesem den Antrag machte, in preuß. Dienste überzutreten. S. nahm das Anerbieten an, weil er glaubte, in diesem größern Staate einen bessern Wirkungskreis zu finden. Er nahm 1801 den Abschied aus hannov. Dienst und wurde in der preuß. Artillerie angestellt, gleich aber auch als Director zu der Akademie für junge Offiziere berufen. Seine Reformen im Unterricht, vorzüglich aber seine eigenen, berühmt gewordenen Vorlesungen haben den wichtigsten Einfluß auf den spätern Geist der preuß. Armee gehabt, da er mit Erfolg seine Zuhörer mit dem innern Wesen der neuern Kriegführung bekannt machte. Das erweckte ihm aber viele Gegner unter den starren Anhängern der alten, überlebten Formen, sodaß er, ihrer Anfeindungen müde, 1803 um Versetzung bat. Er kam als Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab und wurde 1804 Oberst und in den Adelsstand erhoben. Als Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig ging er 1806 in den Krieg, wurde bei Auerstädt leicht verwundet und schloß sich auf dem Rückzuge dem Blücher'schen Corps an. Bei Lübeck wurde er gefangen, bald aber wieder ausgewechselt und ging nun zur Armee nach Preußen, wo er der Schlacht von Eylau beiwohnte. Nach dem Tilsiter Frieden zum Generalmajor und Generaladjutanten des Königs befördert, war er Vorsitzender der Militärreorganisationscommission und leitete als Director des allgemeinen Kriegsdepartements

(bis 1810) die Verwaltung des gesammten Kriegswesens. Seine Wirksamkeit in diesem Zeitraume wurde für den preuß. Staat von der höchsten Wichtigkeit. Er richtete das sog. Krümpersystem ein, welches durch stete Ausbildung von Rekruten und Entlassung ausgebildeter Mannschaften eine große waffentüchtige Reserve im Volke schuf. Nur dadurch wurde es möglich, 1813 sogleich eine bedeutende Macht ins Feld zu stellen. Außerdem sorgte S. für das Kriegsmaterial, für die Intelligenz im Offiziercorps, für die neue Formation der Armee in Provinzialbrigaden unter sorgfältig ausgewählten Führern und für Reglements im Sinne der neuern Taktik. Er hatte schon damals den Plan einer National- oder Landmiliz, der erzwungene Pariser Tractat von 1808 verbot aber deren Errichtung und der Gedanke ruhte einstweilen, bis er in anderer Form 1813 durch die Landwehr (s. d.) zur Ausführung kam. S. trat 1810, um den Franzosen keinen Anstoß zu geben, vom Kriegsdepartement zurück, wurde zum Chef des Generalstabs der Armee und des Ingenieurcorps ernannt, leitete aber die militärischen Angelegenheiten fort. Als Preußen 1812 die Allianz mit Frankreich schließen mußte, bat S. um seinen Abschied; er wurde von seiner Function entbunden, jedoch zum Inspecteur der schles. Festungen ernannt. Er bewirkte, daß York den Befehl über das preuß. Hülfscorps erhielt, und bereitete, nach dessen kühner That zum König nach Breslau berufen, alles zum Kriege vor. Vom König beauftragt, schloß er das Bündniß zu Kalisch mit Rußland ab und organisirte die Landwehr wie vorher schon die freiwilligen Jägercorps und die Verstärkung des Linienheeres. Beim Ausbruch des Kriegs begleitete er als Generallieutenant und Chef des Generalstabs den General Blücher, und sein einsichtsvoller Rath beim Entwurf des Operationsplans wurde allgemein anerkannt. Indessen mußte seine Laufbahn schon mit der ersten Schlacht, bei Großgörschen, enden, wo er einen Schuß in den Schenkel erhielt, der bald bedenkliche Folgen herbeiführte. S. wollte über Prag nach Wien gehen, um den Uebertritt der Oesterreicher zur Sache der Verbündeten einzuleiten, starb aber zu Prag an den Folgen seiner Wunde, die er vernachlässigt hatte, 28. Juni 1813. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: «Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften» (3 Bde., Hannov. 1787—90; neue vervollständigte Auflage von Hoyer, 4 Bde., Hannov. 1817—20); «Taschenbuch für Offiziere» (Hannov. 1793; 4. Aufl. 1816); «Neues militärisches Journal» (Hannov. 1788); «Militärische Denkwürdigkeiten» (5 Bde., 1797—1805); «Die Wirkung des Feuergewehrs» (Berl. 1813). Sein von Rauch gefertigtes Standbild wurde auf Befehl des Königs 1822 zu Berlin aufgestellt. Vgl. von Boyen, Beiträge zur Kenntniß des Generals von S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den J. 1808—13» (Berl. 1833); Clausewitz, «Ueber das Leben und den Charakter von S.» (aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamb. 1832); Schweder, «S.'s Leben» (Berl. 1865).

Schärpe ist ein Band von Wolle, Seide, Gold oder Silber, meist mit Quasten geziert, das von Offizieren im Dienst, aber auch in einigen Staaten von Beamten oder bei festlichen Gelegenheiten von Personen, die als Ordner, Marschälle u. s. w. fungiren, als Abzeichen getragen wird. In frühern Kriegen, vor Einführung der Uniformen, diente die S. (auch Feldbinde genannt) als Erkennungszeichen und hatte deshalb die Farben des Kriegsherrn oder Kriegsbundes. Sie wurde über die Achsel und Brust gehängt, wie noch bei Civilpersonen, welche die S. anlegen, und in einigen Heeren von den Adjutanten geschieht, während die übrigen Offiziere sie um den Leib geschnallt tragen.

Schärtlein, s. Schertlin (Sebastian).

Schäßburg (ungar. Segesvár, walach. Sigisiora, lat. Schaesburgum oder Castrum Sex), Stadt in Siebenbürgen und Vorort des zum Sachsenlande gehörigen Schäßburger Stuhls, liegt am Großen Kokel in einer anmuthigen Gegend, welcher die bis in die Nähe der Stadt sich herandrängenden, mit mächtigen Eichen- und Buchenwäldern bestandenen Berge einen besondern Reiz verleihen. Der Ort zählt (Ende 1866) 8354 E., darunter 5538 Deutsche, 2013 Walachen, 394 Magyaren, 348 Zigeuner, 24 Juden, 37 Armenier, Slawen u. s. w. Von den vier evang.-luth. Kirchen ist die auf einem Berge (Schulberg) gelegene, schöne und große goth. Bergkirche, deren Bau 1429 begann, zu erwähnen. Außerdem bestehen eine röm.-kath. und eine griech.-nichtunirte Kirche. Die Stadt hat ein evang. (deutsches) Obergymnasium, ein evang.-deutsches Schullehrer- und Predigerseminar, eine evang.-deutsche Unterrealschule, eine evang.-deutsche Volksschule für Knaben und Mädchen, eine kath. Normalschule und eine griech.-nichtunirte Elementarschule. Zu dem Gymnasium gehört eine 1684 gegründete Bibliothek (über 10000 Bände), eine an antiken Münzen reiche Münzsammlung, eine Alterthümersammlung, eine naturhistorische, eine Urkunden- und Siegelsammlung u. s. w. Den Hauptindustriebetrieb der

deutschen Bevölkerung bildet die Baumwollweberei, für welche das Garn aus Wien bezogen wird. Die Walachen beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, namentlich mit der Production von Kukuruz (Mais). Die Burg von S., gewissermaßen ein eigener Stadttheil, gewährt mit ihren zahlreichen Thürmen und Befestigungswerken einen pittoresken Anblick und war bereits 1280 in ihrem gegenwärtigen Umfange ausgebaut. ½ St. westlich von der Stadt liegen die Ueberreste des festen Standlagers (Stenarum), welches eine Abtheilung der XIII. röm. Legion innehatte. Am 31. Juli 1849 schlug der russ. General Lüders bei S. die ungar. Insurgenten unter Bem, der hier seinen Adjutanten, den berühmten ungar. Dichter Petöfi (s. d.), verlor.

Schatten nennt man in der Optik den gar nicht oder nur zum Theil erleuchteten Raum, welcher dadurch entsteht, daß undurchsichtige Körper Lichtstrahlen in ihrem Fortgange hemmen. Theile dieses Raums, in welche gar kein Licht dringt, nennt man Kernschatten (umbra), solche, in welche nur ein Theil der von der Lichtquelle ausgehenden Strahlen dringen kann, Halbschatten (penumbra). Ist der leuchtende Körper sehr klein oder einem Punkte gleich zu achten, so ist der durch den Dazwischentritt eines dunkeln Körpers entstehende S. nur ein Kernschatten und an Gestalt ein abgestutzter Kegel, dessen Spitze im leuchtenden Punkte liegt. Ist dagegen, wie etwa beim Verhältniß der Sonne zu den Planeten, die Lichtquelle von merklicher Ausdehnung, so ist der Kegel des Kernschattens noch von einem Halbschattenkegel umgeben. Bei unserer Erde nennen wir den Halbschattenkegel «Dämmerung», den Kernschattenkegel «Nacht». Treten Himmelskörper auf ihrer Bahn in den Schattenkegel eines andern, so entstehen «Finsternisse». Uebrigens ist, strenggenommen, auch bei völliger Punktform der Lichtquelle der Schattenkegel nie scharf begrenzt, weil noch gebeugte (s. Inflexion des Lichts), aber freilich darum sehr geschwächte Lichtwellen dahin gelangen können. Bei gleichzeitiger Wirksamkeit zweier Lichtquellen können «farbige S.» entstehen, und zwar sind diese entweder «objectiv» oder «subjectiv». Objectiv gefärbte S. erhält man, wenn keine von beiden Lichtquellen weiß ist. Ist z. B. die eine roth, die andere grün, so wird die Schattenfläche, welche die erstere etwa von einem Stabe auf ein weißes Blatt Papier wirft, nur von der zweiten erleuchtet sein, also grün erscheinen, der vom grünen Lichte erzeugte S. dagegen roth. Subjectiv gefärbte S. erhält man, wenn eine Lichtquelle weiß, die andere gefärbt ist. Fällt z. B. mattes weißes Tageslicht und gelbes Kerzenlicht auf ein weißes Blatt, so erscheint dieses gelblich, wirft aber die Kerzenflamme einen S. auf das Papier, so ist diese Stelle zwar in der That nur weiß beleuchtet, erscheint dem Auge aber nicht weiß, sondern in der zum Gelb gehörigen Complementärfarbe, nämlich blau.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriß oder Contour (s. d.) mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. Sowie das sanfte Dunkel des S. auf jedem Gegenstande dem Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk bei den zeichnenden Künsten denkbar ohne S. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Im Orient, wo die senkrechten Strahlen der Sonne den S. verscheuchen, versteht es auch die Kunst nicht, S. in eine Darstellung zu bringen. Nur brennende Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orient. Gemäldes. Ebenso sind die Gebilde der heißern Zone in der Neuen Welt; schattenlos und bunt malen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Lichte erscheinen uns die Gebilde griech. Kunst. Die gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels. (S. Clairobscur.) In den Gemälden bemerkt man dreierlei Hauptgattungen von S.: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen, und nothwendigerweise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese S. der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, je nachdem sie dem Hauptlichte näher stehen. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden und dazu dienen, ihn herauszuheben vor den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten nennt man die Mitteltöne zwischen dem Licht und dem Hauptschatten, zuweilen auch die Widerscheine oder Reflexe. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowol durch völlige Abwesenheit des Lichts als vielmehr durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer, um S. zu bewirken, blos schwarze Farbe hinmalen zu müssen meint, wird nimmer seinen Zweck erreichen; sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigene Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der ital. Schule bleibt Correggio der größte Künstler in dieser Benutzung des S. und Lichts. Man wird aber nie einen schwarzen S. auf seinen

Gemälden finden, ſondern alles iſt klar und durchſichtig. Man denke nur an ſeine Heilige Nacht, das Höchſte in Vertheilung und Anwendung der S. Nicht in dem grellen Gegenſatz, ſondern in der höchſten Verſchmelzung von Licht und S. liegt hier die auffallendſte Wirkung. Von den Meiſtern der lombard. und venet. Schule verdient beſonders Gherardo della Notte erwähnt zu werden, der von ſeinen kunſtvollen Beleuchtungen den Namen erhielt. Die röm. und florentin. Schule beſchäftigte ſich mehr mit der Form und war näher mit der alles geſtaltenden Plaſtik verwandt. Trefflich wußten die Meiſter der niederländ. Schule jenen Zauber anzuwenden. Da ſie die Farben beſonders zart und durchſichtig behandelten, ſo brachten auch ſelbſt untergeordnete Künſtler bei ihnen große Wirkungen in dieſer Art hervor. Die höchſte Berühmtheit erlangte hier Rembrandt. Er wußte auf ſeinen Gemälden alles mit warmen, bräunlichgrünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zuſammenzudrängen, ſodaß es da flammenartig wirkte. Durch dieſe wundervolle Beleuchtung gab er oft den gemeinſten Gegenſtänden Poeſie. Auch viele der Meiſter im Fach der kleinen, zart ausgeführten Cabinetsſtücke ſind hierin bewundernswerth, beſonders van der Werff, Gerard Dow, Schalken und Mieris. Die deutſche Schule blieb in dieſer Beziehung weit hinter den Italienern zurück; ihre S. ſind meiſt trocken, grau und undurchſichtig. Der Goldgrund, den die altdeutſche wie die altital. Kunſt anwandte, ging aus einem ähnlichen, doch noch unbewußten Streben hervor. Das Heilige erſchien ihnen ſo helleuchtend, und Sinn und Leben waren bei ihnen ſo klar und eintönig, daß ihre Phantaſie gar nicht auf die magiſchen Schattenwirkungen hingeleitet wurde. Die düſtern, ſchwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler, beſonders Murillo und Spagnoletto, malten oft mehr finſter als dunkel. Die ältere franz. Schule zeichnete ſich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch faſt alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes. Große Vorzüge hierin hat dagegen die neue franz. Schule. Ebenſo hat die neuere deutſche Schule in dieſem Fache treffliche Meiſter, beſonders aus der düſſeldorfer Schule.

Schattenriß, ſ. Silhouette.

Schattirung heißt in der Malerei die Veränderung, welche durch die verſchiedenen Grade der Stärke des darauffallenden Lichts in derſelben Farbe hervorgebracht wird. Hierdurch entſtehen Mittelfarben oder Tinten, welche die Lebendigkeit des Colorits ausmachen. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; ſobald das Licht einmal gegeben iſt, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerſchein geſchehen, nothwendig aus der erſten Stellung. Es gibt Köpfe von van Dyck, an denen man keine Schatten wahrnimmt, und die ſich dennoch vollkommen runden. Hier entſteht die Wirkung von den ſog. Mittelfarben, ähnlich der Wirkung von Schatten und Licht.

Schatz (lat. thesaurus). Bewegliche Werthgegenſtände, die an einem ungewöhnlichen Orte unter ſolchen Verhältniſſen aufgefunden werden, daß ſich ihre Verbergung vor längerer Zeit und die Unmöglichkeit, den Eigenthümer zu ermitteln, von ſelbſt ergibt, gelten nach röm. und gemeinem Rechte als Zubehör des Aufbewahrungsorts und fallen deſſen Eigenthümer zu, wenn dieſer oder ein von ihm dazu Beauftragter den Schatz entdeckt (inventio). Sonſt gebührt dem Dritten, welcher den S. zufällig findet, die Hälfte als Fundlohn, vorausgeſetzt, daß er die zur Bloßlegung führenden Handlungen nicht widerrechtlich vornahm. Einige Landrechte ändern an dieſen Grundſätzen zu dem Zwecke, um auch dem Staate einen Antheil an dem Funde zu verſchaffen. Aus dem röm. Rechte ſchlägt hier nur die Anordnung ein, daß der S., wenn er durch magiſche Künſte entdeckt wurde, der Confiscation unterliegen ſoll. Gegenwärtig betrachtet man dieſe Beſtimmung meiſt als unpraktiſch, was aber nicht ausſchließt, daß die noch jetzt nicht ſeltene Benutzung abergläubiſcher Mittel durch Schatzgräber nach Befinden das Strafgericht in Thätigkeit ſetzen kann. So würde der Eigenthümer, welcher ſich zum Feſtmachen der hinweggleitenden Koſtbarkeiten einen Todtenſinger verſchafft, wegen Verletzung von Grabſtätten unter Anklage zu ſtellen ſein. Wer andere unter Misbrauch ihrer Leichtgläubigkeit in eigennütziger Abſicht zu Beiſteuern bewegt, um durch beſtellte Meſſen die den S. bewachenden Seelen in die ewige Ruhe hinüberzuführen oder ſonſt abergläubiſchen Bedingungen zu genügen, macht ſich eines Betrugs ſchuldig.

Schauanſtalten waren obrigkeitliche Inſtitute, welche die Güte gewiſſer Ausfuhrwaaren eines Landes bei ihrem Uebergange in den Verkehr zum Gegenſtande hatten und, indem ſie den Käufer vor Nachtheil bewahrten, dem eigenen Lande oder Platze ſeinen guten Ruf bezüglich ſeiner Exportartikel erhalten wollten. Sie beſtanden früher häufig und waren größtentheils in den Händen der Innungen. Ihre Controle erſtreckte ſich nicht blos auf die Qualität, ſondern auch auf das richtige Maß oder Gewicht und bisweilen zugleich auf die vorſchriftsmäßige Verpackung.

Der Nutzen solcher Anstalten ist sehr überschätzt worden, während sie doch viele Nachtheile haben. In Deutschland war die Beschau vorzüglich bei Manufacten gebräuchlich, so in Hannover, Sachsen und Schlesien für Leinengarn und Leinengewebe (die Anstalten hießen in Hannover Leggen), in Böhmen beim einheimischen Tuche. Ferner fand eine Beschau des Hopfens in Böhmen und Baiern, der Färberröthe in Breslau statt u. s. w. In Holland war die Schau üblich beim Heringshandel, indem den Tonnen der verschiedenen Gattungen abweichende Brandzeichen gegeben werden. Das ausgedehnteste, neuerdings gänzlich aufgegebene System hatte Rußland in seiner Brake. Eine Controle behufs des für den Handel gültigen Gewichts der rohen Seide üben jene Anstalten mehrerer franz., ital. und süddeutscher Orte, in welchen dieselbe von dem Uebermaße der Feuchtigkeit befreit wird, die sog. Conditionirungsanstalten.

Schaumburg, eigentlich Schauenburg, eine ehemalige Grafschaft im Westfälischen Kreise, an der Weser, begrenzt vom Fürstenthum Kalenberg, den Grafschaften Lippe und Ravensberg und dem Fürstenthum Minden, hatte ihren Namen von dem Schloß Schauenburg, zwischen Rinteln und Oldendorf, das der Ahnherr der alten Grafen von Schauenburg, Adolf I., 1033 in dem ihm vom Kaiser Konrad II. überlassenen Landstriche auf einer Vorhöhe des aussichtsreichen Paschenbergs erbaute. Sein Enkel Adolf III. wurde 1106 von Kaiser Lothar II. mit Stormarn und Holstein, Dithmarschen ausgenommen, als Grafschaft Holstein belehnt, und seine Nachkommen erwarben die Grafschaft Sternberg und die Herrschaft Gehmen. Den Grafen Ernst III. erhob Kaiser Ferdinand II. 1619 in den Reichsfürstenstand. Ihm folgte sein Bruder Jobst Hermann und dessen Vetter Otto, mit welchem letztern das fürstl. Haus 1640 erlosch. Seine Mutter Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Georg Hermann von Schaumburg-Gehmen, eine Tochter des Grafen Simon von der Lippe, setzte sich sofort in den Besitz der schaumburg. Länder und ernannte hierauf ihren Bruder, den Grafen Philipp von der Lippe, zu ihrem Erben und Nachfolger. Gleichzeitig aber hatte sich der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, zufolge eines Vertrags von 1565, als Lehnsherr eines Theils der schaumburg. Besitzungen bemächtigt (das spätere hannov. Amt Lauenau und ein Theil von Hameln), in welchem er auch 1647 durch Vertrag belassen wurde. Andere Stücke der Grafschaft wurden von dem Landgrafen von Hessen-Kassel als Lehnsherrn in Anspruch genommen. Der Streit glich sich aber dadurch aus, daß der Graf Philipp von der Lippe mit einer hess. Prinzessin sich vermählte und nun mit dem von Hessen beanspruchten Theil belehnt wurde. Als hierauf auch das Fürstenthum Minden mehrere Theile sich zueignen wollte, bestand der Landgraf von Hessen auf einem neuen Vergleiche, der im Westfälischen Frieden so festgestellt ward, daß der Graf Philipp die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg nebst einem Theile vom Amte Sachsenhagen, der Landgraf von Hessen-Kassel aber die Aemter Schaumburg, Rodenberg und den andern Theil von Sachsenhagen erhielt. Beide bekamen dadurch Sitz und Stimme auf der westfäl. Reichsgrafenbank. Der lippesche Antheil von S. bildet das Fürstenthum Schaumburg-Lippe (s. d.).

Der bis 1866 kurhess. und zur Provinz Niederhessen gerechnete, seitdem aber preuß. Antheil, Grafschaft S. genannt, von welcher 1831 der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm sowie den Kindern aus dieser morganatischen Ehe der gräfl. Titel verliehen wurde, zählte 1864 auf 8,33 Q.-M. 37344 E., bildete das Regierungscommissariat oder den Kreis Rinteln und zerfiel in die vier Justizämter Rinteln, Obernkirchen, Oldendorf und Rodenberg. Außer der Hauptstadt Rinteln (s. d.) sind bemerkenswerth die Städte Obernkirchen mit 2275 E. und einer interessanten alten Kirche, welche die Grabmäler einiger Grafen von S. enthält, und Rodenberg mit 1950 E., einem durch sechsfache Mauer bewehrten Schloß und einer Saline. Unweit davon liegt der Curort Nenndorf (s. d.). Auch die jetzige Standesherrschaft S. im Herzogthum Nassau, dem jetzigen preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, war einst reichsunmittelbar, hatte aber nirgends eine Stimme. Sie gehörte früher dem Hause Limburg, kam 1279 an das Haus Westerburg und wurde 1656 von der Gräfin von Holzappel erkauft und auf deren Tochter Elisabeth, Gemahlin des Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg, vererbt. Diese Linie Nassau-Schaumburg erlosch aber schon mit dem Stifter 1707, und es gingen nun die Grafschaften S. und Holzappel an die Erbtochter über, welche mit dem Fürsten Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. So entstand die anhalt. Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg, die 24. Dec. 1812 mit dem Fürsten Friedr. Ludw. Adolf im Mannsstamme erlosch. Hoym und andere anhalt. Güter fielen nun wieder an Anhalt-Bernburg. Die Grafschaften S. und Holzappel wurden durch die Erbtochter ihrem Gemahl, dem Erzherzog Joseph von Oesterreich, Palatin von Ungarn, zugebracht und auf deren Sohn, den Erzherzog Stephan (gest. 19. Febr.

1867), vererbt, der danach den Titel Fürſt von S. führte. Die Grafſchaft umfaßt etwa 1¼ Q.-M. mit etwa 3800 E. Der Hauptort iſt das Städtchen Holzappel, 1⅛ M. ſüdweſtlich von Diez an der Lahn, mit 900 E. und einer Kirche, welche das Grab des Stammherrn der gleichnamigen Grafſchaft, des im Dreißigjährigen Kriege von einem Landsknechtsſohn aus Niederhademer zum kaiſerl. Feldmarſchall emporgeſtiegenen und 1643 zum Reichsgrafen erhobenen Peter Eppelmann (Melander) enthielt. Das Stammſchloß bei dem Dorfe (Eiſenbahnſtation) Balduinſtein an der Lahn, ⅘ M. ſüdweſtlich von Diez auf einem bewaldeten Baſaltkegel gelegen, wurde 1850 vom Erzherzog Stephan großartig neu aufgebaut und zum Glanzpunkt des Lahnthals umgewandelt. Ueber dem Dorfe (Eiſenbahnſtation) Laurenburg liegt die gleichnamige, alte naſſauiſche Stammburg, welche jahrhundertelang dem Hauſe den Namen gab, ehe es den von Naſſau annahm. Zwiſchen Laurenburg und Balduinſtein liegt das ſtandesherrliche Dorf Geilnau mit einem alkaliſchen Sauerbrunnen, deſſen Waſſer ſtark verſendet wird, beſonders nach England. — S. heißt auch eine Grafſchaft im Erzherzogthum Oeſterreich ob der Ens, deren Stammburg an der Donau oberhalb Eſſerding, unweit vom Dorfe Pupping, auf einen hohen, bewaldeten Felſen in Trümmern liegt. Die Inhaber derſelben waren reichsunmittelbar und beherrſchten das ganze Donauthal von Linz bis Paſſau. Sie ſtarben 1559 aus, und ſeit 1572 gehört ihr Beſitzthum den Grafen von Starhemberg.

Schaumburg-Lippe, ein ſouveränes deutſches Fürſtenthum von 8,05 Q.-M. mit 31400 E., begreift den weſtl. Theil der ehemaligen Grafſchaft Schaumburg, der von den preuß. Provinzen Hannover, Weſtfalen und dem preuß. (bis 1866 kurheſſ.) Theile der Grafſchaft Schaumburg umſchloſſen wird. Das Land liegt am nördlichſten Zweige des Weſergebirgs, hat im Norden das Steinhuder Meer mit der kleinen Feſtung Wilhelmsſtein, im Oſten die Bückeberge zur Grenze und im Weſten den Schaumburger Wald, und iſt von Natur durch Fruchtbarkeit des Bodens ſowie durch Reichthum an Holz und Steinkohlen vortheilhaft ausgeſtattet. Auch hat es gute Geſundbrunnen, z. B. die ſtarken Schwefelbäder in Eilſen und eine Stahlquelle in Stadthagen. Die Bewohner ſind im allgemeinen ein tüchtiger Menſchenſchlag; der Bauernſtand hält noch ſehr an ſeiner altgewohnten Tracht. Mit Ausnahme von 840 Reformirten, 100 Katholiken und 395 Juden bekennt ſich die Bevölkerung zur luth. Confeſſion. Ackerbau, Garnſpinnerei und Leinweberei, deren Artikel vielfach ausgeführt werden, ſind die Haupterwerbsquellen. Auch nährt der mit Preußen gemeinſchaftlich betriebene Steinkohlenbau eine Menge Menſchen. Das Ländchen iſt bei dem Reichthume ſeiner Hülfsmittel durchſchnittlich wohlhabend. Die oberſte Leitung der Landesangelegenheiten ſteht unter der Regierung, welche auch Lehnskammer iſt. Die Rentkammer führt die Verwaltung der fürſtl. Domänen, Finanzregalien, Bergwerke und Forſten. Das Conſiſtorium beſorgt die luth. Kirchenangelegenheiten, wogegen die Reformirten unter der Oberaufſicht der Regierung zu dem Synodalverbande der Niederſächſiſchen Conföderation und die Katholiken zu der Diöceſe des Biſchofs von Osnabrück gehören. Das höhere Schulweſen hat ſich in neuerer Zeit bedeutend gehoben. Das Bürger- und Volksſchulweſen iſt in einem befriedigenden Zuſtande. In der Juſtizverfaſſung beſtehen als erſte Inſtanz für die Bewohner der Städte die Stadtgerichte; der Magiſtrat zu Stadthagen hat ſelbſt Criminalgerichtsbarkeit. Für die Dorfbewohner bilden die Aemter die erſte Inſtanz und für die in neuerer Zeit weſentlich beſchränkten Eximirten die Juſtizkanzlei, welche außerdem das erkennende Criminalgericht iſt. Der Inſtanzenzug geht von den Untergerichten an die Juſtizkanzlei und von da an das mit Braunſchweig gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Wolfenbüttel. Bei nicht appellabeln Gegenſtänden bildet ein Juſtizſenat der Regierung die dritte Inſtanz; auch kann derſelbe auf Antrag der Parteien in denjenigen Sachen ſprechen, in welchen bei der Juſtizkanzlei ein nicht devolutes Rechtsmittel eingelegt iſt. Actenverſendung an fremde Sprucheollegien iſt in den höhern Inſtanzen geſtattet. Das fürſtl. Haus bekennt ſich zur reform. Confeſſion. Von auswärtigen Beſitzungen des fürſtl. Hauſes ſind anzuführen: das Paragialamt Blomberg im Fürſtenthum Lippe, die ſchon in frühern Zeiten erworbenen Beſitzungen in Mecklenburg und Oldenburg ſowie die von dem letzten verſtorbenen Fürſten angekauften Beſitzungen in Böhmen, Ungarn und Slawonien. Die Herrſchaft Nachod in Böhmen iſt zum Secundogenitur-Fideicommiß erhoben. Das fürſtl. Haus iſt mit Lippe durch Hausverträge verbunden. Im Bundesrathe des Norddeutſchen Bundes hat der Fürſt eine Stimme. Die Friedenspräſenzſtärke des Contingents betrug 1867 310 Mann, der Matricularbeitrag zur Bundeskaſſe 4457 Thlr. Infolge Militärvertrags mit Preußen bildet ſeit 1. Oct. 1867 das Contingent einen Theil des 7. weſtfäl. Regiments (zum 7. norddeutſchen Armeecorps gehörig).

Die Linie Schaumburg oder auch Bückeburg des Hauſes Lippe (ſ. d.) wurde von des Grafen

Simon VI. jüngſtem Sohne, Philipp, geſtiftet, der als Apanage beim Tode des Vaters 1613 die Aemter Lipperode und Alverdiſſen erhielt und von ſeiner Schweſter Eliſabeth, der Gemahlin des letzten Grafen von Schaumburg, 1640 zum Erben der Grafſchaft Schaumburg (ſ. d.) eingeſetzt wurde, von der er aber nur die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg von Heſſen-Kaſſel zu Lehn erhielt. Er galt zufolge Vertrags mit ſeinen Brüdern als unmittelbarer freier Reichsgraf, führte 1668 das Erſtgeburtsrecht in ſeinem Hauſe ein und ſtarb 1681. Ihm folgte ſein älteſter Sohn Friedrich Chriſtian, der die bückeburg. Linie fortführte und 1728 ſtarb, während ein zweiter Sohn, Philipp Ernſt, dem der Vater das Amt Alverdiſſen als Apanage zugewieſen hatte, die Linie Alverdiſſen ſtiftete. Als unter Friedrich Chriſtian zu Bückeburg 1709 die lippiſche Linie Brake erloſch, bemächtigte ſich der Graf von Lippe der Erbſchaft, und erſt Friedrich Chriſtian's Sohn und Nachfolger, Albrecht Wolfgang, geſt. 1748, kam durch reichshofräthliche Erkenntniſſe von 1734 und 1737 und durch den Vergleich von Stadthagen 1748 in den Beſitz von Blomberg und Schieder. Mit dem Grafen Wilhelm, geſt. 1777, der 1765 den Wilhelmsſtein im Steinhuder Meere anlegte, portug. Generaliſſimus und hannov. Generalfeldzeugmeiſter war und ſich als Feldherr rühmlich auszeichnete, erloſch die ältere Linie Bückeburg im Mannsſtamme, und der Beſitz ging auf die Linie Alverdiſſen über. In dieſer war dem Stifter 1723 deſſen Sohn Friedrich Ernſt gefolgt, der 1749 zu Gunſten ſeines Sohnes Philipp Ernſt reſignirte. Wegen der Beſitznahme der aus der Erbſchaft der erloſchenen Linie Brake an die Linie Bückeburg gefallenen Beſitzungen nach dem Erlöſchen der letztern durch die Linie Alverdiſſen entſtanden wieder langwierige Streitigkeiten mit dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, der die Lehnsgüter einziehen wollte, und mit dem Grafen von Lippe, der zufolge eines Vergleichs von 1722 Erbanſprüche erhob; doch behauptete ſich die jüngere Linie gegen Abtretung des Amts Schieder im Beſitze von Schaumburg-Bückeburg. Der Graf Philipp Ernſt zu Alverdiſſen, der ſich ſeit dem Anfalle der bückeburg. Beſitzungen Graf von Schaumburg-Lippe-Bückeburg nannte, ſtarb 13. Febr. 1787, und ihm folgte ſein Sohn Fürſt Georg Wilhelm zu S. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, der Prinzeſſin Juliane von Heſſen-Philippsthal, die den von Heſſen-Kaſſel erhobenen und mit Gewalt verfolgten Gebietsanſpruch durch ihre Energie vereitelte. Georg Wilhelm übernahm 8. Mai 1807 die Regierung perſönlich, nachdem er ſchon vorher zufolge des Vertrags zu Warſchau vom 13. April 1807 als ſouveräner Fürſt dem Rheinbunde beigetreten war. Zur Ausgleichung des Streits mit Lippe trat er 1812 auch Alverdiſſen an dieſes ab. Nach der Stiftung des Deutſchen Bundes, deſſen Mitglied der Fürſt 1815 wurde, regte jedoch Lippe die Streitfrage, die bisher geruht, von neuem an. Es kam 1818 ſelbſt zu Gewaltthätigkeiten, und vergebens verſuchte der Bundestag eine gütliche Ausgleichung. Erſt durch eine Austrägalentſcheidung des Oberhofgerichts zu Manheim vom 22. Dec. 1838 wurde der Streit beſeitigt, der damit endete, daß Lippe die Souveränetät über das Amt Blomberg erhielt. Durch Verordnung vom 15. Jan. 1816 verlieh Fürſt Georg Wilhelm ſeinem Lande eine ſtändiſche Verfaſſung, die auf einer Landesvertretung durch die Ritterſchaft, die Städte und die Bauern beruhte. Die Stände verſammelten ſich in einer Kammer; die Verhandlungen waren nicht öffentlich. Wichtig ward der Landtag von 1818, auf welchem das Finanz- und Steuerweſen regulirt wurde. Der Fürſt übernahm die auf der Landeskaſſe ruhenden Schulden im Betrage von 106000 Thlrn. und erhielt dagegen die etwa gleichviel betragenden Forderungen dieſer Kaſſe überwieſen, ſodaß das Land auf ſolche Weiſe ſchuldenfrei wurde. Nach dem Landtage von 1818 trat eine ruhige Entwickelung ein, und auch 1830 fanden keine öffentlichen Störungen ſtatt. Indeſſen brachten bei der damaligen allgemeinen Aufregung die Stände auf dem Landtage von 1830—31 vielfache Beſchwerden und Deſiderien vor, die zum Theil ihre Erledigung erhielten. Anfang 1837 trat der Fürſt dem damaligen Steuerverein und mit dieſem 1854 dem Deutſchen Zollverein bei. Auf dem Landtage von 1844 kam ein Ablöſungsgeſetz (vom 25. Jan. 1845) zu Stande, wonach die auf dem Privateigenthum haftenden privatrechtlichen Reallaſten gegen Entſchädigung aufgehoben werden konnten. Ausgenommen blieben jedoch, außer den öffentlichen Abgaben und Laſten ſowie den Gemeinde- und Societätslaſten, das Heimfallsrecht, die lehnsherrlichen Rechte, die auf Erbpachtsverhältniſſen beruhenden Laſten, die forſt- und jagdherrlichen Gerechtſame, die Servituten aller Art und auch die Spann- und Handdienſte, die jedoch durch eine Verordnung vom 25. Aug. 1845 im Wege freiwilliger Uebereinkunft ebenfalls für ablösbar erklärt wurden. 1847 ward die durch das Land erbaute Eiſenbahn, ein Theil der Hannover-Mindener Bahn, eröffnet. In der Bewegung von 1848, die ſich übrigens im Fürſtenthum weniger heftig als anderwärts äußerte,

traten die gewöhnlichen Volkswünsche zu Tage, die zum Theil ihre gütliche Erledigung fanden. Doch die verlangte Erklärung der Domänen zu Staatsgut gegen eine Civilliste wies der Fürst mit Entschiedenheit zurück. Auch die angeregten Reformen in der Landesverfassung und dem Finanzwesen gelangten nicht zu vollständiger Erledigung. In den deutschen Angelegenheiten schloß sich das Fürstenthum dem Dreikönigsbündniß an, doch war die fürstl. Regierung eine der ersten, die auf die Einladung Oesterreichs die reactivirte Bundesversammlung wieder beschickten. Georg Wilhelm starb 21. Nov. 1860, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Fürst Adolf Georg (geb. 1. Aug. 1817), der seit 1844 mit der waldeckschen Prinzessin Hermine vermählt ist und in der preuß. Armee den Rang eines Generals der Cavalerie bekleidet. In den deutschen Wirren von 1866 entschied sich die fürstl. Regierung mit der 16. Curie beim Bundesbeschlusse vom 14. Aug. für den österr. Mobilisirungsantrag und schickte ihr Truppencontingent auf Bundesbefehl nach Mainz. Doch erklärte sie 29. Juni ihren Austritt aus dem Bunde und trat 18. Aug. dem Bündnißvertrage mit Preußen und somit dem Norddeutschen Bunde bei.

Schaumkraut, s. Cardamine.

Schauspiel wird bald im weitern, bald im engern Sinne gebraucht. Im erstern Falle ist es der deutsche Ausdruck für das Drama überhaupt, im letztern für jene Mittelgattung des Dramas, die, ernste und tragische Stoffe heiter und versöhnlich abschließend, zwischen Tragödie und Komödie unbestimmt mitteninne steht. (S. Drama.)

Schauspielkunst ist die nothwendige Ergänzung und Vollendung der dramatischen Dichtung. Die Dichtung schließt sich in die Grenze der innern Vorstellung ein und arbeitet nur für das Auge der Phantasie, während der volle Umfang der Kunst und des künstlerischen Genusses verlangt, daß diese Grenze durchbrochen werde, daß die blos innere Gegenwart und Wirklichkeit in die sinnlich sichtbare Vergegenwärtigung und Verwirklichung übergehe, daß das Phantasiebild Körper gewinne durch Action und Declamation. Dies ist das Wesen und die Aufgabe der S., d. h. der Kunst der theatralischen Darstellung. Es ist daher klar, daß die S. nicht blos reproductive, sondern im höchsten Sinne productive, selbständig schöpferische Kunst ist. Der echte Schauspieler hat dem dramatischen Dichter nicht blos nachzutauchen in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften, sondern er bringt auch etwas wesentlich Neues, Erfüllendes, Ausführendes hervor. Doch geht man zu weit, wenn man den Schauspieler zum Dramatiker in das Verhältniß des Componisten zum Operndichter stellt; aber sicher ist es das Verhältniß des Gemäldes zum Carton. Dagegen hat die S. eine andere, in ihrer innersten Natur liegende Grenze und Schwäche, die es erklärt, warum die meisten Aesthetiker dennoch die S. nicht als volle und ganze, den andern Künsten ebenbürtige Kunst anerkennen wollen, sondern sie nur in jene Unter- und Nebenart stellen, welche man mit einem Ausdrucke Kant's die «anhängende» Kunst zu nennen pflegt. Das Darstellungsmaterial des Schauspielers ist seine eigene gegebene und zufällige Persönlichkeit. Diese kann er ausbilden, heben, ideal steigern und läutern, aber nicht überwinden, nicht dem Phantasiebild des frei schaffenden Dichters in allen Stücken und Bedingungen völlig gemäß und entsprechend machen. Ein Rest von Unangemessenheit bleibt immer zurück, wie der Landschaftsgärtner, an die natürliche Bodenfläche und Beleuchtung gebunden, trotz genialster Intentionen nicht dem frei schaffenden Landschaftsmaler nachkommen kann. Alle Kunst des Schauspielers besteht darin, diese unüberspringbare Grenze möglichst abzuschwächen, die Unangemessenheit zwischen dem Darstellungsmaterial und dem darzustellenden Ideal möglichst vergessen zu machen, d. h. die Rolle trotz aller Hindernisse zu decken und in ihr schlechthin aufzugehen. Ziel der Auffassung und Darstellung ist, daß der Schauspieler seine zufällige, ihm angeborene Persönlichkeit möglichst entäußere und sie seiner Rolle so ganz und gar anschmiege, daß der Zuschauer mit der Rolle den Träger derselben völlig eins und verwachsen glaube, daß er zu der Täuschung gezwungen werde, als sehe er nicht einen Darsteller, sondern die betreffende Gestalt der Dichtung selbst. Solche Schauspieler, die, wie es die Kunst verlangt, sich ganz nach der Rolle modeln, nennt man objective Schauspieler; solche dagegen, welche die Rolle nach sich modeln und daher nicht die Rolle, sondern nur sich selbst spielen, subjective. Die Alten erleichterten dem Schauspieler diese Objectivität durch typische Masken, die Neuern mit ihren Forderungen nach schärferer Charakteristik und Individualisirung gestatten diese Masken nicht mehr und verlangen lebendige Mimik, d. h. lebendige Geberdensprache. Declamation (s. d.) und Mimik (s. d.) sind daher die Grundbestandtheile aller S. Vgl. Rötscher, «Die Kunst der dramatischen Darstellung» (Berl. 1841).

Je inniger die S. mit der dramatischen Dichtung zusammenhängt, um so genauer spiegeln sich auch in ihr alle verschiedenen Stilrichtungen, welche wir in der Geschichte des Dramas ver-

folgen. Zum Theil geſchieht dies ſogar noch ſchärfer als im Drama ſelbſt, weil voller und augenfälliger. Der Plaſtik des antiken Dramas gemäß war die S. der Alten durchaus plaſtiſch; Maske, Kothurn, der ganze Schauſpieler eine lebendige Statue. Wie die geſammte moderne Kunſt vom Plaſtiſchen zum Maleriſchen neigt, ſo iſt auch in der S. alles individualiſirter, porträtartiger, phyſiognomiſch durchgebildeter. Allein auch innerhalb dieſer Grenzen findet ſich wieder derſelbe Gegenſatz zwiſchen den roman. und german. Völkern wie in der Dichtung. Bei Italienern und Franzoſen zeigt ſich in der hohen Tragödie noch immer etwas Getragenes, Recitatives im Vortrage, einfach große Bewegung, plaſtiſche Gemeſſenheit im Spiel. Die engliſche S. zur Zeit Shakſpeare's iſt offenbar ganz dem individualiſirenden Zuge der Shakſpeare'ſchen Dramen ähnlich geweſen. Mit der franz. Dramatik und Dramaturgie war in Deutſchland auch die franz. Schauſpielweiſe eingedrungen. Eckhof, der große Zeit- und Strebensgenoſſe Leſſing's, ſtürzte ſie mit ſeinem Dringen auf wärmere Naturwahrheit, während gleichzeitig Leſſing dieſelbe Revolution in der Dichtung vollzog. Der Höhepunkt der Schule war Schröder (ſ. d.). Gegen den platten Naturalismus, der ſich zum Theil ſchon in Iffland geltend machte, kämpfte die Weimariſche Schule unter Goethe und Schiller, die ſogar nicht von der Einſeitigkeit freizuſprechen iſt, im Eifer der Oppoſition oft das Ideale auf Koſten der Individualiſirung geltend gemacht zu haben. Gegenwärtig herrſcht, wie in aller modernen Kunſt, ſo auch in der S. viel ſtilloſes Schwanken, und dieſe Stilloſigkeit beſonders iſt es, weshalb wir jetzt vom Verfall der S. ſprechen. Vgl. Eduard Devrient, «Geſchichte der deutſchen S.» (4 Bde., Lpz. 1847—61).

Scheele (Karl Wilh.), berühmter Chemiker, geb. 19. Dec. 1742 zu Stralſund, legte den Grund zu ſeinen chem. Kenntniſſen als Lehrling bei einem Apotheker in Gothenburg. Seit 1765 ſtand er in Malmö, ſpäter in Stockholm in Condition. Schon in dieſer Zeit machte er mehrere wichtige Entdeckungen, wie die Auffindung der Flußſpatſäure, der gasförmigen Hydrothionſäure, der wahren Natur des Weinſteins, der Miſchung der thieriſchen Knochen u. ſ. w. In Upſala, wohin er 1773 in Condition ging, wurde er mit Linné, Bergmann u. a. bekannt, und immer rüſtiger ſchritt er auf der Bahn ſeiner Entdeckungen fort, unter denen die Auffindung des Stickſtoffs, Sauerſtoffs und Chlors. 1777 kaufte er ſelbſt eine Apotheke und fand nun nach und nach viele der wichtigſten chem. Verbindungen auf. Durch Bergmann's Empfehlung wurde er Mitglied der königl. ſchwed. Akademie der Wiſſenſchaften. Die Abhandlungen derſelben ſowie die «Acta chemico-physica» und die Schriften der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde enthalten die meiſten ſeiner Entdeckungen. S. ſtarb 21. Mai 1786. Seine Verdienſte um die Chemie ſind außerordentlich groß.

Scheele (Ludwig Nikolaus von), dän. Staatsmann, geb. 14. Oct. 1796 als der Sohn eines dän. Offiziers von deutſcher Abſtammung, der nachmals als Zollverwalter in Itzehoe fungirte, erhielt nach dem frühen Tode des Vaters ſeine Vorbildung auf der Gelehrtenſchule zu Hamburg und ſtudirte darauf Jurisprudenz in Heidelberg und Kiel, wo er mit dem Grafen Karl Moltke (ſ. d.) befreundet wurde. Nachdem er 1822 die Staatsprüfung beſtanden und mehrere Jahre in der Rentkammer zu Kopenhagen gearbeitet, wurde er 1827 Amtmann von Hütten, 1831 von Gottorp, und 1841 erhielt er beide Aemter Gottorp und Hütten (in Schleswig). In dieſer Stellung zeigte er viel Gewandtheit und das Beſtreben, durch Dienſtwilligkeit und vornehme Verbindungen eine einflußreichere Stellung zu gewinnen. Als nach Erlaß des Offenen Briefes (unter Chriſtian VIII.) Graf Karl Moltke das Präſidium der Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſchen Kanzlei in Kopenhagen übernahm, wurde S. zum Präſidenten der ſchlesw.-holſtein. Provinzialregierung auf Gottorp ernannt und mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüſtet (Sept. 1846). Er ſuchte nun durch ein ſtraffes Polizeiregiment die nationale Bewegung in den Herzogthümern zu unterdrücken und machte ſich dadurch aufs äußerſte verhaßt. Beim Ausbruche der ſchlesw.-holſtein. Erhebung im März 1848 entfloh er nach Kopenhagen, wo er vorläufig in Zurückgezogenheit lebte und ſeine auf die ſchlesw.-holſtein. Sache gerichtete Schrift «Fragmente in zwangloſen Heften» (2 Hefte, Kopenh. 1850) veröffentlichte. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, um ſich dem Könige Friedrich VII. und deſſen nachmaliger Gemahlin, der Gräfin Danner (ſ. d.), zu nähern, diente auch bei deren Vermählung als Trauzeuge. Nach der Wiederunterwerfung Holſteins erhielt S. daſelbſt 1852 das einträgliche Amt eines Landdroſten der Herrſchaft Pinneberg, fungirte auch 1853 als königl. Commiſſar bei der holſtein. Ständeverſammlung und zeigte ſich in allem als eifriges Werkzeug des geſammtſtaatlichen Miniſteriums Oerſted. Trotzdem trug er kein Bedenken, im Einverſtändniß mit der Gräfin Danner das Miniſterium Oerſted zu ſtürzen, um ſelbſt an das Staatsruder zu gelangen. Unter Mitwirkung von Hall (ſ. d.) und andern dän. nationalliberalen Führern bildete er 12. Dec. 1854 ein neues

Cabinet, in dem er selbst das Auswärtige und das Ministerium für Holstein-Lauenburg übernahm. Zugleich wurde er vom Könige Friedrich VII. mit Geld und Ehren überhäuft. Auch erhielt er damals die Erlaubniß, seinen Familiennamen «Scheel» in «von Scheele» zu verwandeln. Da er in seiner mächtigen Stellung in Holstein auf die gewaltsamste Weise schaltete, beschlossen die holstein. Stände, ihn wegen Misbrauch der Regierungsgewalt und Verfassungsverletzung anzuklagen. Doch das Oberappellationsgericht zu Kiel erklärte sich im Aug. 1856 in der Sache für incompetent. Andererseits trat S. in seiner Circularnote vom 5. Sept. 1856 dem Skandinavismus sehr scharf entgegen, was die nationalliberale Partei in Dänemark übel aufnahm. Ueberdies entstanden zwischen ihm und seinen dän. Collegen im Ministerium wiederholte Conflicte, sodaß diese sämmtlich ihre Entlassung einreichten. S. suchte vergeblich ein neues Cabinet zu organisiren, und der König sah sich deshalb genöthigt, 13. April 1857 seinen Günstling zu verabschieden. Wiewol er wieder in sein Amt als Landdrost von Pinneberg zurückkehrte, blieb er doch in Verbindung mit der Gräfin Danner und in hoher Gunst beim Könige, sodaß er im stillen einen nicht geringen Einfluß ausübte. Im Dec. 1861 erhielt er zu der Landdrostei in Pinneberg noch das einträgliche Amt eines Oberpräsidenten der Stadt Altona. Beim Einmarsch der deutschen Bundesexecutionstruppen wurde er 24. Dec. 1863 durch die Bundescommissare des Oberpräsidiums enthoben und an demselben Tage von der Bevölkerung genöthigt, auch Pinneberg zu verlassen. Er entfloh nach Dänemark, wo er seitdem als Privatmann lebte.

Scheeren heißen die Seeklippen an den Küsten von Schweden und Finland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16—17 M. weit ins Meer erstrecken und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Scheerenflotte nennt man in Schweden und Rußland die Flotte, die zur Deckung des Eingangs in die S. dient und aus kleinern Ruder-, gegenwärtig auch aus Dampfsahrzeugen besteht, welche in seichtem Wasser sicher fortkommen.

Scheffer (Leopold), deutscher Dichter, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, wo sein Vater als Arzt wirkte, erhielt seine Bildung im älterlichen Hause, nach dem Tode des Vaters auf dem Gymnasium zu Bautzen, das er jedoch nach fünf Jahren wieder verließ. Er beschäftigte sich hierauf in der Heimat mit Mathematik, Philosophie und einem gründlichen Studium der griech. und morgenländ. Dichter. Inzwischen war er in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Fürsten Pückler-Muskau getreten, der ihn zu seinem Generalbevollmächtigten ernannte. Doch legte er dieses Amt nach sechs Jahren wieder nieder, um seine Sehnsucht nach dem Besuche fremder Länder zu befriedigen. Er bereiste zunächst England und Deutschland und verweilte einige Jahre zu Wien, um sich hier der Medicin und der Musik zu widmen. Dann besuchte er Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griech. Inseln und Kleinasien. Nach der Rückkehr 1820 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er, mit neuen Anschauungen und mannichfachem poetischen Stoffe bereichert, Muße zu freier poetischer Thätigkeit fand. Er starb daselbst 13. Febr. 1862. S.'s poetische und musikalische Erstlinge, die »Gedichte mit Compositionen» (Berl. 1811), gab der Graf Pückler heraus, der lange für den Verfasser galt; auch eine zweite Sammlung erschien (1813) ohne des Verfassers Namen. Später neigte S. sich der Novelle zu, für die ihm seine reichen Lebensanschauungen unerschöpflichen Stoff boten. Die Geheimnisse der Motive menschlicher Handlung, das tiefere Seelenleben und Schilderungen weiblicher Naturen bilden den Kern seiner Erzählungen, für den er mitunter gewagte und auch wol bis zur Bizarrerie abenteuerliche Einkleidungen wählte. S.'s Novellen erschienen einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann gesammelt unter dem Titel: «Novellen» (5 Bde., Lpz. 1825—29), «Neue Novellen» (4 Bde., Lpz. 1831—35), «Lavabecher» (2 Bde., Stuttg. 1833) und «Kleine Romane» (5 Bde., Bunzl. 1837—39). Hieran schlossen sich eine Reihe selbständiger Werke, wie «Die Göttliche Komödie in Rom» (Lpz. 1846), «Graf Proumitz» (Lpz. 1846), «Genevion von Toulouse« (Lpz. 1846) und die gegen das Missionswesen gerichtete pikante Novelle »Die Sibylle von Mantua» (Hamb. 1853). Treffliche Naturschilderungen, lebendige Charakterzeichnung, Gedankenfülle und Innigkeit der Empfindung sowie eine humoristische Erhebung über die Wechselfälle des Lebens sind glänzende Vorzüge fast aller seiner Erzählungen. Dagegen hielt ihn die freiwillige Isolirung von fortentwickelnden Einflüssen allzu fest in gewisse Ideenkreise und kritisch nicht zu rechtfertigende Formen gebannt, welche die Bedeutung und den Genuß seiner Schöpfungen sehr beeinträchtigen. Dies gilt besonders auch von seiner der Lebenspraxis zugewendeten Lyrik. Schon 1828 war von S. zu Frankfurt eine Sammlung «Kleine lyrische Werke», später seine «Gedichte» (3. Aufl., Berl. 1847) erschienen. Noch bedeutender ist sein «Laienbrevier» (Berl. 1834; 14. Aufl. 1867), dem später «Der Weltpriester» (Nürnb. 1846) folgte. Es sind dies spruchartige Gedichte ethischen und religiösen

Inhalts, welche, auf einem liebenden Dahingeben an die Natur und dem Glauben an die Würde der Menschheit beruhend, eine Fülle poetischer Schönheit darlegen, aber nicht immer mit rechter Klarheit die Weltanschauung des Dichters aussprechen. Dem «Laienbrevier» reihten sich noch die «Hausreden» (2 Bde., Dessau 1854; 2. Aufl., Lpz. 1860) an. Eine gewissermaßen neue Richtung schlug S. in dem anonym erschienenen «Hafis in Hellas» (Hamb. 1853) ein, einer Dichtung, die von dem tiefsten, reinsten Gefühl und einer gesunden Sinnlichkeit erfüllt ist und gewissermaßen die Vorschule zu seinem «Koran der Liebe nebst kleiner Sunna» (Hamb. 1854) bildet. Vieles Fremdartige von S.'s Schöpfungen erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und orient. Vorstellungen, die beinahe überall hervortritt und namentlich aus der Dichtung «Mohammed's türk. Himmelsbriefe» (Berl. 1840) ersichtlich ist. S. selbst veranstaltete eine Auswahl seiner Werke (12 Bde., Berl. 1857). Aus seinem Nachlasse gab Gottschall heraus: «Für Haus und Herz. Letzte Klänge» (Lpz. 1866). Als Musiker lieferte S., außer vielen Liedern, mehrere Symphonien strengen Stils, Ouverturen und Capriccios für das Pianoforte. Auch war er ein tüchtiger Orgelspieler und Virtuos auf der Glasharmonica.

Scheffel (eine schon im Althochdeutschen übliche Diminutivbildung von dem Worte scaf, scaph, welches aus dem lat. scaphum, scaphium entlehnt ist und ursprünglich ein Schaff [wie noch im Oberdeutschen], einen Bottich, ein Gefäß für Flüssigkeiten bedeutet) ist in vielen deutschen Staaten und mehrern benachbarten Ländern die Einheit des Getreidemaßes, jedoch von sehr abweichender Größe. Am verbreitetsten im nördl. Deutschland sind der seit 1816 für die ganze preuß. Monarchie eingeführte Berliner oder Preußische S., welcher in 16 Metzen getheilt wird und 3072 preuß. Kubikzoll (d. i. 2770,74 par. Kubikzoll oder 54,96 franz. Liter) umfaßt, und der Dresdener S., der seit 1. Nov. 1858 zum allgemeinen Landesmaße im Königreich Sachsen erhoben worden ist, in 4 Viertel oder 16 Metzen (zu je 4 Mäßchen) zerfällt und 7900 sächs. (5234,255 par. Kubikzoll oder 103,83 Liter) begreift. Ein dresdener S. ist daher gleich 1,89 preußischen S. In Hamburg und Altona mißt man das Getreide im Großhandel am Platze nach Last (s. d.) zu 60 Faß (s. d.); ein Faß entspricht genau dem preußischen S. In Bremen begreift die Last 4 Viertel oder 40 S. Letzterer zerfällt in 4 Viertel zu 4 Spind und entspricht 3735,76 par. Kubikzoll oder 74,104 Liter. Für Oesterreich ist die wiener Metze (s. d.) das gebräuchlichste Getreidemaß, und gleiches war auch der Fall in Nürnberg, Regensburg und Würzburg, ehe der altbair. Metzen (zu 34⅔ Kannen Flüssigkeitsmaß) zur Einheit für ganz Baiern erklärt wurde. 6 solcher Metzen bilden einen Schaff oder Schäffel, der somit 208 bair. Meßkannen oder 222,357 Liter umfaßt und 4,0457 preußische S. oder hamburger Faß entspricht. In Würtemberg und Koburg (wie früher auch in Bamberg, Hanau u. s. w.) rechnet man nach Simmer (s. d.). Andere Scheffelmaße, die zum Theil noch im localen Verkehr zur Anwendung kommen, sind der Strich in Böhmen, der Himten (in Braunschweig, Hannover, Lüneburg), das Viertel (in Eisenach, Kassel), der Malter in Frankfurt, Fulda, Köln, Heidelberg, Heilbronn, Manheim u. s. f. In Preußen und Sachsen bilden 12 S. einen Malter (s. d.) und 24 S. einen Wispel (s. d.). In einigen Gegenden Norddeutschlands ist der S. (nämlich ein S. Aussaat) auch ein Feldmaß.

Scheffer (Ary), Maler der neuern franz. Schule, geb. 10. Febr. 1795 zu Dordrecht, empfing seinen ersten Unterricht in Amsterdam und begab sich sodann zur Vollendung seiner künstlerischen Ausbildung nach Paris, wo er 1812 bei P. Guérin als Lehrling eintrat, jedoch von dem Einflusse dieses Meisters, der die antikisch-theatralische Manier der David'schen Schule in ihrer äußersten Spitze vertrat, ziemlich unberührt blieb. Er ließ zunächst die großen akademischen Bravourstücke für einfache Staffeleibilder, die griech. und röm. Geschichte für Anekdoten aus der Gegenwart, die Staatsvorgänge für Privatbegebenheiten liegen. Diese Gegenstände waren freilich nicht so vollkommen gegeben und durchgebildet als die altholländ. Genrebilder, aber leicht und gefällig behandelt, mit wahrem und warmem Gefühl ausgedrückt. Die Soldatenwitwe, die Matrosenkinder, der Brand auf dem Pachthofe, der zurückkehrende Rekrut, eine Invasionsscene u. s. w. fallen in diese früheste Zeit (1816—26). Das Bild: die suliotischen Frauen, in der Ausstellung 1827, gehörte ebenfalls dem Interesse und der Stimmung der Tagesgeschichte an, behandelte aber doch einen pathetischen Gegenstand und war hauptsächlich wirksam durch die Kraft des Ausdrucks und das Dramatische des Moments. Mit dem Umfange hatten sich auch Stil und Behandlungsweise vergrößert. Dieses mit Recht sehr günstig aufgenommene Gemälde bezeichnete den Eintritt der zweiten Hauptepoche in S.'s Künstlerlaufbahn, indem er sich zur Historie hinwandte. Auch auf diesem Gebiete brach er mit der alten akademischen Tradition; seine holländ. Abkunft und literarische Bildung machten ihm übrigens den Romanticismus leicht

und gleichſam natürlich. Wie viele Meiſter, hatte S. zwei Manieren, deren eine faſt gar keine Verwandtſchaft mit der andern beſitzt und einem andern Maler angehören könnte. Bei der erſten Manier ſtrebte er nach Farbe, brauchte und misbrauchte den Biſter, verfuhr mit ſchroffen Pinſelſtrichen und ließ ſeinen Bildern ein ſkizzenhaftes Ausſehen. Poeſie, Inſpiration, tiefe und innige Empfindung ſchienen ihm damals vorzüglicher und weſentlicher als mühſame Correctheit. Er verſchmähte die Mythologie und nahm ſeine Stoffe aus Bürger, Schiller, Goethe. Lenore, Eberhardt der Greiner, der König von Thule, Fauſt in ſeinem Studierzimmer, Gretchen am Spinnrade, Gretchen in der Kirche u. ſ. w. ſind bekannte Bilder aus dieſer erſten Hauptepoche (1827—35). Vergeblich erhoben ſich dagegen mürriſche Kritiker im Namen der Oſteologie, der Mythologie und der geſunden Doctrinen. Die Bilder hatten einen romantiſchen Reiz und waren zugleich Phantaſiegebilde und Poeſieklänge aus Deutſchland, eine Ueberſetzung von Goethe und Schiller, die in ihrem unbeſtimmten Ton und Fluß viel genauer und faßlicher auftrat als die wortgetreuen Ueberſetzungen von Stapfer, H. Blaze u. a. Später änderte S. ſeine Manier und beſchäftigte ſich viel zu viel mit dem Gedanken einer Annäherung an Ingres und Overbeck. Das aus der Kirche kommende Gretchen (1836) zeigte bei dem bisher romantiſchen Maler eine etwas trockene Beſtimmtheit und Schärfe in den Umriſſen, welche keine hinreichende Correctheit rechtfertigte. Gretchen auf dem Blocksberge iſt in derſelben Art aufgefaßt: eine bloße, gleichſam nur angetuſchte Farbe breitet ſich in feſten Linien aus. Mit Unrecht verließ S. auf der Höhe ſeines Rufs die paſtoſe, markige, anmuthige, weiche Manier, die ſeine Originalität ausmachte und ſich zum Wiedergeben ſeiner mehr literariſchen als plaſtiſchen Ideen vortrefflich eignete. Er verlor bei dieſem Wechſel Farbe, Helldunkel, Vortrag und gewann dafür keine reine Zeichnung und Idealſchönheit; doch blieb ihm der Beifall überall getreu, weil er ſeine Seele, ſein Gemüth nicht abdanken konnte. Francesco von Rimini und Paolo von Malateſta, die auf dem ſchwarzen Hintergrunde der Hölle wie verwundete Tauben vom Sturmwinde umgetrieben werden, ergriffen die Phantaſie des Publikums. Man wollte nur das Poetiſche der Auffaſſung, den Ausdruck des nie endenden Wehes in den ſchönen Köpfen bemerken und überſah die dürftige Zeichnung oder die unzulängliche Modellirung der Körperformen. Der tröſtende Chriſtus und der vergeltende Chriſtus, Mignon's Heimweh und Mignon's Sehnſucht, der heil. Auguſtinus und ſeine Mutter, die heil. Monika, Dante und Beatrice tragen ebenfalls dieſes Syſtem der Abzehrung und Ausreckung an ſich, wonach die Körper in Gewandungen mit geraden Falten verſchwinden, um krankhaft- und ſchwächlich-ſchönen Köpfen, die ſchmachtend gen Himmel blicken, ihre volle Bedeutung und Wirkung zu laſſen. Chriſtus im Garten, der kreuztragende Heiland, die vom Grabe des Erlöſers zurückkommenden heil. Frauen, eine Mater dolorosa, ein Ecce homo, die Verſuchung Chriſti, Ruth und Naemi, Jakob und Rebekka gehören auch noch in dieſe dritte Phaſe ſeines Talents. S. hinterläßt einen Ruf, den vortreffliche Kupferſtiche in Zukunft noch ſteigern werden, da dieſe nur ſeine Vorzüge wiedergeben. Der Grabſtichel iſt beſonders ausgezeichnet in der Reproduction der Ideen eines Bildes, und S.'s Bilder ſind nur reine Ideen. Er war gleichſam der Novalis der franz. Malerei, und wenn er kein Künſtlertemperament beſaß, ſo hatte er ein Künſtlergemüth. Er ſtarb zu Paris 5. Juni 1858.

Scheffler (Johannes), ſ. Angelus Sileſius.

Scheffler (Auguſt Chriſtian Wilhelm Hermann), deutſcher Civilingenieur, geb. 10. Oct. 1820 zu Braunſchweig, widmete ſich dem Ingenieurfach und wandte ſich mit beſonderer Vorliebe dem Studium der mathem. und mechan. Diſciplinen zu. Nachdem er ſeit 1846 als Bauconducteur gewirkt, wurde er 1852 Finanzſecretär, 1854 Finanzaſſeſſor bei der herzogl. Eiſenbahn- und Poſtdirection zu Braunſchweig und hierauf Mitglied dieſer Behörde. 1855 erfolgte ſeine Ernennung zum Baurath. Unter den mathem. Arbeiten S.'s ſind hervorzuheben: «Ueber das Verhältniß der Arithmetik zur Geometrie» (Braunſchw. 1846), «Der Situationscalcul» (Braunſchw. 1851), «Methodus nova aequationem indeterminatam secundi gradus per numeros integros solvendi» (1853), «Die unbeſtimmte Analytik» (Hannov. 1854), «Die Auflöſung der algebraiſchen und tranſcendenten Gleichungen» (Braunſchw. 1859). Die Reihe ſeiner mechaniſch-techniſchen Werke eröffnete ſeine deutſche Bearbeitung von Moſeley's «Die mechan. Principien der Ingenieurkunſt» (2 Bde., Braunſchw. 1845), welchen «Die Principien der Hydroſtatik und Hydraulik» (2 Bde., Braunſchw. 1847) folgten. In neuerer Zeit traten hinzu: «Die Theorie der Gewölbe, Futtermauern und eiſernen Brücken» (Braunſchw. 1857), «Die Theorie der Feſtigkeit gegen das Zerknicken» (Braunſchw. 1858), «Die Elaſticitätsverhältniſſe der Röhren, welche hydroſtatiſchem Drucke ausgeſetzt ſind» (Braunſchw. 1859), «Ueber Gitter- und Bogenträger und über die Feſtigkeit der Gefäßwände» (Braunſchw. 1862), «Ima-

ginäre Arbeit, eine Wirkung der Centrifugal- und Gyralkraft» (Lpz. 1866), «Die Urſachen der Dampfkeſſelexploſionen» (Berl. 1867) u. ſ. w. Neuerdings hat ſich S. auch optiſchen Unterſuchungen zugewandt und in dem Werke «Die phyſiol. Optik» (2 Bde., Braunſchw. 1863—64) eine treffliche Auseinanderſetzung der Geſetze des Auges geliefert. Dieſem ſchloſſen ſich an «Die Geſetze des räumlichen Sehens» (Braunſchw. 1866) und «Die Theorie der Augenfehler» (Braunſchw. 1867). Zahlreiche kleinere Arbeiten hat S. in Crelle's «Journal für Mathematik», Grunert's «Archiv» und andern Fachzeitſchriften ſowie auch in dem von ihm geleiteten «Organ für die Fortſchritte des Eiſenbahnweſens» veröffentlicht.

Scheffner (Joh. George), ein durch Geiſt und Charakter ausgezeichneter Mann, geb. zu Königsberg in Preußen 8. Aug. 1736, kam nach vollendeten Studien 1757 als Secretär in die Dienſte des Herzogs Karl von Holſtein-Beck, gab aber aus glühender Vaterlandsliebe dieſes Verhältniß 1760 auf, um in die Reihen des preuß. Heeres zu treten. Als Fähnrich wohnte er den Feldzügen in Schleſien, Sachſen und Pommern bei. Eine bedeutende Wunde, die Bekanntſchaft mit Shakſpeare durch Eſchenburg's Ueberſetzung und eine Zuſammenkunft mit Gottſched und Ramler waren die Folgen dieſes ſeines militäriſchen Lebensabſchnitts. 1765 ward er als Secretär bei der Königsberger Kammer und 1767 als Kriegs- und Steuerrath zu Gumbinnen angeſtellt, wo er tiefe Einſicht in das Weſen aller Verhältniſſe gewann. Als er 1775 um ſeinen Abſchied einkam und um eine Penſion bat, erhielt er auf ſein Geſuch von Friedrich II. folgende eigenhändige Antwort: «Mihr Milſte der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Penſion gebe, da noch So vihl brav Offiziers ohneverſorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden Offizier zu verm.» Seitdem lebte S. auf dem Lande von ſeinem kleinen Vermögen. Doch hörte er auch hier nicht auf, gemeinnützig zu wirken; namentlich machte er ſich um die Verbeſſerung des Landſchulweſens verdient. Gleichſam mit ſich ſelbſt Rechenſchaft haltend, entſtand ſeine Selbſtbiographie: «Mein Leben, wie ich Joh. George S. es ſelbſt beſchrieb» (Lpz. 1816), die aber erſt 1823 ausgegeben werden durfte. Er ſtand mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen in Verbindung und erhielt von allen Seiten die aufrichtigſten Beweiſe von Hochachtung. Unter ſeinen zahlreichen Schriften zeichnen ſich beſonders aus «Freundſchaftliche Poeſien eines Soldaten» (2. Aufl. 1793) und «Spätlinge» (1803), «Ein Vierblatt, gewachſen unter Schnee und Eis» (1813) u. ſ. w. S. ſtarb 16. Aug. 1820.

Scheibel (Joh. Gottfr.), prot. Theolog, bekannt als heftiger Gegner der kirchlichen Union in Preußen, geb. 16. Sept. 1783, war der Sohn John Ephraim S.'s, Rectors am Eliſabethaneum zu Breslau. Er ſtudirte ſeit 1801 in Halle und kehrte ſodann nach Breslau zurück, wo er als Prediger angeſtellt wurde. Körperlich oft leidend, arbeitete er an einer allgemeinen Geſchichte, wovon er in ſeinen «Beiträgen zur Kenntniß der Alten Welt» (2 Bde., Bresl. 1806—9) Proben gab. 1811 erhielt er eine außerord. Profeſſur der Kirchengeſchichte in Breslau; doch fand er bei ſeiner orthodoxen Richtung wenig Anklang. Größern Beifalls hatte er ſich als Prediger zu erfreuen, namentlich ſeitdem er 1814 Diakonus an der Eliſabethkirche geworden war. Nach einem eigenthümlichen Plane ſchrieb er für ſeine Vorleſungen die «Ueberſicht der Kirchengeſchichte» (Bresl. 1812; 2. Aufl. 1820). Als 1817 die Unionsverſuche in Preußen begannen, zeigte er ſich als entſchiedenen Gegner jeglicher Kirchenvereinigung. Mit Heftigkeit vertheidigte er die Lehre der luth. Kirche auf der zu Breslau 1817—19 gehaltenen Synode. Nichtsdeſtoweniger erhielt er 1818 eine ord. Profeſſur der Theologie. Wegen aufregender Kanzelvorträge und beharrlicher Weigerung, die neue Kirchenagende anzunehmen, wurde er 1830 vom Predigtamte ſuspendirt und 1832 deſſelben entſetzt. Die ihm bald darauf angebotene Stelle als Profeſſor und Prediger in Halle nahm er nicht an, ſondern wendete ſich im April 1832 nach Dresden. Hier ſchrieb er ſeine «Geſchichte der luth. Gemeinde in Breslau von 1830—32» (Nürnb. 1832) und die «Actenmäßige Geſchichte der neueſten Unternehmungen einer Union zwiſchen der reform. und luth. Kirche im preuß. Staate» (2 Bde., Lpz. 1833). Eine von ihm am Reformationsfeſte 1832 in Dresden gehaltene Predigt hatte die Folge, daß im Nov. 1832 durch das Cultusminiſterium den dresdener Predigern unterſagt wurde, ihm die Kanzel zu eröffnen. Als ihm hierauf im Aug. 1833 auch der fernere Aufenthalt in Dresden verſagt wurde, fand er bei dem Rittergutsbeſitzer von Heinitz zu Hermsdorf unweit Dresden Aufnahme. Im Sommer 1837 folgte er einer Einladung nach Glauchau im Schönburgiſchen. Zwei Jahre ſpäter begab er ſich von da hinweg und begründete das «Archiv für hiſtor. Entwickelung der luth. Kirche» (Nürnb. 1841). Er ſtarb zu Nürnberg 21. März 1843.

Scheideck, Scheidegg heißt im allgemeinen der Scheitelpunkt eines Gebirgspaſſes. Als Eigenname kommt dieſe Benennung insbeſondere zwei Päſſen des Berner Oberlandes in der

Schweiz zu. Die Große Scheidegg oder Hasli-Scheidegg, zwiſchen Meyringen im Haslithal (ſ. d.) und Grindelwald (ſ. d.), erreicht man von Meyringen aus auf dem Wege gegen Südſüdweſten in 5½ St., während das Hinabſteigen nach Grindelwald nur 2 St. erfordert. Es iſt die Große Scheidegg ein ſchmaler, raſenbewachſener Bergſattel von 5960 F. Meereshöhe, mit einem dürftigen Wirthshauſe. Dieſer Sattel bietet einen überraſchenden Blick auf das mattenreiche Grindelwaldthal mit ſeinen unzähligen Hütten und Häuſern ſowie auf die prachtvollen, aus Gletſchergruppen emporſtarrenden Firn- und Felspyramiden, wie das Wetterhorn (9840 F.) und der Roſenlauigletſcher im Oſten, das Wetterhorn (11415 F.) oder die Hasli-Jungfrau im Süden, jenſeit des Obergrindelwaldgletſchers die Rieſengipfel des Kleinen und des Großen Schreckhorns (12359 und 12568 F.). Der Weg über die Große Scheidegg iſt einer der genußreichſten und zugleich wegen der ungemein reichhaltigen Flora für den Botaniker einer der intereſſanteſten in der Schweiz. Von Meyringen erreicht man zunächſt die impoſanten Reichenbachfälle, deren Waſſerſtaub wie Nebel aus den Klüften dampfen; etwa 2 St. weiter die Alp Breitenwald, ein von den Landſchaftern vielfach ausgebeuteter Standpunkt; 40 Minuten davon, in 4160 F. Meereshöhe, das Roſenlauibad, mit einer alkaliſchen Quelle und einem vom Botaniker Brunner bewirthſchafteten Gaſthaus. Dahinter liegt der bis zur Höhe von 4688 F. herabhängende Roſenlauigletſcher, der aus den gewaltigen Firnlagern zwiſchen dem Doſſen-, Well- und Gſtellihorn hervordringt und ſowol nach Reinheit und Färbung ſeines Eiſes wie nach den kühnen, zerklüfteten Formen ſeines gigantiſchen Aufbaues einer der erſten Gletſcher des Alpenlandes iſt. — Die Kleine Scheidegg, 6280 F. hoch, mit dem Hôtel Bellevue, wird auf dem 8 St. langen Wege von Grindelwald gegen Südſüdweſten nach Lauterbrunn in 4½ St. erreicht und gewährt ebenfalls ein majeſtätiſches Gebirgsbild. Ganz beſonders anziehend iſt auf dieſer Route die nur ½ St. ſüdlich von Bellevue in 5800 F. Höhe gelegene Wengernalp (richtiger Wengenalp), mit dem vielbeſuchten Hôtel de la Jungfrau, wo Lord Byron ſeinen «Manfred» ſchrieb. Es iſt dieſe Alp unſtreitig von allen denjenigen Standpunkten des Berner Oberlandes, die keine Rundſchau, ſondern blos Proſpecte bieten, der impoſanteſte. Wie auf einem Schaugerüſt ſteht man hier den berner Schneekoloſſen gegenüber, durch die tiefe, wüſte Schlucht des Trümletenthals von ihnen getrennt. Im Oſten ragt die ſcharfkantig abgeſchnittene breite Felsmaſſe des Eiger (12240 F.), im Südoſten die rundliche Schneekapuze des Mönchs (12609 F.), im Süden über dem Guggi- und dem Gießengletſcher das Schneehorn (10513), das Silberhorn (11359 F.) und die Jungfrau (ſ. d.) empor. In 2 St. gelangt man von der Wengernalp gegen Nordnordweſten hinab nach dem freundlichen Dörfchen Wengern, mit prachtvollem Blick in das Lauterbrunnenthal.

Scheidekunſt nennt man die Chemie, inſofern ſie ſich mit der Trennung der Beſtandtheile einer Verbindung oder Miſchung auf chem. Wege beſchäftigt. Im engern Sinne braucht man das Wort vorzüglich von der Trennung der Metalle in der Metallurgie, namentlich des Goldes und Silbers auf naſſem Wege.

Scheidemünze wird im allgemeinen jede Münze genannt, welche zur Scheidung, d. h. zur Ausgleichung im Verkehr des täglichen Lebens gebraucht wird. In Deutſchland namentlich bezeichnet man durch S. jede Münze, die geringer als Courant iſt, d. h. nicht ſtreng nach dem Hauptmünzfuße des Landes ausgeprägt, alſo gegenwärtig in Norddeutſchland jede Münze unter dem ⅙-Thalerſtück. Im allgemeinen iſt die S. geringer ausgeprägt, als ihr Werth beſagt, und zwar theils aus geringhaltigem Silber, theils aus Kupfer, theils auch aus anderm Metall. In Ländern, wo überhaupt Mangel an gemünztem Gelde herrſcht, werden auch andere Gegenſtände als S. gebraucht, z. B. in Afrika u. ſ. w. die Kauris (ſ. d.). Die Maſſe der S. muß im richtigen Verhältniß zu dem in Umlauf geſetzten Courant ſtehen; wo dies nicht der Fall iſt, entſteht ein Misverhältniß, deſſen üble Folgen meiſt die arbeitende Klaſſe der Bevölkerung treffen. — Scheidemünzfuß heißt der beſondere Münzfuß, nach welchem die S. eines Staats geprägt wird. Derſelbe iſt ein geringer als der Hauptmünzfuß, weil die Prägung der kleinern Sorten verhältnißmäßig größere Koſten als die der werthvollern verurſacht, ſodaß die beträchtlichern Koſten durch einen anſehnlichern Schlagſchatz gedeckt zu werden pflegen, aus dem eben der geringere Münzfuß und mit ihm der heutige Begriff der S. hervorgeht. So iſt der Scheidemünzfuß der dem Münzvertrage von 1857 beigetretenen Staaten Norddeutſchlands der 34½-Thalerfuß (indem aus 1 Pfd. feinen Silbers 34½ Thlr. in S. geprägt werden), nach welchem die ganzen, halben und doppelten Silber- oder Neugroſchen geprägt werden ſowie in Preußen und Sachſen-Gotha die Stücke zu 2½ Sgr., welche alſo etwas weniger als ⅞ ihres Nennwerths wirklich beſitzen, da der Hauptmünzfuß oder Courantfuß der 30-Thalerfuß iſt. Ferner

iſt der Scheidemünzfuß der ſüddeutſchen Staaten der 60⅜-Guldenfuß, wonach Stücke zu 6 und 3 Kr. (hier und da auch zu 1 Kr.) geprägt werden, während der Hauptmünzfuß der 52½-Guldenfuß iſt. In Ländern mit Goldwährung (wie England, Nordamerika, Frankreich, Belgien, Italien) ſpielt alles Silbergeld die Rolle der S., weil es an Gewicht und Gehalt derartig ausgeprägt iſt, daß der Werth eines Goldſtücks höher ſteht als jener des gleichen Nominalbetrags in Silbermünze.

Scheidenflügler, ſ. Coleopteren.

Scheidewaſſer, ſ. Nitrum.

Scheidung, ſ. Eheſcheidung.

Scheikh-ul-islam, ſ. Muſti.

Schein bezeichnet im Gegenſatz zu der wahren Beſchaffenheit der Dinge jede mit derſelben in Widerſpruch tretende Empfindung oder Anſchauung. Hierher gehören beſonders die Sinnestäuſchungen, die auf einer krankhaften Beſchaffenheit der Sinnesorgane beruhen. Es gibt aber auch einen ſinnlichen S., der ſich ohne krankhafte Affection der Organe aufdringt, z. B. die ſcheinbare Größe entfernter Gegenſtände, und in dieſem Sinne ſpricht man von einem optiſchen, akuſtiſchen Schein u. ſ. w. Das meiſte, was hierher gehört, iſt keineswegs blos ein Product der ſinnlichen Wahrnehmung, ſondern in der Regel erhält die letztere durch die pſychiſche Ideenaſſociation eine Deutung oder Zuſätze, in welchen eigentlich der S. ſeinen Sitz hat, daher auch die Vorgänge, die man der Einbildungskraft zuſchreibt, in Verbindung mit ſinnlichen Wahrnehmungen und bei täuſchender Lebhaftigkeit der innern Bilder, eine reiche Quelle des S. ſind. Auf der Möglichkeit ſolcher Illuſionen beruht zum Theil die Wirkungsart der ſchönen Künſte, deren Poeſie durch proſaiſche Vergleichung mit der Wirklichkeit nicht geſtört ſein will. Im Verkehre des gewöhnlichen Lebens behält der ſinnliche S., auch nachdem er als ſolcher aufgedeckt iſt, ſeine Gewalt; trotz aller Aſtronomie erſcheint uns die Sonne als ſich bewegend und die Erde als ruhend, und ſo in unzähligen andern Fällen. Vom ſinnlichen und phantaſtiſchen S. verſchieden iſt der logiſche S. Derſelbe beſteht in falſchen Urtheilen, welche für wahr gehalten werden, wie bei den täuſchenden Trug- und Fehlſchlüſſen der Fall iſt, und unterſcheidet ſich auch dadurch vom ſinnlichen S., daß er allemal ſogleich verſchwindet, wenn er aufgedeckt wird.

Scheintod (asphyxia, d. h. wörtlich: Pulsloſigkeit) nennt man den Zuſtand eines organiſchen Weſens, in welchem die Erſcheinungen des Lebens nicht mehr bemerkt werden und dennoch der Lebensproceß ſelbſt noch nicht aufgehört hat, namentlich Fäulniß noch nicht eintritt. Die Symptome des S. beim Menſchen und den höhern Thieren ſind: das Gehirn und das übrige Nervenſyſtem, das Herz, die Lunge, das Gefäßſyſtem ſcheinen ihre Wirkſamkeit eingeſtellt zu haben, indem das Bewußtſein und die Empfänglichkeit der Sinne erloſchen ſind, die Muskeln keine Bewegungen mehr vollbringen, Athmen, Herz- und Pulsſchlag nicht mehr wahrnehmbar ſind. Doch finden ſich nach Bouchut's Unterſuchungen ſtets noch die Herztöne, wenigſtens der zweite, hörbar; wenn dieſe erlöſchen, iſt der Tod ſicher. Das Hauptkennzeichen des S. bleibt jedoch das gänzliche Außenbleiben der Fäulniß, trotz vorhandener, dem Faulen günſtiger Außenverhältniſſe (Wärme, Luft, Feuchtigkeit). Die innere Urſache des S. iſt zunächſt Stillſtand des Herzens, und dieſer kann eintreten: bei ſcheintodt Neugeborenen, nach Verblutungen, nach langem Hungern (Faſten), bei vom Blitze Getroffenen, bei Schlagflüſſigen, Erfrorenen, Erdroſſelten und Ertrunkenen; ferner beim Einathmen irreſpirabeler Gasarten. Auch kann der S. ein ſomnambuliſtiſcher Zuſtand ſein. Eine der wichtigſten Fragen der Menſchlichkeit wie der medic. Polizei iſt es, wie der S. vom wirklichen Tode zu unterſcheiden und das Begraben ſolcher Scheinleichen zu verhüten ſei. In erſterer Hinſicht ſteht feſt, daß nur die eintretende Fäulniß ein ſicheres Merkmal des Todes iſt; nächſtdem das Bouchut'ſche Kennzeichen. Vor eingetretener Fäulniß läßt ſich jedoch oft durch Zuſammenſtellen aller andern Zeichen des Todes mit dem bekannten Verlauf der Krankheit (z. B. Schwindſucht) mit völliger Gewißheit ausſprechen, daß kein Wiedererwachen möglich ſei. In neuerer Zeit hat man das Lebendigbegraben der Scheinleichen, erſchreckt durch übertriebene oder romanhafte Berichte in Volksblättern, durch allerlei geſetzliche Maßregeln zu verhüten geſtrebt, durch Leichenſchau (Todtenſchau) und das Leichenhaus. Doch ſind dieſe Maßregeln, im Verhältniß zu dem äußerſt ſeltenen Vorkommen des echten S., durchſchnittlich zu koſtſpielig und für das Publikum ſelbſt beläſtigend. Die Behandlung des S. iſt ziemlich dieſelbe wie die bei Erſticken, Ertrinken, Erhängen, Erfrieren u. ſ. w. Vor allem hat man die Athmung wieder in Gang zu bringen (durch ſog. künſtliche Reſpiration), weil ſich an dieſe alle andern Lebensthätigkeiten wieder anſchließen; ferner muß man den Körper künſtlich erwärmen. Fälle, in welchen ein geſchickter Arzt nicht unterſcheiden könnte, ob S. oder wahrer

Tod vorliegt, ſind ſicher äußerſt ſelten, und die Erzählungen von vorgekommenem S. ſind mindeſtens ſtark übertrieben, wo nicht völlig erfunden.

Schelde (franz. Escaut, bei den Alten Scaldis), einer der bedeutendſten Flüſſe Belgiens und der Niederlande, entſpringt im franz. Depart. Aisne in der Picardie bei der ehemaligen Abtei St.-Martin aus einem Teiche, unweit dem Dorfe Beaurevoir, $2\frac{1}{2}$ M. im Nordnordoſten von St.-Quentin. Das Gewäſſer wendet ſich weſtwärts nach Le-Câtelet, fließt dann gegen Norden durch das Nord-Departement über Honnecourt, Cambrai, Houdain, Bouchain, Denain an der Mündung der Selle, über Valenciennes an der Mündung der Ronelle, über Condé, wo ſie, durch die Haine (Henne) verſtärkt, ſchiffbar wird, über Château-l'Abbaye, wo ſie links die Scarpe aufnimmt. Bei St.-Antoing tritt der Fluß in die belg. Provinz Hennegau, berührt in dieſer Tournay, in Flandern Oudenarde und Gent, wo er links die ſchiffbare Lys (ſ. d.) aufnimmt und außerdem durch zwei große, die Verbindung zwiſchen Brügge, Gent und Sas vermittelnde Kanäle eine beträchtliche Erweiterung erhält. Von Gent wendet ſich die S. oſtwärts nach Dendermonde oder Termonde an der Mündung der Dender und dann gegen Nordoſten nach Rupelmonde, wo ſie die aus der Vereinigung der Dyle und der Großen und Kleinen Nethe entſtehende Rupel aufnimmt. Auf dem ſodann wieder gegen Norden gerichteten Laufe erhält der Fluß bei Antwerpen durch das Heraufdringen des Meeres während der Flut bis über die Stadt eine Breite von 1600 und eine Tiefe von 45 F. Weiter gegen die Nordſee hin gewinnt er mehr und mehr an Breite und Tiefe, ſodaß er für Antwerpen zu einem geräumigen und ſichern Seehafen wird, der die größten Seeſchiffe aufnehmen kann. Etwa $3\frac{1}{2}$ M. im Nordweſten von Antwerpen, in den Niederlanden, theilt er ſich bei dem Fort Bath in die Weſterſchelde oder Hont im Süden, und die Ooſterſchelde im Norden. Die erſtere, der Hauptarm, fließt zwiſchen Staats- oder Holländiſch-Flandern und den zeeländiſchen Inſeln Süd-Beveland und Walcheren hindurch und mündet bei Vlieſſingen in die Nordſee, während die Ooſterſchelde, welche von Bergen-op-Zoom her die Zoom aufnimmt, ſich zwiſchen den genannten und andern Inſeln der Provinz Zeeland hindurchwindet. Beide Hauptarme ſtehen durch Nebenarme unter ſich ſowie mit den Ausflüſſen der Maas und des Rhein in Verbindung. Die Stromlänge der S. beträgt mit den zahlreichen Windungen 54 M., wovon 16 auf Frankreich, 30 auf Belgien und, nur den einen der beiden Mündungsarme gerechnet, 8 auf die Niederlande kommen. Die ſchiffbare Länge iſt (die kanaliſirte Strecke zwiſchen Cambrai und Condé mit eingerechnet) 45 M., wovon 11,2 M. auf Frankreich entfallen. Hiſtoriſch wichtig iſt der Strom wegen des Rechts ſeiner Schließung, welches die Holländer 1648—1792 durchführten und nach der Trennung Belgiens wieder in Anſpruch nahmen. Auf das Andringen der Großmächte wurde jedoch in dem Vertrage vom 19. April 1839 zwiſchen Belgien und Holland von letzterm die Freiheit der Scheldeſchiffahrt vollſtändig anerkannt. Die Ablöſung der Zölle, welche Belgien von der fremden Schiffahrt erhob, erfolgte durch den brüſſeler Vertrag vom 16. Juli 1863, dem beinahe alle ſeefahrenden Nationen beitraten. Ein neuer Conflict erhob ſich ſeitdem zwiſchen Belgien und Holland, indem die holländ. Regierung Arbeiten unternahm, welche die Abdämmung der beiden Zweige der S., die die Inſeln Walcheren und Südbeveland vom Continent ſcheiden, und deren Erſetzung durch einen Schiffahrtskanal bezwecken.

Schele von Schelenburg (Georg Victor Friedrich Dietrich, Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 1771 aus einer alten Familie des vormaligen Bisthums Osnabrück, ſtudirte 1789—93 in Göttingen und betrat dann die ſog. Juſtizkanzlei-Carrière. Er ſchloß ſich leicht und eng an den weſtfäl. Hof zu Kaſſel und wurde vom König Hieronymus zum Staatsrathe und Geſandten in München ernannt. Nach Auflöſung des Königreichs Weſtfalen ließ man ihn anfangs dieſe Verbindung mit den Napoleoniden fühlen. Als Rittergutsbeſitzer wurde er jedoch in die osnabrückiſche Ritterſchaft gewählt, und in dieſer Stellung organiſirte er mit dem General von der Decken und andern jene kleine Adelspartei, welche gegen die Verſchmelzung der Provinzen zur hannov. Staatseinheit und für Erhaltung der Adelsvorrechte kämpfte. Nach dem Sturze Rehberg's wurde S. 1824 zum Geheimrath und zum Präſidenten des Oberſteuer- und Schatzcollegiums ernannt, und zwar durch den Einfluß ſeines Oheims, des Grafen Münſter. Mit dem Sturze des letztern und der Herſtellung der neuen Verfaſſung ſank S.'s Einfluß auf die Regierung. Dagegen wurde er Führer der Oppoſition in der Erſten Kammer und ſtellte ſich jedem freiſinnigern Antrage der Zweiten Kammer in Beziehung auf das Staatsgrundgeſetz entgegen. Auch machte er ſich als entſchiedener Gegner der Ablöſungsgeſetze geltend. Seit 1834 ſtand S. mit Ernſt Auguſt, dem damaligen Herzog von Cumberland, in Verbindung. Als dieſer 1837 den hannov. Thron beſtieg, erfolgte (29. Juni) die Ernennung S.'s zum Staats-

und Cabinetsminiſter, in welcher Stellung er der Verabredung gemäß ſofort die Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes von 1833 in Angriff nahm. (S. Hannover.) Die Ablöſungsgeſetze, die auch fallen ſollten, vermochte er jedoch nicht zu beſeitigen; vielmehr mußte er ſich ſeit 1840 zu mancherlei Conceſſionen an die Stände herbeilaſſen. S. erfreute ſich im hohen Grade der königl. Gunſt und wurde 1838 in den Freiherrenſtand erhoben. Nachdem er im Juni 1844 von dem Miniſterpoſten abgetreten, ſtarb er 5. Sept. 1844. — Sein zweiter Sohn, Eduard Friedrich Auguſt von S., geb. 23. Sept. 1805, ſtudirte in Göttingen die Rechte und trat dann in den hannov. Staatsdienſt ein. Er war Aſſeſſor bei der Juſtizkanzlei in Hannover, als er 1835 zugleich auch Beſchäftigung im Miniſterium des Auswärtigen erhielt. S. wurde 1838 Legationsrath, 1840 Staatsrath, 1841 Cabinetsrath. 1845 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Erſten Kammer. Er war 1848 einer der wenigen Adelichen, welche ſich gegen das Aufgeben der Adelsvorrechte offen erklärten. Nach dem Tode Ernſt Auguſt's berief ihn König Georg V. im Nov. 1851 an die Spitze eines neuen Cabinets. In dieſer Stellung bekämpfte er jedoch die Prätenſionen der Ritterſchaften und ſuchte zwiſchen den Ständen und den Provinziallandſchaften Verſöhnung anzubahnen. Auch widerrieth er jeden Verfaſſungsbruch und war der Einmiſchung des Bundes in die hannov. Verhältniſſe entgegen. Die ritterſchaftlichen Umtriebe und der auf Wiedererlangung der Domänen gerichtete Sinn Georg's V. hatten 21. Nov. 1853 ſeine unvermuthete Entlaſſung zur Folge. S. übernahm hierauf die Generaldirection der Thurn und Taxis'ſchen Poſten zu Frankfurt a. M., in welcher Stellung er bis zur Auflöſung dieſes Monopols 1866 verblieb.

Schelfhout (Andries), ein ausgezeichneter Landſchaftsmaler, wurde 1787 im Haag geboren. Er hatte keinen Lehrer als die Natur, der er bei ſeinem reichen Talente mit unermüdetem Eifer folgte. S. überraſchte zuerſt auf der Ausſtellung von 1817 mit einer ſo gediegenen Arbeit, daß ſein Ruf ſofort gegründet war. 1819 erhielt er von der Akademie zu Antwerpen einſtimmig den Preis für eine Gegend bei Arnheim bei Sonnenuntergang. Auch in Gent im Haag, in Brüſſel, Brügge u. ſ. w. erhielt er Preiſe und Medaillen und wurde nacheinander aller niederländ. Akademien Mitglied. Seine Bilder waren die Zierde jeder Ausſtellung und gingen ſofort in die Privatſammlungen der Liebhaber über. Berühmt ſind des Meiſters Winterlandſchaften; doch iſt er faſt noch bedeutender in der Darſtellung der grünenden Natur. Auch See- und Hafenſtücke malt er mit Vollendung. Meiſtentheils führt er ſeine mit Sorgfalt gearbeiteten Stücke, welche Sicherheit in der Perſpective mit Treue der Darſtellung und Wahrheit des Colorits vereinen, in kleinern Dimenſionen aus; doch hat er auch auf Beſtellung größere Gemälde geliefert. Der Künſtler wird häufig auch in deutſchen Ausſtellungen und Galerien angetroffen.

Schelhorn (Joh. Georg), der Aeltere, Theolog und Literator, geb. zu Memmingen 8. Dec. 1694, ſtudirte von 1712—18 zu Jena und Altdorf und wurde 1725 in ſeiner Vaterſtadt Conrector an der Stadtſchule und Stadtbibliothekar. 1732 erhielt er die Predigerſtelle zu Buxach und Hardt unweit Memmingen. Doch ſchon 1734 erfolgte ſeine Zurückberufung als Stadtpfarrer nach Memmingen, wo er 1754 Superintendent wurde und 31. März 1773 ſtarb. Sein Hauptwerk, «Amoenitates litterariae» (14 Thle., Frankf. und Lpz. 1725—34; Thl. 1—4, 2. Aufl., 1737—38) iſt noch jetzt geſchätzt und eine Fundgrube literarhiſtor. Gelehrſamkeit. Er war ſelbſt im Beſitz einer ſchönen Bibliothek, und von den in derſelben befindlichen Aldinen gab er 1738 einen beſondern Katalog heraus. Außer vielen theol. Abhandlungen erſchienen von ihm noch «De antiquissima Latinorum bibliorum editione diatribe» (Ulm 1760) und «Acta historico-ecclesiastica» (Ulm 1738). Auch gab er des Cardinals Quirini «Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus, quae Romae primum prodierunt» mit Anmerkungen heraus (Lindau 1761). — Johann Georg S., der Jüngere, zeichnete ſich ebenfalls in der Theologie, Literargeſchichte und Bibliographie aus. In Memmingen 4. Dec. 1733 geboren, ſtudirte er in Göttingen, wurde zuerſt Pfarrer in Hauſen, dann in Memmingen Prediger an der Martinskirche und Stadtbibliothekar, 1793 Superintendent. Er ſtarb daſelbſt 21. Nov. 1802. Außer vielen der praktiſchen Theologie angehörigen Schriften gab er «Anleitung für Bibliothekare und Archivare» (2 Bde., Ulm 1788—91), «Beiträge zur Erläuterung der Geſchichte» (4 Stücke, Stett. 1772—75) und «Kleine hiſtor. Schriften» (2 Bde., Memming. 1788—89).

Schellack oder Gummilack iſt eine Harzmaſſe, die ſich auf den jungen Zweigen verſchiedener Sträucher und Bäume, wie Croton vaccifernm, Ficus religiosa und indica, Rhamnus jujuba, bildet. Es geſchieht dies infolge des Stichs der Weibchen der Lackſchildlaus (Coccus lacca) in die Rinde, wonach ein Saft ausfließt, der die Brut des Inſekts einhüllt und dann auf dem Zweige austrocknet. Dieſe Harzmaſſe, in welcher noch Reſte der ſpäter ausgekrochenen

Thiere zurückbleiben, wird mit den Zweigen abgenommen und gibt den Stocklack. Entzieht man der Masse den rothen Farbestoff, den sie enthält, so entsteht der gelblich-braune Körnerlack. Aus dem Körnerlack gewinnt man endlich durch Schmelzen und Auffangen der geschmolzenen Masse auf Pisangblättern den S. oder Tafellack, dünne, platte Stücke, die durchscheinend, glänzend, hart, von muscheligem Bruche und orange- bis braunroth gefärbt sind. Im S. finden sich verschiedene Harze, besonders das Lackharz, nebenbei noch Farbestoff, Fette und Wachs. Der S. schmilzt leicht, löst sich größtentheils in Weingeist und Aether und kann auch durch Chlor gebleicht werden, wodurch er für Herstellung von farblosen Firnissen besonders geeignet wird. Man gebraucht den S. namentlich zur Bereitung der Weingeistfirnisse, der Tischlerpolitur, verschiedener Kitte. Derselbe bildet auch die Hauptmasse des Marineleims und der Elektrophorkuchen. Außerdem bedient man sich seiner zum Steifen und Wasserdichtmachen der Hüte, zur Bereitung des Siegellacks u. s. w.

Scheller (Immanuel Joh. Gerh.), bekannt durch seine Arbeiten über lat. Lexikographie, geb. 22. März 1735 zu Ihlow, besuchte das Lyceum zu Eisenberg, später die Thomasschule zu Leipzig und widmete sich auf der Universität daselbst den theol. und mit besonderer Vorliebe den philol. Wissenschaften. Er wurde 1761 Rector zu Lübben in der Niederlausitz und erhielt 1772 das Rectorat an dem Gymnasium zu Brieg, dem er bis an seinen Tod, 5. Juli 1803, vorstand. Unter seinen Schriften erlangte den meisten Ruf und die weiteste Verbreitung sein «Ausführliches lat.-deutsches und deutsch-lat. Wörterbuch» (3 Bde., Lpz. 1783—84; 3. Aufl., 7 Bde., 1804—5) und noch mehr das «Lat.-deutsche und deutsch-lat. Handlexikon» (2 Bde., Lpz. 1792), das bis in die neueste Zeit durch Lünemann und Georges eine Reihe vielfach verbesserter Auflagen erlebt hat. Selbst das «Kleine lat. Wörterbuch in etymolog. Ordnung» (Lpz. 1780; 7. Aufl., von Georges, 1840) fand Eingang und Aufnahme. Ebenso haben seine «Ausführliche lat. Sprachlehre» (Lpz. 1779; 4. Aufl. 1803) und die «Kurzgefaßte lat. Sprachlehre» (Lpz. 1780; 4. Aufl., von Döring, 1814) manche Vorzüge, während die «Praecepta stili bene Latini» (2 Bde., Lpz. 1779; 3. Aufl. 1797), woraus auch unter dem Titel «Compendium» (Lpz. 1780; 3. Aufl. 1796) ein Auszug veranstaltet wurde, mehr ein grammatikalisches Material als eine Darstellung des Stils enthalten. Außerdem sind zu erwähnen: «Anleitung, die alten lat. Schriftsteller in den obern Klassen der Schulen philologisch und kritisch zu erklären» (2. Aufl., Halle 1783) und «Observationes in priscos scriptores quosdam» (Lpz. 1785).

Schellfische (Gadini) bilden unter den Kehlweichflossern eine ansehnliche Familie, deren Gattungen sich durch den Mangel einer Saugscheibe, einen langgestreckten, symmetrischen Körper mit sehr kleinen Schuppen und eine bis drei Rückenflossen und durch eine große Schwimmblase auszeichnen. Die meisten leben in den Meeren der kalten oder der gemäßigten Breiten und gehören zu den wichtigsten Seefischen. Sie liefern ein weißes, leicht in Lagen trennbares und in der Regel gesundes und sehr schmackhaftes Fleisch. Im engern Sinne versteht man unter dem S. oder gemeinen S. (Gadus aeglefinus) eine zur Gattung Kabeljau (s. d.) gehörende Fischart, welche $1\frac{1}{2}$—2 F. lang und 2—3 Pfd. und darüber schwer wird, am Rücken braun und am Bauche silberfarben ist, einen schwarzen Fleck hinter der Brustflosse, eine gerade Seitenlinie und eine ausgeschnittene Schwanzflosse hat. Er lebt in der Nordsee, besonders an den engl. und schott. Küsten, und ist so häufig, daß um Helgoland allein jährlich an 200000 Stück gefangen werden. Sein Fleisch ist weich, zart und schmackhaft, eignet sich aber nicht zur langen Aufbewahrung im Salze; er wird daher frisch gegessen und seit Errichtung der Eisenbahnen auch weit in das Innere des Festlandes eingeführt. Bei angehender Zersetzung ist das Fleisch stark phosphorescirend. Verwandt ist der Dorsch (s. d.).

Schelling (Friedr. Wilh. Jos. von), deutscher Philosoph, wurde 27. Jan. 1775 zu Leonberg in Würtemberg geboren. Er studirte in Tübingen, kurze Zeit auch in Leipzig; bald zog ihn jedoch Jena an, damals durch Reinhold und Fichte der Mittelpunkt der philos. Bewegung. Hier begann er als Lehrer der Philosophie einen glücklichen Wettstreit mit Fichte, an welchen sich seine eigene Lehre zwar anschloß, jedoch so, daß sie einen erheblichern Nutzen für die empirische Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, versprach. So geschah es, daß er schon 1798 als außerord., 1803, nach Fichte's Weggang von Jena, als ord. Professor der Philosophie daselbst angestellt wurde. Diese Erfolge sowie den schnellen Ruhm, der ihm zutheil wurde, verdankte er der Gewandtheit und Energie, mit welcher er in den Gang der philos. Speculation eingriff, und der Empfänglichkeit des damaligen Zeitalters für den raschen Umschwung speculativer Ansichten. Seine ersten Schriften «Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt» (Tüb. 1795) und «Vom Ich als Princip der Philosophie» (Tüb. 1795) gab er in

einem Alter von kaum 20 J. heraus. Diese Schriften enthalten eine geistreiche Reproduction dessen, was Fichte in seinem «Begriff der Wissenschaftslehre» und dem ersten «Entwurfe der Wissenschaftslehre» aufgestellt hatte. In demselben Sinne waren die «Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre» (1797) und die «Philos. Briefe über Dogmatismus und Kriticismus» (1795) geschrieben. Bald aber erklärte er den Fichte'schen Idealismus nur für eine einseitige Darstellung der wahren Philosophie, die einer wesentlichen Ergänzung bedürfe. Der «Transscendentalphilosophie» müsse die «Naturphilosophie» entsprechen, die Gesetze der Natur müssen sich als Gesetze des Bewußtseins nachweisen lassen und umgekehrt; und der Punkt, von welchem aus beide Reihen der Untersuchung und des Geschehens ausgehen, könne nirgends anders liegen als im Unendlichen, in der absoluten Identität des Idealen und Realen, der Natur und des Geistes. Daher der Name Identitätsphilosophie. Obwol das Absolute in jeder der Erscheinungen, in welche es sich evolvire und differenzire, ganz und ungetheilt sei, so stelle es sich doch mit einem quantitativen Uebergewicht bald des Realen, bald des Idealen dar. Die Stufenfolge dieses Uebergewichts sei eine Reihe von Potenzen des Subjects und des Objects, und es sei die Aufgabe der wissenschaftlichen Construction, die Stufenfolge dieser Potenzen als nothwendige Evolutionen und Manifestationen des Absoluten darzustellen. Für die Ausführung dieser Aufgabe hat S. durchaus nur fragmentarisch gearbeitet; vorzugsweise eifrig beschäftigte er sich anfangs mit der Naturphilosophie. Seine «Ideen zu einer Philosophie der Natur» (Lpz. 1797; 2. Aufl., Landsh. 1803), die Schrift «Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus» (Hamb. 1798; 3. Aufl. 1809) und der «Erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie» nebst «Einleitung» dazu (Jena 1799) folgten rasch aufeinander und belebten das Studium der Natur durch die Aussicht auf die Erkenntniß eines allgemeinen Zusammenhangs aller Naturerscheinungen und durch die Opposition gegen einen geistlosen Empirismus auf eine wohlthätige Weise, soviel sie auch andererseits Veranlassung zu phantastischen Spielereien gaben. Außerdem suchte S. in der von ihm herausgegebenen «Zeitschrift für speculative Physik» und in der «Neuen Zeitschrift für speculative Physik» (Jena u. Tüb. 1801—3) theils sein Princip, theils die Anwendung desselben näher zu bestimmen. Mit der Philosophie des Geistes beschäftigt sich in jener ersten Periode nur das «System des transscendentalen Idealismus» (Tüb. 1800), welches in seinen Grundzügen sehr deutlich die Abhängigkeit von Fichte verräth und dadurch der eigentliche Schlüssel zum Verständniß der Naturphilosophie ist.

In Jena wirkte S. nur kurze Zeit und ging darauf nach Würzburg. 1808 erhielt er die Stelle eines Generalsecretärs der königl. Akademie der bildenden Künste in München und wurde vom Könige Maximilian Joseph geadelt; im Winter 1820 nahm er auf Anlaß eines Streits mit dem Präsidenten der Akademie Urlaub und hielt eine Zeit lang in Erlangen Vorlesungen. 1827 wurde er als ord. Professor der Philosophie und mit dem Titel eines Geh. Hofraths an die neuerrichtete Universität zu München berufen, später Wirkl. Geheimrath, Vorstand der königl. Akademie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen zu München. Er blieb in dieser Stellung, bis ihn 1841 König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief. Die schriftstellerische Thätigkeit S.'s stand mit dieser glänzenden äußern Stellung und mit den Erwartungen, welche er von der Vollendung seines Systems erregt hatte, in keinem rechten Verhältniß. Einen eigentlich didaktischen Charakter haben von den Schriften der frühern Periode nur noch das Gespräch «Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge» (Berl. 1802), sowie die «Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums» (Stuttg. und Tüb. 1803); die übrigen sind meist polemischer Natur. In der Polemik hatte S. schon früher, als er in den J. 1802 und 1803 mit Hegel ein Journal für Philosophie herausgab, eine sehr terroristische Sprache geführt und die Einwürfe seiner Gegner meist sehr kurz abgefertigt. Am meisten bemüht war S., den Vorwurf der Irreligiosität und, was in den Augen vieler dasselbe war, des Pantheismus von sich abzulehnen, oder wenigstens den Begriff des letztern so zu bestimmen, daß er als eine in religiöser Beziehung unbedenkliche Lehre erschiene. In diesem Sinne bestritt er Eschenmayer in der kleinen Schrift «Philosophie und Religion» (Tüb. 1804); mit größerer Heftigkeit wies er J. H. Jacobi's Vorwürfe zurück in dem «Denkmal der Schrift (Jacobi's) von den göttlichen Dingen» (Tüb. 1812). Auch mit Fichte hat er in der «Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zur verbesserten Fichte'schen Lehre» (Tüb. 1806) sich auseinandergesetzt. Eine größere Bedeutung haben die «Philos. Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände», welche S. 1809 in dem ersten und einzigen Bande seiner gesammelten «Philos. Schriften» ver-

öffentlichte. Nach der Veröffentlichung dieſer Abhandlung beobachtete S., die Schrift gegen Jacobi und eine kleine Abhandlung «Ueber die Gottheiten von Samothrake» (Tüb. 1816) ausgenommen, mehr als zwei Jahrzehnte hindurch ein vollkommenes Stillſchweigen. Der Enthuſiasmus für die Naturphiloſophie, der ihn in Männern wie Steffens, Oken, F. von Baader, Windiſchmann, G. H. Schubert, Schelver, Naſſe, Kieſer und vielen andern begeiſterte Anhänger und Mitarbeiter hatte finden laſſen, war allmählich erkaltet, und auf ſpeculativem Gebiete hatte ſeit 1820 die Hegel'ſche Philoſophie eine ſolche Geltung erhalten, daß man ſich daran gewöhnte, die Identitätsphiloſophie von der Perſon ihres Urhebers loszulöſen und dieſem nur das Verdienſt einer Vorbereitung zum «abſoluten Wiſſen» der Hegel'ſchen Schule zu laſſen. Nach Hegel's Tode jedoch, 1832, fing S. wieder an, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, indem mancherlei Andeutungen laut wurden, daß der Philoſophie durch S. abermals eine neue Umgeſtaltung bevorſtehe, und es wurde dieſelbe als die «poſitive», die «geſchichtliche», als das «Syſtem der Freiheit» angekündigt. Als endlich S. 1841 nach Berlin übergeſiedelt war und vor einem überaus zahlreichen und glänzenden Publikum Vorleſungen über «Philoſophie der Mythologie» und «Philoſophie der Offenbarung» zu halten anfing, begann der geheimnißvolle Schleier zu ſinken, der den Inhalt ſeines umgeſtalteten Syſtems ſo lange verhüllt hatte. Das neue Syſtem S.'s beſteht in der weiter ausgeſponnenen Theorie ſeiner ſchon 1809 veröffentlichten Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freiheit, in denen bereits eine gewiſſe Hinneigung ſeines Philoſophirens zu den Anſichten Franz von Baader's bemerkbar wurde, welche nunmehr noch entſchiedener hervortrat. Dabei erweitert ſich der Gegenſatz zwiſchen den Anſichten S.'s und Hegel's, welche anfangs faſt ununterſcheidbar miteinander zu gehen ſchienen, zu einem unverſöhnlichen Zwieſpalt. Das neue Syſtem zerfällt in einen rein ſpeculativen und einen auf Geſchichte und Tradition angewandten Theil. Der erſte wird die «negative Philoſophie» oder die «Potenzenlehre» genannt und befaßt eine abſtracte und rein aprioriſche Entwickelung der drei Potenzen als der Grundurſachen alles Wiſſens und Seins, nämlich der materiellen Urſache (causa, ex qua), der wirkenden Urſache (causa, per quam) und der Endurſache (causa, ad oder secundum quam omnia fiunt). Der zweite Theil iſt die «poſitive Philoſophie» und enthält die Theorie des göttlichen Weſens, welches als Herr über die Potenzen die Macht hat, dieſelben nach freiem Entſchluß in ſich zu ſpannen und wieder aus der Spannung in die Gelaſſenheit zurückzuführen. An die poſitive Philoſophie ſchließt ſich eine Philoſophie der Mythologie und der Offenbarung, deren Inhalt eine Theorie der Entwickelung ſämmtlicher Religionen nach den Principien der poſitiven Philoſophie enthält. Die Philoſophie der Offenbarung ſchließt mit einer Charakteriſtik der Entwickelungsepochen des Chriſtenthums, welche bezeichnet werden als das Petriniſche Chriſtenthum der röm. Kirche, das Pauliniſche Chriſtenthum der prot. Kirche, und das Johanneiſche, deſſen Vollendung der Zukunft vorbehalten bleibt. S. ſtarb im Bade Ragaz in der Schweiz 20. Aug. 1854, wo er auch beſtattet wurde. Seine ſämmtlichen Werke wurden durch zwei ſeiner Söhne in 14 Bänden herausgegeben (Stuttg. und Augsb. 1856—61), von denen die erſten 10 die ſämmtlichen frühern Schriften in chronolog. Ordnung, die letzten 4 das ſpätere Syſtem enthalten. S.'s Bedeutung für die Sache der Philoſophie beſteht weniger in der Vollendung einzelner Leiſtungen als in den genialen Anregungen zum Denken und Forſchen, welche die wiſſenſchaftlichen Zeitgenoſſen durch ihn empfingen, und welche nicht leicht zu hoch angeſchlagen werden. Er ſtrebte von dem durch Fichte feſtgeſtellten Anfangspunkte der neuen Speculation aus nach der Betretung immer neuer Wege, theils um denſelben durch Anknüpfung an die Natur- und Geſchichtsforſchung fruchtbar, theils durch Anknüpfung an frühere Philoſophen (Leibniz, Spinoza, Bruno, Plato, Jakob Böhme) anſchaulich und faßlich zu machen. Daher ſich denn vieles von andern einſeitig Angelegte bei ihm in eine organiſche Verbindung gebracht findet, ſowie wiederum die von ihm erzeugten Fruchtkeime zu neuen Forſchungen der mannichfaltigſten Art von jüngern Zeitgenoſſen weiter entwickelt und zu wieder ſehr untereinander abweichenden Zweigen der S.'ſchen Schule auseinander getrieben worden ſind. Vorzüglich lehrreich für eine genauere Einſicht in den urſprünglichen Hervorgang dieſer reichen Ideenentwickelungen aus der Wurzel der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre iſt «Fichte's und S.'s philoſ. Briefwechſel», herausgegeben von J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling (Stuttg. und Augsb. 1856).

Schema (griech.), wörtlich Geſtalt oder Figur, bezeichnet im allgemeinen jede Form, die als Muſter, Zeichen oder Leitfaden für die Anordnung, Unterſuchung und Darſtellung eines Gegenſtandes benutzt wird.

Schemächa oder **Schamächa**, auch **Schemächi** oder **Schamachi** genannt, Kreisſtadt und volkreichſter Ort des transkaukaſ. Gouvernements Baku (ſ. d.) in der ruſſ. Statthalterſchaft

Kaukasien, war früher Hauptstadt des aus dem östl. Theile Transkaukasiens 26. Dec. 1846 gebildeten Gouvernements S., wurde aber 11. und 12. Juni 1859 durch ein furchtbares Erdbeben größtentheils zerstört, worauf man Baku (s. d.) zur Gouvernementsstadt erhob. Die Stadt S., 15 M. westlich von Baku an der Hauptstraße nach Tiflis, am Steppenflusse Pirsagat in einer herrlichen Gebirgslandschaft, 2092 F. über dem Meere gelegen, zählt (1862) 25148 E. und hat die wichtigsten Seidenfabriken Transkaukasiens, auch bedeutende Baumwollmanufacturen und Gerbereien sowie lebhaften Gartenbau und Handel. Sie wurde erst 1824 von den Russen ganz in der Nähe von Alt- oder Stara-Schemâcha, der Hauptstadt des ehemaligen Khanats Schirwân, gegründet. Dieses alte Schemacha, die Residenz der sassanidischen Schirwân-Schahs, später eigener Khane, war schon unter den Khalifen ein wichtiger Handelsplatz, namentlich aber als Cultur- und Marktort der Seide von Schirwân hochberühmt. Seine reiche Kaufmannschaft stand selbst mit Venedig und Genua sowie mit indischen Häusern in Verbindung. Noch 1561 veranlaßte die Wichtigkeit des Seidenhandels die Gründung engl. Factoreien, und 1636 wurde, um die Vortheile des Marktes von Schirwân zu gewinnen, die geheimnißvolle Reise der holstein. Gesandtschaft durch die hamburger Kaufmannschaft unternommen, welche Olearius beschrieben, und an welcher Paul Flemming theilgenommen hat. Die Stadt hatte jedoch viel durch Krieg zu leiden, und die Habsucht ihrer Beherrscher führte den Verfall der Seidenmanufactur und des Handels herbei. Nadir-Schah, der die Stadt 1734 eroberte, siedelte die Einwohner in die 3½ M. südwestlicher am Steppenfluß Alsu oder Kalabagur neugegründete und zum Sitz der pers. Statthalter Schirwâns bestimmte Stadt über, die gegenwärtig den Namen Achsu oder Neuschemacha, russ. Nowaja-Schemacha, führt. Diese Stadt wurde 1761 durch Feth-Ali, Khan von Kuba, zerstört, während die Einwohner wieder nach der alten Stadt übersiedelten.

Schemnitz, ungar. Selmecz-Bánya, im Slawischen Stiawnica, Bergstadt in dem Comitate Honth des ungar. diesseitigen Donaukreises, die größte und wichtigste unter den ungar. Bergstädten, in einem tiefen, von kahlen Bergen umgebenen Thale gelegen, zählt mit den Vorstädten 13644 Civileinwohner (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857), welche zumeist aus Bergknappen, dann aus Wald- oder Ringbürgern (Bürger, welche Bergbau treiben) und Handel und Handwerke treibenden Bürgern sowie einem zahlreichen Bergbeamtenpersonal bestehen. Von Gebäuden sind bemerkenswerth: das alte Schloß, jetzt beinahe Ruine, drei kath. Kirchen, das Collegium der Piaristen, die evang. Kirche, das Rathhaus, der Kammerhof, das neue Directions- und das Bergakademiegebäude. Das sog. Neue Schloß oder Schlößl wird jetzt als Feuerwachtthurm benutzt. S. ist Sitz der Berg-, Forst- und Güterdirection für den niederungar. Montandistrict, eines Forst- und eines Postamts und einer blühenden Berg- und Forstakademie. Letztere wurde 1760 von Maria Theresia gestiftet, zählte 1865 18 Docenten und 213 Studirende und besitzt eine reichhaltige Bibliothek, eine instructive oryktognostische und geognostische Sammlung, ein chem. Laboratorium und Botanischen Garten. Ferner bestehen in S. ein luth. und ein kath. Gymnasium, eine Bergschule und mehrere Thonpfeifenfabriken. Die Stadt wurde im 12. Jahrh. gegründet und sammt dem ganzen nordungar. Bergdistricte von flandr. und niedersächs. Colonisten bevölkert, welche die Slawen völlig verdrängten. Deutsche Bergwerks-Generalpächter, z. B. die augsburger Fugger unter Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisirung des ganzen Bergdistricts. Mit dem Ende des 16. Jahrh. aber drängten sich die Slowaken wieder ein, durch deren außerordentliche Vermehrung und volksthümliche Bestrebungen während der langen Friedensperiode des 18. Jahrh. die Stadt mit dem ganzen Bergwerksdistricte fast ganz slowakisirt wurde. 1690 wurden noch 1872 Mark Gold gewonnen. Von 1740—73 berechnet man die Ausbeute an edeln Metallen zu mehr als 70 Mill. Fl. In neuerer Zeit lieferte der niederungar. Montandistrict jährlich an 1800 Mark Feingold und 42000 Mark Feinsilber an die Münze ab. Die großartigste bergmännische Unternehmung zu S. ist der Kaiser-Joseph-II.-Erbstollen, 8000 Klafter lang. Die sehenswürdigsten Anlagen befinden sich bei der Vorstadt Windschacht, darunter auch eine Sicherheitszünder- und eine Drahtseilfabrik.

Schemyl, s. Schamyl.

Schenk (Eduard von), bair. Staatsmann und Dichter, geb. zu Düsseldorf 10. Oct. 1788, studirte seit 1806 zu Landshut und trat 1817 von der prot. zur kath. Kirche über. Er wurde 1823 im bair. Staatsdienste Generalsecretär des Justizministeriums, bald darauf geadelt, 1825 Ministerialrath und Vorstand der Schul- und Kirchensection, 1828 Staatsrath und Minister des Innern. Von jetzt an trat er als ein eifriger Verfechter der Grundsätze der röm. Curie auf.

Er ſetzte mehrere aufgehobene Anordnungen über gemiſchte Ehen u. ſ. w. wieder in Kraft und verurſachte dadurch Unzufriedenheit zwiſchen Staatsbürgern und Regierung. Kurz vor dem Beginn der Ständeverſammlung von 1831 erließ er gegen den Beſchluß des Staatsraths eine Cenſurverordnung, welche große Aufregung im Lande herbeiführte, und gleichzeitig eine Verfügung, durch welche mehrere freiſinnige Abgeordnete in ihrer Eigenſchaft als Staatsdiener oder als Penſionsempfänger vom Eintritt in die Kammer ausgeſchloſſen wurden. Die Cenſurverordnung mußte außer Wirkung geſetzt und S. ſeines Miniſteriums enthoben werden; doch wurde er zum Präſidenten der Provinzialregierung zu Regensburg, nachher zum Reichsrath ernannt und 1838 in den ordentlichen Dienſt des Staatsraths nach München berufen, wo er plötzlich 26. April 1841 ſtarb. Als Dichter hat ſich S. beſonders durch ſein Trauerſpiel «Beliſar» bekannt gemacht, dem jedoch Gewandtheit der Sprache und gelungene Einzelheiten bei dem Mangel an Originalität, den Fehlern in der Anlage und einem zu ſichtbaren Streben nach Effect keinen dauernden Beifall ſichern konnten. Die Sammlung ſeiner «Schauſpiele» umfaßt drei Bände (Stuttg. 1829—35). Außerdem ſchrieb er mehrere Cantaten und gab ſeit 1834 das Taſchenbuch «Charitas» heraus. In ſeinen Dichtungen iſt Innigkeit des Gefühls und tiefe Religioſität nicht zu verkennen. Die von ihm beſorgte Ausgabe von Michael Beer's «Sämmtlichen Schriften» (Lpz. 1835) begleitete er mit einer Biographie des Dichters.

Schenkel nennt man die untern Gliedmaßen, mit Ausnahme des Fußes, welche aus zwei durch das Knie abgegrenzten Theilen, dem Oberſchenkel (femur) und dem Unterſchenkel (crus), beſtehen. Der Oberſchenkel wird von dem Oberſchenkelknochen (os femoris), der Unterſchenkel von dem Schienbeine (tibia) und dem parallel daneben gelegenen, dünnern Wadenbeine (fibula) gebildet, welche von einer bedeutenden Anzahl Muskeln, den dazugehörigen Nerven und Gefäßen und den allgemeinen Hautbedeckungen umgeben ſind. Mit einem ſeitlich anſitzenden, halbkugelförmigen Gelenkkopf iſt der Oberſchenkelknochen in die Pfanne (am Becken) eingeſenkt und beſitzt eine ziemlich große Beweglichkeit, während die Unterſchenkelknochen untereinander, mit dem vorigen und dem Fußgelenk viel feſter (durch ein Scharniergelenk) verbunden ſind. Der Oberſchenkelknochen iſt der längſte und ſtärkſte Röhrenknochen des ganzen Skelets und bildet inſofern ein Unterſcheidungszeichen zwiſchen dem Menſchen und den Thieren, als er bei erſterm verhältnißmäßig länger und weniger an den Unterleib angezogen iſt als bei letztern, ein Umſtand, ohne welchen der aufrechte Gang unmöglich ſein würde. Beim Manne convergiren die Oberſchenkel mit ihren untern Enden weniger als beim Weibe. Verkrümmungen der S. ſind ſehr häufig theils nach der Engliſchen Krankheit, theils nach Brüchen, denen dieſe Knochen ſehr ausgeſetzt ſind; Oberſchenkelbrüche (fracturae) heilen nie ohne Verkürzung des Beins. Bruch des Schenkelhalſes (des Verbindungsſtücks zwiſchen Oberſchenkel und Gelenkkopf) kommt ſehr leicht bei alten Leuten zu Stande (ſchon wenn ſie im Zimmer fallen) und iſt unheilbar. Schenkelbruch (Darmbruch, hernia) iſt derjenige, bei welchem ein Darmſtück durch die Oeffnung (Schenkelring) aus der Bauchhöhle tritt, durch welche die großen Blutgefäße auf den S. übertreten; er kommt bei Frauen viel häufiger vor als bei Männern, bei welchen die Leiſtenbrüche vorherrſchen. Auch iſt der Knochenfraß eine beſonders am Unterſchenkel häufig beobachtete Krankheit. — In der Mathematik nennt man S. die beiden geraden Linien, die einen Winkel bilden.

Schenkel (Daniel), namhafter prot. Theolog, geb. 21. Dec. 1813 zu Dögerlin im Canton Zürich, erhielt ſeine Bildung auf dem Pädagogium und der Univerſität zu Baſel, wo de Wette und Hagenbach ſeine Lehrer waren, und ſetzte nach kurzer kirchlicher Amtsthätigkeit in Schaffhauſen (1835) ſeine Studien in Göttingen unter Lücke und Gieſeler fort. Nachdem er 1838 promovirt hatte, wirkte er bis 1841 als Privatdocent zu Baſel. Während dieſer Zeit verfaßte er mit Bezug auf die Strauß'ſchen Händel die Schrift «Wiſſenſchaft und Kirche». 1841 ſiedelte er als erſter Pfarrer am Münſter nach Schaffhauſen über, trat bald darauf in den Kirchenrath und Cantonsſchulrath ein und betheiligte ſich als Mitglied des Großen Raths auch an der Politik. Noch in Schaffhauſen begann er ſein großes Werk «Das Weſen des Proteſtantismus» (3 Bde., Schaffh. 1846—51; 2. Aufl. 1861), welches im Geiſte der ſog. Vermittelungstheologie die Einheit der prot. Grundprincipien und das Recht der evang. Union geſchichtlich zu begründen verſuchte. Nach de Wette's Tode wurde er 1849 als Profeſſor der Theologie und Mitglied des Kirchenraths nach Baſel, und 1851 als Profeſſor der Theologie, Seminardirector und erſter Univerſitätsprediger nach Heidelberg berufen, in welcher Stellung er mit dem Titel eines großherzogl. bad. Kirchenraths ſeitdem wirkte. Anfangs auch kirchlich den Beſtrebungen der Vermittelungstheologie zugewandt, begann ſich S. ſeit den in Lehre, Cultus und Verfaſſung mit der Orthodoxie liebäugelnden Beſchlüſſen der Generalſynode von 1855 immer entſchiedener der freiern kirchlichen

Richtung zuzuwenden. Der seit 1857 ausgebrochene Ageudenstreit und das 1859 abgeschlossene Concordat riefen ihn auf den Kampfplatz gegen alle hierarchischen Tendenzen und für Begründung einer freisinnigen, auf dem Gemeindeprincip beruhenden Kirchenverfassung. In diesem Sinne wirkte er theils als Redacteur der «Allgemeinen Kirchenzeitung» (1852—59), theils auf den sog. «Durlacher Conferenzen», welche, auf seine Anregung ins Leben gerufen, der liberalen Partei einen Sammelpunkt boten. Der Sieg der liberalen Principien wurde nach Außerkraftsetzung des Concordats auch für die evang. Kirche durch die neue Kirchenverfassung vom J. 1861 entschieden, die von der Generalsynode dieses Jahres unter S.'s hervorragender Mitwirkung beschlossen worden war. Von derselben Synode wurde er in den Synodalausschuß gewählt, wodurch er zur Theilnahme an allen wichtigern Entschließungen des Kirchenregiments berufen wurde. Als literarisches Organ der kirchlich-freisinnigen Richtung gründete S. 1859 die «Allgemeine kirchliche Zeitschrift». Seine theol. Richtung hatte sich inzwischen ebenfalls unter dem Einflusse seiner freisinnigen kirchlichen Bestrebungen weiter gebildet. Seine «Gespräche über Protestantismus und Katholicismus» (Heidelb. 1852 fg.), sein «Unionsberuf des evang. Protestantismus» (Heidelb. 1855) und «Die Reformatoren und die Reformation» (Wiesb. 1856) gehören noch wesentlich der Vermittelungstheologie an, wogegen seine umfassend angelegte «Christl. Dogmatik» (2 Bde., Wiesb. 1858—59) bereits vielfach den Uebergang zur freiern Theologie vorbereitet. Indem diese Dogmatik «vom Standpunkte des Gewissens» aus die Thatsachen des christl. Bewußtseins zu entwickeln suchte, knüpfte sie wieder an Schleiermacher an, doch ohne den supernaturalistischen Boden völlig aufzugeben. Um so größeres Aufsehen erregte seine Schrift «Das Charakterbild Jesu» (Wiesb. 1864 u. öfter), in welcher er auf Grund der drei ersten Evangelien ein echt menschliches Bild Jesu zu entwerfen versuchte und dabei den Kampf Jesu mit den Pharisäern im Lichte eines unermüdlichen Kampfes für das arme, gedrückte Volk gegen herrschsüchtige und intolerante Hierarchen darstellte. Die Seitenblicke, welche in dieser Darstellung auf moderne Gegensätze fielen, trugen noch mehr als seine Bestreitung der leiblichen Auferstehung Jesu dazu bei, den Proteststurm der «bekenntnißtreuen» Pastoren gegen S. hervorzurufen, welcher, von Berlin aus begünstigt, über einen großen Theil Deutschlands sich verbreitete. Der bad. Oberkirchenrath wies jedoch die angemuthete Absetzung S.'s als eine Verletzung der prot. Lehrfreiheit zurück (17. Aug. 1864), und alle Versuche, durch Massendemonstrationen und eine Adressenbewegung seine Stellung zu erschüttern, blieben erfolglos. S. selbst vertheidigte sich in der Schrift «Die prot. Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction» (Wiesb. 1865). Seit 1863 wirkte er namentlich auch zur Gründung des deutschen Protestantenvereins (s. d.) mit, dessen Grundgedanken er in der Schrift «Christenthum und Kirche im Einklang mit der Culturentwickelung» (Wiesb. 1867) eingehend darlegte. Im Mai 1867 erlebte er die Genugthuung, daß die neue Generalsynode das Verfahren des Oberkirchenraths in seiner Angelegenheit förmlich guthieß und die Gleichberechtigung der freisinnigen Richtung mit der orthodoxen proclamirte. Außer den genannten Schriften hat S. noch eine große Anzahl von Flugschriften und Abhandlungen, namentlich in den «Theol. Studien und Kritiken» und der «Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift» veröffentlicht. Im Lange'schen Bibelwerke bearbeitete er die Briefe des Paulus an die Epheser, Philipper und Kolosser. 1867 übernahm er die Redaction eines von den namhaftesten deutschen Bibelforschern bearbeiteten «Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauche für Geistliche und Gemeindeglieder» (Lpz. 1868 fg.).

Schenkendorf (Gottlob Ferdinand Maximilian von), deutscher Dichter, geb. 11. Dec. 1783 zu Tilsit, war der Sohn eines preuß. Offiziers. Einige gebildete Familien seiner vaterländischen Provinz, die ein religiöses Gemüthsleben verband, öffneten dem heranreifenden Jünglinge ihre Kreise, und die Eindrücke, die er hier empfing, gaben seinem Geiste die Richtung auf das Sittlich-Religiöse. Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders die Schriften von Novalis und Jung-Stilling, kamen später hinzu. Nachdem er in Königsberg Kameralwissenschaften studirt und 1805 die Landwirthschaft praktisch erlernt, trat er als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein. Die Gelegenheit, die sich ihm hier zu mannichfaltiger Erweiterung seines Wissens bot, blieb nicht unbenutzt. 1812 ging er nach Karlsruhe, wohin sich seine Braut wenige Monate zuvor mit Frau von Krüdener begeben hatte, und verheirathete sich hier mit ihr. Der Aufruf des Königs von Preußen zum Kampfe gegen Frankreich rief ihn aus dem häuslichen Glücke, das durch die Freundschaft des Jung-Stilling'schen Hauses erhöht worden war. Er folgte dem Heere, erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierungsrath zu Koblenz, starb aber bereits 11. Dec. 1817. Einen bedeutenden Namen erwarben ihm seine

«Christl. Gedichte» (1814) und die «Gedichte» (Stuttg. 1815), welche, größtentheils während der Kriege entstanden, schon vorher unter seinen Freunden und Waffengefährten weite Verbreitung gefunden hatten. S. ist unter den Dichtern der sog. Befreiungskriege derjenige, welcher am meisten auf positiv-christl. Boden steht und in polit. Beziehung auf das Mittelalter zurückweist, wie er z. B. überall die Herstellung des deutschen Kaiserthums fordert. Eine allseitigere Würdigung seines tiefen Gemüths und seines reichen und edeln lyrischen Talents wurde möglich, seit sein «Poetischer Nachlaß» (Berl. 1832) und seine «Sämmtlichen Gedichte» (Berl. 1837; neue Aufl., von Hagen, Stuttg. 1862) erschienen. Vgl. die Biographie S.'s von Hagen (Berl. 1863).

Schenkung (donatio) heißt derjenige Vertrag, bei welchem der eine Theil (donator), ohne rechtlich verpflichtet zu sein und um sich blos freigebig zu erweisen, dem andern (donatarius) einen Werth ohne Gegenleistung zuwendet. Die S. läßt sich sowol durch ein Versprechen, das der Schenknehmer acceptirt, als durch unmittelbare Dahingabe beweglicher oder unbeweglicher Gegenstände, durch Cession von Forderungen, die dem Schenker gegen Dritte, oder durch Verzicht auf Forderungsrechte, welche ihm gegen den Beschenkten zustehen, ferner mittels absichtlicher Leistung einer Nichtschuld, ingleichen durch unentgeltliche Gewährung von Diensten oder Gebrauchsrechten vollziehen. Mit der Absicht der unentgeltlichen Zuwendung (animus liberalitatis) ist es nicht unvereinbar, daß dem Beschenkten ein bestimmter Gebrauch des Geschenks oder eine nicht gleichwerthige Gegenleistung zu Gunsten Dritter oder selbst des Schenkers auferlegt wird (donatio sub modo). Nicht minder ist diejenige Verwilligung noch als S. aufzufassen, mittels welcher sich der Schenker für Gefälligkeitsleistungen oder freiwillige Dienste dankbar bezeigt (donatio remuneratoria). Dagegen nimmt die S. einen verschiedenen Charakter an, je nachdem sie noch bei Lebzeiten des Schenkers oder erst nach dessen Ableben volle Geltung erlangen und hiernach entweder S. unter den Lebenden (donatio inter vivos) oder S. auf den Todesfall (donatio mortis causa) sein soll. Die letztere wird unter Umständen zugesagt oder übergeben, aus denen die Absicht des Schenkers zu folgern ist, sich bis zu seinem Tode den beliebigen Widerruf vorzubehalten. Sie soll nur von testirfähigen Personen ausgehen und bildet, obgleich der Donatar hierbei auch eine Annahmeerklärung abzugeben hat, im wesentlichen eine Abart der Vermächtnisse. Dagegen genügt es hinsichtlich der S. unter den Lebenden, wenn der Schenker die allgemeine Dispositionsfähigkeit besitzt (wiewol sich Ehegatten für die Regel auf diesem Wege nichts Bedeutendes zuwenden dürfen), und der Abschluß des Vertrags kann auch ohne besondere Förmlichkeiten erfolgen. Doch lassen sich S. über 500 röm. Solidi oder gemeinrechtlich über 500 Dukaten, wenn sie vom Schenker nicht bei Gericht gemeldet (insinuirt) sind, bis zu jener Höhe widerrufen. Nicht minder unterliegen S. unter Lebenden dem Widerrufe, dafern der Donatar den auferlegten Modus nicht erfüllt oder sich einer groben Undankbarkeit gegen den Schenker, z. B. durch Bedrohung seines Lebens, willkürliche peinliche Anklage, schuldig macht. Auch Notherben des Donators können seine S. nachträglich anfechten, wenn sie pflichtwidrig ist (donatio inofficiosa), d. h. wenn dadurch das Vermögen des Schenkers sofort unter den Betrag herabgebracht wird, welcher den Notherben im Falle seines Ablebens vor der S. hätte als Pflichttheil (s. d.) verbleiben müssen. Aus einer nur mittels Versprechens gewährten S. jeder Art entspringt eine Klage auf Erfüllung der Zusage, dafern nicht die S. auf eine Verzichtleistung hinauskommt, wo dem Beschenkten nur eine Ausflucht gegen die nachträglich doch wieder hervorgesuchte Forderung erwächst. Für die natürlichen und rechtlichen Mängel der geschenkten Sache hat der Schenker in der Regel nicht aufzukommen. In den neuern Gesetzgebungen sind übrigens die gemeinrechtlichen Grundsätze über S. manchen Abänderungen unterworfen worden.

Scheppenstedt, officiell Schöppenstedt, Städtchen und Hauptort eines Amtsgerichtsbezirks im Kreise Wolfenbüttel des Herzogthums Braunschweig, am Ockerzuflüßchen Altenau und an der Eisenbahn, 2,3 M. östlich von Wolfenbüttel gelegen, ist der Sitz des Amtsgerichts und zählt 2781 E. (Ende 1864), die sich mit Landwirthschaft, Branntweinbrennerei, Gerberei, Leinen- und Drillweberei beschäftigen. Die Stadt hat eine Bürger-, eine Frei- und eine Ackerbauschule. Der Ort S. ist sehr alt und war einst der Sitz eines Schöppenstuhls. Vormals standen die Einwohner, wie die Bürger von Schilda in Obersachsen und Polkwitz in Schlesien, im Rufe spießbürgerlicher Einfalt und Geistesbeschränktheit. Nur ½ M. im Norden liegt das Dorf Kneitlingen, nach der Volkssage Geburtsort des Till Eulenspiegel.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Schere, das bekannte Schneidewerkzeug, welches aus zwei scharfgeschliffenen, beim Gebrauche aneinander herstreifenden und hierdurch den dazwischengebrachten Stoff zertheilenden Stahlblättern besteht. Nach ihrer verschiedenen Bestimmung sind die S. in Größe, Gestalt und

Benennung mannichfaltig, wie Schafscheren, Schneider-, Leinwand-, Papier-, Blech-, Draht-, Gärtner-, chirurgische Scheren u. s. w. Große Blechscheren werden im Schraubstock oder an einem Holzblocke befestigt (Stockscheren) und heißen Dampfscheren, Wasserscheren, wenn sie durch Dampf- oder Wasserkraft in Thätigkeit gesetzt werden, in welchem Falle sie sogar geeignet sind, zolldickes Eisen zu durchschneiden. Eine besondere Art der Blechscheren bilden die Kreis- oder Cirkelscheren, deren Blätter zwei kreisrunde, sich umdrehende Scheiben sind. Die Verfertigung der S. ist ein Zweig der Messerfabrikation und erfordert viel Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit. Kleine wohlfeile S. werden nicht geschmiedet, sondern aus Stahlblech geschnitten, sogar aus Eisen gegossen (Gußscheren). Schermaschinen sind mechan. Vorrichtungen mit scherenartig wirkenden Bestandtheilen, wie sie namentlich zum Glattscheren des Tuchs in den Tuchfabriken gebraucht werden.

Scheremetjew, eine der ausgezeichnetsten russ. Familien, deren Geschlecht bis in das 14. Jahrh. hinaufreicht, und als deren Stammvater Andrei Kabyla oder Kambyla (s. Romanow) gilt. Berühmt sind folgende Glieder derselben. — Iwan Wassiljewitsch S., Bojar, that sich zur Zeit des Zaren Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen in vielen Schlachten gegen die krimschen Tataren und bei der Einnahme von Kasan 1552 rühmlichst hervor. Trotzdem fiel er bei dem Tyrannen in Ungnade und konnte sich nur dadurch vor dem Tode retten, daß er Mönch ward. Sein Bruder, Iwan Wassiljewitsch S., der Jüngere, ebenfalls ein tapferer Feldherr, fiel 1577 bei der Belagerung von Reval. — Fedor Iwanowitsch S., Sohn des letztgenannten, besaß das besondere Zutrauen des Zaren Michael Feodorowitsch und schloß mit Polen 1. Dec. 1618 in Deulin einen Waffenstillstand ab, infolge dessen der Vater des Zaren, Metropolit Philaret, in Freiheit gesetzt wurde. Auch brachte er den Wjäsmaschen Friedenstractat zu Stande, kraft dessen Polen den Zaren Michael Feodorowitsch als russ. Herrscher anerkannte. Er starb 1650. — Boris Petrowitsch, Graf von S., Generalfeldmarschall, ein berühmter Feldherr und der Kriegsgefährte Peter's d. Gr., geb. 25. April 1652, schloß 1686 vereint mit dem Fürsten Wassili Wassiljewitsch Galyzin den Frieden mit Polen und Bundestractate mit dem Könige von Polen und dem deutschen Kaiser ab. Er erleichterte durch seine Mitwirkung Peter d. Gr. die Unterwerfung der Provinzen am Baltischen Meere, indem er zweimal über den schwed. General Schlippenbach bei Dorpat und an der Embach siegte und die Städte Wolmar, Marienburg, Noteburg, Nienschanz, Dorpat, Narwa, Mitau und Riga eroberte. Eine ungewöhnliche Tapferkeit und großes militärisches Talent bewies er am Tage der Schlacht von Pultawa, wo er den Oberbefehl über das Centrum der russ. Armee führte. 1705 dämpfte er den Aufstand der Strelitzen in Astrachan und wurde deshalb von Peter d. Gr. 1706 in den Grafenstand erhoben. 1710 eroberte er Riga und ganz Livland, war 1711—15 Generalgouverneur der Ukraine. Er starb 17. Febr. 1719, allgemein betrauert, besonders von den Armen. Vgl. G. F. Müller, Lebensbeschreibung des Grafen Boris Petrowitsch S.», aus dem Russischen von Bacmeister (Riga 1789). — Michail Borissowitsch S., der älteste Sohn des vorigen, Generalmajor, geb. 1. Sept. 1678, unterzeichnete mit Schafirow die Tractate mit der Türkei am Pruth 12. Juli 1711 und in Adrianopel 13. Juli 1713. Er starb in Kiew im Oct. 1714. — Peter Boriffowitsch, Graf S., Sohn des Feldmarschalls aus der zweiten Ehe, geb. 1713, war Oberkammerherr der Kaiserin Katharina II. und sowol wegen seines Reichthums als wegen seiner Gastfreundschaft und Kunstliebe bekannt. Um die russ. Geschichte machte er sich durch die Herausgabe der Correspondenz seines Vaters mit Peter d. Gr. (5 Bde., Petersb. 1774—79) verdient. — Nikolai Petrowitsch, Graf S., Sohn des vorigen, Oberkammerherr, geb. 1751, gründete in Moskau das nach ihm genannte berühmte Hospital als einen Zufluchtsort für Fremde und Hülfsbedürftige. Zur Unterhaltung dieses 1803 mit kaiserl. Pracht aufgebauten Gebäudes bestimmte er eine jährliche Revenue von 75000 Rubeln. Er starb 2. Jan. 1809 in Moskau. — Dmitry Nikolajewitsch, Graf S., des vorigen einziger Sohn, Wirkl. Staatsrath und Kammerherr, geb. 1803, war mit der Gräfin Romanow, natürlichen Tochter des Kaisers Alexander, verlobt, die aber vor der Hochzeit starb. Er ist vielleicht der reichste Privatmann in Europa und hat sich, wie seine ganze Familie, durch Wohlthätigkeit einen geachteten Namen erworben.

Schérer (Barthélemy Louis Jos.), General der franz. Republik, geb. 18. Dec. 1747 zu Delle bei Belfort, war der Sohn eines Fleischers. Er entwich dem väterlichen Hause, trat in österr. Kriegsdienste, desertirte aber aus Mantua und ging nach Paris. In der Revolution trat er als Offizier in die Armee, mußte dieselbe zwar, des Royalismus beschuldigt, zweimal verlassen, kehrte indessen bald zurück und stieg 1794 zum Divisionsgeneral. Er kämpfte in der Sambre-

und Maasarmee bei Fleurus, nahm die 1793 verloren gegangenen Festungen wiel r ein und führte im Sept. den rechten Flügel der Armee unter Jourdan. Im Mai 1795 er elt er an Perignon's Stelle den Oberbefehl der Armee an den Ostpyrenäen. Die schlechte Be haffenheit seiner Truppen nöthigte ihn zur Defensive; doch errang er 13. und 14. Juni über d Spanier einige Vortheile. Nach dem Frieden zu Basel trat er an die Spitze der Armee in Ital en. Zwar besiegte er den Feind 21. Nov. bei Loano; doch vermochte er weder den Erfolg zu benutzen, noch das elende Heer in Stand zu setzen, sodaß er 23. Febr. 1796 das Commando an Bonaparte abtreten mußte. Im Juli 1797 übergab ihm das Directorium das Minist rium des Kriegs, das man ihm aber 21. Febr. 1799 wieder abnahm, weil er Unterschleife d ldete und für den Armeebedarf nachlässig sorgte. Er ging jetzt abermals als Oberbefehlshaber nach Italien, wo er jedoch vor den Oesterreichern unter Kray hinter den Mincio und Oglio zu ückweichen mußte. Seine Lage verschlimmerte sich noch mehr, als Suworow 17. April die V reinigung der Russen und Oesterreicher ausführte. Unter solchen Umständen trat er nun das C ommando an Moreau ab und entging nur durch die Revolution vom 18. Brumaire der gerichtl chen Verfolgung. Er starb auf seinem Landgut Chauny in Zurückgezogenheit 19. Aug. 1 04. Im Drucke ließ er einen «Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie, depuis l 21 ventôse jusqu'au 8 floréal de l'an VII» (Par. 1799) erscheinen.

Scherif, im Arabischen soviel als erhaben, heilig, ist bei den Mohammedanern der Titel der Nachkommen Mohammed's, deren statist. Tabellen, durch besondere Würdenträger, die Nakyb el-Eschraf, in jeder bedeutenden islamitischen Stadt geführt, alljährlich mit der Pilgerkaravane dem S. von Mekka, als Stammfürsten, zugesandt werden. Die Scherifwürde überträgt sich durch beide Geschlechter; sie ist mit keinen polit. Vorzügen verbunden.

Scherr (Thomas Ignaz), verdienter Schulmann, geb. 15. Dec. 1801 in Hohenrechberg in Würtemberg, widmete sich dem Lehrerberuf, und wurde, nachdem er ein halbes Jahr als Elementarlehrer an einer Dorfschule thätig gewesen, 1821 Taubstummenlehrer in Gmünd. Er versuchte sich daselbst an der neuerrichteten Blindenanstalt auch im Blindenunterrichte und folgte dann 1825 einem Rufe an das Blindeninstitut zu Zürich, wo er sich als Lehrer auszeichnete. Auch trat er hier zur reform. Kirche über. Durch Schriften und mündliche Belehrung war S. für die Verbesserung der Volksschulen im Canton sehr thätig. Das Taubstummeninstitut zu Zürich verdankt ihm seine Gründung. Seit Ende 1830 und namentlich seit er 1831 Cantonsbürger geworden, nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, indem er sich der radicalen Partei anschloß. In dem letztern Jahre in den Erziehungsrath gewählt und mit dem Entwurfe eines neuen Volksschulgesetzes beauftragt, wurde er von da an der hauptsächlichste Leiter und Beförderer der Volksschulreform, zumal als er 1832 zum Director des neuerrichteten Schullehrerseminars in Küßnacht ernannt worden war. Durch seine politisch- und kirchlich-radicalen Ansichten, die er in den polit. Zeitungen und in dem von ihm redigirten «Pädagog. Beobachter» verbreitete, durch die hauptsächlich von ihm vermittelten durchgreifenden Umgestaltungen im Schulwesen, durch sein Bestreben, der Volksschule neben der Kirche eine selbständige Stellung zu begründen, zog er sich zahlreiche Gegner zu, was nach dem Sturze der radicalen Partei 1839 seine ganz widerrechtlich bewerkstelligte Entlassung zur Folge hatte. Die von ihm durchgeführten Reformen im Schulwesen wurden jedoch selbst während der kurzen Herrschaft seiner polit. Widersacher in ihrem wesentlichen Bestande aufrecht erhalten. Seitdem lebte er ohne öffentliches Amt erst bei Zürich, dann seit 1843 auf seinem Landgute zur obern Hochstraße im Thurgau, mit praktischer Pädagogik und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. S. zeichnete sich in seinem Wirken durch unermüdliche Thätigkeit, Muth, Charakter, scharfe Auffassungsgabe und Geschäftsgewandtheit aus. Von seinen Schriften sind insbesondere zu nennen: «Elementarsprachbildungslehre» (Zür. 1831), «Kurzgefaßte deutsche Schulgrammatik» (Zür. 1834), «Der Bildungsfreund, ein Lesebuch» (Zür. 1835 u. öfter), «Handbuch der Pädagogik» (Bd. 1—3, Zür. 1839—46) und «Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Canton Zürich vom J. 1825—39» (St.-Gallen 1840).

Scherr (Johannes), deutscher Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 3. Oct. 1817 zu Hohenrechberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Gmünd und Zürich und widmete sich dann philol., philos. und histor. Studien zu Tübingen, wo er auch 1840 promovirte. Nachdem er hierauf drei Jahre hindurch mit seinem Bruder eine Erziehungsanstalt in Winterthur geleitet, zog er nach Stuttgart, von wo er sich im Hochsommer 1849 als Flüchtling abermals nach der Schweiz wandte. Er habilitirte sich an der Hochschule zu Zürich, übersiedelte aber 1852 aus Familienrücksichten wieder nach Winterthur. 1860 ging er abermals nach Zürich, indem er

einem Rufe als Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnicum daselbst folgte. Seiner Ueberzeugung nach Republikaner, pflegt S. als Historiker mit besonderer Vorliebe die culturhistor. Elemente, und überhaupt war er es, der in seiner «Deutschen Cultur- und Sittengeschichte» (3. Aufl., Lpz. 1866) die nationale Entwickelung nach dieser Seite hin zum ersten mal zusammenzufassen suchte. Seine reiche und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf publicistischem und novellistischem Gebiete, begann schon frühzeitig. Von seinen culturgeschichtlichen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Schiller und seine Zeit» (3. Aufl., Lpz. 1862), «Geschichte der deutschen Frauenwelt» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1865), «Der Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch» (St.-Gallen 1860) und «Geschichte der Religion» (3 Bde., Lpz. 1855—57). Hieran reihen sich die literarhistor. Werke: «Bildersaal der Weltliteratur» (2 Bde., Stuttg. 1848), «Allgemeine Geschichte der Literatur» (2. Aufl., Stuttg. 1861), «Geschichte der deutschen Literatur» (2. Aufl., Lpz. 1854), «Geschichte der engl. Literatur» (Lpz. 1854), und «Dichterkönige» (2. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1861). Von S.'s eigentlich histor. Schriften sind besonders «Blücher, seine Zeit und sein Leben» (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1865), «Drei Hofgeschichten» (Lpz. 1860), «Studien» (3 Bde., Lpz. 1865—66) und «Aus der Sündflutzeit» (Lpz. 1867) hervorzuheben.

Schertlin (Sebastian), auch Schärtlein, Herr zu Burtenbach, berühmter deutscher Feldhauptmann des 16. Jahrh., wurde 12. Febr. 1496 zu Schorndorf (in Würtemberg) geboren und bezog 1512 die Universität Tübingen, wo er 1516 die Magisterwürde erlangte. Auch besuchte er die Universität zu Wien. 1518 machte er den Feldzug gegen Franz von Sickingen mit und widmete sich seitdem ganz dem Kriegshandwerk. Er diente unter anderm im Heere des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg (1519) und gegen die aufrührerischen Bauern (1525), desgleichen im kaiserl. Heere wiederholt gegen die Türken in Ungarn, wie auch gegen die Franzosen an der deutschen Grenze und in Italien. Nach der Schlacht bei Pavia 24. Febr. 1525 wurde er von dem Vicekönig von Neapel zum Ritter geschlagen. Nach dem Siege über die Türken beim Wiener-Wald 19. Sept. 1532, wo er als «Obrister Leutinant» das ganze Reichsfußvolk befehligte, erwies ihm Kaiser Karl V. dieselbe Ehre. Seit 25. Juli 1530 war S. als Feldhauptmann, mit einem Jahrgehalt von 200 rhein. Goldgulden, in den Dienst der Reichsstadt Augsburg getreten. Durch viele Kriegsbeute bereichert, kaufte er 1532 die im Westen von Augsburg an dem Mindelfluß belegene Herrschaft Burtenbach mit dem Marktflecken gleiches Namens. Auch trat er nunmehr zur prot. Lehre über, die in den J. 1534—37 zu Augsburg vollends die Oberhand gewann. Als augsburgischer Feldhauptmann nahm er sodann unter den Kriegshäuptern des Schmalkaldischen Bundes (s. d.) eine hervorragende Stellung ein und erhielt auch ein Jahrgeld von dem Landgrafen Philipp von Hessen. 1542 wohnte er dem Feldzuge des Landgrafen gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel bei. Mit Erlaubniß seiner Dienstherren durfte er sich auch an den Feldzügen des Kaisers gegen Frankreich 1536 und 1544 betheiligen. Im Schmalkaldischen Kriege befehligte S. die Soldtruppen der oberdeutschen Städte. Zuerst nahm er die Stadt Füssen und die Ehrenberger Klause 10. Juli 1546 ein und wollte von da in Tirol einrücken, um sich der Alpenpässe zu bemächtigen. Aber er wurde zurückberufen und mußte zu dem Hauptheer des Schmalkaldischen Bundes stoßen, das längs der Donau gegen Kaiser Karl V. operirte, August bis Sept. Im Oct. 1546 ging S. nach Augsburg zurück zum Schutz der Stadt, und bald darauf löste das schmalkaldische Heer sich auf, indem Kurfürst Johann Friedrich nach Sachsen, Landgraf Philipp nach Hessen u. s. w. heimkehrten. Gleich den übrigen Ständen Oberdeutschlands mußte nunmehr auch Augsburg sich dem Kaiser wieder unterwerfen; aber trotz aller Bemühungen der städtischen Unterhändler wurde S. von der Amnestie ausgeschlossen. Deshalb verließ er 29. Jan. 1547 Augsburg, nachdem er sein Gut Burtenbach durch einen Scheinkauf der Stadt überlassen hatte. Er flüchtete nach Konstanz und ging später nach Basel, von wo aus er um Begnadigung beim Kaiser nachsuchte, aber vergebens. So trat S. 1. April 1548 in die Dienste des Königs Heinrich II. von Frankreich, worauf Karl V. ihn förmlich in die Reichsacht erklärte 3. Aug. 1548 und seine Güter confisciren ließ. Trotzdem blieb S. in Basel wohnen, bis er auf Verlangen der Eidgenossen ausgewiesen wurde, und begab sich dann im Frühjahr 1551 an den franz. Hof. Hier diente er als Unterhändler zwischen König Heinrich II. und Kurfürst Moritz von Sachsen und vermittelte den Bundesvertrag zwischen beiden, der auf dem Schloß Chambord 2. Febr. 1552 vollzogen und beschworen ward. Auch machte er den Feldzug Heinrich's II. in Lothringen und Elsaß 1552 mit. Dagegen setzte Karl V. einen Preis auf S.'s Kopf, 4000 Fl. wenn lebendig eingebracht, 3000 Fl. wenn todt, infolge dessen er wieder-

holt von Meuchelmördern bedroht wurde. Aber im Jan. 1553 zog S. wieder nach B[a]el, verließ den franz. Dienst und erlangte vom Kaiser einen aus Brüssel 18. Juni 1553 dati[e]rten Begnadigungsbrief. So konnte er nach Augsburg zurückkehren, wo er bald wieder auf L[e]benszeit als Feldhauptmann in den Dienst der Stadt trat und auch sein Gut Burtenbach wiede[r] erhielt. Seitdem lebte S. in friedlicher Zurückgezogenheit, und wenn er auch noch mehrfach vo[n] Kaiser Ferdinand I. und verschiedenen Reichsfürsten militärische Aufträge zu Werbungen u. d[g]. übernahm, so machte er doch keinen Feldzug mehr mit. Dagegen beschäftigte er sich mit [i]r sorgsamen Verwaltung seiner Güter und schrieb eigenhändig seine Lebensgeschichte. S. [st]arb zu Augsburg 18. Nov. 1577 und wurde in der Kirche zu Burtenbach begraben. Vgl. Ho[f]schuher und Hummel, «Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian S. von Burt[e]nbach» (2 Thle., Frankf. und Nürnb. 1777—82); Herberger, «Sebastian S. von Burtenb[a]ch und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe» (Augsb. 1852); Schönhuth, «Le[b]en und Thaten des Sebastian S. von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters» (Münster 1858).

Scherz ist ein Spiel der Gedanken zur Erheiterung. Als der Gegensatz zum Ernst, welcher im festen Behaupten des Erkannten und Gewollten besteht, liebt er das nicht Fragliche i[n] Frage zu stellen, das Vernünftige in ein Ungereimtes zu verkehren, das Ungereimte mit Schein gründen zu stützen. Man geht drohendem Disput dadurch aus dem Wege, daß man ernste Behau[p]tungen scheinbar für S. nimmt und als S. beantwortet. Doch kann der S. auch wieder eben h[ier]durch beleidigend werden, wenn nämlich der andere keinen S. versteht. Entbehrt der S. eines ihm zu Grunde liegenden sinnvollen Gedankens, so wird er zum faden S. oder Albernheit; entbehrt er der Feinheit und Grazie, so wird er zum plumpen S. oder Spaß. Geht sein Spiel so weit, daß man das im Grunde ernsthaft Gemeinte als S. behandelt, während man das, womit man sein Spiel treibt, als Ernst gelten läßt, so entsteht der Humor (s. d.), wie er z. B. der sokratischen Ironie in den platonischen Dialogen zu Grunde liegt. Die Ironie (der feine Spott) macht den Ernst scheinbar zu S., den S. scheinbar zu Ernst. Wer hingegen den Ernst wirklich als S. behandelt, ist frivol. Wer das scherzhaft Gemeinte für Ernst nimmt, ist empfindlich.

Scherz (Jos. Georg), deutscher Alterthumsforscher, geb. 1678 zu Strasburg, studirte hier und in Halle, wo er 1702 Professor der praktischen Philosophie, 1711 Professor der Rechte wurde und 1754 starb. Er gab nach Schilter's Tode dessen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» (3 Bde., Ulm 1727) heraus und besorgte auch die neue Ausgabe von dessen «Codex juris feudalis Alemanniae» (Strasb. 1728). Das von ihm gesammelte «Glossarium Germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae» wurde von Oberlin (s. d.) vervollständigt herausgegeben (2 Bde., Strasb. 1781—84).

Scherzer (Karl, Ritter von), deutscher Schriftsteller und Forschungsreisender, geb. 1. Mai 1821 zu Wien, erhielt eine sorgfältige Erziehung und faßte schon frühzeitig den Entschluß, in seiner Vaterstadt ein literarisch-artistisches Unternehmen zu begründen. Er beschäftigte sich zu diesem Zweck eifrig mit dem Studium fremder Sprachen und machte sich zuerst in der Staatsdruckerei, dann in der Strauß'schen Druckerei praktisch mit der Typographie bekannt. Zu seiner weitern Ausbildung arbeitete er im Winter 1839—40 in der Brockhaus'schen Officin zu Leipzig, später auch einige Zeit in der Staatsdruckerei zu Paris. Seit Herbst 1841 bereiste er England, Schottland und Irland, wobei er vorzugsweise das Studium der Volkswirthschaft sowie der Industrie- und Arbeiterverhältnisse im Auge hatte. Nachdem er im Frühjahr 1842 nach Wien zurückgekehrt, suchte er eine Buchdruckerei nebst Verlagshandlung zu begründen, doch wurde ihm die Erlaubniß dazu von der Behörde hartnäckig verweigert, und er betheiligte sich darauf an einem Handlungshause. Während der Bewegungen des J. 1848 übte S. als Mann von liberaler Gesinnung hervorragenden Einfluß, besonders in Bezug auf die damals erstrebten gewerblichen und socialen Reformen. Die Rücksicht auf seine Gesundheit führte ihn 1850 nach dem südl. Frankreich und nach Italien, 1851 nach Meran in Tirol. Hier lernte er den Reisenden Moritz Wagner (s. d.) kennen, mit dem er den Plan zu einer wissenschaftlichen Reise durch Amerika entwarf, für welche er sich besonders die Erforschung der culturhistor. und wirthschaftlichen Verhältnisse vorbehielt. Nach sorgfältiger Vorbereitung ging er 15. Mai 1852 im Verein mit Wagner von Bremen aus nach Neuyork. Zunächst bereiste er allein die Staaten der Union, dann gemeinschaftlich mit Wagner, der sich im März 1853 zu Neuorleans wieder mit ihm vereinigt hatte, die centralamerik. Staaten und den Isthmus von Panama. Im Spätherbst 1854 besuchten beide von Belize aus Westindien, dann noch einmal (von Charleston aus) die Vereinigten Staaten, worauf sie mit reichen Sammlungen im Sommer 1855 nach Europa zurückkehrten. Bereits im

Spätherbſt 1856 erhielt S. vom Erzherzog Ferdinand Max die Einladung zur Theilnahme an der Novaraexpedition, die 30. April 1857 von Trieſt in See ging. Mit dieſer beſuchte er Braſilien, das Cap, Indien, die Nikobaren, Singapore, Java, Manila, China, Auſtralien, Neuſeeland, Tahiti und Chile. In Valparaiſo trennte er ſich im Mai 1859 von der Expedition, um mit dem Poſtdampfer über Panama nach Europa zurückzukehren. Außer reichen Sammlungen aller Art brachte er auch ein vollſtändiges Tagebuch in die Heimat, welches die Grundlage zu dem mit einem, in der Geſchichte des deutſchen Buchhandels beiſpielloſen Erfolg aufgenommenen «Beſchreibenden Theile» der «Reiſe der öſterr. Fregatte Novara um die Erde in den J. 1857—59» (3 Bde., Wien 1861—62; 2. Aufl. 1864; Volksausgabe, 2 Bde., Wien 1864; 4. Aufl., Wien 1868) bildete. Nach ſeiner Rückkehr lebte S. auf den Wunſch ſeines Gönners, des Erzherzogs Ferdinand Max, nachmaligen Kaiſers von Mexico, längere Zeit in Trieſt, ſeit 1861 aber wieder in Wien, mit der Bearbeitung des von ihm geſammelten wiſſenſchaftlichen Materials beſchäftigt. Er veröffentlichte ſeitdem unter anderm einen Band naturwiſſenſchaftliche Skizzen «Aus dem Natur- und Völkerleben im tropiſchen Amerika» (Lpz. 1864) und den ungemein reichhaltigen «Statiſtiſch-commerziellen Theil» der Novaraexpedition (2 Bde., Wien 1864), von welchem er ſpäter eine handlichere und zugleich vervollſtändigte zweite Auflage unter dem Titel «Statiſtiſch-commerzielle Ergebniſſe einer Reiſe um die Erde u. ſ. w.» (Lpz. 1867) veranſtaltete. Die von ihm mitgebrachten anthropometriſchen, kraniologiſchen, ethnographiſchen und linguiſtiſchen Materialien wurden theils unter ſeiner Mitwirkung, theils von Fachgelehrten bearbeitet und auf Koſten des Staats von der Wiener Akademie herausgegeben. Als Ergebniſſe ſeiner frühern Reiſen erſchienen, außer der Ausgabe von des Ximenez «Las historias del origen de los Indios de esta provincia de Guatemala» (Wien 1857), noch die «Reiſen in Nordamerika» (mit Wagner, Lpz. 1854), «Die Republik Coſta-Rica» (ebenfalls mit Wagner, Lpz. 1854) und «Wanderungen durch die mittelamerik. Freiſtaaten Nicaragua, Honduras und San-Salvador» (Braunſchw. 1857). Mehrere dieſer Werke erſchienen gleichzeitig in engl. Sprache. Zahlreiche kleinere Arbeiten von ihm finden ſich in den «Sitzungsberichten» der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften ſowie in verſchiedenen Zeitſchriften. Seit 1866 wirkte S., welcher inzwiſchen bald nach der Rückkehr von ſeiner Weltreiſe in den erblichen Ritterſtand des öſterr. Kaiſerſtaats erhoben worden, als Miniſterialrath im öſterr. Handelsminiſterium, in welchem er dem Departement für Handelsſtatiſtik und volkswirthſchaftliche Publiciſtik vorſtand. Im Jan. 1868 wurde S. in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, um in der Conſularbranche verwendet zu werden.

Scherzo (ital.) heißt der ſcherzende und neckende Satz eines größern Inſtrumentalmuſikſtücks, z. B. einer Sonate, Symphonie, eines Quartetts u. ſ. w., welcher ſeit Beethoven einen feſtſtehenden Theil der Symphonie ausmacht und an die Stelle der Menuet getreten iſt. Beſonders ausgezeichnet iſt Beethoven in dem humoriſtiſchen S.

Scheuffelin oder Schäuffelein (Hans Leonhard), ein geſchätzter altdeutſcher Maler, war der Sohn eines Kaufmanns, der ſich 1476 von Nördlingen nach Nürnberg wendete, und wurde in letzterer Stadt um 1490 geboren. Er beſuchte die Schule Albrecht Dürer's, in deſſen Weiſe er ſich ganz einarbeitete. Wegen ſeiner vortrefflichen Leiſtungen erhielt er 1515 in Nördlingen das Bürgerrecht. Nachdem er ſich noch einmal nach Nürnberg gewendet, kehrte er auf Einladung des Rathes nach Nördlingen zurück und ſtarb daſelbſt 1539 nach einem ſehr thätigen Leben. Werke von ihm ſind in deutſchen Galerien zahlreich vertreten, meiſtens Altartafeln. Auf dem Rathhauſe ſeines Wohnorts befindet ſich als Wandgemälde die Belagerung von Bethulia, deſſen Figuren in altdeutſchem Coſtüm ausgeführt ſind. Seine Darſtellungsweiſe offenbart große Innigkeit, geht aber in Zeichnung und Farbe bisweilen ins Handwerksmäßige und Geiſtloſe über und ſteht hier und da ſelbſt der Caricatur nahe. Er iſt auch als Holzſchneidekünſtler berühmt, namentlich durch die Abbildungen zu Kaiſer Maximilian's «Theuerdank». Sein Sohn, Hans S., war ebenfalls Maler und ließ ſich in Freiburg nieder.

Scheune oder Scheuer heißt ein Gebäude, in welchem Getreide, Stroh und Hülſenfrüchte aufbewahrt werden. Die Theile einer S. ſind: 1) die Tenne, zum Entkörnen der Früchte dienend; 2) der Banſen, Räume, worin die Früchte aufbewahrt werden; 3) die Emporſcheune, über der Tenne zur Aufbewahrung der Früchte, auch des Strohs. In England hat man zuweilen bewegliche S., mit gedielter Tenne, Bretwänden und Schilfdache, die auf Rädern ſtehen, aber blos zum Ausdruſch dienen. Holländiſche S. nennt man die im Freien zwiſchen hölzernen Säulen aufgebauten Feimen mit bewegbarem Strohdach. Locomobildreſchmaſchinen machen koſtſpielige Scheunenbauten zum großen Theil überflüſſig.

Digitized by Google

Scheuren (Kaspar), ausgezeichneter Landschaftsmaler der düsseldorfer Schule, geb. 22. Aug. 1810 zu Aachen, bildete früh sein bedeutendes Talent für die praktische Auffassung der landschaftlichen Natur aus. Im Unterschiede von den meisten düsseldorfer Meistern liebt er weite Fernen, schöne Linien, klare Lüfte und heiteres Farbenspiel. Mit Leichtigkeit weiß er die Farben zu behandeln und seine reichen Ideen auf die Leinwand überzutragen, welche Gewandtheit ihn bisweilen selbst zur Flüchtigkeit verleitet. Vorzüglich meisterhaft ist sein Laubwerk mit der lockern Zeichnung, und nicht minder trefflich behandelt er Luft und Wolken. Seine Stoffe entnimmt er zumeist der heimischen Natur, obwol er auch die südl. Landschaft auf einer Reise in Oberitalien auffassen und darstellen lernte. Zu seinen ausgezeichnetsten Bildern gehören eine niederrhein. Landschaft (im Besitz Beudemann's), eine Gebirgslandschaft und eine Morgenlandschaft (im Museum zu Leipzig), der Pilger (im Besitz der Fürstin von Hohenzollern), holländ. Landschaft (Galerie Ravenée zu Berlin) u. s. w. Ein hoher Farbenreiz und ein eigenthümlicher Zauber glänzender Tages- oder Morgenbeleuchtung liegt auf seinen Bildern, die meistens durch eine entsprechend gewählte Staffage noch lebendiger wirken. Zugleich ist S. als Aquarellist und Arabeskenzeichner nicht minder rühmenswerth, da hierin seine leichte, sichere Hand und reiche Phantasie ihn besonders unterstützen. Auch mit der Radirnadel weiß er trefflich umzugehen, wie ein von ihm herausgegebenes Heft beweist. Unter seinen Aquarellen sind einige, in denen er in geistreicher Weise aus Dichtungen von Shakspeare, Goethe und Schiller geschöpft und verschiedene Balladenstoffe behandelt hat. Vor allem gehören dahin sein «Rheinwerk» in 27 Aquarellen (im Museum zu Köln) und «Chor aus der Braut von Messina» (7 Blätter, im Museum zu Berlin). S. ist Mitglied der düsseldorfer Akademie.

Scheurl (Christoph Gottlieb Adolf von), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 7. Jan. 1811 zu Nürnberg aus alter angesehener Familie, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studirte dann 1827—31 zu Erlangen und München, vorzugsweise unter Puchta's Leitung, die Rechte. Nachdem er sich hierauf einige Jahre der Rechtspraxis gewidmet, promovirte er 1834 zu München und habilitirte sich 1836 zu Erlangen. 1837 hielt er sich einige Zeit in Berlin auf, um namentlich Savigny näher kennen zu lernen. Nachdem er 1840 an der Universität Erlangen eine außerord. Professur erhalten, wurde er daselbst 1845 ord. Professor der Rechte. S.'s wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise dem röm. Rechte, in neuerer Zeit auch dem Kirchenrechte zugewandt. Seine Hauptwerke auf ersterm Gebiete sind: «Lehrbuch der Institutionen» (4. Aufl., Erlang. 1862) und die «Beiträge zur Bearbeitung des röm. Rechts» (Bd. 1 und 2, Erlang. 1852 fg.). Als Festschrift zu Savigny's Doctorjubiläum erschien von ihm «De modis liberos in adoptionem dandi» (Erlang. 1850). Kirchenrechtliche Abhandlungen S.'s finden sich hauptsächlich in der «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche», deren Mitherausgeber er seit 1857 ist, und in Dove's «Zeitschrift für Kirchenrecht». Sonst sind noch, außer verschiedenen kleinern Schriften über die luth. Kirche in Baiern, Baden, Hamburg u. s. w., zu nennen: «Sammlung fliegender Blätter für kirchliche Fragen der Gegenwart» (1857) und die Schrift «Zur Lehre vom Kirchenregiment» (Erlang. 1862). In den J. 1845—49 war S. wiederholt Mitglied der bair. Zweiten Kammer. Seine Theilnahme an den Berathungen des ständischen Gesetzgebungsausschusses bekunden unter anderm seine «Erläuternden Anmerkungen zu der neuen Strafproceßordnung für das Königreich Baiern» (Erlang. 1848).

Scheveningen, ein großes Fischerdorf in der niederländ. Provinz Südholland, ½ St. nordwestlich vom Haag, wohin eine schöne, breite Allee und ein Kanal führt, dicht am Meere, in der ersten Reihe der Dünen gelegen, gehört zur Gemeinde Haag und zählt etwa 7500 E., die alterthümliche Sitte und Tracht bewahrt haben und Fischerei treiben. Der Ort hat einen königl. Pavillon mit Orangerie und Wasserkünsten. 1830 wurde hier, in der Nähe der schönen alten Kirche, auf Kosten der städtischen Regierung vom Haag ein prächtiges Badehôtel erbaut; außerdem wurden Einrichtungen getroffen, welche S. zu einem der ersten Seebäder an der Nordsee auf dem Continente erhoben haben. Die Bäder wirken besonders kräftig infolge einer vorliegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag veranlaßt. Auf der Höhe von S. gewann die engl. Flotte unter Monk 8. Aug. 1653 einen Seesieg über die holländische unter Tromp, in welcher letzterer fiel.

Scheyern oder auch Scheiern, ein Pfarrdorf im Verwaltungsdistrict und ½ M. im Südwesten von Pfaffenhofen im bair. Kreise Oberbaiern, hat ein Benedictinerkloster mit einem Knabenseminar und eine isolirte Lateinschule. Der Ort ist der Stammsitz der berühmten Grafen von S., die 1108, wo sie ihre Burg in ein Kloster umwandelten, ihren Sitz nach Wittelsbach verlegten und sich nun nach der neuen Burg Grafen von Wittelsbach (s. d.) nannten.

Arnulf von S., dem schon nach seines Bruders Eberhard Vertreibung und seines Oheims Berthold Tode 947 das Herzogthum Baiern hatte zufallen sollen, mußte Kaiser Otto's I. Bruder, Heinrich, weichen, legte sich aber den Titel eines Pfalzgrafen von Baiern bei. Erst sein Nachkomme Otto von Wittelsbach gelangte 1180 in den Besitz des Herzogthums Baiern und wurde der Stammvater des jetzigen Königshauses Baiern. Das Kloster wurde 1830 aufgehoben und verkauft, später aber von Ludwig I. wieder angekauft, neu eingerichtet, reichlich dotirt und zur Gruft des königl. Hauses bestimmt. Die Benedictiner von Metten hielten hierauf 1. Nov. 1838 unter großer Feierlichkeit ihren Einzug. Vgl. Hundt, «Kloster S.» (Münch. 1862).

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venet. Schule, wurde 1522 zu Sebenico in Dalmatien geboren und entlehnte wahrscheinlich von dieser Stadt seinen Beinamen. Er machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino, studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian und suchte die Grazie des erstern und das Colorit des letztern zu vereinigen. Eigenthümlich sind ihm die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, saftiger Pinsel. Indeß vermißt man an seinen feurigen Werken Genauigkeit der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. Die meisten seiner Werke finden sich in Venedig, dann im übrigen Italien und in Frankreich; auch bewahren deren einige deutsche Galerien, z. B. die zu Dresden zwei Heilige Familien und einen Christus, gehalten von Joseph von Arimathia und dem Engel.

Schibböleth (hebr.), eigentlich Kornähre, nennt man ein Wort oder eine Ausdrucksweise, wodurch jemand verräth, daß er nicht der Partei angehöre, welcher er sich zuzählt. Der Ausdruck schreibt sich zufolge der Erzählung im Buche der Richter aus den Zeiten der Richter her, wo die Ephraimiter, als sie von den Gileaditern geschlagen waren, durch Verleugnung ihrer ephraimitischen Abkunft dem Tode zu entgehen suchten. Die Gileaditer aber ließen jeden Verdächtigen das Wort S. aussprechen; dieses konnten die lispelnden Ephraimiter nicht; sie sprachen es Sibboleth aus, verriethen sich und wurden erschlagen.

Schicht (Joh. Gottfr.), ein musikalischer Theoretiker und Kirchencomponist, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau, der Sohn eines armen Leinwebers, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er den Unterricht des Organisten und Musikdirectors Joh. Trier im Klavier- und Orgelspiel genoß, und bezog 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Hiller's Anrathen aber widmete er sich ganz der Musik. Er besaß besonders viel Fertigkeit und großen Umfang der Stimme und bildete sich nach und nach zum vorzüglichen Gesanglehrer aus. Nachdem er 1785 zum Musikdirector bei dem Großen Concert in Leipzig erwählt worden, vermählte er sich mit Demoiselle Baldesturla, die als Concertsängerin daselbst angestellt war, und erhielt noch 1785 auch die Stelle eines Organisten an der Neukirche. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Er verwendete jetzt großen Fleiß auf die Bildung des ihm untergebenen Chors und die Ausarbeitung seiner Kirchencompositionen. Unter seinen theoretischen Schriften sind die «Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechselungssysteme» (Lpz. 1812) vorzüglich hervorzuheben. Seine Compositionen zeichnen sich durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, gehörige Oekonomie und Kenntniß der Instrumentirung aus. Von seinen frühern Compositionen sind, außer den beiden Oratorien von Rost: «Die Feier der Christen auf Golgatha» und «Die Gesetzgebung auf Sinai», und den zwei Cantaten von Rostiz und Jänckendorf: «Preis der Dichtkunst» und «Häusliches Glück», wenige bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens stammen sein treffliches «Te Deum» nach Klopstock und ein anderes mit deutscher Parodie (zur Jubelfeier der Universität Leipzig 1809), sowie sein bestes Werk: «Das Ende des Gerechten», von Rochlitz. Die Chöre dieses Oratoriums sind seine ausgezeichnetste Arbeit, und vergebens versuchte er in zu weit vorgerücktem Alter dasselbe durch ein anderes Oratorium, «Die letzten Stunden des Erlösers», von Kunath, an Kraft und Glanz zu überbieten. Außer noch einigen Compositionen des «Te Deum», mehrern Missen mit und ohne Orchesterbegleitung hat S. über 40 Motetten, darunter drei zweichörige, geschrieben. Die ausgezeichnetsten Compositionen dieser Gattung sind das «Veni sancte spiritus» und die Moletten «Nach einer Prüfung kurzer Tage», «Jesus meine Zuversicht», «Meine Lebenszeit verstreicht» und der 100. Psalm. Nicht minder bekannt ist sein mit großer Mühe ausgearbeitetes, wiewol nicht ganz zweckmäßig eingerichtetes «Allgemeines Choralbuch» (3 Bde., Lpz. 1820), welches unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst componirte, sowie die schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers und der Einsetzungsworte enthält. S. starb 16. Febr. 1823.

Schichtung nennen die Geologen die Zerspaltung der Gesteine in unter sich parallele Plat-

ten (Schichten), wenn ſich vorausſetzen läßt, daß dieſe Platten eine nach der andern, gewöhnlich durch Ablagerung aus Waſſer, übereinander gebildet worden ſind. Geſteine, welche auf dieſe Weiſe entſtandene S. zeigen, pflegt man Schichtgeſteine zu nennen. Es iſt oft geologiſch wichtig, die Lage der Schichtebenen zu beſtimmen; dies geſchieht durch Beobachtung und Meſſung des ſog. Streichens und Fallens der Schichten. Man nennt nämlich bei nicht horizontalliegenden Schichten eine in ihrer Ebene gedachte Horizontallinie die Streichlinie oder das Streichen, und diejenige Linie, welche der ſtärkſten Neigung der Schicht folgt, die Fallinie oder das Fallen. Beide durchſchneiden ſich nothwendig unter rechtem Winkel. Die Schichten ſind aber oft ſehr gebogen und geknickt, und dann hat die Beſtimmung ihres Streichens und Fallens kaum irgendeinen Werth. Wo mehrere Schichten ungeſtört übereinander liegen, da iſt nothwendig jede obere Schicht etwas neuerer Entſtehung als irgendeine untere, man kann deshalb aus ihrer gegenſeitigen Lage ihr relatives Alter mit voller Sicherheit beſtimmen, und darauf beruht auch urſprünglich die Feſtſtellung des relativen Alters aller ſedimentären Formationen.

Schick (Gottlieb), ein bedeutender Hiſtorienmaler aus der Zeit des Wiederaufblühens der Kunſt zu Anfang des 19. Jahrh., geb. 15. Aug. 1779 in Stuttgart, gab ſchon als Knabe verſchiedene Beweiſe ſeines Künſtlertalents und wurde von Zetſch in der Malerei, von Dannecker im Modelliren unterrichtet. Im Alter von 19 J. ging er zu David nach Paris, von deſſen glänzender Technik er profitirte, während der Meiſter ſelbſt die abweichende deutſche Empfindungsart des jungen Künſtlers erhalten wiſſen wollte. 1802 konnte S., geſtützt auf ein Jahrgeld des Herzogs von Würtemberg und einen Contract mit Cotta, dem er Zeichnungen für Taſchenbücher liefern ſollte, nach Rom gehen. Kunſt und Natur wirkten dort großartig und reifend auf ihn. Sein erſtes größeres Bild in Rom, David vor dem erzürnten Saul (1803), erregte die allgemeine Bewunderung. Sodann malte er Noah's Dankopfer (erſt 1805 vollendet), ein Werk, ausgezeichnet durch die Natürlichkeit und ideale Wahrheit ſowie faſt Rafael'ſche Anmuth. Ein Porträt (ganze Figur und Lebensgröße) der Tochter Wilhelm von Humboldt's, in deſſen Hauſe zu Rom er heimiſch geworden war, erinnerte in der Vollkommenheit der Durchführung ſo ſehr an die Bildniſſe der großen Meiſter, daß die ganze fürſtliche und vornehme Welt von ihm gemalt ſein wollte. Doch nur, um ſeinem mit der Tochter des Landſchaftsmalers Wallis begründeten Hausſtande Behaglichkeit zu ſichern, malte er Bildniſſe, Landſchaften und bibliſche Gegenſtände auf Beſtellung. Eine freie Schöpfung war wieder ſein Apoll unter den Hirten (1807 vollendet), ein Bild voll der heiterſten Schönheit, das von C. Schmidt geſtochen und neuerdings durch Photographie verbreitet wurde. Der Künſtler hatte Ehre und Anſehen in Fülle davon, und nach der Gemäldeausſtellung von 1809 auf dem Capitol überreichten ihm ital. und franz. Künſtlerdeputationen den Preis und die Krone. Ein Herzleiden, das ihn ergriff, ſteigerte ſeine Sehnſucht nach der Heimat, in die er im Herbſt 1811 zurückkehrte. Doch ſtarb er ſchon 11. April 1812 in Stuttgart, wo ſich auch in der Galerie ſeine drei Hauptwerke befinden. Im «Deutſchen Kunſtblatt» von 1858 erſchien noch von ihm, nach einer unausgeführten Farbenſkizze geſtochen, der träumende Jeſus. S.'s Briefe ſind abgedruckt in Haakh's «Beiträgen aus Würtemberg zur neuern deutſchen Kunſtgeſchichte» (Stuttg. 1863).

Schickſal bezeichnet den Lebensverlauf ſowol einzelner Menſchen als ganzer Völker, ſofern derſelbe ein Erzeugniß von Urſachen iſt, welche nicht von der Macht des Menſchen abhängen. In Beziehung auf den einzelnen ſind die Aeltern, von denen er ſtammt, die Umgebungen, in denen er aufwächſt, ſowie die in ſeiner Kindheit an ihn gelangenden Bildungselemente die Grundbedingungen, aus denen ſein Lebensverlauf ſich entwickelt, wie der Baum aus ſeiner Wurzel; und wenn er auch ſogleich mit erwachendem Selbſtbewußtſein auf ſeine Lebensſchickſale ſelbſtbeſtimmend einzuwirken beginnt, ſo hat dieſe freie Einwirkung doch immer ihre enggezogenen Grenzen an den angeborenen und anerzogenen Fähigkeiten, Neigungen und Temperamentseigenſchaften. Was bei einzelnen Individuen ſtattfindet, wiederholt ſich bei Völkern als Gruppen von Individuen in vergrößertem Maßſtabe. Da die Ahnung eines Unterworfenſeins unter ſolche Geſetze unentfliehbarer Nothwendigkeit ſich früher im menſchlichen Geiſte geltend machte als die deutliche Erkenntniß derſelben, ſo entſtand daraus die mythолog. Vorſtellung eines S. als der Vorherbeſtimmung einzelner Begebenheiten und Ereigniſſe, denen man nicht entfliehen könne, ſelbſt wenn man ſie vorausſehe und zu vermeiden trachte; eine Vorſtellung, welche mit dem wirklichen Cauſalzuſammenhange der Dinge im Widerſpruch ſteht. (S. Fatum.) Denn wie groß auch immer die Abhängigkeit unſers Lebens von den angegebenen Urſachen ſein mag, ſo kommt doch der Menſch, inſoweit er ſich über das Reich der Erfahrung in den freien Gedanken zu erheben vermag, damit über dem S. zu ſtehen. Denn er tritt damit ein in das Gebiet der

höchſten moraliſchen Zwecke, deren Vollziehung mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln ihn befähigt, in ſein von Natur ihm beſtimmtes S. verändernd und umgeſtaltend einzugreifen. Das Geſetz, wonach wir einer ſolchen Erhebung über das S. fähig ſind, iſt von Fichte das Geſetz der moraliſchen Weltordnung genannt worden. Die Aufklärung der Schickſalsidee iſt ein Hauptmerkmal, worin ſich die Bildung der Neuzeit von der des Alterthums und Mittelalters unterſcheidet, indem die Vorſtellungen von einem auf beſtimmte vorherzuſagende Ereigniſſe geſtellten S., ſowie von einer unentfliehbaren Prädeſtination (ſ. d.) ſich bei dem Bildungsſtandpunkte der Gegenwart nicht mehr lebensfähig zeigen, weshalb nicht nur im wiſſenſchaftlichen, ſondern auch im poetiſchen Gebiete der neuen Literatur ſich der Begriff des S. aus dem Felde der Träume auf den Boden der Wirklichkeit und ihrer pſychol. Zuſammenhänge überſiedelt hat.

Schickſalstragödie nennt man eine Tragödie, die das tragiſche Leid des Helden auf die Einwirkung einer höhern göttlichen Macht baut. In dieſem Sinne iſt die geſammte Tragik der Alten S., und die berühmteſte S. iſt der Sophokleiſche «Oedipus». (S. Tragödie.) Bei den Alten iſt die S. vollkommen berechtigt; ſie hängt mit dem ganzen Schickſalsglauben der griech. Religion zuſammen. Eine Verirrung dagegen iſt es, wenn in neuerer Zeit einzelne Dichter es verſucht haben, die tragiſchen Motive von einer äußern wunderthätigen Macht abzuleiten; denn unſerm Glauben und Denken fehlt für Motive dieſer Art aller Anhalt. Schiller in der «Braut von Meſſina» hat für dieſe Verirrung aus misverſtandener Nachahmung der Antike den erſten Anſtoß gegeben; Müllner, Grillparzer, Houwald haben dieſe Schickſalsidee zur Caricatur verzerrt. Platen zog in der «Verhängnißvollen Gabel» gegen dieſe Verirrung glänzend zu Felde und ſchien ihr den Todesſtoß gegeben zu haben. Indeß hat Otto Ludwig im «Erbförſter» ſich wieder derartigen Schickſalsmotiven genähert.

Schidone oder Schedone (Bartolommeo), ein Maler von Modena, wird zur Schule der Caracci (ſ. d.) gerechnet, obwol ſich namentlich in ſeinen frühern Werken ein entſchiedenes und vorherrſchendes Studium des Correggio erkennen läßt. Er wurde 1559 geboren und ſtarb 1615 als Hofmaler des Herzogs Ranuzio zu Parma. In ſeinen erſten unter dem erwähnten Einfluß gelieferten Werken blieb er an Weichheit und Zartheit hinter ſeinem Vorbild zurück, entfaltete aber doch Anmuth und Reiz genug, um den Zeitgenoſſen des höchſten Ruhms werth zu erſcheinen. Die ſpätern Bilder ſeiner Hand zeugen von einer größern Hingabe an die Natur und haben eine derbere, kräftigere Auffaſſung. Sie ſind jedenfalls die intereſſantern. Die Mehrzahl beſitzt das Muſeum zu Neapel, andere finden ſich in den Kirchen Italiens. Doch iſt das Ausland auch nicht arm daran, und die Galerien von Petersburg, Paris, München, Wien, Berlin und Dresden haben deren aufzuweiſen. Im Wetteifer mit Abati malte er 1604 im Sitzungsſale des Municipalpalaſtes zu Modena eine Reihe von Frescobildern in friſcher blühender Farbengebung. Der Künſtler ſoll der Leidenſchaft des Spiels ergeben geweſen ſein und dadurch ſeinen Tod beſchleunigt haben.

Schiedam, Hafen- und Fabrikſtadt in der niederländ. Provinz Südholland, liegt $^3/_4$ M. weſtlich von Rotterdam, an der Mündung der Schie in die Maas und an der Eiſenbahn nach Haag, und zählt (Anfang 1866) 16820 E. Der Ort hat zwei reform. und zwei kath. Kirchen, eine Janſeniſtenkirche, ein iſraelit. Bethaus, ein Muſis-Saerum genanntes Gebäude (zugleich Concert- und Schauſpielhaus), eine Lateinſchule, eine Zeichenſchule und mehrere andere Schulen ſowie verſchiedene wiſſenſchaftliche und wohlthätige Anſtalten. Der größte Theil der Bevölkerung lebt von Fabrikinduſtrie, namentlich von Geneverbereitung, und vom Getreidehandel. 1861 zählte man hier 221 Brennereien, 52 Malztennen, 20 Malz-, Back- und Palzenmühlen und 22 Faßbindereien. Die eigentlichen Brennereien bereiten nur den Malzwein (Kornbranntwein), der durch Deſtillation zu Genever (Wachholderbranntwein) verarbeitet wird. Sie liefern wöchentlich 5600 niederländ. Faß Malzwein oder 5000 Faß Genever und etwa 80000 Pfd. Hefen. Man bedarf dazu jährlich 30000 Muid Gerſte und 500000 Muid Steinkohlen, im Werth von mehr als 7 Mill. Fl. Das Getreide kommt meiſt aus Rußland, Preußen und Dänemark. Der Genever geht hauptſächlich nach England, Amerika, Oſtindien und Auſtralien; die Hefe nach Belgien, England und den Rheingegenden, während der Malzwein meiſt im Inland conſumirt und das Spülicht (8000 Fäſſer täglich) zur Viehmaſt benutzt wird. Auch in der Nachbarſchaft der Stadt gibt es ſehr zahlreiche Brennereien, ſodaß S. den Hauptſitz und Mittelpunkt dieſes Induſtriezweigs in ganz Holland bildet. 1861 liefen im Hafen 660 Schiffe von 102900 Tonnen ein, und 516 Schiffe von 85300 Tonnen gingen aus. Unter der Einfuhr waren 936941 Muid Gerſte und 583606 Muid Roggen.

Schiedsrichter und Schiedsgericht. Wenn zwei Partein dahin übereinkommen, daß ihr

Rechtsſtreit nicht dem ordentlichen Gerichte, ſondern einem unparteiiſchen Manne oder mehrern Vertrauensperſonen zur Entſcheidung vorgelegt werden ſoll, ſo nennt man dies Compromiß (ſ. d.) und die mit einem ſolchen Verſpruche Beauftragten ſind Schiedsrichter (arbitri). Im Compromiß liegt, dafern es nicht gleich von vornherein beſtimmte Perſonen als Schiedsrichter bezeichnet, die Verabredung, eine Wahl zu treffen, und für jeden Fall das Uebereinkommen, die Gewählten zur Annahme des Auftrags zu beſtimmen. Das Gewöhnliche iſt dann, daß jede der Parteien einen Schiedsrichter ernennt und daß die ſo Ernannten, wenn ſie auf den Antrag eingehen, die Wahl eines Dritten zum Obmann (superarbiter, concordator) vornehmen. Eine weitere Wirkung des Compromiſſes iſt, daß die Parteien dem Schiedsrichter die zur Beurtheilung erforderlichen Thatſachen und Beweiſe mitzutheilen und dem endlichen Schiedsſpruche (laudum, arbitrium), welcher von ſämmtlichen Erwählten wenigſtens durch Stimmenmehrheit gefunden worden iſt, Folge zu leiſten haben. Doch ſteht ihnen im Falle der Unzufriedenheit mit dem Schiedsſpruche die Berufung auf ein anderes Schiedsgericht oder auf das Urtheil des ordentlichen Gerichts frei, vorausgeſetzt daß bei dem Compromiß nicht darauf Verzicht geleiſtet iſt, welchenfalls ſich aber immer noch der Schiedsſpruch wegen grober Fahrläſſigkeit oder Argliſt des Schiedsrichters anfechten läßt. Eine zwangsweiſe Hülfsvollſtreckung kann der Schiedsrichter nicht vornehmen, da ein privater Auftrag keine Executivgewalt verleiht, und der Schiedsſpruch iſt deshalb in Verbindung mit dem Compromiß nur als Grund zu einer gerichtlichen Klage gegen den widerſpenſtigen Verurtheilten zu benutzen. Das Compromiß erliſcht durch den Tod eines der Compromittirenden oder ſelbſt nur eines der gewählten Schiedsrichter, ingleichen wenn kein Schiedsmann für ſeine Anſicht den Beifall der Mehrheit zu gewinnen vermag, oder wenn der Schiedsrichter den Auftrag zurückgibt und ein, nach röm. Recht wenigſtens denkbarer, Verſuch ihn zum Urtheilen zu nöthigen erfolglos bleibt. In den Statuten von Actienvereinen und Verſicherungsgeſellſchaften, in Compagnie- und Pachtverträgen, ja ſelbſt in Letzten Willen, die mehrere Nachlaßintereſſenten berufen, findet ſich nicht ſelten die Beſtimmung, daß alle aus dem gemeinſchaftlichen Verhältniß entſpringenden Streitigkeiten zwiſchen den Theilhabern oder Miteintrahenten ſchiedsgerichtlicher Behandlung unterbreitet werden ſollen. Derartige Anordnungen, die da Compromiſſe für eine abſtracte Reihe von Fällen zu erzwingen ſuchen, verfehlen indeſſen nur zu oft ihren Zweck. Indem ſich nämlich der gute Wille niemand vorſchreiben läßt, können ſtreitſüchtige Theilhaber durch Verweigerung der Wahl, ſodann des Verfahrens vor dem Schiedsrichter und ſchließlich durch Nichtbefolgung des Urtheils immer neue gerichtliche Klagen aus dem Compromiß zur Erzwingung ihres guten Willens und hiermit gerade erſt recht den Uebelſtand herbeiführen, welcher mittels derartiger Grundbeſtimmungen vermieden werden ſollte. Eine beſondere Art der Schiedsgerichte ſind die Austrägalgerichte (ſ. d.). Ueber die öffentlich eingeſetzten preuß. Schiedsmänner ſ. Friedensgerichte.

Schiefe Ebene heißt in der Maſchinenlehre eins der einfachen Maſchinenelemente, welches die Ueberwindung eines Widerſtandes durch Uebertragung der Bewegung auf eine geneigte Fläche bezweckt. Liegt ein Körper unbefeſtigt auf einer geneigten Fläche, ſo wird deſſen eigenes Gewicht ſowie jeder auf ihn ausgeübte Druck in zwei Theile zerlegt, wovon der eine als Druck gegen die Fläche wirkſam bleibt, der andere aber ein Hinabgleiten des Körpers längs der Fläche zu erzeugen ſtrebt, welchem ſich mehr oder weniger die Reibung entgegenſetzt. Von der Größe des Winkels, welchen die ſchiefe Ebene mit der horizontalen einſchließt, hängt die verhältnißmäßige Größe der beiden erwähnten Kräfte ab. Für jeden einzelnen Fall gibt es einen beſtimmten geringſten Neigungswinkel, bei welchem das Hinabgleiten des Körpers über die Ebene wirklich eintritt, indem die Reibung überwunden wird: dieſer Winkel heißt der Reibungswinkel und iſt deſto kleiner, je glätter und je beſſer geſchmiert die ſich berührenden Oberflächen ſind. In der praktiſchen Mechanik wird die ſchiefe Ebene vielfältig zur Hervorbringung von Bewegungen ſowie zur Ausübung von Druck angewendet; dies geſchieht meiſt in der Weiſe, daß man ſie als Keil (ſ. d.) oder als Schraube (ſ. d.) ausführt; denn dieſe beiden Maſchinenelemente ſind eben nur modificirte Formen oder Benutzungsarten der ſchiefen Ebene. — Im Eiſenbahnweſen nennt man Schiefe Ebenen ſolche Bahnſtrecken, deren Neigung groß genug iſt, um das Hinabgehen eines Wagenzugs mit beträchtlicher Geſchwindigkeit durch die Wirkung ſeines eigenen Gewichts zu erzeugen. Solche Bahnſtrecken werden abwärts meiſt ohne alle Mithülfe einer Locomotive befahren; im Gegentheil muß ein zu ſehr beſchleunigtes Herabfahren des Zugs durch angemeſſenes Hemmen (Bremſen) verhindert werden. Aufwärts werden die Züge über ſchiefe Ebenen auf verſchiedene Arten transpartirt: entweder mittels ſehr kräftiger Locomotiven, welche direct vorgeſpannt werden, oder durch eine auf dem höchſten Punkte der Steigung feſtſtehende

(ſtationäre) Dampfmaſchine, welche die Wagenreihe mittels eines ſtarken Seils hinaufzieht (Seilebenen). In einigen Fällen wird die entgegengeſetzte Abdachung der Höhe benutzt, um durch das Gewicht eines auf ihr hinuntergehenden Zugs einen andern Zug jenſeits mittels des Seils heraufzuziehen. In neueſter Zeit ſind die Seilebenen faſt ganz außer Gebrauch gekommen, weil man bei ihnen nicht vor großen Unglücksfällen (durch Reißen des Seils) geſichert iſt; man hat zudem gelernt, Locomotiven von ſolcher Kraft zu bauen, daß mit ihnen die ſchiefen Ebenen leicht und ſicher erſtiegen werden können. In neuerer Zeit iſt die ſchiefe Ebene auch für die Schiffahrt (z. B. beim Oberländiſchen Kanal in der Provinz Preußen, im nördl. Schweden) nutzbar gemacht, indem dieſelbe zur Auf- und Abwärtsbeförderung eines Schiffs zwiſchen zwei Waſſerſpiegeln von erheblicher Niveaudifferenz in der Weiſe dient, daß das Schiff auf einen mit Rädern verſehenen Transportwagen aufgefahren wird.

Schiefer heißt jedes in dünnen, ebenen Platten brechende Geſtein. Man unterſcheidet Glimmerſchiefer, Quarzſchiefer, Thonſchiefer, Mergelſchiefer, Kupferſchiefer, Grünſteinſchiefer, Porphyrſchiefer u. ſ. w., welche verſchiedene Arten zum Theil zum Dachdecken, zu Plateformen, Fußböden, Altanen u. ſ. w., ſowie zu Schreibtafeln ſich eignen. Zum Decken der Dächer, als einem der wichtigſten Gegenſtände des Bauweſens, ſind allen übrigen Geſteinen einige vorzüglich ſchön im Thüringerwalde, im Erzgebirge bei Lößnitz, am Harz, in den weſtfäl. Rheingegenden, in England u. ſ. w. vorkommende Varietäten des Thonſchiefers vorzuziehen, welche deswegen auch vorzugsweiſe Dachſchiefer heißen. Kalkſchiefer wird namentlich in der Grafſchaft Pappenheim und im franz. Departement Aveyron bei Conflans, ſchieferiger Zechſtein, eine Art Kalkſtein, im Mansfeldiſchen, Sandſteinſchiefer am Solling bei Holzminden, Porphyrſchiefer (Phonolith) im Velay und in der Auvergne, Glimmer- und Quarzſchiefer in den Alpen, in Norwegen und Schweden zum Dachdecken angewendet. Ein guter Dachſchiefer muß ſich leicht in ebene, dünne und große Platten ſpalten laſſen, darf das Waſſer nicht zu ſtark einſaugen, muß frei von fremdartigen Einmengungen, die ſeine Verwitterung herbeiführen, und hinlänglich feſt und ſpröde, auch feuerfeſt ſein. In Deutſchland finden ſich ausgezeichnete Dachſchieferbrüche bei Goslar und Hüttenrode am Harz, im Kalenbergiſchen, Saalfeldiſchen, Baireuthiſchen und anderwärts. Der Dachſchiefer wird erſt in großen Blöcken und mächtigen Platten gebrochen, darauf in paſſende Stücke getheilt und mit breiten dünnen Meißeln in Dachſteine von erforderlicher Dicke geſpalten, welche nachher auf ſcharfkantigen Amboſen viereckig geſchlagen, von dem Schieferdecker aber gelocht werden. Zu Schiefer- oder Schreibtafeln werden ſehr reine, harte und ſchwarze Abänderungen des Thonſchiefers verarbeitet, und bekannt ſind in dieſer Hinſicht beſonders die Brüche bei Lehеſten und Probſtzelle im Saalfeldiſchen. Man ſpaltet zu dieſem Behufe den Schiefer in dünne Tafeln, ſchabt dieſelben mit einem Schabeiſen, ſchleift ſie mit Sand und polirt ſie mit Tripel oder Bimsſtein und Kohlenſtaub, worauf ſie in Rahmen gefaßt werden. Griffelſchiefer nennt man diejenigen Abänderungen des Thonſchiefers, welche ſich wegen ihrer eigenthümlichen, nicht blos ſchieferigen, ſondern faſt holzähnlichen Textur leicht zu Schieferſtiften ſpalten laſſen und ſo weich und mild ſind, daß man ſich ihrer zum Schreiben auf den Schiefertafeln bedienen kann, ohne dieſelben anzugreifen. Am ausgezeichnetſten kommen ſie zu Sonnenberg in Meiningen vor. Nach dem Sägen und Spalten mit Hülfe von breiten Meißeln müſſen ſie noch abgeſchabt oder geſchliffen werden.

Schiefheit nennt man im gemeinen Leben die Rückgratsverkrümmungen, beſonders die nach der Seite, welche von den Aerzten Schlangenkrümmungen oder Skoliоſen genannt werden, weil ſie ſtets in Form eines lat. S ſtattfinden, da der Ausbiegung nach rechts immer eine tiefer unten befindliche ſog. Compenſationskrümmung nach links entſpricht, und umgekehrt. Dieſe Wirbelſäulenkrümmungen, auch unter dem Namen hohe Schulter und bei höherm Grade als Buckel, Buckeligſein bekannt, entſtehen theils aus wirklichen organiſchen Leiden der Wirbelknochen, ſo namentlich häufig im Jugendalter die winkelige Knickung der Wirbelſäule (meiſt nach vorn als ſog. Kyphoſis) im Gefolge von Entzündung, Vereiterung und Zerſtörung der Wirbelkörper (die chroniſche Wirbelentzündung und Wirbeltuberkuloſe, auch als Spondylarthrocace oder Pott'ſche Wirbelkrankheit bekannt). In andern ſeltenern Fällen ſind Krankheiten der Muskeln oder Bänder der Wirbelſäule ſchuld an dem Krummwerden, in noch andern eine Unmöglichkeit, das Gleichgewicht des Körpers anders als durch eine ſchiefe Rückenhaltung zu behaupten: z. B. wenn jemand immer eine ſchwere Laſt auf einem Arme trägt, wie manche Kindermädchen ihren Pflegling, oder wenn der eine Fuß zu kurz, verbogen, ſteif oder beim Auftreten ſchmerzhaft iſt. In den allermeiſten Fällen aber (und ſogar in einigen der hier erwähnten mit) iſt das Schiefwerden (die Wirbelſäulenverkrümmung) eine Folge von ſchlechter Körper-

haltung, von einer absichtlich, obschon oft nur aus halber Ueberlegung, aus Laune, Bequemlichkeit, Misbehagen, Schwächegefühl u. s. w. angenommenen falschen Richtung der Wirbelsäule. Diese sog. Gewohnheitsskoliose findet sich am häufigsten bei Kindern, welche auf einem Beine (meist dem linken) zu stehen lieben, und bei jungen Mädchen, welche im Sitzen, beim Schreiben, Nähen, Sticken u. s. w. aus Ermüdung die linke Seite einsinken lassen und die rechte hinauskrümmen. Solche Kinder sind zugleich auch meistens muskelschwach, blutarm, bleichsüchtig und stubenstech. Die Verhütung und (in den ersten Stadien) Heilung dieser Verkrümmungen ist weit mehr Sache der Erzieher und Aeltern als der Aerzte, welche den erstern nur rathend zur Seite stehen und die allgemeine Blut- und Muskelbeschaffenheit durch Stärkungsmittel (frische Luft, kalte Begießungen und Bäder, Turnen, kräftige, fleischreiche Nahrung und bisweilen Stahlmittel oder andere Tonika) verbessern können. Dagegen muß das Kind täglich und stündlich zu Hause und in der Schule nicht nur erinnert werden, die richtige Körperhaltung einzunehmen (was allein nicht viel hilft, weil die Patienten bald verlernen, welches die richtige Haltung ist), sondern mittels Drücken auf Schulterblatt, Rippen u. s. w. in die richtige Stellung gebracht werden, bis es wieder lernt, diese von selbst zu behaupten. Bedeutendere, durch Zurechtebringen nicht mehr gerade zu richtende Wirbelsäulenkrümmungen sind den orthopädischen Heilanstalten (s. Orthopädie) zuzuweisen. Auch die für unheilbar erkannten Fälle bedürfen noch jahrelang, eigentlich zeitlebens, einer ärztlichen und gymnastischen Behandlung und Aufsicht, theils um eine anmuthigere und wenig anstrengende Haltung und Bewegung des Körpers einzuüben, theils um den schädlichen Rückwirkungen der Verkrümmung auf innere Eingeweide (Gefäßstämme und Herz, Lungen und Luströhren, Magen, Gedärme und andere Baucheingeweide) fortwährend entgegenzuarbeiten.

Schiefner (Franz Anton), ausgezeichneter Sprachgelehrter, geb. 6. (18.) Juli 1817 zu Reval, woselbst sein aus Deutsch-Böhmen stammender Vater Kaufmann war, erhielt seine Gymnasialbildung auf der Ritter- und Domschule seiner Vaterstadt und absolvirte 1836—40 auf der Universität zu Petersburg den juristischen Cursus. Hierauf wandte er sich nach Berlin, wo er sich aus Neigung bis 1842 vorzugsweise philol. und seit 1846 orient. Studien widmete. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Oberlehrer der alten Sprachen an einem der petersburger Gymnasien gewirkt, wurde S. 1852 als Mitglied in die Akademie aufgenommen, an welcher er seit 1863 auch die Stelle eines Bibliothekars bekleidet. 1865 wurde er zum Wirkl. Staatsrath befördert. S. ist gegenwärtig wol der gründlichste Kenner der großen mongol., turk-tatar., uralisch-finn. Sprachfamilien sowie der kaukas. und tibet. Sprachen. Seine besondern Forschungsgebiete bilden die tibet. Sprache und Literatur, der Buddhismus in seinen verschiedenen Formen und die verschiedenen Idiome des Kaukasus. Außer zahlreichen Beiträgen zu den «Bulletins» der petersburger Akademie, verschiedenen Fachzeitschriften und Sammelwerken gehören hierher: «Ergänzungen und Berichtigungen zu Schmidt's Ausgabe des Dsanglun» (Petersb. 1852) und andere Beiträge zur tibet. Literatur; ferner die Arbeiten über die Thuschsprache (1856), das Awarische (1862), das Udische (1863), das Abchasische (1862), das Tschetschenzische (1864) und das Kasikumükische (1866). In den J. 1853—62 gab er im Auftrage der Akademie Castrén's (s. d.) «Nordische Reisen und Forschungen» heraus, für welche er selbst die von Castrén gesammelten grammatischen und lexikalischen Materialien über das Ostjakische (1858), die samojedischen Sprachen (1854—55), das Tungusische (1856), das Burätische (1857), das Koibalische und Karagassische (1857), Jenisei-Ostjakische und Kottische (1858) redigirte und bearbeitete. Von seinen übrigen Schriften sind noch eine deutsche Uebersetzung des finn. Nationalepos Kalevala (Helsingf. 1852) und eine rhythmische Bearbeitung der «Heldensagen der minussinschen Tataren» (Petersb. 1859) hervorzuheben.

Schielen (strabismus) nennt man diejenige fehlerhafte Stellung der Augen, bei welcher die Sehachsen beider Augen nicht in gleicher Richtung zusammentreffen, sondern das eine Auge immer auf einen andern Punkt gerichtet ist als das andere. Die nächste Ursache des S. ist fehlerhafte Thätigkeit der Augenmuskeln, indem einer derselben entweder sich nicht an der richtigen Stelle des Augapfels oder der Augenhöhle ansetzt, oder sich fortwährend zu sehr verkürzt, sei es aus einer willkürlich angenommenen übeln Gewohnheit (einer der häufigsten Fälle), oder weil er in krankhaft contrahirtem oder sein Antagonist in erschlafftem Zustande sich befindet. Meist findet ein solcher krankhafter Zustand nur an einem Auge statt, seltener an beiden, sodaß dann beide Augen, wenigstens abwechselnd, schielen. Wenn der Augapfel aus krankhaften Ursachen (z. B. Lähmung mehrerer Augenmuskeln) in einer einzigen Stellung festgehalten ist, die er nicht mehr verlassen kann, so entsteht das sog. Schiefsehen (luscitas), welches man

gewöhnlich vom S., wobei das kranke Auge den Bewegungen des gesunden noch folgt, als verschieden betrachtet. Je nach der Richtung nun, die der Blick des schielenden Auges annimmt, unterscheidet man das S. nach innen (S. convergens), nach außen (S. divergens), nach unten, nach oben. Ein leichterer Grad des S., der nur bei aufmerksamer Betrachtung der Augen als solches erkannt wird, ist der sog. falsche Blick. Die Beeinträchtigung des Sehvermögens beim S. ist nicht immer bedeutend, weil der Patient meist nur mit einem Auge sieht und das zweite nicht zu gebrauchen sich gewöhnt; wenn ja ein Doppelsehen bei Anfang des S. eintritt, so verliert es sich bald durch die Gewohnheit. Entferntere Ursachen (Anlässe und Anlagen) zum S. geben ab: vor allem Störungen des Accomodationsvermögens (s. d.), wie die Kurzsichtigkeit des einen und Weitsichtigkeit des andern Auges, große Kurzsichtigkeit beider Augen, viel weniger Gewöhnung, Nachahmungssucht, Erkrankungen der Augenmuskeln sowie ihrer Nerven. Im Entstehen ist das S. oft leicht zu beseitigen, später jedoch hat die Heilung bedeutendere Schwierigkeiten und in vielen Fällen ist es als unheilbar zu betrachten. Eine gründliche Beseitigung des gewöhnlichen S. ist nur durch die sog. Schieloperation möglich, bei welcher derjenige Augenmuskel, welcher durch seine Thätigkeit das Auge aus seiner richtigen Stellung bringt, theilweise durchschnitten wird, sodaß nur noch ein Theil seiner Fasern die Drehung des Auges bewirkt. Doch hat diese Operation oft nur vorübergehenden Erfolg. Die erste Idee zu dieser Operation faßte L. Stromeyer; zur Ausführung jedoch brachte sie zuerst Dieffenbach 1839, worauf sie mit allgemeiner Anerkennung und glänzendem Erfolge vielfach ausgeübt wurde.

Schienbein wird in der menschlichen Anatomie der stärkste von den beiden Unterschenkelknochen genannt, dessen vorderer Rand sehr scharf ist und deshalb beim Stoßen an das S. der straff darüber hingespannten äußern Haut (nicht etwa Knochenhaut) heftigen Schmerz bringt. Es liegt dieses Bein am innern Rande des Unterschenkels, in der Richtung der großen Zehe, und gibt den benachbarten Muskeln, Gefäßen und Nerven ihren Namen als Schienbeinmuskeln, Schienbeinpulsadern, Schienbeinblutadern und Schienbeinnerven. Auf seinem breiten obern Ende bewegt sich der Oberschenkelknochen, sein unteres Ende umfaßt zur Hälfte (mit dem innern Knöchel) die Fußwurzel, während dieser auf der äußern Seite das untere Ende des Wadenbeins anliegt.

Schierling. Diesen Namen führen drei einheimische Giftpflanzen aus der Familie der Doldengewächse, welche drei verschiedenen Gattungen dieser Familie angehören und sämmtlich weiße Blüten besitzen. Am bekanntesten ist der gefleckte S. (Conium maculatum L.), auch Wuth- und Stinkschierling, Tollkörbel, Vogeltod, Katzenpeterlein u. s. w. genannt, welcher an Wegen, Mauern, auf wüsten Plätzen, Schutthaufen, auch auf bebautem Boden in Europa, zum Theil in Asien und jetzt auch in Amerika wächst und sich durch einen harten, bläulich bereiften und öfters rothbraun gefleckten Stengel, durch dicke, stielrundliche, hohlröhrige Stiele der Wurzelblätter und durch drei bis vier kurze, einseitig gestellte und am Grunde zusammengewachsene Hüllblättchen unter jedem Döldchen unterscheidet. Die Früchte sind eiförmig, mit zehn welliggekerbten Riefen. Die Blätter, welche beim Welken einen widrigen, dem Katzenurin ähnlichen Geruch verbreiten, sind als Heilmittel gebräuchlich. Sie enthalten ein sehr giftiges Alkaloid (Coniin oder Cicutin), ein scharfes, ätherisches Oel, Harz, Eiweiß, einen färbenden Stoff und mehrere Salze, gehören zu den heftig wirkenden, scharf narkotischen Mitteln und werden bei Krankheiten des lymphatischen Systems, bei Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, bei bösartigen, selbst krebsartigen Geschwüren u. s. w. gerühmt. Auch wird aus ihnen ein Extract und ein Pflaster bereitet. Der Gartenschierling oder die Hundspetersilie, auch Gleiße genannt (Aethusa Cynapium L.), wächst häufig in Gemüsegärten, auf bebautem Boden und wüsten Plätzen. Er ist gleichfalls giftig, jedoch im geringern Grade als der vorige, wird aber den Menschen weit leichter schädlich, indem er mit der Petersilie verwechselt wird, von der er sich durch ganz weiße Blumen und drei lange, lineallische, senkrecht herabgeschlagene Hüllblättchen unter jedem Dolbchen unterscheidet. Besonders die untern Blätter dieser Pflanze sehen der Petersilie ähnlich; doch besitzen sie weder das helle Grün noch den starken aromatischen Geruch der Petersilienblätter. Dagegen lassen sie beim Zerreiben zwischen den Fingern einen schwachen Knoblauchgeruch wahrnehmen. Am giftigsten ist jedoch der Wasserschierling (Cicuta virosa L.), welcher sich durch seine Größe, durch sehr stark gewölbte Dolden, einen fünfzähnigen Kelch und rundliche, zweiknotige Früchte mit zehn flachen Riefen auszeichnet. Diese fast durch ganz Europa und Nordasien verbreitete Pflanze wächst in Sümpfen, Teichen, Gräben und auf überschwemmten Plätzen, hat einen dicken, durch horizontale Scheidewände quer in Fächer getheilten Wurzelstock, dreifach gefiederte Blätter mit lineal-lanzettlichen, gleichmäßig spitzgesägten Blätt-

chen, viele pfriemlich-fädliche Hüllblättchen unter jedem Dolchen und weiße Blumen. Der Waſſerſchierling gehört zu den heftigſten ſcharf-narkotiſchen Giften, und die Verwechſelung ſeines Wurzelſtocks, welcher faſt ſellerieartig riecht und ſüßlich ſchmeckt, mit andern eßbaren Wurzeln hat oft genug den Tod von Menſchen herbeigeführt. Schon in geringer Menge genoſſen, bewirkt er brennende Magenſchmerzen, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Verluſt der Sprache, Schluchzen und unter Convulſionen den Tod.

Schießbaumwolle, Schießwolle, Pyroxylin (Coton fulminant, Fulmicoton), nennt man chem. Verbindungen von verſchiedener Zuſammenſetzung, die durch Einwirkung der concentrirteſten Salpeterſäure (oder eines Gemiſchs derſelben mit concentrirter Schwefelſäure, oder eines Gemiſchs von Schwefelſäure mit Salpeter) auf Baumwolle oder andere Pflanzenfaſer (Celluloſe) hergeſtellt werden. Die S. beſitzt noch vollkommen das Anſehen der Faſer, aus welcher man ſie bereitet, und iſt unlöslich in Waſſer, aber, je nach der Temperatur u. ſ. w., bei welcher ſie bereitet wird, mehr oder weniger löslich in einem Gemiſch von Alkohol und Aether und, wenn ſie hinreichend lange in den warmen Säuren verweilte, ſogar löslich in reinem Alkohol. Ihre Löſung in Aetheralkohol oder reinem Alkohol iſt durchſichtig, dickflüſſig und läßt, auf eine Fläche geſtrichen, eine feine, durchſichtige, feſte, für Waſſer undurchdringliche Haut zurück. Man benutzt dieſe unter dem Namen Collodium (ſ. d.) bekannte Löſung in der Chirurgie und Photographie. Entdeckt wurde die S. 1846 von Schönbein in Baſel und gleichzeitig und unabhängig von dieſem von Böttger in Frankfurt a. M. Nach Bechamp's Unterſuchungen gehört die S. mit den Salpeterſäureäthern in eine Klaſſe und kann ſo entſtanden gedacht werden, daß ein Theil des Waſſerſtoffs der Holzfaſer durch Unterſalpeterſäure verdrängt wurde. Die S. detonirt heftig beim Daraufſchlagen mit einem harten Körper, explodirt beim Erwärmen, im Luftſtrome zuweilen ſchon unter 100°, im verſchloſſenen Raume erſt über 180°, und liefert ein Gas, welches aus Kohlenſäure, Kohlenoxyd, Stickoxyd, Stickſtoff, Waſſerdampf und brennbaren Gaſen beſteht. Die Exploſion iſt um ſo heftiger, je weniger löslich die S. in Aetheralkohol iſt. Wird ſie in verſchloſſenen Gefäßen jahrelang aufbewahrt, ſo zerſetzt ſie ſich in Oxalſäure und eine gummiartige Maſſe. Man benutzt die S. zum Sprengen. Auch hat man verſucht, ſie ſtatt des Schießpulvers bei Ladung der Feuerwaffen anzuwenden. Obgleich ſie die Kugel mit derſelben Kraft fortſchleudert wie bei Anwendung des vierfachen Gewichts von Schießpulver, ſo konnte ſie doch die Stelle des letztern nicht erſetzen. Ihre Darſtellung iſt koſtſpieliger als die des Schießpulvers, auch mit zu großen Gefahren verknüpft. Außerdem zerſetzt ſie ſich beim Aufbewahren und verliert dann an Wirkſamkeit. Endlich verbrennt ſie zu momentan und zerſchmettert deshalb leicht die Waffen.

Schießbeere, ſ. Rhamnus.

Schießen heißt ein Geſchoß durch irgendeine Kraft in beſtimmter Richtung forttreiben. Man ſchoß in alter Zeit Pfeile und Bolzen mit dem Bogen und der Armbruſt, Steine mit Schleudern, auch ſchwere Körper mit Balliſten und Katapulten. Seit Erfindung der Feuerwaffen wurden Kugeln mit Pulverkraft aus denſelben geſchoſſen, in neuerer Zeit auch Langgeſchoſſe aus gezogenen Rohren. (S. Geſchoſſe.) Um gut zu ſchießen, muß das Feuerrohr richtig conſtruirt und nicht abgenutzt ſein, die Munition ſorgſam angefertigt und die Handhabung der Waffe oder Bedienung des Geſchützes mit Sorgfalt geſchehen. Beſonders wichtig aber iſt die richtige Beurtheilung der Entfernung des Ziels, und eine angemeſſene Ladung und Elevation. Die Linie, welche der Schwerpunkt des fortgetriebenen Geſchoſſes beſchreibt, heißt die Flugbahn. Im luftleeren Raume würde dieſelbe eine Parabel ſein, im lufterfüllten Raume wird ſie aber durch den Stoß der Pulverkraft, die Anziehung der Erde und den Luftwiderſtand nächſt andern Einflüſſen beſtimmt. Da man die Umſtände, welche auf die Flugbahn einwirken, nicht vollkommen in der Gewalt hat, ſo werden die Geſchoſſe immer etwas abweichen und unter möglichſt gleichen Verhältniſſen aus demſelben Geſchütz abgefeuert, den erſten Aufſchlag an verſchiedenen Punkten der horizontalen Ebene machen. Die Bahn nach dem erſten Aufſchlag iſt abhängig von der Form des Geſchoſſes, der Größe des Einfallwinkels, der Bodenbeſchaffenheit u. ſ. w. Beim S. iſt daher keine völlige Sicherheit, ſondern nur eine Wahrſcheinlichkeit des Treffens möglich und werden daher oft im Felde einige Probeſchüſſe nothwendig, um die erforderlichen Correcturen in der Richtung, im Aufſatz u. ſ. w. zu bewirken. Der Terrainſtrich, über welchem das Geſchoß in Zielhöhe (gegen Infanterie 6, gegen Cavalerie 9 F.) hinwegfliegt, heißt der beſtrichene Raum; je flacher die Flugbahn, deſto größer wird dieſelbe und deſto mörderiſcher die Schußwirkung ſein. Das Wort S. iſt auch für das bloße Feuern mit ſog. blinden Patronen (ohne Geſchoß) üblich.

Schießpulver ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, die bei ihrer Verbrennung eine große Menge sehr comprimirter Gase entwickelt, deren Ausdehnungskraft, durch die Hitze ansehnlich vermehrt, das Zertrümmern fester Umgebungen oder das Fortschleudern der in ihrer Wirkungssphäre liegenden beweglichen Körper zur Folge hat und mithin das Hauptagens aller Feuerwaffen ist. Wenn die Mischung völlig entzündet ist, so wird der Salpeter in seine Bestandtheile zersetzt; der Sauerstoff verbindet sich mit der Kohle zu Kohlensäure, das Kali mit dem Schwefel zu Schwefelkalium, und der Stickstoff der Salpetersäure wird frei. Als Rückstand nach der Verbrennung bleiben Schwefelkalium nebst kohlensaurem und schwefelsaurem Kali sowie die unverbrennlichen Bestandtheile der Kohle übrig. Dieser Rückstand zeigt sich bei feuchtem Wetter als Schleim und verhärtet sich bei warmem zur Kruste. Die Gase nehmen bei ihrer Entwickelung einen über 300mal größern Raum ein als die verbrannte Pulvermenge, dehnen sich aber durch die Hitze noch so außerordentlich aus, daß ihr Druck gleich dem 2000fachen (sogar bis zum 10000fachen) Druck der atmosphärischen Luft berechnet worden ist. Die Anfertigung des S. geschieht auf verschiedene Weise, kommt aber in folgenden Hauptpunkten überein. Die Materialien müssen in bester Beschaffenheit ausgewählt werden. Das Mischungsverhältniß muß so beschaffen sein, daß das S. möglichst viel Gase entwickelt und wenig Rückstand läßt, außerdem auf die Waffe nicht zu zerstörend wirkt. Diesen Anforderungen entspricht das Verhältniß von 74 Gewichtstheilen Salpeter, 10 Theilen Schwefel und 16 Theilen Kohle; doch kommen nach der Beschaffenheit der Materialien auch Abweichungen vor. Die Bestandtheile werden zerkleinert und gemengt, auch dabei angefeuchtet, dann zu harten Tafeln gepreßt und diese zerbröckelt, um Körner zu erhalten, welche gesiebt, getrocknet, sortirt, in Trommeln durch Umdrehen polirt, nochmals sortirt und getrocknet, endlich ausgestäubt werden. Die Ausführung dieser Arbeiten ist je nach dem Fabrikbetriebe verschieden. So geschieht z. B. das Kleinen und Mengen in Trommeln oder Stampf- oder Walzmühlen, das Körnen in Sieben oder in Walzwerken u. s. w. Nach der Beschaffenheit der Körner unterscheidet man gewöhnlich Kriegs-, Jagd- und Sprengpulver; das erstere ist Geschütz- oder Gewehrpulver. Sind die Körner ganz zu Staub zerrieben, so nennt man dies Mehlpulver; ist die Zerreibung nur unvollkommen, Knirschpulver. Die Untersuchung des Kriegsschießpulvers soll die äußern Eigenschaften, die relative Kraft (Größe und Gleichmäßigkeit der Wirkung) und die zerstörende Aeußerung desselben auf das Rohr (Offensivität) prüfen, auch das Pulver und den Rückstand chemisch analysiren. Zur Prüfung der Kraft wird der Rotationsapparat, der ballistische Pendel oder der Probirmörser angewendet. Neuerdings ist S. aus andern Bestandtheilen als den genannten erfunden worden, das sich aber erst bewähren muß. Die Erfindung des S., die sehr alt und im Orient zu suchen, wird den Chinesen oder Indiern zugeschrieben, von denen das Pulver die Araber erhalten haben sollen. Durch die Araber kam das S. nach Spanien, wo nach neuern Ermittelungen schon im 11. Jahrh. Feuergeschütze gebraucht worden sind. Von dort verbreitete es sich zunächst in Mitteleuropa; im 14. Jahrh. wurde es schon fast überall angefertigt. Daß in Deutschland der Mönch Berthold Schwarz (eigentlich Anklitzer, genannt niger) das S. erfunden habe, ist zu bezweifeln, wenigstens ist er nicht der erste Erfinder gewesen. Unter den neuern Werken über das S. sind hervorzuheben: San-Roberto, «Ueber Bereitung des S.» (deutsch von Teichert, Berl. 1853); Piobert, «Propriétés et effets de la poudre» (2. Aufl., Par. 1859); Napoleon III., «Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie» (fortgesetzt von Favé, Bd. 3, Par. 1862).

Schießscharten heißen Einschnitte in eine Erdbrustwehr oder Oeffnungen in einer Mauer, um der dahinter aufgestellten Artillerie oder Infanterie u. s. w. das Feuern zu gestatten, ohne ihnen die vordere Deckung zu entziehen. Die S. sind entweder Geschütz- oder Gewehrscharten. Letztere kommen nur in Mauern vor; bei Erdbrustwehren werden sie durch sog. Sandsackscharten ersetzt. Die untere Fläche der S., die Sohle, liegt für Gewehrscharten 4 F., für Geschütz $2\frac{1}{2}$—3 F. über dem Horizont, auf welchem der Schütze oder das Geschütz steht, und man nennt dies die Anschlags- oder Kniehöhe. Die Sohle ist mitunter nach vorn gesenkt, mitunter gehoben, meist wagerecht. Die Seitenwände oder Backen der Geschützscharten in Erdbrustwehren sind mit Faschinen oder Schanzkörben, auch wol blos mit Kopfrasen bekleidet. Die hintere Oeffnung ist nur so weit, daß der Kopf des Geschützes bequem eingebracht werden kann. Die vordere ist groß genug, um theils eine Seitenrichtung des Geschützes zu erlauben, theils die Bekleidung gegen das Verbrennen durch das eigene Feuer zu schützen; die obere Decke der gemauerten Scharten heißt Kappe. Im Bereich des feindlichen Gewehrfeuers müssen die hintern Oeffnungen durch Blendungen geschlossen werden. Der stehenbleibende Theil zwischen zwei S. heißt

Kasten; mehrere Scharten nebeneinander bilden eine Schartenzeile. Gekoppelte S. bestehen außen aus zwei Scharten und laufen in der Schartenenge in eine einzige zusammen.

Schievelbein (Hermann), ausgezeichneter Bildhauer, geb. zu Berlin 18. Nov. 1817, lernte bei Wichmann, trat aber früh selbständig auf und ging nach Petersburg, wo er an den plastischen Arbeiten für den Winterpalast und die Isaakskirche half. 1841 unterbrach er diese Beschäftigung, um in Berlin um den Preis für Rom zu concurriren, und später noch einmal, um die Ausführung einer der acht Gruppen für die Schloßbrücke zu erhalten. In beiden Bewerbungen glücklich, konnte S. in Rom 1843 das Modell zu der Gruppe des Jünglings, den Pallas in den Waffen unterrichtet, ausführen, dessen Uebertragung in Marmor in Berlin geschah. Das Werk gehört durch seine maßvolle und gesunde Schönheit zu den vortrefflichsten und anziehendsten Arbeiten der ganzen Reihenfolge. Während der Vollendung, die erst 1853 erfolgte, beschäftigten den Künstler zahlreiche andere monumentale Aufgaben. Zu diesen gehörten die sehr kolossalen Apostelgestalten für die Kirche zu Helsingfors in Finland und der große, in Hochrelief gearbeitete Fries für die Wände des griech. Hofs im berliner Neuen Museum, darstellend die Zerstörung von Herculanum und Pompeji, eine 200 F. lange Composition in fast lebensgroßen Gestalten, in Stuck an Ort und Stelle ausgeführt. S. zeigte darin Reichthum der Phantasie, Vielseitigkeit der Gestaltungskraft, die Fähigkeit, überreiche Massen in harmonischer Ordnung zu gliedern und durch eine Fülle von Schönheit dem Auge anmuthig zu machen. Eine andere große Hautrelief-Composition, in gebranntem Thon, fertigte er 1855 für den einen der beiden Portalthürme der Dirschauer Weichselbrücke. Dieses Werk stellt in fast doppelter Lebensgröße der Figuren die Unterwerfung der letzten heidnischen Elemente des preuß. Ordenslandes durch den Hochmeister Heinrich von Kniprode dar. Zur Ausführung in gebranntem Thon wurden von S. auch die Gestalten Luther's und Melanchthon's für das neue königsberger Universitätsgebäude, die Figuren der Monate für das Orangeriegebäude in Sanssouci und viele decorative Arbeiten modellirt. Anfangs der sechziger Jahre übertrug man ihm das Monument für den Freiherrn von Stein (für Berlin bestimmt), von dem er die Gestalt des Ministers selbst und die reichen Postamentsbildwerke vollendet dem Erzguß übergeben konnte. Die Modelle zu den großen Untersatzsculpturen zu dem Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III. von Bläser, deren Ausführung er gleichfalls übernommen, brachte er nicht mehr zu Stande. Er starb 6. Mai 1867. Seit 1860 war S. Professor an der berliner Akademie.

Schiff nennt man im allgemeinen jedes auf einem Kiele erbaute Fahrzeug, welches befähigt ist, See zu halten. Im engern Sinne bezeichnet man jedoch mit diesem Namen nur ein solches Fahrzeug, dessen Masten aus Stengen und Bramstengen zusammengesetzt sind und die Raaen (s. d.) haben. Die übrigen kleinern Fahrzeuge nennt man kurzweg «Fahrzeuge». Es gibt Kriegsschiffe (s. Marine) und Kauffahrteischiffe. Erstere heißen nach der Anzahl ihrer Kanonendecke Linienschiffe, Fregatten und Corvetten. Ein S. mit drei Masten, an deren jedem sich Stengen, Bramstengen und Raaen befinden, heißt ein Vollschiff, und ein Mast mit Stengen, Bramstengen und Raaen ein Vollmast. S. mit zwei vollen und einem Maste, an dem sich keine Raaen, sondern nur Gaffelsegel befinden, nennt man Barks, solche mit zwei vollen Masten Briggs und mit einem vollen und einem Barkmast Schoner. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines S. die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Ganzen zu geben, heißt Schiffsbaukunst. Dieselbe beruht auf der wissenschaftlichen, aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten Untersuchung der Eigenschaften eines S., insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Das S., namentlich ein großes Kriegsschiff, ist das kühnste, das sinn- und kunstreichste Bauwerk, in welchem nächst der äußern Form die Anlage und Vertheilung der innern Räume die größte Sorgfalt erfordert. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft, und der Platz, auf dem ein einzelnes S. gebaut wird, eine Helling oder ein Dock. Eine Helling ist eine geneigte Fläche von Bohlen, die über einem Balkenrostwerk lagern. Der Kiel des S. wird auf Klötze gelegt, und man nennt ein solches im Bau begriffenes S. auf Stapel stehend. Wenn das S. so weit fertig gebaut ist, daß es zu Wasser gebracht oder, technisch ausgedrückt, «vom Stapel laufen» kann, wird es auf eine schlittenartige Unterlage gekeilt, wodurch es von den Kielklötzen freikommt. Es werden dann die Balken, mit denen der Bau gestützt war, fortgenommen, und das dadurch freigewordene S. gleitet auf der geneigten Helling in das Wasser. Zum Ausbessern der S. unter Wasser werden jetzt überall Docks (s. d.) benutzt. — In der kirchlichen Architektur versteht man unter S. den mittlern größern Theil einer Kirche von der Halle an, wo der Glockenthurm steht, bis an den Altar. — In der Buchdruckerkunst heißt S. diejenige Vorrichtung, auf welche der Setzer den Satz nach

und nach so lange hinstellt, bis die nöthige Länge der Seite erreicht ist, um letztere, nachdem sie mit Bindfaden festgebunden, auf ein dazu bereit stehendes Bret stellen zu können.

Schiffahrt ist entweder Binnenschiffahrt, wenn sie auf Landseen, Flüssen und Kanälen, oder Küstenschiffahrt (franz. cabotage), wenn sie zwischen benachbarten Seestädten eines und desselben Landes, oder Seeschiffahrt, wenn sie auf der offenen See betrieben wird. Durch die S. wird nicht allein der Handel befördert, sondern sie hat auch wesentlich beigetragen zur Bereicherung des menschlichen Wissens, und ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die Phönizier werden für die ersten Meister der S. gehalten. Dieselben unternahmen weite Handels- und Entdeckungsreisen, hüllten sie aber stets in Geheimniß. Wahrscheinlich haben sie schon Afrika umschifft. Nächst ihnen waren die Inselgriechen, die kleinasiat. Jonier, vorzüglich aber die Karthager im Alterthum wegen ihrer S. berühmt. Im Mittelalter zeichneten sich die Normannen durch ihre kühnen Fahrten zur See aus, die sogar bis Amerika gingen, späterhin besonders die ital. Seestaaten, Venedig, Genua, Pisa und das dalmatische Ragusa. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Kompasses konnten sich die Seefahrer mit größerer Sicherheit auf den Ocean wagen. Wesentlich wurde später die S. gefördert durch die Erfindung des Octanten und Sextanten durch Halley, die Vervollkommnung der Seeuhren durch Harrison und die von G. Mercator verbesserten Seekarten. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die S. mit größerm Eifer zu betreiben; Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Die mehr und mehr sich ausbildende Schiffbau- und Schiffahrtskunst verminderten die frühern Gefahren der S. um vieles, sodaß die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen machen und den Handel besonders zu hohem Flor bringen konnten. Gegenwärtig sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geogr. Lage, ihre reichen Colonien und ihre gewaltige Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten S. und der meisten Kauffahrtei- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europas. Dagegen sind Holland, Portugal und Spanien, die ehemals England den Rang streitig machten, von ihrer Höhe herabgesunken. Die Franzosen, deren S. in neuerer Zeit wieder bedeutend gestiegen, erwarben sich insbesondere das große Verdienst, die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt und die Schiffskunst zuerst auf wissenschaftliche Regeln gebracht zu haben. Besondere Beachtung verdient gegenwärtig auch die großartige Entwickelung der nordamerik. Marine. Bedeutende Anstrengungen hat in neuerer Zeit auch Rußland gemacht, um seine S. emporzubringen. Im allgemeinen erfuhr die S. die wesentlichste Umgestaltung und Erweiterung durch die Erfindung des Dampfschiffs (s. d.) und die Anwendung der Propellerschraube (s. d.). Vgl. Benedict, «Versuch einer Geschichte der S. und des Handels der Alten» (Lpz. 1806); Heeren, «Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (5 Bde., 5. Aufl., Gött. 1824—26).

Schiffahrtskunde oder Nautik heißt in der engern Bedeutung die Steuermannskunst (s. Steuermann), im weitern Sinne die Kenntniß dessen, was bei der Schiffahrt zu wissen nöthig ist. Dahin gehören, außer den Hülfswissenschaften, wie Geographie, Astronomie, Mathematik, Physik, Mechanik und Handelswissenschaften, nächst der Steuermannskunst im engern Sinne die Schiffbaukunst, die Kenntniß des Seerechts, des Seekriegs und insbesondere die Bekanntschaft mit den früher von andern zu Wasser gemachten Erfahrungen. Vgl. Freeden, «Handbuch der Nautik» (Oldenb. 1864); Werner, «Die Schule des Seewesens» (Lpz. 1866).

Schiffahrtsschulen oder Navigationsschulen nennt man diejenigen Lehranstalten, auf denen die Seeleute den zur Navigirung eines Schiffs nöthigen theoretischen Unterricht empfangen. Die Zöglinge lernen daselbst mit den nöthigen Beobachtungsinstrumenten umgehen und die gemachten Beobachtungen und Messungen von Gestirnshöhen berechnen, zum Zwecke der Ortsbestimmung durch Länge und Breite. Diese Berechnungen gründen sich sämmtlich auf die Mathematik, namentlich auf ebene und sphärische Trigonometrie. Deshalb soll die Mathematik auch den Hauptgegenstand des Unterrichts auf den S. bilden. Da jedoch die Vorbildung der Schüler meistentheils eine zu geringe ist, so sieht man häufig von der wissenschaftlichen Begründung der nautischen Rechnungen ab und lehrt dieselben nur mechanisch, was für die Handelsmarine im allgemeinen auch ausreicht. Der Cursus der S. ist verschieden. In Preußen, wo mehr der wissenschaftliche Unterricht in den Vordergrund tritt, dauert derselbe 18 Monate, wovon 12 Monate auf die Steuermanns- und 6 Monate auf die Schifferklasse kommen. Ehe die Schifferklasse von den Schülern besucht werden darf, müssen sie nach Absolvirung der Steuermannsklasse und abgelegtem Examen 18 Monate als Steuermann zur See gefahren haben. In Hamburg wird der Unterricht praktischer betrieben, und der Cursus dauert dort, je nach den Fähigkeiten

der Schüler, nur 4—6 Monate. Nach den Gesetzen des Norddeutschen Bundes sollen jedoch in allen zu diesem gehörigen Staaten die Anforderungen hinsichtlich der Ausbildung der Seeleute die gleichen sein, und man sah 1867 der Einführung eines einheitlichen Modus in den deutschen Küstenstaaten entgegen. Die deutschen S. sind anerkannt die besten.

Schiffahrtsverträge sind eine Untergattung der Handelsverträge (s. d.) und erstrecken sich wesentlich auf die Begünstigungen, welche die sie abschließenden Staaten einander in ihrer Schiffahrt und den auf derselben lastenden Abgaben und Förmlichkeiten bewilligen. Sofern die betreffende Flagge den unter ihr eingehenden Gütern niedrigere Zölle herbeiführt, geben die bezüglichen Verträge den Anlaß zu Differentialzöllen (s. d.). Wie mit dem Eintritte der früher vermißten Sicherheit der Personen und ihres Verkehrs die ursprüngliche Veranlassung zu Handelsverträgen überhaupt fast überall hinwegfiel, trat auch das erste Motiv zu S. mehr und mehr in den Hintergrund, und gegenwärtig beruht dasselbe hauptsächlich in dem Princip der Differentialzölle. Bevorzugungen, welche der Schiffahrt der einen Nation gewährt werden, also Benachtheiligungen dritter Nationen, rufen natürlich auf andern Seiten das Bestreben hervor, jene Vortheile auch der eigenen Nation zu gewinnen und folgerecht Gegenerleichterungen zu gestatten, deren Verallgemeinerung endlich den Anlaß zu solchen Verträgen ganz aufheben muß.

Schiffbruch. Im allgemeinen versteht man unter S. jede schwerere, durch die Elemente herbeigeführte Beschädigung eines Schiffs, bei der das Leben der Besatzung in Gefahr kommt. Die häufigste Art des S. ist das Stranden, wobei das Fahrzeug durch die Gewalt des Sturmes und der Wellen an die Küste geworfen und dort meist nach kurzer Zeit zertrümmert wird. Gleichbedeutend mit Stranden ist Scheitern, nur daß sich dieses mehr auf das Auflaufen auf Klippen bezieht. Eine besondere Art des S. ist das Kentern oder Umwerfen des Schiffs durch einen plötzlichen Windstoß. Es tritt ein, wenn der Schwerpunkt zu hoch liegt und die Segel nicht zeitig genug fortgenommen werden, oder wenn die Ladung aus leicht verschiebbaren Stoffen, wie Getreide, Salz u. s. w., besteht und nicht Vorkehrungen getroffen sind, um bei schiefer Lage des Schiffs das Uebergehen der geladenen Gegenstände nach einer Seite zu verhindern. Nicht immer sind die Elemente schuld an den Schiffbrüchen. Sehr häufig werden sie durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit herbeigeführt, wenn der Ort des Schiffs nicht genau ermittelt und ein falscher, auf die Küste oder auf Untiefen führender Curs gesteuert wird. Die Zahl der Schiffbrüche ist jährlich sehr groß. In den engl. Gewässern allein kommen durchschnittlich im Jahre 6—800 vor, und im ganzen kann man die Zahl solcher Unglücksfälle auf 6—8000 jährlich veranschlagen. Man hat Beispiele, daß ein einziger Wirbelsturm in der Nordsee und dem Kanal 300 Fahrzeuge vernichtete. Im chines. Meere gehen oft durch einen Teifun 800—1000 Dschunken verloren.

Schiffbrücken heißen solche Brücken, deren Fahrbahn auf Kähnen oder Pontons ruht, die in kurzen Entfernungen voneinander, mit ihrer Länge nach der Richtung des Stroms gestellt, durch Anker festgehalten werden. Die S. werden auf solchen Flüssen gebraucht, deren Breite, Tiefe und Geschwindigkeit die Erbauung anderer Brücken nicht erlauben oder an Stellen, wo der Eisgang oder der Wasserstand eine zeitweise Beseitigung der Brücke erfordern, oder wo die Schiffahrt die öftere Herstellung einer geräumigen Durchfahrtsöffnung verlangt. Die S. sind so eingerichtet, daß ein im Fahrwasser liegender Theil leicht aus- und eingefahren werden kann, um Schiffe durchzulassen. Im Kriege finden die S. behufs des Ueberschreitens der Flüsse wegen ihrer leichten und raschen Herstellbarkeit durch das Pioniercorps mittels transportabler Pontons eine häufige Anwendung. Die älteste Schiffbrücke, von welcher die Geschichte Nachricht gibt, ist die, welche Xerxes 480 v. Chr. über den Hellespont bauen ließ.

Schifferinseln, s. Samoainseln.

Schiffsbaukunst, s. Schiff.

Schiffsgeschütz unterscheidet sich von dem auf dem Lande gebrauchten hauptsächlich durch das größere Kaliber und eine andere Construction der Lassetten. In neuester Zeit und seit Einführung der Panzerschiffe werden am Bord nur noch 7-, 8-, 9-, 11- und 12zöllige gezogene oder, wie in Amerika, 11—15zöllige glatte Geschütze verwandt, die mit einer Pulverladung von 16—75 Pfd. ein Vollgeschoß oder eine Granate von 100—600 Pfd. schleudern. Diese mächtigen Geschosse sind darauf berechnet, die 5—9zölligen Panzerplatten zu durchschlagen. Die Construction der Geschützröhre ist sehr verschieden. Die glatten sind gewöhnlich von Gußeisen, während die gezogenen aus Gußstahl oder Schmiedeeisen hergestellt werden. Das Abfeuern geschieht durch Hämmer oder Frictionsschlagröhren. Die Lassetten werden in neuerer Zeit aus Schmiedeeisen gemacht. Dieselben haben nur kleine Metallräder und ruhen fast sämmt-

auf Schlitten. Letztere führen ebenfalls kleine querlaufende Räder, die an Bord ihren Drehpunkt haben und mit dem Hintertheile auf metallenen, in das Deck eingelassenen Kreisschienen laufen, durch welche Einrichtung eine leichtere Seitenrichtung der Geschütze erzielt wird.

Schiffshalter oder Schildfisch (Echeneis), eine Fischgattung, welche sich durch eine flache, auf dem Kopfe liegende Saugscheibe auszeichnet. Diese aus einer Umgestaltung der vordern Rückenflosse hervorgegangene Saugscheibe besteht aus einer verschiedenen Zahl von quer gestellten, senkrecht aufrichtbaren, am Hinterrande mit einer Reihe von Hakenzähnen versehenen, gleichhohen, parallelen Platten, die durch eine unbewegliche, die Scheibe der Länge nach scheidende Leiste in zwei gleiche Theile zerlegt werden. Indem nun mittels eines die Scheibe umgebenden ovalen Ringmuskels der Scheibenrand angespannt, erhoben und an den Gegenstand angedrückt wird, so entsteht durch Aufrichtung der Platten ein luftleerer Raum, wodurch die Scheibe so fest anhaftet, daß es oft schwer ist, einen solchen Fisch mit der Hand allein von dem Gegenstande abzureißen, an welchem er sich festgesogen (angeschröpft) hat. Diese Fische heften sich an andere größere Fische, namentlich Haie, aber auch an Schiffe an und lassen sich so herumschleppen, um vielleicht leichter in den Besitz ihrer Nahrung zu gelangen. Schiffe oder auch nur Boote aufzuhalten vermögen sie jedoch nicht. Die meisten Arten leben in den wärmern Meeren; ihr Fleisch ist nicht eßbar. Der große S. (E. Naucrates), welcher sich in allen Meeren findet, hat eine abgerundete Schwanzflosse und 22 Platten in der Saugscheibe und wird 5 F. lang. Weit kleiner ist der kleine S. (E. Remora), welcher im Mittelmeere gemein ist und schon den alten Griechen und Römern bekannt war; er hat eine ausgeschnittene Schwanzflosse und 18 Platten in der Saugscheibe und wird ½—1 F. lang.

Schiffsjournal, s. Journal.

Schiiten, d. h. Anhänger, heißen im Gegensatz zu den Sunniten (s. d.) bei den Mohammedanern alle diejenigen, welche den vierten Khalifen Ali-ben-Abu-Taleb (s. d.), den Schwiegersohn Mohammed's, für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's erklären und deshalb die drei ersten Khalifen Abubekr, Omar und Osman, ingleichen die Dynastie der Omejjaden als usurpatorische Khalifen betrachten. Die S. legten dem Ali schon im 1. Jahrh. mohammed. Zeitrechnung fast göttliche Eigenschaften bei und feiern als Hauptfest den Todestag des zweiten Sohnes des Ali, Husein, welcher in dem Treffen bei Kerbela 680 n. Chr. überwältigt und erschlagen wurde. Diese ursprünglich mehr polit. als religiöse Spaltung hat in den mohammed. Staaten früher viele Kriege und Aufstände veranlaßt. Gegenwärtig hat die Partei der S. besonders in Persien ihren Sitz, seitdem Schah Ismail, der Stifter der Dynastie der Safiden, sie dort um 1512 zur herrschenden machte.

Schikaneder (Emanuel), der Verfasser des Textes zur «Zauberflöte», wurde zu Regensburg 1751 geboren. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er auf den Bühnen mehrerer österr. Städte als Komiker vielen Beifall. Auch begann er sehr bald Opern und Singspiele zu schreiben, die, je nach dem Componisten, dem sie in die Hände fielen, mehr oder minder Glück machten. Seinen Text zur «Zauberflöte», der durch Mozart's Musik berühmt wurde, hat man als Dichtung meist zu scharf beurtheilt. Sie ist in der metrischen und dialogischen Ausführung fehlerhaft und unbeholfen, dagegen schlingt sich doch eine echt poetische Grundidee durch das Gewebe. Im Schau-, Lust- und Trauerspiel versuchte sich S. ohne Erfolg, wie seine «Theatralischen Werke» (2 Bde., Wien 1792) beweisen. Durch die «Zauberflöte», deren volksthümliche Melodien, wie man behauptet, der Verfasser dem Componisten zum Theil angegeben haben soll, sowie durch Kenntniß und Benutzung dessen, was die Menge des Publikums anzog, hatte sich S. allmählich in Prag, wo er eine Zeit lang die Direction des Theaters führte, und später in Wien, wo er dem Leopoldstädtischen Theater vorstand, einiges Vermögen erworben. Er unternahm damit in Wien die Errichtung eines neuen großen Theaters auf der Wieden (das sog. Theater an der Wien), welches er sowol äußerlich als innerlich mit einem Glanze und einer Vollkommenheit ausschmückte, die Zeugniß von seiner Bühnenkenntniß gaben. Dieses Theater wurde 13. Juni 1801 mit der Oper «Alexander» von Teyber eröffnet, und die Wiener sahen hier zum ersten mal auf den Bretern einen Zug von 40 Pferden erscheinen. Trotz des Glücks, welches seine Speculation häufig begleitete, kam S. durch seine Neigung zum Lebensgenuß in seinen ökonomischen Umständen zurück. Er mußte die Direction des von ihm gegründeten Theaters niederlegen und starb 21. Sept. 1812 zu Wien in ziemlicher Dürftigkeit.

Schild. Der S. war im Alterthume und Mittelalter eine Vertheidigungswaffe gegen jeden Angriff und als solche von besonderm Nutzen. Ihn kannten die Aegypter und Juden wie die Griechen. Nach Plinius und Apollodorus soll ihn der König Akrisius von Argos nebst seinem

Bruder Proetus erfunden haben. In der Form waren die S. in den verschiedenen Zeiten und bei den einzelnen Völkern sehr abweichend, doch scheint die viereckige und runde Form die Urform aller übrigen gewesen zu sein. Ihre Größe richtete sich nach der größern oder geringern Vollkommenheit der Angriffswaffen, nach dem Geschmacke des Volks selbst, und je nachdem sie für das Fußvolk oder für die Reiterei bestimmt waren. Der griechische S., der S. von Argos, war rund, aber bald größer, bald kleiner, von Holz, Weidenflechtwerk u. s. w. gefertigt, mit Fell überzogen und am Rand herum mit Metall, der bessern Haltbarkeit wegen, beschlagen. S. aus Metall waren eine Seltenheit und meist von kostbarer, ausgezeichneter Arbeit, wie z. B. in der Homerischen Sage der S. des Achilles, eine Arbeit des Vulkan. Auf der Mitte des S. war öfters eine Erhöhung von Metall, ein Buckel, in Form einer Halbkugel angebracht, welcher dazu diente, dem Schildträger eine größere Sicherheit gegen den Wurf zu gewähren. Getragen wurde der S. an Querhölzern oder ledernen Riemen, durch welche man den linken Arm steckte. Bei allen Völkern des Alterthums gehörte der S. zu den Ehrenwaffen; es galt für die größte Schande, denselben wegzuwerfen. Auf dem S. ruhte der Krieger aus; auch diente er in Griechenland als Wiege für die Kinder. Auf dem S. erhob man Personen zum Zeichen des Erwähltseins als Befehlshaber und Herrscher, wie dies mit Brennus, den Kaisern Julian, Anastasius u. a. geschah. Diese Gebräuche gingen auch in das Mittelalter über, und namentlich finden sie sich bei deutschen Völkerstämmen. Der S. wurde aber auch frühzeitig durch seine Form und Farbe zum Unterscheidungszeichen für ganze Völker und durch Ausschmückung für einzelne Familien und Personen. Aus den Schildbildern entstanden die Wappen (s. d.), welche zwar schon im Alterthum vorkommen, aber erst im Mittelalter allgemeiner wurden. Der runde S. verdrängte allmählich alle andern Schildformen und wurde Tartsche oder Rundtartsche (rondache) genannt. Die anfangs einfachen Unterscheidungszeichen wurden nun zu vollständigen Wappen. Die Einführung des Schießpulvers brachte auch die S. außer Brauch.

Schilda, officiell Schildau, ein Städtchen im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, $1^3/_4$ M. im Südsüdwesten von der Kreisstadt Torgau, bei einem Braunkohlenlager gelegen, zählt 1590 E. (Ende 1864), die sich mit Lein- und Wollweberei beschäftigen. Die Stadt ist der Geburtsort des Generals Gneisenau. Wie anderwärts Scheppenstedt, Polkwitz u. s. w., so schreibt man den Bewohnern von S. große Anlage zu allerlei lächerlichen Streichen zu, und einen unbesonnenen Streich pflegt man einen Schildbürgerstreich zu nennen. Eine Menge von Schwänken, die im Mittelalter umliefen, ohne an einen bestimmten Ort geknüpft zu sein, wurde durch das 1598 erschienene Buch von den Schildbürgern an die Stadt S. gewiesen. 1747 hat Langner eine eigene Ehrenrettung dieses sächs. Abdera geschrieben.

Schilddrüse (glandula thyreoidea) ist ein Organ des menschlichen Körpers, welches seine Lage am Halse vor dem Kehlkopfe (und zwar am Schildknorpel desselben) und dem Anfangsstücke der Luftröhre hat und uns hinsichtlich seiner Function noch ganz unbekannt, wegen seiner häufigen Anschwellung aber, die den dicken Hals oder Kropf (struma) bildet, dem Laien sehr bekannt ist. Es ist dieses Organ eine Drüse ohne Ausführungsgang und besteht aus einer Menge von Läppchen, welche aus runden Bindegewebsfasen und Drüsenbläschen zusammengesetzt sind und von zahlreichen Blut- und Lymphgefäßen durchzogen werden. Wahrscheinlich wird in der S. ein besonderer Saft bereitet, der durch die Lymphgefäße dem Blute zugeführt wird.

Schilderbent heißt eine Vereinigung niederländ. Maler, deren Errichtung schon zu Rafael's Zeit stattgefunden haben soll, und die hauptsächlich im 17. Jahrh. zu Rom blühte. Diese Gesellschaft oder Malerbund hatte den Zweck, die Landsleute zu gegenseitiger Förderung im Studium und Leben zusammenzuhalten. Man versammelte sich in einem Wirthshause in der Nähe der Bäder des Diocletian. Es war Sitte, den Mitgliedern einen Bentnamen beizulegen. Dies geschah mit allerlei Tauferemonien bei der Aufnahme, welche überhaupt mit mancherlei absonderlichen Gebräuchen, bei denen Schmaus und Zechen nicht die letzte Rolle spielten, verknüpft war. Im Laufe der Zeit artete der Verein zu anhaltenden bacchantischen Gelagen aus. Die Geistlichen begannen dagegen zu eifern, und der Papst Clemens XI. machte dem bereits aller Sitte Hohn sprechenden Unwesen 1720 ein Ende.

Schilderung nennt man die auf die Anregung der Phantasie berechnete Beschreibung eines bestimmten Gegenstandes oder Ereignisses, in der Poesie sowol wie in der Prosa. Ihr Grundgesetz ist daher lebendige Anschaulichkeit und scharfe Individualisirung. Lessing's «Laokoon» ist die unvergängliche Stillehre echter künstlerischer S. Nur ein plastisches Auge kann künstlerisch schildern; je schlechter ein Dichter und Redner ist, desto mehr verfällt er in Wortschwall. Die echte S. ist immer einfach wie die Natur.

Schildknappe, ſ. Knappe.

Schildkrot oder Schildpatt nennt man das der Hornſubſtanz (ſ. Horn) nahe verwandte Material, woraus die äußere Bedeckung der Rückenſchale bei den Schildkröten gebildet iſt, und welches zu Kämmen, Brillengeſtellen, Doſen, Meſſerſchalen u. ſ. w. verarbeitet wird. Nur wenige Schildkrötenarten liefern daſſelbe in hinreichender Schönheit und Dicke, um ſolche Verwendung zu geſtatten. Obenan ſteht in dieſer Beziehung die Schuppen- oder echte Carett-Schildkröte (Chelonia imbricata), deren Rückenſchild 13 dachziegelartig übereinandergreifende Platten darbietet von durchſcheinender gelber Farbe mit braunen Flecken und Flammen. Dieſe Art kommt in der ganzen heißen Zone vor, wird bis 200 Pfd. ſchwer und gibt 3—8 Pfd. Schildpatt. Viel ſchlechter iſt das S. von der unechten Carette oder Caguana (Chelonia caretta, Ch. europaea), der griech. Schildkröte (Testudo graeca) u. a. Je dicker und durchſcheinender das S. iſt und je feuriger ſeine Farben ſind, deſto mehr wird es geſchätzt. Es läßt ſich ſpalten, erweicht in der Hitze des kochenden Waſſers und kann dann beliebig gebogen, in Formen gepreßt, auch durch Druck zuſammengeſchweißt (gelöthet) werden. Seine Bearbeitung geſchieht wie jene des Horns durch Zerſägen, Raſpeln und Schaben, das Poliren mit Bimsſteinpulver und Tripel. Eine (den Kenner nicht täuſchende) Nachbildung des S. wird aus gelbem durchſcheinendem Horn dargeſtellt, welchem man durch eine ſtellenweiſe aufgetragene Beize von Kalk und Bleiglätte die braunen Flecken ertheilt.

Schildkröten bilden eine Ordnung der Lurche oder Reptilien und zeichnen ſich durch den Knochenpanzer aus, welcher durch das Zuſammenwachſen von Hautknochen mit den Knochen des innern Skelets gebildet und in das Rückenſchild und das Bauchſchild unterſchieden wird. An erſterm nehmen die Wirbel des Rückens und Beckens und die Rippen, an letzterm das Bruſtbein Antheil. Die Verknöcherung und Verſchmelzung der bildenden Theile iſt indeſſen ſehr ungleich; am feſteſten ſchließt der Panzer bei den Seeſchildkröten zuſammen. Aeußerlich iſt dieſer Panzer meiſt mit Hornplatten überzogen, welche durch Hitze ablösbar ſind und von manchen Arten das für viele techniſche Zwecke ſehr geſchätzte Schildpatt oder Schildkrot (ſ. d.) liefern; ſelten iſt der Ueberzug lederig. Kopf und Füße können bei vielen ganz unter den Panzer zurückgezogen werden. Die Augen ſind durch eine Nickhaut und zwei bewegliche Lider geſchützt. Die Kiefern ſind zahnlos, haben aber einen hornigen Ueberzug und ſind auf den Kanten ſchneidend oder auch ſägeförmig eingeſchnitten. Vermöge der ſehr kräftigen Kaumuskeln können die S. heftig beißen und manche durch ihre Biſſe ſelbſt den Menſchen gefährlich werden. Zur Nahrung dienen den Landſchildkröten hauptſächlich Pflanzen, aber auch allerhand Gewürme und Inſektenlarven, den Flußſchildkröten Fiſche, Waſſermolche, Blutegel und Waſſerinſekten und den Seeſchildkröten Fiſche, Krabben und Schalthiere; doch ſtellen manche auch kleinen Waſſervögeln und ſchwimmenden Säugethieren nach. Faſt alle ſind ſtumm und nur wenige, wie die Lederſchildkröte, ſtoßen verwundet ein rauhes, weithin hörbares Geſchrei aus. Sie haben ein ſehr zähes Leben und können lange ohne Nahrung ausdauern. Die Eier, welche rund oder länglich oder faſt cylindriſch ſind, haben eine kalkige, zähe Schale und enthalten viel thieriſches Oel, weshalb ſie von den Schildkrötenjägern an den Fortpflanzungsorten eifrig eingeſammelt werden. Die S. legen die Eier an Stellen, wo die Sonne ſie ausbrüten kann, und verſcharren ſie gewöhnlich im Sande. Das Fleiſch der meiſten S. iſt eßbar und von manchen ſogar ſehr ſchmackhaft. Man theilt die S. in vier Familien: 1) Landſchildkröten, äußerſt ſchwerfällige, unbeholfene Thiere mit dicken, ſchwieligen Klumpfüßen und feſtem Panzer, unter den Kopf, Schwanz und Füße gänzlich zurückgezogen werden können, zu denen die in Südeuropa gemeine griechiſche Landſchildkröte (Testudo Graeca) gehört, deren Fleiſch gegeſſen und zu Schildkrötenſuppen verwendet wird. 2) Flußſchildkröten, mit Füßen, deren feine Zehen durch Schwimmhäute verbunden ſind, von denen die gemeinſte, die europäiſche Sumpfſchildkröte (Emys Europaea), im öſtl. Deutſchland häufig gefunden wird; auch ihr Fleiſch wird gegeſſen. Die Eier der Arrauſumpfſchildkröte (Emys Arrau), welche zu Millionen auf den Inſeln des Orients abgelegt werden, liefern den dortigen Einwohnern Oel an die Speiſen und in die Lampen. Die im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas lebende amerikaniſche Schweifſchildkröte (Chelydra serpentina), wegen ihrer Bösartigkeit und grimmigen Biſſe ſehr gefürchtet, und die gefranſte Rüſſelſchildkröte (Chelys fimbriata) oder Matamata in Südamerika, ein wunderlich und ſehr widerlich geſtaltetes Thier, deſſen Fleiſch aber für ſchmackhafter als das aller andern S. gilt, gehören hierher. 3) Dreiklauen (Trionychida) mit nur drei Klauen an den großen, bis zum Ende mit Schwimmhäuten verſehenen Ruderfüßen und ſehr unvollſtändigem Panzer, leben im ſüßen Waſſer und ſind ſehr gefräßige Raubthiere, welche wüthend um ſich beißen und ſchwere

Wunden hervorbringen; deshalb fürchtet man besonders die bissige Hautschildkröte (Trionyx ferox), welche in den Flüssen Georgiens, Floridas u. s. w. lebt und selbst junge Alligatoren wüthend anfällt. 4) Meerschildkröten mit Flossen statt Füßen, zu denen die echte Carettschildkröte (Chelonia imbricata) und die Riesenschildkröte (Chelonia Midas) gehören. Die Platten des Rückenschildes der erstern geben das beste Schildkrot, welches man vom lebenden Thiere dadurch abtrennt, daß man seine gewölbte Seite den Strahlen eines starken Feuers aussetzt. Nach dieser grausamen Operation wirft man die S. wieder ins Meer, um im nächsten Jahre vielleicht eine zweite Ernte von ihnen machen zu können. Die Carettseeschildkröte (Chelonia Caretta) gibt das Carett. Das Fleisch und die Eier der Riesenschildkröte, welche 6—7 F. lang und 7—8 Ctr. schwer werden kann, bilden einen nicht unbedeutenden Handelsartikel an fast allen tropischen Küsten; auch werden lebende Riesen-Seeschildkröten von Jamaica aus nach England verschifft.

Schildläuse (Coccina) bilden unter den Insekten eine in viele Gattungen und Arten zerfallende Familie der Halbflügler; die Weibchen sind ungeflügelt und mit einem deutlichen Saugrüssel versehen, die Männchen geflügelt und meist ohne deutlichen Rüssel. Die rundlichen, halbkugeligen oder schildförmigen Weibchen saugen sich mit dem Rüssel an Baumrinden und Blättern fest, legen die Eier unter sich und bleiben gewöhnlich unbeweglich darauf sitzen. Nach dem Tode des Weibchens kriechen dann die Jungen hervor und suchen sich auf der Pflanze einen bequemen Platz zum Anfaugen. Da sie die Säfte der Pflanzen aussaugen und sich schnell vermehren, so sind sie den Gewächsen oft schädlich und den Gärtnern mit Recht verhaßt. Durch Abbürsten und Abwaschen der Pflanzen mit einer Tabacksabkochung können sie vertilgt werden. In Treibhäusern sind die Orangenschildlaus (Coccus Hesperidum) und die Kaffeeschildlaus (C. Adonidum) oft eine große Plage. An den Pfirsichbaumzweigen findet sich die Pfirsichschildlaus (C. Persicae), und an den Astquirlen der Fichten bildet die Fichtenquirlschildlaus (C. racemosus) braune Blasen, sodaß die Zweige oft ein schwarzes Ansehen bekommen und absterben. Die rothgefärbte Gummilackschildlaus (C. Lacca) lebt in Ostindien auf dem indischen Feigenbaum (Ficus Indica), dem heiligen Feigenbaume (Ficus religiosa) u. s. w., aus denen durch ihren Stich der Milchsaft ausfließt, die Thierchen überzieht und erhärtet, der so als Gummilack oder Schellack (s. d.) in den Handel gebracht wird. Die Mannaschildlaus (C. manniparus) bewirkt durch Anstechen der Mannatamariske das Hervorquellen einer an der Luft bald erhärtenden, aber beim Regen herabträufelnden Mannaart. Einige S. liefern Farbestoffe, wie die Cochenillschildlaus und die Kermesschildlaus. (S. Cochenille und Kermes.)

Schildwache, Schildwacht, heißt derjenige Soldat, dem ein bestimmter Posten zur Bewachung im allgemeinen oder als Ehrenposten insbesondere angewiesen ist. Der Posten vor dem Gewehr, d. h. bei jeder Wache unmittelbar vor derselben, hatte ehemals die dort aufgehängten Schilde zu beaufsichtigen, wodurch wol die Benennung entstanden. Ehrenposten in Garnisonen haben gewöhnlich zum Untertreten bei schlechtem Wetter kleine hölzerne Häuschen, Schilderhäuser genannt. Die S. ist auf ihrem Posten unverletzlich und jedes gegen sie begangene Verbrechen wird mit verdoppelter Strenge bestraft. Sie hat das Recht, die Leute bei einem Auflauf auseinander zu weisen und Ruhestörer zu verhaften. Dagegen darf sie nie ihr Gewehr aus der Hand setzen, sich nicht über 20 Schritt von ihrem Posten entfernen, nicht Taback rauchen, keine Geschenke annehmen und mit niemand außer ihrem Vorgesetzten sprechen. Bei der Ablösung überliefert der Mann dem neueintretenden alle besondern Befehle, welche für den Posten gegeben sind.

Schilf ist der allgemeine Name für hohe, dickhalmige, in Gewässern und an nassen Stellen wachsende Gräser, welche die mit langen, silberglänzenden Haaren besetzten Aehrchen in endständiger Rispe tragen. Man unterscheidet zwei Gattungen, das Schilfrohr (Phragmites) und das Pfahlrohr (Arundo). (S. Rohr.) Auch der ebenfalls im Wasser wachsende grasartige Rohrkolben (Typha L.), welcher den Typus einer besondern Pflanzenfamilie (Typhaceen) abgibt, wird öfters S. genannt oder als Böttcherschilf unterschieden, weil die Blätter des breitblätterigen Rohrkolbens (Typha latifolia) von den Böttchern zwischen die Faßdauben gezogen werden, damit sie, durch Feuchtigkeit schnell anschwellend, die entstandenen Lücken zwischen den Dauben schließen. Bei der Gattung Typha sind eingeschlechtige Blüten vorhanden, welche in zwei besondern Gruppen, eine über der andern eingefügt, am Ende des runden, blattlosen, oft mannshohen Stengels stehen, und bald dicht aneinanderstoßen, bald durch einen Zwischenraum getrennt sind. Beide Gruppen pflegen walzenförmig zu sein; die männlichen Blüten bilden die obern, die weiblichen die untern. Erstere bestehen aus 2—4 monadelphischen, von Borsten umgebenen Staubgefäßen, letztere aus einem gestielten, ebenfalls von Borsten umringten Stengel

mit fadenförmigem Griffel. Mit dem Blütenstaub des gemeinen Rohrkolbens (T. latifolia) wird oft der Bärlapp verfälscht. Uebrigens bedienen sich auf dem Lande die Mütter der pulvenigen kleinen Blüten auch als Einstreupulver bei kleinen Kindern. Die dicklichen langen Blätter werden auch als Emballage für Glaswaaren gebraucht.

Schill (Ferdinand von), bekannt als kühner Parteigänger, war zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien 1773 geboren und trat 1788 in die preuß. Armee. Als Dragonerlieutenant bei Auerstädt 1806 verwundet und versprengt, schleppte er sich bis Kolberg in Pommern. Nach seiner Genesung entwarf er den Plan, ein Freicorps zu errichten, um die franz. Brandschatzungen in der Provinz zu verhindern und alles königl. Eigenthum, Kassen u. s. w. nach Kolberg zu führen. Nicht ohne Mühe erhielt er von dem Commandanten Loucadou zwei Dragoner seines ehemaligen Regiments, zu denen sich bald andere Freiwillige gesellten. Seine Entschlossenheit, sein Muth und seine Schlauheit in Ueberfällen machten ihn beim Feinde gefürchtet, und meist kehrte er von seinen Streifzügen siegreich und mit Beute und Gefangenen zurück. Doch Loucadou untersagte ihm endlich seine Unternehmungen, und S. suchte beim König selbst die Erlaubniß zur Errichtung eines Freicorps nach. Er erhielt sie, und in wenigen Wochen standen drei Schwadronen Husaren, eine reitende Jägercompagnie und ein Bataillon Infanterie von 400 Mann, zusammen gegen 1000 Mann mit drei 3pfündigen Kanonen, ausgerüstet da. Seine Absicht ging dahin, am Ausflusse der Oder, auf der Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen und von hier im Rücken des franz. Heeres zu operiren. Zwei nachtheilige Gefechte jedoch, welche S. gegen das zur Belagerung Kolbergs heranrückende überlegene feindliche Corps bei Stargard und Naugard bestand, nöthigten ihn endlich, sich in ein befestigtes Hölzchen, die Maikuhle genannt, unter dem Schutze der Festung zurückzuziehen. Vier Monate half er die Außenwerke und den Hafen vertheidigen, und seiner Mitwirkung war es nächst Gneisenau zu danken, daß Kolberg nicht fiel. S., inzwischen zum Rittmeister befördert, war in Schwedisch-Pommern beschäftigt, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, als der Friede von Tilsit seine Entwürfe unterbrach. Nach demselben wurde er Major und Commandeur des aus seiner Cavalerie errichteten 2. brandenb. Husarenregiments, mit welchem er 1808 in Berlin einrückte und mit großem Jubel empfangen wurde. Durch den Tugendbund von der Gärung der Gemüther gegen die Franzosen unterrichtet, beschloß S., durch einen Einbruch in das Königreich Westfalen den Anstoß zur allgemeinen Erhebung Deutschlands zu geben. Dieser Augenblick schien gekommen, als Oesterreich im April 1809 Napoleon den Krieg erklärte. Am 28. April marschirte er mit seinem Husarenregiment aus Berlin, angeblich zu einer Felddienstübung. Erst beim ersten Halt eröffnete er den Offizieren seinen Plan. Alle erklärten ihm unbedingte Zustimmung, und so setzte er sich gegen die Elbe in Marsch, die er bei Wittenberg passirte. Er überfiel Köthen, nahm 3. Mai Halle und besetzte 4. Bernburg. Hier erhielt er die Nachricht, daß Napoleon die österr. Heeresmacht bereits niedergeworfen, sowie daß Dörnberg's (s. d.) Aufstand in Hessen unterdrückt worden. Er entschloß sich darum 5. Mai nach Mecklenburg und Pommern und von da nach England zu gehen, lieferte an demselben Tage bei Dodendorf einer von Magdeburg gegen ihn ausgerückten feindlichen Abtheilung ein siegreiches Gefecht und wendete sich dann nach der Altmark. Hier bezog er Cantonnirungen, um sich zu verstärken, während in Hannover unter dem General Gratien ein holländ. und in Holstein unter dem General Ewald ein dän. Corps sich sammelte. Zu S. stieß am 12. ein Theil seines leichten Bataillons, das ihm von Berlin nachmarschirt war, er überrumpelte das kleine mecklenb. Fort Dömitz an der Elbe, um einen Stützpunkt zu finden, zog sich aber bei Annäherung der Feinde 21. Mai nach Wismar, dann nach Rostock und erzwang sich durch den Sieg bei Damgarten den Weg nach Stralsund. In Eile stellte er die verfallenen Festungswerke wieder her, aber schon 31. Mai griff ihn der Feind mit 5000 Mann an und drang ungeachtet der heldenmüthigsten Vertheidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort, und S. fand hier, schon aus mehrern Wunden blutend, durch einen Flintenschuß den Tod. Etwa 150 Reiter unter Lieutenant von Brünnow sammt einigen Jägern schlugen sich durch und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Cassation bestraft werden mußten. Die in Stralsund gefangenen zwölf Offiziere wurden von den Franzosen nach Wesel geführt und dort erschossen. Ein 1835 von der preuß. Armee errichtetes Denkmal deckt ihre Asche. S.'s Leichnam, nur mit Mühe erkannt, wurde in Stralsund begraben. Den Kopf trennte man zuvor davon, setzte denselben in Weingeist und schenkte ihn dem berühmten Brugmans in Leyden, obschon der König Hieronymus 10000 Frcs. darauf gesetzt hatte. Nach Brugmans' Tode kam er ins anatomische Museum der leydener Universität, die ihn 1837 an die Stadt Braunschweig aus-

lieferte, wo er bei den Ueberreſten einiger daſelbſt erſchoſſener Offiziere ſeines Regiments beigeſetzt wurde, denen man kurz vorher ein großartiges Monument errichtet hatte. Eine dabei erbaute Kapelle wurde 13. Sept. 1840 eingeweiht. Vgl. die Schriften von Haken (2 Bde., Lpz. 1824), Döring (Barmen 1838) und Bärſch (Lpz. 1860).

Schiller (Joh. Chriſtoph Friedrich von), einer der größten Dichtergenien der Deutſchen, wurde 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem wirtemb. Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, Johann Kaspar S. (geb. 1723, geſt. 7. Sept. 1796), Hauptmann und ſpäter Inſpector der auf dem herzogl. Luſtſchloſſe Solitude angelegten Baumſchule, war ein biederer, verſtändiger Mann; die Mutter, Eliſabetha Dorothea, geborene Kodweis (geb. 1732, geſt. 1802), die Tochter eines Bäckers aus Marbach, eine treffliche und gemüthliche Hausfrau. S. zeigte ſchon als Knabe eine feurige Einbildungskraft. Seinen erſten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moſer zu Lorch; ſeit 1768, als ſeine Aeltern nach Ludwigsburg gezogen waren, beſuchte er die dortige Lateiniſche Schule. Schon in ſeinem 13. J. ſchrieb er ein Trauerſpiel «Die Chriſten». Nicht ganz nach dem Willen ſeiner Aeltern wurde er 1773 vom Herzoge Karl von Würtemberg in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude aufgenommen, die 1775 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt wurde. S. opferte den Verhältniſſen ſeiner Aeltern ſeine Neigung zur Theologie und entſchied ſich für das juriſt. Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des Geiſtes niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anſtalt herrſchte, zu ertragen; aber deſto mehr gewöhnte er ſich in einer Ideenwelt zu leben. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortſchritte und vertauſchte ſie 1775 mit der Medicin. Daneben trieb er Geſchichte und Philoſophie und las alte und neue Dichter. Von deutſchen Dichtern zog damals ihn beſonders Klopſtock an. Gerſtenberg's «Ugolino» weckte in ihm zuerſt die Liebe zur tragiſchen Dichtkunſt; Goethe's «Götz von Berlichingen», Leiſewitz' «Julius von Tarent», Leſſing's und Klinger's dramatiſche Arbeiten und Shakſpeare nährten und ſteigerten dieſelbe. Seine erſten dramatiſchen Verſuche, «Der Student von Naſſau» und «Cosmus von Medici», übergab er in der Folge dem Feuer. Noch weniger wollten S. ſeine gleichzeitigen lyriſchen Verſuche gelingen, da ſie nicht aus einem in ſich ſelbſt klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, ſondern größtentheils getrübte Reminiſcenzen aus andern Dichtern waren, die ſeine ſtürmiſche, leidenſchaftlich bewegte Phantaſie zu überbieten ſuchte.

Von 1777 an ſchuf der 18jährige Jüngling «Die Räuber», ein Werk voll ungebändigter Kraft, welchem es zwar an künſtleriſcher Form und pſycholog. Wahrheit fehlt, wie S. ſelbſt am ſtrengſten anerkannte, das aber in ſeinen Irrthümern ſelbſt das großartigſte Talent offenbart. Als S. ſeine akademiſchen Studien vollendet, gab er nach dortiger Gewohnheit 1780 eine deutſche Probeſchrift unter dem Titel «Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen» heraus. Noch 1780 wurde er Regimentsmedicus in Stuttgart. Im Sommer 1781 erſchienen «Die Räuber», auf eigene Koſten gedruckt. Höchſt erfreulich war ihm die Anerkennung dieſes Werks außerhalb ſeines Vaterlandes, indem er von dem Director des manheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, zu einer Umarbeitung deſſelben für die dortige Bühne aufgefordert wurde. (Vgl. «F. S.'s Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den J. 1781—85», Karlsr. 1819.) S. änderte einzelnes, und die «Räuber» wurden in Manheim 13. Jan. 1782 zum erſten mal aufgeführt. Bei den zwei erſten Aufführungen war S. ohne Urlaub anweſend und erhielt deshalb nach ſeiner zweiten Rückkehr 14tägigen Arreſt. Sein ſo originelles Werk erregte allgemeines Aufſehen; aber der Herzog Karl ſah nur das Uebertriebene darin und verbot, noch durch beſondere Umſtände aufgereizt, dem Dichter, außer dem medic. Fache etwas drucken zu laſſen. S., der ſich indeſſen mit Profeſſor Abel und Bibliothekar Peterſen zur Herausgabe der Zeitſchrift «Würtemb. Repertorium» vereinigt und die «Anthologie auf das J. 1782» herausgegeben hatte, überdies mit ſeiner ganzen Lage in Stuttgart und als Arzt unzufrieden war und deshalb theils aus Stolz, theils aus Furcht vor harten Maßregeln ſich dem Willen des Herzogs nicht fügen wollte, entfernte ſich im Sept. 1782 heimlich aus Stuttgart. Er ging zunächſt nach Manheim, wo jedoch Dalberg wider Erwarten ſein neues Trauerſpiel «Fiesco» vorerſt zurückwies. Hierauf lebte er vom Dec. bis Juli unter dem Namen Dr. Ritter zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Geheimräthin von Wolzogen, mit deren Söhnen er ſich auf der Karlsſchule befreundet hatte, und dichtete hier ſein Trauerſpiel «Cabale und Liebe». Auch «Don Carlos» ward damals entworfen. Im Juli 1783 begab er ſich wieder nach Manheim, wo er von Dalberg als Theaterdichter angeſtellt wurde, welche Stellung ihn bei ſeiner hohen Auffaſſung der Schaubühne anfangs ſehr befriedigte, und wo nun bald auch «Fiesco» und «Cabale und Liebe» auf-

geführt wurden. Der durch die «Räuber» trotz aller ihrer Extravaganzen begründete Ruhm S.'s wurde durch «Fiesco» und «Cabale und Liebe» befestigt, in welchen beiden Dramen er sich zwar der Kunstform weit mehr als in seinem ersten nähert, derselben aber noch nicht so weit Herr ist, daß nicht zwischen ihr und der überströmenden Jugendkraft des dichterischen Gemüths noch ein sehr sichtbarer Zwiespalt bestände. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in S.'s Dichterleben die erste Periode: die Zeit der mächtig, aber regellos aufstrebenden Kraft. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte, z. B. «Die Schlacht», «Die Kindesmörderin» und die Gedichte an Laura. Auch unternahm er die Herausgabe der «Thalia» (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. Endlich beschäftigte ihn fortwährend der «Don Carlos», von welchem er zuerst den ersten Act in die «Thalia» einrücken ließ. Durch Vorlesung desselben an dem hessen-darmstädtischen Hofe wurde er dem Herzog Karl August von Weimar persönlich bekannt, der ihm den Titel eines herzogl. Raths ertheilte. Mancherlei Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten veranlaßten, daß S. im März 1785 seine Stelle in Mannheim aufgab und nach Leipzig ging, wo er mit Freunden, die ihm seine Werke gewonnen, namentlich mit Huber und Körner, theils in der Stadt, theils auf dem benachbarten Dorfe Gohlis lebte. Hier entstand das «Lied an die Freude». Zu Ende des Sommers ging er mit Körner nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und sich theils philos., theils histor. Studien hingab, zugleich aber an «Don Carlos» fortarbeitete. Vollendet wurde derselbe in dem nahen Dorfe Loschwitz, auf einer Besitzung Körner's. Der Hauptmangel dieses Werks liegt darin, daß es, mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, kein abgerundetes Ganzes bildet; auch hat die nach den höchsten Idealen strebende Phantasie hier den Boden nicht nur historischer, sondern auch poetischer Wahrheit vielfach verlassen. Bei alledem aber beweist der mächtige Eindruck, den es machte und namentlich auch auf die Jugend fortwährend macht, daß es im einzelnen eine Fülle der herrlichsten Gedanken und im ganzen eine im höchsten Grade begeisternde Kraft besitzt. Zum Theil gehört noch in diese Periode seines Lebens der unvollendete Roman «Der Geisterseher» (Bd. 1, Lpz. 1789), den anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache auszeichnen.

Im J. 1787 ging S. nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen und letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Bei einem Besuche in Rudolstadt lernte er in demselben Jahre seine nachherige Gattin, Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt) kennen; ebendaselbst traf er im folgenden Jahre zum ersten mal mit Goethe zusammen. Zwar sprachen sich beide Männer nicht an; doch aber waren es Goethe nnd der Geheimrath von Voigt, auf deren Betrieb er im Sommer 1789 eine außerord. Professur in der philos. Facultät zu Jena erhielt, welche er mit der Rede «Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?» antrat. Dem Studium der Geschichte und des Alterthums widmete er sich jetzt voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Hierher gehören die «Götter Griechenlands», «Die Künstler» und der kühne Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrich's d. Gr. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena, namentlich mit Reinhold, durch welchen er insbesondere die Kant'sche Philosophie genauer kennen lernte, regte ihn bedeutend an. Vorzüglich beschäftigte ihn 1792 die «Kritik der Urtheilskraft». Dies veranlaßte mehrere philos. und ästhetische Abhandlungen, gesammelt in seinen «Kleinen prosaischen Schriften» (4 Bde., Lpz. 1792—1802), in welchen die Kant'sche Grundlage die geistreichen und eigenthümlichen Ansichten S.'s nicht unterdrückt. S. lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, in der Folge auch Aesthetik. In dieser Zeit begann er ferner die «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs», die zuerst im «Taschenkalender für Damen» (1790—93) erschien, nachdem er schon 1788 mit der «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande» als Geschichtschreiber mit Glück aufgetreten war. In und außerhalb Deutschland wurden jetzt S.'s große Verdienste anerkannt. Als er sich 1790 verheirathete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franz. Republik ertheilte ihm 1792 das Bürgerrecht. Anhaltendes nächtliches Studiren, wol auch mancherlei Sorgen und Mühen hatten indeß seine Gesundheit untergraben: nur langsam genas er 1791 von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Doch hemmte dies seine Thätigkeit nicht. Um ihn in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen könne, setzte ihm der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, einen Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre aus. Im Aug. 1793 reiste er in seine Heimat und lebte dort bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Aeltern und Freunde abwechselnd in Heilbronn, Ludwigsburg und Stuttgart sehr glücklich, ohne von dem Herzoge, an den er von Heil-

brom aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. Von letzterm Orte aus schrieb er auch seine «Briefe über ästhetische Erziehung» an den Herzog von Augustenburg. Als er nach Jena zurückgekehrt war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift, «Die Horen», zu eröffnen, da mit 1793 die «Thalia» geschlossen worden war. Bis hierher reicht die zweite Periode von S.'s Thätigkeit: an poetischen Leistungen ist sie die ärmste, und es neigen sich dieselben mehr oder weniger der didaktischen Reflexionspoesie zu, was auch von dem einzigen Drama dieser Periode, dem «Don Carlos», gilt. Desto größere Bedeutung hat dieser Zeitabschnitt dadurch, daß er, mit den ernstesten und gründlichsten Studien erfüllt, aller jugendlichen Unklarheit und Schwärmerei für immer ein Ende machte und zugleich den festen Grund allseitiger, namentlich ästhetischer Durchbildung legte, auf welchem die dritte, herrlichste Periode von S.'s Leben ruht. Wesentlich trug zu diesem höchsten Aufschwunge bei die Freundschaft mit Goethe (seit 1794), deren gemüthliche Innigkeit und geistige Herrlichkeit aus dem unschätzbaren Briefwechsel beider Männer allgemein erkannt werden kann.

Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück und brachte, vorzüglich von 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er in den «Horen» und in dem «Musenalmanach» (seit 1796) mittheilte, zuerst mehrere didaktischer Art, die ihm vorzüglich zusagte, z. B. «Der Spaziergang» und «Die Glocke», 1796 in Verbindung mit Goethe die kritischen Xenien (s. d.) und 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Goethe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zum Drama zurück. Aus seiner frühern Beschäftigung mit dem «Dreißigjährigen Kriege» ging zunächst der 1799 vollendete «Wallenstein» hervor. Den gewaltigen Fortschritt zeigt hier schon die Vollendung der im «Don Carlos» zuerst angewendeten metrischen Form; weit wichtiger ist die Vereinigung des ursprünglichen Dichtergenies, welches in der großartigen Auffassung des ganzen Stoffs und in der idealen Durchführung einzelner Charaktere hervortritt, mit der klar erkannten und bewußt festgehaltenen ästhetischen Theorie. Goethe und das Theater zogen ihn nach Beendigung dieses Werks immer fester nach Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater und von seinem Fürsten, auf dessen Wunsch er 1802 vom deutschen Kaiser in den Reichsadelstand erhoben wurde, geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Dem «Wallenstein» folgten «Maria Stuart» (1800) und «Die Jungfrau von Orléans» (1801). Wenn sich jenes Drama durch echt tragische Motive und durch meisterhafte Anordnung auszeichnet, so strahlt diese im reichsten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantasie als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgestattet. Nunmehr lebte S. ganz für das Drama und trug durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der weimarschen Bühne und durch Bearbeitung seiner und fremder Stücke wesentlich zur Vervollkommnung des deutschen Theaters bei. In seinem nächsten Drama, der «Braut von Messina» (1803), machte er den Versuch, den Chor der griech. Bühne wiederherzustellen, und ebenso suchte er in dem ganzen Gedicht antike und romantische Elemente zu verschmelzen. Er hat dadurch allerdings Stellen von lyrischer Schönheit geschaffen, wie wol in keinem andern Drama; die widersprechenden Elemente aber wirklich zu einem Ganzen zu verbinden, konnte nicht gelingen. Namentlich räumte er hier der im «Wallenstein» nur angedeuteten Macht des Schicksals eine Bedeutung ein, deren Verfehltes für das moderne Drama in den von Müllner, Grillparzer u. a. später verfaßten Schicksalstragödien grell hervortritt. 1804 erschien sein letztes großes Werk, «Wilhelm Tell», welches in unnachahmlicher Anmuth und Vollendung der Form die Grundidee von S.'s Lebensansicht, den auf sittliche Kraft begründeten Sieg der Freiheit, so klar und rein darstellt, daß einzelne Bedenken gegen die dramatische Anordnung solcher Trefflichkeit gegenüber ganz verschwinden. Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war «Der falsche Demetrius», den F. von Maltitz und neuerdings O. F. Gruppe nach S.'s Plane ausgeführt haben. Außerdem bearbeitete er noch Shakspeare's «Macbeth» und Gozzi's «Turandot» für die Bühne; er schrieb die «Huldigung der Künste» (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar und bearbeitete Racine's «Phädra» und die franz. Lustspiele «Der Neffe als Onkel» und «Der Parasit». Der sein ganzes Wesen durchdringende Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit konnte im Trauerspiel am reinsten sich aussprechen, und so finden wir in allen seinen Dramen mit Vorliebe Charaktere gezeichnet, deren Streben über das dem Menschen Erreichbare hinausgeht. Eine ideale Erhabenheit ist fast allen seinen Gestalten, besonders den weiblichen, eigen, woher eine gewisse wiederkehrende Aehnlichkeit in ihren Grundzügen rührt. Die niedere Wirklichkeit war ihm im Leben so verhaßt, daß er ihr in der Poesie durchaus gar keinen Raum gestattete, daher er auch für das Komische wenig Sinn hatte. Aber kein

deutſcher Dichter kann mit mehr Recht als S. in ſeinen Dramen der Herold der Freiheit auf geiſtigem, ſittlichem, religiöſem und polit. Gebiete genannt werden, und darin liegt die hinreißende, ſich ſtets gleichbleibende Gewalt derſelben. Von S.'s lyriſchen Gedichten ſind die der erſten Periode ſtürmiſch und ungeregelt, aber voll Leben und Begeiſterung wie die erſten Dramen; in denen der zweiten Periode herrſcht die philoſ. Reflexion zu ſehr vor; die dritte Periode brachte auch hier das Reifſte in ſeinen Balladen und Romanzen, in einigen didaktiſchen und doch zugleich echt poetiſchen Gedichten, namentlich dem «Spaziergang» und der «Glocke», und in den epigrammatiſchen Sprüchen, welche eine Fülle von Lebensweisheit enthalten. Als Geſchichtſchreiber hat S. das Verdienſt, durch ſeine belebte Darſtellung manche Leſer für die Wiſſenſchaft gewonnen und eine philoſ. Auffaſſung des geſchichtlichen Stoffs angebahnt zu haben; Geſchichtsforſcher war er nie. Seine philoſ. Aufſätze, meiſt äſthetiſchen Inhalts, entbehren zwar ſtreng ſyſtematiſcher Conſequenz, haben aber für die allgemeine Bildung in Deutſchland außerordentlich reiche Frucht getragen, da ſie Ernſt und Gründlichkeit mit Anmuth der Darſtellung und leichter Faßlichkeit verbinden.

Im Mai 1804 beſuchte S. Berlin, wo er den Aufführungen einiger ſeiner Dramen beiwohnte und ihm die ehrenvollſten Auszeichnungen zutheil wurden. Unterhandlungen wegen dauernder Ueberſiedelung nach Berlin, infolge deren der Herzog Karl Auguſt ſeinen Gehalt erhöhte, zerſchlugen ſich. S.'s Geſundheit wurde immer hinfälliger, doch ſchien die letzte Krankheit, die ihn 1. Mai 1805 befiel, anfangs unbedenklich, bald aber nahm ſie einen ernſten Charakter an, und 9. Mai ſtarb er. Wol nie erregte der Tod eines deutſchen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer als S.'s frühes Hinſcheiden. Gleich ſelten wie ſeine Geiſtesgaben waren die Gaben ſeines Herzens. Haß gegen alles Falſche und Rechtswidrige war ein Hauptzug ſeines Charakters. Ein reiner Ernſt und Eifer für das Wahre und Schöne und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte ſein Herz. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er ſchnell eines jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Seine lange Statur, ſein hageres, bleiches Geſicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im erſten Augenblick gleichgültig laſſen. Aber dem Forſcher leuchtete in ſeinem blauen Auge ein geiſtvolles Feuer, die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und ſobald ſich die Lippen zur Rede öffneten, war über ſeinem Geſichte, dem in der Lebhaftigkeit des Geſprächs wol eine leichte Röthe auflog, eine unbeſchreibliche Anmuth verbreitet. Am treueſten hat ſein Bild Danneckeer in einer Büſte (auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar) gegeben. S.'s Leiche wurde auf dem Jakobskirchhof in dem ſog. Landſchaftskaſſengewölbe beſtattet, am 16. Dec. 1827 aber wurden ſeine Gebeine in der Fürſtengruft auf dem neuen Friedhof beigeſetzt. Er hinterließ eine Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Erſtere ſtarb 9. Juli 1826 zu Bonn. Vgl. die von S.'s Tochter Emilie und von Urlichs herausgegebenen Werke «S. und Lotte» (Stuttg. 1856) und «Charlotte von S. und ihre Freunde» (3 Bde., Stuttg. 1860—65) und die von Düntzer herausgegebenen «Briefe von S.'s Gattin an einen vertrauten Freund» (Lpz. 1856). Der ältere Sohn, Karl von S. (geb. 14. Sept. 1793 zu Ludwigsburg), ſtarb als würtemb. Oberförſter a. D. und weimar. Kammerherr 21. Juni 1857 zu Stuttgart; der jüngere, Ernſt von S. (geb. 11. Juli 1796 zu Jena), als preuß. Appellationsgerichtsrath 19. Mai 1841 in Bilich bei Bonn; die jüngſte, 25. Juli 1804 geborene Tochter Emilie, verheirathete Freifrau von Gleichen-Rußwurm, lebt zu Greifenſtein ob Bonnland, und hat ſich durch verſchiedene Publicationen um die Schiller-Literatur hochverdient gemacht. Am 8. Mai 1839 wurde die Schiller-Statue von Thorwaldſen zu Stuttgart, 4. Sept. 1857 die Doppelſtatue S.'s und Goethe's von Rietſchel in Weimar enthüllt; 1855 erfolgte die erſte Anregung, 1859 die Conſtituirung der Schillerſtiftung (ſ. d.). Der in ganz Deutſchland und überall, wo Deutſche wohnen, mit Begeiſterung gefeierte 100. Geburtstag S.'s (10. Nov. 1859; vgl. darüber «Schiller-Denkmal», 2 Bde., Berl. 1860) gab Anregung zur Errichtung von Schiller-Denkmälern in Frankfurt a. M., Mainz, Manheim, Wiesbaden, Berlin, Hannover und am Mytenſtein (Vierwaldſtätterſee). Die erſte, nicht vollſtändige Ausgabe von S.'s Sämmtlichen Werken wurde von ſeinem Freunde Körner beſorgt und erſchien zu Stuttgart und Tübingen 1812—15 in 12 Bänden. Seitdem erſchienen davon zahlreiche Auflagen. Als Ergänzungen kamen hinzu: H. Döring's «Nachleſe zu S.'s ſämmtlichen Werken» (Zeitz 1834), E. Boas' «Nachträge zu S.'s ſämmtlichen Werken» (3 Bde., Stuttg. 1839) und Hoffmeiſter's «Nachleſe zu S.'s Werken nebſt Variantenſammlung» (4 Bde., Stuttg. 1840—41). Neuerdings gab Freifrau von Gleichen-Rußwurm noch «S.'s dramatiſche Entwürfe» (Stuttg. 1867) heraus. Um die Textkritik S.'s machte ſich der 23. Jan. 1865 ver-

storbene Professor Joachim Meyer zu Nürnberg verdient (vgl. dessen «Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des S.'schen Textes», Nürnb. 1858, und «Neue Beiträge», Nürnb. 1860). Vgl. auch Paul Trömel, «Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der S.'schen Werke bilden» (Lpz. 1865). Eine vollständige historisch-kritische Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Schriften» gibt seit 1867 K. Gödeke (unter Mitwirkung von Elissen, Köhler, Müldener, Sauppe, Oesterley und Vollmer) heraus. In fast alle europ. Sprachen sind wenigstens einzelne Werke S.'s, zum Theil mehrfach, übersetzt worden. Unentbehrlich zur nähern Kenntniß S.'s sind der «Briefwechsel zwischen S. und Goethe» (6 Bde., Stuttg. 1828; 2. vermehrte Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1856) nebst den Erläuterungen von Düntzer («S. und Goethe», Stuttg. 1859), «S.'s Briefwechsel mit Körner» (4 Bde., Berl. 1847) und der «Briefwechsel zwischen S. und Wilhelm von Humboldt» (Stuttg. 1830). Vgl. auch: «S.'s Briefe. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von H. Döring» (3 Bde., Altenb. 1846) und «S.'s Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen» (2 Bde., Berl. 1854—57). Von den zahlreichen Schriften über S.'s Leben und Werke seien hier nur folgende genannt: Carlyle, «The life of S. comprehending an examination of his works» (Lond. 1825; deutsch, mit Einleitung von Goethe, Frankf. 1830); «S.'s Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner», von S.'s Schwägerin, Frau von Wolzogen (2 Bde., Stuttg. 1830; neue Aufl. 1845 und 1851); Hoffmeister, «S.'s Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang» (5 Bde., Stuttg. 1837—42); Schwab, «S.'s Leben» (Stuttg. 1840; 4. Aufl. 1859); Hoffmeister, «S.'s Leben für den weitern Kreis seiner Leser» (ergänzt und herausg. von Viehoff, Stuttg. 1846—53); Boas, «S.'s Jugendjahre» (2 Bde., Hannov. 1856); Palleske, «S.'s Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1858—59; 4. Aufl. 1863); Gödeke, «Goethe und S.» (Hannov. 1859); Scherr, «S. und seine Zeit» (Lpz. 1859; 3. Aufl. 1862); «S.'s Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt» (von S.'s Tochter und A. von Wolzogen, Stuttg. 1859); «S.'s Kalender vom 18. Juli 1795—1805» (herausg. von Emilie von Gleichen-Rußwurm, Stuttg. 1865).

Schillerstiftung (Deutsche) ist der Name einer Stiftung, welche sich, im Andenken an den großen nationalen Dichter Schiller, die Aufgabe stellt, solchen hülfsbedürftigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen (sowie auch deren Hinterbliebenen), «welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solchen, die sich dichterischer Formen bedient haben», Unterstützung zu gewähren. Die erste Anregung zu dieser Stiftung ging im April 1855 von dem Dichter Julius Hammer (s. d.) zu Dresden aus. Alsbald bildete sich daselbst ein Verein, welcher 9. Mai desselben Jahres (dem 50. Jahrestage von Schiller's Tode) einen daraufhin gerichteten Aufruf erließ, der allerorten warme Aufnahme fand. In den meisten größern Städten Deutschlands bildeten sich entweder Zweigstiftungen, oder man sammelte für die dresdener Schillerstiftung. Unter den Zweigstiftungen erlangte besonders die zu Weimar eine hervorragende Bedeutung, indem sich der Großherzog der ganzen Angelegenheit sehr geneigt erwies. Die eigentliche Constituirung der S. erfolgte durch die Generalversammlung vom 8.—10. Oct. 1859 zu Dresden, woselbst Weimar als Vorort für die fünf nächsten Jahre gewählt wurde. 1860 betrug das Gesammtvermögen der Stiftung bereits 70000 Thlr. Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt dasselbe infolge der 1859 vom Major Serre auf Maxen ins Leben gerufenen und 1. Nov. 1860 zur Verlosung gelangten Nationallotterie («Schillerlotterie»), von deren Reinertrage (450000 Thlrn.) zwei Drittheile (300000 Thlr.) der S. überwiesen wurden, während ein Drittheil (150000 Thlr.) die Tiedgestiftung erhielt. Die S. besteht seitdem aus 23 Zweigstiftungen, von denen auf je fünf Jahre eine zum Vorort gewählt wird. Den ersten Vorort bildete Weimar (1859—64), den zweiten Wien (1865—69). Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen eines auf je fünf Jahre erwählten Verwaltungsraths von sieben Mitgliedern; den Vorsitz desselben führte während der ersten Vorortsperiode Dingelstedt (zu Weimar), während der zweiten Münch-Bellinghausen (zu Wien). 1866 spendete die S. (einschließlich der einzelnen Zweigstiftungen) 13363 Thlr. 20 Ngr. und 1005 Fl. österr. Währung; das Vermögen derselben betrug 1. Jan. 1867 377000 Thlr. und 37000 Fl. österr. Währung. Vgl. «Jahrbücher der S.» (Bd. 1, Dresd. 1857).

Schilling heißt eine deutsche Münze, welche theils Rechnungs-, theils wirkliche Münze ist und war. Der Ursprung und Name wird mit großer Wahrscheinlichkeit von dem röm. Solidus (s. d.) abgeleitet, der sich mit andern Resten röm. Einrichtungen nach Deutschland verpflanzte. Solidus nannten die Römer die Münze, weil sie das Ganze im Gegensatz zu den Theilen war,

nach Vorgang des alten As. Der Salidusſchilling war auch in Deutſchland die größere Münze im Gegenſatz der Pfennige. Andere Ableitungen des Namens von «ſchellen», weil die S. einen hellern Klang hätten als die Pfennige, oder dem St.-Kilian, dem Münzzeichen der würzburger Schillinge u. ſ. w., gehören der Fabel an. Der Solidus des Mittelalters wurde allmählich verringert und ging in eine Rechnungsmünze über, bis in neuerer Zeit eine Münze daraus entſtand, die jedes Land, welches ſie annahm, nach ſeinem Bedürfniß einrichtete. So hat England den ſilbernen S. zu $^1/_{20}$ Pfd. St., Dänemark den kupfernen S. zu $^1/_{96}$ Reichsthaler, Schweden den S. zu $^1/_{48}$ Reichsthaler in Silber- und Papiergeldvaluta (wirklich ausgeprägte einfache Schillingſtücke hat Schweden nur in Kupfer, und zwar nach der Bankwährung, einer Papiergeldvaluta). Mehrere norddeutſche Staaten (Mecklenburg, Hamburg, Lübeck) haben den S. als Rechnungsſtufe ($^1/_{16}$ Mark oder $^1/_{48}$ Thaler) und als Scheidemünze.

Schilling (Friedr. Guſtav), einer der fruchtbarſten deutſchen erzählenden Schriftſteller, geb. zu Dresden 25. Nov. 1766, erhielt ſeine Erziehung zu Biſchofswerda und bezog 1779 die Fürſtenſchule zu Meißen. Zwei Jahre darauf trat S. in das Artilleriecorps. Nach ſiebenjähriger Dienſtzeit und vierjährigem Beſuche der Artillerieſchule zum Offizier vorgerückt, wohnte er als ſolcher der Belagerung von Mainz und den meiſten Gefechten des ſächſ. Contingents während des Feldzugs von 1793 bei. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er in kurze Gefangenſchaft. 1807 ſtand er in Warſchau und Danzig; er rückte zum Hauptmann auf, doch eines Nervenübels wegen ſah er ſich genöthigt, 1809 den Abſchied zu nehmen, worauf er ſich in Freiberg niederließ. Später wendete er ſich nach Dresden, wo er 30. Juli 1839 ſtarb. Bereits 1783 erſchien von ihm das Drama «Eliſe Kolmar» mit einer Vorrede von Meißner. Seine ſehr zahlreichen Romane, unter denen die komiſchen die beſſern ſind, zeichnen ſich meiſt durch lebendige und heitere Darſtellung aus. Zu eigentlich dichteriſcher Thätigkeit hat er ſich aber nirgends erhoben, da er nur den Beifall der großen Menge erſtrebte, der er nicht ſelten durch üppige Schilderungen ſchmeichelte. Seine «Sämmtlichen Schriften» erſchienen in zwei Sammlungen, die erſte von 50, die zweite von 44 Bänden (Dresd. 1810—27), und eine Ausgabe letzter Hand in 80 Bänden (Dresd. 1828—39).

Schilter (Joh.), Rechtslehrer und deutſcher Alterthumsforſcher, geb. 1632 zu Pegau, ſtand zuerſt in ſachſen-zeitziſchen Dienſten, wurde 1662 Amtmann in Suhl und ſpäter beim Conſiſtorium in Jena angeſtellt. Unglück in ſeinem häuslichen Leben veranlaßte ihn, ſich nach Frankfurt a. M. und nachher nach Strasburg zu wenden, wo er Rathsherr wurde und 14. Mai 1705 ſtarb. Unter ſeinen Schriften ſind die hauptſächlichſten: «Exercitationes ad quinquaginta libros pandectarum» (3 Bde., Jena 1698; 3. Aufl., Frankf. 1733); «Institutiones juris canonici» (Jena 1681); «Institutiones juris publici Rom.-Germanicae» (2 Bde., Strasb. 1696); «Codex juris feudalis Alemannici» (Strasb. 1697). Seinen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» gab Scherz heraus.

Schimmel nennt man im gewöhnlichen Leben die meiſt weiß, ſeltener anders (grau- bis ſchwarzgrün, roſenroth, braun, ſchwarz) erſcheinenden flockigen, feinfaſerigen aber ſamuntartigen Räschen, Palſter und Ueberzüge, welche auf verweſenden organiſchen Körpern, auf gärungsfähigen und verdorbenen Flüſſigkeiten, auf feuchten vegetabiliſchen und animaliſchen Stoffen (z. B. Land, Dünger), ja ſelbſt auf anorganiſchen feuchten Gegenſtänden (z. B. an Fenſterſcheiben) ſich bilden und durch ſchnelles Wachsthum, aber auch (wenigſtens in den meiſten Fällen) große Hinfälligkeit oder Vergänglichkeit ausgezeichnet ſind. Das Erſcheinen von S. auf Speiſen, Fruchtſäften, in Tinte u. ſ. w. iſt ſtets ein Zeichen einer in dieſen Subſtanzen eingetretenen Zerſetzung, eines Verderbens oder Verdorbenſeins derſelben, und jedermann weiß, daß z. B. ſchimmeliges Brot einen ſchlechten, ſäuerlichen Geſchmack beſitzt und ſein Genuß der Geſundheit nachtheilig iſt. Auch iſt es bekannt, daß durch Hitze (Dörren) die S. vernichtet werden; weniger bekannt dürfte es ſein, daß Weingeiſt dieſelbe Wirkung hervorbringt, indem dieſer das Leben aller S. vernichtet. Daß die S. zu den Pilzen zu rechnen ſeien, wurde bei zeiten von den Naturforſchern erkannt, obgleich ſich dieſelben über die in Flüſſigkeiten auftretenden S., z. B. den vorhin erwähnten Tintenſchimmel, bis auf die neueſte Zeit geſtritten haben, ob ſolche S. zu den Pilzen oder zu den Algen zu rechnen ſeien, oder ob ſie eine eigenthümliche Gruppe von Kryptogamen (Schimmelalgen, Schleimpilze) bilden, weil man lange Zeit an der Anſicht feſthielt, daß Pilze in Flüſſigkeiten nicht vegetiren könnten. Während man aber die Pilznatur der meiſten S. zeitig erkannte, blieben darüber, ob die S. gleich andern höhern Pilzen nur aus Sporen oder ob ſie auch durch Urzeugung entſtehen könnten, die Meinungen getheilt, bis in neueſter Zeit der

Streit dahin entschieden wurde, daß bei keinem S. eine Urzeugung angenommen werden dürfe und könne. Das meiste Verdienst um die Entscheidung der Frage nach der Entstehung der S. haben sich Fresenius, Bail, Berkeley, Tulasne, de Bary und vor allen H. Hoffmann in Gießen und E. Hallier in Jena erworben. Nachdem schon vor längerer Zeit Schwann und Ure nachgewiesen hatten, daß Pilze oder Infusorien zur Hervorrufung der Gärungs- und Fäulnißprocesse unbedingt nothwendig seien, ist von den genannten Forschern der neuesten Zeit durch zahllose sowol mikroskopische Untersuchungen als Experimente folgendes auf das schlagendste bewiesen worden: 1) Die Hefe, welche in allen gärungsfähigen Flüssigkeiten die Gärung hervorbringt, stammt von Schimmelpilzen ab. 2) Die Fäulniß- und Verwesungsprocesse werden durch S. veranlaßt, und zwar die Fäulnißprocesse gleich der von diesen kaum zu trennenden Gärung durch Hefezellen (Micrococcus Hallicis), welche die Sporen gewisser Schimmelpilze (wie auch anderer Pilze) erzeugen, und aus denen erst die verschiedenen Hefearten hervorgehen, welche die verschiedenen Gärungsprocesse (geistige Gärung, Milchsäuregärung, Schleim- oder Pectingärung u. s. w.) bewirken, während die Verwesungsprocesse durch die Vegetation der an der Oberfläche verwesender organischer Körper erscheinenden S. selbst eingeleitet und unterhalten werden. 3) Die Luft ist überall und jederzeit mit den Sporen allgemein verbreiteter Schimmelpilze (Arten von Penicillium, Aspergillus, Mucor u. a.) erfüllt und namentlich Staub der Träger zahlloser Schimmelsporen, sodaß solche überall an der Oberfläche von Pflanzen, Thieren und allerhand Gegenständen haften und von Menschen und Thieren unaufhörlich mit der Luft eingeathmet werden. 4) Wahrscheinlich sind die meisten S. keine selbständigen Pilze, indem nachgewiesenermaßen gewisse S. (z. B. Penicilliumarten) von höhern Pilzen hervorgebracht werden können und überhaupt die bisher unterschiedenen Schimmelpilzgattungen (z. B. Penicillium und Oidium, Aspergillus und Eurotium) sowol untereinander als auch mit andern Pilzgattungen (z. B. mit den Brandpilzen) in genetischem Zusammenhange stehen. 5) Wie die in gärungsfähige Flüssigkeiten und organische Substanzen aus der Luft eingedrungenen Schimmelsporen, indem sie hier Hefe bilden, Gärung oder Fäulniß bewirken, können dieselben auch im Innern des Thier- und Menschenkörpers Gärungs- und Fäulnißprocesse hervorrufen, welche das Wesen gewisser, zum Theil höchst gefährlicher Krankheiten (der Ruhr, Rachen- oder Mandelbräune, wahrscheinlich auch der Cholera) bilden. Die Entstehung der Hefe aus den Sporen der Schimmel- und anderer Pilze geschieht nach den neuesten Untersuchungen von Hallier in folgender Weise. Gerathen dergleichen Sporen in gärungs- und fäulnißfähige Substanzen, wo sie der Luft entzogen sind (z. B. in eine Zuckerlösung, in Gummischleim, in Milch u. s. w.), so keimen sie nicht in der bei Pilzsporen gewöhnlichen Weise, sondern es ballt sich ihr Inhalt zu kleinen Kügelchen zusammen, welche hierauf aus der aufplatzenden Spore heraustreten und nun bald als ruhende, bald als sich bewegende (schwärmende) Zellen auftreten, die sich auf Kosten der betreffenden organischen Substanz ernähren und eine Zersetzung unter den bekannten Erscheinungen der Gärung oder Fäulniß (Gasentwickelung) herbeiführen. Diese kleinen Zellen sind Micrococcus, die Hefe der Fäulniß, aus welcher sich nun unter Umständen, d. h. je nach der chem. Beschaffenheit der betreffenden organischen Substanz, Hefezellen entwickeln, durch welche die eigentliche Gärung bewirkt wird. Dagegen keimen die Schimmelsporen an der Luft in gewöhnlicher Weise, d. h. sie treiben Schläuche, welche ein Mycelium entwickeln, was endlich wieder die Fructification des betreffenden S., von dem die Sporen abstammen, hervorbringt. Die wichtigsten Schriften über Hefe und S. sind: H. Hoffmann, «Mykologische Studien über die Gärung» (in der «Botan. Zeitung», 1860), und Hallier, «Gärungserscheinungen» (Lpz. 1867). Die S. sind sämmtlich mikroskopische Gebilde, lassen aber unter dem Mikroskop eine wahrhaft fabelhafte Vielgestaltigkeit und eine große, oft wirklich wunderbare Schönheit erkennen, was schon Corda in seinem berühmten Kupferwerke: «Prachtflora europ. Schimmelpilze» (Lpz. 1839) zur Anschauung gebracht hat. Ob die «Wetterpotte» der Bergleute, welche in Bergwerken baumwollartige schneeweiße Fäden an dem nassen Grubenholze bildet und unter dem Namen Hypha floccosa beschrieben worden, ein Schimmelpilz ist, steht noch dahin. Der ebenfalls in Bergwerken sowie in Brunnenröhren häufig vorkommende «Brunnenzopf», von ältern Mykologen als eigene Pilzgattung (Rhizomorpha) beschrieben, gehört neuern Untersuchungen zufolge zu Kernpilzen aus der Gruppe der Sphäriaceen.

Schimmelmann (Heinr. Karl, Graf von), geschickter Finanzmann in dän. Diensten, geb. zu Demmin in Pommern 13. Juli 1724, war der Sohn eines Kaufmanns daselbst und legte, noch sehr jung, einen Materialhandel in Dresden an. Später wurde er einer der Pächter der Generalaccise in den kursächs. Ländern. Im Siebenjährigen Kriege übernahm er die Kornlieferung für das

preuß. Heer, machte ein ſehr gutes Geſchäft bei dem Verkaufe des ganzen Vorraths der meißner Porzellanfabrik und beſaß bereits 1760 ein Vermögen von ein paar Millionen Mark Banco. Hierauf ging er mit ſeiner Familie nach Hamburg, errichtete daſelbſt ein Handelshaus, erkaufte zugleich das Gut Ahrensburg in Holſtein, nahm die holſtein.-plöniſche Münze in Pacht, trat in dän. Dienſte und wurde 1761 dän. Commerzintendant und Geſandter beim Niederſächſ. Kreiſe. Sehr bald kaufte er auch das holſtein. Gut Wandsbeck und die Baronie Lindenborg in Jütland und ſpäter eine Gewehrfabrik in Seeland. 1762 wurde er in den Freiherrenſtand erhoben, zwei Jahre ſpäter königl. Schatzmeiſter, in welcher Eigenſchaft er ſeitdem die Oberſteuerdirection in Kopenhagen beſorgte. 1768 hatte er theil an dem Abſchluſſe des Vertrags mit Hamburg und begleitete ſodann den jungen König Chriſtian VII. ins Ausland. Während des kurzen Miniſteriums Struenſee's (1770—72) lebte er meiſt in Hamburg. Nach dem Falle Struenſee's trat er wieder in ſeine vorige Thätigkeit und übernahm zugleich die Leitung aller dän. Finanzoperationen. Auch verſchiedene Handelsplane brachte er in dieſer Zeit für den Staat in Ausführung, und ebenſo nahm er thätigen Antheil an der Anlage des ſchlesw.-holſtein. Kanals 1777. S. wurde 1779 in den Grafenſtand erhoben. Bei ſeinem Tode 16. Febr. 1782 hinterließ er ein Vermögen von mehr als 8 Mill. Rthlr. — Sein Sohn Ernſt Heinrich, Graf von S., geb. in Dresden 4. Dec. 1747, ſtudirte in Genf und bildete ſich durch Reiſen weiter aus. Er trat ſehr jung ins Geſchäftsleben, war ſeit 1784—1814 dän. Finanz- und Handelsminiſter und von 1788 an auch Mitglied des Staatsraths. 1824 übernahm er das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. S. ſtarb zu Kopenhagen 9. Febr. 1831. Mit A. P. Bernſtorff hatte er großen Antheil an der während des franz. Revolutionskriegs behaupteten Neutralität Dänemarks.

Schimmelpenninck (Rütger Jan), niederländ. Staatsmann, war zu Deventer 1761 geboren und ſtudirte in Leyden die Rechte. Nach Beendigung ſeiner Studien begab er ſich nach Amſterdam und fing daſelbſt an, als Advocat zu praktiſiren. Bei den Unruhen 1785—87 gehörte er zu denen, die eine Aenderung in der Verwaltung wünſchten und auf ein Repräſentativſyſtem drangen. Beim Ausbruche der Revolution, nach Pichegru's Einrücken, wurde er Mitglied der erſten amſterdamer Stadtmagiſtratur, dann der bataviſchen Nationalverſammlung und 1798 Geſandter in Paris. Nach dem Frieden von Amiens, deſſen Unterhandlungen er als Geſandter der Bataviſchen Republik beiwohnte, wurde er Geſandter am engl. Hofe. Bei dem Ausbruche des Kriegs von 1803 verſuchte er die Neutralität Hollands zu behaupten und zog ſich, als ihm dies der Erſte Conſul nicht zugeſtehen wollte, ganz von den Staatsgeſchäften zurück. Ein Schreiben Bonaparte's und die Wünſche des Vaterlandes riefen ihn aber ſehr bald wieder in den Strudel der öffentlichen Geſchäfte. Er ging von neuem als Geſandter nach Paris und gewann hier Bonaparte's ganzes Vertrauen. Als nach des Kaiſers Verlangen mehr Einheit in die Staatsform Hollands durch eine neue Conſtitution gebracht werden ſollte, trat S. im März 1805 als Rathspenſionär an die Spitze der Regierung. Seine Gewalt nützte er zur Ausführung vieler guter Einrichtungen, beſonders in den Finanzen. Doch bereits 1806 verſchlimmerte ſich ſein Augenübel, ſodaß er faſt ganz erblindete. Napoleon benutzte dieſen Umſtand, ſeinen Bruder Ludwig als König vorzuſchlagen. Vergebens ſuchte S. dieſem gewaltſamen Aufdringen eines Fremdlings entgegenzuwirken. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Grafen und Senator. Nach des Kaiſers Abdankung zog ſich S. auf ſeine Güter zurück; doch wurde er bei der Bildung des Königreichs der Niederlande vom Könige zum Mitgliede der Erſten Kammer ernannt. Er ſtarb zu Amſterdam 15. Febr. 1825.

Schimpanſe oder Tſchimpanſe (Troglodytes), eine ungeſchwänzte, dem Orang-Utang nahe verwandte und oft mit ihm verwechſelte, zu den menſchenähnlichen oder ſog. Anthropomorphen gehörende Affengattung, unterſcheidet ſich durch große Ohren, den ziemlich runden und glatten Schädel ohne Knochenleiſten und die ſchwächere Ausbildung des Zahnſyſtems von den verwandten Anthropomorphen: vom Orang durch das Vaterland, den Mangel an Backenſchwielen, die kürzern Arme, die ſchwarze Färbung, vom Gorilla durch geringere Größe, ſchwächere Ausbildung der Zähne, Hände, Füße und Knochenleiſten. Man kennt eine Art, den ſchwarzen S. (T. niger), welcher im weſtl. Afrika innerhalb des 10. bis 12. Grades zu beiden Seiten des Aequators lebt und durch ſein dem menſchlichen ſich näherndes Anſehen merkwürdig iſt. Der S. iſt ein am Boden lebendes, oft auch aufrechtgehendes Thier, das nur nach Früchten, von denen er die des Melonenbaums (Carica Papaya) beſonders liebt, und, um ſich umzuſehen, auf Bäume ſteigt. Er wird 4—5 F. hoch, hat ſchwarzes, etwas grobes Haar, große, abſtehende, kahle Ohren und muskulöſe Arme, welche bis zum Knie oder noch etwas darüber reichen. Die S. leben geſellig.

Ueber die Intelligenz, die zutrauliche Art und die Beweglichkeit dieſer Thiere, von welchen viele Junge lebend nach Europa gebracht und mehrere Jahre in Thiergärten gehalten wurden, gibt es viele intereſſante Erzählungen. Das nordeurop. Klima ertragen ſie nicht; ſie ſterben hier bald an der Lungenſucht.. Neuerdings hat man noch eine zweite Art (T. Aubryi) unterſcheiden wollen. Viele frühern Erzählungen über den Affen im wilden Zuſtande beruhen zum Theil auf Verwechſelung mit dem Gorilla, der gleiches Vaterland hat.

Schimper (Wilhelm), deutſcher Reiſender und Naturforſcher, geb. 19. Aug. 1804 zu Manheim, lernte anfangs als Kunſtdrechsler, trat aber in ſeinem 17. J. in das bad. Militär und wurde alsbald bei der Militäradminiſtration beſchäftigt. Nachdem er hierauf mit ſeinem Bruder Karl, A. Braun und Agaſſiz zwei Jahre zu München Naturwiſſenſchaften ſtudirt, unternahm er 1829 eine Reiſe nach Südfrankreich und nach Algier, auf welcher er reiche botan. Sammlungen machte. Nach der Rückkehr verweilte er einige Zeit zu Neufchâtel, dann zu Offweiler im Elſaß, wo er ſeine «Reiſe nach Algier» (Stuttg. 1834) ſchrieb. 1834 ging S. im Auftrage des würtemb. Reiſevereins nach dem Orient. Mit naturhiſtor. Sammlungen aller Art beſchäftigt, durchwanderte er Oberägypten, die Sinaihalbinſel und Theile von Arabien und begab ſich dann nach Abyſſinien, wo er ſich das Wohlwollen des Fürſten Ubye von Adaua (damaliges Königreich Tigre) erwarb. Nachdem er mehrere Jahre im Lande umhergereiſt, ließ er ſich in Abyſſinien förmlich nieder, verheirathete ſich mit einer Eingeborenen und erhielt von Ubye die Verwaltung des Diſtricts Antitſcho. Letztere Stellung verlor er jedoch durch König Theodorus, der ſich ihm, als einem Anhänger Ubye's, nicht günſtig erwies. Nach Auflöſung des würtemb. Reiſevereins ſetzte S. ſeine Sammlungen im Auftrage des pariſer Jardin des Plantes fort. Faſt allen Reiſenden, die Abyſſinien beſuchten, leiſtete er die weſentlichſten Dienſte. — S.'s älterer Bruder, Karl Friedrich S., geb. 15. Febr. 1803, hat ſich beſonders als Botaniker einen geachteten Namen erworben. Er ſtudirte zu Heidelberg und München, wo er mit Alex. Braun und Agaſſiz eine eigene philoſophiſch-botan. Schule begründete. 1842—43 hatte er im Auftrage des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Max, die bair. Alpen und die bair. Pfalz geognoſtiſch zu unterſuchen. S. gilt für den Entdecker der Blattſtellungsgeſetze und für einen der Hauptbegründer der neuen botan. Morphologie. Auch hat er zwei Sammlungen «Gedichte» (Erlang. 1840 und Manh. 1847) herausgegeben. Später lebte er zu Schwetzingen, wo ihn der Großherzog von Baden, der ihm auch einen Jahrgehalt zahlte, eine Wohnung im Schloß angewieſen hatte. Er ſtarb daſelbſt 21. Dec. 1867. — Wilhelm Philipp S., Geſchwiſterkind der vorigen, geb. 8. Jan. 1808 zu Doſenheim bei Elſaß-Zabern, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Buchsweiler und machte theol. Univerſitätsſtudien zu Strasburg. Die Zeit von 1831—34 brachte er theils als Hauslehrer, theils auf kleinen wiſſenſchaftlichen, beſonders botan. Reiſen zu. 1835 erhielt er als Aide-naturaliste eine Anſtellung am naturhiſtor. Muſeum zu Strasburg, an welchem er 1838 zum Conſervator, ſpäter zum Director aufrückte. Gleichzeitig lehrt er als Profeſſor der Geologie und Mineralogie an der Univerſität. In der Wiſſenſchaft hat ſich S. beſonders als Bryolog einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke ſind: «Monographie du grès bigarré des Vosges» (Lpz. 1844), «Bryologia Europaea» (6 Bde., Stuttg. 1836—54, mit 640 Tafeln), im Verein mit Bruch begonnen, nebſt den «Musci Europaei novi» (Stuttg. 1864 fg.); «Stirpes normales bryologiae Europaeae» (Strasb. 1844—54); «Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des sphagnum» (Par. 1854, mit 24 Tafeln), welches Werk auch in deutſcher Bearbeitung («Verſuch einer Entwickelungsgeſchichte der Torfmooſe», Stuttg. 1857, mit 27 Tafeln) erſchien; «Palaeontologica Alsatica» (Strasb. 1854 fg.); «Synopsis muscorum Europaeorum» (Stuttg. 1860); «Le terrain ds transition des Vosges» (mit Köchlin, Strasb. 1862, mit 30 Tafeln); «Traité de paléontologis végétale» (2 Bde., Par. 1867—68, mit 80 Tafeln).

Schinderhannes, der Anführer einer Räuberbande, die gegen das Ende des 18. Jahrh. am Rhein ihr Unweſen trieb, hieß eigentlich Joh. Bückler, war von armen Aeltern geboren und trat früh in die Dienſte eines Scharfrichters. Er entwendete ſeinem Dienſtherrn einige Felle und entwich, wurde aber ergriffen und zu Stockſchlägen verurtheilt. Dieſe öffentlich an ihm vollzogene Strafe entſchied, nach ſeiner Ausſage, über das Schickſal ſeines künftigen Lebens. Ohne zu wiſſen, was er jetzt anfangen ſollte, trieb er ſich herum und ſtahl. Er kam zum zweiten mal in Unterſuchung, entſprang und geſellte ſich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer Diebesbande. Mehrmals ergriffen, entkam er wieder und kehrte zu ſeinen alten Geſellen zurück. Endlich beſchloß er blos Straßenraub zu treiben, und bildete zu dieſem Zwecke eine große Bande, die bald alles in Schrecken verſetzte. Polizeiliche Verfolgungen trieben ihn auf das rechte Rhein-

wo er eine gewisse Julchen Blasius heirathete. Um diese Zeit nahm seine Räuberei eine andere Richtung, indem die Bande auch in die Häuser einbrach und ihr Unwesen so öffentlich trieb, daß die insbesondere von ihr geängstigten Juden Gesandtschaften an S. abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Endlich wurde bei einer sorgfältigen Durchsuchung der ganzen Gegend S. gefangen und nach Frankfurt, von da aber mit seinen Kameraden vor das Specialgericht zu Mainz gebracht. Hier bewies er im ganzen viel Wahrhaftigkeit, indem er, weil er nie einen Mord begangen, ein mildes Urtheil erwartete. Doch zum Tode verurtheilt, mußte er mit mehrern seiner Spießgesellen 21. Nov. 1803 sein Haupt unter die Guillotine legen.

Schink (Joh. Friedr.), Dichter und Dramaturg, geb. zu Magdeburg 1755, studirte seit 1773 zu Halle Theologie. Schon als Student lieferte er einzelne poetische Beiträge in den leipziger und göttinger «Musenalmanach»; auch erhielt er den in Hamburg ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsdor für sein Trauerspiel «Gianetta Montaldi». S. privatisirte 1778 in Berlin, war 1779 Dichter bei dem hannov. Theater, ging 1780 nach Wien, wo er seine «Dramaturgischen Fragmente» (4 Bde., Gratz 1781—84) und das «Theater zu Abdera» (2 Bde., Berl. 1787) schrieb, und wurde 1789 von Schröder in Hamburg als Dramaturg und Dichter angestellt. Hier schrieb er die «Dramaturgischen Monate» (4 Bde., Schwerin 1790) und das Wochenblatt «Laune, Spott und Ernst» (4 Bde., Altona 1793). 1797 ließ er sich in Ratzeburg nieder, wo er den «Johann Faust» (2 Bde., Berl. 1804) und die «Gesänge der Religion» (Berl. 1798; neue Aufl. 1823) herausgab. Von 1812—16 lebte er im Holsteinischen. Dann wandte er sich abermals nach Berlin, wo jedoch seine Hoffnung auf eine Anstellung beim Nationaltheater fehlschlug. Damals schrieb er unter anderm die didaktisch-dramatische Dichtung «Fügungen» (Berl. 1818). 1819 führte ihn Frau von der Recke zu Löbichau ein, wo die Herzogin Dorothea von Kurland sich seiner annahm und durch einen Jahrgehalt ihn von drückenden Sorgen befreite. Nach dem Tode der Herzogin berief ihn deren Tochter, die Herzogin von Sagan, als Bibliothekar zu sich, und in Sagan verlebte er nun seit 1822 in glücklicher Unabhängigkeit die letzten Jahre seines Lebens. Er starb 10. Febr. 1835. Unter seine letzten Arbeiten gehören die «Romantischen Darstellungen» (Altenb. 1822), die «Darstellung des Lebens und des Charakters Lessing's», in dem ersten Bande von dessen «Schriften» (1825; auch besonders abgedruckt, Berl. 1825), und die Schrift «Friedr. Schiller's Don Carlos, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt» (Dresd. 1827). S.'s literarische Thätigkeit war zu zersplittert, als daß seine Schriften bei manchen einzelnen Vorzügen dauernden Werth haben könnten.

Schinkel (Karl Friedr.), einer der größten und vielseitigsten Künstler der neuern Zeit, wurde 13. März 1781 zu Neuruppin geboren, wo sein Vater Superintendent war, den er aber frühzeitig verlor. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und setzte seine Studien, als seine Mutter 1795 sich nach Berlin wandte, auf dem dortigen Gymnasium unter Gedike fort. Hierauf genoß er im Zeichnen ein Jahr lang den Unterricht des Oberbaurath's Gilly und wurde hierauf der Schüler von dessen Sohne, dem Bauinspector und Professor Gilly. Als letzterer nach etwa zwei Jahren starb, vertraute man S. die Fortsetzung aller architektonischen Privatarbeiten des Verstorbenen an. Zugleich setzte er das theoretische Studium der Bauwissenschaft auf der Bauakademie fort und ging dann 1803 nach Italien. 1805 kehrte er über Frankreich nach Berlin zurück. Da sich die Kriegsperiode der Baukunst ungünstig erwies, griff er zur Landschaftsmalerei, wobei er den klimatischen Charakter der jedesmaligen Natur und den Zusammenhang der architektonischen Welt mit dieser wunderbar wiederzugeben wußte. Auch malte er von 1808—14 die so berühmt gewordenen Dioramen für Gropius. Nach der Rückkehr der königl. Familie nach Berlin wurden mehrere seiner Entwürfe für Einrichtungen im königl. Palais mit Beifall von der Königin aufgenommen und ausgeführt. Im Mai 1810 kam er als Assessor in die Baudeputation, und die Akademie der Künste nahm ihn 1811 unter ihre Mitglieder auf. Im Dec. 1820 wurde er Professor bei derselben. Im Mai 1815 erhielt er die Stelle eines Geh. Oberbaurath's, und 1819 trat er in die technische Abtheilung im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Seinen Ruf begründeten zunächst das Gebäude der neuen Königswache in Berlin, das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge, das neue Schauspielhaus, die neue Schloßbrücke, die Anlage des neuen Potsdamer Thores, die Anlage der neuen Wilhelmsstraße und der Ingenieur- und Artillerieschule in Berlin, das Casino in Potsdam, das Schlößchen Tegel, das Landhaus des Geheimraths Gräfe im Thiergarten bei Berlin, das Casino im Garten des Prinzen Karl zu Glienike bei Potsdam, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel und mehrere andere Schlösser, Landhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude in den Provinzen. Das Neue Museum, die Anlagen, welche daraus folgten, die Bauschule, die Nikolaikirche in Potsdam, das

Digitized by Google

königl. Landhaus in Charlottenhof, die Werderſche Kirche in Berlin und andere Bauten vollendeten ſeinen Ruhm. 1839 wurde er zum Ober-Landesbaudirector ernannt. Doch alsbald von einer Gehirnlähmung betroffen, ſtarb er 9. Oct. 1841. S. iſt ein mächtiger Genius der neuern Kunſtgeſchichte. In ſeinen Bauten zeigt er ſich ſtets neu und originell in der Compoſition. Er verſtand es beſonders, die Form eines Gebäudes aus ſeiner Beſtimmung zu entwickeln, und vermied auch alle Willkür im einzelnen. Die möglichſte Darſtellung des Ideals der Zweckmäßigkeit war ihm das Grundprincip alles Bauens. Insbeſondere geben ſeine nicht zur Ausführung gelangten Entwürfe eine Anſchauung ſeines Wollens und Könnens: dahin gehören die Reſtauration der Akropolis von Athen zu einem griech. Königspalaſte, die Pläne des Schloſſes Orianda, des Palaſtes für den Prinzen von Preußen, des Denkmals Friedrich's d. Gr. und anderes. Vgl. ſeine «Sammlung architektoniſcher Entwürfe» (26 Hefte, Berl. 1820—37; 2. Aufl., Potsd. 1841—45; 3. Aufl. 1857—58); ferner ſeine «Werke der höhern Baukunſt» (Abth. 1 u. 2, Potsd. 1845—46; 2. Aufl. 1862). Außer ſeinen herrlichen Architekturlandſchaften hat S. auch die höchſte Begabung für die Hiſtorienmalerei im großen Stile an den Tag gelegt. An dem Prachtwerke «Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker» ſowie an vielen andern Werken war S. weſentlich betheiligt. Auch iſt ſeine Einwirkung auf die berliner Gewerbe noch jetzt ſichtbar. Endlich verdanken ihm die königl. Schaubühnen nicht nur manche ihrer ſchönſten Decorationen, ſondern überhaupt eine neue Schule der Decorationsmalerei. Seine zahlreichen Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde bilden ein eigenes Schinkel-Muſeum in Berlin. Vgl. von Wolzogen, «Aus S.'s Nachlaß» (4 Bde., Berl. 1862—64); die biographiſchen Schriften von Kugler, Böttticher u. a.

Schinznach, Pfarrdorf im Bezirk Brugg des ſchweiz. Cantons Aargau, $2^1/_4$ St. im Nordoſten von Aarau, unweit weſtlich von der Aar, hat in der Pfarrkirche das Grab des Generals Joh. Ludwig von Erlach und zählt 1225 E., die Strohgeflechte fertigen und trefflichen Wein bauen. Etwa $^3/_4$ St. gegenüber, am rechten Ufer der Aar, nur 150 F. vom Fluſſe, zwiſchen dieſem und der Eiſenbahn (Baſel-Olten-Zürich) liegt am Fuße des mit den Ruinen des Schloſſes Habsburg gekrönten Wülpesbergs das berühmte Schinznacher oder Habsburger Bad, mit einem im großen Halbkreis erbauten, aus zwölf großen und kleinen Gebäuden beſtehenden Curhauſe. Die Quelle, eine ſaliniſch-muriatiſche Schwefeltherme von 28° R., wird künſtlich erwärmt und meiſt nur von wirklich Leidenden, beſonders von Franzoſen benutzt. Die Badeſaiſon währt vom 15. Mai bis Ende Sept. Die 1658 entdeckte Therme lag auf dem linken Ufer des Strombetts, wurde 1670 in demſelben vergraben und brach 1692 auf einer Inſel mitten im Fluſſe wieder dampfend hervor. Dieſe Inſel, durch einen Damm mit dem rechten Ufer verbunden, iſt durch Anſchwemmung allmählich zu einem Theile des Feſtlandes geworden. Die nächſte Umgebung des Curorts iſt reich an ſchönen und hiſtoriſch-merkwürdigen Punkten. Vgl. Amsler, «Les bains de S.» (Aarau 1854; deutſch, 1852), und Hemman, «Bad S.» (Aarau 1858).

Schirach (Gottlob Benedict von), deutſcher Geſchichtſchreiber und Publiciſt, geb. 1743 zu Tiefenfurth in der Oberlauſitz, beſuchte das Gymnaſium zu Lauban und bezog dann die Univerſität zu Leipzig, wo er Theologie ſtudiren ſollte, ſich aber dem Studium der claſſiſchen Sprachen, der Geſchichte und der ſchönen Wiſſenſchaften widmete. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz genauer bekannt wurde. Bei den gelehrten Fehden des letztern war S. auf deſſen Seite. Er gehörte zu den erſten deutſchen Schriftſtellern, welche die Geſchichte mit Kritik und philoſ. Geiſte behandelten. Auch ließ er «Gedichte» und mehreres Belletriſtiſche erſcheinen. 1769 wurde er außerord., 1770 ord. Profeſſor in der philoſ. Facultät zu Helmſtedt und wählte nun Geſchichte und Statiſtik zu ſeinen Hauptfächern. Wegen ſeiner «Biographie Kaiſer Karl's VI.» (Halle 1776) erhob ihn die Kaiſerin Maria Thereſia in den Adelſtand. 1780 legte er ſein Lehramt nieder, um einem Rufe der dän. Regierung als Legationsrath nach Altona zu folgen, den zunächſt ſeine Schrift «Ueber das königl. dän. Indigenatrecht» (Hamb. 1779) veranlaßt hatte. Im folgenden Jahre begann er das «Polit. Journal», dem er bis an ſeinen Tod, 7. Dec. 1804, ſeine Thätigkeit widmete, und das dann ſein älteſter Sohn, Wilhelm von S., geb. 25. Sept. 1779, der Conferenzrath in Kiel war, bis 1812 fortſetzte, worauf es unter andern Redactionen noch bis 1839 erſchien. Unſtreitig hat ſich S. durch die Gründung dieſes Journals Verdienſte erworben, indem er die Ereigniſſe der neuern Geſchichte mit einer durch Beigabe der wichtigſten Urkunden belegten Treue darſtellte, welche es zu einer Quelle für den Geſchichtsforſcher machen. Seit dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution, für die er den Enthuſiasmus nicht theilen konnte, ſah er ſich manchem Angriffe ausgeſetzt. Unter ſeinen übrigen Schriften ſind zu erwähnen: «Biographien der Deutſchen» (6 Bde., Halle

1771—74); «Ephemerides literariae Helmstadienses» (5 Bde., Helmst. 1770—73); «Magazin der deutschen Kritik» (4 Bde., Halle 1772—76); die Uebersetzung der «Biographien» des Plutarch (8 Bde., Berl. 1776—80).

Schirâs, d. h. Löwenbauch, die ehemals blühende, jetzt aber sehr herabgesunkene Hauptstadt der pers. Provinz Farsistan oder des Landes Fars, einst die Residenzstadt der pers. Regenten, liegt in einem reizenden und fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thale auf einer der Stufen des südwestl. Randgebirgs Persiens, 4284 F. über dem Meere, 7 M. im Südsüdwesten von den Ruinen des alten Persepolis (s. d.). Die Stadt wurde durch Erdbeben 25. Juni 1824, wobei über 4000, und 1. Mai 1853, wobei angeblich 10000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört und liegt seitdem verödet. Bis dahin hatte sie gegen 50000 E., darunter treffliche Siegelstecher und Steinmetze, Fabriken in Baumwolle, Seide, Wolle, Leder, Glas, Schmelz, in Feuerwaffen und Klingen aus indischem Stahl, in Pulver und besonders auch in Rosenöl. Auch war die Stadt wegen ihrer schönen Frauen, der schönsten Persiens, und ihrer herrlichen Rosen- und Granatäpfelgärten bisher ausgezeichnet und im Orient hoch gepriesen. In der Umgegend wächst ein Rothwein, den man für den besten im Morgenlande hält, und der nebst Taback, Rosenöl, Glas, Schmelz, Pfeifen, Töpferwaaren, Seidenzeugen, Klingen weithin ausgeführt wurde. S. ward nach Vertreibung der Sassaniden das Feld- und Hoflager der Khalifen in der Mitte des 7. Jahrh., erreichte seine größte Blüte unter dem Mongolenkaiser Hulagu im 13. Jahrh. bis auf Timur, der die Stadt 1387 und 1392 eroberte. Damals galt es auch als der Glanzpunkt der pers. Wissenschaft und Poesie. Hier wurden die Dichter Hafis und Saadi geboren, deren Gräber sich, wie das des preuß. Gesandten Minutoli (gest. 5. Nov. 1860), in der Nähe befinden.

Schirmer (Joh. Wilh.), Landschaftsmaler, geb. 1807 zu Jülich, lernte bei seinem Vater die Buchbinderei und kam als Geselle 1825 nach Düsseldorf, wo er künstlerische Studien begann und Lessing's Einfluß ihn über seinen Beruf für die Landschaft aufklärte. So entschieden wie dieser Beruf war auch sein Lehrtalent, und er wurde schon 1830 Hülfslehrer und 1839 Professor an der dortigen Akademie. Anfangs stellte er besonders die stille Poesie des Waldlebens dar. Infolge mehrerer Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien begann er aber im idealen, großartigen Landschaftsstil zu arbeiten. Doch ist er in seinen Stoffen wesentlich der vaterländischen Natur treu geblieben. S. ist den größten landschaftlichen Componisten beizuzählen. Sein Baumschlag ist frei und doch gründlich, die Linienführung angenehm; die Bilder zeugen von einer völligen Herrschaft über Stoff und Kunstmittel. In der Bestimmtheit und Größe seiner Formen erinnert S. oft an Kaspar Poussin, und wie dieser liebt er in seinen Werken einen großen Maßstab. Er ist ein trefflicher Zeichner und gibt das Detail so charakteristisch, daß es selbst in seiner Unterordnung ein unerschöpfliches Interesse gewährt. S. wurde so der Gründer der düsseldorfer Landschaftsschule. 1854 als Director an die neugegründete Kunstschule zu Karlsruhe berufen, brachte er diese Anstalt bald empor. Sein religiöser Sinn führte ihn darauf, die Landschaft als das vorbereitende und stimmende Element der Handlungen der Menschen, wie die Bibel sie uns erzählt, darzustellen, und so schuf er, und zwar mit Kohle, 26 große Landschaftsbilder, die unter der Bezeichnung «Biblische Landschaften» große Bewunderung gefunden haben (photographirt von Allgeyer, mit Text vom Künstler selbst). Sechs davon, mit der Staffage aus dem Leben Abraham's, hat er in großer Dimension in Oel ausgeführt (Nationalmuseum in Berlin). Ebenfalls in Oel gemalt ist eine Folge von vier biblischen Landschaften, welche die vier Tageszeiten veranschaulichen und als Staffage die Geschichte des barmherzigen Samariters haben. S. starb 11. Sept. 1863. Außer vielen Bildern hinterließ er auch eine sehr große Anzahl von Naturstudien, von denen Vollweiler mehrere Hefte herausgegeben hat. S. war auch ein vorzüglicher Radirer, der seinen Blättern eine kräftige Haltung und poetische Stimmung zu geben wußte. Von seinen Arbeiten auf diesem Felde erschienen: «Acht landschaftliche Originalradirungen» (Düsseld. 1847). — Nicht mit ihm zu verwechseln ist Wilhelm S., ein ebenfalls ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Berlin 6. Mai 1802, ein Schüler Schadow's, dem er aber nicht nach Düsseldorf folgte. Nachdem er die Jahre 1827—30 in Italien zugebracht, gründete er zu Berlin ein Atelier, in dem sich bald eine ansehnliche Zahl von Schülern sammelte. 1835 ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Künste und 1839 Professor. 1845 nahm er einen zweiten einjährigen Aufenthalt in Italien. Eine dritte Reise dahin trat er 1865 an, starb aber unterwegs 8. Juni 1866 in Nyon am Genfersee. In seinen Bildern, deren Stoffe meist dem Süden entnommen, und in denen architektonische Ansichten vorherrschen, zeigt sich Reichthum und Weichheit der Formen und südl.

Digitized by Google

Farbenglut. Diese Eigenschaften weiß S. auch auf das Fresco zu übertragen, und unter den landschaftlichen Darstellungen, mit denen das Neue Museum in Berlin geschmückt ist, gehören seine ägypt. und griech. Ansichten zu den vorzüglichsten. Er wurde 1852 nach Dresden gerufen, um das Schloß des Prinzen Albrecht von Preußen mit landschaftlichen Fresken zu schmücken; aber dieser Plan zerschlug sich. Die Entwürfe, in Gestalt kleiner Oelskizzen, gehören zu seinen trefflichsten Werken. Die berliner Nationalgalerie besitzt von ihm: Tasso's Haus in Sorrent, die Sammlung des Vereins der Kunstfreunde: Fontaine im Garten einer Villa.

Schirmvögte, s. Kirchenvogt.

Schirwân hieß in früherer Zeit eine pers. Provinz in Transkaukasien zwischen dem Hauptkamme des südöstlichsten Flügels des Kaukasus, dem Kaspischen Meere, dem untern Kur und der Landschaft Scheki, berühmt durch ihre Fruchtbarkeit, ihren Reichthum an Südfrüchten aller Art sowie durch die seit alter Zeit einheimische Seidencultur, als deren Mittelpunkt die Stadt Schemâcha (s. d.) noch jetzt anzusehen. In weiterm Sinne umfaßte S., außer seinem Haupthafen Baku, auch Scheki (Nucha) im Westen und den südl. Theil von Daghestan (s. d.) bis Derbent und entsprach in dieser Ausdehnung dem Lande Albania der Alten. Der Name S. kommt erst seit der Mitte des 6. Jahrh. vor und wird von den orient. Schriftstellern auf den neupers. Sassanidenkönig Chosru Anuschirwân (531—579) zurückgeführt, der hier Grenzcolonien aus allerlei Völkern stationirt zu haben scheint, unter denen auch einheimische Schahs sich befanden, wahrscheinlich als Grenz- oder Markgrafen an der Spitze der im Solde der Sassanidenkönige stehenden Völkerschaften. Als später das Reich der Sassaniden zertrümmert wurde, lösten sich viele der kleinern Glieder als selbständige Reiche ab, darunter auch das der Schirwânschahs, die wiederum kleinere Dynasten unter sich hatten und mit ihren Nachfolgern, den Khanen von S., jahrhundertelang, bis auf die neuere Zeit, ihre Unabhängigkeit gegen die Khalifen, die Bagratiden von Armenien, die Mongolen, gegen Timur, die Türken, die Perser und Russen zu behaupten suchten, bis sie 1797 vorübergehend, 1805 aber für immer unter russ. Botmäßigkeit kamen. Als 1820 der letzte Fürst, Mustafa-Khan, sich der russ. Oberherrlichkeit durch seine Flucht nach Persien entzog, wurde das Land völlig dem russ. Reiche einverleibt und mit den, im Frieden von Gulistân 12. Oct. 1813 von Persien abgetretenen Gebieten im Süden des Kur zu einer Provinz vereinigt unter dem Namen «Land der muselmanischen Provinzen». Es umfaßt dies Gebiet, das zuweilen von seinem berühmtesten Theile auch S. genannt wurde, außer dem eigentlichen S. (Schemâcha) noch Scheki (Nucha) im Westen, Baku im Osten, Karabagh (Schucha) im Südwesten und Talysch (Lenkoran) im Südosten. Später wurde aus diesen Ländern und Daghestan die «Kaspische Provinz» und durch Ukas vom 26. Dec. 1846 aus erstern das Gouvernement Schemâcha gebildet, welches seit 1859 Gouvernement Baku (s. d.) heißt, und von dem das eigentliche S. den Hauptbestandtheil des Kreises Schemâcha umfaßt.

Schischkow (Alex. Sfemenowitsch), russ. Admiral, Minister und ausgezeichneter Schriftsteller, wurde 1754 aus einem alten edeln Geschlecht geboren und im Marinecorps erzogen. Die von ihm als Seeoffizier unternommenen Land- und Seereisen erstreckten sich über Schweden, Dänemark, England, Deutschland, Preußen, Italien, die Türkei u. s. w. Seine literarische Laufbahn begann er schon als Cadet mit einer Uebersetzung von Campe's «Kinderbibliothek» (2 Bde., neue Aufl., Petersb. 1808) und Geßner's «Daphnis»; auch gehören mehrere kleine lyrisch-didaktische Gedichte und ein größeres Drama in diese jugendliche Periode. Daneben beschäftigte er sich schon frühzeitig mit ernstern wissenschaftlichen Studien, und diese waren es, in denen er später besonders glänzte. Längst sind seine Gedichte vergessen; dagegen werden die wissenschaftlichen Werke von ihm stets ihren guten Ruf behaupten. Dahin gehören «Die Marinewissenschaft» (2 Bde., Petersb. 1795); «Engl.-franz.-russ. Marinewörterbuch» (2 Bde., Petersb. 1795); «Sammlung von Seejournalen» (2 Bde., Petersb. 1800) und besonders seine «Betrachtungen über den alten und neuen Stil in der russ. Sprache» (Petersb. 1802; 3 Aufl. 1818), durch welche er die nationale Originalität gegen das Eindringen franz. Verweichlichung in Schutz nahm und wie durch einige andere Schriften über die russ. Sprache zur Fortbildung derselben nicht wenig beitrug. Ein bedeutendes Verdienst erwarb er sich ferner durch die Herausgabe des ältesten bekannten Erzeugnisses in der russ. Poesie («Igor's Zug gegen die Polowzer», 1805). Auch übersetzte er Tasso's «Befreites Jerusalem» in russ. Prosa (2 Bde., Petersb. 1818). 1812 wurde er Reichsseeretär. Die von ihm in dieser Eigenschaft entworfenen Manifeste, Aufrufe, Ukase und Rescripte bis 1814, die er in einer Sammlung (Petersb. 1816) vereinigte, zeichnen sich durch ihre stilistische Form wie durch patriotischen Inhalt vortheilhaft aus. Ueber diese Periode ließ er später auch nicht uninteressante Memoiren («Kratkija sapiski

pochoda 1812 goda», Petersb. 1831) erſcheinen. Schon 1816 war S. Präſident der Akademie der ruſſ. Sprache geworden. 1820 erhob ihn der Kaiſer zum Mitglied des Reichsraths und 1824 zum Miniſter des öffentlichen Unterrichts ſowie zum Generaldirector der geiſtlichen Angelegenheiten aller nichtgriech. Confeſſionen Rußlands. Wie vieles Gute er in dieſer Stellung auch gewirkt, ſo würde er doch noch ungleich Höheres geleiſtet haben, wäre er nicht von dem Vorurtheil beſeelt geweſen, daß man die niedern Volksklaſſen zu ihrem Lebensglück von jeder wiſſenſchaftlichen Cultur und Bildung ausſchließen müſſe. 1828 trat er vom Miniſterium zurück. Er beſchäftigte ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens mit der Herausgabe eines «Vergleichenden Wörterbuchs in 200 Sprachen» (2 Thle., Petersb. 1838) und mit einer zweiten verbeſſerten Auflage ſeines Marinewörterbuchs. S. ſtarb im April 1841. Seine geſammelten Werke erſchienen in 14 Bänden (Petersb. 1823—34). Eine Auswahl aus ſeinen Briefen wurde nach ſeinem Tode veröffentlicht (Petersb. 1841).

Schisma (griech.), eigentlich Spaltung, bezeichnet nach dem ältern, ſchon im Neuen Teſtament ſich findenden Gebrauche des Worts kirchliche Parteiungen allerlei Art, auch hinſichtlich der Lehre. Nach und nach erhielt jedoch das Wort in der kath. Kirche eine engere Bedeutung, indem es auf ſolche Differenzen bezogen wurde, welche nicht ſowol die Lehre als die Verfaſſung betreffen. Schismatiker heißen daher im Unterſchiede von Ketzern (ſ. d.) nach röm.-kath. Sprachgebrauche diejenigen, welche, obwol in der Lehre rechtgläubig, ſich doch von der kirchlichen Gemeinſchaft getrennt halten, insbeſondere die Kirchengewalt des Papſtes nicht anerkennen. Dahin gehören namentlich die griech.-orient. (nichtunirten) Chriſten und einige andere kleinere Kirchenparteien, aber nicht die Proteſtanten. Außerdem wird das Wort S. auch von den kirchlichen Spaltungen gebraucht, welche im Mittelalter mehrereremal durch die Wahl mehrerer Päpſte nebeneinander herbeigeführt wurden. Am bekannteſten in der Kirchengeſchichte iſt das ſog. «große S.» von 1378—1417 geworden, währenddeſſen die abendländ. Kirche ſich in die Anerkennung des Papſtthums zu Rom und zu Avignon theilte.

Schitomir, die Hauptſtadt des ruſſ. Gouvernements Volhynien, gehörte zur Blütezeit des poln. Reichs zur Wojwodſchaft Kiew, wo ſie unter dem Namen Zytomierz die Hauptſtadt des gleichnamigen Diſtricts war. Sie liegt 20 M. weſtlich von Kiew, am Dnjeprzufluß Teterew, der hier die Kamenka aufnimmt, innerhalb felſiger Ufer fließt und manche romantiſche Partie gewährt. Die Stadt zählt (Ende 1863) 38293 E., iſt Sitz eines Gouverneurs, eines griech. Erzbisthums ſowie eines kath. Biſchofs und hat neun Kirchen, ein Seminar, ein Gymnaſium ſowie mehrere andere Schulen. Die Bevölkerung unterhält Leder- und Tuchfabriken und treibt einen lebhaften Handel mit der Türkei, mit Oeſterreich und den innern Provinzen des ruſſ. Reichs. Unter den ſteinernen Gebäuden zeichnen ſich beſonders das ſchöne Schauſpielhaus und das Gebäude der Literariſchen Geſellſchaft aus. In der Umgegend wird viel Weinbau getrieben, der auch eine Hauptnahrungsquelle für die Einwohner iſt.

Schlabrendorf (Guſtav, Graf von), ein durch Geiſtesbildung und edle Geſinnung ausgezeichneter Sonderling, der, ohne Schriftſteller und Staatsmann zu ſein, nicht unbedeutenden Einfluß auf ſein Zeitalter geübt hat, wurde zu Stettin 22. März 1750 geboren und ſtudirte in Frankfurt a. d. O. und in Halle. Nach dem Tode ſeines Vaters, der zuletzt dirigirender Miniſter in Schleſien war, frühzeitig in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gelangt, benutzte er daſſelbe, um Reiſen zu machen. Beim Ausbruche der Revolution ließ er ſich in Paris nieder und ſtudirte hier Sprachen und Philoſophie, intereſſirte ſich aber auch, trotz ſeiner Zurückgezogenheit, für die polit. Erſcheinungen und widmete zugleich allen wohlthätigen Unternehmungen ſeine thätige Hülfe. Mit Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, ſuchten bei ihm oft die einflußreichſten Männer Rath in ſchwierigen Verhältniſſen. Während der Schreckenszeit kam er als Freund der Girondiſten in Gefahr, das Blutgerüſt zu beſteigen. Schon harrte der Karren, um ihn abzuholen, da fehlten ſeine Stiefeln. Treuherzig ſchlug er dem Kerkermeiſter vor, ihn dafür am nächſten Tage zum Schaffot zu führen. S. wurde darüber im Kerker vergeſſen, bis ihm nach 18 Monaten Robespierre's Sturz die Freiheit brachte. Napoleon, obgleich von ſeinen tadelnden Aeußerungen unterrichtet, ließ ihn als Sonderling unangefochten. In einem Zimmer, das er nie verſchloß und ſelten verließ, unter geringer Umgebung, in ärmlicher Kleidung nahm er Beſuche jedes Standes an. Sein ganzes Weſen zeigte einen Mann, der offen und gerade den Weg der Rechtlichkeit verfolgt und die Fürſorge für Menſchenwohl ſich zur Aufgabe gemacht. Seine Einkünfte verwendete er, da er wenig brauchte, im ſtillen zu wohlthätigen Zwecken, beſonders für Landsleute. Als er 1813 nach Preußen zurückkehren und an der Befreiung ſeines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen wollte, hielt man ihn in Paris feſt.

Digitized by Google

Aber auch von hier aus wußte sein Patriotismus einflußreich mitzuwirken, sodaß der König sich bewogen sah, ihm das Eiserne Kreuz zu verleihen. Stets mit Ideen beschäftigt, verließ er in den letzten zehn Jahren, wo er sich die Erfindung einer Sprachmaschine zur Aufgabe gesetzt hatte, sein Zimmer nicht. Das bekannte Buch «Bonaparte und das franz. Volk unter seinem Consulate» (1804), das sein Freund J. F. Reichardt herausgab, ist wesentlich sein Werk. Er starb zu Paris 22. Aug. 1824.

Schlacht heißt der Kampf größerer Truppenmassen oder ganzer Heere; Schlachtfeld das Terrain, auf welchem sie sich schlagen. Die S. bildet gewöhnlich den Zielpunkt der Operationen (s. d.) und soll auf die Entscheidung womöglich des ganzen Kriegs gerichtet sein. Es ist daher die Aufgabe der Heerführung oder Strategie, zu bewirken, daß die S. an dem entscheidenden (strategischen) Punkte geliefert werde. Die Strategie (s. d.) hat die Anlage der S. zu bewirken, während die Taktik (s. d.) die Ausführung, den Schlag selbst übernimmt. Es gibt Offensiv- und Defensivschlachten, je nachdem ein Heer den Gegner, um ihn zu schlagen, in seiner Stellung angreift oder selbst Stellung nimmt, um den Angriff des Feindes zu erwarten und abzuschlagen. Offensiv- und Defensivmomente wechseln aber während der S. und auch eine Defensivschlacht kann dadurch zur kriegentscheidenden werden, wie z. B. Waterloo. — Schlachtordnung (ordre de bataille) nennt man im allgemeinen die Normalvorschrift für die Aufstellung zusammengesetzter Truppenkörper zum Gefecht; sie geht aus der Kampfweise der Zeit hervor und wird fast in jedem Gefechte modificirt. Zu Friedrich's d. Gr. Zeit war es Regel, die Armee in zwei Treffen in Linie, Infanterie in der Mitte, Cavalerie auf den Flügeln, aufzustellen; aber der König wich in vielen S. davon ab. Gegenwärtig, wo das Terrain in jeder Hinsicht benutzt wird und die verbundenen Waffen mehr zusammenwirken, theilt man die Streitkräfte gewöhnlich in Avantgarde, bestimmt zur Deckung der eigenen Gefechtsentwickelung, zum Festhalten oder Nehmen wichtiger Terraintheile u. s. w., Gros oder Haupttreffen zur Durchführung der S., und Reserve, bestimmt, die Entscheidung zu geben. Bei der Reserve, welche bis zu dem richtigen Moment möglichst geschont, intact gehalten werden muß, befindet sich auch die Hauptmasse der Cavalerie und Artillerie, von welchen nur ein Theil den Corps oder Divisionen beigegeben ist. In der successiven Verwendung dieser Streitkräfte, in dem Kampfe um wichtige Terraintheile, welche dadurch zu Brennpunkten von Partialgefechten werden, liegt das Charakteristische der heutigen S. im Vergleich zu den frühern. Der Sieg auf dem Schlachtfelde darf allein nicht genügen, hinter dem letzten Kanonenschusse liegen die eigentlichen Früchte des Siegs; er muß energisch verfolgt werden, wo möglich bis zur Vernichtung der feindlichen Feldarmeen (Jena, Waterloo). Seit 1815 ist dies Ziel nicht mehr erreicht worden, selbst nicht nach der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz 1866.

Schlachtenmalerei heißt die Gattung der Malerei, welche den Kampf großer Menschenmassen schildert und hiernach innerhalb der Geschichtsmalerei als sittenbildliche Malerei erscheint. Dieses Charakters wegen hat auch die Landschaft dabei ihre ästhetische Geltung, und da der Künstler gern dabei wirkliche Porträts anbringt, so greift die S. auch in dies Gebiet hinüber. Beides, die Landschaft wie das Porträt, hat dabei natürlich secundär zu bleiben. Zeigt das Schlachtbild die Spitze der Entscheidung in einer Gruppe historisch benannter Größen, so ist es ein echt geschichtliches zu nennen. Ein solches ist jenes bekannte griech. Mosaikbild aus der Casa del Fauno in Pompeji, die sog. Alexanderschlacht; ferner die von Rafael componirte Konstantinschlacht in dem Konstantinsaale auf dem Vatikan, welche großartige Darstellung bis auf die Amazonenschlacht von Rubens vielfach Vorbild geworden ist. Bei den Holländern und neuern Italienern gehören die Schlachtenbilder durchaus dem Genre an. Zu nennen von Künstlern dieser Richtung sind: Antonio Tempesta, Hans Snellink, Esaias van der Velde, Joh. Asselyn, Pet. Snyders, Rob. von Hoeck, Falcone, genannt Oracolo delle bataglie, Jacques Courtois, Anton Franz van der Meulen, Phil. Wouverman, Karl Breydel und Georg Phil. Rugendas. In neuerer Zeit hat sich das Schlachtenbild wieder mehr in die geschichtliche Sphäre hineingehoben. Es sind hier zu nennen: Peter Krafft, Jos. von Schnitzer, Peter Heß, von Heideck, Albr. Adam, Mouten; in Frankreich: Gros, Horace Vernet, Steuben, Scheffer, Langlois. Die Gegenwart liebt es, kriegerische Ereignisse an Ort und Stelle möglichst historisch getreu aufnehmen zu lassen; die Künstler gehen mit den Heeren. So ist der Krimkrieg durch Vernet, A. Yvon, Pils und Durand-Brager gemalt, die österr. Waffenthaten durch die beiden L'Allemand, die preußischen durch die Berliner Bleibtreu, Steffeck, Kretzschmar u. s. w. sowie durch die Düsseldorfer Camphausen, Hünten, Northen u. a.

Schlachtschitz (slachcic) hieß in Polen im Gegensatz gegen die Stadtbürger und Bauern

jeder Edelmann. Die Adelichen waren die wirklichen Staatsbürger Polens und erkannten keinen Unterschied unter sich an. Der König durfte keine Fürsten-, Grafen- oder Freiherrentitel verleihen, und diejenigen, welche solche von auswärtigen Regenten erhalten hatten, durften sie nicht gegen ihre Landsleute geltend machen. Nur wenige Familien, wie die Ostrog, Czartoryski, Radziwill u. a., welche bei der Vereinigung von Litauen und Volhynien mit Polen bereits Fürsten u. s. w. waren, machten hierin eine Ausnahme. Die Adelichen waren im Besitze ungemeiner Privilegien. Nur sie konnten Landgüter besitzen, die hohen kirchlichen Würden bekleiden, zu Senatoren, Kronbeamten und Richtern ernannt werden und als Landboten in den Sejm gelangen. Sie waren frei von allen Abgaben, und erst in der letzten Zeit Polens zahlten sie ein Geringes. Jeder Adeliche war ein Candidat des poln. Throns. Dafür waren aber auch alle Adelichen zum Kriegsdienste verpflichtet. Das Recht, in den Adelstand zu erheben, kam in Polen bis 1578 dem Könige, von da an nur dem Reichstage zu, und der in den Adel zu Erhebende mußte katholisch sein. Zuweilen wurden sämmtliche Bürger von Städten auf einmal zu Adelichen erhoben. Die Anzahl derselben war daher sehr groß. Viele Adeliche waren sehr arm, und es gab ganze Dörfer, die von Edelleuten bewohnt wurden, welche selbst das Feld bearbeiteten und sich von den Bauern nur durch ihren Adelstolz unterschieden. (S. Polen.)

Schlacken nennt man Producte und Abgänge hüttenmännischer Processe, welche, je nachdem sie besser oder schlechter geschmolzen, mehr oder weniger vollkommene Gläser sind. Sie werden theils wiederum benutzt, z. B. die Eisenschlacken als Töpferglasur, die Kupferschlacken zu Bausteinen u. s. w., theils als unbrauchbar weggeworfen. Die richtige Beschaffenheit der Schlacke ist für das Gelingen des ganzen Schmelzprocesses von höchster Bedeutung. Ihre Schmelzbarkeit, Flüssigkeit, Zusammensetzung und Menge muß mit dem Hauptproducte stets im richtigen Verhältnisse stehen, besonders beim Metallreduciren. Zu dünnflüssige (frische) S., welche rasch erstarren, sowie zu zähflüssige (saigere), welche nur langsam fest werden, sind zu vermeiden. Besonders letztere deuten immer auf eine unrichtige Beschickung des Schmelzofens. — Schlackenbäder heißen Bäder, bei denen das Wasser durch S. erhitzt wird.

Schlaf (somnus). Im S. des Menschen hören die bewußten Thätigkeiten des Körpers auf, und nur die unbewußten und unwillkürlichen Verrichtungen (Herzthätigkeit, Athmung, Verdauung) vollziehen sich noch. Ueber die Ursachen des S. und die Vorgänge bei demselben ist so gut wie nichts bekannt. Man weiß fast nur, daß durch den S. Körper und Geist gekräftigt werden, und daß ihn die Ermüdung herbeiruft. Der S. scheint demnach durch Erschöpfung gewisser Organe bedingt zu sein, und diese Erschöpfung scheint sich im S. wieder auszugleichen. Die Unterschiede, welche man über die Zustände des Körpers im Wachen und Schlafen kennt, reichen nicht aus, das Zustandekommen jener Ausgleichung zu erklären. Im S. wird das Gehirn außerordentlich spärlich mit Blut versorgt, und alle Verhältnisse, welche das Gehirn blutarm machen, wirken schlafmachend. Nach einer reichlichen Mahlzeit sammelt sich das Blut vorzugsweise in den Bauchorganen, während in das Gehirn weniger Blut strömt, und es tritt Neigung zum S. ein. Starke Blutverluste machen den ganzen Körper, somit auch das Gehirn anämisch und bewirken somit S.; ähnlich wirkt starke Kälte. Umgekehrt wird der S. verscheucht, wenn das Gehirn reichlich mit Blut versorgt wird. Manche Leute schlafen nicht eher ein, als bis sich die kalten Füße erwärmt haben; übergroße geistige Anstrengung erschöpft zwar, läßt aber dennoch den S. nicht aufkommen. Gewisse Erfahrungen weisen ferner darauf hin, daß ein bestimmtes Ernährungsmaterial vorhanden sein muß, wenn der S. tief und kräftigend sein soll. Man schläft schwer ein und schläft unruhig, wenn man hungerig ist, und es ist Thatsache, daß ein gutgenährter Körper weniger S. bedarf als ein schlecht genährter; d. h. mit wenig Material braucht der Körper mehr Zeit, die im Wachen eingetretene Abnutzung auszugleichen, als mit viel. Kinder bedürfen mehr S. als Erwachsene, weil bei diesen der Stoffwechsel relativ reger ist als bei Erwachsenen. Im S. scheint der körperliche Stoffwechsel in seiner Art abgeändert, doch so, daß im ganzen kein wesentlicher Unterschied wahrnehmbar ist. Die Untersuchungen von Pettenkofer und Voit in München über den Stoffwechsel im S. haben hierüber keinerlei Aufschluß gebracht. Leichte Grade von S. nennt man Schlummer. Unter krankhaften Zuständen kommen ebenso wol Schlafsucht (s. d.) vor als Schlaflosigkeit (s. d.). Die Mittel, deren sich der Arzt bedient, um S. hervorzurufen, sind mannichfaltiger Art. Kühlen des Kopfes, Verdunkeln des Zimmers, Vermeidung von Sinneseindrücken kann den S. fördern; eigentliche schlaferzeugende Arzneien (Somniferae) sind der Mohn und seine Präparate (Opium, Morphium, Narcein), Bromkalium, essigsaures Zink, Chloroform u. s. w.

Schlaf der Pflanzen nennt man die Senkung und Zusammenfaltung der Blätter vieler

Pflanzen sowie das Geschlossensein vieler Blumen während der Nacht. Beiderlei Erscheinungen, welche man als Blätter- und als Blumenschlaf unterscheidet, beruhen auf bestimmten Bewegungen der Blätter und Blütentheile, die sich in der Hauptsache oder zum großen Theil auf den Lichtreiz zurückführen lassen dürften. Freilich ist damit die Erscheinung nicht erklärt, denn man weiß noch immer nicht, wie das Licht und andere Einflüsse der Außenwelt auf das contractile Zellgewebe, welches namentlich bei den Blättern der Sitz der Bewegung ist, einwirken mag. Der Blätterschlaf wird besonders bei zusammengesetzten Blättern beobachtet. Beim Klee z. B. schließt sich nach Sonnenuntergang jedes der drei Blättchen nach oben zusammen (beim Sauerklee nach unten); bei den Akazien (Robinien) senken sich die Blätter abwärts, während sich gleichzeitig die Blättchen senken und etwas übereinanderschieben. Beim Sonnenaufgang nehmen die Blätter wieder die Lage und Stellung ein, welche sie bei Tage besitzen. Das Sichschließen und Sichöffnen der Blumen hängt nicht allein vom Lichtreiz ab, sondern, wie aus den jahrelangen Beobachtungen und Untersuchungen von Fritsch hervorgeht, welcher den Blumenschlaf bei 142 Pflanzenarten studirte, auch von dem Feuchtigkeitsgehalt, von dem Barometerdrucke und namentlich von dem Temperaturgange der Atmosphäre. Wäre hier der Lichtreiz allein maßgebend, so müßten alle Blumen am Morgen sich öffnen und am Abend sich schließen. Es gibt aber bekanntlich viele Blumen, die erst um Mittag, oder nachmittags, oder abends sich öffnen und im letztern Falle oft bis tief in die Nacht hinein offen bleiben, ehe sie sich schließen; ja die sog. Königin der Nacht (Cactus grandiflorus L.) öffnet ihre großen wohlriechenden Blumen nur in der Nacht auf einige Stunden. Auf diese Verschiedenheit im Sichöffnen und Sichschließen der Blumen hat schon Linné die sog. Blumenuhr begründet, indem er 24 Pflanzen zusammenstellte, von denen eine jede ihre Blumen zu einer bestimmten Stunde (ungefähr) öffnete. Fritsch hat nachgewiesen, daß bei allen Blumen, welche überhaupt die Erscheinungen des sog. Schlafens wahrnehmen lassen, die Blumenblätter oder Blumenkronengipfel in einer stetigen, aber sehr langsamen Bewegung begriffen sind, die entweder den Zweck hat, die Blume zu schließen oder zu öffnen, und daß jede solche Blume während 24 St. einmal vollkommen geschlossen und einmal vollkommen offen ist. Dieser Forscher unterscheidet demnach vier Epochen: die des Erwachens, die der Vollblume, die des beginnenden und die des vollständigen Schlafs. Daß bei denjenigen Blumen, welche (die meisten) am Morgen sich öffnen und am Abend sich schließen, der Lichtreiz, wie beim Blätterschlaf, besonders wirksam ist, geht aus der wiederholt beobachteten Thatsache hervor, daß manche Blumen (z. B. die Mohnblumen) sich während totaler Sonnenfinsternisse ebenfalls schließen.

Schläfe heißt die seitlich am Kopfe zwischen dem äußern Augenwinkel und dem Ohr, der Stirn und dem Jochbogen gelegene Gegend, der das Schläfenbein (os temporum) zu Grunde liegt. Letzteres ist ein schuppen- oder muschelförmiger, dünner Knochen, an welchem ein Stück des Jochbogens (Jochfortsatz, processus zygomaticus) liegt, unten und vorn die Gelenkgrube für den Unterkiefer, unten und hinten der unten hinter dem Ohre fühlbare Warzenfortsatz und hinten in der Mitte das Felsenbein (pars petrosa) mit dem Gehörorgan befindlich ist. Außerdem besitzt das Schläfenbein noch eine Anzahl Löcher für Nerven und Blutgefäße (Gesichtsnerv, Kopfschlagader). Am Schläfenbein setzt sich ferner ein starker Kaumuskel (Schläfenmuskel) an, und unmittelbar unter der Haut verläuft die Schläfenarterie. Wegen der Dünnheit und Sprödigkeit des Schläfenbeins sind Stöße oder Schläge auf die Schläfengegend besonders gefährlich.

Schlaflosigkeit (agrypnia) kann durch Gemüthsunruhe, ungewohnte Lebensart u. s. w. (mehr vorübergehend) erzeugt werden, ohne Zeichen eines krankhaften Zustandes zu sein. Sie ist ferner ein Symptom sehr vieler und besonders fieberhafter oder schmerzhafter Krankheiten und tritt öfters auch mit einer gewissen Selbständigkeit auf, ohne daß eine Störung der übrigen Thätigkeit des Organismus bemerkt wird. Gewöhnlich besteht die von Patienten und Aerzten sogenannte S. mehr in zu kurzer Dauer und geringer Tiefe als in gänzlichem Mangel des Schlafs. Die Ursachen sind meist solche, welche das Gehirn zu sehr in Erregung erhalten (Ueberanstrengung, Tabackrauchen), oder dessen Ermüdung verhindern; Hunger, kalte Füße, zu große Wärme hindern gleichfalls oft das Einschlafen. Sehr gewöhnlich ist karger Schlaf im höhern Alter. Oft ist nächtliche Unruhe der erste Vorbote von Geisteskrankheit. In jedem Falle wirkt die S. entkräftend, stört Appetit und Laune. Sie ist oft ein schwer zu beseitigender Zustand. Hinwegräumung der Ursachen ist das sicherste Mittel zu ihrer Entfernung: Ruhe im Zimmer, Hin- und Herwiegen des Körpers (der Quere oder der Länge), leise Hautreibungen vorm Schlafengehen, laue Fußbäder, monotone Geräusche, Zählen, Essen vor dem Schlafengehen u. dgl. Jüngere und kräftige Personen müssen ihren Körper am Tage tüchtig ausarbeiten.

Schlafſucht (hypnosis), der den feſteſten Willen überwindende Trieb zum Schlafen, kann ſchon bei Geſunden nach erſchöpfenden Anſtrengungen, beim Erfrieren u. ſ. w. eintreten, geſellt ſich aber meiſt zu krankhaften Zuſtänden, namentlich wenn dieſe einen beſondern Bezug zum Nervenſyſtem haben, und zu den narkotiſchen Vergiftungen. Man hat verſchiedene Grade, z. B. Coma, Sopor, Typhomanie, Lethargie, angenommen. In ſeltenen Fällen kommt die S. als ſelbſtändige, länger andauernde Krankheit vor. Sie iſt eigentlich ſtets ein Symptom einer Störung der Gehirnthätigkeit, wobei beſonders die Sinnesfunctionen unterbrochen ſind. So entſteht S. in Nerven- und andern Krankheiten (z. B. im Typhusfieber). Mittel gegen die S. können nur gegen die Urſache gerichtet ſein, welche daher in jedem Falle wohl zu ermitteln iſt (z. B. ob Opiumvergiftung, oder Rauſch, oder Typhus, oder Blutaustretung im Gehirn, oder Erſchöpfung u. ſ. w.). Die gerichtliche Medicin rechnet die ſchlafſüchtigen Menſchen unter diejenigen, deren Zurechnungsfähigkeit bezweifelt werden muß. Eine ähnliche Beurtheilung beanſprucht die der S. ähnliche Schlaftrunkenheit (somnolentia), d. h. der dem völligen Einſchlafen oder Erwachen unmittelbar vorhergehende halb- oder ganz bewußtloſe Zuſtand, in welchem oft Handlungen von gewaltſamer oder ſonſt ſtrafbarer Art (ſogar Mordthaten) vollbracht werden, und es gehört in manchen derartigen Fällen zu den ſchwierigſten Aufgaben des gerichtlichen Arztes, ſowol die Gegenwart als den Grad der Schlaftrunkenheit zu beſtimmen.

Schlagende Wetter nennen die Bergleute diejenigen Luftarten, welche ſich in Grubenbauen zuweilen entwickeln und bei Annäherung einer Lichtflamme mit heftigen Exploſionen verbrennen, wodurch dann oft großer Schaden verurſacht wird. Sie entſtehen, wenn reines oder kohlenſtoffhaltiges Waſſerſtoffgas ſich mit atmoſphäriſcher Luft in einem ſolchen Verhältniſſe mengt, daß der Sauerſtoff der letztern mit dem Waſſerſtoff des erſtern bei der Verbrennung Waſſer bilden kann. Dieſe Gasmiſchung oder Luftart kann, wenn ſie nicht gleichzeitig zu viel Kohlenſäure oder andere irreſpirable Gasarten beigemengt enthält, ohne Nachtheil eingeathmet werden, wird aber als Knallgas ſehr gefährlich durch Entzündung. Dergleichen ſchlagende Wetter entſtehen am häufigſten in Kohlengruben, in denen ſich, zuweilen unter eigenthümlichem kniſternden Geräuſch, kohlenſtoffhaltiges Waſſerſtoffgas aus den Kohlen entwickelt und mit der gewöhnlichen Luft mengt, weit ſeltener in Steinſalz- oder Erzgruben. Man ſchützt ſich gegen die Gefahr der Entzündung durch ſog. Sicherheitslampen (Davy'ſche Lampen), deren Flamme innerhalb eines feinen Drahtgitters brennt, durch welches das innerlich verbrennende Gas die äußere Umgebung nicht entzünden kann. Natürlich müſſen dieſe Lampen mit großer Vorſicht behandelt werden.

Schlagfluß oder Schlag nennen die Laien und manche Aerzte jede plötzlich (wie durch einen Schlag) eintretende Lähmung eines Körpertheils oder Organs und ſprechen in dieſem Sinne von Rückenmarks-, Herz-, Lungen-, Blaſenſchlag u. dgl. Im engern Sinne bezeichnet S. die plötzliche (mehr oder weniger vollſtändige) Unterbrechung der Gehirnfunctionen, alſo insbeſondere der Sinneswahrnehmungen, des Bewußtſeins und der willkürlichen Körperbewegung (Hirnſchlagfluß, apoplexia cerebri), wobei jedoch Athmung und Herzſchlag ihren Fortgang haben (Unterſchied von der Ohnmacht). Der ſo vom Schlage Getroffene (Schlagflüſſige) fällt gewöhnlich plötzlich nach einer Seite hin um und vermag die Gliedmaßen dieſer Seite nicht mehr (oder nur unvollkommen) willkürlich zu bewegen (wogegen ſie auf galvaniſche und ähnliche Reflexreizungen noch ſehr ſtark zucken). Er ſieht, hört und fühlt auf dieſer Seite nicht mehr; dieſelbe Geſichtshälfte iſt glatt und beim Sprechen unbeweglich (die andere ſcheinbar verzerrt). Oft ſind erweiterte Pupille, Schiefvorſtrecken der Zunge, ſchnarchendes Athmen, lallende Sprache damit verbunden. Bei ſolchen halbſeitigen apoplektiſchen Lähmungen (Hemiplegien) iſt der Sitz der Krankheit allemal in der den gelähmten Gliedmaßen gegenüberliegenden Hälfte des Gehirns. Doch kann auch ein in der Mitte liegender Theil getroffen werden, worauf ſich dann natürlich die Symptome ganz anders geſtalten. Die Grundurſache des Schlags, d. h. die demſelben zu Grunde liegende Veränderung der Hirnſubſtanz, iſt in den allermeiſten Fällen eine Blutaustretung in dem Gehirn, veranlaßt durch Platzen einer durch Verknöcherung oder Verfettung brüchig gewordenen Ader, ſeltener infolge anderer Umſtände (z. B. äußerer Gewaltthätigkeiten oder ſkorbutiſcher Blutzerſetzung). Dieſe Urſache des S., die Hirnblutung, iſt ſo gemein, daß manche Anatomen den S. ganz mit ihr identificiren, ja ſogar andere Blutergießungen, wenn ſie plötzlich ins Gewebe der Organe ſtattfinden, mit dem Namen Apoplexien (z. B. der Lunge) bezeichnen. Doch gibt es auch andere Urſachen einer ſolchen plötzlichen Hirnlähmung, z. B. raſche Verſtopfung einer Hirnarterie durch ein darin hinſchwimmendes Blutgerinſel, raſche Blutüberfüllung der feinſten Hirngefäße (die ſog. vaſculären Apoplexien), periodiſcher oder plötzlicher Druck einer Hirngeſchwulſt, vielleicht ſogar Waſſerergüſſe

innerhalb der Schädelhöhle (der sog. Wasserschlag, apoplexia serosa älterer Aerzte) und gänzlich unbekannte, dem anatom. Messer entgehende Hirnveränderungen. Der Hirnschlagfluß kann plötzlich, binnen wenig Minuten tödten, aber auch eine, wenigstens theilweise Herstellung gestatten. In letzterm Falle unterliegt das Gehirnmark und das darin ausgetretene Blut verschiedenen Umwandlungen (z. B. Erweichung oder Festgerinnung oder Cystenbildung). Es bleibt deshalb in den meisten Fällen ein Theil der von dort auslaufenden Nervenfädchen für zeitlebens dem Willen oder der Empfindung entzogen, sodaß z. B. der einst vom S. Getroffene den einen Arm oder das eine Bein nicht mehr willkürlich oder nur unvollkommen bewegen kann, an gewissen Hautstellen nicht mehr fühlt, einen schiefen Mund behält u. s. w. Die meisten halbseitigen Körperlähmungen sind Folgen von Schlagflüssen. Oft folgt auch ein allmählich um sich greifender Zerstörungsproceß im Hirnmarke (Hirnerweichung, encephalomalacia, und Hirnvereiterung, abscessus cerebri) und reibt den Kranken allmählich unter allerlei Schmerzen, Krämpfen, Fieberzufällen und Bewußtseinsstörungen auf. Der S. kann sich, oft binnen wenig Stunden oder Tagen, oft in langjährigen Pausen, bei einem Individuum öfters wiederholen, namentlich je nachdem eine Hirnarterie nach der andern wegen Brüchigkeit berstet. Der Blutschlagfluß trifft besonders solche Leute, welche auch sonst sehr roth im Gesicht aussehen (oft infolge von Herzkrankheiten oder Störungen des kleinen Kreislaufs), ferner Schwelger und Gichtische, oder tritt nach heftigen Gemüthsaffecten, der Sonneneinwirkung auf den Kopf, äußern Erhitzungen und Anstrengungen, starken Erkältungen, Nachtwachen u. s. w. plötzlich auf. Man verhütet ihn durch Vermeiden solcher Umstände (besonders des zum Verfetten und Verkalken der Arterien führenden schwelgerischen Lebenswandels) und dadurch, daß man besonders gealterte Personen (deren Adern stets starrwandig und brüchig sind) und Herzkranke zu großer Ruhe des Geistes und Körpers anhält. Bei der Behandlung der Schlagflüsse spielten sonst Aderlässe eine zu ausgedehnte Rolle, während sie jetzt, fast mehr als gut ist, geringgeschätzt werden. Vor allem bringe man den vom Schlag Getroffenen, nach Entfernung aller beengenden Kleider, an einen kühlen, wohlgelüfteten, ruhigen Ort, lege den Kopf und Rücken hoch, bedecke erstern mit kühlen Umschlägen, sorge durch Fußwärmer, Fußbäder, Senfteige, scharfe Klystiere u. dgl. für gehörige Ableitung nach unten und für rechtzeitige Minderung der unausbleiblichen Reaction (Entzündung) im Gehirn. Während deren Verlauf wird das kühlende und ableitende Verfahren fortgesetzt und durch äußerste Ruhe, Verfinsterung des Zimmers, Vermeidung von Geräusch oder Gespräch u. s. w. noch längere Zeit (bis zur Ausheilung der kranken Stelle) jede Hirnreizung vermieden. In der Nachbehandlung spielt die gymnastische Einübung der gelähmten Glieder zum möglichst geschickten willkürlichen Gebrauch die Hauptrolle. Herzschlag ist so viel wie plötzliche Lähmung des Herzens. Ueber den Lungenschlag, s. Lunge.

Schlagintweit (Hermann von), deutscher Physiker, Geolog und Reisender, der älteste Sohn des als Augenarzt bekannten bair. Wirklichen Raths Joseph S. (geb. 8. Dec. 1792 zu Regen in Baiern, gest. 11. Aug. 1854), wurde 13. Mai 1826 zu München geboren. Mit seinem jüngern Bruder, Adolf S. (geb. 9. Jan. 1829), erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, und schon früh beschäftigten sich beide Brüder mit selbständigen physik. Forschungen. Ihre Beobachtungen, die sie 1846—48 in den Alpen anstellten, veröffentlichten sie in den «Untersuchungen über die physik. Geographie der Alpen» (Lpz. 1850). Nach Vollendung dieses Werks, durch welches sie bereits früh Alex. von Humboldt's Gönnerschaft sich erworben hatten, besuchten sie England und Schottland und hielten sich dann in Berlin auf, bis sie 1851 abermals nach den Alpen gingen. Hier bestiegen sie unter anderm 23. Aug. 1851, als die ersten, die höchste Spitze des Monte-Rosa. Während sich Adolf 1852 und 1853 mit der geol. Aufnahme der Bairischen Alpen beschäftigte und sich zugleich in München habilitirte, lebte Hermann in Berlin, wo er Meteorologie und physik. Geographie an der Universität vortrug. Die Resultate ihrer gemeinschaftlich fortgesetzten Forschungen legten sie nieder in: «Neue Untersuchungen über die physik. Geographie und die Geologie der Alpen» (Lpz. 1854), welches Werk auch eine Arbeit des vierten Bruders, Robert S. (geb. 27. Oct. 1833), über die Geologie des Kaisergebirgs umfaßt. Außerdem construirten sie zwei Reliefs, vom Monte-Rosa und von der Zugspitze, nach welchen auch photographische Karten (Berl. 1854) im Buchhandel erschienen. Der Beifall, den die Arbeiten der beiden Brüder fanden, gab Veranlassung, daß sie durch Vermittelung Alex. von Humboldt's vom Könige von Preußen und der Englisch-Ostindischen Compagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Indien erhielten, auf welcher sie ihr Bruder Robert begleitete. Die drei Brüder schifften sich 20. Sept. 1854 nach Aegypten ein und reisten zunächst von Bombay aus auf zwei verschiedenen Wegen durch das Dekan bis Madras. Hierauf wandten sich im

März 1855 Adolf und Robert nach den nordwestl. Provinzen und widmeten sich hier den Sommer hindurch der Erforschung der Gebirgswelt, der Hochpässe und Riesengletscher des westl. Himalaja. Am Ibi-Gamin, einem der höchsten Berge Tibets, erstiegen sie eine Höhe von 20886 par. F., die größte, die bisher von einem wissenschaftlichen Reisenden erreicht worden ist. Nachdem beide den Winter von 1855 auf 1856 wieder mit Untersuchungen auf der Halbinsel verbracht, vereinigten sie sich im Mai 1856 zu Simla mit Hermann, der inzwischen im östl. Himalaja (Sikkim und Bhutan), in Assam und den Gebirgen zwischen Brahmaputra und Hinterindien thätig gewesen war. Die drei Brüder wandten sich nun dem Himalaja zu, besuchten, theils einzeln, theils vereint, Kaschmir, Ladak und Balti, und Hermann, damals von Robert begleitet, drang über die Ketten des Karakorum und des Künlün zum chines. Turkestan vor. Nach der Rückkehr trennten sie sich abermals 13. Dec. 1856 zu Raulpindi im nördl. Pendschab. Robert durchzog das Indusland und schiffte sich im Frühjahr 1857 zu Bombay nach Aegypten ein. Hermann nahm seine Route durch Hindostan und Bengalen, besuchte Nepal und verließ Ende April 1857 Kalkutta zur See, um mit Robert in Aegypten zusammenzutreffen. Beide Brüder landeten einige Monate später 8. Juni 1857 glücklich zu Triest. Adolf S., der seinen Aufenthalt in Indien noch um ein Jahr verlängern wollte, begab sich im Sommer 1857 aufs neue nach den nördl. Hochländern des Himalaja, von wo aus auch er in das chines. Turkestan, dann nach dem russ. Asien zu gehen beabsichtigte. Doch wurde er 26. Aug. 1857 bei Kaschgar ermordet. Hermann und Robert ließen sich nach ihrer Rückkehr ins Vaterland anfänglich in Berlin nieder, kauften sich aber später zu Jägersburg bei Forchheim an, wo auch ihre reichen Sammlungen sich befinden. Die Ergebnisse ihrer Reisen und Forschungen legten sie in den «Results of a scientific mission to India and High-Asia» (Bd. 1—4, Lpz. 1860—66) nieder, einem Prachtwerke, das auf neun Bände Text mit einem Atlas von etwa 120 Tafeln (darunter trefflich ausgeführte Gebirgs- und Landschaftsbilder in Farbendruck) und Karten berechnet ist und ungemein reichhaltige Materialien zur phyſik. Geographie, Meteorologie, Geologie und Ethnographie der von den drei Brüdern untersuchten Gegenden gewährt. Eine Reihe von 275 Rassentypen wurde mehrmals galvanisch reproducirt. Ihre ausgezeichneten Verdienste, die sie sich namentlich durch die Lösung wichtiger wissenschaftlicher Fragen, durch das Vordringen in neue Terrains, Hermann und Adolf auch durch streng künstlerische Leistungen in den fernen Landschaftsgebieten, erworben, wurden von der pariser Geographischen Gesellschaft 1859 bereits durch Verleihung der großen goldenen Preismedaille anerkannt. Auch wurden sie vom Könige Maximilian II. von Baiern in den erblichen Adelstand erhoben; außerdem erhielt Hermann im Aug. 1864 den Beinamen Sakünlünski und 4. April 1866 mit dem Commandeurkreuz des mexic. Guadeloupe-Ordens den Freiherrntitel. — Der fünfte Bruder, Emil S., geb. 7. Juli 1835, widmete sich rechtswissenschaftlichen Studien, wandte sich aber zu Berlin (1855), durch die Erfolge seiner Brüder ebenfalls zu selbständigem Forschen angeregt, dem Orientalischen zu und fühlte sich besonders durch die von letztern nach Europa gebrachten tibetanischen Handschriften angezogen. Als die bedeutendsten Früchte seiner tibetanischen Forschungen erschienen bisher «Buddhism in Tibet by literary documents and objects of religious worship» (Lpz. 1863, mit Atlas) und «Die Könige von Tibet» (Münch. 1865). — Der dritte Bruder, Eduard S., geb. 8. März 1831, widmete sich der militärischen Laufbahn und trat 1849 als Junker in die bair. Cavalerie, in der er 1850 zum Unter-, 1859 zum Oberlieutenant, 1866 zum Rittmeister avancirte und in den Generalstab berufen wurde. Ein Offizier von Talent und Kenntnissen, war er bereits seit 1857 als Adjutant des Generals von Zoller thätig. Auch betheiligte er sich 1860 an dem span.-marokk. Feldzuge, über den er in dem Werke «Der span.-marokk. Krieg» (Lpz. 1863) berichtet hat. Er fiel im Gefechte bei Kissingen, 10. Juli 1866.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagschatten, s. Schatten.

Schlagschatz, s. Münze und Münzwesen.

Schlagwirthschaft heißt der landwirthschaftliche Betrieb, bei welchem die Felder in bestimmte Schläge getheilt sind, welche abwechselnd in geordneter Fruchtfolge bestellt werden. (S. Fruchtfolge und Koppelwirthschaft.). — S. in der Forstwirthschaft ist die geregelte Aufzucht und Abforstung des Holzes in geschlossenen Beständen von gleichem Alter, die beste Bewirthschaftungsmethode und das Ziel des rationellen Waldbaues. Der Forst wird dabei meistens je nach der Zahl der Umtriebsjahre in bestimmte Abtheilungen oder Schläge gebracht. S. läßt sich betreiben bei Hoch-, Mittel- und Niederwald.

Schlammbäder oder Moorbäder nennt man Eintauchungen des Körpers oder einzelner Körpertheile in einen Brei, welcher aus gewissen mineralhaltigen Dammerden (Moorerden) und heißem Wasser (auch Mineralwasser) hergestellt wird. Der Kranke bleibt darin etwa ½ St. und taucht dann in ein laues Reinigungsbad. Die S. sind ein Mittel, um nicht nur die Wärme (weil dickflüssige, breiige Körper mehr Wärme binden), sondern, wie man, wol mit Unrecht, glaubt, auch gewisse Mineralstoffe weit intensiver auf die Haut und den übrigen Körper einwirken zu lassen. Für manche Patienten, besonders für Unbehülfliche und Delicate, hat diese Curmethode etwas sehr Abschreckendes. Die S. dienen besonders gegen Lähmungen, chronische Hautkrankheiten und als Moorumschläge oder Moortheilbäder gegen verschiedene örtliche Krankheiten.

Schlangen (Ophidia) bilden eine Ordnung der Reptilien oder Lurche und zeichnen sich durch einen langgestreckten, rundlichen Körper und den Mangel der Flossen oder Gliedmaßen, der Augenlider, des Brustbeins und des Trommelfells aus. Ihre Gestalt ist nur geringen Abänderungen unterworfen, die sich auf etwas bedeutendere Dicke, das Verhältniß des Schwanzes zum Körper und die Breite des Kopfes beschränken. Nur die Seeschlangen haben einen stark zusammengedrückten Körper und einen mit einem flossenartigen Hautsaume eingefaßten verticalen Ruderschwanz, sodaß sie den Aalen sehr ähnlich sind. In der Größe ändern die S. bedeutend ab, sehr wenige und noch dazu selten werden bis 30 F. lang, manche kaum spannenlang, die meisten messen nicht über 6 F. und bleiben nicht unter 3 F. lang. Am Skelet ist keine Spur von Gliedern, also auch nicht von Schulterblatt und Becken vorhanden, nur wenige, wie die Riesenschlangen, besitzen zwei neben dem After vortretende Fußstummel, welche gewöhnlich als Afterspornen bezeichnet werden. Die in sehr großer Anzahl, bei den Riesenschlangen bis zu 400 vorhandenen Wirbel sind auf eine so eigenthümliche Art miteinander verbunden, daß die freieste Bewegung des ganzen Körpers stattfinden kann. Die Eintheilung des Körpers in die gewöhnlichen Regionen ist nur hinsichtlich des Schwanzes möglich, der ohne Rippen und hinter der Afteröffnung beginnt. Hals, Brust und Leib sind nicht zu unterscheiden, da schon der zweite Wirbel ein Rippenpaar trägt. Das Zwerchfell fehlt und die zahlreichen Rippen, von denen jede mit ihrer Spitze an das entsprechende Schild der Bauchhäute mittels Knorpel und einiger Muskeln befestigt ist, umgeben die ganze Körperhöhle gleichmäßig. Ein solcher Knochenbau wird der Anheftung zahlreicher und gleichartiger Muskeln sehr günstig, und daher erklärt sich die Schnelligkeit und Kraft aller Bewegungen. Die gewöhnlichste dieser Bewegungen ist ein eigentliches Kriechen, bei welchem die sich abwechselnd gerade stellenden Rippen Stützpunkte abgeben und daher die Füße ersetzen. Die schlängelnden Windungen geschehen übrigens, vielleicht kaum zwei bis drei Arten ausgenommen, horizontal abwechselnd nach rechts und links, nicht vertical in erhabenen Bogen, wie man sie gewöhnlich abbildet. Viele S. können die vordere Hälfte des Körpers senkrecht erheben, aber nur wenige vermögen in dieser Stellung lange zu verharren, wie die ägypt. Brillenschlange, welche deshalb den alten Aegyptern als Symbol der Wachsamkeit galt. In der Ruhe liegen sie meist spiralig zusammengerollt, und durch plötzliches Geradestrecken des zusammengerollten Körpers können viele eine Art von Sprung ausführen. Ihre gewaltige Muskelkraft beweist das Beispiel der Riesenschlangen und Pythonschlangen, welche Antilopen und andere Thiere durch Umschnürung tödten, indem sie ihnen die Rippen zerbrechen. Das Gehirn ist im Vergleich zu der großen Masse des Rückenmarks sehr klein und daher sind auch die Sinnesthätigkeiten gering. Die fast immer seitlich gestellten Augen haben keine Lider und sind mit einem zur äußern Haut gehörenden, durchscheinenden, kreisrunden Schilde bedeckt. Der Geruch ist sehr schwach; das Ohr von der allgemeinen Haut überzogen und innen ohne Trommelfell, daher auch der Gehörsinn stumpf. Die Zunge ist sehr lang, schmal und zweispaltig, kann weit hervorgestreckt und mit auffallender Schnelligkeit vibrirend hin und her bewegt werden, ist aber zum Schmecken ungeeignet, noch viel weniger kann sie verwunden, wie die Volksmeinung geht. Der Fühlsinn muß stumpf sein, weil trockene, harte Schuppen und Schilder, welche je nach den Körpertheilen anders gestaltet sind und daher verschiedene terminologische Namen erhalten, die ganze Oberfläche einhüllen. Unter ihnen liegt ein oft sehr lebhaft gefärbtes, bisweilen goldglänzendes oder regelmäßige Zeichnungen hervorbringendes Schleimnetz, niemals eine Fettlage, welche jedoch den Darmkanal umhüllt. Die Freßwerkzeuge sind nicht zur Zerkleinerung, sondern nur zum Verschlingen der unzerstückten Beute eingerichtet, und in ihrer Bildung weit mehr als in dem Fehlen der Füße, die auch manchen Eidechsen, wie z. B. unserer Blindschleiche, abgehen, liegt der unterscheidende Charakter der S. Die beiden Unterkieferhälften sind nämlich vorn ganz frei, nicht verbunden und außerdem wird noch ihre Anheftung an den Schädel durch zwei bewegliche Knochen, das Paukenbein und das Zitzenbein, vermittelt, wodurch ein zusammengesetztes Gelenk

entsteht, das eine ungemein weite Oeffnung des Rachens sowol in senkrechter als seitlicher Richtung erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumenknochen sowie auf den Kiefern aufgewachsenen Zähne nur dazu dienen, das Herausschlüpfen des Bissens zu verhindern, über dessen gradweiser Hinabwürgung mehrere Stunden vergehen können, wenn das ergriffene Thier groß ist. Daß aber manche S., z. B. die Riesenschlangen, ihre Beute vorher mit einem glättenden Geifer überziehen, ist unbegründet. Die Nahrung besteht nur aus lebenden Thieren; niemals berühren S. todte oder gar schon in Fäulniß übergegangene Thierkörper. Die meisten stellen Säugethieren und Vögeln nach, wenige leben von Fröschen, Weichthieren, Insekten, kleinen Krustenthieren und Ringelwürmern, die Seeschlangen von Fischen. Die Verdauung geschieht ungemein langsam, aber sehr vollkommen und das Bedürfniß des Fressens kehrt daher nur in langen Zwischenräumen wieder. Aus der vollkommenen Fäulniß des sehr lange im Darmkanal weilenden Nahrungsstoffs glaubt man auch den sehr übelriechenden Athem aller größern, zumal der giftigen S. ableiten zu müssen. Bedürfniß zum Trinken ist selten vorhanden, und das Trinken erfolgt leckend, mithin in sehr geringer Quantität auf einmal. Auch können S. die Entziehung des Wassers und aller Nahrung geraume Zeit, ja selbst monatelang ertragen. Saugen aber, wie oft behauptet worden ist, können S. nicht. Die Athmung erfolgt durch die Lungen, welche die Wirbelsäule entlang weit nach hinten reichen. Sie entbehren des Geselligkeitstriebes, leben einsam, und der Fortpflanzungstrieb veranlaßt nur eine vorübergehende Annäherung der Individuen, aber keinen Haushalt. Sie wohnen theils in Wäldern, theils in offenern Gegenden, einige selbst in der schattenlosen, glühenden Wüste; manche ziehen sich gelegentlich in das Wasser zurück; die Seeschlangen bewohnen das Meer der heißen Zone. Einige sind der Zähmung einigermaßen fähig und werden theils von Gauklern zu Kunststücken gebraucht, wie es schon in alten Zeiten von den Psyllen, einem libyschen Volksstamme, geschah, theils aus sonderbarer Liebhaberei in den Häusern gehalten, wie die Korallenschlange in Südamerika. Die äußerlich nicht unterscheidbaren Weibchen legen schmuzigweiße Eier, welche zuweilen bündelweise durch zähe Fäden zusammenhängen und zur Ausbrütung stets der atmosphärischen Wärme überlassen bleiben. Viele Giftschlangen bringen aber gleich lebendige Junge hervor. Die auskriechenden Jungen gleichen so ziemlich ihren Aeltern, erhalten aber ihren vollen Glanz erst nach mehrmaligen, rasch aufeinanderfolgenden Häutungen. Lebensdauer und Lebenszähigkeit sind groß. Alle S. lieben die Wärme, scheuen meistens das Licht, verfallen im Winter oder in der heißesten, trockensten Zeit der Tropenländer in einen lethargischen Zustand und fürchten den Menschen, den sie gewöhnlich nur heimtückisch anfallen. Den Menschen sind sie von wenig Nutzen; nur rohe, uncultivirte Nationen genießen das Fleisch von mehrern S. Mehr noch wird das Schlangenfett benutzt. Man theilt die S. in giftlose und giftige, welche letztere durch das Vorhandensein der Giftzähne sich unterscheiden; allerdings gibt es aber auch zwischen beiden Mittelformen. Die eigentlichen Giftzähne stehen stets im Oberkiefer, gewöhnlich paarweise, und dahinter einige junge Ersatzzähne. Sie sind mit einer Rinne versehen oder ganz hohl und an der Spitze mit einer Oeffnung versehen, aus welcher das in den darunterliegenden Giftdrüsen abgesonderte Gift beim Bisse mit einiger Gewalt austritt. (S. Viper.) Das Gift ist eine geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, welche Lackmuspapier röthet und durch Eintrocknen nach kurzer Zeit ihre tödliche Eigenschaft verliert. Sog. weißblütige Thiere, z. B. Krebse, sind gegen Schlangenbisse ganz unempfindlich. Unter den höhern Thieren erleidet wol nur der Igel von den Bissen giftiger S. keinen Nachtheil. Deutschland besitzt nur sehr wenige und darunter nur eine giftige Art, die Kreuzotter. Vgl. Lenz, «Schlangenkunde» (Gotha 1832); Duméril und Bibron, «Erpétologie générale» (Par. 1834 fg.). — Bei den Alten hatten die S. eine heilige Bedeutung. Schon in den frühesten Zeiten findet sich die Vorstellung der Schlange als eines bösen Wesens, und sie wurde daher bei vielen Völkern bald das Symbol des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der verlockenden Wollust, der List, Klugheit und Wachsamkeit, aber auch der Fruchtbarkeit. Das erste findet sich in der biblischen Sage vom Sündenfall und in dem pers. Dualismus, wo Ahriman in Gestalt der Schlange den Stier des Ormuzd mörderisch anfällt. Als Symbol der Fruchtbarkeit erscheint sie in der ägypt. Mythologie und als Symbol schaffender Kraft in der phöniz. Kosmogonie. Den alten Aegyptern galt die Brillenschlange als Symbol des Kneph und wurde göttlich verehrt, und von den gnostischen Ophiten (s. d.) wurde die Schlange in ihren symbolischen Darstellungen christl. Dogmen gebraucht. Auch die Babylonier, die Griechen und Römer betrachteten die S. als Emblem des guten Wesens, des Agathodämon. So bedeutet das auf den Wandgemälden Pompejis häufig dargestellte, über einen Altar sich neigende Schlangenpaar die Götter des Hauses,

die folgenden Laren. Auch zauberische und heilende Kräfte schrieb man den S. zu und so wurden sie ein Attribut des Aesculap (s. d.) und Symbol der Zauberei und Heilkunst. In der nordischen Mythologie dagegen hat die Schlange einen schlechten Ruf, und jetzt betrachtet man in allen Ländern, wo europ. Sitte herrscht, jene Thiere nur mit Schrecken und Abscheu.

Schlangenbad, ein im ehemaligen Herzogthum Nassau, 3 St. westnordwestlich von Wiesbaden, 2 St. südlich von Schwalbach, 897 F. über der Meeresfläche gelegener Curort, welcher seinen Namen von den vielen in der Umgegend lebenden kleinen unschädlichen Schlangen führt, besitzt acht Mineralquellen, welche, einen Säuerling, die Wiesenquelle, von 13° R. ausgenommen, sämmtlich zu den erdig-alkalischen Mineralwässern gehören und eine Temperatur von 21—25° R. haben. Das Wasser wirkt beruhigend und krampfstillend auf das Nervensystem, in ähnlicher Weise auf das Gefäßsystem, besonders aber belebend, erweichend und wahrhaft verjüngend auf die äußere Haut. Hauptsächlich wird es in der Form von Bädern sowie mit Badeschlamm vermischt zu Umschlägen bei chronischen Nerven- und Hautkrankheiten, Leiden der weiblichen Zeugungsorgane, Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur und chronischen Entzündungen innerer Organe angewendet. Die Badeanstalten sind, sowie überhaupt alle Einrichtungen, vorzüglich, und die Umgegend ist geeignet, den Badegästen, von denen sich jährlich ungefähr 1500 meist weiblichen Geschlechts hier einfinden, den Aufenthalt angenehm zu machen. Vgl. Baumann, «S., kurzgefaßte Darstellung seiner Curverhältnisse» (Wiesb. 1864); Bertrand, «Das S.» (Wiesb. 1856).

Schlaraffenland, s. Utopien.

Schlechta-Wssehrd (Ottokar Maria, Freiherr), verdienter Orientalist, geb. 20. Juli 1825 zu Wien, trat 1842 in die k. k. Orientalische Akademie daselbst und 1848 als Attaché der kaiserl. Internuntiatur zu Konstantinopel in den öffentlichen Dienst. 1860 kehrte er aus Konstantinopel nach Wien zurück, wo er im Frühjahr 1861 zum Wirkl. Legationsrath und Director der Orientalischen Akademie ernannt wurde. Eine von ihm zusammengebrachte werthvolle Sammlung orient. Manuscripte wurde der kaiserl. Bibliothek einverleibt. S. ist einer der vorzüglichsten Kenner der pers. und türk. Sprache. Er gab den «Frühlingsgarten» des pers. Dichters Dschami mit deutscher Uebersetzung (Wien 1846) sowie Uebertragungen von Saadi's «Fruchtgarten» (Wien 1852) und Ibn-Jemin's «Bruchstücken» (Wien 1852) heraus. S. selbst verfaßte in türk. Sprache ein «Buch des Völkerrechts» (2 Bde., Wien 1847), welches einen Abriß des europ. Völkerrechts im Kriege und im Frieden enthält und überhaupt das erste von einem Abendländer in türk. Sprache veröffentlichte Buch ist. Außerdem schrieb er mehrere Abhandlungen für die «Denkschriften» und «Sitzungsberichte» der wiener Akademie, deren Mitglied er ist, und lieferte zahlreiche Beiträge für Fachzeitschriften, in denen er Gegenstände der neuern Geschichte Persiens und der Türkei behandelt.

Schlegel (August Wilh. von), ausgezeichnet als Dichter und Uebersetzer wie als Kritiker und Orientalist, der Sohn Joh. Adolf Schlegel's (s. d.), geb. zu Hannover 5. Sept. 1767, wurde von seiner Mutter in der Religion und von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen, und schon in seinen ersten Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Er studirte in Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie, gewann Bürger's Freundschaft und war Mitglied des philol. Seminariums unter Heyne. Eine lat. Abhandlung über die Homerische Geographie bewährte nebst andern philol. Arbeiten seine gründliche Kenntniß des Alterthums. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam in das Haus des Bankiers Muilman und von da nach drei Jahren nach Jena, wo er Professor wurde und von Karl August den Titel eines Raths erhielt. Hier nahm er an Schiller's «Horen» sowie später an dessen «Musenalmanach» lebhaften Antheil und war bis 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der «Allgemeinen Literaturzeitung». In dieser Zeit begann er die Uebersetzung des Shakspeare (9 Bde., Berl. 1797—1810), deren Einfluß auf die deutsche Dichtkunst und auf die deutsche Bühne gleich groß wurde. Doch hat er selbst nur 17 Stücke übersetzt; die übrigen wurden unter L. Tieck's Aufsicht von dessen Tochter Dorothea und vom Grafen Baudissin übertragen (Berl. 1825—33). Eine neue, unter Ulrici's Leitung sorgfältig revidirte und theilweise neu bearbeitete Ausgabe des Ganzen besorgte die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft (12 Bde., Berl. 1867 fg.). S. hielt in Jena ästhetische Vorlesungen und gab mit seinem Bruder Friedr. von Schlegel (s. d.) das «Athenäum» (3 Bde., Berl. 1798—1800) heraus, welches bei aller kritischen Strenge manche Anregung zu poetischer Thätigkeit enthielt. Noch erschienen während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner «Gedichte» (Tüb. 1800) und die «Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue» (1800), eine Geburt des Muthwillens, veranlaßt

durch den gegen S. gerichteten «Hyperboreiſchen Eſel» Kotzebue's. Letzterer, mit G. Merkel verbündet, führte dieſen Kampf auf oft unwürdige Weiſe im «Freimüthigen» fort, wobei namentlich die «Zeitung für die elegante Welt» auf ſeiten der ſog. Romantiſchen Schule ſtand. Die mit ſeinem Bruder Friedrich von S. herausgegebenen «Charakteriſtiken und Kritiken» (2 Bde., Königsb. 1801) haben manchen Geiſtesfunken entzündet. Beide Brüder lebten damals ein reiches, wiſſenſchaftlich poetiſches Leben mit gleichgeſinnten Freunden, zu denen vorzüglich Tieck und Novalis gehörten. Nach der Trennung von ſeiner Gattin, einer Tochter des Profeſſors Michaelis in Göttingen, wendete ſich S. nach Berlin, wo er gegen Ende des J. 1802 Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters hielt, die in ſeines Bruders «Europa» (Bd. 2) abgedruckt wurden. 1803 erſchien der «Jon», ein antikes Trauerſpiel ohne rechte Lebenskraft, welches aber dramaturgiſch intereſſante Verhandlungen zwiſchen Bernhardi, Schelling und dem Verfaſſer veranlaßte. Hierauf erſchien ſein «Span. Theater» (2 Bde., Berl. 1803—9; neue Aufl., Lpz. 1845), fünf Stücke Calderon's in nach Form und Inhalt ſo meiſterhafter Ueberſetzung enthaltend, daß jener Dichter durch dieſelbe eigentlich zuerſt in Deutſchland eingeführt wurde. Gleiches leiſteten für die Lyriker des Südens die «Blumenſträuße der ital., ſpan. und portug. Poeſie» (Berl. 1804). Schon früher (1791—97) hatte er in verſchiedenen Zeitſchriften, beſonders in den «Horen», zahlreiche und zum Theil umfängliche Bruchſtücke aus Dante's «Göttlicher Komödie» vortrefflich, wenn auch nicht in ſtrenger Terzinenform, überſetzt.

S.'s Leben gewann einen neuen Wendepunkt, als er 1805 mit Frau von Staël auf Reiſen ging und abwechſelnd in Coppet, Italien, Frankreich, Wien, Stockholm u. ſ. w. lebte. In franz. Sprache ſchrieb er 1807 eine «Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine», welche unter den pariſer Literatoren ungewöhnliches Aufſehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien «Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur» (3 Bde., Heidelb. 1809—11; 2. Aufl. 1817), die faſt in alle gebildeten Sprachen überſetzt wurden. Dieſelben haben bei manchem Irrthum in den Grundideen und im einzelnen ſowol die geſchichtliche als die äſthetiſche Einſicht in das Weſen des Drama weſentlich gefördert. In der neuen Sammlung ſeiner «Poetiſchen Werke» (2 Bde., Heidelb. 1811; 2. Aufl. 1820) findet ſich der größte Reichthum poetiſcher Formen und eine vollendete Kunſt der Sprache und des Rhythmus; am höchſten darunter ſtehen die Sonette und die Elegie «Rom», viel tiefer die oft überſchätzten Romanzen, z. B. «Arion». Die Ereigniſſe der Zeit bemächtigten ſich auch ſeines Gemüths. 1813 begleitete er den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär und wurde nächſt andern Ehrenbezeigungen auch in den Adelſtand erhoben. Nach Napoleon's Sturze kehrte er zu Frau von Staël zurück, nach deren Tode er 1818 als Profeſſor an die Univerſität Bonn ging. Hier verheirathete er ſich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg; doch auch dieſe Ehe mußte ſchon 1820 wieder getrennt werden. In ſeiner neuen Laufbahn trug er vorzüglich die Geſchichte der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften vor. Gleichzeitig wendete er ſich dem Studium der orient. Literatur, namentlich, einer der erſten in Deutſchland, dem des Sanskrit zu. Demzufolge gab er die «Indiſche Bibliothek» (3 Bde., Bonn 1820—30) heraus und richtete eine indiſche Druckerei ein. 1823 erſchien als Probe ſeiner Bearbeitung ſanskritiſcher Texte «Bhagavad-Gîta», eine Epiſode aus dem Epos «Mahâbhârata» mit lat. Ueberſetzung (2. Aufl., Bonn 1846); ſpäter ließ er den Anfang einer Ausgabe des epiſchen Gedichts «Râmâjana» (Bd. 1 u. 2, Bonn 1829—39) folgen. Seine orient. Studien führten ihn hierauf nach Frankreich und 1823 nach England. Nach ſeiner Rückkehr übernahm er auch die Aufſicht über das Muſeum vaterländiſcher Alterthümer. 1827 hielt er in Berlin «Vorleſungen über Theorie und Geſchichte der bildenden Künſte» (Berl. 1827). Dieſen folgten ſeine «Kritiſchen Schriften» (2 Bde., Berl. 1828) und die an Mackintoſh gerichteten «Réflexions sur l'étude des langues asiatiques» (Berl. 1832). In der Broſchüre «Berichtigung einiger Misdeutungen» (Berl. 1828) vertheidigte er ſich gegen die ihm gemachte Beſchuldigung des Kryptokatholicismus. Einige in dem Wendt'ſchen «Muſenalmanach» für 1832 und andere aus ſeinem Nachlaß gedruckte Gedichte beweiſen, wie berechtigt der oft gegen S. erhobene Vorwurf großer, mit den Jahren wachſender Eitelkeit war. Noch mehr fällt in denſelben die Verunglimpfung der ausgezeichnetſten Männer auf, welchen er früher perſönlich und literariſch die größte Verehrung erwieſen hatte. S. ſtarb zu Bonn 12. Mai 1845. Nach ſeinem Tode hat Böcking eine mit größter Sorgfalt redigirte Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Werken» (12 Bde., Lpz. 1846—47) beſorgt, der ſich die «Oeuvres, écrites en français» (3 Bde., Lpz. 1846) und die «Opuscula latina» (Lpz. 1848) anſchloſſen.

Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von), des vorigen Bruder, geb. zu Hannover am 10. März 1772, ſollte Kaufmann werden, fühlte ſich aber, als er in Leipzig die Handlung erlernte, zu dieſem Berufe ſo wenig geeignet, daß der Vater ihn zurücknahm. Im Alter von 16 J. begann er nun ſeine gelehrte Bildung mit dem glühendſten Eifer. Er widmete ſich der Philologie, ſtudirte in Göttingen, dann in Leipzig und durfte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien ſich rühmen, jeden aus dem Alterthum erhaltenen griech. und röm. Schriftſteller von einiger Bedeutung aus eigenem Studium zu kennen. Seine erſte Schrift von größerm Umfange waren die «Griechen und Römer» (Hamb. 1797), deren Werth auch Heyne anerkannte. Als eine Fortſetzung derſelben kann die «Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer» (Berl. 1798) gelten, die aber ebenfalls nur Bruchſtück geblieben iſt. In dieſen Werken zeigte S. bei einer Fülle von Gelehrſamkeit die Originalität des Selbſtdenkers und die Kraft der hiſtoriſch-kritiſchen Waffen, mit welchen er ſich im Felde der alten und neuen Poeſie zu bewegen anfing. Gediegene Aufſätze und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. ſ. w. lieferte er in dieſer Zeit in das von ihm mit ſeinem Bruder herausgegebene «Athenäum». Sodann veröffentlichte er den vielbeſprochenen Roman «Lucinde» (Bd. 1, Berl. 1799). Er ſelbſt ſchien durch das Aufgeben der Fortſetzung deſſelben die Gerechtigkeit der Urtheile anzuerkennen, die in dieſem Werke nur eine gefährliche Verklärung der Wolluſt ſahen. 1800 ließ er ſich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit großem Beifall philoſ. Vorleſungen hielt. In dieſer Periode trat er zuerſt im «Athenäum» als Dichter auf, und er verſuchte ſich ſeitdem in den mannichfaltigſten Formen («Gedichte», Berl. 1809). Im «Alarcos» (Berl. 1802), einem originellen Trauerſpiele, welches antike und romantiſche Elemente ſeltſam vermiſcht, wendete er zuerſt die Aſſonanz an. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden. Dann reiſte er nach Paris, wo er Vorleſungen über Philoſophie hielt, die Monatsſchrift «Europa» (2 Bde., Frankf. 1803) herausgab und ſich mit der Kunſt und den roman. Sprachen, beſonders aber mit der indiſchen Sprache und Literatur beſchäftigte. Die Früchte dieſes Studiums legte er in der anregenden Schrift «Ueber die Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) nieder. In Köln ging er 1803 mit ſeiner Gattin zur kath. Kirche über, eine Veränderung, die auf ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter bedeutend wirkte, da er ſeitdem als entſchiedener Gegner religiöſer und polit. Freiheit auftrat und ſich immer tiefer in unklare Träumereien verlor. 1808 wendete ſich S. nach Wien. Im Feldzuge von 1809 befand er ſich als kaiſerl. Hofſecretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geiſt der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literariſchen Thätigkeit zurück und hielt zu Wien Vorleſungen, die unter dem Titel «Ueber die neuere Geſchichte» (Wien 1811) und «Geſchichte der alten und neuen Literatur» (2 Bde., Wien 1815) im Druck erſchienen. In dem erſtern Werke trat ſeine religiöſe Befangenheit ſtark hervor; von weit größerm, bleibendem Werthe iſt das zweite. Durch mehrere diplomatiſche Schriften erwarb er ſich Metternich's Vertrauen, wurde Legationsrath der öſterr. Geſandtſchaft bei dem deutſchen Bundestage, kehrte jedoch im Anfange 1818 nach Wien zurück. Hier unternahm er die Zeitſchrift «Concordia» (Wien 1820—21) in der Abſicht, die verſchiedenen Meinungen über Kirche und Staat zu vereinigen, und beſorgte eine unvollſtändige Ausgabe ſeiner «Sämmtlichen Werke» (10 Bde., Wien 1822 fg.; vermehrte Aufl., 15 Bde., 1846). 1827 hielt er öffentliche Vorträge über «Philoſophie des Lebens» (Wien 1828) und 1828 über «Philoſophie der Geſchichte» (2 Bde., Wien 1829); beide Werke tragen bei vielem Scharfſinne die Spuren ſeiner ſpätern Richtung ſehr deutlich an ſich. Gegen das Ende des J. 1828 unternahm er eine Reiſe nach Dresden und hielt daſelbſt eine Reihe Vorträge, in deren Mitte ihn 11. Jan. 1829 der Tod überraſchte. Dieſelben erſchienen unter dem Titel «Philoſ. Vorleſungen, insbeſondere über die Philoſophie der Sprache und des Worts» (Wien 1830). Seine «Philoſ. Vorleſungen aus den J. 1804—6, nebſt Fragmenten, vorzüglich philoſ.-theol. Inhalts», wurden aus dem Nachlaſſe von Windiſchmann herausgegeben (2 Bde., Bonn 1836—37; 2. Aufl. 1846) und bilden Band 1—4 der Supplementbände zu ſeinen «Sämmtlichen Schriften». Seine Gattin Dorothea, Tochter M. Mendelsſohn's (ſ. d.), geſchiedene Veit, geb. in Berlin gegen 1770, geſt. in Frankfurt a. M. im Aug. 1839, eine geiſtreiche, aber excentriſche Frau, war die Verfaſſerin einiger von S. herausgegebenen Schriften, des unvollendeten Romans «Florentin» (Bd. 1, Lpz. 1801), des erſten Bandes der «Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters» (2 Bde., Lpz. 1804) und des «Lother und Maller» (Frankf. 1805).

S. und ſein Bruder Auguſt Wilhelm ſind als die doctrinären Begründer der ſog. Romantiſchen Schule (ſ. Deutſche Literatur) anzuſehen, und was gegen die Richtung ſelbſt einzuwenden, fällt auch im ganzen den beiden Häuptern zur Laſt. Dennoch kann man Tiefe und

Fülle der Kenntniſſe und eine gediegene Form der Darſtellung den Brüdern nicht abſprechen. Beſonders iſt die Proſa von Auguſt Wilh. von S. wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, welche der Tiefſinn des Bruders nicht immer erreicht; dagegen verräth die Poeſie des erſtern bisweilen eine allzu große Künſtlichkeit. Wichtiger aber als beider eigene poetiſche Schöpfungen ſind Auguſt Wilh. von S.'s meiſterhafte poetiſche Ueberſetzungen und beider kritiſche Beſtrebungen. Es verdient Lob, daß ſie bei ihren ſteten polemiſchen Berührungen ohne Rückſicht auf berühmte Namen verfuhren, das Schlechte und Mittelmäßige mit entſchiedenem Urtheil verwarfen, wenn ſie auch bisweilen zu weit gingen. Sie unterſchieden die Grenzen der antiken und romantiſchen Kunſt und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darſtellung und machten in dieſer Hinſicht auf Goethe aufmerkſam, deſſen gründlicheres Studium ſie wirklich eingeleitet haben. Vorzüglich war es aber Auguſt Wilhelm von S., welcher in einem großen Sinne und Umfange Vermittler der deutſchen und ausländiſchen Literatur geworden. Die Brüder lebten überdies ſtets harmoniſch miteinander, wenn auch nicht jeder die Anſichten des andern immer theilte.

Schlegel (Karl Guſtav Moritz), bekannt durch ſeine theol. Schriften, der älteſte Bruder der beiden vorigen, geb. zu Hannover 26. Sept. 1756, ſtudirte zu Göttingen und erhielt, nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer im Mecklenburgiſchen gelebt hatte, die Pfarrſtelle zu Bothfeld und wurde 1790 als zweiter Prediger nach Harburg berufen. Von 1796—1816 wirkte er als Superintendent und Prediger zu Göttingen. Dann folgte er dem Rufe als Generalſuperintendent und erſter Prediger zu Harburg, wo er 29. Jan. 1826 ſtarb. Sein Hauptwerk iſt die «Kritiſche und ſyſtematiſche Darſtellung der verbotenen Grade der Verwandtſchaft und Schwägerſchaft u. ſ. w.» (Hannov. 1802). — Johann Karl Fürchtegott S., der vierte der Brüder, ein verdienter Kirchenhiſtoriker, geb. zu Zerbſt 2. Jan. 1758, beſuchte ebenfalls die Schule zu Hannover und ſtudirte zu Göttingen die Rechte. Seit 1782 bei dem Conſiſtorium zu Hannover angeſtellt, ſtarb er als Conſiſtorialrath 13. Nov. 1831. Unter ſeinen gediegenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind zu erwähnen: «Hannov. Kirchenrecht» (5 Bde., Hannov. 1801—5); «Ueber den Geiſt der Religioſität aller Zeiten und Völker» (2 Bde., Hannov. 1819); «Kirchengeſchichte von Norddeutſchland» (3 Bde., Hannov. 1828—32). — Karl Auguſt Moritz S., ein fünfter Bruder, geb. um 1760, ſtarb als engl. Offizier in Oſtindien.

Schlegel (Joh. Adolf), deutſcher Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meißen 18. Sept. 1721, wo ſein Vater Stiftsſyndikus war, beſuchte Schulpforte und die Univerſität zu Leipzig. In Leipzig wurde er Mitbegründer der «Bremiſchen Beiträge». Nachdem er mehrere Jahre lang Hauslehrer geweſen, wurde er 1751 Diakonus und Schulcollege in Pforte, 1754 Prediger und Profeſſor am Gymnaſium zu Zerbſt und 1759 Paſtor an der Marktkirche zu Hannover, wo er als Conſiſtorialrath, Superintendent und Paſtor an der neuſtädter Kirche 16. Sept. 1793 ſtarb. Seine dichteriſchen Werke, «Fabeln und Erzählungen» (Lpz. 1769), «Geiſtliche Geſänge» (3 Sammlungen, Lpz. 1766—72) und «Vermiſchte Gedichte» (2 Bde., Hannov. 1787—89), gehörten ihrerzeit zu den beſſern Leiſtungen dieſer Art; jetzt ſind ſie, außer einigen noch mit Recht im kirchlichen Gebrauch befindlichen Liedern, veraltet. Sehr verdienſtlich war ſeine Ueberſetzung von Batteux' «Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz», welche er mit verſchiedenen eigenen ſowol erläuternden wie widerlegenden Abhandlungen begleitete (2 Bde., Lpz. 1751; 3. Aufl. 1770). Zahlreiche Predigtſammlungen, welche er von 1754—76 herausgab, zeigen ihn als einen aufgeklärten, redneriſch begabten Theologen.

Schlegel (Joh. Elias), ein deutſcher Dichter aus den Zeiten des Aufſchwungs der deutſchen Literatur, der ältere Bruder des vorigen, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen, verfaßte ſchon in Schulpforte die ſpäter umgearbeiteten Trauerſpiele «Die Trojanerinnen», «Die Geſchwiſter in Taurien» und «Dido». In Leipzig, wo er ſeit 1739 die Rechte ſtudirte, wurde er mit Gottſched bekannt, der mehreres von ihm in ſeine «Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit» und in ſeine «Deutſche Schaubühne» aufnahm. Nach beendigter Studienzeit folgte er 1743 als Privatſecretär dem ſächſ. Geſandten von Spener, ſeinem Verwandten, nach Kopenhagen. Später nahm er an den «Bremiſchen Beiträgen» thätigen Antheil und gab auch ſelbſt in deutſcher Sprache eine Wochenſchrift «Der Fremde» heraus, worin er ſeine Bemerkungen über dän. Literatur und Sitten vortrug. Für das dän. Theater arbeitete er einige Luſtſpiele aus, welche nach ſeiner Handſchrift ins Däniſche überſetzt wurden. Durch Holberg's Einfluß wurde er 1748 außerord. Profeſſor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soröe, wo er aber ſchon 13. Aug. 1749 ſtarb. S. iſt eigentlich der erſte deutſche dramatiſche Schriftſteller des 18. Jahrh., der genannt zu werden verdient. Seine dramatiſchen Arbeiten,

obwol noch nicht frei von dem Einflusse der franz. Dramaturgie und der Gottsched'schen Schule, sind doch schätzbare Denkmale des Aufblühens der dramatischen Literatur. Für seine besten Trauerspiele gelten «Hermann» und «Kanut», nach der Weise der Zeit in Alexandrinern, die er mit ziemlicher Leichtigkeit zu behandeln wußte. Auch für das Lustspiel zeigte er Anlage; der «Triumph der guten Frauen», in Prosa, und die in Alexandrinern geschriebene «Stumme Schönheit» fanden Beifall und wurden von Mendelssohn und Lessing gepriesen. Von minderm Interesse sind seine übrigen Gedichte, poetischen Episteln und allegorisch-epischen Versuche. Seine Werke gab sein Bruder Joh. Heinr. S. (5 Bde., Kopenh. und Lpz. 1761—70) heraus.

Schlegel (Joh. Heinrich), dän. Geschichtschreiber, der jüngere Bruder der beiden vorigen, geb. zu Meißen 1724, erhielt mit jenen gleiche Erziehung und studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur. Durch Vermittelung seines Bruders Joh. Elias S. kam er als Secretär der dän. Kanzlei nach Kopenhagen, wo er dann Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath wurde und 18. Oct. 1780 starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern engl. Dramatikern nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich verdeutscht. Außer andern, die dän. Geschichte betreffenden Werken hat er auch eine «Geschichte der dän. Könige aus dem oldenburg. Stamme» (2 Bde., Kopenh. und Lpz. 1777) geschrieben und die Ausgabe der Werke seines Bruders Joh. Elias S. besorgt. — Johann Friedrich Wilhelm S., des vorigen Sohn, geb. zu Kopenhagen 4. Oct. 1765, studirte seit 1782 auf der dasigen Universität die Rechte, wo er 1789 Adjunct und 1800 ord. Professor der Rechte wurde. 1801 kam er zwar als Etatsrath und Chef des ersten Departements in die dän. Kanzlei; doch schon 1803 kehrte er in seine frühere Stellung an die Universität zurück. 1812 wurde er zum Conferenzrath erhoben. Er gehörte zu den Männern, die sich durch Vorarbeiten um die Einführung der landständischen Versammlungen in Dänemark große Verdienste erworben haben. Kränkelnd zog er sich 1834 auf seinen Landsitz Stötteröd bei Kopenhagen zurück, wo er 19. Juli 1836 starb. Von seinen zahlreichen Schriften, meist in dän. Sprache, sind zu erwähnen: «Naturrecht» (Kopenh. 1798; 2. Aufl. 1805); «Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg» (deutsch, Schlesw. 1829) und die kritische Ausgabe der «Grâgâs» (Kopenh. 1830).

Schlehen nennt man die fast kugeligen, schwarzblauen und hellblau bereiften Früchte des Schlehendorns oder Schwarzdorns, welcher zur Gattung Prunus gehört und im Systeme als Schlehen-Pflaumenbaum (Prunus spinosa L.) bezeichnet wird. Dieser bildet einen 4—10 F. hohen, sehr ästigen Strauch mit dornspitzigen, wegen der fast rechtwinkeligen Verzweigung überaus sperrigen Aesten. Die jüngsten Triebe sind fein flaumig behaart, die Blütenstiele kahl, die Blüten klein, schneeweiß, schon vor den Blättern entwickelt und die Früchte aufrecht. Er wächst gemein in Gebüschen, an Waldrändern und an dürren Orten in ganz Europa. Die bittere, adstringirende Rinde wird gegen Wechselfieber gerühmt und auch zum Braunrothfärben benutzt. Die unangenehm und herb-bitter riechenden Blüten geben ein purgirendes und blutreinigendes Heilmittel ab, das sehr häufig als Volksmittel dient. Aus den sehr herben Früchten, welche unreif auch zum Schwarzfärben verwendet werden, bereitete man früher ein adstringirendes Extract (Succus Acaciae nostratis), welches gegen Diarrhöen, Schleim- und Blutflüsse in Anwendung kam, aber jetzt nur noch selten gebraucht wird. Erst wenn die S. einige Fröste ausgestanden haben, werden sie genießbar; auch werden sie eingemacht und zur Bereitung eines Branntweins benutzt. Die schlanken Schößlinge werden zu Spazierstöcken verarbeitet und das Reisig wird zur Ausfüllung der Leckwerke in den Salzwerken sowie zu Faschinen bei Uferbauten gebraucht. Wegen seiner weit und breit umherkriechenden Wurzeln und vielen Schößlinge ist dieser Strauch zu Gartenzäunen nicht zu empfehlen. Man hat auch eine Spielart mit gefüllten Blüten. Den Namen Schwarzdorn hat dieser Strauch von seinen dunkeln, berindeten, oft wie berußt aussehenden Stämmen, Aesten und Zweigen.

Schlei oder Schley, eine $5\frac{1}{2}$ M. lange, sehr schmale Ostseebucht, dringt in südwestl. Richtung fjordartig in das Herzogthum Schleswig ein, gleicht zwischen Kappel und Missunde (s. d.) nur einem breiten Flusse, erweitert sich aber jenseit Missunde seeartig zu der sog. Großen Breite, die westwärts bis zur Stadt Schleswig reicht. Einst bildete dieser Schleibusen einen berühmten Seehafen. Jetzt ist die S. nur kleinern Schiffen zugänglich und hauptsächlich wegen ihres Fischreichthums berühmt. 1416 verschütteten die Holsteiner, um die Schiffe der Dänen abzuhalten, den Eingang. Später wurde, um die Schiffahrt auf dem im übrigen tiefen Gewässer wieder in Gang zu bringen, $\frac{1}{4}$ M. südlich von der flachen, mehrarmigen Mündung eine schmale

Landenge durchstochen und so ein 7 F. tiefer Kanal, die Schleimünde, hergestellt. Die S. begrenzt mit der Ostsee und der Eckenförder Bucht den Distriet Swansen.

Schleicher (August), ausgezeichneter deutscher Sprachforscher, geb. 19. Febr. 1821 zu Meiningen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Koburg und widmete sich seit 1840 erst zu Leipzig, dann zu Tübingen dem Studium der Theologie und orient. Sprachen. Doch entsagte er der theol. Laufbahn und wandte sich Ostern 1843 nach Bonn, wo er sich besonders unter Ritschl's maßgebendem Einflusse mit classischer Philologie, daneben aber auch eifrig mit Sanskrit und Arabisch beschäftigte. 1846 erwarb er sich daselbst die philos. Doctorwürde und habilitirte sich bald darauf für Sprachwissenschaft, der er sich von nun an ausschließlich zuwandte. Vor allem war er bestrebt sich mit möglichst zahlreichen und verschiedenartigen Sprachen bekannt zu machen, um sich eine Anschauung der verschiedenen Sprachformen zu erwerben. Ostern 1850 ward S. zu einer außerord. Professur der Philologie nach Prag berufen, die er jedoch bald mit der für Sprachwissenschaft vertauschte. Zu Prag machte er sich mit den slaw. Sprachen vertraut, deren wissenschaftlicher Durchforschung er seitdem vorzugsweise seine Thätigkeit widmete. Mit Unterstützung der wiener Akademie unternahm er eine mehrmonatliche Reise nach Litauen, um die litauische Sprache an Ort und Stelle zu erlernen. Ostern 1857 folgte er einem Rufe als Honorarprofessor für Sprachwissenschaft und altdeutsche Philologie (die er schon zu Prag zu lehren begonnen hatte) an die Universität Jena, an der er seitdem mit günstigem Erfolg gewirkt hat. Seinen literarischen Ruf begründete S. mit «Sprachvergleichende Untersuchungen», deren erster Theil Untersuchungen «Zur vergleichenden Sprachengeschichte» (Bonn 1848) enthält, während der zweite eine systematische Uebersicht über «Die Sprachen Europas» (Bonn 1850) bietet. In Prag verfaßte er «Die Formenlehre der kirchenslaw. Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt» (Bonn 1853) und das höchst werthvolle «Handbuch der litauischen Sprache» (Bd. 1, «Litauische Grammatik», Prag 1856; Bd. 2, «Litauisches Lesebuch und Glossar», 1857). Letzterm schloß sich später eine Sammlung «Litauische Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder» (Weim. 1857) sowie eine Ausgabe der «Dichtungen» des Christian Donaleitis (Petersb. 1865) an. Zwei andere Werke von anerkanntem Werthe sind «Die deutsche Sprache» (Stuttg. 1860) und das «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen» (Weim. 1862; 2. Aufl. 1866), durch welche die Einsicht in die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerman. Sprachen wesentlich gefördert worden ist. Von seinen Beiträgen zur allgemeinen Sprachwissenschaft sind besonders hervorzuheben: «Zur Morphologie der Sprache» (Petersb. 1859), «Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft» (Weim. 1863), «Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen» (Weim. 1865) und «Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form» (Lpz. 1865). Zahlreiche kleinere Arbeiten von S. finden sich in der «Zeitschrift für österr. Gymnasien», in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie, in verschiedenen prager Zeitschriften (in böhm. Sprache) u. s. w. In russ. Sprache veröffentlichte er Vorarbeiten zu einer vergleichenden Grammatik der slaw. Sprachen (in den «Mémoires» der petersburger Akademie). Eine Grammatik der polabischen Sprache stellte er für das J. 1868 in Aussicht. Seit 1858 gibt S. mit Kuhn in Berlin die «Beiträge für vergleichende Sprachforschung» heraus. Seine kleine Schrift «Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande» (Weim. 1858) ist ein werthvoller Beitrag zur Kunde der deutschen Volksmundarten.

Schleichhandel oder Schmuggelhandel, Schmuggel (franz. contrebande), heißt der die Zoll- und Verbrauchsabgaben umgehende Waarenverkehr. Ein solcher ungesetzlicher, die Einkünfte des Einfuhrstaats wie die zollzahlenden Kaufleute benachtheiligender Handel greift überall da platz, wo er trotz der hohen Strafen und der Confiscationen, welche ihn bedrohen, und trotz seiner sonstigen großen Gefahren Lockungen genug für den kühnen Schmuggler oder Schleichhändler bietet, d. h. wo Aus- und Einfuhrverbote oder Prohibitiv- und Schutzzölle bestehen und infolge der letztern die Zollsätze so hoch gegriffen sind, daß ihre Umgehung einen großen Geldgewinn in Aussicht stellt. Schon als Anreizungen zum S. erscheinen deshalb sehr hohe Tarifsätze als verwerflich. Indem sie die Preise der Waaren beträchtlich erhöhen und damit die Vortheile ihrer gesetzmäßigen Einfuhr vermindern, vielleicht sogar ihren Verbrauch nach erfolgter Verzollung des dadurch hervorgerufenen hohen Preises wegen unmöglich machen, reizen sie den Kaufmann zu ihrer Umgehung. Es ist im Handelsstande noch immer ziemlich häufig die Ansicht verbreitet, die durch S. erlangten Vortheile seien kein unredlicher Erwerb, und namentlich sei dies dann der Fall, wenn nicht die Zolleinnahmen des eigenen, sondern des Nachbarstaats gekürzt werden. Man hat sogar gegen die eigene Landesregierung nicht selten Vor-

würfe erhoben, wenn sie den Schmuggel industrieller Erzeugnisse in den Nachbarstaat ihrerseits zu verhüten suchte oder den jenseitigen Zollämtern Vorschub leistete. In manchen Grenzorten gab es, früher mehr noch als jetzt, reichliche Waarenlager, welche die Versorgung des Nachbarstaats im Wege des S. bezweckten, ja es bildeten sich in der Nähe einiger Grenzen sogar förmliche geheime Assecuranzgesellschaften, welche die Versicherung von Schmuggelwaaren gegen ziemlich hohe Prämien übernahmen und im Fall ihrer Confiscation Entschädigung gewährten. So nahm der S. in manchen Gegenden und namentlich auch in den Küstenstrichen eine großartige Ausbreitung und förmliche Organisation an. Oft vereinigten sich die eigentlichen Schmuggler oder Contrebandiers, d. h. diejenigen Personen, welche den Transport der Schmuggelgüter besorgen, zu förmlichen, sogar gutbewaffneten Banden. Diese Schmuggler sind gewöhnlich abenteuerliche, arbeitsscheue oder gar verworfene Menschen, welche mehr und mehr in Demoralisation versinken und im Kampfe gegen die Zollbeamten bald nicht nur List und Vorsicht, sondern auch offene Gewalt und Verbrechen anwenden. Schon oft hat der S. die Bevölkerung ganzer Bezirke tief entartet. Auch die Zollbeamten entgehen dabei der Demoralisation nicht. Diese sind, je höher die Zölle stehen, desto mehr den Bestechungen ausgesetzt, und wenn ihre Regierungen sie durch hohe Prämien für Beschlagnahmen von Schmugglerwaaren zu größerm Eifer anzustacheln suchen, so wird damit, wie die Verhältnisse an der russ. Grenze gegen Preußen hin gezeigt haben, oft nichts anderes erreicht, als daß die Zollbeamten im Einverständniß mit den Schmugglern zu diesem Zweck aufgesammelte, ganz unbrauchbare Waaren mit Beschlag belegen. Die völlige Ausrottung des S. ist überall da unmöglich, wo die Ursache seines Entstehens fortdauert; sie kann erst mit der Herabsetzung der Zölle eintreten. Wesentlich vermindert hat sich aber der Schmuggel in Deutschland durch die Zolleinigung und allgemein durch die auf der Basis der Handelsfreiheit beruhenden Handels- und Zollverträge, welche zwischen Frankreich, England, Italien, dem Deutschen Zollverein u. s. w. zu Stande gekommen sind. Wo noch hohe Zölle bestehen, kann der Schmuggel durch zweckmäßige Gestaltung der Grenzbewachung, Arrondirung des Zollgebiets bei zerrissenen Zollgrenzen, Einigung mit zollverbündeten Nachbarn, welche z. B. auch die jenseitigen Beamten zur Verhinderung des S. verpflichtet, Beaufsichtigung und Beschäftigung solcher Personen, die des Schmuggels verdächtig sind, genügende Besoldung der Zollwächter mindestens eingeschränkt werden. Zu bemerken ist endlich, daß der Schmuggel schon der nothwendigen speciellen Grenz- und Küstenbewachung wegen den Reinertrag der Zölle wesentlich vermindert.

Schleiden (Matthias Jakob), deutscher Naturforscher, geb. 5. April 1804 zu Hamburg, erhielt seine Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und studirte seit 1824 zu Heidelberg, von wo er 1827 als Doctor der Rechte zurückkehrte, um sich der advocatorischen Praxis zu widmen. Doch unbefriedigt durch die allgemeinen wie localen Rechtsverhältnisse der Zeit, ging er 1833 nach Göttingen, um Medicin zu studiren, gab sich aber hier besonders durch Einfluß Bartling's wie hierauf zu Berlin unter Einwirkung Horkel's ganz dem Studium der Naturwissenschaften, vorzugsweise der Physiologie und Botanik hin. Er hatte bereits eine Reihe physiologischer und phytotomischer Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht, als er 1839 von der Universität Jena die philos. Doctorwürde erhielt und bald darauf an derselben zum außerord. Professor ernannt wurde. S. gehörte seitdem zu den Zierden der Universität Jena, und seine geistvollen Vorträge erfreuten sich eines ungemein zahlreichen Besuchs. Im Herbst 1862 siedelte er nach Dresden über, und 1863 folgte er einem Rufe als Professor für Pflanzenchemie und Anthropologie nach Dorpat, welche Stellung er jedoch schon im Herbst 1864 wieder aufgab. Er nahm seitdem wieder in Dresden seinen Wohnsitz. S.'s wissenschaftliches Hauptwerk sind die „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1842—43; 4. Aufl. 1861), in welchen er den inductorischen Weg scharf hervorkehrt und einhält, zugleich aber auch in genialer Weise Ansichten über Pflanzenphysiologie aufstellt, die ihn nicht blos mit den Philosophen, sondern auch mit andern Botanikern und Chemikern in Opposition stellten. Durch diese Conflicte wurden mehrfache Streitschriften mit Liebig, Hartig, Nees von Esenbeck u. s. w. hervorgerufen. Von hohem Interesse sind auch seine populären Vorträge über «Die Pflanze und ihr Leben» (6. Aufl., Lpz. 1864) und «Studien; populäre Vorträge» (2. Aufl., Lpz. 1857). Außerdem bearbeitete S. die Pflanzenphysiologie, Thierphysiologie und Theorie der Pflanzencultur für den dritten Band der «Encyklopädie der theoretischen Naturwissenschaften» (Braunschw. 1850) und gab mit Schmid die «Geognostische Beschreibung des Saalthals bei Jena» (Lpz. 1846) heraus. Von seinen zahlreichen Aufsätzen für Journale und Gesellschaftsschriften stellte er eine Anzahl in «Beiträge zur Botanik» (Bd. 1, Lpz. 1844) zusammen. Mit Nägeli gab er die «Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik» (Thl. 1—4, Zür. 1844—46) heraus. Von seinen

spätern Schriften sind noch hervorzuheben: «Die Landenge von Suez» (Lpz. 1858), «Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn» (Lpz. 1861) und «Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft» (Lpz. 1863). Eine Sammlung seiner «Gedichte» veröffentlichte er unter dem Pseudonym Ernst (Lpz. 1858).

Schleiden (Rudolf), deutscher Staatsmann, Vetter des vorigen, geb. 22. Juli 1815 auf dem adelichen Gute Ascheberg in Holstein, besuchte die Schulen in Bremen und Elberfeld und studirte in Kiel, Berlin, Jena und Göttingen die Rechts- und Staatswissenschaft. 1840 wurde er Amtssecretär in den Stormarnschen Aemtern, 1843 Auscultant, 1845 Committirter in der Generalzollkammer und Wirklicher Justizrath. Bei der Erhebung der Herzogthümer 1848 verließ er mit andern schleswig-holstein. Beamten Kopenhagen, stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung und wurde von dieser in außerordentlicher Mission nach Hannover und an den Bundestag gesandt. In Frankfurt nahm er am Vorparlament theil und wurde in den Funfziger-Ausschuß gewählt. Vom Mai bis Dec. 1848 fungirte er als Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung in Berlin, wo er unter anderm den ersten Waffenstillstand von Bellevue beseitigte und später die Bildung der gemeinschaftlichen Regierung ermöglichte. In den beiden folgenden Jahren nahm er, mit vielfachen Unterbrechungen durch Missionen an verschiedene deutsche Höfe, nach Paris und Brüssel, an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Herzogthümer theil und stand interimistisch den Departements des Innern und des Cultus vor. Mit dem Rücktritt der Statthalterschaft verließ er, von der dän. Amnestie ausgeschlossen, die Herzogthümer und lebte theils in Freiburg i. Br., theils auf Reisen, bis er 1853 für Bremen als Ministerresident nach den Vereinigten Staaten von Amerika ging. Dort schloß er unter anderm den Postvertrag wegen Ermäßigung des deutschen Portos ab und rief die Agitation für Aufhebung des Sundzolls hervor. 1856 ging er für die drei Hansestädte, welche ihn zu ihrem gemeinschaftlichen Gesandten in Washington ernannten, zum Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsvertrags nach Mexico. Im Jan. 1865 wurde er als hanseatischer Ministerresident nach London versetzt, legte aber diese Stellung beim Ausbruch des Kriegs 1. Juli 1866 nieder und zog sich wieder als Privatmann nach Freiburg in Baden zurück. Doch nahm er als Abgeordneter von Altona an dem die Verfassung berathenden ersten Reichstage des Norddeutschen Bundes theil und wurde im Aug. 1867 in demselben Wahlkreise für die erste Legislaturperiode des ordentlichen Reichstags wiedergewählt. Von S.'s Schriften sind zu nennen: «Das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1849); «L'intérêt de la France dans la question du Schleswig-Holstein» (Par. 1850); «Actenstücke zur neuesten schlesw.-holstein. Geschichte» (2 Hefte, Lpz. 1851—52); «Schleswig-Holstein succession. Official documents» (Neuyork 1864).

Schleier ist ein Stück des weiblichen Putzes, gewöhnlich bestehend aus einem feinen, florartigen Gewebe und wesentlich dazu bestimmt, das Gesicht und nächst diesem den Kopf oder auch andere Körpertheile zu verdecken oder zu verhüllen. Im Orient war sein Gebrauch seit ältesten Zeiten heimisch und heutigentags ist es daselbst für die mohammed. Frauen ein strenges Gebot der Sitte, sich sowol auf der Straße als auch daheim in Gegenwart von Fremden nur mit einem großen, kleidartigen, das Gesicht wirklich verhüllenden S. zu zeigen. Die griech. und röm. Frauen behandelten den S. mehr als ein willkürliches Putzstück, welches auch vortheilhafte, und besonders in der röm. Kaiserzeit gern benutzte Gelegenheit zu Koketterie bot. Doch fällt es in den Nachrichten der alten Schriftsteller oft schwer, ja unmöglich, den S. von Kopfbinden oder Kopftüchern zu unterscheiden. Dasselbe gilt von den Nachrichten aus altdeutscher Zeit, die schon von goth. Frauen den Gebrauch langer, feiner, weißer S. berichten. Gegen Ende des Mittelalters sahen sich städtische Behörden mehrfach veranlaßt, Schleierordnungen, Luxusgesetze über den Gebrauch der S., zu erlassen. Seitdem folgten die S. dem wechselnden Gange der Mode. Aus der uralten Sitte, Bräute zu verschleiern, und zugleich aus dem Bemühen, weltlichen Sinn nieder- und weltliche Blicke abzuhalten, mag der S. der Nonnen (der Gottesbräute) hervorgegangen sein, welcher schmaler und länger als der im Mittelalter sonst gewöhnliche und in verschiedenen Farben, braun, roth, blau, schwarz u. s. w., getragen wurde. Daher bedeutet der Ausdruck «den S. nehmen» so viel als Nonne werden. Schon den Alten galt der S. als Symbol des Geheimnißvollen und Unergründlichen; deshalb wurden gewisse Götterbilder, wie das zu Sais in Aegypten, die Heiligthümer der Mysterien und andere Cultusgegenstände verschleiert.

Schleiermacher (Friedr. Ernst Dan.), der größte deutsche Theolog des 19. Jahrh., geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau, wo sein Vater reform. Geistlicher war, wurde auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, dann im theol. Seminarium zu Barby im strengsten Geiste herrn-

hutiſcher Frömmigkeit erzogen, rang unter harten Kämpfen von der Brüdergemeine und der orthodoxen Erlöſungslehre ſich los und bezog 1787 die Univerſität Halle, um die rationaliſtiſche Richtung kennen zu lernen. Später war er Erzieher bei dem Grafen Dohna-Schlobitten auf Finkenſtein in Preußen und trat ſodann in das Seminar für gelehrte Schulen in Berlin unter Gedike's Leitung. 1794 wurde er Hülfsprediger in Landsberg a. d. Warthe, kehrte aber 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 Prediger am Charitéhauſe war. Während dieſer ganzen Periode hatte er den Geiſt der neuern Zeit immer tiefer auf ſich wirken laſſen, und trieb mit Vorliebe philoſ. Studien. Im Verkehr mit den beiden Schlegel, Fichte, Henriette Herz u. a. wurde er in die feinern geſelligen Kreiſe des damaligen Berlin und in die romantiſchen Ideen eingeführt, denen er mit jugendlicher Begeiſterung ſich hingab. Als Romantiker charakteriſiren ihn auch ſeine erſten ſelbſtändigen Schriften, die Reden «Ueber die Religion» (1799; neue Ausg., von Schwarz, Lpz. 1867), die «Vertrauten Briefe über F. Schlegel's Lucinde» (1800) und die «Monologen», mit denen er den Morgen des neuen Jahrhunderts begrüßte. Auch einige Aufſätze im «Athenäum» und die erſten Arbeiten zur Ueberſetzung des Platon, die er anfangs mit Fr. Schlegel gemeinſam beabſichtigte, ſpäter aber allein zu Stande brachte (6 Bde., Berl. 1804—28), gehören in dieſe Zeit. Die «Reden über die Religion», um derentwillen er ein «ſpinoziſtiſcher Prediger» genannt wurde, können als der Anfangspunkt der geſammten neuern Theologie bezeichnet werden. Indem er darin ebenſo gegen das dogmatiſche Kirchenthum wie gegen eine verſtandesdürre Aufklärung Front machte, grub er zugleich die tiefſte Wurzel der Religion im menſchlichen Gemüthsleben wieder auf und beſchrieb ſie als ein Innewerden und Empfinden des Ewigen und Unendlichen mitten in der Zeitlichkeit und dem endlichen Menſchenleben. Dieſer Grundanſchauung iſt er auch nachmals treu geblieben, als er mit zunehmender geiſtiger Reife von den Ueberſchwenglichkeiten und Illuſionen der Romantik ſich abkehrte und für das geſchichtliche Chriſtenthum tieferes Verſtändniß gewann. In Stolpe, wohin er 1802 als Hofprediger berufen worden war, ſetzte er zunächſt ſeine philoſ. Studien fort, deren Frucht die ſcharfſinnigen, tiefeindringenden, aber an einem abſtracten Formalismus leidenden «Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre» (1803) waren. Erſt ſein Uebergang zum akademiſchen Lehramt, welcher mit ſeiner Ernennung zum Profeſſor und Univerſitätsprediger zu Halle (1807) ſich vollzog, nöthigte ihn, auch der ſtofflichen und gelehrten Seite an der Theologie größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Seine größere Befreundung mit dem geſchichtlichen Chriſtenthum tritt zuerſt in ſeiner «Weihnachtsfeier» (Halle 1803), ſeine Gewandtheit in der Handhabung gelehrter Probleme in der kritiſchen Arbeit «Ueber den ſog. erſten Brief des Paulus an den Timotheus» (1807) hervor. Letztere Schrift wurde mitten unter den Kriegsſtürmen, die auch ſeine Wirkſamkeit unterbrachen, vollendet. Ein warmer Patriot, legte er ſein halliſches Lehramt nieder, um nicht unter weſtfäliſcher Herrſchaft zu dienen, und begab ſich nach Berlin (1807), wo er öffentliche Vorleſungen hielt, durch Schrift und Wort den nationalen Geiſt im Volke lebendig zu erhalten bemüht war und ſeit 1813 auch an der patriotiſchen Erhebung ſich kräftig betheiligte. Seit 1809 hatte er an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin wieder eine Kanzel, und ein Jahr ſpäter bei der weſentlich mit nach ſeinen Rathſchlägen begründeten Univerſität Berlin (1810) einen akademiſchen Lehrſtuhl erhalten und trat 1811 auch wieder literariſch hervor mit der «Kurzen Darſtellung des theol. Studiums». Während er allſonntäglich predigte, verbreitete er ſich in ſeinen Vorleſungen an der Univerſität allmählich über die meiſten Gebiete der Theologie und Philoſophie. Daneben entfaltete er als Mitglied und (ſeit 1814) Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften eine rege literariſche, und als Referent im Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten zugleich eine ausgebreitete praktiſche Thätigkeit. Letzteres Amt legte er jedoch infolge der nach den Freiheitskriegen überhandnehmenden polit. Reaction wieder nieder und gerieth ſelbſt zeitweilig in den Verdacht «demagogiſcher Umtriebe». Deſto eifriger diente er der Sache der evang. Union, welche infolge des Aufrufs Friedrich Wilhelm's III. 31. Oct. 1817 begründet worden war, und vertheidigte ſie mit ſcharfer Feder gegen feindliche Angriffe. Er präſidirte der 1817 in Berlin zuſammengetretenen Synode und war unermüdlich, wenn auch ohne Erfolg, für die Einführung einer freien Kirchenverfaſſung bemüht. Die neue, vom Könige eingeführte Agende fand an ihm einen entſchiedenen Gegner, theils wegen ihres Urſprungs aus königl. Belieben ſtatt aus freier Selbſtbeſtimmung der Kirche, theils wegen ihres alterthümelnden und kirchlich-reactionären Inhalts. Ueberhaupt ſah S. in den ſpätern Jahren ſeines Wirkens ſich immer mehr in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, gegen eine neuaufkommende Orthodoxie, die auch ſeinen gefeierten Namen antaſtete, zu ſtreiten und an den «ewigen Vertrag» zu erinnern, den Wiſſenſchaft und Glaube miteinander geſchloſſen hätten. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit erſtreckte ſich in ſeinen ſpätern Jahren (neben manchen Ge-

legenheitsschriften) auf zahlreiche Abhandlungen und Akademieschriften, theils dogmatischen und dogmenhistor., theils moralphilos. Inhalts, und auf Vorbereitungen zu zusammenfassenden größern Werken. Doch erschien von diesen nur sein lange vorbereitetes Hauptwerk «Der christl. Glaube, nach den Grundsätzen der evang. Kirche im Zusammenhange dargestellt» (2 Bde., Berl. 1821—22; 5. Aufl. 1861), das eigentliche Grundwerk der neuern evang. Theologie. Seine «Dialektik», seine «Philos. Sittenlehre» und andere Schriften wurden erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse und aus Collegienheften herausgegeben. Er starb zu Berlin 12. Febr. 1834.

Die Größe S.'s ruht nicht, wie jetzt viele urtheilen, in seiner Wiederanknüpfung an die kirchliche Lehre oder auch nur an einzelne Lehrstücke derselben, wie das von der Erlösung, wodurch er freilich für eine ganze große theol. Richtung die Brücke von der freien prot. Wissenschaft zum alten Kirchendogma geschlagen hat, auch nicht in der speciellen Weise, die Religion auf das Gefühl zu begründen und die christl. Lehrsätze mit vermeintlicher Fernhaltung aller Philosophie aus dem frommen Selbstbewußtsein abzuleiten (in beiden Beziehungen hin wird er wesentlich corrigirt werden müssen), sondern in der seltenen und großartigen Vereinigung der zartesten Frömmigkeit mit der schärfsten Dialektik, eines reichen religiösen Erfahrungslebens mit wissenschaftlicher Freiheit und tapferer Kritik. Dadurch hat er zuerst den Unterschied des religiösen Gehalts im Christenthum von seiner dogmatischen und äußerlich geschichtlichen Hülle mit klarem Auge erkannt und Hand an die große Aufgabe der Gegenwart gelegt, das christl. Bewußtsein in die Bahnen der neuern Weltanschauung und Wissenschaft hineinzuleiten. Bereits S. hat einen gewaltigen Anfang gemacht, das theol. Denken der alten supranaturalistischen Form zu entkleiden und auf dem Boden der Immanenz Gottes in Natur, Vernunft und Geschichte neu zu begründen, und wenn er in manchen Stücken, z. B. in seiner «Christologie», eine einheitlich geschlossene Anschauung noch nicht zu gewinnen vermochte, so liegt der weitere Fortschritt der Entwickelung nicht in der consequenten Restauration, sondern in der gründlichen Beseitigung der in der Schleiermacher'schen Theologie noch aus der ältern dogmatischen Vorstellungsform übriggebliebenen Elemente. Das philos. System S.'s, wie es namentlich in seiner «Dialektik» enthalten ist, gehört der Identitätsphilosophie an und ist bei vielen formellen und sachlichen Differenzen in der Ausführung in den Grundanschauungen mit Schelling und Hegel weit näher verwandt als sein ziemlich gespanntes Verhältniß, namentlich zu dem letztern, vermuthen läßt. Die Allseitigkeit seines Geistes geht auch aus der großen Mannichfaltigkeit wissenschaftlicher Gebiete hervor, in denen er heimisch war. Wie er zuerst die Platonischen Studien von neuem belebte, so hat er auch in der Aesthetik, Pädagogik, Politik, Psychologie sich einen Namen gemacht. In seinen mehr populär gehaltenen Arbeiten, besonders aber in seinen Streitschriften gegen Schmalz, Ammon u. a. zeigt er sich auch als vortrefflicher Stilist und Meister in platonischer Dialektik. Seine zahlreichen Predigten, die viele Nachahmer fanden, sind frei von allen rhetorischen Künsten, was man mancher seiner Jugendschriften, wie den «Monologen» und der «Weihnachtsfeier», nicht nachrühmen kann; statt ausschließlich aufs Gefühl zu wirken, suchen sie durch klare, scharfe, eindringende Zergliederung der religiösen Gedanken die Hörer zu fesseln und das praktische Leben des Christen in allen seinen Beziehungen auf das innere Gesetz, die religiöse, sittliche und vernünftige Nothwendigkeit, aus der es hervorgeht, zurückzuführen. S.'s «Sämmtliche Werke» erschienen seit 1835 in drei Abtheilungen; die erste unter dem speciellen Titel «Zur Theologie», die andere «Predigten», die dritte «Zur Philosophie». In denselben sind neuerdings auch seine Vorlesungen über «Psychologie» (1862) und «Das Leben Jesu» (1864) herausgegeben worden. S.'s Briefwechsel erschien unter dem Titel «Aus S.'s Leben. In Briefen» (4 Bde., Berl. 1860—63). Hierzu kommt als besondere Sammlung noch «Fr. S.'s Briefwechsel mit J. Chr. Gaß», herausg. von W. Gaß (Berl. 1852). Zur Literatur über S. vgl. Strauß, «Charakteristiken und Kritiken» (Lpz. 1839); Schmid, «Ueber S.'s Glaubenslehre» (Lpz. 1835); Schaller, «Vorlesungen über S.» (Halle 1844); Weißenborn, «Vorlesungen über S.'s Dialektik und Dogmatik» (2 Thle., Lpz. 1847—49); Schweizer, «S.'s Wirksamkeit als Prediger» (Halle 1834); Lang, «Religiöse Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862); Kittlitz, «S.'s Bildungsgang» (Lpz. 1867); die Biographien von Dilthey (Berl. 1867 fg.) und Schenkel (Elberf. 1868); Elisa Maier, «Friedrich S. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken» (Lpz. 1863).

Schleifwerke sind Maschinen, auf welchen man Körper verschiedener Art (Metall, Glas, Steine, Gegenstände von gebranntem Thon) durch Schleifen glättet oder in ihrer Gestalt ausbildet. Das Schleifen überhaupt besteht in einem Abreiben der Oberfläche des Gegenstandes mittels harter und in gewissem Grade rauher Substanzen. Letztere sind entweder Schleifsteine von bekannter Einrichtung oder Scheiben aus Holz (mit oder ohne Lederbekleidung), auch von

Metall, auf welche man pulverförmige Schleifmittel (Schmirgel u. dgl.) aufträgt, oder Platten von Metall, die gleichfalls mit Schleifpulver verſehen werden. In den S. (Schleifmühlen) handelt es ſich demnach meiſt darum, die auf eiſerner Achſe befeſtigten runden Steine oder Schleifſcheiben in ſchnelle drehende Bewegung zu ſetzen, was mittels Treibriemen durch Dampf- oder Waſſerkraft geſchieht. Dies iſt der Fall bei einer Menge von einfach geſtalteten Eiſen- und Stahlwaaren, bei welchen das Schleifen vortheilhaft die Ausarbeitung mit der Feile erſetzt oder die gefeilten Oberflächen noch ferner verfeinert. Die S. für echte und unechte Edelſteine enthalten Schleifſcheiben, durch deren Wirkung die Facetten in regelmäßiger Stellung zueinander gebildet werden. Die S. für Hohlglas ſind drehbankähnliche Vorrichtungen, in welchen theils Schleifſteine, theils metallene, mit Sand oder Schmirgel verſehene Schleifſcheiben, Rädchen und Stifte die verſchiedenſten Ausbildungen und Verzierungen der Oberfläche hervorbringen. In den Spiegelſchleifwerken werden zwei Glastafeln aneinander eben und glatt geſchliffen, indem man Sand oder Schmirgel zwiſchen ſie bringt und die obere Tafel auf der untern in verſchiedener Weiſe herumbewegen läßt.

Schleihe (Tinca), eine zur Familie der Karpfen gehörende Fiſchgattung, zeichnet ſich durch ſehr kleine Schuppen, zwei kurze Bartfäden und durch den Mangel der Knochenſtrahlen in der Rückenfloſſe aus. Die gemeine S. (T. vulgaris), welche oben braungrün, unten ins Gelbliche gefärbt iſt, eine abgeſtutzte Schwanzfloſſe hat und 1—2 F. lang wird, gehört zu den verbreitetſten Fiſchen Deutſchlands und kommt in allen Gewäſſern mit ſchlammigem Grunde vor. Manchmal iſt dieſe Art goldfarbig gefärbt und ſchwarz gefleckt und wird dann Goldſchleihe genannt. Das Fleiſch iſt kaum wohlſchmeckend und ſchwer verdaulich.

Schleim (mucus) iſt eine zähe, ſchlüpfrige, ſchwachklebende Flüſſigkeit, von welcher zwei Arten zu unterſcheiden ſind, der ſtickſtoffhaltige thieriſche und der ſtickſtoffloſe pflanzliche S. Der thieriſche S. iſt das Product der Schleimhäute (ſ. d.) und beſteht aus einer dem Eiereiweiß ähnlichen klaren Flüſſigkeit, in welcher in mehr oder minder großer Zahl kleine zellähnliche Körperchen, ſog. Schleimkörperchen, enthalten ſind. Dieſe ſind identiſch mit den farbloſen Blutkörperchen, den Lymph- und Eiterkörperchen. Der S. macht die Schleimhäute ſchlüpfrig, hält ſie feucht und bietet gegen äußere Einwirkungen einen gewiſſen Schutz. Gewiſſe Schleimarten beſitzen ſpecifiſche Eigenſchaften, z. B. das Secret der Magenſchleimhaut (Magenſaft) verdauende. Die Chemiker nehmen im S. einen eigenthümlichen, eiweißähnlichen Körper an, den Schleimſtoff (oder das Mucin). Der Pflanzenſchleim gehört zu den Gummiarten und wird entweder in den Pflanzen erzeugt und von dieſen zum Theil abgeſondert, oder er bildet ſich auch unter dem Einfluſſe gewiſſer Gärungserreger aus Zucker oder Stärkemehl bei der ſog. ſchleimigen Gärung. Andere gallertige, ſchlüpfrige Subſtanzen pflegt man im gewöhnlichen Leben ebenfalls S. zu nennen, während die Wiſſenſchaft nur die genannten beiden Arten annimmt.

Schleimfieber (febris mucosa) nannte man früher fieberhafte Krankheiten, in welchen die Kranken viel Schleim abſonderten, oder von denen man glaubte, daß ihnen eine ſog. Verſchleimung, eine Anhäufung von Schleim, zu Grunde läge. Dahin gehörten z. B. die Bruſtkatarrhe (Tuberkuloſe), der Darmkatarrh, der Typhus. Die jetzige Wiſſenſchaft hat dieſe unklare, verwirrende Annahme aufgegeben.

Schleimhäute (membranae mucosae) nennt man diejenigen Häute, welche als Fortſetzung der äußern Haut die offenen Höhlen des Körpers auskleiden, alſo den ganzen Darmkanal ſowie die Kanäle der dieſem anhängenden Drüſen (Leber, Bauchſpeicheldrüſe), die Naſenhöhle, die Luftwege bis in die Lungen, die Harnwege von den Nieren bis in die Harnröhre, die Augen u. ſ. w. In ihrem Baue ſtimmen die S. ſehr nahe mit der äußern Haut (ſ. d.) überein und laſſen ſich einigermaßen betrachten als aufgeweichte äußere Haut. Sie beſitzen eine Grundlage aus Bindegewebe, welche der Lederhaut entſpricht, auf welchem das eigentliche Schleimhautgewebe ruht. Letzteres beſteht aus dicht nebeneinanderſtehenden cylindriſchen, einfachen oder verzweigten Schläuchen (Schleimhautdrüſen), die an der Oberfläche durch ein lockeres Cylinderepithel (cylindriſche Zellen) verbunden ſind. In die S. finden ſich geſchloſſene Drüschen (Bälge, Follikel) eingebettet, und ihre Oberfläche wird von Zellen und Wärzchen überragt. Ueberdies ſind die S. reich an Blutgefäßen und auch an Nerven. Die S. haben eine ſchlüpfrige, ſtets feuchte und mit Schleim überzogene Oberfläche. Dieſer Schleim iſt das Product der Schleimdrüſen, die ihren Inhalt an der Oberfläche entleeren. Wegen dieſer Beſchaffenheit kann ein faſerreicher Körper (Biſſen) leicht über dieſelben hinweggleiten und die Luft ohne große Reibung über ſie ſtreichen (im Kehlkopf beim Sprechen und Singen). Zugleich bietet die Schleimſchicht einigermaßen Schutz gegen Verletzungen. Eine wichtige Eigenſchaft der ſtets durchfeuchteten Schleimhaut iſt ihre Durch-

gängigkeit für Gase und Flüssigkeiten. Daher können die an der Nasenschleimhaut vorüberstreichenden riechenden Stoffe so leicht durch den Geruch wahrgenommen werden, und deshalb geht auch ein Austausch zwischen der Luft in der Lunge und den Gasen des Bluts so schnell von statten. Durch die Schleimhaut des Darmkanals hindurch erfolgt die Auffaugung der Verdauungsproducte und anderer löslicher, im Darmkanal enthaltener Sybstanzen. Manche S. sind noch mit besondern Organen für ihre Verrichtungen versehen. So enden in der Nasenschleimhaut die Geruchsnerven, in der Schleimhaut der Zunge und des Gaumens die Geschmacksnerven, und die Darmschleimhaut besitzt besondere Vorrichtungen für die Auffaugung. Andere S. wieder liefern ein specifisches Secret, wie die Magenschleimhaut den Magensaft u. s. w. Eine wichtige Eigenschaft der S. ist endlich das Vermögen, allen Bewegungen der Organe, denen sie angehören (z. B. dem Darm), leicht und ohne Widerstand zu folgen. Zu den gewöhnlichsten Krankheiten der S. gehört der Katarrh (s. d.), die meist gutartige Entzündung derselben, wobei sie anschwellen, blutreich werden und viel veränderten Schleim absondern. Auch verlieren sie hierbei zum Theil ihre Function (bei Schnupfen riecht man nicht, bei Magenkatarrh verdaut man schwer). Nachtheilig und selbst gefährlich wird der Katarrh fast nur durch die Stelle, welche befallen wird (z. B. die Lunge) oder durch tiefere Veränderung der S., z. B. Geschwürbildung. Weit wichtiger, aber auch seltener sind zwei andere Erkrankungsformen der S., nämlich Croup (s. d.) und Diphtheritis (s. d.). Außerdem nehmen die S. an vielen Erkrankungen des Körpers theil, so bei Scharlach, Masern, Lustseuche, Krebskrankheit u. s. w.

Schleinitz (Alexander Gustav Adolf, Freiherr von), preuß. Staatsminister und Minister des königl. Hauses, geb. 29. Dec. 1807 zu Blankenburg am Harz als der dritte Sohn des damaligen braunschw. Regierungspräsidenten und spätern Ministers Ferdinand von S. (gest. 12. Febr. 1837), erhielt seine Schulbildung hauptsächlich auf dem Martineum zu Braunschweig und bezog schon Ostern 1825 mit seinem Bruder Julius die Universität Göttingen, Ende 1826 die zu Berlin. Nachdem er die Aufnahme in den preuß. Staatsverband erlangt, trat er 1828 als Auscultator beim Stadtgericht in Berlin ein und beschäftigte sich, nach Ablegung der zweiten juristi. Prüfung, einige Jahre bei einem Regierungscollegium. Hierauf schlug er die diplomatische Laufbahn ein und wurde im Frühjahr 1835 zunächst als Attaché und ein Jahr später als Secretär der preuß. Gesandtschaft in Kopenhagen zugetheilt. In gleicher Eigenschaft 1838 nach Petersburg, 1840 nach London versetzt, betheiligte er sich, vorzüglich an letzterm Orte, thätig, zum Theil selbständig als Geschäftsträger, an wichtigen polit. Verhandlungen und erwarb sich in solchem Grade die Zufriedenheit seiner Regierung, daß er bereits Ende 1841 das Amt eines vortragenden Raths in der polit. Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. In dieser namentlich unter dem Minister Bülow vertrauensvollen Stellung verblieb er mehrere Jahre. Im Mai 1847 zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, trat er jedoch diesen Posten nicht an, indem er infolge der Märzereignisse des J. 1848 eine andere Bestimmung erhielt. Er wurde nämlich Ende April nach Hannover gesandt, um den dortigen Hof zu energischer Theilnahme an dem Kriege gegen Dänemark zu bestimmen. Nachdem diese Mission beendet, blieb er als ständiger Vertreter Preußens in Hannover, bis er im Juli desselben Jahres nach Berlin berufen wurde, wo er an Heinrich von Arnim's Stelle das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Mit der Zusammensetzung des neuen Cabinets Camphausen nicht im Einverständniß, legte er schon nach einer Woche das nur ungern übernommene Portefeuille wieder nieder und kehrte auf den Posten nach Hannover zurück. Im Mai 1849 führte S. als preuß. Bevollmächtigter die Friedensverhandlungen mit Dänemark und brachte den Abschluß des Friedens zu Stande. Er trat sodann als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Brandenburg ein, vertheidigte als solcher in den beiden Häusern des Landtags die preuß. Politik in der dän. Frage und nahm lebhaften Antheil an der Revision der octroyirten Verfassung. Die Unionspolitik, mit deren Grundgedanken er zwar einverstanden war, fand er als eine schon ziemlich bedrohte Verlassenschaft vor. Er widerrieth eindringlich, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, wenn man nicht zugleich fest entschlossen wäre, vor allen, auch den äußersten Consequenzen nicht zurückzuweichen, und trat endlich, da seine Warnungen unbeachtet blieben, im Sept. 1850 sein Ministerium an Herrn von Radowitz, den Urheber und die Stütze der Unionspolitik, ab. S. zog sich, nachdem die Politik von Olmütz zur Geltung gekommen, aus dem öffentlichen Leben zurück. Erst als der Prinz-Regent, zu dem er schon früher in nahe persönliche Beziehungen getreten war, das liberale Ministerium vom 6. Nov. 1858 berief, übernahm er in diesem wieder das Portefeuille des Auswärtigen. Durch den österr.-franz. Krieg in Italien im Frühjahr 1859 trat alsbald ein schwieriges Problem aus-

wärtiger Politik an das preuß. Cabinet heran. Inmitten der leidenschaftlichen Bewegung verfolgte S. unbeirrt den Weg, welcher weder Oesterreich die Hoffnung auf unbedingten Beistand, noch Frankreich die Aussicht auf die unbedingte Neutralität Preußens gewährte. Diese Politik trug wesentlich zur Localisirung des Kriegs bei und bewahrte Preußen die Freiheit der Entschließung im gegebenen Momente. Bei dem darauf beginnenden innern Conflict nahm S. eine zurückhaltende Stellung ein, indem er die Ansichten eines Theils seiner Collegen bezüglich der Kammermajorität nicht theilte. Er nahm deshalb im Oct. 1861 seine Entlassung als Minister des Auswärtigen und wurde dafür vom König Wilhelm zum Minister des königl. Hauses ernannt, welches vielseitige Amt er seitdem, unabhängig von den polit. Fluctuationen, verwaltete. Seit 1865 ist S. vermählt mit Maria, der Tochter des in Rom verstorbenen preuß. Gesandten von Buch. Sein älterer Bruder, Julius von S., der mit ihm zugleich in preuß. Staatsdienst trat, starb 24. Dec. 1865 als Regierungspräsident in Trier. Der älteste der Brüder, Wilhelm von S., geb. 4. Juni 1794, gest. 3. Nov. 1856, machte sich als herzogl. braunschw. Minister seit 1843 sehr verdient.

Schleißheim, ein königl. bair. Lustschloß, 3 St. von München, an der Ostbahn gelegen, besteht aus einer ältern und einer neuern Anlage. In dem ältern Schlosse, von Herzog Wilhelm V. herrührend, befindet sich jetzt die Administration des Staatsguts S. mit dessen ausgedehnter Oekonomie, Brauerei u. s. w.; ferner eine Ackerbauschule und Stallungen für Cavalerie. Eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die vordem zu S. bestand, ist seit 1850 nach Weihenstephan bei Freising verlegt. Hinter jenem ältern Schlosse erhebt sich der Prachtbau des neuen Schlosses, das von Kurfürst Max Emanuel 1684—1700 nach den Plänen ital. Baumeister aufgeführt wurde. Die große Marmortreppe ist berühmt als eine der prächtigsten in Europa. Seit 1867 werden das Schloß und der anstoßende weitläufige Garten, beide seit mehr als 100 J. vernachlässigt, mit großen Kosten restaurirt. Die einst berühmte Gemäldegalerie zu S. hat zwar ihre werthvollsten Bilder an die Pinakotheken zu München abgeben müssen, doch zählt sie immer noch an 1300 Gemälde, unter denen sich manche kostbare aus der altdeutschen Schule befinden. König Max II. ließ zum Ersatz für die entnommenen Bilder eine Galerie von Bildnissen der sämmtlichen Ahnen des Hauses Wittelsbach anfertigen. Auch wurden im Vestibul des Schlosses die Originalmodelle der in München stehenden Monumente des Kurfürsten Maximilian I. (von Thorwaldsen), des Königs Max Joseph (von Rauch) und des Kurfürsten Max Emanuel (des Erbauers von S.) aufgestellt.

Schleiz, Hauptstadt des frühern Fürstenthums Reuß-Schleiz, seit Vereinigung der beiden Fürstenthümer Reuß (s. d.) jüngerer Linie zu Einem Staate die zweitgrößte Stadt und die zweite Residenz des Landes, am Flüßchen Wiesenthal, von fruchtbaren Auen umgeben, zieht sich an einem Berggelände hinan, auf dessen höchstem Punkte das Residenzschloß steht, und zählt 4875 E. (1864), welche ansehnlichen Handel mit Eisen, starke Bierbrauerei, Lebkuchenbäckerei, Feldbau, Woll- und Baumwollweberei sowie Strumpffabrikation betreiben. Seit den großen Bränden vom 3. Juli 1837 und 2. Aug. 1856 fast ganz neu aufgebaut, hat die Stadt durch ihre meist geraden Straßen und hübschen Häuser ein sehr gefälliges Aeußeres erhalten. Außer dem Residenzschlosse (mit der Schloßkirche und Bibliothek) zeichnen sich die Bergkirche und die Pfarrkirche zu St.-Georg aus. S. ist der Sitz eines Kreisgerichts und zweier Justizämter, eines Landrathsamts und der obersten Administrativbehörde (Kammercommission). Außerdem befinden sich daselbst ein Schullehrerseminar, ein Lyceum mit Bibliothek, eine Taubstummenanstalt, ein Mädchenerziehungsinstitut, eine Waisenversorgungsanstalt und ein Krankenhaus. Die Stadt selbst, welche 1359 ihre ersten Statuten erhielt, wurde im 7. Jahrh. unter ihrem ursprünglichen Namen Slowitz von den Sorbenwenden gegründet und zerfällt in drei Districte, die Altstadt, Neustadt und Heinrichsstadt, von denen letztere erst 1705 begründet wurde. In der Nähe liegen das Lustschloß Heinrichsruhe und der Lustort Eremitage, 1 St. entfernt das alte Schloß Burgk an der Saale, mit Justizamt, einem Hammerwerk und Hohofen. Bei S. fand 9. Oct. 1806 ein Gefecht zwischen Franzosen und Preußen unter Tauenzien statt.

Schlesien, ein ehemals zur Krone Böhmen gehöriges Herzogthum, wird geographisch in Ober- und Niederschlesien, politisch aber in Preußisch- und Oesterreichisch-Schlesien getheilt.

I. Preußisch-Schlesien bildet eine der acht ältern Provinzen des preuß. Staats und umfaßt den Territorialbestand des preuß. Herzogthums Schlesien, mit Ausschluß des 1815 dem brandenburg. Regierungsbezirk Frankfurt einverleibten Kreises Schwiebus, dagegen mit Einschluß der Grafschaft Glatz, des 1815 von Sachsen an Preußen gekommenen Antheils der Oberlausitz und eines kleinen Theils des vordern, zum Kreise Krossen gehörigen Gebiets der

Neumark, bestehend aus dem Städtchen Rothenburg a. O. und einigen Dörfern. Die Provinz grenzt im Osten an Posen, Russisch-Polen und Galizien, im Süden an Oesterreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen, im Westen an Böhmen und Sachsen (Königreich und Provinz), im Norden an Brandenburg und Posen und ist nach der Provinz Preußen die größte, nach der Rheinprovinz und Hessen-Nassau die volksdichteste. Nach neuester Vermessung hat S. ein Areal von 731,46 Q.-M. und zählte (3. Dec. 1864) 3,510706 E. (gegen 3,173171 im J. 1852, gegen 2,948884 im J. 1843 und gegen 1,942063 im J. 1816). Es entfallen sonach auf 1 Q.-M. 4800 E. (1816 nur 2655). Doch ist die Volksdichtigkeit der einzelnen Landstriche sehr verschieden. So kommen in den Kreisen Beuthen und Waldenburg 12274 und 11985, dagegen in den Kreisen Lublinitz und Hoyerswerda 2432 und 2018 Menschen auf 1 Q.-M. Als S. an Preußen kam, unterschied man aus alter Zeit her: 1) Niederschlesien oder die sog. neun alten Fürstenthümer Glogau, Sagan, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Schweidnitz, Breslau, Oels und Brieg nebst den Standesherrschaften Trachenberg, Beuthen-Carolath, Wartenberg, Militsch und Goschütz; 2) Oberschlesien oder die Fürstenthümer Münsterberg, Neisse, Oppeln, Ratibor und Theile der Fürstenthümer Bielitz, Teschen, Troppau und Jägerndorf sowie die Standesherrschaften Pleß und Beuthen; 3) die Grafschaft Glatz (s. d.). Seit 1815 zerfällt die Provinz administrativ in die drei Regierungsbezirke Liegnitz (mit der preuß. Oberlausitz), Breslau (mit der Grafschaft Glatz) und Oppeln, von denen die zwei erstern im ganzen dem frühern Niederschlesien, der dritte dem alten Oberschlesien entspricht. Die drei Regierungsbezirke haben zusammen 57 landräthliche Kreise. Dazu kommt die kreiseximirte Hauptstadt Breslau (s. d.), welche 3. Dec. 1867, mit Einschluß von 5024 Militärangehörigen, 186302 E. zählte. Von der Gesammtbevölkerung leben (1864) in den 144 Städten über 22,1 Proc., nämlich 776018, dagegen auf dem platten Lande (in 55 Flecken und 5458 Dörfern) 2,734688 E. Von der Gesammtbevölkerung sind 76 Proc. Deutsche und 24 Proc. Slawen. Von den letztern reden als Familiensprache 760900 polnisch, 60825 czechisch, 33250 wendisch. Die Polen, mit der sog. wasserpolnischen Mundart, überwiegen im Regierungsbezirk Oppeln, woselbst sie, 70600 an der Zahl, im Osten der Oder etwa drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Im Westen der Oder nehmen sie nach und nach ab und verschwinden in der Höhe von Oderglogau und Leobschütz fast ganz, sodaß die Glatzer Neisse von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Oderseite zieht sich das poln. Element auch in den Regierungsbezirk Breslau hinein, wo sie 54840 Individuen stark sind und in den Kreisen Breslau und Wartenberg etwas über die Hälfte der Bewohner bilden, im Kreis Brieg zum letzten mal die Oder berühren. Von den Polen bekennen sich etwa 60000 zur evang. Kirche. Die Mähren (über 50000) wohnen im Süden der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz. Die Böhmen (über 10000) gehören der evang. Kirche an, sind erst durch Friedrich d. Gr. hereingezogen worden und wohnen in Colonien in den Kreisen Glatz, Oppeln, Strehlen, Wartenberg und Großstrehlitz. Die Wenden leben in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda (Regierungsbezirk Liegnitz). Von der Gesammtbevölkerung sind (1864) Evangelische 1,704919, Römisch-Katholische 1,755507, Griechisch-Katholische 25, Mennoniten 52, Dissidenten 7014, Juden 43127. Oberschlesien und die Grafschaft Glatz sind vorherrschend katholisch, Niederschlesien und die Lausitz überwiegend evangelisch. Brüdergemeinden befinden sich zu Gnadenfeld, Gnadenfrei, Gnadenberg, Neusalz und Niesky.

Das Schlesische Bergland umfaßt die kleinere Hälfte der Provinz und wird vom Flachland durch eine Thalsenkung, das Schlesische Längenthal, geschieden, welches die Provinz in der ganzen Länge vom Ursprung der Malapane im Osten bis zum Austritt der Schwarzen Elster im Westen durchzieht und das Bergland vom oberschles. Plateau und dem märkisch-schles. Landrücken trennt. Die nördl. Grenze des Berglandes bezeichnet etwa die Linie, welche Niesky mit Hainau, Kanth, Grottkau und der obern Malapane verbindet und in einer Meereshöhe von 5—600 F. liegt. Ein Busen des Tieflandes erstreckt sich zwischen der Glatzer Neisse und der Oder in das Bergland hinein, fast bis an die österr. Grenze. Von jener Grenzlinie erhebt sich das Land allmählich südwärts, bis es etwa 1000 F. Seehöhe erreicht. Sodann entwickelt sich nahe der Grenze das Schlesische Gebirge, das nur den mittlern, aber bedeutendsten Theil der Sudeten (s. d.) umfaßt, während die Provinz weder im Nordwesten noch im Südosten bis an den Gebirgszug dieses Systems selbst heranreicht. Im Nordwesten gehören davon der Provinz nur wenige isolirte, vom Lausitzer Gebirge abgerückte Berge und Berggruppen an. Ebenso ziehen im Südosten nur einzelne Ausläufer des Mährisch-schlesischen Gebirgs (welches Mähren von Oesterreichisch-Schlesien scheidet) über die preuß. Grenze herüber. Es gehören zur Provinz das Isergebirge mit seiner nördl. Vorstufe, das Riesengebirge (s. d.), das Katzbach- und das Walden-

burger oder niederſchleſ. Steinkohlengebirge mit den Porphyrmaſſen des 2885 F. hohen Hochwaldes und dem zerriſſenen Neuroder Gebirge; das Glatzer Gebirgsland mit dem Eulen- und Reichenſteiner Gebirge, dem Glatzer Schneegebirge, dem Habelſchwerter-, dem Meuſe- oder Reinerzer- und Heuſcheuergebirge; die Vorſtufe des Eulengebirgs mit dem Zobten und die Vorſtufe des Mähriſch-ſchleſiſchen Gebirgs mit der Biſchofskoppe im Nordoſten des Altvaters und dem Plateau von Leobſchütz. Im Oſten der Oder findet ſich kein eigentliches Bergland, nur ausgedehnte Plateaulandſchaften mit welliger oder hügeliger Oberfläche. Hier liegt zunächſt im Süden der Malapane das Oberſchleſiſche Steinkohlengebirge, das im Südoſten an die Weichſel, im Oſten an die Przemſa und Brinitz ſtößt und, nebſt dem Polniſchen Berglande, als Vorſtufe der nördl. Vorkarpaten (Baskiden) zu betrachten iſt. Es nähert ſich daſſelbe zweimal der Oder, bei Ratibor und im Annaberg bei Krappitz. Zwiſchen beiden Vorſprüngen befindet ſich eine von der Ruda, Birawka und Klodnitz durchfloſſene Thalſenkung, die ſich kreisförmig im Oſten bei Gleiwitz ſchließt, etwa 700 F. hoch und wellig und reich an Eiſenſtein iſt. Im Norden dieſer Einſenkung werden die beiden Vorſprünge zum Plateau von Tarnowitz verbunden. Dieſes, zwiſchen der Klodnitz und Brinitz, erreicht nicht ganz eine mittlere Höhe von 1000 F. und fällt nordwärts zur Malapane ab. Von ähnlicher Beſchaffenheit iſt ſeine ſüdöſtl. Fortſetzung, das Plateau von Nikolai, das ſüdoſtwärts zur Weichſel und deren Nebenflüſſen abfällt. Weiter von der Oder abgerückt, aber ihrer Strombahn parallel zieht ſich, vom Quellbezirk der Malapane an, längs der Grenze von Polen und Poſen, das Oberſchleſiſche Juragebirge, deſſen bemerkenswertheſte Punkte der Groyetzberg (1112 F.), der Zohlberg (1099), der Labſchauerberg (1113) u. ſ. w. ſind. Kaum in Verbindung ſteht mit dieſem Jurazug der Trebnitzer Landrücken, der als Waſſerſcheide zwiſchen der Weida und Bartſch faſt in gerader Linie von der Quelle der Weida bei Polniſch-Wartenberg weſtwärts bis Leubus a. O. zieht und bei Trebnitz im Weinberg 957 F. Höhe erreicht. Durch das Thal der Oder von ihm getrennt, erſtreckt ſich von dieſer bis zum Bober, das Tiefland Niederſchleſiens durchlängend, der Hügelzug der ſog. Katzenberge, deſſen höchſte Punkte nur noch 6—700 F. erreichen, und der ſich in dem Märkiſchen Landrücken gegen Nordweſten fortſetzt.

Von der Provinz S. gehören 667¾ Q.-M. zum Gebiet der Oder, 25 Q.-M. zu dem der Weichſel (im Südoſten), 38½ Q.-M. zu dem der Elbe. Die Oder (ſ. d.), der Hauptfluß der Provinz, gehört derſelben in der Länge von 60,6 preuß. M. an, erſt 4 M. weit als Grenzſcheide gegen Oeſterreichiſch-Schleſien, dann flößbar bis Ratibor 3,1 M., von dort abwärts 52,8 M. ſchiffbar. Die Oder nimmt innerhalb der Provinz rechts die Olſa, Ruda, Birnawka, Klodnitz, Malapane (0,1 M. weit ſchiffbar), Stober, Weida und Bartſch, links die Oppa, Zinna, Stradune, Hotzenplotz, Glatzer Neiſſe (2 M. weit ſchiffbar), Ohlau, Lohe, Weiſtritz, Katzbach mit der Wüthenden Neiſſe und die Steinau ſowie, außerhalb der Provinz, den durch die Queiß verſtärkten Bober und die Lauſitzer Neiſſe auf. Die Weichſel iſt von Zabrzeg an 0,1 M. weit ſchiffbar und empfängt links den Korzyniez und die Goſtinie bei Jedlin ſowie die Przemſa, die von der Mündung der Brinitze bei Myslowitz abwärts 4,8 M. ſchiffbar iſt. Der einzige Schiffahrtskanal S.s iſt der Klodnitzkanal, der 1½ M. öſtlich von Gleiwitz unter der Erde anfängt, bei Zabrzeg zu Tage tritt und jetzt nur noch von Gleiwitz abwärts 6 M. weit benutzt wird, um die Erzeugniſſe des oberſchleſ. Berg- und Hüttenbaues nach der Oder zu ſchaffen. Landſeen, aber nur von geringem Umfange, hat S. über 100, die meiſten und größten im oberſchleſ. Kreiſe Pleß und in der niederſchleſ. Niederung der Bartſch. Der bedeutendſte von allen iſt der fiſchreiche Schlawaſee im Kreiſe Freiſtadt an der Grenze von Poſen, der 1½ M. lang und ⅜ M. breit iſt. An Mineralquellen iſt das Land ſehr reich. Von den 21 als Geſundbrunnen benutzten ſind die beſuchteſten Warmbrunn und Salzbrunn, nächſtdem Altwaſſer, Charlottenbrunn, Kudowa, Flinsberg, Landeck, Langenau und Reinerz.

S. hat etwa zur Hälfte guten Boden und iſt im ganzen wohl angebaut. Vorzüglich fruchtbar ſind das Oberthal und die ganze Vorſtufe zum Gebirge von Ratibor bis Liegnitz, ebenſo die Thäler von Hirſchberg und Landshut ſowie das Innere der Grafſchaft Glatz. Dieſe Gegenden bilden die Hauptſitze des Ackerbaues und der Viehzucht und gehören zu den fruchtbarſten des preuß. Staats. Unfruchtbar dagegen ſind faſt das ganze Gebiet auf der rechten Oderſeite und der weſtl. Theil des ſchleſ. Längenthals etwa von den Sümpfen im Kreiſe Bunzlau an. Die Oberfläche der Provinz enthält 54 Proc. Ackerland, 0,8 Gartenland, 8,9 Wieſen, 1,9 Weide, 29,7 Waldungen, 0,7 Waſſerſtücke, 0,2 Oedland, 2,5 zu öffentlichen Zwecken benutzte Grundſtücke (Land- und Waſſerſtraßen, Eiſenbahnen u. ſ. w.), 1,8 Proc. Hofräume und kleine Hausgärten. Der Ackerbau, im ganzen rationell betrieben, gibt in günſtigen Jahren bedeutenden

Ueberſchuß an Weizen und Roggen zur Ausfuhr. Außerdem baut man zur Genüge Hafer, Gerſte und Buchweizen, ferner Kartoffeln und Hülſenfrüchte, viel Raps und Flachs, dann Cichorie, Runkelrüben, Hopfen, Kardendiſtel, Taback, Scharte, Saflor und Krapp, von Futterpflanzen beſonders Klee, mit deſſen Samen Breslau einen anſehnlichen Handel treibt. Der Gartenbau blüht beſonders im mittlern Theil der Provinz; im Norden ſind Oels und Grünberg (welches bedeutende Mengen Obſt nach Berlin liefert), im Weſten Liegnitz und Muskau ſeine Hauptſitze. Wein wird bei Niederbeuthen und beſonders bei Grünberg gebaut, jedoch nur ſolcher vierter Klaſſe. Das Maximum der Weinproduction erreichte S. im J. 1846 mit 62744, das Minimum im J. 1821 mit 5 Eimern. Große Waldungen finden ſich in der Oberlauſitz in Oberſchleſien, im Rieſen- und Iſargebirge ſowie in der Grafſchaft Glatz. Unter den ſämmtlichen Provinzen des Staats gewährt S. den größten Ertrag an Nutzholz (69 Mill. Kubikfuß). In der Rindviehzucht nimmt S. unter den acht alten Provinzen hinſichtlich der Stückzahl die zweite (die erſte Rheinpreußen), in der Pferde- und in der Schafzucht die fünfte Stelle ein. Die Schafzucht iſt jedoch von großer Bedeutung, weil man hier ſchon ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts große Sorgfalt auf die Veredlung der Schafe verwandt hat. Man zählt gegenwärtig etwa 1½ Mill. Merinos, 1⅔ Mill. halbveredelte und etwas über 200000 grobe oder Landſchafe. Die ſchleſ. Merinowolle gehört zu den feinſten Sorten, die es gibt. Breslau iſt der Hauptwollmarkt mit einem jährlichen Umſatz von 60—70000 Ctrn. Auch die Pferdezucht hat durch das königl. Landgeſtüt zu Leubus und wohleingerichtete Privatgeſtüte Aufſchwung genommen. Weniger befriedigend iſt die Rindviehzucht hinſichtlich der Milchwirthſchaft, indem nur aus den Gebirgsgegenden ein anſehnlicher Butterhandel getrieben wird. Die Schweine-, Federvieh- und Bienenzucht iſt ohne Bedeutung; Wildpret und Fiſche ſind reichlich vorhanden. In den fruchtbaren Gegenden lebt der Bauernſtand in Wohlhabenheit. Auf dem weniger ergiebigen Boden, in Oberſchleſien namentlich, ſtehen die Verhältniſſe des Landmanns immer noch ſehr zurück. In den Gebirgsgegenden iſt das Grundeigenthum ſehr getheilt, die Landwirthſchaft mit Weberei verbunden, dieſe aber wie jene nur eine kümmerliche Exiſtenz gewährend.

S. hat einen großen Reichthum an Mineralien, namentlich an Eiſen, Zink und Kohlen, deren Ausbeutung und Verarbeitung im Bergbau- und Hüttenbetrieb in neueſter Zeit einen ungemeinen Aufſchwung genommen hat. Eiſen wird hauptſächlich im Oſten der Oder abgebaut. Der Regierungsbezirk Oppeln hat die meiſten Eiſenwerke unter allen andern Bezirken des Staats. Die bedeutendſten befinden ſich im Kreiſe Beuthen. Daſſelbe Tarnowitzer Plateau hat zugleich das reichſte Zinklager der Erde, deſſen Galmei auch das ſeltene Metall Kadmium einſchließt. Die bedeutendſten Gruben ſind Scharlei, Wilhelmine und Neue Helene im Revier Tarnowitz, ſowie Maria, Thereſia und Apfel im Revier Beuthen. Bleierze liefert daſſelbe Plateau, wo man auch aus Bleiglanz Silber ausſcheidet. Kupfererz und Kupferkies finden ſich an den Vorſtufen des Rieſengebirgs. Für Arſenikerze iſt S. die einzige Fundſtätte unter den acht alten Provinzen. Daſſelbe wird im Reichenſteiner Rieſengebirge ſowie im Katzbachplateau gewonnen. Schwefelkies und Vitriolerze finden ſich bei Rohnau (Kreis Landshut), Schreiberhau (Hirſchberg), Alaunerz bei Muskau. 1864 ergab der ſchleſ. Bergbau an Eiſenerz 6,970220 Ctr., Bleierz 140774, Kupfererz 4379, Galmei 4,789587 Ctr. (78,3 Proc. der Geſammtproduction des Staats), Vitriolerz 51751 und an andern Erzen 17555 Ctr. im Werth von 2,760399 Thlrn. Der Hüttenbetrieb lieferte an Roh-, Guß-, Stab- und gewalztem Eiſen, an Eiſenblech, Eiſendraht und Stahl 5,325786 Ctr. im Werthe von 11,888934 Thlrn. Dazu kam Silber 9090 Pfd., Kaufblei 61757 Ctr., Bleiplatten 2600 Ctr., Glätte 19902, Garkupfer 106, grobe Kupferwaaren 1028 Ctr. im Werthe von 822416 Thlrn.; ferner Zink 751217 Ctr. (für 4,588644 Thlr.), Zinkblech 181616, Zinkweiß 17116, Nickel und Nickelwaaren 340, Vitriol 375 Ctr., zuſammen für 6,134563 Thlr.; endlich Kadmium 226 Pfd., Arſenik und Arſenikfabrikate 4523, Schwefel 1800 Ctr., zuſammen für 25425 Thlr. Sonach belief ſich die Geſammtſumme aller Hüttenproducte auf 6,379300 Ctr. im Werthe von 18,871338 Thlrn. an Ort und Stelle der Gewinnung. Während die Provinz des Salzes ermangelt, hat ſie deſto mehr Kohlen. Das Oberſchleſiſche Steinkohlenbecken, faſt ganz im Oſten der Oder, in den Kreiſen Ratibor, Rybnik, Pleß, Toſt-Gleiwitz und vorzüglich Beuthen gelegen, iſt das bedeutendſte in ganz Deutſchland. Soweit es an die Oberfläche tritt, umfaßt es 10—11 Q.-M. Es wird ſeit 1784 abgebaut und lieferte im Anfange dieſes Jahrhunderts jährlich nur 100000 Tonnen, 1822 bereits 1 Mill., 1854 ſchon 8,208697 und 1864 in 91 Bergwerken 21,237570 Tonnen im Werthe von 4,603361 Thlrn. Das Niederſchleſiſche oder Waldenburger Stein-

kohlenbecken, deſſen bauwürdige Theile an der Oberfläche einen Raum von 3 Q.-M. einnehmen, lieferte 1787 etwa 200000 Tonnen, 1800 aber ½ Mill., 1838 bereits 1 Mill., 1854 beinahe 2½ Mill. und 1864 in 32 Werken 5,218380 Tonnen im Werthe von 1,921784 Thlrn. Das kleine Steinkohlenlager in den Kreiſen Löwenberg und Bunzlau lieferte 1864 in 9 Werken 135350 Tonnen für 48510 Thlr. Die Braunkohlenlager erſtrecken ſich in der Landſchaft der Vorberge von der Grenze des Königreichs Sachſen bis nach Oberſchleſien, und 1864 förderten 39 Werke 1,315559 Tonnen Braunkohlen im Werthe von 195142 Thlrn. In ganz S. wurden 1864 gewonnen 98,468338 Ctr. Steinkohlen, 4,253683 Ctr. Braunkohlen und 2268 Ctr. Flußſpat, zuſammen im Werthe von 6,769422 Thlrn. Torf kommt im ganzen ſelten vor, in den Flußthälern des Flachlandes, in gewaltigen Vorräthen jedoch in den Seeſeldern des Glatzer Gebirgs. Gipsbrüche hat die Provinz 20, Kalkſteinbrüche 208, beide hauptſächlich in Oberſchleſien. Magneſit, zur Darſtellung des Bitterſalzes und reiner Kohlenſäure, findet ſich bei Baumgarten, Serpentin am Zobten, ſchöner Marmor bei Prieborn (Kreis Strehlen), Großkunzendorf (Neiſſe) und Rothenzechau (Schmiedeberg), Chryſopras bei Koſemitz und Tarnau (beinahe die einzigen Fundorte dieſes Steins), Bergkryſtall an verſchiedenen Punkten, außerdem Amethyſt, Rauchtopas, Chalcedon, Opal, Karneol und Jaspis.

Neben dem Ackerbau, Vieh-, beſonders Schafzucht, Bergbau und Hüttenbetrieb ſind die Hauptnahrungszweige Leinwandweberei, Tuch- und Baumwollfabrikation ſowie die Verfertigung von Metallwaaren. Das fabrikmäßige Gewerbweſen hat in S. in neueſter Zeit großen Aufſchwung genommen. Von den acht alten Provinzen beſitzt S. allein zwei Drittel aller Flachsſpinnereien, in ſeinen Fabriken ein Fünftel aller Stühle für Leinen und Halbleinen, faſt zwei Fünftel aller Stühle für Baumwollgewebe, ein Fünftel aller Dampfmaſchinen, über ein Drittel aller Eiſenwerke, über ein Viertel aller Glashütten, fünf Achtel aller Glasſchleifereien, nächſt Sachſen die meiſten Rübenzuckerfabriken. Die Leinweberei hat ihre Hauptſitze in den Gebirgskreiſen Lauban, Hirſchberg, Bolkenhain, Landshut und Waldenburg; die Baumwollweberei auf dem platten Lande der Kreiſe Reichenbach, Glatz, Waldenburg, Schweidnitz, Landshut und Lauban; die Tuchfabrikation in Görlitz und Sagan, in Grünberg, Goldberg und Liegnitz. Außer den Fabriken beſchäftigt dieſe Textilinduſtrie viele Tauſende von Händen an dem häuslichen Webſtuhle, und ihre jährliche Production erreicht einen Werth von 15—20 Mill. Thlrn., wovon die Hälfte auf die Ausfuhr entfällt. Eiſen-, Stahl- und andere Metallwaaren liefern die zahlreichen oberſchleſ. Hüttenwerke ſowie die Eiſengießereien im Regierungsbezirk Liegnitz, wo auch, wie im breslauer Regierungsbezirk, Fabriken für Maſchinen, Eiſenbahn- und andere Wagen beſtehen. Vorzügliche Glaswaaren liefern Warmbrunn und die Joſephinenhütte bei Schreiberhau, Porzellan Hirſchberg, Waldenburg, Reichenſtein, Steingut Waldenburg und Reichenſtein, ausgezeichnete Topfwaaren beſonders Bunzlau. Große Gerbereien beſtehen in Breslau und Schweidnitz; Papierfabriken gibt es 58. Sehr zahlreich ſind die Brauereien, Brennereien, Ziegeleien, Kalkbrennereien und Theeröfen. Von wachſender Bedeutung wird neuerdings die Uhrenfabrikation durch die Gebrüder Eppner in Lähn (am Bober) und die Strohflechterei in den Weberbezirken. Unter den Städten hat Breslau den vielſeitigſten Induſtriebetrieb. Auch der Handwerksbetrieb iſt auf dem Lande mehrfach noch ſehr bedeutend. Häufig reiht ſich im Gebirge meilenweit Dorf an Dorf, belebt durch Gewerbthätigkeit aller Art. Mit dem induſtriellen Aufſchwunge hat ſich auch der ſchon früher nicht unbedeutende Handel S.s überraſchend gehoben; beſonders iſt der Speditionshandel in raſchem Gedeihen. Derſelbe wird begünſtigt durch die natürliche Waſſerſtraße der Oder, durch gute Chauſſeen (524,2 M. im J. 1862) und ein vielverzweigtes, ſich fortwährend erweiterndes Netz von Eiſenbahnen. Letzteres hatte Ende 1866 im ganzen eine Baulänge von 170,6 M. Seitdem iſt von der Schleſiſchen Gebirgsbahn, die von Kohlfurth, reſpective Görlitz über Lauban und Hirſchberg nach Dittersbach, mit einer Zweigbahn nach Waldenburg und Altwaſſer (19,4 M.) führt und bereits 20. Aug. 1866 bis Hirſchberg (13,2 M.) im Betriebe ſtand, die Strecke Hirſchberg-Waldenburg (6,2 M.) 17. Aug. 1867 dem Verkehr übergeben worden, desgleichen auch 31. Dec. 1867 die Berlin-Görlitzer Bahn, von welcher 8,5 M. zu Schleſien gehören. Die Gebirgsbahn wird von Ruhbank über Landshut fortgeſetzt zum Anſchluß an das böhm. Bahnnetz bei Schwadowitz. Im Bau begriffen waren Ende 1867 die wichtige Rechte-Oderuferbahn, die von Breslau über Oels, Namslau, Kreuzburg nach Kolonowske zum Anſchluß an die Oppeln-Tarnowitzer, dann von Tarnowitz über Beuthen und Laurahütte nach Sosnowice zum Anſchluß an die ruſſ. Wien-Warſchauer, und von Laurahütte nach Pleß und Dzieditz zum Anſchluß an die öſterr. Kaiſer-Ferdinands- oder Wien-Krakauer Bahn führen und mit einigen Seitenſträngen das vorhandene Netz um 33¾ M. erweitern ſoll. Der Haupt-

handelsplatz der Provinz iſt Breslau, wo bereits fünf Eiſenbahnen münden. Die Hauptausfuhrproducte ſind Eiſen, Stahl, Zink, Kohlen, Wolle, Leinwand, Tuch, Baumwoll- und Lederwaaren, Spiritus, Holz, Getreide, Obſt, Wein, Kleeſamen, Taback u. ſ. w. Handelskammern beſtehen zu Breslau, Schweidnitz, Hirſchberg, Landshut, Liegnitz, Görlitz und Gleiwitz.

Die Juſtizpflege reſſortirt von den Appellationsgerichten zu Breslau, Glogau und Ratibor, mit dem Stadtgericht zu Breslau und 52 Kreisgerichten. Ein großer Theil der Fürſtenthümer, Standes- und Minderherrſchaften in S. wird von mittelbaren Fürſten, Standes- und Minderherren beſeſſen, die, in keiner Provinz ſo zahlreich als in dieſer, zwar zum Theil ihre eigenen Regierungen und Juſtizkanzleien, aber keine landesherrl. Gewalt haben und der Aufſicht der königl. Oberbehörden untergeordnet ſind. Die Leitung des Bergbaues ſteht unter dem Oberbergamt zu Breslau (bis 1861 zu Brieg), das zugleich die Provinzen Brandenburg und Preußen umfaßt. In kirchlicher Beziehung iſt die prot. Bevölkerung in 51 Kirchenkreiſe oder Superintendenturen eingetheilt, die unter dem Conſiſtorium zu Breslau ſtehen, und von denen 18 auf den Regierungsbezirk Breslau, 28 auf Liegnitz, 5 auf Oppeln kommen. Die Katholiken ſtehen in Kirchenſachen größtentheils unter dem Biſchofe von Breslau, der unmittelbar dem päpſtl. Stuhle untergeordnet iſt und noch den Titel Fürſt von Neiſſe und Herzog von Grottkau führt. Seine Diöceſe umfaßt auch die Provinz Brandenburg und die Regierungsbezirke Stettin und Stralſund ſowie einen Theil von Oeſterreichiſch-Schleſien. Die Grafſchaft Glatz gehört zum Sprengel des Fürſt-Erzbiſchofs von Prag, deſſen inländiſcher Vertreter der Großdechant, Ehrendomherr von Breslau und Pfarrer zu Ebersdorf (Kreis Habelſchwert) iſt. Der oberſchleſ. Diſtrict Katſcher, auch Preußiſch-Mähren genannt (28½ Q.-M.), ſteht unter dem Fürſt-Erzbiſchof von Olmütz, deſſen Commiſſar der Stadtpfarrer zu Katſcher iſt. Unter den röm. Katholiken haben ſich ſeit 1844 an mehrern Orten deutſch-katholiſche und unter den Proteſtanten ſeit 1834 altluth. Gemeinden gebildet. In das Haus der Abgeordneten ſchickt S. 65 Mitglieder. Die Provinzialſtände, welche ſich zu Breslau verſammeln, beſtehen aus 92 Mitgliedern, nämlich 11 aus dem Stande der Fürſten und Standesherren (Oels, Jägerndorf, Troppau, Sagan, Trachenberg, Carolath-Beuthen, Ratibor und Pleß mit je einer Virilſtimme, Graf Henkel von Donnersmark, Prinz Biron von Kurland, der Beſitzer von Muskau und Graf Schaffgotſch zuſammen mit drei Curiatſtimmen), 36 Abgeordneten der Ritterſchaft, 30 der Städte und 12 des Bauernſtandes. Die Militärangelegenheiten ſtehen für Mittel- und Oberſchleſien unter dem Generalcommando des 6. Armeecorps zu Breslau, deſſen beide Diviſionsſtäbe zu Breslau und Neiſſe lociren; für Niederſchleſien unter dem Generalcommando des 5. Armeecorps in Poſen, deſſen Diviſionsſtab in Glogau ſteht. Von den Feſtungen ſind nur noch Glogau, Glatz, Neiſſe und Koſel armirt. An wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten und höhern Schulen der Provinz ſind zu nennen: die Univerſität zu Breslau, das kath. Prieſterſeminar und das jüd. theologiſche Seminar daſelbſt; 23 Gymnaſien (15 evangeliſche und 8 katholiſche); 1 Progymnaſium am großen Waiſenhauſe zu Bunzlau; 6 Realſchulen erſter Ordnung; 1 Cadettenhaus (zu Wahlſtatt); 3 höhere Bürgerſchulen, 2 höhere Knabenſchulen und 24 höhere Töchterſchulen; 9 Schullehrerſeminare (5 evangeliſche und 4 katholiſche); 1 Pädagogium der Herrnhuter zu Nieſky, deren theol. Seminar zu Gnadenfeld, das Crouſaz'ſche Penſionat zu Neuſalz und die Erziehungsanſtalt zu Görlitz; 4 Provinzialgewerbeſchulen; 3 Taubſtummenlehranſtalten und 1 Blindenanſtalt. An Specialſchulen beſtehen die Kriegsſchule zu Neiſſe, die Bergſchule zu Tarnowitz, die höhere Landwirthſchaftliche Lehranſtalt zu Proskau, die höhere Handelsſchule zu Breslau, die Kunſt-, Bau- und Gewerksſchule zu Breslau, die Muſterwebe- und Fabrikantenſchule zu Grünberg, die königl. Hebammenlehr- und Entbindungsanſtalt zu Oppeln. Provinzialirrenanſtalten befinden ſich zu Breslau, Brieg und Bunzlau.

II. Oeſterreichiſch-Schleſien, derjenige Theil S.s, welcher im Hubertusburger Frieden von 1763 dem Hauſe Oeſterreich verblieb, umfaßt die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, die Minderherrſchaften Freudenthal und Olbersdorf, die Herzogthümer Teſchen und Bielitz und die Minderherrſchaften Freiſtadt, Friedek, Oderberg, Deutſch-Leuthen, Reichenwaldau (Dombra) und Roy. Es ſind dies ſämmtlich Gebiete des alten Oberſchleſien. Das Land iſt durch den ſchmalen Zipfel des mähr. Bezirks Miſtek in zwei Theile zerlegt, welche früher zwei eigene Kreiſe, den Troppauer und Teſchener, bildeten und von 1783—1849 in adminiſtrativer Hinſicht mit Mähren unter daſſelbe Gubernium geſtellt waren. Nach der Reichsverfaſſung vom 4. März 1849 wurde Oeſterreichiſch-Schleſien zu einem eigenen Kronlande unter dem Titel Herzogthum Schleſien erhoben und 4. Aug. 1849, mit Wegfall der vorigen Kreiseintheilung, in 7 Bezirkshauptmannſchaften, ſpäter aber in 22 Bezirke und den Stadtbezirk der Hauptſtadt

Troppau eingetheilt. Das Kronland hat ein Areal von 93,50 Q.-M. und zählt in 26 Städten, 6 Flecken und 669 Dörfern (nach dem Census vom 31. Oct. 1857) eine ortsangehörige Bevölkerung von 462051, eine effective oder ortsanwesende von 443912 E. (4747 auf 1 Q.-M.), nach einer officiellen Berechnung für den 31. Dec. 1864 aber 487885 E. (5191 auf 1 Q.-M.). Unter den 462051 Einheimischen waren 234843 Deutsche, 223928 Slawen (etwa 92300 Mähren und 131600 Polen) und 3280 Juden. Nach den Religionsbekenntnissen unterschied man 396843 Katholiken und 61917 Protestanten. Das Land wird im Südosten von den Karpaten, im Nordwesten von dem Mährischen Gesenke, einem Zweige der Sudeten (s. d.), durchzogen und trägt durch die allenthalben hinstreifenden Gebirge, mit Ausnahme einzelner schöner Thäler und fruchtbarer Ebenen (Weidenau, Troppau, Skotschau), einen zwar gesunden, aber rauhen klimatischen Charakter. Als Quellenland der Oder und Weichsel ist es durch den obern Lauf beider Ströme und die Zuflüsse derselben, die Oppa, Mohra, Ostrawitza, Olsa, Bielau, Steina und Biala, reich bewässert. Auch hat es mehrere Gesundbrunnen. Von der gesammten Bodenfläche nehmen das Ackerland 42,14 Proc., das Gartenland und Wiesen 10,27, die Waldungen 32,62, das Weideland 6,10 und das unproductive Land 8,87 Proc. ein. Der Ackerbau ist besonders im vormals Teschener Kreise wegen der steinigen Beschaffenheit des Bodens wenig ergiebig; doch zeigen sich die tiefern und ebenern Gegenden fruchtbar für Getreide, Runkelrüben, Gemüse und Obst und das Gebirge für Flachs. Die Waldwirthschaft befindet sich in wenig günstigen Verhältnissen. Die Viehzucht nimmt an Veredlung rasch zu, und namentlich gehören die Schafheerden (105080 Stück im J. 1863) zu den vorzüglichsten der österr. Monarchie. Auf dem Gebirge findet eine Art Alpenwirthschaft statt. Die Käsebereitung (der Briefenkäse in den Karpaten), die Gänse-, Tauben- und Bienenzucht sowie Jagd und Fischerei sind von Bedeutung. Der Bergbau fördert große Mengen Steinkohlen vorzüglicher Art, viel Eisen, außerdem Kupfer, Blei, Zinkblende, Alaun und Vitriol. Neuerdings wird auch wieder Gold gefördert, bei Zuckmantel. Marmor und Schiefer werden ebenfalls gewonnen. Sehr bedeutend ist der Industriebetrieb. Eisenwaaren liefern besonders Baschka, Ustron, Karlshütte, Würbenthal und Klein-Mohrau, Kupferblech Endersdorf, Maschinen Freudenthal. Das wichtigste Erzeugniß der Textilindustrie sind die Tuche und andere Wollwaaren von Bielitz, Troppau, Jägerndorf, Wagstadt u. s. w., die hauptsächlich nach Galizien, Pesth, Wien und Triest gehen. Nächstdem sind zu nennen die Damast-, Leinwand- und Zwillichwaaren von Freiwaldau, Zuckmantel, Würbenthal, Engelsberg, Freudenthal, Benisch, Wigstadl u. s. w. 1865 besaß das Kronland 15 Maschinen-Flachsgarnspinnereien mit 28000 Spindeln. Auch fabricirt man Baumwollwaaren, besonders im teschener Bezirk Friedek; ferner Leder, Wagen in Troppau und Bielitz, Rübenzucker (11 Fabriken im J. 1865), Spiritus, Chemikalien, Steinzeug (gefärbtes Porzellan), Matratzen aus Waldwolle, die stark ausgeführt werden. Ueberhaupt findet mit den Boden- und Fabrikerzeugnissen des Landes ein lebhafter Handel ins Ausland statt, der aber noch durch den vortheilhaften Commissions- und Transithandel mit österr. und ungar. Weinen, russ. Juchten, Talg, Leinsamen und Pelzwerk, in galiz. Steinsalz, moldauischem Schlachtvieh und wiener Modewaaren übertroffen wird. Gute Straßen fördern den Verkehr, und durch die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Wien-Krakau) mit den Seitenbahnen Schönbrunn-Troppau, Oderberg-Preußische Grenze, Dziedzitz-Bielitz ist das Kronland mit Mähren, Galizien, Preußen und Polen in die nächste Verbindung getreten. Für die Gerichtspflege bestehen unter dem Ressort des Oberlandesgerichts zu Brünn zwei Landesgerichte erster Instanz zu Troppau und Teschen mit 22 Bezirksgerichten. Das Kronland gehört zur Finanzlandesdirection zu Brünn, zum Sprengel der Berghauptmannschaft zu Olmütz und ist mit Mähren zu einem Generalat vereinigt, das vom Landesgeneralcommando zu Brünn ressortirt. In kirchlicher Beziehung stehen die Katholiken theils unter dem Erzstift von Olmütz, theils unter dem Fürstbischof von Breslau, der für das österreichische S. einen Generalvicar zu Teschen ernennt, welcher jedoch der Bestätigung des Kaisers von Oesterreich bedarf. Die Protestanten stehen unter der Superintendentur zu Brünn. Deutsche Bildung ist durch das ganze Kronland verbreitet. Für den höhern Unterricht sorgen die kath. Obergymnasien zu Troppau und Teschen, das evang. Obergymnasium zu Teschen sowie die Oberrealschule zu Troppau. Außerdem bestehen Handelsschulen zu Troppau und Teschen, Unterrealschulen zu Teschen, Freudenthal und Jägerndorf, Piaristencollegien zu Weißwasser und Freudenthal. Der Landtag des Kronlandes besteht aus 31 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Breslau, 9 aus den Großgrundbesitzern, 10 aus den Städten, Märkten und Industrialorten, 2 aus den Handels- und Gewerbekammern und 9 aus den ländlichen Gemeinden Gewählten. Den Reichstag beschickt das Kronland mit 6 Abgeordneten.

In ältern Zeiten wurde S. von den Lygiern und Quaden bewohnt. Bei dem Weiterziehen der german. Stämme gegen Weſten nahmen die nachdrängenden Slawen dieſe Wohnſitze ein, und nur in den Gebirgen blieben Deutſche zurück. Den Namen, der in der Form Zlezia oder Zleſane zuerſt um das J. 1000 vorkommt, erhielt das Land nach einigen von Zle, d. i. böſe, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, nach andern von dem Silenſerberge, dem jetzigen Zobtenberge, nach andern endlich von dem Flüßchen Sleuza, Sleca, dem Namen des Flüßchens Laue (Lohe). Vor der Zeit der ſlaw.-deutſchen Kriege ſcheint S. erſt zum großmähr. Reiche, nach deſſen Zerſtörung aber zu Böhmen gehört zu haben. Im Anfange des 10. Jahrh. kam es unter Polen und erhielt aus dem Stamme der Piaſten eigene Herzoge. Mieczislaw I. führte 965 das Chriſtenthum in S. ein und ſtiftete das Bisthum Schmoger, das ſpäter (1052) nach Breslau verlegt wurde. Infolge ſeiner Lage zwiſchen Polen und Böhmen konnte S. lange nicht zur Selbſtändigkeit gelangen und wurde in den Kriegen der poln. Regentenfamilie wiederholt verwüſtet. Erſt durch den Vertrag von 1163, in welchem der polu. König Boleſlaw IV. den drei Söhnen des 1159 in der Verbannung geſtorbenen Herzogs Wladiſlaw II., Boleſlaw, Mieczislaw und Konrad, das Land zurückgab, ſetzte der Statthalter Peter Wlaſt es durch, daß S. unabhängig von Polen wurde. Die drei Brüder, welche erſt gemeinſchaftlich regierten, dann aber ſich in das Land theilten, wurden die Stammväter der ſchleſ. Herzoge aus dem Geſchlechte der Piaſten (ſ. d.). Um das verheerte Land wieder zu bevölkern, zogen dieſe Herzoge deutſche Anſiedler nach S., beſonders nach Niederſchleſien, und ihre Nachfolger, gewöhnlich mit deutſchen Fürſtentöchtern verheirathet, führten allmählich deutſches Recht und deutſche Sitte ein. Die zahlreichen Nachkommen jener drei Herzoge theilten ſich wieder in ihre väterlichen Landestheile, ſodaß die vielen Fürſtenthümer entſtanden. Doch gab es, beſonders in Oberſchleſien, auch noch Fürſten böhm. Stammes, von einem natürlichen Sohne des Königs Ottokar (geſt. 1278), namentlich die Herzoge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Unter den Fürſten aus der niederſchleſ. Linie zeichnen ſich aus Heinrich I. der Bärtige (geſt. 1238), der Gemahl der heil. Hedwig, der mehrere blutige Kriege mit Polen führte und zuletzt 1235 Regent von Polen wurde, ſowie ſein Sohn Heinrich II. der Fromme, der in der Schlacht bei Liegnitz 1241 gegen die Mongolen fiel. Aus der niederſchleſ. Linie entſtanden wieder die drei Herzogthümer Breslau, Liegnitz und Glogau, aus denen ſpäter die Linien Brieg, Schweidnitz, Jauer und Münſterberg, ferner Sagan und Oels ſich ausſchieden. Auch Oberſchleſien zerfiel durch wiederholte Theilungen in mehrere Herzogthümer, von denen Teſchen, Oppeln, Ratibor, Jägerndorf und Troppau die wichtigſten waren. Durch die Theilungen geſchwächt (es beſtanden zu Anfange des 14. Jahrh. in S. 17 regierende Fürſtenhäuſer), unter ſich in ſtetem Kriege begriffen, ſuchten die ſchleſ. Fürſten, um nicht eine Beute Polens zu werden, Schutz bei Böhmen, indem ſie ſich unter deſſen Lehnsherrlichkeit begaben. Namentlich gelang es dem Könige Johann von Böhmen, durch Geld und Einmiſchung die ſchleſ. Herzoge dahin zu bringen, daß ſie von 1327 an allmählich alle, mit Ausnahme zweier, ihn als Lehnsherrn anerkannten. Aber ſein Sohn und Nachfolger, Kaiſer Karl IV., wußte durch ſeine Gemahlin Anna ſich das Erbfolgerecht auch in den beiden noch übrigen Fürſtenthümern Jauer und Schweidnitz zu verſchaffen und zog, nachdem die Könige von Polen 1335 und 1338 (wie nachher wieder 1356 und 1372) auf S. Verzicht geleiſtet, 1355 das Land zur Krone Böhmen, deſſen Schickſale es nunmehr theilte. Unter der böhm. Herrſchaft breiteten ſich Huß', Luther's, Calvin's und Schwenkfeld's Lehren hier aus, und die Anhänger derſelben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienſtes. Wie von den huſſitiſchen Unruhen und Verwüſtungen, ſo litt S. auch von den Kriegszügen Georg Podiebrad's, des Königs Matthias von Ungarn und Wladiſlaw's von Polen ſowie von den Schreckniſſen des Dreißigjährigen Kriegs. Die Reformation wurde von den ſchleſ. Herzogen begünſtigt, von den öſterr. Kaiſern aber, welche durch einen Oberlandeshauptmann das Land regierten, in den an ſie heimgefallenen Gebietstheilen auf alle Weiſe verhindert. Seit 1648 wurden die Jeſuiten eingeführt, alle evang. Kirchen, mit Ausnahme einiger Friedenskirchen, geſchloſſen, die Proteſtanten gedrückt und dieſes Verfahren auch, als 1675 mit Herzog Georg Wilhelm von Brieg und Liegnitz der letzte piaſtiſche Herzog ſtarb, auf die nunmehr an den Kaiſer gefallenen letzten Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg übertragen. Einige Milderung erlangten die Proteſtanten erſt unter Kaiſer Joſeph I. durch die von König Karl XII. von Schweden in der Altranſtädter Convention von 1707 ihnen ausbedungenen Begünſtigungen, infolge deren den Proteſtanten außer Zuſicherung der Wiedertheilnahme an öffentlichen Aemtern, 121 Kirchen zurückgegeben und die Erbauung von 6 neuen Kirchen (Gnadenkirchen) geſtattet wurde. Unter Karl VI. jedoch erneuerten ſich die Bedrückungen wieder. Zugleich

verloren die Fürsten- und Landtage ihr Ansehen völlig, und die Steuern wurden willkürlich erhoben. S. litt, wie die übrigen österr. Länder, unter den großen Gebrechen der Regierung dieses Fürsten. Diese Umstände waren es vorzüglich, welche Friedrich II., als er nach Maria Theresia's Thronbesteigung, auf seine durch einen Erbvertrag von 1537 begründete Erbrechte gestützt, 1740 S. ansprach, die Eroberung dieser Provinz vielfach erleichterten. (S. Schlesische Kriege.) S. ward zwar seit seiner Vereinigung mit Böhmen zu Deutschland gerechnet, stand aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem Deutschen Reiche und war nie ein Reichslehn. Frühzeitig germanisirt, nahm es aber, besonders Niederschlesien, an allen wissenschaftlichen Bestrebungen und materiellen Fortschritten Deutschlands stets lebhaft und selbstthätig theil und brachte eine Menge vorzüglicher deutscher Gelehrten hervor. Auch ging aus S. eine besondere Dichterschule hervor. (S. Deutsche Literatur.) Vgl. Sommersberg, «Scriptores rerum Silesiacarum» (3 Bde., Lpz. 1729—32) und die «Berichtigungen und Ergänzungen» dazu von Sachs von Löwenheim, welche bis 1790 gehen; ferner Stenzel, «Scriptores rerum Silesiacarum» (5 Bde., Bresl. 1835—51); «Codex diplomaticus Silesiae» (Bd. 1—7, Berl. 1859—67); Menzel, «Geschichte S.s» (3 Bde., Bresl. 1807—10); Morgenbesser, «Geschichte S.s» (2. Aufl., Bresl. 1833); Stenzel, «Geschichte von S.» (Bd. 1, unvollendet, Bresl. 1853); Grünhagen, «Schles. Geschichte» (2 Bde., Berl. 1857); Adamy, «S., dargestellt nach seinen physik. und statist. Verhältnissen» (2. Aufl., Bresl. 1857).

Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Literatur.

Schlesische Kriege nennt man die von dem Könige Friedrich II. von Preußen mit Oesterreich über den Besitz Schlesiens geführten drei Kriege, von denen der dritte den besondern Namen des Siebenjährigen Kriegs (s. d.) führt. Friedrich II., jung, ruhmbegierig und kriegslustig, benutzte die gefährliche Lage, in welche Maria Theresia nach ihres Vaters Karl VI. Tode durch die von mehrern Staaten auf ihre österr. Erblande erhobenen Ansprüche gerieth, um alte Rechte seines Hauses auf die vier schles. Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf mit den Waffen geltend zu machen. Diese Rechte gründeten sich theils darauf, daß Kaiser Ferdinand II. dem Markgrafen Georg von Brandenburg, infolge seiner Theilnahme an der Sache des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, das Fürstenthum Jägerndorf genommen und den österr. Ländern einverleibt hatte, theils auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossene gegenseitige Erbverbrüderung. Zwar hatte Kaiser Ferdinand I. als Oberlehnsherr diese letztere für ungültig erklärt; als aber nach dem Aussterben der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675 der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine Ansprüche erhob, hatte er zur Abfindung den Schwiebuser Kreis erhalten, den sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. infolge anderweiter Abkünfte dem Kaiser zurückgegeben hatte. Friedrich II. erneute deshalb die Ansprüche seines Hauses, das er außerdem in der jülich-bergischen Erbfolgesache verkürzt hielt, und begann den ersten Schlesischen Krieg (1740—42). Ohne Kriegserklärung rückte er Ende Dec. 1740 mit einem Heere von 30000 Mann in Schlesien ein und verlangte, unter gleichzeitiger Anerbietung seines militärischen Beistandes zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanction und eines Vorschusses von 2 Mill. Thlrn., von Maria Theresia die Abtretung der schles. Fürstenthümer Sagan und Glogau. Als aber diese Forderung wie jene Anerbietungen von Maria Theresia mit Unwillen zurückgewiesen wurden, setzte Friedrich seinen Kriegszug fort und eroberte bis Ende Januar ohne Widerstand das ganze schwachbesetzte Land, mit Ausnahme von Glogau, Brieg, Glatz und Neisse. Hierauf schloß er mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß und erneuerte seine Unterhandlungen mit dem wiener Cabinet. Allein Maria Theresia wies auch jetzt Friedrich's Vorschläge zurück, sammelte ein Heer von 30000 Mann und ließ dasselbe unter Neipperg in Schlesien einrücken. Friedrich nahm nun 9. März Glogau mit Sturm und marschirte mit 25000 Mann den Oesterreichern entgegen. Bei Mollwitz unweit Brieg kam es 10. April 1741 zur Schlacht, in welcher zwar die Cavalerie des rechten preuß. Flügels durch die Reiterei des österr. Generals Römer geschlagen, das Treffen aber durch die feste Haltung und die kraftvollen Angriffe der preuß. Infanterie (unter Schwerin) so völlig wiederhergestellt wurde, daß die Oesterreicher unter einem Verluste von 3000 Mann und 18 Kanonen zum Rückzuge nach Neisse sich gezwungen sahen. Die Preußen eroberten hierauf Brieg, belagerten Neisse und überrumpelten Breslau. Unterdessen war auch der bair. Kurfürst Karl Albrecht mit einer franz. Armee in Oberösterreich eingedrungen und August von Sachsen hatte ein Heer von 20000 Mann nach Böhmen gesendet. In dieser Bedrängniß gab endlich Maria Theresia ihren Ministern und dem Rathe Englands Gehör und schloß unter Vermittelung des engl. Gesandten am preuß. Hofe, Lord Hyndford,

9. Oct. 1741 den geheimen Vertrag zu Kleinschnellendorf ab, kraft dessen die Feindseligkeiten aufhören und im künftigen Frieden ganz Niederschlesien nebst einem Theile von Oberschlesien an Preußen überlassen werden sollte. Als aber der Vertrag, um Baiern und Sachsen gegen Preußen mistrauisch zu machen, von Oesterreich veröffentlicht wurde, schloß Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß mit Karl Albrecht, ließ sich 7. Nov. 1741 von den Ständen Niederschlesiens zu Breslau die Huldigung leisten und griff, als der Sieg durch die kräftige Hülfe der Ungarn von den Baiern und Franzosen entschieden sich auf die Seite der Oesterreicher wendete, aufs neue zu den Waffen. Schwerin drang im Verein mit den Sachsen in Mähren ein, wo er 27. Dec. Olmütz eroberte, und Leopold von Dessau bemächtigte sich im Jan. 1742 der Grafschaft Glatz, die Friedrich schon früher dem bair. Kurfürsten Karl Albert als König von Böhmen für 400000 Fl. abgekauft hatte. Inzwischen rückte der Prinz von Lothringen mit einem Heere heran, zwang Friedrich, von welchem sich die Sachsen trennten, zum Rückzuge nach Böhmen und griff ihn 17. Mai bei Chotusitz unweit Czaslau so heftig an, daß die Preußen sich kaum in Schlachtordnung stellen konnten. Aber Friedrich ließ rasch den rechten Flügel vorgehen, nahm die Oesterreicher in die Flanke und schlug sie mit einem Verluste von 7000 Mann und 18 Kanonen, während er selbst nur 3000 einbüßte. Infolge dieses Siegs schloß Maria Theresia mit Friedrich 11. Juni 1742 den Frieden von Breslau, durch welchen Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz, außer Troppau, Jägerndorf und dem jenseit der Oppa gelegenen Gebietstheile, an Preußen abgetreten wurden. Dieser Präliminarfriede wurde mit nähern Festsetzungen 28. Juli in Berlin als Definitivfriede vollzogen und der König Georg II. von England garantirte denselben.

Nicht ohne Besorgniß sah indeß Friedrich die siegreichen Fortschritte, die nach seinem Ausscheiden aus der Reihe der gegen Oesterreich kriegführenden Mächte die Waffen Maria Theresia's machten. Hierzu kam, daß zu Worms 23. Sept. 1743 zwischen Oesterreich, Großbritannien, den Generalstaaten und Sardinien ein förmlicher Allianztractat geschlossen wurde, in welchem Maria Theresia alle Länder, die sie vermöge der Pragmatischen Sanction besitzen sollte, also auch Schlesien, gewährleistet wurden, ein Bündniß, dem sich bald darauf auch Sachsen anschloß. Nachdem hierauf Friedrich sich mit dem Kaiser Karl VII. (Albrecht) 22. Mai 1744 zu einem neuen Bunde vereinigt, rückte er mit der Erklärung, daß er nur zum Besten der deutschen Reichsfreiheit, zur Erhaltung des kaiserl. Ansehens und zur Erwirkung des Friedens in die Waffen trete, im Aug. mit 80000 Mann in drei Colonnen in Böhmen ein, eroberte 16. Sept. Prag, besetzte Tabor, Budweis und Frauenberg und bedrohte so das Erzherzogthum Oesterreich. Aber das Erscheinen der österr. Armee, die sich mit Glück aus dem Elsaß nach Böhmen zurückgezogen hatte, im Rücken des preuß. Heeres, die abermalige Erhebung der Ungarn zum Schutze ihrer Königin, die feindselige Stimmung der Einwohner gegen die Preußen und eine Hülfsarmee, welche der sächs. Hof zu Hülfe sendete, brachten Friedrich in eine so unvortheilhafte Lage, daß er Prag und Böhmen räumen mußte. Die Oesterreicher rückten nun in Oberschlesien in die Grafschaft Glatz ein, zogen sich aber bei der Annäherung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Generals Nassau, nach den unglücklichen Gefechten bei Ratibor und bei Habelschwerdt, nach Mähren zurück. Mit verstärkter Macht drangen sie jedoch bald darauf wieder durch den Paß von Landeshut in Schlesien ein, wo Friedrich seine Armee concentrirt hatte. Am 4. Juni kam es bei Hohenfriedberg (s. d.) zwischen Karl von Lothringen mit 96000 Mann und dem Könige mit nur 70000 Mann zur Schlacht. Die Sachsen, von den Oesterreichern ohne Hülfe gelassen, wurden zuerst geschlagen. Hierauf griff Friedrich auch den Prinzen Karl selbst an und gewann einen vollständigen Sieg. Friedrich folgte den Oesterreichern nach Böhmen, um im feindlichen Lande sein Winterquartier zu halten, und bedrohte zugleich mit einem Heere von 12000 Mann unter dem Fürsten von Dessau von Magdeburg aus den Kurfürsten von Sachsen. Allein zur Fortsetzung der Offensive zu schwach und durch die Einfälle der Ungarn und die durch Verrath erfolgte Eroberung der Festung Kosel um Schlesien besorgt gemacht, suchte er den Rückweg, von dem dreimal stärkern Feinde gefolgt. Bei Sorr erreichte endlich Karl von Lothringen mit 40000 Mann 30. Sept. die nur 18000 Mann starke preuß. Armee, und Friedrich sah sich zur Schlacht genöthigt, in welcher er jedoch, durch das enge Terrain begünstigt, mit einem Verluste von 3000 Mann siegte, während die Oesterreicher 4000 Todte, 2000 Gefangene, 22 Kanonen und 12 Fahnen verloren. Friedrich setzte hierauf seinen Rückzug nach Schlesien fort, übergab dann dem Fürsten von Anhalt den Oberbefehl und ging nach Berlin. Hier erfuhr er auf geheimem Wege den Plan des Prinzen von Lothringen, mit seinem Heere nach Sachsen zu rücken und von da aus vereint mit den Sachsen eine Operation gegen Berlin zu unternehmen.

Sogleich eilte er, den General Hake mit 5000 Mann zur Deckung Berlins zurücklassend, nach Schlesien zurück, sammelte sein Heer, täuschte durch Scheinmärsche die Feinde, überfiel die Sachsen bei Hennersdorf in der Lausitz und schreckte dadurch den Prinzen von Lothringen so, daß dieser mit einem Verluste von 4000 Mann sich eilig nach Böhmen zurückzog. Unterdessen hatte Friedrich auch den Fürsten von Dessau mit 12000 Mann von Halle aus gegen Dresden dirigirt und ihm später noch den General Lehwaldt mit 7000 Mann nach Meißen entgegengesendet. Mit diesen vereinten Truppen rückte der Fürst von Anhalt gegen die Sachsen vor, welche bei Kesselsdorf (s. d.) in einem wohlverschanzten Lager standen, während der Prinz von Lothringen mit seinem Corps in Dresden eingerückt war. Nach dreimaligem Angriffe eroberte er das Dorf Kesselsdorf, den Schlüssel der sächs. Stellung, nahm hierauf die Sachsen in die Flanke und schlug sie, während die Oesterreicher müßige Zuschauer abgaben, 15. Dec. mit einem Verlust von 3000 Todten und Verwundeten, 6700 Gefangenen und 48 Kanonen so völlig, daß der sächs. General Rutowski das Anerbieten des Prinzen von Lothringen, die Schlacht am andern Tage zu erneuern, ausschlug und der Fürst von Dessau einige Tage darauf Dresden ohne Widerstand nahm. Infolge davon kam unter Vermittelung Georg's II. von England zwischen Sachsen, Oesterreich und Preußen der Friede zu Dresden 25. Dec. 1745 zu Stande, in welchem dem Könige von Preußen der Besitz Schlesiens unter den Bedingungen des Breslauer Friedens bestätigt wurde. (S. Schlesien.)

Schleswig. Das Herzogthum S., mit einem Flächeninhalt von 166 Q.-M. und (1864) 406486 E., war bis auf die neueste Zeit ein Theil der dän. Monarchie. Durch den Wiener Frieden vom 30. Oct. 1864 ging S. (nebst dem Herzogthum Holstein) in den gemeinschaftlichen Besitz von Oesterreich und Preußen über; aber schon durch den Vertrag von Gastein 14. Aug. 1865 kam S. unter die alleinige preuß. Administration. Im Prager Frieden vom 23. Aug. 1866 trat Oesterreich seine Rechte auf S. (und Holstein) an die Krone Preußen ab, worauf in Gemäßheit des Annexionsgesetzes vom 24. Dec. 1866 und des königl. Besitznahmepatents vom 12. Jan. 1867 beide Herzogthümer 24. Jan. 1867 förmlich der preuß. Monarchie einverleibt wurden. Seitdem bildet S. einen Regierungsbezirk der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.). Durch den Wiener Frieden wurden die polit. Grenzen S.s etwas verändert, insofern die vormalige dän. Enclave Mögeltondern (acht Kirchspiele) nebst der vormals dän. Insel Amrum und den vormals dän. Theilen der Inseln Föhr, Sylt und Röm (Romöe) mit S. vereinigt wurden, wogegen die vormals schlesw. Insel Arröe (Aeröe) und zwölf Kirchspiele im äußersten Nordosten und Nordwesten des Landes (bei Kolding und Ripen) an das Königreich Dänemark fielen. Außerdem ist durch Art. 5 des Prager Friedens eine weitere Abtretung der nördl. Districte von S. vorgesehen, wenn die Bevölkerungen derselben durch freie Abstimmung den Wunsch nach einer Wiedervereinigung mit Dänemark zu erkennen geben. Neuerdings wurde auch die schlesw. Insel Femern dem holstein. Kreise Oldenburg unterstellt.

S. bildet die Mitte der sog. Cimbrischen Halbinsel und wird im Norden von der dän. Provinz Jütland, im Westen von der Nordsee (hier gewöhnlich die Westsee genannt), im Süden von dem Herzogthum Holstein, im Osten von der Ostsee begrenzt. Das Festland des Herzogthums breitet sich aus zwischen 55° 28′ (Gehöft Lundsgaard an der Königsau) und 54° 12′ (Gehöft Wittenbergen an der Eider) nördl. Br. und zwischen 26° 15′ (Ording in Eiderstedt) und 27° 56′ (Leuchtthurm Bülckerhuk am Eingang des Kieler Hafens) östl. L. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach stimmt es mit Holstein überein und bildet den Uebergang zu Jütland. Im Westen dehnt sich von der Eidermündung bis nach Hoyer hinauf das sehr fruchtbare Alluvialland, die Marsch, aus, nämlich die Landschaft Eiderstedt, die Hattstedter Marsch, die Bredstedter Marsch, die Dagebüller Marsch und die Tondernsche Marsch. Diese Marschen, welche vorzugsweise zur Fettgrasung des Rindviehs benutzt werden, sind theils durch eine Dünenreihe (Hitzbank in Eiderstedt), theils durch starke Deiche gegen Ueberschwemmungen geschützt. Den Hauptschutz gegen die wilde Gewalt der Nordsee aber gewährt die längs der Westküste sich hinziehende Inselkette. Diese besteht aus den Inseln Röm, Sylt und Amrum, die am Westufer hohe Dünenreihen haben, während die Inseln Föhr, Pellworm und Nordstrand selbst ganz oder größtentheils eingedeicht sind. Dazwischen, innerhalb des Wattenmeers, liegen 14 kleine flache und nur spärlich bewohnte Eilande, die sog. Halligen (s. d.), welche, ohne Dünen noch Deiche, schutzlos dem Angriffe der Meereswogen preisgegeben sind. Sowol alle diese Inseln wie die Marschen nebst einigen benachbarten Geeststrecken der schlesw. Westküste werden unter dem althistor. Namen Nordfriesland zusammengefaßt. Im Gegensatz zu der Marsch wird der ganze übrige Theil des Landes (Diluvium) als Geest (s. d.) bezeichnet. Diese tritt nördlich von Hoyer bis an die Nordseeküste

hervor und wird hier nur noch durch einige kleine unbedeichte Alluvialstrecken unterbrachen. Uebrigens sind bei der Geest S.s ebenso wie in Holstein die beiden Terrassen des Geschiebesandes und des Geschiebethons zu unterscheiden. Erstere bildet den wenig fruchtbaren mittlern Landrücken, während zu der letztern das schöne und fruchtbare, wellenförmige Hügelland längs der Ostseeküste, die Insel Alsen und die drei kleinen Eilande Barsöe, Kaloe und Arröe gehören. Bodenbeschaffenheit, Producte und Klima sind wie in Holstein. Als höchster Punkt ist zu nennen der Scheelsberg (379 F.) in den Hüttener Bergen, südwestlich von Eckernförde. Unter den Landseen sind die größten der Wittensee, zwischen Eckernförde und Rendsburg, und der Gatteskoogsee, südlich von Tondern. Die Flüsse der Westküste sind sämmtlich unbedeutend und nur einzelne davon auf kurze Strecken schiffbar; so die 10 M. lange Treene (Nebenfluß der Eider), die Husumer-Au und die Widau bei Tondern. Die Ripsau bei Ripen und die Könnigsau (Schattburger-Au) an der Nordgrenze S.s münden auf dän. Gebiet. Auch fehlt es der Westküste an guten Häfen; nur die Listertiefe an der Nordspitze von Sylt und der Hafen von Röm können größere Schiffe aufnehmen. An der Ostküste sind nur kleine Uferbäche vorhanden. Dagegen findet sich hier eine ganze Reihe von meist tiefeingeschnittenen Meerbusen, welche die besten Häfen abgeben, so der Eckernförder Hafen, die Geltinger Bucht, der Flensburger Hafen, der Wenningbund, das Hörup-Haff und der Augustenburger Meerbusen bei der Insel Alsen, der Apenrader Hafen und die Gjenner Bucht. Nur der Hadersleboner Hafen und die Schlei sind seicht und schmal und deshalb für größere Schiffe nicht fahrbar. Die Halbinsel zwischen dem Apenrader und Flensburger Hafen heißt Sundewitt; zwischen dem Flensburger Hafen und der Schlei liegt die Landschaft Angeln, zwischen der Schlei und dem Eckernförder Hafen Schwansen und zwischen dem Eckernförder und Kieler Hafen der Dänische Wahld (vormals eine Grenzwaldung, genannt Isarnho, dänisch Jernewith, d. h. Eisenwald).

Nach der Zählung von 1860 betrug die Gesammtbevölkerung S.s 409907 Seelen und vertheilte sich dahin, daß auf die Landkirchspiele 322767, auf die 10 Flecken 14766 und auf die 13 Städte 72374 E. fielen. Ackerbau und Viehzucht sind demnach die Haupterwerbszweige, wie denn auch vorzugsweise Hornvieh, Butter, Korn u. s. w. theils nach Hamburg, theils nach England ausgeführt wird. Der Bauernstand behauptete in dem größten Theile des Landes fortwährend die alte Volksfreiheit und das Grundeigenthum; auch besitzt namentlich die Landschaft Eiderstedt eine ausgedehnte Selbstverwaltung. Die vormals ausgedehnten Krondomänen sind meist im 18. Jahrh. parcellirt worden. In den Aemtern ist sehr häufig ein der Erbpacht ähnliches Verhältniß des Grundbesitzes (Fäste), wodurch jedoch die Dispositionsbefugniß der Inhaber fast gar nicht beschränkt, aber eine eigenthümliche Erbfolge mit besonderer Bevorzugung des Mannesstammes vorgeschrieben ist. Dagegen bestand auf den meist im südöstl. Theil des Landes (Angeln, Schwansen, Dänischwohld) belegenen adelichen Gütern seit dem 16. Jahrh. eine drückende Leibeigenschaft, die durch Verordnung vom 19. Dec. 1804 aufgehoben wurde; auch dann blieb hier das Verhältniß der Zeitpacht vorherrschend. Durch die Patente vom 3. Juni 1853 und 6. Febr. 1854 wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit der adelichen Güter, des St.-Johannesklosters (adeliches Fräuleinstift zu Schleswig) und der sog. octroyirten Köge (in der Marsch) abgeschafft und sämmtliche bisher eximirte Districte der gewöhnlichen Jurisdiction unterworfen. Doch behielten die Eigenthümer die Ausübung der obrigkeitlichen und polizeilichen Gewalt. Unter den Städten zählte 1864 Flensburg (mit den Vorstädten) über 22000, Schleswig fast 11000, Hadersleben 8300, Apenrade 5400, Husum 4700, Sonderburg 4100, Eckernförde 3900 E. Die größte Rhederei haben Flensburg und Apenrade, und 1862 zählte die ganze schlesw. Handelsflotte 1553 Schiffe mit einer Trächtigkeit von 30546 Commerzlast (à 6000 Pfd.), darunter 478 von über 50 Last. Die Haupteisenbahnroute des Landes geht von Rendsburg auf dem mittlern Landrücken entlang nach der jütländ. Stadt Kolding. Von ihr laufen seitwärts Zweigbahnen ab nach Schleswig, Husum und Tönning, Flensburg, Tondern, Hadersleben. Verkehrs-, Handels-, Zoll- und Münzverhältnisse sind wie in Holstein. Die Industrie ist unbedeutend.

Unter der dän. Herrschaft war das Herzogthum S. (mit Arröe und Femern) in administrativer Hinsicht eingetheilt in 18 Aemter, Landschaften und Harden, wovon jedoch regelmäßig mehrere unter einem Oberbeamten (Amtmann) vereinigt standen. Auch die enclavirten Städte waren der Oberaufsicht der betreffenden Amtmänner unterworfen. Nur Flensburg, das seit 1850 als Hauptstadt des Herzogthums galt, hatte einen eigenen Oberbeamten (Oberpräsidenten). Hier hatte auch das Appellationsgericht für S. seinen Sitz. In der untern Instanz befanden sich Verwaltung und Justiz noch nicht ganz getrennt; alle privilegirten Gerichtsstände waren

abgeschafft. Die evang.-luth. Landeskirche stand unter einem Bischof (Generalsuperintendenten). Nur die Propstei Törninglehn war dem dän. Bischofe von Ripen untergeordnet, und die Inseln Alsen und Arröe, welche früher zu dem Sprengel des Bischofs von Fühnen gehört hatten, bildeten seit 1819 ein eigenes Bisthum, das dem Cultusministerium des Königreichs Dänemark unterstand. Nach den neuesten polit. Veränderungen sind auch diese dän. Diöcesanrechte beseitigt und das Bisthum Alsen aufgehoben. So ist nunmehr ganz S. (mit Femern) unter einem Generalsuperintendenten vereinigt und in 13 Propsteien mit 268 Kirchen eingetheilt. Auch dem übrigen christl. und dem jüd. Bekenntniß ist unbeschränkte Religionsübung gestattet. Doch betragen die Andersgläubigen, welche in Friedrichsstadt und der Herrnhutercolonie Christiansfeld am zahlreichsten sind, noch lange nicht 1 Proc. der Gesammtbevölkerung. S. hat 2 Schullehrerseminare, zu Tondern (deutsch und dänisch) und zu Eckernförde (deutsch), 4 Gymnasien und etwa 800 Stadt- und Landschulen. Die Universität Kiel nebst einigen andern nichtpolit. Einrichtungen besaß S. mit Holstein (s. d.) gemeinsam. Nach der Verfassung vom 15. Febr. 1854 bestand die schlesw. Provinzialständeversammlung aus 43 Mitgliedern, nämlich 5 Abgeordneten der Geistlichkeit, 4 der Ritterschaft, 5 der größern und 17 der kleinern Landbesitzer, 10 der Städte und 2 der beiden gemischten Wahldistricte (Femern und Arröe). Die Rechte der Stände waren äußerst beschränkt, wie denn überhaupt in dieser Verfassung alle freiheitlichen Garantien fehlten. Vgl. J. von Schröder, «Topographie des Herzogthums S.» (2. Aufl., Oldenb. in H. 1854); Trap, «Statistisk-topographisk Beskrivelse af Hertugdömmet S.» (Kopenh. 1864).

S. ist ein Grenzland, wo von jeher verschiedene Nationalitäten sich begegneten. Von deutscher Seite wird behauptet, daß in der Urzeit nur deutsche Stämme, besonders Angeln und Friesen, hier gewohnt haben. Erst seit der angelsächs. Auswanderung nach England im 5. Jahrh. hätten die Jüten und Dänen sich weiter nach Süden ausgebreitet, S. erobert und die Bevölkerung großentheils sich assimilirt. Dagegen haben die dän. Gelehrten aus der Uebereinstimmung zwischen den in S. und Dänemark gefundenen Ueberresten des Stein-, Bronze- und Eisenalters nachzuweisen gesucht, daß der ursprüngliche Charakter S.s ein skandinavischer gewesen und das deutsche Element in S. (außer Nordfriesland) erst später eingedrungen sei. Doch auch in Holstein und Mecklenburg finden sich ganz ähnliche Alterthumsgegenstände. Soviel scheint jedenfalls festzustehen, daß die ältesten schlesw. Runeninschriften mit deutschen (goth., angelsächs.) Runen geschrieben sind, während erst die spätern Rundenkmäler ein unzweifelhaftes skandinav. (dän.) Gepräge tragen. Als jütisch wird später alles Land bis zur Schlei bezeichnet (Süd-Jütland); doch erhielt sich auf beschränktem Gebiet der Landschaftsname Angeln. Nordfriesland bewahrte immer seine Nationalität, und das Land zwischen Schlei und Eider, die sog. dänische Mark der Kaiser Karl's d. Gr. und Heinrich's I., wurde ohne Zweifel zuerst von deutschen (niedersächs.) Colonisten angebaut. Gegenwärtig ist das Verhältniß der Nationalitäten in S. folgendermaßen beschaffen. Was Nordfriesland anbetrifft, so haben längs der Nordseeküste von Husum bis Hoyer, auf den Inseln Amrum, Föhr, Sylt, Röm und auf den Halligen sich verschiedene nordfries. Dialekte als Volkssprache erhalten, während seit der Reformationszeit die Kirchen- und Schulsprache deutsch ist. Dagegen haben die vormals nordfries. Landschaft Eiderstedt und die Inseln Nordstrand und Pellworm längst die plattdeutsche Volkssprache angenommen. Was den übrigen Theil des Herzogthums S. anbetrifft, so herrscht in der südl. Hälfte etwa bis zu der Linie Flensburg-Tondern die plattdeutsche Volkssprache, während in der nördl. Hälfte ein dän. oder, genauer ausgedrückt, westjüt. Dialekt gesprochen wird. Doch in den Städten Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld hält das deutsche Element der Zahl nach dem dänischen etwa das Gleichgewicht und überwiegt an Vermögen und Intelligenz. Im Norden gilt die dänische, dagegen in dem ganzen plattdeutschen (und fries.) Sprachgebiet wie auch in den Städten Hadersleben, Christiansfeld, Apenrade und Sonderburg seit dem 17. Jahrh. die hochdeutsche Kirchen- und Schulsprache. Seit derselben Zeit ist Hochdeutsch auch die Gesetzgebungs- und Regierungssprache im ganzen Herzogthum S. gewesen; erst durch Rescript vom 14. Mai 1840 wurde in dem dän. Sprachgebiete die dän. Gerichtssprache eingeführt. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß in den südlich von der Linie Flensburg-Tondern belegenen Districten, wo ursprünglich beide Volkssprachen neben- und durcheinanderliefen, allmählich das Dänische immer weiter zurückwich und außer Gebrauch kam. Nach der Beendigung des ersten schlesw.-holstein. Kriegs versuchte die dän. Regierung, diesem Entwickelungsgang gewaltsam Einhalt zu thun und das dän. Sprachgebiet wieder weiter nach Süden auszubreiten. Soweit man noch irgendwelche Spuren der dän. Volkssprache erkennen konnte, wurde durch die sog. Sprachrescripte vom 7. und 8. Febr. und 4. März 1851 u. s. w., welche die Verfassung vom 15. Febr.

1854 ausdrücklich bestätigte, der abwechselnde Gebrauch der dän. und deutschen Kirchensprache und die ausschließlich dän. Schulsprache eingeführt. Dasselbe geschah in den nordschlesw. Städten. Der sog. gemischte Sprachdistrict reichte von Flensburg-Tondern südwärts bis an eine Linie, die von Husum quer über den mittlern Landrücken und schräg durch Angeln nach der Mündung der Schlei gezogen ward. Derselbe umfaßte an 90000 E., während der südl. deutsche District etwa 184000 und der nördl. dänische District etwa 136000 E. zählte. Gleichzeitig wurde in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege der amtliche Gebrauch beider Sprachen (Dänisch und Deutsch) für das Herzogthum S. angeordnet. So blieben die Sprachverhältnisse trotz aller Beschwerden und Bitten bis zum zweiten schlesw.-holstein. Kriege. Erst die österr. und preuß. Civilbehörde für S. hob durch Verordnung vom 19. Febr. 1864 die dän. Sprachrescripte auf und stellte in dem frühern Bereich die altherkömmliche deutsche Kirchen- und Schulsprache wieder her; auch wurde Deutsch wieder die allgemeine Amtssprache für S. Dagegen blieb das nördliche S. selbstverständlich in dem ungestörten Gebrauche der dän. Kirchen-, Schul- und Gerichtssprache, und alle Gesetze, Verordnungen u. s. w. werden daselbst in amtlich-dän. Uebersetzung verkündigt. Vgl. Allen, «Geschichte der dän. Sprache und Nationalität im Herzogthum S. oder Südjütland» (2 Bde., Schlesw. 1857—58); «Gegensätze und Kämpfe der deutschen und dän. Sprache im Herzogthum S.» (Lpz. 1857); Friedlieb, «Systematische Darstellung des für das Herzogthum S. in Betreff des officiellen Gebrauchs der deutschen und dän. Sprache geltenden Normativs» (Kiel 1857); «Das Verfahren der dän. Regierung bezüglich der deutschen Sprache im Herzogthum S. Nach einer officiellen Denkschrift» (Hamb. 1861); «Schlesw. Beleuchtung einer preuß., angeblich officiellen Denkschrift» (Kopenh. 1862).

In der Urzeit wurde S., gleichwie Holstein und Jütland, von dem Wanderzuge der Cimbern und der großen angelsächs. Auswanderung nach England berührt. Das Lied vom Beowulf und andere angelsächs. Sagen haben ohne Zweifel hier ihren ursprünglichen Schauplatz. Eine dieser Sagen erzählt von den Kämpfen der Angeln und Sachsen am Grenzfluß Eider. Auch finden sich noch Ueberreste von zwei uralten Grenzwällen, welche das Land gegen einen Angriff von Süden her schützen sollten, nämlich der sog. Kograben (auf dem mittlern Landrücken etwas südlich vom Danewerk) und der sog. Osterwall (zwischen der Schlei und dem Eckernförder Meerbusen). Hinter diesen Festungswerken erwuchs die Stadt Schleswig (d. h. Bucht der Schlei) und wurde allmählich ein weitberühmter Handelsplatz. Erst um das J. 800 tritt S. in die Geschichte ein. Damals herrschte hier ein dän. Gaukönig, Göttrik oder Gottfried (804—810), der gegen Kaiser Karl d. Gr. Krieg führte und zum Schutz des Landes einen neuen stärkern Grenzwall, das sog. Danewerk (s. d.), erbaute. Dagegen organisirte Karl d. Gr. zwischen Eider und Schlei die sog. dänische Mark. Nach Göttrik's Tode brachen langwierige Bürgerkriege aus, indem verschiedene Dynastien um die Herrschaft stritten. Einer der Prätendenten, Harald, rief den Kaiser Ludwig den Frommen um Hülfe an und ließ sich 826 zu Mainz taufen. Unter seinem Schutz eröffnete Ansgar (s. d.) seine Missionsthätigkeit und erbaute um 850 die erste Kirche zu Schleswig; doch der Erfolg war nur gering. Im nächsten Jahrhundert wurde S. dem dän. Gesammtreich des Königs Gorm des Alten (gest. 936) einverleibt. Gleichzeitig stellte der deutsche König Heinrich I. 934 die verfallene dän. Mark zwischen Eider und Schlei wieder her. Unter deutschem Einfluß ward auch um 948 ein Bisthum in der Stadt Schleswig errichtet, und nunmehr faßte das Christenthum hier festen Fuß. Endlich überließ Kaiser Konrad II. die sog. dän. Mark 1027 an den dän. König Knud d. Gr., und seitdem bilden die Eider und die Levensau, in deren Bett jetzt der schlesw.-holstein. Kanal fließt, die Grenze zwischen S. und Holstein.

Obwol eine dän. Provinz, erlangte S. (das Land «südlich von der Au» oder Südjütland), welches durch die damals viel breitere Königs- oder Schottburgerau und den großen, jetzt fast ganz verschwundenen Grenzwald Farris von dem eigentlichen Jütland getrennt war, schon früh eine abgesonderte Stellung. Die Statthalterschaft daselbst wurde an Mitglieder des königl. Hauses übertragen, welche den herzogl. Titel führten. Einer von diesen, Knud Laward (angelsächs. hläford, Brotherr; engl. lord), seit 1115, breitete allmählich seine Herrschaft auch über die Wenden im östl. Holstein aus und ließ sich von dem deutschen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Knäs der Obodriten krönen; aber schon 1131 wurde er von seinem Vetter Magnus ermordet. Dafür nahmen die Bürger und Gildebrüder der Stadt Schleswig Rache, indem sie den Vater des Magnus, König Niels von Dänemark, als er in ihre Stadt kam, 1134 erschlugen. Knud Laward's Sohn, Waldemar I. d. Gr., erhielt die herzogl. Gewalt in S. und gewann später die dän. Krone (gest. 1182). Auch dessen jüngerer Sohn, Waldemar II. der Sieger,

regierte anfangs als Herzog in S., bis er nach dem Tode seines Bruders Knud VI. den dän. Thron bestieg (gest. 1241). Waldemar II. vererbte das Herzogthum S. oder Südjütland auf seinen zweiten Sohn Abel, welcher sich mit Mechthild, Tochter des Grafen Adolf IV. von Holstein, vermählte. Dieser ehrgeizige Herzog hatte wiederholte Streitigkeiten mit seinem ältern Bruder, dem dän. König Erich Pflugpfenning. Als ihn derselbe in der Stadt Schleswig besuchte, ließ er ihn gefangen nehmen und bei Missunde 1250 ermorden. Darauf wurde Abel selbst König von Dänemark, fiel aber schon 1252 im Kampfe gegen die aufständischen Nordfriesen. Nun kam die dän. Krone an eine andere Linie. Doch Abel's Söhne behaupteten, mit Hülfe der verwandten holstein. Grafen, wenigstens den Besitz des Herzogthums S. als ein dän. Fahnenlehn. Als der König Erich Glipping von Dänemark und seine Mutter Margarethe den Herzog Erich von S. mit Krieg überzogen, wurden sie auf der Loheide, südlich von der Stadt Schleswig, 1261 besiegt und gefangen. Seitdem ward die Erblichkeit des Herzogthums S. nicht weiter bestritten; doch blieb, außer dem Gebiet der Königsburg Ripen, auch das ganze Nordfriesland fortwährend unter dän. Herrschaft. Später gab es noch langwierige Zwistigkeiten zwischen den Herzogen von S. und den dän. Königen. Die Folge war, daß Abel's Nachkommen eine Stütze im Süden suchten. Wiederholte Familienverbindungen wurden mit dem holstein. Grafenhause der Schauenburger angeknüpft, und die holstein. Grafen und Ritter erwarben auch in S. ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften. Endlich 1326 wurde der unmündige Herzog Waldemar V. von S. durch seinen mächtigen Oheim und Vormund, den holstein. Grafen Gerhard d. Gr., zum König von Dänemark eingesetzt; dafür mußte er diesem das Herzogthum S. als erbliches Lehn übertragen. Aber Waldemar konnte die dän. Krone nicht behaupten und dankte 1330 wieder ab. Nun gab Gerhard d. Gr. seinem Neffen das Herzogthum S. zurück, indem er aber sich und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf S. vorbehielt für den Fall, daß Abel's Geschlecht aussterben würde. Dieser Erbfall trat 1375 ein, als der jüngere Bruder Waldemar's V., Herzog Heinrich von S., kinderlos starb. Sofort nahmen die holstein. Grafen das erledigte Herzogthum in Besitz, und auch Nordfriesland unterwarf sich ihrer Herrschaft. Nach einigen Jahren wurde die vollzogene Thatsache von der Königin Margaretha, welche als Vormünderin ihres Sohnes Olaf in Dänemark und Norwegen regierte, förmlich anerkannt. Zu Nyborg auf Fühnen, im Aug. 1386, kam der Vertrag zu Stande, kraft dessen das Herzogthum S. (mit Nordfriesland) als ein erbliches dän. Fahnenlehn den holstein. Grafen von der Rendsburger Linie zur gesammten Hand überlassen wurde, und der älteste Enkel Gerhard's d. Gr., Graf Gerhard VI., empfing die feierliche Belehnung als Herzog von S. So ward Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst constituirt. Vgl. außer den Schriften über Holstein (s. d.): Hansen, «Vollständigere Staatsbeschreibung des Herzogthums S.» (Flensb. 1770); Wimpfen, «Geschichte und Zustände S.s oder Südjütlands von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (Flensb. 1839); Wienbarg, «Geschichte S.s» (Heft 1 und 2, Hamb. 1861—62).

Schleswig (d. h. Bucht der Schlei), die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, mit (1864) 10928 E., liegt in einer höchst anmuthigen Gegend halbkreisförmig am westl. Ende der Schlei und ist durch eine Zweigbahn nach dem sog. Klosterkrug mit der schlesw.-holstein. Haupteisenbahnroute (Altona-Kolding) verbunden. Die Stadt ist an $^3/_4$ M. lang und besteht aus drei Theilen: der Altstadt mit dem sog. Holm, dem Lollfuß (benannt nach einer vormals hierselbst verehrten Reliquie, dem Fuß des heil. Erzbischofs Lollus von Mainz) und dem Friedrichsberg. Letzterer stößt südlich an das Dorf Busdorf, in dessen Nähe die einzelnstehende Kirche von Haddebye belegen ist. Zwischen Lollfuß und Friedrichsberg liegt das Schloß Gottorf (s. d.), wo die königl. preuß. Regierung für den Regierungsbezirk Schleswig ihren Sitz hat. Die Stadt S. ist der Mittelpunkt eines Kreisgerichtsbezirks und dreier Amtsgerichtsbezirke, eines Kreises und einer Propstei; auch befindet sich hier das Generalcommando des 9. preuß. Armeecorps. S. hat drei (luth.) Kirchen, unter denen die nach dem Brande von 1440 im goth. Stil wiedererbaute Domkirche (St.-Peterskirche) in der Altstadt sich durch schöne Verhältnisse und sehenswerthe Denkmäler auszeichnet. Als eins der hervorragendsten Meisterstücke der Holzsculptur gilt der aus Eichenholz geschnitzte Altarschrein mit 398 Figuren, welcher 1521 von dem Bildschnitzer Hans Brüggemann aus Husum vollendet sein soll. Derselbe stand ursprünglich in der Kirche zu Bordesholm bei Kiel und ward erst 1666 in die Domkirche von S. übertragen. Außerdem hat S. ein Gymnasium (die sog. Domschule) und viele milde Stiftungen. Auch sind hier die Irrenanstalt und das Taubstummeninstitut für die Provinz Schleswig-Holstein. Auf dem Holm liegt das St.-Johanniskloster, ein adeliches Fräuleinstift. Handel und Schiffahrt sind gering. Dagegen ist die Industrie ziemlich lebhaft,

und die auf dem Holm wohnenden Fischer betreiben eine einträgliche Fischerei in der Schlei. Im Süden von S. und Busdorf erstrecken sich zwei alte Grenzwälle, das Danewerk (s. d.) und der Kograben. Zwischen beiden, unweit von dem Dorfe Selk, liegt der Königsberg (König Sigurd's Hügel), auf dem ein Denkmal für die daselbst Febr. 1864 gefallenen Oesterreicher errichtet ist. Der Ursprung S.s reicht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück; es erscheint schon im 9. Jahrh. als ein wichtiger Handelsplatz und hieß bei den Dänen Hätheby (Hedeby), d. h. die Hafenstadt. S. vermittelte die Handelsbewegung zwischen Ost und West über die cimbrische Halbinsel und war sogar den arab. Geographen im fernen Orient wohlbekannt. Die Waaren, welche aus der Ostsee die Schlei aufwärts kamen, gingen der Sage nach auf dem Landwege bis zu dem jetzigen Dorfe Hollingstedt und von da die Treene abwärts in die Nordsee. Die erste christl. Kirche wurde in S. wahrscheinlich auf dem Holm durch Ansgar um 850 erbaut, und um 948 ward hier ein Bisthum errichtet. Auch die dän. Statthalter und nachmaligen Herzoge residirten in S., und zwar seit 1268 auf dem Schlosse Gottorf. Die Stadt erhielt von den Landesherren ausgedehnte Privilegien, und ein eigenes schlesw. Stadtrecht wurde gegen Ende des 12. Jahrh. aufgezeichnet. Dagegen verlor S. allmählich seine commerzielle Bedeutung. Der Handel ward durch die zahlreichen Kriege im 12., 13. und 14. Jahrh. gestört, auch die Stadt wiederholt verwüstet und geplündert, während zugleich das aufblühende Lübeck eine lebhafte Concurrenz machte und mit der Zeit S. ganz in Schatten stellte. Auch in dem langwierigen Kriege, welchen der dän. König Erich von Pommern gegen die schlesw.-holstein. Landesherren aus dem schauenburg. Hause führte, hatte S. 1416—18 und 1427 sehr viel zu leiden. Die verarmte Stadt hob sich erst wieder, seit nach der ersten Landestheilung im Oldenburger Hause 1490 Herzog Friedrich I. von Schleswig-Holstein, später auch König von Dänemark (gest. 1533) hier seine Residenz nahm. 1541 starb der letzte kath. Bischof von S., Gottschalk von Ahlefeld. Bei der zweiten Landestheilung 1544 fielen S. und Gottorp an Herzog Adolf (gest. 1586), den Stammvater der Gottorpischen Linie (s. Oldenburger Haus), und dessen Nachkommen residirten hier, bis sie 1713 von dem dän. Könige Friedrich IV. ganz aus S. vertrieben wurden. Von 1731—1846 war S. und Gottorp die Residenz der königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein. Auch erhielten hier 1834 die schlesw.-holstein. Regierung sowie das Obergericht und die Provinzialständeversammlung ihren Sitz. In dieser Zeit hob sich S. ansehnlich, und die Volkszahl, welche 1769 nur 5629 E. betrug, war 1845 auf 11551 E. gestiegen. Nach dem Treffen bei Bau besetzten die dän. Truppen 10. April 1848 die Stadt S., wurden aber schon 23. April beim Danewerk von den Preußen und Schleswig-Holsteinern geschlagen und aus S. vertrieben. Die sog. Gemeinsame Regierung und die Statthalterschaft Schleswig-Holsteins hatten hier ihren Sitz; aber nach der Schlacht bei Idstedt fiel die Stadt 25. Juli 1850 wieder in die Hände der Dänen. Zur Strafe für ihre patriotische Haltung verlor sie jetzt den Rang der Landeshauptstadt, die Ständeversammlung und alle obersten Provinzialbehörden, die nach Flensburg verlegt wurden. Ueberhaupt hatte S. in jeder Hinsicht unter der Abneigung der dän. Regierung zu leiden, und so ging die Volkszahl von (1855) 12411 auf (1864) 10928 E. zurück. Am 6. Febr. 1864 wurde S., nachdem die Dänen die Danewerkstellung geräumt, von den Oesterreichern besetzt. Zu Ende 1864 nahm die kaiserl. österr. und königl. preuß. Civilbehörde für Schleswig-Holstein und Lauenburg ihren Sitz in S., und vom Sept. 1865 bis Juni 1866 residirte daselbst der königl. preuß. Gouverneur des Herzogthums Schleswig, General von Manteuffel. Vgl. Schröder, «Geschichte und Beschreibung der Stadt S.» (Schlesw. 1827); Sach, «Geschichte des Schlosses Gottorf» (2 Hefte, Schlesw. 1865—66).

Schleswig-Holstein, eine preuß. Provinz, welche 24. Jan. 1867 förmlich dem Königreiche Preußen einverleibt wurde, umfaßt das Gebiet der beiden Herzogthümer Holstein (s. d.) und Schleswig (s. d.) und hat nach den 19. Juni 1867 vollzogenen Gebietsabtretungen an das oldenburg. Fürstenthum Lübeck (s. d.) noch einen Flächeninhalt von $318^1/_4$ Q.-M. mit (1864) 947791 E. (oder nach einer andern Angabe 313,7 Q.-M. mit 954326 E.). Davon kamen auf die 26 Städte 190225 und auf die 25 Flecken nebst dem Dorfe Blankenese 74457 E. Die bedeutendste Stadt ist Altona (s. d.) mit 53062 E., die mit den unmittelbar anschließenden Dörfern Ottensen (6312 E.) und Neumühlen (324 E.) einen eigenen Kreis bildet. Außer dem Stadtkreise Altona ist das übrige Land durch Verordnung vom 22. Sept. 1867 in 19 Kreise getheilt, nämlich Apenrade, Norder- und Süder-Dithmarschen, Eckernförde, Eiderstedt, Flensburg, Hadersleben, Husum, Kiel, Oldenburg (mit der Insel Femern), Pinneberg, Plön, Rendsburg, Schleswig, Segeberg, Sonderburg, Steinburg (mit der Stadt Itzehoe als Mittelpunkt), Stormarn und Tondern. Das Oberpräsidium für S. hat seinen Sitz in Kiel, unter

welchem vorläufig noch eine Regierung für Holstein zu Kiel und eine Regierung für Schleswig auf Schloß Gottorf fungiren. Die Provinzialsteuerdirection ist in Glückstadt. Bald nach der Einverleibung wurden der Zollvereinstarif und die preuß. directen Steuern eingeführt. Am 15. Nov. 1867 ward S., nebst den enclavirten Districten, auch in den Deutschen Zollverein aufgenommen. Nur die Stadt Altona und der Flecken Wandsbeck wurden, wegen der Nachbarschaft mit Hamburg, wie unter dem frühern Zollsystem, außerhalb der Zollgrenze belassen. In Betreff der Justiz ist S. durch Verordnung vom 6. Aug. 1867 eingetheilt in fünf Kreisgerichtsbezirke: Altona, Itzehoe, Kiel, Schleswig und Flensburg, unter denen 86 Amtsgerichte stehen. Als zweite Instanz fungirt das Appellationsgericht zu Kiel und als dritte Instanz das Oberappellationsgericht für die neuen Provinzen zu Berlin. Das preuß. Strafgesetzbuch nebst Strafproceßordnung, das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, Wechselrecht u. s. w. sind in S. eingeführt. Das civilprocessualische Verfahren ward in Uebereinstimmung mit dem der alten Provinzen gebracht (wie 1849 in den Landestheilen des gemeinen Rechts); desgleichen der Gerichtskostentarif. Auch der preuß. Münzfuß tritt in Kraft. S. wählt zum Norddeutschen Reichstage 9 und zum preuß. Abgeordnetenhause 18 Abgeordnete. Der durch Verordnung vom 22. Sept. 1867 organisirte Provinziallandtag soll aus 58 Mitgliedern bestehen, nämlich: 1 Virilstimme für das fürstl. Hessenstein'sche Fideicommiß, 4 Vertreter der Ritterschaft wegen der adelichen Fräuleinklöster zu Itzehoe, Preetz, Uetersen und St.-Johannis bei Schleswig, 15 Abgeordnete der größern Grundbesitzer, 19 Abgeordnete der städtischen Gemeinden (50 Städte und Flecken) und 19 Abgeordnete der Landgemeinden. Gleichzeitig (22. Sept. 1867) wurden für die einzelnen Kreise Kreisstände eingerichtet und eine Landgemeindeordnung erlassen. Die den Landräthen untergeordneten Districtsbeamten heißen in Schleswig Hardesvögte, in Holstein Kirchspielsvögte. Am 1. Oct. 1867 trat die preuß. Verfassung für S. in Wirksamkeit. Auch die Gewerbefreiheit ward eingeführt, wobei jedoch eine Entschädigung für die ausschließlichen Gewerbeberechtigungen vorbehalten blieb. Der im Wiener Frieden von 1864 den Herzogthümern S. und Lauenburg aufgebürdete Antheil an der dän. Staatsschuld (29 Mill. dän. Reichsthlr. = 21¾ Mill. Vereinsthaler) sollte auf die Finanzen des Königreichs Preußen übernommen werden.

Schleswig-Holstein (Geschichte). 1386 hatte die Rendsburger Linie des Schauenburgischen Hauses definitiv das Herzogthum Schleswig (s. d.) und den größten Theil von Holstein (s. d.) unter ihrer Herrschaft vereinigt. Als 1390 der letzte Vetter von der Plöner Linie kinderlos starb, fiel dessen Erbtheil der Rendsburger Linie zu. Auch das widerspenstige Nordfriesland ward allmählich zum Gehorsam gebracht. Nur die Herrschaft Pinneberg (s. d.) blieb im Besitz einer Nebenlinie, welche zugleich die Stammgrafschaft Schauenburg (Schaumburg) an der Weser inuehatte. Ueberdies genoß das Land Dithmarschen (s. d.) noch seiner republikanischen Selbständigkeit und behauptete sich glücklich gegen alle Angriffe. In der Schlacht vom 4. Aug. 1404 ward endlich Herzog Gerhard VI. mit mehr als 300 Rittern von den siegreichen Dithmarschern erschlagen. Dieser Todesfall ward für S. verhängnißvoll. Des Herzogs drei Söhne waren unmündig, und die Mutter und der Vaterbruder geriethen in Streit über die Vormundschaft. Solche Gelegenheit benutzten die Beherrscher der unirten Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, Königin Margaretha und ihr Großneffe König Erich von Pommern, um sich in die Verhältnisse S.s einzumischen. Wirklich gelang es ihnen, als Vermittler und Bundesgenossen in S. festen Fuß zu fassen und ausgedehnte Pfandherrschaften zu erwerben. Nach Margaretha's Tode ging Erich mit rücksichtsloser Gewalt vor und ließ durch ein Lehnsgericht zu Nyborg, Juli 1413, das Herzogthum Schleswig für ein verwirktes Lehn erklären. Darüber entbrannte ein 20jähriger wechselvoller Krieg, in dem anfangs S. allein den drei skandinav. Königreichen gegenüberstand. Sogar der röm.-deutsche Kaiser Sigismund bestätigte 1415 und nochmals 1424 den Spruch des dän. Lehnsgerichts. Die drei Söhne Gerhard's VI. setzten jedoch den Kampf muthig fort, und als der älteste, Herzog Heinrich, vor Flensburg 1427 fiel, übernahm der zweite, Adolf VIII., das Herzogthum; der dritte Bruder, Gerhard, starb 1433. Es war damals in der gemeinsamen Noth des Widerstandes, daß die beiden neuvereinigten Lande zuerst so eng und brüderlich miteinander zusammenwuchsen. Endlich nahm die deutsche Hansa für S. Partei und gab den Ausschlag. Schon 1432 mußte König Erich sich zu einem fünfjährigen Waffenstillstande verstehen, und im Juli 1435 ward der Friede zu Wordingborg auf Grundlage des thatsächlichen Besitzstandes abgeschlossen. Danach sollte Herzog Adolf VIII. alles, was er in Schleswig besaß, auf Lebenszeit behalten; dagegen behielt der König, was er noch in Händen hatte, besonders Hadersleben und Arröe. Erst nach der Entthronung Erich's von Pommern, 1439, kamen auch diese Districte an Herzog Adolf, und der neugewählte dän.

König Christoph von Baiern ertheilte demselben zu Kolding 30. April 1440 die Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig «zu einem rechten Erblehn». Nur die Enclaven Ripen und Mögeltondern, die Insel Amrum nebst Theilen von Röm, Sylt und Föhr blieben damals (und bis zum J. 1864) beim Königreich Dänemark. Auch der deutsche König Albrecht II. bestätigte nunmehr 15. Aug. 1439 die Gerechtsame Adolf's auf Schleswig. So war die internationale Existenz S.s allseitig anerkannt, und Herzog Adolf VIII. regierte dann noch 20 J. in Ehre und Frieden. Sogar die dän. Königskrone ward ihm 1448 angetragen. Doch lehnte er dieselbe ab und brachte dafür mit Erfolg den ältesten Sohn seiner Schwester Hedwig, den Grafen Christian von Oldenburg und Delmenhorst, in Vorschlag. Dagegen bestätigte Christian ausdrücklich eine von dem schlesw. Herzog Waldemar V. während seiner kurzen dän. Königsherrschaft 1326 ausgestellte Urkunde (Constitutio Waldemariana), wonach Schleswig niemals wieder mit Dänemark vereinigt noch verbunden werden soll (28. Juni 1448). Herzog Adolf VIII. starb kinderlos 4. Dec. 1459, und mit ihm erlosch der Mannsstamm der Rendsburger Linie.

Von zwei Seiten wurden jetzt Erbansprüche erhoben. Einerseits von der Schauenburgisch-Pinnebergischen Linie, welche ohne Zweifel in Holstein nächstberechtigt war, aber an der Gesammtbelehnung mit Schleswig niemals Antheil gehabt hatte. Andererseits von den Schwestersöhnen Adolf's VIII., den Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, von denen der älteste, König Christian I., seit 1448 auf dem dän. Throne saß. Dieser konnte überdies geltend machen, daß er als Lehnsherr berechtigt sei, das Herzogthum Schleswig als heimgefallenes Lehn einzuziehen. Beide Theile hatten Anhang; aber am meisten war doch allen daran gelegen, daß die so schwer erkämpfte Vereinigung S.s bewahrt bleibe. Die Landstände traten zusammen und schwuren, daß sie einträchtig einen Herrn wählen wollten. Mehrere Versammlungen verliefen indeß ohne Resultat. Die endliche Entscheidung geschah durch den sog. Landrath, welcher aus den höchsten Hof- und Landesbeamten, Geistlichen und Rittern bestand und gewissermaßen als ständischer Ausschuß fungirte. Auf einer Versammlung zu Ripen wußte König Christian diese Landräthe für sich zu gewinnen, und so wählten sie ihn 5. März 1460 zum Landesherrn von S., wie es in der Urkunde heißt: «nicht als einen König zu Dänemark, sondern aus Gunst zu seiner Person». Auch sollte die Herrschaft nicht erblich sein, sondern es blieb (wie in Dänemark) den Ständen für alle Zukunft das Recht vorbehalten, unter Christian's Nachkommen und Erben einen Nachfolger zu wählen. Dagegen versprach der König-Herzog, «daß die Lande ewig zusammenbleiben sollten ungetheilt». Auch übernahm er es, sowol seine Brüder wie die schauenburgischen Grafen wegen ihrer Ansprüche abzufinden. In der obgedachten Wahlcapitulation und einer zweiten Urkunde, der sog. «tapfern Verbesserung der Privilegien», zu Kiel 4. April 1460, wurden die Rechte des Landes und der Stände sorgfältig gewahrt und erweitert. Um jeder dän. Einmischung vorzubeugen, ward ganz besonders stipulirt, daß alle Aemter nur mit Eingeborenen besetzt werden sollten, und daß niemand außerhalb Landes Kriegsdienst zu leisten noch vor Gericht zu erscheinen brauche. Somit war eine Personalunion im strengsten Sinne zwischen Dänemark und S. begründet, und im ganzen respectirte man auch diesen Vertrag während der beiden nächsten Jahrhunderte. Freilich konnte es nicht fehlen, daß im einzelnen Unzuträglichkeiten vorfielen, und daß S. durch diese Verbindung mehr in die skandinav. Politik verwickelt und von dem übrigen Deutschland abgezogen wurde. Auch knüpfte sich das Verhältniß S.s zu Dänemark allmählich enger, namentlich durch die sog. Union von 1533, in der beide Theile sich zum friedlichen Austrag aller vorfallenden Streitigkeiten und zu gegenseitiger Kriegshülfe bei feindlichem Angriff verpflichteten. 1623 wurde diese Union erneuert und erweitert, namentlich die Kriegshülfe auch auf rechtmäßige Offensivkriege ausgedehnt. Beide Verträge sind unter Mitwirkung der beiderseitigen Landesherren und Stände wie zwischen selbständigen Staatskörpern abgeschlossen. Erst bei der wiederholten Erneuerung und Erweiterung der Union 1637 erhielt dieselbe mehr den Charakter eines Bundesvertrags zwischen den damals regierenden beiden Landesherren, zu dem die ständische Zustimmung erst nachträglich eingeholt wurde.

Die Nachkommenschaft Christian's I. (s. Oldenburger Haus) herrschte in S. von 1460 bis 1863. Trotz der ausdrücklichen Bestimmung der Wahlcapitulation kam es bald zu einer Landestheilung. Nach Christian's I. Tode (1481) ließen die Stände sich bereden, dessen beide Söhne, den dän. König Hans und Herzog Friedrich I., als Landesherren zu erwählen. Diese theilten 1490, sodaß jeder eine Anzahl holstein. und schlesw. Aemter erhielt, Hans mit dem Hauptschloß Segeberg (Segebergischer Antheil), Friedrich mit dem Hauptschloß Gottorp (Gottorpischer Antheil). Doch blieben die Beziehungen zu den geistlichen und weltlichen Ständen, die Landtage, der Landrath und andere wichtige Verhältnisse für ganz S. gemeinsam. Bei der

Erhebung Holsteins zum Herzogthum (14. Febr. 1474) hatte der deutsche König Friedrich IV. demselben das Land Dithmarschen förmlich incorporirt. Jetzt vereinigten sich die Brüder Hans und Friedrich zu einem gemeinsamen Eroberungszug, erlitten aber bei Dusend-Düvelswarf, zwischen Henningstedt und Heide, 17. Febr. 1500 eine furchtbare Niederlage und mußten von dem Unternehmen abstehen. Als Hans 1513 starb, succedirte im Segebergischen Antheil sein Sohn, der dän. König Christian II. (s. d.), der 1523 vertrieben ward. Nunmehr vereinigte Friedrich I. wieder ganz S. unter seiner Herrschaft und wurde auch zum König von Dänemark und Norwegen erwählt. Die Versuche Christian's II., seine verlorenen Reiche wiederzugewinnen, scheiterten vollständig; er starb in dän. Gefangenschaft und hinterließ keine männliche Nachkommen. Seine einzige Schwester, Elisabeth, war mit Joachim I. von Brandenburg vermählt, der 1517 durch den deutschen Kaiser Maximilian I. sich die vorbehaltenen Erbansprüche seiner Gemahlin bestätigen und eine Anwartschaft auch auf die andere Hälfte S.s verleihen ließ.

Unter dem König-Herzog Friedrich I. (gest. 1533) und seinem ältesten Sohn und Nachfolger Christian III. (gest. 1559) ward die Reformation in S. durchgeführt. Auch traten beide Fürsten in Verbindung mit dem Schmalkaldischen Bunde, ohne sich jedoch direct in die deutschen Händel einzumischen. Desto größere Anstrengungen machte S. während der sog. Grafenfehde (s. Dänemark), um dem Herzog Christian auch zur dän.-norweg. Königskrone zu verhelfen. 1544 ward unter Zustimmung der Stände abermals eine Landestheilung vorgenommen. Der König-Herzog Christian III. erhielt die Hauptschlösser Sonderburg und Segeberg, während seine Brüder, Johann der Aeltere das Schloß Hadersleben und Adolf das Schloß Gottorp, jedes mit den zugelegten schlesw. und holstein. Aemtern, nahmen. Unmittelbar nach Christian's III. Tode vereinigte sich sein ältester Sohn, der König-Herzog Friedrich II., mit seinen beiden Oheimen Johann und Adolf zu einem Kriegszuge gegen Dithmarschen, 1559, das jetzt erobert und gleichfalls getheilt wurde. Bald darauf, 1564, theilte Friedrich II. wiederum mit seinem Bruder Johann dem Jüngern, dem er das Schloß Sonderburg nebst mehrern Aemtern abtrat. Aber die Stände S.s weigerten sich, auch diesen als (vierten) Landesherrn anzunehmen. Die Folge war, daß Johann der Jüngere und seine Nachkommenschaft, die sog. Sonderburgische Linie, welche sich später in viele Zweige spaltete, niemals an der Landesregierung und Landeshoheit S.s theilnahmen, sondern die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten übten, die ihnen als Apanage überwiesen waren (abgetheilte Herren). Als 1580 Herzog Johann der Aeltere von Hadersleben kinderlos starb, wurde sein Antheil zwischen den übrigen Linien getheilt. Seitdem gab es in S. nur zwei regierende Landesherren. Friedrich II. und seine Nachkommen, welche auch die dän.-norweg. Krone trugen, beherrschten den sog. königlichen oder Segebergischen Antheil (später nach der neuen Hauptstadt Glückstadt benannt), und die Nachkommen des Herzogs Adolf beherrschten den Gottorpischen Antheil. Für die gemeinsamen Angelegenheiten und namentlich für die Landesvertheidigung war seit 1564 eine gemeinschaftliche Regierung eingerichtet, in der abwechselnd einer von den Landesherren als regierender Herr fungirte, und zwar fand der Wechsel alljährlich auf Michaelis (29. Sept.) statt. In beiden Linien wurde durch Hausgesetze die Primogeniturordnung eingeführt, und nach längern Verhandlungen ließen die Stände 1616 zu Gunsten der Primogenitur auch das ihnen zustehende Wahlrecht fallen. In Holstein-Gottorp folgten auf den Herzog Adolf (1544—86) die Herzoge Friedrich II. (1586—87), Philipp (1587—90), Johann Adolf (1590—1616), Friedrich III. (1616—59), Christian Albrecht (1659—94), Friedrich IV. (1694—1702), Karl Friedrich (1702—39), Karl Peter Ulrich, der unter dem Namen Peter III. (s. d.) den russ. Kaiserthron bestieg (1739—62), endlich Großfürst Paul (1762—73), der nachmalige Kaiser Paul I. (s. d.) von Rußland. In Holstein-Glückstadt succedirten die König-Herzoge Friedrich II. (1559—88), Christian IV. (1588—1648), Friedrich III. (1648—70), Christian V. (1670—99), Friedrich IV. (1699—1730), Christian VI. (1730—46), Friedrich V. (1746—66) und Christian VII., welcher endlich 1773 ganz S. wieder unter seinem Scepter vereinigte.

Das Verhältniß zwischen den beiden regierenden Linien war anfangs gut, und vorübergehende Mishelligkeiten wurden immer freundschaftlich wieder beigelegt. So erfreute S. sich fast ein Jahrhundert lang eines ungestörten Friedens und erreichte eine hohe Stufe des materiellen Wohlstandes. An der Westküste wurden ausgedehnte Marschdistricte eingedeicht. Doch ging bei der furchtbaren Sturmflut vom 11. und 12. Oct. 1634 viel fruchtbares Land wieder verloren, und an 15000 Menschen sollen dabei umgekommen sein. Auch Handel und Verkehr blühten auf; namentlich war die Ausfuhr von Korn und Vieh bedeutend. Der Herzog Friedrich III. von Gottorp dachte sogar, den Handel mit dem Orient, namentlich den Seidenhandel

mit Persien über Rußland und die Ostsee an die Küsten seines Landes zu leiten; Kiel und Friedrichstadt sollten die Hauptstapelplätze werden. Er schickte deshalb (1633—38) eine Gesandtschaft mit dem gelehrten Adam Olearius nach Rußland und Persien; aber die Sache hatte keinen Erfolg. Derselbe Herzog zeichnete sich aus durch lebhaftes Interesse für Kunst und Wissenschaft, schmückte seine Residenz mit werthvollen Sammlungen und Kunstwerken und wollte sogar eine Universität stiften. Doch diesen Plan brachte erst sein Sohn Christian Albrecht in Kiel 1665 zur Ausführung. Als das Schauenburgische Grafenhaus 1640 ausstarb, nahmen die beiden Mitregenten König Christian IV. und Herzog Friedrich III. sofort die Herrschaft Pinneberg als einen «alten Theil und Zubehör» des Herzogthums Holstein in Besitz und theilten dieselbe unter sich, worauf Herzog Friedrich III. das ihm zugefallene Amt Barmstedt 1649 an Christian von Rantzau überließ. Der deutsche Kaiser Ferdinand III. bestätigte diese Uebertragung und erhob zugleich Rantzau in den deutschen Reichsgrafenstand, seinen neuen Besitz aber zu einer «unmittelbaren freigehörigen» Reichsgrafschaft Rantzau, 16. und 20. Nov. 1650. Hier regierten nacheinander die Reichsgrafen Christian (1650—63), Detlef (1663—97), Christian Detlef (1693—1721) und zuletzt Wilhelm Adolf (gest. 1734).

Der friedliche Wohlstand S.s wurde durch die unternehmungslustige, aber unglückliche Politik des Königs Christian IV. (s. d.) gestört. Die Einmischung desselben in den Dreißigjährigen Krieg veranlaßte erst eine Invasion der Kaiserlichen unter Tilly und Wallenstein (1626—29) und dann der Schweden unter Torstenson (1643—45), welche S. furchtbar verheerten. Schlimmer noch war es, daß seitdem das gute Einverständniß zwischen den beiden regierenden Linien aufhörte. Der König nahm es sehr übel, daß Herzog Friedrich III. von Gottorp beidemal seine Neutralität zu bewahren suchte, was allerdings gegen die Bestimmungen der Union verstieß. Dazu vermählte der Herzog 1654 seine Tochter mit dem Könige Karl X. Gustav von Schweden, der bald (1657—60) Dänemarks gefährlichster Feind wurde. Ohne die tapfere Gegenwehr des dän. Königs Friedrich III. (s. d.) und ohne die Intervention des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und einer holländ. Flotte wäre das dän. Reich damals verloren gewesen. Auch S. hatte in diesen Jahren von Freund und Feind schwer zu leiden. Während des Kriegs hielt der Herzog von Gottorp sich möglichst zurück; doch erlangte er durch die Vermittelung seines Schwiegersohns Karl X. wichtige Vortheile. In dem Kopenhagener Vertrage vom 2. (12.) Mai 1658 (bestätigt im Kopenhagener Frieden 1660) mußte der dän. König Friedrich III. dem Hause Gottorp einige schlesw. Districte abtreten und demselben die volle Souveränetät über den gottorpischen Antheil des Herzogthums Schleswig zugestehen. In einer zweiten Urkunde von demselben Tage, welche aber noch über 100 J. lang ein dän. Staatsgeheimniß blieb, übertrug der König auch für den königl. Antheil von Schleswig die volle Souveränetät sich selbst und seinem Mannsstamme. Somit ward die uralte dän. Lehnshoheit über das Herzogthum Schleswig aufgehoben; doch war dies Zugeständniß nur auf die beiden regierenden Linien (Holstein-Glückstadt und Holstein-Gottorp) beschränkt. Die Sonderburgische Linie hatte daran keinen Theil, sondern fuhr fort, ihre eventuellen Erbansprüche auf Schleswig sowol wie auf Holstein durch die Belehnung zur gesammten Hand zu wahren.

Seitdem war das Verhältniß zwischen den beiden regierenden Linien in S. sehr gespannt. Nachdem die dän. Könige 1660 die Erblichkeit und unumschränkte Gewalt in Dänemark und Norwegen erlangt, arbeiteten sie darauf hin, auch in Schleswig wenigstens die verlorene Lehnshoheit wiederzugewinnen oder gar die Mitregenten dort ganz zu verdrängen. Dagegen suchten die Herzoge von Gottorp eine Stütze an Schweden, zu dem sie in immer engere Beziehungen traten. Zwischen den beiden Mitregenten, König Christian V. und Herzog Christian Albrecht, kam es zu langwierigen Händeln. Der Herzog mußte schon 1675 in Hamburg eine Zuflucht suchen, und der König nahm 1684 sogar den gottorpischen Antheil von Schleswig förmlich in Besitz. Doch unter Vermittelung des deutschen Kaisers, Brandenburgs und anderer Mächte ward endlich der Altonaer Vergleich 20. (30.) Juni 1689 abgeschlossen, welcher das Haus Gottorp in alle seine Besitzungen und Rechte wieder einsetzte. Natürlich litt S. sehr unter diesem Zwiespalt. Wenn auch die gemeinsame Regierung, zuletzt wenigstens für die Besitzungen der Ritterschaft und der adelichen Fräuleinklöster, in Wirksamkeit blieb, so kam dagegen die ständische Verfassung außer Gebrauch. Der letzte ordentliche Landtag trat in Kiel 1675 zusammen, wurde aber sofort wegen Uneinigkeit der beiden Mitregenten abgebrochen. Dann verhandelte man noch einmal 1711—12 mit einer Landtagscommission, wozu aber nur Deputirte der Ritterschaft und nicht der Städte geladen waren. Im übrigen regierten beide Landesherren absolut, und die

Landesprivilegien von 1460 galten nur noch als Rechte der ritterschaftlichen Corporation. Die kopenhagener Regierungscollegien dehnten jetzt ihre Competenz auch auf den königl. Antheil von S. aus; das beiderseitige Militär- und Finanzwesen wurde vereinigt u. s. w. Nach kurzer Friedenszeit ward das Land auch von dem großen Nordischen Kriege hart berührt. Herzog Friedrich IV. von Gottorp, der mit einer Schwester des Königs Karl XII. von Schweden vermählt war, machte die abenteuerlichen Feldzüge seines Schwagers nach Rußland und Polen mit und fiel in der Schlacht bei Clissow 20. Juli 1702. Dagegen war der dän. König Friedrich IV. (s. d.) mit den Gegnern Karl's XII. verbündet. Zwar mußte er zuerst in dem Frieden zu Travendal 18. Aug. 1700 dieser Bundesgenossenschaft entsagen und dem Hause Gottorp einige weitere Zugeständnisse machen; aber er erneuerte 1709 mit besserm Glücke den Krieg gegen Schweden. Der gottorper Hof erhielt damals Neutralität zugestanden; trotzdem gewährte derselbe dem schwed. General Steenbock, der eben erst die königl. Stadt Altona 8. und 9. Jan. 1713 abgebrannt hatte, eine Zuflucht in der gottorpischen Festung Tönningen. Nunmehr verfuhr der König als Feind und occupirte den ganzen gottorpischen Antheil von S. Nach Beendigung des Kriegs 1720 wurde allerdings, auf Geheiß des deutschen Kaisers, das gottorpische Holstein dem jungen Herzoge Karl Friedrich zurückgegeben, der jetzt in Kiel seine Residenz nahm (Holstein-Kiel). Aber der König Friedrich IV. behielt mit Zustimmung Schwedens den vormals gottorpischen Antheil von Schleswig, welcher ihm von Großbritannien und Frankreich 26. Juli und 18. Aug. 1720 förmlich garantirt wurde, und vereinigte (incorporirte) denselben durch Patent vom 22. Aug. 1721 «als ein in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinens» wieder mit seinen eigenen Besitzungen. Ueber die rechtliche Bedeutung dieser sog. Incorporation Schleswigs sind die Ansichten äußerst verschieden; am wahrscheinlichsten ist, daß dabei außer der Wiedervereinigung des Herzogthums zugleich eine Wiederherstellung der dän. Lehnshoheit beabsichtigt war.

Wenige Jahre darauf wurde die Reichsgrafschaft Rantzau mit dem königl. Antheile von S. (Holstein-Glückstadt) vereinigt. Der Reichsgraf Detlef hatte durch testamentarische Disposition von 1669, welche 1671 vom deutschen Kaiser bestätigt wurde, festgesetzt, daß nach Aussterben seiner männlichen Nachkommen die Reichsgrafschaft an das dän. Königshaus fallen solle. Nun ward der Reichsgraf Christian Detlef 1721 auf der Jagd meuchlerisch erschossen und ein Gerücht behauptete, daß sein Bruder und Nachfolger, Wilhelm Adolf, den Mord angestiftet habe. Auf diesen Verdacht hin ließ König Friedrich IV. 1722 den Reichsgrafen auf holstein. Gebiet verhaften und vor Gericht stellen. Obwol der deutsche Kaiser für ihn intercedirte, wurde Wilhelm Adolf 1726 zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und starb kinderlos 1734 in der norweg. Festung Agershuus. Darauf nahm König Friedrich IV., in Gemäßheit der Donationsacte, die Reichsgrafschaft Rantzau 1726 förmlich in Besitz. Ein Proceß, welchen die rantzauischen Agnaten deshalb beim Reichskammergericht anhängig machten, kam niemals zur Entscheidung. Auch die abgetheilten Herrschaften der sonderburg. Linien (s. Oldenburger Haus) fielen nach und nach an das dän. Königshaus (Holstein-Glückstadt). Zuerst wurden die Besitzungen der Hauptlinien Sonderburg (-Franzhagen) 1667 und der Linie Norburg 1669, die in Concurs geriethen, erworben. Doch ward die Herrschaft Norburg 1676 abermals ausgegeben an einen Zweig der Linie Plön, die dafür ihre Ansprüche auf die Grafschaften Oldenburg (s. d.) und Delmenhorst an das dän. Königshaus abtrat. Diese jüngere Herrschaft Norburg ward schon 1729 wieder reunirt; dann folgte die ganze Insel Arröe 1749, die Herrschaft Plön 1761 und zuletzt die Herrschaft Glücksburg 1779. Die nächstberechtigten Erben von den Linien Augustenburg und Beck erhielten dafür 1764 anderweitige Entschädigung an Geld und Landgütern. Wichtiger war es, mit der regierenden Linie Holstein-Gottorp (Holstein-Kiel) ein Abkommen zu treffen. Der Herzog Karl Friedrich, der 1725 mit der russ. Großfürstin Anna, Tochter Peter's d. Gr., vermählt worden, weigerte sich hartnäckig, auf Schleswig Verzicht zu leisten. Derselbe wies die angebotenen Abfindungssummen zurück und suchte Hülfe bei auswärtigen Mächten; aber ohne Erfolg. Bedenklicher wurde die Sache für Dänemark, als das Haus Gottorp die Anwartschaft auf zwei große nordische Throne erlangte. Der Herzog Karl Peter Ulrich (Peter III. von Rußland) wurde 1742 zum Großfürsten-Thronfolger von Rußland und dessen Oheim, Prinz Adolf Friedrich (s. d.), 1743 zum Thronfolger in Schweden berufen. Die dän. Könige Christian VI. und Friedrich V. (s. d.) knüpften nun Unterhandlungen an, und 1750 kam ein Vertrag mit Adolf Friedrich zu Stande. Der Großfürst-Thronfolger lehnte aber alle Vergleichsvorschläge ab, und als er 1762 den russ. Thron bestieg, traf er sofort Anstalten, um sein schlesw. Erbland wiederzuerobern, wozu auch König Friedrich II. von Preußen seine Mit-

wirkung versprach. Ein dän. Heer zog aus S. den Russen entgegen. Schon standen in Mecklenburg die Vorposten einander gegenüber, und die russ. Flotte lag bei Femern, als die Nachricht von der Entthronung und Ermordung Peter's III. eintraf. So kam der Krieg nicht zum Ausbruche. Der dän. Hof verständigte sich mit der russ. Kaiserin Katharina II., welche für ihren unmündigen Sohn, den Großfürst und Herzog Paul, die vormundschaftliche Regierung in Holstein-Kiel übernahm. Am 22. April 1767 ward zwischen der Kaiserin und dem dän. Könige Christian VII. (s. d.) ein provisorischer Tractat abgeschlossen, demgemäß das Haus Gottorp auf Schleswig verzichten und seinen Antheil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst austauschen sollte. Nachdem Großfürst Paul volljährig geworden, kam auf dieser Grundlage der Definitivtractat vom 1. Juni 1773 zu Stande, worauf zu Kiel 16. Nov. 1773 die feierliche Uebergabe des großfürstl. Antheils erfolgte. Vorher hatten noch beide regierenden Linien durch Vertrag vom 27. Mai 1768 die holstein. Hoheitsansprüche auf Hamburg gegen eine Geldzahlung völlig aufgegeben. Seitdem ist der Territorialbestand S.s (bis 1864) nur durch einige geringfügige Grenzberichtigungen und Arrondirungen mit den Hansestädten Lübeck und Hamburg (1802—3) und dem Fürstenthum Lübeck (1842) verändert worden.

Somit war seit 1773 (und 1779) ganz S. zusammen mit den Königreichen Dänemark und Norwegen unter dem Scepter des Königs Christian VII. wieder vereinigt. Aber das Verhältniß hatte sich allmählich sehr verändert. Die alten Landesrechte von 1460 wurden allerdings noch regelmäßig als ritterschaftliche Privilegien bestätigt; aber ihre staatsrechtliche Bedeutung hatten sie längst verloren. Von der ursprünglichen Personalunion war keine Rede mehr, sondern thatsächlich galt S. als eine Provinz der dän. Monarchie und unterlag in wesentlichen Stücken gemeinschaftlichen Centralbehörden zu Kopenhagen. Auch bestand seit 1776 ein gemeinsames Indigenat für die gesammte Monarchie. Dagegen blieben allerdings Gesetzgebung, Gerichtswesen und Verwaltung in Dänemark und S. sehr verschieden. Auch behielten die Herzogthümer ihr eigenes Münzwesen und bildeten ein abgesondertes Zollgebiet. Ueberhaupt lagen den Königen Christian VII. (1766—1808) und Friedrich VI. (1808—39) directe Angriffe gegen die Nationalität oder die Zusammengehörigkeit S.s ferner. Die Herzogthümer wurden im Kanzleistil als die «Deutschen Provinzen», die «Deutschen Lande» bezeichnet, wie man auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter dem Namen «Holstein» das Herzogthum Schleswig mitzubefassen pflegte. Die oberste Gesetzgebung und Regierung ward von der sog. Deutschen Kanzlei in Kopenhagen (seit 1806 Schleswig-Holsteinische und seit 1815 Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei genannt) ausgeübt. Ein königl. Statthalter für S., meist von fürstl. Geblüt, residirte von 1731—1846 auf dem Schlosse Gottorp. Die Ritterschaft, die Universität Kiel, die Speciesbank in Altona (1788—1813), viele andere Behörden und öffentliche Institutionen waren beiden Herzogthümern gemeinsam. Dagegen bestanden zwei Obergerichte zu Gottorp und zu Glückstadt, die zugleich als Verwaltungsbehörden resp. für Schleswig und für Holstein fungirten. Die königl. Gewalt wurde unumschränkt gehandhabt, aber mit Mäßigung. Unter dem Ministerium des Grafen Andreas Peter Bernstorff (gest. 1797) war vorzugsweise die Blütezeit der Gesetzgebung, und Reformen aller Art wurden angebahnt. Wenn S. auch wiederholt zu den dän. Kriegslasten und Rüstungen beitragen mußte, so genoß doch das Land selbst seit dem großen Nordischen Kriege mehr als 80 Friedensjahre und konnte sich wieder zum Wohlstande erheben. Auch von den Revolutionskriegen ward S. nicht direct berührt. Durch den Umsturz des Deutschen Reichs (6. Aug. 1806) wurde Holstein von der uralten Lehnsverbindung gelöst. Ein königl. Patent vom 9. Sept. 1806 verkündete darauf, daß das Herzogthum Holstein fortan mit dem gesammten Staatskörper der dän. Monarchie «als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derselben» verbunden und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterworfen sein solle. Das dän. Cabinet hatte ursprünglich beabsichtigt, Holstein als ein «unzertrennliches Pertineus der dän. Krone» zu bezeichnen, wogegen jedoch der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg auf Grund seiner agnatischen Erbrechte mit Erfolg Einspruch erhoben hatte. Während der nächsten Jahre ward König Friedrich VI. (s. d.) in die Napoleon'schen Kriege verwickelt. Infolge davon hatte S. zunächst das drückende Continentalsystem, neue schwere Steuern und große Militärlasten zu tragen. Noch schlimmer ward es, als 1813 der partielle dän. Staatsbankrott eintrat und eine alliirte Armee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden das Land feindlich überzog. Dieser dachte sogar daran, S. und Jütland von der dän. Monarchie abzutrennen und als ein besonderes Königreich Cimbrien zu constituiren; doch fanden solche Plane in den Herzogthümern keinen Anklang. Im Frieden zu Kiel, 14. Jan. 1814,

ging die schlesw. Insel Helgoland an Großbritannien verloren, und auch darauf blieb S. noch bis 1815 von fremden Truppen besetzt. Nach Errichtung des Deutschen Bundes (8. Juni 1815) mußte König Friedrich VI. demselben für das vormalige deutsche Reichsland Holstein beitreten (14. Juli 1815). Auf dem Wiener Congresse wurde damals dem Könige durch den Grafen Adam Moltke eine Bittschrift der Ritterschaft und der übrigen Gutsbesitzer in S. überreicht, worin sie aussprachen, daß der traurigen Lage des Landes nur durch die Berufung eines zeitgemäßen Landtags abgeholfen werden könne. Friedrich VI., in streng absolutistischen Anschauungen befangen, gab eine ausweichende Antwort. Doch ließ er im Aug. 1816 eine Commission berufen, welche in Gemäßheit des Art. 13 der Deutschen Bundesacte für das Bundesland Holstein eine landständische Verfassung entwerfen sollte. Die Ritterschaft bat dagegen im Oct. in einer neuen, von Dahlmann verfaßten Eingabe: «der König möge dem alten Rechte volle Anwendung geben und keine Trennung beschließen, wo weder Trennung nützlich sei noch ohne Verletzung heiliger Verhältnisse bewirkt werden könne». Andere Corporationen, Städte und Landgemeinden schlossen sich dieser Bitte an. Man fing an, auf die alten Landesrechte von 1460 hinzuweisen. Ganz besonders legte man auf das Steuerbewilligungsrecht Gewicht, um so mehr als die Herzogthümer durch Einrichtung der dän. Reichsbank und andere Finanzmaßregeln sich gegen das Königreich Dänemark sehr empfindlich prägravirt fühlten. Ueberhaupt war S. nach langer Abgeschlossenheit jetzt wieder von dem geistigen und nationalen Aufschwunge berührt, den die Befreiungskriege in Deutschland hervorgerufen hatten. Aber gleichzeitig begann auch in Dänemark ein nationaler Wiederaufschwung. Die nationalen Gegensätze gaben sich zuerst kund in einer wissenschaftlichen Discussion über die staatsrechtlichen und sprachlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig, wobei besonders Professor Falck (s. d.) den deutschen Standpunkt erfolgreich vertrat. Gleichzeitig wurde S. durch den vom Pastor Harms (s. d.) 1817 veranlaßten sog. Thesenstreit in Aufregung versetzt. Die Verfassungsfrage schleppte sich hin, nachdem die Commission 1819 den Entwurf für Holstein vorgelegt. Die Ritterschaft wandte sich endlich 1822 mit einer Eingabe an den Deutschen Bund und bat, derselbe möge die holstein. Verfassung in ihrer ganzen, namentlich auch auf die Verbindung mit Schleswig bezüglichen Ausdehnung in seinen Schutz nehmen. Es erfolgte darauf 27. Nov. 1823 ein abschlägiger Bescheid, welcher darauf basirt war, daß die alte Verfassung in Holstein nicht mehr in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Das kopenhagener Cabinet ließ nun auch die holstein. Verfassungspläne fallen und Friedrich VI. zog es vor, in absoluter Weise fortzuregieren. Erst unter dem Eindrucke der franz. Julirevolution von 1830 brachte Uwe Jens Lornsen (s. d.) im Nov. dieses Jahres das Verfassungswerk in S. öffentlich wieder zur Sprache, wofür er hart büßen mußte. Die Ritterschaft und die städtischen Corporationen hielten sich damals ängstlich zurück. Doch erfolgten bald darauf die Gesetze vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834, welche berathende Provinzialstände nach dem preuß. Vorbilde einführten. Man ordnete zwei getrennte Versammlungen an, für Schleswig in der gleichnamigen Stadt, für Holstein in Itzehoe. Dagegen wurden gleichzeitig 1834 für beide Herzogthümer die sog. Schleswig-Holsteinische Regierung auf Gottorp und das Ober-Appellationsgericht zu Kiel eingesetzt, während die Obergerichte zu Gottorp und Glückstadt nur als Gerichtshöfe zweiter Instanz bestehen blieben. Somit hatten (wie die dän. Erklärung am Bundestage 7. Sept. 1846 lautete) «die beiden Herzogthümer S., bis auf Holsteins Eigenschaft als Bundesstaat und die abgesonderten Ständeversammlungen, neben dem Socialnexus der Ritterschaft, bei gemeinsamer oder gleichartiger Gesetzgebung und Verwaltung, alle öffentlichen Rechtsverhältnisse miteinander gemein». (S. Dänemark.)

Unter König Christian VIII. (1839—48) sah S. bald diesen Rechtszustand ernstlich bedroht. Jetzt traten die Wortführer der nationalliberalen Partei in Kopenhagen entschieden mit dem Programm: «Dänemark bis zur Eider!» hervor; sie forderten, daß «Südjütland (Schleswig) aus der Verbindung mit Holstein gelöst und dem Königreich einverleibt werde». Es gelang ihnen auch, bei der dänischredenden Bevölkerung Nordschleswigs Anhänger zu gewinnen. Zum ersten mal begann im Nov. 1842 ein nordschlesw. Abgeordneter, obwol er der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, im Ständesaal zu Schleswig dänisch zu reden. Im Mai 1844 ward auf der Höhe Skaudingsbank (nordöstlich von Christiansfeld, jetzt zu Dänemark gehörig) ein dän.-schlesw. Verbrüderungsfest gefeiert und in den nächsten Jahren wiederholt. Natürlich fehlte es nicht an Gegendemonstrationen. Durch die Volksfeste und Sängerfeste der Herzogthümer ging ein patriotischer deutschnationaler Hauch, und die Einheit S.s fand ihren Ausdruck in der blauweißrothen Tricolore (1843) und dem bekannten Nationalliede. Die Provinzialstände zu Schleswig und Itzehoe wiederholten jetzt um so dringlicher die schon 1838 vorgebrachte

Bitte um Vereinigung zu einer gemeinsamen schlesw.-holstein. Ständeversammlung. Nur eine kleine Partei, die sog. Neuholsteiner unter Th. Olshausen's Führung, legten anfangs mehr Gewicht auf die Verbindung Holsteins mit Deutschland als auf die Zusammengehörigkeit S.s; aber auch sie schlossen sich allmählich der allgemein vorherrschenden Richtung an. König Christian VIII. (s. d.) hatte für alle diese nationalen Bestrebungen in Dänemark und S. wenig Sinn und glaubte dieselben schlimmstenfalls mit polizeilichen Maßregeln niederhalten zu können. Indem er die Bedeutsamkeit des nationalen Gegensatzes völlig unterschätzte, sah er es vielmehr als seine Lebensaufgabe an, die Verbindung zwischen Dänemark und S. enger zu knüpfen und beide Theile zu einem wirklichen «dän. Gesammtstaat» zu verschmelzen. Zu diesem Zweck traf er verschiedene Maßregeln, die in S. alte Gewohnheiten verletzten. Besonders empfand man es schwer, daß die Herzogthümer ihren, mit Hamburg und Lübeck übereinstimmenden Münzfuß aufgeben und sich dem dän. Münzsystem anbequemen sollten. Die dän. Nationalbank zu Kopenhagen durfte eine Filialbank in Flensburg gründen, während die Errichtung einer schlesw.-holstein. Landesbank daselbst nicht gestattet wurde. Die schlesw.-holstein. Fahnen wurden verboten, wogegen die Civilbeamten in S. die dän. Nationalcocarde anlegen mußten. Weitere Plane zu einem gemeinschaftlichen Cultus- und Unterrichtsministerium, zu einem gemeinschaftlichen provinzialständischen Ausschuß u. s. w. scheiterten an dem entschiedenen Widerspruch der Stände. Ernstlich jedoch wurden die Herzogthümer erst beunruhigt, als die Provinzialstände der dän. Inseln zu Roeskilde 1844 beantragten: der König möge die dän. Monarchie für ein untheilbares Ganzes erklären, das nach der agnatisch-cognatischen Erbfolgeordnung des dän. Königsgesetzes von 1665 vererbe. In S. nämlich war man fast allgemein der Ansicht, daß hier nur die agnatische Erbfolge zu Recht bestehe, und daß demnach beim Erlöschen des königl. Mannsstammes (Holstein-Glückstadt) zunächst die Linie Sonderburg-Augustenburg succediren müsse. Die holstein. Provinzialstände gaben sofort dieser Rechtsüberzeugung einen Ausdruck durch die Adresse vom 21. Dec. 1844, worin zugleich die Selbständigkeit und die Verbindung S.s scharf betont war. Nunmehr setzte Christian VIII. eine Commission nieder zur Untersuchung der Erbfolgefrage, und nachdem diese ihre Arbeit vollendet, erließ er den Offenen Brief vom 8. Juli 1846. Darin hieß es, «daß ebenso wie in Dänemark und Lauenburg auch in ganz Schleswig und einigen Theilen Holsteins die Erbfolge des Königsgesetzes gültig sei; rücksichtlich des übrigen Holstein walteten anderweitige Verhältnisse ob; doch werde der König unablässig bestrebt sein, diese Hindernisse zu beseitigen und die vollständige Anerkennung der Integrität des dän. Gesammtstaats zu Wege zu bringen». Dieser Offene Brief stieß allerseits auf energischen Widerstand. Der Großherzog August von Oldenburg, im Namen der Gottorpischen Linie, und der Herzog Christian Karl Friedrich August von Augustenburg, im Namen der Sonderburgischen Linie, legten sowol in Kopenhagen wie auch beim Deutschen Bundestage Protest ein und verwahrten ihre agnatischen Erbansprüche. Nur der Prinz Christian von Glücksburg, der spätere König Christian IX. (s. d.), schloß sich von dem Protest der Agnaten aus. In S. legten der Statthalter Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, der Herzog Karl von Glücksburg, mehrere Mitglieder der schlesw.-holstein. Ritterschaft sofort ihre Commandos, Gesandtschaftsposten und andere Aemter nieder. Die Bevölkerung protestirte in Volksversammlungen und Adressen. Neun Professoren zu Kiel unterzogen das Commissionsbedenken, auf das der Offene Brief angeblich gestützt war, einer scharfen Kritik. Die holstein. Provinzialstände richteten eine Adresse (24. Juli) an den König, und als die Annahme verweigert ward, wandten sie sich mit einer Vorstellung an den Deutschen Bundestag (3. Aug.), worauf der Landtag 13. Aug. «wegen pflichtwidrigen Verfahrens» aufgelöst wurde. Zugleich ward Graf Karl Moltke (s. d.) zum Präsidenten der schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei, Scheele (s. d.) zum Präsidenten der schlesw.-holstein. Regierung ernannt, welche durch strenges Polizeiregiment die Bewegung niederzuhalten suchten.

Inzwischen zeigte sich in ganz Deutschland die lebhafteste Sympathie, und sowol zahlreiche Adressen wie auch Ständekammern und Regierungen sprachen sich offen für S. aus. Die deutsche Bundesversammlung constatirte in ihrem Beschlusse vom 17. Sept., daß Dänemark beruhigende Erklärung gegeben, und sprach die Erwartung aus, daß der König bei endlicher Feststellung der Erbfolgefrage «die Rechte aller und jeder, insbesondere des Bundes, der erbberechtigten Agnaten und der holstein. Landesvertretung beachten werde». Auch in S. erließ Christian VIII. eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, worin er erklärte, daß es seine Absicht nicht gewesen, die Rechte der Herzogthümer zu kränken oder ihre Verbindung zu lösen. Zugleich aber deutete er darauf hin, daß die Verbindung und die Untheilbarkeit Holsteins durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dän. Monarchie bedingt sei. Bei dieser

zweideutigen Sprache konnte das Land nicht zur Ruhe kommen. Die schlesw. Provinzialstände protestirten gleichfalls durch Adresse vom 2. Nov. gegen den Offenen Brief. Ueberdies baten sie um vollständige Trennung der Administration S.s von der des Königreichs Dänemark, um Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung für die Herzogthümer und um den Beitritt Schleswigs zum Deutschen Bund. Da der königl. Commissar die Annahme dieser Petitionen verweigerte, ging die Mehrheit der Versammlung auseinander, und 14. Dec. 1846 ward der Landtag aufgelöst. Eine Eingabe der Ritterschaft unter Graf Friedrich Reventlow's (s. d.) Führung, 19. Jan. 1847, welche um Sicherstellung der Landesrechte durch eine Verfassungsurkunde für S. bat, ward «als der Form und dem Inhalte nach unangemessen» zurückgesandt. Christian VIII. beschloß nun noch zu versuchen, ob nicht S. seine nationale Sonderstellung um den Preis constitutioneller Zugeständnisse aufgeben würde. Er arbeitete den Entwurf zu einer Gesammtstaatsverfassung aus, welche neben den Provinzialständen einen gemeinschaftlichen Landtag für die dän. Monarchie mit beschließender Competenz in Aussicht stellte. Indessen starb er darüber 20. Jan. 1848. Erst sein Sohn und Nachfolger, Friedrich VII. (s. d.), veröffentlichte 28. Jan. die Entwürfe des Vaters und berief zur Prüfung derselben «erfahrene Männer» aus S. und Dänemark nach Kopenhagen. Diese Versammlung kam jedoch nicht zu Stande, indem unter dem Eindruck der franz. Februarrevolution die Volksbewegung in S. wie in Dänemark einen gewaltsamern Charakter annahm. Am 18. März traten etwa siebzig schlesw.-holstein. Ständemitglieder in Rendsburg zusammen und schickten eine Deputation nach Kopenhagen, um von dem König außer liberalen Zugeständnissen die Entlassung Scheele's, die Vereinigung der beiden Provinzialständeversammlungen zum Zweck der Berathung einer schlesw.-holstein. Verfassung und den Beitritt Schleswigs zum Deutschen Bund zu erbitten. Inzwischen hatte aber eine Massendemonstration in Kopenhagen 21. März das eiderdän. sog. Casino-Ministerium ans Ruder gebracht, unter dem Baron Karl von Scheel-Plessen interimistisch das Präsidium der schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei übernahm. Am 24. März 1848 erhielt die Deputation die königl. Antwort, «daß der König gesonnen sei, dem Herzogthum Holstein eine freie Verfassung zu gewähren und sich den Bestrebungen für ein deutsches Parlament offen anzuschließen; daß er aber weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, Schleswig dem Deutschen Bunde einzuverleiben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle». So war die Verbindung S.s durch ein Machtwort zerrissen. Die Deputation sowie die Mehrzahl der deutschgeborenen Beamten verließ sofort Kopenhagen, um nach den Herzogthümern zurückzukehren, und die schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei löste sich thatsächlich auf.

Unterdeß hatte auch S. sich erhoben. Auf die Kunde von den Vorgängen in Kopenhagen trat zu Kiel in der Nacht vom 23. bis 24. März 1848 eine Provisorische Regierung zusammen, bestehend aus Graf Friedrich Reventlow, Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, Advocat Beseler (s. d.) und Kaufmann M. T. Schmidt, später wurden noch Advocat Bremer aus Flensburg und Th. Olshausen (s. d.) hinzugezogen. Eine Proclamation derselben erklärte: «der Landesherr sei durch die dän. Volksbewegung gezwungen, eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen; sein Wille sei nicht mehr frei; sie würden zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und der Rechte des angestammten Herzogs in seinem Namen die Regierung führen». Behörden, Bevölkerung und Garnison stimmten sofort bei. Am nächsten Morgen fuhr Prinz Friedrich mit dem kieler Jägerbataillon und einigen Freiwilligen auf der Eisenbahn nach Rendsburg und drang unbemerkt durch ein Ausfallsthor in die Festung ein, wo der dän. General, vollständig überrascht, ohne Widerstand das Commando abgab. Die eingeborenen Truppen schlossen sich überall der Bewegung an, und die dänisch-geborenen Offiziere wurden nach Dänemark entlassen. Das ganze Land unterwarf sich der Provisorischen Regierung, die jetzt in Rendsburg ihren Sitz nahm und die vereinigte schlesw.-holstein. Ständeversammlung dahin berief. Auch in Deutschland ward die schlesw.-holstein. Erhebung allgemein anerkannt. Das Vorparlament erklärte sich für die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, wie denn auch später schlesw.-holstein. Abgeordnete an der deutschen Nationalversammlung theilnahmen. Der deutsche Bundestag beschloß die Verbindung S.s zu beschützen, womit insbesondere Preußen beauftragt wurde (4. April). Schon an demselben Tage rückten die ersten preuß. Hülfstruppen unter Bonin in Altona ein. Unterdeß hatten die Dänen die Inseln Arrõe und Alsen occupirt und drangen auch auf dem schlesw. Festlande vor. Die kleine und ungeordnete schlesw.-holstein. Armee, welche in der Gegend von Flensburg Stellung genommen hatte, ward bei Bau 9. April geschlagen und darauf sogar Eckernförde und Schleswig von

den Dänen besetzt. Nunmehr aber rückte das 10. deutsche Bundesarmeecorps unter Halkett in Holstein ein, und auch zahlreiche Freischaren kamen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands herbei. Der preuß. General Wrangel übernahm den Oberbefehl über alle Bundestruppen. Am Ostersonntag 23. April erfochten die Preußen und Schleswig-Holsteiner am Danewerk einen Sieg, worauf die dän. Armee sich eilig nach Sundewitt und Alsen zurückzog. Zugleich versetzte die dän. Flotte alle norddeutschen Küsten in Blokadezustand, wogegen die kleine schlesw.-holstein. und die deutsche Marine nichts Ernstliches vermochten. Zwar rückte Wrangel mit der Reichsarmee in Jütland ein, wo die Festung Fridericia 2. Mai ohne Widerstand ihre Thore öffnete, und schrieb 18. Mai dort eine Kriegscontribution von 3 Mill. Vereinsthalern aus zum Ersatze für die gekaperten deutschen Schiffe. Aber die Einmischung der russ. Diplomatie, welche energisch für Dänemark eintrat, lähmte bald die preuß.-deutsche Kriegführung. Schon Ende Mai ward Jütland und zeitweilig sogar der Norden Schleswigs wieder aufgegeben. Auch blieben die Bundestruppen im Sundewitt, bei Nübel und Düppel 28. Mai und 5. Juni im Nachtheil. Dagegen bestand der bair. Major von der Tann mit seinem Freicorps 7. Juni bei Hagtrup (zwischen Apenrade und Hadersleben) ein sehr rühmliches Gefecht gegen eine weit überlegene dän. Truppenmacht. Am 30. Juni wurden Hadersleben und Christiansfeld wieder besetzt; andere kleine Gefechte in Nordschleswig waren von geringer Bedeutung. Nach langwierigen Unterhandlungen kam 26. Aug. zu Malmö ein Waffenstillstand auf sieben Monate zu Stande, der von der deutschen Nationalversammlung 17. Sept. sanctionirt wurde. (S. Deutschland.) Dennoch mußte die Provisorische Regierung, nachdem sie noch das von der schlesw.-holstein. Landesversammlung beschlossene Staatsgrundgesetz 15. Sept. sanctionirt, 20. Oct. 1848 abdanken. Eine sog. gemeinsame Regierung, aus fünf gemäßigten Männern bestehend, trat an ihre Stelle, die sich unter dem Vorsitze des Grafen Th. Reventlow-Jersbeck in der Stadt Schleswig installirte. Das dän. Cabinet hatte versucht, dem Grafen Karl Moltke das Präsidium zu verschaffen, und als dieser Plan mislang, wurde einseitig eine dän. «Immediatcommission zur gemeinsamen Regierung» ernannt, deren Wirksamkeit jedoch auf die von dän. Truppen besetzten Inseln Alsen und Arröe beschränkt blieb.

Während des Winters 1848—49 ward die schlesw.-holstein. Armee durch den an Prinz Friedrich von Noer's Stelle neuernannten Oberbefehlshaber, den preuß. General von Bonin, reorganisirt und bedeutend verstärkt. Gleichzeitig fanden in London unter brit. Vermittelung Friedensunterhandlungen zwischen Preußen, Deutschland und Dänemark statt, die jedoch zu keiner Einigung führten. Die zuerst von Lord Palmerston befürwortete Theilung Schleswigs nach dem Princip der Nationalität ward vom König Friedrich VII. definitiv verworfen und stieß auch in S. selbst auf lebhaften Widerspruch. Noch entschiedener erklärte sich die öffentliche Meinung in den Herzogthümern gegen den dän. Vorschlag einer sog. Selbständigkeit (Unabhängigkeit) Schleswigs, das demnach eine abgesonderte Stellung zwischen Dänemark und Holstein einnehmen sollte. Endlich kündigte Dänemark den Waffenstillstand. Beim Ablauf desselben, 26. März 1849, trat die gemeinsame Regierung zurück, und die deutsche Reichsgewalt setzte dafür eine sog. Statthalterschaft ein, die aus dem Grafen Friedrich Reventlow und Befeler bestand. Eine deutsche Reichsarmee unter dem preuß. General Prittwitz rückte wieder in S. ein. Der Krieg ward eröffnet mit dem siegreichen Geschützkampf bei Eckernförde 5. April gegen zwei in den Hafen eingedrungene dän. Kriegsschiffe. Das Linienschiff Christian VIII. flog in die Luft, und die Fregatte Gefjon mußte sich ergeben. Am 13. April erstürmten Baiern und Sachsen die Höhen bei Düppel. Die schlesw.-holstein. Armee nahm 20. April Kolding und erfocht zwei Siege, bei Kolding 23. April und bei Gudsöe 7. Mai, worauf sie die Belagerung der Festung Fridericia begann. Unterdeß rückte Prittwitz mit den Reichstruppen weiter nordwärts bis Aarhuus vor, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Aber 6. Juli unternahmen die Dänen mit überlegenen Streitkräften einen Ausfall aus Fridericia. Die schlesw.-holstein. Armee, welche in einem ausgedehnten Halbkreise um die Festung herumstand und mit der Reichsarmee keine Verbindung hatte, erlitt eine Niederlage und mußte nach schweren Verlusten sich auf Veile zurückziehen. Wenige Tage darauf wurden zwischen Preußen und Dänemark in Berlin 10. Juli abermals ein Waffenstillstand und zugleich Friedenspräliminarien unterzeichnet, welche die Zusammengehörigkeit S.s völlig aufgaben. Die Statthalterschaft und die schlesw.-holstein. Landesversammlung weigerten sich, diese Abmachungen anzuerkennen, und auch die ohnmächtige deutsche Reichsgewalt sprach denselben (4. Aug.) jede Rechtsgültigkeit ab. Man mußte sich jedoch dem Willen Preußens thatsächlich fügen. Die Reichstruppen zogen ab, und die schlesw.-holstein. Armee ging nach Holstein zurück. Die südl. Hälfte Schleswigs ward von preuß., die nördliche von schwed.-norweg. Truppen

besetzt; Alsen und Arröe blieben in dän. Händen. Die Competenz der Statthalterschaft, die von Schleswig nach Kiel übersiedelte, ward auf Holstein beschränkt; dagegen wurde für das Herzogthum Schleswig eine sog. Landesverwaltung zu Flensburg 25. Aug. 1849 installirt. Diese bestand aus dem dän. Commissar von Tillisch und dem preuß. Commissar Graf Eulenburg. Im Falle von Meinungsverschiedenheiten sollte der brit. Geschäftsträger bei den Hansestädten, Oberst Hodges, als Schiedsrichter fungiren. Tillisch gewann aber in dieser Behörde bald überwiegenden Einfluß, und die Regierung ward in streng dän. Interesse gehandhabt, gegen Deutschgesinnte mit Härte und Willkür verfahren. Nur in Südschleswig leistete die Bevölkerung erfolgreichen passiven Widerstand, namentlich durch Steuerverweigerungen, und im März 1850 nahm hier die Statthalterschaft auf wiederholte Bitten thatsächlich die Regierungsgewalt wieder an sich. Unterdeß dauerten die Friedensverhandlungen in Berlin fort. Auch die Statthalterschaft versuchte durch Vertrauensmänner eine directe Verständigung mit dem Landesherrn, aber alles blieb erfolglos. Am 9. April legte General von Bonin, der den preuß. Dienst nicht hatte aufgeben wollen, das Obercommando nieder, und mit ihm zugleich verließ eine Anzahl bewährter preuß. Offiziere das Land. Der neue Oberbefehlshaber, General von Willisen, begann zur Unzeit eine neue Organisation. Außerdem schwächten andere Uebelstände die Schlagfertigkeit des Heers, während die Stärke desselben durch neue Aushebungen auf etwa 40000 Mann gebracht wurde. Die Festung Rendsburg ward bedeutend verstärkt, und das Land trug willig die großen finanziellen Lasten. Am 2. Juli schloß Preußen für sich und den deutschen Bund, unter brit. Vermittelung, mit Dänemark den Frieden zu Berlin, indem beide Theile sich alle Rechte, die ihnen vor dem Krieg zustanden, reservirten. Die preuß. und die schwed.-norweg. Truppen verließen Schleswig, und es blieb nunmehr Dänemark und S. allein überlassen, den Kampf zu Ende zu führen. Am 17. Juli ward die Insel Femern von dän. Kriegsschiffen genommen. Am 22. Juli erfolgte das Kriegsmanifest der Statthalterschaft. Die schlesw.-holstein. Armee nahm eine Stellung bei Idstedt (s. d.) ein, mußte sich aber nach einer zweitägigen heißen Schlacht 24. und 25. Juli auf Rendsburg und hinter die Eider zurückziehen. Die Dänen besetzten darauf sofort Eckernförde, Schleswig, Husum, im Aug. auch Friedrichstadt und Tönningen. So war nunmehr fast das ganze Herzogthum Schleswig in dän. Gewalt, und von Tillisch waltete daselbst als außerordentlicher Regierungscommissar mit schrankenloser Willkür. Eine sehr große Zahl Beamter, Geistlicher und Lehrer wurde in nächster Zeit abgesetzt; jeder, der sich durch deutsche Gesinnung hervorthat, war den bittersten Anfeindungen preisgegeben. Besonders mußte die Stadt Schleswig für ihre patriotische Haltung büßen; sie verlor den Rang als Landeshauptstadt, indem Flensburg zum Sitz der obern Provinzialbehörden bestimmt wurde. Bald erfolgten auch die sog. Sprachrescripte, die in einem großen Theile des Landes anstatt der deutschen die dänische oder gemischte Kirchensprache einführten. (S. Schleswig.) Auf das wiederholte Andrängen der Statthalterschaft ergriff Willisen abermals die Offensive. Seine Angriffe auf die inzwischen starkbefestigten dän. Stellungen Missunde (12. Sept.) und Friedrichstadt (29. Sept. bis 4. Oct.) schlugen indeß ganz fehl und veranlaßten schwere Verluste. Ueberdies war die Jahreszeit größern Operationen hinderlich, sodaß nur noch Vorposten- und Recognoscirungsgefechte vorkamen. Infolge eines neuen Conflicts mit der Statthalterschaft trat Willisen 8. Dec. 1850 zurück. Da der General Graf Baudissin schon früher abgelehnt hatte, so übernahm jetzt General von der Horst das Obercommando und führte es bis zu Ende, ohne daß jedoch im Felde noch etwas Ernstliches vorfiel.

Inzwischen hatte in ganz Deutschland die Reactionspolitik gesiegt. Der von Oesterreich restaurirte Bundestag, auf dem auch ein dän. Gesandter für Holstein-Lauenburg seinen Sitz einnehmen durfte, verlangte 25. Oct. 1850 die Einstellung der Feindseligkeiten. Sowol diese Forderung wie der fast gleichzeitige preuß. Vorschlag zu einem rein militärischen Waffenstillstand wurden von der Statthalterschaft (2. und 5. Nov.) abgelehnt. Bald verständigten sich jedoch Oesterreich und Preußen (zu Olmütz 29. Nov. 1850) über ein gemeinsames Verfahren im Namen des Bundes gegen S. Am 6. Jan. 1851 trafen der österr. Generalmajor Graf Mensdorff-Pouilly und der preuß. Generalmajor von Thümen als Bundescommissare in Kiel ein und verlangten von der Statthalterschaft sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, Rückzug der Armee hinter die Eider und Reduction derselben auf ein Drittheil, Auflösung der schlesw.-holstein. Landesversammlung. Im Falle der Weigerung drohten sie mit einer Bundesexecution durch österr. und preuß. Truppen. Sowol ein Kriegsrath wie auch der Staatsrath und die Mehrheit der Landesversammlung sprachen sich gegen den nicht mehr gerechtfertigten Widerstand aus. Beseler trat aus der Statthalterschaft aus und verließ das Land. Es blieb dem Grafen

Friedrich Reventlow überlassen, das schwere und schmerzliche Amt zu Ende zu führen. Am 11. Jan. zeigte er den Bundescommissaren die Unterwerfung S.s an, welche er zugleich der Armee und dem Volke durch Proclamationen kundgab. Schweigend fügte sich das Land in sein Schicksal; die Ordnung ward nirgends gestört. Die Reduction der Armee ging schnell vor sich. Die Schleswiger wurden nach der Heimat entlassen, und aus den Cadres formirte man später ein sog. holsteinisches Bundescontingent. Graf Friedrich Reventlow legte 1. Febr. seine Regierungsgewalt in die Hände der Bundescommissare nieder, denen sich jetzt als landesherrlicher Commissar Graf Heinrich von Reventlow-Criminil anschloß. Diese drei bestellten 2. Febr. 1851 für Holstein eine sog. Civilbehörde in Kiel, unter dem Vorsitze des Baron Adolf Blome auf Heiligenstedten. Zugleich ward die Landesversammlung aufgelöst und das Staatsgrundgesetz für S. vom 15. Sept. 1848 außer Kraft gesetzt. Die Festung Rendsburg erhielt eine österr.-preuß. Bundesgarnison, während das sog. Kronwerk daselbst und Friedrichsort am kieler Hafen den Dänen eingeräumt wurden (8. und 9. Febr. 1851). Eine österr. Reserve blieb in Altona und Hamburg stehen. In Schleswig dauerte das Willkürregiment des Regierungscommissars von Tillisch unverändert fort. Jede Verbindung mit Holstein ward beseitigt, sogar die Competenz des kieler Appellationsgerichts daselbst aufgehoben, auch im Dec. 1851 eine Zollgrenze an der Eider errichtet. Eine Versammlung von Notabeln, je sechs aus Holstein und Dänemark und neun aus Schleswig, wurde mit Zustimmung der deutschen Großmächte nach Flensburg berufen und derselben ein neuer Organisationsplan für die Monarchie vorgelegt. Diese Zusammenkunft, 14. Mai bis 16. Juli 1851, verlief jedoch ohne Resultat. Inzwischen gingen die diplomatischen Verhandlungen ihren Gang, welche Oesterreich und Preußen im Namen des Deutschen Bundes mit Dänemark führten. Beide Mächte anerkannten das Princip des dän. Gesammtstaats und willigten in die definitive Trennung Schleswigs von Holstein. Nur das ward ausbedungen, daß die Herzogthümer innerhalb des Gesammtstaats eine selbständige und mit dem Königreich Dänemark gleichberechtigte Stellung erhalten sollten. Auf Grundlage dieser Vereinbarungen erließ König Friedrich VII. die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852, welche das neue Gesammtstaatsprogramm enthielt. (S. Dänemark.) Für S. beließ diese Urkunde nur einige gemeinschaftliche nichtpolit. Einrichtungen und Anstalten, nämlich die Universität Kiel, die Ritterschaft, den schlesw.-holstein. Eiderkanal, das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten (zu Glückstadt), das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalt (zu Schleswig). Dagegen sollten künftig der Geschäftskreis der vormaligen schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei und der Geschäftskreis der vormaligen schlesw.-holstein. Regierung auf Gottorp beziehentlich durch einen Minister für Schleswig (zuerst Graf Karl Moltke 1852—54) und durch einen Minister für Holstein und Lauenburg (zuerst Graf Heinrich von Reventlow-Criminil 1852—54) wahrgenommen werden, welche beide ihren Sitz in Kopenhagen angewiesen erhielten. Den (berathenden) Provinzialständen von Schleswig und Holstein wurde die baldige Beilegung einer beschließenden Competenz zugesagt. Außerdem versprach der König der dän. und der deutschen Nationalität in Schleswig vollkommen gleiche Berechtigung und kräftigen Schutz zu gewähren und zu sichern. Damit waren die deutschen Großmächte befriedigt. Am 18. Febr. 1852 übergaben der österr. und der preuß. Commissar dem Minister Reventlow-Criminil die volle Regierungsgewalt in Holstein, und in den nächsten Wochen räumten die Bundestruppen das Land. Bald darauf erlangte König Friedrich VII. durch den Londoner Tractat vom 8. Mai 1852 die völkerrechtliche Sanction für eine neue Thronfolgeordnung, welche den Prinzen Christian von Glücksburg (Christian IX.) zur Nachfolge in der gesammten dän. Monarchie berief. Der deutsche Bundestag genehmigte 29. Juli 1852 die österr.-preuß.-dän. Abmachungen. Dagegen wurde für die neue Thronfolgeordnung eine Anerkennung des Bundestags weder erfordert noch ertheilt. Das Haus Augustenburg, dem man dänischerseits die Hauptschuld an der Erhebung S.s beimaß, und dessen Stammgüter auf Alsen man schon seit 1848 mit Beschlag belegt, wurde des Landes verwiesen. Nur durch preuß. Vermittelung erlangte der Herzog Christian Karl Friedrich August für seinen ganzen fideicommissarischen Familienbesitz in Schleswig eine Abfindungssumme von 2,250000 Vereinsthalern, wogegen er durch Acte vom 30. Dec. 1852 «für sich und seine Familie» versprach, «nichts zu unternehmen, wodurch die Ruhe der dän. Monarchie gestört oder gefährdet werden könne, sowie auch der neuen Thronfolgeordnung und künftigen Organisation des dän. Gesammtstaats in keiner Weise entgegenzutreten». Seine beiden majorennen Söhne schwiegen dazu und gaben auch sofort ihre Zustimmung zur fideicommissarischen Anlage des Abfindungskapitals in Grundbesitz. Nur des Herzogs Bruder, Prinz Friedrich von Noer, wahrte sofort durch Protest vom 24. März 1853 seine Erbansprüche.

Die vollständige Wiederherstellung der dän. Herrschaft in S. ward durch neue Härten bezeichnet. Außer der Augustenburgischen Familie wurden auch die Mitglieder der Provisorischen Regierung, die vormals dän. Offiziere, welche 1848 in die schlesw.-holstein. Armee übergetreten waren, und andere mehr von der Amnestie ausgeschlossen und mußten das Land meiden. Auch in Holstein wurden verschiedene Beamte und Universitätsprofessoren entlassen. Obwol Dänemark das sehr bedeutende schlesw.-holstein. Kriegsmaterial ausgeliefert erhielt und die Herzogthümer an den dän. Kriegsanleihen als Gesammtstaatsschuld mittragen mußten, verweigerte man doch der für Kriegszwecke gemachten schlesw.-holstein. Anleihe von 1849—50 die Anerkennung. In Schleswig ging das Ministerium so weit, daß es den Gemeinden, welche zur Deckung jener Anleihe selbst vorläufig anderweitig Geld angeliehen hatten, ausdrücklich (Juli 1852) untersagte, diese Privatgläubiger zu befriedigen. Die schlesw.-holstein. Zettelschuld (Kassenscheine) mußte Holstein allein einlösen. Doch herrschte ein milderes System in dem deutschen Bundeslande Holstein als in Schleswig, das man jetzt gern officiell als «dän. Herzogthum» zu bezeichnen pflegte. Hier wurden die sog. Sprachrescripte rücksichtslos durchgeführt und sogar in die schlesw. Verfassung aufgenommen. Es blieb nur ein Gymnasium mit deutscher Schulsprache (die Domschule zu Schleswig), während das Gymnasium zu Flensburg gemischte dänisch-deutsche und das Gymnasium zu Hadersleben dän. Schulsprache erhielt. Man suchte die studirende Jugend Schleswigs möglichst von der Landesuniversität Kiel abzuziehen und nach Kopenhagen zu lenken. Dazu wurde Schleswig mit dän. Beamten, Geistlichen und Lehrern überschwemmt, und das ganze öffentliche Leben daselbst erhielt mehr und mehr ein dän. Gepräge. Sogar die althergebrachten schlesw. Ortsnamen wurden auf der officiellen Generalstabskarte, soweit möglich, dänisirt. Gleichzeitig wurde S. von den dänisch-gesammtstaatlichen Organisationen betroffen. Im Juli 1853 ward die dän. Zollgrenze von der Eider an die Elbe vorgeschoben; die schlesw. und holstein. Bataillone wurden nach Dänemark, nationaldän. Truppen nach den Herzogthümern verlegt. Das dän. Münzsystem sollte mit aller Strenge durchgeführt werden. Doch scheiterte der Plan wenigstens in Holstein an dem passiven Widerstand der Bevölkerung und an den mannichfaltigen Verkehrsbeziehungen mit Hamburg und Lübeck. Die den Herzogthümern versprochenen verfassungsmäßigen Rechte wurden ihnen nur in ganz ungenügender Weise gewährt. Die berathenden Provinzialstände, welche man darüber (1853—54) hörte, widerriethen die gemachten Vorlagen. Einzelne Abschnitte, die insbesondere die neue Ordnung des Gesammtstaats und der Erbfolge betrafen, waren der ständischen Berathung entzogen. Die Majorität der holstein. Ständeversammlung empfahl geradezu die Rückkehr zu dem vor 1848 bestandenen Absolutismus als das einzige Mittel, um ein «gedeihliches Zusammenbestehen» zwischen den einzelnen Theilen der Monarchie wiederherzustellen. Dennoch erfolgte die Publication der unveränderten Verfassung für Schleswig 15. Febr. und für Holstein 11. Juni 1854. Darin fehlten das Steuerbewilligungsrecht und alle freiheitlichen Garantien. Die ständische Competenz, das Wahlrecht und das Petitionsrecht waren aufs äußerste beschränkt, dagegen der Polizeigewalt sehr ausgedehnte Befugnisse eingeräumt. Schleswig war in diesen Verfassungsurkunden als ein «unzertrennliches Zubehör der dän. Krone», dagegen Holstein als ein «selbständiger Theil der dän. Monarchie» bezeichnet. Bei der verfassungsmäßigen Einrichtung des Gesammtstaats wurden die schlesw. und holstein. Stände gar nicht gehört. Die Herzogthümer sahen sich in dem sog. Reichsrath unbedingt einer dän. Majorität unterworfen, und zugleich wurden sie finanziell benachtheiligt, indem man ihre reichen Domänen und Domanialabgaben für den Gesammtstaat in Anspruch nahm, ohne daß das Königreich Dänemark in der Art etwas zum Entgelt hätte bieten können.

Unter solchen Verhältnissen konnte S. zu keiner wirklichen Beruhigung gelangen. Nach den ersten Jahren der Abspannung und Erschöpfung begann allmählich eine deutsche Opposition sich fast gleichzeitig im Reichsrath und in den beiden Provinzialständeversammlungen zu regen. Im Ständesaal zu Itzehoe war man immer fast einstimmig; im flensburger Ständesaal behauptete sich trotz aller Einschüchterung und Beschränkung der Wahlfreiheit fortwährend eine entschiedene deutsche Majorität. Scheele, der als Minister für Holstein (1854—57) rücksichtslos schaltete, ward von den holstein. Provinzialständen wegen Verfassungsverletzung in Anklagestand versetzt. Der Proceß endigte mit einer Incompetenzerklärung des kieler Oberappellationsgerichts (Aug. 1856). Die schlesw. Stände weigerten sich in der Session von 1856—57, bei der Feststellung einer Repartitionsnorm für die Beiträge zu den Gesammtstaatsbedürfnissen mitzuwirken. In der nächsten Session zu Itzehoe versuchte die Regierung eine Verständigung, indem sie für die holstein. Verfassung liberale Zugeständnisse anbot. Die

holstein. Stände wiesen dies zurück, solange nicht der «gerechte Anspruch Holsteins auf Selbständigkeit und Gleichberechtigung innerhalb der Gesammtmonarchie» befriedigt sei (9. Sept. 1857). Gleich darauf brachten Oesterreich und Preußen die sog. Holstein-Lauenburgische Sache wieder vor den Deutschen Bund. Dieser veranlaßte zunächst König Friedrich VII. zu dem Patent vom 6. Nov. 1858, wodurch die nicht mit den Ständen berathenen Abschnitte der holstein. Verfassung sowie auch die Gesammtstaatsverfassung für Holstein aufgehoben ward, während die letztere für Schleswig unverändert fortbestehen blieb. Dagegen wurden die Vorschläge, welche die holstein. Stände 11. März 1859 behufs einer Reconstruction des Gesammtstaats machten, dänischerseits verworfen. Seitdem dauerten die Verhandlungen am Bundestage fort und zogen sich in die Länge, da Dänemark durch Scheinconcessionen die seit 1858 wiederholt angedrohte Bundesexecution hinauszuschieben wußte. (S. Dänemark und Deutschland.) Die europ. Mächte, besonders England, begannen jetzt sich in die dänisch-deutsche Frage einzumischen. Bei diesen internationalen Verhandlungen brachte Preußen zuerst auch die Verhältnisse Schleswigs wieder zur Sprache. Reichliches Material dazu lieferte die Adresse der schlesw. Stände an den König vom 11. Febr. 1860, worin die Beschwerden des Herzogthums, namentlich die Unterdrückung der deutschen Nationalität ausführlich dargelegt und gegen den Fortbestand des dän.-schlesw. Reichsraths Protest erhoben war. Diese Kundgebungen riefen nur um so strengere Repressivmaßregeln hervor. Der Minister für Schleswig, Wolfhagen, suchte auch das letzte, worin sich noch irgendeine Gemeinsamkeit S.s kundgab, zu beseitigen; selbst kirchliche, wissenschaftliche und landwirthschaftliche Vereine blieben nicht verschont. Die Unterzeichnung von polit. Petitionen an die schlesw. Ständeversammlung wurde mit Geld- und Freiheitsstrafen belegt. Das Ministerium für Holstein war seit Scheele's Rücktritt fortwährend mit dänisch geborenen Männern, zuletzt Hall (s. d.), besetzt, da sich kein Eingeborener dazu bereit finden ließ. Obwol das System hier viel milder blieb, so erregte es doch namentlich große Erbitterung, als das dän. Cabinet die holstein. Provinzialstände März bis April 1861 in der vom Deutschen Bunde angeregten Budgetfrage zu täuschen suchte. Sowol die Behandlung der angeblichen Budgetvorlage wie auch die Entwürfe zu einer neuen Gesammtstaats- und Provinzialverfassung wurden von dem itzehoer Landtag abgelehnt. An eine Verständigung zwischen S. und Dänemark auf parlamentarischem Wege war seitdem nicht mehr zu denken. Auch die internationalen Verhandlungen verliefen ohne Resultate, nachdem sie das Unrecht und die Verblendung der dän. Regierung vor den Augen Europas dargelegt hatten.

Unterdeß war S. von dem Umschwung berührt worden, welchen der Regierungsantritt des Prinz-Regenten, nachmals Königs Wilhelm I., in Preußen und ganz Deutschland hervorrief. Bisher hatte die Opposition der holstein. Stände, unter Führung des Barons Karl von Scheel-Plessen, sich streng auf den Boden des Gesammtstaats beschränkt und die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 als Grundlage festgehalten. Zuerst richtete man im Febr. 1859 zahlreiche Petitionen an die Ständeversammlung, in welchen man diese aufforderte, auf das alte Landesrecht zurückzugreifen, und der Abgeordnete für Kiel, Th. Lehmann, setzte wenigstens durch, daß in dem ständischen Bedenken vom 11. März 1859 die «altberechtigte legislative und administrative Verbindung S.s» wieder erwähnt wurde. Auch die Petitionsbewegung, welche 1860 an die schlesw. Provinzialstände gerichtet war, ging von derselben Rechtsgrundlage aus, und diese Ständeversammlung protestirte in ihrer Adresse ausdrücklich gegen «alle bisherigen und künftigen Maßregeln», die auf eine Lösung der verbindenden Verhältnisse zwischen S. abzweckten. Dann organisirte sich im Anschluß an den deutschen Nationalverein und unter Lehmann's Führung eine nationale Partei in S., deren Programm, zu Kiel 13. Jan. 1861, außer dem alten Landesrechte, den «Anschluß der Herzogthümer an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland» verlangte. Unter Lehmann's Einfluß erklärten endlich die holstein. Stände in ihrem Bedenken vom 26. März 1861, daß «der wahre Friede dem Lande nicht wiederkehren werde, solange nicht dem innigen Verlangen nach Wiederherstellung und zeitgemäßer Entwickelung der altberechtigten Verbindung S.s vollständig Genüge geschehen». Aber gleichzeitig wie in S. hatte auch in Dänemark die nationalliberale (eiderdän.) Partei sich zu größerer Energie aufgeschwungen, und die Regierung ließ sich willig vorwärts drängen. Die kopenhagener Presse betonte die Nothwendigkeit einer vollständigen «Aussonderung» Holsteins, während gleichzeitig die Verbindung zwischen Schleswig und Dänemark durch Gesetze und administrative Maßregeln immer enger geschürzt wurde. Große Fortificationen bei Düppel und am Danewerk wurden in Angriff genommen, eiderdän. Demonstrationen in Schleswig hervorgerufen. Am Jahrestage der Schlacht bei Idstedt, 25. Juli 1862, ward auf dem flensburger Kirchhofe mit

großem Prunk das sog. Löwendenkmal enthüllt (demolirt 1864 und seit 1867 im Zeughaus zu Berlin). Eine eiderdänisch gefärbte Adresse des dän. Landsthings, im Jan. 1863, nahm König Friedrich VII. wohlwollend auf. Als dagegen die holstein. Stände in einer Adresse vom 18. Febr. abermals ihre Beschwerden vorbrachten und die Wiedervereinigung S.s als die einzig befriedigende Lösung betonten, verweigerte der Landtagscommissar die Annahme dieses Actenstücks. Nunmehr wandte sich die Versammlung mit einem Gesuch um Schutz der Rechte und Interessen Holsteins (19. März) an den Deutschen Bund. Noch rücksichtsloser wurden die schlesw. Stände behandelt, indem der Landtagscommissar denselben sogar das Recht der Wahlprüfung bestritt. Die deutsche Majorität legte darauf ihr Mandat nieder, und die Versammlung mußte (Juli 1863) aufgelöst werden. Die dän. Regierung war jetzt entschlossen, den äußersten Schritt zu thun. Bereits 12. Nov. 1862 hatte man für das Herzogthum Holstein eine sog. holsteinische Regierung (unter der Aufsicht des betreffenden Ministeriums) angeordnet, die anfangs in Kopenhagen installirt, aber im nächsten Frühjahr nach Plön verlegt wurde. Dann folgte die königl. Bekanntmachung vom 30. März 1863, betreffend die Verfassungsverhältnisse Holsteins, welche die beschlossene «Aussonderung» Holsteins thatsächlich vollzog. Das Herzogthum erhielt dadurch ein abgesondertes Bundescontingent und Militärbudget. Im übrigen sollte es die Beiträge zu den Gesammtstaatsfinanzen nach Maßgabe des bisherigen Normalbudgets unverändert fortbezahlen, ohne irgendwelchen Einfluß auf die Gesammtstaatsverwaltung zu haben. Dies Patent rief natürlich große Unzufriedenheit hervor, weshalb sofort alle polit. Versammlungen in Holstein aufs strengste verboten wurden. Endlich ward ein neues «Grundgesetz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten Dänemarks und Schleswigs» 29. Sept. dem dän.-schlesw. Reichsrath vorgelegt und 13. Nov. 1863 von demselben genehmigt, mit der Bestimmung, daß es 1. Jan. 1864 in Kraft treten solle. Dies Grundgesetz sollte die vollständige Verschmelzung anbahnen; es war die thatsächliche Incorporation Schleswigs, nur mit Vermeidung des Worts. Somit hatte Dänemark vollends die Vereinbarungen von 1851—52 zerrissen, ohne sich an den Bundesbeschluß vom 1. Oct. 1863 zu kehren, welcher nach langen Zögerungen endlich das Executionsverfahren wegen Nichterfüllung bundesmäßiger Verpflichtungen bezüglich der Verfassungsverhältnisse Holsteins (und Lauenburgs) gegen den König-Herzog einleitete.

So war die Sachlage, als plötzlich und unerwartet König Friedrich VII. auf seinem Schlosse Glücksburg in Schleswig 15. Nov. 1863 starb. Mit ihm erlosch die königl. Linie des Oldenburger Hauses (Holstein-Glückstadt), welche einzig und allein ganz unzweifelhafte und unbestrittene Erb- und Herrscherrechte im gesammten S. gehabt hatte. Allerdings trat nunmehr der durch den Londoner Tractat von 1852 designirte Thronerbe, König Christian IX. (s. d.), auch in S. factisch die Herrschaft an. Seine Familie, namentlich sein ältester Bruder Herzog Karl von Glücksburg, genoß in den Herzogthümern eine wohlverdiente Popularität, und zum Theil war man, namentlich in Schleswig, geneigt gewesen, auf den neuen König Hoffnungen zu setzen. Doch mit der Sanctionirung des neuen Grundgesetzes für Dänemark-Schleswig 18. Nov. verscherzte Christian IX. hier alle Sympathien. Dem gegenüber erklärte durch Patent aus Dolzig 16. Nov. 1863 der Erbprinz Friedrich (s. d.) Christian August von Augustenburg, gestützt auf die agnatische Erbfolgeordnung des Oldenburger Hauses und auf das schlesw.-holstein. Staatsgrundgesetz von 1848, seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von S. und dessen Lostrennung von Dänemark. Der Erbprinz Friedrich konnte sich darauf berufen, daß er, allerdings erst nachträglich 15. Jan. 1859, gegen die neue dän. Thronfolgeordnung förmlich Protest erhoben hatte. Viel weniger angemessen erschien, daß dessen Vater, der Herzog Christian Karl Friedrich August von Augustenburg trotz der 1852 eingegangenen Verpflichtungen jetzt nochmals zu Gunsten seiner männlichen Nachkommenschaft auf die Erbfolge in S. Verzicht leistete (16. Nov. und 25. Dec.). Indeß sah man in den Herzogthümern über solche Mängel und etwaige Unklarheiten des Augustenburgischen Erbrechts hinweg, um so mehr, da keine anderweitige Handhabe zur Erlangung der nationalen Unabhängigkeit sich darbot. Deutsch gesinnte Männer ohne Unterschied der Partei vereinigten sich zur Unterstützung des Erbprinzen. In Holstein verweigerte die Mehrzahl der Beamten den «binnen drei Tagen» geforderten Homagialeid für Christian IX. Die Mehrzahl der holstein. Ständemitglieder, zu Kiel 19. Nov. und zu Hamburg 24. Nov., sowie auch die schlesw.-holstein. Ritterschaft, zu Kiel 27. Nov., riefen den Deutschen Bund um Schutz an für das Recht des Landes und die legitime Erbfolge. Nur die entschiedensten Anhänger des dän. Gesammtstaats schlossen sich aus, namentlich Baron Karl von Scheel-Plessen, der sogar eine dän. Huldigungsadresse für Christian IX. mitunterzeichnete. In

Schleswig, wo die Stimmung gedrückter, kamen nur einzelne Eidesverweigerungen vor, welche mit sofortiger Absetzung bestraft wurden. Ueberhaupt wagte man hier, nach den frühern Erfahrungen, kaum noch auf deutsche Hülfe zu hoffen. Auch in Holstein war an einen thätlichen Widerstand gegen die factische Herrschergewalt nicht zu denken; aber eine geschickt organisirte Agitation gewann durch Wort und Schrift immer weitere Kreise der Bevölkerung für den Gedanken einer Losreißung von Dänemark. In Deutschland hatte inzwischen eine Volksbewegung begonnen, die auf einen deutschen Nationalkrieg zur Befreiung S. hinarbeitete, aber bald wieder erlahmte. Der Erbprinz Friedrich hatte seine Residenz nach Gotha verlegt, wo er ein Cabinet (Samwer, Francke, Oberst Du Plat) bildete, auch finanzielle und militärische Vorkehrungen beginnen ließ. Er wurde von Baden, Braunschweig, den sächs. Herzogthümern und andern Kleinstaaten als Herzog anerkannt, aber die Mittelstaaten hielten sich zurück. Oesterreich und Preußen dagegen erschienen ganz abgeneigt. Vorläufig blieb die Action dem Deutschen Bunde überlassen, der 28. Nov. 1863 die holstein. Stimme am Bundestag suspendirte und 7. Dec. die sofortige Execution in Holstein (und Lauenburg) beschloß, alles unter Vorbehalt seiner competenzmäßigen Entscheidung über die Successionsfrage. Mit der Vollstreckung wurden in erster Reihe Sachsen und Hannover beauftragt. Der königl. sächs. Geheimrath E. von Könneritz und der hannov. Geheimrath Rieger wurden zu Civilcommissaren des Bundes ernannt, während der sächs. Generallieutenant von Hake den Oberbefehl über die Executionstruppen erhielt; Oesterreich und Preußen sollten die Reserve stellen. Abermals mischte sich jetzt die fremde Diplomatie in die deutsch-dän. Frage ein. Da die deutschen Großmächte sich bereit erklärten, am Londoner Tractat festzuhalten, wenn Dänemark die Vorbedingungen desselben, nämlich die Vereinbarungen von 1851—52 ernstlich erfüllen wolle, so riethen England, Frankreich und Rußland in Kopenhagen dringend zum Widerrufe des dän.-schlesw. Grundgesetzes vom 18. Nov. Aber die dän. Regierung wollte sich in Bezug auf Schleswig auch nicht zu der geringsten Concession herbeilassen. Nachgiebiger war sie in Betreff Holsteins. Das Patent vom 30. März war bereits 4. Dec. aufgehoben. Man protestirte zwar gegen die Rechtsgültigkeit der Bundesexecution, beschloß aber, derselben keinen Widerstand entgegenzusetzen. Während die österr. und preuß. Reserve in Hamburg und Lübeck stehen blieb, überschritten die Sachsen und Hannoveraner 23. Dec. die Grenze Holsteins und besetzten bis zum 31. Dec. das ganze Herzogthum. Vor ihnen wichen die dän. Truppen Schritt vor Schritt zurück und behielten nur das sog. Kronwerk von Rendsburg nebst einigen benachbarten Dorfschaften besetzt. Gleichzeitig ward die dän. Zollinie von der Elbe an die Eider zurückverlegt. Die Bundescommissare, die ihren Sitz in Altona nahmen, erklärten die holstein. Regierung in Plön für aufgehoben und bestellten dafür eine sog. «Herzogliche Landesregierung» in Kiel. Die königl. dän. Insignien und Hoheitszeichen wurden allenthalben entfernt. Gleichzeitig benutzte die holstein. Bevölkerung ihre Freiheit zu lebhaften Demonstrationen. Nachdem schon eine Versammlung von holstein. Ständemitgliedern zu Hamburg 22. Dec. in einer Eingabe an den Bundestag geradezu um Anerkennung des Herzogs Friedrich VIII. gebeten, wurde derselbe unmittelbar nach dem Abzuge der dän. Truppen in Wandsbeck 23. Dec., Altona 24. Dec. u. s. w. in den einzelnen Ortschaften als «rechtmäßiger Landesherr» von S. ausgerufen. Dasselbe geschah auf einer von etwa 15000 Menschen besuchten «allgemeinen Landesversammlung» zu Elmshorn 27. Dec. Zugleich wurde von hier eine Deputation nach Gotha abgeschickt, um den «Herzog» nach Holstein einzuladen. Am 30. Dec. traf hierauf der Erbprinz Friedrich in Glückstadt ein und ging weiter nach Kiel, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Die Führer der Volksbewegung sahen sich aber alsbald in ihren Erwartungen enttäuscht, indem der Prinz, anstatt sofort als Herzog aufzutreten und sich der Regierungsgewalt in Holstein zu bemächtigen, den Bundescommissaren erklären ließ, daß er nur als «Privatmann» gekommen sei und dem Deutschen Bunde in keiner Weise vorgreifen wolle. Auch seine Proclamation an das Volk vom 31. Dec. 1863 war im gleichen Sinne gehalten. Dessenungeachtet nahm der Prinz in Kiel unausgesetzt Adressen und Deputationen an, die ihn als «rechtmäßigen Landesherrn» begrüßten. Außerdem beschäftigte er sich mit Vorbereitungen für die künftige Organisation des holstein. Bundescontingents. Unter der Hand übten er und seine Rathgeber auch einen großen indirecten Einfluß auf die Mitglieder der herzogl. Landesregierung (die sog. Augustenburgische Nebenregierung). Während unter solchen Verhältnissen die Volksbewegung in Holstein allmählich erlahmte, erstanden jetzt in den sog. schlesw.-holstein. Vereinen und Kampfgenossenvereinen für die Agitation neue Organe. Auch ward eine holstein. Landesdeputation von 186 Mitgliedern mit einer Adresse an den Bundestag abgeschickt, die 23. Jan. 1864 in Frankfurt eintraf und dann noch die Höfe von München

(26. Jan.) und Dresden (30. Jan.) besuchte. Ihre Reise durch Deutschland glich einem Triumphzuge, hatte aber natürlich keinerlei praktische Resultate.

Während sich Holstein seiner Wiedervereinigung mit Deutschland erfreute, litt Schleswig um so schwerer; fast die ganze dän. Armee hatte an der Eider und dem Danewerk Stellung genommen. Aber bald änderten sich auch hier die Dinge. Da Dänemark hartnäckig die Wiederaufhebung des dän.-schlesw. Grundgesetzes verweigerte, so verbündeten sich Oesterreich und Preußen durch die (geheime) Convention vom 16. Jan. 1864 zu einer Occupation (Inpfandnahme) Schleswigs. Der Deutsche Bund hatte 14. Jan. seine Mitwirkung verweigert. Eine alliirte Armee unter dem Oberbefehle des preuß. Generalfeldmarschalls von Wrangel, unter welchem Prinz Friedrich Karl von Preußen die preuß. Truppen, der Feldmarschallieutenant von Gablenz das österr. 6. Armeecorps befehligte, rückte in Holstein ein und überschritt 1. Febr. die Eider. Die Preußen, auf dem rechten Flügel, stießen zuerst bei Missunde 2. Febr. mit den Dänen zusammen und trafen dann Anstalt, um die Schlei bei Arnis und Cappeln zu überschreiten. Die Oesterreicher marschirten auf die Stadt Schleswig zu und kämpften zuerst bei Jagel und Oberselk, wo der sog. Königsberg 3. Febr. erstürmt wurde. Somit war die dän. Stellung am Danewerk zugleich von vorn und in der Flanke bedroht, und man beschloß im dän. Kriegsrathe, dieselbe aufzugeben. In der Nacht vom 5. bis 6. Febr. trat die dän. Armee, unter Zurücklassung vieler Geschütze u. s. w., den Rückzug an, und das Gros erreichte glücklich die verschanzte Stellung bei Düppel. Am 6. Febr. morgens besetzten die Oesterreicher Schleswig und lieferten dem Feinde ein blutiges Rückzugsgefecht bei Oeversee, während die Preußen ohne Widerstand die Schlei überschritten. Am 7. Febr. rückten die Alliirten in Flensburg ein. Das preuß. combinirte Armeecorps unter Prinz Friedrich Karl nahm jetzt Stellung im Sundewitt, um gegen Düppel zu operiren. Die preuß. Gardedivision und die Oesterreicher drangen nordwärts vor, um Nordschleswig von Feinden zu säubern, und besetzten schon 19. Febr. die jütländ. Grenzstadt Kolding. Dagegen begann die dän. Flotte in den nächsten Wochen die Blokade der norddeutschen Küsten. Unterdeß war in Flensburg eine oberste Civilbehörde installirt worden, bestehend aus einem preuß. Commissar, Freiherrn von Zedlitz, und einem österr. Commissar, Graf Revertera (später Freiherr von Lederer und zuletzt Freiherr Halbhuber von Festwill), die im Namen der alliirten Mächte die Verwaltung des Herzogthums Schleswig übernahm. Man verbot den Gebrauch der königl. dän. Insignien, hob die sog. Sprachrescripte auf, beseitigte das dän. Münzsystem, schaffte das Verbot der schlesw.-holstein. Trieolore ab, stellte den Zollverband S.s wieder her, genehmigte die Rückzahlung der von der schlesw.-holstein. Anleihe herrührenden Communalschulden u. s. w. Gleichzeitig wurden polit. Vereine und Kundgebungen, namentlich in Betreff der Erbfolgefrage untersagt. Dennoch erfolgte in vielen Ortschaften des südl. Schleswig die förmliche Proclamirung des «Herzogs Friedrich VIII.». Auch gingen Deputationen und Adressen zum Erbprinzen nach Kiel, und es wurden schlesw.-holstein. Vereine und Kampfgenossenvereine organisirt. Im ganzen war aber die Betheiligung nur spärlich und weit geringer als in Holstein. Unmittelbar nach dem Abzuge der Dänen waren auch hier und da im südl. Schleswig die Beamten, welche sich als Hauptwerkzeuge des dän. Systems besonders verhaßt gemacht, von der Bevölkerung vertrieben worden. Desgleichen entließ die Civilbehörde in nächster Zeit eine große Anzahl meist dänisch geborener Beamten und Geistlichen, theils wegen Widersetzlichkeit, theils weil ihnen die gesetzlichen Qualificationen fehlten, und Eingeborene traten an deren Stelle. Die Kriegsoperation, die aus diplomatischen Rücksichten einige Zeit in Stockung gerathen, wurde von den Alliirten energisch wieder aufgenommen. Am 8. März begann von Kolding aus der Einmarsch in Jütland. Die preuß. Gardedivision warf die Dänen nach Fridericia zurück, und die Oesterreicher nahmen Beile ein. In den nächsten Tagen (10. bis 15. März drangen die Alliirten bis zum Limfjord vor, während die Dänen sich über den Sallingsund nach der Insel Mors zurückzogen. In der Nacht des 15. bis 16. März setzten die Preußen von der holstein. Küste nach der Insel Femern über, wo die dän. Besatzung überrumpelt und gefangen wurde. Ein Theil der preuß. Flotte unter Contreadmiral Jachmann bestand 17. März an der Ostküste von Rügen ein Seegefecht gegen ein weit überlegenes dän. Geschwader. Inzwischen belagerte Prinz Friedrich Karl die dän. Düppelstellung, und nach einem furchtbaren Bombardement erstürmten die Preußen 18. April die Düppeler Schanzen und den sonderburger Brückenkopf. Nunmehr wurde ganz Jütland bis zum Limfjord förmlich von den Alliirten occupirt; auch die Festung Fridericia ward, unter Zurücklassung eines großen Kriegsmaterials, von den Dänen 29. April geräumt. Zu Anfang Mai erschienen drei österr. Kriegsschiffe unter Contreadmiral Tegetthoff, denen sich im Texel einige kleinere preuß. Fahrzeuge angeschlossen,

vor der Elbmündung und lieferten 9. Mai bei Helgoland dem dän. Blokadegeschwader ein hitziges Treffen. In London hatte man unterdeß 25. April eine Conferenz zur Beilegung des dän.-deutschen Conflicts eröffnet, woran sich die fünf Großmächte, der Deutsche Bund, Dänemark und Schweden betheiligten. Am 12. Mai trat infolge des Beschlusses dieser Conferenz eine Waffenruhe ein, auf Grundlage des militärischen Besitzstandes und unter Aufhebung der Blokade. Feldmarschall Wrangel legte jetzt das Obercommando der alliirten Armee nieder, das auf den Prinzen Friedrich Karl überging. Während dieser Zeit hatte die Volksbewegung in S. einen neuen Aufschwung genommen, da es galt, die von der Londoner Conferenz her drohende Gefahr einer Personalunion mit Dänemark zu bekämpfen. Unter anderm fand zu Rendsburg 8. Mai eine von 30000 Menschen besuchte «allgemeine Landesversammlung» statt, welche die «Unabhängigkeit S.s unter seinem rechtmäßigen Herzog Friedrich VIII.» verlangte. Wirklich schienen die Aussichten für denselben einen Augenblick sehr günstig. Nachdem Dänemark, der Londoner Conferenz gegenüber, den Vorschlag der Personalunion abgelehnt, befürworteten Oesterreich, Preußen und der Deutsche Bund 28. Mai die Einsetzung des Erbprinzen Friedrich als Herzog von S. Obwol Dänemark auch diesen Vorschlag entschieden verwarf, hätte derselbe dessenungeachtet von ernstlichen Folgen sein können. Allein es war bekannt, daß die preuß. Regierung nach den großen für S. gebrachten Opfern auch ernstliche Zugeständnisse von dem künftigen Landesherrn verlangen wollte, und daß die öffentliche Meinung in Preußen (Adresse des Grafen Arnim-Boitzenburg u. s. w.) damit übereinstimmte. Auch die Führer der nationalen Partei in S. befürworteten unter der Hand einen engern bundesstaatlichen Anschluß an Preußen. Aber der Einfluß der Rathgeber des Erbprinzen Friedrich, namentlich Samwer's, der auf den Bund und Oesterreich seine Hoffnung setzte, überwog auch diesmal. Zwar reiste der Erbprinz 31. Mai nach Berlin, um mit dem Könige Wilhelm und dem Minister Bismarck zu verhandeln; aber er wollte sich hier zu keinerlei ernstlichen Concessionen in militärischer Hinsicht u. s. w. verstehen. Die Folge war, daß nunmehr die preuß. Politik den Erbprinzen ganz und gar fallen ließ. Zunächst kam in London eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten zur Sprache. Dagegen protestirten aber in Nordschleswig die Volksversammlungen auf Böghoved bei Hadersleben 6. Juni und zu Lygumkloster 21. Juni. Nachdem 25. Juni die Londoner Conferenz unverrichteter Sache auseinandergegangen, wurden tags darauf die Kriegsoperationen wieder aufgenommen. Man stellte jetzt Jütland unter österr.-preuß. Verwaltung, und der preuß. General Vogel von Falckenstein wurde zum Gouverneur ernannt. Während die dän. Flotte die Blokade erneuerte, überschritten 29. Juni die Preußen unter General Herwarth von Bittenfeld den Alsensund und eroberten die Insel Alsen. Die dän. Besatzung zog sich nach schweren Verlusten auf die Halbinsel Kekenis zurück und bewerkstelligte daselbst 30. Juni ihre Einschiffung. Am 10. Juli setzten die Preußen bei Aalborg über den Lümfjord, während auf dem linken Flügel die Oesterreicher über den Ottensund nach der Insel Mors vordrangen, ohne daß man noch auf dän. Truppen stieß. Somit war ganz Jütland in den Händen der Alliirten; selbst Fünen schien bedroht. Auch die kleine dän. Küstenflottille, die sich bisher im schlesw. Wattenmeere behauptet hatte, ergab sich 19. Juli dem alliirten Nordseegeschwader, und die nordfries. Inseln begrüßten österr. Jäger als ihre Befreier. Jetzt endlich bat Dänemark um Frieden. Am 18. Juli wurde zu Christiansfeld eine vorläufige Waffenruhe vom 20. an abgeschlossen, und 26. Juli begannen die Friedensconferenzen zu Wien. Hier wurden 1. Aug. 1864 die Friedenspräliminarien unterzeichnet, wodurch König Christian IX. alle seine Rechte auf S. (und Lauenburg) an Oesterreich und Preußen abtrat und versprach, deren weitere Dispositionen über diese Herzogthümer anzuerkennen. Dagegen bewilligten die deutschen Großmächte einen Waffenstillstand zunächst auf drei Monate, während dessen jedoch Jütland von den alliirten Truppen besetzt bleiben sollte.

Die internationale Seite der schlesw.-holstein. Frage war damit in der Hauptsache gelöst; aber desto größer wurden die anderweitigen Verwickelungen. Seit der formellen Beseitigung des Londoner Tractats von 1852 war neben dem Erbprinzen von Augustenburg als zweiter Prätendent der Großherzog Peter von Oldenburg aufgetreten, dem Kaiser Alexander II. von Rußland als Chef der Linie Holstein-Gottorp (zu Kissingen 19. Juni 1864) alle seine Erbansprüche auf S. cedirt hatte. Der Deutsche Bund hatte unter dem Drucke der beiden deutschen Großmächte auf eine selbständige Politik verzichten müssen. Schon längst lag ein von dem bair. Gesandten von der Pfordten verfaßter Ausschußbericht vor, der sich für das Augustenburgische Erbrecht aussprach, und Baiern hatte 12. März einen entsprechenden Antrag gestellt, der aber nicht zur Abstimmung gelangte. Nichtsdestoweniger forderte der Bundestag, 7. und 21. Juli, beide Prätendenten auf, ihre Erbansprüche zu begründen, was demnächst beiderseits in ausführlichen

Denkschriften geschah. Auch in S. erlitt die Bundesautorität schwere Niederlagen. Seit Anfang des deutsch-dän. Kriegs hatten alliirte Truppen aus militärischen Rücksichten Altona, Neumünster und Kiel besetzt gehalten. Tumultuarische Vorgänge zwischen preuß. und hannov. Soldaten in Rendsburg gaben die Veranlassung, daß die Preußen 21. Juli die Bundestruppen nöthigten, auch diese Festung zu räumen. Erst 27. Nov. wurden die Bundestruppen daselbst wieder zugelassen. Diese Vorfälle und manche preuß. Misgriffe, namentlich die Berufung des unpopulären Baron Karl von Scheel-Plessen als Vertrauensmann zu den dän.-deutschen Friedensverhandlungen, erregten in S. viel Anstoß. So eifrig auch die nationale Partei fortwährend den bundesstaatlichen Anschluß an die norddeutsche Großmacht befürwortete, entwickelte sich doch allmählich unter Augustenburgischem Einflusse ein streng legitimistischer Particularismus. Versammlungen, Corporationen u. s. w. forderten immer dringender die unverweilte Constituirung des Staats S. unter Herzog Friedrich VIII. Etwaige Zugeständnisse an Preußen wollte man jedenfalls von der vorherigen Einsetzung des «Herzogs», von der Zustimmung eines schlesw.-holstein. Landtags und von dem allgemeinen «deutschen» Interesse abhängig machen. Unter solchen Umständen mußte die Mission des Herrn von Ahlefeld, der Ende Sept. im Auftrage des Erbprinzen Friedrich nach Berlin reiste, erfolglos bleiben. Inzwischen hatten die Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich, Preußen und Dänemark 25. Aug. begonnen, und auf Grundlage der Präliminarien kam der Friedensvertrag zu Wien 30. Oct. 1864 zum definitiven Abschluß. Außer einer zweckmäßigen Grenzregulirung (s. Schleswig) wurde stipulirt, daß S. (und Lauenburg) von der dän. Gesammtschuld 29. Mill. dän. Thaler und überdies die Rückerstattung der Kriegskosten an die deutschen Großmächte übernehmen sollte. Ueber die Theilung der Pensionslasten, Apanagen u. s. w. zwischen Dänemark und den Herzogthümern sowie über die Rückerstattung der beiderseits genommenen Schiffe und Ladungen, respective der in Jütland erhobenen Kriegscontributionen, wurde ein Abkommen getroffen. Auch ward den Herzogthümern die Auslieferung ihrer in Kopenhagen befindlichen Archive sowie die Rückgabe der während des Kriegs weggeführten flensburger Alterthumssammlung zugesagt. Demzufolge erließ König Christian IX. unterm 17. Nov. zwei Offene Briefe an die Einwohner S.s (und Lauenburgs), worin er dieselben ihrer Pflicht und ihres Eides als Unterthanen oder Beamte entließ und von ihnen Abschied nahm. Die alliirten Occupationstruppen aber traten den Rückmarsch aus Jütland an, das bis zum 25. Nov. vollständig geräumt war. Nunmehr forderte Preußen 29. Nov. die Regierungen von Sachsen und Hannover auf, ihre Truppen aus Holstein (und Lauenburg) zurückzuziehen, da die nur gegen die dän. Regierung verhängte Bundesexecution daselbst durch den Wiener Frieden gegenstandslos geworden sei. Hannover erklärte sich dazu bereit, während Sachsen an die Entscheidung des Bundes appellirte. Am 1. Dec. stellten Oesterreich und Preußen beim Bundestage den förmlichen Antrag auf Beendigung des Bundesexecutionsverfahrens und Zurückziehung der Executionstruppen. Am 5. Dec. ward dieser Antrag mit Stimmenmehrheit angenommen, und binnen wenig Tagen war die Räumung bewerkstelligt. Am 7. Dec. 1864 legten die Bundescommissare ihr Amt nieder und übergaben die Verwaltung Holsteins (und Lauenburgs) an die österr.-preuß. Civilbehörde, welche demnächst die sog. «Herzogliche Landesregierung» in Kiel aufhob und zum 1. Febr. 1865 für S. wieder nach alter Weise eine «Schleswig-Holsteinische Landesregierung» auf Schloß Gottorp bei Schleswig einsetzte. Den Oberbefehl über die alliirten Truppen in den Herzogthümern erhielt General Herwarth von Bittenfeld.

Seitdem lag die Entscheidung über die Zukunft S.s thatsächlich allein bei Oesterreich und Preußen. Wenn der Bundestag noch mehrmals einen Anlauf nahm, um sich zu Gunsten des Erbprinzen Friedrich einzumischen, so hatte das keine andere Folge, als daß die Ohnmacht des Deutschen Bundes sich aufs neue darlegte. Immer deutlicher gaben sich jetzt die Ziele der preuß. Politik kund. (S. Preußen.) Auch die aus der Anwartschaft von 1517 erwachsenen Successionsrechte des brandenburgisch-preuß. Hauses wurden zur Sprache gebracht, und unterm 14. Dec. 1864 erhielt das preuß. Kronsyndikat den Auftrag, ein Rechtsgutachten über die vorliegenden sämmtlichen Ansprüche auf S. (und Lauenburg) zu erstatten. Aber Oesterreich erwies sich den Planen Preußens abgeneigt, und im Lande selbst fanden diese noch weniger Anklang. Die erste annexionistische Kundgebung ging aus den Kreisen der schlesw.-holstein. Ritterschaft hervor, wo man dem Erbprinzen Friedrich seine Berufung auf das schlesw.-holstein. Staatsgrundgesetz von 1848 nicht verzeihen konnte. Am 22. Dec. 1864 richtete Baron Karl von Scheel-Plessen nebst 16 Genossen, ritterschaftliche Gutsbesitzer und Kaufleute, eine Adresse an den wiener und berliner Hof, welche den «engsten Anschluß» S.s an die preuß. Monarchie «unter Aufrechterhaltung einer den Eigenthümlichkeiten derselben entsprechenden Selbständigkei-

in Bezug auf die innern Angelegenheiten» als wünschenswerth bezeichnete. Offenbar war damit eine Personalunion zwischen Preußen und S. gemeint, wie sie damals auch von der Ritter- und Landschaft Lauenburgs angestrebt wurde. Diese sog. Siebzehner-Adresse veranlaßte eine heftige Augustenburgische Gegendemonstration, die sog. Vierziger-Erklärung zu Kiel 15. Jan. 1865, welche dann in den weitesten Kreisen verbreitet wurde und allmählich an 60000 Unterschriften erhielt. Von der nothwendigen Verständigung mit Preußen war darin keine Rede mehr; desto schärfer war das sog. Selbstbestimmungsrecht S.s betont. Dem gegenüber vereinigten sich die Führer der nationalen Partei zu Rendsburg 12. Febr. über ein polit. Programm, worin alles Gewicht auf die bundesstaatliche Unterordnung S.s unter die «Schutzmacht» Preußen gelegt war, während die Person des Erbprinzen ganz unerwähnt blieb. Dieses Parteiprogramm fand aber nur wenige Anhänger. Die große Masse blieb an dem Organismus der schlesw.-holstein. Vereine hängen, die jetzt ganz dem legitimistischen Particularismus anheimfielen und in Verbindung mit der deutschen Demokratie ihre Stütze suchten. In Holstein artete diese Richtung allmählich in einen förmlichen Preußenhaß aus; die Schleswiger blieben sich im allgemeinen stets mehr der schuldigen Dankbarkeit bewußt. Auch der Erbprinz Friedrich beharrte bei seiner abweisenden Haltung. Nachdem Preußen in der Depesche vom 22. Febr. 1865 die Bedingungen formulirt, unter denen allein es die Constituirung eines selbständigen S. gestatten könne, antwortete Erbprinz Friedrich mit einer an seinen Bevollmächtigten in Berlin, Herrn von Ahlefeld, gerichteten Denkschrift vom 31. März und suchte darin die preuß. Februarforderungen möglichst herabzumindern. Der Erbprinz und seine Räthe setzten schon alle ihre Hoffnungen auf Oesterreich, das eben jetzt anfing, der preuß. Politik mit größerer Entschiedenheit entgegenzutreten, indem es namentlich die Verlegung der preuß. Marinestation von Danzig nach Kiel zu durchkreuzen versuchte. Unter Beihülfe des österr. Civilcommissars Halbhuber gewannen die Anhänger des Erbprinzen in der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung das vollständige Uebergewicht, und der Einfluß der Augustenburgischen Nebenregierung stieg immer höher. Der Großherzog Peter von Oldenburg als Nebenprätendent erhob deshalb 22. Mai Reclamationen in Wien und Berlin. Auch Preußen äußerte den Wunsch nach einer Entfernung des Erbprinzen Friedrich, worauf jedoch Oesterreich nicht einging. Ebenso wenig gelang es den beiden Mächten sich über die vielfach gewünschte Einberufung der schlesw.-holstein. Stände zu verständigen. Endlich formulirte eine österr. Depesche vom 10. Juli das äußerste Maß der an Preußen in S. einzuräumenden Zugeständnisse, was allerdings weit hinter den preuß. Februarforderungen zurückblieb. Ein offener Bruch schien unvermeidlich; doch fand die Diplomatie noch einmal ein Auskunftsmittel, um das österr.-preuß. Condominium in S. zu verlängern. Durch die Convention von Gastein 14. Aug. wurde, unbeschadet der Fortdauer der durch den Wiener Frieden gemeinsam erworbenen Rechte, stipulirt, daß Oesterreich diese Rechte in Holstein, Preußen aber in Schleswig ausüben solle. Außerdem erhielt Preußen die Hoheit über den kieler Hafen, das Mitbesatzungsrecht in Rendsburg, zwei Etappenstraßen durch Holstein u. s. w. Der schlesw.-holstein. Zollverband blieb fortbestehen, unter gleicher Theilung der Revenuen. Der Bundestag nahm die Notification von diesem Vertrage ohne Widerspruch hin, und die Demonstrationen, welche in S. wie auch sonst gegen diese abermalige «Trennung» der Herzogthümer vorfielen, blieben natürlich ohne Wirkung. Bald darauf, 11. Sept. 1865, erstattete das preuß. Kronsyndikat das erforderte Rechtsgutachten. Dasselbe lief in der Hauptsache darauf hinaus, daß die auf dem Londoner Tractat von 1852 beruhende dän. Thronfolgeordnung auch in S. Rechtskraft erlangt habe, und daß Preußen und Oesterreich, als Rechtsnachfolger des Königs Christian IX., nicht verpflichtet seien, Erbansprüche anderer Mitglieder des Oldenburger Hauses anzuerkennen. Gegen die Ansprüche des Prinzen von Augustenburg wurden insbesondere noch die von dessen Vater in der Acte vom 30. Dec. 1852 eingegangenen Verpflichtungen geltend gemacht.

Am 15. Sept. 1865 trat die durch den Gasteiner Vertrag geschaffene neue Ordnung ins Leben. Im Herzogthum Schleswig ward der General Freiherr von Manteuffel zum königl. preuß. Militär- und Civilgouverneur ernannt. Unter ihm fungirte der bisherige Civilcommissar von Zedlitz als Regierungspräsident, und eine «Schleswigsche Regierung» ward auf Schloß Gottorp installirt. Nachdem man die hervorragendsten Anhänger des Erbprinzen Friedrich aus den einflußreichen Stellungen entfernt, gelang es um so leichter, die Augustenburgische Agitation zu erdrücken, da sich dieselbe durch ihre Maßlosigkeit längst die gemäßigten Kreise innerlich entfremdet hatte. Eine kräftige und wohlwollende Verwaltung führte in wenigen Monaten eine Beruhigung der Gemüther herbei, wozu auch die persönlichen Eigenschaften des Gouverneurs

viel beitrugen. Im Herzogthum Holstein trat als kaiserl. österr. Statthalter der Feldmarschallieutenant Freiherr von Gablenz ein, der seine Residenz in Kiel nahm; ihm war als Civiladlatus der Ministerialrath von Hoffmann beigeordnet. Eine sog. «Herzoglich holsteinische Landesregierung» ward in Kiel errichtet und mit entschiedenen Anhängern des Erbprinzen Friedrich besetzt, wie auch hier die Augustenburgische Agitation ganz freien Spielraum behielt. In der ersten Zeit bestand jedoch wenigstens ein scheinbares Einverständniß zwischen beiden Gouvernements. Als Erbprinz Friedrich 14. Oct. 1865 zum ersten mal die Grenze Schleswigs überschritt und sich in Eckernförde landesherrl. Ehrenbezeigungen erweisen ließ, ward derselbe nicht nur preußischerseits im Wiederholungsfalle mit Verhaftung bedroht, sondern es erfolgte auch ein beiderseitiges Verbot, solche Prädicate und Attribute, welche nur den wirklichen Landesherren (Oesterreich und Preußen) gebührten, irgendjemand anderm beizulegen. Seit Anfang 1866 trat indessen der Zwiespalt der beiden Mitbesitzer um so deutlicher hervor. In Holstein hatte eine Agitation auf sofortige Einberufung der schlesw. und holstein. Provinzialstände begonnen, die man auch nach Schleswig zu verpflanzen suchte. Eine von den schlesw.-holstein. Vereinen veranlaßte Volksversammlung in Altona 23. Jan. gab den Anstoß zu einem gereizten Notenwechsel zwischen Berlin und Wien. Andererseits richtete Baron Karl von Scheel-Plessen mit 18 Genossen eine Adresse an den Minister Bismarck, worin auf die Uebelstände der österr. Verwaltung hingewiesen und abermals um Vereinigung S.s mit der preuß. Monarchie unter Bewahrung der «eigenthümlichen Einrichtungen» gebeten wurde. Während man in Berlin diese sog. Neunzehner-Adresse beifällig aufnahm, bedrohte die holstein. Landesregierung die Unterzeichner mit einem gerichtlichen Verfahren, das jedoch infolge einer Weisung aus Wien unterblieb. Die deutsche Politik Preußens fand nur bei der kleinen nationalen Partei rückhaltslose Zustimmung, während dieselbe von den schlesw.-holstein. Vereinen und der Augustenburgischen Presse aufs heftigste angegriffen ward. Sodann richtete sich die particularistische Agitation auf sofortige Wiederherstellung des holstein. Bundescontingents. Man sprach davon, an der Seite Oesterreichs und der bundestreuen Staaten für die Einheit und Freiheit Deutschlands und das schlesw.-holstein. Landesrecht mitkämpfen zu wollen. Doch in Wahrheit war die kriegerische Begeisterung nicht sehr groß, und es blieb bei Worten. Endlich stellte Oesterreich 1. Juni die definitive Entscheidung der schlesw.-holstein. Frage dem Deutschen Bunde anheim, und tags darauf berief der österr. Statthalter von Gablenz die holstein. Provinzialstände zum 11. Juni nach Itzehoe. Eine preuß. Depesche vom 3. Juni erklärte dies für einen Bruch der Gasteiner Convention. Preußen sei deshalb befugt, auf den Boden des Wiener Friedens zurückzutreten und das Condominat sowie das Mitbesatzungsrecht auch in Holstein wieder an sich zu nehmen, während Oesterreich das gleiche Recht in Schleswig zustehe. Am 6. Juni notificirte der Gouverneur General von Manteuffel seinen bevorstehenden Einmarsch in Holstein dem Statthalter Feldmarschallieutenant von Gablenz, worauf dieser 7. Juni sich mit der holstein. Landesregierung nach Altona zurückzog und die österr. Truppen daselbst concentrirte. Auch Erbprinz Friedrich begab sich von Kiel nach Altona. An demselben Tage besetzten die Preußen Rendsburg und marschirten von da nach Itzehoe, wo das Zusammentreten der holstein. Provinzialstände durch militärische Maßregeln verhindert ward. Ein kleines preuß. Kriegsgeschwader auf der Elbe schien den Rückzug der Oesterreicher zu bedrohen. Eine Proclamation Manteuffel's (aus Rendsburg 10. Juni) verkündigte die Auflösung der sog. Herzoglich Holsteinischen Landesregierung und die Ernennung des Barons Karl von Scheel-Plessen zum königl. preuß. Oberpräsidenten von S., mit dem Sitze in Kiel. Darauf nahm Gablenz durch Proclamation vom 11. Juni Abschied von den Holsteinern und erklärte, daß er, der Uebermacht weichend, das Land verlasse. Am 11. und 12. Juni gingen die österr. Truppen über die Elbe nach Harburg, denen der Erbprinz Friedrich folgte. Gleich darauf zogen die Preußen in Altona ein, und damit war die Besetzung Holsteins vollendet. Die schlesw.-holstein. Vereine wurden geschlossen, einige preußenfeindliche Blätter unterdrückt, einige Beamte entlassen; sonst unterwarf sich das ganze Land ohne Widerstreben der neuen Autorität. Sogar als General von Manteuffel unmittelbar nachher mit fast allen preuß. Truppen nach Hannover abrückte, ward die Ruhe in S. nirgends gestört, und eine letzte Proclamation des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg (aus Liebenstein 17. Juni 1866) machte eigentlich gar keinen Eindruck mehr. Der Preußisch-Deutsche Krieg (s. d.) entschied auch über das definitive Schicksal S.s, indem Oesterreich durch die Präliminarien von Nikolsburg 26. Juni und den Friedensvertrag zu Prag 23. Aug. 1866 (Art. V) seine im Wiener Frieden erworbenen Rechte an Preußen abtrat, mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördl. Distriete von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu

werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Am 27. Sept. 1866 kam ein Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg zu Stande, wodurch Großherzog Peter die Rechtsansprüche der Linie Holstein-Gottorp auf S. zu Gunsten des preuß. Königshauses aufgab. Dafür erhielt er, außer einer Summe von 1 Mill. Thaler, das holstein. Amt Ahrensböck und einige anstoßende kleine Districte, welche jedoch erst 19. Juni 1867 an das oldenburg. Fürstenthum Lübeck überliefert wurden. Schon vorher hatte in Gemäßheit des Annexionsgesetzes vom 24. Dec. 1866 und des königl. Besitznahmepatents vom 12. Jan. 1867 die förmliche Einverleibung der Herzogthümer S. in die preuß. Monarchie 24. Jan. 1867 stattgefunden. Die in Berlin eingeleiteten Verhandlungen mit Dänemark über die in Nordschleswig vorzunehmenden Gebietsabtretungen hatten Anfang 1868 noch zu keinem Resultate geführt.

Außer den im Art. Holstein angeführten Werken von Waitz und Bremer vgl. Christiani, «Geschichte der Herzogthümer S.» (4 Bde., Flensb. 1776—79) und «Geschichte der Herzogthümer S. unter dem Oldenburgischen Hause» (Bd. 1 u. 2, Kiel 1781—84), fortgesetzt von Hegewisch (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2) und von Kobbe (bis zum J. 1808; Altona 1834); die «Urkundensammlung» (1839 fg.), die «Quellensammlung» (1862 fg.) und die «Zeitschrift» (1833 fg.) der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte; Ipsen, «Die alten Landtage der Herzogthümer S.» (Kiel 1852); G. Hanssen, «Die Aufhebung der Leibeigenschaft in S.» (Petersb. 1861). Ueber die neuere Zeit vgl. Droysen und Samwer, «Die Herzogthümer S. und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der dän. Politik seit dem J. 1806» (2. Aufl., Hamb. 1850); Wegener, «Actenmäßige Beiträge zur Geschichte Dänemarks im 19. Jahrh.» (Thl. 1, Kopenh. 1851); Lüders, «Denkwürdigkeiten zur neuesten schlesw.-holstein. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1851—53); Baudissin, «Geschichte des schlesw.-holstein. Kriegs» (Hannov. 1862); Fock, «Schlesw.-holstein. Erinnerungen, besonders aus den J. 1848—51» (Lpz. 1863); Busch, «Schlesw.-holstein. Briefe» (2 Bde., Lpz. 1856) und «Der Schmerzensschrei von der Eider» (Lpz. 1860); «Schwarzbuch über die dän. Misregierung im Herzogthum Schleswig» (5 Hefte, Kiel 1864); Manicus, «Den dansk-tydske Strid» (Kopenh. 1864); O. Lehmann, «Om Aarsagerne til Danmarks Ulykke» (Kopenh. 1864); Fich, «Umriß der polit. Geschichte des dän.-deutschen Streits» (Berl. 1865); Rüstow, «Der deutsch-dän. Krieg von 1864» (Zür. 1864); «Der österr.-preuß. Krieg gegen Dänemark» (Wien 1865); Fontane, «Der schlesw.-holstein. Krieg von 1864» (Berl. 1866); «Die Herzogthümer seit dem 15. Nov. 1863» (Berl. 1866); «S. und die Annexion» (Freiburg 1867).

Schlettstadt, franz. Schlestadt, ein Kriegsplatz dritter Klasse und die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß), zwischen Strasburg und Kolmar, am linken Ufer der Ill und an der Eisenbahn (Strasburg-Basel) gelegen, unregelmäßig gebaut, aber reinlich, von Vauban befestigt, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts und einer Ackerbaukammer. Der Ort hat zwei schöne kath. Pfarrkirchen aus dem Mittelalter, einen prot. Tempel, ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek mit sehr alten Drucken und zählt (1861) 10184 E., welche acht Gerbereien, zwei wichtige Fabriken in Metallgaze, fünf Getreidemühlen, außerdem Ziegeleien, Kalkbrennereien, Dampfschneidemühlen, Buchdruckereien und Bierbrauereien unterhalten, Feuerspritzen, Leim, Buntpapier, Baumwollzeuge, Handschuhe, Seife, Chemikalien und Holzgeräthe fabriciren und Handel mit gutem Tischwein, Taback, Rübsamen, Hanf und Flachs treiben. Die Stadt ist sehr alt. Unter dem Namen Scladistat kommt sie schon als eine Pfalz der Karolinger vor, in welcher Karl der Dicke mehrmals sein Hoflager hielt. 1216 mit Mauern umschlossen, wurde sie die dritte der zehn Freien Reichsstädte des Elsaß. Im 13. Jahrh. ward zu S. das Glasiren thönerner Gefäße erfunden, und im 15. Jahrh. errichtete hier der berühmte Humanist Agricola eine Gelehrtenschule, welche über 900 Zöglinge zu gleicher Zeit, darunter Erasmus von Rotterdam, zählte. 1632 wurde die Stadt von den Schweden erobert, und im Westfälischen Frieden 1648 kam sie an Frankreich. Ludwig XIV. ließ sie nach dem Nimwegener Frieden neu befestigen. 1814 wurde sie vom 5. Jan. bis zum ersten Pariser Frieden von den Baiern unter Graf von Pappenheim blokirt, 1815 seit Ende Juni bis zum zweiten Frieden von den Oesterreichern gegen Saint-Suzanne belagert. Gegen Westen der Stadt öffnet sich ein Thal, welches bald gabelt. Am Eingange des rechten Arms, des Mühlbachthals, liegen die Ruinen der Bergschlösser Ramstein und Ortenburg; in den linken Arm, das vom Gießenbach durchflossene Leberthal, geht jetzt von S. eine Zweigbahn über Chatenois und Liepvre nach der gewerbreichen Stadt Sainte-Marie-aux-Mines oder (deutsch) Markirch, von wo die Straße über den 2387 F. hohen Vogesenkamm nach St.-Dié

in Lothringen führt. Die Stadt Markirch, an der Liepvrotte in einem der malerischsten Thäler des Elsaß gelegen, hat zwei kath. Pfarrkirchen, eine reform. und eine luth. Kirche, eine Synagoge, zählt 12332 E. (1861) und gehört zu den betriebsamsten Städten der Vogesen. Die frühern Blei-, Nickel-, Kupfer- und Silberbergwerke sind bis auf eins aufgegeben. Dagegen bestehen 28 Etablissements für Textilindustrie, die 17000 Arbeiter beschäftigen, 12 Färbereien, 5 Bleichen, 2 Baumwollspinnereien, Fabriken für gedruckte Leinwand, Kirschwasser u. s. w.

Schleuder, eine Kriegswaffe, die sowol im Alterthum wie im Mittelalter üblich war. Bei den Griechen, wo sie Sphendone hieß und schon von Homer erwähnt wird, waren namentlich die Aetoler und Akarnaner als Schleuderer oder Sphendoneten berühmt. Bei den Römern, die in der spätern Zeit namentlich Bewohner der Balearischen Inseln als Schleuderer oder Funditores brauchten, unterscheidet Vegetius in der Kaiserzeit zwei Arten von S.: die gewöhnliche, aus Riemen oder geflochtenem Haar, zuweilen Menschenhaar, bestehende, Funda genannt, die vor dem Wurfe über dem Kopfe geschwungen ward, und den Fustibalus, eine Stabschleuder, wo die Riemen mit einem Stabe verbunden waren, und die blos geschnellt wurde. Aus beiden Arten wurden runde Kiesel (lapides missiles) oder auch eichelförmige, mit einem Stachel versehene Bleikugeln (glandes) mit solcher Heftigkeit geworfen, daß sie Sturmhauben und Schilder zerschlugen. Die Schleuderer bildeten bei den Griechen und Römern mit den Wurfspießwerfern (Akontisten, Jaculatores) und Bogenschützen (Toxoten, Sagittarii) die drei Arten des leichten Fußvolks.

Schleuse nennt man ein Bauwerk aus Stein, Holz oder Eisen zur Regulirung des Wasserstandes in einem Flusse von so starkem Gefälle, daß derselbe der Schiffahrt Schwierigkeiten bereitet. Man unterscheidet die aus einem einzigen Thore bestehenden Stauschleusen, welche den Spiegel der obern Flußstrecke während der Verschlußzeit des Thors aufstauen und beim Passiren eines Schiffs durch das geöffnete Thor eine Ausgleichung des obern und untern Wasserspiegels bewirken, von den in neuerer Zeit erfundenen und vollkommenern Kammerschleusen. Die letztern bestehen aus einem Kanale (der Kammer), in welchem ein oder mehrere Fahrzeuge Platz haben, und der am obern und untern Ende Thore hat, deren Flügel sich gegen den Wasserdruck stemmen (Stemmthor). Soll nun ein Schiff auf die Höhe des obern Wasserspiegels gehoben werden, so schließt man das obere Thor, öffnet das untere und schleust das Schiff ein, da jetzt der untere und der Kammerspiegel gleiche Höhe haben. Dann schließt man das untere Thor und läßt, da das obere des Wasserdrucks wegen nicht geöffnet werden kann, durch die in den Thorflügeln angebrachte Schiebepforte oder, was besser ist, durch einen Kanal, der besonders zu diesem Zwecke in der Schleusenwand angelegt ist, Wasser aus dem obern Strom eindringen. Dadurch steigt der Wasserspiegel schnell im Innern der S. und mit ihm das Fahrzeug, bis beide Wasserspiegel gleich sind und man das Schleusenthor leicht öffnen und das Schiff in die obere Flußstrecke führen kann. Soll ein Schiff von dem obern auf den tiefer liegenden Wasserspiegel kommen, so schleust man dasselbe bei hohem Wasserstande ein, schließt dann das obere Thor und läßt das Wasser unten aus, worauf der Wasserspiegel in der S. auf den des untern Stroms sinkt und das Schiff nach Oeffnung des Thors in denselben einlaufen kann.

Schleusingen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, am südl. Fuße des Thüringerwaldes an dem Flüßchen Schleuse, $6\frac{1}{2}$ M. südlich von Gotha, $1\frac{1}{4}$ M. nördlich von Hildburghausen gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 3128 E. (1864). Die Stadt besitzt ein altes Schloß, zwei Kirchen und ein Gymnasium. Die nicht unbedeutende städtische Industrie erstreckt sich besonders auf Bleiweiß, Glas, Papier, Handschuhe und Porzellan; auch ist der Holzhandel von Wichtigkeit. In der Nähe liegt ein schöngebautes Curhaus mit einem Fichtennadel-Dampfbad, in welchem täglich 80 Bäder verabreicht werden können. Die Stadt gehörte, wie der ganze Kreis, der (seit 1866 mit Schmalkalden) eine Enclave am Thüringer Walde bildet, in früherer Zeit zu der Grafschaft Henneberg und kam nach dem Aussterben der Grafen von Henneberg 1582 an Kursachsen, 1815 aber an Preußen. — Im Kreise S., der auf 7,2 Q.-M. 37359 E. zählt, liegt auch die Stadt Suhl (s. d.).

Schlichtegroll (Adolf Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Numismatiker, der Begründer des «Nekrolog der Deutschen», geb. 8. Dec. 1765 zu Waltershausen im Herzogthum Gotha, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Gotha und bezog 1783 die Universität zu Jena, um die Rechte zu studiren, vertauschte aber dieses Studium mit dem der Theologie und Philologie und die Universität Jena mit Göttingen. 1797 wurde er Professor am Gymnasium zu Gotha, 1801 zugleich Bibliothekar und Aufseher des Münzcabinets, wodurch er in nähere Verbindung mit dem Herzog Ernst II. kam. Mit Eifer wirkte er seitdem für Förderung der Münzkunde. Seine Thätigkeit bekunden die «Annalen der Numismatik» (Bd. 1 und 2, Gotha 1804)

und die «Dactyliotheca Stoschiana» (2 Bde., Nürnb. 1805). Vor der Schlacht bei Jena rettete er das Münzcabinet und die vorzüglichsten Kleinodien des herzogl. Hauses nach Altona und folgte, nachdem er 1807 alles glücklich zurückgebracht, einem Rufe als Generalsecretär der königl. Akademie der Wissenschaften nach München. Später zum Director der Hofbibliothek und nach des Präsidenten F. H. Jacobi Austritt aus der Akademie mit deren Leitung betraut, wirkte er mit Eifer für Wissenschaft und Kunst und brachte unter anderm den Ankauf der Cousinery'schen Münzsammlung zu Stande. Mit dem Hofbibliothekar Scherer begründete er die Zeitschrift «Teutoburg» für die Fortbildung der deutschen Sprache, die aber keinen Bestand hatte. Dann gab er das «Turnierbuch des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern» (4 Hefte, Münch. 1818—21) heraus. Einen weitverbreiteten Ruf erwarb ihm sein «Nekrolog der Deutschen» (28 Bde., Gotha 1791—1806), der zu den vorzüglichsten Werken dieser Art gehört. Er starb 4. Dec. 1822. Vgl. Weiller, «S.'s Leben und Wirken» (Münch. 1823).

Schlik (Franz, Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen), österr. General, geb. 23. Mai 1789 zu Prag, war zur diplomatischen Laufbahn bestimmt. Nach vollendeten Rechtsstudien ließ ihn seine Vorliebe für den Kriegerstand, als Oesterreich 1808 zu rüsten begann, auf seinen böhm. Gütern drei Landwehrcompagnien errichten, zu deren Chef ihn der Kaiser ernannte. Beim Ausbruche des Kriegs 1809 trat er als Lieutenant in das Regiment Albrecht-Kürassiere, wurde Adjutant des Feldmarschallieutenants Graf von Bubna, nach der Schlacht von Aspern Oberlieutenant bei Schwarzenberg-Ulanen und noch im Laufe des Feldzugs Rittmeister bei Radetzky-Husaren. Nach dem Frieden begleitete er seinen Chef, welcher das an Frankreich abgetretene Littorale zu übergeben hatte, nach Fiume, trat dann zu seinem Regiment zurück, nahm aber 1812, als Oesterreich sich mit Frankreich verbündete, den Abschied und lebte auf seinen Gütern, bis die Kriegserklärung gegen Napoleon im Aug. 1813 ihn wieder zu den Waffen rief. Er wurde als Rittmeister bei Klenau-Chevauxlegers angestellt und Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz. An den Schlachten der Hauptarmee nahm er rühmlichen Antheil, zuletzt bei Wachau, wo er durch den Pikenstich eines Kosacken, dem er wehren wollte, Gefangene zu mishandeln, das rechte Auge verlor. Er konnte deshalb an dem Feldzuge von 1814 nicht theilnehmen. 1815 Major geworden, avancirte er im Frieden bis zum Feldmarschallieutenant 1844. Nach der wiener Revolution von 1848 wurde er Commandant von Krakau, Ende Nov. aber zum Befehlshaber eines Corps von 8000 Mann ernannt, das bei Dukla in Galizien zu einer Diversion nach Oberungarn zusammengezogen ward. Mit diesem schwachen Corps, in einem Winterfeldzuge unter unsaglichen Beschwerden, inmitten einer feindlichen Bevölkerung, erkämpfte er gegen überlegene Streitkräfte der Insurgenten Sieg auf Sieg, bis er, von mehr als dreifacher Ueberzahl umringt, von Kaschau, seinem Stützpunkte, einen meisterhaften Rückzug nahm. Jetzt erhielt er Befehl, sich mit der Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu vereinigen, welchem er sodann die Schlacht von Kápolna gewinnen half. (Vgl. Kocziczka, «Die Wintercampagne des Graf S.'schen Armeecorps 1848—49», Olmütz 1850.) In der folgenden Zeit, wenn auch nicht mehr als selbständiger Heerführer, bestand er noch ruhmvolle Gefechte und unterstützte kräftig die Operationen des Oberfeldherrn, seit dem Juni 1849 Haynau. Dem von den Russen verfolgten Görgei verlegte er den Weg bei Arad, wies dessen Angriff, um sich durchzuschlagen und mit Dembinski zu vereinigen, ab und veranlaßte so dessen Capitulation. Nach der Unterwerfung Ungarns wurde S. General der Cavalerie, Commandant des 2. Armeecorps und commandirender General in Mähren. Im März 1854 bei den Rüstungen Oesterreichs in der orient. Frage erhielt er den Oberbefehl über die Erste Armee, im Juni den über die Vierte Armee (in Galizien). Im ital. Kriege 1859 befehligte er zuerst im adriatischen Küstenlande, als aber nach dem Rückzuge der Oesterreicher hinter den Mincio die gesammten Streitkräfte in zwei Armeen getheilt wurden, trat S. an die Spitze der zweiten, mit welcher er in der Schlacht bei Solferino kämpfte. Er starb 17. März 1862.

Schlingen, Hinabschlucken (deglutitio), heißt der Act, mittels dessen feste oder flüssige Körper, besonders Nahrungsmittel aus dem Munde in den Magen gefördert werden. Das S. besteht in einer Reihenfolge von (anfangs willkürlichen, später unwillkürlichen) Muskelzusammenziehungen, welche den Bissen u. s. w. successiv nach hinten und unten fortschieben. Die dabei betheiligten Organe (Schlingwerkzeuge) sind: die Zunge, der weiche Gaumen, besonders die beiden Gaumenbögen, der Kehldeckel, der Schlundkopf (pharynx, s. Rachen) und endlich die Speiseröhre (s. d.). Das S. beginnt damit, daß die Zunge, indem sie sich erst vorn, dann allmählich weiter hinten an den Gaumen andrückt, den Bissen hinter die Zungenwurzel schiebt. Dort empfängt ihn der weiche Gaumen und zieht sich zusammen, während gleichzeitig der Kehl-

kopf in die Höhe steigt und der Kehldeckel rückwärts klappt und dadurch den Eingang in die Luftwege, die Stimmritze, verschließt. Ueber ihn hinweg gleitet nun der Bissen in den Schlundkopf und von da in die Speiseröhre, welche ihn durch wurmförmige Zusammenziehungen allmählich in den Magen (durch den obern Magenmund, cardia) hinabbefördert. Das S. kann mannichfach krankhaft gestört sein, durch organische oder Nervenleiden der betheiligten Organe. Bisweilen kommt der Bissen durch die Nase zurück (besonders bei Löchern im Gaumen oder Verschwellung des Schlundkopfs), bisweilen gelangen die Flüssigkeiten oder festen Bissen in die Luftwege (das sog. Verschlucken oder in die unrechte Kehle kommen), wenn es häufig geschieht, meist eine Folge von Zerstörung oder Verbildung des Kehldeckels oder der hintern Wand des Kehlkopfs, daher besonders bei Kehlkopfsgeschwüren. Bisweilen stürzt das Getränk polternd in den Magen hinab (bei Lähmung der Speiseröhre, daher in Fiebern ein Todesvorbote). Bisweilen bleibt ein Bissen, dem Patienten fühlbar, an einer bestimmten Stelle im Halse oder in der Brust sitzen (Schlingunvermögen, dysphagia), ein Zeichen von verschiedenen Entzündungen, Verengungen, Krämpfen und andern Krankheiten der Speiseröhre. Endlich kommen auch die hinabgeschluckten Speisen nach kürzerer oder längerer Zeit, ohne bis in den Magen gelangt zu sein, wieder in den Mund heraufgestiegen (Wiederkäuen, ruminatio). Die Erkenntniß der diesen Schlingbeschwerden zu Grunde liegenden Störungen ist oft schwierig und die Behandlung sehr verschieden.

Schlingern heißt die Bewegung des Schiffs von einer Seite zur andern, im Gegensatze zum Stampfen, der Bewegung in der Längenachse. Ein jedes Schiff schlingert nach dem Zustande der See mehr oder weniger, und diese Bewegung nimmt zu, wenn der Wind von hinten kommt, da dann die Fläche der Segel und der Druck des Windes auf sie keine Stütze bietet. Jedoch übt auch die Strömung viel Einfluß auf das S. Liegt der Schwerpunkt zu tief, so werden die schlingernden Bewegungen schnell und heftig; liegt er zu hoch, so werden sie länger, aber desto tiefer, wie bei den Panzerschiffen, bei denen sowol der Panzer als die schweren Geschütze den Schwerpunkt erhöhen. In beiden Fällen wird das Schiff sehr angegriffen, und man muß daher sowol bei der Stauung sorgsam verfahren, als auch bei der Vertheilung der Panzerlast sehr vorsichtig sein.

Schlingpflanzen, s. Lianen.

Schlippenbach (Ulrich Gustav, Freiherr von), bekannt als Dichter und Schriftsteller, wurde 18. Mai 1774 zu Groß-Wormsahten in Kurland geboren. Im väterlichen Hause gut vorbereitet, bezog er die Universität zu Königsberg, um die Rechte zu studiren, und 1791 die zu Leipzig. Schon früh hatte sich das poetische Talent in ihm geäußert; doch wurde es gewissermaßen zurückgedrängt, als er 1797 in das Geschäftsleben eintrat. 1807 zum Landrath des piltenschen Kreises erwählt, übernahm er gleichzeitig das Kanzleidirectoriat des Ritterschaftscomité und kam 1809 als Mitglied in die Reichsgesetzcommission. 1814 wurde er Mitglied der wegen Verbesserung des Zustandes der kurländ. Bauern niedergesetzten Commission und von dieser zum Redacteur ihrer Arbeiten erwählt. Für den bei diesem Geschäft bewiesenen Eifer belehnte ihn der Kaiser 1815 auf zwölf Jahre mit dem Krongute Kannenecken. Nach Aufhebung des Piltenschen Landrathscollegiums wurde er 1818 Oberhofgerichtsrath in Mitau, Mitglied der neuerrichteten Provinzialgesetzcommission und 1822 Präsident derselben. 1816 begründete er die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst. Er starb zu Mitau 1. April 1826. Seine Gedichte zeugen von einer regen Phantasie, streifen aber zuweilen an das Regellose. Außer den Taschenbüchern «Kuronia» und «Wega», die er 1806—9 herausgab, sind von ihm erschienen «Ikonologie des jetzigen Zeitalters» (Riga 1807); «Malerische Wanderungen durch Kurland» (Riga 1809); «Gedichte» (Mitau 1812); «Beiträge zur Geschichte des Kriegs» (4 Hefte, Mitau 1813); «Lebensblüten» (2 Bde., Hamb. 1816); «Erinnerungen von einer Reise nach Petersburg im J. 1814» (2 Bde., Hamb. 1818).

Schlittschuhe oder, wie Klopstock schrieb, Schrittschuhe, sind eine sehr alte Erfindung. Ihrer wird schon in der «Edda» in dem Bilde von dem Gotte Uller, «den Schönheit, Pfeil und S. vor den übrigen auszeichnen», gedacht. Es gibt verschiedene Arten derselben: holländische mit glatter, deutsche mit scharfgerinnter, amerikanische mit rundlicher Schiene, ebenso verschiedene Methoden der Befestigung am Fuße. Am meisten wird natürlich im Norden auf S. gelaufen, besonders in dem von Kanälen durchschnittenen Holland, von wo aus sich das Schlittschuhlaufen in Europa verbreitet hat. Neuerdings hat sich der Amerikaner Hayes als außerordentlicher Schlittschuhkünstler in vielen Städten producirt. Ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer war Klopstock, der auch in mehrern Oden diese Kunst besang; auch Schiller, Goethe, Herder, Cramer, Krummacher, Tollens u. a. liebten die «Kunst Tialf's».

Schlömilch (Oskar), namhafter deutscher Mathematiker, geb. 13. April 1823 zu Weimar, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und machte seine Studien zu Jena, Berlin und Wien. Bereits 1844 habilitirte er sich für Mathematik an der Universität zu Jena, wo er 1846 eine außerord. Professur erhielt. 1849 folgte er einem Rufe als Professor der höhern Mathematik am Polytechnischen Institut zu Dresden. Seit 1852 wirkt er daselbst gleichzeitig als Mitglied der Commission für die Staatsexamina der Civilingenieure. Vom Könige von Sachsen ward ihm zur Anerkennung seiner Verdienste der Hofrathstitel verliehen. S.'s literarischer Ruf gründet sich auf eine Reihe vorzüglicher mathem. Lehrbücher, die meist auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören: «Handbuch der algebraischen Analysis» (4. Aufl., Jena 1868); «Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie» (3. Aufl., Eisenach 1859); «Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raumes» (2. Aufl., Lpz. 1863); «Compendium der höhern Analysis» (3. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1868). Hieran schließt sich eine lange Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen, die theils in den Schriften der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, theils in den mathem. Zeitschriften Deutschlands und Frankreichs, theils in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber enthalten sind. 1856 begründete S. mit Witzschel die «Zeitschrift für Mathematik und Physik», deren Redaction er seit des letztern Tode mit Kahl und Cantor leitet.

Schloß, in der gewöhnlichsten Bedeutung des Worts, bezeichnet die Vorrichtung zum Verschließen der Thüren, Schiebladen, Kasten und sonstigen Behältnisse aller Art. Im allgemeinen enthält jedes S. einen Riegel, der mittels eines Schlüssels in Bewegung gesetzt wird. Zum Einbringen des Schlüssels dient das Schlüsselloch, welches gewöhnlich durch einen Schlüsselloch-deckel vor der Verunreinigung durch Staub u. s. w. geschützt, öfters auch durch ein sog. Vexir in solcher Weise unzugänglich gemacht wird, daß man es erst mittels besonderer Kunstgriffe für den Eintritt des Schlüssels öffnen muß. Ihrer Anbringungsweise nach unterscheidet man die Schlösser in Vorlegschlösser, Hängschlösser, welche frei angehängt werden; angeschlagene Schlösser, Kastenschlösser, von einem eisernen oder messingenen Gehäuse (Schloßkasten) umgeben, der mittels Schrauben auf der Innenseite der Thür oder des Behältnisses sichtbar und vorspringend befestigt wird; Einlaßschlösser, welche man in einer Vertiefung des Holzes anbringt, sodaß sie sichtbar sind, aber nicht über dessen Fläche hervorspringen; Einsteckschlösser, welche ganz und gar in der Holzdicke verborgen werden, mit einziger Ausnahme der schmalen Seite, auf welcher der Riegelkopf heraustritt. Nach der Art, wie der Riegel in seiner die Verschließung bewirkenden Stellung erhalten wird, theilt man die Schlösser in deutsche, Bastard- und franz. Schlösser, von welchen die letztern gegenwärtig fast allein üblich sind. Der Zweck bei dem Baue eines guten S. muß sein, das Oeffnen desselben für jedes andere Werkzeug als den dazu bestimmten Schlüssel unmöglich zu machen. Gewöhnliche, aber in der Regel sehr ungenügende Mittel hierzu sind: verschiedene Schweifungen des Schlüsselbarts, nach welchen auch das Schlüsselloch geformt sein muß; hohle (rohrartige) Schlüssel von runder, viereckiger, sternförmiger, rosen- oder kleeblattförmiger Gestalt, nebst einem dazu passenden Stifte (Dorn) im Innern des S.; endlich die Besatzungen oder Eingerichte, innerlich um das Schlüsselloch angebrachte Blechreifen, welche jeden Schlüssel an der Umdrehung verhindern, der nicht in seinem Barte entsprechende Einschnitte oder Oeffnungen enthält. Es ist bekannt genug, daß trotz dieser Vorrichtungen die meisten Schlösser sehr leicht mittels des Sperrzeugs der Schlosser geöffnet werden können. Man hat daher darauf gesonnen, unter dem Namen Sicherheitsschlösser solche Schloßconstructionen zu erfinden, welche dem Sperrzeuge widerstehen und in der That nur durch den zugehörigen Schlüssel zu öffnen sind. Dies ist mittels der sog. Combinationsschlösser erreicht worden, deren Eigenthümlichkeit und Wesen darin besteht, daß sie mehrere (2—10) Zuhaltungen enthalten, welche sämmtlich zu gleicher Zeit und auf verschiedene Weise vom Schlüssel bewegt werden, um den Riegel frei und schiebbar zu machen. Unter den mannichfaltigen, nach diesem Principe gebauten Schlössern haben jene von Bramah und von Chubb besondern Ruf erlangt. Diese beiden werden gegenwärtig vorzugsweise angewendet und gewähren, richtig ausgeführt, den höchsten erreichbaren Grad von Sicherheit, sind aber für einen ganz allgemeinen Gebrauch zu kostspielig. Ihnen steht ein älteres Combinationsschloß, das Ring-, Mal- oder Buchstabenschloß (bei welchem eine Anzahl mit Buchstaben oder Zeichen versehener Ringe ohne Schlüssel, nur direct mit den Fingern, in bestimmte Stellung verdreht werden müssen), in vielen Hinsichten nach. Wahre Kunstwerke sind die Combinationsschlösser (mit Schlüssel) der Nordamerikaner Newell, Jennings und Yale. Schlösser überhaupt gehören, ihrem Charakter als allgemeines Bedürfniß entsprechend, zu den ältesten Erfindungen.

Schon zu Homer's Zeiten wurden die Thüren mittels einer Art S. zugehalten, welche freilich sehr einfach gewesen sein mag, zumal Spuren vom Gebrauch der Schlüssel sich erst in spätern Perioden finden. In Aegypten fanden die Gelehrten der großen Expedition unter Bonaparte eine Art Combinationsschloß im Gebrauch, welches ohne Zweifel aus dem grauen Alterthum stammt. Das vorstehend erwähnte Malschloß kam im 16. Jahrh. auf und soll nach einigen von Hieron. Cardanus, nach andern von dem Cremoneser Janellus Turrianus oder von dem Nürnberger Hans Ehemann (1540) erfunden worden sein. In neuester Zeit haben sich größtentheils Engländer, Amerikaner und Franzosen durch Erfindung vorzüglicher Schlösser hervorgethan. Ueber das S. an den Feuergewehren s. Handfeuerwaffen.

Schloßen, s. Hagel.

Schlosser (Friedr. Christoph), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, wurde 17. Nov. 1776 zu Jever als der jüngste unter zwölf Geschwistern geboren und nach des Vaters frühzeitigem Tode bei einer Verwandten auf dem Lande erzogen. Auf dem Gymnasium zu Jever vorgebildet, bezog er 1793 die Universität Göttingen, wo er neben Theologie eifrig Geschichte, Physik und Mathematik, später die schöne Literatur der Italiener, Spanier und Engländer studirte. Sein Freund Köppen führte ihn in die Philosophie ein. Auch in der Stellung als Erzieher der Kinder des Grafen von Bentinck in Varel studirte er fleißig Philosophie, namentlich Plato und Kant. 1798 vicarirte er für einen Prediger auf dem Lande. Da er aber nach sechs Monaten nicht angestellt wurde, ging er wieder als Hauslehrer nach Othmarschen bei Altona und in gleicher Eigenschaft 1800 nach Frankfurt a. M. In dieser Zeit begann er sich auch mit Aristoteles zu beschäftigen, und es erschienen zugleich von ihm die Schrift «Abälard und Dulein» (Gotha 1807) und das «Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili» (Heidelb. 1809). Inzwischen war S. 1808 Conrector an der Schule zu Jever geworden, legte aber 1809 dieses Amt nieder, weil es ihn in seinem histor. Studium unterbrach, und ging nach Frankfurt a. M. zurück, wo er einige Lehrstunden am Gymnasium übernahm und seine «Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oström. Reichs» (Frankf. 1812) ausarbeitete. Der Fürst-Primas ernannte ihn 1812 zum Professor am neuerrichteten Lyceum zu Frankfurt, und als dieses 1814 einging, wurde er Stadtbibliothekar. 1817 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Heidelberg, zu deren Zierden er seitdem gehörte. 1824 erhielt er den Titel als Geh. Hofrath, später den als Geheimrath. Nach 44jährigem ununterbrochenen Wirken als akademischer Lehrer starb er daselbst 23. Sept. 1861. Unter seinen größern Arbeiten erwarb ihm zuerst die «Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung» (4 Thle. in 9 Bdn., Frankf. 1817—24; 2. Aufl. 1839—41) den Ruf eines ernsten und scharfsichtigen Forschers. Diesem Werke folgte als Ergebniß seiner in Paris angestellten Forschungen die «Geschichte des 18. Jahrh.» (2 Bde., Heidelb. 1823), die durch kritische Schärfe und eingehende Charakteristik der Personen und Richtungen allgemeinen Beifall erlangte. In der «Universalhistor. Uebersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Cultur» (3 Bde. in 9 Abth., Frankf. 1826—34) legte er die Früchte vieljähriger Studien des Alterthums nieder, wandte sich aber dann zur modernen Zeit zurück in der Schrift «Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner» (3 Abth., Frankf. 1832—35), welche zugleich als eine Vorarbeit zu der neuen Umarbeitung seiner «Geschichte des 18. Jahrh.» gelten konnte. Diese, bedeutend erweitert und besonders die Entwickelung der Literatur und Cultur ausführlich darstellend, erwarb sich einen großen Leserkreis sowol in Deutschland wie durch Uebersetzungen im Ausland und übte besonders in Deutschland selbst eine sehr eingreifende Wirkung. Das Werk erschien 1836—43 in zweiter (4 Thle.), 1843—46 in dritter (7 Thle.), 1853—60 (8 Bde.) in vierter Auflage. Eine ausgeprägte und kraftvolle Persönlichkeit, rücksichtslose Wahrheitsliebe und eine scharfe, sittenstrenge Beurtheilung der Personen und Zeiten zeichnet S.'s histor. Behandlungsweise vor andern aus. Um die Ergebnisse seiner Forschungen in einem Gesammtbilde auch populären Kreisen zugänglich zu machen, veranstaltete er die Herausgabe einer «Weltgeschichte für das deutsche Volk» (19 Bde., Frankf. 1842—54), welche Kriegk in Frankfurt aus den Werken S.'s über das Alterthum, das Mittelalter und das 18. Jahrh. bearbeitete, und zu der S. selbst das 15., 16. und 17. Jahrh. beifügte. Von seinen kleinern Schriften sind noch die Studien über Dante (Lpz. und Heidelb. 1855) und die Beiträge zu dem von ihm mit Ernst herausgegebenen «Archiv für Geschichte und Literatur» (5 Bde., Frankf. 1830—35) hervorzuheben. Vgl. «Nekrolog S.'s» von Gervinus (Lpz. 1861).

Schlosser (Joh. Georg), ein gewandter deutscher Prosaist und guter Uebersetzer, geb. 1739 zu Frankfurt a. M., Goethe's Jugendfreund und mit dessen Schwester verheirathet, studirte in

Gießen, nachher in Altdorf die Rechtswissenschaften. Er trat in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg zu Mömpelgard, ging dann nach Karlsruhe, wurde Amtmann in Emmendingen, 1787 Geh. Hofrath in Karlsruhe und 1790 Geheimrath und Director des Hofgerichts. Aus Misstimmung darüber, daß eine Verordnung, welche er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, zurückgenommen werden sollte, nahm er 1794 seine Entlassung und privatisirte nun erst in Ansbach, dann seit 1796 in Eutin. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zum Syndikus, wo er 17. Oct. 1799 starb. S. war ein tiefer Denker und eifriger Wahrheitsfreund. Man mußte sein Talent einer glänzenden Darstellung bewundern, trotz seines Hangs zu Paradoxien. Der Speculation war er bei seiner entschiedenen Richtung auf das Praktische abhold, was ihn auch trieb, gegen Kant zu schreiben. Sein «Seuthes, oder der Monarch» (Strasb. 1788) und andere Schriften über Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Recht. Er liebte und studirte die Alten und hat Longin's Schrift «Vom Erhabenen» (Bas. 1781) und mehreres aus Aeschylus, Plato und Aristoteles übersetzt. Seine «Kleinen Schriften» erschienen in sechs Bänden (Bas. 1779—94). Vgl. die Biographie S.'s von Nicolovius (Bonn 1844). — Johann Friedrich Heinrich S., bekannt als Convertit und eifriger Verfechter ultramontaner Bestrebungen, geb. 30. Dec. 1780 zu Frankfurt, Neffe des vorigen und Sohn Hieronymus Peter S.'s (gest. 1797), ebenfalls eines Jugendfreundes von Goethe (auch als eleganter Jurist und lat. Dichter bekannt), praktieirte seit 1803 als Advocat in seiner Vaterstadt, wurde hierauf 1806 vom Fürsten-Primas zum Stadtgerichtsrath ernannt, legte aber diese Stelle bei Auflösung des Großherzogthums Frankfurt nieder, trat, wie schon vorher 1811 sein Bruder Christian S. (gest. 14. Febr. 1829), ein geistvoller, aber etwas überspannter Mann, zu Rom gethan hatte, 21. Dec. 1814 zugleich mit seiner Gattin Sophie, einer geborenen du Fay, zur kath. Kirche über und lebte dann ohne öffentliche Stellung theils in seiner Vaterstadt Frankfurt, theils auf seinem Landgute bei Heidelberg, dem ehemaligen Stifte Neuburg, seinen literarischen und kirchlichen Neigungen. Er starb zu Frankfurt 22. Jan. 1851. Als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch die Schriften: «Die morgenländ. orthodoxe Kirche Rußlands und das europ. Abendland» (Heidelb. 1845) und «Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte» (2 Bde., Mainz 1851). Seine Gattin starb 24. Mai 1865 zu Stift Neuburg.

Schlözer (Aug. Ludwig von), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 5. Juli 1735 zu Gaggstedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Predigers, bei Verwandten erzogen und besuchte, mit reichen Sprachkenntnissen ausgerüstet, seit 1751 die Universität zu Wittenberg und seit 1754 die zu Göttingen, um Theologie zu studiren. Sein Plan, in der Zukunft den Orient zu bereisen, veranlaßte ihn zur Erlernung der orient. Sprachen. Nach beendeten akademischen Studien ging er 1755 als Hauslehrer nach Stockholm, dann nach Upsala. In Schweden schrieb er den «Versuch einer Handelsgeschichte» (Stockh. 1758) in schwed. Sprache. 1759 kehrte er nach Göttingen zurück, wo er sich unter Leitung des Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter nachher seine Gattin wurde, der Medicin widmete. Schon wollte er 1761 promoviren, als der russ. Reichshistoriograph Müller durch die Aussicht auf eine künftige Anstellung bei der petersburger Akademie ihn bestimmte, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in dessen Dienste zu treten. Sein erstes Geschäft in Petersburg war die Erlernung der russ. Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altruss. Jahrbücher ging. Dies reizte indeß Müller's Eifersucht, der überdies weder für seinen Reiseplan, noch für seine Anstellung großen Eifer zeigte. S. fuhr indeß fort, die mittlere russ. Geschichte aus den Chroniken und Nationalschriftstellern zu bearbeiten, wurde 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Rasumowskij'schen Erziehungsanstalt und trennte sich nun von Müller völlig, der jetzt sein entschiedener Gegner wurde. In dieser Lage konnte ihm 1764 seine durch Michaelis bewirkte Ernennung als Professor in Göttingen, wenngleich für den Augenblick ohne Gehalt, nur höchst willkommen sein. Allein Müller wußte bei dem Senate das Verbot seiner Abreise durchzusetzen, sodaß S. sich genöthigt sah, noch einige Jahre in Rußland zu bleiben. Dafür bewilligte ihm die Regierung nach längern Verhandlungen 1765 seine früher vergebens gemachten Forderungen, ernannte ihn zum Professor bei der Akademie und übertrug ihm die Bearbeitung der altruss. Geschichte; zugleich wurde ihm ein dreimonatlicher Urlaub zu einer Reise nach Deutschland ertheilt. Nach seiner Rückkehr von hier blieb er noch zwei Jahre in Petersburg und folgte dann, 1767, einem Rufe als ord. Professor der Politik nach Göttingen. Mit dieser Anstellung begann S.'s weitumfassende Thätigkeit im Gebiete der Geschichte und Statistik, auf deren Behandlungsweise unter den Deutschen er umgestaltend und belebend mit großem Erfolg

einwirkte. Die vorzüglichſte Frucht ſeiner hiſtor. Forſchungen waren ſeine «Allgemeine nordiſche Geſchichte» (2 Bde., Halle 1772) und die Ueberſetzung des ruſſ. Chroniſten Neſtor bis zum J. 980 (5 Bde., Gött. 1802—9). Für eine geiſtvollere und lebendigere Behandlung der Univerſalgeſchichte brach er durch ſeine «Weltgeſchichte im Auszuge und Zuſammenhange» (2 Bde., Gött. 1792—1801) ſowie durch eine «Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder» (3. Aufl., Gött. 1790) die Bahn. Zugleich erwarb er ſich beſondere Verdienſte um die Statiſtik dadurch, daß er deren Begriff und Umfang zuerſt genauer beſtimmte und eine vollſtändige Theorie derſelben entwarf, wenn ihn auch hierbei eine einſeitige Vorliebe für das Tabellenweſen beherrſchte. Mit dem Studium der Staatswiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange verband er auch die vielſeitigſte Thätigkeit als polit. Schriftſteller, in welcher Eigenſchaft er beſonders durch ſeinen «Briefwechſel» (10 Bde., Gött. 1776—82) und ſeine «Staatsanzeigen» (18 Bde., Gött. 1782—93) ebenſo furchtlos als einflußreich wirkte. Mit ſeinem 70. J. zog ſich S. von allen Geſchäften zurück, wurde 1804 vom Kaiſer von Rußland geadelt und ſtarb als Geh. Hofrath 9. Sept. 1809. — Seine Tochter Dorothea, verehelichte Bürgermeiſter Rodde zu Lübeck, geb. 10. Aug. 1770, durch ihre gelehrten Kenntniſſe berühmt, die ſie mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts zu vereinigen wußte, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, unter anderm die ruſſ. Münzgeſchichte in den trockenſten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anſpruchslos in den Kreis der weiblichen Wirkſamkeit zurück. Sie ſtarb auf der Rückreiſe aus dem ſüdl. Frankreich zu Avignon 12. Juli 1825. — Chriſtian von S., Bruder der vorigen, geb. 1774 zu Göttingen, früher Profeſſor an den Univerſitäten zu Dorpat und Moskau, ſpäter außerord. Profeſſor in der philoſ. Facultät zu Bonn, hat ſich insbeſondere durch ſeine «Anfangsgründe der Staatswirthſchaft» (ruſſ. und deutſch, 2 Bde., Riga 1804—6) bekannt gemacht. Auch gab er ſeines Vaters «Oeffentliches und Privatleben aus Originalurkunden» (2 Bde., Lpz. 1828) heraus. Er ſtarb 1831. — Kurd von S., Enkel A. L. von S.'s, geb. 5. Jan. 1822 zu Lübeck, wo ſein Vater, Karl von S., ruſſ. Generalconſul war, beſuchte das dortige Gymnaſium und widmete ſich ſeit 1841 erſt zu Göttingen, ſpäter zu Bonn und Berlin orient. und hiſtor. Studien. Nachdem er eine Schrift über den ältern arab. Reiſenden Abu-Dolef veröffentlicht (Berl. 1845), ging er nach Paris, um die dortigen Archive zu benutzen, worauf er ſeinen Aufenthalt wieder zu Berlin nahm. Von ſeinen Arbeiten ſind noch zu nennen: «Choiſeul und ſeine Zeit» (Berl. 1849); «Geſchichte der deutſchen Oſtſeeländer» (3 Bde., Berl. 1850—53); «Verfall und Untergang der Hanſa» (Berl. 1853); «Chafot. Zur Geſchichte Friedrich's d. Gr. und ſeiner Zeit» (1. und 2. Aufl., Berl. 1856); «Die Familie von Meyern» (Berl. 1855); «Friedrich d. Gr. und Katharina II.» (Berl. 1859).

Schlucken, von neuern Aerzten auch Schluckſer oder Schluckſen genannt (singultus), bezeichnet ein eigenthümlich ſchallendes, unwillkürliches, krampfhaftes Einathmen, welches durch ſtoßweiſe erfolgende Zuſammenziehungen des Zwerchfells hervorgebracht wird, infolge deren die Luft eigenthümlich tönend durch die Stimmritze einſtrömt. Dieſer Zwerchfellskrampf findet ſich bei Krankheiten des Zwerchfells und ſeiner Nachbarorgane, z. B. des Magens nach Ueberladung oder Erkältung deſſelben, aber auch infolge von Reizung der Zwerchfellsnerven, welche z. B. vom Gehirn oder Rückenmark aus oder durch Reflex von entferntern Nervenpartien her bedingt ſein kann. Willkürliche Regelung des Athmens, Ablenken der Aufmerkſamkeit ſind unzuverläſſige Mittel; von überraſchender Wirkung iſt, namentlich bei kleinen Kindern, die häufig nach dem Trinken S. bekommen, der Genuß von etwas Zucker. Andauerndere Anfälle des Schluckſerkrampfes erfordern zuweilen noch beſondere medic. Behandlung. — Das Schluchzen, welches ſich zum heftigen Weinen geſellt, iſt dem Schluckſer nahe verwandt und beruht ebenfalls auf haſtigen Zwerchfellscontractionen.

Schlund, ſ. Rachen.

Schluß heißt in der Logik die Folgerung eines Urtheils aus einem oder mehrern andern. Im erſten Falle entſtehen die einfachen Schlüſſe oder Schlüſſe des erſten Grades, im zweiten die zuſammengeſetzten oder Schlüſſe des zweiten Grades. Zu den einfachen Schlüſſen gehören der S. von dem Allgemeinen auf das Beſondere (Unterordnungsſchluß), der von der Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Urtheils auf die Ungültigkeit oder Gültigkeit des ihm entgegengeſetzten (Entgegenſetzungsſchluß), ſowie auch der auf das umgekehrte Urtheil (Umkehrungsſchluß). Die zuſammengeſetzten Schlüſſe heißen Syllogismen (ſ. d.). In ihnen erfolgt die Verbindung des höhern und niedern Begriffs (terminus major und minor) im Schlußſatze (conclusio) vermöge eines zu Hülfe genommenen Mittelbegriffs (terminus medius). Sie zerfallen in kategoriſche,

hypothetische und disjunctive Schlüsse. Abgekürzte Schlüsse heißen Enthymeme. Durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Schlüsse entstehen die Schlußgewebe oder Epichereme, und die Schlußreihen oder Schlußketten. (S. Sorites.) Wenn der Mittelbegriff zur Verknüpfung des minor mit dem major nicht völlig zureicht, so entstehen die Wahrscheinlichkeitsschlüsse, wohin die der Analogie und der Induction gehören. Mangelhafte, scheinbare und täuschende Schlüsse heißen Fehlschlüsse oder Trugschlüsse. (S. Sophismen.) Die Lehre von den Schlüssen ist von Aristoteles zuerst bearbeitet und auch zugleich auf den Grad der Vollendung gebracht worden, welcher im ganzen noch heutzutage feststeht, wenngleich die tiefere Einsicht in die Gesetze der Begriffbildung, auf denen ihre Formen beruhen, erst der neuern Zeit angehört.

Schlüsselbein ist ein länglicher, flach Sförmig gekrümmter Knochen, welcher am untern Theile des Halses über der ersten Rippe liegt und das Brustbein mit dem Schulterblatte verbindet. Es hält dieser Knochen wie ein Strebepfeiler das Schultergelenk in gehöriger Entfernung vom Brustkasten und schafft so dem Arme die nöthige Freiheit und Festigkeit in seinen Bewegungen. Beim Bruche des S. sinkt der Arm nach innen herab und wird deshalb vom Kranken mit dem gesunden Arme in die Höhe gehalten. Der Bruch des S. erfolgt am häufigsten bei Kindern, ohne daß indeß die Bruchenden stets weit auseinanderrücken. Der Gebrauch des Armes wird in diesem Falle nur wenig beschränkt, und es ist nur ein leichter Verband nöthig.

Schlüsselblume, s. Primel.

Schlüsselburg, früher Nöteburg, eine Festung und Kreisstadt mit 3491 E., im russ. Gouvernement Petersburg, liegt für den Handel äußerst günstig, nur etwa 8½ M. von der Residenzstadt entfernt, am Newastrom, da, wo derselbe aus dem Ladogasee tritt, und wo gleichzeitig der aus dem Wolchow und jenem See führende Ladogakanal seine Mündung hat, sodaß sämmtliche Barken, welche den Weg von der Residenz nach den Wolgaländern nehmen, diesen Ort berühren müssen. Die Festung befindet sich auf der Katharineninsel, wurde 1323 vom Großfürsten Jurje III. Danilowitsch zum Schutze des nowgorodschen Gebiets gegen die Schweden erbaut und Orechowetz, d. i. Nüßchen, genannt, wie die Insel Orechow-Ostrow oder Nußinsel. Am 6. Aug. 1348 von dem Schwedenkönige Magnus erobert und Nöteborg (Nußburg) genannt, war sie fortan beständiger Zankapfel zwischen Schweden und Rußland. Peter d. Gr., welcher die Festung den Schweden 12. Oct. 1702 entriß, erkannte sehr richtig die ungemeine Wichtigkeit des Orts. Er ließ den Kanal graben und die Festungswerke der Stadt verstärken, auch Kasernen, Hospital, Kirchen und Fabriken anlegen. Die Fischerei und Schiffahrt sind sehr bedeutend. Eine histor. Bedeutung hat S. noch dadurch gewonnen, daß hier der unglückliche Iwan III. (s. d.) 1756—64 in Kerkerhaft gehalten und endlich ermordet wurde.

Schlüsselgewalt (potestas clavium) heißt nach Matth. 16, 19 im kirchlichen Sprachgebrauche die Gewalt der Geistlichen, Sünden zu vergeben und zu behalten. (S. Absolution.) Nach der Lehre der röm.-kath. Kirche kommt dieselbe dem Petrus als Statthalter Gottes auf Erden und als Nachfolgern desselben den Päpsten zu, allen andern Bischöfen oder Priestern aber nur kraft der ihnen vom Papste übertragenen Vollmacht. Auf Grund dieser Vorstellung hat sich nicht nur in der kirchlichen Malerei die Sitte gebildet, den Petrus mit einem Schlüssel in der Hand, «dem Schlüssel des Himmelreichs», abzubilden, sondern die Päpste führen auch den «Schlüssel» in ihrem Wappen. Die kath. Lehre von der S. hat sich allmählich aus der Vermischung zwei ursprünglich ganz verschiedener Vorstellungen, der Versöhnung des Sünders mit Gott und der Nothwendigkeit einer kirchlichen Disciplinargewalt zur Aufrechthaltung einer geordneten kirchlichen Gemeinschaft, gebildet. Erst seit Innocenz III. wurde es herrschende Meinung, daß der Priester nicht blos von den Kirchenstrafen (potestas oder clavis jurisdictionis), sondern auch von der Schuld vor Gott an Gottes Stelle und in einer auch im Himmel gültigen Weise (potestas oder clavis ordinis) absolviren könne. In letzterer Beziehung ist die kraft der S. ertheilte Absolution ein unfehlbar wirksamer sacramentaler Act. Da aber das Recht, die Sünden zu vergeben, auch das Recht, die Sünden zu behalten, einschließt, so hängt mit der priesterlichen S. auch der Kirchenbann (s. d.) oder die Excommunication und das Anathem zusammen, welche, zunächst ein Act der kirchlichen Disciplin, doch alle Unbußfertigen unfehlbar auch der göttlichen Sündenvergebung verlustig macht, weil jeder, der von der Mutter Kirche sich trennt, auch Gott nicht zum Vater haben kann.

In der evang. Kirche wurde die Ertheilung der Absolution anfangs nur als eine besondere Weise, das Evangelium zu verkündigen, angesehen und von der kirchlichen Disciplinargewalt oder der Befugniß, wegen öffentlichen Aergernisses von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, unterschieden. Letztere, welche von den Reformatoren allein unter dem «Binden und

Lösen» verstanden wird, bezieht sich daher nicht auf das Verhältniß zur innern, sondern zur äußern Gemeinschaft, nicht zum «Himmelreich», sondern zur sichtbaren Kirche, und ist als ein menschliches Urtheil gültig vor Gott nur soweit es gerecht ist. Das Recht des Bindens und Lösens aber steht der Gemeinde zu oder dem Pfarrer im Namen der Gemeinde als ihrem berufenen Diener. Doch finden sich schon in Luther's eigenen Schriften wieder Stellen, in welchen die S. mit der Absolution aufs neue in Verbindung gebracht und auf das Vergeben oder Behalten der Sünden ohne weiteres bezogen wird. Da nun nach luth. Lehre der Sünder, der in der Beichte die Absolution aus dem Munde des Pfarrers empfängt, diese mit dem festen Vertrauen hinnehmen soll, daß diese Vergebung Gottes Vergebung sei, so konnten sich hieran leicht wieder ähnliche Vorstellungen anschließen wie in der röm. Kirche. So wurde seit 1560 dem Kleinen Katechismus Luther's vielfach ein sog. «sechstes Hauptstück» beigefügt «vom Amt der Schlüssel». In demselben wird ausdrücklich gelehrt, der Christ müsse glauben, wenn die berufenen Diener Christi von der Gemeinde ausschließen, «daß es also kräftig und gewiß sei auch im Himmel». Doch fehlt dieses Stück im Concordienbuche. Die spätere luth. Dogmatik versteht unter S. in ähnlicher Weise die Gewalt, an Gottes Statt die Sünden zu vergeben oder zu behalten, ohne strenge Scheidung zwischen Absolution und kirchlicher Disciplin. Daher haben neuerdings die strengen Lutheraner vielfach dieselbe Gewalt für die Pastoren als Mandatare Gottes in Anspruch genommen. Die reform. Kirche hielt von Anfang an die Verkündigung der göttlichen Sündenvergebung und die kirchliche Disciplinargewalt streng auseinander und blieb, während sie letztere vielfach in gesetzlicher Schroffheit handhabte, hinsichtlich ersterer bei der declarativen Form der Absolution stehen. Die Kirchenzucht (s. d.) wird in der reform. und unirten Kirche nicht von den Pfarrern allein, sondern von den Presbyterien geübt.

Schlußzettel, Schlußnote oder Mäklernotiz heißt die Urkunde, mittels welcher ein vereideter Mäkler (s. d.) bezeugt, daß ein bestimmtes Handelsgeschäft durch seine Vermittelung zu Stande gekommen sei. Er gibt den Namen der Contrahenten, die Zeit, den Gegenstand und die Bedingungen des Vertrags an, muß nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche auf Verlangen der Parteien sofort nach dem Geschäftsabschlusse aufgenommen, auch jedem Theile in einem gleichlautenden Exemplare ausgehändigt werden und liefert vollen Beweis. In der Regel vollzieht der Mäkler den S. allein, bei Geschäften jedoch, die nicht sofort erfüllt werden sollen, hat er die Note den Parteien zur Unterschrift vorzulegen und das von jeder unterzeichnete Exemplar der Gegenpartei zu behändigen. Verweigerung der Unterschrift oder des Empfangs der vom Gegentheil unterschriebenen Note gilt als Rücktrittsversuch, und der Mäkler muß davon den andern Contrahenten sofort benachrichtigen.

Schlüter (Andreas), berühmter deutscher Baumeister und Bildhauer, geb. 20. Mai 1664 in Hamburg als Sohn eines Bildhauers, verlebte seine Jugend in Danzig und nahm dann auf Reisen die niederländ., franz. und ital. Kunstbildung der damaligen Zeit in sich auf. Er wirkte als vielbeschäftigter Baumeister in Warschau, als er 1694 vom Kurfürsten Friedrich III. als Hofbildhauer nach Berlin gerufen wurde, zunächst für die Decoration des Marmorsaales in Potsdam. Bald aber zeigte sich seine größere künstlerische Bedeutsamkeit. Nachdem er 1695 Mitdirector der Akademie geworden, baute er 1696 das Schloß Lietzenburg (jetzt Charlottenburg genannt), modellirte 1697 die Statue des Kurfürsten und leitete von 1698 an den von Nehring begonnenen Zeughausbau, der ihm besonders die decorativen Schönheiten, vor allem die weltberühmten Masken der Sterbenden verdankt. Zum Schloßbaudirector ernannt, baute er das Residenzschloß, ein durch großartige malerische Conception und kraftvolle Durchführung des Einzelnen höchst ausgezeichneter Bau. 1703 wurde sein plastisches Hauptwerk, das Edelste, was er geschaffen, die Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin, enthüllt. Dieses unübertroffene Erzbild vereint vollkommen individuelle Auffassung mit Adel der Gestalt und Haltung und dem Ausdrucke geistiger Macht. Ein Thurm, den der König gegen den bessern Rath S.'s auf unzureichendem Baugrunde neben dem Schlosse errichtet haben wollte, wurde das Mittel, wodurch es Eosander von Goethe gelang, S. aus seiner Stellung als Baumeister 1706 zu verdrängen. Doch blieb er Hofbildhauer und modellirte 1713 noch das Grabmal Friedrich's I. Dann aber ging er nach Rußland, wo er die Gunst des Kaisers Peter in hohem Grade genoß, aber schon 1714 starb. Vgl. Klöden, «Andreas S.» (Berl. 1855).

Schlutte, s. Judenkirsche.

Schmack ist ein veralteter Ausdruck für kleine holländ. Lastschiffe, die sehr unbeholfen gebaut sind und sehr flach gehen, um bei Flutzeit über die Watten der Nordseeströme fahren zu können. Ihr gegenwärtiger Name ist Tjalk. Diese Fahrzeuge unterscheiden sich von den ähn-

lich gebauten Kuffs nur dadurch, daß sie etwas kleiner sind und nur einen Mast haben, während jene deren zwei tragen. Um beim Segeln vom Winde wegen ihres geringen Tiefgangs nicht zu viel seitlich abgetrieben zu werden, ist diese Gattung Fahrzeuge mit sog. Schwertern ausgerüstet, einer mit Eisen beschlagenen, starken Plankenverbindung in Form eines Insektenflügels. Ein solches Schwert hängt an jeder Seite und dreht sich um einen starken Bolzen. Kommt das Fahrzeug in tiefes Wasser, und muß es mit seitlichem Winde segeln, so wird das in Lee (s. d.) befindliche Schwert hinuntergelassen und perpendiculär gestellt, das luvwärts aber über Wasser und horizontal gehalten. Das Leeschwert bildet dann einen Kiel und wirkt als solcher einem Abtreiben oder Seitwärtsgehen des Fahrzeugs entgegen. Der Name S. wird gegenwärtig nur noch auf helgolander und engl. Fischerfahrzeuge in der Nordsee angewandt. Dieselben haben jedoch keine Schwerter und sind tiefgehend gebaut.

Schmähschrift, s. Pasquill.

Schmalkalden, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, am südl. Abfalle des Thüringerwaldes in einem engen Thale, am Einflusse der Stille in die Schmalkalde, etwa 1 St. östlich der Werrabahn (Station Wernshausen) gelegen, ist Sitz des Landrathsamts und eines Kreisgerichts und zählt 5464 E. (3. Dec. 1864). Die Stadt gewährt mit ihren meist aus Holz gebauten Giebelhäusern ein alterthümliches Ansehen und ist noch von einer alten Ringmauer umgeben, vor welcher die drei Vorstädte liegen. Der ehemalige, ziemlich tiefe Wallgraben ist beinahe ausgefüllt und in Gärten verwandelt. S. hat zwei Schlösser, den Hessenhof am neuen Markte, früher Residenz der Grafen von Henneberg, in neuerer Zeit Sitz von Behörden, und die große Wilhelmsburg, über der Stadt, die aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. stammt. Merkwürdige Gebäude sind außerdem die goth. Hauptkirche (1413 erbaut) und das alte Rathhaus. Im Gasthause zur Krone am Markt wurde 1531 der Schmalkaldische Bund (s. d.) geschlossen, und in einem Hause mit einem goldenen Schwan und einer Inschrift, am Schloßberg nahe am Markt, erfolgte 1537 die Feststellung der Schmalkaldischen Artikel (s. d.). Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt S. eine Realschule. Den Haupterwerbszweig der Stadtbewohner sowie auch theilweise der Umgebung bildet die Eisen- und Stahlfabrikation (die sog. Schmalkalder Artikel, wie Messer, Scheren, Feilen, Bohrer, Zangen, Kaffeemühlen u. s. w.). Fast in jedem Hause, namentlich in der Weidenbrunner Vorstadt, befindet sich eine Schmiede. In der Nachbarschaft wird ansehnlicher Bergbau auf Eisen betrieben. S. war früher die Hauptstadt der Herrschaft S., die 1360 durch Kauf von den Burggrafen von Nürnberg an Hessen und Henneberg kam, aber nach Aussterben der Grafen von Henneberg (1583) in den alleinigen Besitz von Hessen überging. Als Enclave zwischen Gotha, Weimar, Meiningen und dem preuß. Kreise Schleusingen bildete die Herrschaft S. eine besondere Provinz des Kurfürstenthums Hessen. Bei Einrichtung der neuen Landesverwaltung in Kurhessen (7. Juli 1851) wurde die Provinz als Kreis der Provinz Fulda zugelegt, aber durch ein besonderes Regierungscommissariat verwaltet, das in der Stadt S. seinen Sitz hatte. Mit ganz Kurhessen kam 1866 auch die Herrschaft S. an Preußen. Dieselbe wurde zur Provinz Sachsen geschlagen und bildet seitdem den Kreis S., der auf 5,07 Q.-M. 37344 E. zählt. Unter den Ortschaften des Kreises sind noch zu nennen: der malerisch in einem engen Felsenthale gelegene Marktflecken Kleinschmalkalden, mit 1700 E., von welchem ein Theil (als Pfarrdorf) zu Gotha gehört; die Marktflecken Steinbach-Hallenberg, im Schwarzathale, mit 2872, und Brotterode, unweit des Inselsbergs, mit 2706 E., beide mit lebhafter Industrie in Metallwaaren; der Marktflecken Barchfeld, an der Mündung der Schweina in die Werra (auf einer Enclave im Meiningischen) schön gelegen, mit 1750 E. und Schloß der Landgräfin von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Von dem Areal der Herrschaft S. ist über die Hälfte (64733 kasseler Acker oder 2,80 Q.-M.) mit Wald bedeckt. Auf die Staatsforsten entfielen davon allein 37874 kasseler Acker oder 1,64 Q.-M. Durch Vertrag vom 14. Sept. 1866 trat Preußen diese schmalkaldischen Staatsforste an den Herzog Ernst von Koburg-Gotha ab in der Eigenschaft eines integrirenden Bestandtheils des Domänenguts in den Herzogthümern Koburg und Gotha, mithin als fideicommissarisches Privateigenthum des herzogl. sachsen-gothaischen Gesammthauses, und zwar gegen Uebernahme verschiedener, durch den Krieg entstandener Zahlungsverbindlichkeiten an die Staatsangehörigen der Herzogthümer Koburg und Gotha. Diese Forste zerfielen 1867 in sechs Reviere. Inmitten derselben erhebt sich der Gipfel des 2751 F. hohen Donnershauk. Vgl. Häsner, «Geschichte der Herrschaft S.» (Meining. 1818); Wagner, «Geschichte der Stadt und Herrschaft S.» (Marb. 1849).

Schmalkaldische Artikel werden vorzugsweise die von Luther im Dec. 1536 zu Witten-

berg aufgeſetzten Artikel genannt, welche die Grundlage der Verhandlung auf dem von Papſt Paul III. nach Mantua ausgeſchriebenen Concil bilden ſollten. Da die prot. Stände bei der vorläufigen Berathung zu Schmalkalden im Febr. 1537 dieſes Concil ablehnten, ſo wurden jene Artikel auch nur von den anweſenden Theologen unterſchrieben und galten lange Zeit hindurch nur als Privatſchrift Luther's, während der gleichzeitige Tractat Melanchthon's über den Primat des Papſtes und die Jurisdiction der Biſchöfe ſofort ſymboliſches Anſehen erhielt. Erſt lange nach Luther's Tode begann man ſeine Artikel, beſonders um der ſcharfen Ausprägung willen, die darin der eigenthümlichen luth. Abendmahlslehre gegeben war, im Streite wider die Schule Melanchthon's wieder hervorzuziehen und in verſchiedenen Kirchenordnungen auf dieſelben zu verpflichten. 1580 wurden ſie als ſymboliſche Schrift in das Concordienbuch aufgenommen und galten ſeitdem als eins der Hauptbekenntniſſe des ausſchließlichen Lutherthums. Auch abgeſehen von der Behandlung der Abendmahlslehre iſt der Ton dieſer Artikel ein ſchärferer als in der Augsburgiſchen Confeſſion, wie denn namentlich der Gegenſatz gegen das Papſtthum in denſelben weit ſchroffer ausgeprägt iſt. Das eigene Manuſcript Luther's, das in der heidelberger Bibliothek aufbewahrt wird, hat Marheineke (Berl. 1817) herausgegeben.

Schmalkaldiſcher Bund. Nachdem Kaiſer Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 eine offenbar feindſelige Haltung gegen die Reformation bewieſen, hielten Kurfürſt Johann (ſ. d.) von Sachſen und deſſen Sohn Johann Friedrich I. (ſ. d.) ſowie Landgraf Philipp (ſ. d.) von Heſſen mit mehrern andern prot. Reichsfürſten und Städten eine Verſammlung zu Schmalkalden 22. bis 31. Dec. 1530 und beſchloſſen, wenn einer von ihnen in Sachen des Glaubens angegriffen würde, demſelben gemeinſchaftlichen Beiſtand zu leiſten. Auf einer zweiten Verſammlung ebendaſelbſt 29. März bis 4. April 1531 ward der Schmalkaldiſche Bund förmlich zunächſt auf ſechs Jahre abgeſchloſſen. Außer Kurſachſen und Heſſen traten bei Fürſt Wolfgang von Anhalt, die Herzoge Philipp, Ernſt und Franz von Braunſchweig und Lüneburg, die Grafen von Mansfeld, die Städte Magdeburg, Bremen, Lübeck, Strasburg, Lindau, Konſtanz, Memmingen, Biberach, Isny, Reutlingen und Ulm; bald folgten auch Eßlingen, Braunſchweig, Göttingen, Eimbeck und Goslar. Kurfürſt Johann Friedrich und Landgraf Philipp wurden als Bundeshauptleute anerkannt, und die Bundesverfaſſung ward im Dec. 1531 zu Frankfurt a. M. vollends vereinbart. Somit hatte ſich der deutſche Proteſtantismus als polit. Macht conſolidirt, und ſein Einfluß machte ſich bald fühlbar. Die Bundesgenoſſen verſagten dem Kaiſer die Kriegshülfe gegen die Türken. Ueberdies weigerten ſie ſich, die Wahl ſeines Bruders Ferdinand I. zum röm. Könige anzuerkennen, in welchem Punkte ſie von den ſtrengkath. Herzogen von Baiern und dem Könige Franz I. von Frankreich unterſtützt wurden. Auch ſchloſſen ſie einen Bundesvertrag 22. Jan. 1532 mit König Friedrich I. von Dänemark. Karl V. mußte ſich daher zur Nachgiebigkeit verſtehen, und unter Vermittelung der Kurfürſten von Mainz und Pfalz kam der Nürnberger Religionsfriede 23. Juli 1532 zu Stande. Seitdem gewann der Proteſtantismus immer mehr an Ausdehnung und Macht, während der Kaiſer außerhalb Deutſchlands beſchäftigt war. Im Einverſtändniß mit Frankreich und Baiern führte Landgraf Philipp 1534 mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog Ulrich (ſ. d.) von Würtemberg in ſein Land zurück. Der röm. König, Ferdinand I., ſah ſich genöthigt, im Frieden zu Kadan 29. Juni 1534 nicht nur die Wiedereinſetzung Ulrich's zu genehmigen, ſondern auch in religiöſer Hinſicht Conceſſionen zu machen. Auf einer neuen Verſammlung zu Schmalkalden 24. Dec. 1535 wurde der Bund auf weitere zehn Jahre erneuert und beſchloſſen, alle, die darum nachſuchen und ſich der Augsburgiſchen Confeſſion gemäß halten würden, aufzunehmen. Demzufolge traten im folgenden Jahre bei: Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, drei Fürſten von Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Kempten, Hamburg, Hannover und Minden. Auch ein Bündniß mit König Chriſtian III. von Dänemark wurde 5. Oct. 1536 vollzogen und erhielt durch einen zweiten Vertrag, zu Braunſchweig 9. April 1538, noch weitere Ausdehnung. Auf der zahlreich beſuchten Bundesverſammlung zu Schmalkalden im Febr. 1537 lehnten die Bundesgenoſſen ab, das vom Papſt zu berufende Concil in Italien zu beſchicken und forderten ein wahrhaft freies Concilium in deutſchen Landen. Gleichzeitig wurden die ſog. Schmalkaldiſchen Artikel (ſ. d.) abgefaßt. Dem gegenüber vereinigten ſich mehrere kath. Reichsſtände in Nürnberg 10. Juni 1538 zu der Heiligen Liga (ſ. d.). Das Verhältniß zwiſchen beiden Religionsparteien geſtaltete ſich ſeitdem immer feindſeliger. Doch gelang unter Vermittelung der Kurfürſten von Brandenburg und von der Pfalz nochmals ein vorläufiger Vergleich (der ſog. Anſtand von Frankfurt 19. April 1539), wonach die Vortheile des Nürnberger Religionsfriedens von 1532 ausdrücklich auch allen ſpäter beigetretenen ſchmalkaldiſchen

Bundesgenossen zugute kommen sollten. Gleichzeitig siegte der Protestantismus vollständig in Brandenburg und den meisten Staaten Norddeutschlands, und sogar Heinrich VIII. von England suchte mit dem Schmalkaldischen Bunde anzuknüpfen. Kaiser Karl V. suchte unter solchen Umständen durch eine schlaue, anscheinend versöhnliche Politik vorerst Zeit zu gewinnen. Nachdem mehrere von ihm veranstaltete Religionsgespräche fruchtlos verlaufen, gab er auf den Reichstagen zu Regensburg 1541 und Speier 1544 den Protestanten beruhigende Erklärungen und schloß selbst 1541 ein Bündniß mit dem Landgrafen Philipp. Der Kaiser sah sogar zu, wie der strengkath. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, der die bundesverwandten Städte Goslar und Brannschweig befehdet hatte, von den Bundesgenossen im Aug. 1542 aus seinem Lande verjagt wurde. Dagegen leisteten letztere dem Kaiser nicht nur Beistand gegen die Franzosen und Türken, sondern ließen ihm auch freie Hand 1543 gegen den mit Frankreich verbündeten Herzog Wilhelm von Kleve, obwol derselbe sich offen der Reformation zuneigte. Nachdem jedoch Karl V. wieder Friede mit Frankreich und Waffenstillstand mit den Türken geschlossen, verbündete er sich mit dem Papst Paul III. Nunmehr fühlte er sich stark genug, um gegen die deutschen Protestanten einzuschreiten, welche damals, auf dem Reichstag zu Worms im Frühjahr 1545, entschieden jede Theilnahme an dem Tridentinischen Concilium verweigerten. Zunächst ließ der Kaiser gegen den reformatorisch gesinnten Kurfürst-Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, ein Proceßverfahren einleiten und diesen mit Absetzung bedrohen. Dagegen siegten die schmalkaldischen Bundesgenossen im Sept. 1545 über Herzog Heinrich den Jüngern, als derselbe sein Land wiederzuerobern versuchte, und nahmen ihn gefangen. Auch beschloß die Bundesversammlung zu Frankfurt 21. Jan. 1546, dem Kurfürsten von Köln gegen jeden Angriff beizustehen. Eine Gesandtschaft wurde an den Kaiser abgeschickt, um die Sistirung des Proceßverfahrens zu erbitten, worauf dieser eine beruhigende Antwort ertheilte. Während sich dadurch die Bundesgenossen täuschen ließen und jede Vorsichtsmaßregel verabsäumten, begann Karl V. kriegerische Rüstungen in Deutschland, Niederland und Italien und sicherte sich durch geheime Verträge den Beistand der kath. deutschen Fürsten sowie auch des prot. Herzogs Moritz (s. d.) von Sachsen. Endlich warf der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg die Maske ab. Als die Protestanten anfragten, gegen wen die Rüstungen gerichtet seien, antwortete er 17. Juni 1546, daß er nur die kaiserl. Würde aufrecht erhalten wolle gegen die ungehorsamen Fürsten, welche unter dem Vorwande des Evangeliums sich auflehnten. Offenbar waren vorzugsweise die beiden Bundeshauptleute Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp gemeint, und diese wurden auch 20. Juli 1546 förmlich in die Reichsacht erklärt. Vergeblich bemühten sich die kaiserl. Räthe, durch zweideutige Erklärungen die übrigen Bundesgenossen zur Neutralität zu bewegen und namentlich den Schein eines Religionskriegs zu vermeiden. Obschon der ablaufende Bundesvertrag noch nicht förmlich erneuert worden, hielten doch die überraschten Bundesverwandten treu zusammen, und es begann somit der **Schmalkaldische Krieg**. Der Feldhauptmann Schertlin (s. d.) mit den Soldtruppen der oberdeutschen Städte nahm schon 10. Juli 1546 die Ehrenberger Klause ein und wollte von da in Tirol einrücken, um sich der Alpenpässe zu bemächtigen und dem Kaiser den Zuzug aus Italien abzuschneiden. Man rief ihn aber zurück und er stieß Anfang August bei Donauwörth zu dem Hauptheere des Bundes, welches unter Anführung des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp von Norden heranrückte. Während so der jeden entscheidenden Zusammenstoß vermeidende Kaiser die ital. Hülfstruppen an sich ziehen konnte, wurden im prot. Lager durch den Hader und die Eifersucht der beiden Bundeshauptleute alle Operationen gelähmt. Beide feindlichen Heere manövrirten längs der Donau gegeneinander, und erst, nachdem im Sept. auch die niederländ. Truppen zum Kaiser gestoßen, drängte dieser die Bundesgenossen nach Schwaben zurück, als sie Mitte Oct. bei Giengen ein festes Lager bezogen. Auf die Nachricht, daß Herzog Moritz Kursachsen angegriffen und größtentheils erobert habe, ging jedoch das Bundesheer 22. und 23. Nov. 1546 auseinander. Kurfürst Johann Friedrich eilte zurück, um sein Land wiederzugewinnen, und auch Landgraf Philipp kehrte heim. Die Bundesverwandten in Süddeutschland, schutzlos preisgegeben, mußten daher um Frieden bitten. Im Laufe Dec. 1546 und Jan. 1547 unterwarfen sich dem Kaiser alle Reichsstädte, ebenso der Herzog Ulrich von Würtemberg. Sie mußten dem Schmalkaldischen Bunde entsagen und hohe Kriegscontributionen bezahlen. Dann wurde der Kurfürst Hermann von Köln gezwungen, zu resigniren (25. Febr.) und sein Nachfolger stellte den Katholicismus im Lande wieder her. Unterdeß hatte Kurfürst Johann Friedrich Kursachsen wiedergewonnen und sogar den Herzog Moritz aus seinen Erblanden verjagt. Die norddeutschen Bundesverwandten hielten treu zu ihm, und in Böhmen regte sich eine

Digitized by Google

ſtarke prot. Partei. Selbſt Frankreich und England knüpften mit dem Kurfürſten Verbindungen an. Allein Karl V. zog nunmehr mit geſammter Macht heron und gewann 24. April 1547 die entſcheidende Schlacht bei Mühlberg (ſ. d.), in welcher Johann Friedrich ſelbſt gefangen wurde. Derſelbe mußte durch die Wittenberger Capitulation vom 19. Mai auf ſein Land nebſt der Kurwürde verzichten, welche Herzog Moritz erhielt. Landgraf Philipp, der jetzt ganz allein ſtand, ſchloß unter Vermittelung Moritz' und des Kurfürſten von Brandenburg eine Capitulation und wurde, obſchon er ſich vor Karl V. zu Halle 19. Juni 1547 demüthigte, in Haft genommen. Auch die norddeutſchen Bundesverwandten, bis auf Magdeburg und Bremen, unterwarfen ſich dem Kaiſer, und damit war der Bund vollends aufgelöſt. Vgl. Maurenbrecher, «Karl V. und die deutſchen Proteſtanten 1545—1555» (Düſſeld. 1865).

Schmalz (Theodor Anton Heinr.), bekannt als Schriftſteller im Gebiete der Staatswiſſenſchaften, geb. zu Hannover 17. Febr. 1760, ſtudirte zu Göttingen 1777—80 Theologie, ſeit 1783 aber die Rechtswiſſenſchaften, habilitirte ſich 1785 und erhielt 1787 zu Rinteln eine Profeſſur der Rechte. 1789 folgte er jedoch einem Rufe in gleicher Eigenſchaft nach Königsberg und wurde dort 1798 zugleich Conſiſtorialrath und 1801 Kanzler und Director der Univerſität. 1803 erhielt er den Charakter als Geh. Juſtizrath und den Ruf als Director der Univerſität zu Halle. Als Halle zum Königreich Weſtfalen geſchlagen wurde, ging S. nach Memel zum Könige von Preußen, der ihm die Ausſicht auf eine Anſtellung in Berlin eröffnete. Hierauf privatiſirte er in Berlin, bis er 1809 in den Oberappellationsſenat des Kammergerichts gelangte. Bei der Gründung der Univerſität zu Berlin 1810 wurde er zum erſten Rector und zum Ordinarius der Juriſtenfacultät ernannt. Als Schriftſteller war S. zuerſt mit den «Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe» (Hannov. 1783) aufgetreten und hatte ſich als ſolcher einen ſehr geachteten Namen erworben. Durch die kleine polit. Schrift «Berichtigung einer Stelle in der Venturini'ſchen Chronik für das J. 1808» (Berl. 1815) erregte er jedoch nicht nur in Preußen, ſondern in ganz Deutſchland einen großen Anſtoß, indem er darin den Tugendbund (ſ. d.) als revolutionären Verein zu verdächtigen und überhaupt das Mistrauen der Regierungen gegen den Geiſt der Zeit zu unterhalten und zu ſteigern ſuchte. Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Fr. Förſter, Krug, Fr. Rühs, Ludw. Wieland, Ludw. Lüders u. v. a. traten mit Schriften gegen ihn auf, und es entbrannte der Streit im Wechſel von Schriften und Gegenſchriften in ſolcher Heftigkeit, daß durch eine königl. Verordnung vom 6. Jan. 1816 bei namhafter Geld- und Leibesſtrafe verboten wurde, fernerhin in dieſer Sache, weder für noch gegen, irgendetwas im Druck erſcheinen zu laſſen. Schließlich trat S. auch noch zu Gunſten Dom Miguel's auf und machte gemeinſchaftliche Sache mit den Pietiſten. Er ſtarb zu Berlin 20. Mai 1831. Von ſeinen Schriften ſind noch anzuführen: «Encyklopädie des gemeinen Rechts» (Königsb. 1790); «Handbuch des röm. Privatrechts» (Königsb. 1793); «Das Recht der Natur» (3 Bde., Königsb. 1795; neue Auflage, Lpz. 1823; neu bearbeitet unter dem Titel «Die Wiſſenſchaft des natürlichen Rechts», herausg. von Jarcke, Lpz. 1831); «Encyklopädie der Kameralwiſſenſchaften» (Königsb. 1797; 2. Aufl. 1819); «Handbuch des kanoniſchen Rechts» (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834); «Das europ. Völkerrecht» (Berl. 1817); «Lehrbuch des deutſchen Privatrechts» (Berl. 1818); «Staatswirthſchaftslehre in Briefen an einen deutſchen Erbprinzen» (2 Bde., Berl. 1818); «Anſicht der ſtändiſchen Verfaſſung in der preuß. Monarchie» (Berl. 1822), ein Schriftchen, das ebenfalls mancherlei Gegenſchriften und Kritiken veranlaßt hat; «Das deutſche Staatsrecht» (2 Bde., Berl. 1825).

Schmarda (Ludwig Karl), Naturforſcher und Reiſender, geb. 23. Aug. 1819 zu Olmütz, erhielt ſeine akademiſche Vorbildung ſeit 1826 auf dem Gymnaſium und (ſeit 1835) auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich dann ſeit 1837 zu Wien dem Studium der Medicin und Naturwiſſenſchaften. Nachdem er 1841 die philoſ. und 1843 die medic. Doctorwürde erlangt, trat er als Oberfeldarzt in ein Dragonerregiment. Noch in demſelben Jahre wurde er Aſſiſtent bei der Lehrkanzel der ſpeciellen Naturgeſchichte an der Joſephsakademie zu Wien, von wo er im Dec. 1847 als Lehrer der Naturgeſchichte und Geographie an die landſchaftliche Realſchule zu Gratz überſiedelte. Während der Bewegungen des J. 1848 betheiligte er ſich durch Wort und That an den liberalen Zeitbeſtrebungen. 1850 erhielt S. eine ord. Profeſſur an der Univerſität zu Gratz, die er 1852 mit der Profeſſur der Zoologie zu Prag vertauſchte. Bevor er die letztere wirklich antrat, entſchloß er ſich zu einer größern naturwiſſenſchaftlichen Reiſe. Mit ſeinem Freunde, dem Guts- und Bergwerksbeſitzer Ritter von Fridau, ging er im Jan. 1853 über Aegypten nach Ceylon, wandte ſich dann nach einem längern Aufenthalt auf dieſer Inſel nach dem Capland und von hier im Juni 1854 nach Auſtralien.

Während des folgenden Jahres besuchte er Chili, Mendoza, Panama und Jamaica und reiste dann von Paita und Guayaquil aus nach Quito, von dort nach Bogota und dann den Magdalenenstrom abwärts nach Cartagena, das er im Aug. 1856 erreichte. Da die projectirte Bereisung Nicaraguas wegen der damaligen polit. Zustände dieses Landes unthunlich war, wandte sich S. zunächst nach den Vereinigten Staaten und Canada, dann im Jan. 1857 von Neuorleans aus nach Cuba, von wo er nach Europa zurückkehrte. Inzwischen war er seiner Professur entsetzt worden, und er lebte nun die folgenden Jahre theils auf den Besitzungen seines Freundes in Steiermark, theils in Paris und Berlin. Im Jan. 1862 wurde er wiederum als Professor der Zoologie nach Wien berufen, wo er seitdem wirkte. Von dem Marineministerium mit der Berichterstattung über den Zustand der Seefischerei an den österr. Küsten beauftragt, bereiste er diese wiederholt während der Sommermonate der J. 1863—65. Als Zoolog beschäftigte er sich vorzugsweise mit den wirbellosen Thieren. Unter seinen Schriften aus früherer Zeit sind zu nennen: «Beiträge zur Naturgeschichte der Infusorien» (Wien 1846) und «Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere» (Wien 1846). Ueber seine Reisen berichtete er in der «Reise um die Erde in den J. 1853—57» (3 Bde., Braunschw. 1861). Von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist S.'s Werk «Die geogr. Verbreitung der Thiere» (Wien 1853). Von seinen übrigen Arbeiten sind, außer zahlreichen Beiträgen zu Zeit- und Gesellschaftsschriften, noch zu nennen: «Zur Naturgeschichte der Adria» (Wien 1852); «Zur Naturgeschichte Aegyptens» (Wien 1857); «Neue wirbellose Thiere» (Abth. 1 und 2, Lpz. 1850—61, mit 37 Tafeln) u. s. w. Als Lehrbuch für höhere Unterrichtsanstalten verfaßte er «Grundzüge der Zoologie» (Wien 1853). Auszüge aus seinen Berichten an das Marineministerium über die maritime Production der österr. Küstenländer kamen in der «Oesterr. Revue» (1864 fg.) zur Veröffentlichung. — S.'s Bruder, Karl Johann S., geb. 13. Juli 1826 zu Olmütz, Oberstlieutenant in der österr. Artillerie und seit 1866 Mitglied des Artilleriecomité zu Wien, ist durch verschiedene mathem. und militärwissenschaftliche Arbeiten rühmlich bekannt. Dahin gehören: «Lehrbuch der Trigonometrie» (Wien 1855), «Anleitung zur Feldbefestigung» (2 Bde., Wien 1856), «Lehrbuch der praktischen Meßkunst» (Wien 1858), «Ueber die geometr. Vorbedingungen der treffsichern Feuerwirkung» (Prag 1862) u. s. w.

Schmarotzer, s. Parasiten.

Schmauß (Joh. Jak.), einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, geb. zu Landau im Elsaß 10. März 1690, studirte zu Strasburg und Halle. Nachdem er auf der letztern Universität einige Zeit Vorlesungen gehalten, wurde er 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath und 1728 zum Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staatsrechts nach Halle und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er 8. April 1757 starb. S. war ein geistreicher Kenner und Bearbeiter der Geschichte und des Staatsrechts, besonders der neuern Geschichte, scharfsinnig und freimüthig und eröffnete manche neue Ansichten. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Corpus juris publici sacri Romani imperii academicum» (2 Bde., Lpz. 1745; neue Ausg. mit Anmerkungen von Schumann, Lpz. 1774); «Corpus juris gentium academicum» (2 Bde., Lpz. 1730); «Einleitung zu der Staatswissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1742); «Neues System des Rechts der Natur» (Gött. 1753), welches seinerzeit besondere Aufmerksamkeit erregte; «Neuester Staat von Portugal» (2 Bde, Halle 1714).

Schmecks (genauer Schmeksz) oder Tátra-Füred, ein Prädium und Curort im ungar. Comitate Zips, im Tatragebirge, am Fuße der sog. Königsnase wildromantisch gelegen, ist von Fichtenwäldern und Torflagern umgeben. Es sind hier sehr kräftige, eisenhaltige und indifferente Säuerlinge und eine Kaltwasserheilanstalt. $1^1/_2$ St. nördlich erhebt sich die Lomnitzer Spitze.

Schmeißfliege, s. Fliegen.

Schmeller (Joh. Andr.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, geb. 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in Oberfranken, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum zu München. Ohne Mittel, seine Studien fortsetzen zu können, faßte er, 18 J. alt, den Entschluß, in die Welt zu gehen. Im Juni 1804 machte er sich auf den Weg in die Schweiz, um dort unter Pestalozzi zu arbeiten. Als aber der Versuch, durch ihn beschäftigt zu werden, ebenso wie der, in Bern unterzukommen, dann auch der, von Basel zu Schiff nach Holland und von da nach Amerika zu reisen, mislungen war, ließ er sich auf dem Wege nach Solothurn von dem Agenten eines Schweizerregiments in span. Solde anwerben und kam im September nach Tarragona. Hier machte er mit einem Hauptmann des Regiments, Voitel, der Pestalozzi's

Lehrmethode in der Schule des Regiments eingeführt hotte, nähere Bekanntſchoft und begleitete ihn, ols derſelbe 1806 zum Vorſteher einer nach Peſtolozzi's Grundſätzen eingerichteten, für Offiziersſöhne beſtimmten Probeſchule nach Madrid berufen wurde, dahin als Gehülfe dieſer Lehranſtolt. Als dieſe bold noch dem Ausbruche der Revolution ihr Ende fand, verließ er mit ſeinem Mitarbeiter Studer Spanien und ging 1808 in die Schweiz, wo er mit Sam. Hopf eine Privotanſtolt in Baſel errichtete, die bis 1813 beſtand. In dieſem Johre verließ er die Schweiz, um ſich in die Reihen der bair. Freiwilligen zu ſtellen. Sein Botoillon blieb 1814 bei der Reſerve und wurde erſt im Feldzuge von 1815 verwendet. Noch der Heimkehr begann er, unterſtützt durch den Kronprinzen von Baiern, die Mundarten Baierns zum Gegenſtand einer ausführlichen Arbeit zu machen. Seine Schrift «Die Mundorten Boierns, grammotiſch dargeſtellt» (Münch. 1821) und ſein großes lexikaliſches Werk «Boir. Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen» (4 Bde., Stuttg. und Tüb. 1827—36), zugleich Idiotikon der lebenden Volksſprache ſowie Gloſſar der ältern Sprache des Landes, dürfen ols Muſter für gleichortige Arbeiten gelten. Als Oberlieutenant verobſchiedet, wurde er 1827 Profeſſor am Codettenhous in München, 1828 außerord. Profeſſor für die ältere deutſche Sprache und Literatur zu München. Daneben erhielt er 1829 die Stelle eines Cuſtos, 1840 die eines Unterbibliothekars an der königl. Hof- und Staatsbibliothek und wurde 1846 zum ord. Profeſſor an der Univerſität zu München ernonnt. Hier ſtarb er 27. Juli 1852. Außer den bereits genannten Houptwerken, ſowie zohlreichen andern in den «Denkſchriften der münchener Akodemie», den «Münchener gelehrten Anzeigen», Haupt's «Zeitſchrift für deutſches Alterthum» u. ſ. w. entholtenen Abhondlungen ſind von ſeinen übrigen Schriften als beſonders bedeutend noch hervorzuheben: die Ausgobe der von ihm «Hêliand» betitelten oltſächſ. Evangelienhormonie (Stuttg. und Tüb. 1830—40); ferner die Ausgabe der althochdeutſchen Ueberſetzung der ſonſt dem Tation, von ihm ſelbſt dem Ammonius zugeſchriebenen Evangelienharmonie (Wien 1841); die Ausgabe des «Muspilli» (Münch. 1832). Mit Jak. Grimm gab er «Lat. Geſchichte des 10. und 11. Johrh.» (Gött. 1838) heraus; ſpäter folgte ſeine Ausgabe von «St.-Ulrich's Leben, lateiniſch beſchrieben durch Berno von Reichenou und um das J. 1200 in deutſche Verſe gebrocht von Albertus» (Münch. 1844). Einen Beitrog zur bair. Geſchichte lieferte er in der kleinen Schrift «München unter der Vierherzog-Regierung 1397—1403, nach einer gleichzeitigen Denkſchrift des Bürgermeiſters Jörg Kotzmoir» (Münch. 1833). Für den ſtuttgarter Literoriſchen Verein beſorgte er die Ausgoben von «Des böhm. Herrn Leo von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilgerfohrt durch die Abendlonde» (Stuttg. 1844), der «Carmina burana» (Stuttg. 1847) und «Hodamar's von Laber Jagd nebſt drei andern Minnegedichten» (Stuttg. 1850). Ein beſonderes Studium hatte S. den ſog. Cimbern der Sette und Tredeci Communi zugewendet und ein Wörterbuch ihrer Sprache hinterlaſſen (herausg. von Bergmann, Wien 1855). Schon früher hotte er als Reſultate ſeiner Unterſuchungen die Abhandlung «Ueber die ſog. Cimbern der VII und XIII Communen auf den venediſchen Alpen und ihre Sprache» (Münch. 1838) veröffentlicht. Vgl. Föringer, «Lebensſkizze S.'s» (Münch. 1855).

Schmelz iſt gewöhnlich gleichbedeutend mit Email (ſ. d.). Im beſondern nennt man ſo das undurchſichtige weiße Email, womit Uhrziffertlötter u. ſ. w. überzogen werden, und die emailartige weiße Gloſur ouf Stubenöfen und gemeiner Fayence, in welchen beiden Zinnoxyd und Bleioxyd als weſentliche Beſtandtheile entholten ſind. Verſchiedenfarbige Stückchen von feinen Glasröhrchen, welche wie Glosperlen zu Stickerei gebraucht werden, führen ebenfalls den Nomen Schmelz. Schmelzfarben oder Emailfarben ſind durch Metolloxyde gefärbte Glasflüſſe, mit welchen mon ouf Glas, Porzellan und weißem Emailgrund malt, worauf dos Gemälde der Glühhitze ausgeſetzt wird, um durch Schmelzung ſowol Glanz zu erholten, als ſich mit dem Grunde feſt zu verbinden.

Schmelzen nennt man das Uebergehen eines Körpers aus dem feſten in den tropfbarflüſſigen Zuſtand. Dies konn durch keine mechan. Kraft, ſondern allein durch Wärme bewirkt werden. Es gibt verſchiedene Grade der Schmelzbarkeit. Manche Körper, wie Eis, Talg, Wochs, Schwefel u. ſ. w., ſind leicht ſchmelzbar und werden ſchon bei niedriger Temperotur flüſſig; andere bedürfen hierzu ſchon höhere Temperatur, wie Zinn, Blei, Zink u. ſ. w.; wieder andere, wie Gold, Eiſen, Platin u. ſ. w., ſchmelzen nur in ungemein hohen Temperaturen. Gemiſche von Stoffen, wie z. B. Metollegirungen, haben jedoch einen bedeutend niedrigern Schmelzpunkt ols die Stoffe (z. B. die Metolle) einzeln genommen. So können Legirungen von Zinn, Zink, Wismut u. ſ. w. hergeſtellt werden, welche ſchon im ſiedenden Woſſer ſchmelzen (wie Roſe's und Darcet's leichtflüſſige Metalle). Obgleich es noch nicht gelungen iſt, olle Körper zu ſchmelzen,

so darf man doch der Analogie nach schließen, daß absolut unschmelzbare Körper nicht existiren. Viele Körper, namentlich organische, erleiden durch die Wärme eine chem. Zersetzung, noch ehe sie zum S. kommen. Doch können mehrere derselben unter Umständen geschmolzen werden, zumal wenn man sie während des Erhitzens mit einer geeigneten Atmosphäre umgibt oder sie unter einem sehr starken Drucke erhält. Auf diese Weise ist es gelungen, Marmor und mehrere vulkanische Substanzen zu schmelzen. Das S. beginnt bei einem und demselben Körper bei einer festen, unveränderlichen Temperatur, dem Schmelzpunkte, und dieser ändert sich während des S. nicht, wie viel Wärme auch zu dem Körper noch hinzutreten möge. Doch ändert sich nach genauen Beobachtungen der Schmelzpunkt ein wenig mit dem Drucke der Atmosphäre.

Schmerlen oder Grundeln (Cobitis) heißen Süßwasserfische, die der Karpfenfamilie nahe stehen, aber sich durch die ganz oben auf dem schuppenlosen Kopfe stehenden Augen, enge Kiemenspalten und sehr kleine Schuppen unterscheiden. Der Mund ist mit wulstigen Lippen und Bartfäden besetzt. Sie halten sich an Boden der Gewässer auf. Es gibt in Deutschland drei Arten: der Schlammpitzger, Bißgurre oder die Meergrundel (C. fossilis), mit zehn Bartfäden, aalförmigem, fußlangem Körper, der häufig Luft in den Darm schluckt; der Steinpitzger oder die Dorngrundel (C. taenia), ebenfalls mit aalförmigem, sehr schlüpfrigem, aber kleinerm Körper und sechs Bartfäden, beide in schlammigen Gewässern und ihres Fleisches wegen wenig geschätzt; und die eigentliche Bartgrundel oder Schmerle (C. barbatula) mit kurzem Körper und sechs Bartfäden, die höchstens einen halben Fuß lang wird, klare Gewässer mit steinigem Grunde vorzieht und ihres zarten Fleisches wegen sehr geschätzt ist.

Schmerling (Anton, Ritter von), österr. Staatsmann, geb. 23. Aug. 1805 zu Wien, aus einer ursprünglich in den Rheinlanden ansässigen, seit dem 18. Jahrh. in Oesterreich begüterten Familie, machte seine juristischen Studien auf der wiener Universität und trat 1829, zunächst als Auscultant, bei dem Landgericht in Wien in den Staatsdienst. Nachdem er die untern Dienstgrade rasch durchlaufen, wurde er 1842 zum Rath ernannt, worauf 1846 seine Beförderung zum Appellationsrath erfolgte. S. war bereits nicht nur als tüchtiger Jurist, sondern auch durch seine thätige Theilnahme an den Arbeiten der niederösterr. Stände, denen er durch seine Geburt angehörte, bekannt, als ihn die Ereignisse des J. 1848 auf ein weiteres Feld riefen. Als ein Gegner des Metternich'schen Systems in die Bewegung der Märztage verflochten, wurde er von der österr. Regierung nach Frankfurt gesandt, um dort (seit 9. April 1848) als ihr Vertrauensmann den Berathungen über einen deutschen Verfassungsentwurf beizuwohnen. In dieser Stellung übte er auf die Ausarbeitung des Siebzehnerentwurfs einen nicht unbedeutenden Einfluß. Seine Richtung erschien damals rücksichtlich der Verfassungsangelegenheit unitarisch, wobei er aber nicht auf Preußens, sondern auf Oesterreichs Oberhauptschaft rechnen mochte. Nach Colloredo's Rücktritt erhielt S. 19. Mai 1848 für die letzten Wochen das Präsidium des durch die Wahl des Reichsverwesers im Juni aufgelösten Bundestags. In die deutsche Nationalversammlung von der Stadt Tuln als Abgeordneter erwählt, nahm er auch hier eine einflußreiche Stellung ein. Er schloß sich der constitutionellen Monarchie an, betheiligte sich an mehrern Ausschüssen und nahm die Interessen Oesterreichs mit Umsicht und Geschmeidigkeit wahr. Als Erzherzog Johann zum Reichsverweser erwählt worden, ernannte derselbe zuerst S. zum Reichsminister (15. Juli). In dieser Stellung vereinigte er anfangs Inneres und Aeußeres, behielt jedoch nachher nur das erstere Departement. Der Malmöer Waffenstillstand und dessen Verwerfung in der Nationalversammlung veranlaßte mit den übrigen Ministern auch S. zum Rücktritt. Doch behielt er, als die Bildung eines neuen Ministeriums auf Schwierigkeiten stieß, die Geschäfte in den Händen und entwickelte so beim Ausbruch der Unruhen 18. Sept. viel Energie. Die schnelle Bewältigung der Emeute war vorzugsweise sein Werk. Am 24. Sept. von neuem definitiv zum Reichsminister ernannt, sah er sich nicht nur heftigen Angriffen von seiten der Linken ausgesetzt, sondern entzweite sich auch seit dem Beginn der Verfassungsberathung mit einem großen Theile seiner bisherigen Freunde, indem er der Richtung auf die preuß. Oberhauptschaft immer offener entgegentrat. Er legte darum auch 15. Dec. 1848 sein Ministerium nieder und begab sich nach Olmütz und Wien, wo er bereits zum Abgeordneten in die österr. Reichsversammlung gewählt war und durch seine Mittheilungen und Rathschläge großen Einfluß auf die Modification der österr. Politik in der deutschen Frage übte. Die österr. Regierung übertrug ihm sodann die Stelle eines Bevollmächtigten bei der Centralgewalt, d. h. die Leitung der österr. Interessen in Frankfurt. Als Führer der Oesterreicher in der Nationalversammlung und einer der thätigsten Organisatoren der großdeutschen Partei arbeitete er nun

eifrig dem preuß. Kaiserthum entgegen. Nach der Erwählung König Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser kehrte er im April 1849 nach Wien zurück, wo er im Juli als Justizminister ins Cabinet Schwarzenberg trat. In dieser Stellung brachte er das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren zur Durchführung und leitete mancherlei Reformen ein, nahm aber schon im Jan. 1851 seinen Rücktritt, weil er sich mit der Restaurationspolitik Schwarzenberg's nicht im Einklange befand. S. erhielt hierauf das Amt eines Senatspräsidenten des obersten Gerichts- und Cassationshofs. Nach Erlaß des Diploms vom 20. Oct. 1860 wurde er 13. Dec. als Staatsminister ins Cabinet berufen, um den Uebergang Oesterreichs zu einem constitutionellen Staate fördern und leiten zu helfen. In dieser Stellung war das Staatsgrundgesetz vom 26. Febr. 1861 für die Reichs- und Landtagsvertretungen vornehmlich sein Werk. Auch hatte er an dem Deutschen Fürstentage in Frankfurt a. M. (1863) wesentlichen Antheil. Ungeachtet seiner Intentionen war jedoch S. unter den obwaltenden Verhältnissen nicht im Stande, den einheitlichen Verfassungsstaat durchzuführen. (S. Oesterreich.) Er legte deshalb 27. Juli 1865 sein Portefeuille nieder und machte dem sog. Sistirungsministerium Belcredi Platz. An demselben Tage übernahm er das Amt eines ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofs. 1861—65 war S. Mitglied des böhm. Landtags; 1861—67 vertrat er auch die Stadt Wien im niederösterr. Landtage. Der böhm. Landtag hatte ihn zum Abgeordneten in den Reichsrath gewählt, als ihn der Kaiser 1. April 1867 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannte.

Schmerz heißt jede unangenehme körperliche Empfindung, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, deren eigenthümliche Bestimmtheit aber nur durch die eigene Erfahrung des Befallenen erkannt wird. Die einzelnen Arten des Schmerzes, z. B. der Empfindung des Stechens, Schneidens, Brennens u. s. w., unterscheidet man dadurch, daß man schon bekannte S. als Vergleichungspunkte für die Bezeichnung anderer benutzt. Die Entstehung der körperlichen Schmerzgefühle ist physiologisch und psychologisch ebenso dunkel wie die der körperlichen Lustgefühle. Daß die Empfindungsnerven dabei die vermittelnden Organe sind, ist gewiß; aber warum die verschiedene Art und der verschiedene Grad ihres Gereiztwerdens die Empfindung hier der Lust, dort des S. zur begleitenden Folge habe, ist noch sehr dunkel. Es ist sogar streitig, ob die Empfindungsnerven sich dabei in einem Zustande erhöhter oder verminderter Thätigkeit befinden; doch bleibt ersteres wahrscheinlicher. Die Aerzte unterscheiden den organisch bedingten S. (d. h. den durch krankhafte Zustände anderer Gebilde, besonders durch Entzündungen hervorgerufenen) von dem Nervenschmerz (Neuralgie). In Krankheiten steigert sich oft die Empfänglichkeit für körperliche Schmerzempfindungen auf eine unglaubliche Weise, während andererseits Geisteszerrüttung für körperlichen S. häufig unempfindlich macht. (S. auch Jucken.) — Schmerzstillende Mittel nennt man insbesondere diejenigen, welche die Nerven und das Gehirn gegen S. unempfänglich machen. (S. Anodyna, Anästhesiren und Narkotica.) — Mehr in bildlicher Weise spricht man auch von rein geistigen (psychischen) S., dem Seelenschmerz, z. B. in der Reue, der Trauer, der Angst; doch läßt sich nicht leugnen, daß dieselben im Wesen wol dem körperlichen S. nahe verwandt sind, auch oft durch körperliche (häufiger freilich durch gemüthliche) Ursachen hervorgerufen werden.

Schmerzensgeld, eine Geldentschädigung, welche nach manchen Gesetzgebungen der Urheber einer Körperverletzung dem Verletzten wegen der damit zugefügten Schmerzen zahlen muß und die ganz unabhängig von der Strafe eintritt. Die Höhe des S. richtet sich nach der Schwere der Verletzung und den sonstigen Strafabmessungsgründen; der Betrag wird in der Regel durch richterliches Ermessen bestimmt.

Schmettau (Samuel, Reichsgraf von), preuß. Generalfeldmarschall, Grandmaître de l'Artillerie, geb. 26. März 1684, diente zuerst in einem fürstl. ansbachischen Regiment, welches in holländ. Diensten stand, und focht im span. Erbfolgekriege mit. 1714 trat er in poln. Dienste, wo er während der Conföderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste leistete, der ihn dafür zum Obersten der Artillerie ernannte. Bald nachher ging er in österr. Dienste über, kämpfte 1717 gegen die Türken und wurde dann gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er sich als Generalwachtmeister bei Villafranca auszeichnete. 1720 leitete er die Belagerung von Messina. 1731 ging er auf kaiserl. Befehl nach Genua, um den Aufruhr zu stillen, und als ihm dieses gelungen, 1733 als Feldmarschallieutenant unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern gegen die Franzosen nach dem Rheine. Hierauf wohnte er dem Türkenkriege 1737 bei. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der unrühmlichen Uebergabe von Belgrad gehabt, ist er völlig freigesprochen. 1741 wurde er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preuß. Unterthan zu-

rück, und S. folgte dem Rufe sehr gern, weil in Wien seine Neider ihm viel Verdruß bereiteten. Da er aber nicht wünschte, gegen Oesterreich zu fechten, so brauchte ihn Friedrich mehr als Gesandten, zuerst nach München an Kaiser Karl VII. und später an den König von Frankreich. Er starb zu Berlin 18. Aug. 1751. In 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen hatte er mitgefochten. — Sein Bruder, Karl Christoph, Reichsgraf von S., preuß. Generallieutenant, geb. 1696, stand zuerst in österr., dann während des Siebenjährigen Kriegs in preuß. Diensten und starb zu Brandenburg 1775. — Des vorigen Neffe, Graf von S., geb. um 1740, diente schon im Siebenjährigen Kriege, zeichnete sich gegen die Franzosen in den Feldzügen am Rheine aus und fiel als General der Infanterie bei Auerstädt 14. Oct. 1806.

Schmetterlinge (Lepidoptĕra) bilden eine große, sehr natürliche Ordnung der Insekten, welche zugleich ihrer äußern Erscheinung nach die schönste ist und sich durch vier staubartig beschuppte Flügel von gleicher Substanz, einen spiralig einwärts gerollten Rüssel und die sehr vollkommene Verwandlung auszeichnet. Ihre Größe ist äußerst verschieden; einige Motten messen ausgebreitet nur wenige Linien, manche ausländische Tagschmetterlinge bis fast gegen 1 F. Der Körper besteht aus den bei allen vollkommenern Insekten gewöhnlichen Abschnitten; nur sind die Brustringe eng untereinander verbunden. Von den drei Fußpaaren bleibt das erste bisweilen sehr klein. Die Flügel zeigen eine sehr große Abwechselung der Umrisse. Sie sind ganz oder mannichfach ausgeschnitten, bei den Federmotten fast bis zur Wurzel in mehrere Theile zerschnitten, bald geschwänzt, bald ungeschwänzt, bei allen mit feinen, staubartigen Schüppchen bedeckt, welche sehr verschieden gefärbt und gestaltet, breit oder lang, dick oder dünn, rund oder eckig, stumpf, spitzig oder gezähnt, gestielt oder stiellos u. s. w. sind. Nur bei wenigen sind die Flügel an einzelnen Stellen oder die Vorderflügel größtentheils schuppenlos und durchsichtig wie bei den Glasflüglern (Sesia). Bei sehr wenigen Weibchen sind die Flügel sehr kurz oder fehlen gar gänzlich, wie bei dem Frostschmetterling, dem Aprikosenspinner und dem Sackträger. Die Ernährungswerkzeuge kommen durch Zusammengesetztheit denjenigen der Käfer nicht gleich, bestehen hauptsächlich in dem Rüssel und haben auch nur die Bestimmung zum Aufsaugen flüssiger Stoffe, die überhaupt nicht in großer Menge aufgenommen werden; ja einige Arten von S. scheinen ihr kurzes Leben hindurch durchaus keiner Nahrung zu bedürfen, indem manchen Phalänen der Rüssel fast ganz fehlt. Die Oberlippe ist nur als Rudiment vorhanden, die Unterlippe aber groß, dreieckig, mit zwei großen, meist dreigliederigen Lippentastern, zwischen denen der aus zwei Hälften, den modificirten Kiefern, bestehende Rüssel liegt, an dessen Grunde die kleinen, ein- bis dreigliederigen Kiefertaster sitzen. Alle haben zwei große facettirte Augen, nur sehr wenige zugleich Nebenaugen. Die Geschlechter sind äußerlich oft leicht erkennbar. Die Weibchen sind meistentheils größer, oft minder lebhaft gefärbt, haben einen dickern Hinterleib und oft dünnere Fühler. Die Weibchen legen Eier von verschiedener, oft sehr zierlicher Gestalt, aus welchen nach Ablauf einer gesetzmäßigen Zeit die Raupe (s. d.) hervorkommt, welche, zur Fortpflanzung unfähig, nur auf Anhäufung von Körpermasse durch Ernährung hingewiesen, also sehr gefräßig, daher häufig dem Landmanne und Gärtner sehr schädlich ist und alle dem Schmetterlinge zukommenden Organe, wenn auch in sehr unentwickeltem Zustande, in sich trägt. Nach mehrfacher Häutung spinnt sie sich ein oder heftet sich an und wird zur Puppe (s. d.). Nach Ablauf der letzten Periode der Metamorphose kriecht endlich der Schmetterling aus der Puppe hervor, trocknet und entfaltet seine Flügel, deren Gefäße durch kräftige Athmung mit Luft erfüllt, ausgedehnt und gespannt werden, und beginnt sein kurz dauerndes Leben als vollkommen entwickeltes Thier, dessen Hauptgeschäft nun die Fortpflanzung ist, von deren früherer oder späterer Vollziehung auch die kürzere oder längere Lebensdauer abhängt. Dem Menschen sind die S. nur insofern nützlich, als mehrere Arten von Spinnern, die Seidenraupen (s. d.), ihm die Seide liefern; sehr viele sind dagegen als Raupen lästig oder verderblich. Ihre Verbreitung reicht zwar über die ganze Erde, denn einige leben selbst noch unter dem Polarkreise; doch übertreffen die tropischen Arten durch Zahl, Größe und Schönheit diejenigen milder Klimate. Man theilt die sämmtlichen S., von denen man etwa 20000 Arten kennt, in vier Unterordnungen: 1) Tagschmetterlinge oder Falter (Diurna), welche in die beiden Familien Falter (Papilionida) und Dickköpfe (Hesperida) eingetheilt werden; 2) Abendschmetterlinge (Crepuscularia), welche die beiden Familien Schwärmer (Sphingoděa) und Widderchen (Zygaenidae) umfassen; 3) Nachtschmetterlinge (Nocturna oder Phalaenae), welche in drei Familien zerfallen: Spinner (Bombycida), Eulen (Noctuida) und Spanner (Geomĕtrae), und 4) Kleinschmetterlinge (Microlepidoptĕra), welche man in vier Familien getrennt hat: Zünsler (Pyralidae), Wickler (Tortricina), Motten (Tinoděa) und Federmotten oder Geistchen (Pterophoridae). Die

Literatur über die S. ist sehr reich und schließt viele Prachtwerke ein. Die europäischen S. beschrieben Ochsenheimer und Treitschke in dem Werke «Die S. von Europa» (17 Bde., Lpz. 1807—18). — Der Schmetterling war schon im Alterthum ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele (Psyche), und das Hervorgehen des Schmetterlings aus der Puppe in seiner Vollkommenheit wurde auf die Befreiung der Seele von dem Körper im Tode bezogen. Daher erscheint Psyche auf Kunstwerken gewöhnlich mit Schmetterlingsflügeln. Auch der Gott des Schlafs (Hypnos) wurde mit Schmetterlingsflügeln am Kopfe abgebildet, indem der Schlaf als eine periodische Befreiung der Seele von den irdischen Banden angesehen wurde.

Schmetterlingsblütler (plantae papilionaceae) werden im natürlichen Pflanzensysteme diejenigen dikotylen Gewächse genannt, deren aus fünf meist getrennten Blättern zusammengesetzte Blumenkrone seit Linné's Zeit schmetterlingsförmig genannt wird. Sie besteht aus einem obern unpaarigen Blumenblatte, welches die übrigen meist an Größe übertrifft und Fahne oder Segel genannt wird, und aus zwei Paaren gleichgestalteter Blumenblätter, von denen die der Fahne zunächst eingefügten, das Innere der (gewöhnlich schief oder horizontal gegen den Horizont gestellten) Blüte seitlich begrenzenden als Flügel bezeichnet werden, während die beiden untersten, dicht aneinandergeschmiegten, oft auch verwachsenen Blumenblätter den Namen Kiel oder Schiffchen führen, weil sie einen hohlen, meist kahnförmigen Körper darstellen, in dem die Geschlechtsorgane eingeschlossen zu liegen pflegen. Diese eigenthümliche Blumenkrone steckt in einem meist röhrigen, seltener mehrblätterigen Kelche, dessen Saum regelmäßig oder zweilippig ausgebildet erscheint. Die Zahl der Staubgefäße beträgt zehn und sind dieselben entweder frei oder (gewöhnlich) mit den Staubfäden verwachsen und zwar bald alle zehn Staubfäden in eine den Stempel umgebende Röhre verschmolzen (monadelphisch oder einbrüderig) oder neun in eine den Stempel von unten her umgebende Rinne, während der zehnte (oberste) frei ist (diadelphisch oder zweibrüderig). Daher gehören fast alle S. in die 15. und 16. Klasse des Linné'schen Systems. Aus dem oberständigen, stets einfächerigen Fruchtknoten entwickelt sich bei den meisten Papilionaceen eine Hülse (s. d.), bei einigen auch eine Gliederhülse. Deshalb hat man diese Gewächse auch Hülsenfrüchtler (Leguminosae) genannt, welcher Name indessen nicht recht passend erscheint, weil die Hülse auch andern, nicht zu den S. gehörenden Pflanzen zukommt. Die Papilionaceen bilden nächst den Compositen die größte und eine sehr natürliche Familie des Pflanzenreichs, welche wegen der vielen aus ihr stammenden Cultur- und Nutzgewächse eine ganz besondere Wichtigkeit für den Menschen hat. Es sind theils Holzgewächse, theils Kräuter der verschiedensten Lebensdauer, Größe und Bildung. Die Blüten stehen am häufigsten in Aehren, Trauben und einfachen Dolden, selten einzeln, gebüschelt oder in Trugdolden und Rispen. Die Samen enthalten keinen Eiweißkörper, aber die beiden Kotyledonen des Keims sind stets sehr groß und dick, reich an Kleber-, oft auch an Stärkemehl. Im Holze der Bäume und Sträucher dieser Familie pflegen Gummigänge vorzukommen. Manche Papilionaceen enthalten auch arzneiliche Stoffe, wenige giftige (meist in den Samen). Die Blätter sehr vieler, besonders krautartiger S. sind reich an nahrhaftem Schleim und bieten deshalb den grasfressenden Thieren ein nahrhaftes Futter. Alle unsere wichtigsten Futterkräuter (Klee, Luzerne, Esparsette, Serradella, Wicken u. a.) gehören zu dieser Familie, ebenso die durch Nahrhaftigkeit der Samen ausgezeichneten Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen u. a.). Die Papilionaceen zerfallen in mehrere große natürliche Gruppen. Es sind: 1) die Sophoreae mit ungegliederter einfächeriger Hülse und zehn freien Staubgefäßen, 2) die Loteae, ebenfalls mit einer echten Hülse, aber ein- oder zweibrüderigen Staubfäden; 3) die Hedysareae, durch Gliederhülsen ausgezeichnet; 4) die Viciеae, mit Hülsen und zweibrüderigen Staubgefäßen, von allen übrigen dadurch verschieden, daß beim Keimen die Kotyledonen unter dem Boden bleiben; 5) die Phaseoleae, Schlingpflanzen mit Hülsen oder Gliederhülsen, deren Kotyledonen zwar über den Boden hervortreten, wie in den ersten vier Gruppen, aber nicht wie dort grün und blattartig werden, sondern dick, fleischig und bleichgrün bleiben. Die S. sind über die ganze Erde verbreitet, jedoch in der nördl. Hemisphäre häufiger als in der südlichen. Ihre Zahl nimmt in der Richtung vom Pol nach dem Aequator zu. Die meisten kommen in Afrika vor.

Schmid (Christoph von), vorzüglicher Jugendschriftsteller, geb. 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Dillingen und war nach Vollendung seiner theol. Studien einige Jahre Pfarrgehülfe zu Nassenbeuren bei Mindelheim, dann zu Seng im Algau, worauf er vom Grafen von Stadion einen Ruf als Schulinspector und Schulbeneficiat zu Thannhausen an der Mindel annahm. Während er in diesem Amte erfolgreich wirkte, schrieb er im Auftrage die «Biblische Geschichte für Kinder», die, sowie der «Erste Unterricht von Gott»

Digitized by Google

und das «Lehr- und Lesebüchlein in hundert kurzen Erzählungen», in den Schulen Baierns eingeführt wurden. Nachdem er die Leitung und Aufsicht der Schule zu Thannhausen 20 J. lang geführt, verlieh ihm der Graf 1816 die Pfarrei Stadion im Königreiche Würtemberg. Später erhielt er den Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an die neue kath. Facultät zu Tübingen und nachher als Director des Klerikalseminars zu Rothenburg. Doch konnte er sich nicht entschließen, seine Pfarrei zu verlassen, obgleich man ihm die Erlaubniß, sie durch einen Vicar verwalten zu lassen, gewähren wollte. 1827 ernannte ihn König Ludwig von Baiern zum Domherrn in Augsburg, später zum Ritter des Verdienstordens der bair. Krone, 1850 aber zum Comthur des Michaelsordens. Er starb 3. Sept. 1854. Außer der «Biblischen Geschichte» hat sich S. durch eine Reihe ausgezeichneter, das jugendliche Gemüth erweckender, durch gemüthlichen Ton und schöne Darstellung anziehender Schriften verdient gemacht, unter welchen vorzüglich die «Ostereier» (Landsh. 1821), wonach er sich auf seinen kleinern Schriften meist nannte, «Genovefa», «Der Weihnachtsabend», «Rosa von Tannenburg», «Das Blumenkörbchen», «Eustachius» und «Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde» (4 Bdchen., Landsh. 1821—26) großen Beifall gefunden haben. Diese Schriften wurden fast in alle neuern Sprachen übersetzt. Eine Ausgabe seiner «Gesammelten Schriften» (24 Bdchen., Augsb. 1840—46) veranstaltete S. noch selbst; eine zweite Auflage erschien 1860. Seine von ihm begonnene Selbstbiographie: «Erinnerungen aus meinem Leben» (4 Bde., Augsb. 1853—57) wurde nach seinem Tode von Werfer vervollständigt.

Schmid (Karl Christian Erhard), deutscher Philosoph, geb. zu Heilsberg im Weimarischen 24. Oct. 1761, studirte, von seinem Vater, einem Pfarrer, zur Universität vorbereitet, in Jena Theologie und Philosophie. Als Privatdocent daselbst, seit 1783, machte er sich mit dem Geiste der bis dahin fast unbeachteten Schriften Kant's bekannt und ließ sodann seine «Kritik der reinen Vernunft» (Jena 1786; 4. Aufl. 1798), welcher er ein «Wörterbuch zum Gebrauch der Kant'schen Schriften» (Jena 1786; 3. Aufl. 1795) beigab, erscheinen. Sein «Versuch einer Moralphilosophie» (Jena 1790; 4. Aufl. 1820) zeichnete sich durch Klarheit aus, und durch seine «Empirische Psychologie» (2 Bde., Jena 1791; 2. Aufl. 1796) bahnte er der Behandlung der Psychologie nach Kant'schen Grundsätzen den Weg. 1791 ging er als ord. Professor der Philosophie nach Gießen, folgte aber, als er dort wegen der Herausgabe der Schrift «De tribus impostoribus etc.» zur Verantwortung gezogen wurde, 1793 dem Rufe nach Jena als Diakonus und ord. Professor der Philosophie. Seitdem wirkte S., als Lehrer und Schriftsteller gleich thätig, bei der Umgestaltung der Philosophie nach Kant's Grundsätzen oder nach der kritischen Methode, wie dies seine «Physiologie, philosophisch bearbeitet» (3 Bde., Jena 1798—1801) beweist. Da er aber der Umgestaltung des Kant'schen Kriticismus zur Wissenschaftslehre fest widerstand, so gerieth er mit Fichte in Streit, der in seinem «Philos. Journal» den klaren S. als Philosophen für «Nichts» erklärte. S. wurde 1798 dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie, worauf er 1804 vom Herzog von Sachsen-Gotha den Titel eines Kirchenraths erhielt. In den letzten sechs Jahren seines Lebens leitete er ein von ihm errichtetes Erziehungsinstitut. Seine letzten Schriften waren die «Adiaphora» (Jena 1809) und die «Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften» (Gotha 1810). Er starb zu Jena 10. April 1812.

Schmid (Joh. Heinrich Theodor), deutscher Philosoph, Sohn des vorigen, geb. zu Jena 24. Juni 1799, widmete sich seit 1817 zu Jena philol. und philos., später theol. Studien. Seine eifrige Theilnahme an den burschenschaftlichen Vereinen verschloß ihm indessen, bei aller Tüchtigkeit, lange eine öffentliche Laufbahn. Er benutzte diese Zeit zur Abfassung einer «Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode» (Jena 1824), durch welche er sich der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt machte. Außer einigen größern kritischen Arbeiten beschäftigte ihn seit 1828 die Theilnahme an der Redaction der von Fries und Schröter gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten «Oppositionsschrift», deren Plan durch ihn auch auf das Gebiet der Philosophie erweitert wurde. 1829 erhielt er die Erlaubniß, in Jena als akademischer Docent aufzutreten. Ein Jahr darauf wurde er als außerord. Professor der Philosophie, mit dem besondern Auftrage, auch Religionsphilosophie zu lesen, nach Heidelberg berufen. Hier starb er 29. Jan. 1836. In seinen Ueberzeugungen hatte sich S. an Fries angeschlossen. Die beiden Werke, in welchen er seine Ansichten entwickelte, sind: die «Metaphysik der innern Natur" (Lpz. 1834) und die nach seinem Tode herausgegebenen «Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben» (Stuttg. 1836). Außerdem hat er eine Kritik von «Schleiermacher's Glaubenslehre» (Lpz. 1835) her-

ausgegeben ſowie viele Beiträge zu Zeitſchriften und Sammelwerken geliefert. Vgl. Reichlin-Meldegg, «Das Leben Heinrich S.'s in kurzem Umriſſe dargeſtellt» (Heidelb. 1836).

Schmid (Reinhold), namhafter deutſcher Rechtslehrer, Bruder des vorigen, geb. zu Jena 29. Nov. 1800, erhielt ſeine erſte Bildung in Verbindung mit ſeinem Bruder in dem von ſeinem Vater gegründeten Erziehungsinſtitut, trat dann ſpäter einige Zeit in ein größeres Handelshaus in Plauen, kehrte aber nach einigen Jahren wieder zu den gelehrten Studien zurück. Nachdem er ſeine Gymnaſialbildung in Altenburg vollendet, widmete er ſich ſeit 1819 zu Jena, ſeit 1821 zu Berlin dem Rechtsſtudium, wurde aber, nachdem er nach Jena zurückgekehrt, in die burſchenſchaftlichen Verbindungen verwickelt, was nach vollendeter langwieriger Unterſuchung eine Verurtheilung zu mehrjährigem Feſtungsarreſt zur Folge hatte. Dieſen Arreſt, der durch Begnadigung auf ein Jahr beſchränkt wurde, verbüßte er mit ſeinem Bruder auf dem Jagdſchloß Frauenpriesnitz. Durch ſeinen Verwandten Karl Ernſt Schmid (ſ. d.) auf die bis dahin in Deutſchland faſt ganz unbeachtet gebliebenen angelſächſ. Rechtsdenkmäler hingewieſen, veröffentlichte er zunächſt eine Reihe dahin einſchlagender Aufſätze im «Hermes», welchen dann die Ausgabe und Ueberſetzung der «Geſetze der Angelſachſen» (Lpz. 1832; 2., vollſtändig umgearbeitete und durch ein antiquariſches Gloſſar bereicherte Aufl., 1858) folgte. Inzwiſchen hatte ſich S. in Jena habilitirt, wo er 1832 zum außerord. Profeſſor und zum Beiſitzer des Spruchcollegiums ernannt wurde. Doch folgte er 1836 einem Rufe nach Bern als Profeſſor des röm. Rechts, wo er in der Folge von dem ſehr bewegten polit. Leben nicht unberührt blieb. Es beſchäftigte ihn beſonders die Rechtsphiloſophie, wobei er, der hiſtor. Rechtsſchule und der neuern Speculation gegenüber, die Bedeutung der auf Erfahrung gegründeten polit. und nationalwirthſchaftlichen Elemente des Rechts in ein klares Licht zu ſtellen ſuchte. Als Frucht dieſer Studien erſchien ſeine gehaltreiche «Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts» (Jena 1848). Seitdem wandte ſich S. vorzugsweiſe der Betrachtung der neuern rechtlichen und polit. Zuſtände zu. So bekämpfte er im «Civiliſtiſchen Archiv» die neuern Theorien über die Genoſſenſchaften (1853) und verſuchte (1861) den dinglichen Gewerberechten (wozu er auch das Verlagsrecht rechnet) durch neue Begründung eine feſte Stelle im Syſtem des heutigen Privatrechts zu vindiciren. In der Schrift «Die Herrſchaft der Geſetze nach ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen» (Jena 1863) unterwarf er die Lehren des internationalen bürgerlichen und peinlichen Rechts einer eingehenden Kritik. Auch ſchrieb er unter anderm über Savigny und deſſen Verhältniß zur neuern Rechtswiſſenſchaft, über die polit. Bedeutung des Nationalitätsprincips, über Repräſentativverfaſſung, über das demokratiſche Princip u. ſ. w.

Schmid (Karl Ernſt), vorzüglicher deutſcher Juriſt, geb. 24. Oct. 1774 zu Weimar, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, widmete ſich 1793—96 zu Jena neben juriſt. Studien auch unter Anleitung ſeines Oheims, des Profeſſors Karl Chriſtian Erhard Schmid (ſ. d.), der Philoſophie und folgte 1797 einem Rufe nach Baireuth zur Redaction der dortigen polit. Zeitung, die er bis 1804 führte. Daneben trat er auch in preuß. Staatsdienſt und wurde 1803 Criminalrath, 1804 Stadtgerichtsrath. 1807 ging er als Regierungs- und Conſiſtorialrath nach Hildburghauſen, 1809 als ord. Profeſſor der Rechte nach Jena, 1810 aber als Mitglied des Geh. Rechtscollegiums wieder nach Hildburghauſen, wo er 1811 Vicepräſident ſämmtlicher Landescollegien und 1812 Geheimerath wurde. Nachdem er 1816 den Conferenzen zur Errichtung des gemeinſchaftlichen herzogl. ſächſ. Oberappellationsgerichts und zur Abfaſſung der Gerichtsordnung beigewohnt, trat er ſelbſt in daſſelbe zu Jena ein, wirkte aber außerdem als Lehrer an der dortigen Univerſität. 1826 wurde er an Schnaubert's Stelle Ordinarius der Juriſtenfacultät und damit Vorſitzender der Spruchcollegien. S.'s raſtloſe Thätigkeit erſtreckte ſich nach verſchiedenen Seiten hin. Als akademiſcher Lehrer hielt er eine Reihe von Jahren hindurch Vorleſungen über deutſches Staats-, Völker- und Privatrecht, über engl. und franz. Criminalproceß. 1829 berief ihn der Herzog von Sachſen-Meiningen zur Berathung über die neue Organiſation des Landes und die Entwerfung einer Verfaſſung für das Herzogthum ſowie über manche andere Reform. Der Entwurf einer neuen Verfaſſung für das Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen ward ihm 1840 übertragen. S. ſtarb 28. Juni 1852. Seit 1826 widmete er ſeine Hauptthätigkeit den beiden Spruchcollegien der Juriſtenfacultät und des Schöppenſtuhls; ein namhafter Theil der wichtigern Rechtsſprüche dieſer Collegien rührt von ihm her. Sein ſchriftſtelleriſches Wirken war vornehmlich auf Behandlung wichtiger polit. und rechtlicher Fragen der Zeit gerichtet. Dahin gehören: «Ueber Kriegsſchäden» (Hildburgh. 1808); «Kritiſche Einleitung in das geſammte Recht des franz. Reichs» (2 Thle., Hildburgh. 1808—9); «Deutſchlands Wiedergeburt» (Jena 1814); «Der Deutſche Bund», eine Zeit-

schrift (Bd. 1, Jena 1815); «Ueber das Bürgerrecht der Juden» (Jena 1816); «Ueber den gotha-altenburger Erbfolgestreit» (Jena 1826); «Ueber die Thronfolgeordnung in Großbritannien und Hannover» (1835); «Der Büchernachdruck» (Jena 1823). Sein Hauptwerk, «Lehrbuch des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1, Jena 1821), blieb unvollendet. An verschiedenen Zeitschriften, namentlich am «Hermes», dessen Redaction er nach dem Tode seines Begründers, des mit S. nahe befreundeten Friedrich Arnold Brockhaus, führte, nahm er lebhaften Antheil.

Schmidt (Eberh. Karl Klamer), deutscher Dichter, geb. in Halberstadt 29. Dec. 1746, lebte als Kriegssecretär und Domcommissar in seiner Vaterstadt und starb daselbst 12. Nov. Nov. 1824. Bekannt wurde er hauptsächlich durch seine innige Freundschaft mit Gleim. Seine Dichtungen, meist zur lyrischen Gattung gehörend, außerdem Fabeln und Idyllen, drücken zwar in Form und Inhalt ganz die Milde, Friedlichkeit und sittliche Reinheit seines persönlichen Charakters aus, erheben sich aber sonst nicht über die allgemeinen, in seiner Zeit und besonders in seiner halberstädter Umgebung herrschenden Eigenschaften. Die Dichtungen erschienen in verschiedenen einzelnen Sammlungen, seine Uebersetzung der «Oden und Epoden» des Horaz 1820. S.'s «Leben und auserlesene Werke» (3 Bde., Stuttg. 1826—28) wurden von seinem Sohne in Gemeinschaft mit Lautsch herausgegeben.

Schmidt (Eduard Oskar), namhafter deutscher Zoolog, geb. 21. Febr. 1823 zu Torgau, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforte und machte seine Studien 1842—46 erst zu Halle, dann zu Berlin, wo er sich besonders an Johannes Müller und Ehrenberg anschloß. 1846 habilitirte er sich zu Jena mit dem Entschluß, sich ganz der Zoologie zu widmen. S. theilte seitdem seine wissenschaftliche Thätigkeit zwischen zahlreichen Reisen (durch fast ganz Europa vom Nordcap und den Faröer bis Unteritalien und den Jonischen Inseln) und der Verarbeitung des auf denselben gesammelten und in der Heimat ergänzten Materials. 1849 erhielt er eine außerord. Professur zu Jena. Doch folgte er 1855 einem Rufe nach Krakau, von wo er 1857, da ihm die polit. Verhältnisse in Galizien nicht behagten, auf seinen Wunsch an die Universität zu Gratz versetzt wurde. Obgleich S. Protestant, erfolgte doch 1865 seine Erwählung zum Rector der Universität. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete S. mit dem «Handbuch der vergleichenden Anatomie» (Jena 1849; 5. Aufl. 1865), welchem sich ein «Handatlas der vergleichenden Anatomie» (Jena 1854) sowie die Schrift über «Die Entwickelung der vergleichenden Anatomie» (Jena 1855) anschlossen. Das Gesammtgebiet der Zoologie behandelte er im «Lehrbuch der Zoologie» (Wien 1853) und dem für den höhern Schulunterricht bestimmten «Leitfaden der Zoologie» (Wien 1860; 2. Aufl. 1867). Besondere Aufmerksamkeit verwandte S. auf das Studium gewisser niedern Thiergruppen der dalmatin. Küste, zu deren Vergleichung er neuerdings den westl. Theil des Mittelmeeres bereiste. Eine Reihe von Abhandlungen, die theils selbständig, theils in Zeit- und Gesellschaftsschriften erschienen, betrifft die Strudelwürmer. Seit 1860 widmete er sich vorzugsweise der Untersuchung der Schwämme (spongiae) und legte die Ergebnisse derselben in dem Werke «Die Spongien des Adriatischen Meeres» (Lpz. 1862; Supplement 1 und 2, 1864—66) nieder. Eine praktische Verwerthung dieser wissenschaftlichen Beobachtungen wurde seitdem durch die künstliche Schwammzucht in den dalmatin. Gewässern (wie namentlich bei der Insel Lesina) angebahnt. Sonst sind von S.'s Schriften noch von allgemeinerm Interesse: «Bilder aus dem Norden» (Jena 1851); «Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften» (Berl. 1853); «Das Mikroskop» (Lpz. 1851), «Das Alter der Menschheit und das Paradies» (mit Unger, Wien 1866) u. s. w.

Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.), zum Unterschiede von Gleichnamigen meist Schmidt von Werneuchen genannt, war 23. März 1764 in Fahrland bei Potsdam geboren, wurde zuerst Prediger am Invalidenhause in Berlin, dann 1796 zu Werneuchen in der Mittelmark, wo er 26. April 1838 starb. Er versuchte sich vielfach als Dichter, wobei er ausschließend die von J. H. Voß ausgebildete ländliche Idylle nachahmte, diese Richtung aber einseitig übertrieb, indem er mit einseitiger Vorliebe oft an sich unästhetische Gegenstände behandelte. Ein nicht geringer Beweis für sein Talent ist übrigens, daß seine Gedichte trotzdem zum Theil eine Lebendigkeit und formelle Gewandtheit zeigen, welche das Interesse des Lesers fesseln. Dennoch ist sein Andenken fast nur noch dadurch lebendig, daß Goethe in dem Gedichte «Musen und Grazien in der Mark» seine Manier witzig parodirte. Unter anderm gab er heraus den «Neuen Berlinischen Musenalmanach», mit E. C. Bindemann (4 Bde., Berl. 1792—95), dessen Fortsetzung (1796—97) den Titel «Kalender der Musen und Grazien» führt, einige andere Almanache und «Neueste Gedichte» (Berl. 1815).

Schmidt (Georg Friedr.), Zeichner und Kupferstecher, einer der ausgezeichnetsten Künstler

des 18. Jahrh., wurde 1712 in Berlin geboren und sollte das Handwerk seines Vaters, eines armen Tuchmachers, erlernen. Der Knabe hatte aber einen solchen Drang zu künstlerischer Thätigkeit, daß er es durchsetzte, an dem Zeichenunterricht auf der Akademie der Künste theilnehmen zu dürfen. Selbst eine Reihe von Widerwärtigkeiten, worunter ein sechsjähriger Dienst in der Artillerie, vermochte ihn nicht von seinen Studien abzuhalten. Mit wenig Geld und ohne alle Empfehlungen ging er 1736 nach Paris, wo er, durch den Maler Lancret, den Freund des preuß. Hofmalers Pesne, gut aufgenommen und an den Kupferstecher Larmessin empfohlen wurde, der ihn unentgeltlich unterrichtete. Zuerst arbeitete er für diesen, erwarb aber bald durch die von ihm gestochenen Porträts des Grafen d'Evreux und des Erzbischofs von Cambray so viel Ruf, daß er fast zu gleicher Zeit zum Mitgliede der Französischen und der Berliner Akademie ernannt wurde. Obwol man ihm in Paris bedeutende Anerbietungen machte, folgte er doch der Berufung, die ihn in seine Vaterstadt zurückführte. Er kam dort 1744 an und wurde vom König und dem Hofe mit großer Auszeichnung empfangen. Sodann ging er auf fünf Jahre an den Hof nach Petersburg, wo er das Bild der Kaiserin und mehrere andere Bilder stach, auch die Kupferstecherschule gründete. 1762 kehrte er nach Berlin zurück und hier entfaltete er nun eine neue Thätigkeit. Man verdankt dieser seiner letzten Zeit namentlich treffliche, mit der Radirnadel gearbeitete Blätter im Geschmacke Rembrandt's. S. starb 1775 als einer der bedeutendsten Meister auf dem Gebiete der Kupferstechkunst. Außerdem war er als geistreicher Zeichner nicht minder geschickt. Er arbeitete nicht allein in der strengsten Grabstichelmanier, namentlich die Porträts, unter denen die des Malers Latour, des Peter Mignard, der Grafen Rasumowskij und Esterhazy, der Kaiserin Elisabeth von Rußland die vorzüglichsten sind, sondern wußte auch die Nadel in freiester, geistreichster Weise zu behandeln. In den radirten Blättern kommt er dem malerischen Reiz eines Rembrandt und Castiglione gleich, ohne jedoch in sklavischer Nachahmung irgendeiner Manier befangen zu sein.

Schmidt (Georg Phil.), genannt Schmidt von Lübeck, deutscher Dichter, geb. 1. Jan. 1766 in Lübeck, besuchte das dasige Gymnasium, wo damals viel poetische Betriebsamkeit an der Tagesordnung war. Von 1786—90 studirte er in Jena und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften, wiewol er sich aus Rücksicht auf seine Familie einstweilen zum theol. Studium bekennen mußte. Bald darauf durch den Tod seiner Aeltern zu eigenem Vermögen gelangt, wandte er sich nach Jena, um hier als Vorbereitung für einen weiten Reiseplan Medicin zu studiren. Hier machte er indessen Bekanntschaft mit Sophie Mereau und dem als Arzt in Weimar verstorbenen ältesten Sohn Herder's und wurde nun sehr bald mit Herder selbst, mit Wieland, Schiller und Goethe bekannt, was seine frühere Neigung zur Poesie von neuem rege machte. Von Jena ging er 1795 nach Kopenhagen, wo er in der gräflich Reventlow'schen Familie bekannt wurde. Nachdem er Schweden bereist hatte, promovirte er 1797 in Kiel und bereiste sodann den größten Theil Deutschlands. 1799 folgte er einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow auf Trollaburg in Fünen und verlebte hier drei glückliche Jahre. Sodann erhielt er das dän. Indigenat und wurde Secretär bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen. Seit 1806 war er in Altona Director mehrerer Bank- und Commerzinstitute und verschiedener Ausschüsse, die während des Continentalsystems entstanden. Selbst an der neuen Bürgerbewaffnung nahm er als Divisionsmajor Antheil. 1813 kam er als erster Administrator an die neue Reichsbank zu Kiel, wo ihm die Verwaltung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein übertragen worden war. Als aber die Bank aufhörte, eine gemeinsame Anstalt für die Herzogthümer und das Königreich zu sein, ging er 1818 wieder nach Altona als erster Director des neuen Bankinstituts und als Justizrath. 1829 legte er sein Amt nieder und lebte in Altona bis zu seinem 28. Oct. 1849 erfolgten Tode. Seine in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreuten Gedichte wurden von seinem Freunde, dem Professor Schumacher, gesammelt unter dem Titel «Lieder» (Altona 1821; 3. Ausg. 1847). Obschon in vielen derselben die Reflexion zu sehr vorwaltet, stellen ihn doch sein «Paul Gerhardt» und manche in den Volksmund übergegangene Lieder den besten Dichtern gleich. Außer einigen kleinen Schriften gab er «Histor. Studien» (Altona 1827) heraus; auch schrieb er «Ueber Kaspar Hauser» (2 Hefte, Altona 1831—32).

Schmidt (Heinrich Julian), namhafter deutscher Literarhistoriker, geb. 7. März 1818 zu Marienwerder, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich 1836—40 zu Königsberg geschichtlichen und philol. Studien. Nachdem er seit Nov. 1842 als Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin gewirkt, siedelte er im März 1847 nach Leipzig über, um sich an der Redaction der «Grenzboten», die damals unter Kuranda's Leitung standen, zu

betheiligen. Im Juli des folgenden Jahres wurde S. mit seinem Freunde Gustav Freytag Eigenthümer dieser Zeitschrift, welche in polit. Beziehung zu Gunsten der preuß. Hegemonie in Deutschland wirkte. Im Dec. 1861 wandte er sich wieder nach Berlin, wo er zwei Jahre hindurch die «Berliner Allgemeine Zeitung», das Organ der altliberalen Partei, redigirte, dann aber als Privatmann lebte. S.'s erste Arbeit von Bedeutung war die «Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution» (2 Bde., Lpz. 1850), die er schon einige Jahre vorher zu Berlin unter dem Eindrucke der Hegel'schen Phänomenologie geschrieben hatte. Die zahlreichen kritischen und literarhistor. Artikel, die er für die «Grenzboten» verfaßte, bildeten zum Theil die Grundlage für S.'s «Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1853), sein eigentliches Hauptwerk, durch welches er seinen literarischen Ruf begründete. Mit demselben griff er in der Folge bis auf das J. 1781 zurück, weshalb er auch in der vierten Auflage den Titel in «Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod» (3 Bde., Lpz. 1858) umwandelte. Die scharfe Kritik dieser ersten Auflagen, die nach der einen Seite hin vielen Beifall fand, nach der andern aber auch viele Anfeindungen veranlaßte, trat in der vollständig umgearbeiteten fünften Auflage des Werks (3 Bde., Lpz. 1865—67) hinter die streng histor. Forschung zurück. Zwei andere Werke von Bedeutung sind S.'s «Geschichte der franz. Literatur seit der Revolution 1789» (Lpz. 1858) und «Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod» (2 Bde., Lpz. 1860—64). Letzteres Werk schloß sich rückwärts an seine «Geschichte der deutschen Literatur» an. Von S.'s übrigen Schriften sind noch «Schiller und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1859) und «Uebersicht der engl. Literatur im 19. Jahrh.» (Sondersh. 1859), die Einleitungen zur deutschen Uebertragung der Werke von Dickens und von Heinrich von Kleist (1859) sowie zu Herder's «Cid» und «Ideen» (1868) hervorzuheben. Die polit. Gelegenheitsschrift über «Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung» (Berl. 1866) erlebte mehrere Auflagen.

Schmidt (Isaak Jakob), ausgezeichneter Kenner der Sprachen und Literaturen der Mongolen und Tibetaner, geb. 1779 in Deutschland, gest. 8. Sept. 1847 als russ. Staatsrath und Mitglied der Akademie zu Petersburg. Unter seinen vielen zum Theil polemisch gegen Klaproth, Abel Rémusat und Hammer gerichteten Schriften verdienen besondere Erwähnung: die «Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter» (Petersb. 1824) sowie die «Philol.-kritische Zugabe zu den von Rémusat bekannt gemachten mongol. Originalbriefen» (Petersb. 1824). Sehr wichtig ist ferner seine Ausgabe und Uebersetzung der 1662 von dem mongol. Khan Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi aus dem Geschlechte des Dschingis-Khan in mongol. Sprache verfaßten «Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses» (Petersb. 1829). Auch hat S. das Verdienst, zuerst eine «Grammatik der mongol. Sprache» (Petersb. 1830) und ein «Wörterbuch» (Petersb. 1832) bearbeitet zu haben. Später gab er ein mongol. Heldengedicht: «Die Thaten Gesser-Khan's» (Petersb. 1826; deutsch, 1839) heraus. Vorzüglich auf Csoma de Körös' Arbeiten gestützt ist seine «Grammatik der tibetischen Sprache» (Petersb. 1839) und das «Wörterbuch der tibetischen Sprache» (Petersb. 1841). Als eine für das Studium der tibetischen Sprache treffliche Arbeit muß auch gelten «Der Weise und der Thor», Original nebst deutscher Uebersetzung (2 Bde., Petersb. 1843), das erste in tibetischer Sprache in Europa gedruckte Buch. Auch war S. ein gründlicher Kenner der kalmückischen Sprache.

Schmidt (Mich. Ignaz), deutscher Geschichtschreiber, geb. 1736 zu Arnstein im vormaligen Hochstift Würzburg, besuchte seit 1749 das Gymnasium zu Würzburg, wählte dann den Stand eines Weltgeistlichen und trat deshalb in das bischöfl. Seminarium. Nach fünf Jahren wurde er Kaplan zu Haßfurt. Doch ging er bald darauf nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Rothenhan, dem er während des Siebenjährigen Kriegs auf seine Güter nahe bei Stuttgart folgte. Sein Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab seinem Geiste einen hohen Schwung und eine freiere Ansicht des Lebens. 1771 wurde er Bibliothekar der Universität in Würzburg, bald darauf auch Mitglied der vom Fürstbischofe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, dann Beisitzer der theol. Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. Nachdem er 1774 eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der Regierung erhalten, war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherrn unterstützt wurde. Auf die Empfehlung Dalberg's, nachmaligen Großherzogs von Frankfurt, wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe seiner «Geschichte

der Deutſchen», welcher er ſein ganzes übriges Leben widmete. Dieſem Werke verdankte er die Ernennung zum Wirklichen kaiſerl. Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs in Wien. Der Kaiſer Joſeph benutzte ſeine Talente auch, indem er ihn zum Mitgliede des neuorganiſirten Cenſurcollegiums und zum Lehrer in der Geſchichte für ſeinen Neffen und Thronfolger, den nachherigen Kaiſer Franz, ernannte. S. ſtarb zu Wien 1. Nov. 1794. Er war der erſte, welcher eine wirkliche Geſchichte der deutſchen Nation ſchrieb, während ſeine Vorgänger nur deutſche Kaiſer-, Reichs- und reichsſtändiſche Geſchichte bearbeiteten. Sein Hauptzweck war, zu zeigen, wie Deutſchland ſeine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, hauptſächlich aber ſeine Staats- und Kirchenverfaſſung entwickelt habe. Soweit er den Plan des Werks ausführen konnte, geſchah es mit Umſicht, Ordnung, Geſchmack und philoſ. Scharfſinn. Indeſſen beweiſt er ſich bei Darſtellung der Reformation des 16. Jahrh. nicht immer treu und unparteiiſch. Auch iſt ſeine Schreibart und Sprache nicht durchaus muſterhaft. Unter ſeinen frühern Schriften iſt zu erwähnen die «Geſchichte des Selbſtgefühls» (Frankf. und Lpz. 1772), ein Werk, welches von großem philoſ. Beobachtungsgeiſte zeugt. Seine «Geſchichte der Deutſchen», auch unter dem Titel «Aeltere Geſchichte der Deutſchen» (5 Bde., Ulm 1778—85), wurde vom ſechsten Bande an unter dem Titel «Neuere Geſchichte der Deutſchen» aus den hinterlaſſenen Papieren des Verfaſſers von Joſ. Milbiller fortgeſetzt (17 Bde., Ulm 1785—1808). Auch erſchien ſie zu Wien als «Aeltere Geſchichte der Deutſchen» (8 Bde., 1783—93) und als «Neuere Geſchichte der Deutſchen» (17 Bde., 1785—1808). Eine Fortſetzung derſelben iſt Dreſch' «Geſchichte Deutſchlands ſeit dem Rheinbunde» (5 Bde., Ulm 1824—30), welche Bd. 23—27 der ulmer und Bd. 18—22 der wiener Ausgabe bildet.

Schmidt (Wilh. Adolf), namhafter deutſcher Geſchichtſchreiber, geb. 26. Sept. 1812 zu Berlin, ſtudirte daſelbſt Philologie und Geſchichte und ſchloß ſich insbeſondere an Böckh, Lachmann, Raumer und Ranke an. Das Seminar des letztern beſuchte er gleichzeitig mit Waitz, Gieſebrecht, Dönniges, Köpke u. a. Nachdem er 1834 promovirt und dann einige Jahre als Gymnaſiallehrer gewirkt, habilitirte er ſich 1840 als Privatdocent der Geſchichte zu Berlin. Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit war damals vorzugsweiſe dem Alterthum zugewandt. Als die bedeutendſte Frucht derſelben erſchienen «Forſchungen auf dem Gebiete des Alterthums» (Bd. 1, Berl. 1842), in denen er gründliche Unterſuchungen über This und Abydos, über die Purpurfärberei und den Purpurhandel im Alterthum, über das Syſtem der ägypt. Körpermaße und «Beiträge der Papyrusliteratur zur Geſchichte der Tutel» niederlegte. 1844 begann er unter Mitwirkung von Böckh, Pertz, Ranke und der Gebrüder Grimm die «Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft», die bis Mitte 1848 erſchien. Inzwiſchen 1845 zum außerord. Profeſſor ernannt, betheiligte ſich S. 1846 an der Begründung der Germaniſtenverſammlungen und trat im Frühjahr 1848 für einen berliner Wahlbezirk in das frankfurter Parlament, wo er der Fraction des Würtemberger Hofs angehörte. Oſtern 1851 folgte er einem Rufe als Profeſſor der Geſchichte an die Univerſität Zürich, mit welcher Stellung ſpäter auch der hiſtor. Lehrſtuhl am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum verbunden ward. S. begründete daſelbſt in Verbindung mit andern Gelehrten die züricher «Monatsſchrift» (4 Bde., Zür. 1856—59). Oſtern 1860 ging er als Profeſſor der Geſchichte an die Univerſität Jena, wo er ſeitdem mit vielem Erfolge gewirkt hat. Von S.'s hiſtoriſchen Arbeiten, die zu den beſten Leiſtungen der neuern deutſchen Geſchichtſchreibung gehören, ſind noch beſonders hervorzuheben: «Geſchichte der Denk- und Glaubensfreiheit im erſten Jahrhundert der Kaiſerherrſchaft und des Chriſtenthums» (Berl. 1847); «Der Aufſtand in Konſtantinopel unter Kaiſer Juſtinian» (Zür. 1854); ferner «Preußens deutſche Politik» (Berl. 1850; 3. Aufl., die deutſchen Ereigniſſe bis auf die Gegenwart fortführend, 1867); «Geſchichte der preuß.-deutſchen Unionsbeſtrebungen ſeit der Zeit Friedrich's d. Gr.» (Berl. 1851); «Zeitgenöſſiſche Geſchichten. I. Frankreich von 1815—30. II. Oeſterreich von 1830—48» (Berl. 1859); «Elſaß und Lothringen. Nachweis, wie dieſe Provinzen dem Deutſchen Reiche verloren gingen» (Lpz. 1859). Auch wurde von S. die achte Auflage der Becker'ſchen «Weltgeſchichte» (18 Bde., Berl. 1860—63) bearbeitet und fortgeführt. Mit der Schrift «Schleswig-Holſteins Geſchichte und Recht» (Jena 1864) betheiligte er ſich im nationalen Sinne an dieſer Frage der Zeit. Neuerdings hat er die Veröffentlichung der «Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris» (Bd. 1, Lpz. 1867) begonnen.

Schmidt-Phiſeldeck (Juſtus von), deutſcher Staatsmann, geb. zu Wolfenbüttel 8. April 1769, ſtudirte 1787—90 zu Helmſtedt die Rechte, trat ſpäter in braunſchw. Staatsdienſt und wurde 1799 Conſiſtorial-, Grenz- und Lehnrath, auch Archivar. Während dieſer Zeit ſchrieb

er eine «Anleitung für Anfänger in der deutſchen Diplomatik» (Braunſchw. 1804) und einige kleine juriſt. Monographien. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig ernannte ihn 1806 zum Hofrathe und Geh. Secretär im Miniſterium. Nach Organiſation des Königreichs Weſtfalen wurde er 1808 Appellationsrichter in Kaſſel, 1809 Staatsrath und 1810 zugleich Generaldirector der indirecten Steuern. Nach Wiederherſtellung der rechtmäßigen Landesregierung 1813 ernannte ihn der Herzog Friedrich Wilhelm mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths zum Mitgliede der proviſoriſch angeordneten Regierungscommiſſion und dann zum Mitgliede des 1814 organiſirten Geheimrathscollegiums und zum Geheimrathe. Hierauf ging S. als Geſandter des Herzogs zum Wiener Congreß, an deſſen Verhandlungen er bis 1815 theilnahm. Nach Friedrich Wilhelm's Tode wurde das Geheimrathscollegium von dem königl. Vormunde, dem Prinz-Regenten von England, mit der oberſten Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt und S. blieb bis 1823, wo Herzog Karl die Regierung übernahm, und auch nachher noch bis 1826 Mitglied deſſelben. Wegen arger Beleidigungen und Verfolgungen von ſeiten des Herzogs Karl (ſ. d.) entfernte er ſich Oſtern 1827 aus Braunſchweig und trat als Geheimrath in hannov. Dienſte. Er wurde zum Chef des Juſtizdepartements, 1832 aber zum Landdroſt in Hildesheim ernannt. In allen dieſen Stellungen bewährte er ſich als ein tüchtiger und rechtlicher Verwaltungsbeamter. Später kehrte S. nach Braunſchweig zurück, wo er auch 23. Sept. 1851 zu Wolfenbüttel ſtarb. Ueber ſeine Zerwürfniſſe mit dem Herzoge Karl gibt ſeine Schrift Aufſchluß: «Ueber meinen Austritt aus dem herzoglich braunſchw. Staatsdienſt» (Hannov. 1827).

Schmidt-Phiſeldeck (Konrad Friedrich von), publiciſtiſcher Schriftſteller, der Bruder des vorigen, geb. 3. Juli 1770 zu Braunſchweig, beſuchte das Gymnaſium zu Wolfenbüttel, ſtudirte zu Helmſtedt Theologie und wurde dann Lehrer im Hauſe des nachherigen Geh. Conferenzraths Brun in Kopenhagen. Von einer Reiſe mit deſſen Familie durch Deutſchland, Frankreich und die Schweiz nach Kopenhagen zurückgekehrt, erwarb er ſich daſelbſt 1792 das Recht, als Docent bei der Univerſität aufzutreten, und erhielt 1794 das dän. Indigenat. Sehr bald aber gab er die Theologie auf und wurde Privatſecretär des Staatsminiſters Grafen von Schimmelmann, der ihn nun drei Jahre Kameralwiſſenſchaften auf ſeine Koſten ſtudiren ließ. Nachdem er 1797 als Aſſeſſor in das Oekonomie- und Commerzcollegium getreten, wurde er nach und nach Mitglied der Quarantäne-Direction und Wirkl. Juſtizrath, 1821 Etatsrath und 1822 Mitdirector der königl. Reichsbank. 1823 trat er wieder in das Commerzcollegium und wurde 1829 Conferenzrath. Er ſtarb 15. Nov. 1832. Als Schriftſteller gehört S. ſowol der dän. wie der deutſchen Literatur an. In frühern Jahren ein eifriger Kantianer, beſtrebte er ſich, durch ſeine Schrift «Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica» (2 Bde., Kopenh. 1796—98) jene Philoſophie der ganzen gelehrten Welt zugänglich zu machen. Mehr Aufſehen machten indeß ſein «Verſuch einer Darſtellung des dän. Neutralitätsſyſtems» (4 Hefte, Kopenh. 1801—4) und ſeine Schrift «Ueber das jetzige Verhältniß der jüd. Nation zu dem chriſtl. Bürgervereine» (Kopenh. 1817), die Ueberarbeitung einer frühern Schrift (Kopenh. 1809). Sein in mehrere Sprachen überſetztes Werk «Europa und Amerika» (Kopenh. 1820), fortgeſetzt als «Europa und Amerika. Zweite Skizze» (Kopenh. 1832), verſchaffte ihm als philoſ.-polit. Schriftſteller hohe Auszeichnung. Außerdem ſind von ihm noch zu erwähnen: «Der europ. Bund» (Kopenh. 1821); «Proben polit. Redekunſt» (Kopenh. 1824); «Die Welt als Automat und das Reich Gottes» (Kopenh. 1829); «Ueber die neuerlichen Aufregungen in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein» (Kopenh. 1830).

Schmiedeberg, Stadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, 2 M. im Südoſten von der Kreisſtadt Hirſchberg, in dem hochanſteigenden Thale der Eglitz oder des Eſelbachs, am Fuße der Schneekoppe, 1440 F. über dem Meere gelegen, dehnt ſich 1 St. lang aus und beſteht aus den drei Theilen Ober-, Mittel- und Unterſchmiedeberg. Die Stadt hat aus ihrer Blütezeit noch viele ſchön gebaute Häuſer mit dahintergelegenen Gärten, eine evang. und eine kath. Kirche, ein Rathhaus, ein Hoſpital, eine Privatirrenanſtalt und zählt (1864) 3629 E. (gegen 3938 im J. 1816). Der Ort wurde 1148 gegründet, 1530 durch Wladiſlaw von Böhmen zur Stadt erhoben und war lange Zeit eine freie Bergſtadt. Sodann bildete S. bis in die erſten Jahrzehnte des 19. Jahrh. das Centrum der Leinwandfabrikation im Rieſengebirge ſowie den Hauptſitz des ſchleſ. Leinen- und Garnhandels und zählte unter ſeinen Induſtriellen außerordentlich reiche Leute. Von dieſer Blüte der Leinenindustrie iſt in der Stadt ſelbſt nichts mehr übrig. Nur die Fabrikation von Seide-, Shawl-, Plüſch- und Teppichwaaren, von den beiden Firmen Weigert u. Comp. und Gewers u. Schmidt betrieben, ſowie die Wachsfabrikation

und die Wachsbleichen sind noch von Bedeutung. Der vormalige Bergbau auf Eisen, an den noch die Schlackenfelder der Umgegend erinnern, ist neuerdings von einer Gesellschaft wieder lebhaft aufgenommen worden. Von besonderm Interesse ist die Ausbeutung des hier sich vorfindenden Magneteisens. Der anmuthigen Gegend wegen halten sich im Sommer viele reiche schles. Privatleute in S. auf, die hier Häuser besitzen. Unter den Privatbesitzungen zeichnet sich Schloß Ruhberg aus. Das nahe im Südwesten an der Lonnitz gelegene Dorf Krumhübel (mit 570 E.) ist der Hauptsitz der Laboranten oder Sammler von Apothekerkräutern des Hochgebirgs. — S. heißt auch eine Stadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 3 M. von der Kreisstadt Wittenberg, östlich von der dübener Heide und der Hügelgruppe des Wurzelbergs. Der Ort zählt 2667 E. (1864), die sich von Ackerbau, Spinnerei, Weberei und Torfstecherei ernähren. In der Nähe liegt das Dorf Moschwig mit einem Vitriolwerk.

Schmieden ist eine der ältesten Bearbeitungsmethoden dehnbarer Metalle, vorzugsweise des Eisens und Stahls, aber auch des Kupfers, Silbers u. s. w. Es besteht wesentlich in der Anwendung des Hammers, durch dessen wohlangebrachte Schläge einem Metallstücke fast jede beliebige Gestalt gegeben werden kann. Das Metall liegt dabei auf dem Amboße und wird mittels einer Zange u. s. w. erforderlich regiert. Doch sind Hammer und Amboß allein nicht hinreichend, um alle dem Schmiede vorkommenden Aufgaben zu lösen; vielmehr werden zahlreiche Neben- und Hülfswerkzeuge nöthig, um z. B. Löcher, Einschnitte, scharfgebildete Ansätze, Biegungen u. s. w. zu erzeugen. Künstlichere Gestalten werden am besten in Gesenken geschmiedet, stählernen ein- oder zweitheiligen Formen mit angemessenen Aushöhlungen, in welche man das Arbeitsstück hineinschlägt. Eisen und Stahl müssen beim Schmieden stets glühend sein, weshalb das mit Gebläse versehene Schmiedefeuer (die Schmiedeesse) ein allgemeines Bedürfniß des Schmieds ist. Zum S. wird regelmäßig nur helle Rothglühhitze angewendet, dagegen ist zum Schweißen (wobei zwei Eisentheile durch die Hammerschläge vereinigt werden) starke Weißglut erforderlich, auf Stahl wenigstens die stärkste Rothglut. Mit Handhämmern kann das S. sehr großer Gegenstände nicht ausgeführt werden; man bedient sich hierzu schwerer, vom Wasser oder Dampf getriebener Hämmer (s. Hammerwerk), welche aber auch die Herstellung kleinerer Schmiedearbeit ungemein beschleunigen. Für letztere gebraucht man jetzt vielfach eine Schmiedemaschine, welche aus äußerst rasch aufgehobenen und niedergestoßenen Stempeln, ähnlich denen eines kleinen Pochwerks, besteht.

Schminke heißt eine Composition in Form einer weißen oder rothen Masse, welche sich gewöhnlich die Frauen aufs Gesicht legen, um die frischen, natürlichen Farben desselben nachzuahmen. Vorzugsweise aber bedienen sich die Schauspieler und Schauspielerinnen dieser Masse zu Erhöhung und Verstärkung der Gesichts- und Fleischfarben, die bei dem Glanze und Schimmer einer künstlichen Beleuchtung, wie Kerzen- und Gaslicht, zu schwach wirken würden. Die weiße S. ist ein Gemisch aus Kreide oder Zinkweiß mit einem Zusatz von Wismutoxyd oder Walrath. Zur Bereitung der rothen S. verwendet man theils Zinnober, theils Saflor, theils Karmin. Das Schminken geschieht mit einem wollenen Läppchen, dem sog. Schminklappen, welcher mit der Farbe so getränkt wird, daß er, angefeuchtet, die Haut färbt, die damit gerieben und infolge davon rauh, trocken und schmuzig wird. Eine von den neuen kosmetischen Künsten, welche die heutigen pariser Loretten und Cocotten betreiben, besteht darin, daß man sich mit Weiß, Roth und Schwarz einen pastellfarbenen Teint malt. Der Kunstausdruck für dieses Bemalen und Anstreichen heißt «moquiller». Auch die ehrbaren und vornehmen Frauen in Paris erscheinen auf Bällen und Soiréen häufig in solcher Bemalung.

Schminkbohne, s. Bohne.

Schmirgel oder Smirgel ist ein dunkel-blaulichgrauer Corund, der aber gewöhnlich mit etwas Magneteisenerz gemengt ist. Dieses Mineral ist sehr hart und eignet sich daher feingepulvert zum Schleifen anderer harter Körper. Derselbe findet sich zum Theil fein eingesprengt, zum Theil aber auch in besondern Lagern zwischen talkigen Gesteinen (z. B. Talkschiefer), so z. B. im sächs. Erzgebirge am Ochsenkopfe, auf Naxos und andern Inseln des Aegäischen Meeres, bei Smyrna (wovon sein Name), auch in Spanien, England, Persien, Peru und Mexico. Früher bediente man sich des S. statt der Diamanten zum Glasschneiden; jetzt braucht man ihn zum Schleifen des Glases, polirter Eisen- und Stahlwaaren, härterer Steine u. s. w., gepulvert als Ueberzug auf Leder oder Papier zum Abziehen der Rasirmesser. Was zu diesen Zwecken verwendet wird, ist jedoch nicht alles echter S.; denn man versteht darunter auch die oft sehr gemengten Fossilien, deren sich die Steinschleifer als Schleifpulver der Edelsteine und anderer harten Steine bedienen. Dahin gehört z. B. feinkörniger Granat, quarzige oder thonige Gesteine,

welche mit Strahlstein, Eisenglanz und andern Eisenoxyden innig gemengt sind, u. s. w. Doch wird von den Steinschneidern der echte S. unter dem Namen blauer S. unterschieden und wegen seiner Güte sehr geschätzt. Die schlechten als Pulver zum Schleifen verwendeten Granaten bilden den sog. rothen S.

Schmitthenner (Friedr. Jakob), ein vielseitiger deutscher Gelehrter, geb. 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstenthum Wied, besuchte das Gymnasium zu Idstein und bezog 1813 die Universität Marburg, um sich medic. Studien zu widmen. Bald vertauschte er jedoch diese mit Philosophie, Geschichte und Theologie. Bereits 1815 erhielt er eine Anstellung als Rector zu Dierdorf, bald darauf das Pfarramt zu Dreifelt im Nassauischen, dem er jedoch 1818 entsagte. Nachdem er hierauf seit 1819 als Lehrer an den Gymnasien zu Dillenburg und Wiesbaden gewirkt, wurde er im Frühjahr 1828 Seminardirector in Idstein. Doch folgte er noch in demselben Jahre einem Rufe als Professor der Geschichte nach Gießen, wo ihm 1830 auch das Fach der Staatswissenschaften übertragen wurde. 1832 siedelte er als Mitglied des großherzogl. hess. Oberstudien- und Oberschulraths nach Darmstadt über, kehrte aber schon 1835 nach Gießen zurück, wo er auch 19. Juni 1850 starb. Seine Schriften zeichnen sich durch Gedankenreichthum, Lebendigkeit in der Darstellung, Correctheit des Stils und eine philos. Auffassung des Gegenstandes aus. Die Beschäftigung mit dem Sanskrit führte ihn auf die Begründung eines neuen Systems der Sprachwissenschaft, das er in seiner «Ursprachlehre» (Frankf. 1826), in der «Teutonia, oder ausführliche deutsche Sprachlehre» (Frankf. 1828) und in der Einleitung zu dem «Kurzen deutschen Wörterbuche» (2. Aufl., Darmst. 1837) niederlegte. Eine vollständige Umarbeitung dieses letztern, nach vielen Seiten hin höchst schätzbaren Werks hat neuerdings Weigand (2 Bde., Gieß. 1853—62) veranstaltet. Von den übrigen sprachwissenschaftlichen Arbeiten S.'s sind noch zu nennen: die «Anweisung zur Rechtschreibung der deutschen Sprache» (2. Aufl., Kass. 1827); «Deutsche Grammatik für Schulen» (4. Aufl., Kass. 1837); «Deutsche Etymologie» (Thl. 1, Darmst. 1833); «Lehre von der Satzzeichnung» (Frankf. 1824); die «Methodik des Sprachunterrichts» (Frankf. 1828). Unter seinen histor. Schriften war die «Geschichte der Deutschen» (2. Aufl., Kass. 1836) für ihre Zeit nicht ohne Werth. Von seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind die bedeutendsten: «Grundriß der polit. und histor. Wissenschaften» (3 Bde., Gieß. 1830—32) und die «Zwölf Bücher vom Staate» (Bd. 1, Gieß. 1839).

Schmolke oder Schmolck (Benjamin), ein trefflicher geistlicher Liederdichter, wurde zu Brauchitschdorf bei Liegnitz 21. Dec. 1672 geboren und auf der Schule zu Lauban und der Universität zu Leipzig gebildet, wo er Theologie studirte. Eine Zeit lang Substitut seines Vaters, der Pastor in Brauchitschdorf war, kam er 1702 als Diakonus nach Schweidnitz, wo er 1714 Oberprediger und Inspector der dasigen Kirchen und Schulen wurde und 12. Febr. 1737 starb. Seine Schriften fallen meist durch die dem damaligen Zeitgeschmacke angemessenen Titel auf, z. B. «Geistlicher Pechweihrauch», «Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz», «Klage und Reigen», «Freudenöl in Traurigkeit», «Schöne Kleider für einen betrübten Geist» u. s. w. Die größte Verbreitung fanden sein «Communionbuch» und sein «Morgen- und Abendsegen».

Schmöllnitz, ungar. Szomolnok, eine Bergstadt in dem ungar. Comitat Zips, in einem von Bergen umgebenen, engen und Ueberschwemmungen ausgesetzten Thale gelegen, hat 3015 E. (1857), meist Deutsche, welche den sog. gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. S. ist Hauptort des oberungar. Bergdistricts und Sitz einer Berg-, Forst- und Güterdirection. Der reiche Bergbau liefert Kupfer, Silber, Eisenstein und Antimon; auch gewinnt man Schwefel, Schwefelblumen und Kupfervitriol. Sehenswerth sind die hydraulischen Maschinen, zumal die zur Heraufbringung des Cementwassers. Der schon unter Zapolya und Báthory gangbare Bergbau wird auf Rechnung der Regierung betrieben, seitdem die gräflich Csaky'sche Familie die eine Hälfte des Dominiums durch Confiscation verloren und die andere durch Tausch veräußert hatte.

Schmuggelhandel, s. Schleichhandel.

Schmutzer (Jak. Matth.), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 1733 zu Wien, hatte, früh verwaist, mit viel Noth zu kämpfen, ehe es ihm gelang, der Kupferstechkunst ausschließend sich widmen zu können. Namentlich war es der General von Kettler, der ihn dazu veranlaßte, bei seinen Arbeiten dem Aetzwasser und der Nadel zu entsagen und nur das Grabeisen zu gebrauchen, in welcher schwierigen Manier er nachher so Vortreffliches leistete. Der Fürst von Kaunitz, dessen Gunst er sich durch sein Talent erworben, ließ ihn 1762 nach Paris reisen, wo er bald alle überragte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, Le goûté flamand nach Terbourg, der Geschirr-

Digitized by Google

flicker nach Kraus und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, erwarben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1766 ward er Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstechkunst und 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen. Er starb 1813. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich die Arbeiten nach Rubens aus, dessen Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Beweise dafür geben sein Mucius Scävola (1775) und sein heil. Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt, die Geburt der Venus (1790) und Neptun und Thetis (1792). Ebenso ausgezeichnet sind zwei andere große Blätter, eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke, nach Ruthart (1804), und ein anderes, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben, nach Snyders. Der Grabstichel ist hier mit Meisterschaft geführt und das Metallische, welches man in andern Blättern bemerkt, glücklich vermieden. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz u. a. gehören zu den Prachtstücken jeder Sammlung. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. a. wieder.

Schnaase (Karl), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kunsthistoriker, geb. 7. Sept. 1798 zu Danzig als der Sohn eines wohlhabenden Rechtsgelehrten, studirte seit 1816 ebenfalls die Rechte und hörte zu Heidelberg Hegel, dessen Vorträge ihn so anzogen, daß er diesem nach Berlin folgte. Er glaubte in der Philosophie die Heimat seines Geistes gefunden zu haben, als ihm eine Reise nach Dresden und die dortige Bildergalerie das Gebiet aufschloß, auf welchem er die eigentliche Aufgabe seines Lebens gewinnen sollte. Von 1819—25 war er in verschiedenen praktischen Stellungen zu Danzig und Königsberg thätig. Sodann unternahm er eine Reise nach Italien. Sein Interesse für Malerei kam hier zur Reife und verband sich durch den Anblick der großen Bauwerke des Mittelalters und Alterthums mit dem Interesse für die Kunstgeschichte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1826 Assessor in Königsberg, 1829 Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann Procurator an dem Landgericht zu Düsseldorf. Es erwachte jetzt wieder bei ihm der Gedanke, sich ganz der Kunstgeschichte zu widmen, aber manche Gründe veranlaßten ihn, der Jurisprudenz nicht zu entsagen, in der er übrigens mit Auszeichnung wirkte. Indeß betheiligte er sich lebhaft an dem regen künstlerischen Leben in Düsseldorf und förderte im Verein mit von Uechtritz und Immermann durch Vorlesung und Kritik die geistige Bildung der sich um Schadow sammelnden Malerschule. Die Zeit der Ferien zu Ausflügen benutzend, verarbeitete er das Gesehene unter anderm in sehr schätzbaren Aufsätzen im tübinger «Kunstblatte». Einer dieser Reisen verdankt man seine «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1834), in denen sich ein gründliches Studium der Kunst mit histor. Sinne und philos. Durchdringung vereinigt. 1840 trat er mit der trefflichen Einleitung zu Schwanthaler's «Kreuzzug Friedrich's des Rothbarts» hervor. Dann folgte sein Hauptwerk: «Geschichte der bildenden Künste» (Bd. 1—7, Düsseld. 1843—64; 2. Aufl. unter Mitwirkung von Lützow und Friederichs, Bd. 1 und 2, 1866—67), in der er sich hauptsächlich die culturhistor. Begründung der verschiedenen Stile zur Aufgabe gestellt hat. Hinsichtlich der tiefern philos. Auffassung der bildenden Künste in ihren geschichtlichen Entwickelungsstufen steht dieses geniale Werk einzig da. 1848 ging S. als Obertribunalsrath nach Berlin, welche Stelle er aber 1857 niederlegte, um sich ganz seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten zu widmen. Er gehörte zu den mitwirkenden Förderern des «Deutschen Kunstblattes» und begründete 1858 das «Christliche Kunstblatt», welches er mit von Grüneisen in Stuttgart und Schnorr von Carolsfeld in Dresden herausgibt. Ueberdies bethätigte er seinen Eifer für die Kunst im düsseldorfer Kunstverein und im wissenschaftlichen Kunstverein in Berlin sowie als Präsident des Vereins der Kunstfreunde im preuß. Staate und des Vereins für religiöse Kunst in der evang. Kirche. Die Jahre 1865 und 1866 brachte S. in Rom zu; im Sommer 1867 siedelte er nach Wiesbaden über.

Schnabelthier (Ornithorhynchus), eine zu den Kloakenthieren (Monotremata) gehörende, äußerst merkwürdige Säugethiergattung von der Gestalt der Fischotter, mit schnabelförmigen und mit einem einzigen aufgewachsenen Backenzahne versehenen Kiefern, geräumigen Backentaschen und kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen. Außer dem einem Entenschnabel ähnlichen Schnabel findet eine Annäherung an die Vögel und Reptilien noch dadurch statt, daß für die Ausleerungen und geschlechtlichen Thätigkeiten ein einziges Organ, die Kloake, und, wie bei den Schildkröten und Knorpelfischen, gewisse, mit der Kloake in Verbindung stehende, im Bauchfelle gelegene Höhlen, die willkürlich mit Wasser gefüllt werden können, vorhanden sind. Das Schultergerüst, an welchem sich zwei wirkliche Schlüsselbeine befinden, ist wie bei den Eidechsen gestaltet. Man kennt nur eine Art, das braune S. (O. paradoxus), welches nur in Neuholland einheimisch

ist und in Europa gegen 1798 bekannt wurde, seitdem auch lebend nach Europa gebracht worden ist. Es wird ohne den 4½ Zoll langen Schwanz 20 Zoll lang, ist mit einem dicken, wasserdichten, oberseits dunkelbraunen, an der Bauchseite gelblichweißen Pelze bedeckt und sein Schädel vorn plötzlich in einen Entenschnabel abgeplattet. Seinen Bau legt es in den überhängenden Ufern stehender Gewässer an, und es führt nahe am Wasserspiegel ein langer gewundener Gang in denselben. Die Nahrung besteht aus Wasserinsekten, sehr kleinen Muschelthieren, Würmern u. dgl., welche beim Durchwühlen des Schlammes gefangen werden. Eier, wie man längere Zeit geglaubt hat, legt das Schnabelthier zwar nicht, aber die Jungen kommen sehr klein, unbehaart und äußerst unvollkommen zur Welt und müssen sehr lange Zeit durch Säugen an den zitzenlosen Milchdrüsen ernährt werden, da ihnen auch der Schnabel zum Aufsuchen der Nahrung noch fehlt. Daß der am Fersenbein des Männchens stehende große scharfe Sporn ein Giftorgan sei, gehört zu den Fabeln. Intelligenz besitzt das S. gar nicht, und auch sein Instinct ist gering; es ist sehr scheu, taucht und schwimmt vortrefflich.

Schnaderhüpfel, im Volksmunde gewöhnlich Schnadahüpfeln, eine dem deutschen Alpenlande eigenthümliche Art des Volksliedes, selten aus mehr als einer vierzeiligen Strophe bestehend, die vorzugsweise das Suchen, Meiden und Finden der Liebenden in den mannichfachsten Wendungen, bald trotzig und neckend, bald voll tiefer Empfindung, zeichnen und häufig aus dem Stegreif gedichtet werden. Den Namen bezieht Schmeller auf die ehemals üblichen Schnittertänze, «Schnitterhupfe». Wesentlich dazu gehört die zwar stets gleichartige, aber doch mannichfaltige Sangesweise nach gewissen landläufigen Tanzmelodien, welche sich in eigenthümlich weichen und getragenen Tönen fortbewegt und mit plötzlichem grellem Aufjauchzen oder dem sog. Jodeln abschließt. Während die echten S. im Munde des Volks selbst entstehen, hat man hier und da künstliche Nachahmungen versucht, unter denen die von Franz von Kobell ihrem Vorbilde wenigstens am nächsten kommen.

Schnaken oder Tipuliden, s. Mücken.

Schnarchen (stertor) nennt man ein geräuschvolles Athemholen, welches erzeugt wird, wenn bei offenem Munde und erschlafftem Gaumensegel geathmet wird, indem dann letzteres in Schwingungen geräth. Das S. ist vielen Personen im Schlafe eigen, besonders wenn sie mit offenem Munde schlafen und ihre Nasenhöhlen zu eng oder durch geschwollene Mandeln beengt sind. Es kann auch ein Symptom der Gaumenlähmung sein und begleitet häufig, doch nicht nothwendigerweise, den Hirnschlagfluß.

Schnecken (Cochleae) heißen im weitern Sinne alle mit einem einschaligen, gewundenen Kalkgehäuse versehenen Weichthiere oder Mollusken (s. d.). Im gemeinen Leben aber bezeichnet man mit diesem Namen drei verschiedene Gattungen der Landschnecken, nämlich die Waldschnecken (Arion) und die Wegschnecken (Limax), welche beide des kalkigen Gehäuses entbehren, langgestreckt, mit einer runzeligen, schleimigen Haut bekleidet und mit vier herausstreckbaren Fühlern versehen sind, und die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken (Helix), welche ein gewundenes Kalkgehäuse ohne Kielrand der Windungen und ebenfalls vier rundliche Fühler besitzen. Bei den Waldschnecken enthält das Rückenschild nur Kalkkörner und das Athmungsloch liegt vor der Mitte des Schildes. Sie leben an feuchten Orten, in Wäldern und Gärten, unter abgefallenem Laube, unter Steinen, Baumrinden und in Felsenspalten und nähren sich von Pflanzenstoffen. Sonst wurde die gemeine oder große Waldschnecke (A. empiricorum), welche braunroth, braun, schwarz, einfarbig und gestreift vorkommt, zur Brühe gekocht, gegen Schwindsucht gerühmt. Bei den Wegschnecken deckt das Rückenschild eine äußerst dünne Kalkschale, und das Athmungsloch liegt hinter der Mitte des Schildes. Die Arten dieser Gattung verheeren in nassen Jahren Gärten und Felder bedeutend, und man ist deshalb sehr auf ihre Vertilgung bedacht. Das Hinstreuen von Sand, Asche und Sägespänen ist am meisten geeignet, diese Thiere abzuhalten. Am Tage verbergen sie sich in Erdlöchern und kommen erst des Nachts hervor. Besonders ist bei uns die weißlichgraue, 1 Zoll lange Ackerwegschnecke oder Ackerschnecke (L. agrestis) in Gärten und Feldern schädlich. Durch ihre Größe zeichnet sich unter den einheimischen die lange Wegschnecke (L. antiquorum) aus, indem sie 5 Zoll lang wird. Die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken, welche eine äußerst artenreiche Gattung ausmachen, nähren sich ebenfalls hauptsächlich von Pflanzen, zuweilen auch von faulem Fleische. Sie zeichnen sich durch Lebenszähigkeit und das Vermögen, verloren gegangene Theile wieder zu ersetzen, aus und lieben Kühle und Feuchtigkeit, können aber auch anhaltende Dürre aushalten, indem sie die Schalenmündung durch einen schnell verhärtenden Schleim schließen. Manche

ſchließen auch durch ſolche oft ſehr feſte Deckel ihre Gehäuſe während der Ueberwinterung. Die Arten ſind bald nur wenige Linien breit, bald $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer, wie die gemeine Weinbergsſchnecke (Helix pomatia), und öfters durch ſchöne Färbung des Gehäuſes ausgezeichnet. Mannichfachen Abänderungen in der Färbung des Gehäuſes ſind beſonders die Gartenſchnirkelſchnecke (H. hortensis) und die Hainſchnirkelſchnecke (H. nemoralis) unterworfen. Einige Arten dienen als Faſtenſpeiſe, wie die ſüdl. Weinbergsſchnecke (H. adspersa) und in Süddeutſchland die gemeine Weinbergsſchnecke, welche ehedem in der Gegend von Ulm ſogar einen Handelsartikel für den wiener Markt bildete. Schon die Römer pflegten ſie in beſondern Vorrichtungen zu erziehen und zu mäſten.

Schnee heißt die aus feinen Eiskryſtallen beſtehende Form atmoſphäriſcher Niederſchläge, welche ſich bei gewiſſem Kältegrade der obern Luftſchichten unter ähnlichen Umſtänden wie der Regen bildet. Die Geſtalten dieſer Kryſtalle ſind ſehr verſchieden. Scoresby beobachtete 1) dünne Blättchen, 2) einen flachen oder kugelförmigen Kern, von welchem nach verſchiedenen Richtungen äſtige Zacken ausgehen, 3) feine Spieße oder ſechsſeitige Prismen, 4) ſechsſeitige Pyramiden und 5) Spieße, welche mit einem oder mit beiden Enden in dem Mittelpunkte eines dünnen Blättchens ſtecken. Nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre und des Windes verbinden ſich bald mehr, bald weniger Eiskryſtalle miteinander zu einem Ganzen oder zu einer Schneeflocke. Je kälter die Luft iſt, deſto kleiner ſind die Flocken; ja bei ſehr ſtrenger Kälte fallen die einfachen Kryſtalle ſelbſt herab, weshalb gegen die Pole hin der S. dem Staube ähnlich iſt. Der S. iſt, wie das Waſſer und Eis, der Verdunſtung unterworfen, beſonders ſobald heftige Winde wehen. In den arktiſchen Gebieten ſchneit es faſt unaufhörlich, ſelbſt im Sommer, und die Schneemaſſen ſammeln ſich dort zu ungeheuern Höhen an. Je mehr man ſich der Linie zuwendet, deſto kürzer iſt die Schneezeit. In Norddeutſchland kann man in der Regel annehmen, daß es vom Mai bis Ende Sept. nicht ſchneit. In Süddeutſchland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger S. In Oberitalien iſt er nicht ungewöhnlich; doch bleibt er ſelten lange liegen. In Neapel fällt in den Ebenen faſt gar kein S., und iſt es der Fall, ſo thaut er gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreiſe hin, auf Malta und in Nordafrika, kennt man den S. nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenſeit des ſüdl. Wendekreiſes fängt er ſchon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher unaufhörliches Schneegeſtöber als gegen den Nordpol zu, was in der größern Menge der Waſſerdünſte ſeinen Grund hat. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Aetna, die Schneeberge in Südafrika und ſelbſt die Andes und Cordilleras unter oder am Aequator in Südamerika haben ewigen S. Die Höhe, von welcher an dies ſtatt hat, nennt man die Schneelinie (ſ. d.). Der S. iſt von wohlthätigem Einfluſſe. Bei dem heftigſten Froſte der Polargegenden bleibt die Temperatur ſchon 4 F. unter der Oberfläche des S.s immer die des aufthauenden Eiſes. Auch bei uns iſt der S. in kalten Wintern als Decke unentbehrlich, und viele Gewächſe gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen ſchadet er ſelbſt den zarteſten Gewächſen nicht: ſie liegen ſicher darunter, und einige Pflanzen wachſen und blühen ſogar unter dem S. Ebenſo ſchützt der S. den thieriſchen Körper gegen die zerſtörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Der S. auf den Gebirgen iſt ein Unterhaltungsmittel der Quellen. Irrig iſt es, ihm eine größere Befruchtungskraft als dem Waſſer beizulegen.

Schneeball oder Schlingbaum (Viburnum L.), eine zur 5. Klaſſe, 3. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Geisblattgewächſe (Lonicereen) gehörende Pflanzengattung, welche aus Sträuchern und kleinen Bäumen beſteht, die einfache Blätter, einen oberſtändigen fünfzähnigen Kelch, fünfſpaltige, radförmige oder glockige Blumen und einſamige Beeren beſitzen. Hauptſächlich aber wird mit dem erſtern Namen der gemeine S. oder Waſſerholler (V. opulus L.) und zwar diejenige Gartenvarietät bezeichnet, welche dichtkugelige, aus lauter großen, geſchlechtsloſen, radförmigen Blumen beſtehende weiße Trugdolden trägt und wegen ihres ſchönen Anſehens ſehr häufig gezogen wird. Die gewöhnliche wildwachſende Form hat flache Trugdolden, an denen nur die Randblüten groß und geſchlechtlos ſind. Die Blätter ſind grün und kahl, dreilappig mit grob- und ſpitzgeſägten Lappen und drüſigem Blattſtiel, übrigens, wie bei allen Arten, gegenſtändig. Die ſcharlachrothen, herbſauern Beeren werden von Droſſeln und Haſelhühnern gern gefreſſen und deshalb auch Droſſelbeeren genannt. Eßbar dagegen ſind die Beeren des nahe verwandten eßbaren Schneeballs (V. edule Pursh) und des Moosbeerenſchneeballs (V. oxycoccos Pursh), welche in Nordamerika einheimiſch ſind. Der im ſüdl. und mittlern Europa einheimiſche wollige S. (V. Lantana L.), deſſen ungelappte, länglich-eiförmige, oberſeits ſtark runzelige, am Rande geſägte Blätter unter-

seits sammt den Blattstielen, jungen Trieben und Knospen durch Sternhaare grau- bis weißfilzig sind, wird bei uns ungemein häufig in Garten- und Parkanlagen gezogen. Er hat große schirmförmige Trugdolden mit lauter gleichgeformten weißen Blüten. Seine schwarzen, mehligen, schleimigen und unangenehm süßen Beeren wurden sonst gegen Diarrhöen und katarrhalische Halsentzündungen gebraucht. Aus den Wurzeln wird im südl. Europa Vogelleim bereitet. Der Bast der Aeste ist scharf, zieht auf der Haut Blasen und diente sonst zu Haarseilen bei Krankheiten der Hausthiere. Dieser Strauch wächst in Südeuropa und Süddeutschland häufig auf Kalkboden. Wegen seiner glänzenden, dunkelgrünen, lederartigen Blätter und frühzeitigen, schon im Jan. bis April entwickelten weißen Blüten wird in unsern Gewächshäusern der in Südeuropa heimische immergrüne S. oder Bastardlorber (V. Tinus L.) sehr häufig cultivirt. Seine schwarzblauen Beeren wirken drastisch-purgirend. Dieser beliebte Zimmerzierstrauch, welcher eine mit Sand gemengte fette Erde, Wärme und Sonne verlangt und sich durch Wurzelschößlinge und Stecklinge leicht vermehren läßt, pflegt von den Gärtnern für eine Lorberart ausgegeben und Laurus Tinus genannt zu werden. Man nennt ihn auch Steinlorber.

Schneebeere, s. Chiococca.

Schneeberg, eine freundlich gebaute Bergstadt im sächs. Kreisdirectionsbezirk Zwickau, rings von Bergen umgeben und auf einem Berge gelegen, unweit der Mulde, aus der ein Floßgraben für die Stadt angelegt ist, und der Westlichen Sächsischen Staatsbahn (Zweig Zwickau-Schwarzenberg), ist Sitz eines Gerichtsamts sowie einer Superintendentur und zählt 7987 E. (3. Dec. 1864). Die Hauptkirche, eine der schönsten im Erzgebirge und eine der größten in Sachsen, bewahrt einige Gemälde von Lukas Cranach. S. besitzt guteingerichtete Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter eine Sonntagsschule und eine Klöppelschule, ferner ein Hospital, im Marienhofe ein Waisenhaus und ein Rettungshaus für Mädchen. Die wichtigste Erwerbsquelle für die Bewohner bildet der Bergbau, dann auch die Tuchschuh- und Cigarrenfabrikation. Der weibliche Theil der Bevölkerung verfertigt Spitzen, Blonden, Stickereien und Weißnähereien. Sehr ansehnlich ist die Fabrik für Chemikalien und Farben, die von Dr. Geitner, dem Erfinder des Argentans, begründet wurde. Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Spitzen-, Weiß- und Nähwaaren. Auch befindet sich zu S. eine Niederlage von den Producten der sächs. Blaufarbewerke, sowol der königlichen in Schlema als auch der drei vereinigten Privatwerke in Pfannenstiel, die sämmtlich in der Nähe gelegen sind. Etwa $^3/_4$ St. von der Stadt liegt der Filzteich, der ungefähr 1 St. im Umfange hat und mehrere bergmännische Kunstanstalten mit Wasser versorgt. Bei demselben befinden sich bedeutende Torfstechereien. Die Stadt verdankt ihr Dasein dem Bergbau. Die erste sichere Kunde ihrer Entstehung knüpft sich an den 6. Febr. 1471, an welchem Tage die Zeche St.-Georg erschürft wurde, die in der ersten Zeit außerordentlich reiche Silberausbeute gewährte. Wie berichtet wird, speiste 23. April 1477 Herzog Albrecht in dieser Grube auf einer großen Silberstufe, aus welcher später 80000 Mark Silber gewonnen wurden. 1478 konnte das erbeutete Silber nicht einmal ganz vermünzt werden. Silber, wenn auch nicht mehr in der frühern Reichhaltigkeit, dann Kobalt, Wismut und Nickel, Eisen- und Braunstein sind die Haupterzeugnisse der Umgebungen. Die bedeutendsten Zechen befinden sich auf dem Gebiete des benachbarten Städtchens Neustädtel (mit 3335 E.). Das $1^1/_2$ St. entfernte Städtchen Aue, an der Mulde, mit 1910 E., besitzt mehrere Fabrikanlagen. Der sog. Schneeberger Schnupftaback, aus aromatischen Kräutern, vornehmlich aus Angelica (Angelica Archangelica) bereitet, wurde bisher und wird noch unecht zu Bockau und Sosa, seit 1852 jedoch wieder echt in S. selbst verfertigt.

Schneegans, s. Gans.

Schneeglöckchen. Mit diesem Namen werden in der Volkssprache zwei Zwiebelgewächse belegt, welche zwar beide zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehören, aber aus zwei wesentlich verschiedenen Gattungen stammen. Als gemeines oder eigentliches S. bezeichnet man in der Regel die in unsern Gärten so häufig angebaute, in Grasgärten auch verwildert vorkommende, übrigens in Süd- und Westeuropa heimische Pflanze, Galanthus nivalis L., welche sich durch ein doppeltes Perigon, nämlich ein äußeres aus drei glockig zusammengeneigten weißen Blättern bestehendes und ein inneres, kaum halb so langes, aus drei steifern, ausgerandeten, grünlich gesäumten Blättern zusammengesetztes auszeichnet. Die zweite Pflanze gehört zur Gattung Leucojum L., welche sich vom Galanthus durch ein aus sechs gleichgroßen, glockig zusammengeneigten Blättern bestehendes Perigon unterscheidet. Sie wird wildes S., großes S., Märzbecher, Sommerthierchen, Knoten-

blume genannt und führt im System den Namen Leucojum vernum L. Sie wächst in Laubwaldungen namentlich ebener Gegenden und Thälern auf humoser Lauberde, wo sie vorkommt, gewöhnlich sehr häufig, ist einer der ersten Frühlingsboten und ein Schmuck unserer Laubwälder. Uebrigens hat man sie auch als Zierpflanze in Gärten, bisweilen mit gefüllten Blumen. Die etwas scharfe und brechenerregende Zwiebel wurde sonst äußerlich als zertheilendes Mittel angewendet, und die Blüten wurden gegen Seitenstich empfohlen. Beide Arten S. entwickeln aus ihrer Zwiebel nur zwei lineale Blätter, zwischen denen der blattlose, zusammengedrückte Schaft hervorkommt, welcher an seiner Spitze eine einzige nickende Blüte mit unterständigem Fruchtknoten trägt, deren Stiel von einem häutigen Scheidenblatt umgeben ist. Die Frucht ist eine dreifächerige mehrsamige Kapsel. In Südeuropa gibt es von Leucojum auch Arten mit mehrblütigem Schaft, z. B. das auch bei uns als Topfgewächs gezogene, erst im Sommer blühende Sommerschneeglöckchen (L. aestivum L.).

Schneehuhn (Lagopus) heißen Hühnervögel mit bis zu den Zehenspitzen befiederten Füßen, großen schaufelförmigen Nägeln und kuppigem Schnabel, von der Größe großer Rebhühner, die im Norden und auf den hohen Gebirgen vorkommen und im Sommer gelb und braun gesprenkelt, im Winter dagegen ganz weiß erscheinen. Sie leben besonders auf Heiden und in Büschen von Beeren, Knospen und Insekten, gesellig, aber in Monogamie und haben ein vortreffliches, zartes und feinschmeckendes Fleisch, weshalb sie überall viel gejagt werden. Die in den Polargegenden, in Schottland und auf den Alpen lebenden Arten sind nur sehr wenig im Gefieder, gar nicht in der Lebensweise verschieden.

Schneelinie oder Schneegrenze nennt man diejenige Höhe, über welche hinaus der Schnee selbst in der heißesten Jahreszeit auf den freien Abhängen der Gebirge liegen bleibt, wo also die Region des ewigen Schnees beginnt. Diese Linie richtet sich allerdings im allgemeinen nach der geogr. Breite und liegt um so niedriger, je mehr man sich den Polen, um so höher je mehr man sich dem Aequator nähert. Allein einerseits fällt sie keineswegs mit der Isotherme von 0° zusammen, sowenig als Länder, deren mittlere Jahrestemperatur 0° ist, stets mit Schnee bedeckt sind; andererseits liegt sie thatsächlich nicht gerade unter dem Aequator selbst am höchsten. Selbst in Gegenden, deren mittlere Jahrestemperatur noch unter 0° steht, findet noch Getreidebau statt. In Spitzbergen, unter 76—80° nördl. Br., bedeckt sich die Erde im Juli und August eine Zeit lang mit Grün, und es ist sehr zweifelhaft, ob die S. irgendwo das Festland in der Meereshöhe schneidet. Dieselbe hängt nicht sowol von der mittlern Jahrestemperatur als vielmehr von der Vertheilung der Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten, namentlich von der heißen Sommerwärme ab, weshalb man sie auch als Sommergrenze der Schneeregion bezeichnet hat. Mag ein Klima noch so strenge Winter haben, so wird, wenn nur die Sommerwärme ebenfalls sehr hoch steigt, auch die S. hoch liegen, also im Continentalklima höher als im oceanischen oder Seeklima, unter dem Einflusse von Landwinden, von trockenen, durchsichtigen Luftschichten, von wolkenfreiem Himmel höher als unter der Einwirkung von Seewinden, feuchter Luft und trübem Himmel. Auch wirken auf ihre Höhenlage ein die Dicke der angehäuften Schneemassen, die Gruppirung oder Isolirung der Berge, die Richtung und Steilheit der Abhänge, die Lage, Ausdehnung, Höhe und Bodenbeschaffenheit der umgebenden Ebenen, die Wärmestrahlung der Plateaux. Aus der Wirkung eines oder des andern oder mehrerer dieser Momente erklärt es sich, daß die S. in weitem Abstande vom Aequator höher liegen kann (z. B. in Bolivia) als unter diesem selbst, daß sie sich im Himalaja auf der Nordseite weiter zurückzieht als auf der Südseite. Die Grenze des ewigen Schnees liegt 1) auf der nördl. Hemisphäre in Spitzbergen (unter 77° Br.) 1400, auf Jan-Mayen (71°) 1220, auf Mageröe an der norweg. Küste (71° 25′) 2220 F. hoch; in Finnmarken (70°) 2720 auf der Nord-, 3143 F. auf der Südseite; auf Island (64°) 2880 F., im norweg. Dovrefjeld (62° 20′) 5023 F.; am St.-Eliasberg des nordamerik. Küstengebirgs (60° 17′) 4600 F.; am Kljutschewskoi Vulkan in Kamtschatka (56° 4′) 4935 F.; in den Rocky-Mountains von Britisch-Amerika (52½—49°) 8070 F.; im Altai (49° 45′) 6600 F.; in der hohen Tatra der Karpaten (49° 10′) 6710 F.; in den Alpen (etwa 46°) an der Nordseite 8400, an der Südseite 8600 F.; im Kaukasus (etwa 43°) im Westen 10300, im Osten 11300 F.; in den Pyrenäen (42° 30′ bis 43°) im Norden 8400, im Süden 9380 F.; im Frémont-Pic der Rocky-Mountains (43° 2′) 11700 F.; im Thianschan in Turkestan (42°) 11540 F.; am Ararat in Armenien (39° 42′) 13042 F.; am Erdschischdagh in Kappadocien (38° 33′) 10620 F.; am Aetna in Sicilien (37° 45′) 8943 F.; im Taurus Ciliciens (37° 20′) 9200 F. im Norden, 9550 im Süden; in der Sierra-Nevada Andalusiens (37° 5′) 9200 F. im Norden, 9550 im Süden; am Demavend in Persien (36°) 13200 F.; am

Künlün in Tibet (36°) 14200 F. im Norden, 14800 im Süden; im Himalaja (28°) 16300 im Norden, 15200 im Süden; am Vulkan Popocatepetl in Mexico (19°) 13300 F. im Norden, 14780 im Süden; in Abyssinien (13° 10′) 13200 F.; in der Sierra-Santa-Marta in Columbia (10° 57′) 14430 F. 2) Unter dem Aequator liegt die S. in Quito am Cayambe Urcu 14958 F. 3) Auf der südl. Hemisphäre befindet sich die Schneegrenze am Chimborasso (1° 36′) 14906 F. (Westseite 14932) hoch; am Kilimandscharo in Afrika (3° 7′) 15388 F.; am Sorata in Bolivia (15° 52′) 16193 F.; am Sahama in Peru (19° 47′) 17380 F.; in Mittel-Chile (32° 30′) 13800 F.; im Valdiviagebirge Süd-Chiles (39°) 5260 F.; in Neuseeland (39° 20′) 7320 F.; in Patagonien (43′) 5630 F.; im Feuerland (54° 27′) 3300 bis 3750 F. Die wie gewaltige Eiszapfen von dem Schneedach vieler Gebirge herabhängenden Gletscher (s. d.) zeigen in Bezug auf ihre untere Grenze (Gletscherlinie) ebenso große Unterschiede. In höhern Breiten, wie auf Spitzbergen (77°), Jan-Mayen (71°) und am St.-Eliasberg (60° 17′), ja sogar im Feuerland (54° 27′) und in Patagonien selbst (46° 50′) reichen sie von dem übersommernden Firn bis ans Meer herab, während die tiefste Eiszunge am Illimani in Bolivia (etwa 15° 50′) 15500 F. hoch liegt, in den europ. Alpen der Untergrindelwaldgletscher 3026, der Glacier des Bossons bei Chamouni am Montblanc 3388, dagegen der Glacier du Mont d'Iseran (Grajische Alpen) 6671, und die Pedretta di Marmolade (Venezianer Alpen) 7294 F.

Schneeschuhe sind von den Schlittschuhen (s. d.) dadurch verschieden, daß sie 6—7 F. lang und ganz von Holz sind. Man bedient sich ihrer in Norwegen und andern Ländern, namentlich bei der Jagd, um auf den Gebirgen schneller über den hartgewordenen Schnee hinwegzukommen. Zur Unterstützung bedient man sich dabei eines langen Stocks, der, um nicht einzustechen, unten mit einer Scheibe versehen ist Bergaufwärts geht es mit den S. freilich sehr mühsam, bergab aber fährt man mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. Früher waren in Norwegen mehrere Compagnien mit solchen versehen, und noch gegenwärtig werden die Truppen theilweise im Gebrauche derselben eingeübt.

Schneidemühl (poln. Pyla), Stadt im Kreise Chodziesen des preuß. Regierungsbezirks Bromberg (Provinz Posen), liegt an der hier schiffbaren Küddow und der Ostbahn, hat zwei Kirchen und ein Progymnasium und zählt 7293 E., welche viel Garten- und Gemüsebau betreiben und einen ziemlich lebhaften Verkehr unterhalten. In der Nähe befinden sich Glashütten. Zu S. bildete sich auf Anregung Czerski's (s. d.), damaligen Vicars an der kath. Stadtkirche, 19. Oct. 1844 die erste deutschkath. Gemeinde.

Schneider (Eulogius), Dichter und zugleich berüchtigt als franz. Revolutionsmann, wurde 20. Oct. 1756 zu Wipfelt im Würzburgischen geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Franciscanerorden und wurde 1786 Hofprediger des Herzogs von Würtemberg, verlor aber seine Anstellung infolge einer sehr freisinnigen Predigt über die Toleranz. Der Kurfürst von Köln, Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, der ihn wegen seines poetischen Talents liebte, berief ihn hierauf als Professor der griech. Literatur nach Bonn. In dieser Zeit lieferte er eine Uebersetzung des Anakreon. Die Ereignisse der Französischen Revolution erhitzten indessen seine lebhafte Phantasie so gewaltig, daß er seinen Lehrstuhl verließ und nach Strasburg auswanderte. Hier wurde er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs, 1792 Maire von Hagenau, dann Civilcommissar bei der Armee, endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht im Elsaß. In letzterer Eigenschaft zog er mit der Guillotine umher und bewies sich noch furchtbarer als die Schreckensmänner des Convents. Auf die bloße Aussage seiner Gehülfen wurden Menschen jedes Geschlechts, Alters und Standes hingerichtet. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Conventscommissar Saint-Just zog ihm endlich selbst den Untergang zu. Im Verein mit Lebas ließ ihn Saint-Just 21. Dec. 1793 verhaften und nach Paris schaffen, wo er als ungerechter Beamter 1. April 1794 sein eigenes Haupt unter die Guillotine legen mußte. Außer mehreren geistlichen Schriften hinterließ er «Gedichte» (Frankf. 1790 u. öfter) und eine Abhandlung: «Die ersten Grundsätze der schönen Künste» (Bonn 1790).

Schneider (Joh. Christian Friedr.), ausgezeichneter Kirchencomponist, geb. 23. Jan. 1786 zu Alt-Waltersdorf bei Zittau, erbte den Sinn für Tonkunst von seinem Vater, Johann Gottlob S., der früher Zwillichweber, damals aber Unterschulmeister und Organist war, im Mai 1787 als Kirchenschulmeister und Organist nach Gersdorf kam und 3. Mai 1840 starb. Nachdem er unter Anleitung des Vaters Klavier und Orgel und viele andere Instrumente erlernt, kam er 1798 auf das Gymnasium in Zittau, wo er unter dem Cantor Schönfelder sein musikalisches Studium fortsetzte und die besten ältern und neuern Musikwerke kennen lernte. In der Composition half er sich selbst fort, indem er fleißig Partituren studirte und sog. Harmonie-

musik für alle Gattungen der Blasinstrumente componirte. Haydn zum Vorbild nehmend, versuchte er sich auch in der Composition einiger Messen. 1805 bezog er die Universität zu Leipzig, wo er nun vorzugsweise der Musik und den Humanitätswissenschaften sich widmete und an A. E. Müller und Schicht Gönner und Förderer seines Talents fand. Er brachte daselbst mehrere seiner Compositionen zur Aufführung, auch trat er als tüchtiger Pianofortespieler öffentlich auf. Hierauf wurde er 1807 Organist an der Universitätskirche, 1810 Musikdirector bei dem Theater unter Jos. Secouda und 1813 Organist an der Thomaskirche. Für die durch Schicht gegründete Singakademie schrieb er unter anderm die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen und, als er später die Leitung der Singakademie selbst übernommen hatte, noch vier andere Vocalmessen. Als Mitglied der 1815 gestifteten Liedertafel lieferte er eine Reihe der herrlichsten Gesellschaftslieder. 1817 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem neueröffneten Stadttheater, für welches er mehrere Ouverturen und Musikstücke schrieb, z. B. die Ouverture, welche «Den König segne Gott» zum Thema hat. Am 1. März 1821 folgte er dem Rufe als Organist und herzogl. Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 den Titel Hofkapellmeister erhielt und 23. Nov. 1853 starb. Unter seinen übrigen Compositionen sind insbesondere hervorzuheben: das Oratorium «Das Weltgericht» (1820); die Cantate von Niemeyer «Die Todtenfeier», und die Oratorien «Die Sündflut» (1823), «Das verlorene Paradies» (1825), eins seiner gelungensten Werke, «Pharao» (1828), «Christus der Mittler» (1828), «Christus das Kind» (1829), «Gideon» (1829) und «Absalon» (1830), «Gethsemane und Golgatha» (1838). Außerdem hat sich S. in allen Gattungen der Composition versucht; sein eigentlicher Beruf jedoch war das Gebiet der kirchlichen Vocalmusik. Ueberhaupt entwickelte er eine ungewöhnliche Productivität. Gedruckt wurden von ihm 105 Werke, darunter auch mehrere theoretisch-didaktische, wie: «Elementarbuch der Harmonie und Tonsetzkunst»; «Elementarübungen im Gesange»; «Elementarübungen im Pianofortespiel»; «Vorschule der Musik»; «Handbuch des Organisten» u. s. w. Er componirte auch sieben Opern, darunter «Claudine von Villa-Bella» von Goethe und «Alwin's Entzauberung» (1808 zu Leipzig gegeben). Als Lehrer hat S. mit außerordentlichem Erfolge gewirkt. In der von ihm 1831 errichteten, 1846 aber aufgegebenen Musikschule bildete er 135 Zöglinge, sowol Deutsche als Ausländer. Fast kein größeres Musikfest wurde in neuerer Zeit ohne S. und seine Compositionen veranstaltet.

Schneider (Joh. Gottlob), vorzüglicher Orgelspieler und Orgelcomponist, geb. 28. Oct. 1789 zu Altgersdorf bei Zittau, Bruder des vorigen, genoß ebenfalls in der Musik den Unterricht des Vaters, ging vom Gymnasium in Zittau Ostern 1810 auf die Universität Leipzig, wurde 1811 Organist an der Universitätskirche und Gesanglehrer an der Rathsfreischule daselbst, folgte aber 1812 einem Rufe als Organist an die Hauptkirche zu Görlitz, wo er eine Singakademie errichtete und mit Blüher große Musikfeste in der dortigen Nikolaikirche veranstaltete und dirigirte. 1825 ging er als Hoforganist an die evang. Hofkirche nach Dresden, wo er auch 1832 die Direction der Dreußig'schen Singakademie übernahm und durch dieselbe die classischen Tonwerke zur Aufführung brachte. Er starb zu Dresden 13. April 1864. S. zählt unstreitig zu den ausgezeichnetsten Organisten der Neuzeit. Er ließ sein meisterliches Spiel auf verschiedenen Kunstreisen (1833 auch in London) bewundern und bildete viele und gute Schüler. Außerdem besaß er gründliche Kenntnisse im Orgelbau. Nur ein Theil seiner vortrefflichen Orgelcompositionen ist im Druck erschienen, darunter Phantasien und Fugen, Präludien, religiöse Chorgesänge, Wechselgesänge mit Orgelbegleitung, ein evang. Kirchenpräludienbuch u. s. w. — Auch S.'s jüngerer Bruder, Johann Gottlieb S., geb. 19. Juli 1797 zu Altgersdorf, seit 1825 Organist an der Kreuzkirche zu Hirschberg, gest. daselbst 4. Aug. 1856, hat sich durch Compositionen um die Orgelmusik verdient gemacht.

Schneider (Joh. Gottlob), ausgezeichneter Philolog, geb. 18. Jan. 1750 zu Collmen bei Wurzen in Sachsen, daher er sich auf seinen Schriften stets Saxo nannte, erhielt auf der Schulpforta und auf der Universität zu Leipzig seine gelehrte Bildung, wurde hierauf von Heyne nach Göttingen gezogen und an Brunck (s. d.) in Strasburg empfohlen, um diesen auf sein Verlangen bei der Herausgabe der griech. Dichter zu unterstützen. Der dreijährige Aufenthalt in Strasburg hatte einen entschiedenen Einfluß auf S.'s spätere wissenschaftliche Richtung, indem er durch den Umgang und die Uebungen mit einigen angehenden Aerzten auf das Studium der Anatomie, Botanik und Zoologie geführt wurde, das er auf die dahin einschlagende Erklärung der alten Classiker theils in mehrern Ausgaben derselben, theils in trefflichen Monographien mit vorzüglichem Erfolge anwendete. 1776 nahm er die Professur der alten Sprachen und der Beredsamkeit an der Universität zu Frankfurt a. O. an und wurde 1811 bei der Verlegung

derſelben nach Breslau mit dorthin verſetzt, wo er, nachdem er ununterbrochen durch ſeine öffentlichen Vorträge und Schriften für die Alterthumswiſſenſchaften nach allen Seiten hin gewirkt hatte, 12. Jan. 1822 ſtarb. Unter der großen Anzahl ſeiner Schriften ſind beſonders hervorzuheben: die Bearbeitungen von Aelian's «De natura animalium» (2 Bde., Lpz. 1784), von Nikander's «Alexipharmaca» (Halle 1792), der «Scriptores rei rusticae» (4 Bde., Lpz. 1794—97), der Werke des Xenophon (4 Bde., Lpz. 1801 fg.; neue Ausg. von Bornemann und Sauppe, 6 Bde., 1825—40), des Vitruvius (4 Bde., Lpz. 1808), von des Ariſtoteles «Politica» (2 Bde., Frankf. 1809), «Historia de animalibus» (4 Bde., Lpz. 1812) und «Oeconomica» (Lpz. 1815), der «Physica et meteorologica» des Epikurus (Lpz. 1813) und der ſämmtlichen Werke des Theophraſtus (5 Bde., Lpz. 1818—21). Auch gehören hierher ſeine «Eclogae physicae ex scriptoribus praecipue Graecis excerptae» mit einem werthvollen Commentar (2 Bde., Jena und Lpz. 1801). Um die Verbreitung der Kenntniß der griech. Sprache machte er ſich dadurch vorzüglich verdient, daß er zuerſt in Deutſchland ein «Großes kritiſches griech.-deutſches Wörterbuch» (2 Bde., Züllich. 1797—98; 3. Aufl., 2 Bde., nebſt Supplementen, Lpz. 1819—21) mit Benutzung von Wetzel's hinterlaſſenen Papieren begründete, woraus Paſſow (ſ. d.) ſpäter einen brauchbaren Auszug machte. Von ſeinen naturhiſtor. Unterſuchungen verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die «Ichthyologiae veterum specimina» (Frankf. 1782), die «Literariſchen Beiträge zur Naturgeſchichte aus den alten Schriftſtellern u. ſ. w.» (1786), «Amphibiorum physiologia» (2 Hefte, Frankf. 1790—97), die «Historia amphibiorum naturalis et literaria» (2 Hefte, Jena 1798—1801) und außerdem die «Analecta ad historiam rei metallicae veterum» (Frankf. 1788). Auch lieferte er von mehrern ausländiſchen naturhiſtor. Werken Ueberſetzungen und begleitete ſie mit Beiträgen.

Schneider (Karl Ernſt Chriſtoph), verdienter Philolog, geb. 16. Nov. 1786 zu Wiehe im preuß. Herzogthum Sachſen, wurde ſeit 1797 auf der Kloſterſchule zu Roßleben und ſeit 1803 auf der Univerſität zu Leipzig gebildet, wo er mit dem Studium der Theologie das der Philologie unter Hermann's Leitung verband und, nachdem er einige Jahre lang Privatunterricht ertheilt, 1811 die dritte Lehrerſtelle an der Nikolaiſchule erhielt. 1816 folgte er dem Rufe als Profeſſor der claſſiſchen Literatur und Mitdirector des philol. Seminars nach Breslau, wo er, früher im Vereine mit Paſſow, dann mit Ritſchl, Ambroſch, Haaſe, weſentlich zur Hebung der Alterthumswiſſenſchaften beitrug. Er ſtarb in dieſer Stellung 16. Mai 1856. Seine literariſche Thätigkeit erſtreckte ſich vorzugsweiſe auf die Kritik und Erklärung des Plato und Cäſar, die durch ihn beſonders durch die Benutzung vorher unbekannter handſchriftlicher Hülfsmittel bedeutend gefördert worden ſind. Von ſeinen Leiſtungen ſind hervorzuheben: die große Ausgabe von Plato's «Staat» (3 Bde., Lpz. 1830—33; «Additamenta», 1854), der ſpäter eine Handausgabe mit den griech. Scholien (Bresl. 1841) und eine deutſche Ueberſetzung (Bresl. 1839) nachfolgte; ferner der zweite Theil der Didot'ſchen Ausgabe der Werke des Plato (2 Abth., Par. 1846—53); die Ueberſetzung von Plato's «Timaeus» (Bresl. 1847) und die Ausgabe vom Commentar des Proklus über letzteres Werk (Bresl. 1851). Zu den Zierden der neuern philol. Literatur gehört S.'s treffliche Bearbeitung von Cäſar's «Commentarii» (Bd. 1—2, Halle 1840—55). Außerdem beſorgte er einen mit kritiſchen Unterſuchungen verſehenen Abdruck der dem Jul. Celſus früher beigelegten «Historia Julii Caesaris» des Petrarca (Lpz. 1827) und mit Paſſow zugleich den erſten Theil des «Museum criticum Vratislaviense» (Bresl. 1820). Seine «Akademiſchen Vorleſungen über griech. Grammatik» (Bd. 1, Bresl. 1837) enthalten über die ſchwierigſten Punkte der griech. Sprache manches Neue und Eigenthümliche.

Schneider (Louis), Schauſpieler, dramatiſcher Dichter und Schriftſteller, Sohn Georg Abraham S.'s (geb. 1770 zu Darmſtadt, geſt. 1839 zu Berlin), ehemaligen Kapellmeiſters und Directors ſämmtlicher Muſikchöre des königl. Gardecorps, geb. 29. April 1805 zu Berlin, verlebte die J. 1813—15 mit ſeinen Aeltern in Reval, wo er ſchon als achtjähriger Knabe in Kinderrollen die Bühne betrat. In der Folge beſuchte er zu Berlin das Gymnaſium, wandte ſich aber 1820 wieder dem Theater zu. 1824—27 ſuchte er ſich an kleinern Bühnen ſowie auf Reiſen nach London und Paris weiter auszubilden. Bald darauf erhielt er ein dauerndes Engagement als Schauſpieler und Sänger in ſeiner Vaterſtadt, fand aber anfangs nur wenig Beifall. Inzwiſchen hatte ſich S. auch vielfach wiſſenſchaftlich, beſonders mit den neuern Sprachen, beſchäftigt und während ſeines Dienſtjahres als Freiwilliger eine große Vorliebe für das Militäriſche gewonnen. Bereits 1833 begann er die Herausgabe des noch immer allgemein geſchätzten «Soldatenfreundes», einer Zeitſchrift «für faßliche Belehrung und Unterhaltung des preuß. Soldaten». Schon vorher hatte er unter anderm den «Kriegsdolmetſcher in zehn Spra-

chen» (mit Förſter, Berl. 1829) und die in zahlreichen Auflagen in der preuß. Armee verbreiteten «Inſtructionsbücher» für die verſchiedenen Truppengattungen herausgegeben. Seit 1834 fand S. auch als Schauſpieler allgemeinern Beifall; er wurde raſch Liebling des Publikums, deſſen Gunſt er auch auf dem franz. Theater zu gewinnen wußte. Dieſe Erfolge verdankte er beſonders den Rollen, die er für ſich ſelbſt ſchrieb oder wenigſtens bearbeitete. Unter ſeinen dramatiſchen Arbeiten aus jener Zeit, die ſämmtlich in der von ihm unter dem Pſeudonym C. W. Both herausgegebenen «Bühnenrepertoire des Auslandes» erſchienen, gefielen beſonders: das Vaudeville «Fröhlich» (mit Wollheim bearbeitet), das Luſtſpiel «Der Heirathsantrag auf Helgoland», die Operette «Der Schauſpieldirector», das Drama «Die Quitzows», ferner «Der Kurmärker und die Picarde», «Künſtlers Erdenwallen» u. ſ. w. Vieles hat er aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Ruſſiſchen überſetzt und der deutſchen Bühne angepaßt. Lange Zeit hindurch war S. eins der fleißigſten Mitglieder der Hofbühne für Luſtſpiel, Poſſe, Vaudeville, komiſche Oper und ſelbſt Ballet, und 1845 übertrug man ihm auch die Regie der Oper. Sein Verhalten in der Bewegung von 1848, gegenüber den revolutionären Strömungen, machte ihn jedoch zum Gegenſtande heftiger Volksdemonſtrationen, ſodaß er ſich veranlaßt ſah, der Theaterlaufbahn ganz zu entſagen. Er widmete ſich ſeitdem zu Potsdam, wo er ſeinen Wohnſitz nahm, ausſchließlich literariſcher Thätigkeit und kämpfte bis 1854 in der «Deutſchen Wehrzeitung» (ſpäter «Preuß. Wehrzeitung») gegen die demokratiſchen Beſtrebungen. Inzwiſchen hatte ihn Friedrich Wilhelm IV. zu ſeinem Vorleſer und zum Hofrath ernannt, in welcher Stellung er den König auch auf Reiſen begleitete. König Wilhelm beſtätigte ihn in dem Amte und übertrug ihm auch die Aufſicht über ſeine Privatbibliothek, mit der er ſchon 1851 betraut worden war. 1865 erfolgte ſeine Ernennung zum Geh. Hofrath. Bei Ausbruch des Kriegs von 1866 wurde S. dem großen Hauptquartier attachirt, von wo aus er eine beſondere Ausgabe ſeiner Militärzeitſchrift (den «Feld-Soldatenfreund») redigirte und die officiellen Berichte aus dem Hauptquartiere für den «Staatsanzeiger» ſchrieb. Wie ſchon früher, ſo wurde er auch vor dem Ausbruche des Kriegs zu mannichfachen vertraulichen Miſſionen verwendet. Die literariſche Thätigkeit S.'s iſt eine ungemein vielſeitige. Außer den erwähnten militäriſchen und dramatiſchen Schriften verſuchte er ſich nicht ohne Erfolg auch auf dem Gebiete der Novelle und des Romans. Dahin gehören: «Bellona. Militäriſche Novellen, Erzählungen u. ſ. w.» (Berl. 1838), «Schauſpieler-Novellen» (2 Bde., Berl. 1838), «Der böſe Blick» (4 Bde., Berl. 1838), ein hiſtor. Roman u. ſ. w. Unter ſeinen hiſtor. Schriften ſind zu nennen: «Geſchichte der berliner Oper» (Berl. 1847), «Das Buch vom Rothen Adlerorden» (Berl. 1860), «König Wilhelm. Eine militäriſche Biographie» (Berl. 1863), «König Wilhelm im J. 1866» (2. Aufl., Berl. 1867), «Geſchichte aller brandenb.-preuß. Orden, Ehrenzeichen und Auszeichnungen» (Berl. 1867 fg.). S. iſt auch Begründer des Vereins für die Geſchichte Potsdams.

Schneidervogel (Sylvia sutoria), ein kleiner Singvogel Oſtindiens, iſt durch die Art berühmt, auf welche er ſein Neſt verfertigt. Er verbindet nämlich durch eine Naht mittels ſeiner Pflanzenfaſern, welche er durch Stiche zieht, die er mit dem Schnabel gemacht hat, die Ränder eines größern, am Ende eines ſchlanken Zweigs ſtehenden Blattes, ſodaß eine Art Taſche entſteht. Wenn das Blatt nicht groß genug iſt, näht er auch auf gleiche Weiſe noch ein zweites Blatt daran. Zuletzt füttert er das Innere mit Wolle, Federn u. ſ. w. Dieſe Vorſicht gebraucht er, um ſeine Jungen gegen die dort häufigen Baumſchlangen zu ſchützen. Auch eine in Südeuropa einheimiſche kleine Sylvie (Sylvia cysticŏla) verbindet Schilfblätter auf gleiche Weiſe durch Nähte.

Schneller (Julius Franz Borgias), Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber, geb. zu Straßburg 1777, verdankte ſeine Bildung der Hochſchule zu Freiburg, wo ſein Vater Profeſſor der Rechte war. Mathematik beſchäftigte ihn zuerſt, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß er ſchon 1794 den erkrankten Profeſſor derſelben vertrat. Als Moreau über den Rhein zu gehen drohte, wirkte S. eifrig für das Aufgebot des Landſturms in Hauenſtein. Er zog auch mit den Studirenden in Freiburg gegen den Feind und wohnte 1796 dem Gefechte bei Wagenſtatt bei. Der Sieg des Feindes bewog ihn, den Breisgau zu verlaſſen und ſich nach Wien zu begeben. Hier wendete er ſich beſonders der Linguiſtik zu. Auch beſchäftigte er ſich mit theatraliſchen Arbeiten, unter denen das Trauerſpiel «Vitellia» und das Luſtſpiel «Gefangenſchaft» vielen Beifall fanden. 1802 begleitete er einen jungen Adelichen nach Paris, London, Venedig und Belgrad. Die großen Begebenheiten jener Zeit beſtimmten ihn nach der Rückkehr zum Studium der Geſchichte. Hierauf erhielt er den Lehrſtuhl der Geſchichte zu Linz und 1806 den zu Gratz. Hier

schrieb er nun eine Reihe trefflicher Werke: die «Weltgeschichte» (4 Bde., Gratz 1810—12); «Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1817); «Ungarns Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Böhmen, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1817); «Oesterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter sich» (Gratz 1818); «Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1819). S. hatte seine freisinnigen, in der Politik auf die engl. und nordamerik. Verfassung gegründeten Grundsätze als Schriftsteller und Lehrer bisher stets ungehindert vorgetragen. Als aber nach Bonaparte's Sturze eine Reaction eintrat, wurde seit 1816 seine Stellung immer schwieriger. Man machte ihn als Josephiner und Bonapartisten verdächtig. Seine «Weltgeschichte» durfte nicht wieder aufgelegt werden, und der letzte Theil seiner österr. Geschichte wurde nicht zum Druck gelassen. Dies veranlaßte ihn, 1823 das Lehramt der Philosophie an der Hochschule zu Freiburg anzunehmen. Er starb zu Freiburg 15. Mai 1833. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen ein didaktisches Gedicht: «Weiblichkeit, ein Sonettenkranz» (2. Aufl., Wien 1822); seine Antrittsrede zu Freiburg: «Ueber den Einfluß der Weltgeschichte auf die Philosophie» (Freib. 1824); die Satire «Sündenbabel und Krähwinkel», die er unter dem Namen Julius Velox herausgab; «Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte» (Freib. 1825); «Geschichte der Menschheit» (Dresd. 1828); «Der Mensch und die Geschichte» (Dresd. 1828); «Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage» (2 Bde., Stuttg. 1828) mit den Noten des Censors, der früher in Oesterreich den Druck nicht erlaubt hatte. Seine «Hinterlassenen Werke» gab E. Münch heraus (6 Bde., Lpz. und Stuttg. 1834—42). Sein Stiefsohn ist der Freiherr Ant. von Prokesch-Osten (s. d.).

Schnellpresse nennt man eine Druckmaschine, welche im Gegensatz von den Hand- oder Tigelpressen mittels Cylinder druckt und durch eine Maschinenkraft in Bewegung gesetzt wird. Schon 1790 nahm der Engländer Will. Nicholson das Patent auf eine S., brachte dieselbe aber nie zur Ausführung. Dies gelang erst dem deutschen Buchdrucker Friedr. König (s. d.), welcher im Verein mit Andr. Friedr. Bauer in London 29. März 1810 das erste Patent für eine Flachdruckpresse (mit Tiegeldruck) nahm, dann die erste einfache Cylinderdruckmaschine (patentirt 30. Oct. 1811) erfand, welcher bald darauf die doppelte Cylindermaschine (1814) sowie der Fortschritt zum Druck auf beiden Seiten folgte. Als weitere Verbesserungen gingen hieraus die Schön- und Widerdruckmaschine, die verbesserte einfache Druckmaschine und die verbesserte Doppelmaschine hervor. Vgl. Bauer, «Die ersten Druckmaschinen» (Lpz. 1851). Die Fabrik von König und Bauer wurde 1817 nach Oberzell bei Würzburg verlegt; andere Fabriken in Deutschland errichteten Helbig und Müller in Wien, Schuhmacher in Hamburg, Sigl in Berlin, Reichenbach in Augsburg (Augsburger Maschinenfabrik). Die einfache S. führt, einmal zugerichtet, unter Bedienung von zwei Burschen oder Mädchen, die Arbeiten von zwei geübten Druckern mit mehr als fünffacher Schnelligkeit aus. Die Maschine scheidet sich in drei Haupttheile: in das Fundament, den Druckcylinder und das Farbewerk. Auf dem Fundament, einer vollkommen ebenen eisernen Platte, welche durch den Mechanismus der Maschine eine regelmäßig wagerecht hin- und hergehende Bewegung erhält, liegt die Form, d. h. die zu einer Seite des Druckbogens gehörigen, fest aneinandergefügten Lettern. Ueber dieser Form, auf der Mitte ihres Weges, befindet sich der Druckcylinder, eine große eiserne, mit Filz überzogene Walze, welche, durch Eingreifen in eine am Fundament befestigte Zahnstange, eine mit der Bewegungsgeschwindigkeit der Form genau Schritt haltende drehende Bewegung erhält, die aber nur so lange andauert, als die Form sich in hingehender Bewegung unter dem Druckcylinder befindet, während letztere für den Rückgang festgestellt wird. Ueber diese Walze und einige hölzerne Nebenwalzen gehen Leitbänder, dazu bestimmt, den zu bedruckenden Bogen auf die Walze, um dieselbe herum und dann wieder abzuführen. Vor der Druckwalze steht der Schwärzapparat. Derselbe besteht aus einer eisernen Farbewalze, welche von einem Farbebehälter bei jedem Spiel der Maschine etwas Farbe an mehrere Vertheilungswalzen abgibt. Durch die umdrehende Bewegung der sämmtlichen Walzen, welche mit einer seitlich hin- und hergehenden Bewegung verbunden ist, vertheilt sich, da alle Walzen unter sich und mit der Hauptwalze in Berührung stehen, die Farbe nach und nach immer gleichmäßiger, bis sie endlich als eine ganz gleichmäßige Schicht auf zwei mit elastischer Composition überzogene Holzwalzen und von da auf die Letternform übertragen wird.

Wenn der Druck eines Bogens vor sich gehen soll, so steht die Form am Anfange ihrer Bahn. Während sich die Maschine in Bewegung setzt, legt ein Bursche an bestimmte Klammern über der Druckwalze einen Bogen Papier an, welcher durch die Maschine erfaßt und um die

Digitized by Google

Walze geführt wird. Unterdeß ist die Form unter dem Schwärzapparat durchgegangen, hat dort von den Schwärzwalzen die nöthige Farbe gleichmäßig vertheilt empfangen und langt unter der Druckwalze gleichzeitig mit dem zu bedruckenden Bogen an. Letzterer empfängt nun während des Durchgangs zwischen Walze und Form den Abdruck und wird, nach vollendetem Druck und während die Form noch weiter über die Druckwalze hinausgeht, durch Leitbänder um die Walze und zu einer Tafel am Ende der Maschine geführt, wo ihn ein zweiter Bursche abnimmt und zur Seite legt. Das Ablegen der bedruckten Bogen kann durch einen mechan. Auslegeapparat auch durch die Maschine selbstthätig bewirkt werden. Die Form beginnt hierauf ihren Rückgang. Die Druckwalze läßt dieselbe während ihres Stillstandes unter sich durchgehen, und sie gelangt so wieder an den Ausgangspunkt, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Eine solche einfach wirkende Maschine liefert 1000—1400 Abdrücke in der Stunde und bedruckt den Bogen nur auf einer Seite. Sehr bald kam man aber auf den Gedanken, den «todten» Rückgang der Form zu benutzen, indem man neben der ersten Druckwalze eine zweite mit umgekehrter Bewegung und ebenso ein zweites Farbenwerk anbrachte. So konnte man nun von jeder Seite einen Bogen auflegen und beim Hingange die erste, beim Rückgange die zweite Walze in Wirksamkeit treten lassen. Eine solche doppelte Maschine liefert, von vier Burschen und einem Zurichter (der übrigens auch für mehrere Maschinen ausreicht) bedient, 2400 Abdrücke in der Stunde. Außerdem brachte man es auch dahin, sog. vollständige oder Completmaschinen herzustellen, welche den Bogen umschlagen, auf beiden Seiten bedrucken und so 900—1000 Bogen in der Stunde auf beiden Seiten bedruckt liefern. Bei dieser Einrichtung leidet jedoch die Schönheit des Abdrucks durch das unvermeidliche Abschwärzen beim Wiederdruck. Man hat, um dies zu verhindern, die weitere Einrichtung getroffen, daß gleichzeitig mit jedem weißen Bogen ein Makulaturbogen mit durch die Maschine geleitet wird, welcher sich beim Wiederdruck, auf der Druckwalze, unter den noch feuchten ersten Abdruck legt und hierdurch das Abschwärzen für den folgenden Bogen verhütet. Der Mechanismus und Betrieb der Maschine wird jedoch durch jene Einrichtung sehr zusammengesetzt und kostspielig, daher die Completmaschinen weniger in Gebrauch gekommen sind als sich anfangs erwarten ließ. Einen bedeutenden Fortschritt hat das Drucken durch S. ferner durch die Erfindung von Little, dem Herausgeber der «Illustrated London News» gemacht, welcher die doppelt wirkende S. erfand. Schon früher hatte die Officin der «Times» vierfache Pressen, auf das System der Doppelpressen gegründet, bauen lassen, in welchen vier Druckcylinder arbeiteten, und die in der Stunde 4500—5000 Abdrücke lieferten, bei denen aber, abgesehen von dem großen Raume, den sie erforderten, immer zwei Cylinder ruhten. Little stellte dagegen eine Presse her, welche mit acht Walzen bei jedem Hin- und Hergange der Form 14 Abdrücke liefert. Er erreichte diesen Zweck dadurch, daß in seiner Presse die sechs mittlern Cylinder doppelt wirkend sind, d. h. sowol beim Hingange als beim Rückgange drucken, während die beiden Eckcylinder einfach wirkend sind, sodaß der erste nur beim Hingange, der letzte nur beim Rückgange druckt. Natürlich sind dann auch ebenso viele Farbenwerke nöthig, als Druckcylinder vorhanden. Die Hauptschwierigkeit, welche bei dieser Erfindung zu überwinden war, ging daraus hervor, daß nicht allein jeder Walze der Papierbogen zu rechter Zeit geliefert werden mußte, sondern daß sie auch denselben für den Hingang von der rechten Seite her, für den Rückgang, wo alle Bewegungen umgekehrt, von der linken Seite her empfangen und so auch wieder abführen mußte. Little gelangte durch eine eigenthümliche Anwendung von Papierspeise- und verschiebbaren Vertheilungswalzen zum Ziele. Seine Presse liefert in der Stunde 15750 auf einer Seite bedruckte Bogen. Auch auf das System der Completmaschine hat Little seine Erfindung angewendet, und er ist im Stande, den Bogen jetzt gleich auf beiden Seiten zu bedrucken. In neuerer Zeit ist eine von Applegath construirte S., ebenfalls mit acht Druckcylindern, zur Anwendung gekommen, wobei sich der Typensatz oder, wie namentlich beim Zeitungsdruck angewendet, die Stereotypplatten nicht auf einem ebenen Fundamente, sondern auf der Umfläche eines verticalen Cylinders befinden und die Druckwalzen nebst ihren Farbewalzen rings um diese cylindrische Form aufgestellt sind. Letztere empfängt eine stetige Drehung um ihre Achse und bietet so die abzudruckende Fläche allen acht Druckwalzen der Reihe nach dar, sodaß mithin an acht Papierbogen gleichzeitig gedruckt wird. Mit besondern Schwierigkeiten ist das untadelhafte Abdrucken von Holzschnitten in der S. verbunden, welche Aufgabe jedoch in neuerer Zeit ebenfalls vollkommen gelöst wurde. Man überzieht dabei die Druckfläche des Cylinders, anstatt mit weichem Filz, mit einer Lage fester Papierbogen, um durch Ausschneiden oder Aufkleben einzelner, mit den Licht- und Schattenstellen des Holzschnitts correspondirenden Stellen einen lebhaften Effect des Abdrucks hervorbringen zu können. Von wesentlicher Bedeutung ist für derartige Druckarbeiten die voll-

kommen gleichmäßigſte Vertheilung der Farbe auf der Form, was zu verſchiedenen Modificationen und Verbeſſerungen des Schwärzapparats, namentlich zu einem rotirenden Farbenwerk, der ſog. Tiſchfärbung geführt hat. Bei dieſer Einrichtung des Farbenwerks geſchieht die Zuführung und Vertheilung der Farbe nicht, wie oben beſchrieben, durch eine Anzahl unter ſich in Berührung ſtehender Walzen, ſondern durch eine in der Verlängerung des Fundaments angebrachte ebene Fläche, welche die durch Reibewalzen vertheilte Farbe auf vier bis fünf einzeln über der Form gelagerte Auftragwalzen überträgt.

Ueberhaupt iſt der Mechanismus der S. in vielfacher Hinſicht ſo vervollkommnet worden, daß dieſelbe in neueſter Zeit zu den mannichfaltigſten Druckarbeiten, vom gewöhnlichen Buch- und Zeitungsdruck bis zum ſchwierigſten Aceidenz- und Banknotendruck verwendet wird. Dahin iſt namentlich auch der Druck in zwei oder mehrern verſchiedenen Farben zu rechnen, welcher bisher nur in der Weiſe hergeſtellt werden konnte, daß ein mit einer Farbe bedruckter Bogen nochmals eingelegt und durch die Maſchine geleitet wurde, um von einer zweiten Form in einer zweiten Farbe bedruckt zu werden. Durch eine von König und Bauer erfundene und ausgeführte Zweifarbenmaſchine wird dieſe Operation gleichzeitig in zwei Farben ausgeführt. Es befinden ſich in dieſer Maſchine, ſtatt nur einer Form, zwei genau ineinanderpaſſende Formen, auf einem Fundament von doppelter Länge hintereinander gelagert, von denen die eine z. B. für einen rothen, die andere für einen ſchwarzen Abdruck beſtimmt iſt. Beide Formen werden von zwei verſchiedenen Farbeapparaten, je roth und ſchwarz, gefärbt und gehen darauf in unmittelbarer Aufeinanderfolge unter Einem Druckcylinder hindurch, welcher nicht, wie bei der gewöhnlichen S. während dieſes Durchgangs nur eine Umdrehung, ſondern zwei Umdrehungen erhält. Ein auf dem Druckcylinder angelegter und durch Greifer feſtgehaltener Bogen folgt dem Druckcylinder in unverrückter Lage durch beide Umdrehungen und erhält während der erſten Umdrehung einen rothen Abdruck von der erſten Form, unmittelbar darauf durch die zweite Umdrehung einen ſchwarzen Abdruck von der zweiten Form. Es iſt dieſes Verfahren von beſonderer Wichtigkeit für den Druck von Werthpapieren und Banknoten, welche meiſt in zwei verſchiedenen Farben ausgeführt werden. Da bei der gewöhnlichen S. jeder Bogen von einem Burſchen mit Genauigkeit einzeln angelegt werden muß, ſo kam man auf den Gedanken, die Maſchine ſelbſtthätig durch Zuführung von endloſem Papier zu ſpeiſen, wobei dann jeder einzelne Bogen in der Maſchine ſelbſt durch einen beſondern Schneideapparat in das beſtimmte Format zerſchnitten wird. Es wurden mehrere Maſchinen dieſer Art in Wien ausgeführt und in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Betrieb geſetzt; doch haben dieſelben eine weitere Verbreitung nicht gefunden. Neuerdings verſchieden conſtruirte Accidenzſchnellpreſſen von vereinfachter Bewegung, wie die Victoriapreſſe von König und Bauer, haben eine beſchränkte Leiſtungsfähigkeit. Mit günſtigem Erfolge hat man in neueſter Zeit das Syſtem des Cylinderdrucks auch für den Steindruck angewendet. Während bei der gewöhnlichen Steindruckpreſſe die Preſſung durch einen über den Stein hinſtreichenden Holzreiber hervorgebracht ward, erfolgt der Druck bei der lithographiſchen S. durch einen auf Federn elaſtiſch gelagerten Druckcylinder. Der zum Abdruck beſtimmte, auf dem Fundament gelagerte Stein kann durch einen Schraubenmechanismus höher oder tiefer geſtellt werden, da die Stärke der Preſſung je nach der Dicke des Steins regulirt werden muß. Die Farbe wird in ähnlicher Weiſe wie bei der gewöhnlichen S. durch fünf bis ſechs mit Leder überzogene Walzen aufgetragen. Doch kommt hier noch eine weitere Operation in Betracht, indem die Oberfläche des Steins durch einen ſog. Wiſchapparat ſtets mit Waſſer angefeuchtet werden muß, um ein vollſtändiges Haften der Farbe an der Steinzeichnung zu ermöglichen. Die erſte lithographiſche S. wurde von Sigl in Berlin erbaut. Später haben die Mechaniker Voirin und Duppy zu Paris dieſe Maſchine noch weſentlich vervollkommnet. Vgl. Wittig und Fiſcher, «Die S.» (Lpz. 1861); Eiſenmann, «Die S.» (Lpz. 1867).

Schnepfe (Scolopax), eine weitverbreitete, zur Familie der Waldvögel gehörende Vogelgattung, zeichnet ſich durch einen langen, geraden, dünnen und an der kuppigen Spitze weichen Schnabel, vier getrennte Zehen und abgerundete Flügel aus. Alle haben große, weit nach hinten gerückte Augen und ein mehr oder minder braunes, theils gelb, theils dunkel gefleckte oder gebändertes Gefieder, und die an der Schnabelwurzel befindlichen Naſenlöcher ſind ſpaltförmig in eine bis nach vorn reichende Furche verlängert. Sie ſind theils Strich-, theils Zugvögel, vermeiden ſehr warme Länder, lieben feuchte, moosreiche Waldungen und bebuſchte Sümpfe, fliegen unregelmäßig, ſtreifen morgens und abends umher und nähren ſich von Würmern und Inſektenlarven, welche ſie mit ihrem Schnabel, der ihnen zugleich als Taſtorgan dient, aus dem lockern Erdreiche und Moore herausſuchen. Die S. leben paarweiſe, niſten an der Erde und legen grünlich- oder gelblichweiße, braungefleckte Eier. Da ſie ſehr ſcheu, vom Boden ſchwer zu unter-

ſcheiden und flüchtig, ſo ſind geübte Schützen zu ihrer Jagd nöthig, doch bringt ſie auch ſchon die geringſte Verwundung zum Sturze. Wo ſie häufig ſind, werden ſie auch ohne Schwierigkeit in Netzen gefangen. Deutſchland beſitzt vier Arten, von denen die Waldſchnepfe (S. rusticŏla) ſich durch abgerundete Schnabelſpitze, die bis an das Ferſengelenk reichende Befiederung und die aſchgraue Färbung der Stirn und des Scheitels unterſcheidet. Sie iſt in Deutſchland Strichvogel und Gegenſtand einer eifrig betriebenen Jagd, da ſie wegen ihres wohlſchmeckenden Fleiſches ſehr geſchätzt wird. Aber auch der Inhalt der Gedärme, welcher theils aus verdauten, als Futter verzehrten Würmern, theils aus Eingeweidewürmern beſteht, mit welchen S. ſehr heimgeſucht ſind, gilt ſeit alters als eine beſondere Leckerei. Die Größe dieſer S. beträgt mit Einſchluß des 3 Zoll langen Schnabels bis 15 Zoll. Die zweite Art iſt die Heerſchnepfe oder Becaſſine (ſ. d.). Die Moorſchnepfe oder kleine Becaſſine (S. gallinŭla) iſt die kleinſte ihrer Gattung und mit Einſchluß des $1\frac{1}{2}$ Zoll langen Schnabels nur 9 Zoll lang. Sie bewohnt Sibirien und wird in Deutſchland nur im erſten Frühjahre und im Oct. zur Zeit des Zugs geſehen. Die große Sumpfſchnepfe (S. major), bei welcher von den 16 Federn des Schwanzes die beiden äußern weiß und die Füße gelblichroth ſind, findet ſich nirgends in größern Geſellſchaften. Bei der Gattung Pfuhlſchnepfe (Limōsa) ſind die Vorderzehen halb geheftet. Die große Pfuhlſchnepfe (L. melanūra) hat ebenfalls ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch und ihre Eier gelten in Holland als die feinſte Leckerei.

Schnepfenthal, die von Chriſtian Gotthilf Salzmann (ſ. d.) begründete Erziehungsanſtalt für Knaben, liegt 1 M. von Gotha am Fuße des Thüringerwaldes, in der Nähe von Reinhardtsbrunn und dem Städtchen Waltershauſen. Die Inſtitutsgebäude beſtehen aus einem Haupthauſe, zwei Nebenhäuſern und einer Reitbahn. In dem erſtern wohnen der Director, die Mehrzahl der Lehrer und alle Zöglinge; zugleich enthält es den Betſaal, den Speiſeſaal, vier Schlafſäle, das Naturaliencabinet und die Bibliothek. Die Gebäude ſind von Grasplätzen, Baumgruppen und Gartenanlagen umgeben, denen ſich von der Rückſeite die bewaldeten Vorberge des Thüringerwaldes anſchließen. In einem nahen Laubwäldchen befindet ſich der Turnplatz für die Zöglinge und ein ſchöner Teich zwiſchen S. und Reinhardsbrunn bietet die beſte Gelegenheit zum Baden und Schwimmen. Die Zahl der Zöglinge beſchränkt ſich auf 60 Knaben im Alter von wenigſtens 9 bis höchſtens 16 J., die entweder für die Secunda eines preuß. Gymnaſiums, für ein Cadettencorps oder für das praktiſche Berufsleben vorbereitet werden. Es wirken zu dem Zwecke 14 Lehrer mit dem Director an der Anſtalt. Die Leitung der letztern übernahm nach dem Tode des Begründers (1811) deſſen Sohn Karl Salzmann. Seit 1848 iſt die Anſtalt im Beſitz und unter der Leitung des herzogl. ſächſ. Schulraths Wilhelm Ausfeld, eines Enkels des Stifters, und erfreut ſich fortwährend großer Frequenz.

Schnepper oder Schnapper iſt ein chirurgiſches Inſtrument, deſſen weſentliche Einrichtung darin beſteht, daß mittels einer Stahlfeder eine oder mehrere meiſt kreuzweiſe geſtellte, vorher in einer Kapſel verborgene, ſcharfe Klingen hervorgeſchnellt werden. Die beiden Hauptarten dieſes Inſtruments ſind der Aderlaßſchnepper (phlebotomus), an welchem nur eine Klinge befindlich iſt, und der Schröpfſchnepper (scarificatorium), mit welchem man mehrere, aber ſeichte Einſchnitte in die Haut auf einmal macht. Hierher gehören auch mehrere der neuerdings erfundenen künſtlichen Blutegel.

Schnittlauch, ſ. Lauch.

Schnitzler (Johann Heinrich), Geſchichtſchreiber und Statiſtiker, geb. 1. Juni 1802 zu Strasburg, erhielt daſelbſt ſeine Gymnaſialbildung und widmete ſich auf der Akademie und dem prot. Seminar dem Studium der Theologie. 1823—28 lebte er als Hauslehrer einer kurländ. Adelsfamilie in Rußland, wo er Zeuge des Aufſtandes vom 26. Dec. 1825 in Petersburg war und, ſowie nachher in Moskau und dem Sergeikloſter zu Troitza, reiches Material zur Kunde des ruſſ. Reichs ſammelte. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt übernahm er 1829 die Leitung der «Encyclopédie des gens du monde», die ihn in Paris bis 1845 beſchäftigte. Inzwiſchen war S. 1840—44 auch Lehrer der deutſchen Sprache für die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes Orleans. 1847 erhielt er das Amt eines Inſpectors der Primärſchulen der Stadt Strasburg und 1856 die Profeſſur der allgemeinen Literatur am prot. Seminar daſelbſt. Im Sommer 1864 machte er auf kaiſerl. Veranlaſſung eine zweite Reiſe nach Rußland, welche er diesmal bis jenſeits der Wolga und Kaſan ausdehnte. Die erſten Arbeiten, mit denen S. an die Oeffentlichkeit trat, bezogen ſich auf das claſſiſche Alterthum. Seinen literariſchen Ruf begründete er aber mit dem «Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie» (Par. 1829) und «La Russie, la Pologne et la Finlande, tableau statistique, géographique

et historique» (Par. und Petersb. 1835), welche beiden Werke besonders in Rußland selbst Anerkennung fanden. Diesen folgten «De la création de la richesse» (2 Bde., Par. 1842) und die vom Französischen Institut gekrönte «Statistique générale, méthodique et complète de la France» (4 Bde., Par. 1846). Schätzbare Beiträge zur Kunde der Geschichte, Geographie und Statistik des russ. Reichs bot S. seitdem noch in den großentheils und selbst mehrfach ins Deutsche und in andere Sprachen übersetzten Werken: «Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas» (2 Bde., Par. 1847); «La Russie ancienne et moderne, histoire, description, moeurs» (2. Aufl., Par. 1854) und «Description de la Crimée» (Par. 1855), vor allem aber in «L'empire des Tsars au point actuel de la science» (Bd. 1—3, Par. und Petersb. 1856—66), seinem Hauptwerke, welches auf 5 Bände berechnet ist und eine erschöpfende Darstellung der statist. Verhältnisse des russ. Reichs enthalten soll. Außerdem sind von seinen Arbeiten hervorzuheben: «La mission de l'empereur Alexandre II et le général Rostoftsof» (Par. 1860), die Biographien des Fürsten Rasumowski und des Kaisers Paul I. im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863 und 1867) und «Rostoptchine et Koutousof, ou la Russie en 1812» (Par. 1863). Eine eingehende Geschichte der russ. Diplomatie hat S. schon seit Jahren vorbereitet. Von seinen übrigen Schriften ist noch der «Atlas historique et pittoresque, ou histoire universelle disposée en tableaux synoptiques» (von Bagnol begonnen, 3 Bde., 4., Strasb. 1859) mit Auszeichnung zu nennen. S. hat auch viel in deutschen Journalen geschrieben. Ein Theil seiner Correspondenzen für die augsburger «Allgemeine Zeitung» (1830—33) erschien gesammelt unter dem Titel «Briefe aus Paris über Frankreich in dem ersten Jahre seiner Juliusrevolution» (Stuttg. 1832).

Schnorr von Karolsfeld (Veit Hans), Maler und Zeichner, geb. zu Schneeberg im sächs. Erzgebirge 11. Mai 1764, erhielt wenig Unterricht, fand sich aber innig von der Natur angezogen, in der er, sich selbst überlassen, lebte. Nach des Vaters Willen studirte er seit 1784 zu Leipzig die Rechte und wurde Notar. Als aber sein Vater starb, verließ er die Jurisprudenz und widmete sich ganz der Kunst. Er heirathete 1788 und ging nach Königsberg in Preußen, wo er, durch Oeser und Weiße an Hippel, Kant u. a. empfohlen, eine gute Aufnahme fand und durch Privatunterricht sich die nöthigen Subsistenzmittel erwarb. Auf Betrieb seiner Mutter nahm er 1789 eine Lehrerstelle an der magdeburger Handlungsschule an, die er jedoch nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab, um nach Leipzig zurückzukehren. Hier nun erst fing er an, mit rastlosem Eifer und Anstrengung aller Kräfte sich unter der Leitung Oeser's in der Kunst weiter auszubilden. Porträts in Oel und Miniatur, Zeichenunterricht, Arbeiten für Buchhändler mußten ihm seinen Unterhalt gewähren, während der nähere Umgang mit Erhard, Heydenreich, Weiße, Müller und Seume ihn geistig anregte und bildete. Er wollte Seume 1801 auf dessen Spaziergange nach Syrakus begleiten, kam aber nur bis Wien und besuchte hierauf Paris. 1816 wurde er zum Director und Professor an der leipziger Akademie ernannt, der er bis an seinen Tod 30. April 1841 vorstand. Seine Schüler leitete er zu einer eingehenden Auffassung der Natur und in den Studien zu einem genauern Contour an, wodurch er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern im Amte, auf die Richtung vorbereitete, welche die deutschen Künstler der spätern Periode in der Zeichnung anstrebten. Bekannt ist sein «Unterricht in der Zeichenkunst» (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). Die meisten seiner Gemälde sind aus den romantischen Dichtungen der damaligen Zeit, z. B. Kosegarten's «Jukunde» u. s. w., entnommen und zeichnen sich durch Gemüthlichkeit aus. Die Zahl seiner histor. Darstellungen und Porträts sowie insbesondere seiner Zeichnungen in Tusche, schwarzer Kreide, Sepia u. s. w. ist sehr bedeutend; auch hat er viel Blätter, meist nach eigener Composition, radirt und selbst in Thon modellirt und mancherlei Gipsarbeiten geliefert. Unter seinen plastischen Werken ist das Basrelief in Terracotta zu erwähnen, mit welchem er den Giebel des Universitätsgebäudes in Leipzig schmückte.

Schnorr von Karolsfeld (Julius), ausgezeichneter deutscher Maler, Sohn des vorigen, geb. 26. März 1794 zu Leipzig, erhielt durch den Vater den ersten Unterricht und ging dann 1811 nach Wien. Während der ersten Jahre seines Aufenthalts daselbst besuchte er die Akademie der Künste. Da ihm aber die damals dort übliche Kunstweise nicht zusagte, wandte er sich mit einigen Gleichgesinnten der Richtung zu, welche sich die altdeutsche Schule und deren Ideen zum Muster nahm. Aus diesen Bestrebungen gingen hervor: der Kampf der drei christl. und drei heidnischen Ritter nach Ariost, die Heilige Familie und die Almosenvertheilung des heil. Rochus. Im Herbst 1817 wandte sich S. nach Italien. Hier hielt er sich zunächst in Florenz längere Zeit auf, wo die Werke der alten Meister, namentlich die Wandmalereien, ihn fesselten. Anfang 1818 kam er nach Rom, wo damals die wiedererwachte Kunst blühte und Cornelius, Overbeck

und Ph. Veit ihre Meisterwerke schufen. Durch Vermittelung dieser Meister erhielt S. alsbald den Auftrag zur Ausmalung des für den «Orlando furioso» bestimmten Raums in der Villa Massimi. Außer diesen Fresken führte er während der zehn Jahre, die er in Rom verweilte, noch folgende Oelbilder aus: die Hochzeit zu Kana, Jakob und Rahel, Ruth und Boas, eine Madonna mit dem Kinde, die Flucht nach Aegypten, «Lasset die Kindlein zu mir kommen» und eine Verkündigung der Maria (für das Stift zu Wurzen). Noch ehe S. seine röm. Arbeiten beendigt hatte, erhielt er von König Ludwig von Baiern einen Ruf an die Akademie der bildenden Künste nach München. Nachdem er 1827 die Professur der Historienmalerei angetreten, beauftragte ihn der König, im Erdgeschosse der neuen Residenz fünf Prunkgemächer mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede auszuschmücken. Die Ausführung dieser Fresken wurde jedoch auf einige Jahre (bis 1843) unterbrochen, da ihm unterdessen die Ausmalung von drei großen Sälen des Festsaalbaues mit kolossalen Darstellungen aus der Geschichte Karl's d. Gr., Barbarossa's und Rudolf's von Habsburg übertragen worden war. Außerdem hatte S. in München, wo er auch mehrere Oelbilder für Privatpersonen ausführte, noch den Auftrag, den Fries eines Saals der Königswohnung mit Darstellungen aus den Homerischen Hymnen auszustatten. 1846 folgte er dem Rufe als Director der Gemäldegalerie und Professor an der Akademie der bildenden Künste nach Dresden, von wo er jedoch zeitweise nach München zurückkehren mußte, um die Nibelungenfresken zum Abschluß zu bringen. Unter den münchener Frescomalern ist S. unstreitig derjenige, welcher mit der idealen Composition am meisten individuelles Leben verbindet. In Dresden kam sein großes Illustrationswerk, die schon in Rom begonnene und in München nach Möglichkeit weitergeführte «Bibel in Bildern» (240 Tafeln mit Text, Lpz. 1852—60) zu Stande, ein Werk, das S.'s Namen auch in weitern Kreisen bekannt gemacht hat. Schon vorher hatte er in Gemeinschaft mit Neureuther die Illustrationen zu der Cotta'schen Prachtausgabe des Nibelungenliedes geliefert. Ueberdies gehören der dresdener Periode seines Wirkens noch an: das für München bestimmte große Oelbild Luther auf dem Reichstage zu Worms und die Compositionen zu den Glasmalereien für die Paulskirche in London. Das dem Apostel Paulus gewidmete Hauptfenster, darstellend die Umkehr des Christenverfolgers auf dem Wege von Damaskus und seine Heilung, war 1867 bereits am Orte seiner Bestimmung aufgestellt. Das in Oelfarben ausgeführte Vorbild für den untern Theil dieses Fensters wurde für die dresdener Galerie angekauft. Unter S.'s literarischen Leistungen sind besonders sein Vorwort zur «Bibel in Bildern» und sein Protest gegen Kaulbach's Darstellungen der neuern Kunstgeschichte (in der «Allgemeinen Zeitung», Jahrg. 1852) bemerkenswerth. — S.'s zweiter Sohn, Ludwig S., geb. 2. Juli 1836 zu München, hat sich als Opernsänger einen geachteten Namen erworben. In München und Dresden erzogen, bekundete er schon in früher Jugend ein ungewöhnliches Talent für die Musik und eine vorzügliche Stimmbegabung. Nachdem er die nöthigen Vorstudien gemacht, entschied er sich für den Beruf des dramatischen Sängers. Er trat zuerst beim Hoftheater in Karlsruhe auf, dem er seit Herbst 1854 erst als Eleve, dann als Mitglied angehörte. Ostern 1860 erhielt er ein Engagement am Hoftheater zu Dresden, wo er bis zu seinem 21. Juli 1865 erfolgten Tode wirkte. In seinen Leistungen als Heldentenor wandte er neben dem musikalischen Theile seiner Aufgabe dem Spiele und der Darstellung besondern Fleiß zu. S.'s Lieblingsaufgaben bildeten die Helden in den Opern Richard Wagner's, zu dessen Anhängern er gehörte. Kurz vor seinem Tode wirkte er im Juni und Juli 1865 zu München bei der Aufführung von Wagner's «Tristan und Isolde» mit, wobei er die schwierige Rolle des «Tristan» übernahm, während seine Gattin, Malvina S., geb. Garrigues, die der «Isolde» vertrat. 1867 gab letztere einige Lieder S.'s zusammen mit eigenen heraus.

Schnorr von Karolsfeld (Ludwig Ferdinand), deutscher Maler, Bruder von Julius S., geb. 11. Oct. 1788 zu Leipzig, erhielt seine erste künstlerische Bildung im väterlichen Hause und ging 1804 nach Wien, wo er die Akademie besuchte und an dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen einen Gönner fand. Seine ersten Gemälde, wie des ritterlichen Jägers Liebeslauschen, Erlkönig, Lorelei, gehörten der romantischen Richtung an. Entschiedenen Ruf erwarb ihm seine Darstellung von Goethe's Faust, die sich seit 1821 in der Galerie des Belvedere zu Wien befindet. Seinen schnellen Aufschwung hinderte eine Hinneigung zur Mystik und zum Magnetismus. Von seinen neuern Werken sind zu erwähnen: die Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes (1828) in der Galerie des Belvedere; die Vereinigung der Tiroler durch Andr. Hofer (1830) im Ferdinandeum zu Innsbruck; das Porträt des Herzogs von Reichstadt (1832); eine zweite Darstellung aus Goethe's «Faust», als Gegenstück zu der erwähnten, in der Galerie des Belvedere; Christus am Oelberge und die Speisung der Fünfhundert (19 F. lang und

16 F. hoch), bei den Mechitaristen in Wien. Auch hat er mehrere Blätter radirt und lithographirt. Er starb als erster Custos an der Galerie des Belvedere zu Wien 13. April 1853.

Schnupfen (coryza) heißt die Entzündung, der Katarrh (s. d.) der Nasenschleimhaut. Diese ist dabei entweder trocken, aber verschwollen (Stockschnupfen), oder sondert sogleich einen dünnen, scharfen Schleim ab (Fließschnupfen), welcher nach längerer oder kürzerer Zeit, meist nach zwei bis drei Tagen, dicker und milder wird. Damit verbinden sich öfters: Niesen, Gefühle von Spannung oder Druck oder Prickeln in der Nase, Nasenbluten, Thränen der Augen (wegen Verschwellung des Thränenkanals), Störung des Geruch- und Geschmackssinns, veränderte Sprache u. s. w. Der S. entsteht meist durch plötzlichen Temperaturwechsel, bei schnellem Uebergang von kalt zu warm oder umgekehrt, und herrscht deshalb im Winter und Frühjahr; aber auch durch scharfe, in die Nase gelangte Einathmungen oder Flüssigkeiten u. s. w. Er tritt auch als Theilerscheinung gewisser Infectionskrankheiten (Masern, Grippe) auf. Der gewöhnliche S. ist eine leicht heilbare Krankheit. Man muß dabei den schnellen Wechsel der Temperatur, besonders Zugluft vermeiden, die Füße warm halten und eine regelmäßige Diät beobachten. Erkältung während des S. kann gefährliche Zufälle, namentlich Lungen- und Gehirnkrankheiten herbeiführen. Bei Säuglingen gehört ein S. schon zu den bedeutendern Krankheiten und, wenn er monatelang dauert, sogar zu den Zeichen angeborener Lustseuche. Stockschnupfen kann auch durch Verstopfen der Nasengänge durch Schleimhautwucherungen (sog. Polypen) zu Stande kommen.

Schnupftaback, s. Taback.

Schnüren nennt man im allgemeinen das Umgeben einzelner Körpertheile mit schnur- oder bandartigen Gegenständen, die fest anliegen und mittels Zusammenziehen einen Druck, namentlich auf die Blutgefäße, ausüben. Ein solches Verfahren wird von der Heilkunde in manchen Fällen, z. B. bei Krampfadern, mit Vortheil benutzt. Andererseits hat das S. durch die Gewalt der Mode eine große Ausdehnung im gewöhnlichen Leben, namentlich beim weiblichen Geschlecht, zur Verschönerung der Form des Oberkörpers gefunden. Der Zweck ist hier, theils die Geradhaltung des Rückens zu befördern, theils den Busen emporzuheben und dessen Herabhängen zu behindern, theils eine knappe Taille hervorzubringen. Zu starkes S. führt aber der Gesundheit nachtheilige Veränderungen des Körpers herbei, insofern als die Leber gequetscht, die Baucheingeweide herabgedrängt und die Blutbewegung in den Unterleibsorganen erschwert werden, namentlich aber da, wo ein starkes Blankscheit im Schnürleibchen befindlich ist. Verschiedene Leiden der Frauen lassen sich auf diese Unsitte zurückführen.

Schnyder von Wartensee (Xaver), ausgezeichneter Componist und Tonkünstler, geb. 18. April 1786 zu Luzern, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte das Gymnasium und sodann das Lyceum seiner Vaterstadt und zeigte schon in früher Jugend ebenso viel Anlage als Eifer für Musik. Von seinem Vater zur staatsmännischen Laufbahn bestimmt, unterzog er sich nur wenige Monate der Arbeit auf einem Finanzbureau in Luzern und widmete sich dann von 1810 an ausschließlich der Kunst und den freien humanistischen Studien. Nach einem Aufenthalte in Zürich lernte er 1811 Beethoven in Wien kennen, der sich für seine ersten Compositionsversuche interessirte und stets ausführlich in die Kritik derselben einging. Erst in Wien, dann im benachbarten Baden setzte er seine musikalischen Arbeiten und Studien bei Kienlen fort. Eine Feuersbrunst in Baden im Sommer 1812 vernichtete einen Theil seiner frühern Compositionen und Gedichte. Noch in demselben Jahre kehrte S. auf den von ihm ererbten Familiensitz, Schloß Wartensee am Sempachersee, zurück, nahm bald darauf bei Pestalozzi in Yverdun eine Lehrerstelle an, siedelte aber im Herbst 1817 nach Frankfurt über, wo er ein reiches Kunstleben und zahlreiche Schüler fand. 1831 lernte er daselbst den Pädagogen F. Fröbel kennen, den er zur Errichtung einer Erziehungsanstalt auf seinem Gute Wartensee veranlaßte. S.'s Aufenthalt in Frankfurt und verschiedene Reisen brachten ihn mit Goethe, Jean Paul, Börne, Spohr, Döbereiner und andern bedeutenden Männern in freundliche Berührung. Nach dem Verkaufe seines Familienguts lebte er 1844—49 auf einem von ihm gegründeten reizenden Landsitze bei Luzern, von wo er jedoch wieder zu seinem frühern Wirkungskreise in Frankfurt zurückkehrte. Er gründete daselbst zwei neue musikalische Vereine für Vocal- und Instrumentalmusik. S. ist Verfasser mehrerer Gedichte, zum Theil humoristischen Inhalts und verschiedener Artikel in musikalischen Zeitschriften. Zu seinen zahlreichen Compositionen gehören verschiedene Cantaten und Sammlungen ein- und mehrstimmiger Gesänge, Instrumentalsachen, das Oratorium «Zeit und Ewigkeit», die romantische Oper «Fortunat», die Schweizeroper «Heimweh und Heimkehr» u. s. w. S. gilt für einen der ersten Contrapunctisten; seine Musik ist oft originell, immer aber klar, melodisch und von seltener Correctheit.

Digitized by Google

Schoa, eine abyssin. Provinz zwischen 9 und 11° nördl. Br., grenzt im Norden an Amhara, im Süden an Gurague, im Osten und Westen an die Gebiete der Gallas und wird von der Jamma und dem Muger, zwei Zuflüssen des Blauen Nil, sowie von Nebenflüssen des Hawasch bewässert, liegt also auf der Wasserscheide zwischen Nil und Indischem Ocean. Das Land bildet grasreiche Hochebenen, im Südosten und Süden von einem 10000 F. hohen Abfall begrenzt. Es zerfällt in die Provinzen Gesche, Mans, Tegulet, Ghedem, das eigentliche Schoa, Mentschar und Bulga und zählt etwa $1^1/_2$ Mill. christl., mohammed. und heidnische Einwohner, Amhara oder Galla. Bemerkenswerthe Orte sind die Hauptstadt Ankober auf einem 8200 F. hohen Berge, Angollola mit 3—4000 E. und ebenfalls Residenzstadt, die ehemalige Hauptstadt und Festung Tegulet, Mousche und die Handelsstädte Leguida und Aleyou-Amba. Vgl. «Harris' Gesandtschaftsreise nach S., 1841—43» (Stuttg. 1845).

Schock bezeichnet im allgemeinen eine Anzahl von 60 Stücken. Ehe die Rechnung nach Gulden und nach Thalern eingeführt war, rechnete man in einem Theile Deutschlands nach S. oder Schockgroschen, d. i. 60 Groschen, die aber je nach dem Gehalte der Groschen einen sehr verschiedenen Werth hatten. In den ältesten Zeiten, wo 60 Groschen aus der Mark geprägt wurden, war das Schockgroschen gleich einer Mark. Später verringerte sich aber der Gehalt der Groschen dermaßen, daß ums J. 1500 das Schockgroschen nur noch einen Werth von $^2/_3$ Mark hatte. Das sog. alte sächsische S. wird zu 60 Schockgroschen oder 20 guten Groschen, dagegen das neue oder schwere S. zu 60 guten Groschen oder 2 Thlr. 12 Gr. Conv.-Geld berechnet. In Böhmen und einem Theile von Schlesien rechnete man nach böhmischen S., d. i. 60 Kaisergroschen oder 180 Kreuzern = 1 Thlr. 21 Gr. Conv.-Geld oder auch nach kleinen S. zu 40 Kaisergroschen oder 120 Kreuzern. — S. nannte man in Sachsen auch eine im 16. Jahrh. eingeführte Art Grundsteuer, behufs welcher der Werth der Grundstücke nach S. berechnet und das S. zunächst mit 5 Pf. Abgabe belegt wurde.

Schoedler (Friedrich Karl Ludwig), verdienter naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1813 zu Dieburg, wo sein Vater Justizamtmann war, widmete sich anfänglich zu Darmstadt der Pharmacie, wandte sich aber auf der Universität zu Gießen dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie zu und war 1835—38 Assistent bei Liebig. Hierauf ging er nach Tübingen, wo er besonders Hugo von Mohl, Quenstedt und Nörrenberg hörte. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung verschiedene Reisen durch Deutschland, die Schweiz, England und Frankreich gemacht, ging er 1842 als Lehrer der Naturwissenschaften an das Gymnasium zu Worms. Seit 1854 wirkte er sodann als Director der Realschule zu Mainz. S.'s literarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf «Das Buch der Natur» (Braunschw. 1846; 16. Aufl. 1867), eine gedrängte Darstellung des Gesammtgebiets der Naturwissenschaft, die sich durch klare und ansprechende Behandlung des Gegenstandes die allgemeinste Anerkennung erworben und wesentlich dazu beigetragen hat, ein lebendiges Interesse für die Naturwissenschaften in den weitesten Kreisen zu erregen. Das Buch ist in fast alle europ. Sprachen übersetzt worden. Vielen Beifall fand auch seine Schrift «Die Chemie der Gegenwart» (3. Aufl., Lpz. 1857). Verschiedene fachwissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte S. in Liebig's «Annalen der Chemie» und dessen «Handwörterbuch der Chemie». Auch lieferte er eine deutsche Bearbeitung von Soubeiran's «Pharmaceutischer Praxis» (Heidelb. 1839) und verfaßte den naturwissenschaftlichen Theil in Wagner's sehr verbreitetem «Handbuch der Naturkunde, Erdbeschreibung u. s. w.» (20. Aufl., Stuttg. 1863). Zahlreiche populär-naturwissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze erschienen von ihm in Gutzkow's «Unterhaltungen am häuslichen Herd», Westermann's «Illustrirten Monatsheften» u. s. w. Ueber Fragen von pädagogischem Charakter sprach er sich in der Schrift «Die höhern technischen Schulen» (Braunschw. 1847), in verschiedenen Programmen der mainzer Realschule sowie in Beiträgen zur «Allgemeinen Schulzeitung» aus. Ueberdies hat sich S. mehrfach als Novellist und Dichter versucht. Sein Lustspiel «Der verwünschte Brief» ist auf mehrern Bühnen zur Aufführung gekommen.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat (griech.), d. h. Schulvorstand, heißt in einigen Ländern und Städten die Behörde, welche die Oberaufsicht über die höhern Lehranstalten führt und gewöhnlich aus den ersten Geistlichen und Magistratspersonen besteht. Mit Scholarch bezeichnet man ein einzelnes Mitglied.

Scholastik und Scholastiker. Scholastiker hießen bei den Römern die an den kaiserl. Schulen angestellten Lehrer der Beredsamkeit. In der Regel bezeichnet man aber damit die Philosophen des Mittelalters. Letzteres hat seinen histor. Ursprung daher, daß die nach der Barbarei des 6.—8. Jahrh. seit Karl d. Gr. in den Klöstern, bischöfl. und erzbischöfl. Sitzen

gestifteten Schulen der Sitz einer erneuerten wissenschaftlichen Cultur und dadurch mittelbar philos. Bestrebungen wurden, die dann später ihren Mittelpunkt in den Universitäten, besonders in Paris und Oxford, fanden. Der wesentliche Grundcharakter dieser mittelalterlichen Philosophie ist Beschränkung der philos. Untersuchung auf die Theologie. Man kann die Zeit vom 9. bis zu Anfang des 11. Jahrh. als die vorbereitende Periode dieser Richtung betrachten. In sie fallen, nächst Johannes Scotus Erigena und Gerbert, einem Mönche zu Aurillac, der später als Papst Sylvester II. hieß, Berengar von Tours, Lanfranc, Anselm von Canterbury. Ein starkes Ferment für die Ausbildung der Philosophie wurde die gegen die Mitte des 12. Jahrh. durch Joh. Roscellinus angeregte Frage über die Bedeutung der allgemeinen Begriffe sowie die über denselben Gegenstand zwischen Wilhelm von Champeaux (gest. 1120) und Abälard geführten nominalistischen Streitigkeiten. (S. Nominalismus.) Sie wurde zu Gunsten des Realismus (s. d.) entschieden, und von dieser Zeit an blieb der Realismus die ganze Blütezeit der Scholastik im 12. und 13. Jahrh. hindurch die herrschende Denkart. Die Theologie, als deren Quelle unabhängig von der Philosophie der Glaube an die Offenbarung betrachtet ward, wurde immer mehr nicht nur das Object, sondern auch die Norm und Regel der Philosophie, und zwar ausdrücklich in der Form, in welcher sie sich durch die Kirchenväter, die Concilienbeschlüsse und die Entscheidungen der Päpste als Dogma ausgebildet hatte. Die Philosophie hatte also kein Recht, den Inhalt der kirchlichen Glaubenslehre anzutasten, sondern sie hatte denselben nur in die Form eines Systems zu bringen, und daher der Ausdruck: die Philosophie ist die Magd der Theologie (philosophia theologiae ancilla). Was nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhing, wurde entweder vernachlässigt oder nach Begriffen behandelt, die aus dem Alterthum überliefert waren. Vorzugsweise bezogen sich daher die Bemühungen der Scholastiker auf solche Probleme, die in den Dogmen der Kirche entweder wirklich lagen oder in sie hineingetragen wurden, und dadurch verwickelte sich die Scholastik in viele theils nothwendige, theils gemachte Subtilitäten und Distinctionen. Mit dem größten Fleiße wurde zugleich alles behandelt, was sich auf den Formalismus der Logik und Dialektik bezog, die man aus den logischen Schriften des Aristoteles kannte. Man betrachtete sie nicht blos als ein methodisches Hülfsmittel, sondern als das materiale Organon der Philosophie und gab ihr im Laufe der Zeit eine fast monströse Ausdehnung. Die Anwendung des dialektischen Verfahrens auf das Dogma war anfangs nur fragmentarisch. So bei den meisten Vertretern der Scholastik im 12. Jahrh., z. B. bei Gilbert de la Porrée, Alanus ab Insulis, Petrus Lombardus. Während des 12. Jahrh. hatte aber die vermehrte Berührung mit Arabern und Griechen auch zur Bekanntschaft mit den physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles, wenn auch zunächst nur durch das Medium höchst unvollkommener Uebersetzungen, geführt, und sowie sich der Gesichtskreis der Scholastiker dadurch erweiterte, so gewannen auch ihre Gedanken festere Haltepunkte. Die unbedingte Herrschaft des Aristoteles fällt demnach erst mit der eigentlichen Blütezeit der Scholastik zusammen, und es treten nun allmählich die großen durchgeführten Systeme der christl. Theologie hervor. Nächst Alexander von Hales (s. d.) waren die drei Heroen der Scholastik Albert d. Gr. (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.) und Duns Scotus (s. d.), um welche sich eine große Anzahl mehr oder weniger selbständiger Schüler und Anhänger gruppirt. Der Ruhm und der Einfluß, den solche Männer hatten, war in jenen Jahrhunderten um so größer, je mehr der Mangel des Buchdrucks die Lernenden an die Person des Lehrers band und die vielen öffentlichen und feierlichen Disputationen der dialektischen Schlagfertigkeit mannichfaltige Gelegenheit gaben, das Staunen der Zuhörer zu erregen. Die Verehrung, welche man ausgezeichneten Lehrern zollte, zeigte sich darin, daß man ihnen ehrende Beinamen beilegte, unter welchen sie häufig citirt werden. So hieß Alanus von Ryssel Doctor universalis, Alexander von Hales Doctor irrefragabilis, Duns Scotus Doctor subtilissimus, Thomas von Aquino Doctor angelicus, Wilhelm Durand aus St.-Pourçain Doctor resolutissimus u. s. w. Mit Thomas von Aquino und Duns Scotus hatte die Scholastik ihren Höhepunkt erreicht, und verschiedenartige Gründe wirkten zu ihrem allmählichen Verfall zusammen. Die Mystik, eine gläubige Gefühlstheologie, hatte fortwährend einen Gegensatz zu der scholastischen Verstandestheologie gebildet. Im 12. Jahrh. vertraten diese Richtung hauptsächlich das Kloster zu St.-Victor in Paris und der heil. Bernhard von Clairvaux, im 13. Jahrh. Bonaventura, bis der Mysticismus im 14. Jahrh. bei Eckhart, Joh. Tauler, Thomas von Kempen, im 15. bei Johann von Gerson, Nikolaus von Clemanges u. a. auch durch seine ethische und praktische Tendenz in entschiedener Feindseligkeit gegen die Scholastik auftrat. Innerhalb der Scholastik selbst hatten die dialektischen

Gedankenwendungen häufig auf Folgerungen geführt, die sich mit dem Dogma nicht wohl vereinigen ließen, und es gewann allmählich die Unterscheidung zwischen philos. und theol. Wahrheit, also der Satz: es könne etwas philosophisch wahr und theologisch falsch sein, und umgekehrt, eine für die Scholastik selbst bedenkliche Geltung. Dazu kamen die abweichenden Meinungen, welche sich unter den Scholastikern selbst auch über nichttheol. Fragen gebildet hatten, und außerdem pflanzten sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus auf die mächtigen Orden der Dominicaner und Franciscaner fort. Endlich erhob der Nominalismus in Wilh. von Occam sein Haupt wieder und entzog der Scholastik durch die Bestreitung der Voraussetzungen ihres unkritischen Realismus ihre Hauptstütze. Der Nominalismus war aber seiner Natur nach ebenfalls unfähig, einen Fortschritt in der Richtung hervorzubringen, in welcher sich die bisherige Art zu philosophiren bewegt hatte, und so erfolgte nun mit seinem Wiedererstehen zugleich immer mehr der innere Verfall der Scholastik, während der Nominalismus selbst noch im 15. Jahrh. an Buridan, Peter d'Ailly u. a. berühmte und glänzende Vertheidiger aufzuweisen hatte, auch die alte scholastische Lehrart sich noch bis ins 17. Jahrh. hinein auf den Universitäten erhielt. Je mehr sie zuletzt in die abgeschmacktesten Wortstreitigkeiten sich verlor, desto entschiedener wurde in allen vorwärts strebenden Köpfen die Abneigung gegen sie. Männer wie Lorenz Valla, Ludw. Vives, Erasmus, Rudolf Agricola, Petrus Ramus u. a. verfolgten ihre Geschmacklosigkeit, die Illiberalität der Denkungsart, die Armuth an wirklichen Kenntnissen, die sklavische Bewunderung des Aristoteles mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes. Gleichwol mußten so durchgreifende Ereignisse wie die Wiedererweckung der classischen Literatur, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die ersten großen Entdeckungen eines Galilei und Torricelli, Kopernicus und Kepler in den Naturwissenschaften und die Reformation zusammenwirken, um diese Fessel des Geistes allmählich zu brechen. Die scholastische Lehrart verlor sich selbst in Deutschland und Frankreich nur sehr langsam; in den katholisch gebliebenen Ländern fand sie namentlich in den jesuitischen Schulen eine einflußreiche Stütze und ist selbst jetzt noch nicht ganz verschwunden. Die Beurtheilung der Scholastik hat sich in neuerer Zeit in dem Maße wieder günstiger gestaltet, als ihre übeln Nachwirkungen als überwunden angesehen werden dürfen. Man hat nicht nur den Fleiß, den Scharfsinn und relativen Tiefsinn gerechter würdigen gelernt, den ihre Lehrer in der Behandlung dogmatischer Probleme zeigten, sondern auch den großen Nutzen erkannt, der der christl. Kirche durch eine Religionsphilosophie erwuchs, welche zum ersten mal die Nationen des ganzen christl. Europa in den aufgeklärten Begriffen der vornehmsten Philosophen des classischen Alterthums denken lehrte. Vgl. Hauréau, «De la philosophie scolastique» (2 Bde., Par. 1850); Kaulich, «Geschichte der scholastischen Philosophie» (Thl. 1, Prag 1853); Stöckl, «Geschichte der Philosophie des Mittelalters» (3 Bde., Mainz 1864—66).

Scholien heißen die bald sprachlichen, bald sachlichen Erläuterungen zu einem großen Theile der griech. und röm. Schriftsteller, welche von den alten Grammatikern, die daher auch Scholiasten heißen, zum bessern Verständniß des Textes, bisweilen auch mit Rücksicht auf die kritische Gestaltung desselben, beigeschrieben oder besonders ausgearbeitet wurden.

Schöll (Adolf), Archäolog und Kunstschriftsteller, geb. 1805 zu Brünn, wo sein aus Würtemberg stammender Vater als Fabrikherr lebte, besuchte seit 1819 das Gymnasium zu Stuttgart, studirte hierauf zu Tübingen und widmete sich dann 1828 zu Göttingen besonders unter O. Müller mythol. und archäolog. Studien. Einige Jahre darauf ging er nach Berlin, wo er sich habilitirte und die Lectorstelle der Kunstmythologie an der Akademie der Künste erhielt. 1839 trat er mit O. Müller eine Reise nach Italien und Griechenland an, von der er 1840 zurückkehrte. Seit Herbst 1842 Professor der Archäologie zu Halle, folgte er im Frühjahr 1843 einem Rufe zur Direction der Kunstanstalten nach Weimar, wo er 1861 auch die Stellung eines Oberbibliothekars erhielt. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften, wie besonders Kugler's «Museum», dem Tübinger «Kunstblatt» u. s. w., sowie einer Uebersetzung des Herodot (2 Bde., Stuttg. 1832; neue Aufl. 1855) veröffentlichte er: «Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen» (Berl. 1839), «Archäolog. Mittheilungen aus Griechenland» (Frankf. 1843); «Sophokles, sein Leben und Wirken» (Frankf. 1842), «Die Tetralogie des attischen Theaters» (Lpz. 1859). Hieran reihten sich Uebertragungen von des Sophokles «Ajax» (Berl. 1842 und Stuttg. 1860), «König Oedipus» (Stuttg. 1856; 2. Aufl. 1866), «Oedipus auf Colonos» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1867), «Antigone» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1866) und «Philoktet» (Stuttg. 1865) sowie von des Euripides «Cyklop» (Braunschw. 1851). Schätzbare Beiträge zur Goethe-Literatur veröffentlichte er in «Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—

86» (Weim. 1846), «Goethe's Briefe an Frau von Stein» (3 Bde., Weim. 1848—51) und «Karl-August-Büchlein» (Weim. 1857). Auch verfaßte er: «Weimar, ein Führer für Fremde und Einheimische» (Weim. 1847).

Schöll (Maxim. Samson Friedrich), Diplomat und Literator, geb. 8. Mai 1766 zu Harskirchen in Nassau-Saarbrücken, besuchte das Gymnasium zu Buchsweiler im Elsaß und bezog, 15 J. alt, die Universität zu Strasburg. Nach beendeten jurist. Studien wurde er Hauslehrer in einer livländ. Familie, mit der er 1788 und 1789 Italien und Frankreich bereiste. Sodann folgte er seinen Reisegefährten nach Petersburg, aber sein Enthusiasmus für die Französische Revolution führte ihn 1790 nach Strasburg zurück, wo er sich der jurist. Laufbahn widmete. Als das Schreckenssystem seine Existenz bedrohte, ging er in die Gegend von Kolmar, dann nach dem Wasgau und von da nach Mühlhausen und nach Basel. 1794 folgte er einer Einladung nach Weimar, und von da wandte er sich nach Berlin. Später übernahm er von dem berliner Buchdrucker Decker eine diesem gehörige Buchhandlung mit Druckerei in Basel, die indeß bei der Ungunst der Zeiten keine guten Geschäfte machte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris 1814 wurde S. auf Empfehlung von Alex. von Humboldt mit dem Titel als Hofrath im Cabinet des Königs von Preußen angestellt. Nach der Abreise des Königs blieb er bei der preuß. Gesandtschaft. Der Staatskanzler Hardenberg rief ihn nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses blieb. Sodann war er wieder bis zum Congreß in Aachen als Legationsrath der preuß. Gesandtschaft in Paris zugetheilt. 1819 wurde er in Berlin mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsraths als vortragender Rath beim Staatskanzler angestellt, den er auch zu den Congressen in Teplitz, Troppau und Laibach, 1822 nach Verona begleitete. Nach Hardenberg's Tode widmete er sich fast ganz literarischen Arbeiten. Zu diesem Zwecke unternahm er 1830 eine Reise nach Paris, wo er 6. Aug. 1833 starb. Von seinen zahlreichen Werken sind zu nennen: die «Histoire abrégée de la littérature grecque» (2 Bde., Par. 1813; 2. Aufl., 8 Bde., 1824; deutsch von Schwarze und Pinder, 3 Bde., Berl. 1828—31) und «Histoire de la littérature romaine» (4 Bde., Par. 1815); «Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les événements qui se sont passés depuis quelques années» (9 Bde., Par. 1814—16); «Recueil des pièces relatives au congrès de Vienne» (6 Bde., Par. 1816—18); seine Fortsetzung von Koch's «Histoire abrégée des traités de paix, etc.» (15 Bde., Par. 1817—18); «Archives politiques ou diplomatiques» (3 Bde., Par. 1818—19); «Tableau des révolutions de l'Europe» (3 Bde., Par. 1823), und vor allem sein «Cours d'histoire des états européens depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789» (46 Bde., Par. 1830—36).

Scholle oder **Plattfisch** (Pleuronectes) heißt eine durch die ganz eigenthümliche, unsymmetrische Form des Körpers von allen andern Fischen leicht zu unterscheidende Familie der Knochenfische. Der Körper ist nämlich an den Seiten platt zusammengedrückt, aber auf der einen Seite dunkler, auf der andern heller, und der Kopf so sonderbar verdreht, daß beide Augen auf die dunklere Seite zusammen zu stehen kommen und das Maul schief ist. Daher kommt es, daß, durch die Färbung und die Stellung der Augen getäuscht, die dunklere Seite öfters als der Rücken und die weißliche als der Bauch angesehen wird. Allein den Rücken bildet eine scharfe Kante, welche mit einer auf dem Schädel beginnenden und bis zur Schwanzflosse fortlaufenden Flosse (Rückenflosse) besetzt ist, und der Bauch ist der entgegengesetzte Rand, welcher von der Afterflosse ganz eingefaßt wird. Brust- und Bauchflossen sind aber auseinandergerissen und stehen auf verschiedenen Seiten. Die S. besitzen keine Schwimmblase und verbringen die meiste Zeit auf dem Schlamme oder Sande des Bodens liegend, wobei sie die dunklere, augentragende Seite nach oben richten und so auf ihre Beute lauern. Nur wenn die S. aufgestört wird, richtet sie ihren Körper vertical und schießt eine Strecke pfeilschnell fort, geht dann in langsame, wellenförmige Bewegung über und senkt sich endlich wieder auf den Boden nieder. Der Rumpf besteht wesentlich aus dem Schwanze, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt und der After unter der Kehle liegt. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; doch kommen einige auch in das Wasser großer Flußmündungen, und der Flunder steigt die Flüsse so weit hinauf, daß er schon bei Trier in der Mosel, bei Mainz im Rhein und bei Klingenberg in Franken im Main gefangen wurde. Sie halten sich meistens in Gesellschaften zusammen, haben ein sehr zähes Leben und ein meist sehr wohlschmeckendes Fleisch, das eine gesunde und angenehme Nahrung abgibt. Einige gehören sogar zu den leckersten Seefischen. Die größte Zahl der Arten findet sich in den gemäßigten Breiten. Linné hatte alle Fische dieser

Familie zu einer einzigen Gattung vereinigt, welche man jetzt nach der Bildung der Floſſen und Zähne in mehrere trennt. Die eigentliche Gattung S. (Platessa) hat einen ovalen oder faſt rautenförmigen Körper, Rücken- und Afterfloſſe reichen nicht ganz bis zur Schwanzfloſſe, die Augen ſtehen meiſt auf der rechten Seite und die Zähne ſind ſtumpf-ſchneidend. Zu ihr gehört der Flunder (P. Flesus), welcher an den Küſten der Nordſee und eines Theils der Oſtſee außerordentlich gemein, 12—20 Zoll lang und auf grünlichgelbem Grunde ſchwarz gefleckt iſt. Da er ein zähes Leben hat, ſo kann er ziemlich weit landeinwärts transportirt werden. Er wird nicht allein friſch, ſondern auch geräuchert genoſſen; doch iſt ſein Fleiſch minder ſchmackhaft als das mancher andern Plattfiſche. Ihm ähnlich iſt der im Nordiſchen Meere wohnende Platteis oder die gemeine S. (P. vulgaris), welche auf braunem Grunde roth gefleckt iſt und 4—7 Höcker hinter den Augen und ein zarteres, wohlſchmeckenderes Fleiſch beſitzt. Sie wird geſalzen und getrocknet. Die in der Nord- und Oſtſee lebende Kliesche (P. Limanda) iſt wie eine Feile rauh, 8—10 Zoll lang und durch Wohlgeſchmack und Zartheit des Fleiſches ausgezeichnet, aber ſeltener. Die Pole (P. cynoglossa) an den weſtfranz. Küſten zeichnet ſich durch anſehnliche Größe und verwaſchene Marmorirung auf gelbbraunem Grunde aus. Die Gattung Butt (Rhombus) iſt von der vorigen durch hechelförmige, ſpitzige Zähne und die meiſtens auf der linken Seite ſtehenden Augen verſchieden. Der in der Nord- und Oſtſee, aber auch im Mittelmeere lebende, durch einzelne rauhe Schuppenbuckel leicht kenntliche Steinbutt oder Turbot (R. maximus) war ſchon den alten Griechen und Römern bekannt und iſt ſtets geſchätzt worden. Gewöhnlich wiegt er 5—10 Pfd.; doch ſind auch ſchon Exemplare von 75, ja ſelbſt von 190 Pfd. gefangen worden. Noch größer, als die vorige Art gewöhnlich, iſt der in großen Tiefen der Nordſee vorkommende Heiligbutt (R. hippoglossus), der 6—7, ja ſelbſt bis 12 F. lang werden ſoll. Er iſt ſehr fett und wird eingepökelt den Heringen vorgezogen. Der Glattbutt (R. vulgaris) iſt noch gemeiner als der Steinbutt, aber bei weitem nicht von gleichem Wohlgeſchmack. Er iſt völlig glatt und ſeine dunklere Seite braun und gelb marmorirt. Die Gattung Sohle (Solea) hat eine längliche, zungenförmige Geſtalt, und die Rücken- und Afterfloſſe reichen völlig bis zur Schwanzfloſſe. Zu ihr gehört die an den meiſten Küſten Europas lebende gemeine Zunge (S. vulgaris), welche treffliches Fleiſch hat und ſich in großer Menge findet.

Schöllkraut, ſ. Chelidonium.

Scholten (Joh. Heinrich), Hauptvertreter der neuern prot. Theologie in den Niederlanden, geb. 17. Aug. 1811 zu Bleuten bei Utrecht, erhielt ſeine erſte Bildung zu Harderwyk und Delft unter Leitung ſeines gelehrten Vaters, eines Predigers, und bezog 1828 die Univerſität Utrecht, wo ſein Oheim, Profeſſor van Heusde, ihn für die platoniſche Philoſophie und die claſſiſchen Studien begeiſterte. 1835 erwarb er den philoſ., 1836 den theol. Doctorgrad. 1838 nahm er eine Landpredigerſtelle zu Meerkerk bei Utrecht an, die er jedoch ſchon 1840 mit einer Profeſſur der Theologie am Athenäum zu Franecker vertauſchte. 1843 wurde er bei Aufhebung des Athenäums als Profeſſor der Theologie an die Univerſität Leyden verſetzt, wo er ſeitdem wirkte. Schon bei ſeiner Antrittsrede in Franecker war er der ſog. Gröninger Schule entgegengetreten, welche in der Weiſe der Vermittelungstheologie das ganze Chriſtenthum auf die wunderbare Offenbarung des göttlichen Lebens in der Perſon Jeſu zu bauen verſuchte. Er vertheidigte dem gegenüber den Satz, daß das Chriſtenthum keines Autoritätsglaubens an äußere Thatſachen bedürfe, und zeigte ſich fortan unermüdlich beſtrebt, den religiöſen Gehalt der chriſtl. Religion von ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung immer ſchärfer zu ſcheiden. Dies führte ihn zu einer Reihe theils philoſophiſch-dogmatiſcher, theils hiſtoriſch-kritiſcher Forſchungen, welche, in der niederländ. Theologie bisher unerhört, das größte Aufſehen erregten und den mächtigſten Anſtoß zur Begründung einer neuen Theologenſchule gaben. In dem Streite zwiſchen Oosterzee und Opzoomer über den Sitz der Religion und über das Weſen des Chriſtenthums trat S. für die Nothwendigkeit philoſ. Begründung der religiöſen Wahrheiten in die Schranken, und zugleich machte er ſeine freien philoſ. Grundſätze in den mit größtem Beifall aufgenommenen Vorleſungen über Geſchichte der Religion und Philoſophie geltend. Aus dieſen ging die Schrift hervor: «Geschiedenis der Godsdienst en wysbegeerte» (Leyd. 1853; 3. Aufl. 1863; franz. von Réville 1861). Noch bedeutender ward ſein Einfluß, als er nach Alex. Schweizer's Vorgang ſich der hiſtoriſch-kritiſchen Bearbeitung der reform. Kirchenlehre zuwandte. So erſchien ſein epochemachendes Werk: «De leer der hervormde kerk in hare grondbeginselen» (2 Thle., Leyd. 1848—50; 4. Aufl. 1861—62), das auch in Frankreich und Deutſchland ehrende Anerkennung fand. Aehnlich wie Schweizer hatte S. als Grundprincip der reform. Kirchenlehre den ethiſchen Determinismus bezeichnet, wofür er von allen Seiten Angriffe erfuhr, die ihn nur um

ſo mehr veranlaßten, den determiniſtiſchen Standpunkt auch philoſophiſch zu rechtfertigen. Zur Vertheidigung gegen den bedeutendſten ſeiner Gegner, Hoekſtra, verfaßte er ſeine berühmte Schrift über den freien Willen («De vrye wil. Kritisch onderzoek», Leyd. 1859). Auch die neuern Arbeiten S.'s auf religionsphiloſ. Gebiet wurden durch Streitfragen des Tages veranlaßt. So die Abhandlung «Over de oorsaken van het heedendaagsche materialisme» (Amſterd. 1860), die hierdurch hervorgerufene Streitſchrift gegen Opzoomer über den Begriff der ſog. innern Erfahrung: «Het kritisch standpunt van Mr. C. W. Opzoomer» (Amſterd. 1860), und die Schrift gegen den Supernaturalismus «Supernaturalisme in verband mit Bybel, christendom en protestantisme» (Leyd. 1867). Gleichzeitig gab ſich S. auch hiſtoriſch-kritiſchen Arbeiten über die Anfänge des Chriſtenthums in ſteigender Ausdehnung hin. Sein akademiſches Handbuch «Kritische Inleiding dot de schriften des Nieuwe Testaments» (Leyd. 1863; 2. Aufl. 1856), das noch auf unzulänglichen Studien beruhte, wurde bald durch neue Arbeiten verdrängt, welcher immer beſtimmter den Einfluß der ſog. Tübinger Schule zeigten, in deren Geiſt er ſelbſtändig weiter forſchte. Die beiden Hauptſchriften, welche die Reſultate der neuern Kritik auch in den Niederlanden heimiſch machten, ſind: «Het evangelie naar Johannes» (Leyd. 1864; deutſch von Lang, Berl. 1864), und «De ondste getuigenissen aangaande de schriften des Nieuwe Testaments» (Leyd. 1866; deutſch von Mauchot, Brem. 1867). Hieran ſchloß ſich eine dritte Schrift über «De evangelien naar Mattheus en Marcus» (Leyd. 1867). Außer dieſen bahnbrechenden Arbeiten veröffentlichte S. noch mehrere akademiſche Handbücher und zahlreiche Reden, Gelegenheitsſchriften und Abhandlungen ſowie eine Sammlung von Predigten (1853). Auf allen Gebieten vertritt S. mit Entſchiedenheit, Scharfſinn, gründlicher philoſ. Bildung und reicher Gelehrſamkeit die Sache der freien wiſſenſchaftlichen Theologie, welcher er bereits in ſeinem Heimatslande zahlreiche Anhänger erworben hat.

Schömann (Georg Friedr.), ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforſcher, geb. 28. Juni 1793 zu Stralſund, beſuchte die Schule zu Anklam und ſtudirte ſeit 1809 Philologie auf den Univerſitäten zu Greifswald und zu Jena, wo namentlich Luden's Vorleſungen einen entſchiedenen Einfluß auf ſeine wiſſenſchaftliche Richtung hatten. Schon 1813 erhielt er das Conrectorat in Anklam; im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenſchaft an das Gymnaſium zu Greifswald, rückte 1817 in die Stelle des Prorectors auf und wurde 1826 zum außerord., ſehr bald darauf zum ord. Profeſſor der alten Literatur und Eloquenz an der Univerſität daſelbſt, ſpäter auch zum Bibliothekar, 1853 zum Geh. Regierungsrath ernannt. S.'s akademiſche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit erſtreckte ſich anfangs vorzugsweiſe auf die Kenntniß des attiſchen Gerichtsweſens und auf die nächſten Quellen deſſelben, die attiſchen Redner. Durch gründliche Gelehrſamkeit, Klarheit und tiefe Auffaſſung zeichnen ſich ſeine hierhergehörigen Schriften aus: «De comitiis Atheniensium» (Greifsw. 1819); «Der attiſche Proceß» in vier Büchern (Halle 1824), den er gemeinſchaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitete; die «Antiquitates juris publici Graecorum» (Greifsw. 1838) und die ſchätzbare, mit einem reichhaltigen Commentar ausgeſtattete Ausgabe der Reden des «Iſäus» (Greifsw. 1831), der eine deutſche Ueberſetzung deſſelben Redners (Stuttg. 1830) vorausgegangen war. Einen gleichen Reichthum an ſprachlichen und ſachlichen Bemerkungen bietet die Ausgabe von Plutarch's «Agis et Cleomenes» (Greifsw. 1839). Nächſtdem wandte ſich S. dem Studium griech. Dichter, beſonders des Aeſchylus und des Heſiod zu. Die Kritik und Erklärung des erſtern wurde unter anderm durch die Ausgaben des «Gefeſſelten Prometheus» (Greifsw. 1844) und der «Eumeniden» (Greifsw. 1845) gefördert, während den heſiodeiſchen Werken, insbeſondere der Theogonie, von der er eine Ausgabe mit kritiſchem und exegetiſchem Commentar vorbereitet hat, zahlreiche akademiſche Gelegenheitsſchriften gewidmet ſind. Eins ſeiner Hauptwerke ſind die «Griechiſchen Alterthümer» (2 Bde., Berl. 1850—59; 2. Aufl. 1861—63), die zu den vorzüglichſten Leiſtungen der Deutſchen auf dem Gebiete der Alterthumsforſchung gehören. Von S.'s übrigen Arbeiten ſind noch zu nennen eine Ausgabe von Cicero's Werk «De natura deorum» (Lpz. 1850; 3. Aufl. 1863), eine Reihe grammatiſcher Unterſuchungen, wie unter anderm «Die Lehre von den Redetheilen nach den Alten» (Berl. 1863) ſowie eine große Anzahl von Abhandlungen zur Geſchichte, Mythologie und Alterthumskunde der Griechen. Eine Auswahl dieſer kleinern Arbeiten iſt in den «Opuscula academica» (3 Bde., Berl. 1851—58) zuſammengeſtellt.

Schomberg (Friedr. Hermann von), berühmter General des 17. Jahrh., geb. in Heidelberg 1616, diente zuerſt im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter deſſen Sohne Wilhelm. Rühmlich bereits bekannt, trat er 1650 in franz. Dienſte. 1661 ging er im Auftrage Ludwig's XIV. nach Portugal und befehligte dort ſo glücklich, daß Spanien 1668

zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza genöthigt wurde. Für gleich ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, obschon er Protestant war, 1675 nach der Einnahme von Bellegarde den Marschallsstab. Beim Feldzuge in den Niederlanden entsetzte er 1676 Mastricht. Als 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde, verließ er Frankreich und trat in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn als Gouverneur in Preußen, als Generalissimus seines Heeres und als Staatsminister anstellte. Später trat S. in portug. Dienste, in welchen er zum Grafen von Mertola und Granden von Portugal ernannt wurde, und zuletzt in holländ. Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von Oranien auf seiner Expedition nach England begleitete. Er folgte ihm 1689 nach Irland, wo Jakob eine Landung versucht hatte, und ging, um diesen, der gegenüberstand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei 20. Juli 1690 über den Boyne. Hier schlug er die feindliche, viel stärkere Reiterei, während Wilhelm das Fußvolk seines Schwiegervaters warf; doch schwer verwundet, mußte er den Sieg mit dem Leben bezahlen.

Schomburgk (Sir Robert Hermann), berühmter Reisender, geb. 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, erlernte die Handlung in Naumburg, und beschloß dann, sein Glück in den Vereinigten Staaten zu versuchen, wo er als Theilnehmer bei einer Tabacksfabrik in Virginien eintrat. Das Geschäft mußte jedoch bald aufgegeben werden, und nach mancherlei Schicksalen gelangte S. 1830 fast mittellos nach Westindien, wo er am Gelben Fieber erkrankte und seine Rettung nur der Pflege einiger Eingeborenen der niedrigsten Klasse verdankte, die mit dem Fremdling Mitleid fühlten. Genöthigt, in verschiedenen Stellungen sein Leben zu fristen, hielt er sich längere Zeit auf Anegada auf. Veranlaßt durch die ihm eigene Wißbegier und aufgemuntert durch den engl. Gouverneur, erforschte er diese kleine Insel in allen Beziehungen, trug namentlich zur genauern Kenntniß der für die Schiffahrt gefährlichen Untiefen bei und legte seine Arbeit der londoner Geographischen Gesellschaft vor. Sie erregte Aufsehen, fand Anerkennung und verschaffte ihm einflußreiche Gönner in England. Es wurde 1834 eine wissenschaftliche Expedition nach dem brit. Guiana beschlossen, wozu ihn die Geographische Gesellschaft und einige Freunde der Botanik mit den nöthigen Mitteln ausrüsteten. Durch den Schutz der Colonialregierung ward es ihm möglich gemacht, große Entdeckungsreisen in das Innere jenes früher sehr wenig bekannten Landes zu unternehmen, und nach vierjähriger ergebnißreicher Thätigkeit kehrte er im Juni 1839 nach Georgetown und von dort nach Europa zurück. Die Resultate seiner Forschungen legte er in der «Description of British Guiana, geographical and statistical» (Lond. 1840; deutsch von Otto Schomburgk, Magdeb. 1841), in dem Prachtwerke «Views in the interior of Guiana» (Lond. 1840) und in Berichten an die Geographische Gesellschaft in London nieder, die von seinem Bruder Otto unter dem Titel «Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—39» (Lpz. 1841) mit einem Vorwort Alex. von Humboldt's deutsch herausgegeben wurden. Fast alle Zweige der Naturkunde sind dadurch bereichert worden. Die zool. und botan. Sammlungen boten eine außerordentlich große Anzahl neuer Formen dar; zu letztern gehörten die herrliche Victoria und Elisabetha regia, nebst andern Pflanzen, welche jetzt die botan. Gärten zieren. Den Hauptzweck des Unternehmens, die astron. Verbindung des Littorals des brit. Guiana mit den östlichsten, von Humboldt bestimmten Punkten des Oberorinoco, löste S. zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er 1840 von der brit. Regierung an die Spitze einer Commission gestellt ward, welche die Grenzen zwischen Guiana und Brasilien vermessen und zugleich noch fernere geogr. und ethnogr. Untersuchungen vornehmen sollte. Nach einem kurzen Ausfluge in seine Heimat schiffte er sich 19. Dec. 1840 abermals nach Südamerika ein und landete 22. Jan. 1841 in Georgetown. Ueber drei Jahre brachte er mit der höchst mühsamen Grenzregulation zu, bereiste hierbei von neuem das ganze Land von den Mündungen des Orinoco und Essequibo bis in die Gebirge des Innern und traf im Juni 1844 wieder in England ein. Als Anerkennung seiner Verdienste ward er von der Königin zum Ritter geschlagen, erhielt eine Anstellung im Staatsdienst und wurde in Angelegenheiten der brit. Colonien vielfach zu Rathe gezogen. Doch blieb ihm hinlängliche Muße für wissenschaftliche, namentlich linguistische Beschäftigungen. Nachdem er noch auf Grund früher gesammelter Materialien eine «History of Barbadoes» (Lond. 1847) veröffentlicht und für die Hakluyt-Society das Werk «The discovery of the empire of Guiana by Sir W. Raleigh» (Lond. 1848) herausgegeben, ward er im Aug. 1848 zum brit. Consul und Geschäftsträger bei der dominicanischen Republik ernannt, wo er im Mai 1850 einen für England vortheilhaften Handelsvertrag zu Stande brachte und den Frieden mit dem Kaiser Soulouque vermittelte. 1857 als Generalconsul nach Siam versetzt, unternahm er dort mehrere Reisen, infolge deren

er über San-Domingo wie über Siam im «Journal of the R. Geographical Society» interessante Berichte veröffentlichte. Er kehrte im April 1864 krank nach Europa zurück und starb 11. März 1865 in Schöneberg bei Berlin. — Otto S., des vorigen Bruder, geb. 28. Aug. 1810 zu Voigtstädt, studirte in Halle Theologie, wandte sich dann den Naturwissenschaften zu, mußte aber wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen eine mehrjährige Haft in der Festung Magdeburg erleiden. Er hatte sich unterdessen mit der Bearbeitung der Werke seines Bruders für das deutsche Publikum beschäftigt und gab hierauf seit 1846 mit Froriep die Zeitschrift «Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft» heraus. Nach der Märzrevolution, die ihn mit freudigen Hoffnungen erfüllte, richtete er seine Thätigkeit vorzugsweise auf Förderung der berliner Handwerkervereine, entschloß sich aber bei den veränderten polit. Umständen 1849 nach Australien auszuwandern, wo er mehrere Jahre hindurch meteorolog. Beobachtungen machte und 16. Aug. 1857 als Geistlicher und Friedensrichter zu Buchsfelde starb. — Moritz Richard S., der dritte Bruder, unternahm als Botaniker 1840 in Begleitung Robert's auf Kosten des Königs von Preußen die Reise nach Guiana, deren Beschreibung («Reisen in Britisch-Guiana in den J. 1840—44», 3 Bde., Lpz. 1847—48) äußerst werthvolle Mittheilungen über die Fauna und Flora sowie die Bewohner dieses Landes enthält. Von seinen reichhaltigen botan., zoolog., geolog. und ethnogr. Sammlungen gelang es ihm jedoch nur einen kleinen Theil glücklich nach Europa zu bringen. Die Herausgabe seines Werks hatte ihm bedeutende Opfer gekostet, und da es ihm nicht glücken wollte, sich in seinem Vaterlande eine sorgenfreie Existenz zu sichern, so schiffte er sich 1849 gleichfalls nach Australien ein, wohin auch der vierte Bruder, Julius, später folgte. Seit 1865 ist Richard S. Director des Botanischen Gartens zu Adelaide.

Schön ist für die theoretische Kunstbetrachtung einer der wichtigsten Begriffe: man bezeichnet gewöhnlich das Wesen der Kunst als die Darstellung des Schönen. Nichtsdestoweniger ist die nähere Erklärung des Schönen äußerst schwierig. Der Sprachgebrauch nennt in Natur und Kunst bereits jede Linienschwingung schön, die das Auge reizt und die Seele mit Wohlgefallen anspricht; die Aesthetik (s. d.) ihrerseits ist strenger und bezeichnet diese sinnliche Gefälligkeit nur mit dem Ausdrucke des Reizenden und Angenehmen. Die Aesthetik beschränkt den Begriff des Schönen nur auf solche Gegenstände, in denen die sinnliche Form und Erscheinungsweise durch und durch bedingt und bestimmt ist durch die geistige Idee, die ihr zu Grunde liegt, in denen Form und Inhalt ganz und gar ineinander aufgehen und im innigsten Gleichgewichte sind. Diese Begriffsbestimmung ist besonders von der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie ausgegangen. Danach bestimmen sich auch die verwandten Begriffe des Erhabenen (s. d.), Komischen (s. d.) und Häßlichen (s. d.). Schön ist das harmonische Gleichgewicht und die innige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen. Im Erhabenen ragt das Geistige über das Sinnliche hinaus; im Komischen ragt umgekehrt das Sinnliche über das Geistige; das Häßliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Derjenige Theil der Aesthetik, der diese Begriffe näher entwickelt und in ihrem lebendigen Wechselverhältniß darstellt, heißt Metaphysik des Schönen. Die vollständigste Metaphysik des Schönen gibt Vischer in seinem Buche «Ueber das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837) und im ersten Theile seiner «Aesthetik». Da verschiedene Zeiten und Völker einen verschiedenen Inhalt haben und von diesem Inhalte auch die jedesmalige Darstellung abhängt, so ist jedoch die äußere Erscheinung des Schönen nach den verschiedenen Kunstepochen auch immer sehr wandelbar. Wer daher eine wahre und lebendige Erkenntniß des Schönen sich zu erwerben strebt, darf sich nicht blos auf die Aesthetik beschränken, sondern muß mit dieser vor allem auch das Studium der allgemeinen Kunstgeschichte verbinden. Die Aesthetik zeigt das Schöne nach seiner allgemeinen Wesenheit, die Kunstgeschichte in seiner besondern, durch Zeit und Ort bedingten Erscheinung. — Bei Beurtheilung der Schönheit des menschlichen Körpers wie jedes andern Naturkörpers entscheidet zum Theil der Standpunkt, den wir ihm gegenüber einnehmen. Sowie wir einen normänn. Gaul (als Frachtpferd), einen engl. Renner oder Araber (als Reitroß) jeden in seiner Art schön nennen können, so auch einen Neger neben einem Europäer oder rothhäutigen Indianer. Jedoch müssen die Formen des schön zu nennenden Individuums dem durch Erfahrung und Wissenschaft festgesetzten Begriff der Gattung und Art in möglichster Reinheit entsprechen: z. B. dem Naturforscher ist ein schöner Krystall derjenige, an welchem alle Flächen gleich regelrecht entwickelt sind, ein schöner Bandwurm der, an welchem reife und unreife Glieder, Hals, Kopf, Hakenkränze und Saugmündungen gleich ausgebildet und gut erhalten sind. So ist auch die menschliche Schönheit nicht auf Augen, Gesicht, Hautfarbe u. s. w. beschränkt, sondern es muß im Ganzen Harmonie herrschen, sowol im Bau (die Proportionslehre

der Künstler und Künstleranatomen) als auch in den den Stoffwechsel und die Säftemischung anzeigenden Färbungen der Haut und anderer äußerer Theile, in den von der Menge und Festheit des Fettes oder Fleisches abhängigen Rundungen und Wölbungen der Oberflächen, in den die Richtigkeit des Baues und Elasticität der Faser sowie die Vollkommenheit der willkürlichen und unwillkürlichen Nerventhätigkeit (Innervation) ausdrückenden Körperbewegungen (Mienen, Geberden u. s. w.). Zur Erhaltung und Entfaltung der Schönheit des Körpers dient eigentlich alles, was denselben gesund erhält: gute und hinreichende Nahrung, gehöriges Maß und gehöriger Wechsel von Ruhe und Arbeit, von Schlaf und Wachen, Reinlichkeit, Hautpflege, Gymnastik u. s. w. Insofern letztere Mittel, nebst Unterricht und Studien, bildendem Umgang und edler Denkungsweise, das geistige Element veredeln, so dienen sie, da dieses sich unausbleiblich im Körperlichen wiederspiegelt, auch zur Erhöhung der Schönheit: gerade so, wie ein zierlich bewegter Fuß schön und ein gleichgroßer, aber plump auftretender häßlich erscheint. Vgl. Nicolai, «Von der Schönheit des menschlichen Körpers» (Halle 1747); Richter, «Ueber die weibliche Schönheit vom turnärztlichen Standpunkte» (Dresd. 1850); Carus, «Proportionslehre der menschlichen Gestalt» (Lpz. 1854); derselbe, «Symbolik der menschlichen Gestalt» (2. Aufl., Lpz. 1857). — Schöne Künste sind diejenigen, welche sich wesentlich mit der Darstellung des Schönen beschäftigen, während die übrigen, die sog. technischen Künste, den Zweck der praktischen Nützlichkeit verfolgen. — Schöne Wissenschaften (Belles-lettres) wurden früher Dichtkunst und Redekunst genannt, weil sie mehr als die andern Künste in das Gebiet wissenschaftlichen Denkens hinüberragen. — Als Schöne Seele bezeichnet man, besonders nach Rousseau's «Belle âme» in der «Neuen Heloise» und nach Goethe's «Bekenntnissen einer schönen Seele» in dessen «Wilhelm Meister», ein moralisch wie ästhetisch feinfühlendes und darum in seiner innern Harmonie von den Berührungen mit der Wirklichkeit leicht verletzbares Frauengemüth. — Schöngeist, im Französischen Bel esprit, s. Esprit.

Schön (Heinr. Theodor von), ausgezeichneter preuß. Staatsmann, besonders verdient als Oberpräsident der Provinz Preußen, geb. 20. Jan. 1773 zu Löbegallen in Litauen, trat nach vollendeten Studien 1792 in den preuß. Staatsdienst und wurde 1806 Geh. Finanzrath für das ost- und westpreuß. Departement, 1709 Etatsrath und Regierungspräsident zu Gumbinnen. Seine Thätigkeit und begeisterte Liebe zu Volk und Vaterland erwarben ihm in der Zeit der Erniedrigung Preußens das Vertrauen der Minister Stein und Hardenberg und verschafften ihm großen Einfluß bei der Reorganisation des Staats. Seine Werke waren namentlich die Gesetze, welche den Grundbesitz erleichterten, sowie die Städteordnung von 1808. Auch wurde das unter dem Namen «Polit. Testament» bekannte Glaubensbekenntniß, welches Stein bei seinem Austritte aus dem preuß. Staatsdienste hinterließ, von ihm eigenhändig verfaßt. Als die Russen bei ihrem Einrücken 1813 Miene machten, von dem östl. Preußen völlig Besitz zu ergreifen, trat S. diesen Absichten mit großer Energie entgegen und bewirkte, daß Stein seine Plane aufgab und der russ. General Paulucci abberufen wurde. 1824 eröffnete sich S. eine Bahn segensreicher Wirksamkeit, indem er zum Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und Westpreußen ernannt wurde. Er legte jetzt Chausseen an, durch welche diese Provinzen dem Mittelpunkte der Monarchie näher gerückt wurden, erwirkte den bedrängten Gutsbesitzern Unterstützung aus Staatsfonds, eröffnete neue Industriezweige und sorgte überhaupt mit Eifer und Erfolg für die materielle wie geistige Wohlfahrt seiner Provinzen. Dem Geiste der Humanität und des Fortschritts huldigend, trat er den reactionären Bestrebungen des Adels, ebenso den pietistischen und kirchlichen Schleichereien entgegen, beförderte aber dagegen die Lehrfreiheit und die Freiheit der Presse und die Entwickelung der ständischen Verhältnisse. Nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß bei dem Thronwechsel von 1840 die preuß. Stände, auf alle Privilegien verzichtend, für das Gesammtvaterland eine reichsständische Verfassung forderten; auch ward ihm die Autorschaft der berühmten Schrift «Vier Fragen» zugeschrieben. Bei der Huldigung in Königsberg 1840 ward S. unter Beibehaltung des Oberpräsidentenpostens zum Staatsminister ernannt und in dieser Eigenschaft mehrfach nach Berlin berufen. Indessen stimmten seine Ansichten, namentlich in den Verfassungsangelegenheiten, zu wenig mit der maßgebenden Politik überein, sodaß er 1842, unmittelbar nach seiner Rückkehr von Berlin nach Königsberg, aus dem Staatsdienste ausschied. Ein Verein ostpreuß. Männer verehrte ihm bei dieser Gelegenheit einen werthvollen Grundbesitz als Eigenthum, während ihm der König den Titel eines Burggrafen von Marienburg verlieh. S. lebte seitdem auf seinem Gute Arnau bei Königsberg, wo er 22. Juli 1856 starb.

Schön (Martin), eigentlich Schongauer, der wichtigste Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrh., ist nach seinen Lebensumständen nur wenig, desto mehr aber nach seinen Werken

bekannt; als seine Geburtsstätte gibt man Ulm, Augsburg, auch Kolmar an. Als sein Lehrer wird Lupert Rust genannt; wichtiger aber war wol die Einwirkung der altflandr. Schule auf ihn, welche er ohne Zweifel an Ort und Stelle kennen lernte. In Kolmar seit der Mitte des 15. Jahrh. angesessen, wurde er durch seine Gemälde und Kupferstiche weit und breit berühmt, gründete eine zahlreiche Schule, zu der seine Brüder und Verwandten gehörten, und starb in Kolmar 1488. Sein Name war auch in Italien als Buonmartino bekannt. Pietro Perugino soll mit ihm in freundschaftlicher Verbindung gestanden haben; Michel Angelo copirte in seiner Jugend den von S. verfertigten Kupferstich: St.-Anton's Versuchung. Die meisten Arbeiten S.'s finden sich gegenwärtig in der münchener Pinakothek und zu Kolmar; auch Wien besitzt Treffliches von seiner Hand. Zwar hat er den Realismus, wie ihn zuerst die van Eycks ausgebildet, schon ganz in sich aufgenommen, doch geht er nicht so sehr auf das Einzelnste ein und bezeichnet z. B. die Stoffe nicht, deutet die landschaftlichen Hintergründe nur an, faltet die Gewänder einfacher und würdiger und verfährt auch im Colorit nur mäßig und andeutungsweise. Dabei ist seine Gesammtauffassung edel und mild, der Ausdruck frei von individueller Härte und voll schönen Ernstes. Sein vorzüglichstes Werk ist die Muttergottes im Rosenhaag (jetzt im Querschiff des Münsters zu Kolmar), fast mehr als lebensgroß, eins der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Kunst. Als Kupferstecher nimmt S. einen sehr hohen Rang ein. Hier besonders hat er oft in großen, figurenreichen Compositionen eine hohe Begabung als Historienmaler an den Tag gelegt, wie z. B. in der Jakobsschlacht, der Kreuztragung und der Passion. Die Technik des Stichs ist bei aller Zartheit doch frei und kräftig. Die Niellen sind zweifelhaft, keineswegs das Schönste. Nicht zu verwechseln ist S. mit dem niederrhein. Meister «E. S.». Vgl. His-Heusler, «Das Todesjahr Martin S.'s» (Lpz. 1867).

Schönaich (Christoph Otto, Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 11. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, trat 1745 in kursächs. Kriegsdienste, nahm aber schon 1747 als Kürassierlieutenant seinen Abschied und lebte seitdem in Amtitz. Gottsched gab sein überaus breites, nüchternes und mattherziges Epos «Hermann oder das befreite Deutschland» (Lpz. 1751; 4. Aufl. 1805) mit einer anpreisenden Vorrede heraus und suchte ihn im Gegensatz gegen Klopstock und dessen Freunde zum Muster der deutschen Dichtkunst zu erheben, weshalb er ihn auch 1752 von der philos. Facultät zu Leipzig zum Dichter krönen ließ. S. schrieb noch ein anderes, ebenso schwaches Heldengedicht, «Heinrich der Vogler» (Berl. 1757), mehrere Trauerspiele, Oden u. dgl., und eine anonyme, nicht ganz unwitzige Satire gegen die neuern Dichter, besonders gegen Bodmer und Klopstock: «Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch» (Berl. 1754). Er starb vergessen in Amtitz 15. Nov. 1807, seit mehr als 30 J. erblindet.

Schönbein (Christian Friedr.), verdienter Chemiker, geb. 18. Oct. 1799 zu Metzingen unter Urach, beschäftigte sich nach vollendeter Schulzeit einige Jahre mit technischer Chemie, widmete sich hierauf zu Tübingen und Erlangen dem Studium der Naturwissenschaften und ertheilte 1824—25 chem.-physik. Unterricht zu Keilhau bei Rudolstadt. Behufs seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung ging er 1826 nach England, dann nach Paris, bis er 1828 einen Ruf an die Universität Basel annahm. Neben seinem Lehrberufe wirkt S. in dieser Stadt, die ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte, seit einer Reihe von Jahren als Mitglied des Großen Raths sowie einiger städtischen Behörden. S. verdankt die Chemie mehrere sehr bedeutende Entdeckungen. Seine erste Arbeit betraf die Passivität des Eisens, welche zu einer Reihe voltaischer und elektrochemischer Untersuchungen führte. 1839 entdeckte er das Ozon, im März 1844 die Thatsache, daß auch der Phosphor das Vermögen besitzt, den mit ihm in Berührung gesetzten Sauerstoff in den ozonisirten Zustand überzuführen. Die Untersuchungen des Ozons und eigenthümliche hypothetische Ansichten über die chem. Beziehungen dieses Körpers zu den Monohydraten der Salpetersäure und Schwefelsäure leiteten S. im Nov. 1845 zur Entdeckung des Nitrosaccharin, des Nitroamylum, dann, was seinen Namen auch in den weitesten Kreisen bekannt machte, des Nitrofibrin oder der Schießwolle. (S. Schießbaumwolle.) Noch gegen Ende 1845 stellte S. das Collodium (s. d.) dar, das er alsbald zur chirurgischen Anwendung empfahl und das auch bereits 1846 von Professor Jung in Basel in die medic. Praxis eingeführt wurde. In neuester Zeit beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit Ermittelung der Umstände, unter welchen der Sauerstoff zur chem. Wirksamkeit bestimmt wird und ist infolge dieser Untersuchungen zur Ermittelung der allgemeinen Thatsache gelangt, daß bei der in feuchtem Sauerstoff oder atmosphärischer Luft erfolgenden langsamen Oxydation unorganischer und organischer Materien Wasserstoffsuperoxyd erzeugt wird. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er meist in Zeitschriften und Sammelwerken niedergelegt. Von seinen besonders erschienenen Schriften sind zu

nennen: «Das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff» (Basel 1837); «Beiträge zur physik. Chemie» (Basel 1844); «Ueber die Erzeugung des Ozons» (Basel 1844); «Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft» (Basel 1845).

Schönborn, ein altes rheinländ. Geschlecht, welches urkundlich schon im 12. Jahrh. zur unmittelbaren Reichsritterschaft gehörte. — Johann Philipp von S., geb. zu Eschbach im Westerwald 1605, wurde 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Bei der Krönung des Kaisers Leopold I. 1658 erneuerte er den schon bei der Krönung Ferdinand's III. ausgebrochenen Streit mit dem Erzbischof von Köln wegen des Vorrechts der Salbung des neuen Kaisers. Die Stadt Erfurt, die sich bei dem Streite zwischen dem Erzstift Mainz und Kursachsen über die Oberherrlichkeit in derselben ganz frei machen wollte, wurde von ihm unter Beihilfe franz. und lothring. Truppen 1664 durch Capitulation genommen. Er starb 1673. Seinen Bruder Philipp Erwin von S. belehnte er mit dem Erbschenkenamt Mainz und dem Erbtruchsessenamt Würzburg; auch überließ er ihm die Reichsherrschaft Reichelsberg. Vom Kaiser wurde derselbe 1663 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und auf ihn 1671 die Stimme der erloschenen Familie von Reichelsberg im fränk. Grafencollegium übertragen. — Des vorigen Sohn Lothar Franz, Freiherr von S., geb. 1655, wurde 1693 Fürstbischof von Würzburg, 1694 Coadjutor und 1695 Erzbischof von Mainz. Er starb 1729. Vgl. Müller, «Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz» (Mainz 1846). — 1697 erhob Kaiser Leopold I. die gesammten Mitglieder in den Freiherren- und 1701 in den Reichsgrafenstand. — Friedrich Karl von S., Bischof von Bamberg und von Würzburg, 1729—46, wurde der deutsche Fleury genannt. Er stellte ein starkes Reichscontingent gegen Frankreich und gegen die Türken, blieb aber neutral im Oesterreichischen Erbfolgekrieg. — Karl Friedrich, Graf von S., erhielt infolge eines Erbvertrags mit dem Grafen von Buchheim oder Puchheim 1718 dessen bedeutende Besitzungen in Franken und zugleich das Oberst-Erblandtruchsessenamt in Oesterreich ob und unter der Ens. — 1717 theilte sich das Haus durch die Grafen Rudolf und Anselm in die Rudolfinische und Anselmische Linie. Ersterer erwarb durch Verheirathung mit einer Gräfin Hatzfeld die Herrschaft Wiesentheid in Franken. Die Anselmische Linie starb 1801 aus. Hierauf überließ 1802 der Graf Hugo Damian von der Rudolfinischen Linie seine Besitzungen seinen beiden ältesten Söhnen, und so entstanden die beiden Linien S.-Wiesentheid und S.-Buchheim. Als später der dritte Sohn aus dem geistlichen in den weltlichen Stand zurücktrat, gab ihm der Vater, mit Einwilligung der ältern Brüder, die böhm. Güter, und so entstand ein jüngster oder böhmischer Ast. Standesherr von S.-Wiesentheid ist der Graf Clemens, geb. 8. Oct. 1810, dessen Vater, Graf Erwein, geb. 7. April 1776, gest. 5. Dec. 1840, der Stifter dieser Linie war. An der Spitze der Linie S.-Buchheim steht der Graf Erwin, geb. 7. Nov. 1842, Erbobergespan des Beregher Comitats und Oberst-Erblandtruchseß des Erzherzogthums Oesterreich. Das Haupt des böhm. Astes ist Graf Erwein, geb. 17. Mai 1812, erblicher Reichsrath.

Schönbrunn, ein berühmtes kaiserl. Lustschloß in Niederösterreich, 1 St. von Wien, am Wienflüßchen, zwischen den Dörfern Hietzing und Meidling, war schon unter Kaiser Matthias ein fürstl. Jagdschloß, ist in seiner jetzigen Gestalt aber erst unter Maria Theresia 1744 von Valmagini nach dem Plane von Pacassi erbaut, von großartigen Parkanlagen umgeben und dient seitdem dem Hofe einen Theil des Sommers hindurch zum Aufenthalte. Die größte Länge des Gartens beträgt 784, die größte Breite 630 Klafter. Mit Einschluß aller Nebengebäude, welche viele Wohnungen und Abtheilungen sowie ein hübsches Schloßtheater enthalten, wird die Zahl aller Zimmer und Gemächer des Schlosses auf 1441 angegeben; darunter das blaue Cabinet, ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Maria Theresia, das Zimmer, in welchem Napoleon 1809 wohnte und sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, 1832 starb. Sehenswerth sind die schöne Schloßkapelle, der große herrliche Saal mit den Spiegelwänden und dem kunstvollen Plafondgemälde, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den Hamilton'schen Gemälden und der Ceremoniensaal. Zunächst am Schlosse befindet sich die große Orangerie und andere geschlossene Gartenanlagen. Das schöne Parterre ist mit 32 Marmorstatuen und Marmorgruppen geziert. Der Park enthält herrliche Alleen, mehrere Bassins, den Kaiser- oder Schönen Brunnen, welcher der ganzen Anlage den Namen gegeben hat, Fasanerien, eine ausgezeichnete Menagerie, einen berühmten Botanischen Garten, auf der Höhe des Schönbrunnerbergs das sog. Gloriett, ein 160 Klafter langes, 18 Klafter hohes, 1775 aufgeführtes Prachtgebäude mit einer herrlichen Colonnade, einen Obstgarten, Waldpartien u. s. w. In S. wurde 26. Dec. 1805 der zu Presburg (s. d.) geschlossene Friede bestätigt und 27. Dec. von Napoleon die Proclamation gegen

die Dynastie Bourbon in Neapel sowie 15. Mai 1809 dessen Aufruf an die Ungarn erlassen, 14. Oct. 1809 aber der Wiener Friede abgeschlossen.

Schönburg, ein jetzt fürstl. und gräfl. Haus im Königreiche Sachsen mit Besitzungen im niedern Erzgebirge im Umfange von 11¾ Q.-M., mit einer ungewöhnlich dichten Bevölkerung. Die Besitzungen sind theils Standes- oder Receßherrschaften, theils Lehnherrschaften. Die fünf Receßherrschaften sind Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein. Zu den Lehnherrschaften, hinsichtlich deren die Besitzer zu Sachsen ganz in dem gewöhnlichen Vasallenverhältniß stehen, gehören Penig, Rochsburg, Wechselburg, Remse oder Remissau, Ziegelheim, Lößnitz und Lungwitz. Obschon das Haus S. seine Stammgüter bereits im 12. Jahrh. besaß und alle dem alten hohen Adel Deutschlands zuständigen Rechte genoß, aus welchen sich später die Landeshoheit anderer deutscher Dynastien entwickelte, so hat es sich doch zu dieser nicht zu erheben vermocht, da das meißn.-sächs. Fürstenhaus die herzogl. Befugnisse gegen seine Landherren besser zu behaupten wußte. Oft im Streite mit den meißn. Fürsten, übergaben sie, um der Landsässigkeit zu entgehen, der Krone Böhmen, zu welcher sie wegen zahlreicher Besitzungen ohnehin schon im Lehnsverhältniß standen, auch ihre Stammgüter zu Lehn. Da sie aber einzelne Rechte der ältern Landeshoheit durch Herkommen erlangt und außer den böhm. Lehen viele altmeißn. Rittergüter erworben hatten, so entstanden daraus bei der völligen Ausbildung der Landeshoheit der meißn. Fürsten verwickelte Verhältnisse, welche durch die Reichsstandschaft der Herren von S. nur noch schwieriger wurden. Sehr heftig wurden die Streitigkeiten, als das Haus 1700 die reichsgräfl. Würde erhielt. Endlich kam der doppelte Receß vom 4. Mai 1740 zu Stande, in welchem Sachsen die Reichsstandschaft des gräfl. Hauses S. und dieses die sächs. Landeshoheit anerkannte. Uebrigens wurden den Grafen von S. mehrere hoheitliche Rechte und wichtige Vorrechte von Sachsen gewährt. Neue Streitigkeiten entstanden 1772 und führten durch die von seiten Oesterreichs dem Hause S. gewährte Unterstützung 1776 sogar zu feindlichen Schritten gegen Sachsen. Im Teschener Frieden überließ Böhmen seine lehnsherrlichen Rechte über die drei schönburg. Herrschaften an den Kurfürsten von Pfalzbaiern, der sie nun an Sachsen abtrat. Die ältere Linie des Hauses S. erhielt 1790 die Reichsfürstenwürde, die auch von Sachsen anerkannt wurde. Als nach der Auflösung des Deutschen Reichs die Reichsstandschaft des Hauses S. erlosch, ließ König August den in seinen Grundbeziehungen erledigten Receß von 1740 nichtsdestoweniger fortbestehen, und nachdem der Wiener Congreß die Regelung des Verhältnisses ausdrücklich vorbehalten hatte, bestimmte ein Bundestagsbeschluß von 1828, daß dem Hause S., unbeschadet der aus dem Receſſe von 1740 hervorgehenden Rechte, diejenigen Vortheile und Rechte eingeräumt werden sollten, welche den 1806 mittelbar gewordenen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert seien. Die Fürsten und Grafen von S. gehören demnach zum hohen Adel und haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Die Häupter der fürstl. Linie führen den Titel Durchlaucht, die der gräflichen Erlaucht. Wegen der Staatsreformen, welche in Sachsen seit 1831 vor sich gingen, änderte sich im Interesse der Staatseinheit auch manches in den Verhältnissen zu dem Hause S., sodaß 9. Oct. 1835 ein «Erläuterungsreceß» zu Stande kam. Weitere Veränderungen, besonders hinsichtlich der dem Hause vorbehaltenen Theilnahme an der Justizhoheit, machte die Reorganisation der Gerichte erforderlich, welche zu dem Vertrage vom 22. Aug. 1862 führte. Als der erste Herr von S. kommt Hermann 1182 urkundlich vor. Seine Nachkommen zerfielen in mehrere Linien, bis Ernst 1529 Erbe sämmtlicher Herrschaften und somit der nächste Stammvater des Gesammthauses S. wurde. Ernst's Söhne stifteten 1556 die glauchauische, die waldenburger und die peniger Linie. Nachdem die zuerst genannte 1620 erloschen, nannte sich die zweite die obere oder ältere und die peniger die untere oder jüngere Linie, auch wurde jene S.-Waldenburg, diese wegen des nunmehrigen Besitzes von Glauchau S.-Glauchau genannt. Die obere oder waldenburger Linie, gestiftet von Hugo, dem Sohne Ernst's, wurde 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichsfürstenstand erhoben. Durch des letztern Söhne bildeten sich die Linien S.-Waldenburg, S.-Hartenstein und der böhm. Ast. An der Spitze der Linie S.-Waldenburg, gestiftet von Otto Victor (geb. 1785), steht seit 16. Febr. 1859 dessen Sohn, Fürst Otto Friedrich. Die Linie S.-Hartenstein wurde von Otto Karl Friedrich's zweitem Sohne, Fürst Alfred, gestiftet, der 1840 ohne Leibeserben starb, worauf seine Besitzungen an seinen ältern Bruder, den Fürsten Otto Victor, und an die jüngern Brüder, Fürst Eduard, der bisher den böhm. Ast gebildet hatte, und Fürst Hermann, genannt S.-Tempelhof, übergingen, welcher letztere 1846 starb. Fürst Eduard (geb. 1787) wurde 1844 von seiten Sachsens und Oesterreichs als Chef der Linie S.-Hartenstein anerkannt. Die jüngere oder peniger Linie

stammt von Ernst's jüngerm Sohne, dem Grafen Wolfgang, dessen Söhne, Wolfgang Ernst, gest. 1612, und Wolfgang Heinrich, gest. 1657, die beiden Linien a) S.-Rochsburg-Hinterglauchau und b) S.-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg stifteten. Die ältere Linie theilte sich in zwei Aeste: 1) S.-Rochsburg und 2) S.-Hinterglauchau. Die erste erlosch 1825 im Mannsstamme mit dem durch seine musterhafte Wirthschaftsführung ausgezeichneten Grafen Heinrich Ernst, geb. 1760. Seine Besitzungen fielen an die überlebenden Brüder von S.-Hinterglauchau, von welchen der ältere, Graf Albert, geb. 1761, die Lehnsherrschaft Rochsburg übernahm und an seinen Bruder, den Grafen Ludwig, geb. 1762, die Recesherrschaft Hinterglauchau verkaufte. Graf Albert starb 1817 ohne Leibeserben, und seine Besitzungen fielen an seinen Bruder Ludwig. Dieser starb 1842 und es folgte ihm in Hinterglauchau sein Sohn Heinrich, geb. 1794, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ernst Ferdinand, geb. 1800, die Herrschaft Rochsburg besitzt. Die Linie Penig-Vorderglauchau-Wechselburg theilte sich mit den Söhnen des Stifters 1657 in die Aeste a) S.-Wechselburg und b) S.-Penig. Der letztere erlosch 1763, und seine Besitzungen erbte der ältere Ast. Der gegenwärtige Standesherr ist nach dem Ableben des Grafen Alban (geb. 1804) seit 1864 dessen Sohn Graf Karl (geb. 1832). Vgl. Tobias, «Regesten des Hauses S.» (Zittau 1865).

Schönebeck, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg (Kreis Kalbe) der preuß. Provinz Sachsen, 3 St. in Südwesten von Magdeburg am linken Elbufer und der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn (von der sich hier die Bahn nach Staßfurth abzweigt) gelegen, zeichnet sich durch Betriebsamkeit und Lebhaftigkeit aus, ist ziemlich regelmäßig gebaut und zählt 9338 E. (1864). Früher war die Stadt vorzugsweise auf Ackerbau angewiesen; in neuerer Zeit hat sie sich mehr und mehr dem Handel und der Industrie zugewandt. Außer der großartigen königl. Saline, mit einer jährlichen Production von $1\frac{1}{2}$ Mill. Ctr. Salz, die bedeutendste des europ. Continents, sind von industriellen Etablissements noch besonders hervorzuheben: die mit der Saline in Verbindung stehende großartige Hermann'sche chem. Fabrik, welche mit etwa 300 Arbeitern die verschiedenartigsten chem. Präparate, namentlich Soda, Chlorkalk, Glaubersalz und Säuren producirt; ferner die Eichel'sche Bleiweiß- und Sagofabrik, die Zündhütchenfabrik von Sellier und Bellot, die Philippi'sche Knopffabrik, die Allendorff'sche Bierbrauerei, die Leckfteinfabrik von Hoyer und Comp. Auch bestehen mehrere Ziegeleien, Branntweinbrennereien, Lackfabriken u. s. w. Der Handel erstreckt sich vorzüglich auf Landesproducte, Holz und Kohlen. Seit den Zeiten Friedrich's d. Gr. ist S. mit der benachbarten Stadt Großsalze (mit 2623 E.) und dem Flecken Frohse (an der Elbe, mit 1267 E.) durch Colonistenstraßen zu einem Dreieck verbunden, das sich nach und nach zur großen Handelsstadt ausbilden und den damals gedrückten Handel Magdeburgs an sich ziehen sollte. In Großsalze liegt das ziemlich ansehnliche königl. Solbad Elmen, Eigenthum der Saline S., das jährlich von etwa 1000 Curgästen besucht wird. Die Solquellen befinden sich im Dorfe Alt-Salze, mit 930 E., ausgedehnten Gradirhäusern und 7000 F. langen Röhrenleitungen, welche die Sole nach S. zum Versieden führen. In jüngster Zeit hat man in S. auch Steinsalz angebohrt.

Schönemann (Joh. Friedr.), einflußreicher Schauspieldirector, geb. 1704 in Krossen, gest. 1782 in Mecklenburg, betrat 1725 die Bühne und wurde 1740 von Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg zur Leitung der Schaubühne in Schwerin berufen. Nachdem dieselbe geschlossen, trat er als Theaterunternehmer abwechselnd in Leipzig, Hamburg, Breslau, Berlin, Hannover, Halle, Braunschweig und andern Städten auf. Von 1750—56 stand er wieder dem Hoftheater in Schwerin vor, spielte dann noch kurze Zeit in Hamburg und zog sich 1757 mit nicht ohne eigene Schuld gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnissen vom Theater zurück, sodaß er als Rüstmeister in Diensten eines mecklenb. Prinzen seinen Unterhalt suchen mußte. S. war selbst ein ausgezeichneter Darsteller in komischen Rollen. Größer noch sind die Verdienste, welche er sich um Herstellung eines geordneten und classischen Repertoire sowie um die äußere Ordnung des Bühnenwesens und der Schauspielergesellschaften erwarb. Die von seinen Truppen aufgeführten Stücke hat er zum Theil mit interessanten Vorreden herausgegeben.

Schonen (schwed. Skåne), die südlichste, mildeste, fruchtbarste und bevölkertste Landschaft Schwedens, umfaßt 202,3 Q.-M. mit (1865) 527496 E. und vertheilt sich auf die zwei Län Malmöhus im Südwesten (85,17 Q.-M. mit 305261 E.) und Christianstad im Nordosten (117,12 Q.-M. mit 222235 E.). Das Land bildet ein fast regelmäßiges Parallelogramm, dessen nördl. Seite an die Landschaften Blekinge, Småland und Halland grenzt, während es im Osten und Süden von der Ostsee und im Westen vom Öresund und Kattegatt bespült wird. S. ist eine Ebene, wird aber von Westen nach Osten von zwei Landrücken durchstrichen, von denen der

südliche eine von sandigen Heiden unterbrochene Waldgegend ist. Der nördl. Rücken zerfällt durch den in der Mitte gelegenen Ringsee in zwei Theile, in den westlichen oder Söderäsen und in den östlichen oder Liderödsäsen. Durch diese beiden Landrücken wird S. in drei Gürtel getheilt. Der nördl. Gürtel ist, mit Ausnahme einiger Gegenden in der Mitte und im Osten, ein bewaldetes Hochland, dessen Boden im allgemeinen aus Fruchterde besteht und sich nach zwei Seiten senkt, gegen Westen nach dem Kattegatt (bewässert von der Rönne-Å, dem Abflusse des Ringsees) und gegen Osten nach der Ostsee. Dieser Theil umfaßt das untere Gebiet der Helge-Å und das Becken des Isösees. Der mittlere Gürtel, gegen Osten an Breite abnehmend, wird fast in seiner ganzen Richtung von der in das Öresund fallenden Keslinge-Å durchflossen. Der südliche oder Küstengürtel bildet mit dem mittlern eine wellenförmige fruchtbare Ebene. Das Mineralreich liefert hier Alaunschiefer (bei Andrarum) und Steinkohlen. Früher waren die Steinkohlengruben bei Höganäs, welche Kohlen von nur mittelmäßiger Beschaffenheit lieferten, die einzigen in Skandinavien. Neuerdings sind östlich davon weite Kohlenfelder entdeckt worden, von denen die in Wallåkra und Wram bereits bearbeitet werden und gute Kohlen liefern. Die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung ist der Ackerbau, und Getreide und Branntwein bilden die Hauptausfuhrartikel. Ein sehr großer Theil des Bodens ist in den Händen des reichen Adels, der seine Güter sehr verbessert hat. Die starke Bevölkerung der Bauern und Tagelöhner befindet sich dagegen wegen übermäßiger Bodenzersplitterung und beschwerlichem Frondienste in dieser reichen Provinz übler als in Nordschweden. S. war lange ein Zankapfel zwischen Schweden und Dänemark und gehörte gewöhnlich zu letzterm, wurde aber 1658 in dem Roeskilder Frieden nebst Blekinge, Halland und Bohuslän an Schweden abgetreten. Noch jetzt unterscheiden sich die Bewohner durch ihre Mundart und ihre Sitte von den übrigen Schweden. Die Zahl der Städte beträgt 11, mit zusammen 62178 E., nämlich Malmö, Lund, Landskrona, Helsingborg, Ystad, Trelleborg, Skanör und Falsterbo in Malmöhuslän und Christianstad, Engelholm und Cimbrishamn in Christianstadslän. Bei Malmö beginnend, durchschneidet von Süden nach Norden die südl. Stammeisenbahn die Landschaft und verbindet dieselbe mit den übrigen Theilen des südl. Schweden. Von derselben zweigen sich bei Eslöf (4½ geogr. M. von Malmö) zwei Zweigbahnen ab, gegen Westen nach Landskrona und Helsingborg (8 M. lang) und gegen Südosten nach Ystad (10 M.). Weiter nördlich (11 M. von Malmö), bei Heßleholm, führt eine andere, 4 M. lange Zweigbahn nach Christianstad.

Schoner oder Schooner heißt ein gewöhnlich lang- und schmalgebautes Schiff bis zu 500 Tonnen Größe, das meistens nur zwei Masten hat. Der vordere Mast hat dann Raaen, der hintere nur Gaffelsegel. Man findet unter dieser Klasse häufig sehr gute Segler; namentlich liegen sie nahe am Winde. Auch bedarf man zu ihrer Handhabung verhältnißmäßig geringer Mannschaft, und sie sind deshalb für die Küstenfahrt sehr beliebt. In neuerer Zeit baut man auch dreimastige, bei denen dann die beiden hintern Masten Gaffelsegel führen.

Schönhals (Karl von), österr. Feldzeugmeister, geb. 15. Nov. 1788 zu Braunfels bei Wetzlar, trat 1807 in österr. Dienste als Cadet bei den Jägern, wurde bald zum Offizier befördert und wohnte den Feldzügen gegen Frankreich 1809, wo er bei Aspern verwundet wurde, und 1813 bei. Als Hauptmann machte er 1821 unter Frimont die Expedition nach Neapel mit. 1829 wurde er Major und Adjutant beim Generalcommando in Verona, 1830 Oberstlieutenant und Generaladjutant des Generals der Cavalerie, Grafen Frimont, 1832 in gleicher Function als Oberst dem commandirenden General im Lombardisch-Venetianischen Königreich, Grafen Radetzky, beigegeben. 1838 avancirte er sodann zum Generalmajor und 1846 zum Feldmarschallieutenant. Große Verdienste erwarb er sich in den ital. Feldzügen von 1848 und 1849 um die Siege der kaiserl. Waffen. Als 1849 die provisorische Bundescentralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Oesterreich und Preußen ersetzt wurde, vertrat S. neben Kübeck den Kaiserstaat bis zur Auflösung der Commission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Später mit der Politik des Fürsten Schwarzenberg nicht einverstanden, nahm er Anfang 1851 den Abschied, erhielt den Charakter als Feldzeugmeister und lebte in stiller Zurückgezogenheit zu Gratz, wo er 16. Febr. 1857 starb. Sein Werk «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus den ital. Kriegen in den J. 1848 und 1849» (2 Bde., Stuttg. 1852 u. öfter) gibt eine reiche Fülle von interessanten Aufschlüssen zur Geschichte jener Kämpfe. Außerdem hat er noch eine Biographie des Feldzeugmeisters Haynau (Gratz 1855) geschrieben.

Schönheit, s. Schön.

Schönlein (Joh. Lukas), ausgezeichneter Arzt und klinischer Lehrer, geb. 30. Nov. 1793 zu Bamberg, besuchte seit 1803 das Gymnasium daselbst, seit 1811 die Universität zu Lands-

hut und seit 1813 die zu Würzburg, wo er sich 1816 die medic. Doctorwürde erwarb. 1819 trat er zu Würzburg als Privatdocent auf und wurde hier 1820 außerord., 1824 ord. Professor der Therapie und Klinik und dirigirender Arzt am Juliushospitale. In dieser Stellung begründete er seinen großen Ruf als Arzt und Lehrer. Jedoch mit der bair. Regierung in Disharmonie, ging er 1833 als Professor der Klinik nach Zürich, wo er zu hoher Achtung in seinem Wirkungskreise gelangte. 1839 folgte er indessen einem Rufe nach Berlin. Er begann hier im Mai 1840 als Professor der Pathologie und Therapie und Director der medic. Klinik der Universität seine Wirksamkeit und wurde zum preuß. Geh. Obermedicinalrath, vortragenden Rath im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medicinalangelegenheiten sowie zum Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannt. Als solcher stand er dem Könige anfangs auch in dessen letzter Krankheit zur Seite, entzweite sich aber mit den andern Leibärzten über Wesen und Behandlungsweise des Leidens und legte deshalb 1859 alle seine Aemter nieder. Er zog sich hierauf in seine Vaterstadt Bamberg zurück, wo er 23. Jan. 1864 starb. Am Krankenbette war S. durch tiefen Blick und geniale Auffassung des einzelnen Falls ausgezeichnet; im Hörsale fesselte er durch eine großartige Anschauungsweise der Heilkunde im allgemeinen. Außerdem ist er als der Schöpfer eines die Krankheiten nach Art der Naturgeschichte in Klassen, Familien, Gruppen und Arten eintheilenden nosologischen Systems zu betrachten. Doch hat er seine Krankheitslehre in Schriften nicht niedergelegt, überhaupt außer einigen kleinen Schriften nichts durch den Druck veröffentlicht. Einige seiner Zuhörer veröffentlichten seine «Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie» (nach Vorlesungen bearbeitet, 4 Bde., Würzb. 1832; 4. Aufl. 1839), seine «Krankenfamilie der Typhen» (Zitr. 1840) und seine «Klinischen Vorträge im Charitékrankenhause zu Berlin» (2 Hefte, Berl. 1842; 3. Aufl. 1843—44), wodurch seine Ideen in weitern Kreisen verbreitet wurden. Er selbst hat diese Schriften wegen vieler Entstellungen nur theilweise als die seinigen anerkannt.

Schönschreibekunst, s. Kalligraphie.

Schoolcraft (Henry Rowe), amerik. Reisender und Ethnograph, geb. 23. März 1793 zu Guilderland bei Albany, wandte sich mit Vorliebe Untersuchungen über die in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme zu. Bereits 1818 unternahm er eine Expedition in das Mississippithal, die er in «Scenes and adventures in the semi-alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas» (neue Aufl., Lond. 1853) beschrieb. Es folgten dann eine Reihe von Berichten über Reisen und Beobachtungen des Lebens und der Natur im Westen, die er der wissenschaftlichen Welt in mehrern Werken mittheilte. Dahin gehören: «View of the lead mines of Missouri» (Neuyork 1819), «Journal of travels from Detroit through the grand chain of American lakes to the sources of the Mississippi» (Albany 1821), «Travels in the Central portion of the Mississippi valley (Neuyork 1825), «Narrative of an expedition through the Upper Mississippi to Itaska Lake» (Neuyork 1834). Die letztern beiden Reiseberichte wurden in einer spätern Ausgabe (Neuyork 1854) verschmolzen. Die Regierung ernannte S. 1819 zum indian. Agenten am Obern See und gesellte ihn zugleich dem General Caß zu, um das Gebiet des gegenwärtigen Staats Minnesota zu erforschen und zu vermessen. Durch seine Verheirathung mit einer Enkelin des frühern Häuptlings der Chippeways gewann er das volle Vertrauen der Indianer und zugleich die günstigste Gelegenheit, sich mit den Sitten und Gebräuchen, der Sprache und Religion derselben auf das genaueste bekannt zu machen. Dies bekunden unter anderm seine «Algic researches», die «History of the Iroquois», «The rise of the West», «Oral legends» u. s. w. Sein Hauptwerk ist jedoch das infolge einer Congreßacte (1847) unternommene und auf Kosten der Regierung herausgegebene Nationalwerk «Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes in the United States of America» (Bd. 1—6, Philad. 1851—57), in welchem ein reicher Schatz von Nachrichten jeder Art über die Indianer des nördl. Amerika niedergelegt ist. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Oneota» (Neuyork 1844) und «The Indian and his wigwam» (Neuyork 1845), zwei Arbeiten in novellistischer Form, die «Personal memoirs of a residence of thirty years with the Indian tribes» (Philad. 1851) u. s. w. S. starb 10. Dec. 1864 zu Washington.

Schopenhauer (Johanna), deutsche Schriftstellerin, geb. im Juli 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war, zeigte früh entschiedene Neigung zum Zeichnen und Malen sowie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt, verheirathete sie sich mit dem Bankier Heinr. Floris Schopenhauer. Dieser führte sie durch Deutschland nach Frankreich und London, wo sie

länger weilten, und dann nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser Stadt durch die Preußen 1793. Die nächsten Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu, und 1803 traten beide eine größere Reise durch Holland, Frankreich, England, Schottland und Deutschland an, sodaß Johanna erst nach drei Jahren wieder in Hamburg eintraf, wo sie den Gatten durch den Tod verlor. 1806 nahm sie ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein geselliger Verein um sie bildete, den auch Goethe's zwangloses Erscheinen belebte. Von 1832—37 lebte sie in Bonn, dann in Jena bis an ihren Tod, welcher 18. April 1838 erfolgte. Die Beschreibung der von Kügelgen gemalten Bildnisse Goethe's, Wieland's, Herder's und Schiller's war das erste, was von ihr im Druck erschien. Auf Cotta's Wunsch schrieb sie Fernow's Leben (Tüb. 1810). Es folgten sodann die «Reise durch England und Schottland» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1826); ein Band «Novellen, fremd und eigen» (Rudolst. 1816); die «Reise durch das südl. Frankreich bis Chamouny» (2 Bde., Lpz. 1817; 2. Aufl. 1824) und die «Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen» (Lpz. 1818). Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, erwarben ihren Schriften Beifall. Dann erschien der Roman «Gabriele» (3 Bde., Lpz. 1819—20; 2. Aufl. 1826), ein meisterhaftes weibliches Charaktergemälde in einer reichen und mannichfaltigen Umgebung der vornehmen Welt; ein Werk über «Joh. van Eyck und seine Nachfolger» (2 Bde., Frankf. 1822), das sich insbesondere mit Gemälden aus der Boisserée'schen Kunstsammlung beschäftigt; die Romane «Die Tante» (2 Bde., Lpz. 1823), «Sidonia» (Lpz. 1828) und viele, in acht Bänden (Frankf. 1825—28), dann in noch drei Bänden (Frankf. 1832) gesammelte Erzählungen und Novellen. Eine ihrer letzten Schriften war der «Ausflug an den Niederrhein und Belgien» (Lpz. 1831). Ihre «Sämmtlichen Schriften» erschienen in 24 Bänden (Lpz. und Frankf. 1830—31), denen sich ihr literarischer «Nachlaß» (2 Bde., Braunschw. 1839) anschließt. — Ihre Tochter Adele S. bewies sich in «Haus-, Wald- und Feldmärchen» (2 Bde., Lpz. 1844) und in dem Roman «Anna» (2 Bde., Lpz. 1845) als gewandte Erzählerin. Sie starb 25. Aug. 1849 in Bonn.

Schopenhauer (Arthur), deutscher Philosoph, geb. 22. Febr. 1788 in Danzig, Sohn eines angesehenen Kaufmanns und der als Schriftstellerin bekannten Johanna Schopenhauer (s. d.), hielt sich in seiner Jugend mit den Aeltern längere Zeit in Frankreich und England auf und erlangte so eine ausgezeichnete Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur beider Länder. 1809 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich zuerst den Naturwissenschaften und der Geschichte widmete, aber durch G. E. Schulze (s. d.) der Philosophie zugeführt wurde. Letzterer rieth ihm, vor allem Platon und Kant zu studiren, was von entscheidendstem Einfluß auf seine eigene Philosophie wurde. 1811 siedelte S. nach Berlin über, um Fichte zu hören, fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Durch den Krieg an der Promotion in Berlin verhindert, wurde er 1813 auf die Abhandlung «Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1864) in Jena promovirt. Darauf brachte er den Winter in Weimar zu, wo er Goethe's nähern Umgang genoß und durch den Orientalisten Fr. Majer in das indische Alterthum eingeführt wurde. In den J. 1814—18 privatisirte er in Dresden. Während dieser Zeit entstand sein philos. System, welches, nach seinem eigenen Ausdrucke, «gewissermaßen ohne sein Zuthun strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centro convergirend zusammenschoß», und das er in seinem Hauptwerke «Die Welt als Wille und Vorstellung» (Lpz. 1819; 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1859) darlegte. Vorher noch veröffentlichte er die optische Abhandlung «Ueber das Sehen und die Farben» (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1854; in lat. Bearbeitung in Radius' «Scriptores ophthalmologici minores», Thl. 3, Lpz. 1830), in welcher er zu den «Data» der Goethe'schen Farbenlehre die erklärende «Theorie» lieferte. Im Herbst 1818 reiste S. nach Rom und Neapel. Nach der Rückkehr habilitirte er sich 1820 an der Universität zu Berlin, hielt aber nur ein Semester hindurch Vorlesungen. Im Frühjahre 1822 wandte er sich wieder nach Italien, von wo er erst 1825 nach Berlin zurückkehrte. 1831 verließ er die preuß. Hauptstadt der Cholera wegen und lebte seitdem in Frankfurt a. M., wo er auch 21. Sept. 1860 starb.

In günstiger äußerer Lage und ohne Amt, konnte S. seine Zeit ganz der Ausbildung seines Systems widmen. Nach einem vieljährigen Schweigen der Indignation über die Nichtbeachtung seines Hauptwerks und den lauten Ruhm der Hegel'schen Philosophie, der er gänzlich abgeneigt war, erschien von ihm erst 1836 wieder eine kleine Schrift: «Ueber den Willen in der Natur» (3. Aufl., Lpz. 1867), welche die Bestätigungen seiner Metaphysik durch die empirischen Wissenschaften erörtert und zugleich den Hauptpunkt derselben so deutlich und gründlich darlegt,

wie sonst nirgends. Die königl. norweg. Societät der Wissenschaften zu Drontheim krönte 1839 eine von ihm eingelieferte Preisabhandlung «Ueber die Freiheit des Willens» und ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Diese Abhandlung gab er, zusammen mit einer von der königl. dän. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen nicht gekrönten Preisschrift «Ueber das Fundament der Moral», unter dem Titel heraus: «Die beiden Grundprobleme der Ethik» (Frankf. a. M. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1860). Zu der 1844 erschienenen zweiten Auflage seines Hauptwerks «Die Welt als Wille und Vorstellung» lieferte er einen ganzen Band «Ergänzungen». Sein letztes Werk «Parerga und Paralipomena» (Berl. 1851; 2. Aufl. 1862) enthält eine Sammlung seiner kleinern philos. Schriften, die wegen ihrer populären Form besonders dazu beitrugen, seine Lehre auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Aus dem Spanischen übersetzte er «Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit» (Lpz. 1862).

Die Grundgedanken der Schopenhauer'schen Philosophie fassen sich in Folgendem zusammen: Das Wesen und der Kern aller Dinge, das «Ding an sich», ist dasselbe, was in unserm eigenen Innern sich als Wille kundgibt. Dieser Wille erscheint in der Welt auf verschiedenen Stufen der Objectivation (Sichtbarkeit). Derselbe ist kein Resultat der Erkenntniß, sondern von dieser, die ganz secundär und spätern Ursprungs, grundverschieden und völlig unabhängig. Erst auf der Stufe des Thierreichs versieht sich der Wille mit einem Intellect, gleichsam einer Laterne zur Lenkung seiner Schritte, und nun allererst steht auch die Welt als eine objective, d. h. vorgestellte, dem erkennenden Subject gegenüber. In der gesammten Natur, von der thierischen abwärts, wirkt der Wille erkenntnißlos. Im Unorganischen werden seine Aeußerungen in Bewegung gesetzt durch bloße Ursachen; im vegetativen Leben der Pflanze und des Thieres durch Reize; erst bei animalischen, d. h. erkennenden Wesen, durch Motive, und zwar bei den Thieren durch anschauliche, beim Menschen überdem durch begriffliche (abstracte) Motive. Doch dieser Unterschied betrifft blos die Erscheinung des Willens; an sich ist derselbe auf allen Stufen, von der niedrigsten bis zur höchsten, Einer, ist Wille zum Leben. An diese Grundanschauungen knüpfte S. eine eigenthümliche Aesthetik und Ethik, jene auf Platonischer Grundlage, diese mit dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt. Im Gegensatze zu andern nachkantischen Systemen, welche die Welt a priori construiren, bemüht sich S., die gegebene Welt zu entziffern, ihren Sinn und ihre Bedeutung zu ergreifen. Daher beruhen seine Sätze nicht auf langen Schlußketten, sondern sind unmittelbar aus der anschaulichen Welt selbst, aus der äußern und innern Erfahrung, geschöpft. Nächst dem reichen Inhalt seiner Werke ist auch die Form seiner sprachlichen Darstellung eine höchst anziehende, sodaß er zu den besten deutschen Autoren gezählt werden darf. Trotzdem fand S., der geniale Denker, erst in den letzten Lebensjahren die verdiente Beachtung, wozu wesentlich die Bemühungen seines Freundes und Schülers Frauenstädt (s. d.) beitrugen. Derselbe veröffentlichte unter anderm «Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie» (Lpz. 1854), besorgte nach S.'s Tode die Wiederausgabe mehrerer seiner Werke und ließ auch «Lichtstrahlen» (Lpz. 1861; 2. Aufl., Lpz. 1867) aus diesen erscheinen, sowie die Schriften «Arthur S. Von ihm, über ihn u. s. w.» (in Gemeinschaft mit O. Lindner, Berl. 1863) und «Aus Arthur S.'s handschriftlichem Nachlaß» (Lpz. 1864). Außerdem vgl. Asher, «Offenes Sendschreiben an S.» (Lpz. 1855); Cornill, «Arthur S., als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung» (Heidelb. 1856); Bähr, «Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen» (Dresd. 1857); Seydel, «S.'s philosophisches System» (Lpz. 1857); Suhle, «S. und die Philosophie der Gegenwart» (Berl. 1862); Gwinner, «S. aus persönlichem Umgange dargestellt» (Lpz. 1862), und «S. und seine Freunde» (Lpz. 1863); Foucher de Careil, «Hegel et S.» (Par. 1862); Haym, «Arthur S.» (Berl. 1864); Victor Kiy, «Der Pessimismus und die Ethik S.'s» (Berl. 1866).

Schöpflin (Joh. Dan.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, studirte zu Basel und zu Strasburg und erhielt an der letztern Universität 1720 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er ein Kanonikat zu St.-Thomas; auch wurde er franz. Rath und Historiograph. Besonders beschäftigte ihn die Geschichte des Elsasses. Um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war seine «Alsatia illustrata» (2 Bde., Kolm. 1751—61). Als er den ersten Band dieses Werks dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der prot. Universität zu Strasburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Als Nachtrag zu dem genannten Werke erschienen nach seinem Tode die «Alsatia diplomatica» und «Alsaticarum rerum scriptores», deren Herausgabe der Publicist Koch, mit dem er in

enger literarischer Verbindung stand, besorgte. Von diesem wurde auch die «Historia Zaringo-Badensis» (7 Bde., Karlsr. 1763—66) fortgesetzt, von der S. den ersten Band geliefert hatte. Von S.'s übrigen Werken sind zu erwähnen die «Vindiciae Celticae» (Strasb. 1754), und die «Vindiciae typographicae» (Strasb. 1760). Er starb zu Strasburg 7. Aug. 1771. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Strasburg; letzteres beschrieb Oberlin unter dem Titel «Museum Schöpflinianum».

Schöpfung. Nach der biblischen Vorstellung ist die Welt nach Stoff und Form ein Erzeugniß des göttlichen Machtwillens. Die alte Lehrerzählung (1 Mos. 1) läßt Gott in sechs Tagewerken Himmel und Erde erschaffen, wobei die Erzeugung des ungeordneten Stoffs den Anfang, die S. des Menschen den Schluß bildet. Der Darstellung liegt die antike Anschauung zu Grunde, welcher die Erde als Mittelpunkt der Welt, der Himmel als ein über ihr ausgespanntes Gewölbe, Sonne, Mond und Sterne als am Himmel befestigte Lichter galten. Von den Kosmogonien anderer morgenländ. Völker unterscheidet sich die hebr. Schöpfungssage theils durch ihre schlichtere, alles Abenteuerliche und Ungeheuerliche ausschließende Form, theils durch ihren reinern religiösen Gehalt, indem sie, jede Vermischung Gottes und der Welt fern haltend, letztere durchaus nur als Werk des freien göttlichen Schöpferwillens betrachtet. Gegenüber der im Oriente, aber auch bei den griech. Philosophen und später bei den Gnostikern (s. Gnosis) verbreiteten Theorie einer ewigen Materie bildeten sich die kirchlichen Vorstellungen von einer S. aus nichts und einer S. in der Zeit, doch wurde letzterer schon seit Origenes von tieferdenkenden Kirchenlehrern die Annahme einer sog. ewigen, richtiger anfangslosen S. gegenübergestellt, weil es weder anging, Gott erst in der Zeit anfangen zu lassen Schöpfer zu werden, noch der wirklichen, durch Wechsel und Geschehen erfüllten Zeit eine ewige, inhaltsleere Zeit vorauszuschicken. Neuerdings ist jedoch der ganze Schöpfungsbegriff noch von einer andern Seite in Anspruch genommen worden. Während nämlich die kirchliche Vorstellung Gott als vorweltliches und außerweltliches Einzelwesen betrachtet, das den Entschluß, eine Welt zu schaffen, erst gefaßt, dann ausgeführt habe, denkt sich die neuere Speculation Gott vielmehr als den ewigen, der Welt einwohnenden, schlechthin geistigen Urgrund derselben, der sich zur wirklichen Welt wie das absolute, Zeit und Raum mit allem zeiträumlichen Dasein in schlechthin überzeitlicher und überräumlicher Weise begründende Ursein zu der durch sein ewiges Wirken gesetzten Offenbarung verhält. Gott und Welt sind auch nach diesem Begriffe schlechthin unterschieden, die Geistigkeit Gottes nur strenger und consequenter als nach der gewöhnlichen Vorstellung gefaßt. Das Recht der religiösen Betrachtung, welche als Zielpunkt des gesammten Weltprocesses den Menschen und die Gemeinschaft Gottes mit ihm in der Liebe erkennt und von hier aus zurückblickend die Welt überhaupt als Offenbarung der ewigen Liebe betrachtet, ist hierdurch keineswegs ausgeschlossen. Die neuere Orthodoxie hat dagegen nicht blos den kirchlichen Schöpfungsbegriff rehabilitirt, sondern auch die Geschichtlichkeit der biblischen Schöpfungssage angelegentlichst vertheidigt, wobei sie freilich die Schöpfungstage zu «Schöpfungsperioden» umdeuten mußte und auch sonst mit der neuern Naturwissenschaft in unauflösliche Conflicte gerieth.

Schoppe (Amalia, eigentlich Emma Sophie), Verfasserin vieler Romane und Jugendschriften, geb. 9. Oct. 1791 auf der Insel Femern an der Küste von Holstein, war die Tochter des später in Holstein angestellten Arztes Weise, den sie jedoch früh verlor. Durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter mit einem sehr wohlhabenden Manne kam sie nach Hamburg und genoß hier nun eine vortreffliche Erziehung. Sie wurde mit den Werken der großen Dichter bekannt und interessirte sich lebhaft für Geschichte, Naturgeschichte und Physik, während sie gegen die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten große Abneigung verrieth. Deshalb faßte ihr Stiefvater den Plan, sie Medicin und vorzüglich Accouchement studiren zu lassen. Sie ergriff diesen Plan mit der ihr eigenen Hast und Heftigkeit, gelangte aber sehr bald zu der Ueberzeugung, daß sie auf diesem Wege Gefahr laufe, ein Zwitterwesen zu werden, und erklärte sich mit Festigkeit gegen die ihr zugewiesene Bestimmung. Später legte sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen an und verheirathete sich mit dem Doctor der Rechte, S., in Hamburg, welche nicht glückliche Ehe der frühe Tod des Gatten löste. Sie lebte seitdem zurückgezogen in der Nähe von Hamburg, sich schriftstellerischen Arbeiten widmend. Auf ihre literarischen Bestrebungen hatte die verstorbene Rosa Maria, die Schwester Varnhagen's von Ense, später verehelichte Assing, einen großen Einfluß. Durch diese ward sie mit Varnhagen, Chamisso und Justinus Kerner bekannt, die ihr Gelegenheit gaben, mehrere ihrer Gedichte in Kerner's «Poetischem Almanach» und «Dichterwald» sowie im «Morgenblatt» mitzutheilen. Später versuchte sie sich in prosaischen

Arbeiten, welche meist histor. Stoffe behandeln. Mehrere ihrer Novellen erschienen unter dem Titel «Gesammelte Erzählungen und Novellen» (8 Bde., Lpz. 1828—36). Beifälliger wurden noch ihre Schriften für die Jugend aufgenommen, der sie in späterer Zeit ihre literarische Thätigkeit hauptsächlich und mit Erfolg widmete; auch schrieb sie ein Buch über den «Bürgerlichen Haushalt» (Jena 1844). Eine ihrer interessantesten Schriften sind die «Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Altona 1838). 1851 wandte sie sich nach Nordamerika, wo sie 25. Sept. 1858 in Shenektady unweit Albany im Staate Neuyork starb.

Schoppen, ein Flüssigkeitsmaß im südl. Deutschland und in der Schweiz, im allgemeinen der halben Weinbouteille entsprechend und gewöhnlich ein Viertel des den Namen Maß tragenden Flüssigkeitsmaßes, übrigens aber, wie dieses letztere, von abweichendem Raumінhalte.

Schöppen oder Schöffen, auch Seabinen (lat. scabinus), heißen die Beisitzer in den Gerichten. In alter Zeit, wo die Gerichtsvorstände nur mit der vollziehenden Gewalt bekleidet waren, hatten die Schöffen für die Gerichtsgemeinde, aus welcher sie hervorgingen, das Urtheil zu finden, die rechtmäßige Hegung des Gerichts zu überwachen und auf Befragen ein allgemeines Zeugniß über das Herkommen abzulegen (das Recht zu weisen). Die letztere Befugniß verschaffte weiterhin den Schöffen solcher Orte, deren Recht auf neugegründete Städte übertragen war, auch auswärts ein bedeutendes Ansehen, indem die Tochterstädte entstandene Zweifel einem solchen Oberhofe vorlegten und sich über die Fortschritte in der dortigen Spruchpraxis sonstige Mittheilungen erbaten. Auf diesem Wege konnten z. B. die magdeburger Schöffen ihre örtlichen Satzungen und die neuen Ansichten, welche sich seit dem 13. Jahrh. an den Versuchen einer schriftlichen Zusammenfassung der deutschen Rechte (s. Sachsenspiegel) heranbildeten, über Mittel- und Norddeutschland, ja selbst bis nach Polen, Preußen und Livland verbreiten. Nach dem Eindringen des röm. und kanonischen Rechts vermochten ungelehrte Schöffen und Rathmannen zwar keine Rechtsbelehrung weiter zu ertheilen. Da aber nunmehr die Stadträthe vielfach Doctoren der Rechte in ihre Mitte aufnahmen, so ließ sich der bisherige Brauch der Actenversendung und des Einkommens um Gutachten mit der Abänderung beibehalten, daß man sich an jene rechtsgelehrten Mitglieder wendete, die unter Zuziehung von noch andern Sachverständigen ein anerkanntes Spruchcollegium unter dem Namen Schöppenstuhl bildeten. Ein derartiges Dicasterium (s. d.), welches für die Gerichte des In- und Auslandes gleich einer Juristenfacultät auf Ersuchen Urtheile verfaßte, bestand z. B. in Leipzig von 1420—1835. Die S. im alten Sinne des Worts sanken dagegen allmählich zu bloßen Beisitzern herab, die bei wichtigern Geschäften das Gerichtspersonal (die besetzte Gerichtsbank) vollzählig machen und sowol für die Rechtmäßigkeit der Verhandlung als für die Treue des aufgenommenen Protokolls bürgen. Sie werden gewöhnlich aus den untern Gerichtsbeamten, auf dem Lande aus der Gemeinde erwählt und mittels Eides in Pflicht genommen, der die Landschöppen möglicherweise auch zur Mitwirkung bei der Polizeipflege, zu wahrheitsgemäßen Taxationen und zu Zeugnissen über Grenzverhältnisse anhält.

Schorel oder Schorel (Jan van), trefflicher niederländ. Maler, geb. 1495, erhielt seinen Namen von seinem Geburtsorte Schoorl bei Alkmaar. In früher Jugend verwaist, nahmen sich Verwandte seiner an und brachten ihn zum Maler Willem Cornelis in Harlem in die Lehre, der nicht ohne Talent, aber rauh, eigennützig und dem Trunke ergeben war, sodaß es dem Knaben sehr übel erging. In seinem 18. J. kam S. nach Amsterdam in die Werkstätte des Jak. Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener Zeit, dessen Tochter er liebgewann und bei dem er einige Jahre lang das glücklichste Künstlerleben führte. Immer nach Höherm strebend, ging er hierauf zu dem ersten aller damals lebenden Meister, Joh. von Mabuse in Utrecht. Das wüste Leben desselben vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne des jungen S., und so wanderte er nach und nach in mehrere große Städte, wo Maler einen Ruf hatten, nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspective studirte, auch nach Nürnberg zu Dürer, der ihn sehr freundlich aufnahm. Dürer's Hinneigung zu Luther und dessen Lehren vertrieb ihn wieder, und so gelangte S. nach mehrjährigem Wandern, 22 J. alt, nach Kärnten, wo er aus Liebe zu des Jak. Cornelis Tochter die Hand einer schönen Kärntnerin von Adel, die des Vaters Kunstsinn ihm anbot, ausschlug. Er zog nun nach Venedig, wo er von einem Landsmann, der Klosterbruder war, sich bestimmen ließ, an einer Wallfahrt nach Palästina theilzunehmen. Drei Jahre blieb er in Jerusalem, und vielleicht ist von ihm das große Gemälde in der Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Nachdem er auf dem Heimwege einige Zeit auf Rhodus verweilt, kam er nach Rom und erhielt, als sein Landsmann Hadrian VI. 1522 den päpstl. Stuhl bestieg, die Aufsicht über das Belve-

dere. Hadrian's Tod im folgenden Jahre veranlaßte ihn, nach der Heimat zurückzukehren, wo er die Absicht hatte, um die zurückgelassene Geliebte anzuhalten. Er ging durch Frankreich und lehnte hier die glänzendsten Anerbietungen Franz' I. ab, um seinen Plan auszuführen. Doch die Geliebte war ihm nicht treu geblieben, und so faßte er den Entschluß, hinfort blos der Kunst zu leben. An dem Dechanten Lockhorst in Utrecht fand er einen Gönner und Freund, in dessen Hause er lebte, und für den er manches treffliche Stück, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, malte. Als nach einigen Jahren in Utrecht Unruhen ausbrachen, ging S. nach Harlem, wo er sich eine geräumige Werkstätte einrichtete. Für die Marienkirche in Utrecht malte er ein großes, auf vier Flügelthüren ausgeführtes Altargemälde, welches Philipp II. 1549 der Kirche abkaufte und mit nach Spanien nahm. Selbst nach dem hohen Norden, besonders nach Schweden drang sein Ruhm. Zu seinen Schülern gehörten Mart. Heemskerk und Anton. Moro. Sein Freund war Johannes Secundus, den er auch malte. S. starb 6. Dec. 1569. Man hat ihn mit Joh. van Eyck, und wol mit Recht, verglichen, da er in unübertroffener Farbenpracht, in der Wahrheit in dem Colorit, in dem Ausdruck und in der Wärme der Zeichnung diesem gleich und höchstens in der Ausführung der Einzelheiten ihm nachsteht. Die Wuth der bilderzerstörenden Fanatiker hat die meisten seiner Werke schon 1566 vernichtet; nur wenige findet man noch in den Kunstsammlungen. — Von diesem wirklichen S. ist der fingirte ältere S. zu unterscheiden, unter dessen Namen man die Anbetung der Könige in der Galerie zu Dresden, eine ähnliche Anbetung in dem Museum zu Neapel, das kleine Altarblatt mit Flügelthüren in der Galerie des Belvedere zu Wien, das berühmte Altarbild, den Tod der Maria darstellend, jetzt in der Pinakothek zu München, und andere Bilder dieser Art vereinigt hat.

Schorn (Joh. Karl Ludw. von), ein vorzüglicher Kunstkenner, geb. 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, studirte früher Theologie, widmete sich aber daneben und bald ausschließend der Malerei und Kunstgeschichte. Er ging 1816 nach München, wo er sein erstes Werk «Ueber die Studien der griech. Künstler» (Heidelb. 1818) schrieb, das indeß mehr durch eine Fülle einzelner geistreicher Blicke als durch sein Hauptprincip, die Herleitung aller Kunst aus der Naturnachahmung, Beifall fand. 1819 wendete er sich nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er seit 1820 das «Kunstblatt» redigirte, das seitdem durch Gediegenheit des Inhalts, Reichthum der Forschungen und Unparteilichkeit des Urtheils das vorzüglichste Organ dieses Fachs geblieben ist. Auch später, trotz mehrfacher Ortsveränderung, blieb die oberste Leitung des Blattes in seiner Hand. In den J. 1822 und 1823 besuchte er Italien und Frankreich und wurde 1826 als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an die Akademie und Universität nach München berufen, welches Amt er jedoch erst nach einer Kunstreise nach England und den Niederlanden antrat. Die Eleganz seiner Darstellung bewog auch den Hof, ihn mehrfach für Vorlesungen in Anspruch zu nehmen. 1830 erschien seine «Beschreibung der Glyptothek», und zwei Jahre später begann er die so schätzbare und durch ihre berichtigenden Anmerkungen wichtige Uebersetzung von Vasari's «Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister», die nach seinem Tode von E. Förster fortgesetzt wurde (5 Bde., Stuttg. 1832—47). 1833 wurde er an die Stelle des Hofraths H. Meyer nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das thätigste mitwirkte, eine neue Aufstellung der großherzogl. Kunstsammlungen vornahm, daneben bei Hofe Vorlesungen hielt und die Malerarbeiten im neuen Schloßflügel leitete. Von seinen Werken aus dieser letzten Periode seines Lebens ist vorzüglich der «Umriß einer Theorie der bildenden Künste» (Stuttg. 1835) und eine Abhandlung «Ueber altdeutsche Sculptur» (Erf. 1839) zu erwähnen sowie auch eine Anzahl kleiner Arbeiten im «Kunstblatt», in den «Schriften» der münchener Akademie, deren Mitglied er war, und in den «Annalen» des Archäologischen Instituts. Er wurde 1839 von dem Großherzog von Sachsen-Weimar in den Adelstand erhoben und starb zu Weimar 17. Febr. 1842.

Schorn (Karl), Geschichtsmaler, Neffe des vorigen, wurde 1802 zu Düsseldorf geboren und erhielt seine Kunstbildung zu Berlin in der Schule Wach's, die damals den größten Ruf hatte. Charaktervolle Auffassung und Sinn für Farbe waren die Grundzüge seines Talents, welches bald durch seine Bilder Maria Stuart und Rizzio, Karl V. zu St.-Just, Papst Paul III., der sich das von Cranach gemalte Bildniß Luther's zeigen läßt, u. a. m. zur Anerkennung gelangte. Inzwischen war die Glanzzeit von Münchnen angebrochen und auch S. wurde dahingezogen. Neben vielen Arbeiten aus der Mythe, Geschichte und Legende nahm er theil an der Ausführung der Fresken in den Arcaden des Hofgartens und zeichnete die Cartons zu den Seitenfenstern des Doms von Regensburg. Eine Reise nach Italien gab Stoff zu einer andern

Folge von Gemälden, unter denen auch launige Genrebilder. Sein größtes Werk aber ist das seit 1843—45 im Auftrage des Königs von Preußen ausgeführte Gemälde: die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof Franz zu Münster 1536, welches auf der berliner Ausstellung von 1846 die größte Sensation erregte. Es ist eine bedeutende Composition, welche eine scharf ausgeprägte Charakteristik mit dem Streben nach realer Durchdringung der Aufgabe verbindet. 1845 erhielt S. von König Ludwig den Auftrag, eine seiner Zeichnungen, die Sündflut darstellend, in kolossaler Dimension zu malen. Damit beschäftigt und seit 1847 Professor an der münchener Akademie, starb er daselbst 7. Oct. 1850.

Schornstein oder Esse heißt der röhrenförmige, vertical aufsteigende Theil einer Feuerungsanlage, welcher den Zweck hat, die gasförmigen Verbrennungsproducte (den Rauch) mit einer gewissen Geschwindigkeit abzuführen und dadurch den zur Verbrennung des Brennmaterials erforderlichen Zug zu erzeugen oder die Zuführung des hierzu nöthigen Quantums Luft zu bewirken. Die Ofenheizungen der Gebäude, die Dampfkesselanlagen der Fabriken, die Locomotiven, die Dampfschiffe und alle sonstigen Feuerungsanlagen haben S., theils als gemauerte Röhren in den Gebäudewänden, theils als freistehende röhrenförmige Anlagen von Stein oder Eisenblech. Unter russischen Essen in den Wohngebäuden versteht man die engen, vom Dache aus durch schwere Kugelbürsten zu reinigenden Röhren, im Gegensatze zu den weitern steigbaren S., welche durch den von unten einsteigenden Schornsteinfeger vom Ruß gereinigt werden.

Schote (siliqua) nennt man in der Botanik eine aus einem oberständigen, von zwei Carpellarblättern gebildeten Fruchtknoten entstandene Frucht, deren Innenraum durch eine senkrechte, an ihren Rändern die Samen tragende Scheidewand in zwei Längsfächer getheilt ist. Bei der Reife trennen sich die beiden Klappen (Carpellarblätter) von der Scheidewand los, in der Richtung von unten nach oben, und bleiben noch eine Zeit lang an der Spitze der Scheidewand stehen, bevor sie abfallen. Ist die Frucht kurz und breit, so nennt man sie Schötchen (silicula). Diese Fruchtform ist charakteristisch für die Pflanzen aus der Familie der Cruciferen oder Kreuzblütler. (S. Cruciferen.) Im gewöhnlichen Leben pflegt man die unreifen Früchte der Erbsen und diese selbst S. zu nennen. Ihre Frucht ist eine Hülse (s. d.). Ueberhaupt macht man im gewöhnlichen Leben in der Regel keinen Unterschied zwischen der Hülse und S., obwol diese beiden Fruchtformen einen ganz verschiedenen Bau besitzen.

Schotel (Johannes Christianus), einer der berühmtesten holländ. Seemaler, geb. 11. Nov. 1787 zu Dordrecht, zeigte starke Neigung zum Kriegsdienst, die aber sein Vater bekämpfte, indem ihm dieser die poetische Seite des See- und Handelslebens nahelegte. Dies führte S. der Malerkunst entgegen, der er sich von 1810 an, zuerst unter Meulemans, dann unter M. Schouman, ganz zuwandte. Durch angestrengtes Selbststudium brachte er es auf eine hohe Stufe der Kunstbildung. Mit seinem Lehrer Schouman malte er den Rückzug der Franzosen von Dordrecht 1814 und die Beschießung von Algier durch die Engländer 1816. Seit 1818 fing er an selbständig in Oel zu malen, und gleich sein erstes Bild machte das größte Aufsehen, sodaß seine Gemälde bei Fürsten und Privaten hoch bezahlt wurden. Von Dordrecht wendete sich S. später nach dem Haag, wo er 21. Dec. 1838 starb. In seinem Nachlasse fand man, außer 9 Skizzenbüchern, 400 Entwürfe zu ausgeführten Bildern. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Küsten von Frankreich und Flandern besucht. Als Seemaler übertraf er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern er kann mit Recht den ersten Meistern in diesem Fache gleichgestellt werden. Seine vorzüglichsten Bilder finden sich in dem Museum im Haag, in den Sammlungen des Kaisers von Rußland und in Privatsammlungen im Haag, Amsterdam, Dordrecht und Brüssel. Sie werden auf Auctionen sehr theuer bezahlt. 1840 wurde ihm im Dome seiner Vaterstadt ein Monument gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel «Leven van den Zeeschilder Joh. Chr. S.» (1840). — Ein zweiter Sohn von ihm, Peter Johannes S., ebenfalls ein ausgezeichneter Seemaler, machte seine Studien unter Leitung des Vaters und begleitete 1843 den Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeere. Diese und andere Reisen gaben seinem fruchtbaren Pinsel die Vorwürfe zu naturwahren und anziehenden Marinen, mit denen er Erbe des Ruhms seines Vaters wurde. Eine Zeit lang bekleidete er die Stelle eines Professors an der Navigationsschule zu Medemblyck an der Zuyderzee, ließ sich aber später in Düsseldorf nieder und starb auf einer Reise in Dresden 1865.

Schott (Christian Friedr. Albert), bekannt durch sein Wirken in den württemb. Kammern, geb. 30. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, studirte 1799—1803 zu Tübingen die Rechte, ging, von seinem Vater, einem Oberbeamten, zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, 1804 nach Paris, ließ sich aber bald als Sachwalter in Stuttgart nieder. In der Stände-

verſammlung von 1815 verſah er bis 1817 unentgeltlich die Stelle eines Regiſtrators. Auf der conſtituirenden Verſammlung von 1819 ſowie auf den Landtagen von 1820—31, beſonders aber 1833 zeichnete er ſich durch Freimüthigkeit und feſte Haltung aus. Zu der faſt ganz aus Beamten gebildeten Kammer von 1839 lehnte er die Wahl ab. Nach der Märzrevolution, als er dem Vorparlament beigewohnt, wurde er als Mitglied des Funfzigerausſchuſſes gewählt, in welchem er, wie ſpäter als würtemb. Abgeordneter zum Reichsparlament, der linken Seite angehörte. Dem Reichsparlament blieb er bis zu deſſen Sprengung treu. In die verfaſſunggebenden Verſammlungen Würtembergs ward er trotz ſeines Widerſtrebens von der Stadt Stuttgart als Abgeordneter gewählt. Seit dieſer Zeit lebte S. zurückgezogen ſeinem Berufe, als männlicher, edler und hochgebildeter Charakter von allen Parteien geſchätzt. Er ſtarb zu Stuttgart 6. Juni 1861. — Albert Lucian Conſtans S., geb. 27. Mai 1809 zu Stuttgart, Sohn des vorigen, ſtudirte in Tübingen und Berlin Theologie und german. Philologie, vicarirte dann eine Zeit lang und machte Reiſen durch Deutſchland und Frankreich. 1832 ward er als Repetent am Seminar zu Maulbronn angeſtellt und 1834 ging er als Oberlehrer an die Cantonsſchule in Zürich, wo er bis zur Revolution im Sept. 1839 verblieb. Infolge derſelben nahm er ſeinen Abſchied und lebte von 1840—42 mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt in Stuttgart. In dieſe Zeit fällt die Schrift «Die deutſchen Colonien in Piemont, ihre Mundart und Herkunft» (Stuttg. 1842), zu deren Bearbeitung er Studien an Ort und Stelle gemacht. 1842 zum Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur am Gymnaſium zu Stuttgart ernannt, widmete er ſich nun ausſchließlich dieſem ſeinem Lieblingsfache. Später erſchienen von ihm «Walachiſche Märchen» (mit ſeinem Bruder Arthur, Stuttg. 1845), «Wanderungen durch das mittlere und nördl. Deutſchland» (Stuttg. 1846), «Die Erklärung zu den Kaiſerbildern» (Frankf. 1850). Beſonders verdient machte er ſich aber durch Studien über Würtemberg und vorzüglich als einer der Gründer und Hauptmitarbeiter des würtemberg. Alterthumsvereins. Er ſtarb 21. Nov. 1847. — Arthur S., Bruder des vorigen, geb. zu Stuttgart 1814, ſtudirte die Landwirthſchaft zu Hohenheim und verweilte dann mehrere Jahre im Hauſe des ihm befreundeten Grafen Alexander von Würtemberg in Eßlingen. Nach deſſen Tode lebte er 10 J. hindurch als Wirthſchaftsadminiſtrator im ſüdl. Ungarn. Außer mehrern Liedercompoſitionen, in denen er ſich als begabter Muſiker bekundete, und den «Walachiſchen Märchen», die er mit ſeinem Bruder herausgab, veröffentlichte er auch einen Band «Gedichte» (Stuttg. 1850), die ſchöne Natur- und Völkerſchilderungen enthalten. 1850 reiſte S. nach Amerika, wo er als Mitglied einer Grenzcommiſſion theils zu Georgetown bei Waſhington, theils in den Wildniſſen an der mexic. Grenze lebte. 1865 machte er im Auftrage der mexic. Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Yucatan. — Sigmund S., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1818 zu Stuttgart, ſtudirte in Heidelberg und Tübingen die Rechte, beſchäftigte ſich daneben aber auch aus Neigung mit belletriſtiſchen und äſthetiſchen Arbeiten. 1840 ließ er ſich als Advocat in Stuttgart nieder. Außer zahlreichen Aufſätzen ſchöngeiſtigen und polit. Inhalts für Zeitſchriften, veröffentlichte er ein fleißig gearbeitetes hiſtor. Werk: «Max Emanuel, Prinz von Würtemberg und ſein Freund Karl XII. von Schweden» (Stuttg. 1839), ferner ein Bändchen «Gedichte» (Stuttg. 1857) ſowie die beiden populär-philoſ. Studien «Sterben und Unſterblichkeit» (Stuttg. 1861) und «Von menſchlichen Sprüchen» (Bresl. 1865). Seit 1850 iſt S. Mitglied der würtemb. Abgeordnetenkammer, in der er der entſchieden freiſinnigen Partei angehört.

Schott (Heinr. Auguſt), Theolog und Kanzelredner, geb. 5. Dec. 1780 zu Leipzig, wo ſein Vater, Auguſt Friedrich S., als ord. Profeſſor der Pandekten 1792 ſtarb, ſtudirte in Leipzig und gab frühzeitig in einigen Abhandlungen Beweiſe ſeiner gründlichen philol. Kenntniſſe. Er wurde 1805 Profeſſor der Philoſophie, 1808 Profeſſor der Theologie zu Leipzig, 1809 Profeſſor derſelben zu Wittenberg und 1812 zu Jena, wo er als erſter Profeſſor und Geh. Kirchenrath 29. Dec. 1835 ſtarb. Sein «Novum Testamentum Graecum, nova versione illustratum» (Lpz. 1806; 3. Aufl. 1825) ſowie der von ihm und J. F. Winzer ins Lateiniſche überſetzte «Pentateuchus» (Lpz. 1825) und ſein «Commentarius in epistolas Novi Testamenti» (Lpz. 1834) waren verdienſtliche Arbeiten. Nach den Anſichten des Supernaturalismus, für welchen ſich S. auch anderwärts erklärte, ſind ſeine «Epitome theologiae christianae dogmaticae» (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1822), die «Isagoge historico-critica in libros novi foederis» (Jena 1830) und die «Briefe über Religion und chriſtl. Offenbarungsglauben» (Jena 1826) gearbeitet. Das Studium der Kanzelberedſamkeit ſuchte er nicht nur durch ſeinen «Kurzen Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit» (Lpz. 1807; 2. Aufl. 1813), ſondern auch durch ein größeres Werk «Die Theorie der Beredſamkeit, mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche

Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange» (3 Bde., Lpz. 1815—28; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. 1828—33) zu fördern. Seine «Geistlichen Reden und Homilien, zum Theil mit besonderer Hinsicht auf die Ereignisse der Zeit» (Jena 1815), «Christl. Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen und freigewählte Texte» (2 Bde., Gotha 1814), die «Neue Sammlung geistlicher Reden und Homilien» (Jena 1822), die «Neue Auswahl von Homilien» (Jena 1830) und viele einzelne Gelegenheitspredigten sind mit sorgfältiger Berücksichtigung der in der Theorie der Homiletik aufgestellten Regeln bearbeitet. Nach seinem Tode erschien eine «Sammlung auserlesener Predigten» (Lpz. 1837) und von Danz herausgegeben seine Abhandlung «Ueber die Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt» (Lpz. 1837). Vgl. S.'s Biographie von Danz (Lpz. 1836).

Schott (Wilhelm), deutscher Orientalist, besonders verdient um die Kenntniß der Sprachen und Culturzustände des östl. und nördl. Asien, geb. 3. Sept. 1807 zu Mainz, bezog, nach Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, kaum 15 J. alt, ohne anfangs einen bestimmten Beruf gewählt zu haben, die Universität Gießen und ging dann, unterdessen für das Studium der orient. Sprachen gewonnen, nach Halle, um sich der Theologie zu widmen. Durch seine meist autodidaktischen linguistischen Studien allmählich von der Theologie ganz abgezogen, wandte er sich 1830 nach Berlin, wo die Schätze der königl. Bibliothek seine Aufmerksamkeit auf das ostasiat. Sprachgebiet lenkten und er zugleich auch Gelegenheit fand, sich im Türkischen und Persischen praktisch auszubilden. 1838 erhielt S. eine außerord. Professur an der Universität und ward 1841 Mitglied der berliner Akademie. Die Reihe seiner linguistischen Untersuchungen, deren größten Theil er in Zeitschriften sowie in den «Denkschriften» der berliner Akademie veröffentlichte, beginnt mit dem «Versuch über die tatar. Sprachen» (Berl. 1836). Demselben folgten: «De lingua Tschuwaschorum» (Berl. 1841); «Ueber das altaische Sprachengeschlecht» (Berl. 1847); «Das Zahlwort in der tschudischen Sprachklasse» (Berl. 1852). In den «Altaischen Studien» (Heft 1—3, Berl. 1860—67) legte er seine Forschungen über das Gesammtgebiet der tatar. Sprachen nieder. Die Sprachen Hinterindiens betreffen unter anderm die Abhandlungen «Zur Beurtheilung der annamitischen Sprache und Schrift» (Berl. 1855), «Ueber die sog. Indochinesischen Sprachen, insonderheit das Siamesische» (Berl. 1856) und «Die Cassia-Sprache im nordöstl. Indien» (Berl. 1859). Mit seiner «Chines. Sprachlehre» (Berl. 1857), an die sich eine Abhandlung «Ueber die chines. Verskunst» (Berl. 1857) anschließt, eröffnete er für die grammatische Behandlung des Chinesischen eine neue Bahn. Eine andere Reihe von Untersuchungen betrifft die Geschichte und Cultur der Länder und Völker des hohen Asien, wie «Ueber den tunguſischen Schamanencultus am Hofe der Mandschukaiser» (Berl. 1842), «Ueber den Buddhismus in Hochasien und in China» (Berl. 1844), «Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren» (Berl. 1845), «Das Reich Karachatai oder Si-Liao» (Berl. 1849), «Ueber die echten Kirgisen» (Berl. 1865). In dem «Entwurf einer Beschreibung der chines. Literatur» (Berl. 1854) gab S. die erste Uebersicht über die unermeßlich reiche Literatur der Chinesen. Schätzbare Beiträge zur Mythologie der Ostseefinnen enthalten unter anderm die Abhandlungen «Ueber die finn. Sage von Kullervo» (Berl. 1851), «Ueber die estnischen Sagen vom Kalewi-Poëg» (Berl. 1863), «Ueber finn. und estnische Heldensagen» (1866) u. s. w. S.'s Vorlesungen erstrecken sich auf die Sprachen und Literaturen der Chinesen, Japaner, Tibeter, Mongolen, Mandschu, der Türken, Ungarn und Finnen.

Schottenklöster werden die von schott. und irländ. Mönchen, welche im 6. und 7. Jahrh. als Missionare nach dem Continent herüberkamen, namentlich in Süddeutschland gegründeten Benedictinerklöster genannt. Dieselben behaupteten ihren Namen auch nachdem längst keine wirklichen Schotten mehr in ihnen wohnten, und haben ihn, wie in Wien und Regensburg, bis auf die Gegenwart behalten.

Schottland (engl. Scotland), früher ein selbständiges Königreich, seit 1707 die nördl. Hälfte des Vereinigten Königreichs Großbritannien (s. d.), hängt im Süden und Südosten mit England durch einen 15 M. breiten Isthmus zusammen, auf dem die Landesgrenze vom Solwaybusen und der Mündung des Esk nordostwärts über die Cheviotberge zur Mündung des Tweed hinzieht, und wird im Osten von der Nordsee, im Norden und Westen von dem Atlantischen Meere, im Süden von der Irischen See bespült, im Südwesten durch den Nordkanal von Irland getrennt, der an der engsten Stelle, bei der Halbinsel Cantire, nur 3 M. breit ist. Das Areal des Landes umfaßt mit den dazugehörigen 787 Inseln, nämlich den Hebriden (s. d.) im Westen, den Orkadischen Inseln (s. d.) und den Shetlandsinseln (s. d.) im Norden, 1473,34 Q.-M. (nach andern Angaben 1443,35 oder nur 1407,68 Q.-M.). Die Umrisse S.s sind sehr unregelmäßig.

Auf allen Seiten dringen fjordartige Seearme und Buchten (Firths und Lochs) in das Land, im Osten der Forth-, Tay-, Murray- oder Moray- und der Dornochbusen, im Westen, außer dem Solwaybusen mit der Wigton-Lucebai, der Clyde-, Linnhe- und viele andere Busen, Baien und Sunde, sodaß der Küstensaum 543 M. beträgt und schon auf 2,7 Q.-M. 1 M. Küste kommt. Gleichwol hat nur die Westküste gute und natürliche Häfen, während auf der Ostseite nur der Cromarty-Firth, ein Seitenzweig des Murraybusens, einen solchen bildet. Nach Gesittung, Abstammung und Sprache der Bewohner, wie diese namentlich bis um die Mitte des 18. Jahrh. sich zeigte, zerfällt das Land in zwei große Theile: die Niederlande (Lowlands) und die Hochlande (Highlands), deren Grenze durch das breite Thal des Clyde und Forth bestimmt wird. Die Niederlande, das südliche S., haben ziemlich die Boden- und Productionsbeschaffenheit Englands; nur ist das Klima etwas rauher, aber auch heiterer. Die Hochlande, das nördliche S., sind dagegen ein ödes, wenig bevölkertes Land, von rauhem, jedoch mehr feuchtem, nebeligem und stürmischem als kaltem Klima, auf dessen Gebirgen fast nichts als Heidekraut wächst.

Eine klarere Uebersicht der Landesnatur überhaupt gewährt indeß die durch zwei Einsenkungen und Einschnürungen bewirkte Eintheilung in Süd-, Mittel- und Nordschottland. **Südschottland** ist ein Berg- und Hügelland, von den Cheviot-Hills und ihren zahlreichen Verzweigungen eingenommen. Die eigentlichen Cheviot-Hills, auf der Grenze gegen die engl. Grafschaft Northumberland, erreichen ihren Culminationspunkt in dem 2505 par. F. hohen Cheviot, haben theilweise konische, felsige und kahle Gipfel, steile, durch tiefe Schluchten und Thäler getrennte Abhänge und bieten zahlreichen Schafheerden treffliche Weiden. Westlich schließen sich die Lowther-Hills an, mit dem Hart-Fell (2476 F.) und dem Broadlaw (2572 F.) im Osten, dem Tinto-Hill (2166 F.) im Norden, dem Queensberry-Hill (2120 F.) im Süden und den eigentlichen Lowther-Hills (2367 F.) im Westen, über dem Bergwerksorte Leadhills (1233 F.), einem der höchsten bewohnten Orte der brit. Inseln. Auch noch weiter im Westen und Südwesten breitet sich eine hohe Gegend bis zur Irischen See aus, mit unregelmäßiger Oberfläche, ohne Kettenbildung, aber mit zahlreichen einzelnen Höhen, z. B. der Black-Larg (1829 F.), Cairns-Muir of Deugh (2427 F.), Merrick-Mount (2595 F.) und in der Ebene am Solway-Firth der isolirte Criffel (1751 F.). Von dem östl. Haupttheile des ganzen Berglandes durch eine thalähnliche Einsenkung getrennt, liegen im Norden des Tweed die Lammermuir-, Moorfoot- und Pentland-Hills (bezüglich 1645, 2154 und 1726 F.). Grüne Ebenen wechseln in Südschottland mit sanft aufsteigenden Hügeln, ergiebigen Culturthälern, Fruchtfeldern, mit Wald und Weide, während schroffe Felsen, unfruchtbare Moore und Heiden die reizende Mannichfaltigkeit des Landes noch erhöhen. **Mittelschottland**, im Süden von dem Forthbusen und der Einsenkung des Forth- und Clydethals, im Norden vom Murraybusen und dem vom Caledoniakanal durchzogenen Thale von Glenmore begrenzt, ist zu mehr als drei Viertel Gebirgsland, das großentheils über 1000 F. Seehöhe hat und die höchsten Gipfel des brit. Inselreichs enthält. Die Hauptmasse ist die breite Region der Grampian-Mountains, welche in drei Gebirgszüge zerfällt. Die Centralen Grampians ziehen von der 4133 oder doch 4098 F. hohen Masse des Ben-Nevis am Linnhe-Loch, dem höchsten Berge der brit. Inseln, ostwärts bis südlich von Aberdeen. Die bedeutendsten Höhen östlich vom Ben-Nevis sind der Ben-Alder (3425 F.), der Cairn-Celar und Ben-Dearg (3143 und 3331 F.), der Ben-More und Cairn-Gowars (3367 und 3495 F.), der Glash-Meal und sein nördl. Nachbar (3285 und 3566 F.). Von dem 3180 F. hohen Knotenpunkte Scarsoch, unweit des Cairn-Celar, ziehen gegen Nordosten die Nördlichen Grampians, auch Cairn-Gorm-Range genannt, mit dem 4031 F. hohen Ben-Mac-Dui, ihrem Culminationspunkte, und dem 3842 F. hohen Cairn-Gorm. Südlich von demselben Knotenpunkte erstrecken sich von dem berühmten Paß von Cilliecrankie, über welchen die Hauptstraße und Eisenbahn über das Gebirge ins Thal des Spey führt, gegen Südwesten bis zum Clydebusen die hohen Massen der Südlichen Grampians, mit dem Sheechaillin (3315 F.), Ben-Lawers am Loch-Tay (3738 F.), dem 4 M. im Umfange messenden Ben-Cruachan (3444 F.), dem Südlichen Ben-More (3583 F.) und dem Ben-Lomond im Osten des Loch-Lomond (2995 F.). Die Abhänge der Grampianberge sind theilweise sehr steil und zerklüftet, die Gipfel abgerundet, die Thäler tief eingeschnitten. Während Heidekräuter und Torfmoore weite Strecken des Hochlandes bedecken, findet sich in den Thälern ausgezeichnetes Futtergras und, wo sie sich gegen Südosten und Nordosten erweitern, auch gutes Ackerland. Die Berggegend im Süden und Südosten der Grampians erreicht nicht die Küste, sondern endet an der über 17 M. langen, $\frac{1}{6}$ bis $3\frac{1}{2}$ M. breiten Ebene Strathmore, die sich von Stonehaven gegen Südwesten bis Stirling am Forth hinzieht und die größte zusammenhängende Strecke Culturlandes in ganz S., den Hauptbestandtheil der

eigentlichen Lowlands bildet, trefflich bebaut und ergiebig an Gerſte und Kartoffeln. Im Südoſten von dieſer Ebene finden ſich wieder zwei Hauptketten: die Sidlaw-Hills, die von Perth gegen Nordoſten ziehen, im Kings-Seat 1083 F. ſich erheben, ſteil aus der Ebene aufſteigen und in Terraſſen oſtwärts zum Meere, ſüdwärts zu der ½ M. breiten Ebene längs des Tay, dem Carſe of Gowrie, einer der ſchönſten und fruchtbarſten Striche S.s, abfallen, und die Ochill-Hills, die, etwas ſüdlicher, von Perth gegen Südweſten ſtreifen und im Craig-Roſſie 2214, im Ben-Cleugh 2207 F., in einer öſtl. Verzweigung, den Lochmond-Hills, noch 1607 F. Höhe erreichen. Nordſchottland, der unwirthſamſte und am geringſten bevölkerte Theil Großbritanniens, beſteht aus einer kahlen, häufig von Torfmooren und Sümpfen eingenommenen Hochebene von 500—1400 F. Meereshöhe, auf welcher zahlreiche Gipfel von beträchtlicher Höhe emporſteigen, wie der Mamſuil (3632 F.), der Ben-Wywis (3211), der Ben-Derag (3432), der Nördliche Ben-More (3079 F.). Dieſe Höhen bilden eine durcheinandergeworfene Maſſe, grauſiger und wilder als in Mittelſchottland, eine kahle, ſteile Bergwildniß. Kaum 1/20 des Landes iſt eben, hauptſächlich an der Oſtküſte, wo die welligen Ebenen von Caithneß und von Cromarty einiger Cultur Raum geben.

Der wunderbare Wechſel von mächtigen Bergen, von mäßigen Höhen, oft mit Burgen gekrönt, von tiefen, ſchmalen Felsſchluchten (Glens), von offenen Thälern (Straths oder Carses), beſonders an der Oſtſeite, von maleriſchen Felſenküſten, von Seen, Flüſſen und Waſſerfällen verleihen dem geſammten S. die Reize höchſter Romantik. Faſt alle Flüſſe des Landes entſpringen im Gebirge, haben einen viel raſchern Lauf als die Englands, ſteigen oft plötzlich an und ſind viel weniger zur Schiffahrt geeignet. Die bedeutendſten ſind im Oſten der Tweed (20⅘ M. lang mit einem Gebiet von 88 Q.-M.); der Forth (ſ. d.), der bedeutendſte von allen; der Tay (20⅛ M. lang, mit einem Gebiet von 105⅘ Q.-M. und größerm Waſſerreichthum als die Themſe), der Dee von Aberdeen, der Don, der Spey, der ſchönſte von allen (19½ M. lang, mit einem Gebiet von 56 Q.-M.), der Neß, Findhorn und Shin; im Weſten der Clyde (ſ. d.) und der Lochy mit dem Speen. Die zahlreichen Landſeen (Lochs) ſind theils Süßwaſſerſeen, theils tief in das Land eindringende Seearme, durch großen Umfang oder reizende Umgebung, faſt alle durch außerordentlichen Fiſchreichthum ausgezeichnet. Die bedeutendſten der Süßwaſſerſeen ſind der Loch-Lomond (5¼ M. lang, bis 1⅗ M. breit, 2 1/10 Q.-M. groß, mit mehr als 30 Inſeln), der Loch-Awe (5⅖ M. lang, ¼ bis über ½ M. breit und 1⅖ Q.-M. groß), der Loch-Neß (1⅖ Q.-M.), der Loch-Shin, Loch-Maree, Loch-Tay, Arkarg, Shiel, Lochy-Laggon und Morrer. Der einzige bedeutendere See im Tieflande iſt der hiſtoriſch berühmte Loch-Leven in Kinroß. Der Loch-Neß, Dich und Lochy im Thale Glenmore ſind durch den Caledoniſchen Kanal (ſ. d.) verbunden. Außer dieſem letztern ſind bemerkenswerthe Kanäle: der Große oder Forth-Clydekanal (8,3 M. lang), der von demſelben bei Falkirk abgehende Edinburgh-Glasgow-Unionkanal (7 M.), der Aberdeenkanal, der nach Inverary führt (4 M.), der Kanal, welcher die Halbinſel Cantire zur Inſel macht. Dieſe und alle andern Kanäle haben zuſammen 32½ M. Länge.

Von der Bodenfläche S.s kommen (nach der Aufnahme von 1857, die freilich das Areal von 1443,35 Q.-M. vorausſetzt), auf das Ackerland unter Pflug 19,2 Proc., auf Wieſen 11,2, Schafweiden 56,5, Wald 3,6, Gebäude 1,1, unbenutztes Land 5,1, Waſſer 3,1. Von dem Culturlande ſind 6,2 Proc. mit Weizen bebaut, 26,1 mit Hafer, 5,9 mit Gerſte, 0,8 mit Roggen, 1,3 mit Bohnen und Erbſen, 3,9 mit Kartoffeln, 13,4 mit Rüben, 40,8 mit Klee und geſäetem Gras u. ſ. w. Die Landwirthſchaft hat zwar in dem größten Theile des Landes mit Schwierigkeiten zu kämpfen, ſteht jedoch in Südſchottland gegenwärtig auf einer faſt höhern Stufe als in England. Hafer iſt die Stapelwaare des Ackerbauers und die Brotfrucht des Landmanns; Gerſte wird meiſtens zum Branntweinbrennen benutzt. Auch die Schafzucht, welche im ganzen der engliſchen nachſteht, hat ſich bedeutend gehoben und ſogar in die Hochlande verbreitet. Die Wollproduction beläuft ſich jährlich auf etwa 13 Mill. Pfd. Uebrigens wird auch in S., wie in England, bei der Schafzucht weniger auf Erzeugung von guter Wolle als von gutem Fleiſch geſehen. Von Rindern unterſcheidet man verſchiedene Stämme. Die Gallowayrinder, ohne Hörner, meiſt ſchwarz oder gefleckt, liefern vorzügliches Fleiſch, weniger gute Butter. Die Rinder von Aberdeen, Fife, Ayrſhire, Argyle und den Highlands haben Hörner von mittlerer Länge und liefern theilweiſe vorzügliches Fleiſch und reichliche Milch. Clydesdale hat kleine, aber ausdauernde Ackerpferde, das Hochland Ponies, die jedoch hauptſächlich auf den Shetlandsinſeln vorkommen. Auch Hochwild und niederes Wild ſind vorhanden ſowie Waſſer- und Seevögel in Menge, Eidergänſe vorzüglich auf den Inſeln. Die Fiſcherei iſt bei der großen Küſtenausdehnung ſehr bedeutend. Der Heringsfang bildet, ſeit die Holländer aus dem Alleinbeſitz deſſelben verdrängt

wurden, eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner, besonders im Westen. Der Walfischfang an der Küste von Grönland und in der Davisstraße wird von S. aus eifrig betrieben, doch bei weitem nicht mehr in dem Umfange wie früher. Lachs, der sich häufig in den Flüssen und Seen findet, bringt man nach London. Die ausgedehntesten Waldungen liegen in Perth, Aberdeen, Roß und Inverneß. In Mittelschottland haben die Wälder an Ausdehnung abgenommen, sind aber noch immer von großer Wichtigkeit und nehmen durch neue Anpflanzungen wieder zu. Ziemlich reich ist das Land an Mineralien, namentlich die Gebirge Mittelschottlands. Blei mit Silber gemengt findet sich auf dem Scheiderücken zwischen den Grafschaften Dumfries und Lanark; Leadhills in Lanark ist der Hauptsitz des Bergbaues auf Blei. Minder wichtig sind die Bleigruben auf den Hebriden. Ansehnliche Eisenbergwerke besitzen die Grafschaften Lanark, Ayr, Clackmannan und Stirling. 1863 waren von 153 Hohöfen 127 in Betrieb und lieferten 1,180000 Tons Roheisen. Kupfer wird am Loch-Tay gewonnen, andere Erze nur in geringer Menge an verschiedenen Punkten. Reiche Lager von Steinkohlen, obschon den bessern englischen an Güte nicht gleich, finden sich zwischen einer Linie von der Taymündung nach dem Nordende der Insel Arran und einer Linie von Abbs-Head nach Girran in Ayrshire. Das werthvollste Lager erstreckt sich längs des Forth bis zu einer Breite von $2^1/_2$ M. Das Lager im Süden und Osten von Edinburgh nimmt 3,7 Q.-M. ein. Von Bathgate erstreckt sich die Kohle nach Glasgow und Paisley. Salz wird als Mineral nicht gefunden, sondern aus Meerwasser gesotten. In der Industrie steht S. England nicht gleich. Die Hauptsitze der Baumwollfabrikation sind Lanark und Renfrew. Glasgow und Paisley liefern treffliche Seiden- und Baumwollwaaren. Besonders ausgezeichnet sind die Musseline von Paisley, und in der Kattundruckerei, namentlich der Shawls, hat man es in S. weiter gebracht als in England. Einen uralten Stapelartikel bilden die Leinwand und andere Fabrikate aus Flachs. Diese Industrie ist über das ganze Land verbreitet, zum Theil als Nebenbeschäftigung. Fabrikmäßig betrieben wird sie vornehmlich in Dundee, nächstdem in Forfax, Dumfries, Perth, Aberdeen und Inverary. Seit der Mitbewerbung Irlands und dem vermehrten Gebrauch wollener Stoffe beschränkt sich jedoch S. vorzugsweise auf gröbere Gewebe, zu denen Rußland den Hanf, die Niederlande und Deutschland den Flachs liefern. Bedeutend ist der Schiffbau, besonders am Clyde. Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr wichtig. Außer den Kanälen dienen die Eisenbahnen (die Ende 1865 auf einer Linie von 477,13 geogr. M. im Betrieb standen) und gute Kunststraßen zur Förderung des Verkehrs. Vor der Vereinigung mit England unbedeutend, hat der Handel seit der Mitte des 18. Jahrh. mit der Manufacturindustrie einen immer höhern Schwung genommen. Der Clyde ist der Sammelplatz der meisten schott. Handelsschiffe, und Glasgow der Hauptsitz dieses Verkehrs. Nächstdem sind wichtige Häfen Greenock und Leith (bei Edinburgh), Dundee und Perth, Aberdeen, Grangemouth, Montrose, Dumfries. Zur Beförderung des Verkehrs bestehen sehr viele öffentliche Banken.

Für die Volkserziehung ist durch Schulen ausreichend und weit besser als in England gesorgt. Schon seit 1696 erhielt jedes Kirchspiel eine Schule, und die Gesellschaft zur Verbreitung des christl. Unterrichts stiftete später auf ihre Kosten allein in dem Hochlande über 320 Schulen. Unter den vier Hochschulen zu Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St.-Andrews, die zusammen 90 Professoren und etwa 3000 Studenten zählen, ist die erstere die bedeutendste, besonders für das Studium der Arzneiwissenschaft. Die schott. Universitäten haben nichts von der mönchischen Disciplin der beiden alten englischen und nähern sich in ihrer Einrichtung mehr den deutschen. Mit der allgemeinen Belebung des Volks, um die Mitte des 18. Jahrh., erhob sich auch die Literatur, welche während der innern Unruhen im 17. Jahrh. in tiefen Verfall gerathen war, und aus S. gingen mehrere der ausgezeichnetsten Geister hervor, welche den Ruhm der engl. Literatur erhöhten. (S. Schottische Dichter.) Politisch ist S. in 32 Grafschaften (30 Counties und 2 Stewartries) eingetheilt, von welchen Orkney und Shetland (Stewartry), Caithneß, Sutherland, Roß und Cromarty (vereinigt) sowie Inverneß zu Nordschottland, Argyle, Bute (Stewartry), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfax, Perth, Fife, Kinroß, Clackmannan, Stirling, Dumbarton zu Mittelschottland, Linlithgow oder Westlothian, Edinburgh oder Midlothian, Haddington oder Ostlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigton, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh, Dumfries und Kirkcudbright zu Südschottland gerechnet werden. Die Gebietsgröße dieser Grafschaften ist sehr ungleich. Die Volksmenge hat sich seit der Mitte des 18. Jahrh. trotz der Auswanderungen mehr als verdoppelt. Um das J. 1700 belief sie sich auf etwa 1,050000 Seelen, 1750 auf 1,265380. Von 1801—41 stieg sie von 1,559068 auf 2,620184, im J. 1851 auf 2,888742, 1861 auf

3,062234 Seelen, und im Mai 1866 wurde sie auf 3,153413 berechnet. Der Schottländer ist nachdenkend und besonnen, aber fröhlicher gestimmt als der Engländer; dabei kühn, ehrgeizig und ausdauernd in allen seinen Unternehmungen. Von Liebe zum Erwerb getrieben, wandert er gern aus nach England oder den überseeischen Besitzungen, wird aber in der Fremde nicht leicht heimisch und kehrt später gewöhnlich zurück, um im Vaterlande seine Tage zu beschließen. Die Schotten, besonders die Hochschottländer oder Bergschotten, sind tapfer, gastfrei, wohlwollend, dabei stolz auf ihren Stamm (Clan) und ebenso haushälterisch wie die Engländer, aber unmäßiger im Genuß geistiger Getränke. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch in Sitten und Charakter hervor, und der gegenseitige Haß, der zwischen beiden seit alter Zeit bestand, wird durch die harten Bedrückungen, welche jene als Pächter von diesen oft erleiden müssen, forterhalten. Die hochländ. Sprache oder das Erisische ist ein Zweig des Gaelischen und dem Irischen verwandt. Das Niederschottische ist keineswegs blos ein Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich neben der englischen gebildet hat. Die polit. Verfassung S.s hat seit der Union, besonders in neuern Zeiten, mehrere Verbesserungen erhalten. Die Repräsentation im Parlamente, früher sehr mangelhaft, wurde durch die Reformbill vom 7. Juni 1832 verbessert. Zufolge derselben besitzt jetzt das Stimmrecht bei der Wahl der Abgeordneten der Grafschaften jeder wirkliche Besitzer eines Guts, das jährlich 10 Pfd. St. Ertrag liefert, und in den Städten jeder Bürger, der von einem Grundstück als Eigenthümer oder Pachter einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10 Pfd. St. zieht. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentssitzung aus dem gesammten hohen Adel S.s gewählt werden, jedoch wegen seiner presbyterianischen Verfassung keinen Geistlichen, und in das Unterhaus aus den 32 Grafschaften 30 und aus den Städten und Flecken 23, zusammen 53 Abgeordnete. Die Localverwaltung ist in S. der englischen sehr ähnlich. Die Lord-Lieutenants der Counties und die Sheriffs werden von der Krone ernannt; letztere sind jedoch bezahlte Beamte. Die Friedensrichter haben mit ihren engl. Amtsbrüdern ziemlich gleiche Befugnisse. Von den 225 Städten (cities und towns) haben 83 als Burghs eine Municipalverfassung. Der Stadtrath besteht aus Räthen (Councillors, Baillies) und einem Bürgermeister (Provost). Für die Justizpflege ist in S. der Court of Sessions das oberste Gericht in Civilsachen und verbindet die Functionen des engl. Kanzleigerichts mit denen der Common-Law-Courts. Von seinen 13 Richtern bilden 5 den Court of Justiciary, den höchsten Criminalgerichtshof des Landes. Wie in England halten die Richter in den Hauptstädten des Landes Assisen ab. Verbrecher werden durch den Lord-Advocaten oder seine Stellvertreter in Anklagestand versetzt und auf öffentliche Kosten verfolgt. Sollte dieser sich weigern einzuschreiten, so kann jeder Privatmann auf eigene Verantwortung dies thun. Die niedern Gerichte in den Grafschaften werden von den Sheriffs und Friedensrichtern, in den Städten von den Baillies abgehalten; ihre Wirksamkeit ist jedoch eine beschränkte. Von den schott. Gerichten appellirt man an das Haus der Lords. Die allgemeine Landeskirche oder Church of Scotland (s. Schottische Kirche) ist die der Presbyterianer (s. d.). Sie bezieht den Zehnten, aber gegenwärtig gehört ihr die Majorität des Volks nicht mehr an. 1860 wirkten in den 1023 Kirchspielen etwa 1050 Geistliche. 6—34 Kirchspiele bilden ein Presbyterium, 2 oder mehrere Presbyterien 1 Synode. Die oberste kirchliche Behörde ist die General-Assembly, die jährlich zusammentritt und aus Geistlichen und Laien besteht, die von den Presbyterien und Universitäten gewählt werden. Ein Lord-High-Commissioner wohnt ihr als Repräsentant der Krone bei. Schon früher hatten sich zahlreiche Gemeinden von der Landeskirche getrennt. So 1706 die reform. Presbyterianer-Synode, gewöhnlich Camerouians genannt, welche jetzt 42 Gemeinden bildet; 1732 die Seceders, 1752 die Relief, die sich 1847 zur United-Presbyterian-Church vereinigten, mit 505 Gemeinden und 155000 Mitgliedern. Alle diese Sekten sind Calvinisten und Presbyterianer und unterscheiden sich nur in Sachen der Disciplin. Vereinigt würden sie die große Masse des Volks bilden. Hierzu kommen noch: die Schottisch-Bischöfliche Kirche mit 7 Bischöfen und 130 Kirchen, die getrennt von der Anglikanischen Kirche besteht; die Römisch-Katholischen mit 3 Bischöfen, 138 Geistlichen und 130 Kirchen (1845 hatten sie erst 66 Kirchen und 89 Geistliche); Englische Independenten mit 100 Kirchen; Wesleyaner Methodisten mit 27 Kirchen und 3500 Mitgliedern; Taufgesinnte mit 100 Kirchen; Anglikaner mit 8 Kirchen, u. s. w. Von der Gesammtbevölkerung des Landes gehören (nach Schätzung auf Grund der Heirathen) etwa 1,439000 Individuen (47 Proc. der Bevölkerung) der Church of Scotland an, 674000 (22 Proc.) der Free-Church, 490000 (16 Proc.) den andern Presbyterianern, 61000 (2 Proc.) der Schottisch-Bischöflichen Kirche, 122000 (4 Proc.) den prot. Dissidenten und 275000 (9 Proc.) den Römisch-Katholischen.

Vgl. Sinclair, «Statistical view of Scotland» (21 Bde., Edinb. 1794—96; im Auszuge 2 Bde., Edinb. 1823; deutsch von Schmidt, Stuttg. 1823); Playfair, «Geographical and statistical description of Scotland» (Edinb. 1819); Johanna Schopenhauer, «Reise durch S.» (Lpz. 1825); Kohl, «Reisen in S.» (Lpz. 1844); Carus, «England und S. im J. 1844» (Berl. 1845); von Kalckstein, «Erinnerungen an England und S.» (Berl. 1854); Fontane, «Jenseit des Tweed» (Berl. 1860); Andree, «Vom Tweed zur Pentlandföhrde» (Jena 1866), und die Reisehandbücher von Black und Nelson.

Die ältesten Bewohner von S. gehörten nach Sprache, Religion und Sitte zum großen Völkerstamme der Celten (s. d.). Die Römer, die sich 50 J. v. Chr. im südl. Theile der großen brit. Insel festsetzten, nannten jedoch die Völkerschaften, welche über den Tweedfluß hinaus wohnten, Caledonier. Erst im J. 80 drang der röm. Statthalter Agricola aus dem röm. Britannien in das Land der Caledonier vor. Das Land wurde nur bis an die Grampianberge unterworfen, hinter welchen die Caledonier dem Feinde trotzten. Um die Einfälle der Barbaren ins röm. Gebiet abzuhalten, errichteten die Römer befestigte Wälle, einen zwischen den Flüssen Forth und Clyde, später einen andern zwischen Solway und Tyne, der die Grenze des röm. Reichs blieb. Im Anfange des 4. Jahrh. werden von den röm. Schriftstellern die Bewohner jenseit der Wälle Picten genannt. Etwas später traten auch die Scoten auf, ein wilder Celtenstamm, der wahrscheinlich aus Irland herüber kam. Als die Römer 420 die brit. Insel aufgaben, fielen die Picten und Scoten verwüstend in das civilisirte Britannien ein. Die Briten riefen die Sachsen und Angeln zu Hülfe, welche zwar 449 die Barbaren hinter die Wälle trieben, sich selbst aber in Südbritannien festsetzten. Seitdem verschwinden die Picten und Scoten auf längere Zeit aus der Geschichte. Um das J. 600 nahmen die Scoten unter einem Fürsten Fergus feste Wohnsitze an der westl. Küste und auf den Inseln, während die Picten den Osten und Norden bewohnten. Gegen die Mitte des 6. Jahrh. verbreitete der Glaubensprediger Columba unter den Picten und Scoten das Christenthum. Derselbe gründete auch auf der Insel Iona ein Kloster, das der Stammsitz geistiger Bildung wurde und aus dem die unter dem Namen der Culdeer (cultores Dei) bekannten geistlichen Genossenschaften hervorgingen, welche bis ins Mittelalter hinauf die schott. Kirche unabhängig erhielten und durch ganz Europa Bildung und Christenthum verbreiteten. Nachdem der Stamm der Pictenfürsten erloschen, gelang es 843 dem Scotenkönig Kenneth, beide Ländertheile zu einem Reiche, Schottland (Scotland), zu vereinigen, dessen Grenze gegen England der Römerwall blieb. Allmählich wuchsen die beiden Völkerschaften zu einem Volke zusammen. Schon mit dem 10. Jahrh. entbrannten aus Vergrößerungslust die blutigen Kriege der Schotten mit den Engländern. König Edmund von England belehnte 945 den schott. König Malcolm mit der Provinz Cumberland unter der Bedingung, daß ihm derselbe gegen die eindringenden Dänen beistände. Aus dieser Verleihung leiteten alsbald die engl. Könige eine Oberherrlichkeit über S. her. Außerdem erregte die Verbindung den Zorn der Dänen, die nun S. ebenso wie England verwüsteten. Um das J. 1040 wurde der schott. König Duncan von seinem Vetter Macbeth (s. d.) aus Privatrache ermordet. Während sich Macbeth mit Hülfe der Stämme des Gebirgslandes auf den Thron schwang, floh der älteste Sohn Duncan's, Malcolm Canmore, nach Cumberland. Macbeth behauptete zwar die Krone zehn Jahre, machte sich aber durch Grausamkeit verhaßt. Von Siward, Grafen von Northumberland, und dem Könige von England unterstützt, fiel Malcolm 1054 in S. ein und trieb Macbeth ins Hochland, wo derselbe im Kampfe fiel. Die Thronerhebung Malcolm's III. Canmore war für S. von größtem Einfluß. Derselbe hatte am Hofe Eduard's des Bekenners gelebt und brachte engl. Bildung in die Heimat zurück. Als die Normannen 1066 England eroberten, begünstigte er den rechtmäßigen engl. Thronerben, Edgar Atheling, und nahm Tausende von flüchtigen Angelsachsen auf. Zwar gelang es ihm nicht, Wilhelm den Eroberer aus England zu vertreiben, aber er brachte von einem Kriegszuge nach Nordengland zahllose Gefangene mit, durch welche er sein Reich bevölkerte und civilisirte. Seitdem wurden engl. Sprache und Sitte in Niederschottland einheimisch, während im Hochlande altcelt. Eigenthümlichkeit und Wildheit fortdauerten. Nachdem Malcolm III. 1093 im Kriege gegen England gefallen, usurpirten seine Söhne und Verwandten untereinander den Thron, bis endlich 1124 der jüngste Sohn, David I., folgte. Derselbe erwarb durch Heirath Northumberland und Huntingdon, später von dem engl. Thronusurpator Stephan Westmoreland und andere nordengl. Besitzungen, die jedoch schon sein Enkel, Malcolm IV., der 1153 den Thron bestieg, nicht behaupten konnte. Nach Malcolm's Tode erhielt 1165 dessen Bruder, Wilhelm der Löwe, den schott. Thron. Weil ihm Heinrich II. von England, der es überhaupt auf ganz S. abgesehen, die Verleihung

der nordengl. Provinzen verweigerte, fiel er 1173 in England ein, wurde aber gefangen und auf das Schloß Falaise in der Normandie gebracht. Zwar erhielt er die Krone zurück, doch mußte er dieselbe als engl. Lehn annehmen. Schon Richard Löwenherz, Heinrich's II. von England Sohn, gab in einem Vertrage von 1189 die Oberherrlichkeit über S. gegen 10000 Mark Silber wieder auf. Als König Johann von England mit Papst und Adel zerfiel, schloß sich Wilhelm's Nachfolger auf dem schott. Throne, Alexander II., der engl. Volkspartei an und eroberte 1216 im Vereine mit dem franz. Kronprinzen Ludwig ganz Südengland. Bereits 1217 brachte indeß der engl. Reichsverweser Pembroke einen Frieden mit S. zu Stande, der durch die Vermählung Alexander's mit der Schwester des jungen Heinrich III. von England befestigt wurde. Nach Alexander's II. Tode fiel 1249 die schott. Krone dessen minderjährigem Sohne, Alexander III., zu, dem man Heinrich's III. von England Tochter zur Gemahlin gab. Diese Verbindungen begünstigten gewaltig die Einführung engl. Sitte und hatten heftige Spaltungen unter den Großen zur Folge. 1263 erschien König Hako von Norwegen mit bedeutender Macht an der Mündung des Clyde, um die Inseln Arran und Bute mit den zu Norwegen gehörenden Hebriden zu vereinigen. Alexander schlug den Feind auf der Westküste und erwarb für S. gegen jährlichen Zins sämmtliche Hebriden. Alexander III. starb 1286 und hinterließ als Thronerbin ein Kind seiner mit Hako's Sohne vermählten Tochter, die achtjährige Prinzessin Margarethe von Norwegen. Eduard I. von England, der jetzt die Gelegenheit zur künftigen Vereinigung S.s mit England gekommen sah, bewog 1290 die schott. Stände zu einer Verlobung der Prinzessin mit seinem ältesten Sohne. Die Prinzessin starb jedoch auf der Ueberfahrt von Norwegen auf den Orkaden, und nun drohten zwölf Kronprätendenten das schott. Reich in Verwirrung zu stürzen. Die nächsten Thronansprüche hatten die Abkömmlinge der Tochter des Grafen Huntingdon, des Bruders Wilhelm's des Löwen, nämlich: der Enkel der ältesten Tochter, John Baliol; der Sohn der zweiten Tochter, Robert Bruce, und der Sohn der jüngsten, John Hastings. Das schott. Parlament übertrug Eduard I. von England das Schiedsrichteramt, der 1291 mit großer Anmaßung dem zwar meistberechtigten, aber zugleich unterwürfigen Baliol die schott. Krone zusprach und sich auch von demselben als Oberlehnsherrn von S., ohne rechtlichen Grund, huldigen ließ. Außerdem wurde Baliol wie der geringste engl. Kronvasall behandelt und verlor dadurch die Achtung des stolzen schott. Adels. Durch die Schmach empört, verband er sich 1295 mit Frankreich und eröffnete gegen Eduard den Krieg, erlitt aber 1296 bei Dunbar eine entscheidende Niederlage. Eduard I. ließ ihn das Bekenntniß der Verletzung seiner Lehnspflicht vor dem versammelten Volke auf dem Kirchhofe zu Montrose mündlich und schriftlich bestätigen und schickte ihn dann als Gefangenen nach London. S. erhielt nun einen engl. Statthalter und engl. Beamte; alle Urkunden, welche die Selbständigkeit des Reichs bezeugten, wurden vernichtet. In dieser Lage erhob Will. Wallace (s. d.) die Fahne des Freiheitskampfes, fand jedoch bei den uneinigen Großen wenig Anklang und mußte 1305 nach abwechselndem Glücke dem Usurpator erliegen. Schon glaubte Eduard S. für immer unterworfen, als 1306 Rob. Bruce (s. d.), der Sohn des frühern Prätendenten, an der Spitze des patriotischen Adels sein Thronrecht mit den Waffen geltend machte, die Engländer aus dem Lande trieb und sich die schott. Krone aufsetzen ließ. Eduard I. setzte den Kampf fort, konnte denselben aber, von Alter und Unglück gebeugt, nicht mit Kraft führen. Als sein Nachfolger, Eduard II., 1314 in S. einfiel, wurde er am Flüßchen Bannockburn gänzlich vernichtet. Dieser große Sieg befestigte die Dynastie und hob die Zuversicht der Schotten gewaltig. Ein Parlament ordnete hierauf die Erbfolge und bestimmte, daß nach dem Aussterben von Bruce's Mannsstamme die Nachkommenschaft von dessen Tochter Marjoria den schott. Thron erben sollte. Bruce vermählte seine Tochter mit Walter, dem Reichshofmeister, in dessen reicher und mächtiger Familie diese Reichswürde erblich geworden war und die davon den Namen Stewart oder Stuart (s. d.) empfangen hatte. Nachdem der engl. Reichsverweser Mortimer nochmals einen schwachen Versuch zur Unterwerfung S.s gemacht, kam im Nov. 1327 der Friede zu Newcastle zu Stande, in welchem England allen Ansprüchen auf S. entsagte.

Robert Bruce vermochte nun sein im Innern der Auflösung nahes Reich, soweit es die sehr geringe Gewalt der Krone zuließ, zu ordnen. Er zügelte zuvörderst die Häuptlinge des Hochlandes, die vermöge der alten Stamm- oder Clanverfassung fast unabhängig hausten. In Niederschottland hatte zwar das Lehnwesen weniger durch Gesetze als durch den Lauf und Charakter der Zeit Wurzel gefaßt und den Adel an die Krone gekettet; allein die Barone waren durch die Ausdehnung ihrer Territorien und die Stärke ihres Kriegsgefolgs so mächtig, daß sie dem Gesetze wie dem Könige trotzten. Wie in England, so standen auch in S. die Grenzmarken

mit ihrer kriegerischen Bevölkerung unter sog. Hütern der Grenze, die eine beinahe unabhängige Gewalt übten und nicht selten den Krieg auf ihre Faust eröffneten. War im Hochlande das Volk roh und unbändig, so seufzte die Bevölkerung des Niederlandes, selbst in den Städten, unter dem Drucke der Großen. Um seine Macht im Parlament zu stärken, berief der König 1326 auch 15 Abgeordnete der größern Städte, welche aber dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber noch nichts vermochten. Mit Bruce's Tode, dem 1329 sein fünfjähriger Sohn, David II., folgte, ging das Reich neuen Gefahren entgegen. Bruce hatte die während der Usurpation Eduard's I. zahlreich eingedrungenen Engländer aus ihren Gütern vertrieben, und diese boten bei der Schwäche des Reichsverwesers Grafen von Mar dem Eduard Baliol, einem Sohne des vormaligen Königs Baliol, die schott. Krone an. Von dem engl. Hofe reichlich unterstützt, landete der junge Baliol im Aug. 1332 in der Grafschaft Fife, schlug den Reichsverweser und ließ sich hierauf von seiner Partei zu Scone krönen. Baliol suchte sich zu befestigen, indem er die engl. Oberherrlichkeit anerkannte und Eduard III. die Huldigung leistete. Gegen diesen schmählichen Handel ergriff ein Theil der Großen die Waffen, mußte aber unterliegen. Man schaffte hierauf den jungen König nach Frankreich, wo ihn Philipp VI. gut aufnahm und fortan seine Sache unterstützte. Die gänzliche Abhängigkeit Baliol's, der seinem Lehnsherrn sogar einen Strich von Südschottland abtrat, hatte die Erhebung des erbitterten Adels zur Folge. Andr. Murray, David's Oheim, stellte sich an die Spitze der Patrioten und führte einen langen Krieg, bis Eduard III., außerdem mit Frankreich beschäftigt, ermüdete. Endlich kehrte David II. 1342 nach S. zurück und Baliol sah sich jetzt gänzlich verdrängt. Während Eduard III. von England 1346 Calais belagerte, ließ sich David zu einem Rachezuge nach England verleiten, auf welchem er zu Durham gefangen wurde. Dessenungeachtet vermochte Baliol den Thron nicht mehr zu behaupten und legte 1356 sein Anrecht in die Hände seines Lehnsherrn nieder. Eduard III. gab, des Friedens bedürftig, 1357 dem Könige David II. Freiheit und Krone unter der Bedingung zurück, daß er die engl. Dynastie zum Erben des schott. Throns einsetzte. Als aber der schwache David II. 1370 starb, verwarfen die schott. Stände den Anschlag auf die Unabhängigkeit des Reichs und setzten, gemäß des unter Rob. Bruce verfaßten Erbfolgestatuts, das Haus Stuart in der Person Robert's II., des Sohnes Marjoria's, auf den Thron.

Mit Erhebung der Stuarts begann in S. der lange Kampf der Krone gegen den übermächtigen Adel, der bei den häufigen Minderjährigkeiten der Könige immer wieder Gelegenheit fand, das Reich der Auflösung nahe zu bringen. Robert II. führte, von Frankreich gedrängt, fast ununterbrochen Krieg mit England. Ihm folgte 1390 sein Sohn Robert III., der, lahm, träge und der Einsamkeit ergeben, die Regierung dem jüngern Bruder, dem nachherigen Herzog von Albany, überließ. Der kurze Friede entfesselte bald die Zwietracht der Großen, besonders der Häuptlinge und Stämme des Hochlandes, die sich nicht selten zur Freude des Hofs gänzlich ausrotteten. Als 1399 das Haus Lancaster in der Person Heinrich's IV. den engl. Thron usurpirte, begannen die schott. Grenzer Feindseligkeiten, die gegenseitig vernichtende Kriegszüge zur Folge hatten. Außerdem sah sich Robert von dem Ehrgeize seines Bruders Albany bedroht. Letzterer hatte den Kronprinzen, den Herzog von Rothsay, unter dem Vorwande, ihn zu bessern, eingesperrt und denselben wahrscheinlich umbringen lassen. Der König schickte deshalb seinen jüngern Sohn, Jakob, zur Sicherstellung und Erziehung nach Frankreich; aber der Prinz fiel den Engländern in die Hände und wurde von Heinrich IV. zurückgehalten. Robert III. starb bald darauf aus Gram. Das Parlament erklärte zwar den gefangenen Jakob I. (s. d.) zum Könige, doch unternahm der Reichsverweser Albany nichts für dessen Befreiung. Auch Heinrich V. hielt, um bei den Unternehmungen gegen Frankreich gesichert zu sein, den schott. Thronerben zurück und begünstigte die Anschläge Albany's. Dessenungeachtet gingen die Schotten häufig nach Frankreich, um dort gegen die Engländer zu kämpfen. Der zweite Sohn Albany's, Graf von Buchan, führte sogar 1419 ein ansehnliches Hülfsheer über das Meer, das 1421 die Macht der Engländer in Frankreich zum ersten mal erschütterte. Nach Albany's Tode übernahm dessen schwacher Sohn, Murdoch, die Verwaltung, war aber nach einer vierjährigen Regierung des Amts müde und wirkte deshalb 1424 die Rückkehr des Königs aus. Jakob I. besaß Bildung und Charakter und suchte sogleich sein Reich aus dem Verfall zu heben. Er stärkte die Königsgewalt durch rücksichtslose Einziehung der an die Großen verschleuderten Krongüter, bändigte die Hochländer, rottete die unglaublich zahlreichen Räuberhorden aus und ordnete nach engl. Muster die Verwaltung, ohne an der Feudalverfassung zu rühren. Jakob unterstützte auch die Entfaltung des Gewerbes durch Gesetze, Begünstigung der Städte. Um den Schotten Gelegenheit zu gelehrter Ausbildung in der Heimat zu geben, pflegte er besonders die erst 1410

gestiftete Hochschule Aberdeen. Seine großen Entwürfe blieben jedoch unvollendet, indem er 1436 durch Verschworene, die er durch Gütereinziehungen beleidigt hatte, umkam. Für den zweijährigen Sohn, Jakob II., bemächtigten sich die Räthe Crichton und Livingston des Staatsruders. Dieselben bekämpften sich erst mit den Großen untereinander und verbanden sich dann zum Sturze des mächtigen Hauses Douglas (s. d.), das offenbar die Stuarts vom Throne zu drängen suchte. Wiewol der junge König 1452 den übermüthigen Douglas eigenhändig niederstieß, erstand doch dieses Haus in dem Seitenzweige Angus nur um so kräftiger. Jakob II. starb 1460 vor Roxburgh durch das Zerspringen einer Kanone. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Jakob's III., war das Reich abermals der Schauplatz wüster Zerwürfnisse. Der König heirathete 1470 die dän. Prinzessin Margarethe und erhielt als Mitgift die Orkaden und die Shetlandinseln. Gegen den Adel argwöhnisch, hingegen mit Vorliebe den Künsten ergeben, lebte Jakob zu Stirling nur mit Gelehrten und Künstlern, welche Zurücksetzung des Adels zu einer Verschwörung mit den königl. Brüdern, dem Grafen von Mar und dem Herzoge von Albany, führte. Ersterer kam 1477 im Gefängnisse um; Albany floh nach Frankreich, später nach England. Hier bewog er Eduard IV. zum Kriege gegen S., begleitete das Heer und zog nach dem Feldzuge die misvergnügten Großen an sich. 1488 schlugen die Empörer Jakob III. bei Stirling und ermordeten ihn auf der Flucht. Der junge König, Jakob IV., war selbst bei dem Sturze des Vaters thätig gewesen, weshalb sich anfangs die Hochländer seiner Thronbesteigung widersetzten. Er liebte Glanz und ritterlichen Prunk und zog den Adel an den Hof, sodaß die alte Feindschaft zu erlöschen schien. Als Jakob den engl. Prätendenten Perkin Warbeck aufnahm, verwickelte er sich muthwillig in einen Krieg mit Heinrich VII. von England, dem aber schon 1502 ein neuer Friede und die Vermählung Jakob's mit Heinrich's Tochter folgten. Mit der Thronbesteigung Heinrich's VIII. von England, der die alten Ansprüche auf S. zu erheben gedachte, schloß sich Jakob dem Könige Ludwig XII. von Frankreich an, schickte demselben ein Hülfsheer und fiel 1513 selbst in England ein, wo er 9. Sept. am Berge Flodden mit der Blüte seines Adels erschlagen wurde. Für den zweijährigen Jakob V. übernahm nun die Königin-Witwe, Margarethe, die Regierung; nächstdem besaßen der Cardinal Beaton und der Graf Arran, ein Urenkel Jakob's II., großen Einfluß. Ein Jahr später heirathete die Königin-Mutter, Margarethe, den Grafen Angus und verschaffte demselben die Regierungsgewalt. Um dem bedrohenden Einflusse der engl. Partei zu begegnen, erhoben die Stände 1515 den Herzog von Albany, einen Neffen Jakob's III., zum Regenten, der sich an Frankreich anschloß, 1524 aber gestürzt wurde. Angus bemächtigte sich nun abermals der Gewalt und des jungen Königs. Letzterer machte sich 1528 frei und ergriff, von seinen Freunden geleitet und von Rache gegen die Großen erfüllt, das Staatsruder. Der Fall des Hauses Angus war die nächste Folge. Jakob schloß sich dem hundertjährigen Todfeinde des Adels, dem Klerus, an, womit Beaton wieder zur Macht gelangte. Als Heinrich VIII. von England seinen Neffen zur Einführung der Kirchenreformation aufforderte, lehnte Jakob dies ab. Dagegen verband er sich enger mit dem kath. Frankreich, indem er die Prinzessin Marie von Guise heirathete. Heinrich VIII. eröffnete endlich 1540 gegen seinen Neffen den Krieg. Jakob rüstete sich zwar 1542, von der Geistlichkeit reichlich unterstützt, zu einem Einfall in England; aber der Adel weigerte sich, außer Landes zu kämpfen, und der Feldzug nahm einen schimpflichen Ausgang. In tiefe Schwermuth versenkt, starb Jakob V. 1542. Er hinterließ das nach außen von England, im Innern von kirchlichen Wirren bedrohte Reich seiner kaum geborenen Tochter, Maria Stuart (s. d.), für welche Beaton vermöge eines wahrscheinlich untergeschobenen Testaments die Zügel der Regierung ergriff.

Der schott. Klerus war stets vom röm. Stuhle ziemlich unabhängig gewesen. Eine Nationalsynode leitete die kirchlichen Angelegenheiten, bis 1468 unter heftigem Widerstande das Erzbisthum St.-Andrews gegründet wurde. Diese Stellung machte die Kirche von jeher von den Königen abhängig, die ausschließend die kirchlichen Würden vergaben. Die Könige hingegen betrachteten die Kirche, dem übermächtigen Adel gegenüber, als Verbündeten und ergriffen darum jede Gelegenheit, das Ansehen und den Reichthum derselben zu stärken. Zu Anfange des 16. Jahrh. besaß die schott. Geistlichkeit fast die Hälfte des ganzen Grundeigenthums, was die Furcht und die Eifersucht des Adels und den Unwillen des gedrückten Bürgerthums erregte. Außerdem befand sich in S. das alte Kirchenthum in noch tieferm Verfall als in andern Ländern. Die Priester waren ohne Bildung, lebten in Ueppigkeit und erhielten das gemeine Volk im rohsten Aberglauben. Mit der Reformation in Deutschland und England wendeten sich auch in S., wo die Wicliffiten bereits vorgearbeitet, die Höherstehenden und Gebildeten aus Interesse mit innerm Bedürfniß den neuen Religionsideen zu. Wiewol Beaton die neue Lehre mit Feuer und

Schwert verfolgte, schlug doch die Reformation unter dem Schutze des Adels bis zum Tode Jakob's V. feste Wurzel. Die Regierungsgewalt war in S. noch zu schwach, die Macht des Adels zu groß, als daß die Hofpolitik hätte durchdringen können. Mit Hülfe der Großen eignete sich alsbald Jak. Hamilton, Graf von Arran, ein schwacher Mann, der aber dem Throne nahe stand, das Amt des Reichsverwesers zu und verlobte, um den franz. Einfluß zu lähmen, die junge Königin Maria Stuart mit dem Sohne Heinrich's VIII. von England. Die Anschläge Heinrich's auf die Unabhängigkeit S.s führten jedoch schon 1543 einen Bruch herbei, und Arran trat zum Katholicismus zurück und verband sich mit der franz. Partei und der Königin-Mutter, Marie von Guise. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse brach sich die Reformation unaufhaltsam Bahn. Nach Heinrich's VIII. Tode versuchte der engl. Reichsverweser Somerset nochmals, die Hand der jungen schott. Königin für den jungen Eduard VI. von England zu erwerben. Weil er aber zugleich die alten polit. Ansprüche hervorzog, kam es sogar zum Kriege, in welchem die Schotten 1547 bei Pinkey geschlagen wurden. Diese Niederlage brachte S. gänzlich auf die Seite Frankreichs. Der franz. Hof schickte 1548 ein Hülfscorps von 6000 Mann und die schott. Thronerbin wurde nach Frankreich gebracht und dort mit dem ältesten Sohne Heinrich's II., dem nachherigen Franz II., verlobt. Während sich die Gebrüder Guise, die eifrigsten Träger des Katholicismus, zu Vormündern der jungen Maria Stuart aufwarfen, gewann die Königin-Mutter durch Schmeichelei die schott. Protestanten, sodaß sie 1554 an Arran's Stelle die Regentschaft übernehmen durfte. Noch mehr befestigte sich die Macht der Regentin und der Einfluß Frankreichs, als Maria Stuart 1558 mit dem franz. Kronprinzen vermählt wurde. Auf Anstiften ihrer Oheime, der Guisen, unterzeichnete hierbei Maria Stuart eine Urkunde, nach welcher im Falle ihres kinderlosen Todes das schott. Reich an Frankreich fallen sollte. In Rücksicht ihrer Erbansprüche auf den engl. Thron nahm sie mit ihrem Gemahl zugleich den engl. Königstitel an und zog sich dadurch die verhängnißvolle Feindschaft der Königin Elisabeth von England zu. Nach der Vermählung ihrer Tochter hielt sich auch die Regentin S.s für stark genug, um ihre und ihrer Brüder Gesinnungen gegen den schott. Protestantismus zu offenbaren. Mit Hülfe des Grafen Arran und dessen Bruders, des Erzbischofs von St.-Andrews, stellte sie die strengen Ketzergesetze her und errichtete ein Glaubensgericht, das die abgefallenen Geistlichen bestrafen mußte. Ein Aufruhr, den 1559 die Verurtheilung eines Predigers zu Perth veranlaßte, rief endlich den prot. Adel unter die Waffen. Unter Anführung des Jak. Stuart, eines unehelichen Sohnes Jakob's V., nahmen die Protestanten Perth und Edinburgh, schlossen aber schon im Juli 1559 mit dem Hofe einen Vertrag, in welchem die Regentin Glaubensfreiheit und Entfernung der franz. Kriegsvölker versprach. Indessen erfolgte in Frankreich die Thronbesteigung Franz' II., und dieses Ereigniß gab den Guisen und ihrer Schwester, der Regentin, Muth, den Schotten gegenüber ihre Politik rücksichtslos zu verfolgen. Noch im Herbste 1559 erschien bedeutende franz. Verstärkung; die Protestanten wurden bedrückt; die schott. Verfassung erlitt mehrfache Antastung. Die prot. Stände zogen deshalb wiederum zu Felde, würden aber diesmal erlegen sein, hätte nicht die Königin Elisabeth von England im Jan. 1560 an die Westküste eine Flotte und im April ein Landheer zu ihrer Unterstützung geschickt. Die Franzosen mußten sich vor der Uebermacht nach Leith zurückziehen. In diesen Wirren starb die Regentin Marie von Guise, und die Parteien beeilten sich, einen Frieden zu schließen, der 30. Juli 1560 zu Stande kam. Franz II. und Maria Stuart legten hiernach den engl. Königstitel ab; die franz. Truppen räumten S.; die schott. Stände erhielten das Recht, die Kirchenreformation vollends durchzuführen. Der Sieg des Protestantismus war hiermit entschieden; nur im Hochlande bewahrte der alte Glaube noch eine starke Partei. Unter dem Einflusse des gewaltigen Reformators Knox (s. d.) wurde die Presbyterialkirche eingeführt, deren republikanische Formen am franz. Hofe den höchsten Unwillen erregten. Die Hälfte der Kirchengüter fiel in die Hände des prot. Adels.

Schon hofften die Katholiken auf Frankreichs Einschreiten, als der Tod Franz' II. die Königin Maria Stuart 1561 auf ihren angestammten Thron zurückführte. Angefeindet und verlassen, mußte sie versprechen, den Zustand der schott. Kirche, wie sie ihn bei der Ankunft gefunden, nicht zu stören. Auch sah sie sich genöthigt, die Leitung des Staats den Protestanten zu überlassen. Ihr Halbbruder, Jak. Stuart, den sie zum Grafen von Murray erhob, und der gewandte Maitland von Lethington standen an der Spitze der Verwaltung. Erst die Vermählung der Königin mit Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, störte ernstlich das friedliche Verhältniß. Darnley verdrängte Murray und dessen Freunde von der Staatsverwaltung und begünstigte dagegen bei Hofe die Katholiken, die zur Herstellung des alten Kirchenthums antrieben. Die Königin sammelte 1565 unter dem Vorwande, das Reich gegen äußere und innere Feinde zu

schützen, ein Heer, weshalb auch Murray seine Anhänger unter die Fahne rief. Indessen wurden die Truppen Murray's leicht zerstreut und die Häupter des Aufstandes mußten nach England fliehen, wo sie die Königin Elisabeth gut aufnahm. Dieser Sieg und die Ermunterungen aus Frankreich ließen Maria Stuart die frühere Mäßigung gänzlich vergessen; sie traf offen Anstalten, um das Land dem Katholicismus mit Gewalt zu unterwerfen. Ihre persönlichen Verhältnisse, die Ermordung Rizzio's (s. d.), ihr Liebeshandel mit dem Grafen Bothwell, endlich 1567 die geheimnißvolle Ermordung König Darnley's, gaben jedoch ihrem eigenen wie des Landes Schicksal eine neue Wendung. Wiewol die Mehrzahl der Nation die Unthat dem Grafen Bothwell zuschrieb und die Königin selbst der Mitwissenschaft beschuldigte, wagte Maria doch, sich einige Monate später mit dem wahrscheinlichen Mörder ihres Gemahls zu verheirathen. Dieser unwürdige Schritt und die Umstände, welche sich daran knüpften, verletzten alle Stände des Volks aufs tiefste. Als sich Bothwell sogar des jungen Thronerben, des Sohnes Maria's aus der Ehe mit Darnley, zu bemächtigen suchte, zog der Adel ein Heer zusammen, das im Juni 1567 zu Carberry auf die Truppen der Königin stieß. Letztere verriethen wenig Kampflust, und Maria mußte sich den Verbündeten ergeben und wurde auf dem Schlosse Lochleven verwahrt. Die Sieger bemächtigten sich nun der öffentlichen Gewalt, zwangen die Königin zur Thronentsagung und erhoben für den minderjährigen Jakob VI. den Grafen Murray zum Reichsverweser, der die Regierung mit starker Hand führte. Das Haus Hamilton (s. d.), dessen Haupt der frühere Reichsverweser Arran war, setzte zwar die Königin wieder in Freiheit und brachte aus deren Anhängern ein ziemlich starkes Truppencorps zusammen; dasselbe wurde jedoch von Murray im Mai 1568 bei Langside zerstreut. Maria suchte Schutz bei Elisabeth von England, die sich jetzt zur Schiedsrichterin in den schott. Wirren aufwarf und Murray bewog, als der Verfolger seiner Halbschwester aufzutreten. Vielleicht hätte es Murray nicht zum Aeußersten kommen lassen, wäre er nicht 1570 durch einen Hamilton aus Privatrache und Parteiwuth ermordet worden. Der Fall dieses durch Geisteskraft ausgezeichneten Mannes entfesselte die Katholiken und die Anhänger Maria's und stürzte S. in neue Zerrüttung. Durch Elisabeth's Einfluß wurde der Graf Lennox, der Todfeind Maria's, zum Reichsverweser ernannt, fiel aber alsbald bei einem Angriffe der Gegenpartei auf Stirling durch Mörderhand. Der gemäßigte Graf Mar trat jetzt an die Spitze der Regierung. Derselbe starb jedoch schon 1572 und erhielt den strengen Morton zum Nachfolger. Morton vernichtete die Partei Maria's für immer, beschränkte aber auch den Presbyterianismus, wirkte für die Einführung des Episkopats und erbitterte den Adel außerdem durch Härte und Habsucht. Eine Art Palastrevolution stürzte ihn endlich 1578, und der zwölfjährige König mußte selbst die Regierung übernehmen und erhielt zur Unterstützung einen Staatsrath von zwölf Großen. Hofintriguen, bei denen die engl. Königin mitwirkte und eine greuliche Günstlingwirthschaft, die den jungen König verdarb und das Reich wiederholt erschütterte, waren die Folge der übereilten Veränderung. Elisabeth, von den kath. Mächten bedroht, schloß 1586 mit Jakob VI. ein Bündniß zur Vertheidigung des prot. Glaubens und wußte denselben durch ein Jahrgeld und das Versprechen, ihn zum Erben der engl. Krone einzusetzen, so einzunehmen, daß er sogar zur Hinrichtung seiner Mutter (Febr. 1587) schwieg. Auf die Nation selbst hatte der Tod Maria Stuart's keinen andern Einfluß, als daß sich die Stände 1588 zum ersten mal zu einem feierlichen Glaubensbund oder Covenant vereinigten, welcher einem Aufstande und der Verbindung der Katholiken mit dem span. Hofe vorbeugen sollte. Indessen erhielten die geheime Begünstigung der Katholiken von seiten des Hofes und das offene Streben des Königs, die Freiheit der Presbyterialkirche durch die Einführung des Episkopats zu untergraben, im Innern fortwährend den Aufruhr und unheilvolle Spaltungen. Um die seit der Reformation noch vergrößerte Macht des hohen Adels im Parlament zu brechen, erneuerte der König die von Jakob I. angeordnete, aber nicht ausgeführte Maßregel, nach welcher auch die Abgeordneten des niedern Adels ins Parlament aufgenommen wurden. Durch diese wichtige Veränderung kamen zuvörderst mehrere wesentliche Beschränkungen der Kirche zu Stande, wie das Verbot, Kirchenversammlungen ohne Einwilligung des Königs zu halten, und die Ernennung der Prediger in den Hauptstädten durch die Krone. Nach mehrjährigen Unterhandlungen rückte endlich auch Jakob VI. seinem Hauptziele, der Einführung der bischöfl. Verfassung, näher, indem er 1600 vom Parlament das Recht erhielt, diejenigen Prediger, welchen er die alten Bischofssitze und Abteien verleihen würde, ins Parlament zu berufen. Der Tod Elisabeth's von England, die ihren nächsten Verwandten, den König von S., zum Thronerben eingesetzt hatte, hemmte 1603 für den Augenblick die kirchliche Reaction. Die Vereinigung beider Kronen, für welche 300 J. vergeblich gekämpft worden war, sollte jetzt friedlich erreicht werden.

Jakob I. (s. d.), wie sich der schott. König nun nannte, verließ sein Stammland im tiefsten Verfall. Der Ackerbau lag selbst im Niederlande noch in roher Kindheit. Die Gewerbsamkeit war äußerst gering; die Ausfuhr beschränkte sich nur auf Rohproducte, Wolle, Häute und Fische. Die Vernachlässigung, welche fortan S. erfuhr, lähmte die materielle Entfaltung des Landes noch mehr. Außerdem verlor der Adel dem nun übermächtigen Könige gegenüber seine gewaltige Stellung. Mit diesem Verfall des Feudalwesens und der Verwandlung der Barone in üppige Hofleute begann die Bedrückung und Auspressung der Grundholden in einer Weise, wie es bisher in S. unerhört gewesen. Seit der Einführung der Reformation hatten sich in S. erst eine einheimische Literatur und die Pflege der Wissenschaft erhoben. Auch dieser geistige Aufschwung der Nation wurde gelähmt, weil der Hof auswanderte und engl. Sprache und Literatur das einheimische Element vollends verdrängten. Der König schlug schon 1604 die völlige Vereinigung beider Reiche vor, was die Schotten ablehnten, da das engl. Parlament die Gleichheit der Gesetze zur Bedingung machte. Glücklicher war jetzt Jakob I. mit der Umwandlung der Presbyterialverfassung, indem 1610 das Episkopat nach dem Muster des englischen in aller Form eingeführt wurde. Auch Karl I. (s. d.) verfolgte seit 1625 die Politik seines Vaters, nur mit geringerer Vorsicht. Um die schott. Bischöfe glanzvoller auszustatten, setzte er 1633 im Parlament einen Gesetzentwurf durch, nach welchem die veräußerten Kirchengüter eingezogen und die dem Adel überlassenen Zehnten abgelöst werden sollten. Auf Anstiften des engl. Bischofs Land, der als heimlicher Katholik galt, führte der König Kirchengebräuche ein, die an den Pomp des Papstthums erinnerten. Die erste Maßregel hatte den Adel in Schrecken gesetzt, die letztere erbitterte das ganze Volk; beide Theile verbanden sich zum Widerstande. Ein Aufruhr, den 1637 die Einführung der neuen Kirchengebräuche zu Edinburgh veranlaßte, hatte die Errichtung einer revolutionären Ständecommission zur Folge, die mit dem Staatsrath in Unterhandlung trat. Inmitten einer ungeheuern Aufregung erneuerte man 1638 die Beschwörung des Glaubensbundes, der sich schnell über das ganze Land verbreitete. So waren die Presbyterianer abermals in eine polit. Stellung gedrängt, die den König um so mehr bedrohte, als auch die Engländer auf dem Punkte standen, ihre volksthümlichen Rechte durch Gewalt zu sichern. Nach langen Unterhandlungen zog 1640, unter Anführung Leslie's und Montrose's, ein schott. Glaubensheer über die Grenze, das die königl. Truppen zerstreute und sich zu Newcastle festsetzte. Das engl. Parlament fand die Anwesenheit der Schotten für seine Zwecke so günstig, daß dieselben erst zu Ende 1541 das Land verließen. Karl mußte jetzt in die Herstellung der reinen Presbyterialkirche und in eine wichtige Veränderung der schott. Verfassung willigen. Das Parlament, das die Könige bisher nach Willkür berufen, sollte sich fortan von drei zu drei Jahren versammeln; ein beständiger Ausschuß sollte die Verwaltung überwachen; die hohen Beamten sollten nur unter Mitwirkung der Stände ernannt werden. Der völlige Ausbruch der Revolution in England riß auch die Schotten zu weitern Schritten fort. 1643 kam zwischen den Schotten und dem engl. Parlament ein Glaubensbund zu Stande, durch welchen der Presbyterianismus auch in England eingeführt und unter den Schutz beider Nationen gestellt wurde. Von Leslie geführt, zog 1644 das schott. Heer den engl. Parlamentstruppen zu und half die Königlichen zu Marston-Moore schlagen. Während dieser Vorgänge erhob Montrose an der Spitze der Hochländer in S. die königl. Fahne mit vielem Glück, bis ihn Leslie im Sept. 1645 bei Philiphaugh vernichtete. König Karl I. sah nun keinen andern Ausweg, als sich nach der Niederlage bei Naseby dem schott. Heere zu übergeben, das ihn aber an das engl. Parlament auslieferte. Der Gang der Revolution, der selbst den Presbyterianismus bedrohte, brachte indessen die Schotten bald mit den engl. Machthabern in Zwiespalt. Die Schotten wollten wol die Beschränkung, aber nicht die Vernichtung der königl. Gewalt. Das schott. Parlament trat deshalb mit dem gefangenen König in Unterhandlung und schickte, nachdem Karl die Bestätigung des Glaubensbundes versprochen, den Herzog von Hamilton mit einem Heere nach England, das aber Cromwell bei Preston schlug. Nach Karl's I. Hinrichtung boten die Schotten dessen Sohne, Karl II. (s. d.), ihre Krone unter der Bedingung an, daß er den Glaubensbund beschwöre. Karl versuchte zuvor das Reich seiner Väter durch eine Militärexpedition unter Montrose zu unterwerfen und willigte erst nach dem Mislingen dieses Unternehmens ein, nach S. zu kommen und die harten Bedingungen und strengen Sitten der Presbyterianer anzunehmen. Cromwell erschien jedoch 1650 mit einem engl. Heere, vernichtete die Glaubensarmee bei Dunbar und schlug 1651 abermals ein schott. Truppencorps. Monk vollendete hierauf die Unterwerfung S.s, das nun sieben Jahre hindurch unter dem eisernen Regimente Cromwell's sich ruhig verhalten mußte.

Nach dem Tode des Protectors Cromwell unterstützten die Schotten das Unternehmen Monk's zu Gunsten Karl's II. und ließen 1660 die Restauration des Königthums ohne allen Vorbehalt vor sich gehen. Dessenungeachtet nahm gerade in S. die polit. und kirchliche Reaction, welche der Hof begann, die blutigste Wendung und stürzte das Volk in unabsehbare Zerrüttung. Der Statthalter Middleton und der Graf Clarendon führten trotz des Widerstandes den Episkopat ein und ein corrumpirtes Parlament genehmigte den Widerruf aller seit 1640 getroffenen Veränderungen. Eine besondere Behörde untersuchte das Benehmen aller Theilnehmer an der Revolution und verhängte die willkürlichsten Geldstrafen. Die presbyterianischen Prediger, welche sich dem Episkopat widersetzten, wurden aus den Aemtern getrieben, sodaß die Hälfte der Kirchen verwaist stand. Endlich setzte sogar der Erzbischof Sharp ein Glaubensgericht ein und ließ die Widerspenstigen, die nicht die bischöfl. Kirchen besuchten, auspeitschen. Seit 1666 erfolgten mehrere Aufstände der Presbyterianer, die mit Feuer und Schwert unterdrückt wurden. Tausende, darunter viele Weiber, unterlagen dem Henker; 16000 Menschen irrten im Lande umher und hielten ihren Gottesdienst bewaffnet im Freien. Die gelindeste Strafe war, daß man die Halsstarrigen im Gesicht brandmarkte oder ihnen ein Ohr abschnitt und sie dann nach Amerika verbannte. Noch schlimmer wurden für S. die Aussichten, als der kath. Jakob II. (s. d.) 1685 den Thron bestieg. Derselbe verweigerte den schott. Krönungseid als seinem Gewissen zuwider, arbeitete am Umsturze der Verfassung, führte die Jesuiten ein und gab eine Toleranzacte, die nur die Wiederherstellung des Papstthums bezweckte. Als 1688 die Nachricht von der Entthronung Jakob's nach S. kam, brach die Wuth des Volks gegen die Werkzeuge der Unterdrückung aus. Das Parlament sprach Wilhelm III. (s. d.) und dessen Gemahlin die schott. Krone und der Prinzessin Anna das Erbfolgerecht zu. Wilhelm III. bestätigte, wiewol mit Widerstreben, die Presbyterialverfassung und verletzte dadurch die Bischöflichen, die nun mit den Katholiken des Hochlandes zur Herstellung der Stuarts gemeinschaftliche Sache machten. Lord Dundee sammelte im Hochlande ein beträchtliches Heer, schlug 1689 die Truppen Wilhelm's III., vermochte aber wenig, weil sich die Presbyterianer nicht mit ihm vereinigten. Die blutige Härte, womit Wilhelm III. die Häuptlinge des Hochlandes strafte, seine Misachtung des schott. Handelsinteresses und die Willkür, welche seine Minister und Beamten üben durften, entzogen ihm jedoch sehr bald auch die Herzen der Presbyterianer. Alle Parteien beklagten den Verlust polit. Selbständigkeit und trachteten danach, die schott. Krone von der Englands wieder zu trennen. Schon Wilhelm III. ging deshalb mit dem Plane um, die völlige Vereinigung beider Reiche durchzuführen; allein er starb 1702 und konnte diese Angelegenheit seiner Nachfolgerin Anna (s. d.) nur dringend empfehlen. Bei der Unzufriedenheit und Misstimmung des Volks, welche der Uebermuth des engl. Parlaments nur steigerte, war die Lösung dieser Aufgabe auch den verschlagensten Staatsmännern jener Zeit vorderhand unmöglich. 1704 verwarf das schott. Parlament sogar das engl. Erbfolgestatut, nach welchem die Krone an das prot. Haus Braunschweig gelangen sollte. Hingegen kam das sog. Sicherheitsgesetz zu Stande, in welchem sich die Schotten vorbehielten, nach dem Tode der Königin die Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu ordnen. Die Zusammensetzung des schott. Parlaments, in dem seit Jakob's I. Anordnung der arme Adel immer mehr das Uebergewicht erlangte, gab endlich dem Hofe Muth, die Union der beiden Reiche mit großen Geldopfern ernstlich zu versuchen. Das engl. und das schott. Parlament ernannten 1706 zu gleichen Theilen eine Commission von 32 Personen, die vom 29. April bis 2. Aug. eine Unionsacte entwarf. Diese Acte wurde 27. Jan. 1707 vom schott., am 16. März vom engl. Parlament angenommen, und schon 12. Mai trat die Union gesetzlich ins Leben. Es bleibt immer merkwürdig, daß sich keine Partei in S. diesem übereilten und angeblich erkauften Werke mit den Waffen in der Hand widersetzte. S. und England wurden hiernach auf ewig zu einem Reiche unter dem Namen Großbritannien vereinigt. Die Thronfolge sollte auf dem Hause Braunschweig beruhen, und jeder Katholik sollte ausgeschlossen sein. Alle Unterthanen des vereinigten Reichs genossen fortan gleiche Rechte und Privilegien, besonders rücksichtlich des Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Theil beitragen. Die Schotten durften ihre Gerichtsverfassung und Privatgesetze behalten. Das vereinigte Reich sollte durch Ein Parlament repräsentirt werden; 16 schott. Peers sollten im Oberhause, 45 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause Sitz nehmen. Mit dieser Vereinigung begann das schott. Volk ein neues, kräftiges Dasein zu entfalten. Nun erst konnte unter einer Gesetzgebung, die nicht nur Adel und Krone begünstigte, das Bürgerthum und die allgemeine Wohlfahrt gedeihen. Dessenungeachtet hielt das Volk die Union noch lange für ein großes Uebel, und wie zahlreich und mächtig die Jakobiten (s. d.), die

Anhänger des geſtürzten Königsgeſchlechts (ſ. Jakob III. und Eduard), blieben, bewieſen die Aufſtände in den J. 1715 und 1745. (S. Großbritannien.) Vgl. die Geſchichtswerke von Buchanan (Edinb. 1582), Hume (Lond. 1657), Guthrie (10 Bde., Lond. 1767), Dalrymple (2 Bde., Edinb. 1776—79), Robertſon (2 Bde., Lond. 1758), Pinkerton (2 Bde., Lond. 1797), Heron (6 Bde., Perth 1794—99), Laing (4 Bde., Lond. 1804; neue Aufl. 1819), Chalmers (2 Bde., Edinb. 1807—10), Mackintoſh (2. Aufl., Lond. 1822); ferner Tytler, «History of Scotland from the accession of Alexander II. to the union of the crowns» (8 Bde., Edinb. 1826—34; 3. Aufl. 1845); Lindau, «Geſchichte S.s» (4 Bde., Dresd. 1827); Scott, «History of Scotland» (2 Bde., Lond. 1830; deutſch von Bärmann, 7 Bde., Zwick. 1830); endlich als die beſten neuern Werke: Chambers, «Domestic annals of Scotland» (3 Bde., Edinb. 1859—61); Burton, «History of Scotland» (Bd. 1—4, Lond. 1867); Mackenzie, «History of Scotland» (Edinb. 1867).

Schottiſche Dichter. Während in dem nördl. Schottland noch bis auf die neueſte Zeit herab eine celt. Mundart geſprochen wurde, hatte ſich in dem ſüdl. Theil des Landes wenigſtens ſchon ſeit dem 11. Jahrh. das Angelſächſiſche eingebürgert, welches ſich durch die zahlreichen Einwanderer aus England immer mehr verbreitete. Die Sprache, die in der größern und bevölkertern Hälfte Schottlands geredet ward, zeichnete ſich zwar durch manche dialektiſche Eigenthümlichkeiten aus, war aber in ihren Hauptzügen engliſch, wie ihre älteſten Denkmäler, die aus dem 13. bis 14. Jahrh. ſtammen, beweiſen. Von den Gedichten des Thomas von Erceldoune, genannt der Reimer, der gegen das J. 1300 lebte, haben ſich allerdings nur einige Verſe von höchſt zweifelhafter Echtheit erhalten; dagegen hinterließ John Barbour, Archidiakonus von Aberdeen (1357), zwei größere Gedichte in ſchott. Mundart, wovon wir das zweite, welches die Heldenthaten Robert Bruce's beſingt, noch vollſtändig beſitzen. Es iſt dies eine gereimte Chronik, welche auch als eine der Hauptquellen zur ſchott. Geſchichte Werth hat; ſie wurde 1375 vollendet und beſteht aus 7000 achtſilbigen Zeilen, deren Sprache von der der gleichzeitigen engl. Dichter, z. B. Chaucer's, wenig abweicht. Von ähnlichem Charakter iſt die um 1420 von dem Geiſtlichen Andrew Wyntoun geſchriebene «Orygynale Cronykil of Scotland». Große Popularität erwarb ſich ein Volksepos über den Helden Wallace, deſſen Urſprung in das J. 1460 fällt, und deſſen nur unter dem Namen des blinden Harry bekannter Verfaſſer ein wandernder Minſtrel oder Bänkelſänger war, der das nationale Element getreuer vertritt als ſeine ſtudirten Vorgänger. Sein Gedicht iſt in einer von W. Hamilton beſorgten Bearbeitung noch heute ein Lieblingsbuch des ſchott. Landvolks.

Eine glänzende, wenngleich kurze Epoche beginnt für die ſchott. Dichtkunſt zu Anfang des 16. Jahrh. mit William Dunbar. Am Hofe Jakob's IV. angeſtellt, wurde er von dieſem Monarchen vielfach in diplomatiſchen Miſſionen nach England und dem Continent verwendet und ſtarb um 1520. Seine Werke, von denen 1834 eine vollſtändige Ausgabe erſchien, beſtehen hauptſächlich in allegoriſchen und moraliſchen Gedichten, die ſich theils durch lebhafte Schilderungen und kräftigen Ausdruck empfehlen, theils durch tiefes Gefühl und einen an Schwermuth grenzenden Ernſt bezeichnet ſind. Seine poetiſchen Erzählungen ſind in der Art des Boccaccio gehalten und nicht frei von unſittlichen Tendenzen. Gleichzeitig mit ihm glänzte als Dichter Gavin Douglas, Biſchof von Dunkeld (geſt. 1522), der ſich vornehmlich durch die Ueberſetzung der Aeneide in ſchott. Verſe verdient machte, deſſen Stil aber durch Latinismen entſtellt wird. Robert Henryſon, Schulmeiſter zu Dunfermline, ſchrieb «The testament of Cresseid», als Fortſetzung von Chaucer's romantiſchem Gedicht «Troylus and Cresseid», und eine Reihe von Fabeln, in welchen ſich glücklicher Humor mit einer reinen Moral verbindet. Alexander Scot's Liebesgedichte erwarben ihm den Beinamen des ſchott. Anakreon. Sir David Lyndſay (geſt. 1555) ſchrieb ſatiriſche Gedichte, die meiſt gegen den kath. Klerus gerichtet waren, wie «Kittie's confession» (1541); ja in dem ſatiriſchen Drama «The three estates», welches 1535 öffentlich aufgeführt wurde, wagte er ſogar, König, Adel und Geiſtlichkeit gleichmäßig zu verſpotten. Er malt jedoch nur in groben Zügen, und ſein Humor artet oft in Indecenz aus. Ueberhaupt fangen ſeitdem die ſchott. Dichter an, weit hinter ihren Nachbarn zurückzubleiben. Während der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war das Land von innern Fehden zerriſſen, die alle Poeſie verſcheuchten, und der ſtarre Geiſt des Calvinismus, der ſich mit der Reformation feſtſetzte, ließ das Drama nicht aufkommen, auf welchem Gebiet die engl. Dichter ſo wunderbare Erfolge errangen. Sir Richard Maitland (geſt. 1586) und Alexander Hume (geſt. 1609) ſchrieben nur religiöſe und moraliſche Gedichte. Von Alexander Montgomerie hat man eine ziemlich ſchwache

Allegorie «The cherrie and the slae» (1597), die ſich indeß durch Glätte der Diction und anſprechenden Versbau empfiehlt, und Jakob's VI. «Essayes of a prentice in the divine art of poesie» (1584) ſind nur dadurch merkwürdig, daß ſie von einem Könige geſchrieben wurden. Nachdem dieſer Fürſt den engl. Thron beſtiegen und den Hof nach London überſiedelte, hörte die gebildete Welt, die ſtets das Lateiniſche vorgezogen hatte, ganz auf, ſich der heimatlichen Mundart zu ihren ſchriftſtelleriſchen Producten zu bedienen. Auch jetzt ſchrieben Arthur Johnſtone und einige andere nach Buchanan's (ſ. d.) Beiſpiel lat. Verſe; aber Sir Robert Ayton (geſt. 1638), William Drummond (geſt. 1649) und alle übrigen Schotten, die ſich im 17. Jahrh. durch poetiſches Talent auszeichneten, ſchloſſen ſich der gleichzeitigen engl. Dichterſchule an. Während daher die engl. Sprache immer ſorgfältiger bearbeitet wurde, ſank das Schottiſche zu einer lingua rustica herab, der man in der Literatur keinen Platz mehr gönnte.

Faſt ein Jahrhundert lang hatte die ſchott. Muſe geſchwiegen oder ſich nur ſchwach vernehmen laſſen, als der Genius Allan Ramſay's (ſ. d.), geſt. 1758, ſie von neuem belebte. Im Lande herrſchte noch die religiöſe Strenge der Covenanter, welche jeden freien Aufſchwung der Phantaſie niederhielt. Allein in den Städten ward mit der Zunahme des Wohlſtandes ein friſcherer Geiſt rege, und der originelle Humor Ramſay's, ſeine maleriſchen Skizzen, in welchen ſich die Sitten und Gebräuche ſeiner Landsleute abſpiegelten, brachten eine mächtige Wirkung hervor. Dabei zeigte Ramſay durch ſeinen «Gentle shepherd», daß die ſchott. Volksſprache mit dem ihr eigenen Charakter der Naivetät und Herzlichkeit auch eines zartern und edlern Ausdrucks fähig ſei. Dem Engliſchen zur Seite, welches unterdeſſen allgemeine Bücherſprache geworden, konnte zwar das Schottiſche nur auf eine beſcheidene Stelle Anſpruch machen. Aber der Anſtoß war gegeben, und es fanden ſich bald Nachahmer, welche die von Ramſay und ſeinem Freunde Robert Crawford (geſt. 1733) eröffnete Bahn verfolgten. Robert Ferguſſon (geſt. 1774) ſchrieb Satiren und poetiſche Schilderungen, die nur von Burns übertroffen wurden, Alexander Roß (geſt. 1784) eine Idylle «The fortunate shepherd». Eine mächtige Wirkung brachte die Veröffentlichung der berühmten Sammlung altſchott. Volkslieder durch Biſchof Percy 1765 hervor, die ein allgemeines, tiefgehendes Intereſſe an den reichen Schätzen ſchott. Volkspoeſie erweckten. David Herbſt veröffentlichte ſchon 1769 eine ziemlich vollſtändige Sammlung «Scottish songs and ballads». 1771 erſchien die herrliche Ballade «Auld Robin Gray», eines der zarteſten und rührendſten Miniaturbilder ſchott. Volkslebens, deſſen Verfaſſerin erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter in Lady Anne Barnard, Tochter des Grafen Balcarres (geſt. 1825), bekannt wurde. Außerdem verſuchten ſich mit Glück als Liederdichter John Love (geſt. 1798), John Skinner, Verfaſſer des «Tullochorum» (geſt. 1807), Jane Elliot, Suſanna Blamire (geſt. 1794) und Alicia Cockburn (geſt. 1794). Endlich veröffentlichte Robert Burns (ſ. d.) 1786 ſeine erſten Dichtungen, die nicht nur in Schottland, ſondern auch in England mit Begeiſterung aufgenommen wurden und die Poeſie aus dem Schlummer wecken halfen, in welchem ſie dort ſeit der Ueberhandnahme des nüchternen franz. Geſchmacks begraben lag. Als Dichter gehört Burns allen Zeiten und allen Nationen an; in ſeiner Redeweiſe, ſeinen Empfindungen und ſelbſt in ſeinen Vorurtheilen aber iſt er echter Schotte. Nur durch ihn ward es möglich, daß Walter Scott (ſ. d.) den ſchott. Dialekt in ſeinen Waverley-Romanen anwenden konnte.

Auf ſeine Landsleute übte Burns den belebendſten Einfluß aus, und viele eiferten ihm nach, wenn auch keiner ihn erreichte. Am nächſten kamen ihm vielleicht Alexander Wilſon (geſt. 1813) in dem «Watty and Meg» und John Mayne (geſt. 1836) in dem «Siller Gun», das ſich durch eine glückliche Miſchung von Laune und Pathos empfiehlt, während der derbe Humor Sir Alexander Boswell's zu oft in Roheit ausartet. Von den Liedern Robert Tannahill's (geſt. 1810) ſind namentlich «The flower o' Dumblane» und «The Braes o' Balquhither» Eigenthum des Volkes geworden, und Hector Macneill (geſt. 1818) ſtellte in «Scotland's skaith, or the history o' Will and Jean» das Nationallaſter der Unmäßigkeit und ſeine traurigen Folgen in ergreifenden Zügen dar. Unter allen ſchott. Dichtern entwickelte James Hogg (ſ. d.) die glänzendſte, wenn auch ungezügelte Phantaſie. Allan Cunningham (ſ. d.) und William Motherwell (geſt. 1835) bearbeiteten nach dem Vorgange Scott's die alten Volksſagen, James Hislop (geſt. 1827) feierte die Märtyrer des Covenant und Robert Nicoll (geſt. 1837) ſchrieb didaktiſche Gedichte. Neuerdings erwarben ſich große Popularität die Dichtungen Robert Gilfillan's, John Wilſon's und William Edmonſtone Aytoun's (ſ. d.), deſſen «Lays of the Scottish cavaliers» namentlich ein kräftiges Nationalgefühl athmen. Neben Aytoun iſt am bekannteſten geworden Alexander Smith (geb. 1830), Sohn eines Muſterzeichners, der ſchon als Knabe poetiſche Begabung zeigte und locale Berühmtheit erlangte. Das erſte Werk, welches ihn in weiten Kreiſen

bekannt machte, war ſein «Life drama» (1852). Dem Erfolge dieſer von einem kräftigen Talent getragenen Schöpfung hatte er zwei Jahre ſpäter, 1854, ſeine Wahl zum Secretär der Univerſität Edinburgh zu verdanken, die ihn in den Stand ſetzte, ſich ganz der Poeſie und Literatur zu widmen. 1855 erſchienen von ihm «Sonnets on the war», 1857 «City Poems», 1865 «A summer in Skye». Sein frühzeitiger Tod 1866 wurde allgemein beklagt. Eine Auswahl der werthvollſten Gedichte im ſchott. Idiom bietet Whitelaw's «Book of Scottish song» (Glasg. 1843). Vgl. Bonar, «The poets and poetry of Scotland» (Lond. 1864).

Schottiſche Kirche. In Schottland wurde die Reformation durch Adel und Parlament im heftigen Kampfe gegen die ſtreng kath. Königin Maria Stuart eingeführt und die Ausübung des kath. Gottesdienſtes mit dem Tode bedroht (1560). Der Reformator der Schotten, John Knox (ſ. d.), der in Genf zu den Füßen Calvin's geſeſſen, gab der religiöſen Bewegnng ſeines Heimatlandes die Richtung auf ſchroffeſte Ausprägung des Gegenſatzes zu Rom in Lehre, Cultus, Verfaſſung und Sitte. Puritaniſcher Eifer und polit. Oppoſition gegen Klerus und Königthum reichten ſich die Hand zum Bunde, um das kirchliche Reformationswerk im ſtrengſten calviniſchen Geiſte zu vollenden. Die edinburgher Parlamentsverſammlung von 1560 führte ein von Knox entworfenes Glaubensbekenntniß ein (die «Schottiſche Confeſſion») und kurz nachher entſtand die ſchott. Kirchenordnung (book of discipline), welche die Kirche unter ihrem alleinigen Haupte Chriſtus ſtreng presbyterianiſch erfaßte. Die Wahl der Prediger, unter denen jede Rangordnung abgeſchafft, wurde den Gemeinden, die kirchliche Gerichtsbarkeit und Geſetzgebung den Kirchenſitzungen (kirk-sessions) der Prediger und Aelteſten, den Provinzialſynoden und der Generalverſammlung übergeben, der Gottesdienſt mit Beſeitigung aller röm. Ceremonien nach genfer Muſter in ſtrengſter Einfachheit hergeſtellt. Die erſte, im Dec. 1560 zuſammengetretene Generalverſammlung nahm die Confeſſion und das Disciplinbuch an und vollendete dadurch die neue Ordnung der Dinge. Die Verſuche Maria Stuart's zur Gegenreformation endeten mit der Vertreibung der Königin 1567 und der wiederholten Beſtätigung und allgemeinen Durchführung der Presbyterialverfaſſung (1592). Während in England unter Karl I. zwiſchen Königthum und Parlament ein heftiger Kampf über die Kirchenordnung entbrannte, befeſtigte ſich der Presbyterianismus in Schottland durch die nur hier vollſtändig angeeigneten Beſchlüſſe der Weſtminſterſynode (1643 fg.) und überdauerte alle revolutionären und contrerevolutionären Stürme, von denen die Kirche von England heimgeſucht wurde. Nur das Patronatsrecht, welches das Grundgeſetz von 1690 (revolution settlement) abgeſchafft hatte, wurde durch königl. Gewalt wiederhergeſtellt (1712). Der kirchliche Unabhängigkeitsſinn des Volks machte in erfolgloſen Proteſtationen ſich Luft, bis endlich zeitweiſe die Gemäßigten (moderates) die Oberhand behielten. Erſt der neuerwachte puritaniſche Eifer des 19. Jahrh. regte die Forderung unbedingt freier kirchlicher Wahlen abermals auf. Die Generalverſammlung von 1834 forderte den Wahlen der Patrone gegenüber für die Gemeinden ein Veto. Als auch dieſes nicht eingeräumt ward, kam es ſeit 1843 zur förmlichen Kirchenſpaltung und zur Begründung der Schottiſchen Freikirche (Free Church), welche ihre volle Unabhängigkeit vom Staate und den Grundherren durch den Verzicht auf alles Kirchengut der Staatskirche und durch unglaubliche freiwillige Opfer zur Begründung eines neuen Kirchenweſens erkaufte. Neuerdings ſind in der Schottiſchen Kirche noch weitere Spaltungen hervorgetreten, welche durch Verfaſſungsfragen hervorgerufen wurden.

Schottiſche Philoſophie oder Schottiſche Schule nennt man die Lehre einer Anzahl in Schottland geborener und lehrender Philoſophen, die ſich beſonders mit Moral und Pſychologie beſchäftigt haben. In der erſten Beziehung bildeten F. Hutcheſon (ſ. d.), R. Price (1723—91), A. Ferguſon (ſ. d.) und A. Smith (ſ. d.) einen wichtigen Gegenſatz gegen die egoiſtiſche, blos auf Genuß gerichtete Moral der franz. Schule des 18. Jahrh., indem ſie Wohlwollen und Sympathie als die Grundlage der Moral und den Unterſchied zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Tugend und Glückſeligkeit auseinanderſetzten und geltend machten. In der zweiten Beziehung wurde der Skepticismus des David Hume (ſ. d.) die Veranlaſſung zu einer entgegengeſetzten Theorie des geſunden Menſchenverſtandes (common sense) bei Thomas Reid, James Beattie, James Oswald, Dugald Stewart und Thomas Brown. Dieſe Männer ſuchten jenen Skepticismus dadurch zu überwinden, daß ſie gewiſſe, im Gemeingefühl gelegene und die Erfahrungsthatſachen ergänzende Grundſätze alles Erkennens annahmen, welche für eine Erkenntnißlehre auf dem Wege einer pſychol. Analyſe ſicherzuſtellen ſeien. Zu ſolchen gehören nach Thomas Reid unter andern die Vorausſetzungen, daß jede Empfindung ein empfundenes Object anzeige, daß die Dinge in Wirklichkeit ſo ſeien, wie wir ſie wahrnehmen, daß die Naturgeſetze unveränder-

lich ſeien, und daß jedes Entſtehen eine Urſache habe. Die Schottiſche Philoſophie erwarb ſich in Deutſchland im vorigen Jahrhundert auf die vor Kant herrſchende Popularphiloſophie einen großen Einfluß, welchen ſie durch Kant einbüßte. In Frankreich waren es in dieſem Jahrhundert vorzüglich Royer-Collard und Jouffroy, welche aufs neue an ſie anknüpften. In England bildet die Schottiſche Philoſophie noch heute die Grundlage, auf welcher die meiſten Neuern, wie James Mackintoſh, William Hamilton und John Stuart Mill, unausgeſetzt fortgearbeitet haben.

Schottiſche Zeuge heißen ſolche Gewebe, welche bunte und lebhafte Farben in Streifen, vorzüglich aber in gewürfelten (carrirten) und gegitterten Muſtern darbieten. Dergleichen gehören bei den Einwohnern Schottlands zur Nationaltracht, und es unterſcheiden ſich dort die Angehörigen der verſchiedenen Stämme (Clans) durch hergebrachte feſtſtehende Farbenzuſammenſtellungen. — Schottiſche Teppiche ſind buntgemuſterte Fußdeckenzeuge, welche aus drei aufeinanderliegenden und durch das Weben miteinander verbundenen Schichten leinwandartigen Stoffs beſtehen, worin Kette und Einſchuß Wollengarn ſind.

Schouw (Joachim Friedr.), ausgezeichneter Naturforſcher, geb. 7. Febr. 1789 zu Kopenhagen, widmete ſich ſeit 1808 auf der dortigen Univerſität dem Rechtsſtudium, beſchäftigte ſich aber daneben eifrig mit Naturwiſſenſchaften, beſonders der Botanik. Nachdem er 1812 mit dem Botaniker Chr. Smith eine naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach Norwegen unternommen, trat er 1813 als Kanzliſt in den dän. Staatsdienſt. Nach der Rückkehr von einer abermaligen mehrjährigen wiſſenſchaftlichen Reiſe in Deutſchland, Frankreich und Italien habilitirte er ſich 1820 an der Univerſität zu Kopenhagen und wurde 1821 außerord., ſpäter ord. Profeſſor der Botanik und 1841 Director des Botaniſchen Gartens. Er ſtarb 23. April 1852. Seine Vorleſungen, beſonders über Botanik und phyſik. Geographie, die er theils an der Univerſität, theils in andern Kreiſen hielt, erfreuten ſich durch ihren lebendigen Vortrag der allgemeinſten Theilnahme. Unter ſeinen Schriften ſind von beſonderer Wichtigkeit: «Grundtræk til en almindelig Plantegeographie» (Kopenh. 1822; deutſch, Berl. 1823); «Skildring af Veirligets Tilſtand i Danmark» (Kopenh. 1826); «Beiträge zur vergleichenden Klimatologie» (Kopenh. 1827); «Europa. Phyſiſch-geogr. Schilderung» (deutſch, Kopenh. 1833; däniſch, 1832; 2. Aufl. 1835); «Tableau du climat et de la végétation d'Italie» (Bd. 1, Kopenh. 1839, mit Atlas); «Natur-Skildringer» (2 Thle., Kopenh. 1839—45; deutſch von Zeiſe, Lpz. 1851); «Prøver paa en Jordbeſkrivelſe» (Kopenh. 1851; deutſch von Seebold, Berl. 1851). Auch als polit. Charakter genoß S. bei ſeinen Landsleuten einer hohen Achtung. 1835 wurde er als Vertreter der Univerſität zum Mitglied der dän. Ständeverſammlung ernannt, der er 1835 und 1838 zu Roeskilde, 1836 zu Viborg präſidirte. Er war entſchieden den liberalen Anſichten zugethan und nahm beſonders an ſolchen Verhandlungen Antheil, die allgemeine ſtaatliche Reformen betrafen. Auch ſprach er ſich nebenbei über alle Gegenſtände des öffentlichen Lebens mit Freiſinnigkeit und Mäßigung beſonders in der von ihm herausgegebenen «Dansk-Ugeſkrift» (8 Bde., Kopenh. 1831—36; Fortſetzungen, 8 Bde., Kopenh. 1842—46) und «Dansk Tidskrift» (Kopenh. 1847—52) aus. In Bezug auf die ſchleſw.-holſtein. Frage nahm er den nationalen Standpunkt ein.

Schrader (Julius), Hiſtorien- und Porträtmaler, geb. 16. Juni 1815 zu Berlin, wurde von ſeinem Vater, einem Maler, unterrichtet und kam ſchon mit dem 14. J. auf die Akademie ſeiner Vaterſtadt, wo er raſch die Klaſſen durchlief und die ausgeſetzten Prämien erhielt. Dagegen concurrirte er 1835 ohne Erfolg um den großen Preis für Rom. Gleichwol verſchaffte ihm G. Schadow eine zweijährige Penſion für Düſſeldorf, wohin er 1837 abging und ſich unter die Leitung von Hildebrandt und ſpäter unter die von W. Schadow ſtellte. Seine Hauptarbeiten während dieſer Zeit waren: Kaiſer Friedrich II. und Peter von Vineis (vom düſſeldorfer Kunſtverein angekauft; geſtochen von Steifenſand) und Papſt Gregor VII. und Cenci. Noch mit einer Wiederholung des letztern Bildes beſchäftigt, erhielt er auf der Ausſtellung von 1844 in Berlin den großen Preis für Geſchichtsmalerei und eine dreijährige Penſion für Rom, wohin er ſich 1845 begab. Die Hauptleiſtung während ſeines dortigen Aufenthalts war «Die Uebergabe von Calais», ein Bild, das große Anerkennung fand und dem Künſtler die Mitgliedſchaft der Akademie zu Berlin eintrug. Es folgte dieſem: Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Kollin (im Muſeum in Leipzig), die Tochter Jephtha's (in der Galerie zu Königsberg), Wallenſtein und Seni. Den höchſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeinen Tod Lionardo's (1851). S. wurde hierauf zum Profeſſor und Mitgliede des akademiſchen Senats ernannt. Wie vollkommen er auch die Technik der Freſcomalerei beherrſcht, zeigte er durch ſeine Arbeiten in der königl. Schloßkapelle und in dem großen Wandgemälde im Neuen Muſeum: die Einweihung der Sophienkirche in Konſtantinopel durch Kaiſer Juſtinian (1853). Auch S.'s ſpätere Staffeleibilder:

Karl's I. Abschied von seiner Familie, Esther vor Ahasver (1856), die nachtwandelnde Lady Macbeth (1860), Cromwell am Sterbebette seiner Tochter (1864; im Museum zu Köln), Philippine Welser vor Ferdinand I. (1864), haben große Aufmerksamkeit erregt. Desgleichen ist er als Maler von Bildnissen mit Recht sehr beliebt und gesucht. Dieselben entstehen in großer Anzahl, neben Darstellungen aus dem Genre und der histor. Anekdote, zwischen den größern geschichtlichen Bildern. Seine Porträts von Alexander von Humboldt und Peter von Cornelius gehören zu den Meisterwerken dieses Gebiets. S. ist vor allen ein glänzender Colorist, der keine Schwierigkeiten kennt, dazu in der Zeichnung des Nackten und der Draperie Meister, in der Kenntniß des Costüms wohlbewandert.

Schraffirung, vom ital. sgraffiare, nennt man die Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch nebeneinandergesetzte oder sich durchkreuzende Striche, wobei die Striche vom Dunkelsten gegen das Helle zu immer feiner werden. In der Heraldik bezeichnet man mit S. die Art und Weise der Andeutung der Wappenfarben, welche an die Stelle der früher üblich gewesenen Planetenzeichen getreten ist. Die Erfindung der S. gehört jedenfalls Frankreich an; sie kam im 17. Jahrh. in allgemeine Aufnahme. Der eigentliche Erfinder ist unbekannt, obgleich sich Laeolombière in dem «Recueil de plusieurs pièces et figures d'armoiries» (Par. 1639) als solchen nennt, auch angibt, daß er seine Manier dem Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgetheilt habe, der sie auch in den «Tesserae gentilitiae», die bereits 1638 erschienen, angewendet habe. So viel ist gewiß, daß die Idee der S. bereits in der «Pompa funebris Alberti Pii Austriaci» (Brüss. 1623) vorkommt. Was die S. selbst betrifft, so besteht sie in einzelnen Zeichen, Linien u. s. w. für die verschiedenen Farben. Laeolombière, der sieben Farben angenommen hatte, bezeichnet Gold mit Punkten; Silber ohne Zeichen; Blau durch wagerechte Linien; Grün durch schräge Linien von rechts nach links; Purpur durch schräge Linien von links nach rechts; Roth durch senkrechte Linien; Schwarz durch sich kreuzende Linien. Die spätern S. zur Bezeichnung der Wappenfarben, welche seltener vorkommen, sind theils die Erfindung des Professors Rink in Altdorf, theils durch die Engländer eingeführt.

Schraube heißt ein Cylinder, auf welchem in gleichmäßig ansteigenden Windungen (den Schraubengängen) rippenförmige Erhöhungen herumlaufen, das sog. Schraubengewinde. Dazu gehört als wesentlich und unentbehrlich eine Schraubenmutter, d. h. ein Stück mit cylindrischer Höhlung, an deren Wand ähnliche Gewindgänge angebracht sind, um zwischen jene der S. (Schraubenspindel) einzugreifen. Die Wirkung des Gewindes besteht darin, daß eine der Spindel oder der Mutter ertheilte Drehbewegung unmittelbar eine entsprechende geradlinige Fortschreitung zur Folge hat. Die Mechanik betrachtet das Schraubengewinde als eine an der Cylinderfläche herumgelegte schiefe Ebene (s. Schiefe Ebene) und führt demgemäß die Berechnung des Kräfteverhältnisses an der Schraube auf die schiefe Ebene zurück. In der Ausführung sind die S. äußerst mannichfaltig: nach ihrem Material (eiserne, messingene, hölzerne u. s. w.); nach der Feinheit ihrer Gewinde; nach der Gestalt der Gewindgänge (dreieckige oder scharfe, runde, flache Gewinde); nach der Richtung des Gewindes (rechte und linke S.); nach der Anzahl selbständiger Gewinde auf einer und der nämlichen Spindel (einfache, doppelte, dreifache bis achtfache S.). Die S. dient zur Vereinigung der Bestandtheile an zahllosen Gegenständen aus Holz, Metall u. s. w. (Verbindungsschrauben und Schraubenbolzen, welche mittels eigener Werkzeuge [Schraubenzieher und Schraubenschlüssel] ein- und ausgeschraubt werden); um verschiebbare und sonst bewegliche Maschinentheile u. s. w. vorübergehend zu befestigen oder einzuklemmen (Druckschrauben, Klemmschrauben); zur Ausübung von Druck bei Pressen, Schraubstöcken u. dgl. m.; um Maschinenbestandtheile, welche ihren Ort öfters verändern müssen, genau nach Erforderniß einzustellen (Stellschrauben); um Bestandtheile einen längern Weg mit geringer Geschwindigkeit fortzubewegen (Führungsschrauben); um Messungen oder Eintheilungen zu veranstalten (Mikrometerschrauben). Die Verfertigung der S. gehört zu den wichtigsten Aufgaben der praktischen Mechanik, deren Lösung, wenn es sich dabei um die höchste Genauigkeit und Regelmäßigkeit des Gewindes handelt, eigenthümlichen Schwierigkeiten unterliegt, und wozu es eine Menge verschiedenartiger Werkzeuge und Maschinen gibt. Ueber die S. als Schiffsmotor, s. Propellerschraube.

Schraubenschiff, s. Dampfschiff und Propellerschraube.

Schrandolph (Johann), Geschichtsmaler, geb. zu Obersdorf im Algäu 1808, lernte in seiner Jugend das Schreinerhandwerk beim Vater, dem er mehrere Jahre zur Seite stand. Zugleich übte er sich, ebenfalls nach des Vaters Beispiel, im Zeichnen und in der Oelmalerei, bis er 1825 das Handwerk niederlegte und die Kunstakademie zu München bezog. Unter Schlot-

hauer's Leitung bildete er sich weiter aus und übte sich unter Cornelius in der Glyptothek in der Frescomalerei. Doch seinem ganzen Wesen nach der religiösen Malerei zugethan, wandte er sich zu H. Heß und half diesem bei den Fresken in der Allerheiligenhofkapelle und der Bonifacius-Basilika zu München. In der letztern kommen schon eigene Compositionen von ihm vor. Neben Fischer und Stöckel lieferte er dann die Cartons zu den Glasgemälden der auer Pfarrkirche. 1844 wurde er von König Ludwig mit der großartigen Aufgabe betraut, den Dom zu Speier vollständig auszumalen. Der Künstler begab sich zunächst nach Italien, kehrte im folgenden Jahre mit den Entwürfen zurück und machte sich an die ungeheuere Arbeit der Ausmalung dieser Kirche, die 445 F. lang und über 100 F. hoch ist. 1853 war diese bedeutsamste Aufgabe der monumentalen Malerei unserer Zeit fertig. Es sind Reihen von Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente, die durch viele architektonische Abschnitte in Gruppen und Felder eingetheilt werden, und wobei sich S. mit verständigem Eingehen an die Architektur des Doms angeschlossen hat. Das Ganze ist auf Goldgrund ausgeführt und macht durch Reichthum, Harmonie, Schönheit der ornamentalen Theile und glückliche Verbindung der figürlichen Darstellungen einen sehr würdevollen und großen Eindruck. Die Steinigung des Stephanus daraus stach Burger. Eine Photographie des Ganzen auf Grund der in Speier aufbewahrten Cartons hat Albert in München unternommen. Tiefe und Zartheit der religiösen Empfindung, Einfachheit und Ernst, der Charakter dieser Fresken, findet sich auch in S.'s Oelgemälden, deren er manche für Altäre malte. In der Neuen Pinakothek zu München sieht man von ihm, neben kleinern Bildern, die Himmelfahrt Christi, ein herrliches Bild von großen Dimensionen. Für das münchener Maximilianum malte er die Geburt Christi.

Schreck (pavor) heißt eine herabstimmende, lähmende Einwirkung, welche der Geist durch plötzliche Wahrnehmung gefahrdrohender Dinge oder Zustände erfährt. Die Wirkung des S. auf den Organismus ist bald geistig-körperlich lähmend (z. B. das Herz), starr und unthätig machend, bald führt sie zu Reflexbewegungen (Krampf), bald zu einer mehr oder weniger unwillkürlichen Anstrengung zum Fliehen. Die durch das Erschrecken entstandenen Krampfformen (Epilepsie, Veitstanz, Asthma u. s. w.) haben das Eigenthümliche, daß sie regelmäßig wiederkehren können, zu Gewohnheitskrämpfen werden und dann unheilbar bleiben. Das Aufschrecken der Kinder im Schlafe ist eine gewöhnliche, in der Regel ganz bedeutungslose Erscheinung. Bei gesunden Erwachsenen kommt Aufschrecken während des Einschlafens oft vor nach Ueberanstrengung, nach Ueberladen des Magens, vorzüglich aber nach dem Rauchen zu starken Tabacks vor dem Niederlegen. Das Aufschrecken Fieberkranker aus ihrem bewußtlosen Zustande kann meist als ein übles Zeichen betrachtet werden.

Schreibekrampf oder Mogigraphie besteht in krampfhaften Bewegungen der Finger oder der Hand, welche nur dann eintreten, wenn die Hand die Stellung wie beim Schreiben einnimmt, also beim Erfassen der Feder. Aehnliche Zustände sind beobachtet worden bei manchen andern Beschäftigungen (bei der Schuhmacherarbeit, beim Melken). Der S. beruht auf einer krankhaften Erregung der zu den Muskeln der Finger tretenden Nervenfasern, kommt viel häufiger bei Männern als bei Frauen vor, namentlich bei solchen, welche viel schreiben (Schreiber, Beamte, Lehrer, Kaufleute u. s. w.). Die Ursachen sind nicht näher bekannt. Doch ist die Krankheit erst seit der Einführung der Stahlfedern wahrgenommen worden, und man vermuthet, daß der Gebrauch zu harter Federn Anlaß der Erscheinung sein könnte. Der S. ist in der Regel nicht heilbar. Manche Kranke, welche mit der linken Hand zu schreiben lernten, bekamen den Krampf auch in dieser. Die Benutzung weicher (Gänse-) Federn hat sich als erfolglos erwiesen. Apparate, vermittels welcher die Kranken schreiben, ohne den Fingern die gewöhnliche Schreibestellung geben zu müssen, leisten eine Zeit lang gute Dienste.

Schreibekunst ist die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen auf Papier oder eine andere Masse seine Gedanken mitzutheilen. (S. Schrift.) Die erste Grundlage der S. waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten aufbewahrte, und aus denen wol später die Hieroglyphen (s. d.) entstanden sind. Als eigentliche Erfinder der Buchstabenschrift, welche die Töne der Rede, nicht die Vorstellung oder Sache, wie die Bilderschrift, bezeichnet, nennt man die Phönizier. Von diesen kam sie, nach der Sage schon durch Kadmus, zu den Griechen; doch kann die eigentliche Buchstabenschrift nicht viel über das Solon'sche Zeitalter hinaufgerückt werden. So lernten sie die Etrusker und Römer kennen. Man schrieb zuerst auf Stein, Blei, Erz, Baumrinde, dann im 3. Jahrh. v. Chr. auf den ägypt. Papyrus, auf Baumwollpapier seit dem 8. Jahrh. n. Chr. und seit dem 14. Jahrh. auf Leinen- oder Lumpenpapier. Vgl. Amelang, «Von dem Alterthume der S. in der Welt» (Lpz.

1800); Hug, «Erfindung der Buchstabenschrift» (Ulm 1801); Weber, «Versuch einer Geschichte der S.» (Gött. 1807). Mit der Herrschaft der Römer wurde die S. immer mehr verbreitet. In Deutschland waren anfangs die goth. Schrift, mit der Ulfilas in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. seine Bibelübersetzung schrieb, und die Runenschrift (s. Runen) bekannt. Letztere steht freilich auf dem Gebiete der S. ziemlich bedeutungslos da, und ihr Gebrauch zu Steininschriften beschränkt sich fast nur auf den Norden Europas, auf Dänemark und Schweden. Dagegen wurde bald das lat. Alphabet im Abendlande von den deutschen und roman. Völkern allgemein angenommen. Der Grund hiervon lag bei den german. Völkern darin, daß Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, und daß die deutsche Sprache noch zu rauh und an Worten sehr arm war. Erst im 9. Jahrh. fing man an sie zu schreiben, jedoch mit lat. Buchstaben. Ueberhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge, nicht blos mit lat. Schrift, sondern auch in lat. Sprache abgefaßt. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins 13. Jahrh., unter die Regierung Kaiser Friedrich's II.; andere nehmen den Zeitpunkt später an. Wie sehr sich aber auch die lat. Buchstaben im Abendlande veränderten, so ist doch überall die lat. Grundform geblieben und nur hier und da etwas unkenntlich geworden. Von kürzerer Dauer und gewissermaßen örtlicher Beschränkung waren einzelne Bildungen des lat. Alphabets, wie die merovingische Schrift vom 5. bis 8. Jahrh. in Frankreich und Deutschland, die westgothische vom 5. bis 11. Jahrh. in Spanien, die longobardische vom 7. bis 13. Jahrh. in Italien und die karolingische seit dem 8. Jahrh. in Frankreich, Deutschland und in Italien. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wol am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert. Ueber die Schönschreibekunst s. Kalligraphie; über Schnellschreibekunst s. Stenographie; über Geheimschrift s. Chiffrir- und Dechiffrirkunst.

Schreiber (Aloys Wilh.), deutscher Geschichtschreiber und Dichter, geb. 12. Oct. 1763 zu Kappel unter Windeck in Baden, besuchte das Gymnasium zu Baden und die Universität zu Freiburg und wurde 1784 Professor der Aesthetik an dem Gymnasium zu Baden. 1788 ging er nach Mainz als Hauslehrer bei dem Grafen von Westphalen. Später lebte er in Rastadt zur Zeit des Congresses und kam 1799 wieder als Lehrer an das inzwischen in ein Lyceum umgewandelte Gymnasium in Baden. 1805 wurde er Professor der Aesthetik an der Universität zu Heidelberg, wo er mit J. H. Voß und dessen Sohne Heinrich in naher Beziehung lebte. Der Unfug, der damals mit Poesie und Mystik getrieben wurde, gab S. die Veranlassung zu seiner «Comoedia divina», die bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen erregte und confiscirt wurde. Als Baggesen nach Heidelberg und damit in die bei Voß gehaltenen Abendgesellschaften kam, fertigte man hier zum Zeitvertreib Gedichte, die Baggesen ohne Vorwissen der übrigen unter dem Titel «Der Karfunkel oder Klingklingelalmanach» (Tüb. 1810) herausgab. Dieser Almanach erregte ungemeines Aufsehen, und auch S. mußte darüber von seinen Collegen an der Universität mancherlei erdulden. Indessen hatte sich sein Wirkungskreis erweitert, indem er nach Saalfeld's Weggange die Vorlesungen über Naturrecht und Staatsrecht übernahm. In neue Unannehmlichkeiten sah er sich aber durch die «Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden» (Heidelb. 1811) verwickelt, in der er die Universität gehöhnt haben sollte. Müde der Quälereien, hielt er 1812 um die seit Posselt's Tode ertedigte Stelle eines bad. Historiographen an. Sein nächster Auftrag war hier, eine «Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen» (Karlsr. 1815), den er auch in musterhafter Weise löste. Uebrigens hielt S. in der Residenz vielbesuchte Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte. Nach einem 13jährigen Aufenthalt in Karlsruhe wurde er unerwartet pensionirt und wählte nun Baden zum Aufenthaltsort, wo er nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold seine Vorlesungen fortsetzte. Er starb 21. Oct. 1841. Von seinen zahlreichen Schriften sind außer mehrern über Baden-Baden noch anzuführen: «Geschichte und Beschreibung Heidelbergs und seiner Umgebungen» (Heidelb. 1811); «Der Rhein, ein Handbuch für Reisende» (Heidelb. 1812; 5. Aufl. 1841), ein in dieser Gattung vortreffliches Werk; «Poetische Werke» (3 Bde., Tüb. 1817—18); «Sagen aus den Gegenden des Rhein und des Schwarzwaldes» (2. Aufl., Heidelb. 1829); «Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen» (Heidelb. 1839); «Erzählungen und Novellen» (2 Bde., Stuttg. 1833) und «Novellen» (2 Bde., Karlsr. 1839). Das von ihm 1816 gegründete Taschenbuch für deutsche Frauen, «Cornelia», setzte er bis 1840 fort.

Schreiber (Heinrich), Geschichtschreiber und Theolog, geb. zu Freiburg i. Br. 14. Juli 1793 und auch hier gebildet, wurde nach vollendeten theol. und philol. Studien und nachdem er 1815 die Priesterweihe erhalten, als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt, um das

Digitized by Google

er sich seit 1822 als Director Verdienste erwarb. 1826 übernahm er die Professur der Moraltheologie an der Universität. Seine Vorlesungen fanden viel Theilnahme; doch hatte er von Anfange an mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und diese mehrten sich infolge des Erscheinens seines «Lehrbuch der Moraltheologie» (2 Bde., Freib. 1831—34). S. trug in diesem tüchtigen Werke mit Freimuth seine Ansichten gegen das Cölibatgesetz vor, was die ultramontane Partei benutzte, um namentlich die Orthodoxie des Autors in Frage zu stellen. Während andererseits die Ansichten S.'s großen Beifall fanden, wußten seine Gegner auch den Erzbischof Boll in ihr Interesse zu ziehen. Der Erzbischof verlangte von S. zunächst das Versprechen, daß er sich in seinem Lehramte jeglichen Angriffs gegen die lebenslänglich bindenden Gelübde und besonders gegen das Cölibatgesetz, überhaupt gegen kirchliche Institutionen enthalten wolle. S. gab dagegen eine offene Erklärung, worin er dieses Ansinnen ablehnte, und die Folge davon war, daß er 1836 durch Beschluß der großherzogl. Regierung seiner Lehrstelle an der theol. Facultät enthoben und ihm die Professur der histor. Hülfswissenschaften übertragen wurde. 1845 trat S. zur deutschkath. Kirche über, worauf er in den Ruhestand versetzt wurde. Von seinen theol. Werken sind noch anzuführen: «Allgemeine Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung» (2 Bde., Freib. 1829) und «Deutschkatholisches» (Freib. 1846). Unter seinen sehr zahlreichen Schriften histor. und antiquarischen Inhalts sind vor allem zu nennen: «Der deutsche Bauernkrieg» (3 Bde., Freib. 1863—66) und die verschiedenen Arbeiten über seine Vaterstadt, unter denen das «Urkundenbuch der Stadt Freiburg» (2 Bde., Freib. 1828—29), die «Geschichte der Stadt Freiburg» (4 Bde., Freib. 1857—58) und die «Geschichte der Universität Freiburg» (3 Bde., Freib. 1857—60) die bedeutendsten sind. Andere werthvolle Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde, besonders des südwestl. Deutschlands sind: «Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland» (5 Bde., Freib. 1839—46); «Denkmale der deutschen Baukunst des Mittelalters am Oberrhein» (Freib. 1826; 2. Aufl. 1829); «Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland» (Freib. 1842); «Die röm. Töpferei zu Riegel im Breisgau» (Freib. 1867) u. s. w.

Schreibfedern, s. Federn.

Schreibmalerei, d. h. Malerei mit der Feder, dankt ihren Ursprung den Schreibemeistern oder Schönschreibern, insbesondere einer Klasse derselben, welche bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst in Nürnberg vorzugsweise thätig waren und Modisten hießen. Sie suchten nicht blos schön zu schreiben, sondern auch ihre Schrift durch allerlei Farben, Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei: sie schrieben nämlich mit so kleinen Buchstaben, daß man solche kaum ohne Vergrößerungsglas lesen konnte. In dieser Beziehung war es namentlich gewöhnlich, das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., auf den kleinsten Raum zu schreiben und in Ringe fassen zu lassen. Der Gebrauch dieser Schrift erhielt sich im 17. bis zu Anfang des 18. Jahrh. Man findet noch in Bibliotheken und Bildercabineten ganze Bildnisse mit Einfassungen, die aus ganz kleiner Schrift bestehen, welche die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben oder biblische Stellen enthält. Da diese Arbeit mit vieler Mühe verbunden war, so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum und fertigten zu Verzierungen ihrer Schriften, besonders zu Anfang und am Ende derselben, mit der Feder namentlich architektonische Verzierungen, wie Tempel, aber auch ganze Landschaften u. dgl. Der bessere Geschmack hat jedoch sowol die Kleinschreiberei als auch die eigentliche S. in Vergessenheit gebracht. — Versteht man unter S., wie dies öfters geschehen, die Verbindung der eigentlichen Malerei mit der Schreibekunst, so ist der Ursprung derselben weit früher zu suchen. Denn schöngemalte Initialen finden sich z. B. schon im 9. Jahrh. Den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte diese Art von S. in Italien im 15. Jahrh., wo die Vorbilder alter, namentlich griech. Kunst auf die Malerei und mithin auch auf die S. Einfluß äußerten. Daher finden sich z. B. in ital. Missalen des 15. Jahrh. die schönsten und gelungensten Initialen. Doch artete die Kunst mitten in ihrem Geburtslande sehr bald aus, und die abenteuerlichsten Figuren, Affen, Vögel u. s. w., mußten den Grundzug zu den Initialen hergeben, eine Entartung des bessern Geschmacks, die sich lange noch auch durch die xylographischen Producte des 15. und 16. Jahrh. hindurchzog.

Schrenck (Karl, Freiherr von), bair. Staatsmann, geb. 17. Aug. 1806 zu Wetterfeld, der Sohn des bair. Justizministers Sebastian von S., studirte die Rechte und erhielt seine erste Anstellung 1834 als Landgerichtsassessor in Landshut, von wo er 1838 als Regierungsrath in das Ministerium des Innern kam. 1845 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten der Pfalz. Allein schon im Mai 1846, als sein Vater als Justizminister in Pension

trat, wurde er vom König Ludwig zu dessen Nachfolger ernannt und ihm zugleich das neuerrichtete Cultusministerium übertragen. Im Febr. 1847 unterzeichnete er jedoch mit drei seiner Collegen das bekannte Memorandum an den König Ludwig wegen der Lola Montez und sah sich hierauf, als der König alle Minister entließ, zunächst zum Regierungspräsidenten der Oberpfalz ernannt, aber schon nach sechs Wochen ungnädig in den Ruhestand versetzt. 1848 gelangte S., in einem bair. Wahlkreise erwählt, in die deutsche Nationalversammlung, wo er sich jedoch keineswegs bemerklich machte. König Maximilian ernannte ihn 1849 zum Präsidenten der Regierung von Niederbaiern. 1850 wurde er als Gesandter an den reactivirten Bundestag geschickt, in welcher Stellung er die Politik des Ministeriums Pfordten vertrat. Als der König 1859 von der Pfordten entließ, um «Frieden mit seinem Volke zu haben», erhielt S. den Auftrag, das neue Ministerium zu bilden. Die Liberalen begrüßten ihn als einen Mann von strengem Rechtssinn. S. behielt sich in dem neuen Cabinet Neumayer-Mulzer die Departements des Aeußern und des Handels vor. Während dieses Ministerium in den innern Angelegenheiten günstige Resultate erzielte, hatte die Politik S.'s nach außen hin nur sehr zweifelhafte Erfolge. Bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze zwischen Oesterreich und Preußen stellte er sich auf des erstern Seite und suchte die deutschen Mittelstaaten zu einer einheitlichern Haltung in diesem Sinne zu bestimmen. In der schlesw.-holstein. Sache neigte er auf die nationale Seite, ohne es doch zu einer That bringen zu können. In der seit 1862 schwebenden Frage des franz.-deutschen Handelsvertrags hielt er, obwol nach und nach immer mehr isolirt, so lange an der Opposition fest, bis er, durch ein preuß. Ultimatum gezwungen, Sept. 1864 nachgeben und zugleich auch abtreten mußte. Er ging wieder als Gesandter an den Bundestag, den er 1866 nach Augsburg begleitete, und dessen letzten Sitzungen er, nach Abreise des österr. Gesandten, präsidirte. Seitdem ist er Staatsrath und lebenslängliches Mitglied des Reichsraths.

Schrepfer (Joh. Georg), nicht Schröpfer, wie er gewöhnlich geschrieben wird, ein Betrüger, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. großes Aufsehen machte, war zu Nürnberg 1730 geboren und früher preuß. Husar. Nachdem er 1768 in Leipzig ein Kaffeehaus eröffnet, spielte er eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommnen, wenn man bete, faste, Buße thue und so durch gehörige Präparation selbst mit dem höchsten Wesen in innigere Gemeinschaft käme. In der Loge verursachte sein Benehmen Unruhen. Er gerieth mit ihrem Vorsteher in Streit, und ein Pasquill, das er auf denselben machte, zog ihm eine Injurienklage und manche andere Unbesonnenheit öffentliche Beschimpfung zu. Am Ende mußte er Leipzig bankrott verlassen. Desto mehr Aufsehen erregte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Wahrscheinlich war er mit seinen Gaukeleien nur das Werkzeug einer im Finstern wirkenden Partei, die ihn nachher fallen ließ. Unter ihrem Schutz kehrte er nach Leipzig zurück und errichtete daselbst eine sogenannte schott. Loge für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten u. s. w. die Haupteeremonien bildeten. Viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberst von Steinbach in franz. Diensten und der Sohn eines franz. Prinzen sei. Bei alledem hatte er sich endlich so verstrickt, daß er sah, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8. Oct. 1774 ging er mit vier seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Ueberlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache. Indessen hatte er das Gaukelspiel bis zum letzten Augenblick getrieben. In einem hinterlassenen Billet drohte er, daß jeder, den er riefe, ihm würde im Tode nachfolgen müssen; zu Weihnachten aber könnte jeder Gläubiger erwarten, von unbekannter Hand befriedigt zu werden. Die Ruhe und Besonnenheit, die Art, wie er zum Tode ging, imponirte wenigstens seinen Anhängern.

Schreyvogel (Jos.), als Schriftsteller unter dem Namen West (Thomas oder Karl August) bekannt, geb. zu Wien 1768, studirte daselbst und hielt sich dann mehrere Jahre in Jena auf, wo er an verschiedenen Zeitschriften theilnahm, bis er 1802 an Kotzebue's Stelle kaiserl. Hoftheatersecretär in Wien wurde. Diese Stelle legte er nieder, als er 1804 ein Kunst- und Industriecontor errichtete. Nachdem er dasselbe 1814 abgegeben, trat er in die fast bis an seinen Tod bekleideten Aemter als Theatersecretär und Dramaturg ein. Er konnte hier ziemlich selbständig walten, und so ist die Blüte und der Ruhm des Burgtheaters fast ganz als sein Werk zu betrachten. Namentlich stellte er das Repertoire mit Umsicht her, bereicherte es auch durch musterhafte Bearbeitung span. Dramen, unter denen «Don Gutierre» und «Das Leben ein Traum» nach Calderon und «Donna Diana» nach Moreto am bekanntesten wurden. Seine

eigenen Dichtungen sind, wie seine prosaischen Darstellungen, correct und elegant, aber ohne höhern Werth. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in vier Bänden (Braunschw. 1828—29). Eine Aenderung in der Oberleitung der kaiserl. Bühnen führte gegen seinen Wunsch im Mai 1832 seine Pensionirung herbei. Er starb 28. Juli desselben Jahres an der Cholera.

Schrift nennt man die sichtbaren Zeichen, welche ganzen Worten oder einzelnen Lauten bestimmter Sprachen zu entsprechen und diese für das Auge zu fixiren bestimmt sind. Alle S. der Völker gingen von Bilderschrift aus, wo jedes Zeichen einen Gegenstand abbilden soll, und von Wortschrift, wo jedes Bild einem ganzen Worte entsprach. Die Entwickelung der S. liegt in dem Fortschritte von der Wortschrift zur Silbenschrift, endlich zur Buchstabenschrift, womit zugleich nothwendig eine Vereinfachung der Zeichen in der Form und in der Zahl verbunden ist. Man kennt nur drei Schriftquellen, die voneinander unabhängig gewesen zu sein scheinen, die chinesische S., die westasiat. Urschrift, auf die man die verschiedenen Keilschriften zurückführen muß, und die ägypt. Hieroglyphenschrift, deren Umbildung in die hieratische und demotische Cursivschrift wir kennen. Alle semitischen, europäischen und ähnlichen S. in Asien und Afrika sind aus einer der beiden letztern hervorgegangen. Die älteste Richtung der S. war überall von oben nach unten in Columnen und von rechts nach links. Erst später, hauptsächlich durch das Schreibmaterial bedingt, tritt die horizontale Richtung und vornehmlich bei den indogerman. Völkern von links nach rechts ein.

Schriften oder Lettern, auch Typen, nennt man in den Druckereien die verschiedenen Schriftsorten, die nach der Größe sowie nach dem Schnitt der Buchstaben unterschieden werden. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Bezeichnungen nach der Größe des Körpers, des sog. Kegels, sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Bourgeois, Garmond (eigentlich Garamond, so benannt nach ihrem Erfinder, dem berühmtesten Schriftschneider Frankreichs im 16. Jahrh.) oder Corpus, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial. Alle deutschen S. nennt man Fractur, die lateinischen Antiqua und unterscheidet dann Perlfractur, Perlantiqua u. s. w. Dasselbe geschieht auch bei den S. für andere Sprachen, wie z. B. Griechisch (Perlgriechisch u. s. w.), Hebräisch u. s. w. Die schiefstehende Antiqua oder Curfiv (bei den Franzosen Italique genannt) wurde von Aldus Manutius (s. d.) in Venedig erfunden. Die Schwabacher Schrift, so genannt nach ihrem Erfinder, dem Schriftgießer Schwabach, ist eine nach altgoth. Art gebildete Fracturschrift. Außer vielen Nuancirungen goth. Schriften gibt es eine große Anzahl von Titel- und Zierschriften in verschiedenem Ductus (schmal, breit, mager, halbfett, fett u. s. w.). Im technischen Sinne gehören zu den S. auch die Ziffern und Interpunctionszeichen sowie die Spatien, Quadrate, Halbquadrate und Schließquadrate, wodurch im Satze Worte oder Zeilen voneinander getrennt oder die sog. Auslaufzeilen ausgefüllt werden.

Schriftgießerei. Die Erfindung der Buchdruckerkunst schloß, strenggenommen, die der S. in sich ein. Denn sobald man dahin gekommen war, geschnittene Holzplatten zu einzelnen Buchstaben zu zertheilen und diese als bewegliche Typen zum Satze zu verwenden, mußte man auch darauf denken, sehr viele und gleichmäßige Typen auf bequemere Weise anzufertigen, und dazu lag natürlich der Guß am nächsten. Schon Pet. Schöffer wendete 1452 dieses Verfahren an. Sowie die Erfindung der Buchdruckerei eine echt deutsche ist, so sind es auch Deutsche gewesen, welche dieselbe zuerst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachten, denn Arn. Pannarz und Konr. Schweinheim erfanden 1467, während man bis dahin nur deutsche (gothische) Lettern verwendet hatte, in Rom die jetzt noch gebräuchliche lateinische, die Antiquaschrift. Das erste Erforderniß zu einer Schrift sind die Stempel, mittels deren die Formen zum Gusse der Lettern oder Schriften (s. d.) erzeugt werden. Die ersten und besten Stempelschneider waren in Nürnberg, und man ließ sich für die neuanzulegenden Gießereien die Abschläge der Schriften von dort kommen. In Leipzig wurde die erste S. 1656 von Hahn gegründet, welche nachher an Janson überging, und aus der die berühmte Eberhard'sche entstand; diese aber ebenso wol als die damals gleichzeitig bestehende hatte Stempel von Nürnberg. Erst Müller legte sich auf die Stempelschneiderei, und als er ziemlich jung starb, kamen seine Stempel und seine Gießerei durch Heirath seiner Witwe 1719 an Bernh. Christoph Breitkopf, dessen Sohn, Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf (s. d.), später als der eigentliche Schöpfer der leipziger Typographie sich auszeichnete. Die ausgezeichnetsten S. der neuern Zeit sind die von Bodoni, Elzevier und Stephanus, Baskerville, Didot, Zink und Schmidt. Gegenwärtig genießen die Schriften der Gießereien von Breitkopf und Härtel und F. A. Brockhaus in Leipzig, Schelter und Giesecke in Leipzig

und Wien, Dresler in Frankfurt a. M., Hänel in Berlin, Haase und Söhne in Prag und der Staatsdruckerei in Wien eines hohen Rufs.

Was die Technik der S. betrifft, so geschieht der Guß in Formen, den sog. Gießinstrumenten, welche man für die verschiedenen Lettern einer und derselben Schriftart weiter und enger, je nach der Breite der Lettern, machen und die eigentlichen Schriftformen, die Matrizen, verändern kann. Die letztern bestehen aus einem Stückchen Kupfer, in welchem mittels des vorher geschnittenen stählernen und gehärteten Stempels (Patrize) die Form der Letter vertieft abgeschlagen ist, und welche dann justirt wird. Diese Matrize wird nun zuerst in das Instrument gesetzt und dessen einzelne Theile dann nach der Schrifthöhe und der Breite des Buchstabens durch Schrauben festgestellt. In die auf solche Weise nach und nach für jeden einzelnen Buchstaben vorbereitete Form gießt nun der Arbeiter das geschmolzene Schriftgut, eine Mischung von Blei mit Antimon, welcher oft auch Zinn und Kupfer zugesetzt wird, worauf er die Form öffnet, die Letter auswirft und das Instrument dann wieder zum Guß schließt. Von dem gegossenen Buchstaben wird nun der Anguß abgebrochen, der an den Kanten vorstehende Grad auf einem Sandsteine abgeschliffen und eine ganze Reihe solcher Buchstaben in dem Bestoßinstrumente genau abgeglichen, welches mittels eines sehr genau stellbaren Hobels geschieht, sodaß alle Buchstaben genau gleiche Höhe erhalten. Dann werden sie vollends bestoßen und in Packete zur Ablieferung gesetzt. Die ganz großen Buchstaben, wie man sie zu Placaten und Anzeigen braucht, wurden ehemals in Sand, später in Gips geformt und gegossen. Pfnorr in Darmstadt hat dazu eigens construirte Fallwerke, sog. Clichirmaschinen, erfunden, wo das Metall in die Formen getrieben wird. Auch auf dem Wege der Galvanoplastik lassen sich sehr gute Matrizen für die S. erzeugen, welche sehr scharfe Lettern geben. Da das Gießen der einzelnen Lettern immer noch sehr zeitraubend war, kam man auf den Gedanken, Maschinen zu bauen, welche diese Arbeit schneller und in derselben Güte machen sollten. Applegath in London und andere construirten dergleichen Maschinen, die aber sämmtlich ihrem Zweck nicht entsprachen. Endlich wurde in Amerika auf eine solche Maschine ein Patent genommen, nach welcher E. Hänel in Berlin Maschinen baute. Dies Modell war es, welches in der Mechanischen Werkstätte von F. A. Brockhaus in Leipzig so wesentlich umgewandelt und verbessert wurde, daß die jetzt vielfach eingeführte ganz neue Schriftgießmaschine daraus entstand, mittels deren ein gewöhnlicher Handarbeiter in der Stunde 1500—2000 ganz fehlerfreie Buchstaben gießen kann. Die Lettern werden sehr scharf und gewähren noch nebenbei den Vortheil, sowol für den Käufer als für die, welche mit den gesetzten Formen umgehen müssen, daß sie bedeutend leichter sind, indem sich stets in ihnen ein hohler Raum bildet. Die Maschine besteht zunächst in einem kleinen Kessel, der über einem Ofen steht, und in welchem sich eine sehr einfach construirte kräftige Druckpumpe befindet, welche durch eine Kurbel an der Maschine dergestalt in Betrieb gesetzt wird, daß sie in gewissen Zwischenräumen einen Strahl des in dem Kessel befindlichen geschmolzenen Metalls ausspritzt. In dem Augenblicke des Ausspritzens führt die Maschine durch Umdrehung derselben Kurbel das an einem Hebel befindliche Gießinstrument vor die Ausgußöffnung und drückt es dort fest an. Die Zeit zwischen zwei Ausspritzungen des Metalls wendet die Maschine dazu an, das Instrument von dem Kessel zu entfernen, zu öffnen, den fertigen Buchstaben auszuwerfen, das Instrument wieder zu schließen und gegen den Kessel anzudrücken. Alle diese Arbeiten werden durch die Bewegung einer einzigen Kurbel von einem gewöhnlichen Arbeiter verrichtet, der außerdem nur darauf zu sehen hat, daß die Ausgußöffnung und die Form stets rein sind. Für jeden Buchstaben wird das Instrument besonders vorgerichtet. Vgl. Henze, «Handbuch der S.» (Weim. 1844); Bachmann, «Die S.» (Lpz. 1867).

Schriftsässigkeit (neulat. schriftsassiatus). Den Fürsten, Grafen und Herren sowie den Stiftern und Städten, welche im Deutschen Reiche unmittelbar unter dem Kaiser standen und neben dem Gerichtsstande vor den höchsten Justizstellen auch die Reichstagsfähigkeit besaßen, entsprachen aus den nur landsässigen Freien die Prälaten, die Mitglieder der Ritterschaft und diejenigen Städte, welche zum Erscheinen bei den Land- und Hoftagen des Territorialherrn von alters her berechtigt waren. Sie erhielten den Namen Schriftsassen, weil ihnen das Einberufungsschreiben zu den Landtagen (die Missive) von dem Landesmarschallamte unmittelbar zugesendet wurde. Weiterhin erlangten zwar auch noch andere große Grundbesitzer die Landtagsfähigkeit, empfingen aber die Missive nur durch Vermittelung der Vogtgerichte, denen sie in ihren Rechtsangelegenheiten untergeben blieben, und hießen deshalb Amtsassen. Nachdem im Laufe der Zeit auch allen höhern Hof- und Staatsdienern der Gerichtsstand vor dem Hof- oder Oberhofgerichte oder dem Regierungscollegium bestätigt worden war, bezeichnete die S. nur das Privi-

legium, gleich in der ersten Instanz vor den höchsten Gerichten des Landes Recht zu nehmen, und man unterschied einen dinglichen und persönlichen Schriftsassiat. Jener kam den Besitzern schriftsässiger Güter, dieser den in solcher Weise ausgezeichneten Stiftern und Städten sowie den gesellschaftlich höher stehenden Personen zu. Mit der neuern Justizorganisation ist das betreffende, vielfach beschwerliche Vorzugsrecht fast allenthalben beseitigt worden.

Schröckh (Joh. Matthias), Kirchenhistoriker, geb. zu Wien 26. Juli 1733 von prot. Aeltern, erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Presburg, seit 1750 zu Kloster-Bergen bei Magdeburg und bezog dann 1752 die Universität zu Göttingen. Da sein Oheim, der damalige Professor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zum Mitarbeiter bei den von ihm herausgegebenen «Acta eruditorum» und den «Leipziger gelehrten Zeitungen» wählte, so entschied sich S. für das akademische Leben und trat 1754 als akademischer Docent zu Leipzig auf. Er erhielt 1762 eine außerord. Professur, nahm aber 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an, der er jedoch nicht gewachsen war. Eifrig fuhr er dabei fort, sich im histor. Gebiete heimisch zu machen, und als er 1775 die Professur der Geschichte erhalten hatte, widmete er sich ausschließend der Geschichte. An seinem 76. Geburtstage hatte er das Unglück, in der Bibliothek von der Leiter zu fallen und ein Bein zu brechen. Infolge davon starb er 2. Aug. 1808. Fleiß im Sammeln und Forschen, feines Gefühl für das Wahre, Treue und verständige Anordnung blicken aus allen seinen histor. Werken. Seine Sprache ist nicht erhaben, aber edel; sein Stil einfach, klar, leicht und belebt. Diese Vorzüge verschafften seinen Werken eine ungemeine Verbreitung, z. B. der «Weltgeschichte für Kinder» (6 Bde., Lpz. 1779—84 u. öfter, mit 100 Kupfern); den histor. Compendien, darunter die «Historia religionis et ecclesiae christianae» (7. Aufl. von Marheineke, Berl. 1829); der in einzelnen Darstellungen vortrefflichen «Allgemeinen Biographie» (8 Bde., Berl. 1767—91) und den «Lebensbeschreibungen berühmter Männer» (2 Bde., Lpz. 1789—91). Für Guthrie's und Gray's «Allgemeine Weltgeschichte» bearbeitete S. die ital., franz., niederländ. und engl. Geschichte (1770—76) mit einer Einsicht und Sorgfalt, die diesen Uebersetzungen den Vorzug vor dem Originale verschafft hat. Sein Hauptwerk ist jedoch die «Christl. Kirchengeschichte» (35 Bde., Lpz. 1768—1803; Bd. 1—14; 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825), woran sich die «Kirchengeschichte seit der Reformation» (10 Bde., Lpz. 1804—12) schließt, die vom neunten Bande an von Tzschirner fortgesetzt wurde. S. hat in diesem Werke in sehr umfassender, ebenso lehrreicher wie anziehender Weise ein zusammenhängendes Gemälde der Menschen und Begebenheiten gegeben, die seit 18 Jahrhunderten in der christl. Kirche Bedeutung erhielten. Eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters von Tzschirner enthält die «Kirchengeschichte seit der Reformation» (Bd. 10).

Schröder (Friedr. Ludw.), berühmter deutscher Schauspieler und Dramaturg, wurde 3. Nov. 1744 zu Schwerin geboren. Nachdem sich seine Mutter, nach dem frühen Tode seines Vaters, in Moskau 1749 mit Konr. Ernst Ackermann (s. d.) wieder verheirathet hatte, durchzog er mit seinen Aeltern Kurland, Preußen und Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf. Für seine Erziehung geschah nichts, und er war auf dem Wege, ein Taugenichts zu werden. Endlich kam er auf das Friedrichscollegium zu Königsberg, wo ihn die Aeltern, als sie sich vor den anrückenden Russen flüchteten, in ziemlich hülfloser Lage zurückließen. Sein Fleiß zog ihm zwar Lob, sein Muthwille aber die schärfsten Züchtigungen zu, und als seine Aeltern nichts mehr von sich hören ließen, wurde er aus der Anstalt entlassen und würde umgekommen sein, hätte nicht ein armer Schuster, der das leerstehende Schauspielhaus zu bewachen hatte, sich seiner erbarmt. S. half jetzt seinem Wohlthäter Schuhe flicken, hungerte mit ihm, gewöhnte sich aber auch den Branntwein an und würde vielleicht in Gemeinheit untergegangen sein, hätte nicht der zu jener Zeit berühmte Seiltänzer Stuart sich seiner angenommen und für seine geistige Ausbildung Sorge getragen. 1759 ließen ihn endlich seine Aeltern nach Deutschland nachkommen, wo er Kaufmann werden sollte. Da er aber wenig Lust hierzu zeigte, wurde er aufs neue seinen Aeltern, die sich damals in der Schweiz aufhielten, nachgeschickt, wo er sich in Solothurn als Schauspieler und Tänzer ausbildete, seine ersten dichterischen Versuche mit Uebersetzung eines franz. Lustspiels machte, die Schweiz und die Rheingegenden durchzog und mehrere Jahre ein sehr wüstes Leben führte. In Hamburg, wohin die Ackermann'sche Gesellschaft 1764 zurückgekehrt war, zeichnete sich S. anfangs als Balletmeister und im Lustspiel aus. Später ging er ins tragische Fach über, und hier war es, wo er sich den Ruhm des ersten Künstlers seiner Zeit erwarb. 1771 übernahm er nach dem Tode seines Stiefvaters mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direction der Bühne. Auch trat er jetzt mit einem eigenen Lustspiele, «Der Argliſtige» auf, dem bald mehrere folgten, die eine lange Reihe von Jahren Glück machten. Seine Gattin, geborene Hart aus Petersburg,

welche er 1773 heirathete, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was S. als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, gehört der Geschichte des deutschen Theaters an. Sein Streben nach Herstellung eines tüchtigen Repertoire und Ensemble der Darstellung, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung und vor allem sein eigenes Beispiel hoben die Bühne zu einer damals seltenen Höhe. Durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der Shakspeare'schen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, diesen Dichter auch auf den deutschen Bühnen heimisch zu machen. Seine glänzendste Periode begann, als er 1780 mit seiner Gattin eine Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands und nach Paris machte. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe an das wiener Hoftheater. Bald aber sehnte er sich wieder nach Hamburg zurück und übernahm von neuem die Leitung des dortigen Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sich auf das von ihm erkaufte nahe Landgütchen Rellingen zurückzog. Hier wirkte er theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimaurerloge zu Hamburg. Zeitumstände, der Wunsch des Publikums und die Ueberzeugung, daß das von ihm begründete Institut dem Untergange nahe, bewogen ihn 1811, die Verwaltung der Bühne nochmals zu übernehmen. Er erntete aber für seine Mühen keinen Dank von dem Publikum, für das er sich und sein Vermögen opferte. S. starb 3. Sept. 1816. Als dramatischer Schriftsteller hatte er mehr die Anforderungen der Bühne als die der Dichtkunst im Auge; doch gehören seine bessern Conversationsstücke als echte Charaktergemälde zu dem Gelungensten, was die Deutschen in dieser Gattung besitzen. Er bildete mit besonnener Kraft und ruhigem Studium. Seine Gestalten waren aus dem Leben gegriffen, und zu naturgemäßer Entwickelung solcher Charaktere sind ihm wenige deutsche dramatische Dichter gleichgekommen. Dabei war seine Sprache, mit seltenen Ausnahmen, rein und edel, und durch alle seine Stücke weht, wie ausgelassen sie zum Theil sein mögen, ein Geist der Sittlichkeit, wie ihn sein jüngerer Nebenbuhler Kotzebue, durch den er zuletzt fast in Vergessenheit gerieth, nie gekannt hat. S. hatte sich meist nach den Engländern gebildet, und viele seiner Stücke sind nur freie Bearbeitungen nach diesen. Alle im Druck erschienenen und viele handschriftlich vorhandenen gab Bülow unter dem Titel «S.'s dramatische Werke» mit einer Einleitung von Tieck (4 Bde., Berl. 1831) heraus. S.'s Witwe starb 25. Mai 1829. Vgl. das treffliche biographische Werk von F. L. W. Meyer, «Friedr. Ludwig S., ein Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers» (2 Bde., Hamb. 1810); Brunier, «Friedr. Ludwig S., ein Künstler- und Lebensbild» (Lpz. 1864).

Schröder (Sophie), eine der ausgezeichnetsten deutschen tragischen Schauspielerinnen, geb. 29. Febr. 1781 in Paderborn, ist die Tochter des Schauspielers Bürger, dessen Witwe sich nachher mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete. Als ihre Mutter 1793 bei der Tylli'schen Gesellschaft in Petersburg engagirt worden, begann dort die damals 12jährige Sophie in der Dittersdorf'schen Oper «Das rothe Käppchen» als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval heirathete sie 1795 den Director der dortigen deutschen Bühne, Stollmers (eigentlich Smets). Hier lernte sie auch Kotzebue kennen, und auf seine Empfehlung erhielt sie eine Anstellung bei dem wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel als Margarethe in den «Hagestolzen» und als Gretchen in den «Verwandtschaften». Schon nach einem Jahre ging sie nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde und besonders als Hulda im «Donauweibchen» viel Glück machte. Ihre Ehe mit Stollmers ward hier getrennt, welcher die Bühne verließ und unter seinem wirklichen Familiennamen Smets als Hofrath des regierenden Reichsgrafen von Plettenberg-Ratibor wieder in die früher von ihm verlassene juridisch-diplomatische Laufbahn zurücktrat. 1801 unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen, betrat hier Sophie die Bahn, auf welcher sie bald als ein Stern erster Größe glänzte: sie wechselte das naive Rollenfach mit dem tragischen. 1804 heirathete sie den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte unter den günstigsten Verhältnissen in Hamburg, bis sie 1813 die Kriegsereignisse bestimmten, diese Stadt heimlich zu verlassen, da der Marschall Davoust sie in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte, wegen der patriotischen Gesinnung, welche sie bei Hamburgs Besetzung durch den General Tettenborn auf der Bühne hatte laut werden lassen. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und folgte dann einem Rufe an das wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie bis 1829 war. Hier sah sie auch nach 16jähriger Trennung ihren Sohn erster Ehe, den späterhin durch mehrere theol. und poetische Schriften bekannt gewordenen kath. Geistlichen und Kanoniker With. Smets (geb. 1796) wieder. Nachdem ihr zweiter Gatte Schröder 1818 gestorben, heirathete sie 1825 den talentvollen Schauspieler Kunst, von dem sie sich aber bald wieder trennte. 1829 schied sie vom wiener Hoftheater aus und machte bedeutende Kunstreisen, bis sie 1831

Mitglied des münchener Hoftheaters wurde. Von hier folgte sie im Frühjahre 1836 abermals einem Rufe an das wiener Hoftheater. 1840 wurde sie in Wien pensionirt und lebte seitdem meist in Augsburg. Wiewol betagt, erfreute sich die Künstlerin doch immer noch einer seltenen Kraft und Frische des Körpers und Geistes, sodaß sie sogar zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Franz Joseph im Mai 1854 am wiener Hoftheater unter großem Beifall mitwirken konnte. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der «Braut von Messina». Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein durch Uebung zu einem erstaunenswürdigen Grade von Sicherheit entwickeltes Talent.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), berühmte dramatische Sängerin, die Tochter der vorigen, wurde zu Hamburg 6. Dec. 1804 als die älteste von vier Geschwistern geboren und von früher Jugend an durch ihre Mutter für die Kunst gebildet. Schon in ihrem fünften Jahre betrat sie zu Hamburg die Bühne als tanzende Amorine, und im zehnten wurde sie Mitglied des Hörschelt'schen Kinderballets in Wien. Doch mit dem sich entfaltenden Geiste strebte die junge Künstlerin nach einem höhern Wirkungskreise und widmete sich dem Schauspiele. Die erste Rolle, in der sie in ihrem 15. J. auf dem Burgtheater zu Wien auftrat, war die der Aricia in Racine's «Phädra». Ihr Talent war unverkennbar, und schon ihre ersten Leistungen berechtigten zu großen Erwartungen. Ein Jahr später, 1821, trat sie plötzlich und unvermuthet als Pamina in der «Zauberflöte» auf und entwickelte ihre Gabe des Gesangs. Nachdem sie in der Rolle der Leonore im «Fidelio» den Sieg über alle ihre Vorgängerinnen davongetragen, stieg ihr Ruf rasch immer höher, und sie begann nun größere Reisen zu unternehmen. Ihr Aufenthalt in Berlin 1823, wo sie großes Aufsehen erregte, wurde für die Verhältnisse ihres Lebens bedeutend, indem sie sich daselbst mit Karl Devrient (s. d.) verheirathete. Mit ihrem Gatten gemeinschaftlich nahm sie ein Engagement bei dem Hoftheater in Dresden an; doch wurde die Ehe 1828 gelöst. Von Dresden aus unternahm sie häufige Kunstreisen. In Berlin, wo sie 1828 wieder auftrat, zeigte sich ihr Spontini sehr feindselig; doch erntete sie in ihren letzten Vorstellungen, namentlich in der «Euryanthe», den rauschendsten Beifall. Im J. 1830 ging sie zum ersten mal nach Paris, wo sie hoch gefeiert wurde, und nach der Rückkehr trat sie wieder in Berlin und andern großen Städten auf und erntete eine Reihe von Triumphen. Im nächsten Jahre, wo sie bei der ital. Oper in Paris sich auf ein Jahr engagirte, machte sie jedoch im ganzen weniger Glück. Mit desto größerm Enthusiasmus wurde sie 1832 in London aufgenommen, wohin man sie auch 1833 und 1837 wieder berief. Auch unternahm sie 1835 eine Kunstreise auf längere Zeit nach Rußland, Oesterreich und durch Deutschland. Diese Zeit ist ohne Zweifel als der Culminationspunkt ihres künstlerischen Wirkens zu betrachten. Ihre meisterhaftesten Leistungen waren Fidelio, Euryanthe, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Emmeline, Romeo, die Nachtwandlerin, Norma und Valentine. Es war ihre schaffende Genialität, welche, durch tiefes und ernstes Studium unterstützt, ihre bewundernswürdigen Leistungen erzeugte. Ihre Stimme war wohllautend und zugleich stark und umfangreich, obwol sie des eigentlichen Metalls entbehrte. Zugleich entwickelte sie eine hinreißende Intensität des Ausdrucks, die sie auch einzig in ihrer Art zu nutzen wußte. Unerreicht war sie in ihrem plastischen Spiel und im mimischen Ausdruck. Mit einer wunderbaren Schärfe des künstlerischen Blicks durchdrang sie jede Rolle und erfaßte den Moment, wo sie dieselbe auf den Gipfel der Wirkung heben konnte. Groß zeigte sie sich auch in der künstlerischen Selbsterkenntniß; sie wußte genau, was sie vermochte und wo ihre Mittel endeten. Die Rollen Adriano, Senta und Venus in den Opern Richard Wagner's, der 1842 nach Dresden kam, waren die letzten, denen sie ihren schöpferischen Genius widmete. Am 1. Juni 1847 wurde auf ihren Wunsch ihr Contract mit der dresdener Theaterintendanz aufgehoben. Sie ging hierauf einen Ehebund ein, der sehr unglücklich ausfiel und schon Ende 1848 unter Aufopferung ihres Vermögens getrennt wurde. Inzwischen hatte sie eine Gastspielreise durch Deutschland nach Kopenhagen, von da nach Rußland unternommen, wo sie 29. Dec. 1847 in Riga als Romeo zum letzten mal die Bühne betrat. Im Mai 1849 war sie Zeuge des Aufstandes in Dresden, der sie in die größte Aufregung versetzte. Sie wandte sich über Berlin nach Süddeutschland, von da nach der Schweiz und brachte den Winter in Paris zu, wo sie Herrn von Bock, einen livländ. Edelmann kennen lernte, dem sie, nachdem sie sich im März 1850 zu Gotha mit ihm vermählt, nach Livland folgte. Wiewol in günstigen Verhältnissen, trieb sie schon im folgenden Jahre die Sehnsucht wieder nach Deutschland. Bei ihrer Ankunft in Dresden sah sie sich in eine Untersuchung wegen ihres Verhaltens beim Maiaufstande verwickelt, die zwar niedergeschlagen

wurde, aber nachträglich ihre Verweisung aus Rußland zur Folge hatte. Erst einige Jahre später durfte sie nach Livland zurückkehren. Misbehagen führte sie 1856 wieder nach Berlin, wo sie seitdem in Concerten und gesellschaftlichen Kreisen als lyrische Sängerin auftrat. Der Beifall, den ihre Concertleistungen 1858 in Dresden, Leipzig und anderwärts fanden, ließen sie sogar an die Rückkehr zur Bühne denken. Im Laufe des J. 1859 wurde sie jedoch von einer langwierigen Krankheit ergriffen, infolge deren sie 26. Jan. 1860 zu Gotha in den Armen ihrer Schwester starb. Neben hoher Begabung, schöpferischer Kraft, durchdringendem Verstande besaß sie ein edles, warmes Herz, aber auch die Leidenschaften einer mächtigen Natur, die sie zum ruhigen Lebensgenuß nie kommen ließen. Vgl. Claire von Glümer, «Erinnerungen an Wilhelmine S.» (Lpz. 1862); Wolzogen, «Wilhelmine S.» (Lpz. 1863).

Schrödter (Adolf), ausgezeichneter Maler im humoristischen Genre, geb. zu Schwedt 28. Juni 1805, der Sohn eines Malers und Graveurs, lernte in Berlin sieben Jahre lang die Kupferstechkunst, bis er, mit seiner Beschäftigung unzufrieden, 1829 nach Düsseldorf ging, wo er als Maler auftrat. Obschon als Maler dem Humor und der Komik zugewandt, steht er doch hoch über den Caricaturisten, indem seine Conceptionen nicht auf den Witz des Augenblicks berechnet, sondern von objectiv gültigem Gehalt und in jeder Beziehung als Kunstwerke vollendet sind. Im ernsten Genre, in dem er ebenfalls einiges gemalt, ist er nicht frei von der Sentimentalität der düsseldorfer Schule. Das Komische entspringt bei ihm in echt poetischer Weise aus dem Contrast von Handlung und Zweck, Charakter und Absicht, und seine Charakteristik ist bis aufs feinste studirt, die malerische Ausführung lebendig und sorgfältig. Schon seine Weinprobe (1832) und das schöne fröhliche Bild, welches er: Rheinisches Wirthshausleben benannte, verschaffte ihm Ruf. Am vollkommensten aber entwickelte sich sein Humor in den verschiedenen Scenen zu Don Quixote, den Falstaffiaden, Eulenspiegel und Münchhausen, welche er bald in Oel, bald mit der Radirnadel, bald für den Holzschnitt ausführte. Eine andere Richtung des Künstlers geht auf die Arabeske und den Fries. In Düsseldorf gewann S. mit der Composition eines Frieses als Zimmerverzierung den vom Rheinischen Kunstverein ausgesetzten Preis. Kirchweihfestgruppen bilden den Inhalt dieser Arbeit, welche er nachher in Farben auf vergoldete Zinkplatten ausgeführt hat. 1847 malte er seinen «Auerbach's Keller», eins seiner bedeutendsten Oelbilder (gestochen von Lüderitz). In Frankfurt, wohin er sich seit 1848 wandte, malte er den Zug des Königs Rheinwein, ebenfalls als Fries, ein Stück voll Laune und Lust (1867 in Farbendruck in München bei Albert erschienen). Seinen Sinn für Ornamentik bethätigte er auch durch ein Musterbuch für Schnurstickerei, welches häufig benutzt wird. Als Schriftsteller ist S. mit einem Heft über «Das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts» aufgetreten. 1852 entstanden vier zusammenhängende Aquarellbilder, welche den Rheinwein, den Maitrank, den Punsch und den Champagner illustriren. 1854 kehrte S. wieder nach Düsseldorf zurück, wo er unter anderm die Jahreszeiten in vier höchst gelungenen Aquarellen (in der Galerie zu Karlsruhe) darstellte und in Oel den Fallstaff: «So lag ich, so führte ich meine Klinge», malte. Seit 1859 wirkt er als Professor des Freihandzeichnens an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Als Proben seiner künstlerischen Thätigkeit aus jüngster Zeit sind zu nennen: die Illustrationen zu Uhland's Werken, zwei Mönche im Klosterkeller (1863), Hans Sachs, und Fallstaff mit seinem Pagen (1867). Als einer der trefflichsten Radirer hat S. eine große Anzahl seiner Compositionen, namentlich Arabeskenbilder, selbst auf die Kupferplatte übertragen, worunter sich «Der Geist der Flasche» den größten Beifall erworben hat. Sein Monogramm ist ein Pfropfenzieher. Seit 1835 ist S. Mitglied der Akademie zu Berlin.

Schröpfen (scarificatio) nennt man eine wundärztliche Operation, wobei eine Anzahl kleiner Einschnitte in die Haut gemacht und aus diesen das Blut mittels Sauginstrumenten herausgezogen wird. Zur Hervorbringung jener Einschnittchen wendet man gewöhnlich den Schnepper (s. d.), auch Scarificator genannt, an, von dem es mehrere Arten gibt. Zum Aussaugen dienten früher die Schröpfköpfe (cucurbitulae), gewöhnlich kleine Glocken aus Glas. Man hielt dieselben über eine Flamme, um darin durch die Hitze die Luft zu verdünnen, und stülpte sie dann rasch auf die Haut, wo sie sich beim Erkalten durch den Druck der äußern Atmosphäre fest ansaugten, die Haut in die Höhe zogen und Flüssigkeiten aus derselben zum Heraustreten brachten. Statt dieser ganz aus Glas verfertigten Schröpfköpfe wendet man jetzt Glasringe an, welche auf der einen Seite mit einer dicken Kautschukhaut verschlossen sind. Beim Aufsetzen des Rings drückt man den Kautschuk mit dem Finger ein und läßt diesen dann los, wenn der Ring gut sitzt.

Der Kautschuk spannt sich wieder aus und verdünnt so die Luft in der kleinen von ihm gebildeten Höhle. Aehnlicher Instrumente bedient man sich auch zum Abnehmen der Milch bei Frauen. Das S. gehört zu den mehr beim Volke als bei den Aerzten beliebt gebliebenen Blutentziehungsmitteln, und zwar zu den örtlichen. Es ersetzt die Blutegel in vielen Fällen, nur nicht da, wo das S. zu schmerzhaft ist (wie auf dem Bauche bei Bauchfellentzündung) und an unzugänglichern Stellen. Es dient theils bei Hautleiden, um in der Haut stockendes Blut zu entleeren, theils bei Krankheiten innerer Organe (Brust- und Brustfellentzündung, Bauchfellentzündung) als ableitende Blutentziehung. Oft wirkt es vielleicht nur durch die damit verbundene Reizung und Blutanhäufung in der Haut und Entfernung des Bluts in den darunterliegenden Organen (z. B. beim Auge). Daher gibt es Fälle, wo man mit Nutzen ohne Blutentziehung, also ohne vorherige Einschnitte schröpft: die sog. trockenen Schröpfköpfe, wie sie im Gegensatze zu den blutigen genannt werden.

Schrot, auch Hagel oder Schießhagel, nennt man das in kleine kugelige Körner geformte Blei, welches, aus Schrotflinten geschossen, zur Jagd auf kleines Wild dient und das Erzeugniß der Schrotgießerei ist. Die feinsten Sorten des sog. Vogeldunstes haben $^1/_{40}$ bis $^1/_{30}$ Zoll im Durchmesser; das gröbste S. mißt nicht viel weniger als $^1/_4$ Zoll. Das Schrotgießen beruht auf einer Umwandlung des geschmolzenen Bleis in Tropfen, welchen man Gelegenheit gibt, zu erstarren, bevor sie mit einem harten Körper in Berührung kommen. Jede Flüssigkeit nimmt, wenn sie tropfenweise frei fällt, vermöge der Anziehung ihrer Theilchen zueinander die sphärische Form an, und auf diese Eigenschaft ist die Fabrikation der S. begründet. Man schmelzt das Blei, welchem man, um es tropfbarer zu machen, auf 6—7 Ctr. reines Blei $2^1/_2$—3 Pfd. weißen Arsenik oder rothes Schwefelarsenik zusetzt, in einem Kessel und gießt dasselbe löffelweise in ein Sieb, welches nach der Größe der zu gießenden S. kreisrunde Löcher hat. Da aber bei diesem Verfahren das Blei stromweise durch die Oeffnung fließen würde, bedeckt man den Boden mit Bleischaum oder Bleiasche, welche dann das geschmolzene Blei nur tropfenweise durchdringen läßt. Das Sieb wird, um das Anhängen zu verhindern, mit Lehmwasser bestrichen. Das durchtröpfelnde Blei nimmt nun die Kugelgestalt an und erstarrt, indem es in einen untergesetzten Bottich mit Wasser fällt. Dies ist die ältere Fabrikationsweise, welche aber viel Ausschuß liefert, da die Tropfen während ihres kurzen Verweilens in der Luft nicht Zeit haben, sich vollkommen rund zu bilden, oder noch flüssig ins Wasser kommen und dabei eine unregelmäßige Gestalt annehmen. Nach der neuern Art werden die sog. Patentschrote dadurch erzeugt, daß man den Schmelzapparat auf der Höhe eines eigens dazu erbauten Thurms oder über einem abgelegten Bergwerksschacht anbringt und die Tropfen von dieser Höhe, welche 120 F. und darüber betragen muß, hinabfallen läßt, wodurch sie, da man im Thurme einen beständigen Zugwind unterhält, schon unterwegs ganz erstarren. Unten fallen sie in einen Bottich mit Wasser, auf welchem eine mehrere Zoll dicke Schicht von Oel oder geschmolzenem Talg steht. Die so gegossenen S. werden durch ein eigenthümliches Verfahren von den unvollkommenen und unrunden Körnern befreit und die vollkommen runden in Sortirsieben nach der Größe voneinander geschieden. Die verschiedenen Größen bezeichnet man durch Nummern, welche von 00, 0, 1—12 oder 16 gehen, sodaß die höchsten Nummern die feinsten S. bezeichnen. Um die fertigen S. vor dem Oxydiren zu schützen, werden sie mit etwas Reißblei in eine Tonne gethan, welche man schnell um ihre Achse dreht, wodurch die S. nicht allein polirt, sondern auch mit einer dünnen Schicht Reißblei überzogen werden.

Schrot und Korn, s. Münze und Münzwesen.

Schröter (Joh. Hieronymus), ein berühmter Astronom, geb. 30. Aug. 1745 zu Erfurt, studirte die Rechte in Göttingen, wo ihn Kästner der Mathematik, insbesondere der Astronomie zuführte, die er für sein ganzes Leben zum Lieblingsstudium erwählte und mit großem Eifer und vieler Liebe trieb. Er wurde 1778 in der hannov. Regierung angestellt und starb als Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthume Bremen, 29. Aug. 1816. S. machte wichtige Beobachtungen und Entdeckungen in allen Regionen des Himmels, hauptsächlich in Bezug auf den Mond, von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. In Lilienthal hatte er sich eine Sternwarte errichtet und dieselbe nach und nach mit den besten Instrumenten ausgestattet. Sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen damals vorhandenen. Später verfertigte er mit unsaglicher Mühe und vielen Kosten noch mehrere größere Instrumente, unter denen ein 25füßiges Teleskop von ganz außerordentlicher Wirkung war. Als seine Hauptwerke sind zu nennen: «Beiträge zu den neuesten astron. Entdeckungen» (Berl. 1788); «Selenotopographische Fragmente» (2 Bde., Lilienth. 1791 und Gött. 1802); «Aphrodito-

graphische Fragmente zur genauern Kenntniß der Venus» (Gött. 1796); «Neuere Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst» (Gött. 1798) und «Neueste Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst» (Gött. 1800); «Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn» (Gött. 1808) und «Hermographische Fragmente zur Kenntniß des Mercur» (Gött. 1816).

Schub nennt man eine polizeiliche Maßregel, um sich fremder Bettler, Landstreicher u. s. w. zu entledigen. Diese Maßregel besteht darin, daß man jene Individuen aufgreift und durch polizeiliche Hülfsbeamte von Ort zu Ort und von Land zu Land bis zu ihrem Heimatsorte zurückschaffen, gleichsam weiterschieben läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Heimatsort zunächst die Verpflichtung hat, denjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche Weise ernähren will, im ersten Falle zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schubart (Christian Friedr. Daniel), deutscher Dichter, geb. zu Obersontheim in der schwäb. Grafschaft Limburg 26. März 1739, dichtete schon auf dem Lyceum zu Nördlingen, das er seit 1753 besuchte, Lieder im Volkstone, die er auch componirte. 1756 kam er auf die Schule nach Nürnberg und 1758 auf die Universität zu Erlangen, wo er Theologie studirte. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden, und mit zerrütteter Gesundheit wandte er sich nach Hause. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen, wo sein Vater Diakonus war, und in der Gegend umher sein Brot durch Predigen für dortige Geistliche zu verdienen. Nachher wurde er Präceptor in Geißlingen und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. Für Musik hochbegabt und dieser Kunst stets zugewandt, wurde er 1768 Musikdirector und Organist in Ludwigsburg, überließ sich aber immer größern Ausschweifungen, weshalb er eine Zeit lang ins Gefängniß kam. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt und des Landes verwiesen. Er begab sich zunächst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg, endlich nach Manheim, wo er Gelegenheit fand, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als S. durch eine unvorsichtige Aeußerung sich den Unwillen desselben zuzog. Nachher wurde er mit dem bair. Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, katholisch zu werden. Doch noch ehe er diesen Rath ausführen konnte, mußte er auch München verlassen. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine «Deutsche Chronik» (1774—77) schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, hielt Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte, und fand reichlichen Gewinn. Durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich jedoch viele Feinde, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete. Plötzlich wurde er auf Befehl des kath. Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine «Chronik» fort, zog sich aber auch hier ebenso viel Feinde als Freunde zu. Die Meldung in seiner «Chronik», daß die Kaiserin Maria Thersia vom Schlage gerührt worden, veranlaßte einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn. Auf eine verrätherische Weise ins Würtembergische gelockt, wurde er zu Blaubeuren 22. Jan. 1777 auf landesherrl. Befehl verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Der Festungscommandant Rieger theilte ihm Bücher mystischen und theosophischen Inhalts mit, und der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte S. wurde für das Mystische gestimmt. Zwar erleichterte man 1778 seine Gefangenschaft etwas; allein erst nachdem er zehn Jahre ohne Verhör im Kerker gesessen, kam er auf die Fürbitte des Königs von Preußen 1787 wieder auf freien Fuß und wurde zum Director der herzogl. Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch im Gefängniß hatte er seine «sämmtlichen Gedichte» (2 Bde., Stuttg. 1785—86; neueste Ausg. Stuttg. 1842) herausgegeben. In Stuttgart setzte er seine «Deutsche Chronik» unter dem Titel «Vaterlandschronik» fort; auch gab er hier seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttg. 1791—93) heraus. Doch noch vor Beendigung der letztern starb er 10. Oct. 1791. Seine Gedichte können durchaus nicht als classisch gelten, da in den meisten viel Formloses, Schwülstiges, selbst Rohes vorkommt; einzelne treffen den Volkston in hohem Grade. Einige seiner religiösen Gedichte und die erhabenen Dichtungen «Die Fürstengruft» und «Hymnus auf Friedrich d. Gr.» verdienen große Anerkennung. Weit mehr hat S. durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gewirkt. Schiller suchte ihn auf dem Hohenasperg auf, und seine frühesten Gedichte erinnern vielfach an

S. Aehnliche Anregungen, mitunter auch Aufregungen, gingen von ſeiner «Deutſchen Chronik» aus, einem Volksblatte, welches durch ſtets gleichmäßigen Humor und reiche Abwechſelung ebenſo anzog, als es durch Einfachheit der Darſtellung und ſchonungsloſe Freimüthigkeit tief in das Volk eingriff und S. den Beinamen des Patrioten verſchaffte. Seine «Geſammelten Schriften und Schickſale» erſchienen in acht Bänden (Stuttg. 1839—40). Vgl. Strauß, «S.'s Leben in ſeinen Briefen» (2 Bde., Berl. 1849). — Sein Sohn, Ludwig S., geb. zu Geißlingen 1766, war eine Zeit lang preuß. Legationsſecretär und ſtarb 1811. Er überſetzte Thomſon's «Jahreszeiten» (Berl. 1789; 3. Aufl. 1805) und bearbeitete nach Shakſpeare das Trauerſpiel «Othello» (Lpz. 1802) und nach Macpherſon «Oſſian's Gedichte» (2 Bde., Wien 1808). Auch ſchrieb er ein Buch über ſeines Vaters «Charakter» (Erlang. 1798) und gab deſſen «Ideen zur Aeſthetik der Tonkunſt» (Wien 1806) heraus, wie auch deſſen «Vermiſchte Schriften» (2 Bde., Zitr. 1812), die, wenn auch fragmentariſch, voll genialer Anſichten und Urtheile ſind.

Schubart (Joh. Chriſtian), Edler von Kleeſeld, ein um die Verbeſſerung der Landwirthſchaft ſehr verdienter Mann, geb. zu Zeitz 24. Febr. 1734, war erſt Leinweber, trat aber 1748 als Copiſt in die Dienſte des zeitzer Amtmanns, dann 1750 in gleicher Eigenſchaft in die Dienſte des Juſtizamts Lauchſtädt. Endlich wendete er ſich 1751 nach Leipzig, wo er kümmerlich vom Abſchreiben lebte. 1752 kam er zu einem Rechtsgelehrten nach Hirſchberg, und 1753 nahm er eine Copiſtenſtelle bei dem Reichshofrathsagenten Fiſcher in Wien an. Seine ſchöne Handſchrift zog die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin auf ſich, und man rieth ihm, ſich um eine feſte Stelle zu bewerben, wozu es jedoch nöthig, zur kath. Kirche überzutreten. S. widerſtand dieſer Verſuchung, trat 1756 in die Dienſte des ſächſ. Geſandten von Flemming, kehrte aber noch in demſelben Jahre zu ſeinem frühern Principal nach Hirſchberg zurück. 1759 verließ er Hirſchberg wieder und trat als Secretär in die Dienſte des Generallieutenants von Thadden, ſpäter in gleicher Eigenſchaft in die Dienſte des Generals Werner. Mit dieſem wohnte er einem Theil des Siebenjährigen Kriegs bei. Nachdem Werner in Gefangenſchaft gerathen, wendete ſich S. nach Berlin und wurde hier bei der engl. Hülfsarmee als Kriegs- und Marſchcommiſſar angeſtellt. 1762 trat er in den Freimaurerbund, für welchen er bis 1767 England, Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz, Italien und Deutſchland bereiſte. Eine Zeit lang hielt er ſich an den Höfen zu Mainz, Darmſtadt, Ansbach und Schwedt auf, wendete ſich aber 1768 wieder nach Leipzig. 1769 verheirathete er ſich mit der Tochter des Kaufmanns Mittler, kaufte das Rittergut Würchwitz bei Zeitz und 1774 noch die beiden Güter Podles und Kreiſcha. Hier führte er den Klee-, Krapp- und Tabacksbau und das Gipſen ein. Auch beſchäftigte er ſich viel mit den Gebrechen der Landwirthſchaft, namentlich mit dem Schaden der Brache und Trift. Seinen literariſchen Ruf begründete er durch eine von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte Preisſchrift über den Futterkräuterbau, welche er unter dem Titel «Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden» unentgeltlich vertheilte. Seine «Oekonomiſch-kameraliſtiſchen Schriften» ſammelte er in ſechs Bänden (Lpz. 1783—84), denen ſich ſein «Oekonomiſcher Briefwechſel» (4 Hefte, Lpz. 1786) anſchloß. Beſonders ſchnell fanden die Lehren in Oeſterreich Verbreitung und Anklang. Auch in dem Koburgiſchen und Anhaltiſchen machte man nicht unbedeutenden Aufwand, um S.'s Lehren praktiſch und fruchtbar zu machen. 1784 wurde er unter Beilegung des Namens «Edler von Kleeſeld» vom Kaiſer in den Adelſtand erhoben. In demſelben Jahre erhielt er von dem Herzog von Sachſen-Koburg den Titel eines Geheimraths. Dabei aber fehlte es ihm nicht an heftigen und bittern Gegnern, namentlich unter dem Stande der Rittergutsbeſitzer, die es S. nicht vergeſſen konnten, daß er fortwährend auf Abſtellung des Triftzwangs und auf Gewährung allgemeiner Menſchenrechte hinarbeitete. Dieſes verleidete ihm den Aufenthalt in Sachſen ſo, daß er bereits entſchloſſen war, dem Antrag Kaiſer Joſeph's nach Oeſterreich zu folgen, als Rückſichten auf ſeine Geſundheit ihn veranlaßten, davon abzuſtehen. Er ſtarb 23. April 1787. Vgl. «Joh. Chriſtian S., Edler von Kleeſeld», eine gekrönte Preisſchrift (2. Aufl., Dresd. 1846).

Schubert (Franz Peter), einer der begabteſten deutſchen Tonſetzer, beſonders berühmt als Liedercomponiſt, geb. zu Wien 31. Jan. 1791 als der Sohn eines Schullehrers, erhielt im Alter von ſieben Jahren den erſten Muſikunterricht durch den Chorregent Michael Holzer und wurde 1808 wegen ſeiner ausgezeichnet ſchönen Stimme in die Zahl der Hofkapellknaben aufgenommen. Während ſeines fünfjährigen Aufenthalts im kaiſerl. Convicte erlernte er das Klavierſpiel und die Bogeninſtrumente mit ſo ſchnellem Erfolg, daß er in kurzer Zeit die Orcheſterübungen an der erſten Violine leiten konnte. Im Generalbaß war der Hoforganiſt Ruziczka, in der Compoſition Salieri ſein Lehrer und Führer. Ende Oct. 1813 verließ er die Anſtalt, lebte theils

im älterlichen Hause als Schulgehülfe des Vaters, theils für sich, gab Unterrichtsstunden, weihte aber vorzugsweise seine Muße dem Selbstschaffen, wozu ihn sein Genius drängte und wobei ihn eine unglaubliche Leichtigkeit der Production noch unterstützte. Bis ins J. 1817, wo er das Schulgehülfenamt verließ, lieferte er bereits eine große Anzahl von Compositionen verschiedenster Art, Messen und andere Kirchensachen, sechs Opern und Singspiele (darunter «Des Teufels Lustschloß», «Der vierjährige Posten», «Claudine von Villabella», «Die beiden Freunde von Salamanca»), Symphonien und andere Instrumentalstücke und viele Lieder. Diese Productionen lassen gewahren, daß S. im ganzen das Stadium der Versuche schon hinter sich hatte. Unter den Liedern befinden sich sogar solche, die zu seinem spätern Ruhme viel beigetragen haben, z. B. der «Erlkönig» und der «Wanderer» (beide 1816). Einen Theil des J. 1818 brachte S. als Musiklehrer des Grafen Esterhazy auf dessen Landgute Zelész in Ungarn zu, und in den Sommer 1819 fällt ein Aufenthalt in Oberösterreich. Aus der Zahl von Compositionen aus diesen beiden Jahren sind hervorzuheben: das Lied «Die Forelle», die vierhändigen Variationen Op. 10 und das sog. Forellen-Quintett. Auch schrieb er 1819 schon seine sechste Symphonie (in C, nicht veröffentlicht). Im Juni 1820 trat S. zuerst vor das große Publikum Wiens mit der einactigen Posse «Die Zwillinge» (im Kärntnerthor-Theater) und im Aug. mit der Musik zu dem Spectakel- und Ausstattungsstück «Die Zauberharfe» (im Theater an der Wien), die beide keinen nachhaltigen Erfolg hatten. Außerdem fallen unter anderm ins J. 1820 das Oratorium «Lazarus», der achtstimmige Männerchor mit Orchester «Gesang der Geister über den Wassern», der 23. Psalm für vier Frauenstimmen, die Klavierphantasie Op. 15. Die Jahre 1821 und 1822, wo zuerst einige seiner Sachen («Erlkönig» und «Gretchen am Spinnrad») im Druck erschienen, brachten die Oper «Alfonso und Estrella» (1854 in Weimar aufgeführt) und eins von S.'s bedeutendsten Kirchentonwerken, die Messe in As. Die berühmten «Müllerlieder» entstanden 1823, welches Jahr auch durch die Musik zum Drama «Rosamunde», die große Oper «Fierrabras» (nicht aufgeführt) und die Operette «Der häusliche Krieg oder die Verschworenen» (erst in neuester Zeit aufgeführt) bezeichnet ist. Einen Theil des J. 1824 verlebte S. wieder auf dem Esterhazy'schen Gute Zelész, und die Sommermonate von 1825 waren einem Aufenthalt in Oberösterreich gewidmet. Aus der massenhaften Production dieser Jahre sind insbesondere hervorzuheben: das Instrumentaloctett Op. 166, das Klavierduo Op. 140, die Lieder aus W. Scott's «Fräulein vom See», und die Märsche Op. 55 und Op. 66. 1826 bewarb sich S. vergebens um die Stellen eines kaiserl. Vice-Hofkapellmeisters und eines Kapellmeisters am Kärntnerthor-Theater. Den Compositionen dieses Jahres gehören unter anderm an das große D-moll-Streichquartett, der erste Theil der Liedersammlung «Winterreise», die «Nachthelle» (für Männerchor), das Rondo brillant Op. 70 für Klavier und Violine, das Klaviertrio in B. In das Jahr 1827 fallen von bedeutendern Sachen: das Klaviertrio in Es, der zweite Theil der «Winterreise», der Chor «Nachtgesang im Walde», die Klavierimpromptus Op. 142. In seinem letzten, bereits durch Kränklichkeit getrübten Lebensjahre, 1828, lieferte er unter andern Compositionen noch sein bedeutendstes Instrumentalwerk, die große C-dur-Symphonie (Nr. 7), das Streichquartett in C, die Messe in Es und die Liedersammlung «Schwanengesang». S. starb zu Wien 19. Nov. 1828.

S. versuchte sich in allen Gattungen, sodaß das, was er im Laufe seines kurzen Lebens sowol quantitativ als qualitativ geleistet hat, außerordentlich ist. Seine Opern, Symphonien, Chöre, Ouverturen, Cantaten, Psalmen, Messen, Offertorien, Stabat mater, Halleluja, Sonaten, Trios, Variationen, Phantasien, Rondos, Tänze, Märsche, Vocal- und Streichquartetten u. s. w. sind die Zeugen seiner Erfindungskraft und seines Fleißes. Doch erst in neuerer Zeit gelang es tiefern Kennern für das Verständniß dessen, was S. genial geschaffen, der Musikwelt den Blick zu öffnen, und erst seitdem gehört S. unter die anerkannten Meister der Tonkunst. Was er insbesondere im Fache der Ballade und des Liedes, überhaupt in Gesängen mit Pianofortebegleitung geleistet hat, ist überall anerkannt. In seiner C-dur-Symphonie aber und in den Werken für Streichinstrumente und für Pianoforte hat S. das Ideal Beethoven's ergriffen und im Geiste desselben fortentwickelt. Originalität, tiefes poetisches Gemüth, überraschende Wahrheit des Ausdrucks, einfach reizende Melodien und Fülle der Phantasie sind die Elemente seiner Individualität. Nur an Tiefe und alles beherrschendem Kunstverstand steht er seinem erhabenen Vorbilde nach. Die Zahl seiner Compositionen beträgt ziemlich 1000, darunter gegen 600 Lieder. Vieles gelangte erst lange nach seinem Tode zur Veröffentlichung. Vgl. Kreißle von Hellborn, «Franz S.» (Wien 1864); Gumprecht in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1867, Bd. 2).

Schubert (Friedr. Wilhelm), verdienter deutscher Statistiker und Geschichtschreiber, geb.

Digitized by Google

20. Mai 1799 zu Königsberg, bezog 1815 die Universität Königsberg, um sich histor. Studien zu widmen, schloß sich aber noch vor Beginn des Cursus den freiwilligen Jägern an, mit denen er nach Paris ging. Nach der Rückkehr nach Königsberg setzte er 1816 seine Studien fort und habilitirte sich 1820, worauf er 1823 eine außerord. Professur und 1826 die ord. Professur der Geschichte, Geographie und Staatskunde erhielt. 1844 wurde er zum Geheimrath ernannt. In der ersten Zeit seiner akademischen Wirksamkeit hatte S., außer einigen auf die Geschichte Preußens bezüglichen Arbeiten, die schätzbare Schrift «De Romanorum aedilibus» (Königsb. 1828) veröffentlicht. Sein Hauptbestreben aber war auf die Darstellung der Geschichte des Hauses Hohenzollern und des preuß. Staats und eine allgemeine Entwickelung der Statistik der europ. Staaten gerichtet. Namentlich für den letztern Zweck unternahm er 1828, 1833 und 1846 Reisen durch Süddeutschland, Norditalien, Frankreich, die Niederlande und den österr. Staat, auf denen er die trefflichsten Materialien sammelte und viele Verbindungen anknüpfte. Als Vorläufer seines Werks über Preußen sind einige Abhandlungen zu betrachten, die er als Mitglied der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg, deren Director er seit 1825 ist, vorgetragen und theils besonders (z. B. «Preußens erstes polit. Auftreten unter dem Großen Kurfürsten», Königsb. 1823; «Das Krönungsfest der preuß. Monarchie», Königsb. 1832), theils in den von ihm herausgegebenen «Histor. und literarischen Abhandlungen der Königlichen deutschen Gesellschaft» (4 Bde., Königsb. 1830—37) veröffentlicht hat; ferner die «Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens» (Heft 1, Königsb. 1831) und ein Gemälde von Ost- und Westpreußen für den berliner «Histor.-genealog. Kalender» (1834—36). S.'s Hauptwerk jedoch bildet das «Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa» (Bd. 1, Thl. 1—4, Bd. 2, Thl. 1—3, Königsb. 1835—48), welches bisher die fünf Großmächte nebst Spanien, Portugal und den ital. Staaten umfaßt, und in dem das histor. Element zu einer wissenschaftlichen Begründung der Statistik einen umfassenden Raum gewonnen hat. Als praktischer Commentar für den staatsrechtlichen Theil des Werks ist seine «Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europas und der nordamerik. Freistaaten (2 Bde., Königsb. 1840—50) zu betrachten. Außerdem besorgte S. mit Rosenkranz die vollständige Ausgabe der «Sämmtlichen Werke Kant's» (12 Bde., Lpz. 1838—42), in deren 11. Bande er die erste ausführliche Biographie des Philosophen zum Theil nach handschriftlichen Quellen lieferte. Sein wissenschaftliches und akademisches Wirken wurde in neuerer Zeit mehrmals durch Uebernahme polit. Mandate unterbrochen. Im Mai 1848 zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt, war er einer der Vorsteher der sog. Casinofraction und schied auch mit der Mehrzahl der Mitglieder derselben 20. Mai 1849 aus dem Parlamente. Nachdem er Oct. 1849 für Königsberg der berliner Ministerial-Universitätsconferenz beigewohnt, ging er im März 1850 als Mitglied des Volkshauses nach Erfurt. Einige Monate darauf in die Erste Kammer der preuß. Ständeversammlung gewählt, zog er ein Mandat für die preuß. Zweite Kammer vor und suchte in den Sessionen 1850—52 vorzugsweise für finanzielle Gegenstände zu wirken. Während der J. 1858—64 war er ununterbrochen Mitglied des Abgeordnetenhauses und stets ein thätiges Mitglied der Budgetcommission, für welche er namentlich viele Berichte aus den Ressorts des Finanz- und Cultusministeriums arbeitete. Im Dec. 1864 von der Universität für das preuß. Herrenhaus präsentirt und vom König zu dessen lebenslänglichem Mitglied ernannt, nahm er seit 1865 regelmäßig an den Sitzungen desselben theil. Auch hat S. wesentlich zur Begründung der internationalen statist. Congresse mitgewirkt.

Schubert (Gotthilf Heinr. von), deutscher Naturforscher und Naturphilosoph, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Schulbildung in Greiz und Weimar und bezog 1800 die Universität Leipzig, um sich theol. Studien zu widmen, verließ aber dieselbe nach einem Jahre und ging nach Jena, wo er Medicin studirte. Nachdem er hierauf zu Altenburg zwei Jahre als Arzt praktizirt, wandte er sich nach Freiberg, hauptsächlich durch Werner's Vorlesungen angezogen, und 1807 nach Dresden. Aus den hier über naturphilos. Gegenstände gehaltenen Vorlesungen entstanden die «Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften» (Dresd. 1808; 4. Aufl. 1840). Schon vorher hatte er die «Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens» (3 Bde., Lpz. 1806—20) begonnen. Von 1809—16 wirkte er als Director des Realinstituts zu Nürnberg, worauf er als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust ging. Doch schon nach drei Jahren verließ er diesen Wirkungskreis und folgte einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen, von wo er 1827 nach München in gleicher Eigenschaft übersiedelte. Hier wurde er zum Geheimrath ernannt, in die Akademie der Wissenschaften aufge-

nommen und in den Adelstand erhoben. Er starb 1. Juli 1860 zu Laufzorn bei Grünwald in Oberbaiern im Hause seines Enkels. S.'s wissenschaftliche Richtung wurde zunächst durch die Schelling'sche Naturphilosophie bestimmt. Seine philos. Forschungen führten ihn jedoch in das religiöse Gebiet, wo er sich einem genialen Mysticismus zuwandte. Seine wissenschaftlichen Werke sind von den rein ascetischen Schriften zu unterscheiden. Zu erstern gehören, außer den bereits genannten, «Die Urwelt und die Fixsterne» (Dresd. 1822; 2. Aufl. 1839); die sehr ausführlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, insbesondere «Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde» (Erlang. 1852), die Handbücher der Mineralogie, Naturgeschichte u. s. w.; ferner die «Symbolik des Traums» (Bamb. 1814; 4. Aufl., Lpz. 1862) und die «Geschichte der Seele» (2 Bde., Stuttg. 1830; 2. Aufl. 1833), welches letztere Werk über sehr viele Gegenstände des geheimnißvollen Gebiets der Seelen- und Geisteskunde mehr ahnungsreiche als wissenschaftlich begründete Gedanken ausspricht. Einen Nachtrag dazu bilden «Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele» (Stuttg. 1845). Aus der zweiten Klasse sind zu erwähnen: «Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde» (5 Bde., Lpz. und Erlang. 1817—44); «Züge aus dem Leben des Pfarrers Joh. Friedr. Oberlin» (4. Aufl., Münch. 1832), die leicht das Beste unter allen ausgestreuten Tractaten der mystischen Zeitgenossenschaft sein möchten; «Beschreibung von Claudii de Martelli Errettung in und aus der türk. Gefangenschaft» (Erlang. 1825); die «Mittheilungen aus dem Reiche» in der «Evang. Kirchenzeitung». Außerdem sind zu erwähnen: «Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei» (Erlang. 1823; 2. Aufl. 1834), «Reise durch das südl. Frankreich und Italien» (2 Bde., Erlang. 1827—31) und vorzüglich «Reise in das Morgenland in den J. 1836 und 1837» (3 Bde., Erlang. 1838—39). S. ist auf dem Gebiete der naturphilos. Forschungen durch ein ungewöhnliches Talent für Analogie und Induction ausgezeichnet. Die namentlich in der Astronomie, in der Geschichte des Erdkörpers und dann im Reiche des Geistigen von ihm aufgestellten Ansichten haben, gemüthlich und wohlwollend, wie sie gegeben worden sind, viele Freunde gefunden. Seine Selbstbiographie gab S. heraus unter dem Titel «Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen aus einem zukünftigen Leben» (3 Bde., Erlang. 1853—56).

Schubladenstück (pièce à tiroir) oder **Verkleidungsstück** heißt ein kleines dramatisches Stück, das seinem Wesen nach zum Lustspiel und der Posse gehört und den Zweck hat, mehrere Charaktere in schneller Aufeinanderfolge durch einen und denselben Darsteller zu veranschaulichen. Die bekanntesten Stücke dieser Gattung sind «Garrick in Bristol», «Die Leibrente», «Das Landhaus an der Heerstraße», «Die Zwillingsbrüder», «Die Proberollen» u. s. w.

Schuch (Franz), ein namhafter Schauspieler des 18. Jahrh., geb. zu Wien, errichtete daselbst 1740 eine wandernde Schauspielertruppe, mit der er in Deutschland umherzog. Er selbst spielte in Wien den Harlekin. Die Gesellschaft zeichnete sich besonders durch ihre extemporirten Stücke aus und war eine Zeit lang eine der besten in Deutschland. Gehoben wurde sie insbesondere durch den Balletmeister Carioni. Seit 1758 fing sie an zu sinken. S. starb 1764. Sein Sohn, Franz S., der Jüngere, geb. 1741, übernahm nach des Vaters Tode die Direction der Gesellschaft, bei der erst 1766 der Hanswurst abgeschafft wurde, starb aber schon 1771.

Schücking (Christoph Bernhard Levin), deutscher Romanschriftsteller, Nachkomme einer westfäl. Patricierfamilie, die in Staat und Wissenschaft namhafte Mitglieder aufzuweisen hat, wurde 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth, einem Jagdschlosse des ehemaligen Bisthums Münster, geboren. Seine Mutter war selbst eine begabte Dichterin. Schon als Knabe von dem Triebe nach allgemeiner Ausbildung belebt, studirte er in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte sich aber, in Münster lebend, der schriftstellerischen Laufbahn zu, die er mit «Das malerische und romantische Westfalen» (Lpz. 1842) und «Der Dom zu Köln und seine Vollendung» (Köln 1842) eröffnete. Nachdem er einen Winter auf der Meeresburg am Bodensee beim Freiherrn von Laßberg zugebracht, übernahm er 1843 die Leitung der Erziehung zweier Prinzen des bair. Fürsten Wrede, welcher Beruf einen längern Aufenthalt in Oesterreich veranlaßte. Seit 1844 lebte er in Augsburg, dann in Köln, dort an der Redaction der «Allgemeinen Zeitung», hier an der der «Kölnischen Zeitung» betheiligt. Nach längern Reisen durch Frankreich und Italien ließ er sich im Herbst 1852 auf dem Gute Sassenburg bei Münster, einem alten Besitzthum seiner Familie, nieder. Hier schrieb er nun die Romane «Ein Schloß am Meer» (2 Bde., Lpz. 1843), «Die Ritterbürtigen» (3 Bde., Lpz. 1846), «Eine dunkle That» (Lpz. 1846), «Ein Sohn des Volks» (2 Bde., Lpz. 1849), «Der Bauernfürst» (2 Bde., Lpz. 1851), «Die Königin der Nacht» (Lpz. 1852), «Ein Staatsgeheimniß» (3 Bde., Lpz.

Digitized by Google

1854), «Die Sphinx» (Lpz. 1856), «Der Held der Zukunft» (Prag 1856; 2. Aufl. 1859), «Aus den Tagen der großen Kaiserin» (2 Bde., Wien 1858; 2. Aufl., Prag 1859), «Paul Bronckhorst» (3 Bde., Lpz. 1859), «Die Rheider Burg» (2 Bde., Prag 1859), «Die Marketenderin von Köln» (3 Bde., Lpz. 1860), «Die Geschworenen und ihr Richter» (3 Bde., Hannov. 1861), «Frauen und Räthsel» (2 Bde., Lpz. 1864), «Eine Actiengesellschaft» (3 Bde., Hannov. 1863), «Verschlungene Wege» (3 Bde., Hannov. 1867) u. s. w. Wenn auch nicht gleich an Werth, gehören diese Romandichtungen doch zu den besten der Gegenwart. Vor allem sind sie erfüllt von einem gesunden Realismus sowie von einem kräftigen Patriotismus, der auf dem geschichtlichen Boden seiner heimischen Gegend beruht. Auch weiß S. einen frischen Humor an rechter Stelle und mit weisem Maße geltend zu machen und seinen Stoff durch einen philos. oder psychol. Grundgedanken zu vertiefen. Die sprachliche Form ist einfach und gediegen. Zudem veröffentlichte S. «Gedichte» (Stuttg. 1846), «Novellen» (2 Bde., Pesth 1846), «Gesammelte Erzählungen und Novellen» (6 Bde., Hannov. 1859—65) und einige Dramen, wie «Der Redekampf zu Florenz» (Berl. 1854), das Lustspiel «Maria Theresia» und die «Prätorianer», die mehrfach aufgeführt wurden. Ueberdies sind noch zu erwähnen «Eine Römerfahrt» (Kobl. 1849), die Charakteristik «Heinrich von Gagern» (Köln 1849) und die ins anthropologische Gebiet schlagenden «Geneanomischen Briefe» (Frankf. 1855). Außerdem schilderte er in «Annette von Droste» (Lpz. 1862), dem Lebensbilde der Freundin seiner Mutter, den Einfluß, den diese auf seine geistige Entwickelung gehabt. Die hervorragendsten seiner Schriften stellte S. selbst in der Sammlung «Ausgewählte Romane» (12 Bde., Lpz. 1864) zusammen. — Seine Gattin Luise, Tochter des darmstädtischen Generals und Kammerherrn Freiherrn von Gall, geb. 19. Sept. 1815, vermählt 1844, gest. 16. Mai 1855, hat sich durch «Frauennovellen» (2 Bde., Darmst. 1845) und die Romane «Gegen den Strom» (2 Bde., Brem. 1851), «Der neue Kreuzritter» (Berl. 1853) bekannt gemacht. Ihr Lustspiel «Ein schlechtes Gewissen» wurde mehrfach mit Erfolg aufgeführt. Nach ihrem Tode gab ihr Gatte «Frauenleben» (2 Bde., Lpz. 1856), eine Sammlung feinmotivirter Novellen, heraus.

Schuckmann (Friedr., Freiherr von), ein verdienter preuß. Staatsmann, geb. 26. Dec. 1755 zu Mölln, einem Stammgute seiner Familie im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, machte auf der Universität Halle seine Studien und trat hierauf in den preuß. Staatsdienst. Durch seine Ernennung 1790 zum Oberbergrichter bei dem schles. Oberbergamte kam er mit dem Minister Heinitz in Verbindung und erhielt durch diesen noch in demselben Jahre die Stelle eines königl. Münzrichters in Breslau. Durch den Minister von Hoym empfohlen, wurde er sodann 1795 zum Präsidenten der Kammer in Baireuth und das Jahr darauf auch in Ansbach ernannt. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 suchte er in dieser Stellung der Zerrüttung des Landes mit Eifer vorzubeugen. In eine üble Lage gerieth er, als der Generaladjutant Graf von Götzen von Schlesien aus eine geheime militärische Expedition gegen das franz. Gouvernement zu unternehmen versuchte. S.'s Wachsamkeit vereitelte zwar das unbedachte Unternehmen, aber er sah sich doch bei den Franzosen verdächtigt und wurde in der Nacht des 10. Mai 1807 von Gensdarmen nach Mainz abgeführt und später zu Heidelberg internirt. Beim Friedensschluß vergessen, erhielt er erst 1808 seine Freiheit zurück. S. ging nun mit seiner Familie nach Schlesien, wo er zu Hartlieb bei Breslau als Gutsbesitzer sich niederließ. Auf Hardenberg's Betrieb ward er jedoch schon 1810 zum Geh. Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe sowie für Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Unter seiner Leitung erfolgte die völlige Herstellung der neuen Universität zu Berlin sowie die Organisation der Universität Breslau. S. erwarb sich in jener Zeit auch besonders hohe Verdienste um die Entwickelung des preuß. Handels- und Gewerbswesens und wurde 1814 zum wirklichen Minister des Innern mit Beibehaltung der Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten ernannt. Bei der Veränderung der Ministerialdepartements 1817 wurde ihm das geistliche und Unterrichtsdepartement abgenommen und statt dessen die Direction des Berg- und Hüttenwesens überwiesen, dagegen 1819 zu dem allgemeinen Polizeidepartement, dessen Leitung er schon seit 1812 führte, noch die sog. höhere Sicherheitspolizei ihm übergeben. Bei einer neuen, 1819 erfolgten Veränderung der Ministerialgeschäftskreise erhielt er auch noch die Handels- und Gewerbsangelegenheiten zugetheilt. Dagegen wurden ihm die allgemeinen innern Angelegenheiten abgenommen und dem Minister von Humboldt überwiesen, aber nach dessen Abgange abermals übergeben. Nachdem er schon 1830 die Polizeiangelegenheiten an den Minister Brenn abgetreten, mußte er, durch Schlagfluß gelähmt, 18. April 1834 sich gänzlich zurückziehen. Zur Anerkennung seiner Dienste hatte ihn der König in den

Freiherrenstand erhoben. S. starb 17. Sept. 1834 zu Berlin. Er gehört in die Reihe der Staatsmänner, welche zur Entwickelung des neuern preuß. Staatslebens wesentlich beitrugen, und namentlich die schwierige Ausführung der Gesetze, welche sich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen beziehen, sichert ihm das Andenken der Nachwelt. Sein Charakter war offen und freimüthig, ernst, aber nachsichtig und billig; sein Benehmen bei einer gewissen Derbheit bieder und gegen Jedermann gerecht. Er schrieb «Praktische Ideen über Finanzverbesserung» (Tüb. 1808) und «Bemerkungen gegen von Raumer's Schrift: Ueber Einkommensteuer» (Berl. 1810).

Schuderoff (Georg Jonathan), prot. Theolog, geb. zu Gotha 24. Oct. 1766, besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte seit 1783 in Jena. Er wurde 1790 Substitut des Pastors zu Drakendorf bei Jena und rückte 1792 in das Pfarramt selbst ein. Schon damals machte ihm der Eid auf die Symbolischen Bücher Bedenklichkeiten. 1797 erhielt er die Stelle als Subdiakonus in Altenburg und 1805 das Archidiakonat. 1806 wurde er Oberpfarrer und Superintendent zu Ronneburg und 1824 Consistorialrath. Nachdem er 1836 als Ephorus in den Ruhestand getreten, wurde er zum Geh. Consistorialrath ernannt, im Nov. 1838 aber infolge zweier heftiger Schriftchen gegen das sog. altenburger Consistorialrescript und dessen Verfasser, den Superintendenten Hesekiel, von allen Amtshandlungen suspendirt. Später jedoch ward diese Suspension wieder aufgehoben. Er starb 31. Oct. 1843. S. gehört zu den namhaftesten Vertretern des Rationalismus. Unter seinen frühern Schriften sind hervorzuheben: «Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie» (Lpz. 1792); «Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge» (Braunschw. 1796); «Versuche einer Kritik der Homiletik» (Braunschw. 1797). 1802 begann er das «Journal zur Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens», welches er bis 1832 fortsetzte. Mit Röhr und Schleiermacher gab er ein «Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten» (Magdeb. 1823 fg.) heraus. An seine Schrift «Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die prot. Kirche» (Altenb. 1809), welche vielen Widerspruch fand, der zu Gegenerklärungen Anlaß gab, schlossen sich: «Ansichten und Wünsche, betreffend das prot. Kirchenwesen und die prot. Geistlichkeit» (Lpz. 1814); «Briefe über das prot. Kirchenwesen» (Lpz. 1815); «Grundzüge zur evang.-christl. Kirchenverfassung und zum evang. Kirchenrechte» (Lpz. 1817) und «Ueber die Consistorialverfassung» (Lpz. 1831), in welchen Schriften er für das Verhältniß zwischen Kirche und Staat das Collegialsystem forderte. In seinen «Nebenstunden» (2 Bde., Ronneb. 1823—25) gab er über manche wichtige Gegenstände sein von psychol. Scharfblick zeugendes Urtheil ab. Außerdem hat S. verschiedene Sammlungen von Predigten veröffentlicht. Die anonymen Schriften «Die Märtyrer der Liebe, von J. S.» (Berl. 1805) und «Richard und Auguste, ein Roman in Briefen» (Schneeb. 1805) sind ebenfalls von ihm. Auch ließ er eine Sammlung seiner «Kleinern Schriften kirchenrechtlichen und religiös-philos. Inhalts» (Lüneb. 1837) erscheinen.

Schuiskoi, eine berühmte fürstl. Familie in Rußland, welche in männlicher, directer und legitimer Linie von demjenigen Zweige des Hauses Rurik abstammt, der in dem Großfürstenthume Susdal, einem Bestandtheile des gegenwärtigen Gouvernements Wladimir, selbständig regierte. Das wichtigste Glied derselben ist Wassilij Iwanowitsch S., der den ersten der falschen Dmitris (s. Demetrius) in einer wohlvorbereiteten Verschwörung 17. Mai 1606 in seinem Schlosse in Moskau aufhob und nach Aufdeckung des Betrugs, den er gespielt, in Gegenwart des versammelten Volks sofort hinrichten ließ, worauf er selbst zum Zaren ausgerufen wurde. S. nahm als solcher den Namen Wassilij III. an und wußte sich von 1606—10 im Besitz der Krone zu behaupten und die vielfachen Verschwörungen und Parteiungen niederzuhalten. Wol hätte er sich noch länger behauptet, wäre sein Versuch, mit den Polen einen Friedensabschluß zu erzielen, nicht erfolglos geblieben. Diese unterstützten nun selbst den zweiten der falschen Dmitris, Iwan Bolotnikow, der sich bald einen gefährlichen Anhang zu verschaffen wußte. Doch gelang es S., auch diesen Betrüger zu entlarven, wobei ihm sein Neffe, Michail Skopin-S., thätigen Beistand leistete. Letzterm glückte es, Iwan's Partei, als sie schon auf Moskau losbrach, völlig aufs Haupt zu schlagen und Iwan selbst in seine Gewalt zu bekommen, der nun ebenfalls hingerichtet wurde. Auch ein anderer Abenteurer, Peter, der sich für einen Sohn Feodor's II. Borissowitsch ausgab, fiel in die Hände des Zaren und mußte das Blutgerüst besteigen. Endlich trat ein dritter falscher Dmitri auf, der vom Palatin von Sandomir begünstigt, von Marina, der Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, als Gemahl anerkannt und von den Polen mit Geld und Heeresmacht unterstützt wurde, sodaß er 1609 mit einer großen

Truppenzahl gegen Moskau aufbrechen konnte. Sofort eilte Skopin-S. nach Finland, wo er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Karl IX. abschloß, kraft dessen der König dem Zaren 5000 Mann Hilfstruppen sendete. Die Polen wurden nun zurückgedrängt und Moskau entsetzt. Doch da S. die schwed. Truppen dem Versprechen gemäß nicht verpflegen und bezahlen konnte, gingen diese zu den Polen über und belagerten nun mit ihnen Moskau gemeinschaftlich. Dies entschied über S.'s Schicksal. Von Hunger bedrängt, empörten sich die Moskowiter und lieferten den Zaren Wassilij III. im Anfange des J. 1610 an die Polen aus, die ihn in ein Kloster sperrten, wo er wahrscheinlich mit dem Neffen durch Gift seinen Tod fand. Später wurden beide in der archangelschen Kathedrale zu Moskau beigesetzt.

Schu-king, d. i. das Buch der Annalen, und Schi-king, d. i. das Buch der Lieder, sind die beiden wichtigsten und interessantesten Denkmäler der ältern chines. Literatur. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.)

Schuld heißt im juridischen Sinne das, was einer einem andern rechtlich, z. B. durch Contract, zu leisten verbunden ist (debitum); ferner die Nachlässigkeit oder der Mangel an Sorgfalt, um derentwillen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (culpa, im Gegensatz von dolus, d. i. der bösen Absicht), ingleichen die verantwortliche Urheberschaft hinsichtlich einer strafbaren Uebertretung des Gesetzes. (S. Culpa und Dolus.) In moralischer Bedeutung versteht man unter S. den sittlichen Unwerth, welcher durch die Nichtachtung des moralischen Gesetzes entspringt, oder das Böse, was der Mensch sich als freies Wesen sittlich zuzurechnen hat. Zur S. wie zu dem entgegengesetzten Verdienste gehört daher ein freier Urheber der Handlung, und die Größe der S. bemißt sich nach dem Grade des Bewußtseins einer Unsittlichkeit im Verhältniß zu der Widerstandsfähigkeit der Willenskraft.

Schulden nennt man das, was jemand (der Schuldner) einem oder mehrern andern (den Gläubigern) zu leisten, insbesondere an Geld zu zahlen hat. Man unterscheidet Kapital- und hypothekarische S. (s. Hypothek), Wechselschulden (s. Wechsel), Buchschulden, die sich wenigstens aus den Handlungsbüchern (s. d.) erweisen, aber nicht nach Wechselrecht beitreiben lassen, u. s. w. Erst an der Möglichkeit, säumige oder böswillige Schuldner mittels gerichtlichen Zwanges zur Tilgung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten, kann sich der bürgerliche Verkehr in weiterm Umfange entwickeln, und eine gute Gerechtigkeitspflege in allen Schuldsachen erhöht den Credit eines Staats. Die Vorzeit neigte hierbei zur äußersten Strenge. Im alten Rom trug auch noch der Umstand, daß die Wohlhabendern bei der Leitung des Staats das Uebergewicht behaupteten und das geringe Volk in immer größere Abhängigkeit zu bringen suchten, zur Verschärfung der Schuldgesetze bei. Nach dem Rechte der Zwölf Tafeln durfte der Gläubiger seine verurtheilten Schuldner (addicti, nexi) in Haft nehmen, mit Ketten belasten und, wenn dieselben binnen 60 Tagen nicht zahlten, ins Ausland verkaufen. Schuldner, die mehrern Gläubigern zugleich zugesprochen waren, konnten zerstückt werden (sectio in partes), um jedem Gläubiger das Recht an ihrer Person wenigstens symbolisch zu wahren. Diese Barbareien beseitigte zwar die lex Papiria Petoelia (326 v. Chr.), aber der Schuldarrest dauerte fort. Erst seit den bürgerlichen Kriegen bildete sich allmählich der Grundsatz aus, daß die Gläubiger sich nicht an die Person, sondern an das Vermögen des Schuldners zu halten hätten. Den Deutschen war die Schuldknechtschaft ebenfalls nicht fremd, und obschon bereits im Mittelalter gegen schlechte Schuldner regelmäßig mit Pfändung verfahren wurde, so erhielt sich doch die Schuldhaft bei dem Gläubiger, später im öffentlichen Schuldgefängniß (Schuldthurm) noch gegen Unvermögende oder solche, die sich von vornherein bei diesem Zwangsmittel verpflichtet (zu Hand und Halfter gegeben) hatten. Für den Großverkehr auf Messen empfahl sich das gleiche Verfahren, um Fremde zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten oder bei Handhabung des Gastrechts gegen Uebervortheilungen schleunig zu sichern, und der hieraus hervorgegangene Wechselarrest hat sich bis auf die Gegenwart behauptet. Neuerdings ist gegen die Schuldhaft namentlich geltend gemacht worden, daß die persönliche Freiheit als etwas Unabschätzbares kein Aequivalent für Vermögensrechte abgeben könne, und daß die Schuldhaft, da sie keine Zahlungsfähigkeit zu erzeugen im Stande sei, gewöhnlich nur zur Befriedigung privater Rachegelüste oder zur Ausübung eines Drucks auf wohlhabende Freunde und Angehörige des Schuldners gemisbraucht werde. Diejenigen, welche nur bei dem Wucher gegen Einsetzung ihrer Freiheit Credit erlangten, seien des Credits eben nicht würdig, und die Gewißheit, daß man durch Verpfändung seiner Person kein größeres Vertrauen gewinne, müsse die Geneigtheit des Worthaltens allgemein steigern und dadurch dem Verkehr eine gesündere Grundlage bereiten. In Frankreich wurde durch das Gesetz vom 22. Juli 1867 die Schuldhaft aufgehoben und der Reichstag des Norddeutschen Bundes

beantragte kurz darauf die gleiche Maßregel. Auch in England geht man damit um, das Zwangsmittel der Schuldhaft aufzuheben.

Schuldschein oder Schuldverschreibung nennt man das schriftliche Bekenntniß einer Schuld, welche sowol eine eigene, als eine fremde, zur eigenen Vertretung übernommene sein kann. Die Schuldverschreibung bezieht sich entweder auf ein früheres Geschäft, indem sie eine schon bestehende Schuld anerkennt, oder sie ist bei der Entstehung der Forderung selbst ausgestellt. Diese Entstehungsursache muß darin ausgedrückt sein, z. B. daß dem Schuldner die Summe als Darlehn vorgeschossen, daß er sie für gekaufte Waaren, geleistete Dienste schuldig geworden sei. Die Verschreibung muß aber auch die Person des Schuldners, des Gläubigers, die Schuld selbst, die Münzsorte, die Zeit und den Ort der Bezahlung, das Datum der Ausstellung angeben und mit der Unterschrift des Schuldners schließen. Eine solche Schuldverschreibung ist ein klarer Brief, ein documentum guarantigiatum, das, wenn Beklagter die Handschrift nicht mittels des Diffessionseides abzuleugnen vermag, einen Anspruch auf beschleunigte Rechtshülfe gewährt. Ausnahmsweise finden sich auch S., in denen sich der Gläubiger nicht einer bestimmten Person, sondern jedwedem Inhaber der Verschreibung zur Zahlung verpflichtet. Dieser Art sind z. B. die meisten Staatspapiere, Prioritäts-Obligationen u. s. f. Aus solchen Papieren au porteur oder Inhaberpapieren kann ein späterer Besitzer Befriedigung verlangen, ohne erst nachweisen zu müssen, durch welche Reihe von rechtmäßigen Weiterbegebungen die Verschreibung in seine Hände gelangt ist. Dafür lassen sich derartige Papiere, selbst wenn sie gestohlen oder verloren gegangen sind, nicht bei dem dritten gutgläubigen Besitzer vindiciren. Nach vielen Landesgesetzen können übrigens Inhaberpapiere nicht ohne Genehmigung des Staats ausgestellt, wol aber auf Antrag eines Besitzers durch eine darauf gebrachte gerichtliche Bemerkung seiner Person zugeschrieben und damit aus dem Umlaufe gezogen werden.

Schulen sind Anstalten für gemeinsamen Unterricht. Nach ihrem Zwecke kann man die S. eintheilen in solche, die eine allgemein menschliche Bildung, und in solche, die eine bestimmte Berufs- oder Fachbildung zum Ziel haben. Die erstern nennt man Volksschulen, die letztern Berufs- oder Fachschulen. Die Volksschule nimmt auf den zukünftigen Stand und Beruf der Schüler nur insofern Rücksicht, als dieser ein niederer oder höherer, d. h. eine größere wissenschaftliche Bildung voraussetzender ist. Sie scheidet sich daher in eine niedere oder Elementar-Volksschule und eine höhere Volksschule. Die niedere Volksschule entläßt ihre Schüler in der Regel mit dem 14. Lebensjahre, in der Schweiz und in England auch schon früher. Sie beschränkt sich daher auf die allernothwendigste Bildung und sucht diese zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Niedere Volksschulen sind die Land- oder Dorfschulen, die Armen- oder Freischulen, die Gemeinde- oder Bezirksschulen und die gewöhnlichen Bürgerschulen der Städte. Zu den höhern Volksschulen gehören die Gymnasien, die Realgymnasien, die Realschulen, die höhern Bürgerschulen. Auch die Gewerbeschulen des südwestl. Deutschland sind Realschulen niederer Ordnung. Zu den Berufs- oder Fachschulen gehören die speciellen Gewerb- und Gewerkschulen, alle technischen Bildungsanstalten, die polytechnischen S., die Bau-, Forst-, Bergakademien, die Kunstakademien, die landwirthschaftlichen Lehranstalten, die Militär- und Marineschulen, die Handelsschulen, aber auch die theol. und Lehrerseminare, ja die Facultäten der Hochschulen oder Universitäten. In Betreff ihrer Gründung und Unterhaltung theilt man die S. ein in Staats-, Gemeinde- und Privatschulen. Staats- und Gemeindeschulen nennt man auch öffentliche S., d. h. aus öffentlichen Mitteln gegründete und erhaltene. Schulgeld ist dabei nicht ausgeschlossen. Die Privatschulen sind in Deutschland in gewissem Sinne auch öffentliche S., bedürfen der staatlichen Genehmigung und stehen unter der staatlichen Aufsicht; nur in Betreff ihrer Unterhaltungsmittel sind sie ganz auf sich, d. h. auf das Schulgeld angewiesen. Die Elementar-Volksschulen sind in Deutschland in der Regel Gemeindeschulen, aus Mitteln der Gemeinde unterhaltene. Nur den ärmern Gemeinden gewährt der Staat einen in der Regel unbedeutenden Zuschuß. Alle Volksschulen sind aber der Aufsicht des Staats unterstellt, die dieser entweder durch fachmännische Inspectoren, Schulräthe, Kreisinspectoren (wie in Preußen, Gotha und Baden) übt oder der Kirche, den Ortsgeistlichen und den kirchlichen Behörden überträgt. Die pädagogischen Stimmführer der Neuzeit verlangen aber die Beseitigung der Beaufsichtigung der Schule durch die Kirche, da diese dazu weder ein Recht noch die Befähigung hat, und wollen die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens ausschließlich den Pädagogen von Fach übertragen wissen. Staatsschulen sind viele höhere Volksschulen, denn da diese in der Regel einer Provinz oder einem ganzen Lande zugute kommen, so kann keine einzelne Gemeinde zu ihrer Unterhaltung verpflichtet sein. Trotzdem sind in

größern Städten viele höhere Volksschulen, namentlich Gymnasien und Realschulen, nur Gemeindeschulen. Privatschulen finden sich, soweit sie nicht vollständige Erziehungsinstitute mit Pensionat sind, meist nur in größern Städten und je nach dem Zustande des öffentlichen Schulwesens bald in größerer, bald in geringerer Anzahl. Ein gutes öffentliches Schulwesen läßt in der Regel wegen seiner bessern Schulzucht, oft wegen seiner bessern Resultate und zuweilen wegen gewisser staatlicher Berechtigungen das Privatschulwesen nicht aufkommen. Selbstverständlich ist das Schulgeld in der öffentlichen Schule in der Regel niedriger als in der Privatschule. Doch bietet eine gute Privatschule manche Vortheile: eine größere Berücksichtigung des einzelnen, eine größere Freiheit des Unterrichtsplans, eine engere Verbindung zwischen Haus und Schule. Die Frage, wem die Schule gehöre, ob dem Staate, der Gemeinde, der Familie oder der Kirche, ist unklar gestellt und darum auch oft unklar genug beantwortet worden. In ihrem innern Wesen gehört die Schule sich selbst, d. h. sie empfängt nur Gesetze von der Wissenschaft der Pädagogik. Aeußerlich gehört sie dem, d. h. ist sie verwaltet von dem, der sie gründet und unterhält, in den meisten Fällen also der Gemeinde und dem Staate. Aber auch in den Fällen, wo der Gründer und Unterhalter nicht der Staat, sondern die Gemeinde oder, wie in kath. Ländern zuweilen, die Kirche ist, hat der Staat das Recht und die Pflicht der Oberaufsicht, wenn er eins seiner wichtigsten Interessen, die Bildung seiner Mitglieder, nicht ignoriren will.

Die hohe Bedeutung der öffentlichen S. ist in allen civilisirten Ländern, vornehmlich aber in Deutschland schon längst praktisch anerkannt worden, wenn sie auch zuweilen theoretisch in Zweifel gezogen werden sollte. Der Privaterziehung in Familien fehlen, mit seltenen Ausnahmen, nicht nur die zur Vollendung der Jugendbildung erforderlichen Mittel, sondern sie ist auch ihrer ganzen Natur nach nicht im Stande, für das Leben in einer größern Gemeinschaft die wünschenswerthe Vorbereitung zu geben. Die Schule vermittelt, namentlich für das männliche Geschlecht, den Uebergang von dem Familienleben zum Leben in der Gemeinde und im Staate. Durch die Zucht in der Schule wird die Zucht des Hauses verstärkt und die gute Gewöhnung befestigt. Durch den Schulunterricht wird der Zögling allmählich zur Einsicht und Geistesbildung, zum Bewußtsein über das Menschenleben, seine Bestimmung und seine Zwecke, zu tieferer religiöser Erkenntniß, demnach zu freier Selbstbestimmung, dem letzten Zwecke aller Erziehung, geleitet. Die S., in welchen die Jugend einen großen Theil ihres täglichen Lebens verbringt, sind hiernach gleichsam die Kanäle, durch welche in alle Klassen des Volks Bildung, der Sinn für Wahrheit und Recht, die Kräftigung zu Wissenschaft und Kunst strömt, wenn auch die Schule sich nicht anmaßen kann, für sich allein das Leben zu bestimmen, sondern vielmehr von diesem bestimmt wird. Denn ihre Einrichtung, ihre Zucht und ihr Unterricht hängt natürlich immer von dem ab, was im Leben und in der Zeitansicht für das Rechte, Wahre und Nützliche gilt, und sie hat im ganzen nur die Aufgabe, dieses Gegebene auf die Jugend zu übertragen. Nur in seltenen Fällen gehen von der Schule, und dann gewöhnlich auch nur in ihren höhern Stufen, neue Lebensrichtungen aus. Der Einzelunterricht macht sehr oft, aber keineswegs immer und in jeder Hinsicht raschere und sicherere Fortschritte möglich. Dagegen hat das gemeinsame Lernen für die Zöglinge großen Reiz, regt den Wetteifer an, nimmt die Selbstthätigkeit des Schülers mehr in Anspruch und dient durch öftere Wiederholungen, die eben durch die Verschiedenartigkeit der Schüler veranlaßt werden, zu größerer Befestigung des erworbenen geistigen Eigenthums. Was die Gefahr für die Sittlichkeit der Zöglinge anlangt, so ist dieselbe in der öffentlichen Schule nicht unbedingt größer als im Hause und beim Privatunterrichte. Zudem aber muß der Knabe doch einmal aus dem engen Familienkreise hinaus in die Welt treten, und die Schule ist es eben, welche diesen Uebergang auf angemessene Weise vermittelt und die Gefahren vermindert, welche bei dem Mangel solcher Vermittelung für die Sittlichkeit entstehen würden. Das Hauptmittel, dessen sich die Schule dazu bedient, beruht in der Schulzucht oder Schuldisciplin, die nicht blos die Verhütung und Bestrafung von Fehlern und Vergehungen, sondern überhaupt die Gewöhnung an alles, was gut, recht und löblich ist, namentlich also an Ordnung, Regelmäßigkeit, Aufmerksamkeit, Fleiß und gesittetes Betragen zum Zwecke hat. Die Berechtigung und hohe Bedeutung der Schulzucht liegt darin, daß das Kind recht und gut leben lernen muß, bevor es noch selbst mit Einsicht und aus vernünftigen Gründen sich dazu bestimmen kann, und daß auch der rechte Erfolg des Unterrichts erst von ihr abhängt. Die Ausübung der Schulzucht beruht aber weniger auf theoretischen Anweisungen und Vorschriften als auf der Persönlichkeit des Lehrers und auf dem Princip der Pietät. Als Schulordnung regelt sie das äußere Schulleben und spricht sich in den speciellen Schulgesetzen aus, die kurz, bestimmt, einfach und deutlich sein müssen, aber nicht gerade immer schriftlich vorhanden zu sein

brauchen. Sie bestimmen die Schulstrafen, die wol nirgends ganz zu entbehren sein dürften. Doch ist die Schulzucht gewiß die beste, wo die wenigsten Strafen nöthig sind; denn Gewöhnung an das Gute und Rechte ist wichtiger als Verhittung des Fehlerhaften und Schlechten, und Vergehen zu verhüten verdienstlicher, als sie bestrafen zu müssen. Das erziehende Beispiel des Lehrers, verbunden mit der sittlichen und religiösen Ermahnung, ist immer der sicherste Grundpfeiler der Schuldisciplin, deren sorgsame Ueberwachung wieder eine der wichtigsten Obliegenheiten der Lehrer und Directoren und in höherer Instanz der Schulinspection bildet. Unter der Schulinspection begreift man diejenigen Veranstaltungen, welche dafür sorgen, daß alle Hindernisse der Schulerziehung möglichst beseitigt werden und daß in und außer der Schule alles geschieht, was zur Erreichung des Schulzwecks erforderlich ist. Wird die Schulinspection, wie es wol bei der Verschiedenheit der Grundansichten über das Schulwesen vorkommt und vorgekommen ist, der Geistlichkeit übertragen, so kann dies der Schule nur zum Nachtheile gereichen; denn ein Geistlicher als solcher ist ebenso wenig ein geborener Schulinspector, wie ein Arzt oder ein Jurist. In allen Fällen ist die Schulinspection nur ein Theil der Schulverwaltung, unter welcher man die Leitung und Verwaltung sämmtlicher S. eines Orts, eines Bezirks oder eines ganzen Landes durch bestimmte Behörden versteht. Die Schulbehörden, welche theils nur für einen einzelnen Ort, Bezirk oder Kreis, theils für eine ganze Provinz oder für ein ganzes Land bestimmt sind, haben im allgemeinen für Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der S., für die allgemeine Anordnung des Unterrichts, der Zucht und des Schullebens überhaupt, für Bildung, Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrer Sorge zu tragen. Unumgänglich nöthig ist es, daß bei der Schulverwaltung sachverständige, d. h. solche Männer, welche die Aufgabe der Schule theoretisch und praktisch kennen gelernt haben, mit thätig sind. Die oberste Stellung in der Schulverwaltung nimmt das Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein, welches gewöhnlich mit dem des Cultus vereinigt ist. Die Schulverwaltung entscheidet auch über die Einführung der Schulbücher, welche beim Unterricht von den Zöglingen gebraucht werden, mögen sie nun wirklich die Grundlage des Lehrgangs bilden, wie die Lese-, Lehr- und Uebungsbücher, die Leitfäden u. s. w., oder nur als sonstige Hülfsmittel dabei dienen, wie Bibel, Gesangbuch, Katechismus u. s. w. Welche Schulbücher in einer Schule nothwendig sind, hängt von dem Standpunkte jeder Schule, dem Zwecke und der Einrichtung des Unterrichts ab. Wenn es aber unzweifelhaft, daß die Schulbehörden über die Einführung und den Gebrauch der Schulbücher wachen sollen, wird doch immer auch bei der Wahl der Lehrbücher den einzelnen Lehrern und Lehrercollegien Stimme und Mitwirkung bleiben müssen, indem diese, abgesehen von ihrer genauen Sachkenntniß überhaupt, das Localbedürfniß am sichersten beurtheilen können. Gegen Institute, welche das Privilegium in Bezug auf Lieferung von obligatorischen Schulbüchern (Centralschulbücherverlag) haben, lassen sich daher gewichtige Einwendungen machen. Aus der Auswahl der Schulbücher läßt sich am sichersten der Charakter und Geist der Schule beurtheilen.

Das gegenwärtige Schulwesen Europas ist aus dem Christenthum erwachsen. Griechen und Römer kannten Volksschulen, wie sie jetzt bestehen, nicht und fühlten dafür auch nicht das Bedürfniß. In gewisser Hinsicht kann man Karl d. Gr. als den ersten Gründer unsers Schulwesens ansehen. Er verfolgte zuerst den großartigen Plan, Bildungsanstalten für alle Stände in seinem großen Reiche einzurichten, und suchte die hohe und niedrige Geistlichkeit dafür zu gewinnen. Die Verhältnisse der Zeit verhinderten aber die Ausführung, und die polit. Stürme und Kämpfe unter seinen Nachfolgern sowie der Zustand der Kirche hemmten nicht nur den Fortschritt, sondern veranlaßten auch den Verfall der meisten von den zahlreichen S., die unter Karl's d. Gr. Regierung in allen Theilen des großen Frankenreichs, besonders auch in Deutschland waren gegründet worden. Nur für die Bildung der Geistlichen und der vornehmern Stände war in den Klosterschulen (s. d.) und den Stifts- oder Domschulen (s. d.) durch Unterricht im Lesen, Schreiben, Singen, Latein, in der damals beschränkten Theologie, mitunter auch in einigen andern Wissenschaften nothdürftig gesorgt. Für die Bildung der Jugend des Volks wurde damals nichts gethan, weil das Volk eine polit. Bedeutung noch nicht hatte. Dieser Zustand blieb bis zum 12. und 13. Jahrh., wo die Städte polit. Wichtigkeit erhielten und Handel und Gewerbfleiß aufblühten, sodaß das Bedürfniß der Bildung auch im Bürgerstande erwachte. In den Städten wurden nun S. begründet, welche neben den kirchlichen Bildungsanstalten emporwuchsen, aber freilich meist nur das Lesen und Schreiben, höchstens die lat. Sprache in ihren Unterricht aufnahmen. Die niederdeutschen Schreibschulen (dudesehen Scrifscolen), die aus dem Bedürfniß der Kaufleute hervorgingen und als rein bürgerliche Institute frei von kirchlichem Einflusse waren, können als die ersten Anfänge der städtischen Bürgerschulen betrachtet werden.

Im 14. Jahrh. gingen durch Geert Groote und die geistliche Brüderschaft des gemeinsamen Lebens von Holland mächtige Anregungen aus zur Bildung des Volks durch S., während in Italien durch die sog. Wiederherstellung der Wissenschaften die höhern Studien eine neue Grundlage erhielten und eine neue Gestaltung des höhern Schulwesens vorbereitet wurde. Von jetzt an entstanden bis zum Anfange des 16. Jahrh. viele neue S., in welchen der Geist des classischen Alterthums sich geltend machte. Sie waren aber entweder nur Privatunternehmungen einzelner Männer, oder ihre Wirksamkeit beruhte doch ganz allein auf persönlicher Tüchtigkeit. Das Schulwesen war noch kein Gegenstand der allgemeinen Sorge. Auch die niedern S. mehrten sich, blieben aber nach den Verhältnissen der Zeit nur auf die nothdürftigste Bildung beschränkt. Ihre Lehrer waren größtentheils unwissend, zogen von einem Orte zum andern, genossen wenig Achtung und wurden schlecht bezahlt. Wie in dem Gewerbswesen bildete sich unter den Lehrern eine Abstufung nach Meistern und Gesellen im Sinne des Zunftwesens und ein Zunftgeist aus, und wie die Lehrer, so zogen auch Schüler (Bacchanten) von einer Schule zur andern, wobei sie nicht nur unwissend blieben, sondern auch zu sittlicher Roheit herabsanken.

Da trat mit der Reformation ein Wendepunkt im Schulwesen ein. Die neue Kirche mußte ihrem ganzen Wesen nach in der verbesserten Jugendbildung eine Stütze suchen. Daher sprachen die Reformatoren, namentlich Melanchthon, den schon seine Zeit den Magister Germaniae nannte, für Verbesserung vorhandener und Anlegung neuer S. Die frühern Anfänge eines Volksschulwesens erhielten nun Befestigung und weitere Ausbildung. Auch die Schulbildung des weiblichen Geschlechts wurde ins Auge gefaßt. Die neuen Kirchenordnungen, die überall aufgerichtet wurden, empfahlen die S. der allgemeinen Fürsorge, und nach dem Muster der von Melanchthon in dem «Unterricht der Visitatoren» für die Einrichtung der S. gegebenen Vorschriften wurde der Unterricht fast in allen prot. Ländern angeordnet. Während die höhern S. bald einen Aufschwung nahmen, ging es freilich mit dem Volksschulwesen nur sehr langsam vorwärts. Unter den Protestanten haben sich um das Schulwesen der damaligen Zeit, außer Melanchthon, große Verdienste erworben: Johannes Sturm, Val. Friedland, gewöhnlich Trotzendorf genannt, Michael Neander, Sebald Heyden, Ratich, Comenius u. s. w. Die kath. Christenheit blieb in dem Eifer für die Verbesserung des Schulunterrichts nicht zurück, und die Jesuitenschulen (s. d.) erlangten eine ungewöhnliche Berühmtheit.

Neue Hindernisse erwuchsen freilich der Entwickelung des Schulwesens durch die im Gefolge der Reformation gehenden Religionsunruhen, namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg, der aber auch die neuen Begriffe von Staat und Staatsverwaltung und somit wieder indirect die Fortbildung des Schulwesens im allgemeinen zur Folge hatte. Die Volksschule nach jetzigen Begriffen, die sich der Erziehung und Bildung eines jeden einzelnen Kindes annimmt, war dem ganzen Mittelalter, sogar der Reformationszeit noch fremd. Sie ist durchaus ein Product dieses und des vorigen Jahrhunderts. Was im Mittelalter und in der Reformationszeit die Kirche für das Schulwesen gethan, das hat sie nicht gethan, um den einzelnen eine allgemein menschliche Bildung zu gewähren, sondern nur um ihr Ansehen und ihren Einfluß auszubreiten. Die Volksschule der Jetztzeit ist geistig das Kind des Humanismus und der Aufklärung des 18. Jahrh. und praktisch ein Werk des Staats und der Gemeinden. Das Recht der Kirche auf die jetzige Volksschule ist daher weder historisch noch ideell nachweisbar. Gegen das Ende des 17. Jahrh. und im 18. bildete sich nach und nach die Ansicht aus, daß die Sorge für die S. eine Verpflichtung der weltlichen Regierung sei. Die Begründung von Schullehrerseminarien, seit der Mitte des 18. Jahrh., mußte besonders dem Volksschulwesen den größten Vorschub leisten. Basedow's (s. d.) und seiner Anhänger schulreformatorische Bestrebungen riefen endlich eine allgemeine und für die Fortbildung der S. höchst einflußreiche geistige Bewegung hervor (s. Philanthropie), und die wiedererwachte Philosophie verbreitete gleichfalls über den Unterricht bessere Ansichten. Mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wurden allmählich die aus frühern Zeiten noch bestehenden lateinischen S. in deutsche Bürgerschulen umgewandelt und diesen wieder höhere Bürger- oder Realschulen nach dem dringenden Bedürfnisse der Zeit übergeordnet und als Bürgergymnasien den Gelehrtenschulen ebenbürtig zur Seite gestellt. Durch die franz. Herrschaft in Deutschland erhielt die nationale Richtung der Schulbildung unleugbar Vorschub. Die Wichtigkeit und der Einfluß des Volks stieg, und seit dem Ende des Kriegs beeiferten sich die deutschen Regierungen, alle Schulverhältnisse zu verbessern. Auf die Hebung des Volksschulunterrichts und dessen Methode hatten die Bestrebungen Pestalozzi's (s. d.) wesentlichen Einfluß. Der Lehrerstand hat sich gehoben, freilich ohne im ganzen noch diejenige äußere Stellung zu besitzen, die ihm in Betracht seiner Wirksamkeit zukommt.

Unter allen Ländern Europas steht in Deutschland das Schulwesen am meisten in Blüte. Für die Bildungsbedürfnisse aller Stände und Klassen ist gesorgt durch zahlreiche Gymnasien, Progymnasien und lateinische S., durch polytechnische, höhere Gewerb-, Navigations-, Militär-, Berg-, Forst-, Handels- und Landwirthschaftsschulen, durch Seminare, Realgymnasien und Realschulen, durch Bürger- und Volksschulen, Frei- und Armenschulen, Industrie- und Arbeitsschulen, Gewerbschulen, Sonntagsschulen, Bauernschulen, höhere und niedere Mädchenschulen, Taubstummenanstalten und Blindenanstalten. Während früher Sachsen in Bezug auf Schuleinrichtungen fast allen deutschen Staaten zum Muster diente, ist seit 1816 Preußen an die Spitze der Schulreform getreten, und fast überall ist die preuß. Schulverfassung nachgeahmt worden. Bis in die vierziger Jahre herauf war auch Preußen in der That auf allen Gebieten der Schule den übrigen Staaten voraus. Seitdem aber von oben her eine orthodoxmystische und feudale Strömung dem hauptsächlich durch Diesterweg vertretenen Pestalozzismus entgegentrat, erfolgte ein sichtlicher Rückgang. Statt des längst gehofften und versprochenen Schulgesetzes erschienen 1854 die rückwärtsdrängenden Regulative. Seit dieser Zeit hat sich nach statistischem Ausweis der Procentsatz der Rekruten ohne hinreichende Schulbildung allmählich vergrößert. Preußens Vorgang fand besonders Nachahmung in Sachsen, wo als Ebenbild der preuß. Regulative 1856 eine neue Seminarordnung erschien, welche die Lehrerbildung, außer in Religion und Musik, auf ein Minimum beschränkte. Da die innern pädagogischen und methodischen Fragen der Schule ziemlich klar sind, so handelt es sich in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Schule hauptsächlich darum, die gewonnene Einsicht zu verwirklichen, also um Organisation des Schulwesens. Bisher haben darin nur zwei kleinere Staaten, Koburg-Gotha und Baden, zeitgemäße Fortschritte gethan. Viele Staaten haben noch gar kein zusammenhängendes Schulgesetz, einige, wie Sachsen, ein ziemlich veraltetes. In Oesterreich und Baiern wurden 1867 wenigstens Entwürfe zu einem Schulgesetze in Berathung genommen. In den Staaten, deren Bildung wesentlich auf deutschem Geiste und deutscher Grundlage beruht, wie die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, ist ebenfalls viel zur Herstellung eines geregelten Schulwesens geschehen. In Frankreich, von jeher reich an höhern Unterrichtsanstalten, namentlich an solchen, welche die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien pflegen, erwarten doch die eigentlichen Gelehrtenschulen noch ihre höhere, dem Stande der modernen Wissenschaft entsprechende Entwickelung, während das seit der Revolution von 1830 neubegründete Volksschulenwesen noch viele Mängel und Lücken aufweist und wie von alters her durch die klerikalen Beziehungen mancherlei Hemmnisse erfährt. Belgien besitzt gegenwärtig ein in allen Zweigen wohlorganisirtes Unterrichtssystem, nur daß auch hier die kirchlichen Einflüsse nicht völlig überwunden sind und der Ausbildung der Schule manche Schwierigkeiten entgegenstellen. In Großbritannien haben sich die meist auf alten Stiftungen beruhenden Gelehrtenschulen noch nicht ihres alten Formenwesens entledigt, welcher Umstand der Entfaltung eines auf der Höhe der wissenschaftlichen Zeitbildung stehenden Unterrichts großen Eintrag thut. Für die Ausbreitung und Verbesserung des Volksschulenwesens geschah hier in neuerer Zeit viel, aber weniger durch den Staat als durch Vereine und Gesellschaften, indem immer noch die Ansicht vorherrschend ist, daß der Staat im Interesse der politischen wie der kirchlichen Freiheit von einer systematischen Organisation und Leitung des Schulwesens abstehen müsse. In Rußland besteht ein geordnetes System der höhern S. sowie auch des Volksunterrichts, obschon die Entwickelung des Volksschulwesens hauptsächlich durch Mangel geeigneter Lehrer gehindert ist. In Italien, wo seither alle Volksbildung in den Händen der Kirche und darum in vielen Gegenden ganz nichtig war, hat die Regierung die Schulsache für Staatssache erklärt und die größten Anstrengungen gemacht, um ein allgemeines Volksschulwesen herzustellen. Griechenland steht, wie in allen öffentlichen Einrichtungen, so auch in Bezug auf das Schulwesen noch im ersten Anfange. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika macht dagegen das Unterrichtswesen jeder Art die erfreulichsten Fortschritte, obschon die Organisation in den einzelnen Staaten, je nach der allgemeinen Lage und Bildungsstufe, sehr verschieden ist und das meiste von dem guten Willen und der Einsicht des Volks selbst abhängt. (S. Unterrichtswesen.)

Schulenburg (von der), ein altes hochberühmtes Geschlecht, welches Werner von der S., der 1119 bei der Eroberung von Acca in Syrien durch die Kreuzfahrer fiel, zum Stammvater hat. Im 14. Jahrh., wo das Geschlecht in der Altmark begütert war, theilte es sich in die Weiße und in die Schwarze Linie, von denen die erstere im 15. Jahrh. wieder in die jüngere und die ältere Linie zerfiel. Die Weiße Linie besaß 1341 das Erbküchenmeisteramt in der Mark Brandenburg, und 1563 wurde das ganze Haus in den Reichsfreiherrenstand erhoben.

Die Weiße Linie erhielt 1728 die Reichsgrafenwürde, die Schwarze, abgesehen von einigen Zweigen derselben, die sie schon im 18. Jahrh. erhielten, erst 1790, nachdem sie 1785 in den dän. Grafenstand erhoben worden war. Gegenwärtig besteht die ältere Weiße Linie aus den Häusern Hehlen und Betzendorf (mit den Speciallinien Wolfsberg, Betzendorf, Detzel und Klosterroda), die jüngere Weiße Linie aus den Häusern Trampe (sonst Blumberg), Emden, Altenhausen, Bodendorf, Burgscheidungen, Jahmen (im Mannsstamm erloschen), Bitzenburg, Angern, Kehnert (die 1815 im Mannsstamm erlosch) und dem freiherrlichen Hause Altendorf. Die Schwarze Linie besteht nur noch in dem Hause Lieberose. Ihre Besitzungen liegen in der preuß. Provinz Sachsen und Brandenburg, in Braunschweig und Hannover. Eine Menge berühmter Generale und Staatsmänner sind aus dem Geschlecht hervorgegangen. — Johann Matthias, Reichsgraf von der S., Erbherr auf Emden, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig, wurde zu Emden im Magdeburgischen 8. Aug. 1661 geboren. Als Generallieutenant in sächs. Diensten befehligte er 1702—6 ein Corps in Polen gegen Karl XII. Von diesem 12. Oct. 1704 bei Punitz angegriffen, hielt er zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Reiterei und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, den berühmten Rückzug von Punitz nach Schlesien. 1706 verlor er die Schlacht bei Fraustadt. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über ein Corps von 9000 Mann, welches Sachsen in niederländ. Dienste gab, wo er nun unter Marlborough und Eugen gegen die Franzosen focht. Der Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Als aber 1711 der Graf Flemming das Commando der sächs. Armee erhielt, forderte S. seine Entlassung und erhielt sie. 1713 ging er nach dem Haag und dann nach England, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den engl. Thron zu vertheidigen. 1715 wurde er Feldmarschall der Republik Venedig. Seine Verdienste bei der Vertheidigung von Korfu 1716 ehrte die Republik, indem sie seine Bildsäule in Korfu aufstellen ließ. Bei den Kriegen der Oesterreicher in Italien, 1733—35 und 1742—47, hielt er die Neutralität Venedigs aufrecht. Er starb zu Verona 14. März 1747. Auch in diplomatischen Verhandlungen leistete er wiederholt ausgezeichnete Dienste. Vgl. Fr. Albr. von der Schulenburg, «Leben und Denkwürdigkeiten des Joh. Matthias von der S.» (2 Bde., Lpz. 1834). — Achaz von der S., preuß. Generallieutenant der Cavalerie, geb. 1669 zu Apenburg in der Altmark, gest. 1731, trat 1690 in preuß. Kriegsdienste und zeichnete sich besonders in dem Spanischen Erbfolgekriege aus. — Adolf Friedrich, Graf von der S., geb. zu Wolfenbüttel 1685, stand von 1705—13 in hannov. Diensten und focht als Major in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet. Dann trat er in preuß. Dienste, wo er dem pommer. Feldzuge und dem am Rhein von 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er als Generallieutenant der Cavalerie 1741 bei Mollwitz; eine Wunde, die er hier empfing, brachte ihm den Tod. — Levin Rudolf von der S., preuß. Generallieutenant und Staatskriegsminister, geb. 1727, befand sich während des Siebenjährigen Kriegs stets in dem Gefolge Friedrich's II. und starb 1788. — Karl Friedrich Gebhard, Graf von der S., aus dem Hause Wolfsburg, früher im preuß. Staatsdienste, trat dann in die Dienste des Königs von Westfalen, wo er sich hohe Achtung erwarb. Als der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatre-Bras 1815 fiel, stellte der Prinzregent von England, als Vormund des unmündigen Nachfolgers, den Grafen an die Spitze der Landesverwaltung in Braunschweig. Er starb 25. Dec. 1818. — Friedrich Albrecht, Graf von der S., aus dem Hause Klosterroda, der Verfasser der obenerwähnten Biographie seines Ahnherrn, geb. 18. Juni 1772 zu Dresden, studirte zu Leipzig und Wittenberg, widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn und war von 1794—98 bei den Gesandtschaften zu Wien, Regensburg und bei dem Friedenscongreß zu Rastadt. 1799 wurde er Gesandter am dän., 1801 am russ. Hofe, war dann bis 1810 ohne diplomatische Stelle und hierauf bis 1812 Gesandter am wiener Hofe. Dem Wiener Congreß wohnte er als Vertreter des Königs von Sachsen bei. Nach der Rückkehr des Königs zum Wirkl. Geheimrath ernannt, erhielt er wieder den Gesandtschaftsposten in Wien, von welchem er 1830 abberufen wurde. Mit dem Titel eines Conferenzministers in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Klosterroda, wo er 12. Sept. 1853 starb. Vgl. Danneil, «Das Geschlecht der von der S.» (Salzwedel 1847).

Schulhoff (Julius), ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. von israel. Aeltern zu Prag 2. Aug. 1825, erhielt seinen ersten Unterricht im Klavierspielen durch Kisch, unter dessen Führung er bereits im Alter von neun Jahren öffentlich auftrat. Zu weiterer Ausbildung wurde er sodann der Leitung Tedesco's anvertraut. Unterweisung in der Theorie der Tonsetzkunst gab ihm Tomaschek. 1841 verließ S. Prag und wandte sich nach Paris, unterwegs in Dresden, Weimar

und andern Orten mit Erfolg Concerte gebend. In Paris lebte er anfangs einige Jahre in großer Zurückgezogenheit nur seinen Studien, bis er zufällig die Bekanntschaft Chopin's machte, der sein Talent erkannte und ihm zum öffentlichen Auftreten in Paris Muth einflößte. In der That fanden seine Leistungen vor dem Musikpublikum der franz. Hauptstadt allgemeinen Beifall, der ihn sodann auch auf seinen Kunstreisen in Südfrankreich, Spanien, England, Deutschland und Rußland begleitete. S. lebt abwechselnd in Dresden und Paris. Sein Spiel ist ausgezeichnet durch technische Vollendung sowol wie durch Feinheit und Eleganz. Diese Eigenschaften besitzen auch seine Compositionen, die in Salon- und Charakterstücken, Etuden, Phantasien u. s. w. bestehen, und von denen viele sehr beliebt und verbreitet sind.

Schulpforte, s. Pforta.

Schultens (Albrecht), berühmter Orientalist, geb. 1686 zu Gröningen, studirte hier, zu Leyden und zu Utrecht nächst der Theologie besonders die arab. Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, 1713 Professor der orient. Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Franeker und starb daselbst 26. Jan. 1750. Er brach in der Behandlung des orient. Sprachschatzes eine neue Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländ. Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte und eine bessere, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Erfolgreicher als auf seine Landsleute wirkte er durch dieselbe auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch seine «Origenes Hebraicae» (2 Bde., Franeker 1724; Leyd. 1733), noch mehr aber durch die «Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae» (Leyd. 1737). Um die arab. Sprache erwarb sich S. große Verdienste durch die Bearbeitung der Grammatik von Erpenius (Leyd. 1730 u. öfter) sowie durch die Herausgabe und Uebersetzung des Lebens Saladin's (Leyd. 1733) und die «Monumenta vetustiora Arabiae» (Leyd. 1740). Auch machte er das Abendland zuerst mit dem arab. Dichter Hariri bekannt. — Sein Sohn, Johann Jakob S., geb. zu Franeker 1716, studirte ebenfalls zu Leyden orient. Sprachen, wurde 1742 Professor derselben zu Herborn und starb daselbst 27. Nov. 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Des letztern Sohn, Heinr. Albrecht S., geb. zu Herborn 15. Febr. 1749, machte gleichfalls die orient. Sprachen in Oxford zu seinem Hauptstudium, wurde dann Professor derselben am Athenäum zu Amsterdam und erhielt hierauf eine Professur in Leyden, wo er 12. Aug. 1793 starb. Unter seinen Werken ist hervorzuheben die «Anthologia sententiarum Arabicarum» (Leyd. 1772).

Schultern (humeri) nennt man die obern Grenzen des Rumpfs zu beiden Seiten des Halses, welche von den Schlüsselbeinen (Schulterring, Halsring), den Schulterblättern und den dazugehörigen Muskeln gebildet werden. Die Schlüsselbeine sind leichtgekrümmte Röhrenknochen, die, vorn am obern Theil des Brustbeins seitlich befestigt, nach außen verlaufen und sich mit den Schulterblättern verbinden. Letztere gehören zu den breiten Knochen, sind sehr dünn, dreieckig und so auf dem Rücken zu beiden Seiten der Wirbelsäule gelegen, daß ihre schmalste Seite nach oben gekehrt ist. Auf der hintern Fläche haben sie ziemlich in der Mitte eine stark hervorspringende, dünne, horizontal verlaufende und nach oben etwas gekrümmte Leiste, die Schultergräte. Eine bedeutende Anzahl Muskeln, deren Anheftungspunkte sich an den Schulterblättern befinden, dient theils zur Befestigung dieser Knochen an die umliegenden festen Theile, Wirbelsäule, Schädel und Rippen, theils zur Bewegung der Schulterblätter sowol wie der Arme, deren obere Knochen mit den äußern Winkeln der Schulterblätter durch das freieste Gelenk, welches im Körper besteht, verbunden sind. Wegen der etwas bedeutendern Krümmung der Schlüsselbeine ist beim Weibe der Uebergang des Halses zur Schulter sanfter als beim Manne, dessen Schulter breiter. Nicht selten findet man, daß die eine Schulter höher steht als die andere, wodurch die Symmetrie des Körpers gestört wird. Diese Regelwidrigkeit, die sog. Hohe Schulter, kann entweder (und dies ist meist der Fall) von einer Verkrümmung der Wirbelsäule, welche die Rippen der einen Seite und somit auch die daraufliegenden Schulterknochen erhöht, oder durch Verkürzung der Halsmuskeln der einen Seite bewirkt werden und findet in den allgemeinen orthopädischen Mitteln, Turnen, Streckbetten u. s. w., nach Befinden auch Sehnendurchschneidung, ihre geeignetste Behandlung. (S. Schiefheit.)

Schultheiß, s. Schulze.

Schultz-Schultzenstein (Karl Heinrich), ausgezeichneter Botaniker und Physiolog, geb. 8. Juli 1798 zu Altruppin, besuchte das Gymnasium zu Neuruppin und widmete sich dann seit 1817 auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin der Medicin und Chirurgie. Nachdem er 1821 promovirt und sich 1822 als Privatdocent habilitirt, verließ er den Militärdienst, um

die akademische Laufbahn weiter zu verfolgen, und wurde 1825 außerord., 1833 ord. Professor an der Universität zu Berlin. S.'s wissenschaftliche Thätigkeit ging von botan. Studien aus. Er entdeckte seit 1821 die Säfteeireulation in den höhern (heterorganischen) Pflanzengeschlechtern mittels mikroskopischer Untersuchungen und behandelte diesen Gegenstand in den Schriften «Ueber den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut und in mehrern andern Pflanzen» (Berl. 1822), «Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen» (Berl. 1824), «Die Natur der lebendigen Pflanze» (2 Bde., Berl. 1823 und Stuttg. 1828), «Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner innern Organisation» (Berl. 1832), «Sur la circulation et sur les vaisseaux laticifères dans les plantes» (Berl. 1839; von der pariser Akademie gekrönt), «Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen» (Bonn und Bresl. 1841). Die durch diese Entdeckung gewonnenen neuen Anschauungen über die innere Organisation der Pflanzen und deren Stufenentwickelung überhaupt führten ihn einestheils zur Aufstellung eines neuen Pflanzensystems, das er in der Schrift «Natürliches System des Pflanzenreichs nach der innern Organisation» (Berl. 1832) darlegte, anderntheils zu neuen Ansichten über den äußern Aufbau der Pflanzen (gegenüber der bisherigen Metamorphosenlehre). Letztere Ansichten entwickelte er unter anderm in den Schriften «Ueber Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen» (Berl. 1843), «Neues System der Morphologie der Pflanzen» (Berl. 1847) und «Die Verjüngung im Pflanzenreich» (Berl. 1851), sowie in einer Reihe von Beiträgen zur «Flora». In Zusammenhang hiermit stehen S.'s Untersuchungen und Entdeckungen über Ernährung und Respiration der Pflanzen, aus denen sich bereits neue Wege für Pflanzencultur ergeben haben. Ueber seine dahin einschlagenden Beobachtungen und Versuche berichtete er unter anderm in den Schriften «Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie» (Berl. 1844) und «Ueber Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung und Bodenbereicherung» (Berl. 1864). Ein anderes Gebiet für S.'s Forschungen bildete die Physiologie des Menschen und der Thiere, wobei er das System der Lebensverjüngung den mechanisch-physikal. Theorien gegenüber durchzuführen bestrebt war. Die Grundlage hierzu bildet sein «System der Circulation in seiner Entwickelung durch die Thierreiche und im Menschen» (Stuttg. und Tüb. 1836). Nachdem er in diesem Werke die Ergebnisse einer ganz neuen Reihe von Untersuchungen über die Organisation und Entwickelungsgeschichte der Blutkügelchen mitgetheilt, wies er in dem Werke «Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur» (Berl. 1842; 2. Aufl. 1850) nach, daß das thierische und menschliche Leben überhaupt nicht ein chem. Stoffwechsel, sondern ein fortdauernder innerer Wechsel von Zeugen und Sterben verjüngter Formengebilde ist, daß der regelmäßige Fluß dieser beiden Verjüngungsacte (Bildung und Mauser) die Fortdauer der Gesundheit bedingt, und daß die Cultur des menschlichen Lebens in der Erhaltung und Herstellung des freien Laufs der Verjüngungsacte beruht. Die Entdeckung, wonach sowol Ausdehnung und Zusammenziehung der Muskelfasern active Thätigkeiten sind, als auch die Muskelbewegung eine von den Nerven unabhängige, selbständige Function der Muskelfasern ist, hat S. in «Die Verjüngung im Thierreich als Schöpfungsplan der Thierformen» (Berl. 1854) mitgetheilt. In Verbindung hiermit standen seine Beobachtungen und Versuche über die thierische Elektricität und das Vorhandensein von Elektricität in Krankheiten, die er in Froriep's «Tagesberichten» (1851) sowie in den «Berichten» der Versammlung der Naturforscher zu Königsberg (1860) mittheilte. Seine Ansichten über die Entstehung und das Wesen der Krankheiten führte er in der «Allgemeinen Krankheitslehre» (2 Bde., Berl. 1845) aus, welcher sich neuerdings (Berl. 1865) eine Widerlegung der von Virchow erhobenen Einwürfe anreihte. Mit der Schrift «Die Heilwirkung der Arzneien nach den Gesetzen der organischen Verjüngung» (Berl. 1846) suchte er die Verjüngungslehre zu einem vollständigen System der Heilkunst abzuschließen, während er neuerdings in der Schrift «Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung» (Berl. 1863) die Grundideen für die Cultur der Verjüngung des Lebens in allen seinen Organen und Functionen im gesunden und kranken Zustande bei Pflanzen, Thieren und Menschen in einem Gesammtbilde darstellte. In neuerer Zeit hat S. den Versuch gemacht, das Princip der Verjüngung auch auf die Geisteswissenschaften, insbesondere auf Psychologie und Moral zu übertragen. In dem Werke «Die Bildung des menschlichen Geistes durch Cultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation» (Berl. 1855) stellte er ein neues System der Psychologie auf, dessen weitere Ausführung und Anwendung er in «Naturstudium und Cultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhange» (Berl. 1866), «Die Moral als Heilwissenschaft und Culturwissenschaft» (Berl. 1863) und «Die Physiologie der Verjüngung des Lebens im Unterschiede von

den dynamischen und materialistischen Stoffwechseltheorien» (Berl. 1867) versuchte. Schon früher hatte er durch seine Schrift über «Die homöobiotische Medicin des Theophrastus Paracelsus» (Berl. 1831) wesentlich zur wissenschaftlichen Beurtheilung der Homöopathie beizutragen gesucht. An der Universität ist S. durch Vorlesungen über Botanik, Naturgeschichte, Encyklopädie der Medicin, Physiologie, allgemeine Pathologie, Pharmakologie thätig. Auch trug er als Präsident der Gesellschaft der Gartenfreunde seit einer Reihe von Jahren viel zur Hebung der Pflanzencultur bei.

Schulz (Albert), pseudonym San-Marte, bekannt durch seine Arbeiten über die Literatur des Mittelalters, geb. 18. Mai 1802 zu Schwedt, erhielt seine Vorbildung zu Züllichau und studirte 1821—24 erst zu Berlin unter Savigny und Göschen, dann zu Heidelberg unter Thibaut, Mittermaier und Zachariä die Rechte. Gegen Ende 1824 trat er als Auscultator bei dem Stadtgericht zu Brandenburg, im Dec. 1826 als Referendar beim Oberlandesgericht zu Naumburg in den Justizdienst ein. Im Jan. 1830 wurde er zum Kammergerichtsassessor in Berlin, Ende Juni 1833 aber zum Regierungsrath in Magdeburg ernannt. Wegen eines Schriftchens «Ueber den Werth der Provinzialgesetze» bei dem Ministerium verdächtigt, sah er sich im Dec. 1837 als Domänenrath und Justiziar an die Regierung zu Bromberg versetzt. Doch schon im Herbst 1843 wurde er wieder nach Magdeburg als Regierungsrath in das Provinzialschulcollegium berufen, in welcher Stellung ihm besonders die umfangreiche Güterverwaltung der höhern Lehranstalten der Provinz obliegt. Seine Mußestunden wandte S. dem Studium der ältern deutschen Literatur zu, besonders seit er während seines Aufenthalts in Naumburg durch Lepsius (seinen Schwiegervater) und Koberstein dazu angeregt wurde. Wolfram von Eschenbach bildete den Mittelpunkt seiner Forschungen, die ihn einerseits rückwärts in die altfranz. Literatur und bis in das alte Wales, andererseits weiter in die Theologie des 11. und 12. Jahrh. leiteten. Nachdem er den «Parcival» des Wolfram von Eschenbach im Auszuge mitgetheilt (Magdeb. 1832), veröffentlichte er «Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach» (2 Bde., Magdeb. 1836—41), dessen erster Theil die neuhochdeutsche Uebertragung des «Parcival» (2 Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858) enthält. Später schlossen sich die «Parcivalstudien» (3 Hefte, Halle 1860—62) an, als deren Fortsetzungen mehrere Abhandlungen in Pfeiffer's «Germania» zu betrachten sind. Außer den Bearbeitungen der «Gudrun» (Berl. 1839) und des «Walter von Aquitanien» (Magdeb. 1853) sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest» (Quedlinb. 1842), welche Untersuchung von der Abergavenny-Cymreigiddion-Society gekrönt wurde; ferner «Nennius und Gildas» (Berl. 1844), «Beiträge zur bretonischen und celt.-german. Heldensage» (Quedlinb. 1847), «Die Sagen von Merlin» (Halle 1853), «Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae» (Halle 1854), die deutsche Bearbeitung von Stephens' «Geschichte der welschen Literatur» (Halle 1864) u. s. w. Während seines Aufenthalts in Bromberg wurde S. auch auf das Studium der poln. Nationalsagen geführt, als dessen Früchte «Großpolens Nationalsagen, Märchen und Legenden» (Bromb. 1842; 2. Aufl., unter dem Titel «Polens Vorzeit in Dichtung und Sage», Bromb. 1859) und «Die poln. Königssage» (Berl. 1848) erschienen. In jüngster Zeit veröffentlichte er noch ein «Reimregister» zu Wolfram von Eschenbach (Quedlinb. 1867) und «Zur Waffenkunde des deutschen Mittelalters» (Quedlinb. 1867).

Schulz (David), prot. Theolog, geb. 29. Nov. 1779 zu Pürben bei Freistadt in Niederschlesien, hatte seiner Mittellosigkeit wegen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er in seinem 22. J. sein Studium beginnen konnte. Er besuchte das Gymnasium zu Breslau, 1803 die Universität zu Halle, um sich für das höhere Schulfach auszubilden, und habilitirte sich 1806 daselbst in der philos. Facultät, 1807 aber, da die Universität Halle aufgehoben wurde, in Leipzig. Johannes von Müller verschaffte ihm sodann 1809 eine außerord. Professur der Theologie und Philosophie zu Halle, und noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf nach Frankfurt a. d. O. Als 1811 diese Universität nach Breslau verlegt ward, folgte er dahin und eröffnete sich nun als Professor der Theologie eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. 1819 wurde er Mitglied des königl. Consistoriums für Schlesien, dieser Stelle jedoch 1845 enthoben. Er starb 17. Febr. 1854. Als Schriftsteller hat S. das meiste für die exegetische Theologie geleistet. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen» (Bresl. 1818); «Die Parabel vom Verwalter u. s. w.» (Bresl. 1821); die dritte Ausgabe des Griesbach'schen «Novum Testamentum Graece» (Berl. 1827); «De codice Cantabrigiensi» (Berl. 1827); «Die Geistesgaben der ersten Christen, insbesondere die sog.

Gabe der Sprache» (Bresl. 1836); ferner die Schriften: «Die christl. Lehre vom Heiligen Abendmahl» (Lpz. 1824; 2. Aufl. 1831) und «Die christl. Lehre vom Glauben» (Lpz. 1834), eine Umarbeitung der frühern Schrift «Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen?» (Lpz. 1830). Auch gab er Cölln's «Biblische Theologie» nebst dessen Lebensbeschreibung (2 Bde., Lpz. 1836) heraus. In seinen Werken ist überall die zu Grunde liegende echt philol. Bildung sowie eine gesunde rationalistische Richtung und Auffassung erkennbar. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat er als ein kräftiger Streiter für vernunftmäßiges Christenthum und für Denk- und Lehrfreiheit überhaupt auf: so in seinen Streitigkeiten mit Scheibel, Steffens, Schleiermacher, in den Verhandlungen über die preuß. Kirchenagende, in Betreff der «Evang. Kirchenzeitung», bei der Frage über eidliche Verpflichtung auf die Symbole u. s. w.

Schulz (Friedrich), deutscher Romanschriftsteller, geb. zu Magdeburg 1762, erhielt durch seinen Vater eine sehr harte Erziehung und studirte zu Halle, wo seine Kenntniß der franz. Sprache ihm als Lehrer und Uebersetzer Unterhalt verschaffte. Trotzdem gerieth er in Noth und ging daher 1780 nach Dresden, um Schauspieler zu werden. Als ihm dieses mislang, trieb er hier Romanschriftstellerei. Später lebte er amtlos theils in Wien und Berlin, theils auf Reisen, am längsten zu Weimar, wo er sich viele Freunde erwarb. In dieser Zeit schrieb er die beiden Kinderromane «Moritz» (Lpz. 1785 u. öfter) und «Leopoldine» (Lpz. 1791 u. öfter), welche allgemeinen Beifall erhielten. 1789 ging er nach Paris. Die Frucht seines dortigen Aufenthalts war die «Geschichte der großen Revolution in Frankreich» (Berl. 1790), welche man damals für das wahrhafteste Gemälde derselben erklärte, sowie ein Werk über «Paris und die Pariser» (Bd. 1, Berl. 1790). Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau erhielt. Hier war er als Lehrer und Mensch hochgeschätzt und wurde sogar Abgeordneter des Bürgerstandes beim Reichstage zu Warschau 1791, wo er eine glänzende Rolle spielte. Durch seine geschickten Unterhandlungen wurde nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, sowie die Sache des Herzogs gegen den Adel im ganzen sehr günstig entschieden, obgleich sich daraus weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben. In seiner «Reise eines Liefländers durch Polen» (Berl. 1797) legte er die auf dieser Sendung gemachten Beobachtungen nieder. 1793 unternahm er eine Reise nach Italien, von wo er kränkelnd 1794 zurückkehrte. In Mitau verfiel er in Wahnsinn und starb daselbst im Nov. 1798.

Schulz (Joh. Abraham Peter), tüchtiger musikalischer Theoretiker und Componist, geb. zu Lüneburg 30. März 1747, war von seinem Vater, einem Bäcker, zum Geistlichen bestimmt und besuchte erst die Michaelis-, dann die Johannisschule seiner Vaterstadt, erhielt aber auch bei guten Anlagen musikalischen Unterricht (im Klavier- und Orgelspiel von dem Organisten Schmügel). Nachdem er seinem Vater die Erlaubniß abgedrungen, sich die Tonkunst zum Lebensberuf zu wählen, auch schon verschiedene Compositionsversuche gemacht, ging er 1765 nach Berlin, wo er auf Phil. Emanuel Bach's Empfehlung von Kirnberger als Schüler ins Haus aufgenommen wurde, unter dessen Leitung er drei Jahre mit eisernem Fleiße studirte. Hierauf war er vier Jahre hindurch der musikalische Reisebegleiter einer poln. Fürstin Sapieha und trat dann kurze Zeit bei einem Verwandten der Fürstin (in Litauen) als Kapellmeister in Dienst. 1673 kehrte er nach Berlin zurück, wo er mit Sulzer in Verbindung kam und für dessen «Theorie der schönen Künste» einen großen Theil (vom Buchstaben S an) der Musikartikel schrieb. Später half er Kirnberger an dessen «Kunst des reinen Satzes». Form und Darstellung dieses Werks rühren fast ganz von ihm her, da Kirnberger selbst seine Gedanken nicht verständlich und klar darzulegen vermochte. Nach dieser Arbeit schrieb S. die Abhandlung «Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie», welche sehr lange Zeit Kirnberger zugeschrieben wurde. Nebenbei componirte er auch mancherlei. 1776 wurde er Musikdirector am Französischen Theater in Berlin, das aber schon zwei Jahre später aufgelöst wurde. S. privatisirte dann einige Zeit, bis er 1780 als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rheinsberg ging. In dieser Stellung componirte er fleißig, unter anderm die Operetten «La Fée Urgèle» und «Le Barbier de Séville», das Melodram «Minona, oder die Angelsachsen», die Chöre zu Racine's «Athalia», viele Lieder und Gesänge, Instrumentalsachen u. s. w. 1787 folgte er einem Rufe als königl. Kapellmeister nach Kopenhagen, in welchem Amte er verdienst- und ehrenvoll acht Jahre wirkte. Während dieser Zeit componirte er verschiedene Oratorien (z. B. «Johannes und Maria», «Christi Tod»), Opern und Singspiele (z. B. «Das Erntefest», «Aline, Königin von Golconda»), Gelegenheitscantaten u. s. w. Anfang 1795 nahm er wegen Kränklichkeit seine Entlassung und trat im Sept. eine Reise nach Portugal an, um hier im milden Klima Genesung

zu suchen. Das Schiff, auf dem er sich befand, wurde jedoch durch Stürme nordwärts verschlagen und mußte sogar einen Theil des Winters zu Arendahl in Norwegen zubringen. S. gab infolge dessen seine Reise auf und kehrte nach Deutschland zurück, wo er, fortwährend kränkelnd, theils in Berlin, theils in Rheinsberg, Stettin und Schwedt lebte. An letzterm Orte starb er 10. Juni 1800. Wie schätzenswerth auch seine größern Compositionen sind, beruhen doch sein Ruf und seine Bedeutung in seinen Liedern (weltlichen und geistlichen), deren viele im Munde des Volks fortleben; so z. B. «Blühe, liebes Veilchen», «Seht den Himmel wie heiter», «Gesund und frohen Muthes», «Warum sind der Thränen» u. s. w. S. verstand es wie keiner, den Ton naiver Fröhlichkeit und Herzlichkeit, inniger und schlichter Frömmigkeit zu treffen.

Schulze, Scholz oder Schultheiß, eigentlich Schuldheis (Scultarius oder Scultetus), hieß ursprünglich der Beamte, welcher die Mitglieder der Gemeinde zu Leistung und Entrichtung ihrer Schuldigkeit gegen den König oder Fürsten anzuhalten hatte. Der Name kommt von «Schuld» und «heischen», d. h. fordern. Der S. war der Vorsteher der Gemeinde, wie der Graf Vorsteher des Gaues. Schon im Mittelalter erscheint der S. aber auch als Stellvertreter des eigentlichen Richters, des Grafen. In den Städten kommt er dann bei deren weiterer und kräftigerer Entwickelung häufig neben dem Vogte vor; doch war seine Stellung und Bedeutung nach der Verfassung der einzelnen Städte verschieden. Gegenwärtig heißt noch sehr häufig S. der Vorsteher der Dorfgemeinde, der von der Gemeinde erwählt oder von der Gutsherrschaft oder der Regierung ernannt und eingesetzt wird. Zuweilen ruht das Schulzenamt auf einem Gute, und dann heißt der S. Erbschulze, Erbscholtiseibesitzer und, wenn er das Gut zu Lehn hat, Lehnschulze. Besitzer von Schulzengütern, welche das Amt nicht versehen können oder wollen, müssen auf ihre Kosten geeignete Stellvertreter bestellen. Der sog. Dorfschulze, in einigen Gegenden Deutschlands auch Richter genannt, hat es lediglich mit Polizei- und Verwaltungssachen des Orts zu thun.

Schulze (Ernst Konrad Friedrich), ein talentvoller deutscher Dichter der nachclassischen Periode, wurde 22. März 1789 zu Celle geboren. Der Gang seiner Jugendbildung war der frühen Entwickelung seines poetischen Talents außerordentlich günstig. Auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt lernte er die vorzüglichsten Dichter des Alterthums kennen; doch zog ihn vorwiegende Neigung zur neuern Literatur hin. Fast noch im Knabenalter las er franz. Ritter- und Feenromane. Dadurch wurde er zu Wieland geführt, dem er sich geistesverwandt fühlte, und dessen Dichtungen nach Inhalt und Darstellung ihn gleich mächtig anzogen. Doch wußte er auch die Größe von Schiller, Goethe, Shakspeare zu schätzen. Seine eigenen in dieser Zeit entstandenen poetischen Versuche sind ganz in Form seines Vorbildes gehalten. Im Anfange des J. 1806 arbeitete er schon an einer «Ritterepopöe im Geschmack Wieland's» und an einer kleinern Dichtung, «Der Dämon des Sokrates». Voll von dichterischen Planen, die er mit gleichgesinnten Freunden zu verwirklichen hoffte, ging er im Herbst 1806 zum Studium der Theologie nach Göttingen. Hier war der Umgang mit dem Aesthetiker Bouterwek von entschiedener Bedeutung für den jungen Dichter. In Bouterwek's «Neuer Vesta» (Lpz. 1808 und 1810) erschien sein «Amor und Psyche, Fragment aus einem griech. Märchen», ein Gedicht, welches durch reiche Erfindung und geschmackvolle Darstellung, namentlich durch zierliche Ausmalung des Einzelnen sich vor andern Nachahmungen Wieland's auszeichnet, jedoch der tiefern poetischen Bedeutung entbehrte. Erst die Liebe sollte seinem ganzen Wesen eine idealere Richtung geben. S. fand in Cäcilie Tychsen die Idee alles Schönen und Guten verkörpert, und in ihr lag fortan für ihn die Quelle und das Ziel seines dichterischen Strebens. Sie und zugleich die Wandlung in seinem poetischen Wesen feierte er in «Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen» (2 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822; Miniaturausg., Lpz. 1849 u. öfter), zu welchem der Sieg des Christenthums über die nordischen Völker ihm den Stoff an die Hand gab. Nach Cäciliens frühem Tode übertrug S. seine Liebe auf deren Schwester Adelheid. Aber ein Verhältniß, das ihn ideal beseligte, sollte im wirklichen Leben nur eine Quelle bittern Leides für den Dichter werden. In dieser Zeit verfaßte er eine Menge kleiner Gedichte, poetische Episteln, Elegien, nach Inhalt und Form die bedeutendsten unter seinen Dichtungen, welche er selbst gesammelt herausgab (Gött. 1813), während noch manches andere, bei besondern subjectiven Anlässen entstanden, ebenso wie die «Cäcilie», erst nach seinem Tode als «Poetisches Tagebuch» herauskam. Seine theolog. Studien hatte S. bald aufgegeben und sich der Philologie zugewandt. Um einen Beruf zu wählen, entschloß er sich für die Docentenlaufbahn. Er promovirte und habilitirte sich 1812 mit einer exegetischen Arbeit über das «Pervigilium Veneris». Als akademischer Lehrer hatte er jedoch kein Glück, und die Verhältnisse in Göttingen gestalteten sich

überhaupt ungünstig für ihn. Dazu trug er den Keim einer Krankheit in sich, welche die Ursache seines frühen Todes werden sollte. Die patriotische Bewegung der J. 1813 und 1814 schien zwar noch einmal seine Kraft zu beleben, und er machte im Beaulieu'schen Jägercorps den Feldzug an der Niederelbe mit. Aber sein Gesundheitszustand wurde nach seiner Rückkehr nur bedenklicher. Im Herbst 1816 unternahm er noch eine Fußwanderung am Rhein und Main, dachte sogar an eine Reise nach Italien für den nächsten Frühling. Während dieser Zeit arbeitete er, wenn auch körperlich sehr erschöpft, doch geistig frisch, an seiner letzten Dichtung, der «Bezauberten Rose» (in verschiedenen Ausgaben; 11. Aufl., Lpz. 1867), einem poetischen Märchen, in welchem er die ganze Fülle seines eigenen Wesens aussprach. Das Gedicht gewann den von F. A. Brockhaus für die «Urania» ausgesetzten Preis und wurde in derselben (1818) zum ersten mal gedruckt. Inzwischen war S., kränker als er selbst dachte, im Frühjahr 1817 in das älterliche Haus zurückgekehrt. Hier, nachdem er noch durch die Nachricht von dem Erfolge seiner «Bezauberten Rose» erfreut worden, starb er 29. Juni 1817. Sein Grab in Celle wurde 1855 durch ein Monument geschmückt, welches die Verlagshandlung seiner Werke, F. A. Brockhaus, ihm errichten ließ. S. ist nur in beschränktem Sinne den Romantikern zuzuzählen. Er erklärte sich selbst für einen entschiedenen Gegner der «falschen Romantiker». Indem er, von Wieland ausgehend, den epischen Inhalt einer idealen Ritter- und Feenwelt sich aneignete, hielt er sich doch von den Formlosigkeiten und Verirrungen der romantischen Schule fern. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen poetischen Werke» nebst einer Biographie des Dichters gab sein Freund und Lehrer Bouterwek (4 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822) heraus. Unter seinen «Vermischten Gedichten» (3. Aufl., Lpz. 1852) befinden sich viele der zartesten Blüten deutscher Lyrik. Eine neue Gesammtausgabe der Werke S.'s, mit einer aus seinem Tagebuch- und Briefnachlaß geschöpften vollständigen Biographie des Dichters von H. Marggraff, erschien 1855 (5 Bde.) zu Leipzig. Neuerdings gab Tittmann die «Bezauberte Rose» und das «Poetische Tagebuch» mit einer biographischen Einleitung heraus (Lpz. 1868). Die «Bezauberte Rose» wurde von William Waddilove ins Englische und von Caroline de Crespigny ins Französische übersetzt.

Schulze (Friedr. August), als Romanschriftsteller unter dem Namen **Friedrich Laun** bekannt, geb. 1. Juni 1770 zu Dresden, wurde von Jugend an für eine höhere wissenschaftliche Ausbildung vorbereitet, sah sich aber, als er im Begriff stand, die Universität zu beziehen, durch beengende ökonomische Verhältnisse bestimmt, diesen Plan vorderhand aufzugeben und eine Stelle in der Kanzlei des Geh. Finanzcollegiums anzunehmen. Doch die Studien wurden fortgesetzt, um den ursprünglichen Plan wieder auffassen zu können. Endlich gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, und S. legte 1797 seine Stelle nieder und studirte bis 1800 in Leipzig, worauf er nach Dresden zurückkehrte. Noch in demselben Jahre erschien sein erster Roman «Der Mann auf Freiersfüßen» (Freiberg 1800), der durch gefällige Leichtigkeit viel Beifall gewann, wodurch sich S. bestimmen ließ, auf der betretenen Bahn weiterzugehen. 1807 wurde er Secretär bei der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerziendeputation, und 1820 erhielt er das Prädicat eines königl. Commissionsraths. S. starb zu Dresden 4. Sept. 1849. Außer vielen Erzählungen und Romanen, deren Zahl über hundert, gab er mit A. Apel das «Gespensterbuch» (6 Bde., Lpz. 1810—17); ferner «Lustspiele» (Dresd. 1807) und «Gedichte» (Lpz. 1824; neue Aufl. 1828) heraus. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen mit Prolog von L. Tieck (6 Bde., Stuttg. 1843—44). Ohne auf höhere Bedeutung Ansprüche machen zu können, gehört S. zu den bessern Belletristen, namentlich in der komischen und naiven Gattung. Auch schrieb er «Robespierre mit Beziehung auf die neueste Zeit» (Lpz. 1837).

Schulze (Friedr. Gottlob), deutscher Nationalökonom und Lehrer der Landwirthschaft, geb. 28. Jan. 1795 auf dem väterlichen Gute Gävernitz bei Meißen, studirte, nachdem er zu Schulpforta eine tüchtige Vorbildung erlangt, auf den Universitäten zu Leipzig und Jena und widmete sich dann auf den Gütern seines Vaters der praktischen Landwirthschaft. 1817 wurde er zum Oberverwalter der weimar. Kammergüter Tiefurt, Oberweimar und Lutzendorf berufen, wodurch er zum Großherzog Karl August in nähere Beziehung trat. Nach dem Abgange seines Lehrers Sturm habilitirte er sich zu Jena und erhielt daselbst 1821 eine außerord., später eine ord. Professur. Neben seinen Vorträgen über Landwirthschaft und Nationalökonomie widmete sich S. mit Eifer philos. Studien und schloß sich zunächst an Kant, besonders aber an Fries an, die beide nicht ohne Einfluß auf seine wissenschaftliche Begründung der Nationalökonomie blieben. Zur Ausbildung angehender Landwirthe und Kameralisten gründete er 1826 ein Institut, das auf die Entwickelung der Landwirthschaft in Deutschland lange Zeit sehr einflußreich wirkte. Während Thaer die Landwirthschaft wesentlich nur von der naturwissenschaftlichen Seite auf-

gefaßt hatte, ſtrebte S. auch deren Begründung durch die Nationalökonomie an und ſtellte neben die ſpeciellen Lehren des Ackerbaues und der Thierzucht einen auf nationalökonomiſchen Grundſätzen beruhenden allgemeinen Theil. Ueberhaupt wies er zuerſt nach, daß die Nationalökonomie nicht blos Grundwiſſenſchaft der Staatswirthſchaft, ſondern auch aller Privatwirthſchaft, beſonders auch der Landwirthſchaft ſei. Die Grundgedanken ſeiner Anſchauung entwickelte er in der Schrift «Ueber Weſen und Studium der Wirthſchafts- und Kameralwiſſenſchaften» (Jena 1826). Ebenſo war S. der erſte, welcher eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt organiſch mit einer Univerſität in Verbindung ſetzte. In Anerkennung ſeiner Beſtrebungen ward ihm von der preuß. Regierung der Auftrag zur Einrichtung und Leitung der ſtaats- und landwirthſchaftlichen Akademie zu Eldena bei Greifswald (1834) übertragen, die bald einen raſchen Aufſchwung nahm. Mancherlei Mißhelligkeiten veranlaßten jedoch 1839 ſeine Rückkehr nach Jena, wo er die ord. Profeſſur der Kameralwiſſenſchaften übernahm und ſein landwirthſchaftliches Inſtitut in größerm Maßſtabe wiedereröffnete. Für die Zwecke des praktiſchen Unterrichts pachtete er 1842 die großherzogl. Kammergüter Zwätzen und Leheſten. Auch um das landwirthſchaftliche Vereinsweſen erwarb er ſich Verdienſte. Unter anderm rief er 1842 die thüring. Wanderverſammlung ins Leben, deren Vorſtand er bis zu ſeinem Tode blieb. Er ſtarb 3. Juli 1860 zu Jena. Wenige Jahre vorher hatte er die Ackerbauſchule zu Zwätzen, eine Muſteranſtalt zur Ausbildung von Bauernſöhnen, begründet. Unter S.'s Schriften ſind noch hervorzuheben: «Antiquitates rusticae» (2 Hefte, Jena 1820—29); «Ueber Papiergeld» (Lpz. 1824); vor allem aber das «Lehrbuch der Nationalökonomie, beſonders für Land-, Forſt- und Staatswirthe» (Jena 1856) und «Lehrbuch der allgemeinen Landwirthſchaft» (herausg. von Enmminghaus und Graf Arnim zur Lippe, Jena 1863). Eine Reihe werthvoller Aufſätze enthalten auch die von ihm 1841—53 herausgegebenen «Deutſchen Blätter für Landwirthſchaft». 1867 wurde S. zu Jena ein von Drake modellirtes Denkmal geſetzt. Vgl. Birnbaum, «Friedrich Gottlob S. als Reformator der Landwirthſchaftslehre» (Frankf. 1860).

Schulze (Hermann Johann Friedrich), deutſcher Staatsrechtslehrer, Sohn des vorigen, geb. 23. Sept. 1824 zu Jena, beſuchte das Gymnaſium zu Hildburghauſen und widmete ſich 1842—46 auf den Univerſitäten zu Jena und Leipzig juriſt. und ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien. Nachdem er hierauf einige Zeit auf Reiſen ſowie im praktiſchen Staatsdienſt zugebracht, begann er im Frühjahre 1848 als Privatdocent zu Jena Vorleſungen über deutſches Staatsrecht, europ. Völkerrecht ſowie über deutſches Privatrecht, deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 1850 wurde er zum außerord. Profeſſor ernannt, doch folgte er 1857 einem Rufe als ord. Profeſſor der Rechte an die Univerſität Breslau. S.'s akademiſche wie literariſche Thätigkeit iſt vorzugsweiſe dem öffentlichen Rechte gewidmet, und insbeſondere hat er ſich eine ſpecielle Kenntniß des deutſchen Fürſtenrechts zu eigen gemacht. Als Staatsrechtslehrer iſt er beſtrebt, die Gelehrſamkeit der alten Reichspubliciſtik und die Errungenſchaft der hiſtor. Schule mit einer tiefern philoſ. Auffaſſung und den Anforderungen des modernen Staatslebens in Einklang zu ſetzen. S. hat ſich daher ſtets auch als einen warmen Anhänger der conſtitutionellen Monarchie bekundet und iſt von jeher für das Recht des deutſchen Volks auf eine nationale Geſammtverfaſſung eingetreten. Seine wichtigſten Schriften ſind: «Das Recht der Erſtgeburt in deutſchen Fürſtenhäuſern» (Jena 1851), «Die ſtaatsrechtliche Stellung des Fürſtenthums Neuenburg» (3. Aufl., Berl. 1857), «Die Hausgeſetze der regierenden deutſchen Fürſtenhäuſer» (Bd. 1, Jena 1860), «Syſtem des deutſchen Staatsrechts» (Bd. 1, «Einleitung in das deutſche Staatsrecht», Lpz. 1865), «Die Friedensbeſtimmungen von Prag in ihrem Verhältniß zur Neugeſtaltung Deutſchlands» (Lpz. 1867), «Einleitung in das deutſche Staatsrecht nach den Friedensbeſtimmungen von 1866» (Lpz. 1867), welcher Schrift ſich eine kleinere, «Die Kriſis des deutſchen Staatsrechts im J. 1866» (Lpz. 1867) anſchloß. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Rechtsgutachten ſowie von Beiträgen zu Bluntſchli's «Staatswörterbuch», Aegidi's «Zeitſchrift für Staatsrecht» u. ſ. w. Als einen kenntnißreichen Nationalökonomen bekundete er ſich unter anderm in den «Nationalökonomiſchen Bildern aus Englands Volksleben» (Jena 1853).

Schulze (Gottlob Ernſt), deutſcher Philoſoph, geb. 23. Aug. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, wurde, nachdem er in Wittenberg ſeine Studien vollendet, Diakonus an der Schloß- und Univerſitätskirche daſelbſt und Adjunct der philoſ. Facultät. 1788 kam er als ord. Profeſſor der Philoſophie nach Helmſtedt und nach Aufhebung der dortigen Univerſität 1810 nach Göttingen, wo er 14. Jan. 1833 ſtarb. In ſeinen frühern Jahren beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit hiſtor.-philoſ. Forſchungen. Als Kant's Philoſophie in Deutſchland ſich verbreitete und Reinhold ihr in ſeiner «Theorie des Vorſtellungsvermögens» eine feſtere Grundlage zu geben

versuchte, war S. der erste, der in dem anonym herausgegebenen Werke «Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik» (Helmst. 1792) sich entschieden gegen die Alleinherrschaft der kritischen Philosophie erklärte. In dieser Schrift, welche zu ihrer Zeit nicht geringe Aufmerksamkeit erregte, trat S. wider Kant's und Reinhold's Philosophie ganz im skeptischen oder antidogmatischen Geiste auf. In demselben Geiste sind auch geschrieben: «Einige Bemerkungen über Kant's philos. Religionslehre» (Kiel 1795); «Kritik der theoretischen Philosophie» (2 Bde., Hamb. 1801); «Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntniß» in Bouterwek's «Neuem Museum der Philosophie» (Bd. 3, Heft 2, 1805), wo er auch (Bd. 1, Heft 2) in den «Aphorismen über das Absolute» eine ironische Schilderung der Identitätslehre gab. S. suchte zu zeigen, daß es keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten oder Wirklichen gebe, weil der Ursprung menschlicher Erkenntniß außerhalb des Bereichs unserer Erkenntniß liege, und man müsse sich beschränken auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß und der Gesetze, von welchen die Verbindung unserer Ueberzeugung mit den Erkenntnißarten abhänge. In seinen spätern Schriften hat er seinen Skepticismus beschränkt, und manche haben in denselben eine Annäherung an Jacobi's dogmatische Glaubensphilosophie finden wollen. Seine nicht streng wissenschaftliche Ansicht über die Philosophie ist in seiner «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Gött. 1814; 3. Aufl. 1824) übersichtlich dargelegt. Außerdem veröffentlichte er: «Grundsätze der allgemeinen Logik» (Helmst. 1810; 5. Aufl. 1831); «Leitfaden der Entwickelung der philos. Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts» (Gött. 1813), nach welchem S. ein eigentliches Naturrecht nicht annimmt; «Psychische Anthropologie» (Gött. 1816; 3. Aufl. 1826); «Ueber die menschliche Erkenntniß» (Gött. 1832), worin er einem psychol. Empirismus huldigt, welcher durch religiöse Gesinnung bestimmt ist.

Schulze (Johannes), hochverdient um das höhere Unterrichtswesen in Preußen, geb. 15. Jan. 1786, erhielt seine Schulbildung auf dem Domgymnasium in Schwerin und in dem Pädagogium zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, studirte in Halle und Leipzig Philologie und Theologie und kam im Juli 1808 als Professor an das Gymnasium in Weimar. Hier suchte er auch als geistlicher Redner zu wirken, wie seine «Predigten» (Lpz. 1810) und «Reden über die christl. Religion» (Halle 1811) bekunden. In den Schriften «Ueber Iffland's Spiel» (Weim. 1810) und «Ueber den standhaften Prinzen des Calderon» (Weim. 1811) legte er ein lebhaftes Interesse für kunstgerechte theatralische Leistungen an den Tag. 1812 folgte er einem Ruf als Professor an das Gymnasium in Hanau, ward großherzogl. frankfurt. Oberschul- und Studienrath und übernahm Anfang 1813 die Leitung des Gymnasiums in Hanau. Nach Wiedervereinigung Hanaus mit Kurhessen erfolgte seine Ernennung zum kurfürstl. hess. Oberschulrath und Director der hohen Landesschule in Hanau. Diese Stelle legte er im März 1816 nieder, um als Consistorial- und Schulrath zu Koblenz in preuß. Dienste zu treten. Seine Bemühungen um Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und besonders der Gymnasien waren hier nicht ohne Erfolg und führten 1818 seine Beförderung zum vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und seine Versetzung nach Berlin herbei. In dieser Stellung bearbeitete S. die technischen und administrativen Angelegenheiten sämmtlicher Universitäten, der evang. und kath. Gymnasien, der öffentlichen Bibliotheken des preuß. Staats sowie alle höhern wissenschaftlichen Gegenstände bis zum Tode des Ministers Altenstein (1840). Von dem Nachfolger des letztern ward er von der Bearbeitung der Angelegenheiten der kath. Gymnasien entbunden, während er die der evang. Gymnasien bis gegen Ende 1842 führte. Seitdem beschäftigten ihn alle höhern wissenschaftlichen Angelegenheiten, besonders die der Universitäten; außerdem versah er seit 1849 die Stelle des Directors in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Auch wirkte er seit 1826 als Mitglied der Militärstudiencommission und seit 1831 als Mitglied der Studiendirection der Allgemeinen Kriegsschule. Allen Parteiungen abhold, erstrebte er, trotz aller Anfeindungen, mit Festigkeit eine gleichmäßige gründliche Bildung der Katholiken und Protestanten und kann in vieler Beziehung als der Begründer des blühenden Zustandes der höhern preuß. Lehranstalten angesehen werden. Neben den humanistischen Studien beschützte er besonders die Hegel'sche Philosophie, deren Begründer sein vertrauter Freund war. Er schloß sich daher dem Vereine zur Herausgabe von Hegel's Schriften an und besorgte die Herausgabe der «Phänomenologie des Geistes» (Berl. 1833). Er starb 1859. Zu seinen eignen wissenschaftlichen Leistungen gehört die mit H. Meyer besorgte Ausgabe von Winckelmann's «Geschichte der Kunst des Alterthums» (4 Bde., Dresd. 1809—15); später gab er dessen «Vorläufige

Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker» (Dresd. 1817) heraus. Auch lieferte er eine Uebersetzung der «Bestattungsrede des Perikles im Thucydides» (Hanau 1813) und ließ seine «Schulreden» (Hanau 1813) erscheinen. Die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» in Berlin wurden auf seinen Betrieb gegründet, und er nahm an ihrer Redaction eine Zeit lang thätigen Antheil.

Schulze-Delitzsch (Hermann), hochverdient um die Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen, besonders durch Gründung der deutschen Genossenschaften, geb. 29. Aug. 1808 zu Delitzsch, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seine Gymnasialbildung zu Leipzig und widmete sich sodann auf dortiger Universität der Jurisprudenz. Nachdem er die akademischen Studien in Halle beendet, trat er 1830 bei dem Oberlandgericht zu Naumburg als Auscultator ein. Neben den Berufsarbeiten beschäftigte er sich hier mit Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur, und sein 1838 erschienenes «Wanderbuch» (2. Aufl., Glogau 1859), das die auf Erholungsreisen in Norddeutschland und Skandinavien empfangenen Eindrücke dichterisch wiedergab, legte auch in dieser Richtung seine nicht ungewöhnliche Befähigung dar. 1838 erfolgte seine Versetzung als Assessor an das Kammergericht in Berlin. Doch kehrte er 1841 als Patrimonialrichter unter Vorbehalt des Wiedereintritts in den Staatsdienst nach seiner Vaterstadt zurück. Hier gewann er jene genaue Bekanntschaft mit der Lage und den Bedürfnissen der kleinern Gewerbtreibenden und zugleich ein so allgemeines Vertrauen, daß er 1846 und 1847 den aus Anlaß der Theuerung ausgebrochenen Unruhen allein entgegentreten und durch die von ihm getroffenen Hülfsanstalten das Proletariat zur Ordnung zurückführen konnte. 1848 vertrat S. den Wahlbezirk Delitzsch in der Nationalversammlung zu Berlin, wo er zum Vorsitzenden des Ausschusses zur Untersuchung des Nothstandes der arbeitenden Klassen ernannt wurde. Die Begutachtung von mehr als 1600 einschlagenden Bittschriften befestigte nur seine Ueberzeugung, daß weder von der Rückkehr zum Zunftmonopol, noch von dem Eingehen auf die Systeme der damaligen socialistischen Vorsprecher Abhülfe zu erwarten, sondern die Hebung der Kleingewerbe lediglich, mit Schonung der bestehenden gesellschaftlichen Grundlagen, wiewol unter Beseitigung aller Fesseln des Verkehrslebens, durch die Beschaffung von Kapital und andern Mitteln des Großbetriebs im Wege der Association zu vollziehen sei. Praktische Versuche mit diesen Grundsätzen ließen sich freilich bei der bald eintretenden reactionären Gegenströmung und nach Beseitigung der Nationalversammlung nur in engsten Kreisen anstellen. S. bestimmte zunächst die Schuhmacher seiner Vaterstadt zur Bildung einer Genossenschaft, welche die bei ihr im Handwerk nöthigen Rohstoffe für gemeinschaftliche Rechnung einkaufte und an die Theilnehmer nach Bedarf zu Großhandelspreisen abließ. Obgleich das Ergebniß den Erwartungen entsprach, so ward doch S. vorderhand an der Weiterverfolgung dieser wichtigen Angelegenheit durch die Annahme eines Mandats für die nach der octroyirten Verfassung von 1849 berufene Zweite Kammer verhindert. Außerdem sah er sich nach Auflösung der Kammer von einer Anklage wegen Aufruhrs betroffen, welche das Ministerium auch gegen ihn aus Anlaß der Theilnahme an dem Steuerverweigerungsbeschlusse von 1848 erheben ließ. Doch wurde er im Febr. 1850 auf seine glänzende Vertheidigung freigesprochen. Mit der gesammten Patrimonialgerichtsbarkeit war auch sein bisheriges Amt eingezogen worden, und er mußte sich deshalb an das Kreisgericht zu Wreschen in der Provinz Posen versetzen lassen. Obgleich er sich hier mit seiner tüchtigen Arbeitskraft in kürzester Zeit um das ganze Collegium verdient machte, erschwerte ihm doch das Ministerium seine Stellung so, daß er seine Entlassung nahm und nach Delitzsch zurückkehrte, wo er nun die Weiterentwickelung des Gedankens einer Hebung der arbeitenden Klassen auf der Basis wirthschaftlicher Selbsthülfe wieder aufnahm. Unter seinem Einfluß entstanden zunächst in Delitzsch, weiterhin in Eilenburg, Halle, Bitterfeld und dem benachbarten Sachsen Genossenschaften zur billigern Beschaffung von Rohstoffen und Halbfabrikaten, Lebens- und Genußmitteln sowie sog. Volksbanken, die aus kleinen Einzahlungen und fortgesetzten Spareinlagen der Theilhaber, desgleichen aus empfangenen Darlehnen Geldvorschüsse gegen etwas höhere Zinsen gewährten und den Nutzen dieses Betriebs dem Guthaben der Mitglieder zuwachsen ließen. Dadurch sowol, daß alle Theilnehmer sich zum solidarischen Einstehen für die Verbindlichkeiten ihres Vereins verpflichten mußten, als durch die feste Haltung, welche die Genossenschaften unter selbst schwierigen Umständen bewahrten, stieg ihr Credit in so hohem Grade, daß ihnen bald auch aus weitern Kreisen Betriebsmittel zur Verfügung gestellt wurden. (S. Associationen.) Für die Verbreitung seines Systems entwickelte S. die größte Thätigkeit. Seine Schriften: «Das Associationsbuch» (Lpz. 1862), «Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen» (2. Aufl., Lpz. 1863), «Die Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken» (4. Aufl., Lpz. 1867), wiesen

die Nothwendigkeit dieſer wirthſchaftlichen Hülfsanſtalten nach. Auf dem erſten Vereinstage deutſcher Vorſchußvereine, welcher vom 14. bis 16. Juni 1859 in Weimar abgehalten wurde, übertrug man S. nach ſeinem Vorſchlage die Leitung eines Centralbureau, das die Verbindung unter den einzelnen Vereinen und den Austauſch der Anſichten und Erfahrungen vermitteln ſoll. Seit 1859 betheiligte ſich S. auch wieder an den polit. Angelegenheiten, indem er zur Stiftung des Nationalvereins (ſ. d.) mitwirkte und 1861 ein Mandat für das Abgeordnetenhaus in Berlin annahm, welche Stadt er ſeitdem ſowol auf dem preuß. Landtage als auf dem Norddeutſchen Reichstage im Sinne der Fortſchrittspartei fortwährend vertrat. Daneben förderte er fortgeſetzt ſeine ſocialen Aufgaben und veröffentlichte die Schrift «Kapitel zu einem deutſchen Arbeiterkatechismus» (Lpz. 1863), welche der arbeitenden Klaſſe die Lehren der Volkswirthſchaft zugänglich machen ſollte, ſowie die «Jahresberichte über die auf Selbſthilfe gegründeten deutſchen Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften» (ſeit 1859). Entſchiedenen Widerſtand ſetzte er 1863 und 1864 der ſtürmiſchen Propaganda Laſſalle's (ſ. d.) für Productivaſſociationen mit Staatshülfe entgegen. Den Angriffen von dieſer Seite begegnete er in der Schrift «Die Abſchaffung des geſchäftlichen Riſicos durch Herrn Laſſalle. Ein neues Kapitel zum deutſchen Arbeiterkatechismus» (Lpz. 1866). Ein Kapital von mehr als 50000 Thlrn., das Freunde und Parteigenoſſen 1863 unter ſich als Anerkennung für S.'s gemeinnütziges Wirken zuſammengebracht, beſtimmte derſelbe zu einem Stiftungsfonds, deſſen Zinſen von einem unabhängigen Verwaltungsrathe an Männer überwieſen werden, die durch ihre Arbeit in irgendeinem Zweige des öffentlichen Lebens einen moraliſchen Anſpruch auf dieſe Zuwendung erworben haben. S. iſt auch der Rathgeber und Ehrenpräſident von mehrern außerhalb Deutſchlands, beſonders in Belgien und Oberitalien, gegründeten Vorſchußvereinen geworden. 1866 arbeiteten auf deutſchem Boden nach ſeinem Syſtem 1600 Genoſſenſchaften, und die von ihnen gemachten Geſchäfte ergaben einen Geſammtbetrag von mehr als 100 Mill. Thlrn.

Schumacher (Heinr. Chriſtian), berühmter Aſtronom, geb. 3. Sept. 1780 zu Bramſtedt in Holſtein, ſtudirte anfangs in Kiel und Jena, dann aber in Kopenhagen und Göttingen Mathematik und Aſtronomie, lebte 1807—10 in Altona und wurde 1810 außerord. Profeſſor der Aſtronomie in Kopenhagen, 1813 Director der mannheimer Sternwarte und 1815 ord. Profeſſor der Aſtronomie und Director der Sternwarte in Kopenhagen. 1816 übertrug ihm der hamburger Senat die Vermeſſung des Gebiets von Hamburg, 1817 aber der König von Dänemark eine Gradmeſſung, welche die Breitengrade von Lauenburg nach Skagen, die Längengrade von Kopenhagen bis zur Weſtküſte von Jütland umfaßte und von Gauß durch Hannover fortgeſetzt wurde. 1821 erhielt er von der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Kopenhagen die Direction der Aufnahme und Mappirung von Holſtein und Lauenburg. Seitdem lebte er in Altona, wo der König ihm 1823 eine kleine, aber trefflich eingerichtete Sternwarte erbauen ließ. In Gemeinſchaft mit dem engl. Board of longitude ſetzte er 1824 die engl. Meſſungen mit den dän. durch Beſtimmung des Längenunterſchiedes zwiſchen der altonaer und greenwicher Sternwarte in Verbindung. 1830 machte er auf dem Schloſſe Güldenſtein die Beobachtungen über die Länge des einfachen Secundenpendels, welche dem dän. Maßſyſtem zur Grundlage dienen. Seine «Aſtron. Hülfstafeln» (1820—29) gaben ein treffliches Beiſpiel einer mit Schärfe berechneten Ephemeride. Seit 1822 lieferte S. auch ſehr genaue Diſtanzen der vier Planeten Venus, Jupiter, Mars und Saturn vom Monde. Beſondere Erwähnung verdienen ſeine «Aſtron. Nachrichten» (1821 fg.), die noch fortgeſetzt werden und bis auf neuere Zeit herab das einzige Verbindungsmittel der Aſtronomen aller Länder untereinander waren. Im Verein mit den ausgezeichnetſten Aſtronomen, namentlich mit Beſſel, begann S. auch die Herausgabe eines «Aſtron. Jahrbuch» (Stuttg. 1836). S. genoß die Gunſt der Könige Friedrich VI. und Chriſtian VIII. in hohem Grade. Nach dem Tode des letztern 1848 entzog ihm deſſen Nachfolger Friedrich VII. den bisher genoſſenen anſehnlichen Jahrgehalt. Auf Verwendung ſeines Schülers W. von Struve erhielt er jedoch dafür vom Kaiſer Nikolaus eine bedeutende Penſion. S. ſtarb 28. Dec. 1850.

Schumann (Rob.), ausgezeichneter Tonſetzer und muſikaliſcher Schriftſteller, geb. 8. Juli 1810 zu Zwickau, wo ſein Vater als Buchhändler lebte, erhielt eine gelehrte Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und bezog 1828 als Student der Rechte die Univerſität Leipzig, 1829 die zu Heidelberg, machte aber ſtets die Muſik zu ſeiner Hauptbeſchäftigung. Viele Anregung hierzu fand er in dem Umgange mit Thibaut in Heidelberg, der ihm die ältern Meiſter der Tonkunſt erſchloß. Nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig 1830 widmete er ſich ausſchließend der Kunſt und ſuchte ſich im Umgange mit dem als Lehrer des Pianofortespiels geſchätzten Friedr. Wieck zum Virtuoſen auszubilden, während ihn der Kapellmeiſter H. Dorn in den Con-

trapunkt einführte. Eine Fingerlähmung nöthigte ihn indeß, die Ausbildung als Klaviervirtuos aufzugeben und sich seinem wahren Berufe, der Composition, zu widmen. An eine Reihe von Compositionsversuchen, die er bereits in Heidelberg gemacht, schloß sich 1832 ein Symphoniensatz, dann verschiedene Klaviersachen, wie die «Études symphoniques», die Sonaten in Fis-moll und G-moll, die Fantasie in C-dur. Zugleich beschloß er im Verein mit Gleichgesinnten ein eigenes musikalisches Journal zu gründen, welches der neuen, sich des alten Formalismus entledigenden Kunstrichtung in der Musik Bahn brechen sollte. So entstand die «Neue Zeitschrift für Musik» (seit April 1834), deren Redaction er bis 1844 vorstand, und die bald als bedeutendes musikalisches Blatt Anerkennung fand. Unter seine Compositionen aus den J. 1836—39 gehören die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana, die Novelletten, die Kindersymphonien und Fantasiestücke. Indessen fanden diese Klaviercompositionen anfangs nur geringe Anerkennung, wozu bei aller Originalität die großen Schwierigkeiten, die sie in technischer Hinsicht darboten, viel beitrugen. Erst als S. fortfuhr, immer reichere Gaben zu bieten, erfolgte auch die Anerkennung und die Einsicht, daß hier ein schöpferischer Geist neue Bahnen betrete. Nachdem er sich im Herbst 1840 mit Klara Wieck, der Tochter seines Lehrers, vermählt und hiermit das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, wandte sich S. als Componist zum ersten mal dem Gesange zu und schuf noch in demselben Jahre 138 größere und kleinere Gesangscompositionen, meistentheils Lieder, in welchen er seine innigsten Gefühle ausströmte. Außerdem studirte er eifrig die classischen Meister, von den neuern besonders die Werke Felix Mendelssohn's. Die so gewonnene Einsicht in die großen Formen der Instrumentalmusik und deren Technik trug reiche Früchte in der B-dur-Symphonie nnd in «Ouverture, Scherzo und Finale». Ueberdies fällt in das J. 1841 noch die Entstehung der D-moll-Symphonie, die später, neu überarbeitet, veröffentlicht wurde. 1842—44 folgten die drei Streichquartette, das berühmte Es-dur-Quintett für Klavier und Streichinstrumente, das diesem verwandte Es-dur-Quartett, die Variationen für zwei Klaviere, endlich die Musik zu Moore's «Paradies und die Peri». 1843 wurde S. als Lehrer des Klavierpartiturspiels und der Composition an dem Conservatorium zu Leipzig angestellt, welche Thätigkeit indeß wenig seiner Natur entsprach, sodaß er sie bald wieder aufgab. 1844 unternahm er mit seiner Gattin eine längere Kunstreise durch Rußland, die beiden mannichfache Huldigungen einbrachte, und nach seiner Rückkehr siedelte er von Leipzig nach Dresden über. Schon 1833 war S. von einem krankhaften, auf ein Gehirnleiden deutenden Zustande befallen worden, der 1845 in gesteigertem Maße wiederkehrte und ihn einige Zeit seiner angestrengten Thätigkeit entzog. Nachdem er die Klarheit und Spannkraft des Geistes wiedererlangt, beschäftigte er sich mit gründlichen contrapunktischen Studien und wandte sich dann zur Composition der C-dur-Symphonie und des Klavierconcerts Op. 54. Im folgenden Jahre vollendete er seine Oper «Genoveva», an die er große Hoffnungen knüpfte, die aber nur dreimal in Leipzig und einmal in Weimar aufgeführt wurde. Hieran schloß sich die Composition der Musik zu Byron's «Manfred». Inzwischen war er Dirigent der Liedertafel und des Chorgesangvereins in Dresden geworden, wodurch er zu manchen seiner zahlreichen Werke aus dieser Zeit Anregung erhielt. Zum höchsten Umfang steigerte sich seine Productivität im J. 1849, in welchem allein 30, theils größere, theils kleinere Werke entstanden und auch die schon 1844 begonnene Faustmusik (mit Ausnahme der später componirten Ouverture) zum Abschluß kam. Im Herbst 1850 wandte sich S. mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo er die früher von Hiller bekleidete städtische Musikdirectorstelle übernahm. Ein wenig gewandter Orchesterdirigent, überdies von jenen wiederauftretenden krankhaften Zuständen gestört, vermochte er indeß seiner Stellung nicht zu genügen, und nach langem Zögern sah man sich im Herbst 1853 genöthigt, ihn seiner Thätigkeit zu entheben. S. fuhr fort zu schaffen bis zur völligen Umdüsterung seines Geistes, die sich mehr und mehr auch in seinen Werken geltend macht. Von seinen Compositionen dieser Periode sind hauptsächlich zu nennen die Es-dur-Symphonie (1850) und «Der Rose Pilgerfahrt» (1851). Auch finden sich in dem Verzeichnisse seiner damaligen Productionen Ouverturen zu «Julius Cäsar», zu «Hermann und Dorothea» und zur «Braut von Messina», große Balladen für Soli, Chor und Orchester (z. B. «Der Königssohn», «Des Sängers Fluch», «Das Glück von Edenhall») u. s. w., von welchen Sachen erst später manches im Druck erschien. Zuletzt beschäftigte er sich mit der Zusammenstellung seiner trefflichen Aufsätze, in denen er seit einer Reihe von Jahren für Hebung der musikalischen Production und ihres Verständnisses gewirkt hatte, und gab dieselben unter dem Titel «Gesammelte Schriften über Musik und Musiker» (4 Bde., Lpz. 1854) heraus. Unterdessen traten seine Leidenszustände immer häufiger und stärker hervor, verbunden namentlich mit Gehörstäuschungen. Dennoch machte er noch 1853 mit seiner Gattin eine Kunst-

reise durch Holland, die sehr glänzend ausfiel. Nach der Rückkehr steigerte sich sein Uebel nur um so mehr, und 7. Febr. 1854 verließ er plötzlich seine Wohnung und stürzte sich in den Rhein. Zwar ward er gerettet, aber sein Geist blieb umnachtet. Man brachte ihn in die Heilanstalt zu Endenich bei Bonn, wo er 29. Juli 1856 starb. Als Componist schließt sich S. an Franz Schubert an und ist derjenige, welcher die von Beethoven begründete, im engern Sinne des Worts romantisch genannte Richtung der Tonkunst vorzugsweise weiter geführt hat. Die schönsten Blüten seines Talents entfalteten sich auf dem rein lyrischen Gebiet, von dem aus er jedoch weiter emporschritt bis zu den höchsten Gattungen der Kunst, indem er sich durch unermüdlichen Eifer und angestrengte Arbeit der größten und widerstrebendsten Formen bemächtigte. Wenn bei manchen seiner Leistungen das Gestaltungsvermögen des Künstlers dem Umfange der Aufgabe nicht gewachsen erscheint, muß man doch seine Energie bewundern und in einer Fülle genialer Züge Ersatz finden für den Mangel der letzten Vollendung. Vgl. die Biographien S.'s von Wasielewski (Dresd. 1858) und Reißmann (Berl. 1865). — Die Gattin Robert S.'s, **Klara S.**, Tochter des Musiklehrers Friedr. Wieck, eine der ausgezeichnetsten Pianofortespielerinnen unserer Zeit, geb. 13. Sept. 1819 zu Leipzig, genoß, wie später ihre Schwester Marie, im Pianofortespiel den Unterricht ihres Vaters. Schon im frühen Alter unternahm sie Kunstreisen und erlangte einen großen Ruf. Nach ihrer Verheirathung (1840) waren es vorzugsweise die Werke ihres Gatten, welche sie neben denen Beethoven's, Chopin's und Mendelssohn-Bartholdy's öffentlich vortrug. War früher ihr Spiel das virtuosenmäßige, elegante, fein abgemessene und berechnete der ältern Schule, so zeichnete sie sich später namentlich durch das Geist- und Seelenvolle ihres Vortrags aus. Besondere Verdienste hat sie sich dadurch erworben, daß sie in Deutschland zuerst Chopin's Werke öffentlich spielte. Nach dem Tode ihres Gatten brachte sie noch einige Jahre in Düsseldorf zu und lebte dann einige Zeit in Berlin, wählte aber später Baden-Baden zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte. Auf vielfachen Kunstreisen mit Joachim, Stockhausen u. o. bewährte sie fortdauernd ihre Meisterschaft. Als Componistin ist sie mit verschiedenen Klaviersachen, darunter ein Concert, ein Trio, Präludien und Fugen, und mit einigen Heften Liedern aufgetreten.

Schumla oder Schumna, eine befestigte Stadt im Ejalet Silistrio in Bulgarien, liegt 12 M. westlich von Varna, 12 M. nördlich von dem Paß von Karnabad, dem nächsten, der über den Hauptkamm des Balkan nach Adrianopel führt, und steht durch eine Zweigbahn mit der 7. Nov. 1866 eröffneten, 28,3 M. langen Eisenbahn Rustschuk-Varna in Verbindung. Die Stadt ist im Süden und Westen von Gebirgen umgeben, im Norden und Osten aber von der mit Thälern durchschnittenen hügeligen Ebene, die sich nordwärts bis zur Donau erstreckt. Die Gassen der Stadt laufen bergab und bilden zwei lange Reihen von staffelförmigen Häusermassen, durch deren Mitte ein mit Gewässern und Brücken versehenes Thal zieht. Eine Menge von Minarets und die im byzant. Stil erbaute Hauptmoschee geben ihr ein freundliches Ansehen, und einige auf Hügeln angelegte großartige Gebäude verleihen der anmuthigen Gegend einen besondern Reiz. S. zählt 60000 E., aus Türken, welche im obern Stadttheile wohnen, und aus Armeniern und Juden (bis 1854 auch aus Griechen) bestehend, die im untern Theile sich aufhalten. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Seiden-, Wein- und Getreidebau. Auch bereitet man Leder und unterhält einen ziemlich belebten Bazar sowie im Juni eine große Messe. Ehedem befaß S. große Seidenmanufacturen; jetzt ist es in der Türkei berühmt durch seine Blech- und Kupferschmiede. Bei der Stadt vereinigen sich die Hauptstraßen, welche von den Donaufestungen über den Balkan nach Rumelien führen. Daher ist S. ein strategisch sehr wichtiger Punkt und bildet das Hauptbollwerk der Türken gegen Rußland. Es bestehen hier bedeutende Magazine, große Infanterie-, Cavalerie- und Artilleriekasernen und ein Arsenal, ein Militärhospital, eine mit hohen und dicken Steinmauern umgebene Citadelle. 1853 wurde der Platz durch eine Reihe fester Werke noch bedeutend verstärkt. In der Nähe befindet sich ein verschanztes Lager für 40—60000 Mann, welches ebenfalls durch Natur und Terrainlage sehr fest und als strategischer Punkt von großer Wichtigkeit ist. Der Ort kommt schon im 9. Jahrh. unter dem bulgar. Namen Schumen (von schuma, Wald), bei den Byzantinern unter dem Namen Sitz des Krummus (eines Bulgaren-Khans) oder Simeonshügel vor, wurde 811 vom Kaiser Nicephorus verbrannt und 1087 von Kaiser Alexius bekämpft, 1387 von den Türken unter dem Großvezier Ali-Pascha durch Capitulation eingenommen, 1649 erweitert und verstärkt sowie auch durch den 1768 abgesetzten Großvezier Hassan-Poscho aus Algier, dessen Grabmal sich hier befindet. In allen folgenden russ.-türk. Kriegen war S. das gewöhnliche Hauptquartier der Großveziere. 1854 bildete es das Hauptquartier Omer-Pascha's und den Concentrationspunkt der türk. Armee. Dreimal wurden die russ. Heere von diesem Bollwerke des türk. Reichs auf-

gehalten: unter Rumjanzow 1774, unter Kaminskoi 1810 und unter Wittgenstein 1828, wo es Hussein-Pascha vertheidigte; daher umging es Diebitsch 1829. Die Schlacht, in welcher Diebitsch 11. Juni 1829 den Großvezier Reschid besiegte, wurde zwei M. östlich von S., bei dem Dorfe Kulewtscha, geliefert, jenseit der Defiléen von Madara und Koparewa. Das Dorf Madara oder Marda, am Flusse Paravadi gelegen, hatte früher nur eine weibliche Bevölkerung und war der Zufluchtsort für alle gefälligen, von ihren Ehemännern verfolgten Schönen aus der Türkei. Zur Zeit des Ausbruchs des russ.-türk. Kriegs von 1828—29 lebten hier etwa 2000 Mohammedanerinnen, die unverschleiert gingen, abgabenfrei waren, keine alten oder häßlichen Frauenzimmer unter sich duldeten und die Reisenden ebenso gastfreundschaftlich als in jeder Hinsicht gefällig aufnahmen.

Schuppen nennt man die in ihrer Structur sehr verschiedenen Hautbildungen, welche wesentlich bei Fischen und Reptilien vorkommen. Die S. der Fische stecken in Taschen der Haut, sind meist von hornartiger, seltner von Knochen- oder selbst von Zahnsubstanz gebildet und zeigen Strahlen, welche fächerförmig von einem Mittelpunkte gegen das Ende der Schuppe verlaufen. Der hintere Rand ist oft gezähnt, in andern Fällen glatt. Die S. selbst sind farblos. Die Farben werden durch Pigmente in der Haut, der Perlenglanz durch mikroskopische Plättchen bedingt, die auch in innern Häuten (Schwimmblase, Bauchhaut) vorkommen und zur Fabrikation der falschen Perlen verwandt werden. Agassiz hat, freilich nicht mit Glück, die Structur der S. zur Klassification der Fische verwendet und danach unterschieden: Kammschupper (Ctenoiden), wozu der Barsch, Glattschupper (Cykloiden), wozu Karpfen und Lachse, Schmelzschupper (Ganoiden), wozu die mit Knochentafeln, die mit Schmelz überzogen sind, bedeckten Knochenhechte und die meisten fossilen Fische vom Jura, und Plattenschupper (Placoiden), wozu Rochen und Haie gehören. Die S. der Reptilien sind bald Knochentafeln, wie bei Krokodilen und Schildkröten, bald einfache Verdickungen oder verdickte Falten der Oberhaut, wie bei Schlangen und Eidechsen.

Schuppenkrankheit. Es gibt mehrere Hautkrankheiten, welche mit der Bildung von Schuppen verbunden sind. (S. Flechten und Haut). Als eigentliche S., bei welcher diese die Hauptsache ausmacht, sind indeß nur die sog. Pityriasis (Schuppenkrankheit) und Ichthyosis (Fischschuppenkrankheit) zu nennen. Bei diesen zeigt die von Entzündungen freie Haut, statt des glatten Ansehens, eine rauhe Beschaffenheit und ist in den leichtern Graden (Pityriasis) mit feinen weißen Schuppen bedeckt, während sie sich in den schwerern Graden (Ichthyosis) in großen dicken, gewöhnlich durch Farbestoff und Schmuz dunkel gefärbten Schollen abstößt. In den höchsten Graden bildet die Oberhaut hornartige, warzige, selbst stachelige Hervorragungen (Stachelschweinmenschen). Gewisse Körperstellen (Gesicht, Handteller und Fußsohlen, die Beugeseite der Gelenke) bleiben von der Krankheit verschont, während sie an den Streckseiten der Gliedmaßen vorzugsweise auftritt. Die Krankheit ist erblich und unheilbar. Das Abschuppen des Haarbodens hat nichts mit der S. gemein, sondern beruht auf oberflächlicher Hautentzündung.

Schuppenthiere (Manis) heißen durchaus zahnlose Ameisenbären, wie diese mit langer Klebezunge und großen Grabkrallen ausgerüstet, die aber, statt mit Haaren, mit knochenharten, scharfrandigen, dachziegelförmig geänderten Schuppen bedeckt sind und sich zusammenkugeln können. Es sind nächtliche Thiere, die nur im südl. Afrika und Asien in mehrern Arten vorkommen und von Ameisen und Termiten leben, deren Baue sie aufgraben. Einige klettern zu diesem Zwecke sogar auf Bäume. Im übrigen leben sie in selbstgegrabenen Erdhöhlen.

Schurmann (Anna Maria von), Schwärmerin, s. Labadie (Jean de).

Schurz (Karl), amerik. Diplomat, geb. 2. März 1829 in Liblar bei Köln am Rhein, besuchte bis 1847 das kath. Gymnasium daselbst und ging dann auf die Universität Bonn, um Philologie und Geschichte zu studiren. Hier trat er in Beziehungen zu Kinkel (s. d.), betheiligte sich im Frühjahre 1849 an dem siegburger Zeughaussturme und flüchtete infolge dessen nach der Pfalz und Baden, wo er in die Reihe der Aufständischen eintrat. Nach der Niederlage in Rastadt gefangen genommen, entkam er durch eine abenteuerliche Flucht in die Schweiz, von wo er im Sommer 1850 unter falschem Namen als Student der Medicin nach Berlin ging, um mit Hülfe von gleichgesinnten und reichen Freunden, namentlich der Baronin von Brüning, die Flucht Kinkel's aus Spandau vorzubereiten, welche ihm auch im Nov. 1850 glänzend gelang. S. wandte sich dann über Paris nach London, wo er sich 1852 verheirathete und im Aug. nach Amerika einschiffte. Anfangs in Philadelphia wohnhaft, siedelte er 1855 nach Watertown im Staate Wisconsin über. Von hier aus griff er hauptsächlich als Volksredner in die polit. Bewegungen der Zeit ein und bewährte sich nicht allein als einer der begabtesten, sondern auch einflußreichsten Führer der jungen republikanischen Partei, zu deren Siege 1860 er

weſentlich mit beitrug. Lincoln ernannte ihn bei ſeinem Amtsantritt zum Geſandten in Spanien. S. ging im Juni 1861 auf ſeinen Poſten ab, kehrte aber ſchon zu Anfang 1862 nach Amerika zurück, um als Soldat gegen die Seceſſion zu kämpfen. Er trat als General unter Sigel's Befehl und zeichnete ſich durch perſönliche Tapferkeit, Kaltblütigkeit und Umſicht bei der zweiten Bull-Run-Schlacht, bei Chancellorsville, Gettysburg und verſchiedenen andern Gelegenheiten aus. Später diente er unter Hooker in Tenneſſee und commandirte bis zum Ende des Kriegs eine Diviſion, gelangte aber trotz ſeines Eifers zu keiner anerkannten Stellung in der Armee, da er kein Berufsſoldat war und ſeinen Ruf als einflußreicher Politiker eher gegen als für ſich hatte. Nach dem Ende des Kriegs unternahm S. im Sommer 1865, auf Wunſch des damals noch republikaniſchen Präſidenten Johnſon, eine Beobachtungsreiſe durch den Süden und erſtattete über die dortigen ſocialen und polit. Verhältniſſe einen meiſterhaften Bericht, welcher die Schäden des Landes und die Mittel zur Heilung zugleich erſchöpfend beſprach. Johnſon, der inzwiſchen eine polit. Schwenkung gemacht, ſuchte S.'s Bericht zu unterdrücken und, als dies nicht mehr anging, durch einen Gegenbericht des Generals Grant unſchädlich zu machen, deſſen oberflächliche Bemerkungen aber die Beobachtungen S.'s um ſo verdienſtvoller hervortreten ließen. Nach dem Kriege wandte ſich S. zunächſt nach Detroit in Michigan, wo er ein neues republikaniſches Blatt, die «Detroit Post», herausgab. Seit dem Frühjahr 1867 lebte er in St.-Louis, wo er Miteigenthümer und Redacteur der «Weſtlichen Poſt» wurde, eines der einflußreichſten und verbreitetſten deutſchen Blätter des Weſtens. S. iſt einer der geiſtig bedeutendſten amerik. Redner der Gegenwart. Sein Erfolg rührt hauptſächlich daher, daß er die ſonſt ſo beliebten äußerlichen amerik. Mittel zur Beſtechung ſeiner Hörer verſchmäht und mit philoſ. Schärfe ſein Thema zergliedert und beleuchtet. Er erhebt ſeine Zuhörer ſtets auf die Höhe des Gedankens und führt ihnen den großen Proceß, welchen das amerik. Volk in den letzten zehn Jahren durchmachte, im Zuſammenhange mit der großen geiſtigen Entwickelung der Menſchheit vor. Zwölf ſeiner hauptſächlichſten engl. Reden hat er ſelbſt («Speeches of Carl S.», Philadelphia 1865) herausgegeben.

Schuſelka (Franz), polit. Schriftſteller, geb. 15. Aug. 1811 zu Budweis in Böhmen, ſtudirte zu Wien die Rechte, trat dann als Praktikant beim Criminalgerichte ein, gab jedoch dieſe Stellung bald wieder auf und wirkte fünf Jahre zu Wien, Salzburg und Prag als Lehrer und Erzieher. Seit 1839 wandte er ſich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu und veröffentlichte zunächſt einen Roman, «Karl Gutherz» (Wien 1845; 2. Aufl. 1846), der nicht ohne Beifall aufgenommen ward. Infolge eines Conflicts mit der Cenſur ging er 1842 nach Weimar, dann nach Jena, wo er unter anderm die Flugſchrift «Iſt Oeſterreich deutſch?» (Lpz. 1843), welche in Wien Weſſenberg zugeſchrieben wurde, veröffentlichte. Nach der Rückkehr nach Oeſterreich ſah er ſich wegen der Schrift «Die orient. Frage, d. i. ruſſiſche Frage» (Hamb. 1843) in Unterſuchung verwickelt, die jedoch mit einem Verweis endete. S. ging hierauf wieder nach Jena, wo er unter anderm «Der Jeſuitenkrieg gegen Oeſterreich und Deutſchland» (Lpz. 1845) und «Die neue Kirche und die alte Politik» (2. Aufl., Lpz. 1846) erſcheinen ließ, welche Schriften ihm von Wien aus abermals Verfolgung und die Ausweiſung aus dem Weimariſchen zuzogen. Er wandte ſich nach Hamburg, wo er eine ſehr fruchtbare ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entfaltete und 1846 auch die deutſchkath. Gemeinde mit gründete. Die Schrift «Oeſterreich. Vor- und Rückſchritte», welche er 1847 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſcheinen ließ, hatte von ſeiten Oeſterreichs das Verbot des ganzen Verlags dieſer Firma zur Folge. Die Märzbewegung von 1848 rief auch S. nach Wien zurück. Von der Aula ins Vorparlament und zu Frankfurt in den Funfzigerausſchuß gewählt, trat er ſodann durch Wahl zu Kloſterneuburg in die Deutſche Nationalverſammlung, wo er ſich zur äußerſten Linken hielt. Im Juni 1848 ward er auch von der Gemeinde Perchtoldsdorf bei Wien in den öſterr. Reichstag gewählt, und hier zählte er zur gemäßigten Linken. In den Octoberwirren verſah er in dem permanenten Sicherheitsausſchuſſe zu Wien das ſchwierige Amt eines Berichterſtatters. Später ging er nach Kremſier, wo er eine ſehr lebhafte parlamentariſche Oppoſition entfaltete. Nach Auflöſung der Verſammlung wandte er ſich nach Wien zurück, vermählte ſich hier und widmete ſich aufs neue literariſcher Thätigkeit. Infolge des Einrückens der Ruſſen in Ungarn veröffentlichte er die Broſchüre «Deutſch oder Ruſſiſch», die viel Aufmerkſamkeit gewann. Erſt 1850 wurde S. ohne Angabe des Grundes aus Wien auf ſein Landhaus nach Gainfarm verwieſen, wo er zwei Jahre zurückgezogen lebte und zur evang. Kirche übertrat. Nach Aufhebung dieſer Internirung wandte er ſich mit ſeiner Familie nach Dresden, wo er die Schrift «Das türk. Verhängniß und die Großmächte» (Lpz. 1853) verfaßte. Nachdem er 1854 nach Oeſterreich zurückgekehrt, lebte er in völliger Zurückgezogenheit. Sein Name gelangte erſt wieder in die Oeffentlichkeit, als er

1859 bei der Schillerfeier eine Rede hielt, welche viel Aufsehen machte, aber der Regierung so sehr mißfiel, daß sie nicht gedruckt werden durfte und S. selbst einen Verweis erhielt. Als 1860 der constitutionelle Umschwung eintrat, betheiligte er sich als Volksredner an der Bewegung für die Gemeinderathswahlen. Eine Rede vor der großen Bürgerversammlung hatte die Folge, daß er, als in Wien nicht wahlberechtigt, von den Wahlversammlungen polizeilich ausgeschlossen wurde. Doch erfolgte Anfang 1861 seine Wahl im 9. Bezirke Wiens in den niederösterr. Landtag, in welchem er sich, sowie auch in der Broschüre «Oesterreich und Ungarn», für eine föderative Organisirung Oesterreichs aussprach. 1862 gründete er die polit. Zeitschrift «Reform», in welcher er die Opposition gegen den Centralismus fortsetzte und sich auch durch Behandlung kirchlicher Fragen mißliebig machte. Man strengte zwei Preßproceße gegen ihn an, von denen der erste eine achttägige, der andere eine vierwöchentliche Gefängnißstrafe nach sich zog; die Verbüßung derselben unterblieb infolge der Amnestie, doch hatte S. die Wahlfähigkeit verloren. Als ihn der 9. Wahlbezirk dennoch wieder wählte, sah ihm der Kaiser die Rechtsfolgen der Verurtheilung nach, sodaß er sein Mandat annehmen konnte. Als unter Belcredi die Reichsverfassung sistirt wurde, stand S. auf seiten der Regierung, weil er in dieser Sistirung den Weg zur freien Vereinbarung einer lebensfähigen Reichsverfassung erblickte. Indessen erlag er im nächsten Wahlkampfe gegenüber den Centralisten. Von S. frühern Schriften sind noch «Briefe Joseph's des Zweiten» (3. Aufl., Lpz. 1846) und «Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein» (Lpz. 1847) zu nennen. — Seine Gattin Ida S., verwitwete Brüning, hat sich als Schauspielerin einen geachteten Namen erworben. Zu Königsberg geboren und der Künstlerfamilie Wohlbrück angehörig, war sie früher auf den Theatern zu Petersburg, Hamburg und Hannover, dann am Theater an der Wien engagirt, wo sie der Liebling des wiener Publikums wurde. Nachdem sie sich 1849 vermählt, nahm sie kein dauerndes Engagement mehr an, sondern gastirte auf den Bühnen Deutschlands. 1852 trat sie auch zu Paris mit Beifall auf. Sie führte zwei Jahre die Direction des Theaters in Linz und hielt eine Zeit lang ein kleines deutsches Theater in Paris. Frau S. gehört zu den vorzüglichsten Darstellerinnen im Soubrettenfach. Auch hat sie sich als dramatische Schriftstellerin versucht.

Schußwunden (Vulnera scloeptaria). Die S. haben im allgemeinen die Bedeutung der Quetschwunden. Das Geschoß trennt nicht blos die Gewebstheile, wie z. B. ein Schnitt mit einem Messer oder ein Hieb mit einem scharfen Säbel, sondern es zermalmt und zerrt auch die der Wunde benachbarten Gewebe. Gequetschte Gewebe heilen aber nicht ohne weiteres, sondern werden brandig und stoßen sich ab. Dadurch wird eine Schußwunde schwerer als eine andere. Die Schwere der S. richtet sich nach dem verletzten Organ. S., welche wichtige Körpertheile (das Gehirn, Rückenmark, große Blutgefäße) getroffen haben, sind meist schnell tödlich; weshalb auch S. des Kopfs, der Brust, des Bauchs u. s. w. nur selten in den Lazarethen zur Beobachtung kommen. Doch zerreißen die Häute eines Blutgefäßes, welches von einem scharfen Schuße getroffen wird, meist so unregelmäßig, daß sie sich nach innen einrollen und den Abfluß des Bluts erschweren; oft fließt aus einem abgeschossenen Bein oder Arm nur wenig Blut. Trifft ein größeres Geschoß (eine Flintenkugel) mit Kraft auf einen Knochen, so bricht dieser nur selten einfach, sondern er splittert oder wird in mehrere kleine Stücke zerschlagen. Eine matte Kugel schlägt sich auf dem Knochen breit und bleibt auf ihm sitzen oder geht wol auch um ihn herum. So nehmen nicht selten Kugeln, welche vorn auf die Brust auftreffen, ihren Verlauf rings um den Brustkorb unter der Haut herum und werden dann auf dem Rücken aufgefunden. Nerven, Muskeln, Eingeweide (Lunge, Herz, Leber u. s. w.) werden wegen ihrer Weichheit leicht von Kugeln durchsetzt; die mit Luft gefüllten Därme aber weichen nicht selten dem Geschosse aus und bleiben unverletzt. Je nach der Art des Geschosses fallen natürlich die S. verschieden aus. Grobe Geschosse (Kanonenkugeln) können ganze Körpertheile hinwegnehmen; Kugelsplitter (Granatsplitter) bedingen wegen ihrer scharfen Ecken und Kanten gefährliche Rißwunden; die Spitzkugel dringt meist tiefer und schlägt meist mit größerer Kraft auf als die Rundkugel. Schrote sind, wenn sie nicht gerade lebenswichtige Theile treffen oder tief und in großer Zahl eindringen, verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung. Trifft die Kugel auf bekleidete Körpertheile, so nimmt sie Stücke von der Kleidung u. dgl. mit in die Wunde. So dringt auch das Pflaster der Kugel, der Pfropf eines blinden Schusses in den Körper und verursacht eine ähnliche Verletzung wie ein hartes Geschoß. Bei Schüssen aus großer Nähe ist die Umgebung der Schußwunde von den in die Haut eingedrungenen Pulverkörnern geschwärzt, wie verbrannt. Streift ein Geschoß einen Körpertheil (Prellschuß), so wird die Haut blos oberflächlich leicht verletzt, oder an der Haut ist keine Veränderung wahrnehmbar. Dennoch können die unter der Haut gelegenen Theile schwere

Veränderungen erlitten haben, kann die Haut selbst in großer Ausdehnung von den unterliegenden Theilen abgetrennt sein. Solche Schüsse, welche die Haut anscheinend unverletzt lassen, nannte man früher Luftstreifschüsse. An den S. unterscheidet man eine Eingangs- und, wenn eine solche vorhanden, auch eine Ausgangsöffnung, welche je nach der Kraft, mit welcher das Geschoß ankam, nach seiner Form u. s. w. verschieden sind. Der Schußkanal ist meist geradlinig; in andern Fällen wird das Geschoß von seiner geraden Bahn abgelenkt und findet sich oft an Stellen, wo man es nicht sucht. Die Behandlung der S. ist im allgemeinen die der Quetschwunden und wird nur durch die speciellen Umstände modificirt. Das Geschoß, Kleiderfetzen u. dgl. entfernt man möglichst bald nach der Verletzung; in der spätern Zeit, wenn schon eine beträchtliche Schwellung und Entzündung der Wundränder eingetreten ist, hat sich die Entfernung des Geschosses als meist unzweckmäßig erwiesen. Wird aber durch die Gegenwart des fremden Körpers die Heilung beeinträchtigt, so muß er natürlich herausgenommen werden. Leicht geschieht dies zu jeder Zeit, wenn die Kugel unter der Haut liegt, durch eine sog. Gegenöffnung. Die Behandlung der Complicationen der S., z. B. Knochenbrüche, ist keine besondere.

Schütt ist der Name zweier Inseln, welche die Donau in der oberungar. Tiefebene zwischen Presburg und Komorn durch Ablagerung ihres Schuttes und fruchtbaren Schlamms gebildet hat. Die Große S. (ungar. Czallo Köz, d. h. die Trügliche, wegen des veränderlichen Flußbetts, genannt), von der Neuhäusler Donau oder dem Schwarzwasser und der mittlern oder Großen Donau (Oereg Duna) umströmt, ist 12 M. lang und 2—4 M. breit, vollkommen eben und besteht mit geringer Ausnahme aus ungemein fruchtbarer Gartenerde, weshalb sie auch der Goldene Garten (Arany Kert) Ungarns genannt wird. Sie ist reich an Getreide, Obst und Gartenfrüchten aller Art sowie an Wassergeflügel und Singvögeln, besonders Sprossern. Neben dem Feld- und Gartenbau treiben die Bewohner auch Viehzucht und Fischerei. Die Insel gehört zum größern Theile zum Presburger Comitat, zum kleinern zum Comitat von Komorn, zum kleinsten zu denen von Raab und Wieselburg und enthält an 200 Ortschaften mit magyar. Bevölkerung. An der äußersten Südostspitze liegt Komorn (s. d.), zu dessen Comitat die Marktflecken Gutta mit 4704 und Nagy-Megyer mit 2330 E. (1857) gehören. Im Presburger Comitat liegen der Marktflecken Sommerein oder Somorja, im 15. Jahrh. eine königl. Freistadt, mit 2550 E. und starkem Handel, besonders mit Getreide; der Marktflecken Böös, mit 2029 E., bekannt durch ein siegreiches Gefecht des Generals Reischach gegen die ungar. Insurgenten 16. Juni 1849; die Marktflecken Szerdahely, mit 3142 E. und großen Viehmärkten, und Bischofsdorf (Püschdorf oder Püspöski) mit 1500 E., wo im Dec. 1704 die Oesterreicher die Rakoczy'schen Insurgenten schlugen. Die kleine S. (ungar. Sziget Köz), zwischen der Großen und der Kleinen Donau (Kis Duna) oder der Wieselburger Donau, der mittlern Großen S. südwestlich gegenüber gelegen, ist weit schmaler und nur 6 M. lang. Sie gehört zu den Comitaten Wieselburg und Raab. In letzterm liegt der Marktflecken Hédervár (1000 E.), mit einem schönen gräfl. Viczay'schen Schlosse nebst auserlesener Bibliothek, reichhaltiger Waffensammlung, einem Botanischen Garten und Fasanenwaldung.

Schütz (Christian Gottfr.), verdienter Humanist, geb. 19. Mai 1747 zu Duderstadt, besuchte die Lateinische Schule und die Universität zu Halle, kam 1768 als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, war aber kaum ein Jahr von Halle abwesend, als ihm das Inspectorat des theol. Seminars daselbst übertragen wurde. Nachdem er 1776 eine Professur zu Halle erhalten, ging er 1779 als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo er besonders über Literaturgeschichte mit größtem Beifall las und mit Wieland, der sich aber bald wieder lossagte, und Bertuch 1785 die «Allgemeine Literaturzeitung» gründete. 1804 ging er wieder nach Halle, wo er nach Wolf's Abgange 1807 die Direction des philol. Seminars übernahm und mit Erfch die «Halle'sche Literaturzeitung» fortsetzte, deren oberste Redaction er bis an seinen Tod, 7. Mai 1832, beibehielt. S. hat theils durch seine Schriften, theils durch seine anregenden Vorträge einer geschmackvollern Behandlung der Alterthumswissenschaft, wie sie später durch seine vorzüglichsten Schüler, F. Jacobs und Creuzer, auf glänzende Weise ins Leben trat, vorgearbeitet. Seine Vorlesungen «Ueber Lessing's Genie und Schriften» (Halle 1782) lassen ihn als Geistesverwandten dieses großen Mannes erscheinen. Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: die Ausgabe des Aeschylus (3 Bde., Halle 1782—94; neue Aufl., 5 Bde., 1808—22); die der «Briefe» des Cicero (6 Bde., Halle 1809—12) und der sämmtlichen Werke desselben (20 Bde., Lpz. 1814—20); die unvollendet gebliebene Bearbeitung des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1821). Das grammatische Studium suchte er durch den verbesserten Auszug aus Hoogeveen's «Doctrina particularum Graecarum» (Dess. und Lpz. 1782;

2. Aufl., Lpz. 1806) und durch ein eigenes, aber unbeendigtes Werk «Doctrina particularum Latinae linguae» (Deſſ. und Lpz. 1784) zu fördern. Seine Programme und Abhandlungen erſchienen geſammelt unter dem Titel «Opuscula philologica et philosophica» (Halle 1830). Das von ſeinem Sohne herausgegebene Werk «Chr. Gottfr. S., Darſtellung ſeines Lebens, Charakters und Verdienſtes» (2 Bde., Halle 1834) enthält nur den Briefwechſel. — Friedrich Karl Julius S., des vorigen Sohn, geb. zu Halle 31. Mai 1779, ſtudirte zu Jena, habilitirte ſich 1801 in Halle und wurde hier 1804 außerord. Profeſſor der Philoſophie. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich 1811 mit der Schauſpielerin Händel, die ſich nachher Händel-Schütz (ſ. d.) nannte, machte mit dieſer große Kunſtreiſen und trat auch ſelbſt auf, wendete ſich jedoch 1818 mit ſeiner Gattin wieder nach Halle, wo er von neuem als Profeſſor der Philoſophie angeſtellt wurde. Später legte er ſeine Profeſſorſtelle nieder, ging nach Hamburg und ließ ſich von ſeiner Gattin ſcheiden. Dann lebte er eine Zeit lang in Leipzig, verheirathete ſich zum dritten mal und ſtarb zu Leipzig 4. Sept. 1844. Unter ſeinen Schriften ſind zu bemerken: «Geſchichte der Republik Frankreich» (Jena 1802; 2. Aufl. 1808); «Handbuch der Geſchichte Napoleon's I.» (Lpz. 1810); «Entwurf einer Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution» (Halle 1820); «Blumenleſe aus dem Stammbuche der deutſchen mimiſchen Künſtlerin Händel-Schütz» (Lpz. 1815); «Goethe's Philoſophie» (7 Bde., Hamb. 1825—27).

Schütz (Heinrich), gewöhnlich Sagittarius genannt, einer der größten Tonmeiſter des 17. Jahrh., geb. zu Köſtritz im Voigtlande 5. Oct. 1585, kam 1591 mit ſeinen Aeltern nach Weißenfels, von wo aus er mit 13 J. ſeiner herrlichen Sopranſtimme wegen als Sängerknabe in die Kapelle des Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel gelangte. Neben der muſikaliſchen war hier für ſeine weitere Bildung gut geſorgt, und da er nach dem Willen der Aeltern die Muſik nicht zum Beruf machen ſollte, ſo bezog er 1607 zum Studium der Jurisprudenz die Univerſität Marburg. 1609 trat indeß eine Aenderung in ſeinem Lebensplane ein: der Landgraf Moritz kam um dieſe Zeit nach Marburg und bewog den ehemaligen Kapellknaben, das Talent zur Muſik bei dem berühmten Giovanni Gabrieli in Venedig weiter auszubilden. Mit einem Stipendium des Landgrafen verſehen, ging S. noch 1609 nach Venedig, wo er Gabrieli's Unterweiſung bis zu deſſen Tode 1612 genoß. Darauf kehrte er nach Kaſſel zurück und erhielt in der dortigen Kapelle eine Anſtellung, die aber nur unbedeutend geweſen ſein mag, da er nach einiger Zeit ſeine juriſt. Studien wieder aufnahm. Indeſſen ward er 1614 zur Taufe des Herzogs Auguſt, nachherigen Adminiſtrators des Erzſtifts Magdeburg, nach Dresden gerufen, um bei dieſer Feier muſikaliſch thätig zu ſein, und dies entſchied ſeine weitere Laufbahn. Der Kurfürſt von Sachſen, von ſeiner Leiſtung ſehr befriedigt, ernannte ihn zu ſeinem Kapelldirector, in welches Amt er 1615 eintrat, während ihn der Landgraf von Heſſen nur mit Widerſtreben entließ. S. reformirte die dresdener Kapelle vollſtändig und hob ſie zu einer damals bewunderten Höhe. Seine Wirkſamkeit erlitt jedoch durch die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs einige Unterbrechungen. Dieſe unfreiwillige Muße benutzte er zu verſchiedenen Reiſen; ſo z. B. ging er wiederholt nach Italien und hielt ſich längere Zeit an den Höfen zu Kopenhagen und Braunſchweig auf. S. ſtarb in ſeinem Amte zu Dresden 6. Nov. 1672. Gedruckt ſind von ſeinen Werken Madrigalen, Pſalmen, Motetten, geiſtliche Lieder (unter dem Titel «Symphoniae sacrae»), das Oratorium «Die Auferſtehung des Herrn» u. ſ. w. Ungedruckt blieb unter andern die Oper «Daſne», die nach Rinuccini's gleichnamigem Gedicht von Opitz bearbeitet und 1627 zu Torgau bei der Vermählung des Landgrafen von Heſſen mit der Schweſter des Kurfürſten von Sachſen aufgeführt wurde und überhaupt wol als die erſte in Deutſchland zur Aufführung gebrachte Oper zu betrachten iſt. Ebenſo blieb ungedruckt das Oratorium «Hiſtoria des Leidens und Sterbens unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti», ſein letztes Werk, aber eins ſeiner bedeutendſten. S. war ein geiſtvoller, gründlicher, origineller und ſelbſtändiger Tonſetzer. Wiewol er ſich das Vorzüglichſte, was ſeine und die frühere Zeit hervorgebracht, zu eigen gemacht, erhielt er doch ſeinen Geiſt und Geſchmack frei und wußte das, was er empfangen, in eigenthümlicher Weiſe zu verwenden.

Schutzbrief iſt die vom Staatsoberhaupt urkundlich ertheilte Zuſicherung eines beſondern Schutzes. Dergleichen Briefe erhielten z. B. Angeklagte, wenn ſie ſich aus Furcht vor der Rache des Verletzten oder ſeiner Angehörigen dem Gericht nicht ſtellen wollten (ſ. Salvus conductus), ingleichen Zahlungsunfähige, welche die Rechtswohlthat der Güterabtretung erlangt hatten, um ohne Behelligung durch Wechſelgläubiger bei der Ordnung ihres Creditweſens mitzuwirken. Auch ganzen Klaſſen der Bevölkerung, welche nicht volle Berechtigung genoſſen, wie die Juden oder in der Türkei alle Nichtmohammedaner, wurden S. ausgeſtellt.

Schütze (Joh. Stephan), bekannt als Erzähler, Dichter und Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, besuchte erst die magdeburger Domschule, dann die Lehranstalt zu Kloster-Bergen, wo er mit Karl von Jariges einen festen Freundschaftsbund schloß. Mit diesem bezog er 1794 die Universität zu Erlangen, um Theologie zu studiren, und setzte seit 1795 seine Studien in Halle fort. Nach Vollendung derselben schrieb er den «Versuch einer Theorie des Reims», der aber erst später gedruckt erschien (Magdeb. 1802). Nachdem er hierauf einige Zeit als Hauslehrer verbracht, ging er mit Jariges (unter dem Schriftstellernamen Beauregard Pandin bekannt) 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er seinen festen Wohnsitz nahm, Hofrath wurde und 19. März 1839 starb. In Weimar schrieb er das Lustspiel «Der Dichter und sein Vaterland, als Vorschlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden» (Lpz. 1807). Die Herzogin Amalie, Goethe und Jean Paul gaben ihm ihren Beifall zu erkennen, während sich das Publikum gegen jenes Drama aussprach. S. schrieb hierauf das Lustspiel «Die Journalisten» (Lpz. 1806), das hier und da nicht ohne Beifall gegeben wurde. Ein größeres Publikum verschaffte er sich durch seine Erzählungen, deren er eine große Menge im «Taschenbuch der Liebe und Freundschaft», das er von 1814—36 redigirte, und in andern Sammlungen lieferte. Außerdem sind noch zu nennen: «Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad» (Lpz. 1810; 2. Aufl. 1825); «Der unsichtbare Prinz» (3 Bde., Lpz. 1812); «Das Land der Wunder» (Hamb. 1812); «Humoristische Reise durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w.» (Hamb. 1812). S. gehörte zu jener großen Reihe der Unterhaltungsschriftsteller, deren auf das Aeußerliche gehende Richtung durch ihn, Prätzel, Langbein, Clauren u. a. repräsentirt wurde. Kenntniß des Lebens wie der Menschen und Lebendigkeit der Darstellung sind ihm indeß zuzugestehen. Seine kleinern Aufsätze, zum Theil durch die Herausgabe des «Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode» veranlaßt, das er zuerst mit Peucer, dann allein besorgte, ließ er größtentheils in den «Gedanken und Einfällen für Leben und Kunst» (Lpz. 1810) und in den «Muntern Unterhaltungen» (Lpz. 1829) wieder abdrucken. Seine Gedichte erschienen unter den Titeln «Gedichte» (Lpz. 1810) und «Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts» (Berl. 1830). Nicht ohne Werth ist sein «Versuch einer Theorie des Komischen» (Lpz. 1818). Einen Theil seines Lebens, besonders die Jugendjahre, schilderte er in seiner «Lebensgeschichte» (2 Bde., Neuhaldensleben 1834).

Schützengesellschaften sind der letzte Rest jener einst dem deutschen Bürger zustehenden allgemeinen Waffenfähigkeit, die mit der hohen Blüte- und Machtentwickelung der Städte aufs engste zusammenhing. Als häufige Ein- und Uebergriffe des Adels und der Fürsten die Städte zu beständiger Kampfbereitschaft nöthigten, ordnete sich auch ihr Kriegswesen. Die patricischen Geschlechter nahmen Waffen und Rüstung der Ritter an, die übrigen Bürger aber, nach Zünften oder Stadtvierteln geordnet, rüsteten sich mit verschiedenen Waffen, unter denen obenanstand die unritterliche, aber wirksame Armbrust. Weil aber erfolgreiche Führung der Armbrust eine nur durch lange Uebung zu gewinnende Fertigkeit voraussetzte, bildeten sich bald Schützenvereine in der damals allgemein üblichen Form von Gilden, denen deshalb auch ein kirchliches Element und ein besonderer Schutzheiliger nicht fehlte, als welcher gewöhnlich der durch Pfeilschüsse gemarterte St.-Sebastian galt. Schützenhäuser, Schießbahnen auf freien Plätzen oder in den Zwingern, eine durch Beiträge und Vermächtnisse bereicherte Vereinskasse und jährliche Schützenfeste waren die nothwendige Folge, und die städtischen Behörden begünstigten solche Einrichtungen natürlich aufs kräftigste. Namentlich gediehen die Schützenfeste, welche den Bürgern dasselbe wurden, als den Rittern die Turniere gewesen waren, zu großer Ausdehnung und hoher, selbst polit. Bedeutung. Mit besonderm Glanze wurden sie im 15. und 16., ja bis ins 17. Jahrh. hinein gefeiert, und Einladungen ergingen an Fürsten, Adel und Hunderte von Städten. Doch standen Fürsten und Adel, auch wenn sie zahlreich theilnahmen, mehr außerhalb des eigentlichen Schießens, welches, als ein echtes Bürgerfest, nur durch die Bürger selbst geleitet wurde. Die Theilnahme anderer Städte dagegen diente unter anderm auch zur Förderung und Befestigung mächtiger Bündnisse, wovon das durch Fischart im «Glückhaften Schiff» gefeierte Schützenfest der Stadt Strasburg (1576) ein Beispiel bietet. Wie Wappendichter den Turnieren nachgezogen waren, so fanden sich bei den Schützenfesten Pritschenmeister ein, die mit mäßigem bürgerlichem Humor eine Beschreibung des Festes in Reime brachten und mit zierlich ausgemalten Wappen der Festgeber und vornehmsten Theilnehmer aufputzten. Von solchen Dichtern ist Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., durch Uhland's Abhandlung «Zur Geschichte der Freischießen», vor Halling's Ausgabe von Fischart's «Glückhaftem Schiff» (Tüb. 1828), am bekanntesten geworden. Auch das Feuer-

gewehr lernten die Bürger sehr bald mit Eifer handhaben, und so bildeten sich auch schon frühzeitig S. für Wallbüchse und Standrohr, neben welchen die ältern Vereine fortbestanden, die ihr jährliches Festschießen nach einem auf einer Stange aufgesteckten Vogel oder Stern (Vogelschießen, Stern-, Nagel-, Stahlschießen) fortsetzten. Durch veränderte Kriegführung und Einbuße städtischer Freiheit verloren die S. allmählich ihre frühere Bedeutung und sanken zu Vergnügungsgesellschaften herab, die nur in besondern Nothfällen zum Zwecke des Gemeinwohls herangezogen wurden. Da, wo Bürgerwehren bestanden und bestehen, gewannen auch in Zeiten der Bedrängniß und der Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse die deutschen S. keinen Boden mehr. Erst mit dem nationalen Aufschwunge der neuern Zeit erhoben sie sich wieder zu höherer, patriotischer Bedeutung. 1861 traten, in Nachahmung der großen schweiz. Schützenfeste, die alljährlich den Ort wechseln, die deutschen Schützen in Gotha zusammen und gründeten einen deutschen Schützenbund, der sein erstes Bundesschießen unter größter Theilnahme 1863 zu Frankfurt a. M., das zweite 1865 zu Bremen abhielt. Der deutsche Schützenbund verfolgt das Ziel: Verbrüderung aller deutschen Schützen, Vervollkommnung in der Kunst des Büchsenschießens und Hebung der Wehrfähigkeit des deutschen Volks. In der Schweiz haben die modernen S. die bewährteste Organisation.

Schutzgeister, s. Genien.

Schutzverwandte oder Schutzgenossen können zunächst alle die Einzelnen genannt werden, die mit einer polit. Gemeinschaft in Verbindung stehen und, ohne eigentliche Mitglieder zu sein, deren Schutz genießen. In den ursprünglichen Gesellschaften, die jeden Ungenossen als Feind behandeln, tritt der Fremde, welcher die Gastfreundschaft eines Gemeindemitglieds erlangt, in dessen Schutz. Auf weiter entwickelter Stufe übernimmt dagegen die Gesammtheit oder deren Oberhaupt um bestimmte Gegenleistungen die Gewähr für den Anhanglosen, ohne daß demselben daraus eigentliche polit. Rechte erwachsen. So konnten Ausländer als freie Metöken in Athen sich aufhalten und selbst Gewerbe treiben, wenn sie sich einen Patron (Prostates) aus den Bürgern wählten und ein jährliches Schutzgeld zahlten, und im Verhältniß zum röm. Staate waren alle Provinzialen bloße S. Unter den Deutschen nahmen Laten, Pfleghafte und sonstige Vogtleute in der Abhängigkeit von einem siegreichen Volksstamme oder unter dem Schutze (Vogtei) geistlicher und weltlicher Grundherren eine Mittelstellung zwischen Freien und Hörigen ein, und die Juden genossen als zinsende Kammerknechte den Frieden des Königs oder seiner mit dem Judenschutz beliehenen Würdenträger. Gegen den Druck mächtiger Herren, welche die kleinern Freien auf dem Lande in ein Hörigkeitsverhältniß zu bringen suchten, gewährten die Städte Schutz, indem sie die Bedrängten trotz mehrfacher, besonders im 13. Jahrh. ergangener Verbote zu freien Aus- oder Pfahlbürgern annahmen. In denjenigen Stadt- und Landgemeinden, welche sich um den Besitz einer Mark oder eines sonstigen, von den Mitgliedern benutzten, genossenschaftlichen Vermögens gebildet hatten, waren die Inhaber von später begründeten Stellen jener Nutzungsrechte der Altgemeinde nicht theilhaftig. Heutzutage noch bilden nach vielen deutschen Gemeindeordnungen die S. eine besondere, meistens geringer besteuerte, unansässige Einwohnerklasse zwischen den eigentlichen Bürgern und den Fremden, welche die Rechte des Indigenats (s. d.) besitzt, aber an der Gemeindeverwaltung keinen Antheil nimmt.

Schutzzollsystem oder Protectionssystem. Das System der Schutzzölle hat den Zweck, diejenigen inländischen Gewerbszweige, welche angeblich mit dem Auslande auf inländischen und fremden Märkten nicht zu concurriren vermögen, zu schützen. Dies geschieht durch hohe Einfuhrzölle auf eingeführte Fabrikate und durch Ausfuhrzölle auf für die Fabrikation nothwendige Rohstoffe. Ergänzend schließen sich hieran Ausfuhrprämien für ausgeführte Fabrikate. Das S. berührt sich nahe mit dem Prohibitivsystem (s. d.), welches die Einfuhr solcher Fabrikate, die inländischen Industrieproducten Concurrenz machen, ganz verbietet. Ersteres ist indeß milder und durchführbarer und tritt jetzt überall, wo noch das Prohibitivsystem besteht, an die Stelle desselben. Nur wenige Nationalökonomen wollen die Schutzzölle für immer beibehalten wissen; die Mehrzahl bezeichnet sie als vorübergehend nothwendig und als bis dahin aufrecht zu erhalten, bis die inländische Industrie genügend erstarkt ist, um der ausländischen Concurrenz mit eigenen Kräften siegreich entgegentreten zu können. Es sollen deshalb nur solche Gewerbszweige durch Schutzzölle unterstützt werden, welche nach einiger Zeit des Schutzes entbehren können, und es soll auch der schützende Zoll in demselben Verhältniß abnehmen und endlich ganz aufhören, in welchem das Gewerbe selbst feste Wurzel faßt und erstarkt. In neuerer Zeit haben sich die Anhänger des Systems der Schutzzölle mehr und mehr vermindert. Zunächst erscheint es schon

als bedenklich, dem Staate eine Einmischung auf den industriellen Betrieb, die immer zugleich eine Art von Bevormundung sein muß, zuzugestehen und zur Pflicht zu machen, zumal dabei sehr leicht große und nachtheilige Fehlgriffe stattfinden können. Sodann ist es ganz unmöglich, richtig festzustellen, welcher Art der Schutz sein muß, um gerade auszureichen. Endlich hat sich auch stets herausgestellt, daß derartig geschützte Industrien keineswegs emporkommen und blühen. Entweder eignen sich diese Industrien nicht für das Land, indem für sie die Vorbedingungen fehlen, und auch der Schutzzoll kann die exotische Pflanze nicht acclimatisiren. Oder es ist das Gegentheil der Fall, und dann fördert ja nur die Concurrenz des Auslandes ihre Entwickelung, indem die Concurrenz die inländischen Producenten zur Anspannung aller Kräfte und zur Benutzung aller Chancen und Vortheile anspornt. Aehnlich hat die Abschaffung der Zunftbeschränkungen, welche ebenfalls schützen sollten, die Gewerbe gehoben. Dazu kommt, daß der Schutzzoll im Interesse weniger Producenten gewisse Fabrikate beträchtlich vertheuert, daß das ganze Volk zum Vortheil einzelner besteuert und in der Regel genöthigt wird, sich mit weniger guten Waaren zu begnügen. Da die vertheuerten Producte gewöhnlich wieder von andern Gewerben verwendet werden, so ist der durch den Schutzzoll dem einen Gewerbe gewährte Schutz eine Benachtheiligung eines andern. So schützt z. B. der Schutzzoll auf Eisen die Production des Eisens, schädigt aber alle Gewerbe, welche Roh- und Schmiedeeisen verwenden, und schwächt dieselben der Concurrenz gegenüber.

Schuwálow, eine gräfl. Familie in Rußland, deren Adel erweislich nur bis zum Anfange des 17. Jahrh. zurückgeht, hat mehrere für die Entwickelungsgeschichte Rußlands bedeutende Männer hervorgebracht. Derjenige, der sich zuerst in dieser Familie auszeichnete, war der General Iwan S., Commandant von Wiborg unter Peter d. Gr., dessen Achtung und Vertrauen er in hohem Grade genoß. — Seine beiden Söhne, Alexander und Peter, welche beide in näherm Verhältnisse zur Kaiserin Elisabeth standen, wurden von derselben 17. Sept. 1746 in den russ. Grafenstand und beide von Peter III. später zu Reichsfeldmarschällen erhoben. Der Graf Peter, zwar grausam und habsüchtig, wie sein Bruder, aber ihm an Kenntnissen und Geist überlegen, war zugleich Generalfeldzeugmeister und Kriegsminister und führte als solcher mehrere bedeutende Verbesserungen im Artillerieweſen ein. Er starb 15. Jan. 1762. — Ein leiblicher Vetter der vorigen war Iwan Iwanowitsch S., der ebenfalls als ein Verehrer der Kaiserin Elisabeth galt, die ihn zu ihrem Oberkammerherrn erhob. Dieser Iwan, geb. 12. Nov. 1727, war einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften und Künste in Rußland während der Regierungen der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. Er veranlaßte 1755 die Gründung der moskauischen Universität mit zwei zu ihr gehörigen Gymnasien, 1758 die Gründung der Akademie der Künste zu Petersburg und starb zu Petersburg 25. Nov. 1798. — Ein Seitenverwandter dieser Linie war der Graf Paul Andrejewitsch S., der, geb. 31. Mai 1776, unter Suworow in Polen diente, wo er dem Sturm auf Praga beiwohnte, und dann 1799 unter demselben in Italien focht. Bereits im 25. J. erlangte er den Grad als General. Er zeichnete sich in dem Feldzuge von 1807, mehr aber noch im finländ. Kriege 1809 aus, wo er der erste Russe war, der über Torneå in Schweden eindrang und durch einen kühnen Marsch über das Eis Schelefta einnahm, 8000 Schweden zu Gefangenen machte und 121 Kanonen erbeutete, für welche Thaten er zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers erhoben wurde. Auch sein diplomatisches Talent wurde in Anspruch genommen, besonders 1813, wo er an der Seite des Kaisers allen Schlachten beiwohnte, 26. Juli 1813 den Waffenstillstand von Neumark schloß und über einen Waffenstillstand vom 24. Febr. bis 5. März 1814 zu Lusigny verhandelte, der aber nicht zur Ausführung kam. Nach dem Einmarsch in Paris erhielt er den Auftrag, die Kaiserin Maria Luise nach Oesterreich zu geleiten und Napoleon nach Fréjus zu führen. Nach der Beendigung des russ.-franz. Kriegs genoß er stets das Vertrauen Alexander's. Er starb zu Petersburg 13. Dec. 1825.

Schwab (Gustav), deutscher Dichter, geb. zu Stuttgart 19. Juni 1792, war der jüngste Sohn Johann Christoph S.'s (geb. 10. Dec. 1743), der, als ein eifriger Anhänger der Leibniz-Wolf'schen Philosophie, mit einer Menge philos. Schriften gegen Kant auftrat und als Geh. Hofrath und Oberstudienrath in Stuttgart 15. April 1821 starb. Der Sohn erhielt seine Bildung theils auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt, theils durch den Vater selbst und studirte 1809—14 in Tübingen Philosophie und Theologie. Im Sommer 1815 bereiste er Norddeutschland, wo er namentlich in Berlin durch Fouqué, Franz Horn u. a. für die Poesie angeregt wurde. Uhland und andere gleichgestimmte Freunde hatten zuerst seinen Drang zum Dichten geleitet; Goethe, Novalis, Tieck und, in Beziehung auf die Form, A. W. Schlegel übten

den meisten Einfluß auf seine poetische Bildung. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, 1817 Professor der alten Literatur an dem obern Gymnasium zu Stuttgart, 1837 Pfarrer zu Gomaringen bei Stuttgart und 1842 Pfarrer an der St.-Leonhardskirche in Stuttgart, worauf 1845 seine Ernennung zum Oberstudienrath und Rath beim evang. Consistorium erfolgte. Er starb plötzlich 4. Nov. 1850. Unter S.'s zahlreichen poetischen Arbeiten stehen obenan seine Romanzen und Balladen, in denen er unter allen schwäb. Dichtern Uhland am nächsten kommt. Die gelungensten sind diejenigen, in welchen der schwäb. Patriotismus mit Gefühlswärme hervortritt. Seine theils in Zeitschriften und Almanachen, theils in einzelnen Sammlungen, z. B. «Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's» (Stuttg. 1819) und «Legende von den heiligen drei Königen» (Stuttg. 1822), erschienenen Gedichte wurden von ihm in einer Sammlung vereinigt (2 Bde., Stuttg. 1828—29), die später als «Neue Auswahl» (Stuttg. 1838; 4. Aufl. 1851) mit einigen Auslassungen wieder erschien. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Die schwäb. Alb» (Stuttg. 1823), die in Horazischen Weisen und Maßen ins Lateinische übersetzten Gedichte Uhland's «De constituenda republica» (Stuttg. 1823); ferner «Der Bodensee, ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie» (Stuttg. 1827; 2. Aufl. 1839); «Deutsche Volksbücher» (2 Bde., Stuttg. 1836; 4. Aufl. 1858); «Die schönsten Sagen des classischen Alterthums» (3 Bde., Stuttg. 1838—40; 4. Aufl. 1857) und sein treffliches Werk «Schiller's Leben» (3 Abthl., Stuttg. 1840; 2. Aufl. 1841—44). Auch nahm S. seit 1828 theil an der Redaction des «Morgenblatt». Er besorgte außerdem die Herausgabe und poetische Ausstattung von Daly's Werk «Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Schlössern» (3 Bde., Chur 1828—39) und den Text zu dem «Malerischen und romantischen Schwaben» (Lpz. 1848; 3. Aufl. 1851). Mit Chamisso gab er längere Zeit den «Deutschen Musenalmanach» sowie Wilh. Müller's «Vermischte Schriften» (5 Bdchn., Lpz. 1830) und Wilh. Hauff's «Sämmtliche Werke» (Stuttg. 1830), beide mit Biographien der verstorbenen Verfasser, heraus und lieferte in den «Fünf Büchern deutscher Lieder und Gedichte» (Lpz. 1835; 4. Aufl. 1857) und der «Deutschen Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage» (2 Bde., Stuttg. 1843; 2. Aufl., 3 Bde., 1860) werthvolle Mustersammlungen, sowie ein sehr nützliches Buch in dem «Wegweiser durch die Literatur der Deutschen» (mit Klüpfel, 2. Aufl., Lpz. 1847; 3. Aufl. 1861). Zudem übersetzte er mehrere Werke franz. Dichter. Vgl. S.'s Biographie von Klüpfel (Lpz. 1858). — Sein Sohn, Christoph Theodor S., geb. 1821 zu Stuttgart, studirte 1839—43 zu Tübingen Theologie und Philosophie, lebte von 1845—51 als Hofmeister des Freiherrn von Prokesch-Osten in Wien, Griechenland und Berlin und wurde, nachdem er von einer Reise durch Holland, England und Frankreich zurückgekehrt war, 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart. Er besorgte die Ausgabe von Hölderlin's «Sämmtlichen Werken» (2 Bde., Stuttg. 1846) und veröffentlichte die auf eigene Anschauung gegründete Monographie «Arkadien» (Stuttg. 1852). — Der ältere Bruder Gustav S.'s, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart 20. März 1781, studirte die Rechte und durchlief seit 1806, wo er in den würtemb. Staatsdienst trat, sehr schnell die niedern Amtsstellungen. Seit 1817 wurde er als Obertribunalrath dem Ministerium der Justiz beigegeben, 1823 zugleich außerordentliches Mitglied des Geh. Raths, 1829 Staatsrath, 1830 Vorstand des königl. Obertribunals und 1831 Chef des Justizministeriums und ordentliches Mitglied des Geh. Raths, jedoch 1842 der erstern Function überhoben. Er starb 1846.

Schwabach, Stadt im bair. Kreise Mittelfranken, 2 M. im Süden von Nürnberg, an der Schwabach und der Nürnberg-Augsburger Bahn gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und des Bezirksamts für den Verwaltungsdistrict S. und zählt 6817 E. (3. Dec. 1864), darunter einige hundert Juden und die Abkömmlinge der daselbst 1686 angesiedelten franz. Colonie, welcher sie vorzüglich die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Der ziemlich lebhafte Ort producirt vorzügliches Bier, Kattun, Strümpfe, Taback, Gold- und Silbertressen und die vorzugsweise sog. Schwabacher Nadeln, Nähnadeln mit großen Oehren, wie man sie zur Goldstickerei gebraucht. Unter den vier Kirchen zeichnet sich die 1469—95 erbaute Hauptkirche aus, mit altdeutschen Gemälden (unter andern von Wohlgemuth). Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen eine Lateinische Schule und eine Gewerbsschule. Am 14. Juni 1528 wurden hier von dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach mit den Nürnbergern die Schwabacher Artikel als Grundlage der Reformation in seinem Lande festgesetzt, und im Oct. 1529 legte Sachsen auf dem Convente zu S. die von Luther besonders verfaßten 17 Artikel den schweizer Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vor: die erste Grundlage der Augs-

burgiſchen Confeſſion. S. bildet einen eigenen Stadtbezirk. Im Verwaltungsdiſtricte S., der auf 9,4 Q.-M. etwa 28000 E. in 46 Gemeinden zählt, liegen noch die Städte: Roth, am Einfluſſe der Roth in die Rednitz, mit 2519 E., Spalt, an der Fränkiſchen Rezat, mit 1800 E., und Abenberg, ebenfalls an der Fränkiſchen Rezat, mit 1150 E. Alle drei Ortſchaften ſind durch ihren Hopfenbau und Hopfenhandel bekannt.

Schwabe (Inſektengattung), ſ. Schabe.

Schwaben, das alte deutſche Volksherzogthum, hieß urſprünglich nach ſeinen Bewohnern, den Alemannen (ſ. d.), Alemannien. Den Namen S. oder Schwabenland (Suevia) erhielt es von den im 5. Jahrh. hier eingewanderten Sueven (ſ. d.), die ſich mit den Alemannen vereinigten. Gewöhnlicher wurde derſelbe im 8. Jahrh., wo, nach Abſchaffung der alemann. Herzogswürde, Elſaß und Rhätien von Alemannien getrennt wurden und den übrigen Theil des Herzogthums, ſtatt der Herzoge, nun Kammerboten (Nuncii camerae) für die fränk. und ſeit 843 deutſchen Könige verwalteten. Dieſe Kammerboten wurden bei der Schwäche der letzten Karolinger immer mächtiger und unabhängiger. Erſt König Konrad I. (ſ. d.) machte die königl. Gewalt in S. wieder geltend und ließ die aufſtändiſchen Kammerboten Erchanger und Berthold 917 als Majeſtätsverbrecher enthaupten. An ihrer Stelle wurde mit Zuſtimmung der ſchwäb. Großen der Graf Burchard zum Herzog von S. eingeſetzt, der nach Konrad's Tode ſich gegen König Heinrich I. (ſ. d.) auflehnte, aber doch ohne Schwertſtreich zur Unterwerfung gebracht ward. Die kräftigen Kaiſer und Könige aus dem ſächſ. und fränk. Hauſe wußten ſeitdem ihre Oberhoheit über die Herzoge ſtreng zu behaupten und verfügten zum Theil ſehr willkürlich über die großen Volksherzogthümer, welche wiederholt an Mitglieder der kaiſerl. Familie verliehen wurden. So gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiſer Heinrich's IV., das Herzogthum S. 1058 ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, ohne alle Rückſicht darauf, daß Kaiſer Heinrich III. ſchon einem andern ſchwäb. Dynaſtenhauſe, den Zähringern, die Anwartſchaft auf daſſelbe gegeben hatte. Dieſer Rudolf von Schwaben (ſ. d.) warf ſich 1076 zum Gegenkönig auf, aber unterlag 1080. Das Herzogthum S. verlieh Kaiſer Heinrich IV. darauf ſeinem Schwiegerſohn, dem Grafen Friedrich von Hohenſtaufen (ſ. d.), dem Stammvater der Könige und Kaiſer aus dem ſchwäb. Hauſe. Doch konnte Friedrich erſt 1097 zu dem ruhigen Beſitze des Herzogthums S. gelangen, nachdem er den Breisgau nebſt der Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen abgetreten. Unter Friedrich's Nachkommen waren die Schwaben von allen Deutſchen der reichſte, gebildetſte und geachtetſte Stamm. Als aber der Kampf mit den Guelfen die Macht des Hauſes Hohenſtaufen ſchwächte und nach Kaiſer Konrad's IV. Tode dieſes Haus die deutſche Krone verlor, erhoben ſich die Vaſallen, Städte, Prälaten, Ritter und Grafen zur Reichsunmittelbarkeit. Viele ſchwäb. Städte traten zu dem 1254 geſtifteten Rheiniſchen Bund. Was übrigblieb, fiel nach Konradin's, des letzten Hohenſtaufen, Tode 1268 an Baiern, Baden und Würtemberg. Die herzogl. Würde in S. erloſch. Ein langwieriger Kampf zwiſchen den großen und kleinen Reichsvaſallen verheerte nun das blühende Land, bis Kaiſer Rudolf I., nach Unterwerfung des Grafen Eberhard von Würtemberg, 1286 die Ruhe wiederherſtellte und dem kaiſerl. Hofgerichte zu Rottweil ſowie dem Landgerichte in Ober- und Niederſchwaben die Ausübung des kaiſerl. oberſtrichterlichen Amts verlieh. Der dadurch bewirkte Landfriede vom J. 1290 hatte jedoch keine Dauer. Oeſterreich ſuchte inzwiſchen in S. ſeine Hausmacht zu erweitern, und auch Würtemberg griff immer mehr um ſich. Die kleinern ſchwäb. reichsunmittelbaren Herren ſtifteten daher gegen Würtemberg den ſog. Schläglerbund, welcher ſeit 1367 ganz S. in einen blutigen Krieg verwickelte. Auch die Städte traten 1376 wieder in einen Bund, den Schwäbiſchen Bund, zuſammen, welcher bald über die Rheinlande, Baiern und Franken ſich ausdehnte und durch den Zutritt von Fürſten und Rittern 1384 zu Heidelberg zur Großen Einung ſich umbildete. In den gleichzeitigen Kriegen des Hauſes Oeſterreich mit der Schweiz hielt es gewöhnlich der ſchwäb. Adel mit Oeſterreich, die Städte waren auf ſeiten der Schweiz. Auch dies vermehrte nur die innern Wirren in S. Die Bündniſſe wechſelten häufig; alle befehdeten einander; jeder Theil klagte den andern des Landfriedensbruchs an. Als König Wenzel 1400 abgeſetzt wurde, blieben die ſchwäb. Städte dieſem treu und erlangten dadurch viele Befreiungen und Vorrechte. Da ſie in ihren neuerworbenen Rechten von dem Gegenkönig Ruprecht verletzt wurden, ſchloſſen Würtemberg, Baden und 17 ſchwäb. Städte 1405 den Marbacher Bund. Bündniſſe waren eben, nach dem Vorgange der ſchweiz. Eidgenoſſen, damals das einzige Schutzmittel gegen die Gewalt der Mächtigern. Kaiſer Sigismund, von den Huſſiten gedrängt, verlieh und verpfändete für Geld den ſchwäb. Vaſallen wichtige Rechte. Das Unweſen der Befehdungen untereinander hörte auch unter Albrecht II. und

Friedrich IV. nicht auf. Die Städte schlossen deshalb 1440 ein neues Bündniß. Dasselbe thaten die Fürsten, worauf jene zu Ulm 1449 einen immerwährenden Kriegsrath und ein stehendes Heer errichteten. Endlich vereinigten sich alle schwäb. Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen 1488, um den Landfrieden gemeinschaftlich zu behaupten. So entstand der Große schwäbische Bund, der sich eine förmliche Verfassung gab, eine richterliche Gewalt anordnete und eine vollziehende Macht einrichtete. Dadurch ward der ewige Landfriede vorbereitet, den der Kaiser Maximilian I. 1495 zu Stande brachte. In demselben Jahr wurde die Grafschaft Würtemberg (s. d.) zu einem Herzogthum erhoben und trat damit gewissermaßen an die Stelle des alten Volksherzogthums. Bei der Kreiseintheilung Deutschlands 1512 wurde S. als Schwäbischer Kreis (s. d.) bezeichnet. Der Große schwäbische Bund nahm infolge der durch die Reformation herbeigeführten religiösen Spaltung 1533 ein Ende. Vgl. Pfister, «Pragmatische Geschichte von S.» (5 Bde., Heilbr. 1802—27); Jäger, «Geschichte der Stadt Heilbronn» (2 Bde., Heilbr. 1828).

Schwabenspiegel wird, im Gegensatze zum Sachsenspiegel, nach Goldast's Vorschlage seit dem Anfange des 17. Jahrh. das große süddeutsche Land- und Lehnrechtsbuch genannt. Diese Bezeichnung ist insofern unpassend, als der Verfasser zwar die Privilegien der schwäb. Nation besonders hervorhebt, aber doch nicht eine Sammlung ihres eigenthümlichen Gewohnheitsrechts beabsichtigt, sondern eine über das Landrecht hinausreichende Zusammenstellung des Rechts, wie es nach seinen Begriffen insgemein gelten sollte. Für diesen Zweck entnahm er seiner Hauptquelle, dem Sachsenspiegel, in der zum Theil misverständlichen Verarbeitung, welche der Spiegel deutscher Leute (s. Sachsenspiegel) vorführt, alles dasjenige, was ihm von allgemeiner Gültigkeit schien, bildete es nach süddeutscher Auffassungsweise um und ergänzte es aus den bair. und alemann. Volksrechten, den fränk. Capitularien, dem röm. und kanonischen Rechte, den Reichsgesetzen bis auf Rudolf I. sowie dem augsburger und freiburger Stadtrechte. Auch die Bibel, der Brybank, die Predigten des Franciscaners Berthold und legendarische Chroniken finden sich benutzt. Das letzte Stück vom 312. Kapitel an scheint später hinzugefügt zu sein. Ueber den Verfasser und die Entstehungszeit fehlt es an bestimmten Nachrichten. Weil in den Handschriften, welche die erste weitläufigere Form des Werks wiedergeben, Baiern die vierte Kurstimme führt, während sie in den jüngern Redactionen Böhmen zugesprochen wird, so muß, da Baierns vorübergehende Gelangung zur Kurwürde zwischen 1273 und 1290 fällt, das Rechtsbuch auch nach 1273 geschrieben sein, womit die Benutzung von Constitutionen Rudolf's I. stimmt. Es erledigen sich schon hierdurch die seit 1857 durch von Daniels wieder aufgenommenen Versuche, den S. als die ursprüngliche Sammlung und den Sachsenspiegel als einen für Norddeutschland berechneten magern Auszug hinzustellen. Dafür, daß der Verfasser ein Priester gewesen, läßt sich nur seine unfreie papistische Gesinnung, die Benutzung der geistlichen Literatur und die Kritiklosigkeit anführen, mit der er geradezu entgegengesetzte Bestimmungen aus seinen verschiedenen Quellen herübergenommen hat. Noch weniger Grund hat die Vermuthung, welche Pfeiffer in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 9) vertritt, daß Otto der Erlauchte von Baiern (1231—53) den S. durch Bruder David von Augsburg, den Lehrer des vorerwähnten Berthold, habe fertigen lassen. Die weitern Schicksale des S. sind denen des Sachsenspiegels sehr ähnlich. Der Text des Landrechtbuchs ward durch kleinere Zusätze und Umstellungen, hauptsächlich aber weiterhin durch Kürzungen, endlich aber mittels einer durchgreifenden, nach besserer Ordnung strebenden Redaction abgeändert, während das Lehnrechtsbuch mehr die frühere Gestalt behielt. Eine Glosse erhielt der S. nicht, wol aber ward er in zahlreichen Handschriften, deren jetzt noch über 200 bekannt sind, durch ganz Deutschland verbreitet und in das Niederdeutsche, Lateinische, Böhmische und Französische übersetzt. Gerichtliches Ansehen erlangte er vorzüglich in Schwaben, dem Elsaß, der Schweiz, Baiern, Franken und Oesterreich; auch ist seine Einwirkung auf die nordfranz. Landesgewohnheiten nachgewiesen. Drucke des S. finden sich schon früh (zuerst ohne Angabe des Orts und Jahres, wahrscheinlich zu Augsburg; erste datirte Ausgabe 1480); sie weichen aber untereinander sehr ab, da sie fast sämmtlich andere Handschriften wiedergeben. Weit über allen vorigen Ausgaben stehen die von Laßberg (Tüb. 1840) und die nur das Landrecht enthaltende von Wackernagel (Zür. 1840). Spätere Handschriften und ältere Ausgaben benennen den S. auch Keiserland- und Lehnrecht oder kurzweg Keiserrecht. Davon ist aber wohl zu unterscheiden das im S. wurzelnde, dem Anfange des 14. Jahrh. angehörende «Kleine Keiserrecht» (herausg. von Endemann, Kassel 1846), dessen Ursprung ebenso unbekannt ist als seine nächste Bestimmung. Mit dem S. hängen noch zusammen: «Das Land- und Stadtrechtsbuch Ruprecht's von Freysing», au-

geblich aus dem J. 1328 (herausg. von Maurer; Stuttg. und Tüb. 1839); das öſterr. Landrecht aus dem 14. Jahrh.; das Rechtsbuch Ludwig's des Baiern, welches deſſen Söhne 1345 bekannt machten, und das «Kleinſte Keiſerrecht», das Zöpfl 1860 aus einer heidelberger Handſchrift veröffentlicht hat.

Schwäbiſche Alp, ſ. Alp.

Schwäbiſcher Bund, ſ. Schwaben.

Schwäbiſche Dichter nannte man ſonſt vorzugsweiſe die Minneſänger des 13. Jahrh., weil man ihre Sprache irrthümlich ohne Unterſchied für ſchwäbiſch hielt und ihre Kunſt in Schwaben, namentlich an dem Hofe des hohenſtaufiſchen Geſchlechts, eine Pflege fand, welche Dichter aus allen Theilen Deutſchlands dorthin zog. Während auch in den ſpätern Jahrhunderten fortwährend einzelne reichbegabte Dichternaturen, vor allen Wieland und Schiller, aus Schwaben hervorgingen, ſich aber auch aus mancherlei Urſachen ihrer vielfach zerſplitterten Heimat wenigſtens räumlich meiſt entfremdeten, beginnt ungefähr gleichzeitig mit den Freiheitskriegen eine neue ſchwäb. Dichterſchule, deren Altmeiſter L. Uhland war. Ihm reihten ſich an G. Schwab, J. Kerner, K. Mayer, G. Pfizer, A. Knapp, E. Mörike, W. Hauff u. a. Bei aller Verſchiedenheit im einzelnen iſt der Grundzug eine innige Hingabe an die Natur, in welcher z. B. Mayer's poetiſche Thätigkeit faſt ganz aufgeht, ein kräftiges, nur ſelten partieulariſtiſch ſchwäb. Nationalgefühl, Treue und Reinheit der Geſinnung.

Schwäbiſche Kaiſer hießen die aus dem Hauſe Hohenſtaufen (ſ. d.) ſtammenden deutſchen Kaiſer, weil ſie früher das Herzogthum Schwaben beſaßen.

Schwäbiſcher Kreis, einer der zehn Kreiſe Deutſchlands nach der Eintheilung unter Kaiſer Maximilian I., begriff den ſüdweſtl. Theil Deutſchlands, das alte Schwaben (ſ. d.), nur daß dieſes ſeine Grenzen noch weiter erſtreckt hatte. Den Kreis begrenzten Frankreich, die Schweiz, Oeſterreich, Franken und die beiden rhein. Kreiſe. Durchſtrömt von der Donau, durchzogen von der Alp und den Algauer Alpen, im ganzen mehr bergig als eben, ſehr ergiebig an Getreide, Wein und Obſt, gehörte der Schwäbiſche Kreis zu den ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften Deutſchlands. Sein Flächeninhalt betrug gegen 630 Q.-M., die Einwohnerzahl gegen 2,200000. Die zu Ulm 1563 begründete Kreisverfaſſung beſtand mit wenigen Abänderungen bis zur Auflöſung des Deutſchen Reichs, nur daß die Stadt Donauwörth an Baiern und die am linken Rheinufer gelegenen Kreislande an die Republik Frankreich abgetreten werden mußten. Kreistage wurden jährlich zwei und zwar meiſt zu Ulm gehalten. Die kreisausſchreibenden Fürſten waren der Herzog von Würtemberg, der Biſchof von Augsburg, der Markgraf von Baden und der Biſchof von Konſtanz, vertreten durch Oeſterreich. Das Directorium führte Würtemberg. Die Stände theilten ſich in fünf Bänke: die der geiſtlichen, die der weltlichen Fürſten, die der Prälaten, die der Grafen und Herren und die der Städte. Die Beſtandtheile dieſes unter allen deutſchen Kreiſen am meiſten zerſtückelten Kreiſes waren die Hochſtifte Konſtanz und Augsburg; die fürſtl. Abteien Kempten und Ellwangen; das Herzogthum Würtemberg; die Markgrafſchaft Baden; die Fürſtenthümer Hohenzollern; die gefürſteten Abteien Lindau und Buchau; die gefürſtete Grafſchaft Thengen; die Lande des fürſtl. und landgräfl. Hauſes Oettingen; die gefürſtete Landgrafſchaft Klettgau; das fürſtl. Haus Liechtenſtein; die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochſenhauſen, Elchingen, Irſee, Urſperg, Kaiſersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schuſſenried, Marchthal, Petershauſen, Wettenhauſen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünſter, Baindt und Neresheim; die Comthurei des Deutſchen Ordens Alſchhauſen; die Fürſtenbergiſchen Landgrafſchaften Stühlingen und Baar; die Herrſchaft Wieſenſteig; die Fürſtenbergiſchen Herrſchaften Hauſen und Möskirch; die gräfl. Montfort'ſche Herrſchaft Tettnang und Argen; die Graf- und Herrſchaften der Reichserbtruchſeſſe von Waldburg; die Grafſchaft Königsegg; die Herrſchaften von Mindelheim und Schwabeck; die Fürſtenbergiſche Herrſchaft Gundelfingen; die Grafſchaft Eberſtein; die Lande der Grafen Fugger; die Grafſchaft Hohenems; die Herrſchaft Juſtingen; die Grafſchaft Bondorf; die Herrſchaft Eglof; die Herrſchaft Thannhauſen; die Grafſchaft Hohengeroldseck; die Herrſchaft Eglingen; die Freien Städte Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbiſch-Hall, Ueberlingen, Rottweil, Heilbronn, Gemünd, Memmingen, Lindau, Dünkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach. Nachdem die Säculariſation die geiſtlichen Fürſten und die Mediatiſation alle die kleinen weltlichen Beſitzungen beſeitigt hatte und von der großen Zahl Freier Städte nur Augsburg übriggeblieben war, wurden von allen ſchwäb. Fürſten bei der Errichtung des Rheinbundes nur Würtemberg,

Baden, Baiern, Hohenzollern, Liechtenſtein und von der Leyen ſouverän, welches letztere Haus aber 1814 die Souveränetät wieder verlor.

Schwäbiſch-Hall, officiell kurzweg Hall, Stadt im würtemb. Jaxtkreiſe und Hauptort eines Oberamts (6,10 Q.-M. mit 26876 E. im J. 1861), an der Eiſenbahn, 10 M. im Nordoſten von Stuttgart, ſehr ſchön in dem tiefen Thale des Kocher, an beiden Seiten des überbrückten Fluſſes, auf ziemlich unebenem Terrain gelegen, hat 7245 E. (1864) und eine Saline, für welche die Sole ſeit 1824 aus dem ¾ M. ſüdlicher gelegenen königl. Steinſalzwerk Wilhelmsglück hierher geleitet wird. Die Saline producirte 1861—62 93314 Ctr. Salz, und mit ihr iſt auch ein guteingerichtetes Solbad verbunden. Die Stadt iſt alterthümlich und meiſt eng gebaut, hat ein ſtattliches Rathhaus vom J. 1735, vier Kirchen, darunter die auf einer Terraſſe über einer breiten Freitreppe von 53 Stufen imponirend hervorragende Haupt- oder Michaeliskirche aus den J. 1425—1527, mit vielen Grabdenkmälern, Holzſchnitzwerken u. ſ. w. Es beſteht zu S. eine Lateinſchule, eine höhere Realſchule, ein Privatſchullehrerſeminar, eine Orthopädiſche Anſtalt, ein reiches Hospital, die Wilhelmsanſtalt für Waiſen und verwahrloſte Kinder. Auch befindet ſich hier ein Zuchtpolizeihaus. Die Bevölkerung betreibt weniger Feldbau als Viehzucht, dazu Baumwollſpinnerei, Stärkefabrikation und Kleingewerbe. Die Hauptnahrungsquelle aber ſind die Saline und der Handel mit Maſtvieh, das auf den bedeutenden Viehmärkten des Orts zum Verkauf kommt. Oberhalb der Vorſtadt Unter-Limpurg, die früher ein eigenes Dorf bildete, und den Grafen von Limpurg, «des heil. röm. Reichs Erbſchenken und Semperfreien», gehörte, liegt deren Stammburg Limpurg als Ruine. Das ſchwäb. Hall iſt, wie das ſächſ. Halle, durch ſeine angeblich ſchon von den Römern benutzten Salzquellen groß geworden. Es wird urkundlich erſt 887 erwähnt, gehörte im 11. Jahrh. zum Bisthum Regensburg, wurde dann eine hohenſtaufiſche Municipalſtadt und machte ſich zur Zeit des Interregnums unabhängig. Es blieb Freie Reichsſtadt mit demokratiſcher Verfaſſung, bis es 1802 mit ſeinem Gebiete (6 Q.-M. mit 20875 E.), zu welchem auch die im fränk. Kreiſe gelegenen Aemter Ilshofen und Bellberg ſowie die jetzt zum Oberamt Krailsheim gerechneten Gemeinden Hohnhardt, Grünbelhardt und Oberſpeltach gehörten, an Würtemberg kam. Die Reformation wurde bereits 1522 durch Berufung von Johann Brenz eingeführt. Am 11. Febr. 1610 wurde hier die 1608 zu Anhauſen oder Ahauſen (ſ. d.) geſchloſſene prot. Union erneuert. Vom Münzrecht der Stadt zeugen die hier zuerſt geſchlagenen Heller (ſ. d.). ½ St. ſüdlich liegt der Marktflecken Steinbach, ein ehemals wohlbefeſtigter Ort, und dabei das vormalige Ritterſtift Comburg, jetzt Sitz des königl. Ehren-Invalidencorps, ein großartiges Schloß mit der ſchönen, 1707—15 im Rocacoſtil erbauten, reichausgeſtatteten Stiftskirche zum heil. Nikolaus. Die frühere Burg Comburg ward 1078 vom Grafen Burkhardt von Rotenburg in ein Benedictinerkloſter, 1488 aber in ein reichsunmittelbares weltliches Chorherrenſtift (Ritterſtift) umgewandelt und kam 1802 mit ſeinem Gebiete an Würtemberg.

Schwäche. Die neueſten Unterſuchungen über den Urſprung der Muskelkraft haben es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß dieſe ihre Quelle in der Verbrennung der ſtickſtoffloſen Nahrungsbeſtandtheile (Fett und Zucker) hat, und daß die dabei gebildete Wärme in ähnlicher Weiſe innerhalb der Muskeln in mechan. Arbeit umgewandelt wird, wie die Wärme in der Dampfmaſchine. Von der Dampfmaſchine unterſcheidet ſich aber der Thierkörper weſentlich dadurch, daß dieſer eine beſondere Vorrichtung für die Zufuhr des zur Verbrennung nöthigen Sauerſtoffs beſitzt, nämlich vor allem die aus einer Eiweißſubſtanz beſtehenden Blutkörperchen, während die Dampfmaſchine dieſer Vorrichtung nicht bedarf. Die Erzeugung der Kraft im Thierkörper hängt alſo ab von der Zufuhr ſtickſtoffloſer Nahrungsbeſtandtheile, ferner aber von dem Vorrath an Blutkörperchen, welchen das Thier beſitzt, und endlich von dem Zuſtande der Muskulatur. Da die Blutkörperchen und die Muskulatur nur allmählich in guten Zuſtand gebracht werden, ſo kann man auch ſagen, die Kraftleiſtung eines Thieres hängt ab von dem Ernährungszuſtande des ganzen Körpers und von ſeiner Nahrung. Es erklärt ſich hieraus ganz einfach, wie eine anhaltend ſchlechte Ernährung, Krankheit, Blutverluſt, Hunger u. dgl. einen allgemeinen Schwächezuſtand herbeiführen können. Die S. einzelner Körpertheile gegenüber andern kann aber auch abhängen von dem mangelhaften Zuſtande der Muskeln derſelben (Muskelſchwund) oder der Nerven, welche die Muskeln zur Thätigkeit anregen, oder der Knochentheile. So kann eine ſchlecht geheilte Verrenkung einen Arm kraftlos machen, Hirnſchlag, welcher eine Gehirnhälfte gelähmt hat, Lähmung einer ganzen Körperhälfte herbeiführen. Auch gibt es Ernährungszuſtände der Empfindungsnerven und des Nervenmuskelorgans, welche dieſe in ihrer Thätigkeit beeinträchtigen. Dahin gehört unter anderm die leichte Reizbarkeit, welche gewiſſe ſog. nervenſchwache Per-

ſonen zeigen, das leichte Ohnmächtigwerden bei einer unangenehmen Vorſtellung, auf Schreck u. dgl.; ferner die Schwächezuſtände bei gewiſſen Vergiftungen (mit Taback, Alkohol, Blei u. ſ. w.). Die S. der Intelligenz kann entweder angeboren und ſo in einer mangelhaften Ausbildung des Gehirns begründet, oder ſie kann auch durch Ueberanſtrengung, Erſchöpfung des ganzen Körpers oder vorzugsweiſe des Gehirns durch Ausſchweifung erſt erworben ſein. Eine allgemeine Kräftigung des Körpers kann man herbeiführen durch gute Koſt, verbunden mit zweckmäßiger Uebung. Die Kräftigung einzelner geſchwächter Körpertheile erfordert meiſt, wenn ſie überhaupt möglich iſt, eine beſondere ärztliche Behandlung.

Schwaden, ſ. Mannahirſe.

Schwadron, ſ. Escadron.

Schwägerſchaft oder Affinität heißt das Verhältniß zwiſchen dem einen Ehegatten und den Blutsverwandten des andern. Verſchwägert ſind alſo z. B. die Stief- und Schwiegereltern mit den Stiefkindern, Eidamen und Schwiegertöchtern, desgleichen die vorzugsweiſe ſo genannten Schwäger und Schwägerinnen. Eine weitere Affinität beſteht aber auch zwiſchen dem einen Gatten und den Verſchwägerten des andern, z. B. zwiſchen dem Manne der Stieftochter und den Stiefſchwiegereltern. Die Blutsverwandten beider Theile, wie z. B. zugebrachte Kinder aus frühern Ehen, treten dagegen um dieſer Verheirathung willen zueinander in keine nähere Beziehung. Die S. hat dieſelben Grade der Nähe und Entfernung wie die Blutsverwandtſchaft. Sie iſt aber nur als Ehehinderniß von Wichtigkeit und verleiht weder ſonſtige Familienrechte noch ein geſetzliches Erbrecht.

Schwalbach oder Langenſchwalbach, ein Amt des ehemaligen Herzogthums Naſſau, jetzt preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, umfaßt 3,3 Q.-M. mit 11333 E. (1861). Der Hauptort iſt die Stadt Langenſchwalbach, von Wiesbaden 2 M., von Ems $4\frac{1}{2}$, von Schlangenbad 1 M. entfernt, in einem ſchmalen, tiefen Thale, am Münzbach, 909 F. über dem Meere, am Fuße der Hohen Wurzel gelegen. Der Ort hat 2384 E. (1864), eine Real- und höhere Töchterſchule und iſt wegen ſeiner Mineralquellen und Badeanſtalten bekannt. Die vorzüglichſten Quellen ſind der Stahl-, Wein-, Paulinen-, Roſen-, Brodel-, Linden-, Unterneu-, Oberneu-, Ehe- und Adelheidsbrunnen, die, alle einander ſehr ähnlich, ſich nur durch den größern oder geringern Gehalt an kohlenſaurem Eiſen und kohlenſaurem Gaſe unterſcheiden und ein helles, ſtarkperlendes Waſſer von ſäuerlich zuſammenziehendem Geſchmack beſitzen. Die beiden erſten der genannten Brunnen werden am meiſten benutzt. Sämmtliche Quellen, von denen hauptſächlich die vier erſtgenannten dem Curgebrauch dienen, gehören zu der Klaſſe der alkaliſch-erdigen Eiſenwäſſer, wirken belebend, reizend, ſtärkend und leicht erhitzend auf den Organismus, beſonders auf das Muskel-, Nerven- und Gefäßſyſtem und werden daher meiſt bei Verſchleimung und Säure des Magens, Appetitmangel, Verdauungsſtörungen aus Schwäche, chroniſchen Nervenkrankheiten, Bleichſucht u. ſ. w. und bei Abweſenheit derjenigen Zeichen, die den Gebrauch von Eiſenwäſſern im allgemeinen verbieten, ſowol als Getränk wie als Bad angewendet. Die Quantität des verſendeten Waſſers war früher bedeutender als gegenwärtig. Erſt neuerdings hat die Verſendung wieder zugenommen. 1865 beſtand der Verſchleiß an Mineralwäſſern des Stahl-, Wein- und Paulinenbrunnens aus 122582 Krügen. Der Ort Swalbach oder Swalborn wird zuerſt 1352 erwähnt. Tabernämontanus machte in ſeinem «Neuen Waſſerſchatz» (Frankf. a. M. 1581) auf die Heilkraft des Swalborn (Weinbrunnen) aufmerkſam. Erſt 1652 entſtanden unter dem Landgrafen von Heſſen-Rotenburg bedeutendere Bauten. S. ward Luxusbad und war bis Ende des vorigen Jahrhunderts eins der beſuchteſten in Europa. 1816 kam der Ort mit der Grafſchaft Niederkatzenellnbogen an den Herzog von Naſſau, der durch Aufführung eines neuen Curhauſes 1826 die Heilquellen einer größern Anzahl von Badegäſten zugänglich machte. Um die Hebung des Bades machte ſich vornehmlich Fenner von Fenneberg verdient, der auch Schriften über daſſelbe veröffentlichte. Seit dem Curbeſuch der Kaiſerinnen von Rußland und von Frankreich im Sommer 1864 erfreut ſich der Ort wieder eines ganz beſondern Rufs unter den deutſchen Bädern. 1865 betrug die Zahl der Curgäſte 4600 und die der gegebenen Bäder etwa 30000. Ein neues Badehaus wurde 1866 unmittelbar am Lindenbrunnen errichtet. Wie alle naſſauiſchen Badeorte bietet S. ſeinen Beſuchern eine an Naturſchönheiten und hiſtor. Erinnerungen reiche Umgegend. Vgl. die Schriften von Genth (Wiesb.) und Frickhöffer (2. Aufl., Wiesb. 1861).

Schwalbe (Hirundo), eine Gattung von Singvögeln, mit breitem, kurzem Schnabel, weiter Rachenöffnung, langen, ſchmalen und ſpitzigen Flügeln, meiſt gabelförmigem Schwanz und kurzen, ſchwachen, vierzehigen Gangfüßen, deren äußere Zehe zuweilen eine Wendezehe iſt. Das Gefieder

ist gewöhnlich schwarz oder braun, an einzelnen Theilen weiß, aber gewöhnlich durch metallischen Schimmer ausgezeichnet und dicht anliegend. Die Arten sind zahlreich und mit Ausnahme der kältesten Zone über die ganze Erde verbreitet. Sie fliegen reißend schnell, nähren sich von Insekten, welche im Fluge erhascht werden, leben in Monogamie, zeigen im Nesterbaue viel Kunsttrieb und sind Zugvögel. Alle sind sehr gesellig, durch Vertilgung einer großen Menge von Insekten nützlich, lieben meist die Nähe der Menschen, die ihnen gewöhnlich auch zugethan sind und ihre Ansiedelungen gern, zum Theil auch aus Aberglauben befördern. Bei uns überall häufig ist die Hausschwalbe (H. urbica), mit weißem Bürzel, die größere Rauchschwalbe (H. rustica), mit braunrothem Vorderkopf und Gurgel und sehr tief gabelförmigem Schwanze, und die Uferschwalbe (H. riparia), die kleinste unter den in Deutschland vorkommenden Arten, mit oberseits braungrauem, an Kehle und Brust weißem Gefieder. Die beiden erstern, welche als Boten des wiederkehrenden Frühlings bei uns überall gern gesehen sind, bauen ihre Nester an Häuser aus Schlamm oder nasser Erde, welche mit dem kleberigen Speichel fest zusammengeklebt wird. Die Uferschwalbe dagegen gräbt in sandige Uferwände, schrosse, lehmige Abhänge oder Hügel ziemlich lange Kanäle, die sie am Ende zum Neste erweitert. Sie ist im Herbste sehr fett und wird in Valencia regelmäßig zu Markte gebracht. Die angebliche Ueberwinterung der S. in hohlen Bäumen oder den mit Eis überzogenen Flußufern gehört zu den Fabeln. In Nordamerika ist es die Purpurschwalbe (H. purpurea), welche dort eine gleich freundliche Aufnahme bei den Menschen findet wie die Haus- und Rauchschwalbe in Europa. Sehr von den eigentlichen S. verschieden sind die zu den Schreivögeln gehörenden Mauerschwalben oder Segler (Cypselus), eine eigene, durch Klammerfüße mit sämmtlich dreigliederigen Zehen und die ungemeine Länge der Flügel ausgezeichnete Gattung. Zu ihr gehört die gemeine Mauer- oder Thurmschwalbe (C. apus), welche die hohen Thürme der Städte Deutschlands bewohnt. Derselben Gruppe gehören die Salanganen (Collocalia) an, welche die Indischen Vogelnester (s. d.) bauen. Die Ziegenmelker (s. d.) oder Nachtschwalben bilden den nächtlichen Typus dieser Gruppe.

Schwalbenwurz, s. Cynanchum.

Schwamm (Fungus) nennt man in der Regel den Krebs (s. d.), welcher zu den sog. bösartigen Geschwülsten gehört; nur der Knieschwamm ist nichts anderes als jede größere weiche Kniegeschwulst. Als schwammförmige (spongiöse oder cavernöse) Körper (Schwellkörper) bezeichnet übrigens die Normalanatomie eine gewisse eigenthümliche Klasse von Geweben, welche einen weitmaschigen Zellenbau (wie der Badeschwamm) zeigen und zugleich auf eine so eigenthümliche Art von zahlreichen Blutgefäßen durchwebt sind, daß sie rasch eine Menge Blut aufnehmen und in sich zurückhalten und dadurch steif werden können (sich erigiren, daher erectile Gewebe). Die bekanntesten dieser schwammartigen Körper sind die den Penis, die Harnröhre und Eichel bildenden beim männlichen Geschlecht. Aehnliche finden sich beim weiblichen Geschlecht im Innern neben der Mutterscheide und in der Clitoris sowie in den Brustwarzen.

Schwämmchen nennt man zwei verschiedene Erkrankungen der Mundhöhle, nämlich katarrhalische Geschwüre oder Aphthen und Pilzwucherungen oder Soor. Die Aphthen sind kleine, bis linsengroße, runde, schmerzhafte Geschwüre auf der Mundschleimhaut, welche die Nahrungsaufnahme erschweren, aber bei zweckmäßiger Behandlung (durch Mundwässer aus chlorsaurem Kali, Bepinseln mit verdünnter Salzsäure u. s. w.) schnell heilen. Der Soor, welcher, wie die Aphthen, Kinder und Erwachsene (namentlich herabgekommene Kranke) befällt, wird durch die Wucherung des Soorpilzes (Oïdium albicans) hervorgebracht und bildet auf der Mundschleimhaut weißliche Pünktchen, einen zarten, reisähnlichen Beschlag, selbst käsige, schmierige Massen. Derselbe kann sich bis in die Speiseröhre fortsetzen, nicht jedoch in den Magen. Dabei besteht Brennen im Munde, und den Kindern ist das Saugen schmerzhaft; sehr oft haben die Kinder dabei auch Diarrhöen. Verhütet kann der Soor werden durch Reinlichhalten des Mundes (Auswischen desselben mit einem feuchten Tuche, namentlich nach dem Trinken), zugleich das beste Verfahren zur Beseitigung des Soors. Die beliebten Pinselsäftchen (aus Borax u. dgl.) sind eher schädlich als nützlich.

Schwämme heißen nach wissenschaftlichem Sprachgebrauch räthselhafte Organismen der Gewässer, welche an Steinen, Muscheln, Wurzeln festsitzen und meist als formlose Klumpen von faserig-filziger und gallertartiger Masse erscheinen, seltener unter einer bestimmten Form auftreten. Man hat sie lange Zeit für Pflanzen, hierauf für zwischen den Pflanzen und Thieren stehende Geschöpfe gehalten, bis die Forschungen der Neuzeit ihre Thiernatur außer allen Zweifel gestellt haben. Die S. (Porifera, d. h. Löcherträger) sind jedenfalls als Thiercolonien zu betrachten.

Ihre schleimig-häutige Masse besteht aus einer unendlichen Menge kleiner Zellen, deren Innenwandung mit schwingenden Wimpern besetzt ist, welche fortwährend ein Aus- und Einströmen des Wassers durch die in den Zellenwänden befindlichen kleinen Oeffnungen unterhalten. Außer diesen mikroskopischen Löcherchen kommen in der Masse des Schwammes auch große Löcher vor, durch welche periodisch Strömchen von Wasser hervorgetrieben werden. Mit demselben werden zu gewissen Zeiten Spermatozoen und Eier ausgeworfen. Häufig hat man unentwickelte Embryonen im Gewebe der S. gefunden. Letzteres ist bei vielen S. von hornigen Fasern (z. B. beim Badeschwamm, s. d.) durchzogen und von mikroskopischen Gebilden aus Kieselerde oder Kalk von höchst zierlicher Gestaltung (Nadeln, Stäbe, Sterne, Kugeln, Rädchen) durchdrungen. Die meisten S. wachsen im Meere im seichten Wasser der Ufer und Klippen; in den süßen Gewässern finden sich nur wenige, die Gattung Spongilla bildende Arten, von denen die in Teichen an Wurzeln in Form gallertartiger grüner Klumpen vorkommende Sp. viridis die verbreitetste ist. Im gewöhnlichen Leben werden oft die eßbaren und giftigen Fleischpilze mit dem Namen «Schwämme» belegt. (S. Pilze.) Hauptsächlich aber wird der aus dem in Scheiben zerschnittenen Zunderlöcherpilz (Polyporus fomentarius L.), welcher vorzüglich an alten Buchenstämmen wächst, und dem an Obstbäumen so häufig vorkommenden Feuerlöcherpilz (Polyporus igniarius L.) zubereitete Feuer- oder Wundschwamm als Schwamm bezeichnet.

Schwan (Cygnus), eine den Schwimmvögeln angehörende Gattung, welche sich durch einen durchaus gleich breiten mit scharfen Zahnleisten besetzten Schnabel, der an der Wurzel höher als breit und an der Spitze platt gedrückt ist, durch eiförmige Nasenlöcher, einen sehr langen, dünnen, schlanken Hals und weit nach hinten gestellte Beine auszeichnet. Die Schwäne sind sämmtlich große, schwerfällige Vögel, welche in Monogamie leben, mit Grazie, aber auch mit Kraft und Schnelligkeit schwimmen und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Die Arten der nördl. Erdhälfte sind weiß, der südamerikanische am Kopfe und Halse sammtschwarz, der australische (C. atratus) fast durchaus kohlschwarz. Alle Arten sind jetzt in unsern Thiergärten eingebürgert. Unter den weißen, sämmtlich im hohen Norden nistenden Arten zeichnet sich der Höckerschwan (C. olor) durch den orangerothen, an der Wurzel mit einem schwarzen Höcker besetzten Schnabel aus. Da er unter allen Schwänen die graziöseste Haltung hat, so wird er häufig auf Teichen gehalten. Seine dem Tone einer schlechten Trompete ähnliche Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ehesten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, sodaß man ihn auch den stummen S. genannt hat. Er ist übrigens stolz, tyrannisch, hämisch und zeigt niemals Zutraulichkeit und Anhänglichkeit an den Menschen. Der Singschwan oder gelbnasige S. (C. musicus) hat einen schwarzen, an der Wurzel mit gelber Wachshaut bekleideten Schnabel. Ihm sehr ähnlich ist der Bewicks-Schwan oder schwarznasige S. (C. Bewickii), der um ein Drittel kleiner ist und nur 18 Steuerfedern hat. Beide letzte Arten zeichnen sich durch eine eigenthümliche, zwischen den Platten des Brustbeins herabsteigende starke Krümmung der Luftröhre aus, welche sie zu einer ungemein starken Stimme befähigt, die sie während ihrer Wanderungen ertönen lassen. Was man aber von den schmerzlichen Melodien des S. bei dem Vorgefühl des Todes (dem sog. Schwanengesang) erzählt hat, ist völlig grundlos. Bei den Alten galten die Schwäne für geeignet zur Wahrsagung, wurden daher zu Augurien gebraucht und als dem Apollo geheiligt geachtet. Auch im german. Heidenthum hatten sie mytholog. Bedeutung. (S. Schwanjungfrauen und Schwanritter.) Wo die Schwäne gemein sind, wie im Norden Europas, wird die Jagd derselben als einträglich betrieben; denn die Dunen, sowol ausgerupft und zum Ausstopfen verwendet, als auch auf der abgestreiften Haut sitzend und als Pelzwerk gebraucht, sind hochgeschätzt. Die Schwingfedern dienen zum Schreiben. Das Fleisch der erwachsenen Schwäne ist zum Genusse nicht geeignet.

Schwan (Christian Friedr.), ein um deutsche Bildung sehr verdienter Buchhändler in Mannheim, wurde 12. Dec. 1733 zu Preuzlau in der Uckermark geboren, wo sein Vater Buchbinder war. Er studirte in Halle und Jena Theologie, ward dann Hauslehrer und ging 1758 nach Petersburg. Die Akademie wählte ihn zum Corrector und seine Lage war eine ziemlich günstige. Er sollte Consulent bei dem deutschen Justizcollegium werden, hatte auch schon eine Proberelation gemacht, als der Tod der Kaiserin Elisabeth eine Veränderung seiner Verhältnisse veranlaßte. S. verließ endlich Rußland, ging nach Preußen, dann nach Holland, wo er in Form von Briefen seine «Anecdotes russes, ou lettres d'un officier allemand» (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankf. 1765) erscheinen ließ, die so großes Aufsehen, namentlich auch russischerseits, erregten, daß S. für gut fand, Holland zu verlassen. Er wandte sich nun 1764 nach

Frankfurt a. M., wo er die Wochenſchrift «Der Unſichtbare» und das literariſche Wochenblatt «Neue Auszüge aus den beſten ausländiſchen Wochen- und Monatsſchriften» mit Erfolg begründete. 1765 heirathete er ſeines Verlegers Eßlinger Tochter unter der Bedingung, daß er die Buchhandlung Eßlinger's in Manheim übernehme. Zu Manheim ſuchte er nun den Geſchmack für ſchönwiſſenſchaftliche Literatur zu erwecken, unter anderm durch Herausgabe der Zeitſchrift «Die Schreibtafel» (1774—78), und arbeitete, auch ſelbſt für die Bühne dichtend und überſetzend, mit Eifer an der Umwandlung des franz. Theaters in Manheim in ein deutſches, wozu ſich auch endlich Kurfürſt Karl Theodor entſchloß. S. gehörte unter die erſten Mitglieder der 1775 zu Manheim geſtifteten Deutſchen gelehrten Geſellſchaft und wurde 1778 kurpfälz. Hofkammerrath. Durch ihn wurde Schiller mit dem Freiherrn von Dalberg bekannt, und in ſeinem Verlag erſchienen Schiller's «Fiesco» und «Cabale und Liebe». Nächſt ſeinem Hauptwerke, dem «Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande» (6 Bde., nebſt einem Supplementband, Manh. 1782—98), ſind noch zu erwähnen die von ihm herausgegebenen «Abbildungen der vornehmſten geiſtlichen und weltlichen Orden». Nachdem er ſchon früher ſeine Handlung an ſeinen Zögling Götz abgetreten hatte, ging er 1794 wegen der Kriegsunruhen von Manheim nach Heilbronn und dann nach Stuttgart, wo er den bei Cotta erſchienenen Auszug aus ſeinem großen Wörterbuche ausarbeitete (4 Bde., Tüb. 1807). 1799 wendete er ſich nach Heidelberg, wo er 29. Juni 1815 ſtarb.

Schwanenfluß, Swan-River, ein Fluß an der ſüdl. Weſtküſte Auſtraliens, hat der 1829 gegründeten engl. Colonie den Namen Schwanenfluß-Colonie gegeben, die, ſeitdem erweitert, jetzt Weſtauſtralien (ſ. d.) genannt wird. Der Fluß entſteht aus zwei Armen, dem von Norden kommenden Salzfluß und dem aus Südoſten kommenden Avon, die ſich bei Northam vereinigen. Derſelbe durchbricht dann die Darlingkette, geht bei Perth, der Hauptſtadt von Weſtauſtralien, vorüber und mündet unter 32° ſüdl. Br. bei Freemantle. Seine Mündung bildet einen Hafen, ſonſt iſt er nicht ſchiffbar.

Schwanenorden, der älteſte Orden des preuß. Hauſes, wurde in Anknüpfung an die Sage vom Schwanenritter (ſ. Schwanenjungfrauen) am Michaelistage 1440 vom Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg geſtiftet. Der Orden hatte den Zweck, gegen die Entſittlichung des Adels in der Mark und anderwärts zu wirken, deſſen Rauf- und Fehdeluſt zu zügeln und ihn wieder an Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu gewöhnen. Seine Tendenz war hiernach eine ſpecifiſch religiöſe. Die Mitglieder mußten verſprechen, ſich jeder Unzüchtigkeit zu enthalten, ein frommes Leben zu führen und durch Gebete und Opferſpenden zu bethätigen. Außerdem ſtand der Orden in enger Beziehung mit dem Frauencultus des Mittelalters, indem das Ordensſtatut den Frauen die Mitgliedſchaft erlaubte, um durch den Umgang mit denſelben die Geſittung des Ritterthums zu veredeln. Daher lag auch in dem Mariendienſt der Schwerpunkt der religiöſen Handlungen, welche den Mitgliedern vorgeſchrieben waren, und dies wieder gab Veranlaſſung zu dem Namen «Orden Unſerer lieben Frauen zum Schwan». Hauptſitz des ſich raſch über Nord- und Süddeutſchland verbreitenden Ordens war das Gotteshaus auf dem Harlunger Berge bei Altbrandenburg. Als Ordensabzeichen galt das Bild der Gottesmutter an goldener Kette, darunter der Schwan als Symbol der Reinheit des Herzens, umgeben von einer weißen Schärpe, die unten verſchlungen, in zwei Franſen herabhing. 1459 beſtimmte ein Geſetz die Eintheilung des Ordens in zwei Provinzen, ober- und unterhalb des Thüringerwaldes. Mit der Reformation verlor der Orden ſeine Bedeutung und erloſch in ſich ſelbſt. Angeregt durch den religiöſen und ſittlichen Grundgedanken des Ordens, faßte König Friedrich Wilhelm IV. den Plan ſeiner Wiederbelebung. Ein Decret vom Weihnachtsabend 1843 gab dem Orden eine mehr praktiſche Richtung auf die werkthätige Liebe des Chriſtenthums und ſuchte ihn dadurch zu einem umfaſſenden Organ der Innern Miſſion zu geſtalten. Der Orden ſollte die Pflege der Leidenden, die Sorge für reuige Gefallene und entlaſſene Beſtrafte übernehmen. In dieſer Geſtalt war ihm eine Ausdehnung im weiteſten Stile zugedacht. Männer und Frauen ohne Anſehen des Standes und Bekenntniſſes ſollten eintreten dürfen, wenn ſie ſich den Pflichten der Geſellſchaft unterzögen. Der Orden blieb jedoch den weitern Kreiſen als Werk des Pietismus verdächtig und trat niemals ins Leben über. Vgl. Stillfried-Rattonitz, «Der S., ſein Urſprung und Zweck, ſeine Geſchichte und ſeine Alterthümer» (Halle 1845).

Schwangerſchaft. Bei jeder Menſtruation des Weibes wird aus einem der Eierſtöcke ein Eichen (ſelten mehr als eins) ausgeſtoßen, das durch die Muttertrompeten in die Gebärmutterhöhle gelangt, auf deren bis zur Blutung aufgelockerten Schleimhaut es mehrere Tage bis Wochen haften bleibt. Trifft es hier mit männlichem Samen zuſammen, der entweder ſchon

vorher vorhanden war oder erſt ſpäter dahin gelangt, ſo findet die Befruchtung ſtatt. Das Eichen wächſt in der Schleimhaut feſt und entwickelt ſich nun allmählich weiter. Von der fruchtbaren Empfängniß an beginnt die S. Dieſer Zeitpunkt läßt ſich aber in der Praxis begreiflicherweiſe nur ſelten ſicher beſtimmen, und daher wird der Beginn der S. in der Regel von der letzten Menſtruation ab gerechnet. Da aber bei der Empfängniß ein Eichen ſchon in der Gebärmutterhöhle vorhanden ſein kann oder erſt mit der nächſten Menſtruation in dieſelbe gelangt, ſo iſt erſichtlich, daß man ſich bei der Feſtſtellung des Beginns der S. um 4 Wochen verrechnen kann. Bei richtiger Berechnung dauert die S. in runden Zahlen 280 Tage oder 10 Mondmonate oder 9 Sonnenmonate. Daß ein Kind länger getragen wird, iſt mindeſtens ſehr zweifelhaft, und derartige Behauptungen haben größtentheils ihren Grund in falſcher Berechnung; wol aber wird nicht ſelten das Kind vor vollendeter Entwickelung geboren (Fehlgeburt, Frühgeburt). Die Juriſten nehmen daher die Schwangerſchaftsdauer zu 180 (oder 210) bis 300 Tagen an. Mit der Befruchtung des Eichens treten nicht blos im Fruchtbehälter, ſondern im ganzen mütterlichen Organismus weſentliche Veränderungen ein. Die Gebärmutter ſchließt ſich und wächſt, der Entwickelung der Frucht entſprechend. Bald hat ſie nicht mehr im kleinen Becken, in welchem ſie in unbefruchtetem Zuſtande liegt, Platz und ſteigt nun in das große Becken empor. Gleichzeitig hört die Neubildung der Eichen und mit ihr die Menſtruation auf, und nur in ſeltenen Fällen finden noch in der erſten Zeit der S. Blutungen aus der Gebärmutter ſtatt. Bei manchen Frauen ſtellen ſich mannichfache Beſchwerden ein. Der Appetit verliert ſich oder richtet ſich auf außergewöhnliche Speiſen (Gelüſte der Schwangern). Manchmal tritt Erbrechen ein; Zahnſchmerzen treten auf; die Haut (namentlich des Geſichts) wird fleckig; es bilden ſich ſelbſt vollkommene Hautausſchläge aus; die Füße ſchwellen an und Krampfadern bilden ſich aus. Meiſt ſtellen ſich dieſe Beſchwerden indeß nur, wenn ſie überhaupt zum Vorſchein kommen, im Beginn der S. ein und verlieren ſich zum Theil in den ſpätern Monaten wieder. Auch im pſychiſchen Leben der Frau machen ſich Veränderungen geltend. Häufig wird die Gemüthsſtimmung eine andere, in ſeltenen Fällen ſelbſt krankhaft geſtört; alte Neigungen machen neuen, ungewohnten Platz; einzelne Frauen verfallen ſelbſt periodiſch in wirklichen Wahnſinn. Doch ſind dieſe Zuſtände nur als Ausnahmen zu betrachten. Alle dieſe Erſcheinungen, welche man als Schwangerſchaftszeichen zuſammenfaßt, geben jedoch keine Sicherheit für die Annahme der S., ſelbſt das Anſchwellen der Brüſte und der Anfang der Milchſecretion, welche ſchon in den letzten Monaten der S. beginnt, gibt keine Gewähr. Den einzig ſichern Anhalt gewährt nur das Wahrnehmen der Lebenszeichen der Frucht und von dieſem wieder allein ſicher die Herztöne, welche man vom ſechsten Monat an beim Auflegen des Ohrs auf die Gebärmuttergegend deutlich wahrnimmt. Das Verhalten der Schwangern muß ſich auf eine genügende Ernährung und Abhaltung von Schädlichkeiten richten; die Koſt ſoll daher gutnährend, leichtverdaulich und an Menge zureichend ſein; von Schädlichkeiten ſind namentlich anſtrengende körperliche und geiſtige Arbeiten ſowie weite Reiſen zu vermeiden. Als eine Eigenthümlichkeit der Schwangern gilt die leichte Empfänglichkeit derſelben für gewiſſe Erkrankungen, z. B. für die ſog. acuten Hautausſchläge (Maſern, Pocken u. ſ. w.). Fieberhafte und andere ſchwere Krankheiten werden von den Schwangern nicht ſo leicht überſtanden als von andern Perſonen, und in vielen Fällen tritt dabei die Geburt ein. Dagegen iſt bemerkenswerth, daß die Tuberkuloſe während der S. nur geringfügige Symptome macht, dagegen alsbald nach der Geburt mit aller Heftigkeit aufzutreten pflegt. Als eine beſondere Form der S. iſt zunächſt die mit mehr als einer Frucht zu erwähnen. Zwillingsſchwangerſchaften ſind ziemlich ſelten, noch ſeltener Drillingsſchwangerſchaften; auch kommen Geburten von mehr als drei Kindern vor. Die Zahl der Früchte iſt abhängig von der Zahl der befruchteten Eichen, und eine Zwillingsſchwangerſchaft kann ſo zu Stande kommen, daß entweder zwei Eichen auf einmal in die Gebärmutter gelangen, oder daß, von dem Beiſchlaf ab gerechnet, das Ei von der vorigen und das der nächſten Menſtruation befruchtet wird. Auch kann das Eichen außerhalb der Gebärmutter (im Eileiter, im Eierſtock, in der Leibeshöhle) befruchtet werden und ſich entwickeln. In ſolchen Fällen kann keine natürliche Geburt ſtattfinden; wenn die Frau nicht vorher ſchon ſtirbt, macht ſich der Kaiſerſchnitt nöthig oder im günſtigſten Falle ſtirbt die Frucht ab, wird zum Theil zurückgebildet und ſeine Reſte bleiben als Steinfrucht in der Leibeshöhle liegen. Entartet die Frucht in der Gebärmutter krankhaft, ſo entwickelt ſich kein Kind, ſondern eine Möle (ſ. d.). Misbildungen der Frucht pflegte man früher auf ein Verſehen der Schwangern zurückzuführen; ſeit aber die Entwickelungsgeſchichte gelehrt hat, daß die Misbildungen viel früher zu Stande kommen, als der Zeitpunkt angegeben wird, an welchem das Verſehen ſtattgefunden haben ſoll, iſt dieſer Aberglaube von den Aerzten bekämpft worden.

Schwanjungfrauen und **Schwanritter.** Der Schwan stand in der german. Mythologie in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgottheiten und galt als ein weissagender Vogel; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke «es schwant mir», oder «mir wachsen Schwansfedern». Gewisse göttliche Wesen liebten Schwansgestalt anzunehmen, wie namentlich die Walkyrien oder die Schlacht- und Schicksalsjungfrauen und die Wald- und Wasserfrauen, welche dann Schwanjungfrauen genannt wurden und die Gabe der Weissagung besaßen. Solche Schwanjungfrauen sind unter andern die weißen, wie Vögel auf der Flut schwebenden Frauen, die im Nibelungenliede dem Hagen den Untergang der Burgunden weissagen, und der Vogel, welcher der Gudrun ihre nahende Befreiung verkündigt. Nach dem Volksglauben besaßen solche Wesen ein Schwanhemde, mit dem sie fliegen und schwimmen konnten und welches sie nach Belieben wieder ablegten, besonders um in kühler Flut als wunderschöne Mädchen zu baden. Wem es dann gelang, ein solches Gewand zu erhaschen, der hatte damit volle Gewalt über sie erreicht. Aber auch mythol. Wesen männlichen Geschlechts erscheinen in Schwanengestalt, und das Vermögen, diese an- und abzulegen, ist dann gewöhnlich an den Besitz eines Rings oder einer Kette geknüpft, wie noch vielfach im Volksmunde lebende Sagen und Märchen erzählen. Mehrern deutschen Stämmen gemeinsam war eine uralte Volkssage von einem Knaben, der aus dem Meere oder einem Binnengewässer ans Land getrieben und darauf der Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechts geworden sei. Bei den Franken am Niederrhein hatte diese Sage besonders sich ausgebildet, und zwar so, daß man erzählte, in einem von einem Schwane gezogenen Kahne sei ein Ritter, der Schwanritter genannt, aus unbekanntem Lande über das Meer hergekommen, habe eine Fürstentochter durch siegreichen Kampf von einem ihr verhaßten Bewerber befreit, sich mit ihr vermählt und in dieser Ehe ein Fürstengeschlecht gezeugt, sei aber zuletzt, weil sie ungeachtet seines Verbots nach seiner Herkunft gefragt, auf demselben Wege wieder davongezogen. Diese fränk. Stammsage hat sich mit wechselnden Namen an verschiedene Orte und Gegenden des Niederrhein geknüpft, besonders an Brabant, Flandern und Kleve, und war bereits zu Ende des 12. Jahrh. mehrfach poetisch bearbeitet in franz. und vielleicht auch in niederländ. Gedichten, wurde aber schon damals willkürlich geändert und an die Zeitgeschichte, namentlich an die Schicksale Gottfried's von Bouillon geknüpft, wie in dem «Roman du chevalier au cygne ou de Godefroi Bouillon» (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüss. 1846—48). In Deutschland übertrug Wolfram von Eschenbach (s. d.) am Schlusse des «Parzival» die Sage vom Schwanritter auf Loherangrin, den Sohn des Gralkönigs Parzival, doch ohne sie weiter auszuführen. Dies that dann zwischen 1273 und 1290 ein ungenannter Verfasser in einem weitläufigen strophischen Gedichte «Lohengrin» (herausg. von Rückert, Quedlinb. und Lpz. 1858) in ebenso willkürlicher als formloser Weise, während kurz zuvor Konrad (s. d.) von Würzburg in einer gefälligern Dichtung «Der Schwanenritter» (herausg. von Wilh. Grimm, im dritten Bande der «Altdeutschen Wälder», neuerdings von Roth, Frankf. a. M. 1861) die Sage nach Nimwegen und unter Karl d. Gr. versetzt hatte. Auch als Prosaroman erscheint die Sage gegen Ende des 15. Jahrh. in franz. und niederländ. Sprache, und das niederländ. Volksbuch ist noch jetzt beliebt. Eine mythol. Erklärung der Sage vom Schwanritter hat W. Müller in Pfeiffer's «Germania» (Jahrg. 1) versucht. Das Gedicht Konrad's und den «Lohengrin» würdigte vom rechtshistor. Standpunkt Schröder in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Neue Folge, Bd. 1, Berl. 1866).

Schwanthaler (Ludw. Michael), einer der genialsten neuern Bildhauer, wurde 26. Aug. 1802 zu München geboren, wo sein Vater, Franz S., ein Bildhauer, 1821 starb. Um sich ganz der Kunst zu widmen, verließ er 1818 das Gymnasium und arbeitete nun in der Werkstätte seines Vaters; auch besuchte er nebenbei die Akademie. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Geschäft als einzigen Erwerbszweig seiner Familie. Erst 1823 erhielt er einige bedeutendere Bestellungen, namentlich auch den Auftrag vom König Maximilian, einen silbernen Tafelaufsatz mit Reliefs zu umrahmen. Nach kurzem Aufenthalte in Rom 1826 richtete er in München sein eigenes Atelier ein. Zunächst fertigte er für die Glyptothek zwei lange Reliefstreifen, Achilles im Skamander kämpfend und den Kampf bei den Schiffen, sodann die Statue Shakspeare's für die Theaterhalle und den Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Maximilian in München. Hierauf reiste er 1832 wieder nach Rom, um dort einige Modelle des ihm übertragenen südl. Walhallagiebels zu fertigen. Er blieb zwei Jahre daselbst und bereitete hier eine Menge Entwürfe für Bildhauer und Maler vor. In München begann er damals die Reliefs für die Siegeshymnen des Pindar. Ein Relieffries mit Darstellungen aus dem Mythus der Aphrodite, im obern Stockwerke des Königsbaues, gehörte ebenfalls in diesen

Kreis. 1835 wurde S. Professor der Akademie, doch später in seiner Wirksamkeit durch heftige Gichtleiden auf einige Jahre unterbrochen. Inzwischen vollendete er die 24 kleinen Malerstatuetten als Vorbilder für die Statuen auf die Attika der Pinakothek, zu deren Ausführung in Kalkstein die Aufträge unter den Bildhauern von München vertheilt wurden. Wie diese Statuen, so wurden nach seinen Skizzen auch die Victorien und die Reliefs in der offenen Halle über dem Balkon des Saalbaues von Schüllern der Akademie ausgeführt. An diese Arbeiten reihte sich der für den Barbarossasaal bestimmte, über 200 F. lange Reliefffries, Muster eines romantischen, den Forderungen antik-plastischer Composition und Bildung entsprechend durchgeführten Reliefstils. Zu seinen größern, seitdem vollendeten Werken gehören die Modelle zu den 12 Ahnenbildern des Hauses Wittelsbach, von Stiglmayer ausgeführt; die 15 kolossalen Statuen für das vordere Giebelfeld der Walhalla, wozu früher Rauch eine Skizze entworfen; die Modelle der 15 Statuen der Hermannsschlacht für den nördl. Giebel der Walhalla; die Giebelgruppe des Kunstausstellungsgebäudes und das 54 F. hohe Modell der Kolossalstatue der Bavaria (s. d.). Der letzten Zeit gehören folgende zum Theil sehr bedeutende Werke aus dem Kreise der monumentalen Gattung an: die Gipsmodelle zu dem Denkmale des Donau-Main-Kanals; die Marmorstatue Kaiser Rudolf's für den Dom zu Speier; das Modell zur Statue Jean Paul's und des kurbair. Staatskanzlers von Kreitmayer und der Schild des Hercules, nach Hesiod's Dichtung, zu dessen Ausführung seine Schüler Balbach und Puille vorarbeiteten, der Erfinder selbst aber die letzte Hand anlegte. Auch sind hier die Zeichnungen zu großen Wandgemälden aus der «Odyssee» im neuen Saalbaue zu erwähnen. Von seinen Werken, die er auf auswärtige Bestellungen verfertigte, sind zu erwähnen: die acht Götterstatuen in Sandstein und zwei Tänzerinnen in Marmor, im neuen Schlosse zu Wiesbaden; das Denkmal für Frauenlob im Dome zu Mainz; die Modelle zu den kolossalen Bronzemonumenten für die Großherzoge Ludwig von Hessen und Karl Friedrich von Baden; die Statue Mozart's für Salzburg; eine anmuthige, äußerst vollendete Marmorgruppe Ceres und Proserpina für Berlin; die Entwürfe zu einer Reihe Darstellungen aus dem griech. Befreiungskriege und das Kolossalmodell zum Denkmale Goethe's für Frankfurt a. M. Seine Thätigkeit bewährte er nicht minder durch den Fleiß seiner eigenen Hände als durch die unermüdete Schöpferkraft seines Geistes und die sorgfältige Leitung der unter seinen Augen ausgeführten Arbeiten. Kräftig wurde er hierin stets von seinem Vetter Franz Xaver S. (geb. 1798, gest. 23. Sept. 1854 als Professor an der Polytechnischen Schule zu München), einem geschickten Praktiker, unterstützt. Außerdem besitzt man von S. eine Menge von Zeichnungen und Cartons. Er selbst hatte von dergleichen sowie von Modellen aller Art eine reiche Sammlung angelegt, die er bei seinem 15. Nov. 1848 erfolgten Tode dem Staate legirte. S. war ganz selbständiger Künstler, dessen höchst regsame und lebendige Phantasie ungetrübt von öftern Einwirkungen körperlicher Leiden sich nur in ununterbrochenem Schaffen zu genügen vermochte. Mit den Forderungen und Bedürfnissen sowol der plastischen als malerischen Darstellung innig vertraut, wurde er dabei durch eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Kunst- und Schriftdenkmale des Alterthums wie des Mittelalters unterstützt. Vgl. Trautmann, «S.'s Reliquien» (Münch. 1858).

Schwär oder **Blutschwär**, s. Furunkel.

Schwärmerei ist ein Gemüthszustand, in welchem Phantasie und Gefühle anhaltend das Uebergewicht über den Verstand behaupten, sodaß der Mensch seiner Vorstellungen, Gedanken und Bestrebungen nicht mächtig ist, sondern sich vielmehr infolge dieses regellosen innern Treibens in fortgesetzter Erregung befindet. Man unterscheidet nach dem, was die Entwickelung dieses Zustandes veranlaßt und unterhält, verschiedene Arten von S. und spricht namentlich von Liebesschwärmerei, von polit. und religiöser S. Wenn mit der religiösen S. sich ein Verfolgungseifer der Andersglaubenden verbindet, so entsteht daraus der Fanatismus (s. d.). Die S. unterscheidet sich von der Begeisterung als dem thatkräftigen und aufopferungsfähigen Einstehen für höhere Interessen dadurch, daß sie sich in unklaren, manchmal blos eingebildeten Vorstellungen befriedigt, während der Begeisterung klare Begriffe als Endziele vorschweben, und daß sie in der Regel eine blos passive und verweichlichende Gefühlsschwelgerei begünstigt, während die Begeisterung den Muth anspannt und zu Thaten anspornt.

Schwartz (Marie Sophie), schwed. Romanschriftstellerin, geb. 4. Juli 1819 zu Borås, wo ihr Vater, Joh. Birath, Kaufmann war, erhielt, frühzeitig Waise, im Hause von Verwandten eine sorgfältige Erziehung. Um sich der Malerkunst zu widmen, begab sie sich nach Stockholm, wo sie sich jedoch 1839 mit dem als Physiolog bekannten Professor Gustav Magnus Schwartz vermählte. Derselbe war aller künstlerischen Thätigkeit abgeneigt und gestattete seiner

Gattin nur erst spät, als Schriftstellerin öffentlich aufzutreten. Es geschah dies mit der Novelle «Förtalet» (Stockh. 1852), die unter der Chiffre M. S. S. erschien. Nach ihres Gatten Tode (1858) wandte sie sich sodann ganz literarischer Beschäftigung zu und entwickelte seitdem eine wahrhaft staunenswerthe Productivität. Schon mit ihren ersten Erzählungen, die seine Beobachtung und bedeutendes Darstellungstalent bekunden, gewann sie nicht blos in ihrem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Deutschland, einen weiten Leserkreis. Ihre Arbeiten sind ungefähr gleichzeitig in mehrern deutschen Uebertragungen erschienen. Die Kretzschmar'sche Uebersetzung ihrer «Gesammelten Romane» (Lpz. 1865 fg.) war 1866 bereits bis zum 44. Bande gediehen. Die wichtigsten derselben sind: «Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke», «Schuld und Unschuld», «Zwei Familienmütter», «Blätter aus dem Frauenleben», «Die Kinder der Arbeit», «Wilhelm Stjernkrona», «Die Frau eines eiteln Mannes», «Die Witwe und ihre Kinder», «Ein Opfer der Rache», «Die Emancipationswuth», «Die Arbeit adelt», «Der Rechte», «Die Leidenschaften», «Gold und Name» u. s. w. Seit 1867 erscheinen ihre Arbeiten zunächst deutsch in der «Bibliothek moderner Romane des Auslandes» (Berlin), und erst zwei Jahre später schwedisch. Das erste auf solche Weise veröffentlichte Werk war «Sein oder Nichtsein» (3 Bde., Berl. 1867).

Schwarz ist im Sinne der Physik nicht eine eigenthümliche Farbe, sondern vielmehr die Abwesenheit alles Lichts und aller Farben. Es erscheinen demnach schwarz diejenigen Körper, welche alle darauffallenden Lichtstrahlen einsaugen und keinen Theil des Lichts zurückwerfen. In der Färbekunst beruht das Schwarzfärben auf der Hervorbringung einer schwarzen Verbindung, welche wesentlich mit der Substanz der gewöhnlichen Schreibtinte übereinstimmt. Die Materialien, welche man hierzu anwendet, sind gerbstoff- und gallussäurehaltige Pflanzenstoffe (Galläpfel, Knoppern, Blauholz und das aus diesem bereitete Extract, Sumach) in Verbindung mit Eisensalzen, namentlich Eisenvitriol und essigsaurem Eisenoxyd. Das sog. Chromschwarz auf Wolle entsteht durch Blauholz und chromsaures Kali.

Schwarz (Berthold), ein deutscher Franciscanermönch, gebürtig aus Freiburg i. Br., der sich viel mit Chemie beschäftigte, soll, nach der Sage, als er wegen angeblicher Zauberei ins Gefängniß kam, durch fortgesetzte chem. Arbeiten auf die Erfindung des Schießpulvers (s. d.) geleitet worden sein. Er soll eigentlich Konstantin Anclitzen geheißen haben, den Klosternamen Berthold geführt und den Namen S. wegen seiner Beschäftigung mit chem. Arbeiten erhalten haben. Auch halten ihn einige für einen mainzer, andere für einen nürnberger Franciscaner; andere lassen ihn seine Erfindung zu Köln, wieder andere zu Goslar gemacht haben. Die Zeit seiner Erfindung setzt man um 1330; einige setzen sie früher, andere später. Inzwischen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Mischung des Schießpulvers schon vor Berthold's Zeit bekannt war; vielleicht stellte er dasselbe zuerst in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Gestalt dar. 1853 wurde ihm in Freiburg ein Denkmal errichtet.

Schwarz (Friedrich Heinrich Christian), prot. Theolog und vorzüglicher Pädagog, geb. zu Gießen 30. Mai 1766, studirte daselbst Theologie und beschäftigte sich schon zeitig mit Ertheilung von Unterricht. 1789 wurde er Pfarrer in Doxbach bei Marburg, 1795 in Echzell in der Wetterau und 1798 in Münster bei Gießen. Neben dem Predigtamte widmete er einen großen Theil seiner Thätigkeit einem Erziehungsinstitute, das er schon in Doxbach errichtet hatte, in Münster aber erweiterte. 1804 wurde er an die neuorganisirte Universität zu Heidelberg als Professor der Theologie berufen, nachdem schon sein Schwiegervater Jung-Stilling dorthin gegangen war. In dieser Stellung wirkte S. bis an seinen Tod als akademischer Lehrer und Vorsteher des pädagogischen Seminars. Er starb 3. April 1837. In seiner Jugend durch die Kant'sche Philosophie zu freierer Richtung geneigt, wendete er sich später einer religiös-mystischen Denkart zu. Seine unbedeutenden theol. Schriften gehören in das Gebiet der populär philosophirenden und praktischen Theologie, namentlich der Moral. Viel wichtiger sind seine pädagogischen Arbeiten, die zur Verbreitung tüchtiger Ansichten viel beigetragen haben. Seine Hauptwerke in diesem Fache sind: «Die Erziehungslehre» (4 Bde., Lpz. 1804—13; 2. Aufl., 3 Bde., 1829—30); «Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung» (Jena 1792; 2. Aufl. 1836); «Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik» (Heidelb. 1805; 5., von Curtmann neu bearbeitete Aufl. 1846—47); «Die Schulen» (Lpz. 1832); «Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik» (2 Bde., Lpz. 1833—34); «Das Leben in seiner Blüte» (Lpz. 1837).

Schwarz (Joh. Karl Eduard), prot. Theolog, geb. 20. Juni 1802 zu Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Realschule und dann auf dem Waisenhausgymnasium zu Halle. Nachdem

er ebendaſelbſt von 1821 an Theologie und Philologie ſtudirt und ſich eine Zeit lang dem Privatunterricht gewidmet, wurde er 1825 Lehrer am Pädagogium des Kloſters Unſerer Lieben Frauen zu Magdeburg und ſchon im folgenden Jahre Pfarrer zu Altenweddingen. In dieſem Amte bildete er ſich durch das Studium der Schleiermacher'ſchen Schriften ſo durch, daß man ihn 1829 als Superintendenten und Stadtprediger, zugleich auch als ord. Honorarprofeſſor der praktiſchen Theologie nach Jena berief. S. beſeitigte alsbald das Mistrauen, mit welchem man den noch jungen und als Schriftſteller unbekannten Mann empfing, durch die Gediegenheit und Begeiſterung ſeiner kirchlichen und akademiſchen Vorträge und wirkte für Neubelebung eines religiöſen Sinnes unter allen Klaſſen ſehr ſegensreich. Mehrere Berufungen, wie nach Oldenburg 1833 und nach Heidelberg 1849, lehnte er aus Liebe zu ſeiner Gemeinde ab. Von ſeinen Schriften ſind, außer einzelnen Kanzelvorträgen und Abhandlungen (in den «Theol. Studien und Kritiken» und in der Herzog'ſchen «Real-Encyklopädie»), die «Predigten und kleinern geiſtlichen Amtsreden» (6 Hefte, Jena 1837—39), die «Denkſchriften» über das ſeit 1836 von ihm geleitete homiletiſche und katechetiſche Seminar und die Jubelſchrift «Das erſte Jahrzehnt der Univerſität Jena» (1858) zu nennen. Nachdem er 1844 als ordentliches Mitglied in die theol. Facultät eingetreten, leitete er die theol. Redaction der «Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung» bis zu deren Eingehen 1848, wurde 1849 erſtes geiſtliches Mitglied des neugebildeten weimar. Kirchenraths und half 1854 die «Prot. Kirchenzeitung» mitbegründen, von der er aber ſpäter zurücktrat, da er ſich mit ihren Grundanſichten über das Verhältniß der Kirche zum Staate nicht mehr im vollen Einklange wußte. Dagegen redigirte er ſeit 1865 das «Weimariſche Kirchenblatt» und gab den zweiten Theil des «Weimariſchen evang. Kirchenbuchs» heraus. Auf der Eiſenacher Kirchenconferenz vertrat er fortwährend die freiere Richtung und wirkte mehrfach für eine Fortbildung der Kirchenverfaſſung in dem Sinne, daß ſich zu ihr die verſchiedenen thüring. Landeskirchen vereinigen ſollen. Ueberhaupt iſt S. ein entſchiedener Anhänger der Union.

Schwarz (Karl Heinr. Wilh.), ausgezeichneter prot. Theolog, geb. 19. Nov. 1812 zu Wiek auf Rügen, der Sohn des dortigen Predigers Theodor S., der ſich als theol. Schriftſteller und auf dem Gebiete der ſchönen Literatur (unter dem Pſeudonym Theodor Melas) einen Namen gemacht hat, wurde auf dem Gymnaſium zu Greifswald vorgebildet und beſuchte 1830—34 die Univerſitäten Halle, Bonn, Berlin, Greifswald. Auf ſeine theol. Entwickelung übte namentlich Schleiermacher den größten Einfluß, dem er, infolge verwandtſchaftlicher Beziehungen zu ſeiner Gattin, auch perſönlich nahetrat. Auf der Univerſität zu Halle Mitglied der Burſchenſchaft, mußte er für Theilnahme an dieſer Verbindung ein halbes Jahr auf der Feſtung Wittenberg büßen (1837). 1841 wurde er in Greifswald Licentiat der Theologie und habilitirte ſich im folgenden Jahre als Privatdocent zu Halle unter dem Widerſpruch Tholuck's und Julius Müller's, die ihn um jeden Preis von der theol. Facultät fern zu halten ſuchten, wogegen die Rationaliſten Geſenius, Wegſcheider und Thilo ſeine Zulaſſung zur akademiſchen Lehrthätigkeit durchſetzten. 1848 als Vertreter der Kreiſe Torgau und Liebenwerda Mitglied des frankfurter Parlaments, ſaß er hier im rechten Centrum und erwies ſich bei aller Freiſinnigkeit als entſchiedener Gegner der ultraradicalen demokratiſchen Partei. 1849 wurde er unter dem liberalen Miniſterium Ladenberg zum außerord. Profeſſor der Theologie ernannt. Im Sommer 1856 wurde er vom Herzog Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha zum Hofprediger und Obereonſiſtorialrath nach Gotha berufen und anderthalb Jahre ſpäter zum Oberhofprediger und Mitglied des Miniſteriums ernannt, in welcher Stellung er ſeitdem mit Erfolg wirkte. Seiner theol. Richtung nach gehört S. zu den hervorragendſten Vertretern der freien Theologie, deren Streben auf gründliche Beſeitigung aller ſupranaturaliſtiſchen Vorſtellungen und auf ehrliche Verſöhnung der chriſtl. Frömmigkeit mit der modernen Weltanſchauung gerichtet iſt. Den Namen eines Rationaliſten hat er ſelbſt als einen Ehrennamen für ſich in Anſpruch genommen, freilich in einem höhern Sinn als dem geſchichtlich herkömmlich gewordenen. Von dem ältern Rationalismus unterſcheidet er ſich ſchon durch ſeine gründliche ſpeculative Durchbildung, welche ſchon ſeine erſte bedeutendere Schrift «Das Weſen der Religion» (Halle 1847) bekundet. Die Gedanken der Schleiermacher'ſchen und Hegel'ſchen Schule ſind hier zu einer höhern Einheit zuſammengefaßt, als Grundlage einer Theologie, welche Religion und Dogma aufs ſchärfſte ſcheidend, in jener das Centrum des perſönlichen Geiſteslebens erkennt, dieſes aber mit entſchloſſener Beiſeiteſtellung veralteter Vorſtellungsformen aus der frommen Erfahrung des Subjects heraus mit den wiſſenſchaftlichen Bildungsmitteln der neuern Philoſophie reproducirt. Entſprechend ſeinem Religionsbegriff ſucht S. auch den Gottesbegriff neuzugeſtalten, indem er Gott als ſelbſtbewußtes Weltcentrum und zweckſetzende Weltenergie faßte. Mit der Schrift «Gotthold Ephraim Leſſing als

Theolog» (Halle 1854) betrat S. das Gebiet der histor. Forschung, auf welchem er kritischen Scharfsinn und ein glänzendes Darstellungstalent an den Tag legte. Der Zweck dieser Schrift war, Lessing als «das leuchtende Vorbild des Rationalismus für alle Zeiten, als den idealsten Ausdruck der Aufklärung, als den einzigen, der in dem Jahrhundert des Verstandes die Vernunft wirklich zu Ehren gebracht habe», zu feiern. Noch größeres Aufsehen erregte seine Schrift «Zur Geschichte der neuesten Theologie» (1. und 2. Aufl., Lpz. 1856; 4. Aufl. 1868), in welcher er die Entwickelung der prot. Theologie seit Schleiermacher und Hegel einer scharfen, fesselnden, oft pikanten Kritik unterzog und namentlich die Illusionen der modernen Restaurations- und Vermittelungstheologie in ihren verschiedensten Gestalten schonungslos aufdeckte. Seit seiner Uebersiedelung nach Gotha hat S. sich auch als Prediger einen Namen gemacht. Seine Antrittspredigt «Ueber die Stellung des evang. Geistlichen zur Gemeinde» erregte großes Aufsehen und erschien in sechs Auflagen. Seitdem hat er vier Sammlungen «Predigten aus der Gegenwart» (Lpz. 1859, 1862, 1865 und 1868), theilweise in mehrern Auflagen erschienen, herausgegeben. 1868 gab er Schleiermacher's Reden «Ueber die Religion» mit einer Einleitung heraus. Auch an kirchlich-praktischen Fragen hat S. sich stets im freisinnigen Geiste und mit besonderm Eifer betheiligt. Seit 1864 steht er mit an der Spitze des Deutschen Protestantenvereins.

Schwarza, ein Flüßchen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, entspringt im Thüringerwalde, nördlich von Steinheide, nimmt bei Katzhütte die Katze, bei Unterweisbach die Lichte, bei Blankenburg die Rinne, außerdem noch andere Bäche auf und mündet bei dem Dorfe Schwarza in die Saale. Die S. hat auf ihrem 6 M. langen Laufe 1100 F. Fall, flößt jährlich mehrere tausend Klafter Holz in die Saale, birgt vortreffliche Forellen und führt goldhaltigen Sand, für den früher von dem Dorfe Schwarza aufwärts bis Blankenburg Goldwaschanstalten bestanden. Das Schwarzathal ist eines der schönsten, wenn nicht das schönste in ganz Thüringen. Die namentlich romantische Partie ist die Strecke von Blankenburg aufwärts bis Schloß Schwarzburg. In vielen Krümmungen zieht es sich 2 St. lang eng zwischen hohen Schieferfelsen hin, während der Fluß über mächtige Steinblöcke rauscht, wie über das Steinerne Wehr, welches ihn ganz durchsetzt. Eine gute Kunststraße führt durch das Thal. Bald nach dem Eingange in dasselbe, von Blankenburg aus, liegt jenseit der S., auf der Hunnenkuppe, der Eberstein, ein Jagdhaus, mitten in dem von dem übrigen Wildgarten abgesperrten Saugarten. Von der Krümmung des Thals gelangt man zu dem 1517 F. hohen Kirchfelsen und, den Thalwindungen folgend, an den Eingang des reichbelebten Wildgartens. Ein Weg führt jenseit des Flusses zu einem aus Baumrinde errichteten Salon, dem «Dürren Schild», unter dem sich ein Wasserfall in die Tiefe stürzt. Etwa ½ St. sanft aufwärts steigend, gelangt man zu einem Gasthofe und zum Schlosse Schwarzburg, das, 1060 F. über dem Meere, auf einem 250 F. hohen, waldbewachsenen, von der S. umflossenen Felsen liegt. Dieses Stammschloß der Grafen und Fürsten von Schwarzburg enthält eine Sammlung alter Rüstungen und Waffen und ist neben der Wartburg und Reinhardtsbrunn wol der herrlichste Punkt Thüringens. Die Bewohner des östlich im Thale liegenden Dörfchens Schwarzburg nennen sich «Thalbewohner» oder «Männer von Schwarzburg». In der Nähe befindet sich der 1507 F. hohe Trippstein, von dem man die reizende Umgebung in größerm Umfange übersieht.

Schwarzburg, das souveräne Fürstenhaus, gehört unter die ältesten und edelsten deutschen Geschlechter. Erst gegen die Mitte des 12. Jahrh. jedoch erhält seine Abstammung Zusammenhang und Zuverlässigkeit, und es beginnen die Nachrichten aus jener Zeit mit Sizzo, Grafen von S. und von Käfernburg (gest. 1161). Der älteste Sohn desselben, Heinrich, folgte dem Vater als Graf von S., der jüngere, Günther, als Graf von Käfernburg. Als aber Heinrich auf dem Reichstage zu Erfurt 1184 durch den Einsturz einer Decke den Tod fand, erbte Günther, da jener kinderlos war, auch S. Von des letztern beiden Söhnen wurde Günther der Stammvater des 1385 erloschenen Hauses der Grafen von Käfernburg, während Heinrich die Stammlinie des gräfl. Hauses S. fortsetzte. Heinrich's XII. jüngerer Sohn, Günther (s. d.), wurde 1349 zum deutschen König erwählt, starb jedoch noch in demselben Jahre. Sein Bruder Heinrich, gest. 1335, pflanzte den Stamm des Hauses fort. Ein Nachkomme desselben in der siebenten Generation, Graf Günther XL. von S. und Arnstadt, gest. 1552, der wegen seines Reichthums den Beinamen «Mit dem fetten Maule» erhielt, ist der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses. Seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albert und Wilhelm, errichteten 1571 einen Theilungsreceß. Nach dem Tode Graf Günther's XLI. kam 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Theilungs-

receß zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm 1598 verſtorben war, wurde über deſſen Verlaſſenheit 1599 der Ilmſche Hauptreceß abgeſchloſſen. So wurde Johann Günther Stifter der Linie zu Schwarzburg-Sondershauſen (ſ. d.), welche anfangs die Linie zu Arnſtadt hieß, und Albert der Ahnherr der Linie zu Schwarzburg-Rudolſtadt (ſ. d.). Zu Anfange des 14. Jahrh. beſtanden die Stammlande des Hauſes aus den Reichslehen S., Blankenburg und Königsſee. Die meiſten Erwerbungen, theils durch Erbvertrag, theils durch Kauf, machte es ſeit der Zeit des Kaiſers Günther. Es war von Kaiſer Karl IV. mit Rudolſtadt als böhm. Lehn, von Kurmainz mit Sondershauſen, von Kurſachſen mit Frankenhauſen, von Sachſen-Weimar mit Arnſtadt und Käfernburg (ſeit 1446), von Sachſen-Gotha mit Ilm und Paulinzelle belehnt; andere Lehen hatte es von Fulda und Heſſen-Kaſſel. Das ganze Beſitzthum zerfiel in die Obere und in die Untere Herrſchaft S. Nur auf erſterer ruhte die Reichsſtandſchaft der Grafen von S., weshalb bei den Theilungen zur Behauptung derſelben jede Linie in beiden Herrſchaften Beſitzungen erhalten mußte. Vgl. Hellbach, «Grundriß der Genealogie des Hauſes S.» (Rudolſt. 1820); Junghans, «Geſchichte der ſchwarzburg. Regenten» (Lpz. 1824); König, «Genealogie des hochfürſtl. Hauſes S.» (Rudolſt. 1865).

Schwarzburg-Rudolſtadt, ein deutſches ſouveränes Fürſtenthum, in Thüringen gelegen, umfaßt den größern Theil der ſchwarzb. Oberherrſchaft (13,83 Q.-M.) und den kleinern (öſtlichen) der Unterherrſchaft (3,75 Q.-M.), von denen der erſtere wiederum aus zwei, der letztere aus drei getrennt liegenden Stücken Landes beſteht. Das Geſammtareal beträgt 17,58 Q.-M. Die wichtigſten Orte ſind Rudolſtadt (ſ. d.), die Reſidenz, in der Oberherrſchaft, und Frankenhauſen (ſ. d.) in der Unterherrſchaft. Das Land hat mehrere durch Naturſchönheit ausgezeichnete Punkte, beſonders in der am Nordabfalle des Thüringerwaldes gelegenen Oberherrſchaft. Außer dem romantiſchen Thale der Schwarza (ſ. d.) werden die Kloſterruinen Paulinzelle (ſ. d.) und (in der Unterherrſchaft) die Trümmer der alten Kaiſerburg auf dem Kyffhäuſer (ſ. d.) häufig beſucht. Die Einwohnerzahl betrug 1864: 73747, wovon 57559 auf die obere und 16188 auf die untere Herrſchaft entfielen. In erſterer kamen auf die ſtädtiſche Bevölkerung 14425, in letzterer 6490 Köpfe. Die Geſammtheit bekennt ſich zur evang.-luth. Kirche; man zählte 1864 nur 112 Katholiken und 153 Iſraeliten. Das Fürſtenthum hat 8 Städte, 5 Flecken und 157 Dörfer. Das Land iſt in beiden Theilen gebirgig und namentlich im obern reich an Wald. Nur etwa 8 Proc. des geſammten Areals liegen unter dem Pfluge. Die Viehzucht iſt nicht ohne Bedeutung. Man zählte im J. 1864: 1163 Pferde, 4347 Rinder, 26149 Schafe und 7540 Schweine in der untern, 1371 Pferde, 18725 Rinder, 44946 Schafe und 14654 Schweine in der obern Herrſchaft. Die Forſtcultur iſt beſonders im Thüringerwalde von Wichtigkeit, wo ſie für manche Ortſchaften die Hauptquelle des Erwerbs bildet. Das Waldareal beträgt 34 Proc. (128668 preuß. Morgen) der Geſammtfläche; im Beſitz der Landesherrſchaft befinden ſich davon allein 69548 preuß. Morgen. Der Bergbau erſtreckt ſich in der Unterherrſchaft auf Braunkohlen, von denen 1861—64 im Jahresdurchſchnitt 248542 Ctr. gefördert wurden. In der Oberherrſchaft wird auf Eiſen-, Kupfer- und Vitriolerze gebaut; doch kann der Geldwerth dieſer Erzeugniſſe jährlich nur auf etwa 1600 Thlr. veranſchlagt werden. Mit Land- und Forſtwirthſchaft beſchäftigten ſich in der Oberherrſchaft 14006, mit Induſtrie 25132, mit Handel 3351 Perſonen; für die Unterherrſchaft ſtellten ſich dieſe Ziffern auf 3358, 6190 und 660. Leinweberei, Baumwollweberei (um «den langen Berg») und Holzwaarenfabrikation (im Thal der Schwarza) ſind Gegenſtände der Hausinduſtrie. Von Fabriken und ſonſtigen für den Großhandel arbeitenden Gewerbanſtalten beſtanden 1861: 8 Streichgarn- und Halbwollſpinnereien und 2 Tuchfabriken (in Stadtilm und Umgebung), 7 Eiſenwerke, 1 Maſchinenfabrik, 2 Glashütten, 8 Porzellanfabriken (beſonders in der Waldgegend) u. ſ. w. Im ganzen Fürſtenthum zählte man 548 Webſtühle für Baum- und Halbbaumwolle, und 596 für Leinen. Die Gerberei hat neuerdings einen Aufſchwung genommen, ebenſo die Perlmutterfabrikation (in Frankenhauſen). 1865 waren 154 Brauereien im Betriebe, von denen 4 über 2000 Ctr. Malz jährlich verarbeiteten. Branntweinbrennereien beſtanden 3, die zuſammen 5656 Thlr. Steuer entrichteten. Die Gegenſtände des Handels ſind beſonders Holz, dann die Producte der Induſtrie des Landes. Die Geſammtlänge der Chauſſeen in der Oberherrſchaft beträgt 39,54, in der Unterherrſchaft 5,55 M. Eiſenbahnen beſaß das Land bis Anfang 1868 noch nicht, doch waren deren für beide Landestheile projectirt. In der Oberherrſchaft wird nach dem $52\frac{1}{2}$-Guldenfuß, in der Unterherrſchaft dagegen nach dem 30-Thalerfuß gerechnet. Dem Deutſchen Zollverein gehört das Land ſeit 1834 an.

Seit 1866 iſt das Fürſtenthum S. ein Glied des Norddeutſchen Bundes, ſendet zum

Bundesrath wie zum Reichstag je einen Abgeordneten und zahlt einen jährlichen Matricularbeitrag (1868) von 14058 Thlrn. Im Engern Rathe der ehemaligen deutschen Bundesversammlung hatte es theil an der 15. Stimme, im Plenum vertrat es eine eigene Stimme. Als Bundescontingent stellte es mit der Reserve 989 Mann. Das Land erhielt 1816 eine ständische Verfassung, die jedoch durch das neue Verfassungsgesetz vom 21. März 1854 eine Umgestaltung erfuhr. Das Ministerium führt die oberste Aufsicht über die Verwaltung. Unter demselben stehen die drei Landescollegien: die Regierung, das Finanzcollegium und das Consistorium. Zum Ressort des erstern gehören alle innern Landesverwaltungs- und Polizeiangelegenheiten, die Medicinal- und Strafanstalten, die Aufsicht über die Justizverwaltung u. s. w. Die Organe der Regierung sind die Verwaltungsämter, die Amtsphysiker und Kreisthierärzte. Die Verwaltungsämter sind entweder eigene Behörden (Landrathsämter) oder mit den Einzelgerichten zu Justiz- und Verwaltungsämtern verschmolzen. Ueberhaupt besorgen die Verwaltung: zwei Landrathsämter, vier Justizämter und eine Justizamtscommission. Dem Finanzcollegium liegt die Verwaltung aller finanziellen Angelegenheiten ob; Organe desselben sind die Forstämter (zwei Forstämter und ein Oberforstamt) und sieben Rent- und Steuerämter. Der Competenz des Consistoriums unterliegen die Kirchen- und die Schulsachen; unter demselben stehen die acht Superintendenten in acht Diöcesen mit 63 Parochien. Das ausschließlich schwarzb.-rudolstädt. Kreisgericht in der Residenz umfaßt die ganze obere Herrschaft und namentlich die Justizämter Blankenburg, Ilm, Königssee, Leutenberg, Oberweißbach und Rudolstadt. Die Justizämter Frankenhausen und Schlotheim sind dem mit Schwarzburg-Sondershausen gemeinschaftlichen Kreisgericht in Sondershausen zugewiesen. Außerdem ist das 1850 eröffnete gemeinschaftliche Appellationsgericht in Eisenach auch Justizbehörde für S., und als dessen oberster Gerichtshof gilt das Gesammtappellationsgericht zu Jena. Das Gesammtbudget für die dreijährige Finanzperiode 1864—66 betrug gleichmäßig für Einnahme und Ausgabe 2,582322 Fl. Seitdem S. den zwischen Preußen und Sachsen-Weimar 1867 abgeschlossenen Conventionen beigetreten ist, bilden die schwarzb.-rudolstädt. Truppen vom 1. Oct. 1867 ab zugleich mit den reußischen und altenburgischen das 7. thüring. Infanterieregiment Nr. 96. Das Schulwesen des Landes ist zweckmäßig eingerichtet. Ein Schullehrerseminar besteht zu Rudolstadt. Das Gymnasium zu Rudolstadt, das aus 6 Gymnasial- und 2 Realklassen besteht, zählt 13 Lehrer.

Dem Grafen Albert VII., Stifter der rudolstädt. Linie (s. Schwarzburg), welche deswegen auch die Albertinische heißt, folgten 1605 seine Söhne Karl Günther (gest. 1630) und Ludwig Günther I. (gest. 1646), der seinen einzigen Sohn Albert Anton (gest. 1710) zum Nachfolger hatte. Dessen Sohn, Ludwig Friedrich I. (gest. 1718), nahm die dem Vater bereits zugedachte, aber von diesem für seine Person abgelehnte Fürstenwürde an, nicht ohne heftigen Widerspruch Kursachsens. Erst unter Ludwig Friedrich's Sohn und Nachfolger Friedrich Anton wurden diese Streitigkeiten durch den Receß von 1719 beigelegt, desgleichen 1738 die Irrungen mit Kurbraunschweig, sodaß endlich 30. Mai 1754 der Fürst Johann Friedrich seinen Sitz im Fürstencollegium zu Regensburg nehmen konnte. Als letzterer 1767 kinderlos starb, ging die Regierung auf dessen Vatersbruder, den hochbejahrten Ludwig Günther II. über, dem 1790 der Sohn Friedrich Karl und diesem 1793 der Sohn Ludwig Friedrich II. folgte. Letzterer, ein aufgeklärter Fürst, war rastlos bemüht, das Wohl und die Bildung seines Ländchens zu fördern, sah aber seine Bestrebungen durch die Zeitverhältnisse, namentlich durch die Kriegswirren von 1806 gehemmt. Er starb, nachdem er noch dem Rheinbunde zugetreten, 28. April 1807 und hinterließ das Land seinem unmündigen Sohne (Friedrich) Günther (s. d.), für den die Mutter, Karoline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (gest. 20. Juni 1854), als Obervormünderin die Regierung führte. Nachdem der junge Fürst 1814 die Regierung selbst übernommen und Mitglied des Deutschen Bundes geworden, wurden 1816 die Lehnsverhältnisse mit Preußen, an welches alle Rechte der Krone Sachsen gegen das schwarzb. Haus durch Beschluß des Wiener Congresses übergegangen waren, dann 1823 mit Sachsen-Gotha, 1825 mit Sachsen-Koburg durch Abtretungen und Austauschungen von Gebietstheilen geordnet und aufgehoben. Außerdem verlieh der Fürst 2. Jan. 1816 dem Lande eine Verfassung, wonach eine aus 18 Mitgliedern bestehende, in gleicher Zahl aus dem Adel, dem Bürger- und Bauernstande durch Wahl hervorgehende Versammlung von sechs zu sechs Jahren das Wohl des Landes berathen sollte. Doch verzögerte sich die wirkliche Berufung bis zum J. 1821. Unter Mitwirkung dieser Stände kam im Laufe der Jahre eine Reihe fördernder Gesetze und Einrichtungen, unter anderm treffliche Landstraßen zu Stande, und die Verhältnisse des Landes gestalteten sich befriedigend. Dennoch ward auch S. in die Bewegung des J. 1848 heftig

hineingerissen, wozu die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse des innern Thüringen wesentlich beitrugen. Am 10. März 1848 wurde dem Fürsten aus der Residenz eine Petition überreicht, die außer den allgemeinen deutschen Forderungen verlangte: Volksbewaffnung, Geschworenengericht, neue Verfassung mit verantwortlichen Ministern, billige Ablösung der Feudallasten (Fronen, Triften, Schutz- und Lehngelder), allgemeine Grundsteuer, Minderung der Salzsteuer, des Holzpreises, des Wildstandes u. s. w. Der Fürst Günther genehmigte diese Gesuche, denen jedoch bald Forderungen folgten, deren Erfüllung zum Theil unmöglich war. Die Excesse, zu denen die aufgeregte Menge hier und da überging, wurden zwar durch Militär und Bürgerwehr gedämpft, erneuerten sich aber, sodaß später Reichstruppen ins Land rückten. Nachdem mit den alten Ständen ein erweitertes Wahlgesetz vereinbart worden, trat 17. Oct. 1848 ein neuer Landtag zusammen, welcher die Reformen berathen sollte, aber von heftigen Parteiwirren bewegt ward. Inzwischen hatte die Regierung mit den übrigen thüring. Staaten eine Gemeindeordnung, eine Gerichtsorganisation (mit Geschworenengericht) u. s. w. vereinbart, welche Gesetze der Landtag 1850 genehmigte, desgleichen ein neues Grundsteuergesetz. Die neue Verfassung des Fürstenthums kam jedoch erst Anfang 1854 zu Stande und wurde 21. März vom Fürsten vollzogen. Hiernach ist der Fürst in Gesetzgebung, Verwilligung und Verwendung der Steuern an die Mitwirkung des Landtags gebunden, der überdies das Petitions- und Beschwerderecht übt und dem die Minister verantwortlich sind. Derselbe besteht aus 16 Abgeordneten, von denen 3 die großen Grundbesitzer, 5 die größern, 8 die kleinern Städte und Landgemeinden und zwar auf sechs Jahre wählen. Das Kammervermögen ist Fideicommiß des Fürsten und dient zur Unterhaltung des Hofs. Die Civilliste ward schon früher auf 100000 Fl. und 38647 Fl. Apanagen festgesetzt. Der neue Landtag bewies sich der fürstl. Regierung sehr geneigt, beseitigte alle Gesetze von 1848, die der fürstl. Gewalt ungünstig waren, und führte auch die Todesstrafe wieder ein. Bei der guten Finanzlage des Landes setzte der Landtag von 1858 die Einkommensteuer auf die Hälfte herab. In demselben Jahre wurde die Organisation der Behörden, wie sie bis 1850 bestanden, wieder eingeführt, die Trennung von Justiz und Verwaltung wieder aufgehoben, die Wahl der Gemeindebehörden an die Bestätigung der Regierung gebunden und den Gutsherren die Ortspolizei zurückgegeben. Durch Gesetz vom 8. April 1864 erhielt das Land eine auf dem Princip der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung, und ein Gesetz vom 1. Oct. desselben Jahres führte das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ein. Nachdem die fürstl. Regierung bei dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni 1866 mit der 15. Curie gegen den österr. Antrag auf Mobilmachung gestimmt, trat sie 29. Juni aus dem Deutschen Bunde und erklärte sich für Preußen und den von diesem in Aussicht genommenen Norddeutschen Bund. Fürst Günther starb 28. Juni 1867, und es folgte ihm in der Regierung sein Bruder Fürst Albert (geb. 30. April 1798). Vgl. Sigismund, «Landeskunde des Fürstenthums S.» (Thl. 1 u. 2, Rudolst. 1862—63).

Schwarzburg-Sondershausen, ein deutsches souveränes Fürstenthum in Thüringen, besteht, wie Schwarzburg-Rudolstadt, ebenfalls aus zwei getrenntliegenden Theilen, der größern Unterherrschaft (9,43 Q.-M.) mit der Residenz Sondershausen (s. d.) und der kleinern Oberherrschaft (6,20 Q.-M.), mit Arnstadt (s. d.), der bedeutendsten Stadt des Landes. Das Gesammtareal des Fürstenthums berechnet sich auf 15,63 Q.-M. 1864 zählte man 66189 E., wovon 37540 auf die Unter-, 28649 auf die Oberherrschaft entfielen. Die Bevölkerung gehört der evang.-luth. Kirche an, mit Ausnahme (1864) von 101 Katholiken und 174 Juden. An Wohnplätzen zählt das Fürstenthum 5 Städte, 7 Stadt- und Marktflecken und 81 Dörfer. In der Unterherrschaft überwiegt das Ackerland, in der Oberherrschaft die Forst- und Wiesencultur. In jener sind 33778 Hektaren Ackerland (65,25 Proc. der Gesammtfläche), 730 Hektaren Wiesen (1,41 Proc.) und 12239 Hektaren Forsten (23,64 Proc.) vorhanden, während sich in der Oberherrschaft diese Ziffern auf 15044 (43,34 Proc.), 3374 (9,84 Proc.) und 13440 (39,17 Proc.) stellen. In der Unterherrschaft bildet der Ackerbau die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung, in der Oberherrschaft ist jedoch auch die industrielle Thätigkeit beachtenswerth. Der Viehstand betrug 1864 in der Unterherrschaft 3431 Pferde, 12845 Rinder, 77742 Schafe, 17257 Schweine, in der Oberherrschaft dagegen 818 Pferde, 8197 Rinder, 22223 Schafe, 7829 Schweine. Vom Gesammtareal der Waldungen (100582 preuß. Morgen) gehören der Landesherrschaft allein 63012 Morgen. Obst- und Gartenbau wird besonders um Arnstadt betrieben. Die Bergbauproduction ist unbedeutend; man findet Braunkohlen (zu Bendeleben) im jährlichen Geldwerth von 7800 Thlrn.; in der Oberherrschaft Eisenerze (1000 Thlr.) und Manganerze (8500 Thlr.). Die 1849 von einer Actiengesellschaft begründete Saline Arnshalle bei Arn-

stadt lieferte 1861—65 im Durchschnitt jährlich 3446 Ctr. Salz. Von der Bevölkerung sind in der Oberherrschaft 19,93 Proc. mit Land- und Forstwirthschaft, 43,38 Proc. mit Industrie und 4,60 Proc. mit Handel, in der Unterherrschaft 28,48 Proc. mit Land- und Forstwirthschaft, 30,42 mit Industrie und 4,10 Proc. mit Handel beschäftigt. Die gewerbfleißigsten Orte sind Arnstadt, Sondershausen und Greußen. Von den für den Großhandel arbeitenden Gewerbsanstalten sind hervorzuheben: 3 Streich- und Halbwollgarnspinnereien (Arnstadt), 3 Fabriken für Strumpfwaaren (Bezirk Sondershausen), 5 Eisenwerke (Bezirk Gehren), 5 Maschinenfabriken (Arnstadt), 2 Glashütten (Bezirk Gehren); ferner Fabriken für Zündwaaren (19), Porzellan (3) und Steingut (1), Leim (3), Schachteln und andere Holzwaaren (34), Papier (3), Lederwaaren (2), u. s. w., fast sämmtlich in der Oberherrschaft. Die Baumwoll- und Halbbaumwollweberei beschäftigt 263, die Leinweberei 392 Stühle, zum größten Theile in dem Bezirke Gehren (Leinweberei jedoch auch im Bezirke Ebeleben im Unterlande). Die Dampfkraft fand bisher nur in geringem Grade Anwendung. Brauereien waren 1865 in der Oberherrschaft 47, in der Unterherrschaft 25 im Betriebe, von denen 3 über 2000 Ctr. Malz jährlich verbrauchten. Branntweinbrennereien finden sich nur in der Oberherrschaft. Die Länge der Chausseen in der Oberherrschaft beträgt 25,4 M., in der Unterherrschaft 24,78 M. Die erstere ist neuerdings durch eine Zweigbahn (Dietendorf-Arnstadt) mit der Sächsisch-Thüringischen Bahn in Verbindung gesetzt; eine andere Bahn von Nordhausen über Sondershausen und Greußen nach Erfurt (1868 im Bau) durchschneidet die Unterherrschaft. Den Handel und Verkehr unterstützt die 1856 begründete Thüringer Bank zu Sondershausen.

Seit 1866 ist das Fürstenthum ein Glied des Norddeutschen Bundes. Früher hatte der Fürst als Mitglied des Deutschen Bundes in dem Engern Rathe mit Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg-Rudolstadt theil an der 15. Stimme, im Plenum eine eigene. Das Bundescontingent betrug mit Reserve 826 Mann. In den Bundesrath des Norddeutschen Bundes sendet das Fürstenthum einen Bevollmächtigten, auf den Reichstag einen Abgeordneten. Der Matricularbeitrag für 1868 betrug: 11778 Thlr. Nach dem Landesgrundgesetze vom 8. Juli 1857 besteht der Landtag aus 15 Vertretern: aus 5 lebenslänglich ernannten Mitgliedern, 5 Abgeordneten der Höchstbesteuerten und 5 Abgeordneten aus allgemeinen Wahlen. Die Wahl erfolgt jedesmal auf eine Finanzperiode von vier Jahren. Der Präsident des Landtags und zwei von dem letztern aus seiner Mitte gewählte Mitglieder bilden den stehenden Landtagsausschuß. Zur Herstellung, Aufhebung oder Veränderung eines Gesetzes ist die Uebereinstimmung des Landtags und des Fürsten nöthig. Der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung. Zur Contrahirung von Anlehen oder Veräußerung von Domänen ist die Zustimmung des Landtags erforderlich. Demselben steht auch das Recht zu, die Verwendung der Staatseinkünfte zu controliren sowie Anklage gegen die verantwortlichen Mitglieder des Ministeriums zu erheben. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte hat das Ministerium, welches in fünf Abtheilungen zerfällt: 1) für die Angelegenheiten des fürstl. Hauses und auswärtige Beziehungen; 2) für die innere Verwaltung; 3) für Finanzen; 4) für Kirchen- und Schulsachen; 5) für die Justiz. Unter dem Ministerium stehen die Landräthe (in den vier Bezirken Arnstadt, Gehren, Sondershausen und Ebeleben), denen die innere und Polizeiverwaltung, die Verwaltung der Domänen und der Bergsachen obliegt, ferner das Consistorium, die vier Bezirkskassen, die Staatshauptkasse, zwei Forstämter und die Ablösungscommissionen in Sondershausen und Arnstadt. Oberste Gerichtsinstanz ist das Oberappellationsgericht in Jena, zweite Instanz das Appellationsgericht zu Eisenach. Kreisgerichte bestehen in Sondershausen und Arnstadt, unter diesen sechs Justizämter. Unterrichtsanstalten sind im Fürstenthum vorhanden: zwei Gymnasien und zwei Realschulen in Sondershausen und Arnstadt, eine höhere Töchterschule in Sondershausen, ein Schullehrerseminar ebendaselbst und 118 Volksschulen. Nach dem Staatshaushaltsetat für die Finanzperiode von 1864—67 beträgt die jährliche Einnahme 628548 Thlr. (davon 72800 Thlr. directe Steuern, 111285 indirecte, 61250 Gebühren, 227813 Ertrag der Forsten, 119092 Ertrag der Domänen u. s. w.). Die jährliche Ausgabe beläuft sich auf 611354 Thlr. (darunter 155120 Thlr. Civilliste, 37582 Thlr. für Cultus und Unterricht u. s. w.). Die Staatsschuld hatte 1. Jan. 1864 die Höhe von 1,506200 Thlrn. Am 1. Oct. 1867 übernahm Preußen vertragsmäßig die Militärverwaltung des Landes. Die schwarzb.-sondershauf. Truppen bilden seitdem einen Theil des 7. thüring. Infanterieregiments Nr. 96. Als Garnison steht im Lande das 1. Bataillon des 71. preuß. Infanterieregiments. Vgl. Apfelstedt, «Heimatskunde für die Bewohner des Fürstenthums S.» (3 Hefte, Sondersh. 1854—57).

Dem Begründer der Linie S. (s. Schwarzburg), Joh. Günther, folgten 1586 in der

Regierung seine vier minderjährigen Söhne: Christian Günther I., Günther XLII., Anton Heinrich und Joh. Günther II. Da die drei letztern keine männlichen Erben hinterließen, so kamen 1642 Christian Günther's I. drei Söhne: Christian Günther II. zu Arnstadt, Ant. Günther zu Sondershausen und Ludw. Günther II. zu Ebeleben, zur Regierung. Der erstere starb 1666, und ihm folgte sein Sohn Christian Günther, der 1669 starb, worauf Arnstadt an Ebeleben fiel. Auch die dritte Linie starb mit Ludw. Günther II. 1681 aus. Ant. Günther war 1688 gestorben, und ihm folgten seine Söhne Christian Wilhelm zu Sondershausen und Ant. Günther II. zu Arnstadt, welcher letztere 1716 ohne Kinder starb. Christian Wilhelm hatte 1697 die reichsfürstl. Würde erhalten, wogegen aber Kursachsen und Sachsen-Weimar Widerspruch erhoben, und starb 1721. Ihm folgte sein Sohn Günther, unter welchem 1731 mit Schwarzburg-Rudolstadt ein Vertrag zu Stande kam, der die Unzertrennlichkeit des Landes und in der Erbfolge das Recht der Erstgeburt festsetzte. Auf Günther folgte 1740 dessen Bruder Heinrich, der 1754 in das Reichsfürstencollegium eintrat und 1758 ebenfalls ohne Nachkommenschaft starb, worauf des jüngern Bruders August Sohn, Christian Günther, zur Regierung gelangte, dem später das Große Comitiv verliehen wurde, vermöge dessen er das Recht erhielt, in den Adelstand zu erheben, Notare und Doctoren zu creiren und uneheliche Kinder zu legitimiren. Sein Sohn und Nachfolger, Günther Friedrich Karl I., seit 1794, der 1807 dem Rheinischen und 1815 dem Deutschen Bunde beitrat, gab 1831 dem Lande eine ständische Verfassung, die aber niemals ins Leben trat, weil die Stände der Obern Herrschaft Protest einlegten. In der Erziehung vernachlässigt, ein großer Freund von Jagd, Theater und Tabackrauchen, überließ er die Regierung seinen Geheimräthen, wodurch Unordnung und Unzufriedenheit entstand. Der Fürst entsagte darüber 19. Aug. 1835 der Regierung zu Gunsten seines Sohnes und starb 22. April 1837. Sein Sohn Günther Friedrich Karl (s. d.) begann nun eine Reihe wesentlicher Reformen. Das Geheimrathscollegium wurde neu constituirt, eine ständische Verfassung versprochen, das Unterrichts- und Schulwesen zweckmäßig geordnet, die Polizei organisirt und zur Tilgung der Kammerschulden eine Amortisationskasse begründet. Außerdem entstanden neue Chausseen, und es erfolgte auch eine allgemeine Verbesserung der Rechtspflege sowie Herstellung einer bessern Verwaltung und Cultur der Forsten. Endlich erschien das Verfassungsgesetz vom 24. Sept. 1841, dem aber erst 7. Sept. 1843 die Eröffnung des ersten Landtags und hiermit weitere erfolgreiche Umgestaltungen folgten. Namentlich ward die Verwaltung von der Justiz geschieden und vereinfacht, den Justizämtern die Jurisdiction entzogen und nur die Leitung der Processe übertragen, während erstere mit der Criminaljustiz auf die neuerrichteten Landgerichte zu Sondershausen und Arnstadt überging. 1848 fanden auch in S. Unruhen statt, infolge deren im Herbst die Obere Herrschaft von sächs., die Untere von reuß. Militär besetzt wurde, während das eigene Militär nebst dem rudolstädtischen zur Besetzung der reuß. Lande ausmarschirte. Die hauptsächlichsten Umänderungen in der Gesetzgebung traten mit dem 1. Juli 1850 in Kraft. Unter diesen Gesetzen ist zu erwähnen das Verfassungsgesetz vom 12. Dec. 1849, durch welches die Todesstrafe, die Familienfideicommisse, mit Ausnahme des fürstlichen, der Lehnsverband, das Jagdrecht auf fremdem Boden, die Vermögensconfiscation, der privilegirte Gerichtsstand, Ausnahmegerichte u. s. w. aufgehoben, dagegen Preßfreiheit, Petitions- und Versammlungsrecht, Auswanderungsfreiheit, Gleichheit der Besteuerung, Contrasignatur, directe Wahlen, Anklageproceß in Strafsachen u. s. w. eingeführt oder in Aussicht gestellt wurden. Durch das Gesetz über die Civilliste vom 18. März 1850 übernahm der Staat die Verwaltung der Kammergüter, während der Fürst eine jährliche Civilliste von 150000 Thlrn. erhielt. Es erschienen ferner 1850 Gesetze über den Civilstaatsdienst, über Ablösung der Reallasten, Weiderechte und Einrichtung einer Landrentenbank, eine freisinnige Gemeinde- und eine Bezirksordnung, ein Gesetz über eine Einkommen- und eine Grundsteuer für die bisher steuerfreien Grundstücke. Ein Gesetz vom 3. April 1850 ordnete die künftige Einrichtung der Rechtspflege und gab den Justizämtern die volle Jurisdiction zurück. Durch das Gesetz vom 25. März 1850 ward ein dem königl. sächsischen in den Grundzügen analoges Strafgesetzbuch und eine Strafproceßordnung eingeführt, die das Bedürfniß nach öffentlichem und mündlichem Verfahren befriedigte, während zugleich der mit Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt über Bildung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichts und zweier gemeinschaftlicher Kreisgerichte abgeschlossene Staatsvertrag die Einführung der Geschworenengerichte ermöglichte. Bereits durch den Staatsvertrag vom 13. Dec. 1849 hatten sich die beiden schwarzb. Fürstenthümer an das Oberappellationsgericht zu Jena angeschlossen. Viele dieser Gesetze, die das Rechts- und Staatsleben reformirten, haben jedoch in den Jahren der deutschen Reaction

Wiederabschaffung oder Umwandlung erfahren. Die Verfassungsgesetze erlitten seit 1852 mehrfache Modificationen. Ein Klassensteuergesetz vom 8. Jan. 1853 belastete namentlich die Aermern und den Grundbesitz und hatte die Zunahme der Auswanderung zur Folge. Der im Nov. desselben Jahres berufene Landtag änderte jenes Steuergesetz sowie auch die Verfassungsgesetze und die Gemeindeordnung. Außerdem brachte derselbe wichtige Gesetze über Ablösung der Servituten, Gemeinheitstheilung, Zusammenlegung der Grundstücke u. s. w. zu Stande. Auch erfolgte die Rückgabe der Jagd in den Dominialforsten an den Fürsten. Der in den letzten Monaten des J. 1855 versammelte Budgetlandtag berieth unter anderm den Entwurf zu einem neuen Wahlgesetze, wonach dann 12. Juni 1857 ein neuer Landtag zusammentrat, welcher sich den Absichten der Regierung sehr günstig zeigte. Aus seinen Berathungen gingen hervor ein neues Landesgrundgesetz, eine neue Städte- und Landgemeindeordnung, eine neue Bezirksordnung, die Wiederherstellung der Todesstrafe und des christl. Eides, die Erklärung der luth. Kirche zur Landeskirche, die Wiederherstellung der frühern Jagdgesetze, ein Gesetz über Classification der Staatsdiener, eine neue Organisation des Kirchen- und Schulwesens, welche die Schule der Kirche unterstellte. Der Landtag von 1859 bewilligte aus dem steigenden Domänenertrage die Erhöhung der fürstl. Civilliste um 30000 Thlr. (im ganzen auf 150000 Thlr.) und die Verwendung der Finanzüberschüsse zu Meliorationen verschiedener Art. Das Staatsdienergesetz wurde, namentlich in Hinsicht auf Entlassung der Beamten, verschärft, desgleichen eine Petition der Rittergutsbesitzer auf Entschädigung wegen Wegfall der Grundsteuerfreiheit befürwortet. Es erfolgte hierauf Ende 1861 die Publication eines Gesetzes, welches als Entschädigung den 20fachen Betrag der auferlegten Grundsteuer (in 3procentigen Staatsschuldverschreibungen) gewährte. Von den neuern legislativen Acten waren für das Land von besonderer Wichtigkeit die Einführung des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs und die freisinnige Gewerbeordnung vom 14. Nov. 1865. Bei der Abstimmung am Bundestage 14. Juni 1866 erklärte sich die fürstl. Regierung mit der 15. Curie gegen den österr. Mobilisirungsantrag, trat hierauf 25. Juni aus dem Deutschen Bunde und schloß sich dem Bündnisse mit Preußen und infolge dessen dem Norddeutschen Bunde an.

Schwarzdorn, s. Schlehe.

Schwarzes Bret heißt die auf deutschen Universitäten in irgendeinem öffentlichen Gebäude befestigte Tafel, wo alle die Studirenden betreffenden Bekanntmachungen über Vorlesungen, Promotionen, Examina, Stipendien, Relegationen u. s. w. angeheftet werden.

Schwarze Kunst, s. Magie.

Schwarzes Meer, bei den Alten Pontus Euxinus (engl. Black Sea, franz. Mer Noire, bei den Neugriechen Mavri Thalassa, bei den Russen Tschernoje More, bei den Türken Kara Deniz), ein Binnenmeer, welches zwischen Europa und Asien liegt, im W. an die europ. Türkei, im N. an Südrußland, im O. an die russ. Statthalterschaft des Kaukasus, im S. an die türk. Provinz Natolien (Kleinasien) grenzt, steht im SW. durch den Bosporus (s. d.), weiterhin durch das Marmarameer (s. d.) oder die Propontis und die Straße der Dardanellen (s. d.) oder den Hellespontus mit dem Mittelländischen, und zwar zunächst mit dem Aegäischen Meere in Verbindung. Im NO. ist es durch die Straße von Kertsch mit dem Asowschen Meere (Palus Maeotis) verbunden. Die Größe des Schwarzen Meeres, das nicht als Theil des Mittelmeeres angesehen werden kann, beträgt (nach Smyth), ohne das Asowsche Meer (s. d.), 7500 Q.-M. (nach Engelhardt 7860). Die größte Länge von Westen gegen Osten ist 158 M., die größte Breite 82½ M., die geringste (zwischen der Südspitze der Krim und dem Cap Kerembe) 37 M. Das Meer ist durchweg tief und klippenfrei. Die gemessene Tiefe beträgt zwischen dem Bosporus 40—800, ja bis 1070 engl. Faden; an vielen Stellen erreicht das Senkblei den Grund nicht. Wegen seines geringen Umfangs und der ihm zugehenden großen Ströme (Donau, Dnjestr, Dnjepr und Don), sowie der vielen kleinern, aber immerhin wasserreichen Flüsse, die ihm zusammen den atmosphärischen Niederschlag von 45000 Q.-M. (Europa 32000, Asien 13000) zuführen, ist sein Wasser süßer als das des Mittelmeeres. Ebbe und Flut sind nicht bemerkbar. Seine Gefahren für die Schiffahrt theilt das Schwarze Meer mit allen eingeschlossenen Meeren; einige besondere, durch die geogr. Lage bedingte Schwierigkeiten sind für Dampfschiffe nicht unübersteiglich. Die Hauptströmung wälzt sich gegen den Bosporus, dringt durch die Dardanellenstraße und vermischt ihre Gewässer mit denen des Aegäischen Meeres, in welchem sie, nachdem sie ihren Lauf noch ungefähr 9 M. fortgesetzt, gänzlich verschwindet. Diese Strömung, deren Geschwindigkeit am Eingange des Bosporus bei ruhigem Wetter 1½ Knoten beträgt, nimmt bei starken Brisen eine Schnelle von 3½—4 Knoten an und erfordert beim

Einlaufen in jene Meerenge besondere Aufmerksamkeit. Auf demselben Wege dringt aber auch eine submarine Strömung aus dem Mittelmeer ein, wodurch es sich erklärt, daß das Schwarze Meer, trotz der Masse des ihm zugeführten Süßwassers, überhaupt noch Salzgehalt hat. Die mittlere Jahrestemperatur des Schwarzen Meeres ist 11° R. (die des Mittelmeeres 15,7°). Doch zeigt sich an seinen Gestaden das Klima nicht überall so mild, wie es seine südl. Lage zwischen 41 und 46½° der Breite erwarten läßt, und es gehört zu den vielen Eigenthümlichkeiten desselben auch das Gefrieren, wovon 18 Beispiele bekannt sind. Die Südküste der Halbinsel Krim (s. d.), die kleinasiatischen und kaukasischen Gestade sind von hohen Bergen begrenzt und gewähren, wie zum Theil auch Bulgarien und Rumelien, gute Ankerplätze. Das Donaudelta und das ganze Küstengebiet zwischen demselben und dem nördl. Theile der Krim haben eine nur geringe Höhe. Die umgebenden Gebirge rufen auf dem Schwarzen Meere zahlreiche und wechselvolle Luftströmungen hervor, welche nicht selten heftige Stürme veranlassen, die aber gewöhnlich nicht über 12 St. anhalten. Ihre Furchtbarkeit sowie die Strenge des Klimas ist indeß früher sehr übertrieben worden. Zu den Stürmen gesellen sich namentlich in den Wintermonaten gefährliche Nebel, die den Horizont bei Tage in Dunkel hüllen und dem Meere die Bezeichnung des «schwarzen» verschafft haben, welcher Name schon um 1225 bei den Mongolen und Tataren, seit dem 13. Jahrh. bei den Venetianern und Genuesen vorkommt. Im frühen Alterthum hieß das Meer infolge der Schilderungen des Argonautenzugs Pontos axenos, d. i. ungastliches Meer. Nachdem sich aber die Griechen durch Handelsfahrten und zahlreiche Colonien die Gestade dieses Meeres erschlossen, wurde der Name in Pontos euxeinos, d. i. gastliches Meer, verwandelt. Infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (seit 1453) sahen sich die europ. Nationen von dem Schwarzen Meere wieder ausgeschlossen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Meer dem Handel aufs neue geöffnet, während Verträge den Kriegsschiffen den Eingang versagten. Da die Handelsschiffe fast ausschließlich die Nordseite (Odessa), die ungefündeste und gefährlichste, besuchten, so verfiel das Meer wieder in seinen alten schlimmen Ruf. Die Anwesenheit der engl. und franz. Flotten im Orientkrieg gestatteten erst, genauere Forschungen anzustellen, deren Resultate die frühern Uebertreibungen widerlegten. Zugleich eröffnete der Ausgang dieses Kriegs den beinahe zum russ. Binnenmeer gewordenen Pontus den Flaggen aller Nationen. Die wichtigsten Küstenpunkte sind außer Konstantinopel: Burgas, Varna, Baltschik, Küstendsche, Sulina, Akjerman, Odessa, Nikolajew, Cherson, Eupatoria, Sewastopol, Balaklawa, Kaffa oder Feodosia und Kertsch; an der kaukas. Küste Anapa, Suchumkalé und Poti; in Kleinasien Batum, Trapezunt, Samsun (Amisus), Sinub oder Sinope, Beuder-Eregli (Heraklea der Alten). Die einzige Insel des Meeres ist die kleine Schlangeninsel (türk. Ilan Adassi, neugriech. Phidonisi, bei den Alten Insel des Achilles oder Leuke, d. i. die Weiße), 5½ M. östlich von der Sulina-Mündung der Donau, 1831 von den Russen mit einem Leuchtthurm versehen, 1856 im Pariser Frieden an die Türkei abgetreten. Früher wurde der Handelsverkehr mit den Küstenplätzen nur durch Schiffe unterhalten, am lebhaftesten mit Odessa und Trapezunt, dann nach dem Orientkrieg auch mit Küstendsche und Sulina. Neuerdings sind einige Plätze auch durch Eisenbahnen mit den Hinterlanden in Verbindung getreten, seit 1860 Küstendsche mit Tschernawoda an der Donau, seit 1865 Odessa mit Batta, seit 1866 Varna (über Schumla) mit Rustschuk. Ist erst das pontische Gestade mit dem Innern und Norden Rußlands, mit der Ostsee und Centraleuropa durch Schienenwege in Verbindung gesetzt, so wird das Schwarze Meer wieder in das Bereich des Welthandels hineingezogen werden, der hier den Venetianern und Genuesen einst so großen Gewinn brachte; dann dürfte aber auch Rußland wieder eine imponirende Stellung auf demselben einnehmen. Eine (1868) in Bau begriffene Eisenbahn von Baku über Tiflis nach Poti wird auch die Verbindung mit dem Kaspischen Meere herstellen und im Verein mit den ebenfalls von Tiflis nach Täbris zu bauenden Bahnstrecken den pers. Handel, dessen Schlüssel bisher Trapezunt war, nach Poti ziehen, wo jetzt großartige Hafenbauten im Werke sind. Vgl. Dureau de la Malle, «Géographie physique de la Mer Noire» (Par. 1807); Preller, «Ueber die Bedeutung des Schwarzen Meeres für Handel und Verkehr der Alten Welt» (Dorpat 1842); Taibout de Marigny, «Hydrographie do la Mer Noire» (Triest 1856).

Schwarzer Prinz, s. Eduard (Prinz von Wales).

Schwarzer Tod hießen im Mittelalter verschiedene Krankheiten, bei welchen der Körper oder einzelne Theile desselben eine schwärzliche Farbe annahmen, so z. B. die Schwarzen Blattern, vor allen aber die orient. Pest. Von dem Schwarzen Tode, welcher von 1348—50 Asien, Nordafrika und Europa verheerte und in diesen drei Jahren in Europa allein 25 Mill.

Menschen hinwegraffte, ist mit Sicherheit erwiesen, daß er nichts anderes war als die Pest. Wahrscheinlich ist, daß bei dieser Seuche Lungenbrand häufig auftrat.

Schwarzenberg, ein altes fränk., jetzt fürstl. Geschlecht, das mit den nachmaligen Grafen von Seinsheim einerlei Stammes ist. Erkinger von Seinsheim, 1417 vom Kaiser Sigismund in den Freiherrenstand erhoben, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Franken, nach der er sich nannte. 1429 erhielt er auf Grund derselben Sitz und Stimme in dem fränk. Grafencollegium. Er starb 1437, und seine beiden Söhne theilten das Haus in die bairische und die fränkische Linie. Jene, welcher der Freiherr Johann zu Schwarzenberg (s. d.) angehörte, erlosch 1646 und ihre Besitzungen fielen an die fränk. Linie. Zu letzterer gehörte Adolf Freiherr von S., welcher wegen seiner im Türkenkriege als kaiserl. General bewiesenen Tapferkeit 1599 vom Kaiser Rudolf II. die reichsgräfl. Würde erhielt, aber schon 1600 blieb. Sein Sohn war Graf Adam zu Schwarzenberg (s. d.). Des letztern Sohn, Johann Adolf von S., wurde vom Kaiser Leopold I. 1670 für sich und den jedesmaligen Senior des Hauses in den Reichsfürstenstand und seine Grafschaft Schwarzenberg zur gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben, worauf er 1674 Sitz und eine Virilstimme im Fürstencollegium erhielt. Der Enkel des letztern, Adam Franz von S., ererbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seitdem der jedesmalige regierende Aelteste führt. Auch war er zugleich gefürsteter Graf von Klettgau in Schwaben. Von Kaiser Karl VI. wurde er 1732 auf der Jagd aus Versehen erschossen. Kaiser Franz I. erstreckte 1746 den Reichsfürstenstand auf alle Mitglieder des Hauses. Durch die Rheinbundsacte wurden Schwarzenberg und die Landgrafschaft Klettgau mediatisirt, welche letztere der Fürst von S. 1813 an Baden verkaufte. Seit 1703 ist das Haus in zwei Majorate getheilt. Zu dem erstern Majorate gehören die Standesherrschaften Schwarzenberg und Hohenlandsberg (4,2 Q.-M.) und die Herrschaften Wilhelmsdorf und Marktbreit (zusammen 2 Q.-M.) unter bair. Oberhoheit; ferner in Oesterreich außer dem Herzogthum Krumau (mit der incorporirten Herrschaft Goldenkron und mehrern Gütern 21,6 Q.-M.) zahlreiche andere Besitzungen, besonders in Böhmen und Steiermark. Standesherr ist Fürst Johann Adolf S., geb. 22. Mai 1799, vermählt seit 1830 mit Eleonore, der Tochter des Fürsten Moritz von Liechtenstein. Er folgte seinem 19. Dec. 1833 verstorbenen Vater Joseph, Fürst von S., dessen Gemahlin Pauline, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, bei dem Brande des Ballsaals an dem Feste, das ihr Schwager, der Fürst Karl von S., in Paris zur Feier der Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luise gab, ihr Leben einbüßte. Sein nächstfolgender Bruder war der Fürst Felix von Schwarzenberg (s. d.). Der jüngste der Brüder ist Fürst Friedrich von S., geb. 6. April 1809, der 1. Febr. 1836 zum Fürst-Erzbischof von Salzburg, 24. Jan. 1842 zum Cardinalpriester und 13. Dec. 1849 zum Fürst-Erzbischof von Prag ernannt wurde, Mitglied des österr. Herrenhauses ist und sich als eifriger Vertreter der kirchlichen Interessen bekannt gemacht hat. — Das zweite von dem Fürsten Joseph von S. 1803 auf die Herrschaft Worlik und Klingenberg in Böhmen übertragene und seinem Bruder, dem Feldmarschall Karl Philipp, Fürsten von Schwarzenberg (s. d.), abgetretene Majorat begreift außerdem noch einige Herrschaften, darunter Mariathal, die nebst vier Gütern in Ungarn dem Feldmarschall 1814 vom Kaiser von Oesterreich als Belohnung geschenkt wurden. Der jetzige Majoratsherr ist Fürst Friedrich Karl von S., der Sohn des Feldmarschalls, geb. 30. Sept. 1800, der 1820 seinem Vater folgte. Er ist General-Feldwachtmeister, unverheirathet und hat ein sehr bewegtes Leben geführt. Als Manuscript ließ er drucken «Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechts» (4 Bde., Wien 1844—45; 2. Ausg. 1846). Seine Brüder sind: Fürst Karl Philipp von S., geb. 21. Jan. 1802, gest. 25. Juni 1858 als Feldzeugmeister, und Fürst Edmund von S., geb. 18. Nov. 1803, General der Cavalerie und Hauptmann der 1. Arcierenleibgarde.

Schwarzenberg (Johann, Freiherr zu), ausgezeichnet durch die Förderung deutscher Bildung im 16. Jahrh., aus der sog. Bairischen Linie seines Hauses, wurde 1463 geboren. Ausgestattet mit großer Körperkraft und Rüstigkeit, widmete er sich zwar dem Kriegsleben und wohnte den Heereszügen Maximilian's I. bei; doch, Höheres verfolgend, verließ er das Kriegshandwerk und wurde Hofmeister der Bischöfe von Bamberg. Den frühzeitigen Tod seiner Frau (1502) konnte er sein ganzes Leben hindurch nicht verschmerzen. Am bekanntesten hat er sich gemacht als Verfasser der «Bamberger Halsgerichtsordnung» von 1507, die die Grundlage der «Carolina» bildet. Allein gleichgroße Verdienste erwarb er sich für seine Zeit durch seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit, die der Verbreitung der Sittlichkeit und der der classischen

Schätze des Alterthums unter das Volk gewidmet war. So brachte er z. B. eine deutsche Bearbeitung des «Officien» des Cicero zu Stande. Wesentliche Dienste leistete er endlich der Verbreitung der Reformation, der er sich aus Ueberzeugung und von einem selbständigen Standpunkte aus anschloß. Er war Mitglied des unter Karl V. eingesetzten Reichsregiments, trug aber dann besonders als Rath Kastmir's und Georg's von Brandenburg zur Durchführung und Organisirung der Reformation in deren Landen bei. S. starb zu Nürnberg 1528. Vgl. Herrmann, «Johann, Freiherr zu S.» (Lpz. 1841).

Schwarzenberg (Adam, Graf zu), kurbrandenb. Geheimrath, die rechte Hand des Kurfürsten Georg Wilhelm, geb. 1587 aus der fränk. Linie, war früher in kaiserl. Kriegsdiensten und wurde dann Rath bei dem letzten Herzoge von Jülich, Johann Wilhelm (gest. 1609). Als solcher ward er vom Kaiser Rudolf II. in die Acht erklärt, weil er bei der Besitznahme von Jülich und Kleve durch Pfalz-Neuburg und Brandenburg den Einspruch des Kaisers nicht geachtet hatte, dagegen von Brandenburg 1610 zum Geheimrath ernannt. Von Kleve brachte ihn Georg Wilhelm, der als Kurprinz dort Statthalter gewesen war, bei seinem Regierungsantritt 1619 nach Brandenburg, wo er fortan auf den schwachen Kurfürsten den größten Einfluß übte. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden durch ihn geleitet. So schloß er mit Pfalz-Neuburg 1624 den Theilungsvertrag über jene Lande ab; auch ging er 1628 nach Wien, wo er für Brandenburg die günstigsten Zugeständnisse erhielt. Sein Plan 1626, daß Brandenburg eine Kriegsmacht wie Sachsen unterhalten und das Land gegen den Durchzug und das Einlagern fremder Heere schützen möchte, scheiterte an den Landständen, welche die Mittel versagten. Nachdem Gustav Adolf 1630 ein Bündniß des Kurfürsten mit Schweden erzwungen, wurde S., ohne seines Herrn Gunst zu verlieren, nach Kleve entfernt. Gustav hatte sich schon früher sehr hart über ihn ausgesprochen; jetzt ließ er des Grafen Privatbesitzungen mit Beschlag belegen. Erst nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 kam S. wieder nach Berlin und wurde Statthalter von Brandenburg. Er rieth zu dem Bündnisse mit Oesterreich, wodurch die schrecklichsten Kriegsdrangsale über Brandenburg kamen. Dieser diplomatische Fehlgriff und seine früher schon bewiesene Hinneigung zu Oesterreich haben ihm von seiten mehrerer Historiker sowie auch Friedrich's II. die Beschuldigung zugezogen, daß er das Vertrauen des schwachen Kurfürsten zum Nachtheile Brandenburgs für des Kaisers Absichten gemisbraucht habe. Doch hat Cosmar in seinen «Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenb. Geheimrath Grafen Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivalischen Quellen» (Berl. 1828) diese Ansicht nicht ohne Erfolg widerlegt. Dessenungeachtet dürfte S. noch nicht von jedem Verdachte der Untreue freizusprechen sein, und zwar um so weniger, da der Nachfolger Georg Wilhelm's, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, gewiß nicht ohne Grund ihm bald nach seinem Regierungsantritte seine Vollmachten abfordern und ihn 1641 verhaften ließ. Nur sein schon vier Tage hernach an einem Schlagflusse zu Spandau erfolgter Tod, 17. März 1641, entzog ihn einer weitern Untersuchung. Die Sage, daß der Kurfürst ihn habe enthaupten lassen, ist durch die auf Befehl Friedrich's II. 1777 veranstaltete Untersuchung des in der Garnisonkirche zu Spandau beerdigten Leichnams widerlegt worden.

Schwarzenberg (Karl Philipp, Fürst von), Herzog von Krumau, österr. Generalfeldmarschall, geb. 15. April 1771 zu Wien, zeichnete sich schon 1789 in dem Kriege gegen die Türken unter Lacy, dann in den Kriegen gegen Frankreich aus. In dem Feldzuge von 1793 commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen von Koburg und wurde Oberst. In der Schlacht von Château-Cambrésis 1794 warf er unter General Otto an der Spitze seines Reiterregiments, gefolgt von zwölf brit. Schwadronen, den Feind, dessen Infanterie vollständig aufgerollt wurde. Nach dem Siege bei Würzburg wurde er Generalmajor, 1799 Feldmarschalllieutenant. In der Schlacht von Hohenlinden rettete er sein Corps von der Gefangenschaft. In dem Kriege von 1805 befehligte S. eine Division unter dem General Mack. Bei Ulm commandirte er den rechten österr. Flügel. Nachdem alles verloren, schlug er sich unter dem Erzherzoge Ferdinand mit einigen Reiterregimentern durch und entkam glücklich nach Eger in Böhmen. Die Schlacht von Austerlitz wurde gegen seinen Rath vor der Ankunft der Verstärkungen geliefert. Nach dem Wunsche des Kaisers Alexander erhielt er 1808 die österr. Botschaft in Petersburg, wo seine Lage beim Ausbruche des Kriegs 1809 sehr schwierig war. S. verließ Petersburg, nahm an der Schlacht bei Wagram theil und befehligte auf dem Rückzuge die Nachhut bis Znaim. Damals wurde er General der Cavalerie. Nach dem Wiener Frieden leitete er als österr. Botschafter in Paris die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luise. Auf diesem Posten erwarb er sich, besonders nach dem gräßlichen

Brande des Ballsaals bei dem Feste, das er zur Feier der Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin gab, des Kaisers Vertrauen im höchsten Grade. Auf Napoleon's Verlangen erhielt er in dem russ. Feldzuge, zu welchem Oesterreich ein Hülfscorps zu stellen hatte, den Befehl über dasselbe. Dieses 30000 Mann starke Corps ging in den ersten Tagen des Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. die Position von Pinsk. Im Aug. erhielt S. von Napoleon den Oberbefehl auch über das siebente, aus Sachsen bestehende Corps und operirte auf dem rechten Flügel der gegen Moskau vordringenden Hauptarmee. Es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im Oct. mußte er sich jedoch vor der verstärkten russ. Armee unter Tschitschakow und Tormassow ins Großherzogthum Warschau zurückziehen, wo er sich, wahrscheinlich vermöge geheimer Instructionen, bis zum Febr. 1813 in der Position von Pultusk unthätig verhielt. In diesem Feldzuge hatte S. vom Kaiser Franz auf Napoleon's Wunsch den Marschallsstab erhalten. Im April 1813 war S. in Paris, wo er, wiewol vergeblich, den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln versuchte. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl über das sich in Böhmen versammelnde Beobachtungsheer, welchem im Aug., nach der Kriegserklärung Oesterreichs, sich ein Theil der preuß. und russ. Heere anschloß. S. wurde zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich bestimmten Armeen ernannt und übernahm damit eine unermeßlich schwierige Aufgabe. Seine erste Unternehmung gegen Dresden war nicht glücklich, die siegreiche Schlacht bei Kulm gegen Vandamme stellte aber das Vertrauen auf seine Operationen wieder her. S. schlug sodann Napoleon bei Leipzig und führte 1814 die verbündete Armee nach Frankreich, wo der Feldzug glücklich beendigt wurde. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba erhielt S. den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein, die Schlacht bei Waterloo ließ dieselbe aber nicht zu erheblicher Thätigkeit kommen. Nach Beendigung des Kriegs wurde er 1815 Präsident des Hofkriegsraths und mit mehrern Gütern in Ungarn beschenkt. Am 13. Jan. 1817 lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite, er starb auf einer Reise zur Cur 15. Oct. 1820 in Leipzig. Das Feldherrntalent S.'s ist häufig in Zweifel gezogen, namentlich sein Feldzug von 1814 scharf verurtheilt worden. Doch darf man nicht übersehen, wie sehr er durch polit. und persönliche Einflüsse in seiner Kriegführung gehemmt war. Seine Familie ließ ihm im Oct. 1838 einen Denkstein auf dem Schlachtfelde von Leipzig (bei Meusdorf) setzen. Vgl. Prokesch-Osten, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten S.» (Wien 1823).

Schwarzenberg (Fürst Felix Ludw. Joh. Friedr.), österr. Staatsmann, geb. 2. Oct. 1800 auf der Herrschaft Krumau in Böhmen, zweiter Sohn des 1833 verstorbenen Fürsten Joseph S., trat 1818 als Cadet in ein Kürassierregiment, avancirte bis zum Rittmeister und ging dann 1824 als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Zwei Jahre später wurde er mit Aufträgen nach London geschickt und schloß sich dort der außerordentlichen Mission nach Brasilien an (1827), an deren Spitze Baron Neumann stand. Nach seiner Rückkehr nach Europa war er bei verschiedenen österr. Gesandtschaften, namentlich in Paris und Berlin, und rückte zum Legationsrath und dann Geschäftsträger auf. 1838 erhielt er bei den Höfen von Turin und Parma einen eigenen Gesandtschaftsposten, welche Stellung er 1846 mit der gleichen Function beim neapolit. Hofe vertauschte. Hier entwickelte er eine große Energie, namentlich seitdem die ital. Bewegung auch Neapel ergriff. Als bei einem Volksauflaufe 26. März 1848 sein Hotel insultirt ward, forderte er Genugthuung, und als ihm diese nicht in verlangtem Maße gewährt ward, verließ er Neapel. Er ging nach Wien, um eine militärische Stellung zu suchen. Während seiner diplomatischen Laufbahn war sein militärisches Avancement nicht unterbrochen worden, und er hatte schon 1842 den Rang eines Generalmajors erlangt. Als solcher übernahm er jetzt eine Brigade unter Nugent in Oberitalien, zeichnete sich in den Schlachten bei Curtatone und Goito aus und ward noch vor dem Entscheidungskampfe bei Custozza zum Feldmarschallieutenant ernannt. Die innere Krisis des österr. Staats rief ihn jedoch in die Staatsverwaltung zurück. Nach Bewältigung des wiener Octoberaufstandes von 1848 ward S. 22. Nov. an die Spitze der neuen Verwaltung gerufen, in deren Wirken sich bald seine rastlose Thätigkeit und Energie fühlbar machte. Die Geschichte Oesterreichs (s. d.) in dieser Zeit ist vorzugsweise an seine Persönlichkeit geknüpft. Der Kampf erst gegen den in Frankfurt projectirten deutschen Bundesstaat, dann gegen die preuß.-deutsche Union, das Bündniß mit Rußland zur Unterdrückung des ungar. Aufstandes, die Umgestaltung Oesterreichs in einen Einheitsstaat, die Herstellung des österr. Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten, die Wiederberufung des Bundestags, die Bregenzer Allianz, die Execution in Hessen und Holstein und die Nöthigung Preußens, alle seine Positionen aufzugeben, das waren die bezeichnenden Momente der S.'schen

Politik. Doch gelang es ihm nicht, wie er wollte, auf den Dresdener Conferenzen eine Umgestaltung der Deutschen Bundesacte im österr. Interesse und den Eintritt von Gesammtösterreich in den Bund durchzusetzen. Dagegen verfolgte er mit Geschick den Plan einer nähern Zollverbindung Oesterreichs mit Deutschland. Die Schritte gegen Preußen in dieser Angelegenheit, die Berufung der Wiener Zollconferenz u. s. w. waren seine letzten Erfolge. Mitten in dieser Thätigkeit machte ein Schlaganfall 5. April 1852 seinem vielbewegten Leben ein Ende. Auch seine Gegner mußten einräumen, daß S. ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, ein kühner, hochstrebender und thatkräftiger Charakter war. Seit 1849 eng mit der russ. Politik verbunden, neigte er sich allmählich herüber zu einer nähern Befreundung mit den Westmächten, und Ludwig Napoleon und dessen Staatsstreich fanden von seiner Seite warmen Beifall. Die ihm näher standen, setzten voraus, er werde Oesterreich allmählich von der russ. Politik völlig trennen, und man legte ihm in dieser Hinsicht das Wort in den Mund: «Ich werde die Welt durch meinen Undank in Erstaunen setzen.» Eine rasch zugreifende, nicht selten schroffe Haltung war in der ziemlich soldatischen Politik S.'s namentlich gegen Preußen nicht zu verkennen; aber niemand konnte leugnen, daß er ein bestimmtes Ziel mit rastloser Thätigkeit verfolgte. Oesterreich als Einheitsstaat, militärisch-absolutistisch regiert, doch nicht ohne Hinneigung zu innern Reformen, das österr. Uebergewicht in Deutschland und Mitteleuropa vorherrschend, im Gegensatz zur Absperrung und zum Föderalismus des Metternich'schen Systems, Verschmelzung und Annäherung namentlich auch an Deutschland: dies waren die hervorstechenden Tendenzen seiner staatsmännischen Wirksamkeit. Vgl. Berger, «Leben des Fürsten Felix zu S.» (Lpz. 1852).

Schwarzkümmel, s. Nigella.

Schwarzkunst, s. Kupferstechkunst.

Schwarzwald (Abnoba oder Silva Marciana der Römer), ein Gebirge in Baden und Würtemberg, größerntheils zum erstern gehörig, läuft an der Westseite Schwabens in gleicher Linie mit dem Rheinstrome, nach dessen großer Biegung bei Basel und oft nur wenige Meilen von ihm entfernt, von Süden nach Norden hinab bis zur pforzheimer Stromporte der Enz, jenseit welcher das sog. Neckargebirge, ein flachwelliges Hügelland aus Muschelkalk von 12—1300 F. Mittelhöhe, schon seiner geognostischen Construction wegen nicht als Fortsetzung des S. und Verbindungsglied mit dem Odenwald angesehen werden darf. Etwa 21 M. lang, im Süden 10 M., im Norden kaum 6 M. breit, hat der S. eine keilförmige Gestalt, die breite abgerundete Seite gegen Süden, die Spitze nach Norden gekehrt, analog den jenseit der oberrhein. Ebene ihm parallel laufenden Vogesen (s. d.), mit denen er auch in andern Beziehungen auffallende Aehnlichkeit hat. Beide Gebirge nehmen von Süden gegen Norden, wie an Breite, so an Höhe ab; beide sind in ihren Haupttheilen massige Granit- und Gneisgebirge, von Porphyr durchsetzt; beide fallen steil in scharfmarkirten Linien zum Rheinthal, sanft dagegen nach der entgegengesetzten Seite ab; in beiden lehnt sich auf letzterer Seite die Trias formation (Buntsandstein) an, die, wie die spätere Juraformation auf der Rheinseite, nur in Bruchstücken auftritt; beide zeichnen sich durch die runde, gewölbte Form ihrer Kuppen (deutsch Belch oder Bolch, franz. Ballon), durch ihre pittoresken und von Industrie belebten Thäler, durch ihre engen, tiefen, steil abfallenden, hier und da mit kleinen Bergseen oder mit Mooren ausgefüllten Schluchten aus; in beiden endlich sind die Höhen bis an die obersten waldlosen Kuppen dicht mit Nadelholz bestanden, die untern Abhänge gegen das Rheinthal reichlich mit Weinpflanzungen bedeckt. Auf der Abendseite ergießen sich die im S. entspringenden Gewässer, wie der Wiesen, die Elz mit der Dreisam, die Kinzig, die Murg, die Enz und mit einem Umwege (den Odenwald durchbrechend) der Neckar, in den Rhein, auf der Morgenseite in die Donau, die gleichfalls hier ihren Ursprung hat. Das von Südsüdosten gegen Nordnordwesten gerichtete Thal der Kinzig durchschneidet das ganze Gebirge und theilt es in zwei geognostisch und orographisch verschiedene Haupttheile, das obere Gebirge im Süden, das untere im Norden. Der Obere Schwarzwald, ein aus Granit und Gneis gebildetes Massengebirge mit tiefen, in verschiedenster Richtung streichenden Thalspalten, erhebt sich auf der Süd- und Westseite wie eine steile Wand aus dem Rheinthal und erscheint von da aus in düsterer, imposanter Mächtigkeit; nach Osten und Südosten sanfter abgedacht, fließt es nach dieser Seite mit der Schwäbischen Alp zusammen. Die Mittelhöhe beträgt 2500—3000 F. Ein Hauptkamm tritt nirgends hervor, wol aber einzelne Berggruppen, durch enge, gewaltsam in das Gebirge eingerissene Thäler von Rheinzuflüssen voneinander geschieden. Die höchsten Gipfel sind nach Westen oder Südwesten vorgeschoben und liegen nicht auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, sondern westlich derselben. Den centralen Knoten und Kern des Gebirgs bildet die Gruppe

des Feldbergs, östlich von Freiburg, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, ein enges, von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal (Höllenthal) unweit Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen, sich befinden. Der wegen seiner Gebirgspanoramas besuchenswerthe Feldberg selbst ist 4601 par. F. hoch und nach der Riesenkoppe der höchste Berg des deutschen Mittelgebirgs. Vier Bergäste und sechs Thäler gehen von ihm aus, und die Hochseen des Waldes lagern um ihn: der kleine Federsee am Ostabhang (3400 F.), der Titisee (2015 F.) im Nordosten, der Schuchsee (2775 F.) im Südosten. Als die höchsten Kuppen liegen um den Feldberg: im Süden das Herzogshorn (4303 F.) und der Blößling (4001 F.); im Südosten Bärenhalde (4064 F.) und Hochrütti (3993 F.); im Norden der Todte Mann (4003 F.) und Rotheck (3699 F.); im Nordwesten über Freiburg der Erzkasten (3960 F.); im Westen der Hirschkopf (3898 F.) und Farnweide (3901 F.); im Südwesten der Belchen (4357) und über Badenweiler der Blauen (3591 F.). Im Nordosten des Feldbergs, jenseit einer 4025 F. hohen Kuppe, bildet die Albersbacher Höhe den höchsten Sattel des Gebirgs. Die Baumgrenze liegt in 4200, die Getreidegrenze in 3500 F. Seehöhe. Etwa 3 M. im Norden des Feldbergs erhebt sich abermals eine Gruppe von Hochgipfeln, der Kandel (3827), das Roßeck (3557 F.) u. s. w. In dem mehr plateauartigen Untern Schwarzwald bildet der Buntsandstein die Hauptmasse. Hier erheben sich der Hochkopf (3169 F.), die Hornisgrinde mit dem grundlosen, 3207 F. hoch gelegenen Mummelsee, der Katzenkopf (3350 F.) mit dem Grenzstein zwischen Baden und Wirtemberg, der Roßbühl und die Uebergangshöhe des Kniebis (2995 F.). Völlig vom S. getrennt ist die Bergmasse des Kaiserstuhls (s. d.). Außer den genannten Steinarten finden sich im S. Eisen und einige andere Metalle, ohne jedoch einen bedeutenden Bergbau- und Hüttenbetrieb zu begründen. Sehr zahlreich sind die Mineralquellen, berühmt die Bäder von Baden und Wildbad, besucht auch Badenweiler, Rippoldsau, die Kniebisbäder Petersthal, Griesbach, Freiersbach, Antogast, Oppenau u. s. w. Die westl. Berggehänge und Thäler, bis in die Rheinebene hinein, liefern berühmte Weine. Mit den Rebengärten wechseln Obstanlagen und üppige Laubwälder, und es gedeihen vorzüglich Edelkastanien und Wallnüsse. Hinter den Vorbergen erhebt sich die Mittelregion mit ihren dunkeln Tannenforsten, in den Thalgründen mit Buchen, Birken, Eschen und Ahorn. Die höchste Region bilden kahle und moorbedeckte Hochebenen, wo kümmerlich noch Hafer und Kartoffeln gedeihen und die krumme Holzkiefer vorkommt. Ergiebiger als der Feldbau ist im Gebirge die Viehzucht. Eine bedeutende Einnahmequelle ist der Holzreichthum des Gebirgs geworden. Schwarzwälder Stämme waren stets in Holland gesucht, und die Ausfuhr dorthin (jährlich im Werth von 3 Mill. Fl.) wird noch jetzt von Flößergesellschaften und Forstbesitzern unterhalten. Nächstdem ist die Fabrikation der Schwarzwälder Uhren ein wesentlicher Erwerbszweig, dessen Hauptsitze Furtwangen und Neustadt, überhaupt der Obere S. Gegenwärtig sind damit an 40000 Menschen, darunter 14—15000 Gewerbsmeister beschäftigt. Es werden jährlich über 600000 Wanduhren, Kunstuhren, Spieldosen u. s. w. verfertigt und von mehr als 1000 Händlern in allen Ländern abgesetzt. Außerdem bilden das Rußbrennen, Theerschwelen u. s. w., die Bürsten- und Holzwaarenfabrikation sowie die Strohflechterei belangreiche Zweige der Betriebsamkeit des Schwarzwälders. Auf dem eigentlichen Gebirge findet man wenige in Städten und Dörfern zusammenwohnende Gemeinden. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen. Zwei Päße des S. sind in den franz. Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, der Kniebis und die Hölle. Der erstere, an der Quelle der Murg, wurde 1796 und 1797 von den Franzosen genommen; letzterer, die Hölle, ist bekannt durch den Rückzug Moreau's 1796. Am Westrande des Gebirgs, wo sich die dichteste Bevölkerung in einer Menge von industriellen Städten, Flecken und Dörfern zusammendrängt, zieht sich die Badensche Staatsbahn von Heidelberg bis Basel hin. Auch das nördl. Ende des Gebirgs hat bereits seine Bahn von Karlsruhe nach Pforzheim sowie das Südende die südl. Badische Staatsbahn von Basel bis Schaffhausen u. s. w., mit einer Zweigbahn von Basel gegen Nordosten nach Schopfheim. Von der Bahnlinie, welche das Gebirge quer durchschneiden soll, war Anfang 1868 nur die Strecke von Offenburg durchs Kinzigthal über Petersthal, Biberach bis Hausthal eröffnet, von wo ihre Weiterführung über Triberg und Villingen bis Donaueschingen im Werke. Vgl. Gerbert, «Historiae Nigrae Silvae» (3 Bde., Ulm 1783—88); Schwarz, «Die Schwarzwaldreise» (Stuttg. 1836); Fecht, «Der südwestliche S.» (Lörrach 1858). — Der Schwarzwaldkreis des Königreichs Würtemberg zählt (1864) auf 86,70 Q.-M. 435045 E. (darunter 318065 Evangelische, 111747 Katholiken, 426 Dissidenten und 1438 Juden), zerfällt in 17 Oberämter, hat 37 Städte, 474 Flecken und Dörfer und zur Hauptstadt Tübingen.

Schwarzwurzel (Scorzonera L.) ist der Name einer zur Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen, gehörenden Pflanzengattung, deren eiförmige, mit einer dachziegeligen Schuppenhülle versehene Blütenkörbchen lauter zungenförmige Blüten von gelber, seltener rosenrother Farbe haben. Die Früchte sind schnabellos mit schiefem Nabel und tragen eine federige Fruchtkrone. Die Scorzoneren sind milchende, ausdauernde Pflanzen mit beblättertem Stengel, ganzen, meist schmalen und langen parallelnervigen Blättern und einzeln am Ende des Stengels oder der Aeste stehenden Blütenkörbchen. In ganz Deutschland findet sich auf feuchten Wiesen die niedrige S. (S. humilis L.), bei welcher die äußern Hüllblätter der Blütenköpfe eilanzettig und schmal sind, häufig wildwachsend. Ihre Wurzel kann recht gut als auflösendes, gelind eröffnendes Heilmittel gebraucht werden. Von ihr ist die spanische S. (S. Hispanica L.), welche hauptsächlich in Südeuropa, aber auch in mehrern Gegenden Deutschlands wild wächst und als Gemüsepflanze häufig angebaut wird, durch höhern Wuchs, längere und größere Blätter, die dreieckig-eirunden, breiten, äußern Hüllblätter verschieden. Ihre Blüten haben, namentlich am Morgen, einen sehr angenehmen Vanillegeruch. Ihre außen schwarze, innen weiße Wurzel, welche einen weißen Milchsaft enthält und mild, süßlich-schleimig schmeckt, wird als angenehmes Gemüse gern gegessen, zum Theil auch als Ersatzmittel des Spargels benutzt. Sie galt auch ehedem für ein Mittel gegen Schlangenbiß und Typhus. Die Blätter geben ein geringes Surrogat der Maulbeerblätter zur Fütterung der Seidenraupen ab.

Schwechat, ein schon zur Römerzeit unter dem Namen Villa Gai gekannter Ort, Marktflecken am gleichnamigen Flusse, in Niederösterreich, unweit Wien, zählt 3497 E. (1857), ist der Hauptort des gleichnamigen Bezirks und somit Sitz eines Bezirksamts. S. besitzt eine Baumwollspinnfabrik und berühmte Bierbrauereien (Dreher). Ein Obelisk in der Nähe des Orts erinnert an die Zusammenkunft des Kaisers Leopold I. mit dem Polenkönig Sobieski nach der Befreiung Wiens 1683. Im Oct. 1848 wurden hier die ungar. Insurgenten von den kaiserl. Truppen besiegt.

Schweden (schwed. Sverige), ein Königreich, das von der skandinav. Halbinsel die südöstl. mildere und fruchtbarere, auch mehr bevölkerte Seite einnimmt, wird im Nordwesten und Norden von Norwegen, im Osten von Finland (wo die Muonio- und Torneå-Elf die Grenze bilden), dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee, im Süden und Südwesten von der Ostsee, dem Oresund, dem Kattegat und dem Skagerrak begrenzt und erstreckt sich von 55° 23′ 1,13″ bis 69° 3′ 21″ nördl. Br. und von 28° 49′ bis 41° 49′ östl. L. Es bildet einen parallel mit Norwegen von Nordnordosten nach Südsüdwesten sich erstreckenden Streifen, der bei einer Länge von 212 und einer Breite von 40—50 M. nach A. Hahr's (freilich unsicherer) Angabe 8017,9 Q.-M. (Götaland 1782,7, Svealand 1534,7, Norrland 4700,4) und eine Seegrenze, alle Busen und Fjorde mit einbegriffen, von 1600 M. hat. Von diesem Flächeninhalt liegen 2700 Q.-M. unter 300 (schwed.) F. absoluter Höhe, 2300 zwischen 300 und 800 F., 2400 zwischen 800 und 2000 F. und das übrige über 2000 F.; davon 33 Q.-M. (wol zu hoch angegeben) in der Region des ewigen Schnees. Der Boden S.s ist zu einem großen Theile gar keiner Cultur fähig. Es werden 773,8 Q.-M. (also fast $^1/_{12}$ des Ganzen) von Seen und Sümpfen und über 2000 Q.-M. von Schnee- und Felswüsten eingenommen. Der übrige Theil der Oberfläche besteht meist aus gebröckeltem und verwittertem Gneis und Granit, der nur mit einer dünnen Schicht von Fruchterde bedeckt ist, und selbst wo diese eine bedeutende Tiefe hat, liegen oft Felsentrümmer darauf zerstreut. Dagegen ist das Land auch durch seinen Fluß- und Seereichthum begünstigt. Die Flüsse des nördlichen S. sind sämmtlich Bergströme, reißend und wegen Klippen, Stromschnellen und Wasserfällen zur Schiffahrt nur streckenweise, dagegen vielfach zum Flößen brauchbar. Die Flüsse im Süden des Landes sind meist zu seicht, als daß sie der Schiffahrt dienen könnten. Doch hat man durch Kanalisation bereits vieles in dieser Hinsicht gethan, und die zahlreichen Landseen, die häufig durch kurze Kanäle oder Eisenbahnen miteinander verbunden sind, bieten im Innern des Landes bequeme Communicationsmittel dar.

Die Bewohner gehören, mit geringer Ausnahme, dem german.-skandinav. Volksstamme an, aus dem sie sich im Laufe der Zeit zu besonderer schwed. Nationalität herausgebildet haben. Fremden Stammes sind die Lappen, an Zahl 7248 (im J. 1860) in den Lappmarken, die Finnen, an Zahl 15261, größtentheils in Norrbotten und demnächst in Dalarna und Wermland, wo sie als Colonisten, meistens jedoch mit Aufgebung ihrer ursprünglichen Sprache, leben. Außerdem gibt es im Lande 1150 Juden und eine Zahl von in den Städten wohnhaften Fremden. Der german. Schwede ist im allgemeinen schlank, aber kräftig gebaut, gewöhnlich blauäugig, blond und von edler Gesichtsbildung und Haltung, gottesfürchtig, sittlich, Vaterland, Freiheit und Selbständigkeit liebend, gastfrei und höflich, verständig, ernst und arbeitsam, sowie geschickt

in mechan. Arbeiten. Doch aber zeigt er sich auch rang- und titelsüchtig, neidisch, mistrauisch, nach dem Ausländischen haschend, starken Getränken ergeben. Die Bevölkerung wuchs bis zum J. 1810 sehr langsam, machte aber seitdem raschere Fortschritte. Sie betrug 1747: 1,736482, 1810: 2,377851, 1840: 3,138887, 1855: 3,639332 und 1865: 4,114141 (2,001184 männliche und 2,112957 weibliche) Individuen, wovon in den Städten 498982 (230084 männliche und 268898 weibliche) wohnten, sodaß sich also die Bevölkerung in den letzten 55 Jahren über 73 Proc. vermehrt hat. Das Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte ist ein ungünstiges, doch gestaltet sich dasselbe in neuerer Zeit wieder günstiger, indem mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Ungeachtet des rauhen Klimas, der theilweise spärlichen Nahrung, der schweren Arbeit, des oft übermäßigen Branntweingenusses (der allerdings in neuester Zeit bedeutend abgenommen) stellt sich in S. die Lebensdauer nicht ungünstig. Von 1861—65 kam jährlich nur 1 Todesfall auf 51 E., während auf 30 Individuen ein Geburtsfall kam. Mit der Ergiebigkeit des Bodens nimmt nach Norden zu auch die relative Bevölkerung ab. Im Län Malmöhus in Schonen leben 3584 Individuen auf der Quadratmeile, während in Norrbotten kaum 38, in Lappmarken nur 12 auf der Quadratmeile wohnen.

Der Ackerbau bildet trotz der nicht sehr günstigen Bodenverhältnisse die Hauptbeschäftigung von fast zwei Drittel der Bevölkerung. Derselbe hat im 19. Jahrh. solche Fortschritte gemacht, daß man seit 1820 der Getreidezufuhr aus dem Auslande entbehren, seit 1854 sogar jährlich etwa 14 Mill. Kubikfuß Getreide ausführen konnte. Doch ist sicher, daß die Culturfläche noch um das Doppelte vermehrt, der Ertrag der Landwirthschaft also in demselben Maße gesteigert werden kann. Nach officiellen, aber nicht ganz zuverlässigen Angaben beträgt das Ackerland in S. 406, die natürliche Wiesenfläche 342, also das gesammte Culturland 748 Q.-M., d. i. 9,s Proc. der ganzen Bodenfläche. Auf Götaland entfallen davon 413 (246 Acker, 167 Wiesen) Q.-M. Culturland; auf Svealand 213 (129 Acker, 84 Wiesen) Q.-M.; auf Norrland 122 (31 Acker, 91 Wiesen) Q.-M. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die an geschützten Stellen selbst im höchsten Norden gedeiht, während der Haferbau nicht über 64° nördl. Br. reicht. Roggen, das Brotkorn des Volks, wird überall gebaut, bis über den 66.° nördl. Br. hinaus. Weizencultur besteht ziemlich stark in den fruchtbarern Län von Götaland und Svealand. Auch baut man dort Erbsen, Bohnen und Wicken. Die Flachs- und Hanfcultur deckt die Bedürfnisse des Landes bei weitem nicht. Der Kartoffelbau reicht bis in den höchsten Norden hinauf, und seiner Entwickelung haben die Bewohner der innern nördl. Landestheile zu danken, daß sie in Misjahren nicht mehr, wie früher geschah, ihre Zuflucht zu Nothbrot von Fichtenrinde zu nehmen brauchen. In der südl. Hälfte des Landes baut man außerdem Runkelrüben, Rüben und andere Wurzelgewächse, und besonders in der Nähe der Städte und auf größern Gütern wird auch Garten- und Obstbau (namentlich Aepfel) betrieben. Die Viehzucht, obschon von bedeutenden Wiesen und Weiden unterstützt, hat sich bisher in vernachlässigtem Zustande befunden. Nach officieller Angabe besaß S. im J. 1860: 400000 Pferde, 340000 Ochsen und Stiere, 1,100000 Kühe, 465000 Stück Jungvieh, 1,650000 Schafe und Ziegen und 458000 Schweine, außerdem an 100000 Renthiere (der einzige Reichthum der Lappen). Diese große Menge von Hausthieren ist jedoch nicht im Stande, die Bedürfnisse des Landes zu decken, und es findet eine bedeutende Einfuhr von Thierproducten statt, die erst seit neuester Zeit in Abnahme begriffen ist. 1865 wurden eingeführt: Speck und Fleisch 29250 Ctr. (à 100 schwed. Pfd.), Talg 37523, Butter 22387, Käse 12219, Rohhäute 51142, gegerbte Häute 4132, Wolle 32957, Horn 292 Ctr. Dagegen begann seit 1864 eine Ausfuhr von Schlachtvieh nach England, die sich 1865 auf 7182 Stück Rindvieh, 11268 Schafe und 15706 Schweine belief, in den folgenden Jahren aber noch viel bedeutender war. Die einheimischen Rinder und Pferde sind zwar kräftig, aber unansehnlich und werden ohne große Sorgfalt gezogen. Die Kühe geben wenig Milch, und die Bereitung von Käse und Butter wird sehr nachlässig betrieben. Indessen hat die Regierung selbst Anstalten zur Veredlung der Rassen sowie zur Entwickelung der Milchwirthschaft getroffen. Die Mehrzahl der Schafe gehört der einheimischen Rasse mit grober Wolle an, da die Ungunst des Klimas der Edelzucht große Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Entwickelung des rationellen Landbaues fördern die landwirthschaftliche Akademie zu Stockholm, zwei höhere Institute (zu Ultuna bei Upsala und Alnarp in Schonen), 28 Ackerbauschulen, Zeitschriften, Ausstellungen und die Haushaltungsgesellschaften in allen Län.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht bildet die Waldnutzung eine Hauptquelle des Nationaleinkommens, da mindestens 2300 Q.-M. der Bodenfläche mit Wald bedeckt ist. Der größte

Theil davon besteht aus Nadelhölzern, namentlich Fichten und Tannen, die vorzügliches Nutzholz geben. Unter den Laubhölzern ist am wichtigsten die Birke, die bis in den höchsten Norden hinauf wächst. Von geringerm Belang sind Eichen, Buchen, Linden und Ulmen, von denen die Eichen nördlich bis Sundsvall, die Buchen nur bis Kalmar hinauf gehen. An den Holzreichthum des Landes sind bedeutende Gewerbe geknüpft, wie Fällen und Flößen der Bäume, Kohlenbrennerei, Theerbereitung, Schiffbau und vor allem Häuserbau. Mit Ausnahme der beiden größten Städte Stockholm und Göteborg, die massive Häuser haben, führt man in S. die Wohnhäuser aus Holz auf, die den Steinbauten an Behaglichkeit keineswegs nachstehen. Die Ausfuhr von Nutzholz jeder Art sowie von Brennholz, Theer, Pech ist sehr bedeutend, und hierzu kommt noch der ungeheuere Holzverbrauch im Lande selbst. Um dem Holzmangel, der bei regelloser Benutzung in einigen Gegenden bereits eingetreten, vorzubeugen, hat die Regierung Maßregeln zur Begründung einer rationellen Forstwirthschaft getroffen, namentlich aber ein Forstinstitut und fünf Forstschulen errichtet sowie eine Beaufsichtigung der Kronforsten eingeführt. Die Einfuhr von Steinkohlen betrug 1832 nur 580000, 1857 schon 11,800000 und 1865 über 17,000000 Kubikfuß. Die neuentdeckten reichen Steinkohlenlager in Schonen, wo bisher die Gruben bei Höganäs etwa nur 200000 Tonnen Kohlen von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit lieferten, sowie die überall vorhandenen, bisher fast nicht benutzten Torflager dürften für S. von unschätzbarem Werthe sein. Die Jagd, durch keine Gesetze beschränkt als durch das Recht des Grundbesitzes, war früher weit wichtiger, weil die Menge des Wildes sehr abgenommen hat. Doch liefern die waldreichen Gegenden in Norrland noch viel Hasen, Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner. Hirsche und Rehe sowie Elenthiere finden sich selten; das Renthier ist gewöhnlich nicht wild, sondern wird von den Lappen als Hausthier gezogen. An den Küsten werden Seevögel und Robben gejagt. Die Pelzthiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Marder, Hermeline u. s. w., sind bedeutend in Abnahme begriffen. Auch Zobel und Biber sind noch vorhanden, aber äußerst selten. Wichtiger als die Jagd ist die Fischerei, welche für die Küstenbewohner am Kattegat und Skagerrak ein Hauptgewerbe bildet und sich, mit dem gänzlichen Aufhören des zu Anfang dieses Jahrhunderts ungemein ergiebigen Heringsfanges (jährlich über 3 Mill. Tonnen), auf Dorsche, Schellfische, Makrelen, Hummer, Krabben und Austern richtet. Die Fischerei in den Flüssen und Landseen liefert außer andern Fischen namentlich Lachse. Die Ostseefischerei deckt indeß keineswegs den Bedarf des Landes, und es werden große Massen von Fischen jeder Art besonders aus Norwegen eingeführt.

Einer der wichtigsten Erwerbszweige für S. ist auch der Bergbau, der vorzugsweise auf Eisen, weniger auf Kupfer, Silber und andere Mineralproducte betrieben wird. Die ergiebigsten Bergwerke liegen in dem Gürtel, welcher im Süden von den Seen Wener, Wetter, Hjelmar und Mälar, im Norden durch die Ljusna-Elf begrenzt wird und hier besonders in den Län Kopparberg, Örebro, Wermland und Westmanland. 1865 wurde in S. aus 524 Gruben gegen 11,700000 Ctr. Eisenerz gefördert, das durch Betrieb von 219 Hohöfen 5,205000 Ctr. Roheisen und 126000 Ctr. Gußgüter, außerdem durch 57 eigentliche Gießereien 197000 Ctr. Gußgüter lieferte. Ferner bereitete man (auf 906 Herden) 3,492000 Ctr. Stabeisen. Die Production von Stahl (einschließlich 104000 Ctr. Bessemer Stahl), Platten, Nägeln, Werkzeugen u. s. w. betrug 640000 Ctr. Das schwed. Eisen gehört zu dem besten, und berühmt sind besonders die Gruben von Dannemora. Da jedoch die Holzkohlen, bisher das einzige Brennmaterial bei der Fabrikation, in hohem Preise stehen, so kann S. in dieser Hinsicht namentlich mit England nicht concurriren. Doch nicht blos innerhalb des erwähnten Gürtels findet sich Eisen, sondern dieses Metall ist, mit Ausnahme Schonens, über das ganze Land verbreitet. So besteht der Taberg bei Jönköping aus Eisenerz, desgleichen mehrere Berge in Lappland, namentlich der 1281 F. hohe, $^3/_4$ M. lange und $^1/_2$ M. breite Gellivare, welcher mit seinem 60—75 Proc. haltenden Erze alle Hohöfen der Erde versehen könnte. Nächst dem Eisen ist das Kupfer wichtig, welches im Norden häufig vorkommt, dort aber bisher noch nicht der Ausbeute unterlag. 1865 wurden 43532 Ctr. Garkupfer gewonnen, und bei 11 Kupferhämmern und Walzwerken betrug die Production 5176 Ctr. Auch Silber gewinnt man, wenn auch nicht mehr in solcher Menge wie früher. 1865 betrug die Ausbeute an Silber nur noch etwas über 2681 Pfd. Außerdem lieferte der Bergbau 2 Pfd. Gold, 450 Ctr. Nickelkupfer, 1500 Ctr. Nickelstein, 11273 Ctr. Blei, 610500 Ctr. Zinkerz, 9931 Ctr. Schwefel u. s. w. Die Zahl der beim Bergbau beschäftigten Arbeiter betrug 24009.

Die eigentliche Industrie S.s befriedigt zwar noch immer nicht den einheimischen Bedarf, hat aber doch seit 1830 einen kräftigen Aufschwung genommen. Damals betrug der Werth

ſämmtlicher Fabrikate wenig über 13 Mill. Reichsthlr., 1840 aber 21 Mill., 1850 37 und 1860 über 69 Mill. Reichsthlr. Seitdem nahm zwar die Production weniger zu, aber nur weil infolge der amerik. Wirren die ſchwed. Baumwollſpinnereien und Webereien großentheils ihre Arbeiten einſtellen mußten. Während 1861 der Werth der Baumwollfabrikate noch 18,670000 Reichsthlr. betrug, ſank derſelbe 1863 auf 5 Mill. und hatte ſich 1865 erſt wieder auf 13 Mill. gehoben. Außerdem lieferten 10 Zuckerraffinerien Producte für 13 Mill. Reichsthlr., 94 Tuch- und Wollzeugfabriken für 9 Mill., 95 Tabacksfabriken für 6 Mill., 658 Lederfabriken für 4 Mill., 73 Papierfabriken für 2 Mill., 22 Glashütten, 42 Oelſchlägereien, 12 Seifenſiedereien, 412 Färbereien, 2 Porzellanfabriken je für etwa 1 Mill. Reichsthaler. Außer dieſen verdienen die 97 mechan. Werkſtätten mit über 5000 Arbeitern beſondere Erwähnung theils wegen ihrer raſchen Entwickelung, theils auch wegen der ſelbſt im Auslande anerkannten Güte ihrer Fabrikate (Dampfmaſchinen u. ſ. w.). Der Geſammtwerth ihrer Productionen betrug 1865 faſt 8 Mill. Reichsthlr. Die Hausinduſtrie iſt in manchen Theilen S.s bedeutend. In der Gegend von Boräs wurden 1865 gegen 13 Mill. Fuß baumwollene, leinene und wollene Gewebe, in Gefleborgslän 2 Mill. F., in Weſter-Norrlands Län 1 Mill. und in Hallands Län $^1/_3$ Mill. F. leinene Gewebe angefertigt. Auch liefern die Landleute Tiſchler-, Drechsler-, Böttcher- und andere Arbeiten in die Städte. Der Handwerksbetrieb iſt in S. von jedem Zunftzwange befreit. In den größern Städten befinden ſich Handwerker aller Art, die ſich an Geſchicklichkeit mit denen anderer Länder meſſen können. In den kleinern Städten und noch mehr auf dem Lande iſt jeder immer noch ſein eigener Handwerker.

Der Handel und die Schiffahrt S.s, ehedem im Norden Europas von größter Bedeutung, haben zwar durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands und Rußlands, ihren hohen Rang verloren, ſind aber noch immer anſehnlich und über die ganze Erde verbreitet. Namentlich in den letzten Jahrzehnten haben ſie wieder eine ſehr erfreuliche Entwickelung genommen, wozu unter anderm die maritime Lage des Landes mit ſeiner bedeutenden Anzahl guter Häfen und Landungsplätze, zweckmäßige Schiffahrtseinrichtungen, das natürliche und künſtliche Waſſerſyſtem, gute Landſtraßen und die Eiſenbahnen beitrugen. Von dem künſtlichen Waſſerſyſtem iſt zunächſt zu erwähnen der Göthakanal (ſ. d.), welcher einen Waſſerweg von 25,72 M. Länge bildet. Dieſem Werke ſchließen ſich an die Kanalarbeiten an der aus dem Wenerſee abfließenden Götha-Elf, welche an vier Stellen Waſſerfälle bildet (darunter die 102 F. hohen fünf Trollhättafälle), die durch kurze, mit Schleuſen verſehene Kanäle umgangen werden. Hierdurch wird eine 52 M. lange Waſſerſtraße zwiſchen der Oſtſee und dem Kattegat hergeſtellt. Im Zuſammenhange ſteht damit 1) das Philipſtadſche Waſſerſyſtem, welches eine Reihe von Landſeen untereinander durch ſchiffbare Kanäle in Verbindung ſetzt, ſodaß man von Philipſtad bis in den See Sjöändan zu Waſſer und von dort nach Chriſtineham am Wener auf einer 40000 F. langen Eiſenbahn gelangen kann. Ferner gelangt man oſtwärts nach Carlſkoga, und nordwärts ſind mehrere Landſeen mittels kurzer Eiſenbahnen mit dieſem Waſſerſyſteme, das beſonders für den Eiſentransport wichtig iſt, in Verbindung geſetzt. Ein anderes Glied bilden 2) die 10 M. langen drei Seen Fryken, die von ihrem Südende bei Frykſtad durch eine 0,72 M. lange Eiſenbahn nach Lyckan mit der von dort bis an den Wener durch Kunſt ſchiffbar gemachten Clara-Elf in Verbindung ſtehen. Ein weiteres Glied iſt 3) der Seſlekanal an der By-Elf, durch welchen eine Reihe von Landſeen im weſtl. Wermland (Hare-, Björnö-, Glafs- und Elgä-Fjord) mit dem Wener in Verbindung geſetzt werden, und der ſo einen 12 M. langen Waſſerweg eröffnet, deſſen oberes Ende durch eine kurze Eiſenbahn mit dem See Ränken verbunden iſt, während dieſer auf gleiche Weiſe mit dem Hugn in Beziehung tritt. Hierzu kommen 4) die Kanäle in Dalsland, wodurch die im Weſten des Wener terraſſenförmig hintereinander gelegenen langen und ſchmalen Seen Aklången, Råvarpen, Laxſjö, Leklången und Store-Lee untereinander und mit dem Wener verknüpft werden. Der letztgenannte See Store-Lee erſtreckt ſich bis über die norweg. Grenze und kommt dem dortigen Ödemarkſee ſehr nahe, der dem bereits kanaliſirten Frederikshaldſchen Waſſerſyſteme (ſ. Norwegen) angehört. Es läßt ſich mit Gewißheit annehmen, daß dieſe beiden Waſſerwege bald miteinander in Verbindung treten werden. 5) Der Kindakanal in Öſtergötland, durch welchen die durch die Stång-Å verbundenen Landſeen Krön, Juttern, Åſunden, Emmern, Striere, Nimmern, Jerulunden, Lilla Regnen, Stora Regnen und Erlången in ſchiffbare Verbindung geſetzt ſind. Ein Kanal von dem Erlången nach dem Roxen (Götakanal) war 1868 in Angriff genommen. Von den andern Kanälen ſind anzuführen: der Söderteljekanal zur leichtern Verbindung des Mälar mit der Oſtſee und zur Herſtellung einer

bequemern Schiffahrt von Süden nach Stockholm; der Hjelmarkanal zur Verbindung des Hjelmar mit dem Mälar; der Strömsholmskanal zur Verbindung des Mälar mit dem See Barken im westl. Dalarna, welcher wiederum durch eine Eisenbahn mit dem Weßman verbunden ist; der Eskilstunakanal zur Umgehung eines Wasserfalles in der Eskilstuna-Å bei Thorshälla; der Wäddökanal, wodurch die Halbinsel Wäddö an der Ostseeküste zwischen Stockholm und Gefle in eine Insel verwandelt ist. Die Landstraßen sind im allgemeinen gut und chausseeartig angelegt. An den größern, deren Gesammtlänge 4267 M. beträgt, befinden sich Stationshäuser (Gästgifvaregårdar), 1473 an Zahl, die den Reisenden Unterkommen gewähren.

Die erste Eisenbahn in S. wurde 1856 eröffnet. Am 1. Dec. 1866 waren aber bereits 166,31 schwed. M. (fast 250 geographische) dem Betriebe übergeben, nämlich 100,6 M. Stamm- oder Staatsbahnen, 36,76 M. Zweigbahnen, 22,37 selbständige Privatbahnen für Locomotiven und 6 für Pferde. Von den Stammbahnen, die der Staat baut, befanden sich Ende 1867 im Betriebe: 1) die westl. Bahn von Stockholm über Södertelge, Skösde, Falköping, Alingsäs nach Göteborg nebst der Bahn von Hallsberg nach Örebro, 44,9 M., welcher letztern sich die Privatbahn von Örebro nach Arboga (5,3 M.) nebst Zweigbahn von Ervalla nach Nora (1,7 M.) anschließt. Zweigbahnen laufen zwei von Herrljunga aus (7,3 M. von Göteborg entfernt), nämlich nach Borås, 3,9 M., und nach Wenersborg und Uddevalla, 8,44 M. 2) Die südl. Stammbahn, von der vorigen sich bei Falköping (31,9 M. von Stockholm und 10,7 von Göteborg entfernt) abzweigend und über Jönköping und Lund nach Malmö führend, 35,6 M. An diese schließen sich vier Zweigbahnen, nämlich von Alfvestad (16,9 M. von Malmö entfernt) nach Wexiö, 1,64 M., von Heßleholm (7,7 M. von Malmö entfernt) nach Christianstad und von Eslöf (3,1 M. von Malmö entfernt) westlich nach Landskrona und nach Helsingborg, zusammen 5,6 M., und südöstlich nach Ystad, 7,14 M. 3) Von der östl. Bahn, die von jener sich bei Katrineholm (12,4 M. von Stockholm) abzweigt und über Norrköping und Linköping sich der südlichen unweit Jönköping bei Näsfjö anschließen soll, war Ende 1867 die Strecke von Katrineholm nach Norrköping, 4,3 M., vollendet, während zu derselben Zeit von der nordöstl. Bahn, welche in der Mitte der westlichen bei Laxå (21,3 M. von Stockholm und von Göteborg entfernt) über Christinehamn, Karlstad und Arvika an die norweg. Grenze und von dort über Kongsvinger nach Christiania führen soll, die südöstl. Strecke von Laxå bis Christinehamn (6,2 M.) fertig, die nordwestliche von Arvika bis an die Grenze (3,34 M.) der Vollendung nahe, und die dazwischen liegende, 10,6 M., in Anlage begriffen war. 4) Von der nördl. Stammbahn, deren weitere Richtung noch nicht bestimmt ist, war Ende 1867 die Strecke von Stockholm nach Upsala, 6,3 M., im Betriebe. Außerdem war die Verbindungsbahn zwischen den drei erstgenannten Bahnen und der nördlichen durch die Stadt Stockholm, 1/3 M. lang, in Anlage begriffen, ein ebenso schwieriges wie kostspieliges Unternehmen. Selbständige Privatbahnen, doch wie die genannten Zweigbahnen mit 2/3 des Anlagekapitals vom Staate unterstützt, sind: die Bahn von Gefle nach Falun 8,9 M.; die von Köping am Mälar nach Uttersberg nebst einer Seitenbahn an den See Lillsvan 3,36; die von Söderhamn an die Landseen Marman und Bergvik, 1,3, u. s. w. Eine sehr wichtige Straße für den innern Verkehr ist die neuerdings angelegte von Sundswall an der Ostsee nach Levanger in Norwegen am Trondhjemsfjord, in der Länge von 40,79 schwed. M., von welchen 16,33 Wasserweg und 22 M. Chaussee. Die dazugehörige 2,41 M. lange Eisenbahn von Sundsvall an den Stödesee war jedoch Ende 1867 noch nicht in Angriff genommen. Als kräftige Beförderungsmittel des Verkehrs können auch die Posten und die Telegraphen betrachtet werden, welche sämmtliche Ortschaften des Landes untereinander und mit dem Auslande in Verbindung setzen.

Die Zahl der handeltreibenden Personen (männliche und weibliche) belief sich 1865 auf 11541 mit 6879 Gehülfen. Zu dem inländischen Verkehre wurden verwendet 1849 Segelfahrzeuge von 23127 Neulasten (à 10000 Pfd.) Tragfähigkeit, und 174 Dampfboote mit 1927 Pferdekraft und 4867 Neulasten Tragfähigkeit. In schwed. Häfen kamen von schwed. Ortschaften an 21736 Fahrzeuge von 321136 Neulasten und gingen dorthin ab 19358 Fahrzeuge von 287217 Neulasten. Alle Beschränkungen des Handels sind aufgehoben, und die Regierung bemüht sich, durch Handelsverträge mit andern Mächten und durch gegenseitige Zugeständnisse dem Verkehre mit dem Auslande Aufschwung zu geben. Die Haupteinfuhrartikel sind: von Norwegen Heringe und andere Fische; von Finland Holz, Butter, Fleisch, Getreide, Fische, Thran; von Rußland Oele, Flachs, Hanf, Sämereien, Talg; von Dänemark und Schleswig-Holstein Wolle, Getreide, Fleisch, Vieh, Butter, Thran, Zucker, Kaffee; von Preußen Wolle, Getreide, Sämereien, Zink, Bleiweiß; von Lübeck und Hamburg Silber, Gewebe aller Art,

Garn, Taback, Häute, Wein, Branntwein, Kaffee, Zucker, Maschinen, Werkzeuge u. s. w.; von Bremen vorzugsweise Taback, demnächst Zucker und Sirup; von den Niederlanden Branntwein und Wein, Käse, Taback, Zucker, Kaffee, Cichorie, Blei- und Zinkweiß u. s. w.; von Belgien Blei- und Zinkweiß, Zink, Glas u. s. w.; von Großbritannien Steinkohlen, Eisenbahnschienen, Maschinen, Fabrikate aller Art, Zucker, Sirup, Thee, Kaffee, Reis, Oel, Farben, Colonialwaaren; von Frankreich Wein und Branntwein, Zucker, Salz, Kaffee, Früchte; von Spanien und Portugal sowie von den andern Ländern des Mittelländischen Meeres Salz (ein Artikel, den S. gar nicht erzeugt), Wein, Rosinen, Südfrüchte; von Nordamerika Taback und Kaffee, von Westindien Zucker, von Brasilien und überhaupt Südamerika Kaffee und Häute; von Ostindien und Australien Zucker, Kaffee, Colonialwaaren. Die Hauptausfuhrartikel dagegen sind Producte des Ackerbaues, der Waldwirthschaft und des Bergbaues. Die ganze Einfuhr wurde 1844 auf 26,230500, die Ausfuhr auf 32,520000 Reichsthlr. berechnet; 1865 aber war jene auf 105,863000 und diese auf 108,086000 Reichsthlr. gestiegen. Die bei dem ausländischen Handel betheiligte Handelsflotte umfaßte 1865 3155 Segelfahrzeuge von 83524 Neulasten Tragfähigkeit. Die Zahl und Tragfähigkeit der Segelschiffe hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten nicht gesteigert, dafür aber ist die Zahl der Dampfschiffe bedeutend angewachsen. Es waren davon bereits 1865 an 214 mit 9514 Pferdekraft vorhanden, ungerechnet die zahllosen kleinern Dampfer, welche die Communication auf den Landseen und zwischen den Küstenplätzen unterhalten. Der ausländische Handel wird ausschließlich von den 38 Stapelstädten besorgt; Städte, die am Meere liegen und kein Stapelrecht haben, heißen «Seestädte», die übrigen Uppstäder, d. i. Landstädte. Der Zolleinnahme nach war 1865 Göteborg die erste, Stockholm die zweite Handelsstadt. Hinter diesen standen die übrigen: Malmö, Norrköping, Landskrona, Helsingborg, Karlskrona, Kalmar, Gefle u. s. w., weit zurück. Die Zahl der in S. vom Auslande mit Ladung eingetroffenen Fahrzeuge betrug 1865 5368 von 164637 Neulasten Tragfähigkeit, davon 2750 von 63677 Neulasten schwedische. Die Zahl der mit Ladung abgegangenen war 9973 von 438792 Neulasten, davon 5008 von 123497 Neulasten schwedische. Außer dem directen Handel sind schwed. Schiffe in allen Meeren mit Frachtfahrt beschäftigt.

Historisch zerfällt S. in drei Haupttheile: 1) Götaland oder Göta-Rike (das gothische Reich), der südlichste, ergiebigste und volkreichste Theil mit den 10 Landschaften Östergötland, Småland, Öland (Insel), Gotland (Insel), Blekinge, Skåne (deutsch Schonen), Halland, Westergötland, Bohuslän und Dalsland; 2) Svealand oder Svea-Rike (das eigentliche S.), der mittlere und kleinste, aber älteste Theil des Staats mit den sechs Landschaften Södermanland, Upland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarna (deutsch Dalekarlien); 3) Norrland, die größere nördl. Hälfte, jedoch der volksärmste Theil des Staats, mit den acht Landschaften Gestrikland, Helsingland, Medelpad, Ångermanland, Herjeådalen, Jemtland, Westerbotten und Lappland oder den Lappmarken. In administrativer Hinsicht wird das Land eingetheilt in eine Oberstatthalterschaft, welche die Hauptstadt Stockholm umfaßt, und in 24 Län oder Landshöfdingdömen (Landshauptmannschaften). Diese sind: a) in Götaland: 1) Malmöhus (Malmö), 2) Christianstad, 3) Blekinge (Karlskrona), 4) Kronoberg (Wexiö), 5) Jönköping, 6) Kalmar, 7) Östergötland (Linköping), 8) Gotland (Wisby), 9) Halland (Halmstad), 10) Göteborg und Bohus (Göteborg), 11) Elfsborg (Wenersborg), 12) Skaraborg (Mariestad); b) in Svealand: 13) Södermanland (Nyköping), 14) Stockholm (jedoch ohne die Stadt), 15) Upsala, 16) Westmanland (Westerås), 17) Örebro, 18) Wermland (Karlstad), 19) (Stora) Kopparberg (Falun); c) in Norrland: 20) Gefleborg (Gefle), 21) Wester-Norrland (Hernösand), 22) Jemtland (Östersund), 23) Westerbotten (Umeå), 24) Norrbotten (Luleå). Die Län, deren Größe und Bevölkerung sehr verschieden, zerfallen in 112 Fögderier (Vogteien) und die 18 südlichen in 238 Härader, die an manchen Orten Skeppslag und Bergslag (Schiff- oder Berggemeinschaften) heißen. Diese Eintheilung findet jedoch in den sechs nördl. Län nicht statt, die in 94 Tingslag (Gerichtsbezirke) zerfallen. In gerichtlicher Hinsicht ist S. unter drei Hofgerichte von sehr ungleicher Größe vertheilt, indem Svea-Hofrätt in Stockholm ganz Svealand und Norrland nebst der Insel Gotland, Göta-Hofrätt in Jönköping den größten Theil von Götaland und das Hofgericht für Schonen und Blekinge in Christianstad nur diese beiden Landschaften umfaßt. Unter den Hofgerichten stehen die 107 Domsagor (Gerichtssprengel), von denen jeder mehrere Tingslag (Gerichtsbezirke, Gerichtsstellen), im ganzen 321, begreift, in welchen der Richter (Häradshöfding) der Domsaga Gericht hält. Die Domsagor sind wichtig, indem jede derselben ein Ganzes bildet mit einer eigenen Communalregierung (Landsting) und ein oder zwei Repräsentanten zum Reichstage wählt. In kirchlicher Hinsicht zerfällt das Land in 12 Stifter oder

Digitized by Google

Bisthümer, von denen Upsala, mit einem Erzbischof an der Spitze, das erste ist. Die übrigen sind: Linköping, Skara, Strengnäs, Westeräs, Wexiö, Lund, Göteborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Wisby. In jedem Stifte besteht ein Consistorium. Außerdem bestehen in Stockholm noch ein Hof- und ein Stadtconsistorium, die aber dem Erzbischof untergeordnet. Es gibt ferner 176 Propsteien, 1282 Pastorate, zu denen im ganzen 2592 Gemeinden mit 2499 Kirchen und Kapellen gehören. Diese Eintheilung in Pastorate und Gemeinden bezeichnet zugleich die Zahl der Communen.

Die Staatsverfassung S.s ist gegenwärtig durch folgende Grundgesetze bestimmt: 1) die Regierungsform vom 6. Juni 1809; 2) die Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866, welche die auf das Gesetz vom 10. Febr. 1810 gegründete Repräsentation durch vier Reichsstände (Adeliche, Geistliche, Bürger und Bauern) aufhob; 3) die Erbfolgeordnung vom 26. Sept. 1810, wonach den männlichen Descendenten Karl XIV. Johan's nach dem Rechte der Erstgeburt die Thronfolge zusteht; 4) die Preßfreiheitsordnung vom 16. Juli 1812. Hierzu kommt noch der Reichsact von 1815, worin die Bedingungen der Union mit Norwegen (s. d.) festgesetzt sind, der in Norwegen vom Storthing als Grundgesetz 31. Juni, in S. vom Reichstage am 6. Aug. angenommen wurde, hier aber nicht eigentlich als Grundgesetz gilt. Infolge dieser Grundgesetze ist S. eine mit Norwegen unter einem und demselben Oberhaupte stehende, durch den Reichstag beschränkte Erbmonarchie mit einem Könige an der Spitze, der sich zur evang.-luth. Kirche bekennen muß, höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, Theilhaber und Vollstrecker aller Staatsgewalten ist und allein die Regierung führt. Doch muß er den Rath seiner Staatsräthe einholen, mit Ausnahme der auswärtigen und der Kriegsangelegenheiten, in welchen er auf den Vortrag der bezüglichen beiden Minister, die dafür verantwortlich, unmittelbar entscheidet. Der Staatsrath wird vom Könige ernannt und zählt 10 Mitglieder: zwei Staatsminister für die Justiz und das Auswärtige, fünf Staatsräthe für das Innere, die Finanzen, den Krieg, die Marine und den Cultus, und drei consultative Staatsräthe ohne Portefeuille. Dem Staatsrathe steht nur eine berathende Stimme zu, und der König kann, nachdem er ihn angehört, seinen Beschluß fassen, wie er will. Wenn ein Mitglied des Staatsrathes einen solchen Beschluß des Königs für unrecht oder mit den Grundgesetzen und dem Wohle des Staats für unvereinbar erachtet, muß er einen motivirten Protest dagegen zu Protokoll geben und, ist er der Chef eines Ministerialdepartements, seine Gegenzeichnung des königl. Beschlusses (ohne welche kein königl. Erlaß Gültigkeit hat) verweigern. Er tritt dann ab mit Beibehaltung seines Gehalts. Thut er das nicht, so ist er der Nation ebenso verantwortlich als ob er den Beschluß angerathen hätte, und er kann vor das Reichsgericht gezogen werden. Doch wird durch solchen Protest der königl. Beschluß keineswegs nichtig, sondern er gelangt nur zur Ausführung mit der Unterschrift eines andern Gegenzeichners, wenn sich ein solcher findet. Doch kommt dann der königl. Beschluß zur Entscheidung des nächsten Reichstags, welcher bestimmt, ob der betreffende Staatsrath recht gehabt hat oder nicht, und dieser nimmt in ersterm Falle sein Amt von neuem ein. So gibt es in S. verantwortliche Rathgeber, nicht aber verantwortliche Minister der Krone. Die gesetzgebende Gewalt des Königs wird vom Reichstage beschränkt, welcher über die Besteuerung sowie über die Münze und das Staatsschuldenwesen allein, in den übrigen Zweigen der Gesetzgebung aber im Verein mit dem König zu entscheiden hat. Nach der neuen Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866 bestehen die Mitglieder des Reichstags aus den von dem ganzen Volke gewählten Abgeordneten, und der Reichstag zerfällt in zwei Kammern, die in allen Fragen gleiche Machtvollkommenheit besitzen. Der ordentliche Reichstag tritt jährlich am 15. Januar zusammen und dauert vier Monate, falls nicht etwa der König ihn früher auflöst und neue Wahlen anordnet. Der Abgeordnete zur Ersten Kammer muß 35 Jahre alt sein und wenigstens 3 Jahre Grundstücke besessen haben, deren Taxwerth 80000 Reichsthlr. beträgt, oder er muß ebenso lange für ein jährliches Einkommen von 4000 Reichsthlrn. an den Staat Steuern entrichtet haben. Derselbe wird von den Landstingen und den Bevollmächtigten (einer für 30000 Seelen) der größern Städte auf 9 Jahre, also indirect gewählt und erhält keine Diäten. Die Erste Kammer soll das aristokratische Element repräsentiren und mäßigend einwirken; sie besteht gegenwärtig aus 125 Mitgliedern. Zur Zweiten Kammer wird für jeden Gerichtssprengel (Lagsaga) ein Abgeordneter gewählt. Hat dieser Sprengel über 40000 E., so wird derselbe in zwei Theile getheilt, die je einen Abgeordneten wählen. Ebenso wählt jede Stadt, die 10000 Bewohner oder darüber hat, für jede vollen 10000 einen Abgeordneten. Die übrigen Städte bilden, womöglich länsweise, besondere Wahlkreise von 6—12000 E. Actives Wahlrecht kommt in der Commune jedem in den Gemeindeangelegenheiten stimmberech-

tigten Manne zu, der entweder Grundstücke zu dem Taxwerth von 1000 Reichsthlrn. besitzt oder wenigstens auf 5 Jahre ein Grundstück pachtet, dessen Taxwerth nicht unter 6000 Reichsthlrn. steht, oder für ein jährliches Einkommen von wenigstens 800 Reichsthlrn. an den Staat Steuern entrichtet. Die Wahlen zur Zweiten Kammer, die im Sept. jedes dritten Jahres vollständig erneuert werden müssen, geschehen auf dem Lande durch Elektoren, falls nicht die Stimmenmehrheit der Wählenden die unmittelbare Wahlart beschließt. In den Städten aber, die einen Bevollmächtigten oder mehrere zur Zweiten Kammer wählen, geschieht die Wahl unmittelbar durch die absolute Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten. Wählbar ist jeder unbescholtene Mann, der wenigstens 1 Jahr in der Commune, die ihn wählt, Stimmrecht besessen hat und das Alter von 25 Jahren besitzt. Jedes Mitglied der Zweiten Kammer erhält aus der Staatskasse für jeden Reichstag, wenn derselbe auch länger als vier Monate dauern sollte, 1200 Reichsthlr. Diäten. Die Zahl der Abgeordneten für die Zweite Kammer beträgt für die erste Periode (1867—69) 191, davon 136 vom platten Lande und 55 von den Städten (Stockholm allein 13) gewählt wurden. Der König eröffnet und schließt den Reichstag auf dem Schlosse zu Stockholm. Derselbe ernennt die Sprecher und Vicesprecher und läßt bei der Eröffnung den Entwurf zu dem Budget des nächsten Jahres aushändigen. Was beide Kammern mit Stimmenmehrheit beschließen, gilt als Reichstagsbeschluß, der durch die Sanction des Königs Gesetzeskraft erhält. Gehen die Beschlüsse der Kammern auseinander, so fällt die Sache dem nächsten Reichstage zu, mit Ausnahme solcher Angelegenheiten, die nicht aufgeschoben werden können, wie Staatsausgaben, Bewilligungen, Angelegenheiten der Bank und des Reichsschuldencontors. Ueber solche Angelegenheiten wird noch einmal in jeder Kammer abgestimmt, und diejenige Ansicht, welche in beiden Kammern die absolute Stimmenmehrheit erhält, gilt dann als Beschluß. Der König kann ohne die Bewilligung des Reichstags keine Abgabe erhöhen, keine Staatsanleihe machen, kein Kronbeneficium veräußern, keinen Gebietstheil abtreten. Gemeinschaftlich mit dem König kann der Reichstag Gesetze geben, verändern, aufheben und erklären. Doch darf keine Veränderung in den Grundgesetzen von dem bestehenden Reichstage angenommen (wol aber verworfen) werden, sondern diese muß so lange ruhen, bis neue Mitglieder zu der Zweiten Kammer gewählt worden sind, wo dann die Zustimmung beider Kammern und die Sanction des Königs erforderlich ist. Der Reichstag verwaltet allein die Reichsbank und das Reichsschuldencontor, bestimmt die Abgaben und Steuern, ernennt in jedem dritten Jahre einen eigenen Ausschuß von 48 Mitgliedern, welcher prüft, ob alle Mitglieder des höchsten Tribunals ihre Pflicht erfüllt haben. Der Reichstag kann nicht nur die Rathgeber des Königs zur Verantwortung ziehen, sondern ernennt auch einen Justizsachwalter (Justitie-Ambudsman), der in der Zeit, wo der Reichstag nicht versammelt, die Freiheit des einzelnen schützt und die Beamten und Richter des Staats überwacht, auch an der Spitze eines Comités von 6 Personen zum Schutze der Preßfreiheit steht. In jeder Stadt besteht eine Communalregierung und auf dem Lande in jedem Gerichtssprengel (Domsaga) seit 1862 ein Landsting, dessen Mitglieder sich für jedes Län in der Länshauptstadt alljährlich im Sept. versammeln, um über die besondern Angelegenheiten des Läns zu berathen und zu beschließen. Die Rechtspflege wird von unabsetzbaren Richtern ausgeübt. Die höchste Instanz bildet das höchste Tribunal des Königs (Konungens högsta Domstol). Appellationsgerichte oder oberste Gerichtshöfe in bürgerlichen Streitsachen bilden die Hofgerichte zu Stockholm, Jönköping und Christianstad. Unter diesen stehen als unterste Instanzen in den Städten die Rathhaus- und auf dem Lande die Häradsgerichte. Für die letztern ist in jedem Gerichtssprengel (Domsaga) ein Richter (Lagman oder Häradshöfding) angestellt, welcher zu bestimmten Zeiten in den Orten (Tingställen) seines Sprengels Gericht (Ting) hält, dem 12 von den Einwohnern des Sprengels gewählte Abgeordnete (Nämndemän) beiwohnen. Verwerfen diese Beigeordneten einstimmig das Urtheil des Richters, so gilt ihre Bestimmung als Urtheil, ist aber nur einer derselben auf der Seite des Richters, so gilt die richterliche Entscheidung. Außerdem bestehen für Geistlichkeit, Militär und Bergwesen eigene Gerichte.

Das Militärwesen S.s wurde seit 1680 mittels des sog. Eintheilungswerks Karl's XI. auf eigenthümliche Weise geordnet. Die Nation verpflichtete sich damals, beständig eine gewisse Anzahl Reiter (Rusthåll), Soldaten (Rothåll) und Bootsleute (Båtsmanshåll) zu unterhalten. Zu diesem Zwecke wurde das Land in kleine Districte (Rotar) getheilt, deren Grundbesitzer einen Mann stellen und diesen mit einem «Torp» (kleinen Grundstücke) ausstatten, bewaffnen und bekleiden. Der Mann wird im Frieden als Arbeiter benutzt, außer der Zeit seiner jährlichen (vier Wochen) Uebungszeit und den Fällen, wo er öffentliche Arbeiten (Festungsbau, Kanal-, Eisenbahnbauten u. dgl.) verrichtet. Ziehen diese «eingetheilten» (indelta) Truppen in den Krieg, so

erhalten sie Sold, während außerdem der District, Gutsbesitzer, Bauer, dem er angehört, seinen Torp bestellen und, wenn er im Kriege fällt, für seine Familie sorgen muß. Die Offiziere und Unteroffiziere der eingetheilten Truppen wohnen mitten unter ihren Mannschaften und sind im Besitz ähnlicher, ihnen vom Staate ertheilter Grundstücke (Boställen), die aber gegenwärtig die Regierung für sie durch Pächter bewirthschaften läßt. Diese Truppen, der Kern der schwed. Armee, bilden keine vom Volke abgesonderte Kaste, haben sich aber bei guter Führung stets tüchtig erwiesen. Ihre Stärke beträgt 24000 Mann Infanterie (24 Regimenter) und 4450 Mann Cavalerie (6 Regimenter). Das eigentliche stehende Heer ist gebildet aus gewöhnlich auf sechs Jahre geworbenen (värfvade) Mannschaften (2 Garde-Infanterieregimenter, 1 Jägerregiment, 1 Leibgarderegiment zu Pferde, 1 Husarenregiment und 3 Artillerieregimenter), welche in den Festungen und Küstenplätzen Garnison halten. Seit 1812 ist außerdem auch durch das Conscriptionssystem die allgemeine Wehrpflicht, d. h. die Organisation einer Landwehr (Beväring) eingeführt, bei welcher jeder Schwede vom 20. bis zum 25. J. dienstpflichtig. Außerdem hat die Insel Gotland noch ihre eigene Miliz (21 Compagnien), die nicht außerhalb der Insel verwendet werden darf. Die Gesammtstärke des Heeres, außer Offizieren und Spielleuten, beträgt 1) Infanterie: Garde 1800 Mann, Linie 24000 Mann, Landwehr 70950 Mann, Miliz von Gotland 8500 Mann, zusammen 105250 Mann; 2) Cavalerie: Garde 450 Mann, Linie 4450 Mann, Landwehr 3760 Mann, zusammen 8660 Mann; 3) Artillerie: 3350 Mann, nebst 1700 Mann Landwehr, zusammen 5050 Mann mit 176 Geschützen; 4) Genie: 1180 Mann; 5) Train: 4667 Mann; im ganzen also 124807 Mann. Hierzu kommen noch das seit 1861 zur Landesvertheidigung errichtete «Freiwillige Scharfschützencorps», das etwa 50000 Mann zählt. Diese Einrichtungen gewähren den Vortheil, daß die Finanzen des Landes verhältnißmäßig geschont bleiben. Die Kriegsflotte, seit 1860 reorganisirt, hat folgenden Bestand: 1) Dampfer: 3 Monitors, jeder zu 2 Kanonen, 1 Linienschiff von 160 Pferdekraft und 70 Kanonen, 1 Schraubenfregatte von 400 Pferdekraft mit 22 Kanonen, 3 Corvetten von bezüglich 200, 160 und 100 Pferdekraft mit zusammen 22 Kanonen, 11 Kanonenschalupen, zum Theil bepanzert, mit 22 Kanonen, 18 armirte Dampfer mit 140 Kanonen und 5 unbewehrte Dampfer; 2) Segelschiffe: 5 Linienschiffe (zu respective 72, 68, 66, 62 Kanonen), 2 Fregatten, 3 Corvetten, 5 Briggs und Schoner und 14 Transportfahrzeuge, 58 Kanonenschalupen, 6 Mörserboote und 92 Kanonenjollen. Seit 1. Oct. 1866 besteht die Flotte 1) aus der «königl. Flotte» zur äußern Küsten- und Seevertheidigung in Karlskrona und 2) der «königl. Schären-Artillerie» in Stockholm und Göteborg zur Vertheidigung der Binnengewässer. Das Personal der Flotte umfaßt: 1) die Bemannung 7851 Mann mit 236 Offizieren; 2) das Constructionscorps 515 Mann mit 12 Offizieren; 3) das Mechanische Corps 77 Mann mit 7 Offizieren; 4) das Marineregiment 834 Mann mit 36 Offizieren; zusammen also 9568 Mann. Dazu kommt 5) die Reserve (Bewehrung oder Landwehr), etwa 25000 Mann. Die wichtigsten Festungen S.s sind: Karlsborg (noch nicht vollendet), die Centralfestung des Landes, die starken Befestigungen bei Karlskrona, die Felsenbefestigung bei Marstrand, unweit Göteborg, Enholm im Hafen von Slitö auf Gotland. Regimentsschulen bestehen im besoldeten Heere bei allen Corps. Höhere Militärunterrichtsanstalten sind die Kriegsakademie im Schlosse Karlberg bei Stockholm und die Anstalt zu Marieberg bei Stockholm zur Bildung von Artillerieoffizieren und Ingenieuren.

Die Finanzen des Staats sind in gutem Zustande. Vor 1857 hatte S. keine ausländischen Schulden, und die inländischen waren höchst unbedeutend. Seitdem mußte man für Eisenbahnbauten, die 1867 bereits über 100 Millionen gekostet, Anleihen machen. Die Gesammtsumme der Staatsschulden (in- und ausländische) betrug 30. Juni 1866: 69,563515 Reichsthlr. (wenig über 26 Mill. preuß. Reichsthlr.). Dagegen hat das Reichsschuldencontor ein Vermögen von über 3 Mill. Das Budget für 1868 bestimmt die Staatseinnahmen auf 36,861270 Reichsthlr., die Ausgaben auf dieselbe Summe. Die Einnahmen umfassen: ordentliche Einnahmen an Geld und Getreide 8,861270, außerordentliche 28,000000 Reichsthlr. (Zölle 14,000000, Post 2,000000, Stempelpapier 1,500000, Branntweinsteuer 10,500000). Die Ausgaben weisen folgende Haupttitel auf: königliche Etats 1,417000, Justiz 2,353100, Auswärtiges 478200, Landvertheidigung 9,498000, Seevertheidigung 3,952000, Civildepartement 3,926900, Finanz 5,998100, Cultus 4,598700, Pensionen 1,319100, Beitrag zur Bestreitung der dem Reichsschuldencontor übertragenen Ausgaben 3,318270 Reichsthlr. Zu bemerken ist, daß ein bedeutender Theil des Heeres und viele Civilbeamten aus den Krongütern und andern Fonds ihre Besoldung erhalten, ferner daß die Bewilligungen für Eisenbahnbauten (6 Mill.) in jenem Budget nicht eingeschlossen sind.

Die evang.-luth. Kirche nach der unveränderten Augsburgischen Confession ist in S. Staatsreligion; doch ist jetzt jedem die freie Ausübung seiner Religion gestattet. Die fremden Religionsverwandten bestanden 1860 aus 1155 Juden, 319 Katholiken, 155 Reformirten und 4 Griechen. Das schwed. Volk ist ausgezeichnet sowol durch wissenschaftliche wie allgemeine Bildung und rege Theilnahme an geistigen Interessen. Kaum in den entlegensten Gegenden des Landes wird sich jemand finden, der nicht wenigstens lesen könnte und mit Katechismus und biblischer Geschichte vertraut wäre. Ueberdies ist in der neuesten Zeit viel für die Hebung des Volksunterrichts geschehen, theils durch Errichtung neuer Schulen, theils durch die verbesserte Stellung der Schullehrer. Dennoch bestehen bei der Zerstreutheit der Bevölkerung und ihrer Wohnstätten noch viele Wanderschulen, und in ganz entlegenen Strichen ist der häusliche Unterricht die Hauptsache. Es bestehen in ganz S. 2127 feste, 1247 Wander- und 2759 Kleinschulen, also 6133 Volksschulen, nebst 6 Seminarien, die Lehrer, und 3, die Lehrerinnen heranbilden. Für den höhern Unterricht sorgen die hier sog. «Elementarschulen», die in höhere und in untere zerfallen. Die höhern, eigentlich combinirte Gymnasien und Realschulen, stehen den deutschen Gymnasien ziemlich gleich. Die untern gleichen den Bürgerschulen in Deutschland. Vollständige höhere Lehranstalten sind in den Provinzstädten 24 vorhanden, außerdem noch 4, die in den Realien als vollständig zu bezeichnen. An untern Lehranstalten bestehen 36 sowie 21 Pädagogien. Die Hauptstadt Stockholm für sich hat außerdem 2 vollständige höhere Anstalten, 5 untere Schulen, 9 Handwerks- und 10 Katechetenschulen. Neben den beiden Landesuniversitäten zu Upsala (s. d.) und Lund (s. d.) besteht noch für höhere medic. Bildung das Karolinische Institut zu Stockholm. Außer den landwirthschaftlichen Anstalten und den Militärschulen sind noch als Specialschulen zu nennen: das Technologische Institut, die Gewerbschule, das Forstinstitut in Stockholm, die Bergwerkschule in Philipstad und eine höhere in Falun, die Kunst- und Musikschulen in Stockholm, 9 Schiffahrtsschulen an verschiedenen Orten und technische sowie Gewerbschulen in den meisten größern Städten. Auch besitzt S. verschiedene öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen und besonders gelehrte Gesellschaften. Unter den Sammlungen sind besonders die des Nationalmuseums und der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm hervorzuheben. Unter den Gesellschaften sind zu nennen: die wissenschaftliche Societät zu Stockholm (seit 1730), die Akademie der Wissenschaften, jetzt besonders den Naturwissenschaften gewidmet (seit 1737), die Akademie für schöne Literatur, Geschichte und Alterthümer (seit 1753), die 1786 gestiftete Schwedische Akademie mit 18 Mitgliedern, welche die Ausbildung der Sprache und die Beförderung der schönen Literatur zum Zwecke hat. Wie der geistige, so ist auch der sittliche Zustand des Volks zu rühmen, der von alters her eine der glänzendsten Seiten in dessen culturgeschichtlicher Entwickelung bildet. — Gute Karten von S. lieferten Hermelin, Hagelstam, Forsell, Klint (Seeatlas), Hahr und das Topographische Corps; gute geogr. und statist. Arbeiten Tuneld (5 Bde., Stockh. 1827—33), Sköldberg (Stockh. 1846), Forsell («Statistik S.s», 4. Aufl., Stockh. 1844), Agardh und Ljungberg (4 Bde., Karlstad 1852—62), Thomée (Stockh. 1859—61), Frisch, «S., Handbuch für Reisende» (Berl. 1860) und dessen «Geographie und Statistik S.s» in Stein's und Hörschelmann's geogr.-statist. «Handbuch» (7. Aufl., Bd. 3, 1862). Reisebeschreibungen von S. lieferten Arndt, Molbech, Schubert, Mügge, Kohl, Hausmann u. a.

Geschichte. Die Urgeschichte S.s bildet ein Ganzes mit der des gesammten Skandinavien (s. d.) und ist durchaus sagenhaft. Wie in den übrigen skandinav. Reichen gab es ursprünglich viele Stämme, die ungeachtet ihrer großen Verwandtschaft doch politisch getrennt waren. Zwei Hauptmassen sind unverkennbar, Gothen im Süden und Schweden im Norden. Aber gemeinschaftlich war das Nationalheiligthum, der Tempel zu Upsala, und hierin schon lag der Grund zu einer nähern Vereinigung. Die Upsala-Könige schwangen sich über die kleinern Häuptlinge, die Härads- und Fylkis-(d. i. Provinz-)Könige empor, welche allmählich ausgerottet wurden. Der letzte König aus dem alten, von Oden oder dessen Enkel Yngve Frey seinen Ursprung herleitenden Königsgeschlechte der Ynglinger, Ingiald Illråda, der eine Alleinherrschaft zu gründen suchte, fand in diesem Bestreben seinen Tod. Auf die Ynglinger folgte in Upland die mit Ivar Widfadme beginnende Dynastie der Skioldunger, die von Skiold, Oden's Sohne, ihre Abkunft herleiteten. Erich Edmundsson, mit dem Beinamen Väderhatt, aus dieser Dynastie soll um das Ende des 9. Jahrh. die Alleinherrschaft über S. gewonnen haben. Schon während dieser sagenhaften Zeit waren die Schweden mit ihren Nachbarn, den Norwegern und Dänen, häufig in Kriege verwickelt, während die östl. Küsten der Ostsee schon damals der Schauplatz für ihre Seeunternehmungen wurden, wo sie Staaten gründeten, wie die übrigen Normannen in England und Frankreich. Mit Einführung des Christenthums fängt die Geschichte S.s an klarer zu werden.

Schon der heil. Ansgar hatte 829 einen Verſuch gemacht, das Chriſtenthum in S. einzuführen, aber noch Jahrhunderte dauerte es, ehe es ſiegte. Olof Schooßkönig ließ ſich zwar um 1000 taufen; doch der Kampf des Heidenthums gegen das Chriſtenthum dauerte fort, bis der Sieg des Chriſtenthums durch das Verbrennen des Upſala-Tempels unter Inge dem Aeltern (1080—1112) entſchieden wurde. Von da an bildete ſich allmählich die kath. Hierarchie aus. Doch erſt auf der Kirchenverſammlung zu Skenninge (1152) wurde das Cölibat eingeführt, und das Land machte ſich verbindlich, eine jährliche Steuer an den Papſt zu zahlen. Während dieſer Zeit ſtanden Gothen und Schweden wie zwei Nationen feindſelig einander gegenüber und wählten jederſeits eigene Könige. Außerdem wurde jede Provinz beinahe wie ein beſonderes Reich betrachtet und hatte eigene Geſetze. Die ſchwed. Stämme blieben länger dem Heidenthume treu. Als endlich 1250 das Geſchlecht der Folkunger den Thron beſtieg, erfolgte die Verſchmelzung der beiden Völkerſtämme. Doch verblieben manche der provinziellen Ungleichheiten bis auf den heutigen Tag. Unter dem erſten dieſes Geſchlechts, Waldemar, wurde Stockholm angelegt von Birger Jarl, dem Vater und Vormunde des Königs, um 1260, der zuvor ſchon Tavaſtaland in Finland erobert hatte. Sein Bruder Magnus (geſt. 1290), ein Gönner ausländiſcher Pracht und Sitte, legte den Grund zum eigentlichen Adel, ſchützte aber auch den gemeinen Mann durch weiſe Geſetze vor der Willkür der Großen und war ein Freund der Geiſtlichkeit. Ihm folgte ſein Sohn Birger. Der treffliche Vormund deſſelben, Torkel Knutſon, eroberte Savolax und Karelien in Finland; als aber ſein Herr mündig wurde, ließ dieſer, von ſeinen ehrgeizigen Brüdern misleitet, ihn enthaupten. Nicht minder trefflich regierte der Vormund ſeines Neffen und Nachfolgers, Matts Kettilsmundſon, der, Dänemarks damalige Ohnmacht benutzend, 1332 Schonen, Halland und Blekinge erwarb, welche Provinzen aber der ſchwache König, nachdem er mündig geworden, zurückgab. Während dieſer Zeit war S.s innere Geſchichte ein Wechſel von Greuelthaten und innern Zwiſtigkeiten. Die Könige hatten ſowol mit der Prieſterſchaft als mit der Ariſtokratie, die immer mächtiger wurde, harte Kämpfe zu beſtehen, in denen ſie oft unterlagen. So wurde der letztgenannte Magnus nebſt ſeinen beiden Söhnen entſetzt, nachdem die Ariſtokratie ſeinen Schweſterſohn, Albrecht von Mecklenburg, zum Thron berufen hatte (1363), den er zwei Jahre ſpäter, nach der Beſiegung und Gefangennehmung des Magnus, unbeſtritten einnahm. Seine Regierung war kraftlos; der reiche Reichsdroſt Bo Jouſon Grip, der ein Drittheil des ganzen Reichs beſaß, vermochte mehr als der König ſelbſt. Albrecht unterlag 1389 in einem Treffen bei Falköping gegen die Dänen, bei welchen ſeine Unterthanen Hülfe gegen ihn geſucht hatten, und es vereinigte nun die Königin Margarethe (ſ. d.) von Dänemark und Norwegen mit dieſen beiden Reichen durch die Kalmariſche Union (ſ. d.) vom 20. Juli 1397 auch das ſchwediſche. Die Union konnte indeß im Volke keine Wurzel ſchlagen, da ſie auf die Unterdrückung der ſchwed. Unabhängigkeit gebaut war. Entwaffnung des Volks, drückende Steuern und grauſame Züchtigung der widerſtrebenden Bevölkerung waren die Thaten, wodurch ſich Margaretha's Regierung wie die ihres Schweſtertochterſohns, Erich's XIII. von Pommern (ſeit 1412), charakteriſirte. Endlich erhob ſich 1434 das Volk unter dem edeln Bergmann Engelbrecht, der einen großen Theil des Reichs von dem ausländiſchen Joche befreite. Zwar fiel ſchon 1436 der treffliche Mann durch Meuchelmord, aber der König wurde doch abgeſetzt und mußte, auf Gotland lebend, zur Seeräuberei ſeine Zuflucht nehmen. Der Reichsmarſchall Karl Knutsſon (Bonde) wurde 1436 zum Reichsvorſteher gewählt, mußte aber 1441 ſein Amt niederlegen. Den Thron beſtieg ſodann Chriſtoph von Baiern, Erich's XIII. Neffe, der ſchon als Ausländer die Liebe des Volks nicht gewinnen konnte, obgleich er unter allen Unionskönigen noch der beſte war. Unter ſeiner Regierung wurde (1442) ein allgemeines Landesgeſetz angenommen, das bis 1734 Rechtskraft hatte. Nach Chriſtoph's Tode, 1448, wählten die Schweden, indem ſie ſich von der Union trennten, den ehemaligen Reichsvorſteher Karl Knutsſon unter dem Namen Karl VIII. zu ihrem Könige. Doch traten dieſem die weltlichen und geiſtlichen Herren entgegen, namentlich der mächtige Erzbiſchof Jöns Bengtſon (Oxenſtierna), und auf ihren Betrieb wurde ſchon 1450 die Kalmariſche Union erneuert und feſtgeſetzt, daß derjenige König, der den andern überleben würde, alle drei Kronen erhalten ſollte. Im Kampfe gegen den verrätheriſchen Erzbiſchof geſchlagen, floh Karl VIII. 1457 nach Danzig, und es wurde nun der König der Dänen, Chriſtian I., auf den ſchwed. Thron berufen, der wegen ſeiner Raubgier von dem gemeinen Manne »die bodenloſe Taſche« genannt wurde. Infolge eines Aufſtandes mußte er 1464 den ſchwed. Thron aufgeben, den der vertriebene Karl VIII. wiedererhielt, welcher aber ſchon 1465 demſelben abermals entſagen mußte. Doch nicht Chriſtian erhielt die Krone zurück. Die eine Partei erwählte zum Reichsverweſer den Biſchof Kettil (Waſa) und

deſſen Oheim, Jöns Bengtſon, zum Reichsfürſten; die andere Partei, an deren Spitze die Geſchlechter Sture und Tott ſtanden, bewirkte die Zurückberufung Karl's VIII., der, alſo zum dritten mal Regent, ſich nun auch bis zu ſeinem Tode, 1470, behauptete. Er hatte auf den Fall ſeines Ablebens ſeinen Neffen Sten Sture (ſ. d.) zum Reichsvorſteher ernannt, der mit königl. Gewalt regierte. Dieſem folgten in derſelben Würde ſein Neffe Svante Nilsſon Sture, 1504—12, und deſſen Sohn, Sten Sture, der Jüngere, 1512—20, worauf der König von Dänemark, Chriſtian II., als König von S. anerkannt wurde. Doch kaum hatte dieſer den Thron eingenommen, ſo ließ er in dem ſog. Stockholmer Blutbad die Edelſten und Angeſehenſten der Nation grauſam aus dem Wege räumen, um auf den Trümmern der Ariſtokratie ſeine unbedingte Macht aufzurichten.

Durch dieſen Frevel gereizt, erhoben ſich die Schweden gegen den tyranniſchen Chriſtian II. unter Anführung Guſtav Waſa's, eines Schweſterſohns des ältern Sten Sture, der 1521 zum Reichsvorſteher und 1523 zum König erwählt wurde. Damit hörte die Kalmariſche Union für immer auf. Guſtav I. (ſ. d.) brach die Macht des kath. Klerus und führte die Reformation allmählich und mit großer Klugheit ein, ſodaß das Volk erſt ſpät inne ward, daß es katholiſch zu ſein aufgehört. Die Klöſter und geiſtlichen Güter, bei deren Einziehung er nicht ohne Härte verfuhr, bereicherten den Staat bedeutend. Dies aber, beſonders die Wegnahme der Kirchenglocken, erbitterte die Dalekarlier, die dreimal ſich empörten. Auch hatte er gegen den Adel in Weſtgothland und gegen das von Dacke misgeleitete Volk in Smäland, endlich gegen die Lübecker, die auf übertriebene Handelsfreiheit pochten, zu kämpfen. Aber ſtark und feſt, wußte Guſtav alle Hinderniſſe niederzuſchlagen, die Ruhe zurückzuführen und den Thron in ſeinem Geſchlecht erblich zu machen. Auch folgte ihm nach ſeinem Tode ohne Widerrede der älteſte Sohn, Erik oder Erich XIV. (ſ. d.), 1560—68, der den gehegten Erwartungen nicht entſprach und bald wahnſinnig durch ſeine Brüder vom Throne geſtoßen wurde. Den Thron nahm hierauf Johann III. ein, unter welchem, wie unter ſeinem Vorgänger die Ariſtokratie, ſo jetzt das Papſtthum von neuem das Haupt erhob. Johann's unentſchiedene Stellung zwiſchen den beiden Kirchen, ſeine Neigung, die Gebräuche beider zu verſchmelzen, und ſeine Unterſtützung der Jeſuiten begünſtigten dieſen Umſchwung. Im Stettiner Frieden von 1570 hatte er Gotland und die alten Anſprüche auf Schonen, Halland und Blekinge an Dänemark überlaſſen müſſen. Eine allgemeine Empörung drohte gegen ihn auszubrechen, als er 1592 ſtarb und ihm ſein offenbar kath. Sohn Sigismund (ſ. d.) folgte, der 1587 zum Könige der Polen erwählt worden war und damals die prot. Lehre in S. zu ſchützen nothgedrungen hatte geloben müſſen. Da das Volk ihn wegen ſeines Eifers für die kath. Kirche haßte, ſo gelang es ſeinem ehrgeizigen Oheim Karl, einem eifrigen Proteſtanten, leicht genug, Sigismund 1600 zu entthronen und 1604 unter dem Namen Karl IX. den ſchwed. Thron zu beſteigen. Dieſer befeſtigte die luth. Kirche, unterdrückte die Ariſtokratie durch Hinrichtungen, begründete den Bergbau und machte viele treffliche Einrichtungen. In ſeinen Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark hatte er anfangs kein Glück; zuletzt aber war er ſogar nahe daran, ſeinen jüngern Sohn zum Zaren von Rußland zu erheben. Dieſe Kriege endete nach ſeinem Tode, 1611, glücklich ſein großer Sohn Guſtav II. Adolf (ſ. d.). Mit der Sicherheit des Reichs ſuchte dieſer die Beſchützung der prot. Lehre zu verbinden. Auf die Bekämpfung Polens und Rußlands, mit denen der Friede beinahe immer ſchwankte, verwendete er die erſten 19 J. ſeiner Regierung. Nachdem er ſich gegen Polen, Ruſſen und auch gegen die feindlichen Dänen ſiegreich behauptet und Schweden zur erſten nordiſchen Macht erhoben, begann er im prot. Intereſſe, mit dem die Exiſtenz des ſchwed. Königthums eng verwachſen war, einen Kampf mit der habsburgiſchen Macht, welcher der europ. Geſchichte angehört. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Sein Siegeslauf, der ihm die leitende Macht in Deutſchland in die Hand zu legen verſprach, endete durch ſeinen Tod, den er 6. Nov. 1632 zu Lützen fand. Seine Erfolge hatten indeſſen S. auch ſchwere Opfer aufgelegt. Mehrere Abgaben wurden damals als Kriegsſteuer bewilligt, nachher aber nicht wieder aufgehoben. Auch in den innern Verhältniſſen des Reichs war ſeine Thätigkeit von anhaltender Wirkung. Guſtav Adolf errichtete Collegien, Gymnaſien, die Univerſität zu Dorpat, ſchenkte der zu Upſala alle ſeine Familiengüter, belebte den Bergbau und den Handel u. ſ. w. Die Ariſtokratie bildete ſich durch die im Kriege erlangte Stellung ſowie durch die in Deutſchland gewonnenen Reichthümer zu einer überwiegenden Macht im Staate aus. Noch mehr geſchah dies, als die minderjährige Königin Chriſtine (ſ. d.) ihrem Vater auf dem Throne folgte, unter einer vormundſchaftlichen Regierung, an deren Spitze Axel Oxenſtierna (ſ. d.) ſtand. Als Chriſtine 1644 den Thron ſelbſt beſtieg, umgab ſie ſich mit einem glänzenden Hofſtaate und

Digitized by Google

leistete dem Adel durch Schenkungen der Domänen u. s. w. noch weitern Vorschub. Torstenson's (s. d.) Siege hatten 1645 den Frieden zu Brömsebro zur Folge, in welchem Dänemark an S. Jemtland und Herjeädalen nebst den Inseln Gotland und Ösel, Halland aber auf 25 J. überließ und die Befreiung der schwed. Schiffe vom Sundzolle bewilligte. Durch den Westfälischen Frieden erwarb S. die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil Hinterpommerns und Wismar nebst der deutschen Reichsstandschaft.

Allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke, besonders aber ihr wankelmüthiger und launenhafter Charakter bewog die Königin Christine 1654, die Regierung an ihren Vetter, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, abzutreten, der unter dem Namen Karl X. Gustav den Thron bestieg. Seine kühnen Unternehmungen gegen Polen, Rußland und Dänemark setzten die Welt in Erstaunen, und seine Eroberungen von letzterm Reiche sind die einzigen, die S. noch geblieben sind. Er starb plötzlich 1660, und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl XI. Die Regierung übernahmen die verwittwete Königin Hedwig Eleonore, der Kanzler de la Gardie und vier andere Reichsräthe. Karl Gustav hatte im Roeskilder Frieden mit Dänemark (1658) Drontheim und Bornholm, Blekinge, Schonen und Halland erworben. Die vormundschaftliche Regierung schloß 1660 mit Polen den Frieden zu Oliva, wodurch ganz Livland bis zur Düna an S. kam, mit Dänemark den zu Kopenhagen, in welchem sie Drontheim und Bornholm zurückgab, und 1661 auf der Grundlage des Stolbower Friedens einen Vergleich mit Rußland. Karl XI. trat 1672 die Regierung selbst an, bekümmerte sich aber wenig um die Geschäfte, sodaß sich die Vormünder durch Bestechung zu einem sehr nachtheiligen Bündnisse mit Frankreich gegen Dänemark und Brandenburg verleiten ließen. Doch verlor S. im Frieden von St.-Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besessen hatte. Die Finanzen des Staats waren durch die Schuld der vormundschaftlichen Regierung in eine sehr schlechte Lage gerathen; die Einkünfte reichten nicht mehr hin zur Bestreitung der Ausgaben. Darum fand jetzt endlich das Verlangen des Volks nach einer Zurücknahme (Reduction) der der Krone entrissenen Güter Gehör, die aber durch die Art, wie man sie ausführte, ungerecht und verhaßt wurde. Durch Gustav Wasa's Reduction waren ungefähr 20000 Hufen, welche die Geistlichen sich zu verschaffen gewußt, wieder an das Reich gekommen, durch die, welche Karl XI. 1680 vornahm, gewann der Staat 10 Grafschaften, 70 Baronien und eine große Menge adelicher Güter und Kronhufen, welche der Adel seit Erich XIV., besonders aber in der letzten Zeit theils als Geschenke, theils angeblich käuflich an sich gebracht hatte. Diese Reduction zog allerdings, indem sich bei der Ausführung Privathaß und Parteigeist einmischten, den Untergang vieler ausgezeichneter Familien nach sich. S. war seit Gustav's I. Tode, 116 J., in beinahe unaufhörliche Kriege verwickelt gewesen und hatte darin oft Ehre und Ansehen geerntet. Jetzt bedurfte und erhielt es Ruhe, die Karl XI. zur bessern Entwickelung der innern Verhältnisse benutzte. Er gründete die meisten Festungen sowie die Stadt Karlskrona mit den Docks und den Werften, organisirte die Armee, rief die Reichsbank und die Universität Lund ins Leben, gab neue Gesetze und führte viele Bauten aus, darunter auch den Umbau des stockholmer Schlosses, das jedoch kurz nach seinem Tode niederbrannte. Bei dem Mißwachs in den J. 1695 und 1696 schenkte er an die Armen 110000 Tonnen Getreide, und bei seinem Tode waren mehrere Millionen Reichsthaler in der Schatzkammer. Unter seinem Sohne und Nachfolger Karl XII. (s. d.), 1697—1718, der trotz seiner Herrschsucht und Halsstarrigkeit von den Schweden hochgehalten wird, begann der Nordische Krieg (s. d.), welcher die Nation in dem Grade ermattete, daß sie nach Verlauf von 100 J. sich kaum wieder erholen konnte. Von 1700 bis zur Schlacht bei Pultawa stellte S. 400000 Mann auf, und bis kurz vor dem Tode des Königs war beinahe 1 Mill. der männlichen Bevölkerung durch den Krieg hinweggerafft worden. Daß S. zuletzt doch noch eine treffliche Armee von 70000 Mann zu stellen vermochte, hatte Karl XII. nur der Standhaftigkeit und Treue seines Volks zu danken.

Vom Tode Karl's XII. 1718 bis zur Regierungsveränderung 1772 war S., besonders seit 1739, ein Tummelplatz der Parteistreitigkeiten, die sich auf den Reichstagen unter franz., russ. oder engl. Einflusse entwickelten. Dem Könige Karl XII. folgte auf dem Throne seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, doch nicht sowol durch Erbrecht als durch freie Wahl der Stände, welche die alte Regierungsform unter noch größerer Beschränkung der königl. Macht wiederherstellten. Ihr Gemahl war Friedrich von Hessen-Kassel, der mit Bewilligung der Stände 1720 die Regierung übernahm und sie bis 1751 führte. Als ein schwacher Fürst wurde er von den Parteien des Adels beherrscht, und der Reichsrath machte sich unabhängig. Auch diese Epoche war von dauernden Kriegen und unglücklichen Friedensschlüssen erfüllt. Im Frieden zu Stock-

holm mußte S. 1719 Bremen und Verden an Hannover und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im Nystädter Frieden (1721) Livland, Estland, Ingermanland und einen Theil von Wiborgslän an Rußland abtreten, dann im Frieden mit Dänemark zu Frederiksborg (1720) auf die Befreiung vom Sundzolle verzichten. Auf Anstiften einiger erhitzter Köpfe aus der sog. Partei der Hüte begann man, 1741, gegen des Königs Rath und Wunsch, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wiederzuerlangen, abermals einen Krieg, den 1743 der für S. schimpfliche Friede zu Äbo endete, in welchem ein Theil Finlands bis an den Kymenefluß verloren ging und die Thronfolge in S., da die Königin kinderlos war, dem Herzog Adolf Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, einem nahen Verwandten der russ. Kaiserin, zugesichert ward. Unter des letztern Regierung, 1751—71, nahm S. 1757 einen schwachen und erfolglosen Antheil am Siebenjährigen Kriege. Im Innern zerrütteten die unter dem Namen der Hüte und Mützen bekannten Parteien das Reich, und die königl. Gewalt sank zum Schattenbilde herab. Als Gustav III. (s. d.) 1771 seinem Vater in der Regierung gefolgt, ließ er es 1772 sein erstes Geschäft sein, die Fesseln der gewaltigen Aristokratie zu brechen. Er unternahm auch gegen Rußland einen zwar erfolglosen, aber nicht ruhmlosen Krieg, erweiterte 1789 die königl. Macht, wurde jedoch deswegen 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Södermanland, sein Sohn Gustav IV. Adolf (s. d.), der durch die unblutige Revolution von 1809 den Thron verlor, welchen der Herzog von Södermanland unter dem Namen Karl XIII. (s. d.) bestieg. Diese Revolution beendete für S. den Streit zwischen Monarchie und aristokratischer Vielherrschaft, und während man die königl. Macht hinlänglich zu kräftigen, dabei aber eine Garantie gegen die Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volks festzusetzen suchte, glaubte man eine allen Forderungen genügende Verfassung aufgestellt zu haben. Als der Stamm der Wasa nach einer 300jährigen Regierung erlosch und eine neue Königswahl nothwendig wurde, wählte man den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den Namen Karl August annahm, zu des Königs künftigem Nachfolger. Mit Rußland schloß man den Frieden zu Frederikshamn 17. Sept. 1809, in welchem das ganze Finland bis zum Torneå- und Munioflusse nebst den Ålandsinseln abgetreten wurde, mit Dänemark den zu Jönköping 10. Dec. 1809 und mit Frankreich den zu Paris 6. Jan. 1810, in dem S. dem Continentalsystem beitrat. Inzwischen starb aber der Kronprinz Karl August eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Örebro wählte nun im Aug. 1810 den franz. Marschall Bernadotte zum Thronfolger, der unter dem Namen Karl Johann von Karl XIII. adoptirt ward. Auf Andringen Napoleon's mußte S. England den Krieg erklären. Doch das Drückende dieses Kriegszustandes sowie die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs führten 1812 dahin, daß sich S. den gegen Napoleon verbündeten Mächten anschloß. Durch den Frieden mit Dänemark zu Kiel 14. Jan. 1814 sollte S. zu dem Besitze Norwegens gelangen; dagegen trat es seinen Antheil an Pommern und die Insel Rügen ab.

Karl XIV. Johann (s. d.), der nach dem Tode Karl's XIII. 1818 den Thron bestieg, war vor allem bemüht, den materiellen Zustand des Landes zu heben. Durch Anbau wüster Strecken, Förderung des Handels und der Gewerbe, Anlegung von Straßen und Kanälen, Gründung von Gewerbs- und Navigationsschulen erwarb sich der König bleibende Verdienste. Doch gelang es ihm nicht, im Lande ganz heimisch zu werden. In Norwegen erregte sein Bemühen, dies Land unmittelbar der Krone unterzuordnen, Unzufriedenheit; in Schweden trat er vielfach mit dem Volksthum in Widerspruch und vermochte nicht den franz. Marschall ganz abzulegen. Einzelne Spuren eines noch vorhandenen Anhangs an die vertriebene Dynastie veranlaßten ihn zu strenger Polizei und Censur und drängten ihn noch entschiedener zur Freundschaft mit Rußland, die den schwed. Traditionen widersprach. Mit dem Reichstage vermochte sich der König über manche nothwendige Reformen nicht zu verständigen. Die Schuld lag einerseits an der ganzen Organisation dieses polit. Körpers, andererseits an des Königs Mistrauen und seiner Abneigung gegen Concessionen, die seiner Macht Eintrag thun konnten. Preßprocesse riefen (namentlich im Sommer 1838) tumultuarische Scenen in der Hauptstadt hervor, welche den reactionären Einflüssen, unter denen der König stand, neuen Anlaß gaben, ihn mit Mistrauen gegen das Volk zu erfüllen. Indessen schien es, als wollte die Regierung allmählich selbst den Anstoß geben zu einer Reform der Verfassungsverhältnisse; aber die seit 1840 darüber entsponnenen Verhandlungen und Streitigkeiten ließen einen nahen Abschluß nicht erwarten. Am 8. März 1844 starb Karl Johann, und es folgte ihm sein Sohn Oskar I. (s. d.), von dem man namentlich die Erledigung der Verfassungsreform erwartete. Oskar begann damit, daß er,

Digitized by Google

durch den Proteſt des Prinzen Waſa unbeirrt, den bisher verbotenen Verkehr mit der vertriebenen Dynaſtie freigab und der Verfaſſungsangelegenheit ein reges Intereſſe zuwandte. Als der Reichstag im Juli zuſammenkam, ward der von dem Conſtitutionsausſchuß 1840 vorgelegte Reformentwurf zur Verhandlung gebracht. Derſelbe fand bei dem Bürger- und Bauernſtande eine große Majorität, wurde jedoch vom Adel und Klerus abgelehnt. Die Regierung gab ihrerſeits die Erklärung ab, daß ſie die Reform für nothwendig halte, und verlängerte den Reichstag, um die neuauftauchenden Entwürfe zur Berathung zu bringen. Doch kam die Sache nicht zur Erledigung. Dagegen ſetzte der König (1845) eine Reform der Criminalgeſetzgebung und, nicht ohne lebhaften Widerſpruch des Adels, eine Veränderung der Erbgeſetze ins Werk, welche für alle Stände und Geſchlechter gleiches Erbrecht beſtimmte. Im nächſten Jahre ergriff dann die Regierung ſelbſt die Initiative in den Verfaſſungsſachen und veranlaßte die Bildung einer Commiſſion, um die Repräſentationsfrage zu prüfen. Materielle Reformen, wie die Abſchaffung des Zunftzwangs, die größere Förderung von Handel und Gewerbe, die Vorbereitung von Eiſenbahnanlagen, wurden zu gleicher Zeit durchgeführt. Im Sommer 1847 war die beſtellte Commiſſion mit ihrem Entwurfe fertig, und 13. Nov. trat der Reichstag zuſammen. In ſeine Berathungen fiel die Erſchütterung vom Febr. 1848, welche auch S. nicht gänzlich unberührt ließ. In Stockholm erfolgten rege Volksdemonſtrationen; die zahlreichen Vereine für Reform brachten Petitionen ein um definitive Erledigung der Verfaſſungsfrage. Das nächſte Ergebniß war (April) ein Wechſel im Miniſterium zu Gunſten des Liberalismus und die Zuſage einer baldigen Entſcheidung der Verfaſſungsangelegenheit. Schon 2. Mai ward hierauf den Ständen der Entwurf der neuen Nationalrepräſentation übergeben, wonach nur noch zwei Kammern beſtehen ſollten, beide gewählt, die erſte aus 120 Mitgliedern, deren Mandat auf neun Jahre lautete, die zweite aus 150, die man für jeden Reichstag zu wählen hatte. Dazu kamen dreijährige Periodicität des Reichstags und ein freiſinnig ausgedehntes Wahlrecht. Dieſer Entwurf ward von dem Verfaſſungsausſchuß angenommen, aber die definitive Entſcheidung, der Verfaſſung gemäß, erſt dem nächſten Reichstage vorbehalten. Inzwiſchen hatten ſich ernſte auswärtige Verwickelungen vorbereitet: der Streit zwiſchen Dänemark und Deutſchland, in welchem S. nicht unbetheiligt bleiben zu können glaubte. Schon ſeit Jahren hatte ſich in der Nation, namentlich unter der Jugend, eine ſkandinaviſche Einheitstendenz geltend gemacht, die den alten Haß zwiſchen Schweden und Dänen milderte, und die nun dazu beitrug, die dän. Sache in S. populär zu machen. Aber auch die Regierung, ſonſt der ſkandinaviſchen Bewegung nicht hold, verfolgte dieſe Richtung, zumal als der Reichstag 3 Mill. zu dem Zwecke bewilligte. Es kam ein enges Bündniß zwiſchen S. und Dänemark zu Stande, infolge deſſen ſchwed. Truppen nach Fünen abgingen und die ſchwed. Politik eine active Theilnahme am Kampfe gegen Deutſchland in Ausſicht ſtellte. Unter ſchwed. Vermittelung wurde auch wirklich 26. Aug. 1848 der Waffenſtillſtand zu Malmö abgeſchloſſen. Aber ſehr bald erkaltete in S. ſelbſt die Theilnahme für die dän. Sache, ſodaß Dänemark 1849 vergeblich verſuchte, die Schweden zu einer thätigen Mitwirkung zu bringen. S. blieb neutral, und es ward ihm deshalb bei dem Waffenſtillſtande vom 10. Juli 1849 die Beſetzung Nordſchleswigs übertragen. In den innern Angelegenheiten des Landes trat keine Entſcheidung ein, wie ſie nach den Vorgängen der bewegtern Zeit von 1848 zu erwarten geſtanden. Als im Nov. 1850 der Reichstag zuſammentrat, überreichte die Regierung einen Vorſchlag, wonach die Trennung in vier Stände und die Selbſtrepräſentation des Adels fallen ſollte. Der Antrag fand indeſſen nur beim Bürgerſtande die Mehrheit, alle andern Curien verwarfen ihn. Die Folge war eine Modification des Miniſteriums und abermalige Verſchiebung der Sache. Ueberhaupt ſchien der conſervative Eifer in den höhern Ständen nur gewachſen zu ſein, und in der Berathung über die Erweiterung der Judenrechte war z. B. ein Rückſchritt gegen die frühere Zeit unverkennbar. Die Regierung ſuchte indeſſen die materiellen Intereſſen des Landes zu heben. Sie verbeſſerte die Vertheidigungsanſtalten, förderte den Eiſenbahnbau, ſuchte die Ablöſung der Sundzölle vorzubereiten. Das königl. Haus aber ward durch ſchwere Unglücksfälle heimgeſucht. Die Vermählung des Kronprinzen 1850 mit Luiſe von Oranien, der Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich der Niederlande, ſowie 1851 die Geburt einer Prinzeſſin und Dec. 1852 eines Erbprinzen (der jedoch 13. März 1854 ſtarb) aus dieſer Ehe, erregten im Lande große Freude und ſteigerten noch die hohe Popularität des Thronfolgers. Um ſo ſchmerzlicher war die Theilnahme, als der König Oskar, von einer zur Stärkung ſeiner zerrütteten Geſundheit mit ſeiner Familie angetretenen größern Reiſe nach Deutſchland und der Schweiz zurückgekehrt, ſelbſt ſehr ſchwer erkrankte und ſein zweiter Sohn, Prinz Guſtav, Herzog von Upland (geb. 1827), nach der Rückkehr nach kurzer Krankheit in Chriſtiania ſtarb (24. Sept.

1852). Des Königs Krankheit war so langwierig, daß eine Regierungscommission bestellt werden mußte, und er erst nach Monaten wieder die Geschäfte übernehmen konnte (April 1853). Neue Sorgen erwarteten den hinsiechenden König. Außer der Cholera, die das Land heimsuchte, zog sich ein polit. Sturm zusammen, der S. nicht unberührt lassen konnte. Die orient. Verwickelung, der zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochene, mit den Westmächten drohende Krieg, berührte S. sehr nahe. Die Regierung suchte zunächst durch einen Neutralitätsvertrag mit Dänemark sich gegen die unfreiwillige Verflechtung in den Krieg zu schützen, traf jedoch zugleich Rüstungen und verlangte vom Reichstage im Nov. 1853 4 Mill. Thlr. für die Landesvertheidigung. Auch als im Laufe des J. 1854 die Flotten der Westmächte an S.s Küsten erschienen, suchte die Regierung ihre neutrale und zuwartende Stellung einzuhalten. In der Nation gab sich dagegen eine antiruss. Stimmung kund und das eifrige Verlangen, das verlorene Finland wiederzugewinnen. Die Politik der kriegführenden Westmächte suchte zugleich in diesem Sinne um so rühriger zu wirken, je sichtbarer ihr eigener Erfolg in den nördl. Meeren von der energischen Theilnahme der schwed. Landmacht abhing. Die Furcht vor Rußlands Uebergewicht im Norden und die Unsicherheit der von den Westmächten in Aussicht gestellten Garantien hielt jedoch die Regierung von jeder activen Theilnahme zurück. Auch der Reichstag zeigte sich hierin einverstanden und bewilligte ohne Widerspruch die zur Durchführung der bewaffneten Neutralität begehrten Mittel. Einverständniß herrschte auch zwischen Regierung und Reichstag in Betreff der Beschränkung des Branntweingenusses mittels der Vertheuerung des Branntweins durch eine hohe Steuer, welche überdies dem Staatseinkommen sehr förderlich wurde. Das Verlangen der Juden nach unbeschränktem Recht der Niederlassung und des Grundbesitzes, wie es bereits in Norwegen eingeführt, wurde aber von den schwed. Reichsständen nur theilweise bewilligt. Außerdem brachte dieser Reichstag, der 5. Dec. 1854 aufgelöst wurde, vieles zu Stande; so ein neues Criminalgesetz, eine Steuerreform, Einführung des Decimalsystems in Münze, Maß und Gewicht, Verbesserung der Administration, Bewilligung von Mitteln zu wissenschaftlichen, national-ökonomischen und wohlthätigen Zwecken. In der äußern Politik wurde 21. Nov. 1855 zwischen Schweden-Norwegen und den Westmächten (Frankreich und England) ein Schutzbündniß abgeschlossen, veranlaßt durch russ. Uebergriffe bei der Fischerei und der Jagd im Norden infolge der unsichern Grenzen. Schweden-Norwegen verpflichtete sich, keine Gebietstheile an Rußland abzutreten, wogegen es bei etwaigen Angriffen Rußlands die Hülfe der Verbündeten zugesichert erhielt. In dem Pariser Frieden von 1856 ging Rußland bereitwillig auf die deshalb gestellten Bedingungen ein, verpflichtete sich auch, die Ålandsinseln ferner nicht zu befestigen.

Der Reichstag von 1856—58 verwarf zwar das Gesetz in Betreff der Religionsfreiheit, erweiterte aber die Handelsfreiheit und bewilligte zur Ausrüstung des Heeres sowie zum Eisenbahnbau bedeutende Summen. Da der König wieder schwer erkrankte, so wurde dem Kronprinz Karl 10. Sept. 1857 die Regentschaft übertragen, die er nun bis zu dem 8. Juli 1859 erfolgten Tode seines Vaters fortführte. Karl XV. (s. d.) umgab sich mit Rathgebern, die das Vertrauen der Nation besaßen, und schlug überhaupt eine ganz volksthümliche Politik ein, sodaß die Opposition, die sich in den letzten Regierungsjahren seines Großvaters entwickelt, unter seinem Vater aber bereits abgenommen hatte, nun vollends erlosch. Der erste Reichstag unter seiner Regierung trat 15. Oct. 1859 zusammen. Obschon mehrere zeitgemäße Veränderungen an dem Widerspruche des einen oder andern Reichsstandes scheiterten, auch eine Collision des Reichstags mit dem norweg. Storthing über die unionellen Verhältnisse eintrat, sodaß nur der König dem gänzlichen Bruche vorbeugen konnte, fanden doch viele wichtige innere Angelegenheiten ihre Erledigung. Das Communalwesen auf dem Lande (Landsting) wie in den Städten wurde reformirt, die Religionsfreiheit erweitert, den Israeliten im ganzen Lande die Erwerbung von Grundbesitz bewilligt, der Paßzwang aufgehoben, ein neues Concursgesetz hergestellt, die Errichtung einer allgemeinen Hypothekenbank beschlossen und zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten bedeutende Mittel bewilligt. Außerdem erfolgten Vorschläge zur Reformirung der Grundgesetze, darunter auch einer in Betreff der Volksrepräsentation, über die jedoch erst von dem folgenden Reichstage Entscheidung getroffen werden konnte. Der Stand der Bürger und der Stand der Bauern richteten 20. Oct. 1860 Adressen an den König mit der Bitte, dem nächsten Reichstage den Entwurf zu einer Reform der Reichsvertretung vorlegen zu lassen. Dieser Schritt fand im ganzen Lande Anklang, da man das Unzweckmäßige einer Repräsentation nach vier Ständen mit ihrer schleppenden Geschäftsordnung längst erkannt hatte. Wie in England, so fand auch in S. die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung großen Anklang, und es

bildeten ſich 1861 im ganzen Lande freiwillige Scharfſchützenvereine, denen der König ihre Befugniß und ihre Befehlshaber ertheilte. Nachdem 15. Oct. 1862 der Reichstag wieder zuſammengetreten, legte ihm die Regierung den Entwurf einer neuen Reichstagsordnung (datirt 5. Jan. 1863) vor, der von dem Reichstage günſtig, von der ganzen Nation mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Doch mußte, dem Grundgeſetz gemäß, die Entſcheidung der wichtigen Angelegenheit bis zum nächſten Reichstage ruhen. Es kam diesmal eine geſetzliche Beſtimmung zu Stande, wonach in Abweſenheit oder bei Krankheit des Königs der dem Thron am nächſten ſtehende volljährige königl. Prinz die Regierung führen ſoll. Hieran ſchloſſen ſich neue Straf-, See- und Jagdgeſetze, ein Geſetz über Gemeindeverſammlungen, über Geſtattung bürgerlicher Heirathen zwiſchen Chriſten und Iſraeliten und die Herſtellung vollſtändiger Gewerbefreiheit. Zur Fortſetzung der Eiſenbahnbauten wurden wieder Mittel angewieſen. Gleichzeitig lenkte ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die auswärtigen Angelegenheiten, indem der Aufſtand in Polen bei dem Ruſſenhaſſe der Schweden die lebhafteſte Theilnahme fand. Wiewol ſich die Preſſe ſowie ein Theil der Reichsſtände kriegeriſch zeigten, hielt ſich die ſchwed. Regierung ſchon darum zurück, weil ſich für die Polen kein mächtigerer Bundesgenoſſe erhob. In dem deutſch-dän. Conflicte waren die Sympathien ſowol der Regierung als auch des Volks auf der Seite der Dänen, und das ſchwed. Cabinet bemühte ſich eifrig, die Exiſtenz der dän. Monarchie im Falle des Ausſcheidens von Holſtein und Lauenburg zu ſichern. Als jedoch mit dem Tode König Friedrich's VII. (15. Nov. 1863) die Lage der Dinge ſich ſo geſtaltete, daß der Bruch zwiſchen Dänemark und Deutſchland als unvermeidlich erſchien, ließ die ſchwed. Regierung von dem bereits verhandelten Bündniſſe mit Dänemark ab, obgleich die Stände 3 Mill. zur Vervollſtändigung der Rüſtungen bewilligten. Unter den Verträgen, welche Schweden in neuerer Zeit im Intereſſe des internationalen Verkehrs abſchloß, war der mit Frankreich errichtete Handelsvertrag vom 14. Febr. 1865 der wichtigſte. Am 15. Oct. 1865 trat der neue Reichstag zuſammen, welchem die Abſtimmung über die in der vorigen Seſſion von der Regierung vorgelegte Reichstagsordnung zukam. Der Entwurf wurde zur Freude der ganzen Nation von allen vier Ständen (4., 7. und 8. Dec. 1865) angenommen und erhielt 22. Juni 1866 durch die Unterſchrift des Königs die geſetzliche Kraft. Die dem Bedürfniſſe längſt nicht mehr entſprechende Ständevertretung war hiermit abgethan und dafür ein Zweikammerſyſtem mit entſprechender Wahlordnung eingeführt. Im Sommer 1866 veranſtaltete man in Stockholm die erſte ſkandinav. Induſtrie- und Kunſtausſtellung, zu welcher auch Finland Beiträge lieferte. Dieſe Ausſtellung gab namentlich einen erfreulichen Beweis von der Entwickelung der ſchwed. Induſtrie, zog aber infolge der Kriegswirren in Deutſchland die Aufmerkſamkeit des Auslandes weniger auf ſich. Am 15. Jan. 1867 trat der erſte Reichstag nach der neuen Ordnung zuſammen, der ſeine Arbeiten in der vorgeſchriebenen Zeit von vier Monaten erledigte, obſchon die Geſchäftsordnung noch beſtimmt und die Abgeordneten mit den ungewohnten Formen erſt vertraut werden mußten. Der Reichstag bewilligte bezüglich der Eiſenbahnen nur die Mittel für die Fortführung der Bahn nach Chriſtiania, während er für die Ausrüſtung des Heeres, der Kriegsflotte, der Feſtungen ſehr bedeutende Opfer brachte. Vgl. über die ſchwed. Geſchichte die Quellenſammlungen von Fant, Geijer und Schröder («Scriptores rerum Suecicarum medii aevi», 2 Bde., Upſala 1818—25) und Rietz («Scriptores Suecici medii aevi», 2 Bde., Lund 1842—44); ferner «Handlingar rörande Skandinaviens historia» (Stockh. 1830 fg.); das von Liljegren begonnene, von Hildebrand fortgeſetzte «Diplomatarium Suecianum» (Stockh. 1827 fg.); die Publicationen der «Svenska Fornskrift-Sälskapet» u. a. Von den ältern Geſchichtsſchreibern ſind zu nennen: Dalin («Geſchichte von S.», deutſch, 4 Bde., Greifsw. 1756—64); Lagerbring, «Svea Rikes Historia» (4 Bde., Lund 1763—83, herabreichend bis 1457); deſſen kürzeres Werk «Abriß der ſchwed. Reichshiſtorie» (Roſt. 1776); Ruhs, «Geſchichte S.s» (5 Bde., Halle 1804—14). Die Hauptwerke lieferten jedoch die drei bedeutenden ſchwed. Geſchichtſchreiber Geijer (ſ. d.), fortgeſetzt von Carlsſon (ſ. d.), Fryxell (ſ. d.) und Strinnholm (ſ. d.). Um die Kirchengeſchichte machte ſich Reuterdahl (ſ. d.) verdient.

Schwediſche Sprache, Literatur und Kunſt. Die ſchwediſche Sprache gehört, wie die däniſche, zu den german. Sprachen, unter dieſen zu den nordgermaniſchen oder ſkandinaviſchen, von denen ſie wiederum den weſtſkandinav. Dialekten Norwegens gegenüber eine beſondere, obwol nur mundartlich verſchiedene Sprache bildet. (S. Nordiſche Sprachen und Literaturen.) Die älteſten Denkmäler der ſchwed. Sprache, die uns in einer überaus reichen Anzahl von Runinſchriften (gegen 1450, ſieben Achtel des geſammten ſkandinav. Runenſchatzes) aus dem 10. bis ins 14. Jahrh. erhalten ſind, laſſen bei der höchſt einfachen Lautbezeichnung und

dem beschränkten Inhalt zu wenig Eigenthümliches erkennen, um aus ihnen ein charakteristisches Bild ihrer Sprache zu gewinnen. Dies tritt uns erst in der umfänglichen Literatur entgegen, die uns in vielen Provinzgesetzen, Prosa- und Reimchroniken, Legenden, Uebersetzungen des 13., 14. und 15. Jahrh. überliefert ist. Das Altschwedische, wie man die Sprache dieses Zeitraums im Gegensatz zu der sich seit der Reformation entwickelnden Neuschwedischen nennen darf, zeigt im Vergleiche zum Altnorwegisch-Isländischen oder Altnordischen anfangs zwar in lautlicher, grammatischer, lexikalischer Beziehung nur wenig Verschiedenheit, außer daß dem erstern sowol ein geringerer Umfang des Umlauts als auch ein Vorherrschen langer Vocale statt der im Altnorwegischen gebliebenen Diphthonge eigenthümlich ist. Bald jedoch machen sich äußere Einflüsse geltend, welche die Sprache von ihrer ursprünglichen Gestalt immer mehr entfernen. War bereits durch die Annahme des Christenthums (nach 1050) und die dadurch herbeigeführte Kenntniß der lat. Sprache, deren Schrift statt der bisher, obwol nur für Steininschriften benutzten Runen nicht ohne wesentlichen Belang für die Lautbezeichnung sein konnte, der Wortschatz nach Form und Inhalt erweitert, so mußte dies, freilich auf Kosten der Reinheit, noch in bei weitem höherm Grade geschehen, als seit der Mitte des 13. Jahrh. das Deutsche durch vielfache polit. Bezüge wie den regen Verkehr mit den deutschen Ostseeküsten, seit Ende des 14. Jahrh. das Dänische während und infolge der Kalmarunion viele neue Bestandtheile zuführten. Versetzt mit einer Menge so verschiedener und fremdartiger Wörter und Redeweisen, in ihren Flexionsendungen abgeschwächt und durch die willkürlichste Orthographie entstellt, war sie allmählich in einen Zustand der Verwilderung gerathen, der seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. erreichte. Es war die Uebergangszeit zur neuschwed. Sprache. Auf ihre Gestaltung übten zwar neben der neu hinzutretenden franz. Sprache die deutsche und die dänische, erstere namentlich durch die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg sowie durch ununterbrochene Anerkennung deutscher Literatur und Wissenschaft, sehr bedeutenden Einfluß. Dagegen wirkten die sprachreinigenden Bemühungen so verdienstvoller Männer, wie Andreä's und der Gebrüder Petri durch ihre Bibelübersetzungen, wie ferner Stjernhjelm's, des Reformators der schwed. Literatur, Lindschöld's u. a., ja der Könige des Landes selbst von Gustav Wasa bis auf Gustav Adolf, endlich das Aufblühen einer namentlich durch den Gothenbund gehobenen Nationalliteratur und die grammatische Behandlung der Sprache intensiv und anhaltend genug, um die Entwickelung der Sprache wieder in eine ihrer ursprünglichen Natur entsprechende Bahn einzulenken, auf der sie dann seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts zu einem hohen Grade von innerer Kraft und Reife gediehen ist. Die schwed. Sprache, wie sie uns jetzt in einer reichen Literatur ausgeprägt vorliegt und außer dem Königreiche Schweden und seinen Inseln auch in den Städten Finlands, an der Küste Estlands und auf Runö gesprochen wird, ist anerkannt unter den neuern Sprachen Europas eine der wohlklingendsten und gesangreichsten. Unter den ungefähr zehn Dialekten, in denen das Schwedische gesprochen wird, und von denen einige bereits im 13. Jahrh. zur Abfassung von Provinzgesetzen dienten, verdienen neben den förmländischen (der Provinz Södermanland), aus dem die heutige Schrift- und Redesprache gebildet ist, vorzugsweise die in der Provinz Dalarne und auf der Insel Gotland üblichen einer Auszeichnung: beide tragen ein besonders alterthümliches Gepräge. Die Grammatik der schwed. Sprache, die seit Gabr. Wallenius (1682) in Tjällman (1696), Ljungberg (1756), Sahlstedt (1769 und 1798), von Botin (1777 und 1792), Fryxell (1824; 13. Aufl. 1865), Enberg, dem anonymen Verfasser der von der schwed. Akademie herausgegebenen Grammatik (1836), Sjöborg (6. Aufl., Stralf. 1848), Dietrich (2. Aufl., Stockh. 1848), Swedbom (1830; 2. Aufl. 1845), Schram (7. Aufl. 1864) und Lyth (1848) die namhaftesten frühern Bearbeiter gefunden, erhielt die erste, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechende Behandlung durch Rydquist («Svenska Språkets Lagar», Bd. 1—3, Stockh. 1850—63), in compendiarischer Weise durch Strömborg («Svenska Språklära», Stockh. 1852). Die Geschichte der schwed. Sprache bis ins 17. Jahrh. hat Petersen in «Det Danske, Norske og Svenske Sprog Historie» (2 Bde., Kopenh. 1830) gegeben, eine besondere Darstellung des Altschwedischen Munch (Stockh. 1849). Unter den Wörterbüchern steht des trefflichen Ihre «Glossarium Suio-Gothicum» (Upf. 1769) noch unübertroffen da. Die neuerdings von Kindblad (1840) und von Almquist (1842) begonnenen sind unvollendet geblieben; dagegen ist das Wörterbuch Dalin's (2 Thle., Stockh. 1850) eine verdienstvolle Arbeit.

Den eigentlichen Beginn der schwedischen Literatur hat man in den Folkvisor zu suchen, jenen nordischen Romanzen, die durch ihren Anschluß an mythische Ueberlieferung in die vorchristl. Zeit hinaufreichen, jedoch zum größten Theile während des 14. und 15. Jahrh. entstanden,

ſeitdem unter mannichfachen Umwandlungen, in ihrem Beſtande bald gemindert, bald durch neue, umgedichtete, nachgebildete Lieder vermehrt, Jahrhunderte hindurch ſich im Gedächtniſſe des Volks erhalten haben. Die Folkviſa, in ihrer früheſten Geſtalt als Kämpaviſa, entwickelte ſich im Verlauf des 12. und 13. Jahrh. aus den isländ. Rimur; wie dieſe vorzugsweiſe zum Geſange beſtimmt und in ſtrophiſcher Form mit meiſt alternirenden Schlußreimen, erzählt ſie von den Thaten ausgezeichneter Vorfahren. Während ſie noch in regem Gefühl des Anſtaunens und der Bewunderung einer dahingeſchwundenen Heldenwelt einen oft an das Ungeheuerliche, ja Rohe ſtreifenden Charakter trägt, athmet aus der unter dem Einfluſſe der Kirche mit ihren Heiligen und des Ritterthums hervorgegangenen ſpätern Form der Riddarviſa ein viel milderer Geiſt. Dem auch hier noch vorherrſchend Epiſchen tritt ein lyriſches Element zur Seite, das ſich theils in der ganzen Stimmung, theils noch in eigenthümlicher Weiſe im Kehrreim geltend macht; das jedoch ſie alle Beſeelende iſt die ſtets mitempfundene, untrennbare Melodie des Geſangs. Sammlungen veranſtalteten Geijer und Afzelius («Svenska Folkvisor», 3 Bde., Stockh. 1814—16), Atterbom («Nordmannaharpan», Upſ. 1816), Arwidsſon («Svenska Fornsånger», 3 Bde., Stockh. 1834—48), Afzelius («Afsked af Svenska Folksharpan», Stockh. 1849), Cavallius und Stephens («Sveriges historiska och politiska Visor», Bd. 1, Örebro 1853). Was uns von ſchriftlichen Denkmälern aus der Zeit vor der Reformation erhalten iſt, reicht nicht über das 13. Jahrh. hinauf. Es beſteht neben den Provinzgeſetzen in Chroniken und Ueberſetzungen theils bibliſcher und theol. Schriften, theils ausländiſcher Romane. Unter den Geſetzen gehören das «Vestgötalag» und das «Upplandslag» zu den älteſten; ſchon in die erſte Hälfte des 14. Jahrh. fallen das «Östgötalag», «Södermannalag», «Dalalag», «Helsingalag», «Vestmannalag», «Gottlandslag», «Björköa Rätten» u. a. Um ihre Herausgabe hat ſich beſonders Schlyter verdient gemacht. Der Zeit und theilweiſe dem Inhalte nach ſind auch hier zu erwähnen das Buch «Om Konunga Styrilse och Höfdinga», eine Art altſchwed. Königsſpiegel (herausg. von Bure, Stockh. 1634; von Scheffer, Stockh. 1669), und «die Offenbarungen der heil. Brigitta», geſchrieben von ihrem Beichtvater Matthias, dem man zugleich die älteſte ſchwed. Bibelüberſetzung verdankt. Von den Chroniken verdienen durch Umfang wie Gehalt genannt zu werden: die proſaiſche oder die des Meſſenius, der ſie 1615 herausgab; ferner die kleine und die große Reimchronik (gedruckt in den «Scriptores rerum Svecicarum», Bd. 1), beide aus dem 15. Jahrh. In großer Anzahl ſind die theils gereimten, theils proſaiſchen Nachbildungen und Ueberſetzungen fremder Romane und Volksbücher vorhanden, die man zum Theil, obwol nicht ganz richtig, unter dem Namen von «Drottning Eufemias Folkvisor» begreift. Mehrere von ihnen (z. B. «Flores och Blanseflor», «Iwan och Gawian», «Namnlös och Valentin», «Vilkina Sagan» u. a.) ſind nebſt andern hierhergehörigen Schriften in den «Samlingar» der Svenska Fornskrift-Sälskap veröffentlicht worden; die einer etwas ſpätern Zeit angehörigen Volksbücher hat Bäckſtröm (2 Bde., Stockh. 1850—52) herausgegeben.

Die Stiftung der Univerſität zu Upſala 1476 trug anfangs wenig zur Belebung der höhern Gelehrſamkeit bei, weil ſie damals wenig mehr als eine Kapitelſchule war, und in den Zeiten Johann's III. lag ſie ſogar ganz darnieder. Die Apoſtel der Reformation, die Brüder Olaus und Laurentius Petri, Melanchthon's Schüler, vertreten beinahe die ganze Literatur ihres Zeitalters, weil ſie zugleich Bibelüberſetzer, Chronikſchreiber und Dichter waren. Ihre Bibelüberſetzung, in einer kräftigen, körnigen Sprache geſchrieben, übrigens nicht frei von Misverſtändniſſen und auch nicht von Germanismen, hatte vielen Einfluß auf die Ausbildung der ſchwed. Proſa; weniger gelang ihnen das Geſangbuch, das beim Kirchengebrauch eingeführt wurde. Die in der Landesſprache abgefaßte Reichsgeſchichte der beiden Brüder iſt in ſtiliſtiſcher und kritiſcher Hinſicht nicht ohne Verdienſt; aber in den Thatſachen ſchwebte ihnen der dän. Mythenerzähler Saxo Grammaticus als Muſter vor, den ſie in Fabeln zur Verherrlichung des Vaterlandes möglichſt noch zu überbieten ſuchten. Gleichzeitig ſchrieben die ausgetriebenen katholiſchen, in Rom lebenden Brüder Johannes Magni, vormals Erzbiſchof zu Upſala, geſt. 1541, und Olaus Magni, geſt. 1558, jeder eine abenteuerliche Hiſtorie der nordiſchen Völkerſchaften, aber lateiniſch. Guſtav I. ſelbſt ſprach und ſchrieb einfach ſchön, rein und kräftig, nicht ſelten derb; ſein älteſter Sohn, Erich XIV., war Dichter und Pſalmiſt; ſein jüngſter, Karl IX., Chroniſt und Theolog; der mittlere, Johann III., zwar nicht Schriftſteller, aber gelehrt. Dennoch erlaubten ſeine übrigen Sorgen Guſtav I. nicht, etwas Namhaftes für die öffentliche Erziehung zu thun; ebenſo wenig war dies der Fall während der folgenden unruhigen Zeiten, wiewol ſich Karl IX. bemühte, die Univerſität zu Upſala wieder zu heben. So ſtand denn die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung bei Guſtav II. Adolf's Regierungsantritt auf keiner hohen Stufe. Die Literatur war ſehr

dürftig, indem sie aus wenig mehr als einigen neuen Königs- und Bischofschroniken, einem Haushaltungsbuche vom Grafen Brahe und einem von Aberglauben erfüllten Arzneibuche bestand. Jetzt traten in Upsala zwei gelehrte Professoren auf, die miteinander um die Gunst der Jugend so heftig wetteiferten, daß der König, um der Unruhe ein Ende zu machen, beide abberufen mußte. Der erste, Joh. Messenius (gest. 1637), schrieb Geschichtskomödien, die er von Studenten aufführen ließ; später verfaßte er während seiner 20jährigen harten Gefangenschaft zu Cajaneborg in 20 Bänden ein großes histor. Werk «Scondia illustrata», das, wiewol sehr unkritisch, doch für die spätern Zeiten von Wichtigkeit ist. Sein Nebenbuhler, Joh. Rudbeckius, erhielt den Bischofsstuhl zu Westeräs und organisirte die Schulen, das Gymnasium und die theol. Studien in seinem Stifte auf eine Art, die seitdem zum Vorbilde gedient hat. Gustav II. Adolf beförderte seine Absichten, indem er die höhere Volksbildung sich angelegen sein ließ, begründete viele Schulen und die ersten Gymnasien und legte jeder Familie eine Abgabe auf, die zur Unterstützung armer Bauersöhne auf den Schulen bestimmt war. Die Universität zu Upsala beschenkte er auf eine wahrhaft königl. Weise und ermunterte durch sein Beispiel vermögende Privatleute, durch Stipendien und andere Stiftungen ebenfalls zum Flor der Lehranstalten beizutragen. Von dieser Zeit an war Gelehrsamkeit eine Bedingung für Beförderung zu höhern Stellen sowol in der Kirche wie in der Administration; mehrere Staatsmänner, besonders Diplomaten, zeichneten sich als Gelehrte aus, andere waren zugleich Mäcene. So unter andern Axel Oxenstierna, der, selbst ein gelehrter Theolog, zeitlebens auch ein Gönner der Wissenschaften blieb. Unter seiner Mitwirkung wurden die Universitäten zu Åbo und Dorpat und viele neue Gymnasien und Schulen errichtet; die Universität zu Lund wurde erst 1668 gestiftet kurz nach der Vereinigung Schonens mit Schweden. Die Königin Christine wollte ihren Hof und die Universität zu Upsala zum Brennpunkt der ganzen europ. Gelehrsamkeit machen und rief daher aus Deutschland, Holland und Frankreich eine große Zahl der berühmtesten Gelehrten herbei; aber diese übten einen sehr geringen Einfluß auf die einheimische Bildung, weil sie dem Volksleben zu fern standen, und verschwanden meist nach kurzem Auftreten. Die ganze Gelehrsamkeit der damaligen Zeit war überhaupt mehr die Sache einer Kaste als des Volks und daher zum großen Theil unpraktisch und für die Nationalliteratur nicht förderlich. War doch das Latein beinahe noch die ausschließliche Sprache der Gelehrten.

Unter allen Wissenschaften genoß die Theologie das größte Ansehen, diese aber war noch scholastisch, streng dogmatisch und überall Ketzerei witternd. Männer, wie Joh. Matthiä, Christinens Lehrer, später Bischof zu Strengnäs, Joh. Terserus und Joh. Gezelius, Vater und Sohn (deren vortreffliches Bibelwerk zu den besten exegetischen Schriften gehört), die sich mit freiern Ansichten hervorwagten, wurden verfolgt und zum Theil abgesetzt. Auch die weltlichen Professoren lebten in immerwährendem Zank und die Kanzler der Universitäten hatten ihre Noth, Frieden zu erhalten. Nächst der Theologie war die Philosophie der Schauplatz der hitzigsten Kämpfe. Descartes, den die Königin Christine an ihren Hof berief und der in Stockholm starb, hatte in Schweden viele Anhänger gefunden; seine Philosophie drang in die Universität ein und kam in den heftigsten Conflict mit dem alten Aristotelischen Schulsystem, das die Aeltern festhalten wollten. Dabei wollten auch die meisten der damaligen Gelehrten alle Wissenschaften umfassen und als Polyhistoren in allen Fächern glänzen. So Georg Stjernhjelm, gest. 1672, und Olof Rudbeck der Aeltere, gest. 1701, beide in der That mit den glänzendsten Naturgaben ausgestattet. Die Schriften des erstern sind jetzt längst vergessen, aber sein Lehrgedicht «Hercules», in einer kräftigen, kernigen Sprache und in hexametrischer Form gedichtet, hat ihm den Namen des Vaters der schwed. Dichtkunst erworben. Olof Rudbeck war beinahe in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert und erwarb sich um mehrere derselben ausgezeichnete Verdienste. Später aber gab er sich ganz Einem Lieblingsstudium hin, der nordischen Alterthumsforschung, welcher sich schon vorher Bureus, Messenius u. a. gewidmet hatten. Er trat 1675 mit dem ersten Theile seiner «Atlantica» auf, welches Werk inner- und außerhalb Schwedens eine ungeheuere Aufmerksamkeit erregte. Die Sätze der «Atlantica» zu bekämpfen, wurde beinahe als Hochverrath gegen das Vaterland betrachtet und die Widersacher mittels königl. Ordonnanzen zum Schweigen gebracht. Diese einseitige Richtung dauerte noch unter Karl XII., der übrigens, wenn auch ungelehrt, doch den praktisch nützlichen Wissenschaften nicht abhold war.

Was nun die einzelnen Fächer anlangt, so gingen die Theologen in ihrer Intoleranz nicht nur so weit, daß sie die Einführung einer strengen Censur bewirkten, sondern auch alle philos. Untersuchungen zu verbannen suchten. Die Orthodoxen selbst verketzerten einander gegenseitig,

und deswegen scheute man vor jeder theol. Schriftstellerei zurück, mit Ausnahme der Predigten und der ascetischen Schriften. Ausgezeichnet in diesem Fache waren jedoch neben den beiden obenerwähnten Gezelius der Erzbischof Spegel (gest. 1714) als Prediger und erster Bearbeiter der allgemeinen schwed. Kirchengeschichte sowie als Dichter und Verfasser des neuen Gesangbuchs, das bis 1819 galt; ferner der Erzbischof Svebelius (gest. 1700), Verfasser eines verbesserten Katechismus, der erst 1812 außer Gebrauch gesetzt wurde; der Professor Isr. Kolmodin u. a. Die Rechtsgelehrsamkeit wurde dadurch befördert, daß Stjernhjelm, Hadorph, Joh. Loccenius, Wexionius (später Gyldenstolpe), Lundius, Abrahamson und Stjernhöök theils die alten schwed. Gesetze herausgaben, theils dieselben und die noch geltenden Gesetze auslegten. Das meiste verdankt diese Wissenschaft dem trefflichen Stjernhöök (gest. 1675), dessen classisches Werk «De jure Sveonum et Gothorum restitutio» ein Meisterstück für alle Zeiten verbleibt. Die medic. Studien, womit noch die Naturwissenschaften verbunden waren, fingen an durch Stenius, Hoffvenius und Olof Rudbeck sich emporzuheben, gingen jedoch bald zurück. Zwar wurde des letztgenannten Sohn, der auch Olof hieß und ein ausgezeichneter Botaniker und Ornitholog war, des Vaters Nachfolger; aber von denselben antiquarischen Grillen hingerissen, vernachlässigte er seine Wissenschaft ebenfalls und wandte seine Studien auf Palästina, Lappland und China. Der berühmteste Mediciner war damals Urban Hjärne (gest. 1724), zwar der Kabbala ergeben, aber nichtsdestoweniger in der Chemie ausgezeichnet. Die Philosophie theilte sich in zwei Hauptrichtungen, die mittelalterlich-scholastische, welche die zahlreichsten Anhänger fand, und die mystische, der Stjernhjelm, Hjärne u. a. anhingen. Am Ende des Jahrhunderts siegte der Cartesianismus ob. Die Philologie, besonders die vaterländische, wurde von vielen, z. B. Tjällman, den Bischöfen Svedberg und Spegel, bearbeitet; die isländische von Verelius, dem Isländer Rugman, Hadorph, Peringskjöld, M. Celsius, überhaupt hier früher als in Dänemark. Professor Aufius war der erste Lehrer in Upsala, der die griech. Studien mit Ernst trieb. Nach ihm ist Professor Norrmann (gest. 1703) zu erwähnen, ein Mann von ungeheuerer Gelehrsamkeit und ebenso großem Fleiß. Die lat. Sprache gehörte noch zur allgemeinen Bildung, und deswegen schrieben, sprachen oder dichteten in ihr noch sehr viele. Am meisten glänzend in ihrem Gebrauch war Professor Upmarck, dessen Orationen auch Kern und Inhalt besitzen. — In Bezug auf die Geschichtschreibung ist mit Uebergehung der schon erwähnten Alterthümler, welche die vaterländische Geschichte durch ihre Grillen mehr verdunkelten als aufklärten, mit verdientem Ruhm nur Sam. Puffendorf zu nennen, der auf Antrag des Königs Karl Gustav dessen Thaten in lat. Sprache beschrieb. Vorher hatten Girs (gest. 1639), Tegel (gest. 1636) und endlich Werwing (gest. 1697), das vorangehende Zeitalter von Gustav I. bis Karl IX. beleuchtet. Die vorzüglichsten Dichter dieser Periode waren der unglückliche Lucidor, eigentlich Lars Johansson (erstochen 1674), und Runius (gest. 1713), beide nachlässige und regellose Gelegenheitsdichter, aber voll Mutterwitzes; Frese (gest. 1728), ein wahrhafter Genius; der Erzbischof Spegel, dessen großes geistliches Epos «Guds Werk och Hvila» («Gottes Werk und Ruhe») erhabener Schilderungen voll ist; endlich die Frau Brenner (gest. 1730), welche, wiewol dürr und pedantisch, doch von den Zeitgenossen als die zehnte Muse gepriesen wurde. Ueberhaupt fehlen diesen Dichtern weder Geist noch Gefühl, aber wol Takt und Maß, auch hatten sie mit der noch ungelenken Sprache zu kämpfen. Was die übrigen schönen Künste betrifft, so wurde die Architektur durch Nikod. Tessin aus Stralsund (gest. 1728) auf einen hohen Standpunkt gehoben, der einen edeln, reinen und schönen Stil einführte und sich durch Aufführung mehrerer königl. Schlösser, unter andern des von Stockholm, und anderer Gebäude berühmt machte. Ehrenstrahl schmückte diese Paläste und andere Lustschlösser mit herrlichen Gemälden, besonders Schlachtstücken. Der Kapellmeister Düben war der beste schwed. Tonsetzer der Zeit; übrigens besaßte sich auch Olof Rudbeck mit dieser Kunst, die in diesem Zeitraume in Schweden noch nicht Wurzel fassen wollte.

Nach dem Tode Karl's XII. ging die Herrschaft an eine Königin von beschränkten Geistesgaben und deren ungebildeten Gemahl über, oder richtiger an eine Partei, die der sog. Mützen, welche für Kunst und Wissenschaft gar keinen Sinn hatte. Außerdem war das Reich noch so verarmt, daß man auch mit dem besten Willen wenig für ihre Beförderung hätte thun können. Eine günstigere Zeit eröffnete sich, als die andere Partei, die der sog. Hüte, welche die Bewegung vertrat, sich 1738 des Staatsruders bemächtigte; doch war die Richtung der Wissenschaften anfangs nur eine patriotisch-praktische. Die geistreiche Königin Luise Ulrike, des preuß. Friedrich II. Schwester, wirkte förderlich für die Kunst, die Geschichte und die schöne Literatur, für welchen Zweck sie 1753 eine neue Akademie stiftete. Ihr Sohn, Gustav III., war leidenschaftlich begeistert für Musik und Dichtkunst, besonders die dramatische, sowie für die Beredsamkeit,

weniger für die Wissenschaften. Für alle diese Bestrebungen war aber sein geistesbeschränkter Sohn, Gustav IV. Adolf, ganz kalt; doch die geistige Bildung hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie auch unter seinem Scepter aus eigenen Kräften unablässig wuchs.

Im Anfange dieses Zeitraums wurde in der Theologie von der Geistlichkeit und der Regierung ängstlich auf Orthodoxie gehalten, sodaß für freie Forschung kein Raum übrig blieb. Ungern duldete man den Theosophen Swedenborg (s. d.), der allerdings lateinisch schrieb und seine Schriften meistens in England drucken ließ. Als ein noch unübertroffener Prediger ragt der streng dogmatische Rohrborg hervor, aber die flachen Zeitgenossen Gustav's III. zogen den Schönredner Lehnberg vor. Unter diesem Könige konnte übrigens die Theologie freier athmen; der Gewinn war aber gering, denn einerseits brach die franz. Freidenkerei, andererseits die deutsche Aufklärerei in die Kirche hinein. In der Philosophie führte der Professor A. Rydelius in Lund (gest. 1738) den Cartesianismus und N. Vallerius in Upsala den Wolfianismus ein; doch war der erste zugleich ein selbständiger Denker. In der Rechtskunde zeichneten sich Nehrman (nach seiner Erhebung in den Adelstand Ehrenstråle genannt), Rabenius, Wilde und Calonius in Åbo, in der Kameralistik Berch und Nyström aus. Die Arzneikunde wurde durch Rosén von Rosenstein (gest. 1773) von neuem belebt; seitdem erwarben sich Schulzenheim, Bäck, Ahrell, Murray, der Chirurg Bjerkén großen Ruhm. Als Mathematiker leuchteten A. Celsius, Klingenstjerna, Melanderhjelm und Wargentin hervor; als Mechaniker der große Polhem, Schwedens Archimedes, dem man die Anlage des Trollhättakanals und der Docks zu Karlskrona verdankt. In den Naturwissenschaften, besonders in der Botanik, machte Linné (s. d.) seinen Namen weltberühmt. Seine Schüler besuchten beinahe alle Welttheile und verbreiteten über die Floren verschiedener Zonen neues Licht; so Hasselquist über Palästinas und Aegyptens, Lösling über Spaniens und Amerikas, Thunberg über Japans Flora, Sparrman über die des Caplandes und der Südseeinseln, Ad. Afzelius über die Guineas und Osbeck über die von China. Uebrigens waren A. J. Retzius, Hoffberg, Liljeblad und Acharius für die Erweiterung der Botanik thätig, der Freiherr de Geer, später Paykull, Gyllendahl, Schönherr für die Entomologie, und in die Ichthyologie wurde von Artedi noch vor Linné Licht gebracht. Die Mineralogie, die Bergkunde und die Chemie hatten schon durch Scheffer, J. G. Wallerius, Cronstedt, von Svab und Tilas große Fortschritte gemacht, als Bergman auftrat, welcher, von Scheele und Gahn unterstützt, der Physik, der Chemie und der Geologie eine neue Gestalt gab. Die hebr. und besonders die rabbin. Literatur fand in Karl Aurivillius, später in Hallenberg gelehrte Bearbeiter; vorzüglichen Ruhm erwarben sich Olof Celsius und Ödmann. Die classische Philologie wurde weniger gepflegt, aber die altnordische und die goth. Sprache mit desto größerm Erfolg von Ihre, der den Ulfilas und sein noch immer geschätztes «Glossarium Sveo-Gothicum» herausgab. Die vaterländische Geschichte fand auch in diesem Zeitraum viele und eifrige Bearbeiter, die mit weit gesünderer Kritik und nüchternerm Urtheile ans Werk gingen; nur Björner war dem alten Aberglauben ergeben. Die Bahn zu einer gesammten Reichshistorie brach Dalin; diesem folgte Lagerbring; endlich schrieb Botin im pragmatischen Geiste einen Entwurf zu einer Geschichte des schwed. Volks. Uebrigens verdienen folgende Historiker rühmliche Erwähnung: Norberg, wegen seiner Geschichte Karl's XII., dessen Beichtvater er war; der Erzbischof Erich Benzelius und seine Söhne, als unermüdliche Forscher; der Bischof Rhyzelius, Verfasser einer «Episcoposcopia» und einer «Monasteriologia»; der Bischof Celsius der Jüngere (gest. 1794), der die Geschichte Gustav's I. und Erich's XIV. sowie eine Kirchengeschichte schrieb; der Kanzleirath Stjerneman, als Herausgeber vieler histor. Documente; ferner Loenbom, M. von Celse, E. M. Fant, Porthan in Åbo (gest. 1804), dem die finn. Mythologie und Geschichte unendlich viel verdankt, der unermüdliche Gjörwell u. a. Mit der schärfsten Kritik verfuhr Warmholz (gest. 1785) in seiner musterhaften «Bibliotheca Sveo-Gothica». Der vielseitigste aller Historiker war der Reichshistoriograph Hallenberg (gest. 1834); sein Meisterwerk ist die Geschichte Gustav II. Adolf's, ganz nach archivalischen Quellen bearbeitet.

Als der eigentliche Reformator der schönen Literatur Schwedens ist Dalin zu betrachten. Zuerst trat er als Herausgeber einer im Geiste des engl. «Spectator» redigirten Zeitschrift «Argus» auf, die ungeheuere Sensation erregte, obschon man darin gar nichts Außerordentliches weder in Gedanken noch in der Behandlung findet. Größeres Verdienst haben seine Gedichte, meistens Gelegenheitsgedichte, obwol sie jetzt ein veraltetes Aussehen haben, während die Prosa in seiner Reichsgeschichte noch durch ihre Reinheit und edle Würde anspricht. Neben ihm stand Frau Nordenflycht; in ihren Liedern athmet ein tiefes, schaurig-glühendes Gefühl, dem es jedoch selten gelang, den rechten Ausdruck zu finden. Um diese Muse versammelte sich ein Dichter-

kreis, der sich «Utile dulci» benannte. Aus diesem gingen hervor der ernste Gyllenborg (gest. 1808), der Fabeln, Oden und das epische Gedicht «Täget öfver Bolt» schrieb, und sein Freund Creutz (gest. 1784), der durch die Idylle «Atis und Camilla» die Nation hinriß. In sprachlicher Hinsicht ist eine große Kluft zwischen diesen beiden Dichtern und ihren Vorgängern. Noch mehr wurde die Sprache ausgebildet durch Kellgren, der, nicht nur durch seine leichte, reine und melodische Diction, sondern auch durch tiefes Gemüth und hohen poetischen Schwung ausgezeichnet, als lyrischer Dichter und Satiriker den ersten Rang gewann. Mit ihm wetteiferte Leopold (gest. 1829), der jedoch wie Pope, sein Vorbild, eigentlich mehr rhetorisch als poetisch war. Hochgeschätzt wurde auch Oxenstierna (gest. 1818) wegen seiner epischen Gedichte «Skördarna» und «Årstiderna», worin er mit einem überaus glänzenden, aber auch elegischen Farbenschmelz den vaterländischen Himmel und das vaterländische Volks- und Landleben schildert. Weit unter diesen standen Gustav III., der zwar nicht Verse machen konnte, aber mehrere Schauspiele entwarf, die Kellgren mit poetischem Gewand bekleidete, übrigens aber als Redner ausgezeichnet war; G. A. Silfverstolpe, Adlerbeth, Stenhammar, Blom u. a. Alle die bisher Genannten gehörten der sog. classischen, nach franz. Muster gebildeten Schule an. An sie schloß sich die naive Frau Lenngren an. Eigene Bahnen aber verfolgten der zwar liederliche, aber weichherzige, sentimentale, melodische Lidner (gest. 1793), von dessen Gedichten «Spastara's Död» und «Yttersta Domen» die berühmtesten sind, und der geniale Bellman (s. d.). Nicht weniger originell innerhalb seiner Sphäre war Graf Karl Aug. Ehrensvärd (gest. 1800). Er schrieb 1784 eine Reise nach Italien und eine Philosophie des Schönen, worin er fast dieselbe Richtung verfolgt, wie der ihm sonst unbekannte Winckelmann. Seine Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden, betrachteten ihn wie einen genialen Sonderling. Nur zwei begriffen ihn, der Bildhauer Sergell und sein Geistesverwandter Thorild. Letzterer gerieth bald, die ganze Oberflächlichkeit der Zeit ebenso geistreich als schonungslos aufdeckend, in hitzigen Streit mit den Koryphäen des herrschenden Geschmacks, Kellgren und Leopold; nachher zerfiel er mit der damaligen lichtscheuen Regierung und wurde in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Professor nach Greifswald verbannt. Einige Jahre danach fingen der Philosoph B. Höijer und G. Silfverstolpe an, in ihren beiden Journalen für vaterländische und ausländische Literatur eine tiefere Kritik einzuführen und auf die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes, namentlich Deutschlands, die Aufmerksamkeit zu lenken. Bis dahin kannte das größere schwed. Publikum von der deutschen Literatur wenig mehr als Kotzebue's Schriften, Lafontaine's Romane; einige Schriften Wieland's, Schiller's «Räuber» und Goethe's «Werther's Leiden», die ins Schwedische übersetzt wurden. Doch nach wenigen Jahren ermüdeten jene beiden Journale; die meisten Dichter von der alten Schule waren gestorben oder vom Alter geschwächt, und die später aufgetretenen Dichter waren nur schwache Nachahmer der vorhergegangenen. Im Bereich der schönen Kunst hörte mit Nikol. Tessin das goldene Zeitalter der Architektur auf; Härleman konnte sich mit ihm nicht messen. Dagegen blühte die Sculptur in Sergell (s. d.) auf. In der Malerei zeichneten sich viele aus, wie Pilo, Kraft, Pasch, Hillerström; weniger wollte die Musik gedeihen, und nur wenige und unbedeutende Componisten erzeugte Schweden in dieser Zeit, obschon mehrere deutsche Meister, wie Vogler und Naumann, längere Zeit in Schweden wirkten.

So war die neueste Epoche der schwed. Literatur vorbereitet, welche mit dem Anfang des 19. Jahrh. beginnt. Namentlich war es die schöne Literatur, in der sich die Neugestaltung geltend machte; erst seit der Revolution von 1809 datirt der Beginn einer schwed. Nationalliteratur im eigentlichen Sinne des Worts. Außer dem schon erwähnten Thorild, der die Befreiung vom geisttödtenden Formalismus ernstlich anstrebte und fremde Muster empfahl, waren es die Lyriker Franzén und Wallin, der Kanzelredner und Psalmist, die «Davidsharfe des Nordens», die, zwar noch zum Theil der alten Richtung angehörig, den neuen Tag verkündeten. Neben ihnen gehören Choräus, als geistlicher Liederdichter, Kullberg und Valerius, als Verfasser von Lehrgedichten, Stiernstolpe, der Uebersetzer von Wieland und Blumauer, die Dramatiker Lindegren, Hornberg und Nordforß der Uebergangsperiode an. Infolge des zu Anfange dieses Jahrhunderts besonders durch den Philosophen Höijer in Upsala angeregten neuen Lebens bildete sich, zum Theil noch aus Studirenden, eine Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften, aus der 1807 der «Aurorabund» hervorging. Das damalige, allen Neuerungen abholde und argwöhnische Regiment Gustav IV. Adolf's hemmte diese Bestrebungen durch Verbote und harte Censur und stellte den neuen Ideen in der von Wallmark redigirten «Allmänna journalen för litteratur och theatern» ein Organ entgegen, welches auf einige Zeit der eifrigste Vorkämpfer der Akademie und der alten classischen Schule blieb. Als nach der Revolution von 1809 Buchhandel

und Presse frei geworden waren, folgte der polit. Bewegung die literarische schnell nach. Der Kampf gegen die veraltete Akademie wurde gleichzeitig in zwei sich fast parallel entwickelnden Richtungen geführt, je nach den zwei Hauptelementen, dem idealistischen einerseits, dem vaterländischen andererseits, die überall in der neuern Romantik, in Schweden jedoch bis zum Extrem hervortraten. Die erstere Richtung verschaffte sich anfangs seit 1809 durch die beiden Zeitschriften «Polyphem», der in Stockholm von Askelöf, und «Phosphoros» (1810—14), der in Upsala von Atterbom redigirt wurde, ihren Ideen Geltung. Bald darauf begann der letztere auch die Herausgabe eines «Musenalmanach» (1813—22); nachdem der «Phosphoros», nach welchem übrigens die Vertreter dieser Richtung den Namen Phosphoristen erhielten, eingegangen, trat an dessen Stelle die «Svensk litteratur tidende» (1814—24). Die Häupter der Bewegung waren Atterbom, Elgström, Hedborn und Dahlgren als Dichter, Hammarsköld, Palmblad, Graf Schwerin, J. H. Schröder und Liwijn als Prosaisten. Die Poesie Atterbom's (s. d.) ist einerseits südländisch, üppig und phantasiereich, andererseits auf deutsche Weise gedankenreich, sinnig und reflectirend, zuweilen im Uebermaße. Elgström, früh verstorben, hinterließ schöne Elegien. Der Naturdichter Hedborn zeichnete sich besonders durch geistliche Lieder aus. Dahlgren war eine Reihe von Jahren wegen seiner Heiterkeit und seines leichtspielenden Witzes, wegen seiner Lebendigkeit und Lebensfrische ein Liebling des größern Publikums. Hammarsköld war ein sehr kenntnißreicher, aber im Lobe wie im Tadel übertreibender Kritiker. Palmblad (s. d.) stand ihm in dem Berufe als Kritiker bei, nahm thätigen Antheil am «Phosphoros» und andern Zeitschriften, besorgte den Nachdruck der besten deutschen Classiker, schrieb eine Reihe Novellen, die sehr gefielen, und gab später die Romane «Falkensvärd» und «Aurora Königsmark» heraus. Liviju zog sich früh in das praktische Leben zurück; von seinen Romanen, die großartige Züge eines wilden Humors enthalten, ist die «Pique-Dame» den Deutschen durch Fouqué's Uebersetzung bekannt. Der Kampf zwischen Romantik und Classicismus wurde lange Zeit hindurch mit großer Bitterkeit geführt; die Kritik war mit mancher Parteilichkeit verbunden, und nicht mit Unrecht kann man den Phosphoristen den Vorwurf machen, daß sie mehr negativ als positiv gewirkt haben. Doch drangen die neuern Ansichten allmählich selbst in die Akademie ein, und als Leopold, noch der einzige bedeutende Vertreter des Classicismus, gestorben war (1829), ward Atterbom sogar selbst in die Akademie aufgenommen.

Die zweite Hauptrichtung, die sich in der Bewegung der schwed. Nationalliteratur geltend machte, aber auf neutralem Grunde stand, ohne an dem Kampfe theilzunehmen, waren die sog. «Gothen». Im Anfange repräsentirte sie der «Gothenbund», welcher die Zeitschrift «Iduna» zu seinem Organe hatte. Wie die Phosphoristen, einem körperlosen Idealismus nachstrebend, allem wirklichen Boden sich zu entheben, ihren Stoff überall her, ihre Form aus jeder südländischen antiken und modernen Literatur sich anzueignen suchten, so war das Streben der Gothen ein in Sprache und Inhalt echt nationales, rein nordisches, auf nordischem Boden erwachsenes und durch ihn genährtes. Charakteristisch ist in dieser Beziehung Geijers Gedicht «Manhem». Hauptvertreter dieser Richtung waren Geijer und Tegnér, neben ihnen besonders Ling, der Begründer der schwed. Gymnastik, nebst Afzelius, dem jüngern Adlerbeth u. a. Anfangs war es im «Gothischen Bunde» Ling, der am meisten diejenigen in der damaligen Sturm- und Drangperiode anzog, die, alle ausländischen Tendenzen fanatisch verwerfend, von nichts als von altnordischen Kampfthaten, Berserkerwuth und großsprecherischem Prahlen wissen wollten und sogar die altnordische Mythologie wieder zu beleben sich bestrebten. Seine Genossen, wiewol auch patriotische Dichter, hielten sich von dieser Gothomanie gänzlich entfernt. Vielmehr kann man von Tegnér's (s. d.) weltberühmter «Frithjofssaga» behaupten, daß der Ton eher zu weich, modern und sentimental sei. Uebrigens erwarb sich dieser Dichter durch die Ueppigkeit seiner Phantasie, den Glanz seiner Bilder und seine originelle, antithesenreiche Diction große Bewunderung. Weniger glänzend, aber tiefer an Gemüth, gediegen und männlich-kräftig, verstand Geijer (s. d.) das Herz zu treffen und zugleich patriotische Gesinnungen zu erregen. A. Afzelius hat wenig gedichtet, aber einige seiner Lieder im Tone des Volksliedes haben einen bleibenden Werth.

Der frühern Epoche der neuern schwed. Literatur gehört noch eine ganze Reihe von Dichtern an, die sich keiner bestimmten Schule anschließen lassen. Eine hohe Stelle unter denselben gebührt Stagnelius, der, wiewol sehr jung vom Tode dahingerafft, erstaunlich viel und zwar in allen Gattungen der Poesie hervorgebracht hat. Sein Genius war ein immer sprudelnder Born, seine Phantasie glühend, seine Sprache prachtvoll und blühend, sein Versbau klangvoll und harmonisch. Leider war er dem poetisch unfruchtbaren Neuplatonismus ergeben und wendete seine Muse gern abstracten Stoffen zu. Ihm geistig verwandt war Erik Sjöberg, der sich Vitalis

nannte und seine zerrissene Seele bald in Witzen funkeln ließ, bald in tief eindringenden Liedern aussprach. Sein Freund Nicander war nicht weniger originell, aber harmonischer durch Anmuth, Wohlklang und stille Schönheit. Dramatiker ist Bernhard von Beskow, dessen «Torkel Knutsson» für das beste von allen bühnengerechten Schauspielen der schwed. Literatur gilt. Auch die Tragödien von Börjesson («Erik XIV.») und die dramatischen Producte von Blanche, Jolin, Hedberg, Ridderstad, Wetterbergh u. a. erfreuen sich bleibenden Beifalls. Durch ganz Schweden bekannt sind die unzähligen Wortspiele und Parodien von Fahlcrantz, einem ebenso witzigen als tiefsinnigen Dichter. Wol der beweglichste und vielseitigste der schwed. Dichter ist unstreitig der originelle Almquist, der zwar manches Gute geleistet hat, sich aber zu sehr in Sonderbarkeiten gefiel. Unter der jüngsten Generation von schwed. Dichtern ist es besonders der Finländer Runeberg (s. d.), welcher sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut. Nächst ihm sind noch zu erwähnen der scherzhafte, witzige, ungezwungene, hier und da selbst etwas cynische Wilhelm von Braun und der sehr angesehene Böttiger, der Schwiegersohn Tegnér's, sowie ferner Ruda, Lindeblad, Ingelmann, ein unerschöpflicher Gelegenheitsdichter, Sätherberg, Malmström, Nybom, Olof Fryxell, Sturzenbecher (pseudonym Orvar Odd), Ridderstad, Stramberg (pseudonym Talis Qualis, Uebersetzer Byron's), Sahlstedt, Kjellman-Göranson, Adlersparre, der Finne Topelius, Herman Bjurstén (welcher unter anderm Schiller's Gedichte vortrefflich ins Schwedische übersetzt hat) u. a. Auch der König Karl XV. und sein Bruder Oskar, Herzog von Östergötland, haben Gedichte veröffentlicht; letzterer hat unter anderm Herder's «Cid» übersetzt.

Der Roman war in Schweden bis auf neuere Zeit herab ein fast unbebautes Feld. Früher machte Crusenstolpe viel Glück mit dem burlesk-witzigen Romane; später folgte Claes Livijn (gest. 1844), dessen Romane schon oben erwähnt wurden. Der histor. Roman wurde durch Nachahmung Walter Scott's auch in Schweden hervorgerufen. Dem Versuche des Pfarrers Gumälius («Thord Bonde») folgte ein Unbekannter mit «Der Freibenter» und «Der letzte Abend im Ostwalde». Histor. Studium und gute Erfindung, beeinträchtigt durch die etwas breite Ausführung, entfalteten sich in des Grafen Sparre «Der letzte Freisegler» und «Adolf Findling». Die Romane Crusenstolpe's bieten eine sonderbare Mischung von Wahrheit und Dichtung. Mehr Kunst besitzt Knllberg, z. B. in seinem «Hof Gustav's III.» Letzterer versuchte sich auch in Paul de Kock's Manier. Die Romane Almquist's wurden eine Zeit lang viel besprochen, doch tragen sie mit wenigen Ausnahmen den Stempel einer unechten Genialität und des Communismus an sich. Ueberhaupt hatte der eigentliche histor. Roman nur eine kurze Blütezeit und mußte bald der Sittenschilderung aus der Gegenwart weichen. Hervorzuheben ist hier besonders Wetterbergh, der als Schriftsteller den Namen Onkel Adam führt und Genrebilder aus dem Mittelstande wählt. Engström stellt den Bauernstand vortrefflich dar, neigt sich aber dem Tendenzromane zu. Beschaulichkeit herrscht bei dem Finnen Snellman und dem Baron de Geer vor. Sehr beliebt sind die beinahe zahllosen Novellen Mellin's, unter denen sich manches Hübsche findet. Schon genannt wurden die Novellen und Romane Palmblad's, von denen besonders die letztern zu dem Besten dieser Gattung in der schwed. Literatur zählen. Andere Romanschriftsteller sind Ridderstad, Kjellmann-Göranson, Graf Adlersparre (pseudonym Albano), von Zeipel, Bjurstén, Lindeberg, Topelius, Nydberg. Das größte Interesse jedoch haben drei romanschreibende Damen für sich zu erregen gewußt. Voran steht Friederike Bremer (s. d.), deren Romane durch Innigkeit, feine Beobachtungsgabe, frische Naivetät und schöne Weiblichkeit den Leser ansprechen; weniger originell sind die ungewöhnlich fruchtbare Frau Flygare Carlén (s. d.) und die Freiin Knorring, jene in der Composition und Ausmalung häuslicher Verhältnisse nicht unglücklich, aber ohne Poesie; diese eine Meisterin in der Darstellung des Tand und der zierlichen Thorheiten der großen Welt. Außerdem sind noch die Novellen der Wilhelmine (Stälberg) zu nennen, und in der neuesten Zeit haben die Tochter und Schwägerin der Emilie Carlén, Frau Rosa Carlén, sowie die Frau Marie Sophie Schwartz (s. d.), die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich gezogen. Talentvolle Feuilletonisten, doch auch Novellen- und Romanverfasser, hier und da in etwas burschikoser Manier, aber mit sprudelndem Witze ausgestattet, sind Sturzenbecher (Orvar Odd) und Blanche.

Weniger bemerkbar blieb der Einfluß der Bewegung von 1809 auf das wissenschaftliche Leben Schwedens. Die Theologie konnte sich zwar nach Aufhebung der Censur freier bewegen, doch blieb sie als Wissenschaft an originellen Gedanken arm und folgte den Bewegungen der deutschen Theologie nach. Als Exeget ist Ödmann (gest. 1829) zu nennen; unter den Kanzelrednern sind Wallin und Rogberg, dann Franzén, Hagberg, Schartau, Thomander, Lindblad die namhaftesten. Die Philosophie erhob sich durch Höijer (gest. 1812) zur Selbständigkeit; ihm

zunächst stand Biberg (gest. 1827), an Geist mit Schleiermacher verwandt. Sonst sind noch die Arbeiten von Geijer, Atterbom, Grubbe, Boström, Schröder, Ribbing, Klasson u. a. zu nennen. Um den histor. Theil der Rechtsgelehrsamkeit machte sich vor allen Schlyter (auch Collin) durch die Herausgabe der alten schwed. Landschaftsgesetze verdient; ferner Järta und Nordström durch rechtsgeschichtliche Arbeiten und Schrevelius durch die Bearbeitung des Civilrechts. In der Medicin sind Huß und Retzius berühmte Namen; der letztere hat auch ein neues ethnolog. System aufgestellt. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften behauptet Schweden noch immer seinen alten Ruhm. Vor allen ist hier der berühmte Chemiker Berzelius (s. d.) zu nennen, welcher in Mosander, Berlin, Wachtmeister u. a. würdige Schüler hinterlassen hat. In der Physik haben sich außer Berzelius ausgezeichnet: Rudberg, Brede, Edlund, Nordenskjöld; in der Astronomie Selander, Svanberg, Lindhagen; in der Mathematik Svanberg, Hill, Malmsten; in der Zoologie Nilsson, Lovén, Zetterstedt, Sundevall, Malmgren. Die classische Philologie hat in Schweden nie rechten Boden gewinnen können; doch sind werthvolle Arbeiten vorhanden, z. B. das schwed.-lat. Wörterbuch von Lindfors. Mehr geschah für die orient. Studien, wo außer Ödmann und Norberg Agrell und Tullberg für das Syrische, Tornberg und in Finland Wallin für das Arabische, Tullberg und in Helsingfors Kellgren für das Sanskrit, an letzterer Universität auch Geitlin für das Persische thätig gewesen sind. Ueber die Landessprache hat Rydquist das erste Werk geliefert, das den Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft entspricht; um die Runen haben sich Liljegren, Dieterich und Dybeck, um die Münzkunde Schröder und Hildebrand verdient gemacht. Sehr sorgfältig ist die schwed. Geschichte bearbeitet worden; auch hat man begonnen, die bisher meistens vernachlässigten reichen Schätze des Reichsarchivs zu benutzen und umfassende Sammlungen herauszugeben. Die drei bedeutendsten Geschichtsschreiber der neuesten Zeit sind Geijer (s. d.), Fryxell (s. d.) und Strinnholm (s. d.), denen sich Cronholm, Holmberg, Wieselgren, Carlson, Malmström, Wahrenberg, Tengberg, Hammarstrand u. a. anschließen. Als Kirchenhistoriker ist Reuterdahl, als Kunsthistoriker Brunius hervorzuheben. Ein sehr verdienstvolles Werk ist das von Palmblad redigirte «Svenskt biographiskt Lexicon» (23 Bde., Ups. 1835—57; Fortsetzung, redigirt von Wieselgren, Bd. 1—5, Örebro 1857—64). Die Geographie ist von Palmblad wissenschaftlich bearbeitet, Schwedens specielle Geographie von Tuneld, Tamm u. a., die Statistik von Forsell, Agardh, Ljungberg, Thomée, Hahr u. a. vortrefflich dargestellt worden.

Beachtenswerthes hat Schweden in neuerer Zeit auf dem Gebiete der schönen Künste geleistet. Um die Baukunst machten sich neben den geschulten Architekten Blom und Nyström besonders der Professor Brunius zu Lund als Wiederbeleber des goth. Stils, der Hauptmann Cronstrand und ein Bauer in Östergötland, der Erbauer vieler Kirchen, Schlösser und Edelhöfe, verdient. In der Sculptur bewahrten nach Sergell's Tode dessen begabte Schüler Byström und Fogelberg Schwedens Ruhm. Letztern schließen sich Quarnström und Molin würdig an. Weit größer ist die Zahl der Maler. Wir erwähnen nur: die Porträtmaler C. von Breda, Westin, Södermark, Staaf, Sandberg, welcher letztere auch Geschichtsmaler ist; in dieser Gattung haben sich auch J. von Breda und Hörberg ausgezeichnet. Als Genremaler sind bekannt: Lauräus, Hjalmar Mörner (Caricaturen in Hogarth's Manier), Wickenberg (Winterlandschaften), Boklund, Zoll, Höckert, Nordenberg, Wallander, Egron Lundberg (Aquarell) und Amalia Lindegren; als Landschaftsmaler Fahlcrantz, Palm, Billing, Stäck, Bergh und M. Larsson, welcher letztere sich auch (außer Berger und Plagemann) als origineller Marinemaler berühmt gemacht hat; als Thiermaler: Kjörboe, Wahlbom, Andersson und Wright; als Zeichner das Fräulein Röhl (in Porträts), Ankarsvärd und Billmark; als Graveurs: Forsell, Graffman, Ankarsvärd und Mandelgren; als Medailleurs: Frumerie, Mellgren, Lundgren und Lea Ahlborn. An der Spitze der neuern schwed. Musiker stand Häffner (gest. 1833), ein Deutscher, der sich als Wiederhersteller der Choral- und der alten Volksmelodien ein großes Verdienst erworben hat. Beliebte Tonsetzer sind übrigens Crusell, Nordblom, Randel, Dannström, Ahlström, Berwald, Josephson und Geijer, der Geschichtsschreiber und Dichter. Am höchsten steht Lindblad, dessen Gesänge in aller Munde sind und dessen größere Compositionen auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Weltbekannt ist die Sängerin Jenny Lind (s. d.). König Oskar hat auch eine von Brendler begonnene Oper nebst vielen andern kleinen Sachen componirt, und sein Sohn, der früh verstorbene Prinz Gustav, war ein leidenschaftlicher Bewunderer der Tonkunst. Die Hauptwerke über schwed. Literaturgeschichte sind: Hammarsköld, «Svenska vitterheten» (neue Ausg. von Sondén, Stockh. 1833); Lenström, «Svenska poesiens historia» (2 Bde., Stockh. 1839); derselbe, «Sveriges literatur- och konsthistoria» (Ups. 1841); Wieselgren, «Sveriges sköna literatur» (5 Bde., Stockh. 1846—49); Atterbom, «Svenska Siare och

Skalder» (Bd. 1—6, Stockh. 1841—51); Sturzenbecher, «Die neuere schwed. Literatur» (deutsch, Lpz. 1850). Als bibliogr. Hülfsmittel sind besonders der «Svensk bokhandels katalog» (4 Thle., Stockh. 1845—52) und die «Svensk bibliographie» zu nennen.

Schwedisch-Pommern wurde der westl. Theil des Herzogthums Pommern genannt, welchen das Deutsche Reich im Westfälischen Frieden von 1648 als Reichslehn, mit Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage, zur Entschädigung an die Krone Schweden abtreten mußte. Es begriff damals ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem Theile Hinterpommerns, sodaß Schweden in den vollen Besitz der Odermündungen kam. Dem Hause Brandenburg, welchem Pommern in Gemäßheit einer Erbverbrüderung nach dem Tode des letzten wendischen Herzogs von Pommern, Bogislaw's XIV., 1637 zugefallen war, verblieb demnach nur der größte Theil von Hinterpommern nebst dem säculariſirten Bisthum Kamin. Im Frieden zu Stockholm von 1720 mußte Schweden seinen Antheil von Hinterpommern an Preußen abtreten, und S. bestand nun blos aus Vorpommern nebst Rügen. Im Frieden zu Kiel von 1814 trat es Schweden gegen Norwegen an die Krone Dänemark ab, von welcher es Preußen gegen das ihm auf dem Wiener Congreß von 1815 zugesprochene Herzogthum Sachsen-Lauenburg eintauschte. (S. Pommern.) Gegenwärtig bildet es den Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, mit der Hauptstadt Stralsund.

Schwedt, Stadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, am linken Ufer der Oder, 3 M. in Ostnordosten von der Kreisstadt Angermünde gelegen und gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, die mit Bäumen besetzt sind, hat ein sehenswerthes königl. Schloß, das 1580 erbaut, 1723 als Residenz eines Seitenzweigs der Markgrafen von Brandenburg vergrößert und verschönert wurde, und zu welchem ein engl. Garten mit einem Schauspielhause und dem großen Gebäude der 1867 nach Hannover verlegten königl. Reitschule gehört. Die Stadt besitzt drei evang. und eine kath. Kirche, eine höhere Knabenschule und (1864) mit Einschluß der Cavalleriegarnison 8362 E. Es befindet sich hier eine königl. Gerichtsdeputation für die Herrschaft S. sowie seit 1826 eine Mobiliar-, Feuer- und Hagelschädenversicherungsgesellschaft. Die Einwohner beschäftigen sich mit Tabacks- und Seifenfabrikation, Kleingewerben und Schiffahrt. Auch hat die Stadt eine Dampfschneidemühle. Unweit nordwestlich liegt das durch eine Allee mit der Stadt in Verbindung stehende, 1778 erbaute Lustschloß Monplaisir mit einem Park. S. war 955 der Sitz der heidnischen Wendenfürsten Nakko und Stoinef, erhielt 1265 Stadtrecht, sank aber nachmals von seiner Höhe so herab, daß ihm 1515 aufs neue das Stadtrecht verliehen werden mußte. Die Herrschaft S., seit 1478 ein Besitzthum der Grafen von Hohenstein, kam, als der Graf Martin von Hohenstein-Vierraden 1609 ohne männliche Erben starb, unter der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund an Brandenburg und wurde der Ukermark einverleibt. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm verlieh dieselbe 1689 seinem ältesten Sohne aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, der als Markgraf von S. der Gründer einer Seitenlinie wurde, die aber mit dem jüngern Sohne Philipp Wilhelm's, Heinrich Friedrich, 1788 ausstarb, worauf S. wieder an das Kurhaus zurückfiel.

Schwefel, eins der wichtigsten und verbreitetsten chem. Elemente, kommt in der Natur theils gediegen, theils im Zustande chem. Verbindung vor. Natürlicher S. findet sich nur in vulkanischen Gegenden, besonders häufig in Sicilien, wo er theils in Rhombenoctaëdern von stroh-, wachs- und honiggelber Farbe krystallisirt, theils derb, in Gips und Cölestin eingesprengt, theils pulverig als sog. Mehlschwefel erscheint. Die reinern Formen des natürlichen S. werden nur umgeschmolzen und so in den Handel gebracht, die mit Thon u. s. w. gemengten aber durch Sublimiren und Umschmelzen gereinigt. Bei weitem die größere Masse des vorhandenen S. findet sich indeß in der Form von Schwefelmetallen, d. h. Verbindungen des S. mit Metallen, die unter dem Namen der Kiese, Glanze und Blenden in der Mineralogie bekannt sind. Die verbreitetsten darunter sind der Schwefelkies (Schwefeleisen), Kupferkies, Bleiglanz und die Zinkblende. Aus diesen kann man zum Theil durch Erhitzung unter Luftausschluß einen großen Theil des S. austreiben. Endlich kommt sehr viel S. in der Form natürlicher schwefelsaurer Salze vor, unter denen der Gips das verbreitetste ist, die man aber nicht zu S. benutzt. Der rohe S. kommt im Handel in der Form gegossener Stangen als Stangenschwefel (die unreinen, graugelben Sorten als Roßschwefel) vor. Diesen reinigt man durch Sublimation, wobei man die Dämpfe in kühlen Kammern als feines krystallinisches Pulver (Schwefelblumen) absetzen läßt. In der Medicin ist als Schwefelmilch eine sehr fein zertheilte Form des S. in Anwendung, welche man erhält, wenn man Schwefellaugenlösungen durch eine Säure zersetzt. Der S. findet sich auch im Pflanzenreiche, vorzüglich in dem Pflanzensafte und den öligen

Samen der Hülſenfrüchte ſowie in den Cruciferen, wie in dem Senf, dem Meerrettich u. ſ. w. Im Thierreich macht der S. einen Hauptbeſtandtheil des Eiweiß, Faſerſtoffs, Caſeins, der Epidermis, der Haare, des Harns, der Galle u. ſ. w. aus. Der reine S. iſt ſtroh- bis honiggelb, von muſcheligem Bruch, geringer Härte, doppelt ſo ſchwer als Waſſer und ein Nichtleiter der Elektricität. In der Wärme wird er weich und ſchmilzt dann zu einer braunen Flüſſigkeit; wenig über dem Schmelzpunkte entzündet er ſich an der Luft und verbrennt mit blauer Flamme unter Entwickelung eines eigenthümlichen, erſtickenden Geruchs. Bei 450° ſiedet der flüſſige S. und verwandelt ſich in ein dunkelrothes Gas. In Säuren iſt er unlöslich, nur von Salpeterſäure wird er nach langem Kochen in Schwefelſäure verwandelt; in Alkalien löſt er ſich in Menge auf und bildet damit die ſog. Schwefelleber (ſ. d.); mit Metallen verbindet er ſich faſt ohne Ausnahme direct durch Zuſammenſchmelzen zu Schwefelmetallen. Zu dieſen gehören viele der wichtigſten in der Natur vorkommenden Erze des Eiſens, Kupfers, Bleis, Silbers, Antimons, Arſeniks u. ſ. w. Alle Schwefelmetalle haben das Charakteriſtiſche, daß ſie beim Erhitzen an der Luft nach ſchwefliger Säure riechen und beim Uebergießen mit waſſerhaltigen Säuren das nach faulen Eiern riechende Schwefelwaſſerſtoffgas (ſ. d.), eine Verbindung von S. mit Waſſerſtoff, entwickeln. Der S. ſelbſt wird ſeiner leichten Entzündlichkeit wegen als Zündſtoff benutzt und als Schwefelfaden, zu Zündhölzchen, zu Schießpulver u. ſ. w. in großer Menge verbraucht. Sonſt verwendet man ihn zur Darſtellung der ſchwefligen Säure, der Schwefelſäure, der Schwefelleber, des Zinnobers und anderer pharmaceutiſcher und chem. Präparate, als Arzneimittel, endlich wegen ſeiner Plaſticität auch zu Abgüſſen von Medaillen u. ſ. w. Neuerdings wird er auch mit Kautſchuk zu ſog. vulkaniſirten Gummi verbunden, da er die Elaſticität des Kautſchuk bedeutend erhöht und ſtabiler macht. Unter den Verbindungen des S. ſind folgende zu erwähnen. Mit Sauerſtoff gibt der S. ſechs bis acht ſaure Verbindungen, von denen zwei, die Schweflige Säure (ſ. d.) und die Schwefelſäure (ſ. d.), beſonders wichtig ſind. Mit Kohlenſtoff verbunden bildet der S. den Schwefelkohlenſtoff (alkohol sulphuris), eine ſehr bewegliche, unangenehm riechende, das Licht ſtark brechende Flüſſigkeit, die in der Medicin äußerlich und in der analytiſchen Chemie und Technik Anwendung findet. Die Wirkung des S. auf den thieriſchen Organismus iſt hauptſächlich eine auflöſende, verflüſſigende, welche aber der ihr ähnlichen des Antimons und Queckſilbers an Intenſivität nachſteht. Der S. erhöht die Thätigkeit der äußern Haut ſowol wie die der Schleimhäute, namentlich die des Darmkanals und der Lungen, und beſchleunigt den Blutumlauf beſonders in den Venen der Unterleibsorgane. Man wendet ihn daher häufig bei Bruſtaffectionen, als chroniſchem Huſten, chroniſchen Entzündungen der Reſpirationsorgane u. ſ. w., Hämorrhoidalbeſchwerden, chroniſchen Exanthemen, vorzugsweiſe bei Krätze, Gicht, Rheumatismus und, um mit ſeinen dynamiſchen auch ſeine chem. neutraliſirenden Eigenſchaften wirken zu laſſen, bei chroniſchen Metallvergiftungen an. Innerlich gibt man meiſt die Schwefelblumen, die Schwefelmilch und die Schwefelleber in Pulvern, Pillen und Lattwergen; äußerlich ſind die Schwefelſalben viel in Gebrauch, beſonders aber die Schwefelbäder, welche, durch Auflöſen von Schwefelleber in Waſſer bereitet, mit vielem Erfolge benutzt werden. Ebenſo ausgebreitet iſt der Gebrauch der natürlichen Schwefelwäſſer (ſ. d.). Räucherungen mit Schwefeldämpfen ſind, als in vielen Fällen der übrigen Geſundheit nachtheilig, faſt wieder ganz außer Anwendung gekommen. In der Schwefelſäure und den ſie enthaltenden Mitteln tritt die eigentliche Schwefelwirkung gänzlich in den Hintergrund.

Schwefeläther, ſ. Aether.

Schwefeläthergeiſt, ſ. Liquor.

Schwefelleber (hepar sulphuris) nennt man im allgemeinen alle in Waſſer löslichen Schwefelmetalle, namentlich die Verbindungen der Alkali- oder Erdmetalle (Kalium, Natrium, Ammonium, Calcium, Baryum) mit Schwefel, und ſpricht daher von Kali-, Natron-, Barytſchwefelleber u. ſ. w., gewöhnlich jedoch nur die Verbindung des Kalium mit dem Schwefel oder das Fünffach-Schwefelkalium, welches auch in der Medicin theils innerlich, theils äußerlich in Salben und Auflöſungen zu Waſchungen und Bädern benutzt wird.

Schwefelſäure oder Vitriolöl iſt eine aus 36 Theilen Schwefel, 64 Theilen Sauerſtoff und 2 Theilen Waſſerſtoff beſtehende Säure. Sie iſt die wichtigſte aller Säuren. In freier Geſtalt findet ſie ſich nur ſehr ſelten in der Natur, in deſto größerer Menge aber mit Baſen verbunden als Gips (ſchwefelſaurer Kalk), Cöleſtin (ſchwefelſaurer Strontian), Schwerſpat (ſchwefelſaurer Baryt), als Glauberſalz und Bitterſalz in den Bitterwäſſern, mit Kalk und Magneſia verbunden in kleiner Menge in den Pflanzenaſchen u. ſ. w. Man unterſcheidet rauchende oder nordhäuſer S. und engliſche S. Erſtere wird durch Deſtillation von

Eiſenvitriol gewonnen; ſie bildet eine im höchſten Grade ätzende, ölartige Flüſſigkeit von 1,8 bis 1,9 ſpecifiſchem Gewicht, welche alle organiſchen Gebilde ſchnell zerſtört. Man benutzt ſie in der Färberei zum Auflöſen des Indigo. Die bei weitem gebräuchlichere engliſche S. wird durch Oxydation von ſchwefliger Säure durch Salpeterſäure in den ſog. Bleikammern und nachheriges Erhitzen der ſo erhaltenen verdünnten S. in Platinkeſſeln dargeſtellt. Die höchſt concentrirte engliſche S. enthält noch eine gewiſſe Menge Waſſer (auf 40 Theile waſſerfreie S. 9 Theile Waſſer), das ihr nicht entzogen werden kann. Sie bildet ein ölartiges Liquidum, das außerordentlich hygroſkopiſch iſt und alle organiſchen Körper unter Waſſerbildung verkohlt. Beim Miſchen mit Waſſer findet beträchtliche Wärmeentwickelung und Volumenverminderung ſtatt; 4 Theile Schnee und 1 Theil Schwefelſäure geben beim Miſchen große Kälte. Die engliſche S. findet in den Gewerben die mannichfaltigſte Anwendung, ſo unter anderm zur Darſtellung der Soda und des Glauberſalzes, des Chlors, der Stearinkerzen, des Phosphors, zur Scheidung des Goldes vom Silber (Affiniren), in der Telegraphie zum Füllen der galvaniſchen Batterien, zum Reinigen des Rüböls, zur Waſſerſtoffentwickelung, als Düngemittel. In verdünntem Zuſtande und mit Weingeiſt gemiſcht, findet ſie als **Mixtura sulfurica acida** (Elixir acidum Halleri) innerlich und als **Aqua vulneraria acida** (Arquebuscade) äußerlich Anwendung. Mit Baſen bildet ſie die **ſchwefelſauren Salze** oder **Sulfate**. Die wichtigſten derſelben ſind ſchwefelſaurer Kalk (Gips), ſchwefelſaures Natron (Glauberſalz), ſchwefelſaure Magneſia (Bitterſalz), ſchwefelſaures Kupferoxyd, Zinkoxyd und Eiſenoxydul (Kupfer-, Zink- und Eiſenvitriol). Die S. läßt ſich in Flüſſigkeit leicht dadurch nachweiſen, daß auf Zuſatz von ſalzſaurem Baryt ein weißer Niederſchlag ſich bildet, der ſich weder in ſiedendem Waſſer noch in Salzſäure löſt.

Schwefelwäſſer nennt man diejenigen Mineralwäſſer, welche ſich theils durch ihren Gehalt an Schwefel vor andern auszeichnen, theils auf den thieriſchen Organismus nach Art der Schwefelmittel einwirken. Der meiſt in der Form von Schwefelwaſſerſtoffgas in ihnen enthaltene Schwefel gibt ihnen einen mehr oder weniger ſtarken Geruch und Geſchmack nach dieſem Stoffe und häufig ein ſchwach opaliſirendes Anſehen. Derſelbe entweicht ſehr leicht oder ſcheidet ſich ab, indem er einen ſchwärzlichen Niederſchlag und eine feine, ſchillernde Haut auf der Oberfläche des Waſſers bildet. Aus einigen heißen Schwefelquellen, z. B. der von Aachen, ſublimirt Schwefel in Form zarter, locker zuſammengehäufter Kryſtallnadeln, welche die Wände und Gewölbe, wodurch die Quellen eingeſchloſſen ſind, bekleiden. Modificirt werden die Wirkungen der S. durch die den einzelnen Quellen eigenthümliche Beimiſchung anderer Stoffe, und man unterſcheidet ſonach 1) alkaliſch-muriatiſche, in denen vor den übrigen Beſtandtheilen Kochſalz und kohlenſaures Natron vorwaltet, z. B. zu Aachen; 2) alkaliſch-ſaliniſche, in denen ſich neben den angeführten Stoffen noch ſchwefelſaures Natron in bedeutenderer Quantität vorfindet, z. B. zu Warmbrunn und zu Landeck; 3) erdig-ſaliniſche S., in denen ſchwefelſaure Salze, namentlich erdige, die erſten Nebenbeſtandtheile bilden, z. B. zu Baden in Oeſterreich, Neundorf, Eilſen, Kreuth u. ſ. w. In den meiſten Fällen iſt das Schwefelwaſſerſtoffgas der Begleiter ſolcher Quellen, die reich an ſchwefelſauren Salzen ſind, und erklärt ſich dann ſein Entſtehen aus dieſen durch Einwirkung von organiſchen Stoffen auf ſie, Bildung von Schwefelverbindungen der Erden und Alkalien und Zerſetzung dieſer durch Kohlenſäure. Alle haben das gemeinſchaftlich, daß ſie die Ab- und Ausſonderungen der äußern und der Schleimhaut befördern und den Blutumlauf beſchleunigen, weichen jedoch in ihrer Wirkung durch die vorwaltenden Nebenbeſtandtheile ſowie durch ihren verſchiedenen Temperaturgrad noch verſchiedentlich voneinander ab. Im allgemeinen wendet man ſie gegen Dyskraſien verſchiedener Art, chroniſche Krankheiten der äußern Haut, die in unterdrückter Thätigkeit oder regelwidriger Abſonderung derſelben beſtehen, Krankheiten der Schleimhäute infolge örtlicher Schwäche und Stockungen des Blutkreislaufs in den Unterleibsorganen, namentlich Hämorrhoidalbeſchwerden an. Vorzugsweiſe benutzt man ſie als Bad in allen Formen, weniger, jedoch im ganzen ziemlich häufig, auch als Getränk. Außerhalb Deutſchland ſind beſonders die Herculesbäder bei Mehadia und Trentſin in Ungarn, Abano, Acqui und Aix in Italien, Baden und Schinznach in der Schweiz, Barrèges, St.-Sauveur, Cauterets und Bagnères d'Adour in Frankreich und Harrowgate in England als heilkräftige S. berühmt.

Schwefelwaſſerſtoffgas, Hydrothionſäure, heißt eine gasförmige Verbindung des Schwefels mit dem Waſſerſtoff, die in der Natur in den Schwefelwäſſern (ſ. d.) vorkommt und ſich häufig durch Fäulniß in Moräſten und Kloaken erzeugt. Dieſe Verbindung macht ſich da, wo ſie vorhanden iſt, ſogleich durch ihren Geruch bemerklich, der identiſch mit dem der faulen Eier iſt. Es wirkt erſtickend und im höchſten Grade giftig; jedoch haben geringe Mengen deſſelben,

wenn es z. B. als Schwefelwasser angewendet wird, eine entschieden heilsame Wirkung, besonders auf das Respirationssystem. Es unterhält das Verbrennen nicht, ist aber selbst brennbar und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure und Wasser. Das S. wird künstlich bereitet durch Uebergießen von Schwefelmetallen mit verdünnten Säuren, wobei das Gas unter Aufbrausen entweicht, und ist ein werthvolles Mittel, das in der Chemie zur Trennung der Metalle Anwendung findet.

Schweflige Säure besteht aus gleichen Gewichtstheilen Schwefel und Sauerstoff. Es ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, das auf Pflanzenfarben bleichend einwirkt und durch Verbrennen des Schwefels oder durch Kochen von Schwefelsäure mit Kohlenpulver, Schwefel oder Kupfer dargestellt wird. Man wendet sie entweder als Gas in Wasser aufgelöst oder in Gestalt schwefligsaurer Salze, mit Kali oder Natron verbunden, an und benutzt sie vorzugsweise zum Bleichen thierischer Substanzen, wie der Seide, der Wolle, der Schwämme, der Federn u. s. w., welche Körper durch das gewöhnliche Bleichmittel, durch Chlor, nicht entfärbt, sondern gelb gefärbt werden. Sie dient ferner zum Bleichen der Stroh- und Kordgeflechte sowie zum Entfernen von Obst- und Weinflecken aus Wäsche. Die schweflige Säure hat große Neigung, Sauerstoff aufzunehmen und in Schwefelsäure (s. d.) überzugehen. Dieser Eigenschaft wegen benutzt man die schweflige Säure zum Schwefeln der Weinfässer, um den Wein dadurch haltbar zu machen, sowie als Feuerlöschmittel, um brennende Schornsteine zu löschen, indem man auf dem Herde Schwefel verbrennt. Zweifach-schwefligsaures Natron (bisulfite de soude) benutzt man in der Papierfabrikation unter dem Namen Antichlor zur Entfernung des überschüssigen Chlorgases. Durch Auflösen von Schwefelblumen in dieser Verbindung erhält man das unterschwefligsaure Natron (hyposulfite de soude), das in der Photographie und zum Ausbringen des Silbers aus seinen Erzen Anwendung findet. Bäder von schwefligsaurem Gase werden zuweilen bei Hautkrankheiten verordnet.

Schwegler (Albert), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Febr. 1819 zu Michelbach im Würtembergischen, wo sein Vater Landgeistlicher war, wurde frühzeitig zum Studium der Theologie bestimmt und bezog 1836 mit überwiegender Neigung für die classische Philologie die Universität Tübingen. Hier ward er bald durch Baur auf das Studium der histor. Theologie hingeleitet, als dessen erste Frucht der «Montanismus» (Tüb. 1841) erschien. Diese Schrift wie mehrere andere in Zeller's «Theol. Jahrbüchern» veröffentlichte Abhandlungen zogen S. die Ungunst der würtemb. Kirchenbehörden zu, weshalb er die theol. Laufbahn verließ. Er gründete im Sommer 1843 die «Jahrbücher der Gegenwart», die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und classischen Philologie an der tübinger Universität, wo er 1848 eine außerord. Professur der classischen Philologie, später die ord. Professur der Geschichte erhielt und 5. Jan. 1857 starb. Die Ergebnisse seiner theol. Forschungen hat S. in der Schrift «Das nachapostolische Zeitalter» (2 Bde., Tüb. 1846) niedergelegt. In dieser geschichtlichen Untersuchung ist er bestrebt, die Entwickelung des Christenthums aus dem Judenthum und die Entstehung der kath. Kirche als einen rein histor. Proceß aus rein histor. Motiven zu erklären und den neutestamentlichen Schriften in diesem Entwickelungsprocesse des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters ihre histor. Stelle anzuweisen. Von seinen übrigen kirchengeschichtlichen Werken sind noch zu erwähnen die Ausgaben der Clementinischen Homilien (Stuttg. 1847) und der «Kirchengeschichte» des Eusebius (2 Bde., Stuttg. 1852). Sehr verdienstlich sind auch S.'s Arbeiten über Geschichte der Philosophie. Dahin gehören die Ausgabe der «Metaphysik» des Aristoteles (mit Uebersetzung und Commentar, 4 Bde., Tüb. 1847—48), der treffliche Abriß der «Geschichte der Philosophie» (Stuttg. 1848; 6. Aufl. 1868) und die erst nach seinem Tode von Köstlin veröffentlichte «Geschichte der griech. Philosophie» (Tüb. 1859). Ein Werk von Bedeutung ist auch seine «Röm. Geschichte» (Bd. 1—3, Tüb. 1853—58; 2. Aufl. 1867 fg.), die jedoch nur bis zu den Licinischen Gesetzen reicht.

Schweidnitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, am Fuße des Eulengebirgs und an der Weistritz gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts sowie eines Schwurgerichtshofs (für die Kreise S., Reichenbach und Waldenburg) und zählt 15849 E. (3. Dec. 1867). Unter den vier Kirchen sind die kath. Pfarrkirche wegen ihres über 300 F. hohen Thurms aus Quadern, mit herrlicher Fernsicht, und die evang. Pfarrkirche zur Dreieinigkeit in der Vorstadt als eine der drei Friedenskirchen, welche Ferdinand III. nach dem Westfälischen Frieden erlaubte, merkwürdig. Es bestehen in S. ein evang. Gymnasium, ein Ursulinerinnenkloster mit Töchterschule und Pensionat, eine höhere Töchterschule, eine Provinzialgewerbschule, ein Corrections- und

Landarmenhaus, ein Stadtarmenhaus, ein Bürgerhospital, ein vom Kaufmann Ernſt Laube 1820 begründetes und infolge der Metzger'ſchen Stiftung erweitertes Waiſenhaus. Die Stadt beſitzt Fabriken in Wolle, Leder, Holzſtiften, landwirthſchaftlichen Geräthen u. ſ. w. Das ſchweidnitzer Bier war früher (unter dem Namen Schwarzer Schöps) weithin berühmt und wurde im 16. Jahrh. ſelbſt nach Italien ausgeführt. Auch fabricirt man zu S. gute Handſchuhe und Pfefferkuchen. Die Getreide-, Vieh- und Garnmärkte ſind ſehr beſucht. S. iſt durch Eiſenbahn mit Breslau (ſeit 1844) ſowie mit Waldenburg, Frankenſtein und Liegnitz verbunden. Die Stadt war bis auf die neueſte Zeit herab eine Feſtung, die während des Siebenjährigen Kriegs vier Belagerungen, zwei durch die Oeſterreicher und zwei durch die Preußen, zu beſtehen hatte, unter denen die von 1762 durch die Preußen wegen des Minenkriegs die denkwürdigſte war. Vgl. F. J. Schmidt, «Geſchichte der Stadt S.» (2 Bde., Schweidnitz 1846—48). — Das ehemalige unmittelbare Fürſtenthum S. war, nachdem ſich Schleſien äußerlich von Polen getrennt, mit dem breslauer Fürſtenthum eng verbunden. Erſt nach dem Tode des Herzogs Heinrich IV. (1290) erhielt es eigene Landesherren. Der erſte derſelben war Bolko I., deſſen Linie in unmittelbarer männlicher Erbfolge bis 1368 regierte. Infolge des mit König Karl I. von Böhmen (Kaiſer Karl IV.) 1353 abgeſchloſſenen Vertrags gehörte das Fürſtenthum nun zur Krone Böhmen, bis es 1741 an Preußen abgetreten wurde. Daſſelbe umfaßt ein Areal von etwa 44 Q.-M., das gegenwärtig theils dem Regierungsbezirk Breslau (die Kreiſe S., Reichenbach, Striegau und Waldenburg), theils dem Regierungsbezirk Liegnitz (Kreiſe Bolkenhain und Landshut) angehört. Im Kreiſe S., der 1864 auf 10,72 Q.-M. 78996 E. (darunter 1862 allein 1560 Weber und 1668 Familienglieder derſelben) zählte, liegen noch die Städte Freiburg unter dem Fürſtenſtein, mit 6304 E., und Zobten, am gleichnamigen Berge, mit 2080 E.

Schweigaard (Anton Martin), ausgezeichneter norweg. Juriſt und Nationalökonom, geb. 11. April 1808 in Kragerö, wurde nach dem frühen Tode der Aeltern von Verwandten erſt zum Seemann, dann für den Kaufmannsſtand beſtimmt und deshalb zur Erlernung der deutſchen Sprache 1822 zu einem Geiſtlichen in Oſtfriesland gegeben. Hier beſchäftigte er ſich bis 1824 eifrig mit Sprachſtudien, beſuchte dann, weil er ſich inzwiſchen zum Studiren entſchloſſen, ſeit 1825 die lat. Schule zu Skien und bezog drei Jahre darauf die Univerſität Chriſtiania, wo er ſich eifrig den Rechtswiſſenſchaften widmete. Seit 1833 unternahm er mit Unterſtützung des Staats eine Reiſe durch Schweden, Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und Dänemark und machte ſich allenthalben mit dem Bank- und Geldweſen vertraut. Nach ſeiner Rückkehr 1835 wurde er Lector der Jurisprudenz an der Univerſität Chriſtiania. 1840 erfolgte ſeine Ernennung zum Profeſſor der Statiſtik und Staatswiſſenſchaften. An dem Kampfe der Humaniſten und Realiſten 1836 und 1837 nahm er eifrigen Antheil für die letztern, in welcher Richtung er auch ſeit 1839 als Mitglied der großen Unterrichtscommiſſion wirkte. Seit 1842 wurde S. jedesmal als Repräſentant Chriſtianias in den Storthing gewählt. Auch in dieſem Wirkungskreiſe wußte er ſich die Achtung aller Parteien zu erwerben. 1845 erfolgte vom Storthing ſeine Ernennung zum Bankadminiſtrator. In dieſen Stellungen übte er großen Einfluß auf die Geſetzgebung, das höhere Unterrichtsweſen, auf Handel, Zollweſen, Eiſenbahnen und die unionellen Angelegenheiten Norwegens. Von 1836—46 war er Mitredacteur des Tageblatts «Den Conſtitutionelle». Außerdem ſchrieb er: «Om Norges Bank- og Pengevæſen» (Chriſtiania 1836), «Norges Statiſtik» (Chriſtiania 1840), «Den norſke Proces» (Chriſtiania 1841; 2. Aufl. 1854), «Commentar over den norſke Criminallov» (Chriſtiania, 2 Thle., 1844—46; 2. Aufl. 1860).

Schweigger (Aug. Friedr.), verdienter, auch durch ſein Schickſal bekannt gewordener Naturforſcher, geb. 8. Sept. 1783 zu Erlangen, empfing in ſeiner Vaterſtadt ſeine Vorbildung, ſtudirte daſelbſt Medicin, widmete ſich aber dabei auch der Botanik und Zoologie und ging, nachdem er 1804 promovirt, nach Berlin. Mit Unterſtützung der Regierung machte er 1806 eine Reiſe nach Paris; doch ſah er ſich hier bald durch das Unglück ſeines Vaterlandes auf eigene Hülfsmittel beſchränkt. Er ſuchte und fand ärztliche Praxis, ſetzte aber dabei ſeine zoolog. Studien ſo erfolgreich fort, daß ſeine Monographie der Schildkröten ihm die Achtung der ausgezeichnetſten franz. Zoologen verſchaffte. Kurz nach ſeiner Rückkehr nach Preußen, 1809, wurde er als Profeſſor der Botanik und Medicin in Königsberg angeſtellt. Seitdem unternahm er mehrere wiſſenſchaftliche Reiſen durch England, Frankreich und Italien, ward aber im Juni 1821 in Sicilien, unſern Cameratа, bei der Einſiedelei von Quisquina durch ſeinen Vetturino ermordet. Aus der actenmäßigen Unterſuchung ging hervor, daß die That ein gemeiner Raubmord war, die der Mörder aber dadurch zu beſchönigen ſuchte, daß er auf der Reiſe gewahr

geworden, wie der Fremde ein Ungläubiger (incredulo) ſei. Durch Anlegung eines Botaniſchen Gartens in Königsberg und eine ihm zur Hälfte angehörende «Flora Erlangensis» (2 Bde., Erl. 1811) erwarb ſich S. um die Pflanzenkunde Verdienſte. Wichtig für die Zoologie ſind ſein «Handbuch der Naturgeſchichte der ſkeletloſen ungegliederten Thiere» (Lpz. 1820) und die «Beobachtungen auf naturhiſtor. Reiſen» (Königsb. 1820). Auch verdient ſeine Schrift «Ueber Kranken- und Armenanſtalten zu Paris» (Bair. 1809) Erwähnung.

Schweigger (Joh. Salomo Chriſtoph), deutſcher Phyſiker und Chemiker, der Bruder des vorigen, wurde 8. April 1779 zu Erlangen geboren, wo er auch ſeine Studien vollendete und 1800 als Privatdocent auftrat. Im Oct. 1802 erhielt er eine Anſtellung als Profeſſor der Mathematik und Phyſik am Gymnaſium in Baireuth und 1811 in Nürnberg an der Polytechniſchen Anſtalt. Wiſſenſchaftlicher Zwecke wegen, vorzüglich aber um die Studienanſtalten genau kennen zu lernen, reiſte er 1816 über Paris nach England. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland lebte er ein Jahr in München als Mitglied der königl. Akademie; dann übernahm er die Profeſſur der Phyſik und Chemie in Erlangen, von wo aus er 1819 einem Rufe für dieſelben Fächer nach Halle folgte. Hier ſtarb er 6. Sept. 1857. S.'s phyſik. Arbeiten bewegen ſich vorzüglich auf dem Gebiete der Elektricität und des Galvanismus. Er hatte ſchon 1808 einen Elektrometer zur Meſſung der elektriſchen Kraft durch magnetiſche conſtruirt; unmittelbar nach Oerſted's großartiger Entdeckung erfand er den elektromagnetiſchen Multiplicator, der ſeinen Namen führt. Seit 1811 hatte er die Herausgabe von Gehlen's «Journal» übernommen. Sein als Fortſetzung deſſelben gegründetes «Jahrbuch für Chemie und Phyſik» überließ er ſpäter dem Adoptivſohn ſeines Bruders, dem Profeſſor der Medicin Franz Wilhelm Schweigger-Seidel (geb. 16. Oct. 1795 zu Weißenfels), welcher es 1834 mit Erdmann's «Journal für praktiſche Chemie» verband, aber ſchon 5. Juni 1838 ſtarb. Mit ſeinen phyſik. Studien hat S. auch mehrfach antiquariſche verbunden; ſo unter anderm in der Schrift «Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwiſſenſchaft» (Halle 1836) und der gründlichen Abhandlung «Ueber das Elektron der Alten» (Greifsw. 1848). Seine neuern phyſik. Unterſuchungen hat S. in Zeitſchriften niedergelegt; beſonders erſchien die Schrift «Ueber die ſtöchiometriſchen Reihen» (Halle 1853).

Schweighäuſer (Joh.), gelehrter Philolog, geb. 26. Juni 1742 zu Strasburg, wo ſein Vater Johann Georg S., auch als Orientaliſt bekannt, Pfarrer zu St.-Thomas war. S. beſchäftigte ſich zu Paris eine Zeit lang mit den orient. Sprachen und beſuchte dann zu ſeiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach ſeiner Rückkehr lehrte er in Strasburg Logik und Philoſophie; 1778 aber wurde er Profeſſor der griech. und morgenländ. Sprachen, worauf er ſich ausſchließend dem Studium der alten Literatur widmete. Die Revolution unterbrach ſeine Arbeiten, und eine Zeit lang verhaftet, wurde er nachher auf ein Dorf in Lothringen verwieſen. Später erhielt er wieder in Strasburg einen Lehrſtuhl an der Centralſchule des Depart. Niederrhein, und 1816 wurde er auf Verfügung des Königs Mitglied der Akademie der Inſchriften. Altersſchwäche wegen legte er 1824 ſeine Profeſſur nieder und ſtarb zu Strasburg 19. Jan. 1830. Einen bedeutenden Ruf in der gelehrten Welt erwarb ſich S. durch ſeine trefflichen Bearbeitungen des Appianus (6 Bde., Lpz. 1785), Polybius (9 Bde., Lpz. 1789—95; auch 5 Bde., Oxf. 1831), von Epiktet's «Manuale» und Cebes' «Tabulae» (Lpz. 1798), ferner der «Epictetae philosophiae monumenta» (5 Bde., Lpz. 1799—1800), des Athenäus (14 Bde., Strasb. 1801—7), von Seneca's «Epistolae» (2 Bde., Zweibr. und Strasb. 1809) und beſonders des Herodot (12 Bde., Strasb. und Par. 1816, nebſt einem «Lexicon Herodoteum», 2 Bde., Strasb. und Par. 1824). Seine kleinern Schriften erſchienen unter dem Titel «Opuscula academica» (2 Bde., Strasb. 1806). — Sein Sohn, Jean Geoffroy S., geb. zu Strasburg 2. Jan. 1776, mußte während der Revolution nacheinander mehrere Verwaltungsſtellen übernehmen, dann beſchäftigte er ſich in Paris mit literariſchen, meiſt philol. und archäol. Arbeiten. 1810 wurde er ſeinem Vater als Profeſſor in Strasburg adjungirt und 1824 deſſen Amtsnachfolger. Mit Petit-Radel gab er die «Monuments antiques du musée Napoléon» (4 Bde., Par. 1804—6) und mit Golbéry die «Antiquités d'Alsace» (Par. 1825 fg.) heraus. Unter ſeinen übrigen antiquariſchen Arbeiten iſt noch die «Énumération des monuments les plus remarquables du departement du Bas-Rhin» (Strasb. 1844) zu nennen. Er ſtarb 14. März 1844.

Schweine oder Borſtenthiere (Setigera) machen eine Familie der Dickhäuter oder Vielhufer unter den Säugethieren aus und zerfallen in mehrere Gattungen. Sie ſind über alle Welttheile verbreitet, im allgemeinen zum Fettwerden geneigt und freſſen alle nur irgend genießbaren Stoffe. Wie alle Dickhäuter lieben ſie die Feuchtigkeit und wälzen ſich gern im Schlamme,

um ihre sehr empfindliche, mit Borsten bekleidete Haut gegen Insektenstiche zu schützen. Der Rüssel ist sehr kurz, und von den vier Zehen (Klauen) sind die zwei Seitenzehen höher gestellt und nach hinten gerichtet (Afterklauen). Die eigentliche Gattung Schwein (Sus) zeichnet sich durch lauter vierzehige Füße, dreikantige vorragende Eckzähne, einen mittellangen Schwanz und den Mangel der Rückendrüse aus. Zu ihr gehört das Wildschwein (S. Scrofa Aper), welches braunschwarz ist, sonst in ganz Europa gemein war, jetzt aber wegen des Schadens, den es durch Wühlen in Feldern und Weinbergen anrichtet, in den meisten Gegenden ausgerottet ist. Es ist reizbar, rachsüchtig, grimmig und völlig furchtlos und stürzt sich wüthend auf seinen Gegner. Man jagte es früher mit großen Hunden (Saurüden) und fing es mit dem Jagdmesser oder mit dem Spieße (Sauseder) ab; jetzt schießt man es mit der Büchse nach vorgängiger Hetze oder Einkreisung. Das Männchen nennt man Eber oder Keiler, das Weibchen Bache und die Jungen Frischlinge. Von ihm sowie von dem in Asien einheimischen Siamschwein (S. indicus) stammt unser Hausschwein (S. Scrofa domesticus) ab, welches schon in den ältesten Zeiten erwähnt wird und als ein verhältnißmäßig wohlfeil zu erhaltendes und einträgliches, besonders aber durch seine große Fruchtbarkeit wichtiges Hausthier geschätzt, aber bei vielen orient. Völkern, wie Juden, Mohammedanern u. a., auch verabscheut ist. Durch die äußerst lange Zucht und verschiedene Mischung der Stammältern sind zahlreiche Rassen entstanden. (S. Schweinezucht.) Von Eingeweidewürmern und Krankheiten haben die S. viel zu leiden, besonders wenn sie nicht reinlich gehalten werden. Das Papuschwein (S. Papuensis) auf Neuguinea, welches ein wichtiges Besitzthum der Papuas ausmacht, übertrifft an Zierlichkeit der Gestalt und feinem Baue alle andern Arten. Nur in Südamerika einheimisch ist das Bisamschwein (s. d.). Die Gattung Warzenschwein (Phacochoerus), die sich durch die Backenzähne auszeichnet, welche aus aufrecht nebeneinandergestellten, mit Schmelz eingehüllten und mit Rindensubstanz zu einem Ganzen verbundenen Knochencylindern bestehen, enthält ihrer Wildheit wegen in ihrem Vaterlande Abyssinien und Südafrika höchst gefürchtete Arten. Auch der Hirscheber (s. d.) gehört zu den S.

Schweinezucht ist die landwirthschaftliche Aufzucht und Verwerthung des Hausschweins (s. Schwein), welches in vielen natürlichen und künstlichen Rassen verbreitet ist, unter denen die englischen in Westeuropa, die ungarischen und serbischen (Mangalicza) im Osten, die neapolitanischen im Süden die hervortretendsten sind. Die S. heißt eine halbwilde, wenn die Thiere das ganze Jahr hindurch im Freien auf der Weide bleiben und auf eine bestimmte Mast angewiesen sind, nach welcher sie verwerthet werden; so z. B. auf die Eichelmast im Bakonyer Walde (Ungarn). Diese Zucht kommt aber nur in südl. und uncivilisirten Ländern vor. Da, wo die Landwirthschaft eine höhere Stufe erreicht hat, wird der S. dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet wie andern Zweigen der Viehzucht. Dies schließt einen geregelten Weidegang nicht aus. Bekanntlich vergüten die Schweine den Schaden, welchen sie durch Wühlen thun, in der massenhaften Vertilgung von Ungeziefer, und nebenbei ist die Waldmast mittels Eicheln und Buchekern eine sehr vortheilhafte. Bei der reinen Stallhaltung füttert man an die Schweine, außer Trockenfutter, fast alle vorkommenden Futtermittel und Abgänge. Vorzüglich aber mästen sie sich mit den Ueberbleibseln der Molkerei, mit Kartoffeln und Getreideschrot, im Süden mit Mais, Kürbissen, Melonen; kein Thier verwerthet das Futter besser und rascher als das Schwein. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ältere Schweine sich vorzüglicher mästen als jüngere; im Gegentheil liegt der besondere Vorzug der engl. Schweinerassen in ihrer Frühreife, welche schon bis zu einem Jahre ausgemästete Thiere von vorzüglicher Production liefern. Die Stallung der Schweine soll reinlich, warm, solid gebaut, vor allem hinreichend trocken sein. Es ist ein schädlicher Wahn, wenn man diesem Thiere Reinlichkeit für nicht zuträglich hält, die vielmehr den Fettansatz und das Wohlsein ungemein fördert. Neben den Stallungen soll womöglich ein besonderer Schweinehof, im günstigen Falle mit einer Schwemme angebracht sein. Das junge Schwein heißt Ferkel. Im Alter von 1—1½ J. wird es zur Zucht verwandt, und es heißt alsdann das männliche Thier Eber, Bär, Hacksch, Hauer, Kämpe, Baier, Keiler, Faselschwein, das weibliche Sau, Mutterschwein, Zuchtsau, Ferkelsau, Kosel, Bache. Verschnittene männliche Thiere nennt man Bark, weibliche Nonne. Solange die Ferkel saugen, heißen sie Milchschwein oder Spanferkel (Spansau), dann bis zur Paarung Läuferschwein. Das Hausschwein leidet an verschiedenen Krankheiten, von welchen zwei dem Menschen gefährlich werden: die Finnen, unentwickelte Formen des Bandwurms (s. d.) und die Trichinen (s. d.). Die Producte des Schweins: Fett, Schmalz und Schmalzöl, Fleisch, Borsten, Haut u. s. w., treten in den Welthandel. Es gibt besondere Mittelpunkte für den Schinkenhandel, in Europa z. B. Westfalen, Bayonne,

Neapel; in Nordamerika St.-Louis, Chicago und Cincinnati. Letztere Stadt wird auch «Porkopolis», d. i. Schweinestadt, genannt, wegen des ungeheuern Handels, welchen sie mit den Producten der S. des fernen Westen treibt.

Schweinfurt, Stadt im bair. Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, am Main und der Bamberg-Würzburger Bahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, Bezirksgerichts, eines Stadt- und eines Landgerichts und zählt 9328 E. (1864), darunter 1481 Katholiken und 160 Juden. Sehenswerth ist das neuerdings renovirte Rathhaus am geräumigen Marktplatze, das 1570—72 im Renaissancestil aufgeführt ward und eine nicht uninteressante Sammlung von Alterthümern sowie eine Bibliothek enthält. Außerdem sind zu nennen die goth. Johanneskirche mit hohem Thurme und die 1717—19 erbaute Salvatorkirche. Ueber den Main führen zwei Brücken, eine steinerne und eine eiserne. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium (von Gustav Adolf gestiftet) und eine Gewerbschule. Die städtische Industrie liefert besonders Bier, Bleiweiß und andere Farben (darunter auch das bekannte Schweinfurter Grün), ferner Zucker, Leder u. s. w. Auf den Rebenhügeln der Umgegend wird ein guter Wein gebaut. Der Strom treibt bedeutende Mahlmühlen, und die Schiffahrt ist nicht unbedeutend. Die Vieh- und Pferdemärkte sind sehr besucht. S. ist der Geburtsort Rückert's, dessen Geburtshaus am Markte seit Mai 1867 eine Gedenktafel trägt. Die erste urkundliche Erwähnung der Stadt fällt ins J. 790. Im 12. Jahrh. wurde sie zur freien Reichsstadt (1130), und sie behauptete ihre Reichsunmittelbarkeit, bis sie durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 an Baiern kam. Seit 1810 gehörte S. zum Kurfürstenthum Würzburg, wurde aber 1814 wieder bairisch. Das Gebiet der Stadt umfaßte etwa 1 Q.-M. 1652 wurde zu S. die Leopoldinische Akademie der Naturforscher gestiftet. Vgl. Bundschuh, «Beschreibung der Reichsstadt S.» (Ulm 1862); Beck, «Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Schweinf. 1836).

Schweinichen (Hans von), ein schles. Ritter, der infolge seines Verhältnisses zu den Herzogen Heinrich und Friedrich von Liegnitz den größten Theil des Deutschen Reichs durchzog und an den mancherlei Abenteuern Heinrich's Antheil nahm, ist besonders seines mit großer Sorgfalt geführten Tagebuchs wegen merkwürdig, welches einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrh. enthält. Er wurde 25. Juni 1552 auf dem fürstl. Schlosse Grädizberg geboren und nach damaliger Sitte in seinem neunten Jahre zum Dorfschreiber gesandt, um schreiben und lesen zu lernen. In seinem zehnten Jahre that ihn der Vater an den Hof, wo er gemeinschaftlich mit dem Sohne des wegen seiner Verschwendung in kaiserl. Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich von Liegnitz unterrichtet wurde. Vier Jahre später kam er auf das Gymnasium zu Goldberg, wo er zur Nothdurft Latein reden lernte. Hierauf trat er 1567 in die Dienste des seinem Vater Friedrich in der Regierung gefolgten Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Mit diesem leichtsinnigen Fürsten machte er verschiedene Züge nach Polen und manche andere kleine Reisen. Endlich begleitete er ihn als Kammerjunker auf dessen Reise ins Reich und bekam bei diesem Ritt gar bald «groß Kundschaft», da er sich «mit Saufen einen großen Namen gemacht». Die Reise ging über Mecklenburg, Lüneburg und Dresden, von da zurück nach Breslau und Schlesien, dann nach Polen und endlich durch Böhmen über Prag nach Süddeutschland, wo Augsburg, Heidelberg, Strasburg und viele andere Städte S. und seinem Herzog tausend Freuden, diesem aber, bei seiner Verschwendung, auch viel Leid verursachten. S.'s väterliches Gut war indessen den Gläubigern verfallen, bei denen sich sein Vater für den Herzog verbürgt hatte. Der Herzog selbst wurde festgenommen, und S. war froh, mit heiler Haut zu Fuß über Leipzig 1577 in die Heimat zu kommen. Sein Vater war gestorben; der Bruder Heinrich's, Friedrich, hatte die Regierung übernommen und war gegen ihn nicht freundschaftlich gesinnt. Endlich kehrte der Herzog Heinrich, dem kaiserl. Befehl gemäß, ins Land zurück, und S. war nun wieder der treue Gefährte desselben auf allen seinen Zügen und vollzog die ihm aufgetragenen Sendungen mit der größten Pünktlichkeit, bis sein Herr von neuem vor den Kaiser nach Prag gefordert und gefangen genommen wurde. Jetzt trat S. aus dessen Dienst, verheirathete sich und trieb nun Landwirthschaft. Endlich nahm ihn Herzog Friedrich zu Gnaden an und machte ihn zu seinem Marschall. Er begleitete diesen nach Holstein und auf mehrern Reisen und starb 1616. Sein Tagebuch geht bis 1602 und wurde von Bilsching («Leben und Abenteuer des schles. Ritters Hans von S.», 3 Bde., Lpz. 1823) herausgegeben.

Schweiß (sudor) nennt man die tropfbarflüssige Hautausdünstung. Dieselbe wird von eigens dazu bestimmten Organen abgesondert. Es sind dies die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen, aber mit unbewaffnetem Auge kaum wahrnehmbaren Schweißdrüsen,

welche in der Lederhaut liegen und durch einen die obern Hautschichten durchbohrenden Ausführungsgang, den Schweißkanal, ihr Product nach der Oberfläche der Haut leiten, wo es durch die Schweißporen hervortritt. (S. Haut.) In gewöhnlichem, ruhigem Zustande des Körpers und des Geistes und bei mittlerer Temperatur wird nur so viel Feuchtigkeit abgesondert, als in derselben Zeit wieder verdunstet (die sog. unmerkliche Transspiration); aber bei reichlicherm Säfteandrang nach den Schweißdrüschen oder bei behinderter Verdunstung auf der Hautoberfläche (z. B. unter Wachstaffet, oder in sehr feuchter Luft, im Dampfbad) erscheint der tropfbare S. Die chem. Bestandtheile des S. sind Wasser, einige sog. flüchtige Fettsäuren (Ameisensäure, Essigsäure), denen der frische S. seinen sauern Geruch verdankt, Harnstoff und einige Mineralsalze. In der Schweißabsonderung kommt also der Haut eine ähnliche Thätigkeit zu wie etwa den Nieren. Die durch den S. feucht gehaltenen Abschilferungen der Haut gerathen leicht in Fäulniß und bedingen so den stinkenden S. Durch fleißige Waschungen kann man diesen Fäulnißproceß verhindern. Einstreuen der Strümpfe mit feingepulverter Weinsäure läßt eine solche Fäulniß des Fußschweißes nicht aufkommen, ohne daß dadurch die Schweißabsonderung unterdrückt wird, was gesundheitsschädlich ist. Unterdrückung des S. überhaupt ist eine der ersten Folgen der Erkältung und wird daher als übles Zeichen angesehen, während man den Ausbruch des S. als günstig betrachtet. Da durch die Haut auch in nicht tropfbarflüssiger Form viel Wasser sowie auch Kohlensäure vom Körper abgegeben wird, so ist begreiflich, wie eine (im Versuch absichtlich herbeigeführte oder durch Krankheit erzeugte) Unterdrückung dieser respiratorischen Hautthätigkeit gefährliche Folgen haben kann. In fieberhaften Krankheiten (z. B. Wechselfieber) fängt der Körper zu einer Zeit zu schwitzen an, wenn die Fiebertemperatur bereits wieder sinkt und das Befinden des Kranken ein besseres wird. Die ältern Aerzte, welche von dem Zusammenhange dieser Erscheinungen nichts wußten, sahen daher den Ausbruch von S. in einer Krankheit ganz allgemein als ein gutes Vorzeichen an (kritischer S.). Bei gewissen Krankheiten (z. B. Tuberkulose) muß man aber die S. als nachtheilig betrachten, weil sie meist das Fortdauern des erschöpfenden Fiebers anzeigen. Als Begleiter des Fiebers treten sie daher auch meist in der Nacht, gegen Morgen ein, auf welche Zeit meist die Temperaturabnahme fällt. Das künstliche Hervorrufen von S. als Heilmittel hat daher nur für solche Fälle Bedeutung, wo die Herstellung der daniederliegenden Hautthätigkeit Vortheil bringen kann, also z. B. nach Erkältungen; dagegen ist es unsinnig, jedweden Kranken schwitzen zu lassen. Fieberkranken wird das lästige Gefühl der Hitze dadurch nur gesteigert und Anlaß zu Erkältungen gegeben. Die Mittel, S. hervorzubringen (schweißtreibende Mittel, Diaphoretica) sind sehr mannichfaltig. Das einfachste besteht in Einhüllungen in dichte Decken mit dem gleichzeitigen Genusse von viel warmem Wasser. Beimischung von ätherischen Oelen (wie im Fliederthee u. s. w.) befördert die schweißtreibende Wirkung.

Schweißtuch hieß bei den Juden das Tuch, in welches man den Kopf eines Leichnams oder auch diesen selbst hüllte. Die röm. Kirche hat einige heilige Schweißtücher, die sie als kostbare Reliquien verehrt. Hierher gehört z. B. das S. der Maria, besonders aber das der heiligen Veronika, welches fünfmal vorhanden sein soll. Die Legende sagt, daß die Veronika Jesus bei seinem letzten Gange in Schweiß und Blut gesehen und ihm ein Tuch gereicht habe, um sich abzutrocknen. In das Tuch, das dreimal zusammengelegt gewesen sei, habe Jesus sein Gesicht gedrückt, und der dadurch erhaltene dreifache Abdruck seines Gesichts sei nach Jerusalem, Rom und nach Spanien, nach andern aber nach Turin, Toulouse, Besançon, Compiègne und Sorlat gekommen. Als einer Wunder wirkenden Reliquie widmeten ihr Johann VII. und Gregor XIII. eine besondere Verehrung. In Besançon entstand selbst ein Orden, der sich die Brüderschaft des heiligen S. nannte und jährlich 3. Mai eine feierliche Proceſſion der Reliquie widmete, weil sie (1544) die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben sollte.

Schweitzer (Aug. Gottfr.), ausgezeichneter Lehrer der Landwirthschaft, geb. 4. Nov. 1788 zu Naumburg an der Saale, widmete sich auf dem Rittergute Mosen bei Nonneburg, das im Besitz seiner Familie war, der Landwirthschaft und besuchte 1807 das landwirthschaftliche Institut zu Möglin. Später bereiste er, um praktische Erfahrung sich zu erwerben, einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz. Eine kleine Schrift «Die Wechselwirthschaft» war sein erster schriftstellerischer Versuch (1817). Hierauf lieferte er werthvolle Beiträge in die von ihm mit Koppe, Schmalz und Teichmann herausgegebenen «Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft» (Lpz. 1818—25). Seit 1820 bewirthschaftete S. das Gut Mosen für seine Rechnung, und 1826 übernahm er die Administration des nahe dabei gelegenen sachs.-weimar. Kammerguts Mildenfurth. Drei Jahre darauf folgte er dem Rufe als Professor an der Aka-

demie und Director der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand. Von seinen seitdem erschienenen Schriften sind zu erwähnen: «Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft» (2 Bde., Dresd. 1831—34; 4. Aufl. 1861); «Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft» (2 Bde., Lpz. 1832—33); «Landwirthschaftliche Reise durch das nördl. Frankreich» (nach dem Französischen des Professors Moll, Dresd. 1836); «Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande» (nach dem Englischen, 2 Bde., Lpz. 1839—40). Seit 1831 gab er auch in Verbindung mit Schubarth und Weber das «Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft» (Lpz. 1831—38) heraus. 1839 wurde er Director der Oekonomischen Gesellschaft und 1844 zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins für das Königreich Sachsen. Sodann folgte er 1846 einem Rufe als Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn und als Director der dort zu errichtenden höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt. Nachdem er letztere Stellung 1851 niedergelegt, starb er 17. Juli 1854.

Schweiz. Die S., mit einer Grenzausdehnung von etwa 250 M., zwischen den süddeutschen Staaten, Oesterreich, Italien und Frankreich gelegen, erstreckt sich von 23° 50′ bis 28° 5′ östl. L. und 45° 50′ bis 47° 50′ nördl. Br. und hat einen Flächenraum von 739,51 Q.-M. Das Land ist das höchste Europas, und von hier steigen einige der bedeutendsten Flüsse dieses Welttheils herab. Der größte Theil der bewohnten Orte liegt auf einer Höhe über dem Meeresspiegel, die zwischen 1200 und 2000 F. die Mitte hält. Nur wenige Theile der äußersten Grenze machen hiervon eine Ausnahme, wie die Umgebungen des Lago-Maggiore, des niedrigsten Punktes der S. südlich der Alpen (636 F.), und das Rheinthal vom Bodensee bis Basel, der niedrigste Punkt nördlich der Alpen (780 F.). Die Bewohnbarkeit des Landes beschränkt sich jedoch nicht auf jene mittlere Höhe; selbst bis 4000 F. sind noch viele Flecken und größere Dörfer anzutreffen und kleinere, das ganze Jahr bewohnte Dörfer sogar bis 6000 F. Höher hinauf finden sich in der Regel nur Sommerwohnungen. Die S. bietet also eine große Abwechselung dar. Noch größer wird diese durch die im ganzen etwa 62 Q.-M. einnehmenden Seen, Flüsse und andere Gewässer, welche die herrlichsten Wasserfälle bilden, sowie durch die zahlreichen Gletscher, die etwa 43 Q.-M. umfassen. Das Land ist daher das Ziel unzähliger Reisenden, die von nahe und fern kommen, um die Reize und Wunder seiner Natur kennen zu lernen. Die Hauptgebirge der S. sind die Alpen (s. d.) und der Jura (s. d.). Jene erheben sich im Süden bis zu einer Höhe von 14700 F.; dieser übersteigt nirgends 5300 F.; das zwischen Alpen und Jura liegende Mittelgebirge erreicht seine größte Höhe beim Pilatus mit 6570 F. In der Höhe von 8000—8200 F. bleibt der Schnee gewöhnlich das ganze Jahr liegen. Weit tiefer herab steigen aber die in beständiger Zu- und Abnahme begriffenen Gletscher (s. d.). In den Alpen vom Montblanc bis zu den Grenzen Tirols liegen über 600 solcher Gletscher, von denen wenige kleiner als 1 St., sehr viele aber 6—7 St. lang, ½—¾ St. breit und 100—600 F. mächtig sind. Sie bilden oben ein fast überall zusammenhängendes Eismeer. Die Eis- und andern hohen Berge liefern nach allen Richtungen die reichsten Quellen zahlloser Gewässer, wozu Rhein, Aar, Rhône, Inn, selbst Zuflüsse zur Etsch und zum Po gehören, die aber sämmtlich erst jenseit der S. für den Verkehr bedeutend werden. Desto mehr ist dieses Land mit schiffbaren größern Seen versehen. Die meisten sind auf einer Höhe von 1100—1600 F. über dem Meere, welche am besten zum Anbau sich eignet. Die Seen frieren im Winter selten zu und erleichtern daher den Verkehr ungemein. Die größern Seen werden von zahlreichen Dampfschiffen befahren. Unter den Kanälen ist der wichtigste der Linthkanal. Das Klima der S. ist nach der Oertlichkeit außerordentlich verschieden. Man kann in den obern Regionen der Alpenwelt die Kälte Sibiriens und vielleicht eine Tagereise davon, in einer Ebene am südl. Abhange nackter hoher Felsen, die äußerste Hitze (z. B. in Wallis) zu bestehen haben. Die meisten bewohnten Gegenden haben einen mittlern Wärmegrad von 6½—8° R., wie in den gemäßigten Theilen des niedern Deutschlands. Im allgemeinen ist die S. ein sehr gesundes Land. Nur wenige Orte in sumpfigen oder sehr engen, tiefen Thälern machen eine Ausnahme. Von verheerenden Erdbeben, von denen das Juragebiet noch im Mittelalter viel zu leiden hatte, ist das Land seit Jahrhunderten verschont geblieben. Doch wurde das Visperthal im Wallis 25. Juli 1855 von einem solchen heimgesucht. Hingegen bereiten Bergstürze, häufige Ueberschwemmungen, Lavinen, heftige Schnee- und andere Stürme den Bewohnern vieler Gegenden manche Gefahren. Auch die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr ungleich. Gegen ⅜ des Flächenraums bestehen aus Seen und andern Gewässern, Gletschern, nackten Felsen und andern unwirthbaren Höhen. Auch die niedern Gegenden haben oft durch Austreten der Berg-

bäche zu leiden, die hier keinen fruchtbaren Schlamm, sondern nur grobes Geschiebe absetzen. Doch gibt es in der S. auch solche Gegenden, die zu den ertragreichsten gezählt werden müssen. Der reichliche Anlaß zu Bewässerungen und die Güte der obern Weiden ersetzen in den Producten der Viehzucht, was dem Ackerbau abgehen mag. Im allgemeinen läßt sich der Boden in sieben Stufen eintheilen. Unterstes Gebiet: 700—1700 F. über dem Meer: Weizen, Weinstock (selbst bis 2300 F.), Maulbeerbäume, Kastanien; zweites, bis 2800 F.: Nußbäume, Eichen, Spelt, die besten Wiesen, die Städte Bern, Chur, St.-Gallen; drittes, bis 4100 F.: Buchen, Roggen, Gerste, gute Weiden (der Weißenstein, Grindelwald, Engelsberg); viertes, bis 5500 F.: Tannen, Ahorn, vortreffliche Weiden (Urserenthal und Oberengadin), fünftes oder untere Alpenregion, bis 6500 F.: die besten Weidekräuter und etwas niederes Gesträuch, aber keine Bäume, kein Anbau mehr (Rigikulm, Grimfelhospiz, Spliigen); in der sechsten Stufe oder obern Alpenregion bis zur Schneelinie sind die Gesträuche verschwunden, blos Alpengewächse zu finden und ein Theil der Thäler zu Gletschern geworden. An schattigen Stellen ist schon ewiger Schnee, der in der siebenten Region (über 8000 F.) fast die einzige Bedeckung des Bodens bildet, sodaß blos an sonnenreichen steilen Orten noch einige Vegetation aufkommt. Die S. hat Ueberfluß an den trefflichsten Steinarten, schönen Marmor, Alabaster und Krystall; sie hat sehr gutes, aber nicht hinreichendes Eisen, Kupfer und etwas Gold (in Rhein und Aar) sowie Torf, Steinkohlen, Braunkohlen und Salz. An Mineralquellen besitzt sie einen Reichthum wie fast kein anderes Land. Leuk in Wallis, St.-Moritz im Engadin, Pfäffers, Ragatz, Baden, Schinznach sind die besuchtesten und haben den meisten Ruf. Einen ähnlichen Zuspruch, wie die vielen Bäder, haben die vielen Molkencuranstalten, von denen Gais, Weißbad, der Rigi und Weißenstein am meisten besucht sind.

Der Anbau wird in den meisten Cantonen musterhaft betrieben, doch liefert der rauhe Boden in gewöhnlichen Jahren nur etwa drei Fünftel des Bedarfs an Getreide. Die Weinproduction beträgt jährlich im Durchschnitt etwa 1,140000 Hektoliter, im Werth von 30 Mill. Frs. Große Sorgfalt wird der Cultur des Obstes und der Wiesen sowie der Viehzucht zugewendet. Die besten Rassen des Rindviehs liefern das Saanen- und Simmenthal, Greyerz in Freiburg, Schwyz, dann Zug, Entlibuch, Prättigau und Glarus; die besten Käse das Emmen-, Saanen- und Simmenthal, Greyerz und Urseren. Die Bereitung des Milchwerks wird in vielen Cantonen fabrikmäßig in gemeinschaftlichen Käsereien betrieben. Der Kapitalwerth des Rindviehstandes, über 853000 Haupt (nach andern Angaben sogar 1 Mill.), wird auf 94½ Mill. Frs. und der Gesammtwerth des jährlich gewonnenen Futters auf 112½ Mill. Frs. geschätzt. An Hufvieh hat die S. 106000 Haupt, meist nicht schöne, aber kräftige und ausdauernde Pferde. Schaf- und Schweinezucht genügen nicht dem Verbrauche. Der Gesammtwerth des Viehstandes ist 137½ Mill. Frs. Die Waldungen umfassen 712800 Hektaren, und obgleich in den rauhern Gebirgsgegenden manche Wälder nicht benutzt werden können, auch hier und da die Forstcultur noch unvollkommen ist, übersteigt doch die Production des Brennmaterials den Bedarf. Die Fischerei gibt noch immer beträchtliche Ausbeute, weniger die Jagd. Die früher häufigen Gemsen werden seltener, die Steinböcke sind als fast ganz verschwunden zu betrachten; häufiger dagegen kommt noch der Bär, namentlich in Graubündten, vor. Seit anderthalb Jahrhunderten ist besonders die östliche S., nächstdem die westliche und nördliche der Sitz einer blühenden Industrie. Ziemlich bedeutend sind noch jetzt die Gerbereien, besonders die Bereitung von Sohlleder. An Wollstoffen müssen jährlich noch gegen 36000 Ctr. eingeführt werden. Um so höher entwickelt ist die Fabrikation in Seide, besonders in Basel (Bandfabrikation) und Zürich (meist glatte Zeuge). Der jährliche Ertrag dieser Industrie wird auf 154,410560 Frs. geschätzt. Nicht geringer ist die Baumwollfabrikation in 136 größern und kleinern Spinnereien mit 1,151590 Spindeln, 48 mechan. Baumwollwebereien sowie der entsprechenden Zahl von Zeugdruckereien und Färbereien, worunter die Rothfärbereien besonders berühmt sind. In St.-Gallen und Appenzell wird die Verfertigung von Musselinen in Verbindung mit Stickerei derselben betrieben. Das reine Product der Baumwollfabrikation hat einen jährlichen Werth von etwa 72 Mill. Frs. Ein neuer Zweig des Gewerbfleißes ist die künstliche Strohflechterei. Auch der Holzschnitzerei ist zu erwähnen. Sehr wichtig ist die Uhrmacherei, die jährlich etwa 1,100000 Uhren verschiedenster Art meist für den Verkauf im Auslande liefert und in den rauhesten Juragegenden ihre Hauptsitze hat. Unter den Fabriken für Metallwaaren, die jedoch den innern Bedarf nicht decken, zeichnen sich einige große Maschinenfabriken aus. Dieser schwungvollen Industrie entspricht die Ausdehnung des Handels. Der jährliche Waarenumsatz an den Landesgrenzen beträgt gegen 1300 Mill. Frs. Hauptartikel der Einfuhr sind: Getreide, Colonial-

waaren, Getränke, besonders Fabrikate in Wolle und Leinen. Die Ausfuhrartikel der S. haben meist überseeischen Absatz. Nordamerika und Brasilien sowie die Levante sind die wichtigsten Märkte für den schweiz. Handel, für dessen Sicherstellung und Regulirung durch die in allen Welttheilen etablirten Consulate genügend gesorgt ist. Die individuelle Rate der Handelsbewegung beträgt in der S. 406 Frs., dagegen in England 268, in Frankreich 101, im Zollverein 83, in Belgien 296 (nach einer Berechnung von 1856). Unter allen Staaten des europ. Festlandes hat also die S. den stärksten Handel. Diese merkwürdigen Resultate verdankt das von Natur aus arme Land theils seinem seit lange befolgten System der Handelsfreiheit, theils und hauptsächlich seiner wohlfeilen Administration und besonders dem Umstande, daß durch kein stehendes Heer den productiven Beschäftigungen fort und fort ein großer Theil der Arbeitskräfte entzogen wird. Dem Grundsatze der Handelsfreiheit ist durch das Zollgesetz vom 1. Sept. 1848 kein wesentlicher Eintrag geschehen, indem dadurch in der Hauptsache nur geringe Finanzzölle im Interesse der Eidgenossenschaft eingeführt wurden. Dagegen fielen alle den Verkehr vielfach belästigenden Binnenzölle, Weg- und Brückengelder weg, wofür der Bund den Cantonen eine jährliche Schadloshaltung von 2,350000 Frs. bezahlt. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist für den Straßenbau und in den letzten Jahren durch Centralisation des Postwesens auch für dieses viel gethan worden. In Hinsicht der Landstraßen steht die S. keinem andern europ. Lande nach. Durch die seit 1860 erfolgte Anlage strategischer Gebirgsstraßen (Furka-, Oberalp- und Axenstraße), wofür der Bund 2,750000 Frs. verwilligte, ist nicht nur die Landesvertheidigung, sondern auch der Verkehr bedeutend erleichtert. Eine lebhafte Dampfschiffahrt besteht auf allen größern Seen. Die S. ist bereits in allen Hauptrichtungen von Eisenbahnen durchzogen; nur ist die große Frage der Alpenüberschreitung (St.-Gotthard, Lukmanier, Simplon) noch nicht endgültig entschieden. Die Hauptlinien des schweiz. Eisenbahnnetzes sind: 1) Das System der Vereinigten Schweizerbahnen, welches von Chur nach Sargans geht, dort einen Zweig nach Rorschach entsendet und mit einem andern über Wallenstadt, Rapperschwyl und Uster nach Wallisellen reicht, wo es sich durch die Linie Winterthur-Wyl-St.-Gallen mit dem östlichen in Verbindung setzt. Bei Weesen zweigt sich eine Bahn nach Glarus ab. 2) Die Nordostbahn, von Romanshorn über Winterthur nach Zürich, von da über Baden, Brugg nach Aarau und Wöschnau gehend und durch einen Zweig über Waldshut mit der bad. Oberlandbahn in Verbindung stehend. Bei Winterthur nimmt sie die von Schaffhausen kommende Rheinfallbahn auf. 3) Die Centralbahn (mit dem 8320 F. langen Hauensteintunnel) zerfällt in fünf Zweige: in die Linien von Basel über Liestal nach Olten; von Olten nach Wöschnau; von Aarburg über Zofingen und Sursee nach Luzern; ferner von Olten über Langenthal, Herzogenbuchsee und Burgdorf nach Bern; endlich von Herzogenbuchsee über Solothurn nach Biel. Hierher gehört noch die Linie von Bern nach Thun und die Verbindung durchs Emmenthal und Entlebuch mit Luzern. 4) Die Jurabahnen von Biel längs dem Bielersee verzweigen sich von Corcelle bei Neuenburg theils nach Chaux-de-Fonds und Locle, theils durchs Traversthal nach Verrières und Pontarlier in Frankreich. Von Neuenburg geht die Bahn nach Yverdon. 5) Die Westbahn verbindet Yverdon mit Morges, zieht sich von dort östlich nach Lausanne, westlich nach Genf, wo sie mit der Genf-Lyoner Bahn in Verbindung steht. 6) Die Oronbahn von Bern über Freiburg nach Lausanne. Endlich 7) führt von letzterer Stadt noch ein Schienenweg über Villeneuve und St.-Maurice nach Sitten. 8) Die Ligne d'Italie, ein Schienenweg durchs Wallis in der Richtung nach dem Simplon, hatte, nach vielfachem Schwanken, im J. 1868 Aussicht zur Ausführung zu gelangen. Die Gesammtlänge der schweiz. Eisenbahnen betrug 1868 gegen 1200 Kilometer, und es erforderte deren Anlage einen Kostenaufwand von über 400 Mill. Frs. Durch Einführung des franz. Münzfußes und eines einheitlichen Maß- und Gewichtsystems wurde der früher herrschenden Verwirrung abgeholfen. Staatspapiergeld gibt es in der S. nicht; dagegen hat sich die Zahl der Privatbanken vermehrt. Der im ganzen herrschende große Wohlstand ist nicht allzu ungleichartig vertheilt. Neben 370200 Haushaltungen mit Grundbesitz gibt es nur 92800 ohne solchen. Auch viele Fabrikarbeiter sind zugleich kleine Grundbesitzer, was die Lage dieser Klasse günstiger als in andern Ländern mit großer Industrie macht. Zu den nicht unwichtigen Quellen des Einkommens in der S. gehört auch das viele Millionen betragende Kapital, das jährlich durch die seit 1815 beständig zunehmende Zahl der Reisenden in Umlauf gesetzt wird.

Die Bevölkerung der S. belief sich nach dem Census von 1860 auf 2,524700 Köpfe, darunter 116465 Ausländer. Die Zahl der im Ausland lebenden, aber nicht mitgezählten Schweizer wird auf 75—80000 berechnet. Die Zahl der Protestanten betrug 1,476982, die der Katho-

liken 1,023430, die der Juden etwa 4100 (früher hauptsächlich im Canton Aargau, jetzt überall in der S. verbreitet). Es läßt sich im allgemeinen sagen, daß die prot. Cantone in Hinsicht intellectueller Entwickelung, rationeller Landwirthschaft, Industrie u. s. w. den katholischen vorangeschritten sind; doch gilt dies mehr in der franz. als in der deutschen S. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in der S. sehr verschieden. Von den Städten hat nur Genf die Zahl von 40000 E. überschritten; ihm zunächst stehen Basel und Zürich. Nach Sprache und Abstammung gehören die Schweizer vier Stämmen an, und zwar dem deutschen (1,698000), dem französischen (572000), dem italienischen (140000), dem romanischen (34500). Bei allen Verschiedenheiten nach Abstammung und Sprache, hauptsächlich aber nach der Religion, ist gleichwol nicht zu verkennen, daß eine dreihundertjährige Geschichte, gemeinsame Erinnerungen und zumal die Gewohnheiten der bürgerlichen und polit. Freiheit den Bestand einer gleichartigen Nationalität einigermaßen ersetzen. Dadurch sind die Schweizer von den angrenzenden Nachbarstaaten scharf genug geschieden, um irgendwo dauernde Gelüste für eine Trennung von der Eidgenossenschaft Wurzel fassen zu lassen.

Bis zur sog. Regeneration nach der Julirevolution von 1830 wurde von Staats wegen nur eine sehr mäßige Sorge für Verbreitung der intellectuellen und moralischen Bildung entwickelt, und namentlich geschah nicht sehr viel für die eigentliche Volksschule. Um so mehr blieb dem Eifer einzelner überlassen. Anerkennung verdienen die Bestrebungen Salis' von Marschlins, Nesemann's von Reichenau, Niederer's von Yverdun. Lange blühte die von Fellenberg zu Hofwyl im Canton Bern gegründete landwirthschaftliche Schule, und unsterbliche Verdienste um das Volksschulwesen im weitesten Umfange hat sich vor allen Pestalozzi erworben. Eine noch größere Menge von Lehranstalten an den Ufern des Genfer- und Neuenburgersees entsprang dem Bedürfniß, sich die franz. Umgangssprache zu eigen zu machen. Der Aufenthalt vieler Fremden in diesen Gegenden hatte rückwirkend den größten Einfluß auf die Bewohner, aus deren Mitte viele Erzieher und Erzieherinnen hervorgehen, die alle Theile Europas, besonders den Norden, versehen. Das Unterrichtswesen der übrigen prot. Schweiz und der gemischten Cantone nahm zumal seit 1830 einen großen Aufschwung. Zu der alten Hochschule von Basel kamen die nach deutschem Maßstabe angelegten von Zürich und Bern, während die Akademien von Genf, Lausanne und Neuenburg die höhern franz. Bildungsanstalten zum Muster nahmen. Die Gründung der in der Bundesverfassung von 1848 in Aussicht gestellten gemeinschaftlichen eidgenössischen Hochschule ist zwar auf unbestimmte Zeit vertagt; dagegen wurde 1854 von der Bundesversammlung die Errichtung einer eidgenössischen Polytechnischen Schule in Zürich beschlossen. Ueberall ist eine beträchtliche Menge von Mittelschulen neu gegründet worden, und vor allem hat der Volksunterricht eine ungemeine Ausbreitung gewonnen. Die kleinen demokratischen Cantone haben keinen kostspieligen Aufwand für stehende Heere zu bestreiten und können um so mehr für Volksbildung verwenden. Darum ist in keinem europ. Staate das Budget für das Unterrichtswesen verhältnißmäßig so bedeutend als in den regenerirten Cantonen der S. In weniger günstigem Zustande befindet sich das Schulwesen in der katholischen S., obwol es auch hier einige Cantone an ernstlichen Bemühungen für dasselbe nicht fehlen lassen.

Auf der gleichen Stufe wie das Erziehungs- und Unterrichtswesen steht die Cultur überhaupt. Fast alle ausgezeichneten Männer der Wissenschaft, welche die S. berühmt gemacht, gehören den Protestanten an, und es mögen sich hierin die französisch und deutsch redenden das Gleichgewicht halten. Dagegen haben die Katholiken mehr Künstler aufzuweisen, und es hat die italienische S., obgleich ihr gute Vorbildungen jeder Art ganz abgingen, doch in den Künsten der Malerei, Bildhauerei und Baukunst mehr tüchtige Männer hervorgebracht als alle übrigen Cantone zusammen. Nächst Tessin haben Zürich und Genf die besten Maler und Zeichner aufzuweisen. Basel hatte nur einen berühmten Maler, Holbein (s. d.), der größte schweiz. Künstler nördlich der Alpen. Zwar geschieht vom Staate aus nicht viel für die Hebung der Künste, mehr aber auf dem Wege der Association durch jährliche Gemäldeausstellungen in allen Hauptstädten der S. Die Kupferstechkunst ist ziemlich gut bestellt; in Bildhauerei und Baukunst sind in der neuesten Zeit einige Talente hervorgetreten. Die Musik zählt verhältnißmäßig die meisten und eifrigsten Freunde; doch gehen hier gerade die prot. Cantone voran. Zahlreiche Sängervereine finden sich hier in fast allen Bezirken und größern Ortschaften. Ein stehendes Theater gibt es nicht. Basel, Bern, Genf, Zürich und Lugano besitzen jedoch größere Schauspielhäuser, in denen wenigstens die Hälfte des Jahres gespielt wird. Die polit. Beredsamkeit hat Fortschritte gemacht. Die Kanzelberedsamkeit und Dichtkunst haben manche bedeutende Namen aufzuweisen. Bekannt sind aus der deutschen S. die Kanzelredner Zollikofer,

Muslin, Häfelin, Stolp u. a.; die Dichter Haller, Geßner, Salis, Usteri und Heguer. Den Dichtern reihen sich auch aus der neuern Zeit einige hervorragende Talente an, wie Albert Bitzius, Gottfr. Keller u. a. Unter den Wissenschaften sind Heilkunde, Naturkunde und Mathematik stets am meisten gepflegt worden. Die Namen von Joh. Geßner, Haller, den Bernoulli, Euler, Merian, Tissot, Saussure, Bonnet, Decandolle und Deluc sind ebenso berühmt als in andern Zweigen der Forschung und der geistigen Production die eines J. J. Rousseau, Lavater, Breitinger, Sulzer, Johannes von Müller, Pestalozzi, Zimmermann u. a. Die schweiz. Literatur, um in weiterm Kreise Eingang zu finden, muß sich an die deutsche, französische oder italienische anschließen. Die Menge der literarischen Erzeugnisse der S. für den eigentlichen Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß als in Deutschland und Frankreich. Um so zahlreicher ist, besonders seit den Bewegungen von 1830, die periodisch-polit. Presse. Es erscheinen gegenwärtig in der S. über 300 Zeitungen, von denen jedoch die meisten nur eine cantonale Bedeutung haben. In den meisten Cantonen fehlt es nicht an literarischen Gesellschaften, die sich einer wachsenden Theilnahme erfreuen. Auch gibt es solche Vereine, die sich auf ganze Cantone oder die ganze S. erstrecken und im letztern Falle alle Jahre ihren Sitzungsort ändern. Die älteste dieser Verbindungen ist die 1763 gestiftete Helvetische Gesellschaft. Größere Theilnahme fand die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, die sich hauptsächlich Erziehungswesen, Gewerbfleiß, Armenwesen, Gefängnißpflege u. s. w. zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gewählt hat. Diese Vereine haben ihre Existenz frühern Anstalten ähnlicher Art in einzelnen Cantonen zu verdanken, worin hauptsächlich Bern, Zürich, St.-Gallen und Basel mit rühmlichem Beispiel vorangingen. Die Schweizerische naturforschende Gesellschaft versammelt sich jährlich abwechselnd in einem Hauptorte und hat fast in allen Cantonen Töchtervereine, die für Vergrößerung oder Anlegung von Museen und botan. Gärten thätig sind und viel zur Beförderung der Naturkunde beitragen. Eine ausgebreitete, die Wissenschaft fördernde Thätigkeit haben namentlich neuerdings die histor. Vereine der S. entwickelt. Außer diesen größern gibt es noch allgemeine schweiz. Gesellschaften von Aerzten, von Thierärzten, eine Künstlergesellschaft, die jährliche Kunstausstellungen veranstaltet, viele landwirthschaftliche und industrielle Vereine u. s. w. Die Allgemeine schweiz. Musikgesellschaft und der Eidgenössische Sängerverein wechseln ebenfalls um und äußern ihre Thätigkeit in größern Aufführungen. Auch ein Verein der Milizoffiziere, der eine militärische Zeitschrift herausgibt, versammelt sich jährlich abwechselnd an verschiedenen Orten. Außerdem bestehen in vielen Cantonen militärische Cantonalvereine, welche Bibliotheken besitzen und zu wissenschaftlichen Vorträgen zusammenkommen. Alle diese Vereine entstehen meist ohne Mitwirkung der Regierungen. Die S. ist in der Stiftung solcher Vereine den meisten andern Staaten vorausgegangen. Die zahlreichsten Vereine in der S. sind aber die Schützengesellschaften, deren Verbindungspunkt die Große eidgenössische Schützengesellschaft ist, die mehrere tausend Mitglieder zählt und ihre zweijährigen Freischießen feiert.

Der Territorialbestand der für neutral erklärten und in ihrer Neutralität völkerrechtlich gewährleisteten S. wurde auf dem Wiener Congresse nach Aufnahme der drei neuen Cantone Genf, Neuenburg und Wallis festgestellt und später nur durch den Vertrag mit Sardinien vom 16. März 1816 in Bezug auf die Grenzen gegen dieses Königreich berichtigt. Eine innere Veränderung trat ein durch Trennung des Cantons Basel (s. d.) in zwei souveräne Halbcantone, wonach für Basel ein ähnliches bundesrechtliches Verhältniß eintrat, wie es schon seit Jahrhunderten für Unterwalden (s. d.) und Appenzell (s. d.) besteht. Außerdem wurde 1848 das Fürstenthum Neuenburg (s. d.) in eine Republik verwandelt. Die äußern Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Cantone oder Stände blieben jedoch ungeändert. Durch die neue Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848, wodurch der Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 seine Kraft verlor, hat der frühere eidgenössische Staatenbund den Uebergang zum Bundesstaate vollendet. Die wichtigsten Bestimmungen der neuen Bundesverfassung sind folgende: Bundeszweck ist die Unabhängigkeit gegen außen, Rechtsschutz und Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt im Innern. Es gibt keine Unterthanenverhältnisse mehr, keine Vorrechte des Orts und der Personen; alle Schweizer sind gleich vor dem Gesetz. Gewährleistung des Gebiets der Cantone durch den Bund sowie ihrer nichts Bundeswidriges enthaltenden Verfassungen, wenn sie die Ausübung der polit. Rechte nach republikanischen Formen sichern, vom Volke angenommen sind und auf Verlangen der Mehrheit der Bürger revidirt werden können. Ausschließliches Recht des Bundes zu Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Staatsverträgen und Vermittelung des diplomatischen Verkehrs. Verbot der Selbsthülfe bei Streitigkeiten der Cantone unter sich und Schlichtung durch den Bund. Die Berechtigung des Bundes zur Errichtung öffentlicher Werke

und Anstalten im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Theils. Niederlassungsrecht in der ganzen S. für alle Schweizer christl. Confession. Gewährleistung der freien Ausübung des Gottesdienstes in der ganzen S. für die anerkannten christl. Gemeinden, der Preßfreiheit, des Petitionsrechts, des Vereinsrechts, jedoch unter Verbot der Aufnahme von Jesuiten und ihrer Affiliirten. Verbot der Einführung von Ausnahmegerichten und der Fällung von Todesurtheilen wegen polit. Verbrechen. Verpflichtung zur Vollziehung der rechtskräftigen Urtheile jedes Cantons in der ganzen S. Ausmittelung von Bürgerrechten für die Heimatlosen und Maßregeln gegen Entstehung neuer. Recht des Bundes zur Ausweisung der die innere oder äußere Sicherheit gefährdenden Fremden. Die oberste Bundesgewalt übt die aus Nationalrath und Ständerath gebildete Bundesversammlung aus. Der erstere wird von allen wenigstens 20jährigen Activbürgern, auf je 26000 Seelen ein Mitglied, für drei Jahre direct aus allen stimmberechtigten Schweizern gewählt. Der Ständerath besteht aus 44 Mitgliedern der Cantone, je zwei aus jedem ganzen, eins aus jedem halben Canton. Zur Competenz der Bundesversammlung gehören eidgenössische Gesetzgebung und Beschlüsse zur Vollziehung der Bundesverfassung, Staatsverträge, Organisation und Verwendung des schweiz. Heeres, Anstellung eidgenössischer Beamten, Oberaufsicht über eidgenössische Rechtspflege, staatsrechtliche Streitigkeiten unter den Cantonen über die Competenz des Bundes oder der Cantonalsouveränetät, des Bundesraths oder Bundesgerichts, Revision der Bundesverfassung. Beide Räthe, deren Mitglieder ohne Instruction stimmen, treten jährlich zu ordentlicher Sitzung und außerordentlich auf Verlangen des Bundesraths oder eines Viertels des Nationalraths oder von fünf Cantonen zusammen. In regelmäßig öffentlicher Sitzung verhandelt jeder Rath abgesondert. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich; nur bei Wahlen, Begnadigungen und Competenzstreitigkeiten treten sie zu gemeinschaftlicher Berathung und Beschlußfassung zusammen. Der Bundesrath von 7 Mitgliedern, die von der Bundesversammlung für je drei Jahre aus den zum Nationalrath wählbaren Bürgern ernannt werden, ist oberste vollziehende und leitende Behörde, deren Vorsitz der jährlich von den vereinigten Räthen gewählte Bundespräsident führt. Seine Geschäfte sind nach Departements unter die einzelnen Mitglieder vertheilt, doch geht jede Entscheidung vom Bundesrath als Behörde aus. Ein Bundesgericht von 11 auf drei Jahre gewählten Mitgliedern urtheilt, nach öffentlichem und mündlichem Verfahren, über Civilstreitigkeiten zwischen Cantonen und Bund sowie als Assisengericht, mit Zuziehung der die Thatfrage entscheidenden Geschworenen, über völkerrechtliche und über polit., gegen den Bund gerichtete Verbrechen und Vergehen. Bern ist Bundeshauptstadt. Die deutsche, franz. und ital. Sprache sind Nationalsprachen des Bundes. Alle eidgenössischen Beamten sind für ihre Geschäftsführung verantwortlich. Die Bundesverfassung kann zu jeder Zeit auf dem Wege der Gesetzgebung revidirt, und die Frage, ob Revision stattfinden soll, muß auf Verlangen von 50000 stimmberechtigten Bürgern dem Volke vorgelegt werden. Die revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Bürger und der Mehrheit der Cantone angenommen ist.

Für die Verfassungen der einzelnen Cantone gilt durchgreifend das Princip der Volkssouveränetät, sodaß ohne ausdrückliche Zustimmung der Mehrheit des Volks keine Aenderung der Verfassung stattfinden darf. In Rücksicht auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt zerfallen die Cantonalverfassungen in zwei Hauptklassen: 1) Absolut-demokratische Cantone. Die oberste Gewalt steht hier der Landesgemeinde zu, die aus allen activen Bürgern besteht und sich unter freiem Himmel, gewöhnlich im April oder Mai, versammelt, wo dann über die Gesetze abgestimmt und Rechnung abgelegt wird, die erforderlichen Abgaben bewilligt und die Tagsatzungsgesandten und obersten Landesbeamten gewählt werden. Die Vorschläge dazu kommen gewöhnlich von der vollziehenden Behörde oder werden doch wenigstens dort geprüft. Diese heißt Landrath und besteht aus den obern Landesbeamten und den «Rathsherren», welche die einzelnen Gemeinden aus ihrer Mitte wählen. Für wichtigere Gegenstände wird ein auf gleiche Weise gewählter zwei- oder dreifacher Landrath einberufen. Solche Verfassungen haben Uri, die beiden Unterwalden, Appenzell und Glarus. Daran schließen sich Graubündten und Wallis, wo die Gesetze der Genehmigung der Gemeinden unterliegen. 2) Cantone mit repräsentativ-demokratischer Verfassung. In diesen erwählen sämmtliche Staatsbürger meist unmittelbar nach Maßgabe der Bevölkerung ihre Stellvertreter, deren Versammlung der «Große Rath» heißt, dessen Sitzungen öffentlich sind, und dem die meisten Rechte der Landesgemeinde zustehen. In mehrern Cantonen, St.-Gallen, Basel-Land, Luzern und Thurgau, steht dem Volke ein Veto gegen die vom Großen Rath beschlossenen Gesetzentwürfe zu. Entschädigungen (Diäten) für die Mit-

glieder der Großen Räthe werden nur in einigen Cantonen gegeben. Selbst die das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommenen Mitglieder der Regierung erhalten nur in den größern Cantonen angemessene Schadloshaltung. Wenige Beamte, die Geistlichen und Lehrer ausgenommen, und auch diese nicht überall, sind in der S. lebenslänglich angestellt; nach Ablauf der gesetzlichen Dienstzeit oder auch früher, wenn eine Staatsveränderung erfolgt, können sie ohne Angabe von Gründen entlassen werden. Wenige Stellen geben gesetzlichen Anspruch auf Pensionirung. Man hilft sich durch freiwillige Ersparniß-, Witwen- und Waisenkassen. Es besteht also in der S. kein eigenthümlicher Beamtenstand, und überhaupt kann seit 1798 von eigentlichen Standesunterschieden im rechtlichen Sinne nicht mehr die Rede sein. Man kennt keine ausschließlichen Vorrechte einzelner Klassen der Bürger und keine privilegirten Gerichtsstände. Auch hat die S. keinen eigenen Adel. Die vorhandenen Adelsfamilien sind entweder eingewandert, oder stammen noch aus der Zeit der Verbindung mit dem Deutschen Reiche her, oder sind in fremden Militär- oder Civildiensten geadelt worden, oder haben sich wol auch selbst den Adel beigelegt. Da keine Adelsmatrikel besteht und der Adel nichts nimmt und gibt, so wird es damit nicht genau genommen. In mehrern Cantonen besteht das Verbot, von einer auswärtigen Adels- oder Ordensverleihung Gebrauch zu machen. Statt gedruckter Gesetzbücher behelfen sich noch einige kleinere Cantone mit geschriebenen Ueberlieferungen oder dem Herkommen. Doch ist man jetzt überall bemüht, solche zu sammeln und dem Druck zu übergeben. Die regenerirten Cantone haben fast über alle Theile des Rechts Gesetzbücher ausarbeiten lassen oder Einleitung dazu getroffen. Im schweiz. Recht hat sich noch viel Altgermanisches erhalten, und das röm. Recht hat sich nirgends, einige Grenzcantone ausgenommen, durchgreifenden Eingang verschaffen können. In der Verwaltung der Justiz und Polizei geben die wichtigsten Cantone den andern civilisirten Staaten Europas nichts nach, während die kleinern kath. Cantone noch auf der Stufe des Mittelalters stehen. Sehr verschieden sind die Proceßformen, welchen in der Regel entweder die Einrichtungen des deutschen oder des franz. Gerichtsverfahrens zu Grunde liegen. Das Institut der Geschworenen, nachdem es sich zuerst in Genf bewährt, ist auch in Waadt, Bern, Zürich und einigen andern Cantonen eingeführt.

Der Finanzstand der meisten schweiz. Freistaaten ist ein günstiger. Nur wenige Cantone haben Staatsschulden; viele dagegen, wie Bern, Zürich u. a., besitzen ein beträchtliches Staatsvermögen. Die Staatsabgaben sind nirgends drückend, bedeutender jedoch die Gemeindesteuern in einzelnen Communen. In einigen Cantonen hat man keine directen Steuern; doch ist man überall auf Beseitigung oder Verminderung der das Einkommen der Bürger belastenden indirecten Auflagen bedacht. Die zum Zwecke des Sonderbundskriegs gemachte eidgenössische Schuld von einigen Millionen Francs ist getilgt, und bereits übersteigen wieder die Activa des Bundes dessen Passiva um etwa 10,700000 Frs. Das gesammte Einkommen des Bundes beläuft sich auf etwa 20—21 Mill. Frs. jährlich. Hauptquellen des Bundeseinkommens sind die Zölle mit etwa 8,160000 Frs. Brutto und die Posten mit gegen 7,200000 Frs., wovon jedoch eine gesetzlich festgestellte Entschädigung an die einzelnen Cantone zurückzuzahlen ist. Regelmäßige Reinerträge liefern noch das Schießpulverregal, die Zündkapselfabrikation und das Telegraphenwesen. Die Taxen der schweiz. Telegraphen waren bisher wohlfeiler als in allen andern Staaten. Hauptausgaben des Bundes sind, außer der Zollverwaltung (etwa 4 Mill.) und der Postverwaltung, die Militärverwaltung mit über 4 Mill. Frs. und mit großen Schwankungen, seitdem die gesteigerten Anforderungen an das Kriegswesen infolge der neuen Erfahrungen auch in der S. eine Umgestaltung der Bewaffnung nöthig machten. Die S. nahm zu diesem Zweck 1867 ein Anlehn von 12 Mill. Frs. auf, welches theils zur Umwandlung der vorhandenen Gewehre in Hinterlader, theils zur Neuanschaffung solcher bestimmt ist.

Nach der schweiz. Militärverfassung und dem Gesetz über Militärorganisation vom 8. Mai 1850 beginnt die allgemeine Wehrpflicht für jeden Schweizer mit dem 20. und endigt mit vollendetem 44. J. Aus diesen Altersklassen bilden $4\frac{1}{2}$ Proc. der Gesammtbevölkerung das eigentliche Bundesheer, nämlich 3 Proc. den Bundesauszug und $1\frac{1}{2}$ Proc. die Bundesreserve, in welche letztere die Mannschaft des Auszugs längstens nach vollendetem 34. J. eintritt. Nach regelmäßig sechs Jahren Dienst in der Reserve dient die Mannschaft noch bis zum vollendeten 44. Altersjahre in der Landwehr der Cantone, über die jedoch der Bund im Kriegsfalle gleichfalls verfügen kann. Der Bundesauszug umfaßt zwei Drittel, die Reserve ein Drittel des Bundesheeres, und beide zusammen haben vorschriftsmäßig eine Stärke von 104354 Mann: 82416 Mann Infanterie und 6890 Mann Scharfschützen, 10366 Mann Artillerie, 2869 Mann Cavalerie, 1530 Mann Genie. Das ganze Bundesheer, mit Einschluß der Ueberzäh-

ligen (über 125000 Mann), ſowie der größte Theil der 150000 Mann ſtarken Landwehr, iſt vollſtändig organiſirt, ausgerüſtet und bewaffnet und kann binnen einer Mobiliſirungsfriſt von drei bis vier Wochen verwendet werden. Bei dem ſchweiz. Milizheere gibt es im Frieden außer der kurzen Uebungszeit keine weitere Präſenzzeit. Es gibt keinen Offizierſtand, indem ſelbſt die Mitglieder des eidgenöſſiſchen Stabs nur während ihrer activen Dienſtzeit Taggelder beziehen. Auch gibt es im Frieden keinen militäriſchen Pferdeſtand, da die für die Uebungszeit der Artillerie und Cavalerie erforderlichen Pferde nur für dieſe Zeit gemiethet werden. Die Bundesverfaſſung erklärt ausdrücklich, daß der Bund nicht berechtigt iſt, ſtehende Truppen zu halten. Auch darf ohne Bewilligung der Bundesbehörde kein Canton mehr als 300 Mann ſtehende Truppen haben.

Die Verfaſſung der Reformirten Kirche (ſ. d.) in der S. iſt in einigen Cantonen eine presbyterianiſche; in andern nähert ſie ſich mehr oder minder dem Epiſkopal- oder Conſiſtorialſyſtem, indem ein Antiſtes (oberſter Geiſtlicher) und Dekane oder Kirchenräthe an der Spitze ſtehen. Wahlact und Beſoldung der Geiſtlichen ſind ſehr verſchieden. Die Katholiken ſtanden ehemals unter den Biſchöfen von Konſtanz (unter dem Erzſtift Mainz), Baſel und Lauſanne (unter dem Erzſtift Beſançon), Genf (unter Vienne), Chur, Sitten und Como (unter Mailand). Seit 1814 ſind aber alle dieſe Bisthümer unter dem Vorwande, ein ſchweiz. Erzbisthum zu errichten, von ihrem bisherigen Metropolitanverbande getrennt und unmittelbar dem Papſte oder dem mit manchen erzbiſchöfl. Rechten ausgeſtatteten Nuntius in der S. unterworfen worden. Die Diöceſe Konſtanz wurde zwiſchen Baſel und Chur getheilt, doch befinden ſich noch einige Cantone in einem Proviſorium. Neuerdings wurde die Gründung eines neuen kleinen Bisthums St.-Gallen durchgeſetzt. Die Biſchöfe werden von ihrem Domkapitel gewählt und von den betreffenden Cantonen beſtätigt. In neuerer Zeit haben die Regierungen mehrerer Cantone danach getrachtet, dem Einfluſſe des päpſtl. Nuntius entgegenzuarbeiten, und zugleich die Klöſter unter ſtrengere Controle geſetzt, wonach den Mönchen blos noch die geiſtlichen Verrichtungen überlaſſen blieben, die Verwaltung der Güter aber ihnen entzogen wurde. Auch wurden mehrere Klöſter in St.-Gallen, Aargau, Freiburg und Luzern eingezogen. Aber ſelbſt nach dieſer Verminderung gibt es in der S. noch etwa 100 Klöſter. Vgl. Franscini, «Neue Statiſtik der S.» (deutſch, 2 Bde., Bern 1849; «Nachtrag», Bern 1851); «Gemälde der S.» (14 Bde., St.-Gallen 1834 fg.); J. Meyer, «Land, Volk und Staat der ſchweiz. Eidgenoſſenſchaft» (2 Bde., Zür. 1861); Berlepſch, «Schweizerkunde» (Braunſchw. 1864); Snell, «Handbuch des ſchweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1839—44); die Schweizerführer von Baedeker, Tſchudi, Berlepſch u. ſ. w. Die beſte Karte der S. iſt die 1865 unter Leitung des General Dufour vollendete Generalſtabskarte in 25 Blatt.

Geſchichte. Die Geſchichte des Schweizerlandes vor ſeiner Berührung mit den Römern iſt in Dunkel gehüllt. Manche Streiflichter auf die Culturzuſtände der Urbewohner werfen die neuerdings entdeckten Pfahlbauten in den Seen des Landes. Das erſte hiſtoriſch bekannte Volk auf dieſem Boden ſind die wahrſcheinlich von Nordoſten eingewanderten Helvetier (ſ. d.), die dem celt. Völkerſtamme angehörten und in wilder, freier Verfaſſung, in vier Gaue getheilt, zwiſchen Rhein, Jura und Alpen wohnten. Sie waren von bundesverwandten Völkern meiſt gleicher Abkunft umgeben, fielen mit ihnen zwiſchen 58 v. Chr. und 10 n. Chr. unter röm. Herrſchaft und nahmen vieles von den Sitten und der Sprache ihrer Ueberwinder an, bis ſie mit dieſen von deutſchen Völkerſchaften überwältigt wurden. Um 400 n. Chr. bemächtigten ſich die Alemannen des größern Theils der jetzigen S. und machten ihre Sprache und Sitte dort einheimiſch. Ein kleinerer Theil fiel den Burgundern und Longobarden zu, und die bis dahin unbewohnten Thäler am nördl. Saume der Alpen ſollen von Deutſchen goth. Stammes bevölkert worden ſein. Später fiel ganz Helvetien dem fränk. Reiche anheim. Es blühte unter der Herrſchaft der Franken zu einigem Wohlſtand empor, der aber bald unter den ſchwachen Nachfolgern Karl's d. Gr. verſchwinden mußte, da deren Statthalter überall ſich unabhängig zu machen ſuchten und in beſtändige Kriege verwickelt waren. Obwol es einigen derſelben gelang, im Weſten eigene Reiche, Burgund dieſſeit und jenſeit des Jura, zu errichten, ſo wußten ſich doch die deutſchen Könige in der übrigen S. bald wieder Anſehen zu verſchaffen und Burgund 1032 wieder an ſich zu bringen. Helvetiens Schickſal war nun mit dem des Deutſchen Reichs, von dem es einen Theil ausmachte, verknüpft und blieb es bis zu der Zeit, wo die Krone dieſes Wahlreichs erblich zu werden anfing. Die Kaiſer ließen den größern Theil der S. durch die Herzoge von Zähringen verwalten, die Wohlthäter des Landes wurden, den innern Kriegen wehrten, die Städte begünſtigten und mehrere neue, wie Bern und Freiburg im Uechtlande, gründeten. Nach ihrem Ausſterben 1218 verfiel jedoch alles wieder in das alte Unweſen. Viele größere und kleinere Herren regierten im Lande; die mächtigſten unter ihnen waren Habsburg, Kyburg und Savoyen.

Die Stärke allein gab das Recht. Die kleinern Freien, die Klöster und die Landstädte wurden unterdrückt oder mußten den Schutz irgendeiner mächtigern Stadt nachsuchen. Die größern Städte, namentlich Zürich, Bern und Basel, verbanden sich zu ihrer Sicherheit und trachteten überdies, sich möglichst unabhängig zu machen, indem sie den Kaisern und andern, die Rechte bei ihnen besaßen, diese abkauften.

Vom Ende des 13. Jahrh. an erhielt die S. allmählich eine andere Gestalt. Das Haus Habsburg, besonders nach Rudolf's Erhebung zum deutschen Kaiser 1273 und Herrn von Oesterreich, gewann auch in der S. überwiegenden Einfluß. Doch schonte noch Rudolf die Rechte der freien Städte und Länder, die früher ihm und seinem Hause Beistand geleistet und zu seiner Größe beigetragen hatten. Sein Sohn Albrecht aber war kaum zum Besitz der röm. Königskrone gelangt, 1298, als er alles Land seinen österr. Erbstaaten einzuverleiben trachtete. Er trug den freien Städten und Ländern den Schirm Oesterreichs an, und da sie lieber beim Reiche bleiben wollten, brauchte er Gewalt. Doch Zürich und Bern widerstanden mit Erfolg, und nun versuchte er es mit den von jeher völlig reichsfreien Bergländern Uri, Schwyz und Unterwalden. Diese hatten sich vor alten Zeiten freiwillig unter des Reichs Schirm begeben und von allen Kaisern Bestätigung ihrer Freiheit erhalten. Sie übten ihre Justiz selbst; nur wenn Blutbann gehalten wurde, durfte ihr Schirmvogt, ein fremder Graf, zuletzt einer von Habsburg, im Namen des Reichs ihr Land betreten. Durch Besetzung einiger angrenzenden und auch im Lande befindlichen Burgen, sowie durch Vögte, die anfangs nur zur Verwaltung der österr. Güter und Beaufsichtigung der eigenen Unterthanen bestellt worden, wußte jedoch Albrecht auf die altgefreiten Landleute immer mehr Einfluß zu gewinnen. Doch das Land widerstand allen Zumuthungen. Die Vögte gingen nun weiter, nahmen ihren bleibenden Wohnsitz im Lande, maßten sich die Rechte der ehemaligen hohen Schirmvögte an, erhöhten die Zölle und behandelten die Reichsfreien als Unterthanen. Diese vermochten den wachsenden Druck nicht länger zu ertragen, und die Angesehensten versammelten sich 7. Nov. 1307 auf dem Rütli, einer Bergwiese am Waldstädtersee, und beschlossen die am Neujahrstage 1308 ausgeführte Verjagung der Landvögte und Zerstörung ihrer Burgen. (S. Tell.) Sie leisteten jedoch fortwährend dem Reiche und allen, die sonst noch Rechte bei ihnen hatten, die obliegenden Pflichten. Albrecht's Nachfolger in der deutschen Regierung, Heinrich VII., sowie spätere Kaiser bestätigten den Waldstädten alle Freiheiten. Das Haus Oesterreich aber wollte die einmal gefaßten Plane nicht aufgeben. Es entstand daraus ein 200jähriger Kampf, der mit der Losreißung der S. vom Reiche sowie für Oesterreich mit dem Verlust seiner Erblande zwischen Alpen und Rhein und seiner Stammschlösser Habsburg und Kyburg endete. Die erste engere Verbindung der drei Waldstädte war schon 1291 geschlossen und 1308 erneuert worden. Im Nov. 1315, nachdem sie den ersten Sieg bei Morgarten (s. d.) über Oesterreich erfochten, wurde ein Ewiger Bund errichtet, dem bis 1353 Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern beitraten, welche acht Orte, weil bis 1481 keine neuen Glieder aufgenommen wurden, die acht alten Orte hießen und bis 1798 manche Vorrechte genossen. Diese Verbindung, die sich die Junge Eidgenossenschaft nannte, blieb etwa 100 J. nach ihrem ersten Entstehen bei den Grundsätzen, wodurch sie gestiftet wurde. Die einzelnen Freistaaten trachteten auf friedliche Weise sich auszudehnen und die vielen fremden, unter ihnen befindlichen Güter und Rechtsame durch Kauf an sich zu bringen und ließen die erworbenen Leute gleicher Rechte wie sie selbst genießen. Allein kaum hatten sie nach den glänzenden Siegen bei Sempach (s. d.), wo Arnold von Winkelried den Heldentod 9. Juli 1386 starb, und bei Näfels (s. d.) 9. April 1388 in einem vorläufigen Friedensvertrag die Anerkennung ihrer Selbständigkeit durchgesetzt, als sie bald aus der Stellung der Angegriffenen in die von Angreifenden übergingen. Sie streckten ihre Hände aus nach dem österr. Erbgut, dem Aargau und Thurgau, nach dem der Grafen von Toggenburg, nach dem schönen Lande jenseit der Alpen und waren meist so glücklich, wiewol zuweilen erst nach harten Niederlagen, wie bei Arbedo 1422 und bei St.-Jakob (s. d.), diese Gebiete wirklich an sich zu bringen. Das einzeln von jedem Canton oder das gemeinsam Eroberte wurde jetzt nicht mehr als freies, sondern als Unterthanenland behandelt und durch Landvögte regiert. Der eidgenössische Krieger begnügte sich nicht mehr, allein dem Vaterlande zu dienen, sondern, in den langwierigen Kämpfen an das Kriegsleben gewöhnt, verließ er auch die Heimat und zog seit der Mitte des 15. Jahrh. fremden Heeren und Städten zu. Auch gab es schon damals unter den Eidgenossen selbst Zerwürfnisse, sodaß Zürich in einem Kriege mit Oesterreich eine Zeit lang (1440—50) vom Bunde abfiel. Da Schwyz damals die Seele des Bundes und am meisten mit Zürich zerfallen war, so nahmen die andern Eidgenossen die Landesfarbe (weiß und roth) von Schwyz als Feldzeichen an und er-

hielten deshalb den Parteinamen Schwyzer, der seitdem Benennung des ganzen Volks geblieben ist. Einen harten, ruhmvollen Kampf hatten die Schweizer bald darauf mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund zu bestehen, dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit im westl. Europa. Die gemeinsame Gefahr verband mit den Schweizern die umliegenden Herren und Reichsstädte, wie Lothringen, Freiburg und Strasburg. Mit einem Heere von etwa 20—25000 Mann rückten sie dem 60—70000 Mann starken Heere des Herzogs entgegen und schlugen ihn in den drei Schlachten bei Grandson (s. d.), Murten (s. d.) und Nancy. Ungeheuer war die Beute der Schweizer, von unberechenbaren Folgen der Reiz, ähnliche zu machen. Doch benahmen sie sich in Beziehung auf ihre Eroberungen mit Mäßigung, gaben den größten Theil der eroberten Waadt an Savoyen zurück, wiesen den Antrag der Franche-Comté, mit ihnen vereinigt zu werden, von der Hand und setzten den Herzog von Lothringen wieder in sein Land ein. Bald darauf, 1481, nahmen sie indessen Freiburg und Solothurn in ihren Bund auf und schlossen mit andern Nachbarstaaten Schirmbündnisse, wodurch diese aller Vortheile ihres mächtigen Schutzes theilhaftig wurden. Das Glück der Eidgenossen stieg so auf eine Höhe, daß die Höfe ringsumher, selbst Oesterreich, sich um ihre Freundschaft und Hülfe bemühten. Ganze Gewalthaufen wurden dem zugeführt, der die freien Gemeinschaften für sich zu gewinnen im Stande war, und Frankreich, der Papst und die Republik Venedig wetteiferten in Geldspenden. Zwar fehlte es schon damals nicht an Patrioten, die laut gegen solches Unwesen sich aussprachen; aber der Strom der Umstände riß alles mit sich fort, und die S. eilte rasch dem Wendepunkte ihres kriegerischen Glücks und ihrer Größe entgegen, die nur auf ihrer Eintracht beruhte. Schon fing die Eifersucht zwischen Städten und Ländern an, schon ließ der zunehmende Reichthum einzelner und die wachsende Ungleichheit bedrohliche Misverhältnisse zwischen den reichern und ärmern Bürgergeschlechtern durchblicken, als die Schweizer plötzlich, zum Glück für ihre innere Ruhe, noch einmal in einen ihrer gefährlichsten Kriege verwickelt wurden. Kaiser Maximilian I. von Oesterreich war schon lange damit umgegangen, das Deutsche Reich enger zu verbinden, dem Fehdewesen ein Ende zu machen und Ordnung herzustellen. Er theilte das Reich in Kreise, worin die S. mitbegriffen sein sollte, errichtete ein oberstes Reichsgericht, von dem sie ebenfalls Recht zu nehmen habe, trat dem schwäb. Sicherheitsbunde bei, wozu auch die S. eingeladen wurde, und setzte eine Reichsmatrikel fest, nach der alle Stände des Reichs, mit Einschluß der Schweizer, an Mannschaft und Geld zu den Türkenkriegen beizutragen hätten. Allein die Eidgenossen, seit 200 J. gewohnt, vom Reiche keinen Schutz zu empfangen, voll Selbstvertrauen und mistrauisch gegen alles, was von Oesterreich ausging, wiesen jedes Ansinnen beharrlich zurück. Der Kaiser erklärte ihnen 1498 mit dem ganzen Schwäbischen Bunde den Krieg und griff sie an allen Grenzen vom Engadin bis Basel an. Die Schweizer hatten einen harten Stand, blieben aber in sechs blutigen Treffen Sieger und wurden darauf im Baseler Frieden vom 22. Sept. 1499 aller Theilnahme am Kammergericht und später von der Reichsmatrikel entbunden, auch keinem deutschen Kreise einverleibt.

Von dieser Zeit an datirt die factische Unabhängigkeit der S. und ihre Losreißung vom Deutschen Reiche. Zwar wurden noch lange die alten Formen beibehalten, wol gar bei Thronbesteigungen bis zu Maximilian II. die altübliche Bestätigung der Rechte und Freiheiten nachgesucht, der Kaiser auf seinen Reisen als solcher empfangen; aber von 1500 an findet sich keine Spur mehr, daß man dem Reiche auf die innern und äußern Angelegenheiten der S. einigen Einfluß gestattet habe, noch daß dies wie früher bei den Verträgen vorbehalten worden sei. Die feierliche Anerkennung der S. im Westfälischen Frieden (1648) kann daher nur als eine völkerrechtliche Bestätigung des längst Bestehenden betrachtet werden. Die Schweizer nahmen nach dem Schwabenkriege 1501 Basel und Schaffhausen und 1513 Appenzell in ihren engern Bund auf, der bis 1798 auf diese 13 Orte beschränkt blieb. Die andern Bundesgenossen hießen nur «zugewandte Orte». Von diesen hatten die Stadt und der Abt von St.-Gallen sowie die Stadt Biel auf den Tagsatzungen (damals Tagleistungen) Sitz und Stimme; nicht aber die Alliés oder Föderati: Bündten, Wallis, Genf, Neuenburg, Mühlhausen und das Bisthum Basel. Die gemeinsamen Unterthanenlande: Thurgau, Baden, Sargans, Rheinthal und das ital. Gebiet, hatten wol manche Rechte und Freiheiten, aber keine polit. Selbständigkeit. Nach dem letzten Kriege gegen Oesterreich glaubten die Schweizer keinen Feind mehr fürchten zu müssen. Sie bekriegten selbst Frankreich, drangen 1500 bis Dijon, wo man ihnen den Frieden mit Geld abkaufte und halfen bald dem einen, bald dem andern der Herrscher Italiens. 1512 eroberten sie für den schwachen Herzog Maximilian Sforza die ganze Lombardei, schlugen 1513 bei Novara die Franzosen und behaupteten das Land drei Jahre bis zur Schlacht bei Marignano

1515, wo sie zwar unterlagen, aber unangefochten davonzogen. Frankreich überließ ihnen im Frieden den ganzen heutigen Canton Tessin und das Veltlin, ertheilte ihren Kaufleuten große Vorrechte und versprach jedem Canton gewisse Jahrgelder. Durch die Gewährung dieser und anderer Vortheile gelang es Frankreich, die Schweizer in sein Interesse zu ziehen und sich von dieser Seite her sicherzustellen. Der deshalb abgeschlossene Ewige Friede 1516 ist auch von der S. nie, von Frankreich erst 1798 gebrochen worden.

Seitdem zogen die Schweizer noch wiederholt aus, um für Frankreich dieselbe Lombardei vertheidigen zu helfen, die ihnen von dieser Macht entrissen worden war. Allein diese Kriege brachten ihnen so wenig Gewinn, daß sie endlich 1526 der Sache selbst überdrüssig wurden. Von da hörte der Gebrauch auf, mit ganzen schweiz. Heeren für andere Mächte ins Feld zu ziehen. Man begnügte sich, mit ihnen Capitulationen für einzelne Regimenter oder Fahnen kriegslustiger Freiwilliger abzuschließen, die sich für einen oder mehrere Feldzüge verdingten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurden aus diesen Freiwilligen stehende Truppen, die durch die Hauptleute für Werbgeld stets vollzählig erhalten werden mußten. Man war jedoch zufrieden, wenn nur wenigstens die Hälfte der Mannschaft aus Schweizern bestand. Diese fremden Kriegsdienste einzelner, die Pensionen, die Jahrgelder machten aber das Land immer abhängiger von andern Mächten, besonders von Frankreich. Nicht wenig trug dazu die innere Uneinigkeit zwischen den Städten und ihren Unterthanen bei. Dieselbe brach zuerst 1525 im Norden in offene Empörung aus, welche sich nachher im einzelnen und in einem allgemeinen Aufstande 1653 wiederholte und später der Keim zur Auflösung der alten Verhältnisse wurde. Viel wichtiger noch, besonders wegen der Verhältnisse mit dem Auslande, war während mehrerer Jahrhunderte die Glaubenstrennung, die in der S. gleichzeitig mit der in Deutschland durch Luther entstand. (S. Reformirte Kirche.) Zwingli in Zürich, Oekolampadius in Basel, Haller und Manuel in Bern, Farel und Calvin in Genf und viele andere arbeiteten miteinander an Wiederherstellung der ursprünglichen christl. Kirche. Diesen Männern fiel über die Hälfte der Bevölkerung zu; ein anderer Theil wurde nur durch die Gewalt der Mehrheit in ihren Städten und Ländern davon abgehalten, jenem Beispiel zu folgen. Es konnte nicht fehlen, daß Verfolgung aller Art und Reibungen zwischen den Gliedern der alten und neuen Kirche stattfanden. Mehrmals kam es zum Kriege; öfters aber gelang die Versöhnung der gegenüberstehenden Parteien. Zwingli selbst büßte sein Leben in der ersten Schlacht bei Kappel 1531 ein, wo die Katholiken über die Reformirten den Sieg davontrugen. Am Ende mußten jedoch die Katholiken, nach der Niederlage 1532, den Reformirten mehrere gemeinsame Vogteien allein überlassen, und seit der Mitte des 18. Jahrh. schien der Hader erloschen. Dieser Zwiespalt ward von den fremden Mächten absichtlich genährt und brachte die Eidgenossenschaft nicht nur um ihren Einfluß nach außen, sondern gefährdete sogar ihre Unabhängigkeit. Zu den Zeichen des Verfalls gehörte namentlich der 1586 vom Cardinal-Erzbischof von Mailand, Karl Borromäus, zwischen den kath. Cantonen, Wallis und dem Bischof von Basel für Erhaltung und Ausbreitung der röm. Kirche gegründete Goldene Bund. Am meisten aber zeigte sich das Herabsinken der S. von ihrer Höhe im Dreißigjährigen Kriege, wo das zugewandte Graubündten und sein Unterthanenland Veltlin der Spielball zwischen Frankreich und seinen Gegnern, Oesterreich und Spanien, war und Rhätien nur durch die gegenseitige Eifersucht dieser Mächte in seinem Gebiet ungeschmälert blieb. Besonders die größern und prot. Republiken Zürich und Bern, von denen letzteres 1536 die Waadt von Savoyen eroberte und dadurch der mächtigste Ort der Eidgenossenschaft wurde, behaupteten durch ihr kluges Benehmen während dieses Kriegs die Neutralität der S. Zwar konnten sie im Anfange den Durchzug einzelner, von den Katholiken begünstigter Heerhaufen durch die S. nicht hindern, und sie selbst unterstützten auch die der prot. Sache dienenden Mächte in gleicher Weise; aber es gelang ihnen doch, sich und die andern Stände vor offener Theilnahme am Kampfe zu bewahren. Von 1640 an brachten sie es sogar dahin, durch ein gutgeordnetes «Defensionale» die Grenzen der S. zu bewahren, sodaß die Neutralität des schweiz. Bodens bis 1798 nicht mehr verletzt wurde. Dieses Neutralitätssystem bildete fortan die Grundlage der ganzen schweiz. Politik. Doch gerade die lange Ruhe ließ eine Sorglosigkeit überhandnehmen, die am Ende die S. an den Abgrund führte. Bei Erringung ihrer Selbständigkeit war die S. nur von kleinen oder sehr zerstreuten Herrschaften umgeben, was ihre Vertheidigung erleichtern mußte. Später war sie fast nur noch von den Gebieten Oesterreichs und Frankreichs umschlossen, in deren gegenseitiger Eifersucht sie allein eine unsichere Stütze fand. Dennoch blieben die militärischen Einrichtungen in der S. theils weit hinter der Zeit zurück, theils fehlte es dem Wehrwesen an Zusammenhang. Es war noch ein günstiger Zufall, daß

Digitized by Google

Bern und Zürich den Oberbefehl hatten und bei jedem Kriege der Nachbarn die Grenzen besetzt hielten. Diese beiden Cantone waren es auch allein, die den steigenden Anmaßungen der franz. Großbotschafter einigermaßen Schranken zu setzen suchten. Bezeichnend für die Stellung zum Auslande war es, daß zuweilen auch der in Solothurn residirende Gesandte Frankreichs auf Kosten seines Souveräns die Mitglieder der Tagsatzung nach Solothurn berief.

Die Dreizehn Cantone (so nannten sich die eidgenössischen Orte oder Stände seit Anfang des 18. Jahrh.) hingen durch kein gemeinschaftliches Band und keinen gemeinsamen Vertrag, sondern nur durch eine Menge einzelner abweichender «Verkommnisse» miteinander zusammen. Zürich war der leitende Canton (Vorort), d. h. es hatte, mit wenigen Vollmachten versehen, die geringen äußern Geschäfte zu führen und die schweiz. Tagsatzungen auszuschreiben, die meist in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau und Frauenfeld gehalten wurden. Jeder Stand schickte seine Gesandten, die aber wenig mehr als mit der Verwaltung der gemeinsamen Vogteien zu thun fanden. Die einzelnen Cantone, besonders die acht ältern Orte, betrachteten sich als souveräne Staaten und sorgten eifrig, daß keine Bundesgewalt aufkam. Die Verfassungen der Cantone waren ebenfalls nicht nach festen Grundsätzen geordnet. Die Wichtigkeit, nicht die Natur der Geschäfte bestimmte, von wem sie behandelt wurden. So waren gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt seltsam gemischt. Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell hatten noch die Verfassung, die sie beim Eintritt in den Bund angenommen, oder vielmehr die sie in den Bund hineingenommen hatten. Sie regierten sich durch Landesgemeinden für die wichtigsten, hatten Landräthe für die bedeutenden und Landammänner für die laufenden Geschäfte. Die Städte hatten ihre täglichen oder Kleinen Räthe für die gewöhnlichen Angelegenheiten; den Großen Räthen oder Ausschüssen der Bürgerschaft war das Wichtigere vorbehalten. Letztere wurden aber meist nicht durch das Volk gewählt, sondern ergänzten sich selbst: in Zürich, Schaffhausen und Basel gleichmäßig aus allen Zünften der Bürgerschaft; in Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern nur aus einer beschränkten Zahl von Familien. Diese Ausartung der Demokratie in Oligarchie mußte am Ende zur völligen Schwäche dieser Staaten führen. Noch kläglicher waren die Verhältnisse in den Unterthanenlanden. Vor 1789 bestand sogar die ganze Bevölkerung der S., mit Ausnahme der Haupt- und einiger Municipalstädte und der altgefreiten Landleute in den kleinen demokratischen Cantonen, aus Unterthanen, die nicht nur von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern auch von einigen ihrer Herrscher, namentlich den kleinen demokratischen Cantonen, nicht zum besten behandelt wurden. Darum kam es in mehrern Gegenden zu einzelnen, aber stets unterdrückten Aufständen.

In diesem Zustande befand sich die S. beim Ausbruch der Französischen Revolution. Es geriethen alsbald einige Gegenden in Bewegung, wie Genf, das untere Wallis, das Bisthum Basel, St.-Gallen, Waadtland und das Seeufer von Zürich. Doch diese einzelnen Aufstände wurden gedämpft. Bedenklicher gestaltete sich die Lage, als Frankreich immer größere Fortschritte machte und mehrere alte Republiken, wie Holland, Venedig und Genua, gänzlich umgestaltete. Die Regierungen der S. thaten alles Mögliche, selbst nach den größten Beleidigungen, um die übermüthigen Sieger nicht zu reizen. Sie bewahrten streng ihre Neutralität, deckten dadurch in den für Frankreich entscheidungsvollen Momenten dessen verwundbarste Grenze, vertrieben die Emigrirten und suchten sonst allen Vorschub zu leisten. Aber alles war umsonst. Die franz. Machthaber wollten eine abhängige Nachbarrepublik gegründet wissen, zugleich die wichtigen Alpenpässe und den großen Schatz in Bern in ihrer Gewalt haben und ließen darum unter nichtigem Vorwand 1798 Truppen ins Waadtland einrücken. Nachdem man Bern mit Unterhandlung hingehalten, marschirten die Franzosen auf Bern selbst los, das, von seinen Bundesgenossen verlassen, von seinem Landvolk heldenmüthig vertheidigt wurde, aber 5. März 1798 in franz. Gewalt gerieth. Als die Franzosen durch Plünderung des berner Schatzes und des Zeughauses sowie durch Auflegung schwerer Brandschatzung ihren Zweck erreicht, brachten sie eine zu Paris verfertigte Constitution zum Vorschein, wonach das zu einem einzigen Staat umgeschaffene Helvetien in 18 an Größe und Bevölkerung gleiche Cantone getheilt wurde. Jeder Canton hatte eine gleiche Zahl Deputirte in zwei gesetzgebende Kammern, Senat und Großen Rath, zu wählen, und an der Spitze sollte ein Vollziehungsdirectorium von fünf Männern stehen. Der Canton Bern ward hiernach in vier Cantone getheilt, die demokratischen Cantone dagegen in einen vereinigt und, damit die Ungleichheit geringer würde, Genf, Mühlhausen, Biel, das Bisthum, wie schon früher Veltlin, von der S. losgerissen und mit Frankreich oder der von ihm abhängigen Cisalpinischen Republik vereinigt. Ein Gleiches sollte mit dem Unterthanenlande jenseit der Alpen, mit Tessin, versucht werden. Da jedoch die, übrigens

von der S. am meisten bedrückten Tessiner einstimmig erklärten, Schweizer bleiben zu wollen, so wurde ihnen nachgegeben.

Während Berns Kampf hatten die Unterthanen aller Cantone die Gelegenheit benutzt, sich frei zu erklären und dadurch die städtischen Regierungen, die sämmtlich gestürzt wurden, an wirksamer Unterstützung dieses Standes gehindert. Nach dem Falle Berns nahmen fast alle Cantone die neue helvet. Constitution an. Die kleinen Demokratien namentlich mußten ihren Widerstand hart büßen. Die Franzosen durchzogen das Land und ihre Commissare schalteten als Machthaber. Die Abhängigkeit der neuen Regierung, die neuen Abgaben, die kostspielige Unterhaltung der Centralregierung, zahlreicher Beamten und eines stehenden Heeres, der neue kostspielige Rechtsgang, besonders aber die Aushebung von Truppen: das alles wirkte zusammen, um die neue Constitution keine Wurzel im Volke fassen zu lassen. Von vielen wurden daher 1799 die verbündeten Oesterreicher und Russen, die den vorigen Zustand herzustellen versprachen, freudig empfangen. Da aber die Franzosen bald wieder das Uebergewicht erhielten, so mußten die Landleute ihr Auftreten für die alte Ordnung schwer büßen, und es war fortan kein Widerstand mehr gegen Frankreich zu erwarten. Desto mehr wurde derselbe gegen die helvet. Regierung selbst fortgesetzt. Diese war in sich entzweit, ohne andere Stütze als die der Franzosen und auch von diesen keineswegs geachtet. Sie änderte einmal über das andere die oberste Behörde, schlug eine neue Einheitsverfassung nach der andern vor, aber keine konnte sich auf die Dauer allgemeinen Beifall erwerben. Am meisten widerstanden die Ureantone. Aloys Reding (s. d.), Anführer der Schwyzer im Kriege, benutzte diese Stimmung, um im östl. Theile der S. 1802 einen Bund zum Sturze der Centralregierung zu schließen. Bonaparte, damals Erster Consul der franz. Republik, war der helvet. Regierung gleichfalls nicht gewogen, aber aus andern Gründen als die Schweizer. Als auf seinen Befehl die franz. Truppen die S. verlassen, brach fast in allen Cantonen der Aufstand gegen die helvet. Regierung in Bern aus. Nachdem sie der Landsturm bis hinter Lausanne zurückgetrieben, berief Reding zum 27. Sept. 1802 eine allgemeine Tagsatzung, aus einer gleichen Zahl Mitglieder der ehemals Regierenden und Regierten zusammengesetzt, nach Schwyz, die sich mit Einleitungen zu einem neuen Bunde beschäftigte. Das Staatshaupt Frankreichs, Bonaparte, gebot jedoch plötzlich durch den General Rapp die Herstellung aller Dinge in den vorigen Stand und die Abordnung von Bevollmächtigten aus allen Cantonen nach Paris, um mit diesen den Plan zu einer neuen Verfassung auszuarbeiten. Alle Cantone fügten sich, nur die Urcantone nicht, und dies gab den Vorwand, 12000 Mann in die S. einrücken und eine allgemeine Entwaffnung vornehmen zu lassen. Die Abgeordneten versammelten sich im December in Paris. Am 19. Febr. 1803 ließ ihnen Bonaparte eine sog. Mediationsacte zufertigen, wodurch das Cantonalsystem hergestellt wurde, aber das schon in der helvet. Constitution beseitigte Unterthanenverhältniß aufgehoben blieb. Zu den alten 13 Cantonen, die außer Bern meist ihre frühern Grenzen behielten, kamen 6 neue, nämlich die vorher zugewandten Orte: St.-Gallen, Graubündten (doch ohne Veltlin, das bei Italien blieb), und die ehemaligen Unterthanenlande: Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Wallis wurde eine eigene Republik, aber später (1807) mit dem franz. Reiche verbunden. Neuenburg, seit 1707 unter preuß. Hoheit, blieb von der S. getrennt und wurde 1807 dem Fürsten Berthier als franz. Lehn zutheil. An der Spitze des Schweizerbundes stand nun wieder eine nach Instructionen stimmende Tagsatzung aller Cantone, und den sechs größern Cantonen wurden zwei Stimmen zugetheilt. Der Tagsatzung präsidirte ein Landammann der S., der fast alle Rechte des ehemaligen Vororts erhielt. Sechs der alten Cantone: Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn, waren abwechselnd zu Directorialcantonen bestimmt. In den demokratischen Cantonen wurden die Landesgemeinden hergestellt, in den andern die Großen und Kleinen Räthe, doch erstere unmittelbar durch das Volk nach Maßgabe der Bevölkerung, letztere durch den Großen Rath gewählt. Diese neue Verfassung, die bei vielen Fehlern doch das Gepräge eines großen Staatsmannes trug, wurde ohne Schwierigkeit eingeführt. Die S. genoß nun eines zehnjährigen innern und äußern Friedens. Die Cantone stellten ihr Gemeinwesen wieder her, und das ganze Land begann eine erfreuliche Entwickelung. Weniger glücklich waren die Cantone, wo alte und neue Interessen und in den Räthen die Anhänger der neuen und der alten Ordnung gemischt waren. Hier fehlte es nicht an Reibungen zwischen den vormals allein Bevorrechteten und den durch die Revolution Emporgekommenen. Dennoch erholte sich die S. im ganzen wieder und ward im Innern einander genähert. Drückend waren aber die von Napoleon unaufhörlich gestellten Forderungen zur Vollzähligmachung von 12000 Schweizern in seinem Solde und das sehr lästige Continentalsystem, das eine mehrjährige Besetzung Tessins zur Folge hatte.

Nach der Schlacht bei Leipzig erfolgte 21. Dec. 1813 der Einmarsch der Verbündeten in die S. Viele Mitglieder der alten Regierungen benutzten sofort die Wandlung, um sich wieder in den Besitz ihrer Vorrechte zu setzen. In Bern und andern ehemals aristokratischen Städten wurde die Mediationsregierung gestürzt und die alte wieder eingeführt. Bern forderte Aargau und Waadt, die kleinern Cantone begehrten ihre Unterthanenlande zurück. Allein diese widerstanden und die Gesandten von zehn Ständen trafen noch vor dem Auseinandergehen der Tagsatzung, 29. Dec. 1813, eine vorläufige Abrede, wonach zwar die Mediationsverfassung abgeschafft und der alte Bundesverband unter dem Vorort Zürich hergestellt, aber die Unterthanenverhältnisse aufgehoben bleiben und jedem Canton sein Gebiet gewährleistet werden sollte. Dieser Beschluß, der bis zum 9. Jan. 1814 die Ratification von 15 Ständen erhielt, bewahrte die S. vor völliger Auflösung. Er bestimmte auch die verbündeten Mächte, denselben als Grundlage der schweiz. Verhältnisse anzuerkennen und nach der ersten Besiegung Frankreichs der S. die verlorenen Theile Genf, Wallis, Neuenburg und das Bisthum wieder einzuverleiben. Nur Oesterreich behielt das Veltlin als Eroberung für sich. Inzwischen verfloß ein Jahr unter Zwistigkeiten, Reactionen und Gegenrevolutionen; Bern und einige Urcantone wollten durchaus die ehemals ihnen gehörenden Gebiete wieder an sich ziehen. Endlich erklärte sich der Wiener Congreß als Vermittler für die Uebereinkunft vom 29. Dec. 1813, entschädigte Bern mit dem Bisthum Basel und die Urcantone mit Geld von den neuen Cantonen. Da sich die Schweizer 1815 dazu verstanden, gegen Frankreich zu marschiren, so erhielten sie dafür Entschädigung aus den Contributionsgeldern, einige kleine Gebietserweiterungen und 20. Nov. 1815 von den Großmächten Europas die Zusicherung der immerwährenden Neutralität.

Auf den Grundlagen der Vereinigung vom Dec. 1813 kam in der vom April 1814 bis Aug. 1815 außerordentlich versammelten Tagsatzung die 7. Aug. 1815 angenommene Bundesurkunde zu Stande. Dieselbe befriedigte keine der Parteien und ließ in manchen Bestimmungen, wie im Art. 12 über Garantie der Klöster, fremden Einfluß nicht verkennen. Auf Einladung Kaiser Alexander's von Rußland mußte die S. 1817 der Heiligen Allianz beitreten, auch sich von 1823—28 dem Ansinnen der europ. Großmächte rücksichtlich der Beschränkung der Preßfreiheit, des Asylrechts u. s. w. fügen. Im Geiste der Restauration waren schon vor dem Abschlusse des Bundesvertrags die meisten Cantonalverfassungen auf gewaltsamem Wege dahin abgeändert worden, daß die ehemals regierenden Städte auch jetzt wieder ein Uebergewicht in der Vertretung erhielten. Ein noch größerer Misstand war es, daß die unmittelbaren Volkswahlen in die Großen Räthe mehr oder weniger abgeschafft wurden, und daß fortan diese Behörden, wenn nicht durchweg, doch zum großen Theile sich selbst ergänzten. Ueberall erhoben sich Oligarchien durch Verbindung der neuen Gewalthaber mit den alten Aristokraten, denen sich in den kath. Cantonen der Klerus zugesellte. Frucht dieser Allianz war die Wiederberufung der Jesuiten nach Freiburg. Die Misbräuche der Gewalt riefen indeß eine wachsende Opposition hervor. In einigen Cantonen, wie in Luzern, Waadt und zumal in Tessin, stieg die Unzufriedenheit so hoch, daß schon vor 1830 theilweise oder gänzliche Umänderungen der Verfassung durchgesetzt wurden.

Der Anstoß für weitere Bewegungen kam endlich durch die franz. Julirevolution von 1830. Bei der allgemeinen Aufregung, die fast alle Völker Europas ergriff, trat auch die große Mehrheit der schweiz. Bevölkerung mit ihren Forderungen polit. Reform, zunächst im Gebiete des Cantonalstaatsrechts, entschiedener hervor. Wo die Gewalthaber mit den Umgestaltungen zögerten, zogen die Landleute in Massen in die Hauptstädte. Entscheidend war der Aufbruch von einigen tausend bewaffneter Bauern der ehemaligen Freiämter an der Reuß nach Aarau. Diesem sog. Freiämtlerzuge (6. Dec. 1830) schlossen sich mehrere hundert der aus Frankreich entlassenen Schweizersoldaten an. Aarau wurde besetzt bis zur Gewährung aller Forderungen. Jetzt erreichte die Bewegung auch in vielen andern Cantonen ihr Ziel durch bloße Demonstration. Im Jan. 1831 fügte sich die Aristokratie in Bern. Länger dauerten die Spaltungen in Schwyz, wo es zu einer zeitweisen Trennung kam und erst nach einer eidgenössischen Occupation die Wiedervereinigung und eine neue Verfassung durchgesetzt wurde. Bei der Trennung in zwei Halbcantone blieb es dagegen in Basel (s. d.), wo die Verweigerung der vom Landvolke in Anspruch genommenen Rechtsgleichheit einen Bürgerkrieg erzeugt hatte, der mit der Niederlage der Städter endigte. Auf friedliche Weise setzte Glarus die Reform seiner Verfassung 1836 durch. Graubündten wurde nur wenig berührt, und Tessin hatte schon vor den Julireignissen seine Reform zu Stande gebracht. In Genf und Neuenburg wurde die Gärung durch einige Concessionen beschwichtigt; völlig unbeweglich blieben Uri und Unterwalden und noch während geraumer Zeit der Canton Wallis. Die meisten sog. conservativen Cantone, Uri, Schwyz,

Digitized by Google

Unterwalden, Neuenburg und Basel-Stadt, hatten sich im Nov. 1832 zu dem reactionären Sarnerbunde vereinigt. Sie erklärten 28. Nov., daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls man den Abgeordneten von Basel-Land zulasse. Aber ausnahmsweise schritt die Tagsatzung energisch ein, indem sie den Sonderbund für aufgelöst erklärte. Im ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa zwei Drittheile der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die constituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt; doch ließ man in vielen der neuern Verfassungen, zum Vortheil der früher herrschenden Städte, noch ein Vorrecht in der Stellvertretung bestehen, das erst durch spätere Verfassungsrevisionen beseitigt wurde.

Der Kampf der liberalen Partei war nach den Juliereignissen vorerst auf Herstellung constitutioneller Formen gerichtet; als das zunächst Liegende erreicht, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die helvetische Constitution, trotz aller Mängel und trotz ihres flüchtigen Bestandes, hatte gleichwol eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Conföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Haltlosigkeit des losen Föderalismus erkennen lassen, und das Bedürfniß der engern polit. Einigung wurde in weitem Kreise geweckt. Von diesem Standpunkte aus mußte die Bundesverfassung von 1815 als Rückschritt erscheinen, und es war natürlich, daß nach der Revision der Cantonalverfassungen auch die der Bundesacte zur Sprache kam. Die liberale Partei ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, ohne auf diese Nothwendigkeit hinzuweisen. Auch die Tagsatzung, der Volksstimme nachgebend, beschloß endlich die Revision der Bundesverfassung 17. Juli 1832. Der hiernach 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesacte entsprach jedoch nicht den Zielpunkten des äußersten Liberalismus, der sog. radicalen Partei. Gleichwol galt er der politisch stabilen Partei als Attentat gegen die Cantonalsouveränetät, und zugleich hatte er die Ultramontanen zu Gegnern. Durch eine Coalition der äußersten Parteifractionen wurde demnach der einer Volksabstimmung in den einzelnen Cantonen unterlegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht ward, war die Oeffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834.

Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft deutlich heraus und trug dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu rücken. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher polit. Flüchtlinge, die von da aus auf ihre Heimatländer einzuwirken suchten. Nach dem sog. Savoyerzuge kam endlich auf die dringenden Noten des Auslandes 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die ihr Asylrecht misbrauchenden Flüchtlinge zu Stande, obschon gegen die Protestation einiger Cantone. Ungeachtet der Ausweisung vieler Flüchtlinge aus der S. infolge der 1836 entdeckten Verzweigungen des Jungen Europa und eines bis 1838 wirksam gebliebenen Tagsatzungsbeschlusses über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Fremden dauerten doch die diplomatischen Reibungen fort. Diese wurden gesteigert durch die Entdeckung des von franz. Behörden mit falschen Pässen versehenen Spions Conseil und den von einer Tagsatzungscommission darüber erstatteten Bericht. Wiewol das Unrecht offenbar auf seiten Frankreichs war, ordnete dieses doch sogar eine Grenzsperre an. Kaum war der Zwist beendet, als nach dem Strasburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonaparte's nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung. Während die Tagsatzung hierüber zu keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse kommen konnte, ließ letzteres abermals eine theilweise Grenzsperre eintreten und zog Truppen zusammen. Diesen Rüstungen gegenüber legten Genf, Waadt und andere Cantone einen patriotischen Eifer zur Vertheidigung der schweiz. Unabhängigkeit an den Tag, und auch die Tagsatzung sah sich endlich zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt. Ehe die Tagsatzung zu weiterer Entscheidung gelangte, machte Ludwig Bonaparte die Anzeige, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeter Nationen zu gefährden. Dies geschah 14. Oct. 1838, und am 15. gab der franz. Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwickelung als gelöst betrachte.

In dieser Periode der diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Innern der S. die Reaction ihr Haupt. Mächtig regte sich namentlich die ultramontane Partei, die ihre Plane mit großer Consequenz verfolgte. Wie sehr die Wirren des Landes seit 1814 die Absichten dieser Partei unterstützt hatten, zeigten unter anderm die Wiederberufung der Jesuiten, die Ausstaltung des päpstl. Nuntius mit ausgedehnten Befugnissen, die Zersplitterung der S. in kleine

Bisthümer, die keinem Metropolitanverbande, sondern der päpstl. Gewalt unmittelbar unterstellt wurden. Gegen die Umgriffe der Hierarchie sahen sich daher schon vor 1830 mehrere Cantonalregierungen zum Widerstande geführt. Ende 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St.-Gallens zu Baden, um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Episkopats sowie zur Gründung eines gemeinsamen schweiz. Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Diese Badener Conferenzbeschlüsse veranlaßten jedoch langwierige Streitigkeiten. Ein päpstl. Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 verdammte dieselben «als falsch, verwegen und irrig, die Rechte des Heiligen Stuhls schmälernd, die Regierung der Kirche und ihre göttliche Einrichtung umstürzend, das Kirchenamt der weltlichen Gewalt unterwerfend, aus schon verdammten Lehren hergeleitet, auf Ketzereien hinzielend und schismatisch». Einige theilnehmende Stände ließen sich einschüchtern, und kein Mittel ward versäumt, um überall die kath. Bevölkerung in Gärung zu bringen. Einige tumultuarische Auftritte im bernischen Jura sowie hauptsächlich in den kath. Freiämtern des Aargau im Herbst 1835 wurden zwar durch militärische Demonstration leicht unterdrückt; allein in der Hauptsache blieb der hierarchischen Partei, die sich wieder als Macht fühlen lernte, der Sieg.

Eine weitere Unterstützung fand diese Partei im reform. Canton Zürich durch die Umwälzung vom 6. Sept. 1839. Den Vorwand hierzu gab die Berufung von D. F. Strauß (s. d.), Verfasser des «Leben Jesu», auf den Lehrstuhl der Dogmatik an die züricher Hochschule. Der Ruf der Religionsgefahr wurde darüber von den sog. Conservativen angestimmt und die Masse in Gärung gesetzt. Der Große Rath des Cantons faßte den Beschluß, daß Strauß entfernt bleiben solle, aber die Häupter der Bewegung blieben gleichwol in feindseliger Stellung gegen die Behörden und benutzten ein falsches Gerücht vom Einmarsche eidgenössischer Truppen in den Canton, um 6. Sept. einen Haufen empörter Bauern in die Stadt zu werfen, die Regierung zu stürzen und sich selbst an deren Stelle zu setzen. Diesem verwirrenden Ereignisse folgte eine Reihe von Umwälzungen und revolutionären Versuchen, wie in Tessin 1839, im Aargau 1840, im Wallis 1840 und 1844, in Genf 1842, 1843 und 1846, in Luzern 1844 und 1845, in Waadt 1845. Insbesondere war es aber die hierarchische Partei, die mit ihren seitdem gesammelten Mitteln angriffsweise hervortrat. Sie benutzte für ihre Zwecke die kritische Periode der Verfassungsrevision, die gegen Ende 1840 fast gleichzeitig für Solothurn und Aargau eintrat. Im kath. Solothurn wurde die Gärung ohne Mühe unterdrückt. Im Aargau erhoben sich 10. Jan. 1841 die Bewohner der Freiämter in einem hauptsächlich von den Klöstern aus geschürten Aufstande. Auf ihrem Zuge gegen Aarau wurden sie aber bei Vilmergen geschlagen, zerstreut und damit der Aufruhr beendigt. Unter dem Eindrucke dieses Vorgangs beschloß 13. Jan. der Große Rath des Cantons die Aufhebung aller Klöster. Nach langen Verhandlungen der Tagsatzung über diese sog. Klosterfrage kam endlich 31. Aug. 1843 mit $12\frac{1}{2}$ Stimmen, trotz der Protestation der meisten kath. Stände, ein Beschluß zu Stande, worin die Angelegenheit nach der von Aargau anerbotenen Herstellung einiger Nonnenklöster als beseitigt erklärt wurde. Inzwischen hatte die Verbindung der hierarchischen Partei mit den ochlokratischen Elementen 21. Mai 1841 die Annahme einer revidirten Verfassung im Canton Luzern durchgesetzt. Mit dieser dem Papste vorgelegten Constitution, wodurch der Staat auf das Placet in Kirchensachen Verzicht leistete, indem er sich ein bloßes Visum vorbehielt, und wonach das Cantonsbürgerrecht fortan nur an Römisch-Katholische ertheilt werden sollte, hatte sich der kath. Vorort gänzlich den ultramontanen Einflüssen preisgegeben. In entgegengesetzter Richtung fanden jedoch um dieselbe Zeit Bewegungen im Wallis statt. Das staatsrechtlich gegen das obere Wallis zurückgesetzte Unterwallis hatte sich erhoben und durch den Sieg vom 1. April 1840 über die Oberwalliser der schon früher beschlossenen, auf das Princip der gleichheitlichen Berechtigung gegründeten Verfassung vom 3. Aug. 1839 Geltung verschafft. Allein die hierarchische Partei, in Verbindung mit den Aristokraten des Oberwallis, wußte bald auch das demokratische Princip der neuen Constitution in ihrem Interesse zu benutzen und durch die Wahlen von 1843 die Majorität im Großen Rathe, bald auch im Staatsrathe zu gewinnen. Vor und seit diesen Wahlen stellten sich die Parteien in diesem Canton schroffer gegenüber und organisirten sich als Junge und Alte S. Die Leitung der letztern stand hauptsächlich unter geistlichem Einflusse. Die Reibungen führten endlich im Mai 1844 zu offenem Kampfe, in dem die Scharen der Jungen S. am Trient in Unterwallis 21. Mai 1844 eine blutige Niederlage erlitten. Die Frucht des Siegs der ultramontanen Partei war die unter den Auspicien des Bischofs von Sitten zu Stande gekommene Verfassung vom 14. Sept. 1844. Diese bestimmte unter anderm, daß nur die kath. Religion im Canton einen Cultus haben dürfe.

Der Sieg der Ultramontanen in Wallis und die, von Bundes wegen nicht verhinderte Niederlassung der Jesuiten in Schwyz führten dahin, auch in Luzern, dem kath. Vorort, die Berufung dieses Ordens mit Eifer zu betreiben. Dagegen stellte aber der Große Rath des Cantons Aargau einen Antrag auf Aufhebung und Ausweisung des Ordens aus der gesammten S., der durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützt wurde und 19. Aug. 1844 auf der Tagsatzung zur Verhandlung kam. Allein die Mehrheit der Stände erklärte sich gegen die Einmischung. So erfolgte denn 24. Oct. im Großen Rathe von Luzern mit 70 gegen 24 Stimmen die Annahme des 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrags über Uebernahme der theol. Lehranstalt und des geistlichen Seminars. Die Jesuitengegner suchten der Berufung durch Gewalt zu begegnen, aber ihr planloses Unternehmen scheiterte (8. Dec. 1844), und die aus den Nachbarcantonen zuziehenden Freischaren kehrten in ihre Cantone zurück. Nach diesem Siege begann die luzerner Regierung durch Ausnahmegesetze, polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen ein sehr hartes Regiment, welchem sich Hunderte durch Auswanderung in die Nachbarcantone entzogen. Zugleich verbreitete sich die Aufregung gegen die Jesuiten in der Mehrheit der schweiz. Bevölkerung. Petitionen für deren Ausweisung wurden in Umlauf gesetzt, zahlreiche Volksversammlungen veranstaltet, Antijesuitenvereine und in mehrern Cantonen ein bewaffneter Volksbund gegründet. Im Canton Zürich, wo man bereits von den Täuschungen des J. 1839 zurückgekommen, verlangte man eine Instruction zur Tagesatzung, wonach die Jesuitenfrage zur Bundessache erklärt und die Aufhebung des Ordens beantragt werden sollte. Der Große Rath war einsichtig genug, in diesem Sinne zu instruiren, und bewahrte hierdurch den Canton vor Ereignissen, wie sie in Waadt eintraten. Hier hatte der Große Rath in der Jesuitensache keinen entscheidenden Beschluß gefaßt. Kaum war seine schwankende Instruction zur Tagsatzung bekannt, so sammelte sich 14. Febr. 1845 eine aufständische Menge in Lausanne. Die einberufenen Milizen traten zum Volke über; der Staatsrath gab seine Entlassung. Eine provisorische Regierung wurde ernannt, die bisherige Verfassung einer Revision unterworfen und eine veränderte Instruction in der Jesuitensache beschlossen. Die ganze Bewegung ging ohne Blutvergießen von statten.

Inzwischen vermehrten sich die Auswanderungen aus Luzern, und die Unzufriedenen dieses Cantons bereiteten sich mit den Jesuitengegnern anderer Cantone zu einem neuen Freischarenzuge vor. Sie machten den Versuch der Selbsthülfe, als die Tagsatzung abermals zu keinem entscheidenden Entschlusse gekommen war. Unter der Führung von Ochsenbein brachen Ende März 1845 etwa 4000 luzerner Ausgewanderte und Freischaren aus den Cantonen Aargau, Basel-Land, Solothurn und Bern in den Canton Luzern ein. Diese Scharen wurden jedoch unter starkem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, deren spätere Befreiung nur gegen Zahlung bedeutender Lösegelder erfolgte, 31. März und 1. April geschlagen. Die Jesuitenfreunde befleckten ihren Sieg durch Grausamkeiten, und der Fanatismus dieser Partei führte einen Fanatiker der andern Seite, A. Müller, zur Ermordung des Leu von Ebersohl, eines der einflußreichsten Beförderer der Jesuitenberufung. Während die Anhänger des Ultramontanismus aus diesem isolirt stehenden Verbrechen eine Parteiwaffe zu machen suchten, reizte die maßlose Reaction in Luzern immermehr die Masse der schweiz. Bevölkerung auf. Im Canton Zürich wurden verfassungsmäßig die Reste der Septemberregierung beseitigt. In Bern kam durch Berufung eines Verfassungsraths 31. Juli 1846 eine revidirte Verfassung zu Stande, infolge dessen entschiedenere Gegner der Jesuitenpartei in die neue Regierung eintraten. Diese Wendung der Dinge erweckte in den ultramontanen Cantonen große Besorgnisse. Schon im Herbste 1843 waren Luzern, Freiburg, Zug und die Urcantone durch die Conferenz im Bade Rothen zu einem Sonderbunde zusammengetreten. Im Sept. 1845 trat auch Wallis bei. Die Bestimmungen dieses Bundesvertrags, wonach bei einem Angriffe von der andern Seite ein Kriegsrath die Leitung des Kriegs übernehmen sollte, standen mit einigen Artikeln der Bundesacte, mehr noch mit dem Geiste der schweiz. Conföderation im Widerspruch. Es entstand daher allgemeine Aufregung, als der Inhalt des Vertrags zur öffentlichen Kenntniß kam. Der Vorschlag Zürichs auf Auflösung des Sonderbunds erhielt, da ihm auf der Tagsatzung nur $10\frac{1}{2}$ Stimmen zufielen, gleichwol nicht die zum Beschlusse erforderliche Mehrheit. Zur Verhinderung des Beschlusses hatte die in Genf herrschende Partei wesentlich beigetragen, und es kam deshalb später, im Oct. 1846, in Genf zu einem Aufstande und einer Regierungsveränderung. Noch vor diesen Ereignissen hatte sich aber auch St.-Gallen auf die Seite der Gegner des Sonderbunds gestellt. Infolge dessen kam nun 20. Juli ein gültiger Tagsatzungsbeschluß zu Stande, der die Auflösung des Sonderbunds aussprach. Es geschah dies jedoch nur mit einer Mehrheit von $12\frac{2}{2}$ Stim-

men, indem Neuenburg offenbar Partei für den Sonderbund nahm, Basel-Stadt aber und Appenzell-Innerrhoden in schwankender Stellung blieben. An den Beschluß vom 20. Juli 1846 knüpfte sich dann im Sept. ein weiterer Beschluß für Ausweisung der Jesuiten.

Nachdem eine Proclamation an das Volk der Sonderbundscantone und die Absendung von Commissaren dahin erfolglos geblieben, handelte es sich nun um die Maßregeln zur Vollziehung jener Beschlüsse. Die Tagsatzung versammelte eine Armee von 50000 Mann, die bald auf nahe 100000 erhöht wurde, unter dem Oberbefehl Dufour's (s. d.) und beschloß 4. Nov. die Vollziehung ihres Decrets vom 20. Juli durch Waffengewalt. Ihr gegenüber hatten die sieben Sonderbundscantone 36000 Mann aufgestellt, welche durch einen Landsturm von 47000 Mann unterstützt werden sollten. Im ganzen traten in der S. über 200000 Mann unter die Waffen. Durch Ueberschreitung der Grenzen des Cantons Tessin und einige erfolglose Einfälle in die kath. Freiämter des Aargaues wurden die Feindseligkeiten von den Truppen des Sonderbunds eröffnet. Der Angriff von seiten der Tagsatzung erfolgte durch das Einrücken eines Theils der eidgenössischen Truppen in den Canton Freiburg. Nach einem kurzen Gefechte in der Nähe der Stadt capitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen und Landstürmler wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich und eine neue ward gebildet. Jetzt wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern. Zug unterwarf sich ohne weiteres. Am 23. Nov. kam es an der Grenze von Luzern, bei Gislikon, Honau und Meierskappel, zum entscheidenden Gefecht. Nach ziemlich hartnäckiger Gegenwehr ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht und auf die Nachricht von dieser Niederlage auch der in Luzern tagende Kriegsrath des Sonderbunds, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis. Im Verlauf dieser Kämpfe, die ihre Ausgangspunkte in der Aufhebung der aargauer Klöster, in den Umgriffen des Jesuitismus und hauptsächlich in der Gründung des Sonderbunds hatten, betheiligte sich fortwährend die Politik der Großmächte, mit Ausnahme Großbritanniens, in den innern Angelegenheiten der S. auf eine die Selbständigkeit der Eidgenossenschaft gefährdende und den Unabhängigkeitssinn des Volks tief verletzende Weise. Schon 1846, unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf, kam es zwischen Oesterreich und Frankreich zu Verhandlungen über eine eventuelle Intervention. Während Metternich 1847 auf ein rasches Einschreiten drang, erließ Guizot 2. Juli 1847 einen offenen Brief, der die Wirkung einer Drohung hatte, ohne doch einschüchtern zu können. Da Frankreich nur mit England gemeinschaftlich handeln wollte, so benutzte Palmerston die Gelegenheit, die Entscheidung der Sache so lange zu verzögern, bis es keinen Sonderbund mehr gab und die Vermittelung von selbst wegfiel. Doch erließen Oesterreich, Frankreich und Preußen noch nach Auflösung des Sonderbunds an die S. eine Note vom 22. Jan. 1848 mit der Zumuthung, die kaum erst besetzten Sonderbundscantone zu räumen und Veränderungen in der Bundesacte von 1815 nur mit Einwilligung aller den Bund bildenden Cantone vorzunehmen. Der Eintritt der franz. Februarrevolution von 1848 und hiermit der großen europ. Bewegung beseitigte jedoch mit einem Schlage alle Gefahren von außen, sodaß die S. das Werk ihrer polit. Wiedergeburt ungestört vollenden konnte. Schon 17. Febr. 1848 begann eine von der Tagsatzung ernannte Bundesrevisionscommission ihre Arbeiten. Am 15. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht und nach seiner Durchberathung durch die Tagsatzung 27. Juni zur Abstimmung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Cantone wie die große Mehrheit der Bevölkerung erklärte sich für Annahme. Zwar überwog in einigen kleinern kath. Cantonen die Zahl der Verwerfenden. Da aber der Grundsatz zur Geltung gelangte, daß die neue Verfassung als angenommen zu betrachten, sobald sich eine Mehrheit von Ständen, die zugleich die Mehrheit der schweiz. Bevölkerung vertrete, dafür erklärt habe, so konnte schon 12. Sept. die feierliche Verkündigung erfolgen. Auch für einzelne Cantone, namentlich für die früher zum Sonderbund gehörenden, gaben die Ereignisse zu Ende 1847 den Anstoß zu wichtigen Reformen in Verfassung und Gesetzgebung. Das bedeutendste Ereigniß dieser Art war die Verwandlung des Fürstenthums Neuenburg in eine Republik, obschon Preußen gegen diese Umgestaltung Verwahrung, zwar mit Recht, aber vergeblich, einlegte.

Der Sieg über die europ. Revolution 1849 führte abermals tausende polit. Flüchtlinge, besonders Deutsche, Italiener und bald auch Franzosen, auf den Boden der S. Zur Entwaffnung der Flüchtlinge und zum Schutze der Grenzen gegen ihre Verfolger ordnete der Bundesrath 1849 ein Aufgebot von 12000, dann von 24000 Mann an. Allmählich verminderte sich die Zahl der in der S. anwesenden Flüchtlinge auf wenige Hunderte. Ihre Anwesenheit gab indessen einigen Nachbarstaaten Anlaß zu Beschwerden. Am ernstlichsten ward der Conflict mit

Oesterreich. Die Betheiligung einiger ital. Flüchtlinge am Attentat in Mailand vom 6. Febr. 1853 erweckte bei der österr. Regierung den Verdacht, als sei die Sache von der S. und insbesondere vom Canton Tessin aus eingeleitet oder doch begünstigt worden. Die von Oesterreich gestellten Forderungen vertrugen sich so wenig mit der Stellung der S. als eines unabhängigen Staats, daß sie zurückgewiesen werden mußten. Infolge hiervon rief Oesterreich seinen Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft ab, ordnete eine Grenzsperre gegen den Canton Tessin an und wies alle im Lombardisch-Venetianischen Königreiche wohnenden Tessiner, über 6000, aus dem Kaiserstaate aus. Der Zwist nahm so einen drohenden Charakter an, und es hatte 1853 den Anschein, als solle die S. neuen Prüfungen entgegengehen. Der Ausbruch der orient. Wirren stimmte indeß Oesterreich zu friedlichem Austrag, indem im Juni 1854 die strenge Grenzsperre gegen Tessin aufgehoben wurde. Eine neue, bei weitem gefährlichere Verwickelung erstand der S., als 3. Sept. 1856 im Canton Neuenburg die Royalistenpartei durch einen Aufstandsversuch sich in den Besitz der Regierung zu setzen versuchte, um das frühere Verhältniß zur Krone Preußen wiederherzustellen. Das Unternehmen wurde zwar sofort durch die eidgenössisch Gesinnten mit Waffengewalt unterdrückt, aber Preußen, in Hinsicht auf seine alten Rechte, verlangte von der Bundesregierung die Sistirung des Proeesses gegen die Gefangenen und deren unbedingte Freilassung. Da die Bundesregierung auf diese Forderung nicht eingehen wollte, so drohte der König von Preußen mit Krieg, und die Eidgenossenschaft rief unter großer patriotischer Begeisterung ihr Heer zu den Waffen. Diese energische Haltung führte unter Vermittelung der Mächte, namentlich des Kaisers von Frankreich, zu dem Londoner Vergleiche vom 26. Mai 1857, wonach die schweizer Regierung den Royalistenproceß niederschlug und allgemeine Amnestie gewährte, während der König von Preußen seine Souveränetätsrechte auf Neuenburg und Valengin gegen gewisse Stipulationen aufgab. (S. Neuenburg.) In dem ital. Kriege von 1859 sah sich die S. abermals genöthigt, zur Wahrung ihrer Neutralität an ihren Südgrenzen Truppenaufstellungen vorzunehmen. Als sodann 1860 Frankreich Savoyen annectirte, fand sich die S. insofern in Mitleidenschaft gezogen, als hierdurch die durch den Wiener Congreß und den zweiten Pariser Frieden garantirte Neutralität Nordsavoyens offenbar verletzt wurde. Während Napoleon III. erklärte, daß er die durch die Verträge festgesetzten Verbindlichkeiten in derselben Weise übernehmen wolle wie früher Sardinien, verlangte die öffentliche Stimme in der S. selbst die Einverleibung des Neutralitätsgebiets in die Eidgenossenschaft. Proteste, welche die Bundesregierung gegen die franz. Annexion erhob und durch außerordentliche Gesandtschaften (namentlich in London, Berlin und Petersburg) bei den sog. Congreßmächten unterstützen ließ, hatten keine thatsächlichen Erfolge. Da die Frage durch keinen allgemein anerkannten internationalen Vertrag geregelt ward, so blieb dieselbe im Grunde ungelöst, und die S. unterließ nicht, gelegentlich ihre Proteste und Ansprüche zu erneuern. So geschah dies noch in der Bundesversammlung vom Juli 1867. Der Krieg in Italien 1866 machte wieder eine Truppenaufstellung im Süden nöthig. Die Neugestaltung Deutschlands veranlaßte die S., einen ordentlichen Gesandten beim Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten zu ernennen. Durch die außerordentlichen Anstrengungen, welche die S. nach dem deutsch-österr. Kriege in ihrer Heeresorganisation machte, lieferte sie aufs neue den Beweis, daß sie keine Vorkehrungen unterlassen will, ihre Neutralität, die erste Basis ihrer internationalen Existenz und Unabhängigkeit, nach Kräften zu wahren. Vgl. Johannes von Müller, «Geschichte der Eidgenossenschaft» (Bd. 1—5, Abth. 1, Lpz. 1806—8; Bd. 5, Abth. 2, von Glutz-Blozheim, Zür. 1816; Bd. 6 und 7, von Hottinger, Zür. 1825—29; Bd. 8—10, von Bullemin, 1842—45; Bd. 11—13, von Monnard, 1846—51); Meyer von Knonau, «Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1826—29); Zschokke, «Geschichte des Schweizerlandes» (Zür. 1822 u. öfter); Haller, «Darstellung von Helvetien unter den Römern» (2 Bde., Bern 1818); Balthasar, «Helvetia, oder Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten» (8 Bde., Zür. 1823); Müller Friedberg, «Schweiz. Annalen» (Zür. 1831); Gelzer, «Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte» (Aarau und Thun 1838); Tillier, «Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsacte» (2 Bde., Zür. 1845—46); derselbe, «Geschichte der helvet. Republik» (3 Bde., Bern 1843); Vögelin, «Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (4 Bde., Zür. 1861); Daguet, «Histoire de la confédération suisse» (6. Aufl., Neufchâtel 1867; deutsch, Aarau 1867); Fedderſen, «Geschichte der schweiz. Regeneration von 1830—48» (Zür. 1867); Baumgarten, «Die S. in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50» (Bd. 1—4, Zür. 1864—67); die reichhaltigen «Mittheilungen» der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich (Zür. 1841 fg.).

Schweizer (Miethstruppen). Nach den siegreichen Kämpfen der Schweiz gegen Oesterreich begann schon die Gewohnheit, daß sich junge S. zum Solddienst für fremde Staaten vereinigten, in der Regel unter dem Vorbehalt, von Offizieren ihrer Nation befehligt zu werden und unter eigener Gerichtsbarkeit zu stehen. (S. Schweiz.) Noch vor den Burgunderkriegen 1450 traten S. als Bundesfreunde in den Sold der Reichsstadt Nürnberg und kämpften gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Unter den Cantonen verlieh zuerst Solothurn 1464 Soldtruppen an Frankreich. Seitdem kamen die Militärcapitulationen einzelner oder mehrerer Cantone zur Stellung von Söldnertruppen für fremde Staaten, zumal für Frankreich, Spanien, Holland, Neapel, Piemont und den Kirchenstaat, immer mehr in Gewohnheit. In Frankreich allein dienten von Ludwig XI. bis zum Ende der Regierung Ludwig's XIV. (1465—1715) 1,100000 S., für die gegen 1150 Mill. Frs. bezahlt wurden. Die S. glaubten in dieser Vermiethung zu fremdem Kriegsdienste die Quelle eines bedeutenden Einkommens zu besitzen. In der Regel gelang es aber nur einem Theile der Offiziere, sich einiges Vermögen zu erwerben, während die Gemeinen arm und krank in die Heimat zurückkehrten. Auch als Kriegsschule war dieser Söldnerdienst nicht mehr zu betrachten, seitdem die schweiz. Miethsoldaten hauptsächlich als Leibgarden der Monarchen verwendet wurden. Die Entlassenen kehrten oft demoralisirt und zu bürgerlichem Berufe untüchtig in das Vaterland heim. Viele der kräftigsten Arbeiter wurden dem Landbau oder den Gewerben entzogen. So kam es, daß gerade diejenigen Cantone, welche die meisten Söldner in das Ausland lieferten, entweder die ärmsten blieben, oder daß ihre früher blühende Industrie, wie dies in Freiburg der Fall, zu Grunde ging. Außerdem trug das Söldnersystem nicht wenig dazu bei, den Namen der S. im Auslande verhaßt und verachtet zu machen. Die Französische Revolution unterbrach für einige Zeit diese Militärcapitulationen. Allein der Art. 8 der schweiz. Bundesacte von 1815 gestattete den Cantonen unter gewissen Bedingungen wieder den Abschluß solcher Verträge. Nach 1830 nahmen die meisten regenerirten Cantone das Verbot der Militärcapitulationen mit fremden Staaten in ihre Verfassungen auf. Dasselbe Verbot ging in die Bundesverfassung von 1848 (Art. 11) über. Doch blieben noch solche Verträge mit dem Papste und mit Neapel in Kraft, und obschon später von den schweizer Bundesbehörden alle weitern Werbungen selbst für die capitulirten Regimenter untersagt wurden, konnte doch dem sog. Reislaufen nicht völlig Einhalt gethan werden. Die Barbareien, welche die päpstl., größtentheils aus S. bestehenden Fremdentruppen (unter dem General Schmid aus Uri) bei der Erstürmung der Stadt Perugia 20. Juni 1859 verübten, veranlaßten in Italien eine solche Aufregung, daß sich der Bundesrath zu strengern Maßregeln gegen den fremden Kriegsdienst veranlaßt sah. Derselbe trat zunächst mit dem Könige von Neapel in Unterhandlung, infolge dessen die nationalen Abzeichen (die eidgenössischen und cantonalen Farben) von den Fahnen der capitulirten Regimenter entfernt wurden. Dies führte indeß zu einem Aufstande eines Theils der neapolit. Schweizertruppen, der nur mit Hülfe der treugebliebenen, die hierbei auf ihre eigenen Landsleute schossen, unterdrückt werden konnte. Da die Insubordination dennoch weiter um sich griff, so entschloß sich die neapolit. Regierung, alle diejenigen zu verabschieden, welche es wünschen würden. Auf diese Weise kehrten 2000 S. in ihre Heimat zurück. Im Juli 1859 erließ sodann die Bundesregierung ein verschärftes Gesetz, das die Anwerbungen mit Gefängniß, Geldbuße und selbst Verlust der polit. Rechte bestrafte. Trotzdem ist noch gegenwärtig die Zahl der S. im ausländischen Kriegsdienste, namentlich im holländ. Ostindien und in Rom, eine sehr bedeutende. Im Frühjahre 1867 sah sich deshalb der Bundesrath genöthigt, das Gesetz von 1859 den einzelnen Cantonen in Erinnerung zu bringen. Vgl. Zurlauben, «Histoire militaire des Suisses» (Par. 1753); May de Romainmotier, «Histoire militaire des Suisses dans les différents services de l'Europe» (Lausanne 1788); Rudolf, «Geschichte der Feldzüge und der Kriegsdienste der S. im Auslande» (2 Bde., Baden 1844—45).

Schweizer (Alexander), einer der namhaftesten prot. Theologen der Gegenwart, geb. 14. März 1808 zu Murten, wo sein auch als Schriftsteller bekannter Vater Johann Jakob S. (gest. 1843 als Pfarrer zu Trub) damals Diakonus war, erhielt seine Vorbildung seit 1818 auf den Gymnasien zu Biel, Basel und Zürich und beendete in letzterer Stadt 1831 auch seine theol. Studien. 1832 hörte er in Berlin besonders Schleiermacher und kehrte, nachdem er seit 1833 als Hülfsprediger an der reform. Gemeinde in Leipzig gewirkt, im Herbst 1834 nach Zürich zurück, wo er als Privatdocent an der Universität und Vicar am Großmünster seine Wirksamkeit eröffnete. Schon 1835 erhielt er die Professur der praktischen Theologie und wurde von der Synode in den Kirchenrath gewählt. 1840 wurde er Ordinarius und im Febr. 1844 Pfarrer der Münstergemeinde. In seinen theol. Anschauungen besonders durch Schleiermacher

angeregt, dem er auch durch die seltene Verbindung eines warmen religiösen Gefühls mit tiefer philos. Bildung und scharfer, freimüthiger Kritik unter allen seinen unmittelbaren Schülern am nächsten steht, verwandte er seine eminente Begabung zugleich zu einer gründlichen Durchforschung des ältern reform. Lehrbegriffs, dessen innern Zusammenhang mit Schleiermacher'schen Sätzen er mit Vorliebe aufsuchte. So entstanden die beiden großen Werke, die «Glaubenslehre der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1844—47) und «Die prot. Centraldogmen innerhalb der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1854—56), in denen er nicht nur einen reichen Schatz gründlicher Gelehrsamkeit aufgesammelt, sondern auch die Bahn zu einem eindringenden Verständnisse des reform. Dogmas in der verdienstvollsten Weise gebrochen hat. An diese Arbeiten knüpften sich eine Reihe von Artikeln in den «Theol. Jahrbüchern», in denen S. seine Auffassung des reform. Lehrbegriffs näher begründete und durch weitere histor. Mittheilungen ergänzte. Sein letztes, leider noch unvollendetes Werk ist «Die christl. Glaubenslehre nach prot. Grundsätzen dargestellt» (Bd. 1, Lpz. 1863), nach Schleiermacher's «Christl. Glauben» wol die bedeutendste dogmatische Leistung unserer Zeit. Dieses Werk, in welchem er auf Grund seiner frühern dogmengeschichtlichen Leistungen begonnen hat, das christlich-fromme Bewußtsein auf seiner gegenwärtigen Entwickelungsstufe, frei von veraltetem dogmatischen Formelwerk und im scharfen Gegensatze zur prot. Orthodoxie, doch mit der freudigen Zuversicht in die ewige religiöse Wahrheit des Christenthums als der vollkommenen Erlösungsreligion darzustellen, muß als der classische Ausdruck der neuern freien prot. Theologie bezeichnet werden. Auch um die wissenschaftliche Construction der praktischen Theologie hat sich S. namhafte Verdienste erworben. Dahin gehören unter anderm die Schriften «Ueber Begriff und Eintheilnng der praktischen Theologie» (Lpz. 1836) und die mit philos. Geiste bearbeitete «Homiletik» (Lpz. 1848). Sonst sind, außer vielen Abhandlungen in Zeitschriften, wie besonders zu den «Theol. Studien und Kritiken» und der «Prot. Kirchenzeitung», noch zu nennen: «Darstellung der Wirksamkeit Schleiermacher's als Prediger» (Halle 1834); «Das Bindende der liturgischen Formulare» (Zür. 1836); «Das Evangelium des Johannes» (Lpz. 1841). Auch gab S. die «Philos. Ethik» Schleiermacher's (Berl. 1835) und mehrere Predigtsammlungen (Bd. 1—5, Lpz. 1834—62) heraus.

Schwenkfeld (Kaspar), der Begründer der nach ihm benannten Sekte der Schwenkfeldianer, geb. 1490, ein schles. Edelmann aus dem alten Geschlechte von Ossig, stand zur Zeit der Reformation als Rath in den Diensten des Herzogs von Liegnitz. Ohne gelehrte theol. Bildung, aber, wie viele seiner Zeitgenossen, von mystischen Ideen berührt, suchte er die reformatorischen Gedanken, denen er anfangs mit Begeisterung sich angeschlossen, in einer Weise weiter zu bilden, welche den Reformatoren als Schwärmerei erschien. Besondern Anstoß gab er durch seine Lehre von der himmlischen oder vergotteten Menschheit Christi, durch seine Auffassung der Rechtfertigung als Einpflanzung des gottmenschlichen Wesens Christi in uns und durch seine Deutung des Abendmahls, in welchem er ein Sinnbild der mystischen Idee sah, daß die himmlische Menschheit Christi das wahre Brot für die Seele sei. Wie viele andere «Schwarmgeister» seiner Zeit verlangte er Aufrichtung einer Kirchengemeinschaft, in welche nur wahrhaft «Heilige» Zutritt fänden, und berief sich statt auf die äußere Autorität des geschriebenen Worts auf die unmittelbar innere Erleuchtung der Seele, als die einzige Norm des Glaubens und Lebens. Seine Lehren sprach er aus in dem «Bekanndtnus und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christl. Glaubens» (1547). Schon 1528 aus seinem Vaterlande verbannt, wanderte er unter mancherlei Verfolgungen in Schwaben und am Rhein umher. Nach seinem wahrscheinlich zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondere Gemeinden, die seinen Behauptungen folgten und eine strengere Kirchenzucht unter sich einführten. Nach harten Verfolgungen fanden sie 1733 eine Zuflucht in Nordamerika, wo sie selbst noch jetzt geschlossene Gemeinden bilden, eigene Geistliche und Bethäuser haben und wegen ihrer Mäßigkeit und Rechtlichkeit gerühmt werden. Vgl. Kadelbach, «Ausführliche Geschichte Kaspar von S.'s u. s. w.» (Lauban 1861).

Schwenkung heißt diejenige Evolution einer Truppe, durch welche sie, ohne ihre Fronte zu brechen, eine andere Richtung gewinnt, indem sie sich um einen Drehpunkt (Pivot), den ihr rechter oder linker Flügel bildet, im Bogen bewegt (Rechts- oder Linksschwenkung). Die S. auf die Mitte (Achsschwenkung), wobei das Pivot in der Mitte liegt, die eine Hälfte kehrt macht und rückwärts, die andere vorwärts in die neue Linie schwenkt und jene, dort angekommen, die Fronte herstellt, ist jetzt als unbrauchbar für die neuern Gefechtsverhältnisse in den meisten Armeen abgeschafft. Die S. kann eine Achtel-, Viertel- oder halbe S. sein je nach dem Kreisbogen, den der äußere Flügel beschreibt. Im 18. Jahrh. wurden S. von 10—12

Digitized by Google

Botaillonen, 10—20 Escodrons in ungebrochener Linie zusammen (en barrière) ausgeführt; gegenwärtig kommt dies nicht mehr vor, auch geschehen die meisten S. in Colonne.

Schweppermann (Seyfried), ein durch seine Kriegserfahrung berühmter Ritter, der Sieger bei Mühldorf, stammte aus einem Patriciergeschlechte zu Nürnberg. An der Spitze der fränk. Hülfstruppen zog er 1315 mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg dem 20. Oct. 1314 zum deutschen Kaiser erwählten Herzog von Baiern, Ludwig IV., gegen den gleichfalls 19. Oct. zum Kaiser ernannten Herzog von Oesterreich, Friedrich III., zu Hülfe. Sieben Jahre wurde mit abwechselndem Glücke, meist in kleinern Gefechten, über den Besitz der Kaiserkrone gekämpft. Doch sollte endlich eine Hauptschlacht den Streit entscheiden. Der Gegenkönig Friedrich, durch einen Haufen wilder Ungarn verstärkt und von den geistlichen Fürsten von Salzburg und Passau persönlich unterstützt, drang bei Mühldorf über den Inn vor und beobsichtigte unter Beihülfe seines Bruders Leopold, der mit einem wohlgerüsteten Heere von Schwaben heranzog, die Baiern mit ihren Verbündeten in die Mitte zu nehmen und zu erdrücken. Das einzige Mittel zur Rettung war, einen Angriff gegen Friedrich zu wagen, ehe Leopold ankäme. Allein es fehlte an einem gemeinschaftlichen Heerführer, der die Bewegungen einer Armee von ungefähr 30000 Mann zu leiten verstanden hätte. In dieser Verlegenheit übertrug man dem alten, kriegserfahrenen S. den Oberbefehl. Er erkannte sogleich die fehlerhafte Stellung der Oesterreicher, griff zuerst den rechten Flügel an, warf ihn und wendete sich gegen die Mitte und gegen die Seite des linken Flügels und ließ zuletzt, als der Sieg schwankte, die Truppen des Burggrafen von Nürnberg dem Feinde in den Rücken fallen. Durch diese Schlacht, welche 28. Sept. 1322 bei Mühldorf stattfand, trat Ludwig in den Alleinbesitz der deutschen Kaiserkrone. Als am Abende nach dem Siege für die kaiserl. Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgefunden wurde, vertheilte sie der Kaiser mit den Worten: «Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!» Diese Worte gingen in die Grabschrift S.'s zu Burg Castell in der Oberpfalz über.

Schwere (Schwerkraft). Alle materiellen Theilchen ziehen sich gegenseitig an, und die Größe der infolge dieser Eigenschaft zwischen zwei Körpern vorhandenen Anziehung steht im geraden Verhältnisse ihrer Massen, aber im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernung. Das Wort S. bezeichnet nun in seiner allgemeinsten Bedeutung diese zwischen allen Körpern im Weltraume vorhandene Anziehung, auch allgemeine S. oder Gravitation (s. d.) genannt, während es in einem engern Sinne sich nur auf die Anziehung zwischen der Erde und den auf ihr befindlichen Körpern erstreckt. Wenn die Erde eine Kugel von überall gleicher Dichtigkeit wäre, so würde die aus der Anziehung aller ihrer materiellen Theilchen resultirende Kraft genau durch ihren Mittelpunkt gehen und an allen Punkten ihrer Oberfläche gleichgroß sein. Man kann sich unter dieser Voraussetzung die ganze Masse der Erde, wenn es sich um ihre Anziehung auf einen außerhalb der Oberfläche liegenden Punkt handelt, in ihrem Mittelpunkte vereinigt denken, und die anziehende Kraft der S. (der Erde) auf einen außerhalb der Erde befindlichen Körper steht dann im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung dieses Körpers vom Mittelpunkte der Erde. Anders muß es sich aber natürlich mit der Anziehung auf einen in dem Innern der Erde, also in ihrer Masse selbst gelegenen Punkt verhalten, indem hier die von diesem Punkte nach auswärts liegenden Theile der Erde gerade nach entgegengesetzter Richtung anziehend wirken als die übrigen. Es verhält sich gerade so, als ob nur eine anziehende Kugel von einem dem Abstande des betrachteten Punktes vom Mittelpunkte der Erde gleichen Radius vorhanden wäre, woraus folgt, daß die S. innerhalb der Erde in geradem Verhältnisse mit den einfachen Entfernungen vom Mittelpunkte derselben zunimmt. Für die Erklärung sehr vieler Erscheinungen genügt die obige Annahme der Kugelgestalt unserer Erde. Da jedoch unsere Erde ein Umdrehungsellipsoid ist, dessen Polardurchmesser kleiner als der Aequatorialdurchmesser, so wird schon aus diesem Grunde die Schwerkraft nicht an allen Punkten der Oberfläche gleichgroß sein können: sie wird unter dem Aequator kleiner sein müssen als unter den Polen. Dazu kommt noch, daß die infolge der Umdrehung der Erde entstehende Schwungkraft der Schwerkraft unter dem Aequator gerade entgegenwirkt, während dieser Einfluß nach den Polen zu geringer wird; es wird daher die Schwerkraft unter dem Aequator um so mehr kleiner sein müssen als unter größern Breiten oder unter den Polen. Die Größe der S. (oder Schwerkraft) wird gemessen durch die Geschwindigkeit, welche sie einem freifallenden Körper während des Falles von einer Secunde mittheilt. Mit großer Genauigkeit erhält man diese Geschwindigkeit durch die Beobachtung der Schwingungsdauer eines Pendels von gemessener Länge, indem die Schwingung des Pendels einen fortwährenden Fall auf schiefen Ebenen von veränderlicher Neigung darstellt. Nach Bessel's Versuchen beträgt dieselbe für Königsberg 30,213 par. F. Die Schwingungsdauer eines

und deſſelben Pendels wird wegen der erwähnten Verſchiedenheit in der Größe der Schwerkraft unter dem Aequator länger, an den Polen kürzer ſein. Beim Steigen auf bedeutende Höhen nimmt die Schwerkraft ab; die Beſtimmung der Schwingungsdauer eines und deſſelben Pendels am Meeresufer und auf hohen Bergen liefert dafür die thatſächliche Beſtätigung. Die Richtung, in welcher die Erde einen Körper auf ihrer Oberfläche anzieht, wird durch einen Faden beſtimmt, an deſſen unterm Ende ein ſchwerer Körper hängt (Bleiloth). Man kann ſie ebenfalls beſtimmen durch die etwas ausgedehnte freie Oberfläche einer Flüſſigkeit, indem ſie auf letzterer ſenkrecht ſteht. Specifiſche S. wird bisweilen, aber unrichtig für ſpecifiſches Gewicht oder Dichtigkeit gebraucht.

Schwererde und **Schwerſpat**, ſ. Baryt.

Schwerhörigkeit iſt eine Abſchwächung der Gehörsempfindungen, bei welcher leiſe Töne nicht mehr, ſtarke nur ſchwach wahrgenommen werden. Da das Organ, welches zuerſt die Schallwellen zur Uebertragung auf die Gehörnerven aufnimmt, eine zwiſchen zwei Luftſäulen (dem äußern und innern Gehörgang) frei ſchwingende Membran (Trommelfell) iſt, ſo verurſacht S. alles, was die Schwingungen dieſer beeinträchtigt. So entſteht S. bei Verſtopfung des äußern Gehörgangs, z. B. durch Ohrenſchmalz (bei alten Leuten gar nicht ſelten), bei Verſtopfung des innern Gehörgangs infolge von Katarrh der Schleimhaut (häufigſte Urſache der anhaltenden S.), durch Verletzung des Trommelfells. Von dem Trommelfell werden die Schwingungen durch ein Syſtem von gegeneinander beweglichen Knöchelchen auf die Kapſel übertragen, welche die Endausbreitung der Gehörnerven einſchließt. Eine Verletzung dieſes Mechanismus hat S. oder Taubheit zur Folge. Endlich kann S. auch entſtehen durch Störungen im Nerven ſelbſt. Je nach der Urſache iſt die Behandlung der S. und die Ausſicht auf Herſtellung des Gehörs verſchieden.

Schwerin, Fürſtenthum, gegenwärtig ein Beſtandtheil des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin (ſ. d.), mit welchem es ſo wenig als mit der ebenfalls zu letzterm gehörigen ehemaligen Grafſchaft, dem nunmehrigen Herzogthum Schwerin zu verwechſeln iſt, war früher eines der drei von Heinrich dem Löwen geſtifteten Bisthümer, welches im Weſtfäliſchen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürſtenthum dem Herzog von Mecklenburg als Entſchädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrſchaft Wismar übergeben wurde. Es hat ein Areal von 13,66 Q.-M. Haupt- und Reſidenzſtadt des Bisthums war Bützow.

Schwerin, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, liegt in angenehmer Umgebung an dem 3 M. langen und $^3/_4$ M. breiten, fiſchreichen Schwerinerſee und der Mecklenburgiſchen Eiſenbahn (Hagenow-Roſtock). Die Stadt iſt Sitz der ſämmtlichen obern Landesbehörden, zählt 24634 E. (3. Dec. 1867) und zerfällt in die Altſtadt, die Neuſtadt, die Vorſtadt und die Paulſtadt. Beſonders in den drei letztern, neuern Stadttheilen iſt ſie ſchön und modern gebaut. Das neue großherzogl. Reſidenzſchloß, 1845—58 in großartigen Verhältniſſen aufgeführt, liegt auf einer Inſel des Sees, wo ſich ſchon im Anfange des 12. Jahrh. ein Schloß der Fürſten und Herzoge von Mecklenburg erhob, das 1629 von Wallenſtein erneuert wurde. Die angrenzenden ſchönen Anlagen dienen zu Spaziergängen. Sonſt ſind von neuern Bauwerken noch hervorzuheben das 1844 erbaute Arſenal, der neue Marſtall, das Collegien- oder Regierungsgebäude (ſeit dem Brande von 1865 neu aufgeführt) und das Schauſpielhaus, 1832—35 von Demmler erbaut. Vor demſelben ſteht das eherne Standbild des Großherzogs Paul Friedrich (von Rauch). Der im Anfang des 15. Jahrh. vollendete, neuerdings vollſtändig reſtaurirte Dom (350 F. lang, 135 F. breit) gehört zu den ſchönſten Denkmälern des den baltiſchen Ländern eigenthümlichen ernſten goth. Stils. Außerdem hat S. noch zwei andere prot. und eine kath. Kirche. Von höhern Unterrichtsanſtalten beſtehen ein Gymnaſium (das Fridericianum, die ehemalige Domſchule), eine Realſchule und eine Gewerbeſchule. Unter den Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt ſind beſonders die großherzogl. Gemäldegalerie (800 Bilder) mit Kupferſtichcabinet, das trefflich geordnete Antiquarium (Sammlung des Vereins für mecklenb. Geſchichte und Alterthumskunde), die Regierungs- und die Gymnaſialbibliothek hervorzuheben. Handel und Induſtrie ſind von keiner hervorragenden Bedeutung. Am ſtärkſten betrieben wird die Tabacksfabrikation. Außerdem beſtehen eine Eiſengießerei, Bier- und Eſſigbrauereien, Branntweinbrennereien ſowie Fabriken für Strohhüte, Wagen, Spiegel, Cement, Parfumerien, Lack, Leim, Chocolade, Watte, Spielkarten, Strumpfwaaren u. ſ. w. Von Geldinſtituten beſitzt die Stadt die 1853 begründete Lebensverſicherungs- und Sparbank. Mit dem 2 M. nördlich entfernten Seehafen Wismar iſt S. durch Eiſenbahn verbunden. Das am ſüdweſtl. Ende des Schwerinerſees gelegene, zur Stadt gehörige Dorf Zippendorf iſt ein beſuchter Vergnügungsort. S. iſt ein uralter Ort, der in neuerer Zeit namentlich durch den Groß-

Digitized by Google

herzog Paul Friedrich (gest. 1842) sehr erweitert und verschönert wurde und sich, seitdem er in das deutsche Eisenbahnnetz gezogen, sehr gehoben hat. Vgl. »Beschreibung von S.« (Wism. 1857).

Schwerin ist der Name eines der ältesten und vornehmsten, an Gliedern und Besitz reichsten Adelsgeschlechter Pommerns, wo es zuerst gegen die Mitte des 12. Jahrh. urkundlich genannt wird und auch die Stammgüter (Spantekow, Altwigshagen und Cummerow, das jetzige Schwerinsburg) liegen. Von Pommern aus verbreitete sich die Familie nach Mecklenburg, der Mark, Preußen, Polen, Schweden, Kurland, Baiern und gelangte überall zu großem Ansehen. Im 17. Jahrh. bestanden an 24 verschiedene Linien, und gegenwärtig blühen, außer verschiedenen adelich gebliebenen Zweigen (z. B. auf Janow), vier gräfl. Linien in Preußen, zwei gräfl. Linien in Schweden, zwei freiherrl. Linien ebenfalls in Schweden und eine freiherrl. Linie in Baiern. Als gemeinsamer Ahnherr der vier in Deutschland bestehenden gräfl. Häuser ist Hans von S. (gest. vor 1569) anzusehen. Dessen Enkel, Otto von S., geb. 8. März 1616, zeichnete sich in kurbrandenb. Staatsdiensten aus, wurde 1648 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und stand seit 1658 als Oberpräsident an der Spitze der gesammten Verwaltung des brandenb.-preuß. Staats und Hofs. Er starb 8. Juni 1679 zu Berlin und hinterließ 14 Kinder. Von letztern wurde Freiherr Otto von S., geb. 21. April 1645, gest. 8. Mai 1705 als kurbrandenb. Geh. Staatsminister, vom Kaiser Leopold I. 11. Sept. 1700 zum Reichsgrafen erhoben. Seine beiden Söhne waren die Stifter zweier noch blühenden Linien. 1) Die Linie Walsleben und Wildenhoff stiftete Reichsgraf Otto Friedrich Wilhelm von S., geb. 28. Juli 1678, gest. 6. Aug. 1727 als Geh. Staatsrath und Oberhofmeister der Königin von Preußen. Gegenwärtiges Haupt derselben ist Graf Otto von S., geb. 31. Juli 1823, Majoratsherr der Herrschaften Walsleben und Wildenhoff (29540 Morgen) im Kreise Preußisch-Eylau. 2) Die Linie zu Wolfshagen, in der Mark und Mecklenburg, begründete Graf Otto von S., geb. 5. Juni 1684, gest. 2. Jan. 1755 als Statthalter zu Berlin. An der Spitze derselben steht jetzt Graf Otto Wilhelm Ludwig von S., geb. 26. Aug. 1822. 3) Die Linie zu Schwerinsburg in Pommern wurde von Klaus von S. (gest. 1612), dem Sohne des obenerwähnten Hans von S., gestiftet. Klaus' Urenkel, Hans Boguslaw (geb. 10. Juni 1683, gest. 23. Aug. 1747), Geh. Oberfinanzrath, Landjägermeister und Oberforstmeister der Kurmark, und der berühmte Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin (s. d.) wurden 31. Juli 1746 von Friedrich II. in den Grafenstand erhoben. Ein Urenkel Hans Boguslaw's, Graf Maximilian von Schwerin (s. d.), Besitzer von Boldekow, Bornmühl, Glien, Putzar u. s. w., ist der Chef dieses Hauses. Des letztern Bruder, Graf Victor von S., geb. 22. Dec. 1814, Besitzer von Schwerinsburg u. s. w., ist Mitglied des preuß. Herrenhauses. Der Großoheim dieser beiden Brüder, Graf Wilhelm Friedrich Karl von S., geb. 23. Dec. 1728, wurde als Adjutant des Königs in der Schlacht bei Zorndorf von den Russen gefangen und nach Petersburg geführt, wo er später bei der Thronbesteigung Peter's III. über den Frieden unterhandelte. 1795 führte er als Generallieutenant die preuß. Truppen gegen Polen, wurde aber überall geschlagen, sodaß er sich kriegsgerichtlich zum Verlust seines Regiments und einjähriger Gefangenschaft verurtheilt sah. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, suchte er vergeblich um Revision des Processes nach und starb 17. Aug. 1802 zu Hamburg. 4) Die Linie zu Willmersdorf wurde von Hans Felix von S., ebenfalls einem Sohne des obenerwähnten Ahnherrn Hans, gestiftet und 1787 in der Person des preuß. Generalmajors Friedrich August Karl Leopold von S. (geb. 11. Oct. 1750, gest. 16. Dec. 1834) in den Grafenstand erhoben. Der Großvater des letztern, Freiherr Friedrich Boguslaw von S., geb. 30. Aug. 1674, gest. 1. Oct. 1747, war preuß. Geh. Staatsminister. Von den in Schweden ansässigen Linien des Hauses wurden die zu Husby 1766 und die zu Stegeberg 1776 in den Grafenstand erhoben.

Schwerin (Kurt Christoph, Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 16. Oct. 1684 in Schwedisch-Pommern, trat, nachdem er zu Leyden, Greifswald und Rostock studirt, 1700 als Fähnrich in holländ. Dienste, focht in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet und wurde 1705 Hauptmann. 1706 trat er in mecklenb. Dienste, avancirte 1708 zum Obersten und wurde 1711 mit geheimen Aufträgen an Karl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier und 1718 zum Generalmajor. Als solcher schlug er 1719 das kaiserl. Commissionsheer (13000 Hannoveraner), welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber ein Theil von Vorpommern, wo S.'s Güter lagen, an Preußen fiel, trat er in preuß. Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, wo er die Unruhen in Thorn zum Besten der Evangelischen beilegen mußte, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur von Peiz und

1731 zum Generallieutenant und schenkte ihm, zumal seitdem ihm 1733 der Auftrag, die hannov. Truppen abermals aus Mecklenburg zu vertreiben, vollständig glückte, sein besonderes Vertrauen bei Berathung aller militärischen Angelegenheiten, machte ihn zu seinem Begleiter auf Reisen und ernannte ihn 1739 zum General der Infanterie. Bei der Thronbesteigung Friedrich's II. zum Feldmarschall und in den Grafenstand erhoben, führte er im ersten Schlesischen Kriege nach dem Einzuge in Breslau den rechten Flügel des preuß. Heeres bis Neisse, drängte den österr. General Browne zurück und drang bis tief in Mähren ein. Er war es, der durch kräftigen Angriff die fast verlorene Schlacht bei Mollwitz, 10. April 1741, noch gewann. Nach dem Frieden ernannte ihn Friedrich zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs rückte er durch die Grafschaft Glatz in Böhmen ein und vereinigte sich vor Prag mit dem Könige, worauf die Belagerung der Stadt begann, die am 16. Sept. mit ihrer Capitulation schloß. Als später die Preußen aus Böhmen sich zurückziehen mußten, führte S. diesen schwierigen Rückzug mit großem Ruhme aus, begab sich aber dann, um seine Gesundheit herzustellen, auf seine Güter. Erst beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rückte er wieder ins Feld. An die Spitze des preuß. Corps gestellt, das von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte, drang er nach der lowositzer Schlacht in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Piecolomini's und Browne's. Den Feldzug des nächsten Jahres eröffnete er an der Spitze eines Corps, mit welchem er in Böhmen einrückte und die Oesterreicher an allen Orten zurückdrängte, worauf er mit dem Könige und dem Fürsten Moritz von Anhalt, welche von Sachsen aus auf Prag gerückt waren, sich vereinigte. Auf den Höhen bei Prag stand der Herzog von Lothringen mit dem österr. Heere in einem starkverschanzten Lager. Am 6. Mai 1757 wurde der Angriff beschlossen, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel, aber auch hier nur mit der äußersten Gefahr geschehen konnte. Schon begann, nachdem mehrere Angriffe mislungen, die preuß. Schlachtordnung auf dem linken Flügel zu wanken, als der greise S. die Fahne ergriff und seine Krieger aufs neue gegen die Verschanzungen führte. Doch kaum zwölf Schritte vorgerückt, wurde er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt und erlebte den Sieg des Königs nicht mehr. Wol kein anderer preuß. Held des Siebenjährigen Kriegs ist so allgemein wie er betrauert worden. Volksgesänge brachten seinen Namen auf die Enkel, und der König ließ sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen. Mit Heldenmuth und Feldherrntalent verband er Menschlichkeit, Milde gegen Untergebene und echt religiösen Sinn, auch besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder.

Schwerin (Maximilian, Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 30. Dec. 1804 zu Boldekow, einem Familiengute in Pommern, studirte die Rechte auf den Universitäten zu Berlin und Heidelberg, trat dann als Auscultator in den Staatsdienst, verließ denselben jedoch bald, um einige seiner väterlichen Güter zu verwalten. Hier wurde er Landrath des Kreises Anklam und 1839 Generallandschaftsdirector. Als 1846 die Generalsynode zusammentrat, ward er Mitglied derselben, ebenso 1847 des Vereinigten Landtags, in welchem sein Antrag, die Wahlfähigkeit nicht von der Gemeinschaft mit einer der bestehenden christl. Kirchen abhängig zu machen, sondern dieselbe allen zu gestatten, welche sich zur christl. Religion bekennen, trotz des Widerspruchs der Minister Annahme fand. Am 19. März 1848 in das Ministerium Arnim berufen, übernahm er das Portefeuille des Cultus. Als aber infolge des Wachsmuth-Waldeck'schen Antrags, den Verfassungsentwurf betreffend, im Ministerium Meinungsverschiedenheit entstand, trat auch S. 13. Juni zurück. Von dem Kreise Schlawe in Hinterpommern zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, zählte S. zu der kleinen Partei, welche die Feststellung einer deutschen Verfassung nur auf dem Wege der Vereinbarung mit den deutschen Fürsten für möglich erachtete. Er trat daher im Mai 1849 aus der Versammlung, als diese sich für competent erklärte, das Verfassungswerk auf eigene Hand zu Ende zu führen. Seit der Begründung der preuß. Verfassung war S. ununterbrochen Mitglied der Zweiten Kammer und in den beiden Sitzungsperioden von 1849—55 Präsident derselben. Zur Zeit der sog. Landschaftskammern, 1855—58, gehörte er zu der geringen Anzahl der Abgeordneten, welche trotzdem die constitutionelle und liberale Sache verfochten. Der Umschwung in den Wahlen von 1858, während der Regentschaft, gab ihm zunächst die Präsidentenwürde zurück, die er behielt, bis er an Flottwell's Stelle 3. Juli 1859 als Minister des Innern in das liberale Ministerium eintrat. Bei Beginn des über die Militär- und Budgetfrage hereinbrechenden Conflicts, den er in verfassungsmäßigem Sinne gelöst haben wollte, reichte er mit den andern liberalen Mitgliedern des Ministeriums Auerswald 18. März 1862 seine Entlassung ein. Während der Zeit

des Zerwürfnisses zwischen Volksvertretung und Regierung kämpfte S. für die constitutionellen Rechte in den Reihen der altliberalen (gothaischen) Partei, zu deren Häuptern er gehörte. Nach den Ereignissen von 1866 war er einer der ersten Liberalen, die in offener Selbstverleugnung für die von der Regierung nachgesuchte Indemnität und für eine kräftige Unterstützung der auswärtigen Politik des Ministeriums Bismarck ihre Stimme erhoben, ohne sich jedoch von den freisinnigen Grundsätzen loszusagen. Der sehr entschiedenen Schwenkung nach rechts, welche die preuß. Altliberalen machten, folgte er nicht, sondern erklärte sich in einem Wahlprogramm zum Norddeutschen Reichstage von 1867 für die national-liberale Partei, der er auch beitrat. Wenige Männer der preuß. Aristokratie erfreuen sich einer so allgemeinen Popularität wie S. Sein energisches Auftreten gegen die Bestrebungen der Feudalpartei in den Kammerverhandlungen von 1856—58 und seine echt freisinnige Verwaltung des Ministeriums, die sich durch Schutz des freien Wahlrechts, milde Behandlung der Presse und Reform des Polizeiwesens auszeichnete, haben ihm namentlich auch in bürgerlichen Kreisen die größte Achtung verschafft. Neben seinen staatsmännischen und polit. Geschäften behielt S. stets die Pflege der ihm zugehörigen bedeutenden Familiengüter im Auge und war überhaupt auf die Hebung der wirthschaftlichen Interessen Pommerns bedacht. Die Universität Greifswald ernannte ihn bei der Jubelfeier 1856 wegen seiner Verdienste um die Provinz zum Ehrendoctor der juristf. Facultät. Vermählt ist S. seit 1834 mit Hildegard Schleiermacher, der jüngsten Tochter des berühmten Theologen.

Schwerpunkt nennt man denjenigen Punkt in jedem festen Körper, welcher allein unterstützt zu sein braucht, wenn der Körper nicht fallen soll, und in welchem also die ganze Kraft, mit welcher der Körper zur Erde gezogen wird, vereinigt gedacht werden kann. Die Unterlage oder Stütze, welche diesen Punkt zu fallen hindert, trägt mithin das Gewicht des ganzen Körpers, dessen übrige Theile sich nach dem Gesetze des Hebels das Gleichgewicht halten. Ist die Dichtigkeit eines Körpers in allen Theilen desselben gleich, so fällt der S. mit dem Mittelpunkte, falls die Gestalt einen solchen hat, zusammen, wie z. B. bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit. Die Lehre vom S. ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balanciren, Seiltanzen, Schlittschuhlaufen u. s. w., ja selbst beim Gehen unaufhörliche, wenngleich unbewußte Anwendung. Die Lehrbücher der mechan. Wissenschaften enthalten mannichfache Vorschriften, den S. eines Körpers, von welcher Form er auch sein möge, durch Rechnung zu finden, wobei meistens vorausgesetzt wird, daß der Körper eine gleichmäßige Dichtigkeit besitzt oder homogen ist. In der Praxis kommt man aber oft schneller als mit Hülfe der Rechnung auf folgende Weise zum Ziele. Man hängt den Körper, dessen S. bestimmt werden soll, an zwei verschiedenen Punkten nacheinander mittels eines Fadens auf. Die verlängerte Richtung des Fadens geht jedesmal durch den S. des Körpers. Der S. des Körpers muß also da liegen, wo die beiden verlängerten Richtungen des Fadens bei den beiden aufeinanderfolgenden Aufhängungen sich schneiden. Bei flüssigen Körpern kann im allgemeinen von einem S. nicht die Rede sein, oder wenigstens nur unter der Voraussetzung, daß sie eine gewisse Gestalt beibehalten, denn mit derselben ändert sich auch ihr S.

Schwert ist die Benennung einer Handwaffe früherer Zeiten, welche eine doppelschneidige, breite, gerade, zuweilen auch leicht gekrümmte Klinge mit einfachem Griff ohne Bügel hatte. Das S. wurde für den Nahkampf schon im frühesten Alterthum geführt; bei den Römern, welche stets den Einbruch in den Feind zum Schwertkampf suchten, entschied es die Schlachten. Damals war die Waffe sehr kurz und mehr zum Stich als zum Hieb eingerichtet; besondere Fechtmeister, armaturae doctores, lehrten sie handhaben. Im Mittelalter, als die Reiterei Hauptwaffe wurde, hatten die Schwerter eine bedeutende Länge und Schwere und waren fast nur zum Hauen bestimmt. Es gab solche, die nur mit zwei Händen geführt werden konnten. Zu Festlichkeiten wurden aber auch zierliche, kunstreich gearbeitete Schwerter getragen, deren Griffe oft reich mit Edelsteinen besetzt waren. In neuern Zeiten ist das S. in seiner eigentlichen Form nicht mehr im Gebrauch. Außer der Kriegswaffe gab es auch noch Richtschwerter zur Vollstreckung von Todesurtheilen.

Schwertbrüder, ein geistlicher Ritterorden, gehörten nebst ihren Besitzungen zum Deutschen Reiche. Der Orden wurde von dem Bischof Albert, dem Bekehrer der Liven und Erbauer der Stadt Riga, früher Domherr zu Bremen, gegen 1200 gestiftet, um das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens zu erweitern und die in Livland gegründete christl. Kirche zu vertheidigen. Innocenz III. genehmigte den Plan und rieth bei der Stiftung des neuen Ordens die Verfassung des Templerordens zum Grunde zu legen. Albert nannte die Glieder desselben «Brüder des Ritterdienstes Christi» und gab ihnen als Ordenskleid

Digitized by Google

einen weißen Mantel mit rothem Kreuz und Schwert. Nach diesem Zeichen nannte man die Ritter dieses Ordens auch S. oder Schwertträger (gladiferi, später ensiferi). Bischof Albert weihte zu ihrem ersten Ordensmeister den ritterlichen Winno von Rohrbach. Ritter und andere Kreuzfahrer aus Deutschland, namentlich aus Bremen, strömten in Menge nach Livland. Der neue Orden wuchs an Zahl und bald auch an Macht, als der Bischof 1206 diesem den dritten Theil von ganz Livland sowol als auch der noch zu erobernden Länder als freies Eigenthum abtrat. Der Hauptsitz des Ordens wurde die Ordensburg zu Wenden, wo auch die Ordensmeister begraben liegen. Der Orden eroberte im Verein mit dem Bischof um 1220 Kurland und Estland mit Reval; allein schon wenige Jahre nachher hielt er sich für zu schwach, um selbständig bestehen zu können. Daher machten die S. nach dem Tode des Bischofs Albert, 1229, den Deutschen Rittern (s. d.) das Anerbieten, sich mit ihnen zu vereinigen, was aber diese zunächst abschlugen, bis Papst Gregor IX. 1237 die Verbindung vermittelte. Der Deutsche Ordensmeister stellte nun einen Landmeister (Magister provincialis) an die Spitze der S. Kurland, Livland und Estland wurden gegen die Russen und Dänen behauptet und Riga die Hauptstadt der Ordensritter. Der Landmeister Walther von Plettenberg, 1493—1535, erlangte von dem Deutschen Ordensmeister, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der die Hülfe des Landmeisters gegen Polen bedurfte, 1521 eine gewisse Unabhängigkeit der S. von den Deutschen Rittern und das Recht, sich selbst ihren Heermeister zu wählen. Zugleich wurde Walther von Plettenberg 1525 von Kaiser Karl V. in den Reichsfürstenstand erhoben, womit er auch Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, und führte nun den Titel Fürstenmeister. Um dieselbe Zeit wurde die Reformation in dem Ordenslande durchgeführt. Nachdem aber 1561 die Deutschen Ritter Livland nebst Kurland und Semgallen verloren, legte der letzte Heermeister der S., Gotthard Kettler, der sich bereits 1556 mit einer Prinzessin von Mecklenburg vermählt hatte, 1562 freiwillig seine Würde nieder, indem er Livland an Polen abtrat, sich selbst aber von diesem als Herzog von Kurland und Semgallen belehnen ließ.

Schwertel, s. Gladiolus.

Schwertfisch (Xiphias) ist eine zur Familie der Makrelen (s. d.) gehörende Fischgattung, welche sich durch den sehr lang schwertförmig verlängerten Oberkiefer auszeichnet. Der Rumpf ist mit sehr kleinen Schuppen bekleidet, die Bauchflossen fehlen und eine nur vorn erhöhte, sonst sehr niedere Rückenflosse läuft auf dem Rücken hin. Der gemeine S. (X. Gladius), welcher besonders im Mittelländischen Meere, aber auch im Atlantischen Ocean bis in die Nord- und Ostsee sich findet, wird 15—18 F. lang und über 400 Pfd. schwer; oberseits ist er schwärzlichblau, unterseits silberweiß und besitzt eine große halbmondförmige Schwanzflosse und sichelförmige Brustflossen. Das Schwert beträgt ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Zur Nahrung dienen dem S. nur kleine Fische und Krustenthiere, besonders Calmare. Er schwimmt sehr schnell und besitzt eine gewaltige Muskelstärke, welche er nicht gar selten dazu benutzt, um mit gewaltigem Stoße gegen Boote und Schiffe anzurennen, sodaß sein Schwert tief in das Holzwerk eindringt und abbricht; doch scheint sein Zusammentreffen mit Schiffen nur ein zufälliges zu sein, da er friedlich lebt und mehr furchtsam und vorsichtig ist. Das Fleisch der jüngern ist schmackhaft, weiß und zart, und es wird dieser Fisch deshalb besonders um Calabrien und Sicilien mittels Harpunen gejagt. Man verkauft das Fleisch frisch nach dem Gewichte oder salzt es auch ein. Die S. der südl. Meere zeichnen sich durch eine sehr große, im Halbkreise ausgespannte Rückenflosse aus und werden deshalb als besondere Gattung (Histiophorus) aufgestellt.

Schwertlilie (Iris L.), Pflanzengattung aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, Typus der nach ihr benannten monokotylen Familie der Irideen, besteht aus perennirenden, theils mit einem knolligen, theils mit einem zwiebeligen Wurzelstock versehenen Kräutern, welche schwertförmige oder lineale Blätter besitzen und sich durch den Bau und die Form ihrer meist großen und schöngefärbten Blume sehr auszeichnen. Diese besteht nämlich aus einem doppelten, an den unterständigen Fruchtknoten angewachsenen Perigon. Die drei äußern Blätter sind größer als die innern, meist nach außen umgebogen und oft auf der Mittellinie ihrer obern (innern) Fläche mit goldgelben, kammartig gestellten Fasern besetzt (mit einem «Bart» versehen), die drei innern aufgerichtet und von anderer Form. Im Centrum der Blume befinden sich auf dem Fruchtknoten drei blumenblattartige divergirende Blätter mit zweizipfeligem Ende. Das sind die drei Griffel. Unter jedem liegt ein Staubgefäß, der äußern concaven Fläche des blumenblattartigen Griffels angeschmiegt. Die Blüten sind anfangs von häutigen Scheiden umhüllt und bilden bei vielen Arten endständige Aehren. Bei den mit schwertförmigen Grundblättern versehenen Arten sind die Blüten am Rande unten aufgeschlitzt, und es steckt hier ein Blatt in

dem andern (reitende Blätter). Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung sind namentlich in der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel, vorzugsweise in den Mittelmeerländern und Mittelasien zu Hause. Unter den einheimischen verdienen die oft zur Zierde angebaute deutsche S. (I. germanica L.), welche große, prachtvoll violette Blumen hat, und die gelbblühende Wasserschwertlilie (I. Pseudacorus L.), welche die Ufer stehender Gewässer im Mai und Juni mit ihren großen goldgelben Blumen ziert und sich zur Decoration von Bassins und Weihern in Gärten und Parken sehr eignet, eine besondere Erwähnung. Das Rhizom dieser Pflanze wurde früher als Radix Acori vulgaris frisch als diuretisches Mittel, getrocknet gegen die Ruhr angewendet, dasjenige von I. germanica gegen Wassersucht. Unter den ausländischen Arten, von denen mehrere zur Zierde in unsern Gärten cultivirt werden, ist namentlich die in Oberitalien und Südfrankreich heimische I. florentina L. bemerkenswerth. Der Wurzelstock dieser weißblühenden S. ist die wegen ihrer angeblichen Heilkraft und ihres Wohlgeruchs berühmte Veilchenwurzel. Diese kommt als Radix Ireos florentinae in schmuzig-gelbweißen, flachen, holzigen Stücken in den Handel und hat einen ziemlich starken Veilchengeruch, der auf dem Vorhandensein eines ätherischen Oels beruht. Der Geschmack ist scharf und bitter. Gegenwärtig verwendet man die Veilchenwurzel nur noch gepulvert zu Fontanellen und zu Parfums. Mütter pflegen ihren kleinen zahnenden Kindern durchbohrte Stücke der Veilchenwurzel in einem Leder um den Hals zu hängen, damit die Kinder darauf beißen sollen.

Schwertmagen, s. Agnaten.

Schwetschke (Karl Gustav), Buchhändler und geistvoller Schriftsteller, geb. 5. April 1804 zu Halle, Sohn des Buchhändlers K. A. Schwetschke, widmete sich zu Heidelberg und Halle philol. Studien, wurde aber von letzterer Universität wegen Theilnahme an der Burschenschaft relegirt. Er wandte sich hierauf dem väterlichen Geschäft zu, redigirte eine Reihe von Jahren die «Hallische Zeitung» und betheiligte sich lebhaft an den Bestrebungen der prot. Freunde. 1848 wurde er in das frankfurter Parlament gewählt, wo er der Kaiserpartei angehörte. Um jene Zeit veröffentlichte er: «Novae epistolae obscurorum virorum» (Frankf. 1849), in denen er mit Witz und Satire die frankfurter Demokratie bekämpfte. Wie er schon vorher der kirchlichen Reaction in Preußen entgegengetreten war, so richtete er nun seine Angriffe gegen die Führer der polit. Reaction in Berlin, wie unter anderm seine «Novae epistolae clarorum virorum» (Brem. 1855) bekunden. Eine Sammlung der im 19. Jahrh. in Deutschland erschienenen «Epistolae obscurorum virorum» gab er später heraus (2. Aufl., Lpz. 1860). Von S.'s übrigen Schriften sind besonders die bibliographischen sowie die culturhistorischen hervorzuheben. Dahin gehören: «De Donati Minoris fragmento Halis nuper reperto» (Halle 1839), «Vorakademische Buchdruckergeschichte von Halle» (Halle 1840), «Codex nundinarius oder Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564—1764» (Halle 1850), «Paläographischer Nachweis der Unechtheit der Kölner Freimaurerurkunde» (Halle 1843), «Geschichte des L'Hombre» (Halle 1862) u. s. w. Als Dichter ist S. sowol in deutscher wie auch, namentlich in neuerer Zeit, in lat. Sprache aufgetreten. Außer poetischen Uebersetzungen aus Spenser, Scarron u. s. w. sind zu nennen: «Gedichte eines prot. Freundes» (Lpz. 1847), «Der Oberon von Sanssouci» (Halle 1847), «Aennchen von Tharau» (Halle 1852), das Lied «Recta via ex taberna», die Dichtung «In Dantem sexcentenarium» (Halle 1865) und das didaktische Epos «Bismarckias» (Halle 1867). Eine ausgewählte Sammlung seiner deutschen und lat. Schriften gab er 1864 selbst heraus (vermehrte Ausg., Halle 1866).

Schwetzingen, eine Stadt im Kreise Mannheim des Großherzogthums Baden, $2^3/_4$ M. von Mannheim und $1^1/_2$ M. von Heidelberg entfernt, am Leimbach gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und zählt 3449 E. (1864). Der Ort ist besonders berühmt durch sein Schloß und den Schloßgarten, beides Schöpfungen aus der Mitte des 18. Jahrh., wo der Ort Lieblingsresidenz der pfälz. Kurfürsten war. Die Anlagen tragen sehr das Gepräge des Geschmacks jener Zeit. Gleichwol ist der 186 Morgen große Park, welcher verschiedene Bauwerke (darunter eine Moschee), Sculpturen, Wasserkünste, eine Orangerie u. s. w. enthält, immer noch durch Schönheit und sorgsame Pflege ausgezeichnet und überragt in dieser Hinsicht die Anlagen aus gleicher Zeit, wie Versailles, Nymphenburg u. a. An den Pfingsttagen ist S. gewöhnlich von Tausenden von Besuchern erfüllt.

Schwiebus, Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, zum Kreise Züllichau gehörig, liegt $2^1/_2$ M. südlich der Kreisstadt Züllichau in einer von der Schwemme durchflossenen Thalsenkung in fruchtbarer Gegend, hat ein Schloß, eine kath. und eine prot. Kirche und zählt 6793 E. (1864). Der Ort ist ein Hauptplatz für Tuchindustrie,

Digitized by Google

die sich auch auf die Umgebungen ausdehnt. Das ehemalige Land S. gehörte seit 1335 zum Fürstenthum Glogau. Als 16. Nov. 1675 die piastischen Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau mit dem Herzog Georg Wilhelm ausstarben, sollten kraft einer 1537 mit Kurbrandenburg abgeschlossenen Erdverbrüderung jene Fürstenthümer an den großen Kurfürsten übergehen. Da derselbe jedoch seine Anrechte damals nicht nachdrücklich genug geltend machen konnte, wurden die Fürstenthümer von Kaiser Leopold I. in seiner Eigenschaft als König von Böhmen als eröffnete und der böhm. Krone anheimgefallene Lehen eingezogen. Nach langen Zögerungen und Verhandlungen kam zwischen dem Kurfürsten und dem Könige von Böhmen der Vergleich vom 7. Mai 1686 zu Stande, in welchem dem Kurfürsten das Land S. gegen Entsagung seiner Ansprüche auf die drei Fürstenthümer abgetreten wurde. Nach wiederholten Streitigkeiten gab endlich infolge eines abermaligen Vergleichs vom 20. Dec. 1694 der inzwischen zur Regierung gelangte Kurfürst Friedrich III. das Land S. wieder zurück, wogegen er vom Kaiser 250000 Fl. empfing, zugleich aber auch von demselben die Anerkennung der herzogl. Souveränetät in Preußen erhielt. Durch den Frieden von 1742 erlangte endlich Friedrich d. Gr. mit fast ganz Schlesien auch das Land S. wieder, welches seitdem als Schwiebuser Kreis zum Glogauschen Kammerdepartement gehörte. 1817 wurde jedoch das Gebiet S. zum brandenb. Regierungsbezirk Frankfurt geschlagen und mit dem Lande Züllichau (s. d.) zu einem Kreise vereinigt.

Schwieger (Jakob), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. zu Altona um 1630, studirte in Wittenberg und ging dann nach Hamburg, wo er mit Philipp von Zesen in Berührung kam, welcher ihn unter dem Namen «der Flüchtige» in die Deutschgesinnte Genossenschaft aufnahm. In Rist's Erdschwanenorden trat er als «Filidor, der Dorferer» ein. Eine Zeit lang wohnte er auch in Stade. 1657 nahm er dän. Kriegsdienste und machte den Feldzug gegen die Schweden in Polen mit. Nach seiner Rückkehr lebte er in Gottorf und Glückstadt, seit 1665 am schwarzb.-rudolstädt. Hofe. Er starb nach 1667. Als Lyriker schließt sich S. der Richtung Flemming's an, und ihm gebührt als Liebesdichter der Platz unmittelbar neben diesem, namentlich da, wo er sich von dem conventionellen Stile der Schule, dem Schäferwesen mit der Beigabe mytholog. Schmuckes, freihält. Freilich sind viele seiner Gedichte, besonders die während seines Kriegslebens entstandenen, nicht frei von Derbheiten, ja selbst Obscönitäten. S. gab dieselben unter dem Titel: «Geharnischte Venus von Filidor dem Dorferer» heraus (Hamb. 1660). Das 7. Buch zeichnet sich durch kecke Frivolität aus. Von den übrigen Sammlungen sind zu erwähnen: «Liebesgrillen. Das ist Lust- und Liebes-Scherz- und Ehrenlieder u. s. w.» (Hamb. 1654; 1656; 2 Thle., 1656) und «Ueberschriften und Gedichte» (Stade 1654). Seine in Rudolstadt verfaßten Gelegenheitsschauspiele, bei denen er novellistische Stoffe nach ital., span. und franz. Quellen benutzte, erschienen gesammelt als «Filidor's erster Theil der Trauer-, Lust- und Mischspiele» (Jena 1665).

Schwimmen. Ein Körper, dessen specifische Schwere oder Dichtigkeit geringer ist als das specifische Gewicht einer Flüssigkeit, wird, sobald man ihn auf diese legt, von der Flüssigkeit getragen: er schwimmt. Man unterscheidet das ebenerwähnte passive S., das bloße Getragenwerden von der Flüssigkeit, von dem activen S., der Fortbewegung in einer Flüssigkeit nach beliebiger Richtung, wozu natürlich nur lebende Wesen befähigt sind. Da kein Körper gewichtlos ist, so wird beim S. desselben stets eine gewisse Eintauchung, d. h. Verdrängung der Flüssigkeit, stattfinden, und zwar wird der Körper stets so tief eintauchen, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit genau so viel wiegt als er selbst. Ein Kubikfuß Holz, der nicht mehr wiegt als ein halber Kubikfuß Wasser, wird also auch nur einen halben Fuß ins Wasser sinken und zur Hälfte über dasselbe hervorragen. Man kann einen specifisch schwerern Körper als die Flüssigkeit dadurch zum S. bringen, daß man ihn mit einem leichtern in Verbindung bringt, sodaß beide Körper zusammen weniger wiegen als das Wasser, welches von ihnen bei völligem Untertauchen verdrängt würde. So schwimmt eine verschlossene Blechbüchse auf dem Wasser, weil das Blech, obgleich specifisch schwerer als Wasser, mit der darin enthaltenen Luft gleichsam einen Körper bildet, der specifisch leichter ist als Wasser. Auch die Anwendung der sog. Schwimmblasen, Schwimmkleider und Schwimmgürtel, die, mit Luft gefüllt, an einem schweren Körper befestigt werden, beruht darauf. Ebenso bilden Schiffe mit der in ihrem Raume befindlichen Luft zusammen einen specifisch leichtern Körper, als das Wasser ist, und schwimmen, selbst wenn sie von Eisen sind. Beim activen S. kommt das specifische Gewicht gleichfalls wesentlich in Betracht, weil das S. dadurch erleichtert oder erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Die Fische, deren Bestimmung es ist, nicht auf, sondern in dem Wasser zu schwimmen, gehören wol mit zu den specifisch schwersten Thieren. Die Scholle, die keine Luftblasen hat, ist, wie die

Muſchel, an den Boden gebannt. Die meiſten Fiſche haben jedoch zwei Luftblaſen, durch deren Zuſammendrückung ſie ſpecifiſch ſchwerer und durch deren Ausdehnung ſie ſpecifiſch leichter werden. Am ſpecifiſch leichteſten ſind wol die Schwimmvögel: ſie machen nur einen geringen Eindruck ins Waſſer und können, ſo geſchickt ſie ſich auf demſelben bewegen, doch nicht ohne Anſtrengung untertauchen. Die Landthiere ſind im gewöhnlichen Zuſtande durchgängig leichter als das Waſſer und können faſt alle auf demſelben ſchwimmen. Was den Menſchen betrifft, ſo iſt ſein ſpecifiſches Gewicht, wie bei allen athmenden Thieren, ein verſchiedenes bei mit Luft gefüllter Lunge, bei leergehauchter Lunge, bei mit Waſſer gefüllter Lunge, welches letztere beim Ertrinken ſtets der Fall. Die Lunge hochauf voll Luft geathmet, iſt der Menſch ſpecifiſch etwas leichter als Waſſer. Es koſtet dem geübteſten Schwimmer Anſtrengung, mit luftgefüllter Lunge ſich auf einige Tiefe hinunterzuarbeiten, weshalb er auch gewöhnlich beim Tauchen einen Sprung ins Waſſer zu Hülfe nimmt. Einmal in der Tiefe, wird es ihm aber ein leichtes, ſolange die Athemnoth ihn nicht drängt, unten zu weilen. Das über ihm befindliche Waſſer drückt nämlich ſeinen Leib ein, verdichtet dadurch die Luft in ſeinem Innern und macht ihn in demſelben Grade ſpecifiſch ſchwerer, als ſein Umfang abnimmt. Arbeitet man ſich aber nicht abſichtlich hinab, ſo bleibt bei luftgefüllter Lunge ein kleiner Theil des Körpers über Waſſer, ſelbſt ohne alle mechan. Beihülfe. Mit ausgehauchter Lunge iſt der Menſch nur ein weniges ſchwerer als das Waſſer. Man ſollte es hiernach nur für ſchwer möglich halten, daß ein Menſch ertrinken könnte, und in der That würde ſich auch der des S.s Unkundige vor dem Sinken bewahren, wenn er die Geiſtesgegenwart hätte, mit der Luft in ſeinen Lungen zu ökonomiſiren und keine ſeinem Halten über dem Waſſer entgegenwirkende Bewegungen zu machen. Bei der Fortbewegung im Waſſer übt der Schwimmer mittels der Hände und Füße einen Stoß oder Druck in der Weiſe auf das Waſſer aus, daß er durch denſelben gleichzeitig gehoben und je nach ſeinem Belieben vorwärts oder rückwärts bewegt wird. Die Flächen der Hände oder Füße müſſen dergeſtalt gehalten werden, daß ſie beim Stoß oder Druck der Flüſſigkeit eine möglichſt große, dagegen beim Anziehen (um ſie nachher zu einem neuen Stoß oder Druck anzuwenden) eine möglichſt kleine Fläche entgegenſetzen. Rückſichtlich der Methoden beim Schwimmunterricht hat ſich die des preuß. Generals von Pfuel als vorzüglich bewährt. Schwimmſchulen befinden ſich gegenwärtig wol in allen größern Städten.

Schwimmende Batterien ſind Geſchützaufſtellungen, welche entweder auf verbundenen, überbrückten Fahrzeugen oder ſtarken Flößen errichtet werden, um bei Belagerungen von Seeſtädten dieſe zu beſchießen. Die Geſchütze werden durch Blendungen von Wollſäcken, Faſchinen oder Holz gegen feindliches Feuer möglichſt gedeckt. Schwimmende Batterien kamen in den niederländ. Kriegen vor; ſie ſollen ſchon früher 1535 auf dem Zuge Kaiſer Karl's V. gegen Tunis von dem Sohne des Herzogs Alba, Fernando de Toledo, erfunden worden ſein. Bei der Belagerung von Oſtende mislückte ein Verſuch damit. Am berühmteſten ſind die Schwimmenden Batterien 1782 vor Gibraltar (ſ. d.) geworden: es waren zehn von 6—21 Kanonen, welche die Spanier nach der Idee des franz. Ingenieurs Arçon in Algeſiras erbaut halten. Am 13. Sept. griffen dieſe Batterien, in Verbindung mit der combinirten Flotte, die Feſtung an; doch wurden ſie größtentheils durch die glühenden Kugeln der Engländer in Brand geſteckt. Gegenwärtig kommen ſie nicht mehr zur Anwendung, da ihr Zweck durch die neuern, mit Bombenkanonen armirten, ſehr ſchwer zu treffenden Kanonenboote, wie durch Panzerſchiffe (Monitors) viel beſſer erreicht werden kann.

Schwimmvögel (Palmipedes oder Natatores) bilden eine ſehr natürliche Ordnung der Vögel, welche ſich durch Schwimmfüße oder Ruderfüße auszeichnet, je nachdem nur die drei Vorderzehen, wie bei Gänſen, Enten, Möven, oder auch noch die vierte hintere Zehe, wie bei Pelikan und Scharbe, durch Schwimmhäute untereinander verbunden ſind. Sehr ſelten ſind Lappenfüße vorhanden, indem die Zehen nur mit einem gelappten Hautſaume eingefaßt ſind, wie bei dem Lappentaucher (Podiceps). Die Beine ſind kürzer als der Rumpf, außerhalb der Körpermitte nach hinten gerückt und faſt bis ans Hackengelenk gefiedert; das Schienbein iſt zwiſchen den Federn des Rumpfes verſteckt, der Hals länger als die Beine, der Steiß mit einer großen Fettdrüſe beſetzt und der Schnabel meiſt mit Wachshaut verſehen. Auf ihre Beſtimmung zum Leben auf dem Waſſer deutet ſchon ihre äußere Geſtalt. Die Unterſeite des Rumpfes iſt abgerundet, damit der Körper weniger tief im Waſſer einſinkt; die Bruſt tritt gewölbt weit vor, um das Waſſer leichter durchſchneiden zu können; um den Körper durch Rudern kräftig fortzubewegen, ſind die Beine außerhalb des Mittelpunkts des Körpers eingefügt, die an Bauch und Bruſt ſehr dicht ſtehenden Federn ſind an der Fläche ſo gewölbt, daß unter ihnen eine ſehr

dichte, Luft einschließende Flaumschicht stehen kann, wodurch die specifische Leichtigkeit des Körpers befördert wird. Außerdem ist das ganze Gefieder so von Oel durchdrungen, daß das Wasser nicht eindringen kann. Viele dieser Vögel können auch sehr gewandt, wie die Möven und Seeschwalben, oder sehr ausdauernd fliegen, wie die Tropikvögel, die Sturmvögel und Albatros. Manche dagegen fliegen schwerfällig; nur sehr wenige vermögen aber gar nicht zu fliegen, wie der große Alk und die Fettgänse oder Pinguine. Die meisten nähren sich von Wasserthieren, wenige von Pflanzen. Im Verhältniß zu der Art des Futters ist auch die Form des Schnabels sehr verschieden. Bei den Scharben und Raubmöven gleicht er mehr dem der Raubvögel, bei den Tauchern, welche ihre Beute im Stoße erhaschen, ist er lang und sehr spitzig, bei den Enten breit, löffelförmig und innen mit Reihen feiner Hornplättchen versehen, welche etwa einen gleichen Dienst verrichten wie die Barten beim Walfische. Wegen der leichten und reichlichen Ernährung und der raschen und kräftigen Verdauung werden die S. meistens sehr fett; doch ist das Fett oft mit dem Geruche der zum Futter dienenden Fische durchdrungen und macht das Fleisch dann ungenießbar, wie bei vielen Seeschwimmvögeln. Die Stimme äußert sich in Schreien, Krächzen und Schnattern. Gewöhnlich sind die S. fruchtbar; doch legen manche auch nur ein Ei. Meistentheils leben sie monogamisch und bauen stets kunstlose Nester, welche sie öfters mit den Federn und Dunen des eigenen Körpers ausfüttern. Seeschwimmvögel bilden gewöhnlich große Vereine, wo Tausende von Nestern nebeneinander stehen. Die Jungen vermögen meist wenige Stunden nach dem Auskriechen aus dem Ei zu schwimmen und entwickeln sich schnell. Prachtfarben besitzen die S. zwar nicht; doch haben viele eine hübsche Zeichnung, spiegelndes Gefieder und manche sogar an einzelnen Stellen lebhafte glänzende Farben, besonders die Enten. Im Ganzen gehören sie zu den größern und zum Theil zu den größten Vögeln; nur wenige haben eine geringe Körpergröße.

Schwind (Moritz von), ausgezeichneter deutscher Maler, geb. zu Wien 1804, wurde von Ludwig Schnorr unterrichtet, kam 1828 zu Cornelius nach München und sah sich bald zur Theilnahme an den vielen malerischen Aufgaben in den entstehenden Prachtbauten herangezogen. Sodann malte er in Oel nach Goethe's Gedicht «Ritter Kurt's Brautfahrt», ein sehr geistreiches Bild, das die Situation jener Dichtung darstellt. 1839 ward er nach Karlsruhe gerufen, um die neuerbaute Kunsthalle auszumalen. Neben manchen trefflichen Arbeiten, die er hier begann, schmückte er auch den Sitzungssaal der Ersten Kammer in Karlsruhe. Zugleich entstanden Oelbilder und Cartons allegorischer Art, darunter eine große Composition, die den Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellt. S. hat dies Bild später in Oel ausgeführt. Andere bemerkenswerthe Staffeleibilder sind: die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein; der Hochzeitsmorgen und die Rose, ein originelles phantasievolles Gedicht; der Sängerkampf, den er für das Städel'sche Institut in Frankfurt an Ort und Stelle (1845) malte. Schon 1847 wurde er als Professor an der Akademie nach München zurückgerufen. Von 1853 ab beschäftigte ihn die malerische Ausschmückung der Wartburg, wo er im Corridor eine Folge von Bildern aus dem Leben der heil. Elisabeth, im Sängersaale den Sängerkrieg und in einem andern Zimmer Darstellungen aus dem Leben des Landgrafen Ludwig schuf. Auf Bestellung des Vereins für histor. Kunst malte er Kaiser Rudolf's Todesritt nach Speier (1857), jetzt in der Kunsthalle zu Kiel. Anmuthige Behandlungen deutscher Märchen sind seine Folge von Bildern zu «Aschenbrödel» (Baron Frankenstein) und den «Sieben Raben» (Schloß zu Weimar). Dann folgten Cartons zu Glasmalereien für das Münster zu Glasgow, die Bilder für den Hauptaltar der münchener Frauenkirche (1860) und die Fresken in der Pfarrkirche zu Reichenhall (1863). Bald darauf begann er die Ausschmückung des neuen wiener Opernhauses, in der Loggia: ein Freskencyklus aus der «Zauberflöte», im Foyer: 16 Temperabilder. Außerdem sind von ihm vorhanden viele kleinere Oelbilder, Zeichnungen zu Werken plastischer Kleinkunst (unter anderm ein Schild für den Grafen O'Donnell, Geräthschaften für die nürnberger Kunstschule), Holzschnitte (z. B. für die Münchener Bilderbogen) und Radirungen (unter anderm 42 Epigramme mit Text von Feuchtersleben), die, wie alle seine Werke, reiches Compositionstalent und übersprudelnde Phantasie verrathen. Geistreiche, hochpoetische Composition ist die stärkere Seite S.'s, während das Colorit seiner Oelbilder in seinen meist kühlen Farben an die Technik des Frescomalers erinnert.

Schwindel (vertigo) nennt man ein krankhaftes Gefühl, zufolge dessen dem Schwindeligen seine Glieder oder die Außenwelt bewegt scheinen. Bei der gewöhnlichsten Art des S. scheint sich die Außenwelt horizontal im Kreise herumzudrehen. Sowol diese Art als die, wo sich die Gegenstände scheinbar von rechts nach oben und links oder umgekehrt, oder von vorn nach oben

und hinten oder umgekehrt drehen, laſſen ſich nach den berühmten Verſuchen Purkinje's künſtlich bei geſunden Menſchen erzeugen; ebenſo örtliche Gefühlstäuſchungen ähnlicher Art in einzelnen Gliedern, z. B. den Beinen, einem Arme. Zu letztern gehören jene Bewegungsgefühle, welche man z. B. nach einer Seereiſe auf dem Feſtlande empfindet. Die Urſachen der den S. bedingenden Gefühlsnervenſtörung ſind ſehr mannichfach: am häufigſten betreffen ſie das Gehirn ſelbſt (Kopfſchwindel), daher der S. häufig rein pſychiſch bedingt iſt (Angſtſchwindel, Hallucinationsſchwindel), oder von wirklicher Hirnkrankheit abhängt (z. B. von narkotiſchen Vergiftungen, Blutanhäufung, Blutarmuth, Schlagfluß, Typhus), oder mit Störungen der Sinnesorgane zuſammenhängt (z. B. Augenſchwindel von Bewegtſehen oder Augenflimmern, Ohrenſchwindel von Ohrenbrauſen, innerer Ohrentzündung). In andern Fällen hängt der S. von Rückenmarkskrankheit ab, z. B. die bei der Rückendarre beſtehende Unfähigkeit, mit geſchloſſenen Augen oder im Finſtern aufrecht zu ſtehen oder zu gehen. Höhere Grade des S. führen zu Zittern und Schwanken des Körpers und wirklichem Hinfallen, auch wol zu Geſichtsverdunkelung, Erbrechen, Ohnmacht, Bewußtloſigkeit u. ſ. w. Das Uebel kann zur Gewohnheit und ſo gleichſam zu einer ſelbſtändigen Krankheit oder Anlage werden. Da die Urſachen ſehr verſchieden ſind, ſo iſt auch die Behandlung verſchieden. Jedenfalls iſt ein kräftiger Wille, um die Herrſchaft über das Muskelſyſtem zu behaupten, unerläßliche Bedingung, um das Ausarten der Schwindelanfälle in die höhern Grade (Hinfallen u. dgl.) oder in eine Gewohnheitskrankheit zu verhüten.

Schwindſucht im allgemeinen (tabes, tabescentia) nennt man alle langwierigen Krankheiten, bei welchen die Kranken allmählich, aber unaufhaltſam an Fleiſch und Kräften abnehmen. Die ältere Medicin unterſchied als zwei Hauptklaſſen die Darrſucht oder trockene S., Abzehrung (marasmus, Atrophie), von der eigentlichen S. oder Auszehrung (phthisis), bei welcher letztern reichliche Stoffverluſte und krankhafte Entzündungs- oder Eiterungsproceſſe als Urſachen des allmählichen Abzehrens vorlagen und meiſt hektiſches Fieber (ſ. Hektik) vorhanden war. Die Phthiſen ſchied man aber weiter in vier Hauptarten, welche jedoch faſt nur von der Lungenſchwindſucht (ſ. d.) als der gewöhnlichſten Art der Phthiſis entnommen waren: Eiter-, Schleim-, Knoten- und galopirende S. Am häufigſten kommt die S. bei Tuberkuloſen vor. Doch bei dieſen keineswegs allein, da faſt alle langwierigen fieberhaften und mit Stoffverluſten verbundenen Krankheiten Abmagerung und Kraftverluſt zur Folge haben. Die Behandlung der S. richtet ſich nach den Urſachen, iſt aber natürlich in der Regel eine ſtofferſetzende, gutnährende: daher Milch, Eier, Fleiſch, fette und mehlreiche Nahrungsſtoffe u. ſ. w. neben dem Aufenthalt in reiner, guter, milder Luft die Hauptſache dabei ſind.

Schwingel, ſ. Festuca.

Schwingfeſte, nach ſchweiz. Mundart Schwingete. Das Schwingen, eine eigenthümliche Art regelrechten Ringens, iſt hauptſächlich in mehrern Alpengegenden der Schweiz einheimiſch, namentlich im Emmenthal, Berner Oberland, Schwyz u. a. Dieſes Kampfſpiel, bei dem ſich beide Theile gegenſeitig mit der einen Fauſt und ausgeſtrecktem Arme bei ihren Beinkleidern faſſen, woher auch der Name «Hoſenlupf», erfordert große Kraft und Gewandtheit, faſt noch mehr in den Beinen, deren Musculatur bei den Sennen des Gebirgs in hohem Grade entwickelt iſt, als in den Armen. Der Wettkampf hat ſeine genau beſtimmten Regeln, und Sieger iſt, wer den Gegner auf den Rücken wirft. Die kräftigſten Schwinger einer Gegend, oft auch diejenigen mehrerer Cantone, verſammeln ſich da und dort zu jährlichem Wettkampfe, in der Zahl von 10—30. Das bedeutendſte dieſer Feſte iſt das regelmäßig bei Bern am Oſtermontag gehaltene. Die vom Kampfgericht ausgetheilten Preiſe beſtehen in Kränzen, Geld, Uhren u. dgl. Wer dauernd und wiederholt Sieger geblieben, iſt der Schwingerkönig.

Schwingung, Vibration oder Oſcillation nennt man jede Bewegung, welche einen Körper zwiſchen beſtimmten Grenzen in gleichbleibenden Zeiträumen wiederholt hin- und wieder zurückführt; ſo die Bewegungen des Pendels (ſ. d.), des Wagebalkens, der Glocken, der geſpannten Saiten, der Luft beim Tönen der Pfeifen und der Fortpflanzung des Schalls (ſ. d.) u. ſ. w.

Schwulſt, ſ. Bombaſt.

Schwund, ſ. Atrophie.

Schwungkraft, ſ. Centralbewegung.

Schwungrad iſt ein ſchweres (meiſt gußeiſernes) Rad, welches dazu dient, die kleinen Unregelmäßigkeiten im Gange einer Maſchine, welche ebenſo wol durch geringe Conſtructionsfehler als durch Schwankungen in der Größe des zu überwindenden Arbeitswiderſtandes oder der betreibenden Kraftäußerung hervorgebracht werden, auszugleichen und ſomit eine möglichſt gleichmäßige Geſchwindigkeit der Bewegung zu erzeugen. Ein derartiges Rad wird zu dem genannten

Zwecke dadurch tauglich, daß es zufolge des Beharrungsvermögens für eine kurze Zeit die einmal angenommene Geschwindigkeit beibehält, auch wenn vorübergehend die antreibende Kraft etwas ab- oder der Widerstand etwas zunimmt. Die Masse (das Gewicht) des S. muß den zu überwindenden Widerständen und den vorfallenden Unregelmäßigkeiten, welche es aufheben soll, angemessen sein, kann daher ebenso wol zu klein als zu groß gegriffen werden; im erstern Falle regulirt es nicht genügend, im letztern zehrt es nutzlos Kraft auf. Auf die Wirkung des S. sind außerdem dessen Durchmesser und Umdrehungsgeschwindigkeit von großem Einflusse. Das S. ist ein vorzüglicher Regulator (s. d.).

Schwur, s. Eid.

Schwurgericht, Geschworenengericht, Jury (im mittelalterlichen Latein jurata patriae), ist die allgemeine Bezeichnung für eine Gruppe von eidlich in Pflicht genommenen, nicht nothwendig rechtskundigen Vertrauensmännern aus dem Volke (Geschworene, engl. jurymen, franz. jurés), welche in allen bedeutendern, einer gerichtlichen Behandlung unterbreiteten Fällen durch ihren Wahrspruch (Verdict, veredictum) den Sachverhalt festzustellen haben und damit die Anwendung des einschlagenden Gesetzes durch die eigentlichen Justizbeamten vorbereiten. In England, der Heimat des Instituts, werden Geschworene sowol bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten (Civiljury), als in solchen Strafsachen einberufen, welche vor die Quartalsitzungen der Friedensgerichte (s. d.) oder vor die Assisen (s. d.) gehören. Auf die Strafrechtspflege bezieht sich dort der Unterschied zwischen Großer und Kleiner Jury (grand, petty jury). Die Große oder Anklagejury (s. d.), welche bis aus 23 Mitgliedern besteht, hat sich mit einer Mehrheit von wenigstens 12 Stimmen darüber zu äußern, ob die ihr mitgetheilten, gegen eine bestimmte Person sprechenden Verdachtsgründe zur Erhebung einer förmlichen Anklage hinreichend sind oder nicht (true bille oder no bille). In ähnlicher Weise kann die dem Coroner (s. d.) zur Seite stehende «Todtenschau-Jury» schon auf die Voruntersuchung Einfluß üben, wenn sich ihre Ueberzeugung dahin ausspricht, daß ein unnatürlicher Todesfall vorliege, der auf ein Verbrechen als Ursache zurückweise. Die Verhandlungen über wirkliche Anklagen erfolgen in Gegenwart der aus zwölf Mitgliedern bestehenden Kleinen oder Urtheilsjury, welche nach Vollendung der Beweisaufnahme in strenger Abgeschlossenheit ihren einhelligen, auf schuldig oder nichtschuldig (guilty, not guilty, in Schottland auch not prowen) lautenden Wahrspruch zu finden hat. Sie ist hierbei auf gewisse, allgemein bekannte Grundsätze verwiesen, welche die Bedingungen der Annahme eines hinreichenden Beweises (evidence) festzusetzen suchen, und kann über diese Regeln nicht minder als über das in Frage kommende Strafgesetz von dem Vorsitzenden des Gerichtshofs Belehrung verlangen. Das Verdict, für welches die Geschworenen keine Gründe anzugeben brauchen, verschafft den Richtern volle rechtliche Gewißheit, sodaß sich letztere im Falle einer Verurtheilung nur noch mit Bemessung der Strafe zu beschäftigen haben. Zuweilen gibt jedoch die Jury nur ein Specialverdict, indem sie blos besondere Thatumstände als erwiesen annimmt und die Entscheidung der Frage, ob damit der Thatbestand des schuldgegebenen Verbrechens, z. B. einer Fälschung, begründet sei, ebenfalls dem Gerichtshof überweist. Obschon dem vorsitzenden Richter das Recht zusteht, die Protokollirung des ertheilten Wahrspruchs zu beanstanden und wegen untergelaufener Irrthümer oder vorgefallener Unregelmäßigkeiten eine nochmalige Berathung der Jury zu veranlassen, auch bei Verdacht, daß der Spruch auf unerlaubte Weise entstanden sei, das Verfahren auszusetzen, so hält doch das engl. Recht im allgemeinen die Fiction fest, daß ein S. nicht irren könne, und es läßt sich deshalb das Urtheil nicht durch den Nachweis der Wahrheitswidrigkeit, sondern nur wegen mehr formeller Mängel anfechten, zu welchen jedoch die Nichtbeobachtung der Beweisregeln mit gehört. Das hauptsächlichste Rechtsmittel einer motion for a new trial zur Erwirkung eines writ of venire facias de novo, d. h. zur Verweisung der Sache vor ein anderes S., ist aber bei Anklagen wegen Felony (s. d.) nicht einmal zulässig, sondern es kann hier nur durch Begnadigung geholfen werden. Zur Theilnahme am S. ist in England jeder großjährige unbescholtene Mann berufen, der aus ihm eigenthümlichen Ländereien wenigstens 10, oder aus Erbpachtgütern wenigstens 20 Pfd. St. Jahreseinkommen bezieht und nicht dem abhängigen Soldatenstande oder der Beamten- und Hofdienerklasse angehört. Desgleichen steht allen Pairs, den Geistlichen, weil sie nicht zu Bluturtheilen mitwirken sollen, den Aerzten, Advocaten, Apothekern und andern namhaft gemachten Personen ein gesetzlicher Befreiungsgrund zur Seite. Das Verzeichniß der Befähigten wird im ganzen Lande alljährlich durch die Kirchspielsbeamten zusammengestellt und zur Entgegennahme etwaiger Reclamationen eine bestimmte Zeit hindurch öffentlich ausgehängt. Nach diesen Ver-

zeichniſſen fertigt der Gerichtsſchreiber bei den Quartalſitzungen die alphabetariſche Urliſte der Grafſchaftsgeſchworenen, aus welcher der Sheriff (ſ. d.) für jede bevorſtehende Sitzungsperiode wenigſtens 48 und höchſtens 72 auf die diesmalige Dienſtliſte ſetzt und einberuft. Die Namen der Eingetroffenen werden nach Eröffnung des Gerichts in ein Gefäß gelegt und ſodann von einem der Beiſitzer einzeln herausgezogen und verleſen. Dem Angeklagten ſteht hierbei frei, die ihm nicht Zuſagenden, und zwar bei den erſten 20 ohne Angabe von Gründen zu verwerfen. Indeſſen erliſcht dieſe Ablehnungsbefugniß für den Fall, daß nur noch 12 Namen übrig ſind. Wenn ſich nur eine Minderzahl der geladenen Schwurgerichtsmitglieder einſtellt, ſo wird die Liſte durch Einberufung von Erſatzgeſchworenen aus der Nähe (tales de circumstantibus) ergänzt. Unter Anklage geſtellte Fremde dürfen eine «jury per medietatem linguae» verlangen, bei welcher die Hälfte der Geſchworenen aus Fremden beſtehen muß. Auf Antrag der Krone oder infolge eines Compromiſſes zwiſchen dem Ankläger und dem Angeklagten iſt ausnahmsweiſe mit Bildung einer «Special-Jury» zu verfahren. Es werden dazu Esquires, Bankiers und Kaufleute höhern Ranges einberufen, wobei auch dem Ankläger Ablehnungsrechte zuſtehen.

Auf den Continent wurde das S. zuerſt durch die franz. Nationalverſammlung verpflanzt, welche die nicht hinreichend bekannten engl. Inſtitutionen durchweg als Schutzwehren der bürgerlichen Freiheit betrachtete und den Misbräuchen in der Strafrechtspflege durch eine fortgeſetzte Antheilnahme des Volks zu begegnen gedachte. Das Geſetz vom 29. Sept. 1791 führte die Anklage- und Urtheilsjury ein, und weitere Geſetze vom 5. Fructidor des Jahres III, vom 3. Brumaire IV, vom 19. Fructidor V und vom 7. Plusioſe IX ergingen ſich in den verſchiedenartigſten Organiſationsverſuchen. Die hierbei gemachten Erfahrungen waren nichts weniger als befriedigend, und nach der Wiederherſtellung eines befeſtigten Zuſtandes erklärten ſich viele Stimmen, darunter die Vota von 30 Gerichtshöfen, gegen die Jury, wobei allerdings die Erinnerung mitwirkte, daß die blutberauſchten Revolutionstribunale S. geweſen waren. Indeſſen entſchied ſich Napoleon's Code d'instruction criminelle für Beibehaltung wenigſtens der Urtheilsjury bei Anklagen wegen Verbrechen (crimes), wenn ſchon unter Abänderungen, welche die Verdicte den Urtheilen der rechtsgelehrten Gerichte ebenbürtig und den Gewalthabern annehmbar machen ſollten. Zu dieſem Zwecke wurde die Befähigung zum Amte eines Geſchworenen auch den Bevölkerungsklaſſen, welche die Vermuthung einer höhern Bildung für ſich haben, ohne Rückſicht auf einen Cenſus zuerkannt, die Abhängigkeit von der oberſten Gewalt als Ausſchließungsgrund meiſtens beſeitigt, der Regierung ein weitgehender Einfluß auf die Bildung der Ur- und Dienſtliſten vorbehalten, die Jury ſo viel als möglich auf die Beurtheilung der Thatfrage ohne Anſehen der vom Geſetz dem Schuldigen gedrohten Strafe beſchränkt, das Erforderniß der Einſtimmigkeit des Wahrſpruchs ſowie die Beachtung feſter Beweisregeln aufgehoben und dem Aſſiſenhofe ein Einwirkungsrecht zur Verbeſſerung von irrthümlichen Ausſprüchen der Geſchworenen zuerkannt. Neuere Geſetze haben hier nur einzelnes richtiger geſtellt; doch verdient das Geſetz vom 28. April 1862 beſondere Erwähnung, welches die Geſchworenen zur Annahme «mildernder Umſtände» (circonstances atténuantes) ermächtigt. Da der Gerichtshof hierauf nicht die volle Strafe zuerkennen darf, ſo wird damit dem Uebelſtande vorgebeugt, daß die Jury bei zu großer Härte des Strafrechts lieber ihre Ueberzeugung von der Schuld verleugnet, als ihr Gewiſſen mit einer drakoniſchen Verurtheilung belaſtet.

Obgleich das franz. Strafproceßrecht dem Weſen der Jury vielfach Gewalt anthut, ſo hat es doch die beſſere Organiſation der Gerichte, die Staatsanwaltſchaft, die ſcharfe Auseinanderhaltung von ſachgemäßen Stadien des Strafverfahrens, die angemeſſene Verwerthung des Inquiſitionsprincips namentlich bei der Vorunterſuchung und die Vermehrung der Rechtsmittel gegen verletzende Decrete und Urtheile vor dem engl. Rechte voraus und konnte ſich deshalb auch in andern Ländern, wie Belgien, Griechenland, einigen Schweizercantonen u. ſ. w., als Muſtergeſetz zur Geltung bringen. In Deutſchland vertheidigte beſonders die Bevölkerung der vordem mit Frankreich verbundenen Rheinprovinzen ihr öffentlich-mündliches Strafverfahren mit Geſchworenen, und die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher die Regierungen der Reſtaurationszeit für rechtsgelehrte Gerichte und das geheime ſchriftliche Verfahren eintraten, gab an ſich ſchon für die Geſammtheit der Liberalen einen hinreichenden Beweggrund zum Uebergange in das entgegengeſetzte Lager. Wie viel Unfertiges auch bei der hieran ſich ſchließenden langwierigen Controverſe zu Tage gekommen ſein mag, ſo iſt doch das Ergebniß der Unterſuchungen über die äußern und innern Entſtehungsgründe des S. und über die Bedingungen ſeiner gedeihlichen Wirkſamkeit als ein immerhin bedeutendes zu bezeichnen. Die Jury ſtellt ſich hiernach, obgleich ſie mit den röm. judices und den deutſchen Schöffen manches gemein hat, doch keineswegs als das Volksgericht

dar, welches das Recht zugleich schuf und in vollständigen Urtheilen verwerthete, sondern sie vermittelt nur die Einführung eines volksthümlichen Elements in die an sich den rechtsverständigen Richtern innerhalb eines schärfer gegliederten Gemeinwesens vorbehaltene Rechtspflege. Ihre Antheilnahme soll aber nicht etwa einem Mistrauen gegen die Unabhängigkeit, die Einsichten und Erfahrungen der Richter zum fortgesetzten Ausdruck verhelfen, sondern eine ganz andere Anforderung des german. Rechtsgefühls befriedigen. Vorbedingung eines Strafurtheils ist, daß das Verbrechen erwiesen, d. h. die Ueberzeugung hergestellt sei, daß eine äußerlich als Verbrechen sich darstellende Rechtsverletzung vorliege, und daß sie in der Schuld einer bestimmten Person ihren Grund habe. Wie sich an dem Verbrechen zwei Seiten, eine äußere und eine innere, aufzeigen lassen, so muß auch das Beweisverfahren eine Doppelrichtung nehmen. Hierbei tritt nun ein wesentlicher Unterschied zwischen der röm. und german., theilweise in den skandinav. Ländern, am entschiedensten und erfolgreichsten aber in England zur Ausbildung gelangten Rechtsansicht hervor. Jene legt nämlich den verschiedenen Beweismitteln und Beweisgründen (Geständniß, Augenschein, Zeugniß, Urkunden, Anzeichen) gleiche Wichtigkeit bei und räumt namentlich dem Geständniß keinen Vorzug ein, obgleich nur dieses geeignet ist, ebenso über die äußere wie über die innere Seite der That Aufschluß zu geben. Dagegen war das deutsche Recht von jeher bestrebt, das Innere des Vergehens, die Schuld, zu ermitteln und hiervon das Gewissen des Richtenden zu überzeugen. Weil aber der Schluß von rein äußerlichen Beweisen auf eine Thatsache des subjectiven Bewußtseins keine abschließende Gewißheit zu liefern geeignet ist, so verlangte unser Recht, daß zu dem auf jenem Wege Ermittelten noch etwas Weiteres, das Gewissen des Richters Beruhigendes komme, wie der Eid des Anklägers und seiner Genossen (Eideshelfer) oder der Ausspruch der Gottheit (Gottesurtheil). Nur bei dem Geständnisse wurde ein solches Weiteres nicht gefordert, sowie dann, wenn die richtende Gemeinde die That selbst sah oder hörte. Diese Richtung trat anfangs im deutschen Rechte so einseitig hervor, daß es auf die Beweismittel für die äußere Seite der That fast gar kein Gewicht zu legen schien. Hierin offenbarte sich freilich ein Mangel, der bei steigender Cultur nothwendig verbessert werden mußte, was in Deutschland wie in Frankreich zu einem gänzlichen Abbrechen des nationalen Entwickelungsganges und zur Annahme des röm.-kanonischen Beweisrechts führte. Dagegen hielt England an den heimischen Anforderungen hinsichtlich des Beweises fest, und das Ende der freilich sehr complicirten, mancherlei Phasen durchlaufenden Entwickelung des dortigen Rechts war die Anerkennung der Nothwendigkeit, daß allerdings auch die äußere Seite der That zu erweisen sei (durch Zeugen, Urkunden u. s. f.), daß aber dieser Beweis nur die Voraussetzung und Grundlage des auf anderm Wege herzustellenden, auf das Innere der That gerichteten Schuldbeweises bilden dürfe. Ein solcher wird zunächst in dem freiwilligen Geständnisse des Schuldigen selbst gefunden. Wo dasselbe nicht erfolgt, da muß ein anderer Gewissensausspruch an seine Stelle treten, und dies ist eben der einhellige Wahrspruch der Geschworenen, welche als Stellvertreter der Gesellschaft das Volksgewissen repräsentiren. So wenig aber das Geständniß des Schuldigen ein grundloses sein darf, ebensowenig darf der Spruch der Geschworenen aus einer grundlosen, moralischen Ueberzeugung (conviction intime), aus bloßen Gefühlen oder Instincten, wie nach franz. Rechte, hervorgehen. Vielmehr muß auch ihm eine Ueberzeugung aus Gründen vorangehen, welche dadurch zu vermitteln ist, daß man den Geschworenen sämmtliche Beweismittel in lebendiger Handlung vorführt und so den ganzen Vorfall, über welchen ein Wahrspruch abgegeben werden soll, sich wie in einem Drama wiedererzeugen läßt. Deshalb fordert man auch in England mit Recht von den Geschworenen Kenntniß der vielfach in gemeinfaßlichen Werken verbreiteten Beweisregeln. Man setzt dabei voraus, daß die Jury sämmtliche Beweismittel für die äußere Seite der That ebenso sorgfältig prüfe, wie dies Juristen thun würden, und daß sie, wenn sie hiermit für sich selbst nicht ganz zurecht kommt, von den rechtskundigen Richtern Belehrung erbitte. Sonach stellt sich dann der Wahrspruch der Geschworenen als ein Seitenstück des Geständnisses, als ein Mittleres zwischen Beweis und Urtheil dar.

Die in vielen deutschen Staaten seit 1848 angenommenen Strafproceßordnungen gehen zwar in den meisten Beziehungen auf das franz. Vorbild zurück, indessen gelangt hier die Einsicht zu immer allgemeinerer Geltung, daß das engl. Recht dem Begriffe der Jury weit vollständiger Rechnung trage. Dasselbe ist auch, wenigstens der Hauptsache nach, in die nordamerik. Tochterrechte übergegangen und in Portugal und Brasilien bei der einschlagenden Gesetzgebung benutzt worden. Vgl. Mittermaier, «Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschworenengericht» (Stuttg. 1845); derselbe, «Das Strafverfahren in seiner Fortbildung» (Erl. 1856); Köstlin, «Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh.»

Digitized by Google

(Tüb. 1849); Gneiſt, «Die Bildung der Geſchworenengerichte in Deutſchland» (Berl. 1849); Biener, «Das engl. Geſchworenengericht» (3 Bde., Lpz. 1852—53); Gundermann, «Engl. Privatrecht» (Tüb. 1864); Forſyth, «History of trial by jury» (Lond. 1852); Trebutien, «Cours de droit criminel» (2 Bde., Par. 1854).

Schwyz, einer der drei Urcantone und eine von den vier ſog. Waldſtädten, woher das ganze Land der Eidgenoſſenſchaft den Namen der Schweiz erhalten hat, iſt im Range der 5. Canton. Er liegt zwiſchen Uri, Glarus, St.-Gallen, Zürich, Zug, Luzern und Unterwalden und zählt auf 16,88 Q.-M. in 6 Bezirken und 29 Gemeinden 45100 deutſche Bewohner, wovon nur 155 Proteſtanten, die übrigen Katholiken ſind. Der Boden iſt Gebirge, jedoch ohne Schneeberge und Gletſcher. (S. Rigi.) Im Canton liegt der Lowerzerſee. Alpenwirthſchaft iſt die Hauptbeſchäftigung des Hirtenvolks der alten und innern Bezirke, das ſich lange Zeit allen Neuerungen, auch den heilſamen, heftig widerſetzte und auf niederer Bildungsſtufe ſtehen geblieben war. Neben den altgefreiten Schwyzern wohnen in den äußern Bezirken die neuen Landsleute, die bis 1798 die Angehörigen hießen. Schon 1831 war es hier zu Unruhen gekommen, da die Bewohner, auf den Bundesvertrag geſtützt, gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte mit den Altſchwyzern begehrten. Nach langen Wirren, die eine zeitweiſe eidgenöſſiſche Occupation von Innerſchwyz veranlaßten, kam endlich für den geſammten Canton die Verfaſſung vom 13. Oct. 1833 zu Stande. Aber die Wahlen gaben den Altſchwyzern das Uebergewicht, worauf Beſchwerdeſchriften aus den äußern Bezirken über verſchiedene Verfaſſungsverletzungen bei der Tagſatzung einliefen. Ueberdies erhob ſich in den innern Bezirken der Streit der ſog. Hörner und Klauen, oder der reichern und ärmern Oberallmendsbeſitzer. Es kam 8. Mai 1838 auf der Landsgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, wobei die Klauen und Außerſchwyzer den Kürzern zogen. Nur mit Mühe brachten eidgenöſſiſche Commiſſarien eine Entwaffnung beider Parteien und eine neue Landsgemeinde zu Stande, wobei abermals die Altſchwyzer das Uebergewicht behielten. Von nun an hielt ſich S., wo viele Klagen über ungerechte Juſtiz und über weit verbreitete Beſtechlichkeit laut wurden, entſchieden zu den ultramontanen Cantonen. Die Verfaſſung war abſolut-demokratiſch und die höchſte Gewalt ſtand der alle zwei Jahre verſammelten Landsgemeinde zu. S. war eins der eifrigſten Mitglieder des Sonderbunds. Nach deſſen Auflöſung erhielt der Canton 11. März 1848 eine neue Verfaſſung, wodurch er in die Reihe der Repräſentativdemokratien trat. Die Landsgemeinde verſchwand, doch beſtehen noch Bezirks- und Kreisgemeinden. An der Spitze der geſetzgebenden Gewalt ſteht ein vom Volk in 13 Kreisverſammlungen für eine Amtsdauer von vier Jahren gewählter, aber alle zwei Jahre zur Hälfte erneuerter Cantonsrath von 81 Mitgliedern. Die höchſte vollziehende und verwaltende Behörde iſt ein Regierungsrath von 7 Mitgliedern, mit einem Landammann als Präſidenten. Die Juſtiz in höchſter Inſtanz wird von einem mit je 13 und 5 Mitgliedern und ebenſo vielen Erſatzmännern beſetzten Cantons- und Criminalgerichte ausgeübt. Seit der neuen Verfaſſung hat S. in jeder Beziehung erfreuliche Fortſchritte gemacht. Eine 1855 unternommene Verfaſſungsreviſion beſchränkte ſich nur auf einige Artikel der Gerichtsorganiſation. In kirchlicher Beziehung gehört der Canton mit 1 Abtei, 5 Klöſtern und 30 Pfarreien zum Bisthum Chur. Hauptort des Cantons iſt Schwyz, ein zerſtreut gebauter Flecken mit 5432 E., am Fuße des 5870 F. hohen Mythen, Sitz der Regierung und von 1838—47 auch Sitz eines Jeſuitencollegiums mit einigen hundert Schülern. In der Nähe liegt das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte, und am Fuße des Rigi das Bad Sewen. Andere wichtige Ortſchaften ſind: Gerſau (ſ. d.), Lachen, ein Flecken am Zürcherſee, Einſiedeln (ſ. d.), Küßnacht (ſ. d.) und Brunnen, Flecken am Vierwaldſtädterſee, ein Hauptplatz für den Verkehr auf der Gotthardsſtraße. Daſelbſt beſchworen Uri, Schwyz und Unterwalden 1315 den ewigen Bund nach dem Siege von Morgarten. Vgl. Meyer von Knonau, «Der Canton S.» (St.-Gallen 1835); Steinauer, «Geſchichte von S.» (2 Bde., Einſiedeln 1861).

Sciacca, Hafenſtadt in der Provinz Girgenti, an der ſüdweſtl. Küſte Siciliens, Hauptort eines Diſtricts (16,6 Q.-M. mit 49837 E. im J. 1861), ¾ M. im Nordoſten vom Cap San-Marco an und auf einer ſteilen Höhe am Meere gelegen und durch dieſe Lage ſowie durch ihre zahlreichen Thürme und alten Ringmauern von weitem imponirend, aber im ganzen ſchlecht gebaut, hat einen von Julia, der Tochter König Roger's I. gegründeten Dom mit merkwürdigem Echo, eine Menge anderer Kirchen und Klöſter, einen dem Marcheſe San-Giacomo gehörigen großen, modernen Palaſt mit ſchönem Park und verſchiedene, wegen ihrer mittelalterlichen Architektur intereſſante Gebäude, wie Caſa Triolo und Caſa Starepinto. Ueberhaupt gehört die Bedeutung der Stadt frühern Jahrhunderten an. Sie war im Mittelalter eine königl. (keinem

Baron gehörende) Stadt. Doch wohnten hier wichtige Dynasten, deren Burgen noch jetzt in Trümmern (namentlich an der Ostseite der Stadtmauer) vorhanden sind. Hier erheben sich die Castelle der Familien Luna und Perolle, deren Kämpfe die Stadt während eines Jahrhunderts (1410—1529) in Aufregung setzten. Der Hafen ist klein. Die Stadt zählt (1861) 13690 (innerhalb des Gemeindebezirks 14292) E., die Töpfereien, namentlich für kühlende Gefäße aus poröser Erde, desgleichen mancherlei andere Manufacturen unterhalten und starken Sardellenfang sowie Handel mit Getreide, Soda, Honig, gesalzenen Sardellen und Anchovis, mit Nitrum und Töpferwaaren treiben. Man bemerkt in der Umgegend überall vulkanische Thätigkeit. Bei S. waren meist die warmen Bäder von Selinus. Von antiken Gebäuden ist keine Spur mehr vorhanden. Etwa 1 St. im Osten liegen jedoch auf dem isolirten Bergkegel Monte-San-Calogero (1102 F. hoch) die merkwürdigen Dampfbäder (le stufe) des Mons-Chronios der Alten, deren Dampfwärme zwischen 27 und 32° R. schwankt. Ihre Anlage wurde im Alterthum dem Dädalus, die Entdeckung ihrer Heilkraft im Mittelalter dem San-Calogero zugeschrieben. Merkwürdig sind die theilweise künstlichen Höhlen des Berges mit (unwichtigen) Inschriften, wie Grotta Taphano oder della Diana, Grotta delle Pulzelle u. s. w. In dem Thale zwischen dem Berge und der Stadt befinden sich heiße Schwefelquellen (45°) und heiße Salzquellen (25°), die im Sommer von vielen Kranken besucht werden. Vgl. Farina, «Le terme Selinunte» (Sciacca 1864).

Scillyinseln (franz. Sorlingues), liegen in einer 4 St. langen und halb so breiten Gruppe 6½ M. vom Cap Landsend, der äußersten Südwestspitze von Cornwall. Es sind 145 kleine, zusammen nur 0,26 Q.-M. einnehmende Eilande, von vielen Klippen und Riffen umgeben, felsig, baumlos, von überaus mildem und gesundem Klima begünstigt, aber stets von den Wogen des Meeres gepeitscht und nicht selten verheerenden Orkanen ausgesetzt. Nur fünf sind bewohnt und tragen Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, während die unbewohnten nur Gras, Moos und Seetang erzeugen, welcher zu Kelp verbrannt oder zum Viehfutter benutzt wird. Pferde und Rinder sind klein. Die Schafwolle, wegen ihrer Feinheit von Werth, wird meist an Ort und Stelle zu Tuch und Strümpfen verarbeitet. Kaninchen, wildes Land- und Seegeflügel sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, 2431 an der Zahl (1861), nähren sich von Ackerbau, Schafzucht, Fischerei und Lootsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind. 1861 besaßen sie 51 Schiffe von 6239 Tons. Sie sind arm, abgabenfrei und stehen mit Cornwall, wozu sie gerechnet werden, in keiner polit. Verbindung. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. Zwölf der Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. In kirchlicher Beziehung stehen die S. seit 1838 unter dem Bischof von Exeter. Die größern Inseln sind: St.-Marys, mit 1532 E. und dem Städtchen Hughtown oder Newton, dem Hauptort der Eilandsgruppe, einem Hafen und einem Fort auf dem 110 F. hohen Hugh-Hill; Tresco oder Trescaw, mit 399 E. und dem Flecken Dolphintown; St.-Martins, mit 185 E. und einem Signalthurm; Bryher, mit 115 E., und St.-Agnes, mit Kirche und Leuchtthurm. Ein zweiter Leuchtthurm steht im äußersten Südwesten auf Bishop's-Rock. Das Hauptgestein der Inseln ist Granit; von Zinn oder Zinngruben enthalten sie keine Spur. Daß in den S. die Cassiterides Insulae oder Zinninseln der Alten zu finden sind, ist eine gewöhnliche Angabe. Wahrscheinlich ist aber, daß die Phönizier, die nach ziemlich einstimmiger Ueberlieferung Britannien entdeckt, mit jenem Namen nicht sowol die S. als vielmehr die dahinterliegende, zerspaltene Küste von Cornwall und Devon, noch jetzt die Hauptfundstätten des brit. Zinns, oder überhaupt die brit. Inseln bezeichnet haben. Andere nehmen an, daß in ältester Zeit die Eilande mit Cornwall zusammengehangen haben und erst später von demselben losgerissen worden seien.

Scioppius (Kaspar), eigentlich Schoppe, Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 27. Mai 1576 zu Neumark in der Pfalz, suchte sich, nachdem er zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt seine Studien vollendet, durch den Uebertritt zur kath. Kirche einen Weg für seine ehrgeizigen Absichten zu bahnen und erhielt auch später eine Menge glänzender Titel, indem man ihn in Spanien zum Geheimrath und Grafen von Clara-Valle erhob, ohne ihm jedoch Stellung und gewissen Gehalt zu sichern. Der Beifall, mit dem seine ersten philol. und kritischen Schriften aufgenommen wurden, steigerte seine Anmaßung und Prahlsucht bis zu dem Grade, daß er selbst den Cicero der Barbarismen beschuldigte und sich den Beinamen des grammatischen Hundes zuzog. Namentlich verfolgte er auch mit Schmähungen seine ehemaligen Glaubensgenossen und reizte die kath. Fürsten gegen sie auf, verschonte aber dabei mit seiner Satire die gekrönten Häupter ebenso wenig wie die Jesuiten. Dieses Treiben brachte ihn gänzlich in Misachtung. 1614 ward er von den Leuten des engl. Gesandten in Madrid öffentlich ausgeprügelt, worauf er sich, da er nirgends einen sichern Aufenthalt fand, nach Padua zurückzog. Hier starb er 19. Nov.

1649. In den letzten 14 J. hatte er aus Furcht vor Nachstellungen sein Schlafgemach nicht verlassen. In seinen philol. Schriften bekämpfte er allerdings mit Grund die damalige planlose und geisttödtende Erklärung der alten Classiker, besonders das verwilderte Notenlatein, aber freilich in einem mehr als gemeinen Tone. Hierher gehören die «Verisimilium libri IV» (Nürnb. 1596), die «Suspectarum lectionum libri V» (Nürnb. 1597 und Amsterd. 1664); ferner die «Commentatio de arte critica» (Nürnb. 1597 und Amsterd. 1661) und die «Grammatica philosophica» (Mail. 1628; zuletzt Augsb. 1712). Eine große Anzahl anderer Schriften, die noch mehr den Charakter von Pasquillen an sich tragen, wie «Infamia Famiani» u. s. w., veröffentlichte er unter den Namen von Nikodemus Macer, Oporinus Grubinus, Aspasius Grosippus, Isaak Casaubonus, Philoxenus Melander, Juniperus de Ancona u. s. w.

Scindia, s. Gwalior.

Scipio ist der Name einer der patricischen röm. Familien, die zu der Gens Cornelia gehörten. Sie erscheint in der Geschichte zuerst mit dem Publius Cornelius S., den die Fasti unter den consularischen Kriegstribunen der J. 395 und 394 v. Chr. anführen. Ein anderer Publius Cornelius S. war 366 v. Chr. der eine von den beiden ersten curulischen Aedilen. Zum Consulate schwang sich aus der Familie der Scipionen zuerst Lucius Cornelius S. 350 v. Chr. empor. Lucius Cornelius S. Barbatus bekleidete das Consulat 298 v. Chr., dann die Censur und zeichnete sich in dem Kriege wider die Etrusker, Samniter und Lucaner aus. Seine Grabschrift und die seines Sohnes Lucius Cornelius S., der 259 v. Chr. als Consul die Karthager aus Corsica vertrieb und 258 Censor war, sind, in saturnischem Versmaß abgefaßt, die ältesten unter den Inschriften, die in dem 1780 vor der Porta Capena bei Rom entdeckten Familienbegräbniß der Scipionen gefunden wurden. — Söhne des letztgenannten Lucius waren Publius und Cnejus Cornelius S., von denen der erstere als Consul 218 v. Chr., dem ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, Hannibal vergeblich am Uebergang über den Rhône zu hindern suchte und dann von diesem in Italien am Ticinus im Reitergefecht und darauf an der Trebia mit seinem Amtsgenossen Tiberius Sempronius Gracchus geschlagen wurde. 217 ging er nach Spanien, wohin sein Bruder Cnejus, der als Consul 222 mit Marcellus im Gallischen Kriege ruhmvoll gekämpft, schon 218 als Legat gegangen war und den Karthagern das Land zwischen Ebro und Pyrenäen, dann auch die Herrschaft über die Küste entrissen hatte. Beide Brüder besiegten die Karthager wiederholt in den nächsten Jahren, fanden aber 212 ihren Untergang, indem Publius in der Schlacht bei Anitorgis, Cnejus bei Urso fiel. Die Reste des röm. Heers rettete der Ritter Lucius Marcius. — Den Tod seines Vaters Publius und seines Oheims rächte bald nachher der große Publius Cornelius S. Africanus der Aeltere (major). Dieser, geb. 235 v. Chr., wurde 212 vom Volke zum curulischen Aedil gewählt. Als man 211 nach Spanien, wo der Prätor Cajus Claudius Nero nichts ausgerichtet hatte, einen Proconsul schicken wollte, trat S. als einziger Bewerber um das gefährliche Amt auf. Das Volk, auf welches seine Persönlichkeit sowie seine geheimnißvolle Religiösität einen zauberhaften Reiz ausübten, wählte ihn, obwol er bis dahin kein höheres Kriegsamt bekleidet. Schon im Frühjahre 210 eroberte er mit seinem Freunde Cajus Lälius, der seine Flotte führte, Neu-Karthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Punier in Spanien. Durch Großmuth und Milde gewann er die span. Völker, die ihn, nachdem er den Barcinen Hasdrubal 209 bei Bäcula geschlagen, ohne doch seinen Abzug nach Italien verhindern zu können, zum König ausrufen wollten. 208 wurden Hanno und Mago geschlagen und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, genöthigt, sich in die festen Plätze zurückzuziehen. Als der letztere 207, mit Mago vereint, bei Bäcula wieder dem S. die Spitze bot, siegte dieser und schloß darauf ein Bündniß mit dem Numidier Syphax, den er nicht ohne Gefahr selbst in Afrika aufsuchte. Nachdem er durch die Einnahme von Gades die Unterwerfung des karthagischen Spanien vollendet, kehrte er nach Rom zurück, wo er für das J. 205 zum Consul gewählt wurde. Seinem Plane aber, den Krieg sogleich nach Afrika zu versetzen, widersprach der Senat, besonders der alte Fabius Cunctator. Endlich wurde ihm Sicilien zur Provinz und die Erlaubniß gegeben, nach Afrika zu gehen. Trotz mancher Hinderniße von seiten seiner Gegner in Rom erschien er 204 mit etwa 20000 Mann als Proconsul in der Nähe von Utica. Der Widerstand, den diese Stadt leistete, nöthigte ihn, im verschanzten Lager zu überwintern. Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Syphax, der sich den Karthagern verbündet hatte, griffen ihn an, wurden aber zweimal 203 besiegt und der letztere selbst gefangen. Im Herbste 203 kehrte Hannibal nach Afrika zurück und wurde nach vergeblichen Friedensunterhandlungen von S. 19. Oct. 202 in der Schlacht bei Zama (s. d.) entscheidend geschlagen. Hierauf kehrte S.

nachdem er den Frieden, der Karthagos Macht brach, vermittelt, im Triumph nach Rom zurück, wo er den ehrenden Beinamen Africanus erhielt. Im J. 199 wurde er zum Censor, 194 zum zweiten mal zum Consul erwählt, und dreimal verlasen ihn die Censoren als Princeps Senatus. 193 wurde er als Schiedsrichter zwischen den Karthagern und Masinissa nach Afrika geschickt. In dem Krieg gegen Antiochus begleitete er 190 seinen Bruder Lucius als Legat. Aufgereizt von der den Scipionen feindlichen Partei, an deren Spitze Cato stand, klagten ihn Volkstribunen vor dem Volke an (187), daß er sich von Antiochus habe bestechen lassen. Da erinnerte S., ohne sich zu verantworten, das Volk, heute sei der Tag, an dem er einst den Hannibal besiegt, sie sollten ihm auf das Capitol folgen und den Göttern danken. Man sah wohl ein, daß man gegen den großen Mann undankbar handle, und ließ alsbald den Proceß fallen. S. starb auf seinem Landgute bei Liternum in Campanien 183, nach andern 185 oder 184. Von seiner Gattin Aemilia, der Tochter des Aemilius Paulus, der bei Cannä fiel, hinterließ er zwei Söhne: Publius, ausgezeichnet durch Begabung und Bildung, aber durch Körperschwäche an öffentlicher Wirksamkeit verhindert, und Lucius, den Antiochus gefangen nahm und der, als ausgeartet, von den Censoren 174, wo er die Prätur erlangte, aus dem Senat gestoßen wurde. Die eine der Töchter war Cornelia (s. d.), die Mutter der Gracchen, die andere an Publius Cornel. Scipio Nasica Corculum verheirathet. — Der jüngere Bruder des großen Africanus war Lucius Cornelius S., der mit jenem in Spanien war, 193 die Prätur bekleidete und 190 als Consul den Auftrag zur Führung des Kriegs gegen Antiochus III. von Syrien erhielt. Nach der Beendigung des Kriegs durch den Sieg bei Magnesia feierte er einen prächtigen Triumph und legte sich den Namen Asiaticus bei. Auch er wurde angeklagt, daß er vom Antiochus bestochen sei und den Staat betrogen habe. Er wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt, um derenwillen er seine Güter verkaufen mußte. Ein Abkömmling von ihm war Lucius Cornelius S., der 83 v. Chr. als Consul von seinem Heere verlassen wurde, da Sulla gegen dasselbe zog. — Publius Cornelius S. Aemilianus, der jüngere Africanus, der leibliche Sohn des Lucius Aemilius Paulus, kämpfte, kaum 17 J. alt, 168 unter diesem und wurde von des ältern Africanus Sohn, Publius, adoptirt. Ohne der strengen altröm. Sitte sich zu entfremden, suchte er mit ihr die griech. Bildung, in der ihn der Umgang mit Polybius, dann dem Stoiker Panätius förderte, zu vereinen und nahm eifrig theil an der Entwickelung der röm. Literatur. Im J. 151 übernahm er freiwillig die Stelle eines Kriegstribunen bei dem Heere in Spanien. Seine Tapferkeit bewährte er, indem er im Zweikampf einen span. Häuptling erlegte und bei der Belagerung von Intercatia zuerst die Mauer erstieg. Auch in dem ersten Jahre des dritten Punischen Kriegs, 149 v. Chr., diente er nur als Tribun, aber seine Tapferkeit, Rechtlichkeit und Kriegskunde erwarben ihm allgemeine Bewunderung. Er wurde darum 147 zum Consul erwählt und mit der Endigung des Kriegs gegen Karthago beauftragt. Von Polybius und Lälius begleitet, ging er nach Afrika, stellte hier die Kriegszucht wieder her und beschränkte die Karthager auf die Stadt, die sie mit verzweifeltem Muthe vertheidigten und die erst 146 erobert wurde. (S. Karthago.) Auf den Trümmern soll S. ihr Geschick beweint und in der Ahnung, daß auch Rom einst fallen werde, die Homerischen Worte ausgerufen haben: «Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt.» S. kehrte nach Rom im Triumph zurück und besaß seitdem den Namen Africanus nicht blos als ererbten. Die Censur verwaltete er 142 mit Mummius streng und gewissenhaft. Für das J. 134 wurde ihm zur Beendigung des Kriegs gegen Numantia (s. d.) das Consulat zum zweiten mal übertragen. Auch hier begann er mit Herstellung der Mannszucht beim Heere; aber erst im 15. Monat seiner Kriegführung wurde er 133 der heldenmüthigen Stadt Meister und seitdem auch Numantinus genannt. Als er 129 die Ausführung des Ackergesetzes dadurch aufhielt, daß er den zur Vertheilung bestimmten Triumvirn die Entscheidung über die in der Sache entstehenden Streitigkeiten entzogen wissen wollte, wurde er am Morgen nach der Volksversammlung, in der er heftig gegen die Volksführer gesprochen, in seinem Schlafgemache todt gefunden. Nach einigen war er eines natürlichen Todes gestorben, andere gaben seinen Gegnern, namentlich dem Papirius, die Schuld. — Von Cnejus S., dem erwähnten Oheim des ältern Africanus, stammte die Linie der Scipionen, die den Beinamen Nasica führte. Zuerst erhielt ihn jenes Sohn, Publius Cornelius S. Nasica, der 194 und 193 als Prätor und Proprätor in Spanien, als Consul 191 im Cisalpinischen Gallien gegen die Bojer siegreich war. Sein gleichnamiger Sohn, mit einer Tochter des ältern Africanus vermählt, erhielt wegen seiner Tüchtigkeit und Einsicht den Zunamen Corculum. Derselbe war zweimal Consul, 162 und 155, Censor 159. Pontifex Maximus wurde er 150. Gegen Cato erklärte er sich für die Erhaltung von Karthago, in welcher er ein

Digitized by Google

Mittel sah, den wachsenden Uebermuth der Menge daniederzuhalten. — Sein Sohn gleiches Namens, von einem Tribunen im Spott mit dem Sklavennamen Serapio zubenannt, Consul 138, streng und hart und ein eifriger Optimat, leitete 133 v. Chr. den Angriff auf den ältern Gracchus und machte sich dadurch beim Volke so verhaßt, daß ihn der Senat, obwol er Pontifex Maximus war, aus Italien durch eine Sendung nach Asien entfernte, wo er in Pergamus starb. — Sein Sohn gleiches Namens, in der Jugurthinischen Zeit durch Unbestechlichkeit und strenge Rechtlichkeit, ebenso durch Milde, als Redner durch Witz und Laune ausgezeichnet, starb als Consul 111. Dessen Enkel war der von Metellus adoptirte Quintus Cäcilius Metellus Pius S., Cäsar's heftiger Gegner.

Sclopis de Salerano (Graf Federico), ital. Staatsmann und Gelehrter, geb. 1798 zu Turin, erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt juristi. Studien. Nach Beendigung derselben arbeitete er erst im Ministerium des Innern, ward aber nach einiger Zeit Mitglied des höchsten Gerichtshofs in Piemont. An der Redaction des Civilgesetzbuchs von 1837 hatte er wesentlichen Antheil. Inmitten der Bewegungen von 1848 übernahm S. 16. März das Ministerium der Justiz und der kirchlichen Angelegenheiten. Er präsidirte der Commission, welche das neue liberale Preßgesetz verfaßte, und trat in Verhandlungen mit der Römischen Curie wegen eines abzuschließenden Concordats. Doch legte er schon im Juli 1848 sein Portefeuille nieder, und jene Verhandlungen blieben ohne Erfolg. S. war hierauf Mitglied der Deputirtenkammer, bis er unter dem Ministerium Gioberti sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog. Ende 1849 trat er in den Senat und wurde zum Vicepräsidenten, später zum Präsidenten desselben erwählt. Nach Abschluß der Septemberconvention von 1864 entsagte er aber der Präsidentschaft. Nach Uebersiedelung der Regierung nach Florenz behielt S. seinen Wohnsitz in Turin, wo er als Präsident der Akademie der Wissenschaften, der Commission für vaterländische Geschichte und des Provinzialraths sowie als Mitglied des Municipalraths eine einflußreiche Stellung einnimmt. Als Gelehrter hat er sich durch eine Reihe von Werken über Gesetzgebung, Staatsrecht und Geschichte Italiens, insbesondere der sardin. Monarchie auch im Auslande einen geachteten Namen erworben. Dahin gehören: «Histoire de l'ancienne législation de Piémont» (Tur. 1833); «Histoire de la législation italienne» (3 Bde., Tur. 1840—57); «Essai sur les États généraux et autres institutions politiques du Piémont» (Tur. 1851); «Recherches historiques sur les rapports politiques entre la dynastie de Savoie et le gouvernement britannique» (Tur. 1853) u. s. w.

Scontriren oder Riscontriren (ital. scontrare und riscontrare), d. h. Schuld und Forderung gegeneinander ausgleichen, ist ein kaufmännisches Verfahren, durch das die gleichzeitige Berichtigung einer Menge von Geldforderungen, welche verschiedenen Anwesenden gegeneinander zustehen, mittels Abtretung und Anrechnung erfolgt, um damit die zeitraubende vielmalige Aufzählung größerer Summen zu ersparen. Man nennt deshalb diese Berichtigungsweise auch Zahlung mit geschlossenem Beutel. Wenn z. B. A an C und B an D je 500, D wieder an A, C an B den gleichen Betrag zu fordern hat, so erfolgt die Tilgung, indem A den C an B abtritt und D wieder durch Cession den B befriedigt, welchem aber B nicht zahlt, sondern seine Gegenforderung anrechnet. Stellt sich die Forderung des einen etwas höher, so empfängt er nur den überschießenden Betrag in baarem Gelde. Schon im Mittelalter glichen so die Wechsler der verschiedenen Handelsplätze auf jährlichen Zusammenkünften in Brie und Troyes die Forderungen aus, welche sie durch gegenseitige Honorirung von Anweisungen erworben hatten, und noch jetzt bedienen sich die Großhändler und Bankiers auf bedeutendern Plätzen an bestimmten Zahltagen, desgleichen die deutschen Verleger auf der leipziger Buchhändlermesse des nämlichen Verfahrens, das in Frankreich Virement des parties, in England Clearing heißt. Ein besonders großartiges Geschäft dieser Art vollzieht sich regelmäßig auf dem londoner Clearinghouse. Unter Scontro wird theils die Zahlung im Wege des S., theils die Zeit, zu welcher dies geschieht, der Scontrotag, verstanden. Auch heißt Scontro das Buch, in welchem die täglich vorkommenden gegenseitigen Geschäftsvorfälle aufgezeichnet werden (daher unterscheidet man nach den verschiedenen Geschäftszweigen Waaren-, Wechsel-, Maß-, Schuldenscontro).

Scoresby (William), ausgezeichneter engl. Seemann, geb. 5. Oct. 1789 zu Cropton in der Grafschaft York, begann seine Laufbahn als Seemann unter der Leitung seines Vaters, eines geschickten Kapitäns bei der nordischen Walfischerei. Während er sich in den Sommermonaten allen Mühen und Gefahren der arktischen See unterzog, benutzte er die Winterzeit, sich auf der Universität Edinburgh theoretische Kenntnisse zu erwerben. Auf dem Schiffe seines Vaters, der Resolution, drang er bis zu 81° 30′ nördl. Br. vor, eine Polhöhe, die im offenen arkti-

ſchen Meere nur durch Parry (82° 45′) übertroffen wurde. Die Reſultate einer 17jährigen Erfahrung in den nördl. Meeren legte er in dem berühmten «Account of the arctic regions» (2 Bde., Lond. 1820) nieder. 1822 unterſuchte er zum erſten mal die Oſtküſte Grönlands zwiſchen 70 und 75° nördl. Br. und entwarf die erſte genaue Karte dieſer Küſte in einer Länge von 800 engl. M. Einen Bericht über dieſe merkwürdige Reiſe gab er in ſeinem «Journal of a voyage to the northern whalefishery» (Edinb. 1823; deutſch von Kries, Hamb. 1825). Er trat darin der Anſicht von einer beſtändig offenen Polarſee entgegen. Auch machte er zuerſt ſorgfältige Beobachtungen über die Elektricität der Luft in jenen hohen Breiten. 1823 gab er die nautiſche Beſchäftigung auf und warf ſich mit voller Energie auf das Studium der Theologie. Er ſtudirte in Cambridge und erwarb 1834 den Grad eines Baccalaureus, worauf er als Kaplan für Seeleute in den Dienſt der engl. Kirche trat. Trotzdem verfolgte er ſtets mit dem lebhafteſten Intereſſe die Fortſchritte der arktiſchen Entdeckungen und ſchrieb auch mehrere naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen, von denen namentlich ſeine Beobachtungen über magnetiſche Erſcheinungen aus den J. 1839—48 hervorzuheben ſind. Ganz beſonders richtete er ſein Augenmerk auf einen für die Schiffahrt höchſt wichtigen Gegenſtand, nämlich auf den Einfluß, welchen das Eiſen an den Schiffen auf den Kompaß ausübt. Um dieſe Unterſuchungen weiter zu führen, unternahm er in ſeinen letzten Lebensjahren eine Reiſe nach Auſtralien. S. ſtarb 21. März 1857 zu Torquay.

Scott (Sir Walter), berühmter ſchott. Dichter, der Verfaſſer des «Waverley», wurde 15. Aug. 1771 zu Edinburgh geboren. Sein Vater war ein geachteter Sachwalter daſelbſt, ſeine Mutter die Tochter eines daſigen ausgezeichneten Arztes, J. Rutherford; durch beide Aeltern war er mit achtbaren alten ſchott. Familien verbunden. Seine ſchwache Geſundheit, hauptſächlich durch Lähmung des rechten Fußes veranlaßt, bewirkte, daß er früh zu ſeinem Großvater nach Sandy-Knowe, in der Nähe von Kelſo, aufs Land gebracht wurde. Später kam er nach Kelſo ſelbſt, wo er im 13. Jahre Percy's «Reliques» kennen lernte, die nicht wenig dazu beitrugen, ihn zum Dichter zu machen. Die vielfachen alten Sagen der Grenzlande mochten überdies ſeinen Geiſt gleichfalls mächtig anregen. Er beſuchte darauf die High-School zu Edinburgh, machte im Lateiniſchen zwar Fortſchritte, konnte aber ſeine Abneigung gegen das Griechiſche nicht überwinden; dagegen erlangte er oberflächliche Kenntniß des Deutſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen. Dann ſtudirte er die Rechte auf der Univerſität zu Edinburgh und wurde im 21. J. Advocat. Seine Geſundheit hatte ſich gekräftigt; er machte zahlreiche Ausflüge zu Fuß und war bei der Errichtung freiwilliger Cavalerieregimenter, als man eine Landung der Franzoſen in Schottland fürchtete, einer der Eifrigſten. Um dieſe Zeit verſuchte er ſich zuerſt als Dichter, anfangs in Ueberſetzungen aus dem Deutſchen: Bürger's «Leonore» und «Wilder Jäger» wurden 1796 überſetzt; 1799 erſchien ſeine Ueberſetzung des «Götz von Berlichingen». Dazwiſchen hatte er ſich 1797 mit Miß Carpenter verheirathet und wählte eine Cottage in Laßwade zu ſeiner Wohnung. 1799 wurde er zum Sheriff von Selkirkſhire mit einem Einkommen von 300 Pfd. St. ernannt. Erſt jetzt fing er an ein fruchtbarer Dichter und Schriftſteller zu werden. Zunächſt erſchien 1802 ſeine Sammlung der volksthümlichen ſchott. Balladen des Grenzlandes: «Minstrelsy of the Scottish border» (3 Bde.), mit trefflichen geſchichtlichen Erläuterungen, die großen Beifall fand. 1804 gab er den altengl. Roman «Sir Tristrem» gleichfalls mit geſchmackvollen und gelehrten Anmerkungen heraus. Erſt 1805 trat er mit ſeinem erſten größern Gedichte «The lay of the last minstrel» hervor, das den glänzendſten Erfolg hatte. Dies bewog ihn, die Praxis völlig aufzugeben, was er um ſo eher thun konnte, als er 1806 eine der erſten Clerkſtellen am edinburgher Gerichtshofe mit einem Einkommen von 1300 Pfd. St. erhielt. 1808 erſchien «Marmion, a tale of Floddenfield», die großartigſte ſeiner ritterlichen Erzählungen, und in demſelben Jahre ſeine Ausgabe des Dryden. Im folgenden Jahre gab er Ralph Sadler's Staatsſchriften (3 Bde.) heraus; auch arbeitete er fleißig mit an der auf ſeinen Antrieb neubegründeten «Quarterly Review», mit der er, als Organ der Tories, der zur Whigpartei gehörigen «Edinburgh Review», deren Mitarbeiter er früher geweſen war, entgegentreten wollte. 1810 erſchien «The lady of the Lake», das herrliche Schilderungen der Hochlandsnatur enthält und des Dichters Ruhm auf den Gipfelpunkt brachte. Da ſeine folgenden Gedichte «The vision of Don Roderick» (1811), «Rokeby» (1813), «The Lord of the isles» (1814), «The field of Waterloo» (1815), «The bridal of Triermain» und «Harold the dauntless (1817) immer weniger Beifall fanden, ſo wandte er ſich ſeitdem dem Gebiete des Romans zu. Außer dieſen Dichtungen hatte er übrigens in dieſer Zeit noch die Werke von Swift mit einer trefflichen Lebensbeſchreibung herausgegeben (19 Bde., 1814), den Text zu den «Border an-

tiquities» (2 Bde., 1814) geliefert, und durch einen Ausflug nach dem Continent veranlaßt, «Paul's letters to his kinsfolk» (1815) geschrieben.

Der große Ertrag seiner Dichtungen setzte S. 1811 in den Stand, ein Gütchen am Ufer des Tweed nahe bei Melrose zu kaufen, Cartley-Hole genannt, dem er aber den Namen Abbotsford gab. Er vergrößerte es in der Folgezeit durch neue Ankäufe, verschönerte es durch neue Gebäude und Anlagen und verwendete darauf im ganzen eine Summe von mehr als 60000 Pfd. St. Er wollte seiner Familie ein schönes Besitzthum hinterlassen. Bereits 1805 hatte er den Roman «Waverley» begonnen, aber liegen lassen; er nahm ihn jetzt wieder auf, vollendete ihn und gab ihn 1814 ohne seinen Namen heraus. Nur Ballantyne wußte um das Geheimniß. «Waverley» wurde anfangs wenig beachtet, fand aber dann desto größern Beifall. Das anfangs aus Scheu vor einem Mislingen des Versuchs angenommene Geheimniß wurde indessen nun nicht aufgegeben und trug wol noch dazu bei, die Theilnahme des Publikums bei seinen folgenden Romanen zu erhöhen. 1815 erschien von dem «Verfasser des Waverley»: «Guy Mannering», mit noch einstimmigerm Beifall aufgenommen; 1816 «The antiquary»; 1817 als erste Reihe der «Tales of my landlord»: «The black dwarf» und «Old mortality» (deutsch: «Die Schwärmer»); 1818 «Rob Roy» und in der zweiten Reihe der «Tales of my landlord»: «The heart of Mid-Lothian»; 1819 die dritte Reihe der «Tales»: «The bride of Lammermoor» und «Legends of Montrose» sowie «Ivanhoe»; 1820 «The monastery» und «The abbot»; 1821 «Kenilworth» und «The pirate»; 1822 «The fortunes of Nigel»; 1823 «Peveril of the peak», «Quentin Durward» und «St. Ronan's well»; 1824 «Redgauntlet»; 1825 «Tales of the crusaders», enthaltend «The betrothed» und «The talisman»; 1826 «Woodstock»; 1827 und 1828 «Chronicles of the Canongate»; 1829 «Anne of Geierstein»; endlich 1831 die vierte Reihe der «Tales of my landlord», enthaltend «Count Robert of Paris» und «Castle dangerous». In den meisten dieser Romane erläutert S. die Geschichte seines Vaterlandes. «Ivanhoe», «Kenilworth», «Woodstock» und «Nigel» spielen in England. Die in andere Gegenden versetzten stehen diesen mit Ausnahme von «Quentin Durward» bedeutend nach. Seine Romane haben meist den Fehler, daß sie im Anfange etwas schleppend und breit, am Ende zu abgebrochen sind. Der Plan ist selten fehlerfrei; bald stören Unwahrscheinlichkeiten, bald ein gezwungener Ausweg, bald zu große Verwirrung des Knotens, bald ein zu eiliger Schluß. Aber diese Fehler sind gering gegen die Vorzüge der trefflichen Charakterschilderung und der bis in die kleinsten Details bestimmten und wahren Zeichnung, der klaren und lebendigen Anschauung und Darstellung vergangener Zeiten, der anmuthigsten Schilderungen landschaftlicher Schönheiten und der reichen Quelle von Humor, die sich mit dem größten sittlichen Ernste und zahlreichen Stellen voll der tiefsten Rührung paart.

Außerdem hatte sich der 1820 zum Baronet ernannte Dichter auch im Schauspiel versucht, aber mit geringem Erfolge. Treffliche biographische und literarische Einleitungen hatte er der neuen Ausgabe der ältern engl. Romanschreiber vorangeschickt, welche 1825 in drei Bänden gesammelt erschienen. Jetzt, als er sich dem Alter zu nähern begann, als ihn alle Welt nach dem ungeheuern Absatz seiner Romane für einen reichen Mann hielt, traf ihn der harte Schlag, daß 1826 die Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftstheilhaber er war, fielen und er sich mit einem mal mit einer Schuldenlast von 117000 Pfd. St. belastet sah. Doch auch das drückte seinen Muth nicht nieder; er hoffte dennoch als ehrlicher Mann sterben zu können und widmete sich mit verdoppeltem Eifer der Schriftstellerei. Er mußte jetzt schreiben, um Geld zu verdienen, und daher kann man sich nicht wundern, wenn seine Feder jetzt manches mittelmäßige Erzeugniß lieferte. Sein «Leben Napoleon's» (9 Bde., 1827) war eine flüchtige und unkritische Arbeit und that dem Ruhme des Dichters bedeutenden Eintrag, obgleich es reich an einzelnen schönen Stellen ist. 1829 besorgte er eine neue Ausgabe seiner dichterischen Werke, mit neuen Einleitungen vermehrt. Auch schrieb er in diesen Jahren für seine Enkel die in drei Reihen erschienenen «Tales of a grandfather (1828—30), für Lardner's «Cyclopaedia» die «History of Scotland» (2 Bde., 1830) und die «Letters on demonology» für Murray's «Family Library». Durch diese und seine oben genannten spätern Romane erwarb er so viel Geld, daß er den größten Theil seiner Schulden decken konnte. Bereits 1830 war die Schuldenlast auf 40000 Pfd. St. zusammengeschmolzen, und wenige Jahre der Gesundheit würden hingereicht haben, um sie völlig zu decken; diese waren ihm indessen nicht mehr verliehen. Im Winter 1830 zeigten sich Spuren einer mehr und mehr zunehmenden Lähmung. Im Herbste 1831 reiste er nach Italien, verweilte vom December bis April 1832 in Neapel, ging dann nach Rom und kehrte, da sich sein Zustand nur verschlimmerte, nach England zurück. Fast be-

Digitized by Google

wußtlos wurde er infolge eines zweiten Schlagflusses nach Abbotsford gebracht, wo er 21. Sept. 1832 starb. In Dryburgh-Abbey wurde er begraben. Das dankbare Schottland eröffnete nicht nur eine Sammlung, um seiner Familie Abbotsford zu wahren, sondern errichtete ihm auch in Edinburgh ein Denkmal, das schönste, das je einem Dichter gesetzt worden ist. In der That hat aber auch selten ein Land so viel Ursache, gegen einen Dichter dankbar zu sein, als Schottland gegen S., dessen sämmtliche Werke fast nur eine Verherrlichung seines Vaterlandes sind. Selten aber hat auch ein Dichter schon bei seinen Lebzeiten solchen Ruhm und solche Verbreitung gefunden wie S. Seine Werke wurden nicht nur in alle gebildeten Sprachen oft mehrfach übersetzt, sondern auch vielfach nachgedruckt. So beliebt waren seine Romane vor 30 J. in Deutschland, daß man Romane in seiner Manier schrieb und für seine Arbeiten ausgab. Den gelungensten Versuch derart machte Wilibald Alexis (s. Häring) mit dem «Walladmor». Die Ausgaben seiner Romane sind zahllos; die besten sind die edinburgher in verschiedenen Formaten und zu den verschiedenartigsten Preisen. Sein Leben wurde am ausführlichsten beschrieben von seinem Schwiegersohne Lockhardt (7 Bde., 1838 u. öfter; deutsch im Auszuge von Brühl, Lpz. 1839). — Sein ältester Sohn, Sir Walter S., geb. 28. Oct. 1801, Oberstlieutenant in der brit. Armee, starb 8. Febr. 1847 auf der Rückreise von Indien nach England. Mit ihm erlosch der Baronetstitel, da sein jüngerer Bruder Charles schon früher gestorben war.

Scott (Winfield), amerik. General, geb. 13. Juni 1786 bei Petersburg in Virginien, wohin sein Großvater, ein Schotte und Jakobit, nach der Schlacht von Culloden ausgewandert war, widmete sich dem Rechtsstudium und trat 1806 als Sachwalter auf. Die Aufregung, welche die Beschießung der amerik. Fregatte Chesapeake durch ein brit. Linienschiff im Lande hervorbrachte, führte auch ihn zu den Waffen. Im Mai 1808 erhielt er das Patent eines Artilleriekapitäns und stand 1809 im Lager zu Neuorleans. Wegen freier Aeußerungen über das Benehmen seines Obergenerals auf ein Jahr suspendirt, benutzte er diese Zeit, um sich militärische Kenntnisse zu erwerben. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit England 1812 wurde er als Oberstlieutenant nach der canad. Grenze beordert, gerieth aber in der Schlacht von Queenstown in Gefangenschaft. Nach einigen Monaten ausgewechselt, eilte er von neuem zur Armee, eroberte 27. Jan. 1813 Fort George, schlug die Angriffe des Feindes auf diesen Platz ab und ward im Alter von 28 J. Brigadegeneral. Am 5. Juni 1814 schlug er den brit. General Riall bei Chippewa und focht dann mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Niagara, wo er schwer verwundet wurde. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er nach Europa, wo er das franz. Militärsystem studirte. Nach der Rückkehr hielt er sodann Vorlesungen über die Kriegswissenschaften. 1832 ward ihm die Leitung der Operationen gegen den Indianerhäuptling Black-Hawk übertragen, die er bald glücklich beendete. 1835 unterdrückte er einen Aufstand der Seminolen und unterwarf 1838 die Creeks. Während der Insurrection in Canada zog S. zur Aufrechterhaltung der Neutralität ein Truppencorps an der Grenze zusammen, ward aber dann nach dem entgegengesetzten Ende der Republik abgefertigt, um die Cherokesen in das diesen eingeräumte Gebiet am westl. Ufer des Mississippi zu geleiten. Er entledigte sich dieses schwierigen Auftrags mit Besonnenheit und erhielt 1841 nach dem Tode des Generals Macomb den Posten eines Oberbefehlshabers der amerik. Armee. Als solcher hatte er sein Hauptquartier in Washington, wo er als eifriger Whig auch an den polit. Angelegenheiten thätigen Antheil nahm. Der mexic. Krieg gab ihm Gelegenheit, die glänzendsten Lorbern zu erringen. Im März 1847 erschien er vor Veracruz, welches sich ihm nach einer kurzen Belagerung ergab. Hierauf rückte er gegen Jalapa vor, brachte 18. April dem General Santa-Anna bei Cerro-Gordo eine Niederlage bei, schlug denselben 19. und 20. Aug. abermals bei Contreras und Churubusco und erstürmte 15. Sept. die Hauptstadt Mexico. Diese Siege führten zum Frieden von Guadalupe-Hidalgo, den er 2. Febr. 1848 abschloß, und der das Gebiet der Vereinigten Staaten um einen Ländercomplex von 30000 Q.-M. vermehrte. Trotz seiner Verdienste waren seine Bewerbungen um die Präsidentenwürde ohne Erfolg. Nachdem ihm 1848 der General Taylor (s. d.) vorgezogen worden, gelang es ihm zwar 1852 seine Ernennung zum Candidaten der Whigpartei durchzusetzen; allein bei der im Nov. stattfindenden Wahl wurden seine Hoffnungen durch den unerwarteten Erfolg des demokratischen Candidaten Pierce (s. d.) vernichtet. Um ihm die Niederlage weniger bitter zu machen, ernannte ihn sein siegreicher Gegner Pierce im nächsten Jahre zum Generallieutenant mit der Anciennetät von der Einnahme von Mexico an. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs stand S. als Patriot fest zur Sache des Bundes und that alles, um die Plane der Secessionisten im Keime zu ersticken. Der Präsident Buchanan nahm jedoch seinen Rath nicht an. Dagegen ehrte ihn Lincoln als seinen Rathgeber und ließ ihn an der Spitze der Armee.

Digitized by Google

S. war aber zu alt, um noch ins Feld zu rücken, und nahm deshalb, nachdem McClellan ihm im Obercommando gefolgt war, 1. Nov. 1861 seinen Abschied. Er starb zu Washington 29. Juni 1866. S. besaß großes strategisches Talent, ausgebreitete Kenntnisse und einen ehrenwerthen Charakter; aber sein Ehrgeiz und ein gewisser militärisch-aristokratischer Hochmuth ließen ihn nie zu Popularität gelangen. Er selbst gab seine «Memoirs» (2 Bde., Neuyork 1864) heraus.

Scotus und **Scotisten**, s. Duns Scotus.

Scribe (Augustin Eugène), berühmter franz. Theaterdichter, geb. 24. Dec. 1791 zu Paris von bemittelten Aeltern, die er früh verlor, fühlte sich unwiderstehlich zum Theater hingezogen. Seine Vormünder wollten jedoch nicht zugeben, daß er sich der Kunst widmete, und stellten ihm frei, entweder die Wissenschaft oder den Handel zu seinem Berufe zu wählen. S. entschied sich für das Studium der Jurisprudenz, wobei ihm die Freiheit des Studentenlebens gestattete, weniger die juristischen Vorlesungen als die Vorstellungen im Theater zu besuchen. Eifrig bemüht, als dramatischer Dichter auf den Bretern zu glänzen, erlitt er 1811 mit seinem ersten Stück, «Les Dervis», eine erste Niederlage, die ihn jedoch nicht entmuthigte, obschon mehrere andere darauf folgten. Endlich erzielte er einen vollständigen Erfolg mit dem Stück «Une nuit de la garde nationale», welches er in Gemeinschaft mit Delestre-Poirson verfaßt hatte. Es geschah dies 1816, im Anfang der Restauration, deren nachfolgende 15 J. für ihn nur ein anhaltender Triumph waren. Zunächst erschienen: «Flore et Zéphire», «Le comte Ory» (1816), «Le nouveau Pourceaugnac», «Le solliciteur» (1817), Musterbeispiele des kleinen Singlustspiels (Comédie-Vaudeville). Das Vaudevilletheater und die Variétés reichten kaum aus für die Schaulust des Publikums wie für den Absatz dieser zahllosen Erzeugnisse. Die Gründung des Gymnase (1820) verschaffte S. einen neuen Markt. Delestre-Poirson, welcher dieses Theaterprivilegium erlangt hatte, schloß mit S. einen langdauernden Contract und sicherte sich seinen Namen und seine Feder. Der Umstand, daß die Herzogin von Berri ihre Gönnerschaft dem neuen Theater zuwandte, welches sich Théâtre de Madame nannte, steigerte noch die allgemeine Eingenommenheit. S. lieferte für das Gymnase etwa 150 Stücke, unter andern (1821—30) «Michel et Christine», «La demoiselle à marier», «L'héritière», «Les premières amours», «La marraine», «La chanoinesse», «Avant, pendant et après», «Le colonel», «La veuve de Malabar», «Le plus beau jour de la vie», «Le mariage d'inclination», «Le mariage de raison» u. s. w., die unter dem Titel «Répertoire du théâtre de Madame» eine eigene Sammlung bilden. Um einen solchen Verbrauch zu bestreiten, hatte S. eine förmliche Werkstatt anlegen müssen, wo eine Menge ordentlicher und außerordentlicher Mitarbeiter thätig waren, indem dieser den Grundgedanken, jener den Plan, der eine den Dialog, der andere die Couplets lieferte. An ihrer Spitze standen Germain Delavigne, S.'s ehemaliger Schulfreund, und der unzertrennliche Mélesville. Sodann kamen H. Dupin, Brazier, Varner, Bayard, Carmouche, Xavier u. s. w. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Beharrlichkeit zum Arbeiten begabt, beaufsichtigte und leitete S. alles, lieferte bald den ersten Entwurf, bald überlas und bearbeitete er das Werk und schmolz es nöthigenfalls um. Die Revolution von 1830 störte dieses blühende literarische Geschäft. Bei der gewaltigen Bewegung der Ideen und Dinge wurde das Publikum kühler gestimmt gegen die kleinen Intriguen und Verhältnisse, welche der Inhalt eines Vaudevilles sind. S. war schon früher auf dem Théâtre-Français mit kleinbürgerlichen Sittenkomödien aufgetreten, wie «Valerie» (1822) und «Le mariage d'argent» (1827). Nunmehr versuchte er es auf dieser Bühne mit der polit.-satirischen Komödie und versetzte der neuen Regierung seine Nadelstiche in «Bertrand et Raton» (1833). Sodann folgten auf demselben Theater: «La Camaraderie» (1837), das am meisten beklatschte von seinen polit. Lustspielen; ferner «Une chaîne» (1841), «Le verre d'eau» (1842), «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Les contes de la reine de Navarre» (1851), «Rêves d'amour» (1859) u. s. w. In einem andern Genre hatte S. ebenfalls keinen Nebenbuhler, nämlich im Opernlibretto. Mit seinen verschiedenen Mitarbeitern bediente er 30 J. lang alle pariser Operntheater und hatte seinen Antheil an allen namhaften Hervorbringungen der neuern Musik. Er lieferte die Texte für «La neige» (1823), «La Dame blanche» (1825), «La muette» (1828), «Fra Diavolo» (1830), «Robert le Diable» (1831), «La Juive» (1835), «Les Huguenots» (1836), «Le domino noir» (1841), «Le prophète» (1849), «L'étoile du Nord» (1854) und mehr als 50 andere Opern. Auch hat man von ihm mehrere Novellen und Romane: «Carlo Broschi», «Le roi de Carreau», «Piquillo alliaga», «Le filleul d'Amadis», «Fleurette la bouquetière» (1860) u. s. w. Obschon vom Publikum enthusiastisch applaudirt und 1838 auch von der Französischen Akademie als Mitglied aufgenommen, ist S. jedoch von der strengern Kritik nie zu den vollgültigen Schrift-

ſtellern gerechnet worden. Seine Stücke ſind ſtets bühnengerecht; aber Originalität der Auffaſſung, gründliche Beobachtung des Lebens, tiefes Eingehen in Leidenſchaften, ſcharfe Entwickelung der Charaktere, Geiſt und Stil darf man nicht verlangen. Keiner von den neuern Theaterdichtern wußte beſſer als er dem durchſchnittlichen Geſchmacke eines gewiſſen Theils der franz. Geſellſchaft ſeiner Zeit zu entſprechen. In der Kunſt des Schürzens und Auflöſens dramatiſcher Knoten iſt eine angeborene Virtuoſität, eine beiſpielloſe Theaterpraxis nicht zu verkennen, und hieraus erklärt ſich hinlänglich der außerordentliche Beifall, mit welchem ſeine Stücke auf franz. und ausländiſchen Bühnen 40 J. lang gegeben wurden. S. ſtarb zu Paris 20. Febr. 1861. Seine dramatiſchen Arbeiten, deren Zahl man auf mehr als 350 ſchätzt, ſind faſt alle beſonders oder in verſchiedenen gleichzeitigen Sammlungen abgedruckt, ſodann nachher in den verſchiedenen aufeinanderfolgenden Ausgaben des «Théâtre de S.» geſammelt. Unter dieſen mehr oder minder vollſtändigen Geſammtausgaben ſind beſonders zu erwähnen die von 1833—37 (20 Bde.) und die von 1855—58 (26 Bde.).

Scriptores historiae augustae werden die ſechs ſpätern röm. Geſchichtſchreiber genannt, welche eine ziemlich ununterbrochene Reihe von Biographien der röm. Kaiſer von Hadrianus bis Carus oder vom Anfange des 2. Jahrh. bis gegen das Ende des 3. Jahrh. (117—282 n. Chr.) verfaßten und gewiſſermaßen eine Fortſetzung des Suetonius (ſ. d.) lieferten. Die einzelnen Verfaſſer derſelben ſind Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio im 3. oder 4. Jahrh., Flavius Vopiscus aus Syrakus, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus, welche letztere unter Diocletian und Konſtantin d. Gr. lebten. Obgleich dieſe Sammlung, die wahrſcheinlich zu Konſtantinopel veranſtaltet wurde, nicht ganz in ihrer Vollſtändigkeit auf uns gekommen iſt und auch ihrem Inhalte nach mehr das Gepräge einer bloßen, zum Theil ſehr mangelhaften Compilation als eigener Forſchung und Kritik an ſich trägt, ſo iſt ſie doch bei dem ſonſtigen Mangel an Quellen für die Geſchichte jener Zeit für uns nicht ohne Bedeutung. Neuere Ausgaben beſorgten Jordan und Eyſſenhardt (2 Bde., Berl. 1864) und Peter (2 Bde., Lpz. 1865).

Scriver (Chriſtian), aſcetiſcher Schriftſteller, geb. zu Rendsburg 2. Jan. 1629, ſtudirte zu Roſtock und erhielt 1653 das Diakonat zu Stendal. 1667 kam er als Paſtor zu St.-Jakob nach Magdeburg, wo er ſpäter Senior, Conſiſtorialaſſeſſor und Inſpector wurde, und 1690 als Conſiſtorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er 5. April 1693 ſtarb. Alle ſeine Schriften, namentlich ſein «Seelenſchatz» (neue Ausg., 2 Bde., Dresd. 1835), athmen Gottesfurcht und insbeſondere «Gotthold's zufällige Andachten» (19. Aufl. 1729; neueſte Aufl. von Wimmer, 2 Bde., Günz 1836) große Zartheit und Innigkeit, welche neuerdings unter dem Titel «Erbauliche Parabeln» (4. Aufl., Barm. 1844) ſprachlich verjüngt worden ſind.

Scrupel, Skrupel, ſ. Apothekergewicht.

Scrutinium, von scrutari, d. h. ausforſchen oder gründlich unterſuchen, bezeichnet im Kirchenrechte die der Uebertragung eines geiſtlichen Amts vorausgehende Unterſuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme deſſelben fähig ſei oder nicht; in der kath. Kirche die mittels verſiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl eines Biſchofs und daher dann im allgemeinen jede Wahl mittels Stimmzettel oder Kugelung.

Scudéry (Georges de), franz. Dichter, geb. 1601 zu Havre-de-Grâce, diente in ſeiner Jugend im Heere und erhielt dann die Stelle eines Gouverneurs von Notre-Dame de la Garde auf einem iſolirten Felſen bei Marſeille, des kleinſten Poſtens dieſer Art im damaligen Frankreich. Die Beſchäftigung mit der Literatur veranlaßte ihn aber 1630, nach Paris überzuſiedeln. Er wendete ſich dem Theater zu und zwar mit ſo entſchiedenem Erfolge, daß ſein Stück «L'amour tyrannique» (1636) im Vergleich zur lauen Aufnahme des «Cid» von Corneille die überwiegende Gunſt des Publikums erlangte. Dieſer Beifall und ſeine lächerliche Polemik gegen Corneille verſchafften ihm 1650 eine Stelle in der Franzöſiſchen Akademie. Am bekannteſten iſt ſein prunkvolles Epos «Alaric» (Par. 1654), welches verherrlicht wurde, bis ihm Boileau den Stempel des Lächerlichen für immer aufdrückte. S.'s Eitelkeit und Großſprecherei ging ins Unglaubliche, und wenn er ſich weigerte, auf Veranlaſſung der Königin Chriſtine von Schweden einige den Grafen de la Gardie lobende Stellen ſeines «Alaric» zu ſtreichen, ſo war auch dies nur ein Ausfluß ſeiner Schriftſtellereitelkeit. Er ſtarb zu Paris 14. Mai 1667. — Seine Schweſter, Madeleine de S., zu Havre 1607 geboren, war viel berühmter als ihr Bruder, und ihre romantiſch-hiſtor. Romane behaupteten einige Jahrzehnte faſt Alleingültigkeit, bis ebenfalls Boileau's Satire dieſem Ruhm ein Ende machte. Ihre Romane «Ibrahim, ou l'illustre Bassa» (4 Bde., Par. 1641); «Artamène, ou le grand Cyrus» (10 Bde., Par. 1650); «Clélie» (10 Bde., Par. 1656; neue Aufl. 1731); «Almahide» (8 Bde., Par. 1660), wozu

noch zehn Bände «Conversations et entretiens» kommen, sind als die letzten Ritterromane in Frankreich von geringem poetischen Werth, jedoch als Documente der damaligen Zeitgeschichte nicht unwichtig. So findet man unter einer nur leichten Verhüllung in der «Clélie» und im «Cyrus» die Porträts aller damals ausgezeichneten Männer und den Ausdruck der überschwenglichen Conversationen im Hotel Rambouillet. Madeleine de S. stand bis an ihren Tod, 2. Juni 1701, in hoher Achtung. Sie wurde sehr häufig von der Königin und den Prinzen besucht und bezog Pensionen von Mazarin, Ludwig XIV. und der Königin Christine von Schweden. Die Behauptung einiger Literarhistoriker, daß ihr Bruder sich bei der Abfassung ihrer Werke betheiligt habe, ist unbegründet. Ihren «Discours de la gloire», das erste Werk, welches 1671 einen von Balzac gestifteten Preis der Französischen Akademie davontrug, findet man nebst Auszügen aus ihren andern Werken in dem öfters aufgelegten «Esprit de Mademoiselle de S.» (Par. 1766).

Scudo (scudo d'argento) ist eine ital. Münze, welche ihre Benennung von dem Gepräge, den Wappenschildern, hat. Die Münze ist von Thalergröße, war aber je nach den einzelnen Staaten von verschiedenem Werthe. In Piemont und Modena wurde der S. zu 5 Lire (d. i. franz. Franken) gerechnet. In Rom (scudo romano oder scudo nuovo) wird er in 10 Paolo oder 100 Bajocchi getheilt und jetzt $^{9}/_{10}$ fein geprägt (eigentlich 9,66 Stück), thatsächlich aber $9^{3}/_{4}$ Stück auf die köln. Mark fein Silber, sodaß er dem bisherigen span. Piaster gleichzuachten ist und = 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Fl. $30^{3}/_{4}$ Kreuzer in süddeutscher Währung. Etwas geringer sind die frühern Scudi von Bologna, von denen etwa $9^{4}/_{5}$ = 1 köln. Mark fein Silber. Der S. in Genua (scudo di S.-Gian Battista oder scudo di cambio) war geringer und nur 1 Thlr. $3^{5}/_{6}$ Sgr. preuß. an Werth, dagegen der venetianische S. (Scudo della croce, Kreuzthaler), mit der Bezeichnung 140, besser, denn nur etwa 8 gingen auf die köln. feine Mark, wonach der Werth circa $1^{3}/_{4}$ Thlr. preuß. war. In Neapel und Sicilien wurden die Silberstücke zu 12 Carlini ebenfalls S. genannt.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Sculteus (Andreas), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. 25. Aug. 1639 zu Bunzlau als der Sohn eines Schuhmachers, kam auf das Elisabethanum zu Breslau, als dessen Schüler er seine Poesien verfaßt zu haben scheint. Keines seiner Gedichte trägt ein älteres Datum als aus dem J. 1642. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand Lessing auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg ein Gedicht von ihm: «Andreae Sculteti Boleslavii Oesterliche Triumphposaune» (Bresl. 1842). Lessing war von der Schönheit dieses Gedichtes, welche er nur durch das Streben, Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, beeinträchtigt fand, so überrascht, daß er weitere Nachforschungen anstellte. Er entdeckte in Schlesien noch mehrere Gedichte von S., darunter den «Blutschwitzenden und todesringenden Jesus». Beide mit vier Gelegenheitsgedichten zusammen gab er nun unter dem Titel: «Gedichte von Andreas S.; aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing» (Braunschw. 1771; Werke von Lachmann, Bd. 8) heraus. Nachträge dazu erschienen: von Jachmann («Nachlese», Bresl. 1774), von Scholz («Zweite Nachlese», Bresl. 1783), von Klose u. s. w.

Scurra hieß bei den Römern ursprünglich ein ärmerer Bürger ohne Landeigenthum, der sich an einen reichern anschloß und von diesem ernähren ließ. Bald aber spielten diese Scurrae des Broterwerbs wegen die allgemeinen Lustigmacher, besonders an den Tafeln der Reichen und Vornehmen, wie an den Höfen der Kaiser, suchten sich durch Schmarotzen und Schmeichelei in Gunst zu erhalten und gaben sich zu allerhand Possenreißerei her. Scurra heißt daher auch so viel wie Hofnarr.

Scylla (lat. Scyllaeum), ein Fels in der Meerenge von Sicilien, auf einer Landzunge (Rhegium promontorium) gelegen, gegenüber dem Strudel Charybdis (s. d.), wird von den Alten den Schiffern als sehr gefährlich geschildert, weil der, welcher die heftige Brandung der S. vermeiden wollte, gewöhnlich in den Strudel der Charybdis gerieth. Jetzt heißt diese dem Verkehr nicht mehr gefährliche Klippe der calabrischen Küste La Rema. In der Mythe wird die S. als ein vielköpfiges scheußliches Ungeheuer dargestellt. Der Name ging über auf das Städtchen Scilla, 3 M. im Nordnordosten von Reggio und $^{3}/_{8}$ M. von der Nordostspitze Siciliens entfernt. Dasselbe zählt (1862) 3456 E., wird von einem Schlosse auf schmalem Vorgebirge überragt und ist durch seinen Wein- und Seidenbau sowie durch seinen Schwertfischfang berühmt. Am Morgen des 5. Febr. 1783 zerstörte ein Erdbeben fast den ganzen Ort, während die Bewohner an das Meer geflüchtet waren. Gegen Abend spaltete ein zweiter Erdstoß das Vorgebirge und trieb die Wellen der Meerenge von Messina mit solcher Gewalt gegen den Strand, daß an 1500 Menschen weggespült und die Trümmer der Stadt unter Wasser gesetzt

Digitized by Google

wurden. Das Schloß, einst Besitz der Fürsten von Scilla, eines Zweigs der Familie Rufo, wurde nach der Schlacht bei Maida von den Engländern besetzt und 18 Monate lang, bis 1808, gegen die Franzosen behauptet.

Scythen. Unter dem Namen Skythae faßten die Griechen schon frühzeitig die nach Abstammung und Sitten verschiedenen Völkerschaften zusammen, die im Norden der Donaumündungen und des Schwarzen Meeres von den karpatischen Gebirgen im Westen bis zum Don (Tanais) im Osten, also in der jetzigen Moldau und Walachei, in den weiten Ebenen des südl. Rußland und auf der Halbinsel Krim wohnten, und die sich nach Herodot's Angabe selbst mit dem Namen der Skoloten bezeichneten. Der angesehenste Stamm unter ihnen, von Herodot die königlichen oder freien S. genannt, war ein echtes Nomadenvolk, das ohne feste Wohnsitze in den weiten Steppen zwischen Dnjepr und Don umherschweifte, die Männer zu Roß, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, nur den Krieg, den sie mit wilder Roheit führten, als eine des Mannes würdige Beschäftigung betrachtend, die Weiber und Kinder in großen Zelten hausend, die als wandernde Häuser auf vier- oder sechsräderigen, mit Ochsen bespannten Karren mitgeführt wurden. Weit zahlreicher als die königlichen S. waren die diesen unterworfenen Stämme, theils ebenfalls Nomaden, theils Ackerbauer, die gegen jährlichen Tribut an den herrschenden Stamm feste Wohnsitze und eigene Ländereien besaßen, wie die Kallipiden und Alazonen an der Mündung des Bug (Hypanis) und die weiter östlich wohnenden, vorzugsweise «die Ackerbauer» genannten S. Ueber die Herkunft des Volks gibt uns Herodot die Tradition, daß sie ursprünglich im innern Asien gewohnt hätten, aber von den Massageten verdrängt, sich nach den damals vom Volke der Kimmerier bewohnten Gegenden gewendet und, als diese vor ihnen das Land geräumt, sie nach Asien verfolgt hätten; bei dieser Verfolgung seien sie nach Medien gekommen, hätten, nachdem sie den medischen König Kyaxares in einer Schlacht besiegt, eine Reihe von Jahren Vorderasien von Medien bis zu den Grenzen Aegyptens verwüstet, bis es dem Kyaxares gelungen sei, einen großen Haufen durch List zu erschlagen; der Rest sei dann heimgezogen, wo ihnen anfangs ihre Sklaven und die während ihrer Abwesenheit von ihren Weibern mit diesen erzeugten Söhne die Heimkehr haben wehren wollen, bis sie dieselben mit den Peitschen in der Hand wieder zur Unterwerfung gezwungen hätten. So viele sagenhafte Züge auch in dieser Erzählung enthalten sein mögen, so ist doch ein verwüstender Einbruch scythischer Stämme in Vorderasien gegen das Ende des 7. Jahrh. v. Chr. als histor. Thatsache zu betrachten. Eine vielfach bestrittene Frage ist die nach der Abstammung der S. Während nämlich die einen, nach Niebuhr's Vorgange, sie dem mongol. Stamme zurechnen, betrachten andere sie als Angehörige der großen arischen Völkerfamilie, insbesondere des iranischen Stamms, also als die nächsten Stammverwandten der Perser. Für die Richtigkeit der letztern Ansicht, wenigstens in Betreff der «königlichen» S., sprechen sowol die sehr naturwahren Darstellungen von S. auf mehrern neuerdings in alten scythischen Gräbern im südl. Rußland entdeckten Bildwerken, die in Bezug auf Physiognomie und Körperbau entschieden vom mongol. Typus abweichen, als auch die freilich spärlichen Ueberbleibsel (etwa 60 Namen und Wörter) der scythischen Sprache. Mit den Griechen hatten die S. einen lebhaften Handelsverkehr, der hauptsächlich durch eine Anzahl blühender griech. Pflanzstädte am Nordgestade des Schwarzen Meeres und am Asowschen Meere (der Mäotis der Alten), wie Olbia, Herakleia, Pantikapaion, Tanais, Phanagoria, vermittelt wurde und vielfach auch zur Vermischung des hellenischen und scythischen Elements führte. Während früher die S. ihre Unabhängigkeit gegen alle feindlichen Angriffe (wie namentlich bei der Invasion ihres Landes durch den pers. König Darius 515 v. Chr.) glücklich vertheidigt hatten, wurden sie später von ihren Nachbarvölkern, besonders von den Sarmaten unterjocht, nach welchen dann das früher Scythien genannte Land Sarmatien benannt wurde. Seit der röm. Kaiserzeit ward das ganze nördl. Asien von der Wolga im Westen bis zum Lande der Seren im Osten und bis nach Indien im Süden mit dem Namen Scythia bezeichnet und dieses Scythien durch den Berg Imaus (Belor-Dag) in zwei Theile, Scythien diesseit und jenseit des Imaus, geschieden.

Sealsfield (Charles), geistvoller Romanschriftsteller, hieß eigentlich Karl Postel und ward 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim geboren, wo sein Vater Ortsrichter war. Er wurde für die geistliche Laufbahn bestimmt und erhielt seine Gymnasialbildung zu Znaim. Um 1813 trat er auf den Wunsch seiner Aeltern als Novize in das Ordenshaus der Kreuzherren zu Prag und wurde, nachdem er die Priesterweihe empfangen, Secretariatsadjunct, einige Zeit darauf Ordenssecretär. Aus nicht vollständig aufgeklärten Gründen verließ er im Herbst 1822 ohne Wissen

seiner Vorgesetzten das Kloster, hielt sich einige Zeit in Karlsbad, Wien und Tirol auf, wandte sich aber nach der Schweiz und von da nach Amerika, wo er den Namen «Charles Sealsfield» annahm. 1826 besuchte er Deutschland und veröffentlichte ein Buch in deutscher Sprache über die Vereinigten Staaten. Bald darauf wandte er sich nach England und ließ daselbst anonym «Austria as it is» (Lond. 1828) erscheinen, welche Schrift allgemeines Aufsehen erregte. Im Sommer 1827 kehrte S. nach der Neuen Welt zurück, wo er eine Reise durch die südwestl. Staaten der Union und Texas unternahm. Unter den Eindrücken derselben schrieb er seinen ersten Roman «Tokeah, or the White rose» (2 Bde., Philad. 1828), welchem einige kleinere Novellen, Skizzen und andere Aufsätze folgten, die jedoch ziemlich unbeachtet vorübergingen. Nachdem S. 1829—30 an der Redaction des in Neuyork erscheinenden franz. Blattes «Courrier des États Unis» theilgenommen, welches nach der Julirevolution von dem Exkönig Joseph Bonaparte angekauft wurde, ging er als Correspondent des «Morning Courier and Enquirer» nach Paris. Er lebte jetzt abwechselnd in Paris und London, wo er zugleich mit der Monatsschrift «The Englishman» in Verbindung trat. 1832 gab er indeß seine Correspondenzen auf und zog sich nach der Schweiz zurück. Hier machte er sich zuerst in weitern Kreisen bekannt durch den Roman «Der Legitime und die Republikaner» (3 Bde., Zür. 1833), eine Uebersetzung und Umarbeitung des «Tokeah». Die günstige Aufnahme, welche diesem Werke zutheil wurde, ermunterte den Verfasser, einen längst gefaßten Gedanken zu verwirklichen und dem deutschen Publikum das Leben Amerikas in einer Reihe von Skizzen und Gemälden, die, obwol nur lose verbunden, ein Ganzes bilden sollten, vorzuführen. So erschienen zunächst die «Transatlantischen Reiseskizzen» (2 Bde., Zür. 1833), dann der Roman «Der Virey und die Aristokraten» (2 Bde., Zür. 1834), vielleicht das beste seiner Werke, und die «Lebensbilder in beiden Hemisphären» (2 Bde., Zür. 1834), die in der zweiten Auflage den Titel «Morton, oder die große Tour» (Stuttg. 1846) erhielten. Letztern schlossen sich an «Ralph Dougby's Brautfahrt», «Pflanzerleben und die Farbigen» und «Nathan, der Squatter-Regulator», welche nebst den «Reiseskizzen» Theile seiner «Lebensbilder aus der westl. Hemisphäre» (5 Bde., Stuttg. 1846) bilden. S. unterbrach seine literarische Thätigkeit auf kurze Zeit durch eine neue Reise nach den Vereinigten Staaten und langte 1838 wieder in der Schweiz an, wo er nun «Deutsch-amerikan. Wahlverwandtschaften» (5 Bde., Zür. 1838—42), «Das Kajütenbuch» (2 Bde., Zür. 1840) und «Süden und Norden» (3 Bde., Zür. 1842—43) veröffentlichte. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen in 18 (Stuttg. 1846) und in 15 Bänden (Stuttg. 1846—47). Später besuchte er noch zweimal (1850 und 1859) Amerika. In der Schweiz lebte S. in einem einfachen Bauernhause in der Nähe von Solothurn, in welchem er auch 26. Mai 1864 starb. Erst nach seinem Tode gelangten Aufklärungen über seine Herkunft in die Oeffentlichkeit. Die Hauptvorzüge der Dichtungen S.'s sind gründliche Kenntniß der menschlichen Natur, geschickte Charakterzeichnung, ein geistvoller und dramatischer Dialog und seltenes Beschreibungstalent. Ihr Held ist nicht eine einzelne Person oder eine Gruppe von Individuen, sondern das ganze Volk mit seinem socialen öffentlichen und Privatleben, seinen materiellen, politischen und religiösen Beziehungen, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft. Als Mängel erscheinen eine gewisse Nachlässigkeit in der Durchführung des Stoffs, die hin und wieder vorkommenden Inconsequenzen und hier und da eine allerdings geniale Wildheit und Zusammenhangslosigkeit des Stils. S. kann als der Schöpfer einer ganz neuen Romangattung gelten, die sich auf der breiten Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt. Seine Werke haben auch in England und in Amerika zahlreiche Leser gefunden. Vgl. Kertbény, «Erinnerungen an S.» (Brüss. und Lpz. 1864); Gottschall, in «Unsere Zeit» (Neue Folge, Bd. 1, Lpz. 1865).

Sebak, ein ägypt. Gott, dem das Krokodil heilig war, daher er auch meistens krokodilköpfig auf den Denkmälern abgebildet wird. Er wurde besonders in Oberägypten viel verehrt und erscheint hier nicht selten auch als letzter unter die Götter der ersten Götterdynastie aufgenommen. In Ombos hatte er mit Harueris einen Doppeltempel, während in andern Städten, namentlich in Apollinopolis, Elephantine und Dendera, das Krokodil verabscheut wurde und der Gott S. daher auf den Tempelwänden von Dendera, die uns fast noch unberührt erhalten sind, nirgends erscheint. S. gehört nicht zur Familie des Osiris, obgleich er sich derselben anschließt; seine Herkunft wird überhaupt auf den Denkmälern nicht angegeben. In Ombos aber wird er als Sebak-Ra häufig mit dem allgemeinen Sonnengotte identificirt, und hier scheint er an die Stelle des alten Localgottes von Ombos, Set-Typhon, getreten zu sein, welcher später aus der Göttergesellschaft verdrängt worden war.

Sebaldus, einer der Schutzpatrone (neben dem heil. Lorenz) Nürnbergs, der 1425 vom

Papste Martin V. kanonisirt wurde, soll nach einigen der Sohn eines dän. Königs, nach andern der Sohn eines Landmanns gewesen sein. Wie die Legende erzählt, studirte er in Paris, vermählte sich dort mit der Tochter des Königs Dagobert III., trennte sich aber schon am folgenden Tage von ihr, um sich einem beschaulichen Leben zu widmen, und pilgerte nach Rom. Nachher soll er auch nach Deutschland gekommen sein und zuletzt in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler gelebt haben. Er starb 801 (nach andern 901 oder 1070) und hatte befohlen, seinen Leichnam auf einen mit Ochsen bespannten Wagen zu legen und ihn da zu begraben, wo diese, nachdem man sie angetrieben, freiwillig stehen bleiben würden. Dies geschah an der Peterskapelle zu Nürnberg, die hierauf erweitert und Sebalduskirche genannt wurde. In derselben befindet sich das prächtige Grabdenkmal des S. von Peter Vischer.

Sebastian, Heiliger und Märtyrer der kath. Kirche, geb. zu Narbonne in Gallien, war der Legende nach unter Diocletian Hauptmann in der Prätorianergarde. Schon seit längerer Zeit gehörte er dem Christenglauben an, und seine Stellung zu Rom gab ihm Gelegenheit, für dessen Verbreitung zu wirken und seine verfolgten Brüder zu unterstützen. S. erhielt indessen vom Hofe die Aufforderung, seinen Glauben zu verlassen, und als er standhaft blieb, ward er den mauritanischen Bogenschützen übergeben, die ihn an einen Baum banden und mit angeblich 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Eine Christin, Irene, die den Körper des Nachts aufsuchte, um ihn zu bestatten, fand, daß S. noch lebe, und rettete ihn. Bald ward jedoch S. wieder ergriffen, 20. Jan. 288 zu Tode gestäupt, dann in eine Schleuse gestürzt. Eine fromme Christin, Lucina, zog ihn hervor und begrub ihn zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus. Papst Damasus errichtete dem Heiligen eine Kirche. Seine Reliquien wurden in alle Länder vertheilt und als gegen die Pest wirksam betrachtet. Auch gilt S. als Schutzpatron der Schützengesellschaften. Die erste Marter des heiligen S. ist mehrfach von berühmten Meistern gemalt worden.

Sebastian, König von Portugal 1557—78, der nachgeborene Sohn des Infanten Johann und Johanna's, einer Tochter Kaiser Karl's V., geb. 1554, ward der Nachfolger seines Großvaters Johann III. Die Regierung führte bis zu seiner Volljährigkeit sein Großoheim, der Cardinal Heinrich. S. zeigte als Knabe viel Anlagen, die aber unter der Vormundschaft seiner bigoten Großmutter, Katharina von Oesterreich, Gemahlin Johann's III. und Schwester Karl's V., welche die Erziehung des Knaben den Jesuiten überließ, auf eine unzweckmäßige Art ausgebildet wurden. Seine Frömmigkeit wurde zum Fanatismus und seine Tapferkeit zur Abenteuerlichkeit. Er schwärmte für eine Erneuerung der Kreuzzüge und träumte davon, ganz Indien und Afrika dem Christenthum und der portug. Herrschaft zu unterwerfen. Schon 1574 unternahm er eine kleine Expedition nach Tanger, von wo aus er dann eine Zeit lang ohne besondern Erfolg gegen die Mauren kämpfte. Kurz darauf brach ein Thronstreit in Marokko aus, und der flüchtige Mulei-Mehemmed, der von seinem Oheim, dem regierenden Scherif Mulei-Hamet, aus dem Lande verjagt ward, rief die Hilfe S.'s an. Obwol seine Verwandten und Rathgeber, auch König Philipp II. von Spanien dringend abmahnten, entschloß sich S., den marokk. Prätendenten zu unterstützen und segelte 24. Juni 1578 nach Tanger ab. Sein Heer bestand aus 10000 Portugiesen, 2000 Spaniern und 3000 Deutschen und 600 ital. geworbenen Söldnern nebst vielen Freiwilligen. Von Tanger rückte S. zu Lande gegen Süden vor; aber bei der Stadt Kassr-el-Kebir (s. d.) stieß er schon auf die weitüberlegene Heeresmacht des Scherifs von Marokko. Hier kam es 4. Aug. 1578 zur Entscheidungsschlacht. S. durchbrach die erste und die zweite Linie des Feindes, während der kranke Scherif sich aus dem Schlachtgetümmel entfernen mußte und inzwischen, ohne daß sein Heer etwas erfuhr, in seiner Sänfte starb. Tollkühnheit führte den König endlich mitten unter die Feinde, die bereits im Rücken seines Heeres wütheten. Wahrscheinlich fiel hier S.; doch niemand von den Seinen war Zeuge. Auch fand oder wenigstens erkannte man ihn nicht unter den Todten. Sein ganzes Heer blieb auf dem Wahlplatz oder wurde gefangen; Mulei-Mehemmed ertrank auf der Flucht. Die Blüte des portug. Adels war durch diese Unternehmung vernichtet, die Kassen waren erschöpft, und das Reich war ohne unmittelbaren Thronerben. Zunächst führte der Cardinal Heinrich, den S. zum Reichsverweser bestellt hatte, die Regierung fort und ward nach einiger Zeit zum König ausgerufen; aber er starb schon 31. Jan. 1580, und mit ihm erlosch die alte legitime portug. Dynastie. Von verschiedenen Seiten wurden nun Erbansprüche erhoben; aber Philipp II. von Spanien, dessen Mutter Isabella eine Schwester von S.'s Großvater Johann III. gewesen war, bemächtigte sich kraft dieses Erbrechts mit Waffengewalt der Herrschaft über Portugal. Vgl. Machado, «Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o go-

verno del rey Don S.» (4 Bde., Lissab. 1736—51). Die Folge der Ungewißheit über den Tod des Königs S. war, daß später vier Abenteurer auftraten, die sich für S. ausgaben. Eine glänzende Rolle unter diesen Pseudo-Sebastianen spielte namentlich der vierte, der vielfach für den echten S. gehalten ward. Derselbe erschien 20 J. nach der Katastrophe zuerst in Venedig und gab vor, daß er auf dem Schlachtfelde unter den Todten und Verwundeten sich verborgen und, um Portugals Ruhe nicht zu stören, in der Berberei geblieben sei. Er wollte in Sicilien als Einsiedler gelebt haben. Endlich habe er den Entschluß gefaßt, sich dem Papste zu entdecken, sei indessen unterwegs von Räubern geplündert, von einigen Portugiesen aber erkannt und nach Venedig gebracht worden. Der Senat verwies ihn, und da er wieder zurückkehrte, wurde er eingekerkert. Er erregte allgemeine Theilnahme, und der Senat setzte ihn endlich in Freiheit, verwies ihn aber aus Venedig. In Florenz wurde er wieder gefangen genommen und an den span. Vicekönig von Neapel ausgeliefert, wo er, auf seiner Aussage beharrend, als Galeerensklave behandelt wurde. Zuletzt soll er nach Castilien geschafft und daselbst im Gefängniß gestorben sein. Vgl. d'Antas, «Les faux Don Sébastien» (Par. 1865).

Sébastiani (François Horace Bastien, Graf), franz. Marschall, aus einer angesehenen Familie der Insel Corsica, wurde 10. Nov. 1772 im Flecken Porta unweit Bastia geboren. Er trat im Alter von 17 J. in die franz. Armee, schwang sich in den Feldzügen der Revolution rasch empor und unterstützte als Oberst eines Dragonerregiments wesentlich die Ereignisse vom 18. Brumaire, wodurch er die Gunst Bonaparte's gewann. Im Feldzuge von 1800 kämpfte er bei Marengo. Nach dem Frieden von Amiens schickte ihn Bonaparte nach Konstantinopel, Aegypten, Syrien und den Jonischen Inseln, wo er als Diplomat ausgezeichnete Dienste leistete. Beim Wiederausbruch des Kriegs mit England erhielt er den Grad des Brigadegenerals. 1804 beobachtete er in Deutschland die Bewegungen der österr. Armee, und seine Berichte trugen viel zur Eröffnung des Kriegs von 1805 bei. Im Vortrabe Murat's befehligend, rückte er mit den ersten franz. Truppen in Wien ein. In der Schlacht bei Austerlitz schwer verwundet, erhob ihn Napoleon zum Divisionsgeneral und schickte ihn im Mai 1806 als franz. Gesandten nach Konstantinopel. Unter den schwierigsten Verhältnissen wußte er hier Selim III. für Frankreich zu gewinnen. Er setzte die Kriegserklärung gegen Rußland durch und vermochte die Pforte zum Widerstand, als der brit. Admiral Duckworth im Febr. 1807 durch die Dardanellen drang. Kurze Zeit nach Selim's Sturze wurde S. zurückgerufen. Er erhielt den Befehl über ein Armeecorps in Spanien, wo er bis 1811 ruhmvoll kämpfte. Dann kehrte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich zurück. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 gab ihm Napoleon eine leichte Division im 2. Cavaleriecorps unter Montbrun, nach dessen Tode in der Schlacht bei Borodino er den Befehl des Corps übernahm und behielt. Auf dem Rückzuge befehligte er eine Schwadron der aus Offizieren gebildeten légion sacrée, im Frühjahr 1813 eine Division an der untern Elbe, nach dem Waffenstillstande wiederum das neuformirte 2. Reitercorps, mit welchem er an der Katzbach unglücklich, dann bei Leipzig und Hanau kämpfte. Auch im Feldzug von 1814 befehligte S. ein Cavalerieeorps. Während der Hundert Tage organisirte er auf Napoleon's Befehl die Nationalgarde zu Amiens, wurde auch vom Depart. Aisne zum Mitglied der Kammer gewählt. In letzterer Eigenschaft ging er nach der Niederlage bei Waterloo mit Lafayette und andern Deputirten zur Friedensvermittelung in das Lager der Verbündeten, schiffte sich aber, als diese Sendung mißglückte, nach England ein. Weil sein Name nicht auf der Proscriptionsliste stand, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück, wo er wiederholt in der Kammer Platz nahm und zuletzt als Gegner der reactionären Politik Poliguac's auftrat. Nach der Julirevolution von 1830 übernahm er 11. Aug. das Ministerium der Marine, 17. Nov. das des Auswärtigen. In dieser Stellung, die er unter verschiedenen Cabinetsmodificationen behielt, war er ein ziemlich gehaßtes Werkzeug der Politik Ludwig Philipp's. In der Kammer von 1834 erlitt er jedoch in der Entschädigungssache der Vereinigten Staaten eine gewaltige Niederlage, sodaß er 1. April seine Entlassung nahm. Er war sodann Gesandter zu Neapel, hierauf von 1835—40 in London und erhielt nach seiner Rückkehr den Marschallsstab. Seine Wirksamkeit beschränkte sich seitdem auf die Kammer, in welcher er seit 1835 gewöhnlich die Stadt Ajaccio vertrat. Nachdem er noch das traurige Schicksal seiner einzigen Tochter, der Herzogin von Praslin (s. d.), erlebt, starb er 21. Juli 1851. — Sein Bruder Tiburce S., geb. 31. März 1786, franz. General und seit 1840 Befehlshaber der 1 Militärdivision zu Paris, suchte als solcher vergeblich in den Februartagen von 1848 den Volksaufstand niederzuhalten. Er lebte seitdem zurückgezogen in Ajaccio.

Sebastopol, s. Sewastopol.

Sebulon ist der Name eines israel. Stammes, der im Nordosten Palästinas seine Sitze hatte, Seehandel trieb und mit Kanaanitern und Phöniziern vermischt wohnte. Auch eine Stadt gleiches Namens lag in dem Gebiete jenes Stammes. Die hebr. Ueberlieferung leitet den Namen S. von dem gleichnamigen Sohne Jakob's und der Lea ab.

Secante heißt in der Geometrie diejenige gerade Linie, welche eine krumme Linie in zwei oder mehrern Punkten trifft. In der Trigonometrie dagegen versteht man unter S. eines Bogens oder Centriwinkels die aus dem Mittelpunkte des Kreises durch den einen Endpunkt des bezüglichen Bogens bis an dessen Tangente gezogene gerade Linie, welche gleich dem Quadrat des Halbmessers, dividirt durch den Cosinus, ist.

Seceders nennt man eine dissentirende Kirche in Schottland. Mehrere presbyterianische Prediger, unzufrieden mit der 1712 erfolgten Wiederherstellung der Patronatsrechte, trennten sich seit 1733 förmlich von der Staatskirche und bildeten unter dem Namen des Vereinigten Presbyteriums eine eigene Sekte, die sich bald durch den Hinzutritt vieler Gemeinden verstärkte. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S. ganz der Presbyterialkirche treu, dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger werden von allen Gliedern der Gemeinde gewählt; dieselben stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürgereides zerfielen die S. 1747 in Burghers, unter Erskine, gest. 1755, die ihn leisteten, und in die minder zahlreichen Antiburghers, unter Gibb, gest. 1788, die ihn nicht leisteten. Letztere verstanden sich jedoch später zu einem Eide der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen. 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder unter dem Namen der Verbundenen Synode der abgesonderten Kirche. Verwandte Motive riefen seit 1843 eine ähnliche und weit größere Bewegung hervor, welche zur Stiftung der schott. Freikirche führte.

Sechellen, Seychelles oder Mahé-Inseln heißt eine Gruppe von 29 Eilanden, die im westl. Theile des Indischen Oceans (zwischen 3° 33′ und 5° 35′ südl. Br., 55° 15′ und 56° 10′ östl. L.) nordöstlich von Madagaskar liegen und in polit. Beziehung vom Gouverneur der brit. Insel Mauritius abhängig sind. Ihr Areal, dessen Umfang früher sehr überschätzt wurde, beträgt nur 3,7 Q.-M. Die sämmtlichen Inseln liegen inmitten einer 45 M. langen und halb so breiten unterseeischen Korallenbank, als deren Gipfel sie hervortreten. Mit Ausnahme von zweien sind sie hoch, bergig, pittoresk und gut bewässert. Das Klima ist ungeachtet der äquatorialen Lage mild und gilt für gesund. Auch reichen die Orkane, welche die südlichern Inseln des Indischen Oceans schwer heimsuchen, nicht bis zu den S. Die Temperatur zeigt sich sehr gleichmäßig und hält sich zwischen 26½ und 27° C. Vom Mai bis Oct. weht der Südost-Monsun, vom Nov. bis April der Südwest-Monsun, welcher Regen, Hitze und Gewitter bringt. Die größte Insel ist Mahé. Dieselbe steigt bis zu 2000 F. auf und besitzt an der Ostseite einen guten Hafen, Port Victoria, an welchem die gleichnamige Hauptstadt liegt. Nur vier Inseln sind bewohnt. Die Zahl der Einwohner, fast lauter Neger und nur wenige Engländer und Franzosen, beträgt (1861) 7486. Die Erzeugnisse der Inseln sind vortreffliche Nutz- und Farbehölzer, Baumwolle, Zuckerrohr, Taback, Reis, Mais, Manioc, Kaffee, Cacao, Gewürznelken, Bananen, Geflügel, Austern und vorzügliche grüne Schildkröten. Außerdem ist ein berühmtes Erzeugniß die Doppelkokosnuß (Coco do mar; Lodoicea Sechellarum), die nur auf den drei Inseln Praslin, Curieuse und Ronde, sonst nirgends vorkommt. Die Doppelfrüchte dieser schönen 50—130 F. hohen Palme, welche unter dem Namen Salomonsnuß in den Handel gebracht wurden, galten ehedem als Universalmittel und unfehlbares Gegengift. Ihr Vaterland blieb lange unbekannt, und man fischte sie nur im Meere auf und verkaufte sie zu enormen Preisen. So bot Kaiser Rudolf II. 4000 Fl. für ein Exemplar, erhielt es aber nicht, da das Gebot zu niedrig war. Die S. waren schon den Arabern bekannt, wurden aber erst 1506 von dem Portugiesen Suarez entdeckt, der sie die «Sieben Brüder» nannte. 1742 gab ihnen der franz. Kapitän Picault den Namen Labourdonnaye-Inseln, nach dem Gouverneur der franz. Besitzungen in Indien. Damals erhielten sie auch die ersten franz. Ansiedler, später, nach dem Marineminister Hérault de Seychelles, ihren gegenwärtigen Namen. 1794 wurden sie von einem engl. Geschwader in Besitz genommen, aber erst 1814 förmlich an England abgetreten.

Sechs bedeutet in der pythagoräischen Zahlensymbolik das reguläre Sechseck als eine Figur, welche in den Bildungen der Naturorganisation eine große Rolle spielt, wie in Schneekrystallen, Bergkrystallen, Pflanzenzellen, Bienenzellen, Lilienkelchen u. dgl. Daher findet man sie als die Zahl der Gliederung oder Organisation, auch der Erzeugung bezeichnet. Am einfachsten erzeugt sich das Sechseck als Form eines gepreßten Cylinders. Denn weil um jeden Cylinder

sechs von gleichem Durchmesser Platz haben, so muß bei deren Zusammenpressung der mittelste jene Form annehmen. In geometr. Construction bedeutet das Sechseck den in der Peripherie eines Kreises sechsmal umhergetragenen Radius desselben.

Seciren, s. Section.

Seckendorf, ein altes, jetzt in ganz Deutschland und in Oesterreich verbreitetes Adelsgeschlecht, zur vormaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft in Franken gehörig. Seinen Namen führt es nach dem zwischen Nürnberg und Langenzenn gelegenen Dorfe Seckendorf, wo 950 Kaiser Otto auf seiner Heerfahrt gegen Welschland Rast gehalten und dem Gründer dieses Geschlechts Schwert, Helm und Schild verliehen haben soll. (Vgl. auch Schönhuth, «Das Wappen der S. in Vorzeit und Gegenwart», Bd. 1, Stuttg. 1861.) Den Stammbaum leitet jedoch die Familie erst von Ludwig von S. ab, welcher in einer bamberger Stiftungsurkunde von 1262 genannt ist. Unter Kaiser Adolf von Nassau blühten bereits elf verschiedene Linien, deren ausgebreitetes Besitzthum sich namentlich über die Rittercantone Steigerwald, Rhön, Werra, Altmühl, Gebürg und Odenwald erstreckte. Drei Enkel Ludwig's von S., Aberdar II., Gaudentius und Friedrich, gründeten die drei noch bestehenden Hauptlinien. Die Aberdarische Hauptlinie, in Franken, Würtemberg und Preußen angesessen, wurde 1706 von Kaiser Joseph I. in den Reichsfreiherren- und 1810 von König Friedrich I. von Würtemberg theilweise in den Grafenstand erhoben, sodaß sie in eine freiherrliche und eine gräfliche zerfällt. Die freiherrliche Linie besteht zur Zeit aus den Häusern Aberdar-Sugenheim-Weingartsgreuth, Unternzenn-Ebneth und Grötingen-Erkenbrechtshausen, die gräfliche aus dem Hause Aberdar-Obernzenn. Die Gudentische Hauptlinie, gleichfalls aus einer freiherrlichen und einer gräfl. Linie bestehend, theilte sich durch die drei Söhne Ernst Ludwig's von S., eines Neffen von Veit Ludwig von Seckendorf (s. d.) und des Bruders von Friedr. Heinr. von Seckendorf (s. d.) in die Häuser Meuselwitz, Obernzenn und Weißenfels-Kölzen. In die Hauptlinie Gudent gelangte die gräfl. Würde zuerst durch den erwähnten (Feldmarschall) Friedrich Heinrich von S., der dieselbe nach seiner Rückkehr aus Sicilien 1719 von Kaiser Karl VI. erhielt, ohne jedoch Nachkommen zu hinterlassen; sodann durch Adolf Franz Karl von S. auf Kölzen (geb. 30. Oct. 1724, gest. 9. Nov. 1818), königl. sächs. Geheimrath und Director der Stände des Stifts Merseburg, welcher 1816 von König Friedrich Wilhelm III. in den erblichen Grafenstand erhoben wurde. Seine Gemahlin war die jüngste Schwester des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, er selbst vordem Kammerherr der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark während ihrer Verbannung in Celle gewesen. Haupt der gräfl. Linie Gudent ist gegenwärtig des vorigen Sohn, Graf Karl August Georg von S., geb. 5. Jan. 1800, königl. preuß. Oberbergrath a. D. in Halle. Ein Bruder des letztern, Graf Theodor Franz Christian, geb. 1801, war preuß. Gesandter in Hannover, Brüssel, Stuttgart u. s. w., zuletzt am Hofe zu München, wo er 17. Sept. 1858 starb. — Der Rheinhäsischen Hauptlinie, die zur Zeit noch in Preußen und Baiern, wenn auch weniger zahlreich, vertreten ist, gehörte Kaspar von S. an, welcher 1590—95 Fürstbischof von Eichstädt war, ingleichen Barbara von S., die 1556 als letzte Meisterin des Prämonstratenser-Frauenklosters Sulz bei Feuchtwangen starb. — Im 12. Jahrh. wird mehrfach Ritter Friedrich von S. erwähnt und dessen Gemahlin, eine geborene Schenk von Geyern, die auf dem Turnier zu Zürich durch ihre Schönheit glänzte und dem Ritter Anselm von S. den vierten Preis ertheilte. — Ritter Georg von S., gest. 1442, liegt neben vielen andern Familiengliedern im Kloster Heilsbroun, wo noch ein stattliches Grabmal sein Bildniß zeigt. — Kasomir von S.-Aberdar, Ritter zu Kreschberg, starb, nach einem wohlerhaltenen Grabmonument am Stephansdom zu Wien, im Türkenzuge 1. Nov. 1542. — Luther wie Götz von Berlichingen nennen in ihren Schriften mehrfach einen Hans von S., wahrscheinlich des vorigen Vater, der ums J. 1512 markgräfl. ansbachischer Hofmeister war. — Joachim Ludwig von S., der Gudenter Linie angehörig und vermählt mit einer Enkelin Sebastian Schärtlin's von Burtenbach, war fürstbischöfl. bambergischer Landeshauptmann und trat 1632 als Reiteroberst in schwed. Dienste. Er ließ sich aber auf Betrieb Erzherzog Leopold's wegen seines Uebertritts in die kaiserl. Armee mit dem General Piccolomini in Unterhandlungen ein und wurde, durch einen Trompeter verrathen, von den Schweden 1642 in Salzwedel kriegsrechtlich enthauptet. Schiller gedenkt S.'s im «Wallenstein».

Seckendorf (Veit Ludwig von), berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des von den Schweden enthaupteten Joachim Ludwig von S., wurde zu Herzogenaurach in Oberfranken 20. Dec. 1626 geboren und legte auf den Schulen zu Koburg, Mühlhausen und Erfurt den Grund zu seiner spätern Bedeutung. Nach seines Vaters Tode bezog er 1642 die Universität

Strasburg, unterstützt von Herzog Ernst dem Frommen von Gotha, aber auch auf Anrathen und unter Beihülfe des schwed. Obersten Montaigne, eines Freundes seines Vaters. Hier widmete er sich hauptsächlich der Jurisprudenz und der Geschichte und schloß sich namentlich an Boecler an, damals einer der berühmtesten Lehrer der Hochschule. Bereits als eleganter Lateiner und gewandter Streiter in öffentlichen Disputationen bekannt, trat S. alsbald nach Vollendung seiner Studien in Ernst's des Frommen Dienst, der ihn unter Ernennung zum Hof- und Kammerjunker mit der Aufsicht über seine Bibliothek betraute. In dieser Stellung betrieb S., neben andern wissenschaftlichen Beschäftigungen, das Studium der neuern Sprachen mit solchem Eifer, daß er nach und nach die französische, italienische, spanische, dänische und schwedische vollkommen beherrschte. Nachdem er 1651 Hof- und Justitienrath geworden, sah er sich mit verschiedenen Gesandtschaftsreisen beauftragt und wurde 1656 Geh. Hof- und Kammerrath, 1657 auch Hofrichter zu Jena, 1663 Wirkl. Geheimrath und Kanzler. In diesen Aemtern nahm er fast an allen wichtigen Reformen des Herzogs im Staats-, Kirchen- und Schulwesen hervorragenden Antheil. Durch ihn wurden unter anderm die langen Streitigkeiten über das Hennebergische Erbe geschlichtet; ebenso brachte er die Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt zu vorläufigem Ende. Obschon mit dem Herzog Ernst bis zu dessen Tode in bestem Einvernehmen, trat S. doch Ende 1664 wegen allzu großer Geschäftsüberhäufung in die Dienste Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, von dem er wieder als Geheimrath, Kanzler und Consistorialpräsident angestellt wurde. Kurfürst Johann Georg II., dem S. 1655 als Kurprinzen seinen «Fürstenstaat» gewidmet hatte, verlieh ihm 1669 gleichzeitig die Würde eines kurfürstl. sächs. Geheimraths und einen ansehnlichen Jahrgehalt. Nach Herzogs Moritz Tode 1681 gab S. seine Aemter in Zeitz wegen vielfacher Mißhelligkeiten, besonders durch die Aufhebung des Collegiatstifts veranlaßt, auf und zog sich auf sein, 1677 erkauftes Rittergut Meuselwitz im Altenburgischen zurück, wo er das Schloß baute und die Stelle eines Obersteuer- und Landschaftsdirectors des Fürstenthums Altenburg fortbekleidete. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg berief ihn 1691 zum Vorsitzenden jener Commission, die zu Halle die Streitigkeiten der Pietisten (Spener) und Orthodoxen schlichten sollte, und übertrug ihm auch das Kanzleramt an der neugegründeten Universität Halle. Hier starb er indeß schon 18. Dec. 1692 kinderlos. Breithaupt und Thomasius hielten ihm Gedächtnißreden. Von S.'s Schriften sind hervorzuheben: der «Deutsche Fürstenstaat» (Gotha 1655 u. öfter), das «Compendium historiae ecclesiasticae» (von Artopäus und andern 1723 beendet, Lpz. 1660—64), der «Christenstaat» (Lpz. 1685), das «Jus publicum Romanorum» (Frankf. 1686). Sein berühmtestes, durch Maimbourg's jesuitische «Histoire du Lutheranisme» veranlaßtes Werk ist jedoch der «Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo» (3 Bde., Lpz. 1692). Vgl. Schreber, «Historia vitae ac meritorum Viti Lud. a. S.» (Lpz. 1733); Nasemann, «Veit Ludwig von S.», in den «Preußischen Jahrbüchern» (Bd. 12); W. Roscher, «Zwei sächs. Staatswirthe im 16. und 17. Jahrh.», in Weber's «Archiv für die sächs. Geschichte» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Seckendorf (Friedr. Heinrich, Reichsgraf von), kaiserl. Feldmarschall, als Diplomat wie als Feldherr berühmt, ein Neffe des vorigen, geb. 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studirte 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leyden die Rechte und trat 1693 in das engl.-holländ., später aber in das kaiserl. Heer, in dem er 1698 als Hauptmann unter Eugen gegen die Türken kämpfte. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er in Deutschland das ansbacher Dragonerregiment, wohnte vielen Belagerungen bei und eroberte bei Hochstädt 16 Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er in den Schlachten bei Ramillies und Oudenaarde, war bei der Belagerung von Ryssel sehr thätig, trat aber, als er die Commandantenstelle dieses Platzes nicht erhielt, als Generalmajor in die Dienste August's II. von Polen und commandirte 1710 und 1711 die sächs. Hülfsvölker in Flandern. Als poln. Gesandter im Haag nahm er an den Verhandlungen des Utrechter Friedens theil. Nachdem er die Unruhen in Warschau gestillt, wirkte er als Anführer sächs. Truppen 1715 zum Falle Stralsunds mit und wurde hierauf 1717 kaiserl. Feldmarschallieutenant. An der Spitze zweier ansbacher Regimenter focht er unter Eugen bei Belgrad. Dann kämpfte er 1718 in Sicilien gegen die Spanier, welche er zu dem Evacuationsvertrage zwang. S. wurde 1719 Reichsgraf, 1721 Feldzeugmeister und übernahm mit des Kaisers Bewilligung vom König August II. die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig, die er bis 1726 bekleidete. Hierauf ging er als kaiserl. Gesandter an den Hof zu Berlin. Er brachte den Vertrag von Wusterhausen (1726) und später den geheimen Tractat zwischen Preußen und Oesterreich zu Stande und bewirkte im Interesse des österr. Cabinets die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, wodurch er sich

freilich Friedrich's II. Misfallen für immer zuzog. Später bereiste er die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha, um dieselben zur Anerkennung des pragmatischen Erbgesetzes zu bewegen. Wie bei den meisten dieser Höfe, gelang ihm diese Absicht 1732 auch mit Dänemark, bald hernach mit Holland. Das Mistrauen, welches um diese Zeit Oesterreich bei Preußen erregt hatte, wußte er durch eine Zusammenkunft des Kaisers und des Königs zu Kladrup in Böhmen zu beruhigen, den letztern trotz seiner Abgeneigtheit beim Ausbruche des Polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10000 Mann Hülfstruppen zu vermögen und auch Baiern, die Pfalz und Köln für den Kaiser zu gewinnen, sodaß endlich 1734 ein Reichsheer am Rhein sich sammelte. Er selbst wurde zum Reichsgeneral der Cavalerie ernannt, überstieg mit etwa 30000 Mann den Hundsrück und schlug 20. Oct. 1735 die Franzosen bei Klausen. Im Begriff, sich ins Privatleben zurückzuziehen, erhielt er, von dem sterbenden Eugen empfohlen, als Feldmarschall den Oberbefehl über das österr. Heer, welches bei Belgrad stand. Der Anfang des Feldzugs von 1737 war glücklich; allein ungünstige Umstände aller Art brachten S. bald in eine so misliche Lage, daß er sich hinter die Save zurückziehen mußte. Seine Feinde, die er als Ausländer und Protestant in Wien hatte, benutzten dies, seinen Sturz zu bewirken. Er wurde zurückberufen, angeklagt und auf die Festung Gratz gefangen gesetzt. Nach seiner Freilassung trat er in die Dienste Karl's II. von Baiern, erhielt den Oberbefehl des bair. Heers, befreite München und drängte die Oesterreicher nach Böhmen zurück. Von den Franzosen im Stich gelassen, mußte er die gewonnenen Vortheile wieder aufgeben; doch drang er, nach Abschluß der von ihm zwischen Baiern und Preußen bewirkten Union zu Frankfurt 1744, noch einmal siegreich vor, befreite ganz Baiern und führte den Kaiser nach München zurück. Nachdem er sein Commando niedergelegt hatte, wirkte er nach des Kaisers Tode noch für dessen Sohn die Versöhnung Oesterreichs in dem Frieden zu Füssen (22. April 1745) aus. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, zog sich S. auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurück und lebte hier in ungestörter Ruhe bis 1758, wo ihn Friedrich II. unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Oesterreich im Dec. plötzlich gefangen nach Magdeburg abführen ließ. Nach einem halben Jahre gegen Zahlung von 10000 Thlrn. wieder befreit, ging er nach Franken, kehrte aber 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 23. Nov. 1763. Vgl. Theresius von Seckendorff, «Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von S.» (4 Bde., Lpz. 1792—94). Das Seniorat, das sein Oheim, Veit Ludwig von S., zu Meuselwitz gestiftet, verwandelte er in ein Majorat (Primogenitur) und vererbte es, da er selbst ohne Leibeserben, auf seines Bruders, des preuß. Staatsministers Ernst Ludwig von S. (geb. 1672, gest. 1741) Sohn, den Obersten Friedrich Karl von S.

Seckendorf (Leo, Freiherr von), ein talentvoller Dichter, der Hauptlinie Aberdar angehörig, wurde zu Wohnfurth bei Haßfurt 1773 geboren. Sein Vater war zuletzt bevollmächtigter Minister des Großherzogs von Baden am Hofe des Fürsten-Primas. Früh umfaßte S. mit Liebe die Poesie und das Studium der Alten und studirte mit Eifer in Jena und Göttingen. Als er 1798 als Regierungsassessor nach Weimar kam, trat er mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller in enge Verbindung. Zuerst erschienen von ihm «Blüten griech. Dichter» (Weim. 1800), die aber wegen der deutschen Sprachformen manchen Tadel erfuhren; dann das ausgezeichnete «Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801». Indeß verließ er 1802 Weimar und wurde bald nachher als würtemb. Regierungsrath in Stuttgart angestellt. Wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt, kam er als Staatsgefangener auf das Schloß Solitude und dann nach Hohenasperg. Erst beim Ausbruch des Kriegs von 1805 wurde er freigelassen. Hierauf hielt er sich in Franken bei Verwandten auf. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren die beiden «Musenalmanache» (Regensb. 1806 und 1807). Die Krankheit eines Bruders, der in österr. Militärdiensten stand, führte ihn dann nach Wien, wo er auch blieb. 1808 verband er sich mit seinem Freunde Jos. Ludw. Stoll zur Herausgabe des Journals «Prometheus», durch das er zugleich eine literarische Annäherung zwischen Süd- und Norddeutschland bezweckte. Als der Krieg von 1809 ausbrach, ging er als Hauptmann bei der wiener Landwehr zum Heere. Er folgte dann der Hiller'schen Heeresabtheilung und fand bei Ebersberg an der Traun den Tod, indem er, schwer verwundet, in einer Scheuer 6. Mai 1809 verbrannte. — Karl Sigmund von S., bekannt als Dichter und Uebersetzer, ebenfalls aus der Hauptlinie Aberdar, geb. 1744 als Sohn des markgräfl. baireuthischen Ministers von S., war 1784 preuß. Gesandter im Fränkischen Kreise und starb 1785 in Ansbach. Er übersetzte die Lusiade von Camoens (in Bertuch's «Magazin der span. und portug. Literatur») und schrieb «Fragment aus der Geschichte von Granada», die «Geschichte Thoang-ses oder das

Rad des Schicksals», «Superbia» (ein Singspiel) und drei Sammlungen Volks- und anderer Lieder (Weim. 1779—82).

Seckendorf (Christian Adolf, Freiherr von), Kameralist und dramatischer Dichter, geb. 4. Oct. 1767 zu Meuselwitz, stand 1786—94 in mecklenb. und kursächs. Militärdiensten und zog sich dann auf sein Rittergut Zingst an der Unstrut zurück. Hier entfaltete er bald auf kameralistischem und belletristischem Gebiet eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Unter anderm veröffentlichte er «Forstrügen» (10 Bde., Lpz. 1799—1804), «Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen» (Lpz. 1805), «Gedichte» (Lpz. 1808) und «Dramatische Arbeiten» (2 Bde., Lpz. 1822—23), eine Sammlung seiner Trauer- und Lustspiele. Auch ließ er seine «Sämmtlichen Werke» (7 Bde., Lpz. 1816—23) erscheinen. Mit seinem Gutsnachbar in Fehde gerathen, entzog er sich einem ihm drohenden Festungsarrest, indem er 1828 nach Strasburg und von da nach Luzern ging, wo er 29. Aug. 1833 starb. Sein Sohn Wilhelm Adolf von S., geb. 1801, starb als preuß. Generalmajor im Ruhestande zu Halle 19. Oct. 1866, nachdem er in der Kriegszeit desselben Jahres als stellvertretender Commandeur der 14. Infanteriebrigade freiwillig wieder in Dienst getreten war.

Seckendorf (Gustav Anton, Freiherr von), bekannt unter dem Namen Patrik Peale, geb. 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz, des vorigen Bruder, studirte 1791 in Leipzig, später in Freiberg und Wittenberg und unternahm 1796, um sich über den Bergbau, die Handels- und polit. Verhältnisse der Neuen Welt zu unterrichten, eine Reise nach den Vereinigten Staaten, von wo er 1798 zurückkehrte. Er fand noch in demselben Jahre Aufnahme in kursächs. Staatsdienst, wo er bald zum Assessor bei der Landes-Oekonomiemanufactur und Commerziendeputation sowie zum Kammerjunker und Amtshauptmann zu Torgau befördert wurde. Auf Betrieb Herzog Friedrich's zu Sachsen-Hildburghausen, der seine vielseitige Begabung und Kenntnisse schätzte, ward er im Mai 1807 seiner bisherigen Stellung enthoben und dafür in Hildburghausen zum Kammerdirector ernannt. Er verließ jedoch schon im folgenden Jahre dieses Amt mit dem Charakter eines Wirkl. Geheimraths, da er sich in seinen finanzwirthschaftlichen Ansichten und Planen zu wenig unterstützt fand. Seine Kunststudien benutzend, hielt er nun mehrere Jahre hindurch unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten ästhetische Vorlesungen und suchte durch damals viel bewunderte plastisch-mimische Musterdarstellungen auf die Hebung der deutschen Schauspielkunst einzuwirken. Im Frühjahr 1812 habilitirte er sich als Doctor der Philosophie an der Universität Göttingen, vertauschte aber diese Stellung 1814 mit einer Professur am Carolinum in Braunschweig. Unter dem Einflusse einer krankhaften Ueberreizung ging er 1821 abermals nach Amerika, wo er 1823 zu Alexandria im Staate Louisiana starb. S. stand mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in lebhaftem Verkehr und war ein gesuchter Mitarbeiter an gelehrten und belletristischen Zeitschriften. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Scenen des höchsten Schmerzes» (Lpz. 1801), die Trauerspiele «Otto III.» (Lpz. 1805) und «Orsina» (Braunschw. 1814), eine Fortsetzung von Lessing's «Emilia Galotti»; ferner «Die Grundform der Toga» (Gött. 1812), «Kritik der Kunst» (Gött. 1812), «Aphorismen» (Berl. 1812), «Beiträge zur Philosophie des Herzens» (Berl. 1814). Hieran schlossen sich «Vorlesungen über die bildende Kunst u. s. w.» (Aarau 1814), «Adelheid von Bergau, eine Romanze» (Lpz. 1815), «Vorlesungen über Declamation und Mimik» (2 Bde., Braunschw. 1816), «Grundzüge der philos. Politik» (Lpz. 1817), «Gedichte» (Braunschw. 1820) u. s. w. — Derselben Linie gehört an Alfred, Freiherr von S., geb. 14. Sept. 1796 zu Meuselwitz, herzogl. altenburg. Regierungspräsident a. D. und Wirkl. Geheimrath, welcher 1826 seinem Vater, dem sächs. Kammerherrn Veit Ludwig (III.), einem Bruder Gust. Anton von S.'s, im Majorat folgte und unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken und Reiseberichte veröffentlichte.

Secret (lat.) nennt man die Flüssigkeiten, welche von mit Ausführungsgängen versehenen Drüsen bereitet werden; so ist die Galle das S. der Leber, der Harn das S. der Nieren, der Hauttalg das S. der Hautfalbendrüsen. Als Excrete bezeichnet man diejenigen Drüsenproducte, welche im Körper selbst keine weitere Verwendung finden; so der Harn, der Schweiß. Die Verschiedenheit der S. hängt zunächst ab von dem anatomischen Bau und der chem. Beschaffenheit der Drüse; ferner von der chem. Beschaffenheit des dieselbe durchfließenden Bluts; vom Druck, unter welchem das Blut steht; endlich von der Thätigkeit der die Drüse versorgenden Nerven. (S. Absonderung.)

Sect (span. Vino seco, d. i. trockner Wein, Trockenbeerwein) ist der Name mehrerer starker süßer Weine, besonders solcher, die aus fast trockenen (gewelkten) Beeren gekeltert sind und dadurch die genannten Eigenschaften besitzen. Die bekanntesten Arten sind: Canariensect von

den Canarischen Inseln, Palmsect von der canarischen Insel Palma, Xeressect (Sherry) von Xeres in Andalusien, und Malagasect. Häufig gebraucht man auch den Namen S. für den Champagner (s. d.).

Section (lat., d. i. Abtheilung) heißt bei der Infanterie die kleinste Unterabtheilung der Compagnie, in der franz. Armee ein halbes Peloton, in der preußischen 4—6 Rotten stark, die österreichische hat sie nicht. Sie wurden erst nach dem Siebenjährigen Kriege eingeführt, als die Campagnien stärker geworden waren, und bilden gegenwärtig die gewöhnliche Marschcolonne der Infanterie. — Zur Zeit der Französischen Revolution war Paris in 48 S. oder Stadtviertel getheilt, die regelmäßig zu besondern, zuweilen auch zu Generalversammlungen zusammentraten, in welchen die öffentlichen Angelegenheiten berathen, oft aber auch Demonstrationen und Aufstände vorbereitet wurden. Die Sectionsversammlungen galten neben den eigentlichen Clubs als die Herde von Emeuten und Kundgebungen der revolutionären Bürgerschaft.

Section (sectio cadaveris, Leichenöffnung) heißt eigentlich nur das kunstgemäße Oeffnen der Körperhöhlen, welche der Besichtigung und anatom. Zerlegung der in diesen befindlichen Organe vorangeht. Die Extremitäten werden nur dann zergliedert, wenn besondere Gründe dafür vorliegen (Verletzungen, Gelenkrheumatismus). Die Schädelhöhle eröffnet man so, daß man zunächst die Haut von der Schädeldecke ohne Verletzung der Stirn abtrennt und dann den Knochen rundum absägt. Das Rückenmark wird nach Eröffnung der Schädelhöhle durch Aufsägen des Rückgrats bloßgelegt. Zur Eröffnung der Brust- und Bauchhöhle macht man einen Schnitt vom Kehlkopf abwärts am Nabel vorbei bis zum Schambein, trennt dann Haut und Muskeln seitlich ein Stück von den Rippen ab und löst durch zwei seitliche Schnitte durch die Rippenknorpel das Brustbein heraus. Darauf folgt die Besichtigung der Organe erst in ihrer natürlichen Lage, dann nach ihrer Entfernung aus dem Körper. Die S. soll nicht blos als Centrale für die Diagnose der Krankheit dienen, sondern sie ist auch ein höchst wichtiges Lehrmittel für die Pathologie und patholog. Anatomie. Der patholog. Anatom lernt durch dieselbe die möglichen krankhaften Veränderungen der Körperbestandtheile und die Art und Weise ihres Zustandekommens kennen, der Patholog andererseits die Erscheinungen, welche die krankhaften Veränderungen im Leben hervorbringen. Für die Angehörigen der Secirten ist die S. deshalb von Wichtigkeit, weil nur durch sie die Krankheit des Verstorbenen sicher erkannt wird und diese Kenntniß für die Verhütung ähnlicher Krankheiten bei Gliedern derselben Familie von großem Werthe sein kann. Die gerichtliche S. heißt Obduction (s. d.).

Sector, s. Ausschnitt.

Secundär, s. Primär.

Secunde (vom lat. secundus, der Zweite) nennt man in der Zeit- und Gradmessung den 60. Theil einer Minute (s. d.). — In der Musik heißt S. jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden oder das Intervall der zweiten Notenstufe; sie ist entweder klein oder groß oder übermäßig. Secundenaccord nennt man den Septimenaccord, in welchem die Septime zum Grundton geworden ist, aber die dritte Verwechselung des wesentlichen Septimenaccords.

Secundogenitur. Im Privatfürstenrechte sowie auch im Familienrechte des hohen Adels kommt neben der Erbfolgeordnung nach dem Rechte der Erstgeburt oder der Primogenitur (s. d.) auch die Bestimmung vor, daß der Zweitgeborene (secundogenitus) gewisse Vermögens- oder Herrschaftstheile, welche eine Substanz des Gesammthauses bilden, zu besonderm Besitz und Genuß für sich und seine Nachkommen erhalten soll. Dies bezeichnet man im Gegensatz zur Primogenitur mit dem Namen S. Auch die Tertiogenitur kommt vor. Im Hause Habsburg z. B. gründete sich das Recht der in Toscana bis 1859 regierenden Familie auf die S., während die kaiserl. Familie der österr. Monarchie den Thron infolge der Primogenitur innehat.

Sédaine (Michel Jean), ein beliebter Lustspiel- und Operndichter der Franzosen, geb. zu Paris 4. Juli 1719, lernte anfangs das Maurerhandwerk. Sein Fleiß zog die Aufmerksamkeit des Architekten Buron auf ihn, und einige poetische Versuche erwarben ihm die Gunst von Lecomte, welcher ihm die Mittel verschaffte, sich seit 1752 gänzlich der literarischen Beschäftigung zu widmen. Am bedeutendsten ist das, was S. im Genre der komischen Oper geleistet hat. Das erste Stück, welches er für die Bühne schrieb, war «Le diable à quatre» (1756), dessen Musik Philidor besorgte. Seine ansprechendste komische Oper ist «Rose et Colas» (1764). Auch haben sich einige andere, z. B. «Aline, reine de Golconde», «Amphytrion», «Le magnifique», «Aucassin et Nicolette», «Richard Coeur-de-Lion» (1784) und «Guillaume Tell» (1791), deren mehrere von Grétry und Monsigny componirt wurden, theilweise auf dem Repertorium erhalten. Unter seinen Lustspielen, welche im ganzen etwas nüchtern gehalten, verdient

«Le philosophe sans le savoir» (1765) den Preis, daneben «La gageure imprévue». Geringen Beifall fanden die Dramen. Die Chansons und satirischen Episteln, welche er in großer Anzahl dichtete, waren ihrerzeit sehr beliebt, und das Lehrgedicht «Le vaudeville» (Par. 1756) bietet noch jetzt ansprechende Züge. S. wurde 1768 Mitglied der Akademie und starb 17. Mai 1797. Seine «Oeuvres dramatiques» erschienen zu Paris 1760 und 1776 (4 Bde.). Eine Auswahl daraus besorgte Auger mit einer biographischen Notiz in den «Oeuvres choisies» (3 Bde., Par. 1813). Eine Würdigung seiner Leistungen gab die Fürstin Salm in ihrem «Éloge historique de Michel Jean S.» (Par. 1797).

Sedan, Handels- und Fabrikstadt, alte Festung, Kriegsplatz erster Klasse und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ardennen, liegt an der Maas und an der Eisenbahn, 3 M. im Südosten von Mezières, in baumloser Kreideebene, auf welcher starker Gemüsebau stattfindet und Steinbrüche, Kohlen- und Eisengruben im Betriebe stehen. S. ist Sitz einer Gewerbe- und Manufacturkammer, einer Ackerbaukammer und einer Bankfiliale, hat ein Communalcollége, eine Industrieschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaugesellschaft und zählt (1864) 15536 E. Obschon unregelmäßig, aber gut gebaut, hat die Stadt zum Theil sehr breite Straßen, mehrere öffentliche Plätze, anmuthige Promenaden, schöne Fontainen, eine reform. und drei kath. Kirchen, großartige Militärmagazine, ein Arsenal, ein hochgelegenes Schloß. Sie ist der Geburtsort des Marschalls Turenne, dem zu Ehren 1823 auf dem Platze vor dem Stadthause eine bronzene Statue errichtet wurde. Industriell ist S. besonders durch seine Tuchfabrikation bedeutend, die gegen 6000 Arbeiter beschäftigt und jährlich für 16 Mill. Frs. Tuch und Kasimir, darunter die berühmten Sedantücher liefert. Außerdem bestehen mehrere Fabriken für Waffen, Projectile, Eisen- und Stahlwaaren sowie ausgezeichnete Wollspinnereien, berühmte Gerbereien, zahlreiche Färbereien und Brennereien. Mit diesen Industrieerzeugnissen sowie mit Wolle, Getreide und Arzneigewächsen wird lebhafter Handel getrieben. S. wird urkundlich zuerst 1259 genannt, wurde 1400 zum Fürstenthum erhoben, kam nach mehrfachem Wechsel seiner Besitzer 1588 an Heinrich von La Tour d'Auvergne, dessen zweiter Sohn der berühmte Marschall Turenne, und gelangte 1642 für immer an die Krone. Solange es in den Händen der Protestanten war, hatte es eine berühmte Hochschule. Die Festung ist als Bollwerk Frankreichs an der Nordgrenze von Wichtigkeit. Am 25. Juni 1815 wurde sie von den Hessen bombardirt und 26. Juni zur Uebergabe gezwungen, aber erst 15. Sept. capitulirte auch die Citadelle. Vom Oct. 1815 bis Nov. 1816 behielt der Platz eine preuß. Besatzung.

Sedes heißt der Sitz oder Residenzort eines Bischofs, vornehmlich der des Papstes, welcher die sedes apostolica oder der apostolische Stuhl genannt wird. Nach dem Tode eines Bischofs tritt Sedisvocanz (sede vacante) ein, die nach kanonischem Rechte nur eine bestimmte Zeit dauern darf. Ist diese verstrichen, ohne daß das Kapitel einen neuen Bischof erwählt hat, so geht das Wahlrecht auf den Papst über.

Sedgwick (Catherine), amerik. Romandichterin, wurde um 1790 zu Stockbridge in Massachusetts geboren, wo ihr Vater als Senator in hohem Ansehen stand und ihr eine treffliche Erziehung geben ließ. In der literarischen Welt machte sie sich zuerst durch die «New England tale» (Neuyork 1822; neue Aufl. 1852) bekannt, deren Schilderungen puritanischer Sitten großes Aufsehen erregten. Ihr folgendes Werk «Redwood» (1824) fand die günstigste Aufnahme und wurde den Romanen Cooper's zur Seite gestellt. 1827 erschien «Hope Leslie, or early times in Massachusetts», die für ihre beste Erzählung gilt, wie «Clarence» (1830) für die schwächste; ferner «Le bossu» (1832) und «The Linwoods» (1835). 1839 unternahm sie eine Reise durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, deren anziehende Beschreibung «Letters from abroad to kindred at home» (2 Bde., Lond. 1841) in Amerika das größte Interesse erregte. Nicht geringes Verdienst erwarb sie sich durch ihre Jugendschriften, wovon «The poor rich man and the rich poor man» (1836), «Live and let live» (1837), «Morals of manners» (1846) und «The boy of mount Rhigi» (1848) besonders zu erwähnen sind. Außerdem hat sie, neben verschiedenen Beiträgen zu Zeitschriften, die Gedichte der früh verstorbenen Lucretia Davidson herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin (deutsch, Lpz. 1848) begleitet. In allen ihren Werken ist die Tendenz entschieden religiös und christlich, der Gedankengang äußerst klar und lichtvoll, die Sprache einfach, aber anmuthig und kraftvoll. Amerik. Scenen, Sitten und Traditionen weiß sie meisterhaft zu schildern. Sie starb 31. Juli 1867. In deutscher Uebersetzung erschienen ihre Erzählungen und Novellen mit einer Einleitung von L. Rellstab in sechs Bänden (Lpz. 1836—37).

Sedlitz oder Seidlitz, s. Seidschütz.

Sedulius (Cölius), ein christl. Presbyter im 5. Jahrh. n. Chr., unter Honorius und Theodosius, schrieb mehrere Gedichte religiösen Inhalts, die durch eine für jene Zeiten noch ziemlich gute Sprache und durch Fluß der Rede sich auszeichnen. Das erste und bedeutendste derselben, «Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque», welches später von dem Grammatiker Tureius Rufus Apronianus Asterius verbessert und bekannt gemacht wurde, enthält in Hexametern die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt. Von den übrigen Gedichten ist die «Collatio Veteris et Novi Testamenti» in einem spielenden elegischen Versmaße verfaßt, der Hymnus «De incarnatione verbi» aus Virgilischen Versen zusammengesetzt, und der «Hymnus abecedarius» besteht aus iambischen Dimetern, wobei die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen die Reihenfolge des ganzen Alphabets angeben. Ausgaben besitzen wir von Cellarius (2. Aufl., Halle 1736), Arntzen (Leuward. 1761) und besonders Arevali (Rom 1794).

Sedum, Name einer zur 10. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Crassulaceen gehörenden Pflanzengattung, die sich durch fleischig-saftige, ausdauernde Blätter und in kurzdoldig gruppirte Wickelähren gestellte Blüten auszeichnet. Ihre zahlreichen Arten, theils ausdauernde Kräuter, theils Halbsträucher, sind vorzüglich in Europa, den Mittelmeerländern und Asien heimisch, doch auch in Nordamerika verbreitet. Die Blätter stehen abwechselnd in Spiralen, sind meist ganzrandig und haben keine Nebenblätter. Die Blüten besitzen einen vier- bis siebenblätterigen fleischigen Kelch, ebenso viele flache oder concave Blumenblätter, meist zehn Staubgefäße und fünf Stempel, aus denen mehrsamige Balgkapseln hervorgehen. Unter den einheimischen Arten sind besonders bemerkenswerth: S. acre L., der gemeine Mauerpfeffer und S. Telephium L., die Fetthenne. Erstgenannte, an steinigen, felsigen Orten, trocknen Rainen und Hügeln, auf Mauern und Dächern häufig wachsende Pflanze hat kleine, längliche, fast stielrunde, dicht stehende Blätter von beißend scharfem Geschmack und goldgelbe Blüten. Sie kann nebst andern Arten (dem ebenfalls gelbblühenden, in allen Theilen größern S. reflexum L., welches auch häufig an felsigen Orten vorkommt, dem weißblühenden, sehr niedlichen, in wärmern Gegenden an Felsen, auf Steingerölle und Mauern wachsenden S. album L. u. a.) sehr vortheilhaft zur Decoration von künstlichen Felsgruppen in Gärten benutzt werden. Die zweite, durch hohen Wuchs, große, breite, längliche, gezähnte Blätter und gelblichweiße Blüten ausgezeichnete Art wächst theils auch an felsigen, trockenen, sonnigen Orten, theils auf Aeckern. Ihre Wurzeln und Blätter wurden sonst als Radix und Herba Telephii s. Crassulae majoris als kühlendes Mittel in der Heilkunde angewendet. Die Blätter sind noch als kühlende Umschläge bei Wunden und Entzündungen in der Volksheilkunde im Gebrauch und können, wie diejenigen der auch zu dieser Gattung gehörenden Tripmadam (S. Anacampseros L.), einer weiß- oder rothblühenden, in den Alpen wachsenden und häufig in Küchengärten angebauten Art, mit verkehrteiförmigen, ganzrandigen Blättern, als Suppenkraut benutzt werden. Auch abergläubischer Gebrauch wird mit der Fetthenne namentlich in Gebirgsgegenden getrieben. Man steckt ausgerissene oder abgeschnittene Stengel in die Spalten der Thürpfosten und Balken und schließt aus den Drehungen des Stengels und der Zeit, welche bis zum gänzlichen Vertrocknen verstreicht, das Glück oder Unglück im Lebensgange von Verlobten und Neuvermählten sowie auch die Lebensdauer der Familienglieder. Die Wurzel einer verwandten Art des in höhern Gebirgen vorkommenden, durch grünlichgelbe Blüten ausgezeichneten S. Rhodiola L. besitzt einen angenehmen Rosenduft, wird deshalb Rosenwurz genannt und gilt ebenfalls für ein kühlendes und schmerzstillendes Mittel. Das von Siebold aus Japan eingeführte S. japonicum Sieb. mit rundlichen, blaugrünen, rothgesäumten Blättern und hellrosenrothen Blüten wird jetzt allgemein als Topf-, namentlich als Ampelpflanze cultivirt, auch zu Einfassungen von Gartenbeeten und Gräbern verwendet.

See. Die S. ist ganz gleichbedeutend mit Meer (s. d.). Der S. bezeichnet eine größere oder kleinere Wasseransammlung, die in einem natürlichen Becken eingeschlossen ist, und deren Verbindung mit dem Meere, findet eine solche statt, durch einen Fluß (Abfluß) vermittelt wird, in welchem Falle der S. dann auch Strömung hat und sich von dem Stillwasser unterscheidet. Uebrigens zeigt der Sprachgebrauch viel Schwankendes. Es gibt auch S., welche Meere genannt werden, ohne gerade durch ihre besondere Größe auf diese Auszeichnung Anspruch zu haben; so z. B. nicht nur das Kaspische Meer, der größte aller S. (8413,25 Q.-M.), sondern auch das Todte Meer in Palästina (23,3 Q.-M.), das Bairische Meer (der 1,7 Q.-M. große Chiemsee) und das Steinhuder Meer (0,05 Q.-M.). Misbräuchlich nennt man S. oft auch Teiche (s. d.) und Weiher, d. i. kleine Wasser, deren Ansammlung und Ausstauung künstlich bewirkt wird oder befördert ist durch Abdämmung und Eindeichung, um darin Fische zu ziehen, oder, wie dies in Ostindien bei den Dschils und Tanks der Fall, zur Bewässerung des Landes. Die S., auch

Landseen oder Binnengewässer genannt, werden mit bloßer Rücksicht auf die Wasserfläche eingetheilt in Quellseen ohne Zufluß und mit Abfluß, in Flußseen mit Zufluß und Abfluß und in Steppenseen, die theils Zufluß, aber keinen Abfluß haben und alsdann Mündungsseen genannt werden können, theils ohne Ab- und Zufluß sind. Die Steppenseen sind in der Regel Salzseen. Nach der chem. Beschaffenheit des Wassers theilt man die S. nämlich in Süßwasserseen und Salzseen. Mit Rücksicht auf die Höhenlage, die natürliche Bildung und Beschaffenheit des Beckens, worin das Wasser angesammelt ist, unterscheidet man Gebirgsseen und Thalseen, die gewöhnlich Flußseen sind; Krater- oder Trichterseen, d. i. wassererfüllte Krater; Plateauseen auf Hochebenen, die meistentheils Steppen- und Salzseen sind; Niederungsseen, welche die tiefsten Gründe der Tiefebenen und die Spalten ebener Felsplatten erfüllen. Die Gebirgsseen, in den Thalspalten oder muldenförmigen Weitungen der Gebirgsthäler mehr oder weniger eingeengt, haben meist längliche Gestalt, scharfbegrenzte Umrisse, gewöhnlich steile Ufer, bedeutende Tiefe, selten Inseln, gewöhnlich Zu- und Abfluß. Zu ihnen gehören auch die auf den Vorstufen oder am Ausgange des Gebirgs liegenden Stufenseen, welche die Abklärung- oder Läuterungsbecken der Gebirgsflüsse bilden. Hat das Gebirge alpinen Charakter, so nennt man seine Wassersammlungen Alpenseen, während diejenigen der Mittel- und niedrigen Gebirge Bergseen heißen. Der größte Alpensee der Erde ist der Baikal; Bergseen sind z. B. die sog. Hochseen des obern Schwarzwaldes. Die Kraterseen haben kreisrunde Gestalt, geringen oder doch mäßigen Umfang, oft unergründliche Tiefe, selten Inseln, noch seltener Abfluß. Zu ihnen gehören z. B. mehrere S. der apenninischen Halbinsel und die sog. Maare der Eifel. Die Plateauseen haben meist länglichrunde Gestalt, gewöhnlich mittlere Größe, wie z. B. der Lopnoor in Turfan, zum Theil aber auch bedeutenden Umfang, wie der Great-Salt-Lake in Utah, der Titicacasee in Bolivia, der Nyanza oder Ukerewe, Nyassa und Tanganyika in Südafrika; auch haben sie in der Regel flache Ufer, wenige oder gar keine Inseln. Die Niederungsseen haben sehr unregelmäßige Gestalt und bald buchtenreiche, flache und sumpfige, bald steile Ufer. Ihre Tiefe ist im Verhältniß der Größe meist gering, zuweilen aber auch sehr bedeutend; die meisten haben viele Inseln sowie Zu- und Abfluß. Als bloße Mündungsseen sind sie den sandigen, trockenen Steppen Asiens, als Flußseen Europa und dem nördl. Amerika eigen. Die größten Niederungsseen sind der Kaspische und der Aralsee, der Balkasch, der Tsad in Sudan, der Ladoga, Onega, Saima, die fünf S. des St.-Lorenzgebiets in Canada, von denen der Obere-, Michigan- und Huronsee eigentlich einen bilden, der Große Sklaven-, der Große Winipegsee u. s. w. Eine besondere Merkwürdigkeit haben das Kaspische und das Todte Meer, indem jenes gegen 80, dieses 1207 F. unter dem allgemeinen Meeresniveau liegt, ersteres bei einer Tiefe bis zu 2770 F., letzteres von 500—1200 F. Die höchstgelegenen S. sind der Aksai-Tschin in Tibet, 15590 F., der Siri-Kul (Quelle des Amu), 14660 (oder nach andern 15600) F., die Heiligen S. Mansaráur und Rakas-Tal in Tibet, 14258 F., mehrere andere von über 14000 F. Höhe in demselben Lande, der Titicacasee, 11827 (oder nach andern über 12000) F. Der tiefste S. ist der Ontario (3410 F.). Was die Entstehung der S. betrifft, so haben sich einzelne gewiß schon bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche gebildet, andere erst später infolge von Erdfällen, vulkanischen Umwälzungen, Erdbeben und Bergstürzen gesammelt. Das Niveau der S. bleibt im allgemeinen dasselbe, wenn nicht der Abfluß zufällig sich verstopft oder der Zufluß sich momentan sehr verstärkt, sodaß sie dann mehr Wasser enthalten, als gewöhnlich durch Abfluß oder durch Verdunstung oder durch beides absorbirt wird. Doch auch ein veränderter Luftdruck kann sich in seiner Wirkung auf die Wasserhöhe der S. merklich machen, wie man dies seit längerer Zeit an allen großen S. der Erde, z. B. am Wettersee in Schweden, wahrgenommen. Am Genfersee ist diese Erscheinung unter dem Namen Les Seiches bekannt. Dieselbe besteht in einem unregelmäßigen, nicht von Wellenschlagen begleiteten Steigen des Wasserspiegels, das selten über 20 Minuten dauert und bei Genf, wo der S. eng ist, bis 5 F., an andern breitern Stellen nur einige Zoll beträgt. Als temporäre oder intermittirende S. sind besonders berühmt der Czirknitzersee und der Kopais. Der Neusiedlersee in Ungarn hatte 1862 noch 2—3 F., im Herbste 1864 noch $^1/_2$ F. Tiefe, und seitdem ist er durch Abtrocknen ganz verschwunden. Doch auch 1693 und 1738 war er ausgetrocknet, und es liegt das Wiedererscheinen des Wassers nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Der Celano- oder Fucinosee in den Abruzzen dagegen ist erst neuerdings durch künstliche Ablassung verschwunden.

Seebach (Marie), s. Niemann-Seebach.

Seebäder wurden zwar schon im Alterthum, aber bis auf die neuere Zeit verhältnißmäßig wenig als Heilmittel angewendet. Im 18. Jahrh. wurden sie zuerst in England üblich, später

auch in Deutſchland, nachdem Lichtenberg auf ihren Nutzen aufmerkſam gemacht hatte. Das älteſte deutſche Seebad iſt Dobberan (1793). Die Wirkung des Seebades beruht weniger auf dem Salzgehalt des Waſſers, als vielmehr auf der Einwirkung des Wellenſchlags, dem Einathmen der (ſalzhaltigen) Seeluft, dem Aufenthalt an der Küſte (unter höherm Luftdruck) und der durchaus veränderten Lebensweiſe. Je nach der Stärke des Wellenſchlags, der Temperatur, der geſchützten Lage des Ortes ſind die S. in ihrem Werthe verſchieden. Die Heilwirkungen, welche man durch S. zu erzielen ſucht, ſind theils eine reizende und ſtärkende auf das Muskel- und Nervenſyſtem ſowie auf die äußere Haut, theils eine ſog. zertheilende, auflöſende für das Lymph- und Drüſenſyſtem. Es wird daher das Seebad vorzugsweiſe bei chroniſchen Nervenkrankheiten, bei Drüſenkrankheiten, ſkrophulöſen Geſchwülſten und Verhärtungen, chroniſchen Hautausſchlägen, beſonders ſkrophulöſer Art, Erſchlaffung der Haut und Neigung zu gichtiſchen und rheumatiſchen Uebeln angewendet; aber vielleicht mehr als jedes andere Mittel oft misbräuchlich und zum größten Schaden der Kranken, namentlich ſolcher, welche dadurch verlorene Jugendkräfte wieder zu gewinnen hoffen. Insbeſondere ſchädlich ſind die S. bei Vollblütigkeit, Fehlern des Herzens, Lungenſchwindſucht, Verſtopfung. Bäder von erwärmtem Seewaſſer verdienen in manchen Fällen den Vorzug. Die paſſendſte Zeit zu einer Seebadecur iſt von Mitte Juli bis Mitte September. In den meiſten Seebädern iſt die Einrichtung des Bades folgende. Man läßt ſich in einem bedeckten Karren, der nach der Seeſeite eine Thüre mit einer kleinen Treppe hat, in die See ſchieben, entkleidet ſich darin und ſteigt dann in die See hinab, in welcher man erſt nur 5—10 Minuten, ſpäter wol länger verweilt. Beim Baden ſelbſt ſind die bei jedem andern Bade nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu beobachten. Nach dem Bade iſt eine Bewegung von der Dauer einer halben bis ganzen Stunde nöthig; dann muß Ruhe und Erfriſchung folgen. Die beſte Zeit zum Baden iſt in den Morgenſtunden bei noch nüchternem Magen oder nach einem ſehr leichten Frühſtück; allein beſondere Umſtände können auch wol eine ſpätere Stunde, um die Flut abzuwarten, rathſam machen. Mehrmals an einem Tage zu baden, iſt eher ſchädlich als nützlich, und gewöhnlich reichen 30 Bäder hin, um die erwünſchten Wirkungen hervorzubringen. Als die vorzüglichſten S. ſind zu nennen: 1) an der Oſtſee Zoppot, Rügenwalde, Kolberg, Dievenow, Putbus, Warnemünde, Swinemünde, Heringsdorf, Dobberan, Travemünde, Kiel und Apenrade; 2) an der Nordſee (deren Salzgehalt und Wellenſchlag bedeutender iſt, die außerdem auch Ebbe und Flut hat): Wyk auf Föhr, Sylt, Helgoland, Cuxhaven, Wangeroog, Spikeroog, Langeroog, Norderney, Ramsgate, Margate, Harwich, Yarmouth, Scheveningen und Oſtende; 3) am Kanal (wo die Fluthöhe bedeutender): Dover, Southampton, Portsmouth, Wight, Dieppe, Boulogne und Havre-de-Grâce; 4) im Mittelländiſchen und Adriatiſchen Meere (wo das Meerwaſſer wärmer und keine Flut iſt): Marſeille, Nizza, Genua, Livorno, Venedig und Trieſt. Vgl. die Schriften von Gaudet, Noppe, Pouget, Hartwig, Bencke u. ſ. w.

Seebär, ſ. Robben.

Seeberg, eine Anhöhe ganz nahe bei Gotha, auf welcher Herzog Ernſt II. von Sachſen-Gotha mit Mitteln aus ſeiner Privatkaſſe eine Sternwarte (1789—91) anlegen ließ, die aber gegenwärtig, nachdem 1859 auf Veranlaſſung des Directors Hanſen die neue Sternwarte in der Erfurter Vorſtadt Gothas erbaut worden (50° 56′ 57,5″ nördl. Br., 8° 22′ 32″ öſtl. L. von Paris), nicht mehr benutzt wird und ihrem Verfalle entgegengeht. Durch die trefflichen Aſtronomen, die an ihr thätig waren, zuerſt Freiherr von Zach, 1787—1808, welcher die Einrichtung der Sternwarte leitete, dann B. A. von Lindenau, Nikolai, Encke und ſeit 1825 Hanſen, iſt dieſelbe berühmter geworden als manche größere und vollkommener eingerichtete Sternwarte.

Seegras oder **Waſſerriemen**, **Wier** (Zostera L.), heißt eine Gattung der Waſſerpflanzen aus der 21. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Najadeen. Die Blätter ſind ſchmal-grasartig und die einhäuſigen Blüten beſtehen blos aus hüllenloſen Staubgefäßen und Stengeln, welche einem auf dem Mittelnerv der obern Seite eines am Grunde geſpaltenen Blattes entſpringenden Kolben eingefügt ſind. Zu ihr gehört das gemeine S. (Z. marina), welches auf dem ſandigen Grunde faſt aller europ. Meere Wieſen bildet, ausdauernd iſt und im Auguſt blüht. Die Stengel ſind ſchlaff, 2—3 F. lang, am Grunde kriechend und die Blätter der unfruchtbaren Aeſte bandförmig, 1—2 F. und darüber lang und dreinervig. Da dieſe Pflanze ſalzhaltig iſt, ſo benutzt man ſie in den Küſtengegenden als Dünger; getrocknet wird ſie unter dem Namen S. in den Handel gebracht und zum Polſtern u. ſ. w. verwendet. Die borſtenförmigen Ueberbleibſel alter Blätter werden von den Meereswellen abgeriſſen und zu leichten, braungelben, oft fauſtgroßen Kugeln zuſammengeballt, welche ſonſt unter dem Namen Meerbälle in den Apotheken aufbewahrt und gegen Kröpfe und Hautkrankheiten als Heilmittel

gebraucht wurden. S. wird in Deutschland auch ein in Wäldern auf undurchlassenden Boden häufig wachsendes Riedgras (Carex brizoides L.) genannt, das man in der Schweiz, in Würtemberg, Oberbaden und im Elsaß massenhaft sammelt und ebenfalls als Polstermaterial benutzt.

Seehandel, überseeischer Handel, ist derjenige, welcher die Versendung seiner Gegenstände zur See bedingt, der Handel mit überseeischen Ländern. Solange sich die Schiffahrt auf Fahrten längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel der wichtigere Zweig des gesammten Handels, während mit der Beschiffung des weiten Ocean der S. allmählich zum Welthandel wurde und diesen letztern, die Allgemeinheit des Völkerverkehrs, vorzugsweise repräsentirt. Seit dem Aufblühen des S. war und ist ein ungemein erweiterter Landhandel dessen natürliche Folge, und überhaupt sind beide Kategorien nicht schroff zu trennen, namentlich in der Gegenwart, wo, abgesehen vom Transportmittel, beide Zweige des Großhandels eine ziemlich gleichartige Behandlung erfahren, wogegen allerdings früherhin, als der Commissionshandel und das Wechselwesen noch nicht existirten, sie sich wesentlich unterschieden sowie einzeln noch heute der Seeverkehr nach fernen Küstengebieten, welche dem ausgebildeten Großhandel noch nicht gewonnen sind, eine dem ehemaligen ähnliche besondere Form (Mitsendung von Cargadoren u. s. w.) erheischt. Während des Alterthums und Mittelalters war der Landhandel der vorherrschende. Demnächst entfaltete sich ein Seeverkehr auf dem Mittelländischen Meere, der aber zu keiner Bedeutung gelangen konnte, da beinahe nur die an jenem Meere gelegenen ital. und span. Hafenplätze ihn betrieben. Zu einer weltgeschichtlichen Wichtigkeit erhob sich der Seehandel erst seit dem Anfange des 16. Jahrh., in welchem infolge der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Auffindung Amerikas der Ocean die Haupthandelsstraße wurde, die westl. und südl. Staaten Europas, zuerst Portugal und Spanien, dann Holland und England, als Handelsmächte an die Stelle der kleinern Handelsstaaten traten und sich mit großem Eifer und bei ihren Mitteln auch mit größerm Erfolge dem S. zuwendeten. Eine Folge der unmittelbaren Handelsverbindungen der Europäer mit Amerika und Ostindien war die Anlegung von Colonien, die in Verbindung mit dem S. bald eine der vornehmsten Quellen des Wohlstandes der Mutterstaaten und damit eine Haupttriebfeder der europ. Politik wurden. An der Spitze der Seehandelsstaaten stehen gegenwärtig England, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Deutschland und Frankreich. (S. Handel und Handelsmarine.)

Seehandlung. Das preuß. Institut der S. wurde 1772 zu Berlin gegründet, um den sehr daniederliegenden Handel mit dem Auslande zu beleben, den Absatz der Leinenfabrikate nach Spanien zu erweitern und sich des Zwischenhandels nach Polen zu bemächtigen, den die damals freie Reichsstadt Danzig besorgte. Die Gesellschaft erhielt die Begünstigung, daß nur ihre Schiffe zum Ankauf und Verkauf des Salzes in den preuß. Häfen und Rheden zugelassen wurden. Der Kleinhandel wurde der Preußischen Compagnie überlassen. Ebenso mußte das Wachs, welches die Weichsel abwärts verführt wurde oder innerhalb des preuß. Staats zu beiden Seiten dieses Flusses sich vorfand, der S. zunächst zum Kauf angeboten werden. Dieses Wachs ging hauptsächlich nach Spanien. Ueberdies war sie bestimmt, Rhederei und Handel aller Art zu treiben. Das Betriebskapital sollte aus 1,200000 Thlrn. in 2400 Actien bestehen und außer der sich ergebenden Dividende mit 10 Proc. jährlich verzinst werden. Die Actieninhaber hatten keine Stimme; der König besaß 2100 Actien, sodaß nur 300 Actien ins Publikum kamen. Der erste Chef, Minister von der Horst, war der Sache nicht gewachsen, daher ihm schon 1774 der Minister von Görne folgte, der aber 1782 zur Criminaluntersuchung gezogen und zum Ersatz von 1,022096 Thlrn., zur Confiscation seiner Güter und zum lebenslänglichen Festungsarrest verurtheilt wurde. Unter diesen Directoren hatte ein Kapitalverlust von $2^1/_2$ Mill. Thlr. stattgehabt. Unter Görne's Nachfolger, dem Minister Grafen von der Schulenburg-Kehnert, fand die Vereinigung der Preußischen Compagnie mit der S. statt, deren Geschäfte sich nun hoben. 1791 wurden die Rechte und Privilegien der Anstalt bis zum 1. Jan. 1808 verlängert. Das Betriebskapital wurde 1793 bis zu 1,500000 Thlrn. gesteigert, dagegen nur mit 5 Proc. verzinst. Die Actieninhaber sahen sich von jedem andern Gewinn und von aller Theilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen. Das Vorrecht zum Ankauf fremden Wachses ging verloren, wogegen der S. 1794 gestattet wurde, mit allen im Lande und zum Transito nicht verbotenen Waaren en gros Handlung zu treiben, auch Wechselgeschäfte zu machen, Contore in allen preuß. See- und Handelsstädten und auswärts zu unterhalten, mit Fremden und Einheimischen zu verkehren, zu kaufen und zu verkaufen, Schiffe zu bauen, Rhederei zu treiben und alle kaufmännischen Geschäfte zu unternehmen. Durch die letzte Theilung Polens 1795 ging der Handelszug nach den an Rußland und Oesterreich gekommenen Theilen

desselben verloren. Die Handelsthätigkeit der S. verminderte sich dadurch wie durch den Revolutionskrieg sehr bedeutend; dagegen machte sie bei den Anleihen des Staats gute Geschäfte, auch erhielt sie die Verwaltung der Staatsschulden. Sie lieh dem Staate bis 1806 17,800000 Thlr., womit die im Auslande gemachten Staatsanleihen zurückgezahlt wurden. Die Ereignisse des J. 1806 hatten für das Institut die unglücklichsten Folgen. Die Gelder, welche sie dem Staate vorgeschossen, wurden ihr nicht zurückgezahlt, daher sie auch ihre Gläubiger nicht befriedigen konnte. Unter solchen Umständen war an eine Erneuerung der 1808 abgelaufenen Octroi nicht zu denken. Ihr verblieb der Einkauf des überseeischen Salzes als ein Commissionsgeschäft, wogegen der Staat sich ihrer als eines Commissionärs zur Befriedigung seiner großen Geldbedürfnisse für Abführung der franz. Contributionsgelder bediente. Ihre Obligationen und ihre Actien wurden 1810 in Staatsschuldscheine umgeschrieben. Als sie ihre Verbindlichkeiten wieder erfüllen konnte, hob sich ihr Credit, ohne daß sie sich von dem erlittenen Schlage völlig wieder erholen konnte. Hierbei kam ihr ein allmählich gebildeter Kapitalstamm zu Hülfe, welcher sich 1819 auf 1,035110 Thlr. belief. Am 17. Jan. 1820 gelangte sie unter die Verwaltung des Ministers Rother. Gleichzeitig wurde sie für ein selbständiges Geld- und Handelsinstitut des Staats erklärt und erhielt den Ankauf des überseeischen Salzes, die Einziehung der Salzdebitüberschüsse, die Besorgung aller im Auslande für Rechnung des Staats, dessen Kassen und Institute vorfallenden Geldgeschäfte, sowie derjenigen Geldgeschäfte im Innern, bei denen eine kaufmännische Mitwirkung erforderlich. Insbesondere verlieh man ihr ein ausschließliches Recht auf die Besorgung aller Geschäfte, welche die Bezahlung der im Auslande contrahirten Staatsschulden an Kapital und Zinsen, die Einziehung der dem Staate im Auslande verfügbar werdenden Gelder und den Verkauf der dem Staate unentbehrlichen Producte des Auslandes zum Gegenstande hatten. Zugleich leistete der Staat Garantie für ihre Operationen, bestellte ein Curatorium zur Aufsicht und übertrug die Rechnungsrevision dem Chef-Präsidenten der Oberrechnungskammer. Eine Cabinetsordre von 1821 verfügte, daß der Gewinn dem Kapitalvermögen des Instituts einverleibt und daraus ein Reservefonds gebildet werden sollte, über welchen in außerordentlichen Fällen der König zu Staatszwecken verfügen könne. 1822 machte die S. das erste größere überseeische Unternehmen, indem sie schles. Leinwand, wollene Tücher u. s. w. nach Mittel- und Südamerika führte. Diesen Verkehr dehnte sie nach China, Ostindien, Nordamerika u. s. w. aus, obgleich er keinen Gewinn abwarf. Zugleich beförderte sie den Schiffbau, indem sie in Nordamerika Schiffe kaufte, die den preuß. Rhedern zum Muster dienten. 1847 besaß sie fünf Schiffe und fünf Schiffsantheile. Von 1820—43 betrug der gesammte Umsatz 2076 Mill.: im Durchschnitt also jährlich 86½ Mill. Thlr. Außer dem Handels- und Wechselverkehr betheiligte sich das Institut noch an vielen andern Unternehmungen, wie Chausseebauten. Durch die Leitung Rother's gelang es ihr 1829, den alten Kapitalstamm von 1,035110 Thlrn., den sie von der Regierung besaß, zurückzuzahlen und 1832 auch die Zinsen mit 338979 Thlrn. abzuführen. 1844 erlitt die S. vielfache Angriffe seitens des Gewerbe- und Handelsstandes in Bezug auf den Betrieb einer Anzahl Gewerbe- und Fabrikationszweige, durch welchen das Institut vielen Gewerbtreibenden eine fast erdrückende Concurrenz machte, ohne dabei wesentlichen Gewinn zu erzielen. Zwar verfügte eine Cabinetsordre von 1848 das Fortbestehen der S., nahm ihr jedoch den auswärtigen Salzhandel und bestimmte außerdem, daß neue gewerbliche Unternehmungen nicht mehr begonnen werden sollten. Bald darauf stellte die S. ihren überseeischen Handel und ihre Seeschiffahrt ein und fing nun auch ernstlich an, sich ihrer gewerblichen Anstalten zu entäußern. Außer wenigen Etablissements dieser Art blieben ihr nur noch die Geldgeschäfte und die Staatsagentur. Auch in dieser Gestalt hat sie lebhafte Angriffe erfahren, da sie die Staatsregierung in den Stand setzt, gegen den Willen der Landesvertretung Anleihen zu machen, Schulden zu convertiren. Seit 1848 steht das Institut wieder unter dem Finanzministerium. Dasselbe liefert gegenwärtig alljährlich einen Antheil des Reingewinns von 500000 Thlrn. in die Staatskasse ab. Der Rest des Gewinns fließt dem Kapitalfonds zu. Ueber die frühern Perioden des Instituts geben Aufschluß Rother, «Die Verhältnisse des königl. Seehandlungsinstituts» (Berl. 1845), und Julius, «Die S. und das bürgerliche Gewerbevorrecht» (Berl. 1845). Die neuern Verhältnisse berührt dagegen Dieterici, «Statistik des preuß. Staats» (Berl. 1858).

Seehund, s. Robben.

Seeigel (Echinoidea), eine Gattung Fische aus der Klasse der Stachelhäuter von kugeliger, herzförmiger oder platter Scheibengestalt. Die Kalktafeln, welche die äußere Umhüllung bilden, sind zu einer unbeweglichen Schale verbunden, welche Oeffnungen für den Mund, den After,

Digitized by Google

die Geschlechtstheile, die Augen und die Saugfüßchen besitzen. Der Mund befindet sich stets auf der untern Fläche, meistens central und ist bald mit bedeutendem Zahnapparate versehen, bald unbewaffnet. Der After steht häufig central auf der obern Fläche, oft aber auch hinten und selbst unten. Auf den Kalktafeln des Körpers stehen außen Stacheln, meist auf runden Knöpfchen nach allen Seiten beweglich, die zuweilen eine bedeutende Größe erreichen, sodaß die Thiere wie auf Stelzen darauf kriechen, zuweilen nur haarförmig sind. Die Punktöffnungen, durch welche die zahlreichen Saugfüßchen nach außen treten, bilden bald fünf einfache oder geschlängelte, vom Gipfel nach dem Munde laufende Linien, bald eine fünfblätterige Rosette. Die S. können mittels dieser Füßchen, die sich ansaugen, selbst an senkrechten Glaswänden hinaufklettern. Man unterscheidet mehrere Familien, worunter besonders die kugeligen eigentlichen S. (Echinus) und die herzförmigen, symmetrischen Herzigel (Spolongus) bemerkenswerth sind. Zur Laichzeit im Frühjahr ißt man die eine fünfblätterige Traube bildenden, meist orangegelb oder hochroth gefärbten Geschlechtstheile, die von manchen den Austern vorgezogen werden.

Seekalb oder Meerkalb, s. Robben.

Seekarten heißen die Darstellungen der ganzen Wasserfläche oder eines Theils derselben sammt den umgrenzenden Küsten und Leuchtthürmen, den darin befindlichen Inseln, Felsen, Untiefen, Bauken, Strömungen, Tiefen des Wassers, nebst der Angabe der Zeit des Eintritts des hohen Wassers am Neu- und Vollmondstage an verschiedenen Punkten. Die gebräuchlichen S. sind entweder Plan- oder platte Karten, oder Mercator's Karten, Karten mit wachsenden Breiten, auch runde genannt. Beide können wiederum rechtweisende oder misweisende sein, d. h. auf erstern ist die wahre Nord- und Südlinie des Kompasses parallel der Breitenscale gezogen und die Variation nur in Graden angegeben, während in letztere der magnetische Norden geradezu niedergelegt ist und von ihm abhängig alle übrigen Kompaßstriche gezogen sind. (S. Landkarten und Projection.) Durch Vollständigkeit und fortgesetzte rasche Berichtigung übertreffen die von der brit. Admiralität herausgegebenen S. alle übrigen, ihre Zahl beträgt mehrere tausend. Ihnen zunächst stehen die des Dépôt de la Marine und die nordamerikanischen, während andere Staaten S. nur in beschränkter Zahl oder nur von ihren eigenen Küsten publiciren.

Seekatz (Joh. Konr.), Maler, geb. zu Grünstadt in der Pfalz 1719, hatte seinen Vater, Johann Martin S., und seinen ältern Bruder, Martin S., gest. 1765, zu Worms als Lehrer, arbeitete dann einige Zeit unter Brinkmann's Leitung in Darmstadt und wurde 1753 kurfürstl. Hofmaler. Er war auf das innigste mit Goethe's Vater in Frankfurt befreundet und starb zu Darmstadt 1768. Sein glückliches Genie und seine unermüdliche Beobachtung der Natur machten ihn zu einem der besten Künstler, vorzüglich in kleinen Gemälden, Landschaften mit Figuren, Bauerngesellschaften, Zigeunern, Scharmützeln, Plünderungen u. s. w. Seine Färbung ist kräftig und sein Pinsel ebenso kühn als leicht. Von Stichen nach ihm kennt man nur wenige; ausgezeichnet sind darunter zwei Blatt Landschaften mit fröhlichen Bauernkindern.

Seekrankheit (nausea) nennt man das eigenthümliche Unwohlsein, welches Seereisende auch bei übrigens vollständiger Gesundheit zu befallen pflegt. Es beginnt mit Uebelkeit, Schwindel und Störung der Gesichtswahrnehmungen und steigert sich bis zum wirklichen Erbrechen, welches sich meistens häufig (wenigstens bei aufrechter Stellung des Befallenen) wiederholt und worauf endlich Unempfindlichkeit gegen andere Einflüsse und gänzlicher Lebensüberdruß bei meist ungetrübtem Bewußtsein folgen. Die S. ist ein zwar im höchsten Grade lästiges, jedoch nur bei sehr schwachen Individuen, bei längerer Dauer der Fahrt oder bei dem Vorhandensein anderer krankhafter Zustände, welche durch Störungen im Blutkreislaufe und Erbrechen verschlimmert werden, gefährliches Uebel. Ueber die Ursache davon sind die Meinungen noch sehr getheilt; doch kann man den Grund am wahrscheinlichsten als eine Gehirnaffection (entsprechend derjenigen, die vom Schaukeln, Wagenfahren, Schwindel entsteht) annehmen. Dafür spricht auch die Natur ihrer entferntern Ursachen: das fortwährende Schwanken, die Unsicherheit des Blicks, der mit dem Schiffsleben unzertrennlich verbundene üble Geruch, leerer Magen, die Furcht vor der Krankheit selbst u. s. w. Als Mittel gegen die Krankheit hat sich anscheinend bei einem Individuum dieses, bei dem andern jenes bewährt; es sind aber dieser Mittel so viele empfohlen, daß es bei dem Mangel anderer Anhaltepunkte nicht möglich, das richtige, wenn es überhaupt gefunden werden kann, ausfindig zu machen. Die meiste Sicherheit vor und eine Erleichterung in der Krankheit gewährt die horizontale Rückenlage auf einem Bett oder Sopha. Gewohnheit übt auch hier ihre große Gewalt, indem sie bei den meisten Menschen die Empfänglichkeit für die Krankheit abstumpft. Beim Landen oder beim Einlaufen des Schiffs in die Mün-

dung eines Flusses pflegt das Uebel sofort zu verschwinden oder wird doch geringer; bisweilen aber dauern gewisse Empfindungen, namentlich der Schwindel, auch noch längere Zeit auf dem Lande fort. Durch unruhige See wird das Uebel bedeutend gesteigert und sogar bei Personen, welche in der Regel frei bleiben, hervorgerufen. Vgl. Semanas, «Le mal de mer» (Par. 1851).

Seekrieg ist der auf dem Meere geführte Kampf zwischen feindlichen Staaten. Er bedingt eine Seemacht, worunter im weitern Sinne die armirte Kriegsflotte mit ihrer Bemannung und den Marinetruppen sowie auch die Arsenale mit allem Seematerial, die Schiffswerften, Docks, Kriegshäfen, kurz alles gehört, was aus den Hülfsmitteln des Staats für Beschaffung, Erhaltung und Ergänzung der Marine geschaffen wird. Der S. dient gewöhnlich zur Unterstützung des Landkriegs, trägt aber einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sein Zweck ist der eines jeden Kriegs: Vernichtung des Feindes. Dazu führt hier der Sieg über die feindliche Flotte und die Benutzung desselben durch Besitznahme oder Zerstörung der feindlichen Hülfsquellen, d. h. der Häfen und Arsenale, wichtigen Küstenplätze, auch wol der überseeischen Besitzungen und Colonien. Aber die Art der Kriegführung wird natürlich durch ganz andere Verhältnisse bestimmt als der Landkrieg. Der Operationsplan richtet sich nach der zu bekämpfenden Macht und den Meeren, welche das Kriegstheater bilden; hier sind die Hindernisse freier Schifffahrt, Untiefen, Klippen, Riffe u. s. w., die klimatischen und Naturverhältnisse der Jahreszeiten, die periodisch waltenden Stürme, Strömungen u. s. w., ferner die Ufer mit ihren Landungsplätzen, Häfen und Fortificationen, also die strategisch wichtigen Punkte zu berücksichtigen. Die genaue Kenntniß des Kriegsschauplatzes wird durch Seekarten (s. d.) und Recognoscirungen, zu welchen einzelne Fahrzeuge ausgeschickt werden, vervollständigt. Dann wird die disponible Flotte vom Oberbefehlshaber (Admiral), um zu den bestimmten Operationen verwendet zu werden, eingetheilt, gewöhnlich in Flottendivisionen, deren eine als Avantgarde der Hauptflotte voraus schifft, während eine dritte dieser zur Reserve dient. Ob die ersten Unternehmungen offensiver oder defensiver (hier zuwartender) Natur sind, ob sie gegen die feindliche Flotte oder gegen einen wichtigen Küstenplatz zu richten, und im letztern Falle, ob Landungstruppen an Bord zu nehmen, um unter dem Feuer der Flotte zum directen Angriff verwendet zu werden, hängt von den Verhältnissen ab. Viele den Landkrieg erschwerende Einflüsse: Terrain, Fortkommen, Verpflegung, Ermüdung u. s. w., fallen zur See weg. Dagegen treten andere, in der Natur des Elements begründete Hindernisse ein. Vertrautsein mit dem Meere, nächst gediegenen nautischen Kenntnissen und guter Kriegserfahrung, ist daher ein Haupterforderniß für alle Befehlshaber zur See. (S. Seetaktik.) Auch zur See gibt es gewisse Kriegsgebräuche, welche das Seerecht (s. d.) bilden. Dazu gehört unter anderm die Kaperei. (S. Kaper.)

Seekuh oder Lamantin (Manatus), s. Manati.

Seeland (dän. Själland), die größte und wichtigste Insel der Monarchie Dänemark, zwischen dem Kattegat und der Ostsee gelegen, durch den Sund von Schweden und durch den Großen Belt von Fünen getrennt, von Norden gegen Süden 17½ M. lang, 14 M. breit, zählt auf 128 Q.-M. (mit Einschluß von 13 umherliegenden Eilanden, die zusammen nur 3 Q.-M. umfassen) nach dem Census von 1860 eine Bevölkerung von 560510 E. (also 4380 auf 1 Q.-M.), wovon 201303 auf die Hauptstadt Kopenhagen und die übrigen 17 Städte, dagegen 359207 auf das platte Land entfallen. Die Insel hat durch mehr oder weniger tiefeindringende Buchten und Fjorde eine bedeutende Gliederung. Es treten vier bis fünf größere Halbinseln hervor, drei im Norden durch den großen Isefjord, den Roeskildefjord und den Sund gebildet, eine im Süden, gegenüber von Möen und ein Ansatz im Osten mit der Landspitze Stevnsklint zwischen der Prästö- und der Kiögebucht. Der höchste Theil der Insel ist der Thybjergsprengel, wo der Ovedrevsbakken bei Vesteregede 386 F., Dysted-Banke 373 und Veierhöien 369 F. Höhe erreichen. Von da senkt sich das Land nach Süden, aber es behält doch bei Bordingborg im Kulsbjerget eine Höhe von 348 F. Nach Osten geht es in die große flache Ebene von Stevn (Stevn-Hed) über, in deren westl. Theile der isolirte Faxökalkhügel 236 F. aufragt. Stevnsklint, des hohen Ufers erhabenster Punkt, ist 116 F. hoch, eine Landmarke der Seefahrer. Die thybjerger Hochebene setzt sich auch gegen Nordwesten fort. Dort ist der Hashöi bei Slotsbergby 289 F. hoch; der südlichste Punkt ist der Klöveshöi, 311 F.; die nördlichsten sind der Mörkemosebjerg, 329, und der Knösen, 298 F. Auch der nordöstl., durch eine flache Heide abgetrennte Theil der Insel ist sehr hügelig. Es erhebt sich hier der Schanzbakken bei Frederiksborg 239 F., und der Maglehöi bei Frederiksvärk 212 F. hoch. Im Nordwesten, wo der Odssprengel abgeht, liegt ein Höhenzug, der sich in der Wetterhöhe 376 F. erhebt. Eine wirkliche Ebene ist die sog. Heide, die im Norden von Roeskilde beginnt und bis Kopenhagen

und Kjöge nach Kallebod-Strand und Amager zieht, eine platte, waldlose Fläche, nicht etwa mit Heidekraut bedeckt, sondern sehr fruchtbar. Ihr ähnlich ist die Ebene im Stevnsſprengel. Als Grundlage der Insel ist ein Kreide- und Kalklager zu betrachten, das an verschiedenen Punkten, namentlich an der Ostküste im Stevnsklint zu Tage tritt. Im Nordwesten findet sich die Braunkohlenformation, der Geschiebethon fast überall vor. Seine Strecken, größtentheils aus wellenförmigen Hügeln bestehend, sind ungemein reich an Naturschönheiten, und an Fruchtbarkeit stehen sie nur den Marschen nach. Fast überall tragen sie zerstreut liegende Holzungen, in denen besonders die Buche herrlich gedeiht und neben dieser auch die Eiche. Der Geschiebesand, der im ganzen Norden vorherrscht, bildet mehr zusammenhängende Hügelstrecken. Mehrere Gegenden innerhalb seines Bereichs stehen, obgleich sie einen etwas ernsten Charakter tragen, an Naturschönheiten keineswegs denen des Geschiebethons nach. Der Boden dieser Formation ist minder fruchtbar, dagegen finden sich hier bedeutende Waldungen, namentlich von kräftig entwickelten Eichen. Auch mit Flugsand ist eine nicht unbeträchtliche Strecke im Norden der Insel bedeckt, der jedoch vollkommen gedämpft und mit Bäumen bepflanzt. Im ganzen ist die Insel ein sehr fruchtbares Kornland und hat treffliche Rindvieh- und Pferdezucht. Von den Flüssen ist die 11 M. lange Suus-Aa im Südwesten der größte, theils schiffbar für Prahmen und Boote, theils kanalisirt. Unter den zahlreichen Seen sind zu nennen: der Tiisee (3/8 Q.-M.), im Nordosten der Furesee (1/4 Q.-M.), der Arresee (3/4 Q.-M.) und der Esromsee (1/3 Q.-M.). Alle Gewässer sind fischreich. Um die Suus-Aa durch den gegen 20 F. hoch liegenden Bavelsee zu vertiefen, wurde 1812 der Dannesk jöldkanal (3 M.) angelegt, der hauptsächlich dazu dient, Kopenhagen aus waldreichen Gegenden Brennholz zuzuführen. Der 1808 angelegte Esromkanal geht von dem Esromsee aus. Der Frederiksværkkanal, 1716 zur Verhütung der Ueberschwemmungen des Arresees angelegt, treibt die wichtigen Fabriken von Frederiksværn. Von Kopenhagen führen Eisenbahnen nach Korsör, Roeskilde und Helsingör. — Das dän. Inselstift S. umfaßt, außer der Insel S. und deren Eilande auch die Inseln Möen und Bornholm, zählt auf 143,5 Q.-M. 604115 E. und zerfällt in die sechs Aemter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbäk, Sorö, Præstö und Bornholm. Es gehören zu diesem Stift, dessen Bischof Primas des Reichs ist, außerdem die Farör und Grönland. — S. ist auch der deutsche Name der niederländ. Provinz Zeeland (s. d.). — Bernisches S. heißt die im nordwestl. Theile des schweiz. Cantons Bern, zwischen dem Neuenburgersee und dem Canton Solothurn gelegene Landschaft, welche die Bezirke Erlach, Aarberg, Nidau und Büren umfaßt.

Seele bezeichnet nach dem Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens dasjenige in uns, was wir als eine letzte Ursache den durch den innern Sinn wahrnehmbaren Zuständen des Bewußtseins, des Empfindens und Denkens, Begehrens, Wollens u. s. w. unterlegen. Es wird hierbei vorausgesetzt, daß dieses Princip ein anderes sei als dasjenige, auf welchem man sich die Verdauung, den Blutumlauf sammt den übrigen Functionen des leiblichen oder durch die äußern Sinne wahrnehmbaren Organismus beruhend denkt. Daher erhält das Wort S. eine von dieser verschiedene Bedeutung in denjenigen philos. Systemen, welche einen solchen Unterschied nicht machen, sondern leibliche wie psychische Functionen aus denselben Grundkräften ableiten. Diese gebrauchen das Wort S. in der Bedeutung eines Inbegriffs aller im menschlichen Organismus wirkenden Kräfte, erblicken in den leiblichen Processen ebenfalls Thätigkeiten der S., wenngleich Thätigkeiten niedern Ranges, und werden dadurch genöthigt, nicht nur den Pflanzen und übrigen Naturproducten bis herab zur unbelebten Materie ebenfalls ihren Antheil an einer (freilich unbewußten) psychischen Thätigkeit zuzugestehen, sondern auch das allgemeine Walten physik. Kräfte in der Natur, das Wirken der Elektricität, Wärme u. dgl. als die Theilnahme der Massen an dem Leben einer universellen Weltseele aufzufassen. Mag man nun die S. in dieser letztern oder in jener erstern Bedeutung verstehen, so faßt man sie jedenfalls auf als eine Kraft; im erstern Falle als eine selbständige Kraft von specieller Art, im letztern Falle als die Urkraft des Alls der Dinge selbst, welche in den seelenhaften Erscheinungen auf eine reinere und einfachere Art wirkt als in den zusammengesetztern und verworrenern Phänomenen der physik. Kraftwirkungen. Beiden Ansichten tritt die materialistische entgegen, welche der Seelenkraft keinerlei Art von Selbständigkeit, weder für sich allein noch im größern Zusammenhange der Dinge zugesteht, sondern die S. und alle Kräfte im Weltall für bloße vorübergehende Erscheinungen an den Massen hält. Welche von diesen drei möglichen Grundansichten über die Natur der S. die richtige sei, sucht die Psychologie (s. d.) als empirische, auf genaue Selbstbeobachtung gegründete Wissenschaft zu entscheiden. Im Auge des Psychologen ist daher die S. ein eigenthümliches

Feld erfahrungsmäßiger Beobachtung, nämlich das Feld des innern Sinns als der Beobachtung meines Denkens, Erinnerns u. s. w., im Gegensatz zur übrigen Erfahrung als der Erfahrung durch die fünf äußern Sinne. (S. Sinn.) Sowie der äußere Sinn die Gesetze der materiellen Welt erschließt, so erschließt die innere Beobachtung die Gesetze der Innenwelt oder S. Diesen Gesetzen auf die Spur zu kommen ist aber schwer, und daher hat man sich in Beziehung auf den erfahrungsmäßigen Inhalt der S. lange Zeit mit den oberflächlichsten Bestimmungen beholfen. Sie bestanden darin, daß man den verschiedenen psychischen Thätigkeiten verschiedene Vermögen substituirte, ohne daß man sich gleichwol in Beziehung auf Anzahl und Beschaffenheit derselben einigen konnte. Denn während einige sich begnügten, die S. aus einer erkennenden Kraft als dem Intellect oder Verstand und einer handelnden Kraft als dem Willen bestehen zu lassen, schoben andere ein besonderes Gefühlsvermögen zwischen beide in die Mitte, bis zuletzt die Phrenologie (s. d.) die Anzahl der Seelenvermögen bis auf 30 und darüber steigerte. Aber es ist bei einer schärfern Prüfung wohl zu erkennen, daß man durch diese und ähnliche Annahmen nichts anderes thut, als daß man gewissen Klassen von Ereignissen bloße Namen beilegt, welche nichts erklären. Die Einsicht in die Unbrauchbarkeit der Annahme einer größern oder kleinern Anzahl von Seelenvermögen zur Erklärung der Erscheinungen des geistigen Lebens kann man demnach als ein feststehendes Resultat der Fortschritte betrachten, welche die psychol. Forschung gemacht hat. An dieses negative Resultat knüpft sich das positive, daß es im Felde des innern Sinns ebenfalls, wie in dem des äußern, Gesetze gibt, welche für alle dort vorkommenden Processe ebenso allgemein gelten wie die Gesetze der Schwere und des Stoßes für alle Massenverhältnisse. Es sind dieses zunächst die Gesetze des Beharrens der Vorstellungen und des Verschmelzens aller gleichen und ähnlichen Bestandtheile in denselben. Eine genauere Erforschung dieser Gesetze lehrt, daß die Thätigkeiten der S. sich nicht allein auf dasjenige erstrecken, was im Bewußtsein vor sich geht, sondern daß ein noch weit größerer Theil derselben sich im Unbewußten vollzieht, daß daher die Verbindung zwischen den psychischen und leiblichen Kraftsystemen sich nicht blos auf die wenigen Orte im Gehirn beschränken darf, an denen das Bewußtsein zur Erscheinung gelangt, sondern viel wahrscheinlicher eine völlig allgemeine ist, sodaß alle lebendigen Organe ihre eigenthümliche Verbindung mit psychischen Trieben haben, welche belebend auf dieselben einwirken, sowie sie auch wieder von ihnen gegenwirkende Einflüsse empfangen. Daher jeder heftige Affectenwechsel in der S. Veränderungen der leiblichen Säfteerzeugung und Säfteabsonderung als unmittelbare Folgen nach sich zieht, sowie jedes Befinden des Leibes sich in den psychischen Gemeingefühlen und Stimmungen unmittelbar abspiegelt. Aus diesem Grunde stehen Störungen und Hemmungen der leiblichen Functionen mit denen der psychischen in enger Wechselwirkung, und zwar einestheils im sympathischen, anderntheils im antagonistischen Consensus. Doch tritt wirkliche Seelenstörung immer erst ein, wenn die höhern Systeme des Seelenlebens, nämlich die besonnene Ueberlegung und das auf ihr beruhende freie Wollen in entschiedene Mitleidenschaft gezogen werden. (S. Geisteskrankheiten.)

Seelenheilkunde oder (griech.) Psychiatrie ist eine erst der neuern Zeit angehörige Wissenschaft. Früher betrachtete man die Geisteskranken als von bösen Geistern besessen, die man austreiben müsse. Noch später behandelte man vielfach die Irren nicht viel besser als Verbrecher, warf sie ins Gefängniß, mishandelte sie, machte sie zum Gegenstand einer rohen und grausamen Verhöhnung. Erst mit der höhern Würdigung des Menschen und seiner Rechte sowie mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften verfolgte man in der Behandlung von Geisteskranken humanere und richtigere Grundsätze, indem man sie als unzurechnungsfähige Kranke betrachtete, deren Heilung man erstreben, die man vor Schaden bewahren, und deren Gefährlichkeit man verhüten müsse. Man geht zunächst an die Beseitigung der die Störung veranlassenden und nährenden Verhältnisse, soweit dies überhaupt ausführbar ist. Das erste und eins der wichtigsten Erfordernisse, auf welche jeder Arzt energisch dringen muß, ist demnach die Entfernung des Kranken aus seiner bisherigen Umgebung. Der Geisteskranke muß daher nach dem Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen sobald als möglich in einer Heilanstalt untergebracht werden. Es hat sich ergeben, daß nur dann die Aussicht auf die Genesung vorhanden bleibt, während Kranke, bei welchen diese Versetzung nicht geschieht, immer mehr verfallen und zuletzt unheilbar werden. Nur sicher unheilbare, aber ungefährliche Kranke können außerhalb einer Anstalt leben, wiewol ihre Unterbringung in eine solche immerhin erwünscht bleibt. Bei der Behandlung der Geisteskranken ist ein eigentlich medic. Verfahren, die Verabreichung von Arzneien u. dgl. ohne Erfolg, und nur unter gewissen Umständen kann dies in beschränktem Grade zur Anwendung kommen. Dagegen sucht man die Kranken von ihren krankhaften Vorstellungen abzubringen, in-

Digitized by Google

dem man ihnen eine ihrem Zustande angemessene Beschäftigung ertheilt. In großen öffentlichen Anstalten verrichten die Kranken, wenn es thunlich ist, leichte Feldarbeit, oder sie arbeiten in einer Werkstatt u. dgl. Unterhaltungsmittel, wie Musik, Theater u. s. w., finden nur eine sparsame Verwendung, weil sie nur so wohlthätig anregen, während ein Uebermaß leicht schädlich wirkt. Aufgeregte Kranke dagegen werden unter Verhältnisse gebracht, unter denen sie sich und andern keinen Schaden zufügen können. Man verwahrt sie in Zimmern, in denen sie sich nicht beschädigen können, wendet aber Zwangsmittel (Zwangsjacke, Zwangsstuhl) sehr sparsam an (System des no-restraint); Züchtigungen kommen nie vor. Völlig verfallene blödsinnige Kranke werden einfach verpflegt. Für die Heilung und Verpflegung der Geisteskranken bestehen besondere Heilanstalten und Pfleganstalten, in welche man die Kranken je nach ihrem Zustande vertheilt. Allenthalben unterhält der Staat diese Anstalten, aber auch von Aerzten geleitete private Irrenanstalten bestehen in Menge. Neuerdings hat man Versuche mit sog. Irrencolonien gemacht, die entweder für sich (Gheel in Holland) bestehen oder mit größern Heilanstalten verbunden sind. Die Kranken wohnen hier auf dem Lande unter Verhältnissen wie in der Familie und werden zur Verrichtung allerlei häuslicher und Feldarbeit angehalten. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Colonien hat man noch keine endgültigen Resultate erlangt. Der Aufschwung der S. datirt vom Ende des 18. Jahrh., wo namentlich Pinel seine humanen Bestrebungen geltend machte. Chiari in Italien, Arnold und Crichton in England, Weickard, Hoffbauer und Reil in Deutschland folgten, und bald zeigten sich auch die Staatsregierungen zur Errichtung neuer und zur bessern Einrichtung der vorhandenen Irrenanstalten (s. d.) geneigt. Hierdurch wurde zugleich das Interesse an der durch jene Aerzte begründeten Wissenschaft geweckt, und Männer wie Cox, Haslam, Wright und Combe in England, Esquirol, Pariset und Georget in Frankreich, Horn, Langermann, Heinroth, Nasse, Jacobi, Amelung, Bird und Friedreich in Deutschland, Gualandi in Italien und viele andere förderten ihre Ausbildung mit einem solchen Eifer, daß sie sich gegenwärtig mit vollem Rechte den übrigen medic. Doctrinen an die Seite stellen darf. Von den neuern Irrenärzten verdienen unter andern genannt zu werden: Damerow (s. d.) und Schroeder van der Kolk; ferner Roller in Illenau, Griesinger und Laehr in Berlin, Nasse in Sieburg, Hofmann in Frankfurt a. M., Schlager in Wien, Czermak in Brünn, Solbrig in München.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmesse heißt in der kath. Kirche diejenige Messe, welche für die im Fegfeuer schmachtende Seele eines Gestorbenen gehalten wird, um sie aus dem Orte der Qual zu befreien oder doch wenigstens ihre Qualen zu verkürzen. Die Entstehung und Ausbildung der S. beruht auf der Entstehung und Ausbildung der Lehre vom Abendmahle als wirklichem Opfer sowie der Lehre vom Fegfeuer. (S. Messe.)

Seelenverkäufer oder Zettelverkäufer hießen jene berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Mäkler, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienste in den Colonien und namentlich für die Ostindische Compagnie anwarben, sie bis zur Ablieferung unterhielten und dabei für jedes Individuum einen auf 150 Fl. lautenden Schuldzettel erhielten, die ihnen, wenn der Verkaufte am Leben blieb, ausgezahlt wurden, nachdem man sie diesem an seinem Lohne abgezogen hatte. Die S. aber verhandelten diese sog. Transportzettel meist um sehr niedrigen Preis an Kapitalisten, und so wurde sowol mit diesen Zetteln wie mit den sog. Monatszetteln, in denen die Verkauften ihren Hinterlassenen in Europa von ihrem Lohne jährlich einige Gulden auszahlen zu lassen sich anheischig machten, schmählicher Wucher getrieben.

Seelenwanderung heißt die vermeintliche Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene thierische oder menschliche Körper. Der Grund für diese uralte Ansicht beruht auf dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen und an eine allmähliche Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell. Damit hängt auch der Glaube an ein Dasein der Seele vor der Geburt auf Erden (Präexistenz) zusammen. Denn das irdische Leben ist nach dieser Ansicht nur ein Punkt in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schos zurückzukommen. Die Brahmanenlehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren dieses Glaubens zeigen, stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar, womit auch die Schonung der Thiere bei den Indiern zusammenhängt. Auch die Buddhisten nehmen eine Seelenwanderung an. Die Geheimlehre der ägypt. Priesterkaste nahm einen nothwendigen Kreislauf von 3000 J. an, den jede Seele nach dem Tode, die Körper aller Thiergattungen durchlaufend, vollenden müsse, ehe sie in den Menschenkörper zurückkehre und in den Wohnungen der Seligen anlange. Wahr-

scheinlich von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche sie Metempsychosis, d. i. Seelenwechsel, und Metensomatosis, d. i. Körperwechsel, nannten. Als die ersten Männer, welche sie bei den Griechen annahmen, werden Pythagoras und sein angeblicher Lehrer Pherecydes namhaft gemacht. Es sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum vierten mal auf Erden gewesen sein. Doch beruht dieses alles auf spätern Berichten. Empedokles nahm eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper an. Die griech. Mysterien kleideten die S. in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen, und auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Die griech. Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar, Orphischen Lehren sich anschließend, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schos der Gottheit auf 10000 J. aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Er trägt dies auf mythische Weise vor; die Neuplatoniker aber scheinen es eigentlich genommen zu haben. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. Aristoteles verwarf sie, weil sie voraussetzt, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Die Rabbinen malten die Lehre von der S. in einer ihnen eigenen Manier aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, solange es Juden gebe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, am Auferstehungstage aber alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des Gelobten Landes aufleben würden. Die christl. Sekte der Manichäer betrachtete die S. ebenfalls als Bußmittel; aber die christl. Kirche hat sie stets bestritten. Auch die alten Italiener, die celt. Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten diesen Glauben, und die heidnischen Nationen des östl. Asien, die kaukas. Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrik. Neger haben ihn noch, obschon mit mancherlei Aenderungen. Eine Folge desselben war bei vielen Völkern die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genusse ihres Fleisches.

Seelöwe, s. Robben.

Seemächte oder Seestaaten heißen diejenigen Staaten, welche in ihren befestigten Häfen zum Schutz ihres Handels und ihrer überseeischen Besitzungen eine Kriegsflotte aufbieten können, oder auch solche Staaten, deren maritime und coloniale Macht ihre Bedeutung auf dem Festlande weit überragt. In diesem Sinne waren früher Venedig, Genua und Holland S. zu nennen; ihre Bedeutung ist aber längst durch andere verdrängt. Unter den gegenwärtigen Staaten Europas nimmt Großbritannien den ersten Rang als Seemacht ein. Durch seine Insellage, seine Colonialmacht und seine Kriegsflotte, wozu eine tüchtige seemännische Tradition und ein trefflicher Stoff an guten Matrosen kommt, hat es diesen Vorrang erlangt. Als Seemacht ersten Rangs steht der britischen durch die Lage des Landes, den Reichthum der Hülfsmittel und den kühnen Unternehmungsgeist nur die der Vereinigten Staaten von Amerika nahe. Von den europ. Staaten reihen sich die Mächte Frankreich und Rußland zunächst an die britische an. Nur ist Frankreich, obwol vortrefflich gerüstet, zugleich zu sehr Landmacht und zu wenig Colonialstaat, um mit England auf gleicher Linie zu stehen. Rußland hat eine zahlreiche Ausrüstung, aber die Beschaffenheit der Meere, die es umgeben, namentlich der nordischen, beschränkt seine maritime Bedeutung ebenso sehr wie der mangelhafte Stoff der Bemannung. Der 1854 ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und den westlichen S. bewies schon im Beginn, daß Großbritannien die lange Friedenszeit eifrig benutzt hatte, um an Größe und Trefflichkeit der Ausrüstung, namentlich durch Benutzung des Dampfs und der Schraubenschiffe, seinen Vorrang zu behaupten. Als S. zweiten Rangs sind Italien, Oesterreich, Spanien, Holland und die Türkei zu betrachten. Deutschland, durch seine Lage und seinen ausgebreiteten Seehandel dazu aufgefordert, machte 1848 einen Versuch in diese Reihe einzutreten, der in Anbetracht der damaligen Verhältnisse und der Kürze der Zeit wenigstens der Nation keine Unehre brachte. Dieser erste Stamm einer deutschen Kriegsflotte fiel aber der Restaurationspolitik und dem particularistischen Hader zum Opfer. Dagegen machte Preußen bescheidene Anfänge, eine Kriegsflotte zu gründen, um allmählich in die Reihe der S. zweiten Rangs einzutreten. Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes (1866) ging es mit mehr Energie an die Herstellung einer Bundesflotte.

Seemann (Berthold), Reisender und Naturforscher, geb. 28. Febr. 1825 zu Hannover, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik und Anthropologik. Bereits 1846 wurde er

von der brit. Admiralität als Naturforscher der Expedition des Herald beigegeben, welcher mit Aufnahmen im Großen Ocean beschäftigt war. Im August desselben Jahres schiffte sich S. in England ein, besuchte Madeira und Westindien und ging dann von Chagres über den Isthmus nach Panama. Da der Herald noch nicht eingetroffen war, fand er hinreichend Muße zur planmäßigen Durchforschung des damals noch wenig bekannten Isthmusgebiets. Er sammelte nicht nur viele neue Pflanzen und Thiere, sondern fand auch merkwürdige Alterthümer in Veraguas auf. Seit Anfang 1848 besuchte er vom Herald aus zuerst die Anden von Peru und Ecuador, dann mehrere Staaten des westl. Mexico. Während der folgenden Jahre machte er mit dem Herald drei Expeditionen durch die Behringsstraße nach den arktischen Meeren und sammelte während derselben das Material zu einer vollständigen Flora des äußersten Nordwesten von Amerika sowie für die Ethnographie der Eskimos. 1850 kehrte S. mit dem Expeditionsschiff über die Sandwichinseln, Hongkong, Singapore, Capstadt, St.-Helena und Ascension nach Europa zurück und traf im Juni 1851 wieder in London ein. Er berichtete zunächst über seine Reisen in dem Werke «Narrative of the voyage of H. M. S. Herald and three cruises to the arctic regions in search of Sir John Franklin» (Lond. 1852), das auch in deutscher Sprache erschien (2 Bde., Hannov. 1853; 2. Aufl. 1858), und bearbeitete dann die botan. Ergebnisse in einem Prachtwerke (Lond. 1852—57), durch welches S. zu Alexander von Humboldt in nähere Beziehungen kam. Inzwischen hatte er 1853 die botan. Zeitschrift «Bonplandia» gegründet, die erst in Hannover, seit 1863 aber in London als «Journal of Botany» erschien. Im Febr. 1860 ging S. über Aegypten und Mauritius abermals nach der Südsee, besuchte zunächst Sidney und Melbourne, wandte sich aber dann nach den Fidschi-Inseln, die er im Auftrage der engl. Regierung nach allen Seiten hin durchforschte. Nach der Rückkehr veröffentlichte er zunächst das interessante Werk «Viti, an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands» (Lond. 1862), welchem dann die «Flora Vitiensis» (Lond. 1862 fg., mit 100 Tafeln) folgte. Nachdem S. 1864 im Auftrage einiger franz. und holländ. Kapitalisten einen Theil von Venezuela bereist, wandte er sich 1865 wiederum nach Centralamerika, wo er namentlich Nicaragua durchforschte und die Javali, die reichste Gold- und Silbermine des centralen Amerika, ankaufte. Im Sommer 1866 kehrte S. zwar nach Europa zurück, doch ging er im Spätherbst desselben Jahres abermals nach Nicaragua, um daselbst die erwähnte Mine in Besitz zu nehmen und dieselbe auf sechs Monate als provisorischer Director zu verwalten. Nach seiner Ankunft in England (Juni 1867) gab er das Werk «Dottings of the roadside» (Lond. 1868) heraus, eine Erweiterung der brieflichen Berichte, die er über seine Reisen an das «Athenaeum» gerichtet hatte. Von S.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Die in Europa eingeführten Akazien» (Hannov. 1852), die treffliche «Popular history of the palms» (Lond. 1856; deutsch von Bolle, Lpz. 1857; 2. Aufl. 1863), die Erläuterungen zu Hartinger's «Paradisus Vindobonensis» (Wien 1847 fg.), «The popular nomenclature of the American flora» (Hannov. 1851), «The history of the Isthmus of Panama» (2. Aufl., Panama 1867).

Seemeile, s. Meile.

Seenesseln, s. Akalephen.

Seeotter (Enhydris) bildet unter den Raubthieren eine eigene Gattung und den Uebergang von der Fischotter, welcher der Schädel und die Bezahnung gleicht, zu den Robben, welchen der lange runde Körper und die nach hinten gerichtete Stellung der Schwimmfüße ähnelt. Die S. unterscheidet sich ferner durch die kleinen Vorderfüße mit kurzen verwachsenen Zehen, einen ziemlich kurzen Schwanz, stumpfe Schnauze und oben vier, unten fünf Backenzähne. Man kennt nur eine Art, die edle S. (E. marina), welche einen cylindrischen Körper, runden Kopf, tutenförmig eingerollte Ohren hat und ohne den 10—12 Zoll langen Schwanz $3^1/_2$—4 F. lang wird. Sie bewohnt das Meer hauptsächlich an der Nordküste Amerikas von Californien bis zum Behringsmeer und wird wegen ihres kostbaren Pelzes gejagt, der ungemein fein, schwarzbraun, selten gelb und einer der theuersten im Handel ist. Jedoch erreicht jetzt der Fang der S. keine bedeutende Höhe mehr, da das Thier beinahe ausgerottet ist. Das Weibchen wirft nur ein Junges. Die Nahrung besteht in Fischen und Schalthieren.

Seepferdchen (Hippocampus) heißen kleine, ringsum gepanzerte Meerfische mit langvorgezogenem, pferdeähnlichem Kopfe und knotigem, flossenlosem, meist eingerolltem Schwanze. Ihre im Nacken liegenden Kiemen sind büschelförmig; die Männchen brüten die Eier in einer besondern, an der Schwanzwurzel angebrachten Bruttasche aus. Sie schwimmen aufrecht durch wirbelnde Bewegung der kleinen Rückenflosse. Früher brachte man sie häufig getrocknet als Merkwürdigkeit, jetzt sieht man sie nicht selten lebend in Aquarien.

Seeprotest oder Verklarung nennt man die aus dem Schiffsjournal entnommene Darstellung des Hergangs einer Haverei (s. d.), welche nach der Ankunft am Bestimmungsplatze der Schiffsführer geben und sammt seiner Mannschaft eidlich erhärten muß. Der S. bezweckt, das Verfahren des Schiffers zu rechtfertigen und zugleich den Beweis und die Rechnungslegung gegenüber dem Rheder und den an der Ladung Betheiligten zu bilden, unter anderm also auch einen sich etwa später an der Ladung vorfindenden Schaden diesen allein zur Last zu legen und den Schiffsführer von jedem Verdacht einer Fahrlässigkeit zu reinigen. Wenn der Schiffer unterwegs in einen Nothhafen eingelaufen ist, so muß er schon hier eine Aussage vor der Obrigkeit leisten, welche bisweilen gleichfalls S. genannt wird. Der S. ist in Havereifällen ein unumgänglich nöthiges Document.

Seeräuberei oder Piraterie unterscheidet sich von der Kaperei (s. Kaper) dadurch, daß erstere von Freibeutern, Korsaren und Piraten unter willkürlicher Flagge aus eigener Macht gegen jedermann ausgeübt, letztere dagegen den Privaten und Rhedern von einer kriegführenden Macht gegen die ihr feindliche, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent erlaubt wird. Die S., häufig ein Erzeugniß langwieriger Seekriege oder innerer Unordnung in Seestaaten, hat ihren Sitz meist in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten. Eine Art von Berühmtheit als Seeräuber erlangten im Alterthume die cilicischen und andere Seeräuber im Mittelländischen Meere, welche Pompejus 67 v. Chr. unterdrückte; dann die normann. Seeräuber vom 8. bis 11. Jahrh.; die nordafrik. Seeräuber bis in die neuere Zeit; die Flibustier (s. d.) in Westindien; die griech. Seeräuber im Meere um Griechenland, die bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta hatten; die westind. und südamerik. Seeräuber, die durch den Krieg des span. Amerika gegen das Mutterland erzeugt wurden; die persischen und indischen im Persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thaten; die malaiischen Freibeuter im Ostindischen Archipelagus, die jetzt fast noch die einzigen, systematisch in eigenen Raubstaaten ihr Gewerbe treibenden und dabei höchst gefährlicher Art sind; endlich die chinesischen, die namentlich in neuester Zeit seit den Bürgerkriegen in China ihr Gewerbe mit besonderer Frechheit treiben, und deren Unterdrückung den Kriegsschiffen der civilisirten Seemächte trotz aller Anstrengung bisjetzt nicht gelungen ist. S. wird gewöhnlich auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Seerecht nennt man den Inbegriff der Gesetze, die sich auf Schiffahrt und Seehandel beziehen und sowol die privatrechtlichen Verhältnisse zwischen den Eigenthümern des Schiffs, dem Kapitän und den Befrachtern, die Beschädigungen des Schiffs und der Ladung, die Bodmerei und die Versicherungen, als auch das Staats- und Völkerrecht umfassen, welches wegen der Kaperei hier tiefer als in andern Beziehungen in das Privatrecht eingreift. Für die Verhältnisse der Staaten zueinander gibt es keine gesetzgebende Gewalt, sondern nur Grundsätze des natürlichen Rechts. Jede Seemacht kann daher hierin so weit gehen, als ihre Kräfte reichen, die Beschränkungen, welche sie andern auflegt, oder die Befreiungen, welche sie selbst für sich in Anspruch nimmt, mit Gewalt durchzusetzen. Eigentlich befand sich ganz Europa seit Cromwell mit England über das S. in einem Streite, der bei einem jeden Seekriege von neuem ausbrach. Die hauptsächlichsten Aufstellungen Englands waren: daß 1) die Neutralen nicht berechtigt, den Feinden Kriegsbedürfnisse, die man in einem sehr ausgedehnten Begriffe nahm, zuzuführen; daß sie 2) nicht befugt, unter ihrer Flagge Eigenthum der Feinde zu transportiren, vielmehr feindliches Gut auch auf neutralen Schiffen weggenommen werden könne, also daß die Flagge nicht die Ladung decke; daß 3) die kriegführenden Mächte ganze Küsten in Blokadestand setzen, d. h. alle Communication zur See dahin untersagen könnten, und 4) daß die kriegführenden Mächte berechtigt seien, die Schiffe der Neutralen zu visitiren. Diesem Ansinnen Englands wurde von seiten Rußlands die bewaffnete Neutralität, von seiten Frankreichs das Continentalsystem (s. d.) entgegengesetzt, doch eins so wenig als das andere durchgeführt. Es ruhten nun wieder bis in die neuere Zeit diese Fragen, welche in England durch den vieljährigen Richter der Admiralität, Sir Will. Scott, auf die höchste Spitze getrieben waren. Erst durch den Krieg, welcher 1854 zwischen den Westmächten (England und Frankreich) und Rußland ausbrach, kam der Gegenstand aufs neue zu vielseitiger Erörterung. Die brit. Regierung ihrerseits erklärte wieder ausdrücklich, daß das Eigenthum, welches die im feindlichen Lande Angesessenen oder Etablirten (mögen diese nun durch Geburt Feinde, Neutrale, Verbündete oder Mitunterthanen des eigenen Staats sein) aus Feindesland ausführen, in allen Fällen als Feindesgut und mithin als rechtmäßige Kriegsprise behandelt werden solle, wenn es auch an Bord eines neutralen Schiffs geladen sei. 1856 wurde durch die sog. Pariser Declaration, der Frankreich, England Rußland, Preußen und die meisten übrigen europ. Seestaaten beitraten, eine mehr humane Grundlage für

das S. zu schaffen versucht, indem man die Privatkaperei für aufgehoben erklärte. Doch lehnten die Vereinigten Staaten von Amerika die Annahme der Declaration ab, weil sie als Bedingung ihres Beitritts die Beseitigung aller Wegnahme feindlichen Privateigenthums mit Ausnahme von Kriegscontrebande hinstellten, eine Forderung, die hauptsächlich an dem Widerstande Englands scheiterte. Die Declaration erhielt dadurch einen sehr fraglichen Werth, obwol seitdem die Mehrzahl der Seemächte unverkennbar dahin strebte, die amerik. Auffassung zur internationalen Geltung zu bringen. Man darf deshalb eine baldige Neugestaltung des S. erwarten. Das älteste Seegesetz, welches allen S. zu Grunde liegt, ist die Lex Rhodia, die aus dem Alterthume stammenden Gesetze für die Insel Rhodus. Aus dem Mittelalter sind die Seegesetze von Oléron in Frankreich, das Consolato del mare, die Seegesetze Barcelonas aus dem 13. Jahrh., die flandrischen S. von Damme, das amsterdamer S. aus dem Anfange des 14. Jahrh., das S. von Wisby aus dem 13. Jahrh., das hamburger Schiffsrecht von 1270 und das lübecker von 1299 und aus der neuern Zeit die niederländ. Ordonnanz Kaiser Karl's V. von 1549 und vorzüglich die franz. Ordonnance maritime von 1681. Um die wissenschaftliche Bearbeitung des S. haben sich in England verdient gemacht Reddie und Abbott, in Frankreich Pardessus, Boulay-Paty, Beaussant, Bravard-Veyrières und Cauchy, in den Niederlanden Abbink, in Italien (außer den veralteten Werken von Azuni und andern) Plantanida und Lucchesi-Palli, in Nordamerika die Juristen Story, Kent und Wheaton, unter den Deutschen endlich Jacobsen («S. des Friedens und Kriegs», Altona 1815, und «Englisches S.», Hamb. 1805), in neuester Zeit besonders Kaltenborn («Grundsätze des praktischen europäischen S.», 2 Bde., Berl. 1851), Nizze («Allgemeines S.», Rostock 1857), Soetbeer u. a. Die vollständigste Sammlung der ältern Seegesetze (bis 1700) ist Pardessus' «Collection des lois maritimes antérieures» (6 Bde., Par. 1829—45).

Seerose, s. Nymphaea.

Seescheiden, s. Ascidien.

Seeschlacht, s. Seetaktik.

Seeschlangen (Hydrina) heißen giftige, in den indischen Meeren vorkommende Schlangen von 3—5 F. Länge, die sich von allen übrigen Schlangen durch einen seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz unterscheiden. Außer diesen geht aber eine, vielfach von Augenzeugen eidlich verbürgte Sage über ein fürchterliches Schlangenungethüm vom Umfange einer Tonne, mehrern hundert Fuß Länge, Augen wie Teller und einer am Kopfe anfangenden mähnenartigen Flosse, das an den Küsten Norwegens und im Ocean, besonders häufig aber im Moldefjord gesehen worden sein soll. Da noch nie ein Thier dieser Art oder nur etwas Aehnliches gefangen oder getödtet oder auch nur Theile eines solchen gefunden wurden, so haben die Naturforscher die Zeugenaussagen entweder auf hintereinander schwimmende Delphine oder auf große Fische bezogen, namentlich den sog. Heringskönig, der aber nur eine Länge von 6—8 F. erreicht.

Seesoldaten dienen auf Kriegsschiffen nicht nur als Musketiere, um das Kleingewehrfeuer in der Schlacht zu unterhalten, die Sicherheits- und Ehrenposten zu besetzen und bei Landungen als Infanterie zu dienen, sondern sie haben auch die Geschütze mit zu bedienen und bei der Regierung der Segel da zu helfen, wo nicht seemännische Geschicklichkeit, sondern nur physische Kraft nöthig ist. Die S. sind in Bataillone und Regimenter formirt, stehen an Bord aber unter dem Befehle des Schiffscommandanten. Die Offiziere der S. bedürfen keiner nautischen Ausbildung. Auf der russ. und franz. Marine gibt es keine S. Ihre Dienste werden durch Matrosen versehen, welche Einrichtung für die Einheit des Dienstes sehr vortheilhaft ist.

Seesterne (Asteroidea) machen eine Ordnung der Stachelhäuter oder Echinodermen aus, bewohnen nur das Meer und besitzen einen platten, fünfeckigen oder am häufigsten in 5—20 Strahlen mehr oder minder tief sternförmig getheilten Körper. Die Haut ist ziemlich dick und enthält meist warzige und stachelige Kalkplatten. Auf der Bauchseite steht in der Mitte der meist fünfeckige Mund, von welchem aus Kiemen in die Arme ausstrahlen, welche dicht mit Saugfüßchen (Ambulacren) besetzt sind. Der Mund führt in einen weiten Magensack, der Blindsäcke in die Arme sendet. Selten nur findet sich ein After auf der Rückenseite. Die Beute, wie Weichthiere, Kruster und selbst kleine Fische, wird von Hunderten von Saugfüßen umstrickt und festgehalten und die harten Schalen derselben werden durch den Mund wieder ausgestoßen. Die eigentlichen S. kriechen meist sehr langsam mittels Ansaugen der Saugfüßchen, sodaß sie selbst an den senkrechten Wänden von Glasgefäßen hinaufklettern können. Die Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Sie finden sich über alle Meere verbreitet, bringen aber dem Menschen keinen Nutzen; einige kommen versteinert vor. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: die eigentlichen

S. (Asteriae), bei welchen die Arme Fortsetzungen der Körperscheibe mit Furchen und Saugfüßchen auf der Unterseite bilden. Die zahlreichen Arten werden an allen europ. Seeküsten sehr häufig gefunden und in manchen Gegenden in solcher Menge, daß sie zur Düngung der Felder benutzt werden. Ferner die Schlangensterne (Ophiurae); sie haben gegliederte, einfache Arme ohne Saugfüßchen, welche sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können. Werden sie angefaßt, so werfen sie einen oder mehrere Arme freiwillig ab, die aber bald wieder reproducirt werden. Ihre Arten sind besonders in den nordischen Meeren häufig. Bei den Medusensternen (Euryalae) sind die Arme mehrmals gabelig getheilt, ja bei einigen Arten des Indischen Ocean geht die Zertheilung so weit, daß sie bis zu 80000 Gliedern ansteigt. Diese wegen ihres wunderlichen Aussehens oft für schädlich und giftig gehaltenen Thiere galten sonst als naturhistor. Seltenheiten.

Seestücke nennt man Gemälde, welche die Darstellung der See zum Gegenstande haben. Die See- oder Marinemalerei bildet einen Zweig der Landschaftsmalerei und läßt gleich dieser die verschiedenste Art der Auffassung zu, indem man zunächst das Meer an und für sich in seinem elementaren Walten, sei es in ruhiger Windstille, sei es im Stürmen der aufgeregten Wogen, ins Auge faßt. Daß hier der Wechsel der Beleuchtung, der Tageszeiten, der Zonen eine ähnlich reiche Stufenleiter von Nuancen hervorbringt, wie bei der Landschaft, ist selbstverständlich. Sodann aber wird die See in ihrer Verbindung mit dem Menschen, den sie trägt, gegen den sie sich empört, der gegen sie oder auf ihr gegen seinesgleichen kämpft, dargestellt. Als im 17. Jahrh. die Landschaftsmalerei in allen europ. Malerschulen hervortrat, bildete sich bei den Holländern, denen die See die zweite Heimat, die Marinemalerei als Nebenzweig aus. Joh. van de Capelle, Bonaventura Peters, Willem van de Velde sind die ersten vorzüglichen Künstler dieses Gebiets. Der letztere cultivirte die Marinemalerei in ihrem weitesten Umfange und malte auch Seeschlachten. Bekannter, obwol nicht bedeutender, ist Ludolf Backhuysen, der sowol die leichtbewegte heitere See als auch die Seestürme in hochpoetischer Auffassung zu geben wußte. Auch der große Jakob Ruisdael hat diesen Zweig der landschaftlichen Kunst mit Erfolg behandelt. Meer und Flüsse mit dem lebendigen Getümmel des Hafentreibens schilderten Joh. Lingelbach, Abr. Stock u. a. Unter den Neuern sind zu nennen bei den Holländern: die beiden Linnig, Hulk, (Water-)Koekkoek, A. Schelshout, die beiden Schotel, Louis Meyer, Jacobs u. a.; bei den Deutschen: Krause, Weiß, L. Hermann, Schmidt, Weber, Eschke in Berlin, A. Achenbach, Hünten in Düsseldorf, K. Baade in München, Malbye in Hamburg; bei den Franzosen: Gudin, Le Poittevin, Barry, Mayer; bei den Engländern: Stanfield, Calcott, E. W. Cooke, Duncau; bei den Skandinaviern: E. F. Sörensen, Larsen; bei den Russen: Aiwazowski.

Seetaktik ist die Verwendung der Schiffe zum Kriegszwecke, zum Siege. Dieselbe gibt für einzelne Schiffe an, wie sie auf feindliche Fahrzeuge Jagd machen, diesen ausweichen oder sie bekämpfen sollen; sie ordnet die Aufstellung von Abtheilungen oder ganzen Flotten an und bestimmt die Bewegung derselben, Seemanövers. Außerdem lehrt sie den Waffengebrauch, das Seegefecht, welches fast ausschließlich Feuergefecht durch Geschütze ist. Zum Kampfe mit der blanken Waffe kommt es nur beim Entern, das jedoch gegenwärtig, bei der großen Vervollkommnung der Feuerwaffen, sehr selten zur Anwendung gelangt. Das Feuer der Geschütze wird hauptsächlich auf den Rumpf der Schiffe in und unter der Wasserlinie gerichtet, um die bewegende Kraft (Dampfmaschine) zu zerstören und den Feind zum Sinken zu bringen. Bei Enterungen werden auch wol Kartätschen angewandt, und es beginnt das Kleingewehrfeuer der hinter Deckungen aufgestellten Mannschaften, welches durch Schützen in den Marsen unterstützt wird, die auf Offiziere und die Leute am Steuerruder schießen. Muß ein Schiff sich ergeben, so holt es seine Flagge nieder; es wird sofort in Besitz genommen. Seit Einführung der Panzerschiffe sucht man den Feind nicht allein durch Geschützfeuer, sondern auch durch Anrennen mit einem am Bug unter Wasser befindlichen und sehr stark gebauten eisernen Sporn zu versenken, wie dies in der Schlacht von Lissa (1866) österreichischerseits mit dem ital. Panzerschiffe Rè d'Italia geschah. — Die Seeschlacht ist der Kampf von Flottenabtheilungen oder ganzen Flotten gegeneinander. Die Aufstellung dazu wird gewöhnlich in zwei Treffen genommen, von denen das erste die Schlacht eröffnet, das zweite zur Unterstützung dient. Signale durch Flaggen vom Admiralschiffe aus leiten den Kampf, soviel es der Pulverdampf erlaubt, andere durch Sprachrohr oder Instrumente würden im fortwährenden Kanonendonner nicht verstanden werden. Ueberhaupt sind Signale nur in wichtigen Momenten nothwendig. Denn mehr oder minder kämpft jedes einzelne Schiff in taktischer Selbständigkeit und hat nur die augenblicklichen Vortheile, die sich ihm bieten, und die Gelegenheit, mit den nächsten Schiffen gemeinschaftlich zu handeln, wahrzunehmen. Ueberflügelungen, Durchbrechen der feindlichen

Schlachtlinie, Anrennen der feindlichen Schiffe sowie geschicktes Manövriren und überlegene Artillerie führen zum Siege. Dieser muß durch Verfolgung benutzt werden, um so viele feindliche Fahrzeuge wie möglich zu nehmen oder in den Grund zu bohren. Einer eigenen Niederlage weicht die Flotte durch rechtzeitigen, geschickten Rückzug aus, oder sie sucht, wenn sie geschlagen ist, durch Schnelligkeit wenigstens möglichst viele Schiffe zu retten.

Seetang, s. Tange.

Seetraube, s. Coccoloba.

Seetzen (Ulr. Jaspar), Reisender und Naturforscher, geb. 30. Jan. 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, studirte 1785—88 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und unternahm dann Reisen durch Deutschland und Holland. Am 13. Juni 1802 ging er, von Gönnern unterstützt, nach dem Orient, um von Arabien aus mitten durch Afrika vorzudringen. Zunächst besuchte er, nachdem er zu Aleppo das Arabische erlernt, Syrien und Palästina, 1805 den Libanon und Antilibanon und im Jan. 1806 die Gegenden an der Ostseite des Hermon, Jordan und Todten Meeres, wo er wichtige Entdeckungen machte. Sodann wandte er sich 1807 über Suez nach Kairo, wo er zwei Jahre verweilte und eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, Alterthümern und vielen naturhistor. Seltenheiten zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet. Im Mai 1808 besuchte er Mittelägypten. Nachdem er 1809 Mekka und Medina sowie die von Wechabiten besetzten Gegenden besucht hatte, wandte er sich im März 1810 nach Jemen, dann nach Aden und von hier nach Mokka. Sein von hier aus unterm 17. Nov. 1810 an Bernh. Aug. von Lindenau in Gotha geschriebener Brief ist die letzte durch ihn selbst nach Europa gelangte Nachricht. Vier Jahre später erfuhr man, daß S. im Oct. 1811 auf dem Wege zum Imam von Sana, von dem er seine in Mokka in Beschlag genommenen Effecten wieder zu erhalten hoffte, in der Nähe von Taes plötzlich gestorben sei. Das Tagebuch seiner morgenländ. Reisen, welches für verloren galt, gelangte in die Hände des Professors Kruse in Dorpat, der dasselbe erst in neuerer Zeit in Verbindung mit andern Gelehrten unter dem Titel: «S.'s Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien, die Transjordanländer, Arabia Peträa und Unterägypten» (4 Bde., Berl. 1854—59) herausgab.

Seeversicherung, Seeassecuranz nennt man die Sicherstellung der Eigenthümer von Seeschiffen und darauf befindlichen Ladungen gegen die Gefahr zur See mittels Vertrags zwischen jenen Eigenthümern (den Versicherten) und einem Versicherer (Assecurateur), welcher letztere gegen Zahlung einer Prämie die Garantie übernimmt und nöthigenfalls die Entschädigung leistet. Auch der Frachtlohn (nicht aber in Frankreich und Spanien), der muthmaßliche (imaginäre) Gewinn auf die Waaren (dieser aber nicht in Frankreich, Sardinien, Spanien, Portugal), die Haverei- und Bodmereigelder, die etwaige Spesennachnahme und selbst die Assecuranzprämie können versichert werden. Die allgemeinen Grundsätze sind hierbei dieselben wie bei den Feuer- und Lebensversicherungen, nur findet der Unterschied statt, daß nicht blos Gesellschaften, sondern auch Privatpersonen als Versicherer auftreten. Bei Abschließung des Assecuranzvertrags kommt hauptsächlich in Betracht: 1) Kein Schiff darf über seinen wahren Werth versichert werden. 2) Ist das Schiff schon in See, so dürfen die Contrahenten über dessen Schicksal nicht unterrichtet sein. 3) Der Verlust darf weder durch den Versicherer noch durch dessen Untergebene verschuldet sein. 4) Läuft von einem versicherten Schiffe keine Nachricht wieder ein, so tritt (in Europa) bei den nach europ. Häfen bestimmten Schiffen gewöhnlich nach einem Jahre, bei den nach andern Welttheilen gehenden nach zwei Jahren der Versicherte das Versicherte an den Assecurateur ab und erhält von diesem die versicherte Summe. Diese Abtretung heißt der Abstand oder Abandon. Die Versicherung des Fahrzeugs heißt auch Cascoversicherung. Die bisweilen vorkommenden Cascoversicherungen auf Gegenseitigkeit bei Küstenfahrzeugen u. s. w. gaben Versicherungsvereinen das Entstehen, welche in Ostfriesland Compacten genannt werden. Um den Assecurateuren eine Garantie dafür zu gewähren, daß die zu versichernden Schiffe sich auch in seefähigem Zustande befinden, haben sich in den verschiedenen Seestaaten Klassificationsgesellschaften gebildet, nach deren Bauvorschriften die Schiffe gebaut werden müssen, wenn sie versichert werden sollen, und deren Sachverständige nach dem jeweiligen Zustande der Schiffe deren Klasse bestimmt, von der dann wieder die Höhe der Versicherungsprämie abhängig ist. Die bedeutendste dieser Gesellschaften ist die Veritas (mit dem Sitze zu Paris), die bisher auch fast alle deutschen Schiffe klassificirte. Rheder und Baumeister sahen sich jedoch durch ihre Vorschriften u. dgl. nicht selten sehr beeinträchtigt, sodaß sich neuerdings in Hamburg der Germanische Lloyd bildete mit dem Zwecke, die deutsche Schiffahrt von den Fesseln einer fremdländischen Privatgesellschaft zu befreien und durch zweckmäßige Bauvorschriften die Interessen der

Rheder und Baumeister zu wahren. Das beste deutsche Werk über die S. ist Benecke's «System des Seeassecuranz- und Bodmereiwesens» (umgearbeitet von Nolte, 2 Bde., Hamb. 1851—52).

Seewissenschaften nennt man im engern Sinne die Schiffbaukunst, die Seetaktik, welche zugleich die Signalkunst umfaßt, die Seefortification und das Seerecht, indem man gewöhnlich die Schiffahrtskunde davon trennt.

Seewurf nennt man das Ueberbordwerfen eines Theils der Schiffsladung, wenn solches zur Erleichterung des Schiffs nothwendig ist. Wird das Schiff dadurch wirklich gerettet, so muß der Schade von Schiff und Ladung gemeinschaftlich getragen und in diesem Verhältniß dem Eigenthümer der geworfenen Güter ersetzt werden. Dies findet auch statt, wenn das Schiff noch auf der nämlichen Reise, aber durch einen andern Unglücksfall untergeht. Der S. ist eine Hauptart der großen Haverie (s. d.).

Segel heißen große, aus mehrern Breiten oder Kleidern zusammengenähte Tücher von starker Leinwand, welche, an den Raaen und Stagen der Schiffe ausgespannt, zur Fortbewegung derselben mittels des Windes dienen. Man hat rechteckige, dreieckige und trapezoidisch gestaltete S., die sämmtlich mit einem ihrer Größe angemessenen starken Taue, dem Liek, eingefaßt sind, um so den Saum zu sichern. Die Raasegel haben alle die Gestalt eines Rechtecks oder Trapezes; ihnen zur Vergrößerung dienen die an den Spieren (Verlängerung der Raaen) befestigten Leesegel. Die Stagsegel sind dreieckig, und es fällt ihre Richtung bei Windstille in die Ebene des Kiels. Die Ruthensegel hängen unter einem in sehr schräger Richtung am Maste befestigten und nach beiden Borden beweglichen Baume; sie sind ebenfalls gewöhnlich dreieckig und auf Galeren, Schebecken, Tartanen, Felucken u. s. w. unter dem Namen der lateinischen S. gebräuchlich. Die Gaffelsegel hängen unter einem Baume (Gaffel), der sich mit einer ausgeschnittenen Klaue um den Mast bewegt. Die Sprietsegel werden meist auf Booten gebraucht und durch eine in der Diagonale angebrachte Stange ausgespannt. Unter Vor- und Hintersegeln eines Schiffs versteht man die vor und hinter dem großen Maste befindlichen, deren Wirkung auf das Schiff untereinander im Gleichgewicht stehen muß. Nach der Stelle, wo sie angebracht sind, heißen die S. eines großen Schiffs Hauptsegel, Focksegel und Besahnsegel, je nachdem sie sich am Haupt-, Fock- oder Besahnmast befinden. Nach der Stelle aber, welche sie an einem jeden Maste einnehmen, unterscheidet man Marssegel, Bramsegel und Oberbramsegel. Unter S. gehen heißt die S. ausspannen, um abzugehen; auf etwas S. machen, auf einen Gegenstand zusegeln; S. mindern oder bergen, beim Sturm oder beim Einsegeln in einen Hafen nach und nach die S. einnehmen. Oft gebraucht man S. auch für Schiffe selbst.

Segeltuch, ein sehr grober, schwerer, dicht und fest aus Hanf- oder Baumwollgarn leinwandartig gewebter Stoff, welcher von seiner Hauptanwendung (zu Schiffssegeln) den Namen hat, aber auch zu Zeltbekleidungen, Frachtwagendecken, Feuereimern u. s. w. gebraucht wird. Die leichtern Sorten pflegen unter der Benennung Bramtuch vorzukommen.

Segen heißt überhaupt die Anwünschung eines Gutes in geistiger und leiblicher Beziehung, besonders aber der göttlichen Gnade unter Anrufung Gottes. Fromme Segenswünsche finden wir daher schon bei den Völkern des heidnischen Alterthums in den mannichfaltigsten Formen. Im Judenthume gab es einen häuslichen und öffentlichen S.; jenen sprach der sterbende Vater über seinen Erstgeborenen, diesen der Priester über das Volk beim Gottesdienste. Vor Ertheilung des S. mußte der Priester sich waschen; er sprach ihn mit erhobenen Händen aus und das Volk empfing ihn stehend. Auch die christl. Kirche hat nach dem Beispiele Jesu und der Apostel die Sitte des S. beibehalten. Beim Gottesdienste, welcher gewöhnlich mit einem Segensspruche begonnen, immer aber mit einem solchen geschlossen zu werden pflegt, erhielt sich namentlich die sog. mosaische Segensformel (4 Mos. 6, 24—26) im Gebrauch, welche auch bei allen gottesdienstlichen Handlungen, Taufen, Trauungen, Begräbnissen u. s. w. angewendet zu werden pflegt. Von dem mosaischen unterscheidet man den apostolischen S. (2 Kor. 13, 13), welcher häufig in der evang. Kirche die Predigt beschließt, aber auch mit irgendeinem andern biblischen Segenswunsche vertauscht werden kann. Die Gemeinde empfängt den S. gewöhnlich stehend oder in knieender Stellung. Die feierliche Weihe mancher Personen unter Segenssprüchen, z. B. bei der Confirmation oder bei dem Antritte eines Amts heißt die Einsegnung, bei Wöchnerinnen aber, die Gott zugleich für eine glückliche Entbindung danken, die Aussegnung, die jedoch nur in manchen Ländern gebräuchlich ist. Bei der Ertheilung des S. an einzelne Personen findet die Handauflegung statt. Ueber die Einsegnung von Brot und Wein beim Abendmahle s. Consecration. In der kath. Kirche heißt die Segensertheilung Benediction (s. d.).

Segers oder Seghers (Daniel), ein ausgezeichneter niederländ. Blumen- und Frucht-

maler, geb. zu Antwerpen 1590, lernte bei Joh. Breughel, dem sog. Sammt-Breughel, trat in jungen Jahren in den Jesuitenorden und zierte mehrere Kirchen desselben mit Landschaften und Staffage aus dem Leben der Heiligen seines Ordens. Nachmals bekam er die Erlaubniß, nach Rom zu reisen, wo er sich eifrig der Kunst widmete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er bedeutende Aufträge und erwarb sich sehr bald den Ruf eines der größten Maler seiner Zeit. Die Blumen in seinem Garten mit ihren Insekten waren die Modelle seiner in manchen Beziehungen nicht übertroffenen Kunstschöpfungen. Rubens und andere Historienmaler seines Vaterlandes veranlaßten ihn sehr oft, ihre heiligen Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets u. s. w. zu schmücken. Er starb zu Antwerpen 1660. Unter seinen Schülern war Ottmar Elliger der ausgezeichnetste. Gemälde von ihm finden sich nicht nur in den Museen seines Vaterlandes, sondern auch im Belvedere zu Wien, im berliner Museum, in der Pinakothek zu München und in der Galerie zu Dresden. Zeichnungen von ihm und Kupferstiche nach ihm gibt es nur sehr wenige. — Sein Bruder, **Geraart S.**, dessen Hauptfach geistlich-histor. Malerei war, wurde zu Antwerpen 1589 geboren und lernte bei Heinr. van Balen und Abr. Janssens. Auch er ging jung nach Rom, studirte sehr fleißig und ahmte die Manier des Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi's und Cigoli's in ihren dunkel gehaltenen Bildern mit Lichteffecten nach. Später ging er nach Spanien, wo er am Hofe arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen lebte er mit Rubens und van Dyck in freundschaftlichem Verhältniß, dessen Manier er sehr bald mit seiner bisherigen Manier geschickt zu verschmelzen wußte, und wurde mit Bestellungen für Kirchen und Kunstfreunde wahrhaft überhäuft. In seinen spätern Lebensjahren hielt er sich einige Zeit in England auf. Er starb zu Anwerpen 1651. Gemälde von ihm finden sich auch außerhalb seines Vaterlandes in der Galerie des Belvedere zu Wien und im Museum des Louvre in Paris; selten sind Zeichnungen von ihm und noch seltener die von ihm selbst auf Kupfer geätzten Blätter, wie Diogenes, die heil. Katharina und das Porträt des moskowitischen Fürsten Godefridus Chodkiewicz. Gestochen nach ihm haben P. Pontius, die Vorsterman, die Bolswert, Lauwers u. a.

Segesta (bei den Griechen Egesta oder Aigesta), eine Stadt im westlichen Theile Siciliens, $1^1/_2$ M. im SSW. von ihrem Hafen (Emporium Egestae), dem jetzigen Castellamare (s. d.), und $^3/_4$ M. im NNW. von Calatafimi (s. d.), war nach der Sage ebenso wie die im NW. gelegene Stadt Eryx von flüchtigen Troern, die mit den eingeborenen Sikanern zu dem Volke der Elymer verschmolzen, auf einem steilen Berge, dem jetzigen Monte-Barbaro, an den warmen Quellen des Skamandros (jetzt Fiume Gàggera) erbaut. Jedenfalls ist sie eine der ältesten Städte der Insel und nicht griech. Ursprungs. Daher die ewigen Kämpfe der Egestaner mit den Hellenen, trotzdem daß die Stadt im Laufe des Jahrhunderts ihrer ganzen Bildung nach eine hellenische geworden war. S. hat furchtbare Schicksale gehabt. Von den Selinuntiern bedrängt, riefen die Segestaner die Athener nach Sicilien. Nach deren Niederlage vor Syrakus 413 v. Chr., ergaben sie sich den Karthagern. Diese zerstörten 409 Selinus, aber auch S. Seit dieser Zeit steht der berühmte Tempel der Stadt unvollendet. Zwar erhob sich S. wieder und schloß sich gegen Karthago an Agathokles von Syrakus an, der die Karthager vertrieb, aber die Einwohner der Stadt, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, theils verjagte, theils am Skamander hinschlachtete. Unter seiner Herrschaft hieß sie Dikaiopolis. Nach seinem Tode (289) erhielt S. wieder eine karthagische Besatzung, die von den Segestanern im ersten Punischen Kriege ermordet wurde. Die Stadt übergab sich nun den Römern, welche dieselbe wegen der trojanischen Abstammung als eine verwandte betrachteten, sie nach dem Kriege für frei erklärten und mit Ländereien beschenkten. Die Ruinen der Stadt, die gewöhnlich von Alcamo aus besucht werden, auf welchem Wege man an den Ueberresten der **Thermae Segestanae** (vier verschiedener heißer Quellen) vorüberkommt, liegen auf dem Gipfel des Monte-Barbaro in formlosen Steinhaufen durcheinander. Neuerdings sind Häuserfragmente mit griech. und röm. Mosaikboden bloßgelegt worden. Ziemlich gut erhalten ist nur das in den Felsen gehauene Theater. Ganz außerhalb der Stadt, auf einem Hügel, liegt der berühmte, der Aphrodite geweihte Tempel, der nie vollendet wurde.

Segestes, ein Fürst der Cherusker, s. **Hermann**.

Segment, s. **Abschnitt**.

Segovia, Segòbia, Hauptstadt einer altcastil. Provinz (127,5 Q.-M. mit 150740 E. im J. 1864) in Spanien, 9 M. im NNW. von Madrid, jenseit der Sierra-Guadarrama, liegt höchst malerisch am linken Ufer der ein tief eingefurchtes Thal durchströmenden Eresma, auf und an den Abhängen eines mit seinem Alcazar 3100 F. über das Meer emporragenden Felshügels.

Die Stadt ist mit alten Mauern umgeben, hat zwar sehr unregelmäßige Gassen, aber stattliche Häuser von alterthümlicher Bauart, 24 Kirchen, 21 Klostergebäude, ein Priesterseminar, ein Institut, eine Artillerieschule und andere Unterrichtsanstalten, ein Armenhaus, mehrere Hospitäler, eine Münze zur Prägung von Kupfermünzen und eine Kaserne. Die Ciudade, schon unter den Römern eine bedeutende Stadt (Segovia), später wiederholt Residenz der Könige von Leon und Castilien, ist Sitz eines Bischofs, zählt 10196 E. (1861) und liefert aus ihren Wollwäschereien die schöne Segoviawolle. Die Tuchfabrikation ist aber nicht mehr von so großer Bedeutung wie früher, namentlich wie zur Zeit der Mauren, wo dieser Industriezweig 60000 Arbeiter beschäftigt haben soll. S. ist reich an architektonisch interessanten Kirchenbauten. Die 1522 begonnene Kathedrale ist ein stolzer goth. Bau mit drei prachtvollen, durch schlanke Rundpfeiler geschiedenen, mit Netzgewölben bedeckten Schiffen und einem 324 F. hohen, in einer Kuppel endigenden Thurme. Die 1459 begonnene Kirche El-Parral hat ein breites, kurzes Schiff und Netzgewölbe. Im roman. Stil sind San-Millan, San-Esteban, San-Martin und sechs kleinere Kirchen gebaut. Merkwürdig ist auch die 1208 geweihte Templerkirche. Der Alcazar oder das königl. Schloß ist ein starkbefestigter, im mittelalterlichen Burgstil aufgeführter, hochgethürmter und höchst pittoresker Bau auf schwindelnder Felshöhe über der Eresma, im Innern theils im maurischen, theils im modernen Stil reich ausgeschmückt. Es befindet sich hier die königl. Artillerieschule. Weltberühmt ist der über die Stadt hinweggehende röm. Aquäduct, der noch jetzt seine Bestimmung erfüllt, indem er das Wasser des Rio-Frio von der 3 Leguas entfernten Sierra-Fonfria herbeiführt. Der Bau besteht aus 159 Doppelbogen, ist 4362 F. lang, in der Mitte über 200 F. hoch und ohne Mörtel aus aneinandergelegten Granitquadern erbaut. Außer dieser Wasserleitung hat S. auch noch wohlerhaltene Ueberreste eines röm. Amphitheaters.

Seguidilla, eine span. Versform, besteht aus vier Versen, in welchen gewöhnlich sieben- und fünfsilbige assonirende Zeilen abwechseln. Meist verbindet man damit einen Anhang, Estribillo genannt, von drei Versen, von welchen der erste und letzte Vers sich reimen.

Ségur, eine berühmte franz. Adelsfamilie, die früher in zehn, jetzt meist ausgestorbene Linien zerfiel. Dieselbe stammt aus Guyenne, war dem Protestantismus zugewendet und erlitt in den Religionskriegen große Drangsale. Vorzüglich sind es die Linien S.-Pardaillan, S.-Bouzeley und S.-Ponchat, die viele ausgezeichnete Männer zählen. — Philippe Henri, Marquis von S., der Linie S.-Ponchat angehörig, wurde 1724 geboren, stieg in den Kriegen Ludwig's XV. zum General und erhielt später das Commando in der Franche-Comté. Ludwig XVI. ernannte ihn 1780 zum Kriegsminister. In dieser Stellung errichtete er die leichte Artillerie, schuf einen Generalstab und sorgte für bessere Ausbildung der Offiziere. Nach dem Frieden von 1783 erhielt er den Marschallsstab. Noch vor dem Ausbruche der Revolution nahm er als Minister seine Entlassung, weil er die Politik des Hofes misbilligte. In der Revolution wurde er ins Gefängniß geworfen, entging aber der Guillotine. Bonaparte hingegen bewies ihm große Achtung und gewährte ihm eine Pension. Er starb 3. Oct. 1801. — Josephe Alexandre, Vicomte de S., bekannt als Lustspiel- und Operndichter, der zweite Sohn des vorigen, wurde zu Paris 1756 geboren und erhielt 1788 den Grad eines Maréchal-de-Camp. Von seinen ersten literarischen Arbeiten sind zu nennen die «Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos» (Par. 1790), eine täuschende und glückliche Nachahmung, und der Roman «La femme jalouse» (Par. 1791). Wiewol ein Feind der Revolution, die er durch seine Verse bekämpfte, mochte er doch nicht auswandern. Er verlor während der Schreckenszeit ebenfalls sein Vermögen, wurde eingekerkert und mußte fortan vom Ertrage seiner Feder leben. S. schrieb eine Menge Lustspiele, darunter «Le retour du mari». Von seinen vielen Liedern wird «L'amour et le temps» als ein kleines Meisterwerk angesehen. Sein letztes Werk «Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre sociale, etc.» (3 Bde., 1803) wurde oft aufgelegt. Er starb zu Bagnères 27. Juli 1805. Seine «Oeuvres diverses» erschienen 1819.

Ségur-d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von), bekannt als Dichter und Geschichtschreiber, der älteste Sohn des Marschalls und Bruder Josephe Alexandre's, wurde zu Paris 10. Dec. 1753 geboren. Er empfing eine strenge Erziehung, machte tüchtige Studien und heirathete später Antoinette Marie Elisabeth (gest. 5. März 1818), die Tochter des Kanzlers d'Aguesseau. Von seinem Vater in die militärische Laufbahn gedrängt, machte er als Oberst den Krieg in Amerika mit und ward der Freund seines Verwandten Lafayette und auch Washington's. Nach seiner Rückkehr schickte ihn Ludwig XVI. 1783 als Gesandten nach Petersburg, wo er sich als geistreicher Mann die Gunst der Kaiserin Katharina, die er auf ihrer Reise nach der Krim begleitete, erwarb, dem brit. Einfluß entgegenarbeitete und 1787 einen vortheilhaften Handelsvertrag

zwiſchen Frankreich und Rußland zu Stande brachte. Beim Ausbruch der Revolution zurückgerufen, trat er in die Nationalverſammlung und erhielt den Grad eines Maréchal-de-Camp. Zum Geſandten am päpſtlichen Hofe ernannt, nahm ihn Pius VI. nicht an. Hierauf ſendete ihn 1792 der König nach Berlin, um daſelbſt die Kriegserklärung zu verhindern. Nach des Königs Tode trat er aus dem Staatsdienſt und in der Schreckenszeit verlor er ſein großes, durch Heirath erworbenes Vermögen. Er zog ſich nach Châtenay bei Sceaux zurück, wo er den Unterhalt für ſeine Familie durch Schriftſtellerei erwarb. Zuerſt veröffentlichte er das «Théâtre de l'hermitage» (2 Bde., Par. 1798), eine Sammlung geiſtreicher Luſtſpiele, die er für das Privattheater der ruſſ. Kaiſerin geſchrieben hatte. Hierauf erſchien ſein treffliches «Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric-Guillaume II» (3 Bde., Par. 1800), dem anmuthige «Contes, fables, chansons et vers» (Par. 1801) folgten. In den ſpätern Jahren beſchäftigte ſich S. viel mit hiſtor. Studien. Aus dieſer Periode ſind zu erwähnen: «Histoire universelle ancienne et moderne» (44 Bde., Par. 1817; 10 Bde., 1821 u. öfter), eine auf die Jugend berechnete Compilation; «Galerie morale et politique» (Par. 1817); das ſchöne Gedicht «Les quatre âges de la vie» (Par. 1819); als Fortſetzung der «Contes, etc.» die «Romances et chansons» (Par. 1819); endlich ſein Hauptwerk, die ausgezeichneten «Mémoires ou souvenirs et anecdotes» (3 Bde., Par. 1825—26). Unter dem Conſulat war S. Mitglied des Geſetzgebenden Körpes, des Staatsraths und 1803 des Inſtituts geworden. Bei Errichtung des Kaiſerthrons ernannte ihn Napoleon zum Grafen, zum Oberceremonienmeiſter, 1813 zum Senator. Nach der erſten Reſtauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair; doch verlor er dieſe Würde, weil er während der Hundert Tage in die Dienſte des Kaiſers getreten war. Erſt 1818 erhielt er ſeinen Sitz in der Pairskammer zurück. Er ſtarb 27. Aug. 1830. Seine «Oeuvres complètes» erſchienen in 33 Bänden (Par. 1824—30). Sein älteſter Sohn, Octave, Graf von S., geb. 1778, betrat erſt die Beamtenlaufbahn, betheiligte ſich aber ſpäter an den letzten Feldzügen Napoleon's und ſtarb 15. Aug. 1818. Er überſetzte die Romane «Ethelvina» (2 Bde., Par. 1802) und «Belinde» (Par. 1802) aus dem Engliſchen. — Raymond Joſeph Paul, Graf von S., der dritte Sohn, geb. 18. Febr. 1803, diente als Offizier in dem ſpan. Feldzuge von 1823 und trat dann in die adminiſtrative Laufbahn. 1837 Präfect des Depart. Oberpyrenäen, legte er ſein Amt nieder, obſchon der Graf Molé, ſein Verwandter, damals im Miniſterium war. Daſſelbe Departement wählte ihn 1849 in die Legislative Verſammlung. Hier war er es, der in der zweiten Sitzung die Rechte bewog, mit ihm in den Ruf «Vive la république!» einzuſtimmen. Sein republikaniſcher Eifer kühlte ſich indeſſen bald ab. Seit 25. Jan. 1852 iſt S. kaiſerl. Senator.

Ségur (Paul Philippe, Graf von), General und militäriſcher Schriftſteller, der zweite Sohn des Grafen Louis Philippe Ségur-d'Agueſſeau, wurde 4. Nov. 1780 geboren, verbrachte einen Theil ſeiner Jugend in England und vollendete dann bei ſeiner Familie zu Châtenay ſeine Ausbildung. Nach der Revolution vom 18. Brumaire trat er in das Heer und wohnte dem Feldzuge Moreau's in Baiern ſowie dem Macdonald's in Graubündten bei, den er auch unter dem Titel «Campagne du général Macdonald dans les Grisons» (Par. 1802) beſchrieb. Der Erſte Conſul nahm ihn 1802 in ſeinen beſondern Generalſtab auf und ernannte ihn zum Palaſtadjutanten, als Kaiſer 1804 zum Pagengouverneur. 1805 unterhandelte S. mit Mack die Capitulation zu Ulm. Im poln. Feldzuge von 1807 Napoleon's Adjutant, fiel er in die Hände der Ruſſen, die ihn nach dem Frieden von Tilſit auslieferten. Hierauf befehligte er ein Huſarenregiment in Spanien und nahm theil an der Erſtürmung der Höhen von Somo-Sierra durch poln. leichte Reiter, für welche kühne That ihn der Kaiſer zum Oberſt erhob. Im Feldzuge von 1812 befand er ſich als Brigadegeneral im Gefolge des Kaiſers und verſah den Dienſt eines Maréchal-du-Palais. In dieſer Stellung hatte er gute Gelegenheit, den Gang der Ereigniſſe zu beobachten. Im Feldzuge von 1814 mußte er das 5. Regiment der Garden organiſiren, an deſſen Spitze er beſonders bei Rheims mit Auszeichnung kämpfte. Nach dem Sturze des Kaiſers gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die aus der alten Garde gebildete Cavalerie. Während der Hundert Tage wendete ſich S. jedoch Napoleon zu und diente als Generalſtabschef bei dem Armeecorps, welches den Rhein decken ſollte. Mit der zweiten Reſtauration zog er ſich deshalb zurück und ſchrieb ſeine berühmte «Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter). Dieſes durch epiſche Darſtellung und philoſ. Anſchauungsweiſe ausgezeichnete Werk, als Kriegsgeſchichte allerdings unzuverläſſig, fand an dem General Gourgaud einen heftigen Gegner, der aus militäriſchem Geſichtspunkte ein «Examen critique» (Par. 1825) über das Buch S.'s veröffentlichte. S.'s «Histoire de Russie et

de Pierre-le-Grand» (2 Bde., Par. 1829) zeichnet sich mehr durch gefällige Form als durch tiefe Forschung aus. Die Französische Akademie wählte ihn 1830 zum Mitgliede. Nach der Julirevolution von 1830 trat er wieder in den activen Dienst und erhielt 1831 den Grad eines Generallieutenants sowie die Pairswürde. Mit Hülfe der Papiere seines Vaters veröffentlichte er eine «Histoire de Charles VIII» (2 Bde., Par. 1835).

Sehen, s. Auge und Gesicht.

Sehnen oder Flechsen heißen die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe zusammengesetzten Endstücke der Muskeln, von rundlicher oder hautartig breiter Form und gewöhnlich an einen Knochen angeheftet. — Sehne oder Chorde heißt eine gerade Linie, welche zwei Punkte einer krummen Linie verbindet, ohne die letztere zu schneiden. Besonders wird dieser Ausdruck bei dem Kreise gebraucht.

Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.

Seide heißt das eigenthümliche Gespinst der Seidenraupe (s. d.), welches sie bereitet, um sich darin zu verpuppen. Diese ovale Hülse, welche Cocon genannt wird, besteht aus einem knäuelartig aufgewickelten, zuweilen bis 4000 F. langen und mehrere parallele Schichten bildenden Faden. Hat sich die Seidenraupe eingesponnen, so liegt sie drei bis vier Tage, ehe sie sich verpuppt. Die Cocons werden dann nach ihrer Beschaffenheit sorgfältig sortirt und die darin befindliche Puppe wird durch Hitze getödtet. Hierauf werden die Cocons, welche meistens mehr oder minder gelb, seltener schneeweiß sind und aus drei Lagen bestehen, nachdem sie in einen Kessel mit heißem Wasser geworfen worden, und der Leim, welcher die Fäden verbindet, aufgeweicht ist, mit Ruthen gepeitscht, damit die Anfänge der Fäden sich lösen, und dann auf einem Seidenhaspel abgehaspelt. Die äußere, lockere, gröbere Lage gibt die Floretseide (s. Floret), die zweite, eine Fadenlänge von 1000 bis höchstens 3000 F. ausmachende Schicht die feine Seide, und die dritte innerste, in welcher die Fäden fest miteinander verklebt sind, die Seidenwatte. 5—24 einfache Fäden des Cocons werden zu einem verwendbaren Seidenfaden zusammengefügt. Die so entstehende Rohseide wird auf eigenen Maschinen gezwirnt oder moulinirt, und je nachdem sie lockerer oder fester gezwirnt und aus mehr oder weniger Fäden zusammengesetzt ist, nennt man sie Organsinseide oder Tramseide. Jene nimmt man zur Kette, diese zum Einschuß bei den Seidengeweben. Da das Gewicht der S. mit dem Feuchtigkeitszustande der Luft und des Aufbewahrungsorts merklich zu- und abnimmt, so hat man in Lyon und andern Hauptorten des Seidenhandels sog. Conditionirungsanstalten errichtet, in denen die S. durch verpflichtete Beamte auf den Normalgrad der Trockenheit gebracht und dann gewogen wird. Titriren nennt man das Sortiren der S. nach der Feinheit oder dem Verhältnisse zwischen Gewicht und Länge des Fadens. Für die meisten Verarbeitungen, namentlich vor dem Färben, wird die S. in Seifenwasser gekocht, welches ihr den natürlichen Firnis benimmt und Glanz und Weichheit gibt (das Entschälen oder Degummiren). Die früheste Kenntniß der S. und ihrer Anwendung zum Weben hatten die Chinesen und Indier. Von ihnen kam die Kenntniß der Erzeugung und Behandlung der S. nach Konstantinopel und verbreitete sich über ganz Griechenland. Durch Roger II. ging sie 1146 nach Sicilien über und wurde von hier aus bald über Italien und Spanien verbreitet. Noch jetzt liefern China und Italien die meiste S. Der Kaiser Heliogabalus war der erste, welcher ein Kleid von reiner S. trug; Marcus Aurelius verkaufte unter anderm auch seine seidenen Kleider, um seinen erschöpften Schatz zu füllen, und Jakob I. borgte sich, als er noch König von Schottland war, ein Paar seidene Strümpfe, um sich damit vor dem engl. Gesandten zu zeigen. Vgl. Michel, «Histoire des tissus de soie au moyen âge» (2 Bde., Par. 1852); Pariset, «Histoire de la soie» (Bd. 1 und 2, Par. 1864 fg.).

Die Verschiedenheit der Seidenzeuge ist nicht minder groß als die der Baumwollzeuge, und auch hier bringt jede kleine Veränderung neue Namen hervor, sodaß man ein Verzeichniß aller Modenamen nicht geben kann. Die Hauptklassen der Seidenzeuge indeß sind: 1) Glatte, leinwandartig gewebte Zeuge. Hierher gehören die Taffete, Florence, Marcelline u. s. w. Enthalten diese im Schuß mehrfache und dadurch besonders starke Fäden, entweder allein oder im Wechsel mit dünnern, sodaß sie gerippt oder gekörnt erscheinen, so nennt man sie Gros (Gros de Tours, Gros de Naples u. s. w.). Der Kamelot aber ist eine Abänderung des Gros de Tours. Durch Anwendung verschieden gefärbter S. in Schuß und Kette und durch Moiriren entstehen wieder neue Effecte. Mit auseinanderliegenden Fäden sind die Gazearten und Beuteltuche von S. gewebt. Flor und Krepp sind Seidenzeuge, in deren Kette und Schuß rechts und links gezwirnte Fäden wechseln, wodurch es möglich wird, denselben durch die nachherige Operation des

Kreppens die bekannte krause Beschaffenheit zu ertheilen. 2) Geköperte Zeuge. Dahin gehören Levantine, Serge, Croisé u. s. w. und die Atlasse. 3) Unzählich sind die Verschiedenheiten der gemusterten, damastartigen und broschirten Seidenzeuge. 4) Sammtartige Seidenzeuge sind der eigentliche, gerissene oder ungerissene, glatte oder gemusterte Sammt, der Velpel und Plüsch.

Die Seidenweberei unterscheidet sich in der wesentlichen Einrichtung des Stuhls nicht von der Baumwollweberei; doch stellt die Zartheit des Materials der Anwendung von Maschinenstühlen mehr als dort Hindernisse entgegen. Da die Musterweberei zuerst in S. einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, so gehört auch die Erfindung der jetzt allgemein auf Baumwolle angewendeten Jacquardmaschine (s. Jacquard) der Seidenweberei an. Die Centralpunkte der Seidenweberei sind gegenwärtig Lyon, besonders für Modestoffe leichter und mittlerer Schwere, die Schweiz (Zürich, Basel u. s. w.) für leichte seidene Zeuge, Mailand, Wien u. s. w., im Norden Krefeld u. s. w. für schwere Möbel- und Kleiderstoffe. Doch kann dies nur im allgemeinen gelten, da im einzelnen fast alle diese Orte verschiedene Arten von Seidenzeugen machen. Auch Berlin, Elberfeld und in Sachsen Annaberg und Frankenberg concurriren in gewissen Branchen in neuerer Zeit mit Frankreich, dem indessen in Originalität und Eleganz der Muster immer noch der Vorrang bleibt. Seidene Bänder werden besonders in Basel, Zürich, St.-Etienne u. s. w. verfertigt. — Der Seidendruck und die Seidenfärberei oder das Färben der S. und der Seidenzeuge sowie das Bedrucken der letztern richten sich zwar im allgemeinen nach denselben Principien für Färberei und Zeugdruckerei; doch die besondern Eigenschaften des Materials erzeugen besondere Schwierigkeiten und demnach Abänderungen des allgemeinen Verfahrens. Zunächst ist nämlich die S. den auf Baumwolle und Leinen anwendbaren Bleichmitteln unzugänglich, da sie durch Chlor dunkel gefärbt wird; man kann sie nur durch Anwendung der schwefligen Säure völlig weiß machen. Doch wird diese nicht sehr haltbare Bleiche in der Regel nur angewendet, wo die S. weiß bleiben soll; zu färbende S. braucht gewöhnlich blos sorgfältig entschält oder degummirt zu sein. Die meisten Seidenzeuge werden nicht im fertigen Stücke, sondern vor dem Weben «in der S.» gefärbt. Für S., welche nicht Pflanzen-, sondern Thierfaser ist, passen auch nicht dieselben Beizmittel und Farben wie für Baumwolle. Die Hauptbeizen sind Alaun, Zinnbeize und für gewisse Fälle Eisenbeize. Als Farbestoffe dienen für Blau Indig und Kaliblau, für Roth Saflor, Rothholz und besonders Cochenille sowie Anilinroth, aber kein Krapp, für Orange Orlean, für Gelb besonders Wau, für Violet Orseille und für Schwarz ähnliche Verbindungen wie für Baumwolle. Der Druck auf Seidenzeuge unterscheidet sich, soweit er blos Tafeldruck ist, nicht von anderm Tafeldruck und wird ebenfalls durch Dämpfen befestigt. Wo man Beizen aufdruckt und dann ausfärbt, gelten die Abweichungen der Seidenfärberei in Bezug auf Wahl der Beizen und Farben ebenfalls, doch nähert man sich hier dem Baumwolldruck bei weitem mehr, indem hier z. B. auch Krappfarben mit Thon- und Eisenbeizen zur Anwendung kommen. Immer aber ist die Seidendruckerei mit größern Schwierigkeiten verknüpft als die Baumwolldruckerei.

Seide, eigentlich Zaid, ein Sklave Mohammed's, war einer der ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er zunächst seine Freiheit zum Lohn erhielt. Seitdem Mohammed's treuester Schüler, wurde er von diesem zum Sohne angenommen und mit Zeinab, der Tochter einer Tante des Propheten, vermählt. Bald aber mußte er sie dem durch ihre Reize entzündeten Propheten abtreten, der durch ein Kapitel im Koran vorher das öffentliche Aergerniß abgewendet hatte. Voltaire schilderte in seinem Trauerspiel «Mahomet» die auf Glaubensschwärmerei begründete Anhänglichkeit S.'s an seinen Meister so trefflich, daß man seitdem sprichwörtlich jeden ergebenen Anhänger mit dem Namen S. zu bezeichnen pflegt.

Seidel, auch Seitel, heißt ein Flüssigkeitsmaß in Oesterreich und Baiern. In Oesterreich ist es $^1/_4$ Maß = 0,354 franz. Liter = 0,309 preuß. Quart (ein Gemäß von $1^1/_2$ S. heißt hier Großseidel); in Baiern ist es ein älteres Localmaß von $^1/_2$ altem Maß und von abweichender Größe. Der bis Ende Juni 1854 gesetzlich gültig gewesene ungarische S. (Meszelij) war $^1/_2$ ungar. Halbe = 0,417 franz. Liter = 0,2945 wiener Maß oder 1,178 wiener S. = 0,364 preuß. Quart. In Baden ist der S. auch ein bergmännisches Maß für Eisenerze, Ocher und andere Erden. In Böhmen ist der S. zugleich ein älteres Getreidemaß, von welchem 12 ein Maßel, 48 ein Viertel, 192 einen Strich ausmachen (der Strich = 93,61 franz. Liter = 1,522 wiener Metzen = 1,703 preuß. Scheffel).

Seidelbast, s. Daphne.

Seidenpflanze, s. Asclepias.

Seidenraupe und **Seidenzucht.** Die Seidenraupe oder der Seidenwurm ist die Raupe eines ursprünglich nur in China einheimischen Nachtschmetterlings, des Seidenspinners oder Maulbeerspinners (Bombyx Mori), der mit ausgebreiteten Flügeln etwa $1\frac{3}{4}$ Zoll in der Breite und $\frac{3}{4}$ Zoll in der Länge mißt, schmuzigweiße Flügel und mit zwei bis drei dunklern Querstreifen und einem undeutlichen bräunlichen Halbmond bezeichnete Vorderflügel hat. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung; das Weibchen klebt seine 200—300 bläulichen Eier an Baumstämme an. Die im Frühjahr auskriechenden Raupen fressen hauptsächlich Maulbeerblätter, wachsen sehr schnell, häuten sich viermal während ihres sechs bis sieben Wochen dauernden Lebens und spinnen sich dann ein. Die Raupen sind glatt, weißlich glänzend, mit verschiedenen graulichen und röthlichen Flecken und mit einem Horne auf dem letzten Ringe. Zum Spinnen besitzen sie, wie viele andere Spinner, an der Unterlippe ein Spinnorgan und haspeln durch eigenthümliche Bewegungen den sehr dünnen, aber klebrigen und zähen, bisweilen über 1600 Ellen langen Faden hervor, welchen sie mit den Vorderfüßen in anfangs unregelmäßigen, dann aber sehr regelmäßigen Achtertouren umher wickeln und so eine ovale, innen glatte Hülse (Cocon) bilden, in der sie sich verpuppen, und aus welcher nach drei Wochen der Schmetterling ausschlüpft, der mittels eines scharfen Saftes den Cocon durchbricht und so den Zusammenhang des ihn bildenden Fadens vielfach zerreißt. — Die Seidenzucht wurde schon in den ältesten Zeiten in China getrieben und verbreitete sich einerseits nach Japan, andererseits nach Innerasien. Unter Justinian sollen zwei Mönche die ersten Eier in hohlen Stöcken nach Konstantinopel gebracht haben, worauf sich die Seidenzucht weiter von Griechenland aus nach Spanien, Portugal, Sicilien, Italien und in jüngerer Zeit nordwärts verbreitete. Jetzt sind die wesentlichsten Productionsländer die Umgebungen des Mittelmeeres, China und Japan; was nördlich von den Alpen producirt wird, ist kaum der Rede werth. Bei der Seidenzucht selbst kommen zwei wesentliche Gesichtspunkte in Betracht: Erzielung möglichst vieler Seide und möglichst gesunder Nachkommenschaft. Hütung vor Nässe, Erhalten in möglichst gleicher Temperatur, sorgfältige Beseitigung der erkrankten Raupen, Darreichung trockener, gesunder Blätter, Verhütung vor Ueberfüllung der Räume sind wesentliche Bedingungen. Man betreibt die Zucht entweder als Nebenindustrie in den Häusern oder in großen Zuchtanstalten (Magnaneries); letztere sind Krankheiten und Epidemien mehr ausgesetzt. Die mohnkorngroßen Eier (graines) werden nach Unzen verkauft; die Unze liefert etwa 32000 Raupen, die etwa 16 Ctr. weißer Maulbeerblätter bis zur endlichen Verpuppung bedürfen. Man hält die Eier in kühlen Räumen, bis die Maulbeerblätter entwickelt sind und läßt sie dann in höherer Temperatur ausschlüpfen. So kann man zwei bis drei Zuchten im Jahre (Sommer) haben in südl. Gegenden. Die Raupe braucht 30 Tage bis zum Einspinnen. 10 Tage nach dem Einspinnen tödtet man diejenigen Cocons, welche Seide (s. d.) liefern sollen, durch Wärme (über 60°), die schönsten aber behält man zur Nachzucht. Die Krankheiten, welche unter den Raupen oft entsetzliche Verwüstungen anrichten, hängen meist von der Entwickelung parasitischer Schimmel und ähnlicher mikroskopischer Pflanzen ab, deren Keime sich durch den Schmetterling in die Eier fortsetzen. In den letzten Jahren litten die Mittelmeerländer sehr unter diesen ansteckenden Krankheiten, sodaß an manchen Orten die Seidenzucht ganz aufgegeben werden mußte, wodurch Einbußen von Millionen entstanden. Man suchte besonders durch Anschaffung gesunden Samens aus solchen Ländern zu helfen, wo die Krankheiten noch nicht ausgebrochen waren, namentlich z. B. aus der Schweiz, Deutschland, wo die Seidenzucht nur als Privatliebhaberei betrieben werden kann. Unter den eigentlichen Seidenraupen gibt es viele Varietäten und Rassen, die verschiedene Seide liefern. Auch hat man neuerdings noch viele andere Arten von Spinnraupen einzuführen gesucht, die auf andern Gewächsen, z. B. dem Götterbaume (Ailanthus) oder der Eiche leben und zum Theil ganz andern Gattungen angehören; indessen sind diese neuen Einführungen bisjetzt noch wenig verbreitet.

Seidenschwanz (Bombycilla) heißen sehr schön gefärbte, beerenfressende Singvögel von gedrungenem Bau, mit kurzem, breitem, gekerbtem, an der Spitze schwach gekrümmtem Schnabel, ovalen, unter steifen Borsten versteckten Nasenlöchern und kurzem Schwanz und Flügeln, deren erste Schwinge verkümmert ist. Bekannt ist der oben rothgraue, am Bauche silbergraue europäische S. (B. garrula) mit sammtschwarzer Kehle und Stirn, hohem Schopf, schwarzen, weißgebänderten und rothgetupften Flügeln und citronengelb geränderten Schwanzfedern. Er nistet im hohen Norden, kommt oft in Scharen nach Deutschland und ist ein dummer, seiner Gefräßigkeit und Schmuzigkeit wegen ekelhafter Vogel.

Seidl (Joh. Gabriel), österr. Dichter, auch auf dem Gebiete der Archäologie vortheilhaft bekannt, geb. 21. Juni 1804 in Wien, studirte, obschon früh poetisch angeregt, nach seines

Vaters Wunsch, die Rechte. Der Tod des letztern versetzte ihn in die dürftigste Lage; doch stählte gerade dies seine Thatkraft. 1829 wurde er Gymnasialprofessor zu Cilli in Steiermark, von wo er 1840 zum Custos am Münz- und Antikencabinet zu Wien berufen ward. Seit 1847 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst. 1856 wurde er zum k. k. Hofschatzmeister ernannt, und 1867 erhielt er den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsraths. Unter seinen Dichtungen stehen die lyrischen, namentlich seine Balladen und Romanzen, den übrigen voran; auch seine mundartlichen Dichtungen: «Gedichte in niederösterr. Mundart» (4. Aufl., Wien 1844), haben viel Verbreitung gefunden. Hervorzuheben sind besonders: «Dichtungen» (3 Bde., Wien 1826—28); «Bisolien» (5. Aufl., Wien 1855); «Liedertafel» (Wien 1840); «Lieder der Nacht» (2. Aufl., Wien 1851); «Natur und Herz» (3. Aufl., Stuttg. 1859). Alle seine Gedichte, die zum großen Theil in Taschenbüchern und Zeitschriften verstreut sind, sprechen durch tiefes und warmes Gefühl, Reinheit des Sinnes und Geschmacks und Wohllaut an; nicht in gleichem Maße besitzen sie immer kräftige Neuheit der Gedanken. Weniger bedeutend sind S.'s Erzählungen, z. B. «Pentameron» (Wien 1843). Auch seine Dramen, z. B. «Das erste Veilchen», «Die Unzertrennlichen» und mehreres nach fremden Vorbildern Gearbeitete, erregten weniger Aufmerksamkeit, bis er mit den Localstücken «'s letzte Fensterln» und «Drei Jahre nach'm letzten Fensterln» hervortrat, welche seltenen Beifall fanden. Auch seine Bearbeitung des Ponsard'schen Trauerspiels «Lucrèce» wurde im k. k. Hofburgtheater sehr günstig aufgenommen. An seine heimatlichen Studien schließen sich an «Wanderungen durch Tirol und Steiermark» (Lpz. 1840) und akademische Arbeiten, wie «Chronik der archäol. Funde in der österr. Monarchie», «Ueber den Dolichenuscult» u. s. w., sowie mehreres Epigraphische. Sehr verdienstlich ist S.'s Theilnahme an der Redaction der ersten «Zeitschrift für die österr. Gymnasien» seit 1850. 1854 wurde sein neuer Text zu Haydn's «Gott erhalte u. s. w.» officiell als österr. Volkshymne anerkannt.

Seidschütz oder Saidschitz (Zajeczice), Püllna oder Pilna (Bylany) und Seidlitz oder Sedlitz, drei Dörfer im Saazer Kreise des Königreichs Böhmen, ersteres zur Herrschaft Bilin gehörig und 2 St. von der Stadt Bilin (s. d.), letztere beide je 1 St. von Brüx gelegen, sind wegen ihrer Bittersalzbrunnen (s. Bittersalz und Bitterwässer) bekannt, aus denen jährlich $^1/_2$ Mill. Krüge in ganz Europa versendet werden. Vgl. Reuß, «Das seidschützer Bitterwasser» (2. Aufl., Prag 1843).

Seife nennt man im weitesten Sinne jede Verbindung eines vegetabilischen oder thierischen Oels oder Fettes mit einem Alkali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt und fettige sowie andere Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt. Ein jedes Oel oder Fett besteht aus Stearinsäure, Oelsäure und ähnlichen Säuren und aus einem basischen Körper, dem Glycerin, sodaß ein Oel oder Fett als ein Salz betrachtet werden kann. Bei der Verseifung tritt das Kali an die Stelle des Glycerin, welches ausgeschieden wird, und es bildet sich ein neues Salz, die S. Man theilt die S. ein in harte und weiche S. Die harten S. (Soda- oder Natronseifen) haben als Base Natron; das Fett zu ihrer Bereitung ist im nördl. Europa Talg und Palmenöl, in den südl. Ländern Oliven- und Seifenöl. Früher pflegte man diese Art S. mit Pottasche zu sieden und die entstandene Kaliseife durch das Aussalzen mit Kochsalz (Chlornatrium) in Natronseife überzuführen. Bei uns ist dieses Verfahren jetzt noch ziemlich gebräuchlich, während in Frankreich und England des niedrigen Preises der Soda wegen, aber auch in vielen größern deutschen Seifenfabriken dieses Verfahren nicht mehr befolgt wird. Man stellt jetzt die Natronseife am besten durch directes Verseifen der Fette mit Aetznatronlauge dar. Die Härte der S. hängt theils von der Menge der festen Fettsäuren, theils von der darin zurückgebliebenen Quantität Wasser ab, welche letztere bei Natronseifen mehr als 60 Proc. betragen, ohne daß diese weich und schmierig werden. Natronseife, deren Wassergehalt durch Verdampfung auf 25—30 Proc. herabgebracht ist, nennt man «Kernseife». Die weichen S. (Kali- oder Schmierseifen) sind gewöhnlich grünlichgelb; sie haben Kali zur Base und werden mit geringen Sorten von Oel, wie z. B. Rüböl und Thran, dargestellt. Diese weichen S. sind weit schärfer als die Natronseifen und können als Auflösungen von Kaliseife in Kalilauge betrachtet werden. Die gewöhnliche Waschseife liefert nächst Deutschland namentlich Rußland in großen Massen. Andere vortreffliche S. sind die venetianische, unter den französischen die marseiller, lyoner und touloner, die neapolitanische, die anconesische und in Spanien die alicantische. Unter den wohlriechenden S., die Berlin, Wien, Leipzig u. s. w. in sehr verschiedenen Sorten liefern, sind am bekanntesten die Mandelseife, die Windsorseife, die Pariser Seifenkugeln, die helldurchsichtige

Transparentseife, die Palmseife, die Königsseife u. a. Die Bimssteinseife (Savon ponce) ist mit Bimssteinpulver gemischte Oelseife. Die S. ist ein für die Industrieentwickelung wie für Reinlichkeit, Wohlbefinden und Gesundheit des Menschen so wichtiger Gegenstand, daß Liebig wol nicht mit Unrecht behauptet hat, die Menge der consumirten S. gebe einen Maßstab für den Wohlstand und die Civilisation eines Volks ab.

Seifen nennen die Bergleute eine eigenthümliche Gewinnungsart von Metall-, Erz- oder Edelsteinkörnern, welche hier und da in losen Sand-, Schutt- oder Lehmanhäufungen gefunden werden. Es besteht dieselbe darin, daß man die Masse, welche die Metall- oder Edelsteinkörner enthält, der Wirkung strömenden Wassers aussetzt, wodurch sie fortgeschwemmt wird. Dabei aber trifft man geeignete, der Oertlichkeit entsprechende Vorrichtungen, um eine gesonderte Ablagerung der fortgeschwemmten Theile nach ihrem ungleichen specifischen Gewicht oder nach ihrer Größe zu veranlassen. So sondert man, oft durch mehrfache Wiederholung des Proceſſes, z. B. die schwerern Gold- und Zinnerzkörner mehr und mehr von den andern Gesteins- oder Bodentheilen ab, zwischen denen sie liegen. — **Seifenlager** werden diejenigen entweder durch bloße Verwitterung an Ort und Stelle oder schon durch Zusammenschwemmung entstandenen Lagerstätten genannt, welche zu der bergmännischen Arbeit des S. Veranlassung geben. Dergleichen Seifenlager kennt und benutzt man in sehr großer Ausdehnung am Ural und Altai. Hier enthalten sie Gold, Platin und selten auch Diamanten. Ungemein reiche goldhaltige Lager derart haben in neuester Zeit bekanntlich für Californien und Australien eine außerordentliche Wichtigkeit gewonnen. Auch an der Westküste Afrikas (im Lande der Aschanti) wird das Gold seit lange fast nur durch Auswaschen aus solchen Seifenlagern gewonnen. Der Sand vieler deutscher Flüsse enthält ebenfalls etwas Gold und hat oft zu Seifenwerken Veranlassung gegeben, so am Rhein, an der Edder in Hessen, an der Saale und Schwarza im Thüringerwald u. s. w. Auch das Zinnerz wird häufig aus Seifenlagern gewonnen, so auf Banka, Biliton und andern Inseln Ostindiens, in Cornwall und früher auch im Erz- und Fichtelgebirge. In Brasilien kommen die Diamanten auf ähnliche Weise vor. — **Seifenwerke** nennt man die zum Zwecke des Ausseifens oder S. der Seifenlager getroffenen bergmännischen Vorrichtungen und Anstalten.

Seifenkraut, s. Saponaria.

Seigneur (vom lat. senior, d. i. der Aeltere), nachmals auch gekürzt in **Sieur**, hieß ehedem in Frankreich derjenige, welcher als Lehn oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens darüber die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (Seigneur justicier) besaß. Ein solches Territorium nannte man **Seigneurie**, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, **Seigneuriage**. Später jedoch wurde unter dem letztern Worte besonders das königl. Münzrecht verstanden. Gegenwärtig bedient man sich des Titels S. nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzoge, Erzbischöfe werden mit **Monseigneur** titulirt. Auch «Herr Gott» wird im franz. Kirchenstil mit S. ausgedrückt. Die Verkürzung von S. ist **Sire**, so viel als gnädiger Herr, welches Wort früher ebenfalls eine weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. **Grand S.** heißt im gesellschaftlichen Leben derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen.

Seiler (Georg Friedr.), Theolog und Volksschriftsteller, geb. 24. Oct. 1733 zu Kreussen bei Baireuth, war der Sohn eines armen Töpfers und studirte zu Baireuth und Erlangen. Nachdem er 1761 Diakonus zu Neustadt an der Haide und 1764 Diakonus zu Koburg geworden, erregte seine gehaltvolle Schrift «Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums» (Kob. 1769; 10. Aufl. 1779) so viel Aufsehen, daß ihn die ansbachische Regierung 1770 als ord. Professor der Theologie zu Erlangen anstellte, wo er 1772 Universitätsprediger, 1773 Geh. Kirchenrath, erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und 1788 noch überdies Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums wurde und 13. Mai 1807 starb. In diesen Aemtern wirkte er sehr verdienstlich theils als Schriftsteller, theils durch seinen Einfluß auf die Verbreitung tüchtiger Religionskenntnisse unter den Laien. Seine «Geschichte der geoffenbarten Religion» (Erl. 1772), das kleine biblische «Erbauungsbuch» (2 Bde., Erl. 1782), die «Religion der Unmündigen» (Erl. 1772), das «Lesebuch für den Bürger und Landmann», unstreitig das beste seiner Volksbücher, erlebten eine Menge Auflagen. Sehr gemeinnützig machte er sich auch durch seine Schullehrerbibel und durch einen Bibelauszug mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er Methodenbücher, Katechismen, Fibeln u. s. w., welche in den Schulen Frankens eingeführt wurden. Auch gab er von 1776—1800 die kritische Zeitschrift «Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts» heraus.

Seiltänzer, auch (griech.) Akrobaten, nennt man gymnastische Künstler, welche auf einem mehr oder minder hoch über dem Boden horizontal oder auch schräg ausgespannten Seile nicht blos in allen möglichen Gangarten einherschreiten und tanzen, sondern auch die verschiedenartigsten Körperbewegungen, Sprünge, gymnastischen und andere Künste ausführen. Die eigentliche Kunst des Seiltanzes besteht bei der Schmalheit der Bahn und dem stetigen Schwanken des Seils in der geschicktesten Wahrnehmung des Gleichgewichts (daher die franz. Benennung Equilibristen), zu dessen Unterstützung sich die S., wenigstens bei gewissen Kunststücken, einer Balancirstange bedienen. (S. Balanciren.) Die Kunst des Seiltanzes findet sich bei allen Culturvölkern alter und neuer Zeit, des Abendlandes wie des Morgenlandes. Die Griechen und Römer leisteten, wie überhaupt in den Gauklerkünsten, auch in diesem Fach Außerordentliches. Schon im Alterthume zogen Gesellschaften von S. (griech. schoenobatae, lat. funambuli) beiderlei Geschlechts von Ort zu Ort und schlugen da, wo es, wie schon Xenophon sagt, viel Gewinn und viele einfältige Leute gab, ihre Schaubühne auf. Doch wurden sie auch, namentlich bei den Römern zur Kaiserzeit, zur Verherrlichung öffentlicher und privater Festlichkeiten herangezogen. Einzelne vornehme Römer hielten unter ihren Sklaven Gaukler und Equilibristen jeder Art. Viele merkwürdige Seiltänzerkunststücke finden sich theils von den Alten erwähnt, theils auf Vasen und Wandgemälden abgebildet. Vielfach scheinen die S. ihre Künste im Costüm von Sirenen, Faunen und anderer mytholog. Gestalten producirt zu haben. Die Besteigung des sog. Thurmseils wurde schon im Alterthume ausgeführt. Nach den Berichten des Plinius und Sueton soll man selbst Elefanten zu diesem schwierigen Kunststück abgerichtet haben. Einen besondern Ruf in der Kunst der Akrobatie hatte die Stadt Cyzikus, auf deren Münzen bisweilen das Besteigen des Thurmseils abgebildet ist. Auch im Mittelalter erscheinen S., wenn vielleicht auch weniger häufig, auf Messen und Märkten. Einzelne hervorragende Künstler dieser Art werden zu den Zeiten Karl's VI. von Valois und Ludwig's XII. ausdrücklich genannt. Der Akrobat Arcangelo Tuccaro, der seine Künste im 16. Jahrh. an den Höfen Deutschlands, Frankreichs und Englands zeigte, verfaßte auch eine Schrift über dieselben (Par. 1599, mit Holzschnitten). In neuerer Zeit haben besonders die Italiener als S. Vorzügliches geleistet, wie z. B. die Chiarini und die Frau Saqui (zur Zeit Napoleon's). In Deutschland hatte im zweiten Viertel des 19. Jahrh. besonders die Familie Kolter ungewöhnliche Popularität erlangt. In jüngster Zeit erregte namentlich der Amerikaner Blondin, der unter anderm den Niagarafall auf einem gespannten Seile überschritt, allgemeine Aufmerksamkeit.

Sein ist der allgemeinste der Begriffe. Seine Erörterung ist Gegenstand der Ontologie als eines Theils der Metaphysik (s. d.). Man findet in ihm zu unterscheiden, daß etwas ist (die Existenz oder das Gesetztsein), und dasjenige, was es ist (die Essenz oder das Wesen). Von beiden unterscheidet sich wieder das S. in der Bedeutung der Identität als der bloßen Form des Gesetztseins, wie dieselbe in der grammatikalischen Copula hervortritt. Da der Begriff des S. mit dem der Gegenwart zusammentrifft, so kann ein sich in der Zeit entwickelndes Ding, welches fortwährend zum Theil nicht mehr und zum Theil noch nicht ist, nicht ein Seiendes im strengen oder metaphysischen Sinne des Worts genannt werden. Der Gegenstand, auf welchen der Begriff des S. in seiner strengsten Bedeutung passen würde, ist unter dem Namen des absoluten Wesens (ὄντως ὄν) von jeher das Ziel der ontologischen Nachforschungen gewesen, in denen es hauptsächlich drei Richtungen zu unterscheiden gibt. Entweder hält man dogmatisch den Seinsbegriff für einen schlechthin einfachen und nimmt infolge davon schlechthin einfache Grundwesen an, wie Leibniz und Herbart thaten und wie es schon im Alterthum bei den Eleaten und Atomisten vorkam. Oder man reflectirt dialektisch auf die oben bezeichneten, aus dem Seinsbegriff entwickelbaren Unterschiede und hält ihnen entsprechend auch das absolute Wesen für ein in sich Mannichfaltiges, wie es in den Systemen Hegel's, Schelling's, und schon im Alterthum bei Plato geschah, wo die am Seinsbegriff entdeckten dialektischen Entwickelungen auf das absolute Wesen übertragen wurden. Der dritte Weg ist der kritische, den Begriff des S. überhaupt nicht als Zeichen für irgendeinen wirklichen Gegenstand, sondern für ein bloßes subjectives Werkzeug der Auffassung anzusehen. Diese Denkweise, welche im Mittelalter unter der Benennung des Nominalismus (s. d.) sich zuerst Bahn brach, ist später von Kant zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht worden, während sich im Alterthum kaum vereinzelte Spuren derselben finden, ein Beweis, daß ihre Ausbildung die größte Abstractionsfähigkeit des Geistes voraussetzte.

Seine (Sequăna bei den Alten), einer der größten und fischreichsten Flüsse Frankreichs, entspringt 1373 (oder 1450) F. hoch im Depart. Côte d'Or am südwestl. Ende des Plateau von Langres, am nördl. Fuße des 1872 F. hohen Mont-Tasselot, im Walde von Chanceaux

zwiſchen St.-Seine und Chanceaux und durchſtrömt in nordweſtl. Hauptrichtung Burgund, Champagne, Isle de France und die Normandie (Depart. Côte d'Or, Aube, Marne, Seine-Oiſe, Seine, Eure und Niederſeine). Auf ihrem Laufe berührt ſie Chatillon, Troyes, Méry, Marcigny, Nogent, Montereau, Corbeil und durchſchneidet 1 1/6 M. weit Paris. Dann fließt ſie vorüber an St.-Denis, Argenteuil, St.-Germain, Poiſſy, Meulan, Mantes, Vernon, Les-Andelys, Pont de l'Arche, Elboeuf, Rouen und Caudebec, bildet von Quilleboeuf an ein 4 M. langes, zwiſchen Harfleur und Honfleur 1 1/2 M. breites Aeſtuar und ergießt ſich bei Cap de la Hève, nahe unterhalb Havre, in 55 M. directer Entfernung von der Quelle, nach einem ſehr gekrümmten Laufe von 103 3/4 M., in den Kanal (La Manche). Unterhalb Troyes, bei Marcilly, von der Aubemündung an, wird die S. (75 1/2 M. weit) ſchiffbar. Innerhalb Paris wechſelt ſie beträchtlich in der Breite, von 151 F. (unter dem Pont St.-Michel) bis 512 und 816 F. (unter dem Pont-Neuf und Pont d'Auſterlitz). Von da an hat ſie viele Inſeln und einen langſamern Lauf ſowie auffallend viele Windungen. Unterhalb Rouen wird ſie 2100—2400 F. breit. Von der Quelle bis Paris ſind ihre Ufer im allgemeinen monoton, deſto maleriſcher und romantiſcher von Paris bis zum Meere. An der Mündung iſt ſie zur Flutzeit majeſtätiſch; zur Ebbezeit gewahrt man nur einige Waſſerſtreifen zwiſchen ſchlammigem Sand. Zur Zeit der Aequinoctien ſowie bei Neu- und Vollmond ſteigt die Barre mit Getöſe aufwärts, ſelbſt bis Rouen bemerkbar, nicht ſelten die beſten Deiche zerſtörend. Bis Rouen, gegen 17 M. vom Meere, ſteigen mit der Flut Segelſchiffe von 4—500, Dampfer von 6—800 Tonnen Laſt hinauf, ſodaß dieſe Stadt als Seehafen betrachtet wird. Die S. hat ein Gebiet von 1240 Q.-M. und nimmt 25 Nebenflüſſe (darunter 8 ſchiffbare) auf, von denen rechts die Aube, Marne mit Ornaire und Ourcq, die Oiſe mit der Aisne, die Epte und Andelle, links die Yonne mit dem Armançon, der Loing, die Eſſonne, Eure und Rille die namhafteſten ſind. In Verbindung ſteht ſie durch das treffliche Kanalſyſtem Frankreichs auch mit der Somme, Schelde, Maas, Saône und dem Rhône ſowie durch den neuen Marne-Rheinkanal mit dem Rhein. Sie iſt der wichtigſte und verkehrreichſte Fluß Frankreichs, indem ſie die Hauptſtadt des Reichs direct mit dem brit. Kanal, dem befahrenſten Meeresheil der Erde, und durch künſtliche Waſſerſtraßen den Ocean mit dem Mittelmeer in Verbindung ſetzt. Nach der S. ſind vier Departements benannt.

Das Depart. Seine, ein Theil der alten Provinz Isle de France, faſt kreisrund, ganz umſchloſſen vom Depart. Seine-Oiſe, iſt das kleinſte, aber durch die darinliegende Hauptſtadt Paris das volkreichſte und volksdichteſte Departement Frankreichs. Es hat ein Areal von 8,64 Q.-M., wovon die Hauptſtadt Paris (ſ. d.) allein 1,4 einnimmt, und eine Bevölkerung, die 1801—21 von 631585 auf 822100 (um 30,18 Proc.), bis 1831 auf 935108 (um 13 Proc.), bis 1841 auf 1,194603 (um 27,5 Proc.), bis Ende 1851 auf 1,422065 (um 19 Proc.), bis Ende 1861 auf 1,953660 (um 37,36 Proc.), in 20 J. alſo um 71,9 Proc. ſich ſteigerte und bis 31. Dec. 1866 abermals einen Zuwachs von 10,6 Proc. erhielt, indem die Zählung 2,150916 E. ergab, wovon auf Paris allein 1,825274 (85 Proc.) kamen. Das Land iſt meiſt eben, und der Chaumont, Montmartre, Mont-Valérien ſowie die Höhe bei Pleſſis-Piquet ſind bei 313, 323, 499 und 533 F. Seehöhe die einzigen Erhebungen, welche den mittlern Theil, das Thal der Seine, beherrſchen. Die Seine nimmt bei Charenton die Marne, in Paris die von Süden kommende Bièvre (Rivière des Gobelins) ſowie die Kanäle de l'Ourcq, St.-Denis, St.-Martin und St.-Maur auf. Die ſchiffbaren Flüſſe haben 7,63, die Kanäle 3,26, die 32 nicht ſchiffbaren Flüßchen 16 M. Länge. Der Boden des Departements, aus Kalkſtein, Gips und Mergel beſtehend, iſt leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau ertragreich, namentlich in den gutbewäſſerten Gärten, welche jährlich bis ſechs Ernten geben. Bemerkenswerth ſind die vielen Gips- und Steinbrüche ſowie die kalten Mineralquellen von Paſſy und Auteuil. Producte ſind Getreide, viel, aber mittelmäßiger Wein, Hülſenfrüchte, Rüben, vortreffliche andere Gemüſe. Alles dies reicht jedoch für die ungeheuere Bevölkerung nicht hin, weshalb auf den Flüſſen und Kanälen unermeßliche Proviſionen aller Art, Lebensmittel, Bau- und Brennmaterialien herbeigeführt werden müſſen. Den Verkehr befördern außerdem gute Chauſſeen und die von Paris ausgehenden Eiſenbahnen. Das Departement zerfällt in die Arrondiſſements Paris, St.-Denis und Sceaux und zählt 28 Cantone und 71 Gemeinden. — Das Depart. Niederſeine (Seine inférieure), aus Beſtandtheilen der Normandie (den Landſchaften Caux und Bray) und Theilen von Roumois und Vexin gebildet, zählt (1866) auf 109,57 Q.-M. 792768 E. (gegen 789988 im J. 1861 und gegen 609800 im J. 1801), zerfällt in die fünf Arrondiſſements Rouen, Havre, Dieppe, Yvetot und Neuchâtel, die zuſammen 51 Cantone und 756 Gemeinden enthalten, und hat zur Hauptſtadt Rouen (ſ. d.). Die Küſte

hat außer dem Aestuar der Seine keine Buchten. Das Land ist theils ganz flach, theils von bewaldeten Hügeln durchzogen, welche fruchtbare Thäler einschließen. Außer der Seine im Süden, die viele Bäche aufnimmt, ergießen sich nur kleine Küstenflüsse ins Meer, wie die Durdent, bei Dieppe die Béthune, an der Ostgrenze die Bresle bei Tréport, von wo ein Kanal nach Eu führt. Die schiffbaren Flüsse haben 21, die 170 nicht schiffbaren 61⅔ M. Länge. Das Klima ist mild. Das Departement gehört zu den bevölkertsten (mit 7235 E. auf 1 Q.-M.), reichsten und gewerbthätigsten Theilen Frankreichs. Landbau und Industrie stehen hier auf der höchsten Stufe. Rouen ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Reichs und Havre dessen zweiter Handelshafen. Der wohlbewässerte, im allgemeinen fruchtbare Boden gewährt reiche Ernten von Getreide, doch kaum hinreichend für die dichte Bevölkerung; ferner Kartoffeln, Gemüse, Aepfel, Oelgewächse, Hopfen, Lein, Futter und Runkelrüben im Ueberfluß. Die guten Weiden im Innern unterstützen die Viehzucht. Die Holzungen nehmen zusammen etwa 13 Q.-M. ein, und Torf findet sich in Menge in den Flußthälern. An der Küste bereitet man aus Varech (Seetang) Aschensalz und Dünger. Von Erzen findet sich nur etwas Eisen, dagegen sind vielerlei Steinarten, wie Marmor, Bau- und Pflastersteine, auch Kreide, Thon und Mergel vorhanden, desgleichen zahlreiche Mineralquellen, wie die von Rouen, Forges, Aumale und Gournay, wozu noch die Seebäder von Dieppe, Etretat am Cap Antifer kommen. Neben der Landwirthschaft besteht eine großartige und vielseitige Industrie, an welcher sich fast zwei Drittel der Bevölkerung betheiligen. Wichtig ist auch die Seefischerei, welche Paris versorgt. Von größter Bedeutung ist aber der Handel, der durch die Häfen Rouen, Croisset, La-Bouille, Duclair, La-Meilleraye, Caudebec, Quilleboeuf und Harfleur an der Seine, den großen Seehafen Havre und die kleinern Seeplätze Fécamp, St.-Valéry-en-Caux, Dieppe, Tréport und Eu sowie durch die Eisenbahnlinien Paris-Rouen, Rouen-Dieppe, Rouen-Amiens und Rouen-Cherbourg gefördert wird. — Das Depart. Seine-Marne, aus Theilen von Isle de France und Champagne, namentlich den Landschaften Brie-Française und Gâtinais-Français, Stücken von Valois und Brie-Champenois zusammengesetzt, zählte im J. 1866 auf 104,18 Q.-M. 354400 E. (gegen 352312 im J. 1861 und gegen 299100 im J. 1801), zerfällt in die fünf Arrondissements Melun, Fontainebleau, Coulommiers, Provins und Meaux, zusammen mit 528 Gemeinden in 29 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Melun (s. d.). Das Land ist eine Ebene mit sanften Höhen (Kalksteinhügeln), im höchsten Punkt kaum 540 F. über dem Meere gelegen, durchflossen von der Seine mit der Yonne, dem Loing und dem Yères, von der Marne mit dem Kleinen und Großen Morin, vom Ourcq u. s. w. Der Ourcqkanal, die Kanäle von Cornillon und Chelles haben zusammen 16 M., die schiffbaren Flüsse 32,74 M. und die 229 unschiffbaren Flüßchen und Bäche 140,22 M. Länge. Auch an kleinen Seen und Teichen fehlt es nicht. Mineralquellen hat Provins. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Der Boden, nur im Süden und Osten kalkig, sonst thonig und kiesig, ist gut bebaut oder mit ausgezeichneten Wiesen und schönen Wäldern bedeckt, darunter der berühmte Wald von Fontainebleau. Man gewinnt Weizen, Obst, die sehr geschätzten Spaliertrauben von Thomery (bei Fontainebleau), sehr vielen, aber nur mittelmäßigen Wein, zieht Rindvieh, welches den Käse von Brie liefert, sowie Merinoschafe. Von Wichtigkeit sind die Steinbrüche. Auch Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. — Das Depart. Seine-Oise, ebenfalls aus Theilen von Isle de France, namentlich aus Hurepoix, Mantais, Parisis, Vexin und Brie-Française zusammengesetzt, das Depart. Seine umschließend, zählte Ende 1866 auf 101,77 Q.-M. 533727 E. (gegen 513093 im J. 1861 und gegen 421500 im J. 1801), zerfällt in die sechs Arrondissements Versailles, Mantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil und Etampes, zusammen mit 684 Gemeinden in 36 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Versailles (s. d.). Das Land ist fast ganz eben, hier und da von Hügeln überhöht. Reichliche Bewässerung geben die Seine mit der Essonne, Orge, Orgeval oder Gouzain, Mauldre und Vaucouleurs links und der Marne, dem Ourcqkanal, der Oise und der Epte rechts sowie zahlreiche Teiche. Die schiffbaren Flüsse haben 20 M., die Kanäle 7,9 M. und die 160 nicht schiffbaren Flüßchen und Bäche 162,9 M. Länge. Mineralquellen hat Forges-les-Bains. Das Klima ist mild und gesund, doch veränderlich, zuweilen feucht und nebelig, besonders in den Flußthälern. Der Boden, zum Theil sandig, aber im ganzen fruchtbar, liefert Kreide, Gips, Bausteine und Torf. Man producirt Getreide weit über den Bedarf, Kartoffeln, Wein und viel Obst. Die Waldungen nehmen fast ein Fünftel des Areals ein. Natürliche und künstliche Wiesen unterstützen die Viehzucht. Man zieht Pferde und Schafe, die durch die große kaiserl. Schäferei zu Rambouillet sehr verbessert worden sind. Obgleich das Departement vorwiegend ein ackerbautreibendes ist, unterhält die Bevölkerung doch auch 3—400 industrielle Etablissements mit

etwa 12000 Arbeitern, namentlich Spinnereien, Fabriken für Strumpf- und Poſamentierwaaren, Deſtillationen, Papiermühlen u. ſ. w. Auch beutet man ſehr viele Steinbrüche aus und treibt lebhaften Handel. Außer den Arrondiſſementsſtädten ſind namhafte Ortſchaften und Schlöſſer St.-Germain-en-Laye, Poiſſy, St.-Cloud, Sèvres, Longjumeau, Marly, Malmaiſon, St.-Cyr, Montmorency, Ecouen und Grignon.

Seitenſtechen, Seitenſtich (pleurodynia, pleuralgia), d. h. ſtechende Schmerzen in der Rippengegend, meiſt auf einer Seite, iſt ein Symptom, welches von ſehr verſchiedenen Zuſtänden abhängen kann: ſo z. B. von Nervenkrankheit (Neuralgie, Spinalirritation), von Erkrankung oder Verletzung der Muskeln und Sehnen (z. B. nach gewaltiger Anſtrengung oder von Rheumatismen), von Rippenknochenbrüchen, aber auch von Entzündung des Bruſtfells und von Erkrankung der Lunge ſelbſt, wenigſtens ihres ſeröſen Ueberzugs (Lungenfells). Die Bedeutung und Behandlung dieſes Zufalls iſt demnach ſehr verſchieden. Das bei den Laien übliche gewaltſame Streichen eines derartigen ſog. Herzgeſpans kann manchmal geradezu ſchädliche Folgen haben.

Sejanus (Aelius), Günſtling des röm. Kaiſers Tiberius, war der Sohn des Ritters Sejus Strabo aus der etrur. Stadt Volſinii, aber von einem Aelius (vermuthlich dem unter Auguſtus als Präfect Aegyptens bekannten Aelius Gallus) adoptirt. Die Familie ſtand dem Hofe ſehr nahe. Der Vater war ſchon unter Auguſtus Befehlshaber der Prätorianergarde. S. ſelbſt befand ſich im Gefolge des jungen kaiſerlichen (ſchon im J. 4 n. Chr. verſtorbenen) Prinzen Cajus Cäſar. Der Kaiſer Tiberius machte ihn bald nach ſeinem Regierungsantritt zum Genoſſen ſeines Vaters im Commando der Garde, und als einige Jahre ſpäter der Vater Statthalter in Aegypten wurde, erhob Tiberius den S., der ſich inzwiſchen mehr und mehr das Vertrauen des Kaiſers erworben hatte, zum alleinigen Präfectus Prätorii oder Gardecommandanten. In dieſer Stellung beſtimmte er den Kaiſer zu der Maßregel, die für die ſpätern Kaiſer ſehr verhängnißvoll wurde, indem er der beſſern Disciplin der Soldaten und der beſſern Sicherung des Kaiſers halber die geſammte Garde in Rom zuſammenzog und für dieſe Truppe am Viminaliſchen Thore ein ſtarkverſchanztes Lager errichtete (23 n. Chr.). Da es ihm gelungen war, die Gunſt und das Vertrauen des ſonſt gegen jedermann mistrauiſchen Kaiſers im höchſten Grade zu erwerben, ſo gewann S., ein bei vielen Laſtern und wüſter Jugend hochbegabter, raſtlos thätiger Mann, allmählich immer höhere Macht. In ſeiner wilden Herrſchſucht räumte er alles aus dem Wege, was ihm entgegenſtand. Selbſt den Kronprinzen Druſus, der ihn ſchwer beleidigt hatte, beſeitigte er mit Hülfe von deſſen, dem ſchönen Soldaten in ehebrecheriſcher Liebe ergebener, eigener Gemahlin, der Prinzeſſin Livilla, 23 durch Gift. Bereits mit dem Plan ſich tragend, als Tiberius' Nachfolger künftig ſelbſt die röm. Krone zu gewinnen, wußte ſeine Liſt auch die Verhältniſſe zwiſchen Tiberius und deſſen Nichte Agrippina (des Prinzen Germanicus Witwe) und ihren Söhnen zum Bruch zu treiben und den völligen Sturz dieſer Angehörigen des Kaiſers herbeizuführen. Als es ihm dann gelungen war, den Tiberius zu beſtimmen, 26 Rom für immer zu verlaſſen und ſeinen dauernden Aufenthalt auf der Inſel Capri zu nehmen, konnte S. thatſächlich als der Stellvertreter des Kaiſers angeſehen werden und wurde auch von den Römern ſo behandelt. Doch begann im J. 31 Tiberius den Günſtling zu durchſchauen und ihm ſeine Gunſt zu entziehen, ſodaß S. nun in allem Ernſt ſich zu einem großen Schlage gegen Tiberius rüſtete. Der Kaiſer wußte ihn aber durch raffinirte und meiſterhafte Kunſt diplomatiſcher Liſt zu umſpinnen und zu beſiegen. S. ließ ſich dermaßen überrumpeln, daß er 18. Oct. 31 durch Tiberius' Agenten mitten im Senat zu Rom verhaftet werden konnte. Der Senat ließ ihn ſofort hinrichten. Pöbel und Prätorianer wütheten einige Tage lang in wildem Tumulte, der Senat aber und der über den entlarvten Günſtling furchtbar erbitterte Kaiſer jahrelang durch blutige Criminalproceſſe gegen alle Angehörigen und Freunde des S.

Sekel (siclus), war der Name eines bei den Hebräern gebräuchlichen Gewichts, wonach Schwere und Werth wägbarer Dinge, beſonders des Metalls beſtimmt wurde. Bei Zahlungen wurde Silber nach dem Sekelgewicht zugewogen, da man noch kein gemünztes Geld hatte. Der S. galt ſonach als eine Art Rechnungsmünze (wie Pfund Sterling) für Berechnung der Preiſe, Steuern u. ſ. w.; 3000 S. machten ein hebr. Talent aus. Der genaue Werth des althebräiſchen S. iſt ſchwer zu beſtimmen. Als Münze wurden ganze, halbe und Viertelſekel erſt von dem jüd. Fürſten Simon ſeit 142 v. Chr. ausgeprägt, und wenn dieſer gemünzte S., wie wahrſcheinlich iſt, dem alten gleichkam, ſo entſprach er ungefähr der äginetiſchen Doppeldrachme, welche 174 par. Gran wog, d. i. etwa der Werth von 25 Ngr. Der öfters erwähnte «S. des Heiligthums» bezeichnet vermuthlich nur den vollwichtigen S., ebenſo der S. «nach königl. Gewicht». Die Silberlinge des Neuen Teſtaments ſind ebenfalls Silberſekel.

Sekten nannte man ursprünglich die philos. Schulen, welche durch Verschiedenheit ihrer Principien und Methoden gegeneinander sich abschlossen. Im kirchlichen Sprachgebrauche wurde das Wort auf die kleinern religiösen Parteien übertragen, welche durch die Verschiedenheiten in Lehre, Cultus und Sitte von den großen Kirchengemeinschaften sich absonderten. In Nordamerika bezeichnet man mit dem Worte S. auch überhaupt die verschiedenen Religionsbekenntnisse und Kirchen. Nicht nur das Christenthum, sondern alle ausgebildeten Religionen, die in der Weltgeschichte auftreten, haben S. aufzuweisen, und zwar um so mehr, je strenger von herrschenden Parteien die Einheit und Unabänderlichkeit in Lehre und Cultus festgehalten werden.

Selam heißt im Arabischen der Friede. Die Worte «Selâm aleika!» («Der Friede sei über dir») ist die gewöhnliche Anrede der Mohammedaner, und daraus entwickelte sich die allgemeine Bedeutung von Gruß und Sendung eines Grußes an einen Abwesenden. Bei der Eifersucht, mit der der Orientale Frauen und Töchter bewacht, war es gefährlich, brieflich directe Grüße an die im Harem eingeschlossene Geliebte zu senden. Man bediente sich daher schon frühzeitig der Blumen und anderer Dinge, denen man conventionell eine gewisse sinnige Bedeutung unterlegte, um seine Gefühle und Wünsche auszusprechen. So bedeutet z. B. die Jonquille: «Habe Mitleid mit meiner Leidenschaft»; die Seife: «Ich bin krank vor Liebe»; der Pfeffer: «O gib mir Antwort», u. s. w. Aus diesem Gebrauche kommt es, daß man das Wort S. auch in der Bedeutung von Blumensprache gebraucht. Ein Verzeichniß von Blumen u. s. w. mit ihrer tiefern Bedeutung in türk. Versen gab Hammer-Purgstall. (S. Blumensprache.)

Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.

Selbstentzündung findet bei gewissen Dingen, welche leicht verbrennlich sind, also eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, unter gewissen Umständen statt. Phosphor und verschiedene chem. Präparate, wie das bei den Zündnadelgewehren angewendete Gemenge von chlorsaurem Kali mit Schwefelantimon, entzünden sich außer durch Reibung auch oft freiwillig durch bloßen Zutritt von Luft oder Feuchtigkeit. Aus einer angefeuchteten und dann leicht mit Erde bedeckten Mischung von Eisenfeilspänen und Schwefel entsteht nach einigen Stunden ein künstlicher Vulkan, während Haufen von dicht zusammengeschichtetem Heu, Getreide, Dünger, Sägespänen mancher Holzarten, Wolle u. s. w. längerer oder kürzerer Zeit bedürfen, um nach vorgängiger Gärung und Entwickelung der gebundenen Wärme (s. d.) in Flammen zu gerathen. Man muß daher alle diese Stoffe, ehe man sie dichter aufschichtet, sorgfältig trocknen lassen, um ihnen die Hauptbedingung der Gärung, die Feuchtigkeit, zu entziehen. Auch mit Oel oder Theer getränkter Hanf und dergleichen hat schon mehrfach durch S. zu Bränden Veranlassung gegeben.

Selbstherrscher, s. Autokratie.

Selbsthülfe begreift in den Rechten jedwedes Verfahren, durch welches jemand mittels Eigenmacht sich Genugthuung wegen einer wirklichen oder vermeintlichen Rechtsverletzung oder den Genuß und die Ausübung einer ihm bestrittenen Befugniß verschafft. Da von Beschwerdeführenden weder ein leidenschaftsloses Urtheil, ob die Bedingungen einer Rechtsverfolgung im Falle vorliegen, noch die Selbstbeschränkung auf das Zukömmliche und auf die zu dessen Erlangung schon hinreichenden geringern Zwangsmittel zu erwarten ist, so behält das Gesetz der öffentlichen Autorität die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes ausschließend vor, indem es jede private Eigenmacht für die Regel bei Strafe untersagt. Bei den Römern ward die einfache S. ohne besondern Kraftaufwand, z. B. durch Wegnahme der streitigen Sache aus dem Gewahrsam des abwesenden Besitzers, nach einem Erlaß des Marcus Aurelius (Edictum Divi Marci) mit Verlust des wirklichen Rechts oder mit der Verpflichtung zu doppeltem Ersatz bei nur vermeintlichem Rechte geahndet, wofür die neuern Gesetzgebungen meistens geringe Freiheits- oder Geldstrafe eintreten lassen. Mit Gewaltthätigkeit wider Personen verbundene oder selbst in Aufruhr (s. d.) ausgehende S. war dagegen ein dem eigentlichen Strafgericht überwiesenes, nach der Lex Julia de vi zu vernehmendes Verbrechen. (S. Gewalt.) In Deutschland, wo die S. mit gewaffneter Hand jahrhundertelang als aushülfsweises Rechtsmittel gestattet war (s. Fehde und Faustrecht), stellte erst der Ewige Landfriede von 1495 mit dem Verbote jedweder S. die bürgerliche Ordnung her. Bei Zuwiderhandlungen wendet das gemeine Criminalrecht die röm. Strafverfügungen an, insoweit nicht die Carolina (s. d.) über gewisse Formen der strafbaren Eigenmacht, wie den Landzwang und Landfriedensbruch, eigene Bestimmungen enthält. In den neuern Landesgesetzen treten sowol diese als andere schwere Fälle der S. als besondere Verbrechen auf. Ausnahmsweise ist jedoch die Eigenmacht als Ersatz für die mangelnde Staatshülfe oder zur Sicherung derselben gestattet im Falle der Nothwehr, desgleichen um Verbrecher auf frischer That oder auf der Flucht von der That festzuhalten, ferner bei Ausübung des Pfändungs- oder Re-

Digitized by Google

tentionsrechts. Ebenso macht der Staat bei der Verhängung von Retorsion und Repressalien oder bei der Kriegserklärung von seiner durch das Völkerrecht anerkannten Machtvollkommenheit Gebrauch. — In einem andern Sinne ist S. das Princip der deutschen wirthschaftlichen Vereine (s. Association), welche die Hebung der untern Klassen durch Ersparnisse zu erzielen suchen und die Unterstützung aus Staatsmitteln oder durch sonstige wohlthätige Beihülfen ablehnen.

Selbstmord (suicidium). Die Erhaltung des eigenen Lebens ist nicht nur natürlicher Trieb, sondern auch sittliche Pflicht; denn das irdische Dasein des Menschen ist als Bedingung seines höhern Vernunftlebens, auf welchem seine Würde beruht, und um dieser Würde willen geheiligt. Jede willkürlich verschuldete Lebensverkürzung ist daher unsittlich. Mit dem S. ist jedoch der freiwillige Tod (mors voluntaria) nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um die sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Derselbe tritt ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, wo die Fortsetzung des irdischen Daseins unverträglich mit derselben sein würde, oder wo im Gegentheile nur durch Aufopferung des Lebens ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Diese Selbstentleibung entspringt nicht, wie dies gewöhnlich beim S. der Fall ist, aus sinnlichen Trieben, nicht aus verschuldetem Zwiespalt im Innern oder einem verzweifelten Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln. Von beiden ist endlich verschieden der unwillkürliche S., welcher in einer krankhaften Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, oder in einer solchen Gemüthsstörung seine Quelle hat, vermöge deren das Bewußtsein des Sittlichen oder Unsittlichen der Handlung und damit auch die freie Willenskraft des Handelnden gehemmt und aufgehoben ist. In den meisten Fällen wirkt jedoch physische und moralische Krankheit zusammen, und hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen S. doch ein entscheidendes und verdammendes Urtheil über den Selbstmörder uns nicht anmaßen dürfen. Vgl. Osiander, «Ueber den S.» (Hannov. 1813); Heyfelder, «Der S. in arzneigerichtlicher und medic.-polizeilicher Beziehung» (Berl. 1828); Frau von Staël, «Sur le suicide» (Stockh. 1812), ein Schriftchen voll geistvoller Ansichten; Stäudlin, «Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom S.» (Gött. 1824).

Selbstsucht, s. Egoismus.

Selbstverbrennung (combustio spontanea). Früher wußte man öfters zu berichten, daß Personen, namentlich dem Trunk ergebene, sich von selbst oder durch Annähern eines brennenden Gegenstandes an die ausgeathmete Luft entzündet und zu einem Häuflein Asche verbrannt worden seien. Diese Schreckgeschichten gehören, wie die vom Scheintod u. dgl., sicher in das Bereich der Fabeln. Allerdings ist es möglich und geschieht es auch, daß die Kleider oder das Bett eines Betrunkenen am brennenden Licht oder dem glühenden Ofen Feuer fangen und der Betrunkene, wenn er den Brand wahrnimmt, zu hülflos ist, um denselben zu löschen, sodaß er sich schwere Brandwunden zuziehen, ja den Tod dabei finden kann. Die Selbstentzündung eines Menschen oder ein Brennen desselben in der Art eines brennbaren Körpers ist aber, selbst wenn sein Körper im höchsten Grade mit Alkohol gesättigt wäre, schon darum nicht möglich, weil der Körper immer noch so viel Wasser enthält, daß eine solche Verbrennung nicht stattfinden kann. Die Gründe gegen die Annahme einer S. wurden zuerst namentlich von Liebig in dem berühmten Görlitz'schen Proceß (1850) entwickelt. Vgl. Liebig, «Zur Beurtheilung der S. des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Heidelb. 1850); Graff, «Ueber die Todesart der Gräfin Görlitz, nebst Gegenbeweis von Bischoff» (beide in Henke's «Zeitschrift» 1850 und Separatabdruck), auch Gorup-Besanez in Schmidt's «Jahrbüchern» (Bd. 68, 1850).

Seldschuken, ein türk. Geschlecht aus der Bucharei, welches im 11. und 12. Jahrh. mehrere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Namentlich unterscheidet man folgende Dynastien: 1) die iranische oder bagdadische Dynastie, welche zu Bagdad und Ispahan herrschte. Sie war die mächtigste, und aus ihr gingen die berühmtesten seldschuk. Fürsten hervor. Ihr Stifter war der kriegerische Fürst Togril-Beg, der Enkel des Seldschuk, Stammvater des Geschlechts, welcher zuerst im Dienste des Fürsten der Kirgisen stand, dann mit seinen Anhängern nach Buchara auswanderte und sich zum Islam bekehrte. Togril-Beg eroberte Khorasan und das nördl. Persien, kämpfte mit Erfolg gegen die Byzantiner in Armenien, fiel dann in Irak ein, besetzte Bagdad, machte der Herrschaft der Bujiden ein Ende, erhielt vom Khalifen den Titel «König des Ostens und des Westens», verlobte sich mit einer Tochter des Khalifen, starb aber (1063) vor der Vermählung in einem Alter von 70 J. Unter seinen Nachfolgern sind Alp-Arslan, 1063—73, der den griech. Kaiser Romanus bekriegte und gefangen nahm; Melik-Schah, 1073—92, der den um die Beförderung der

wissenschaftlichen Studien hochverdienten Minister Nisam-el-Mulk in seinem Dienste hatte; Barkijarok, 1092—1104, der fortwährend gegen Brüder und andere Verwandte zu kämpfen hatte; Mohammed-Schah, 1105—18, dessen Feldherr Maudud gegen die Kreuzfahrer glückliche Kriege führte, und Sindschar zu erwähnen, der von 1118—57 regierte und einer der berühmtesten mohammed. Fürsten war. Die Dynastie endete mit Togril-Schah 1194, den der charismische Sultan Tekesch überwältigte. 2) Die kermanische Dynastie, welche in der pers. Provinz Kerman herrschte und von geringerm Einflusse war. Sie wurde gestiftet durch Togril-Beg's Neffen Kawerd, welchem Togril-Beg 1039 die Verwaltung der genannten Provinz übergab, und bestand bis 1091. 3) Die syrische Dynastie, die mit der Unterwerfung von Haleb 1071 und von Damaskus (1075) durch Tutusch, einen Bruder Melik-Schah's, begann. Nach Tutusch's Tode (1095) fiel Syrien in die Gewalt seiner Söhne Dekak und Ridhwan, deren Nachkommen sich bis gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts in einzelnen syrischen Städten behaupteten. 4) Die ikonische oder kleinasiatische Dynastie, welche zu Ikonium oder Konieh in Kleinasien ihren Sitz aufschlug. Sie wurde gegründet durch Soliman-ben-Kutulmisch, einen Urenkel Seldschuk's, welchem der Sultan Melik-Schah 1075 ein Gebiet in Kleinasien einräumte, und erhielt sich am längsten. Unter Keikobad, einem der letzten Fürsten dieser Dynastie, zeichnete sich der Türke Ertogrul, der Vater Osman's, als Heerführer aus, und letzterer gründete die Osmanische Dynastie in Kleinasien, in demselben Gebiete, welches bis dahin die S. beherrscht hatten. Vgl. Mirchond, «Geschichte der S.» (aus dem Persischen von Vullers, Gieß. 1838).

Selen, eine von Berzelius 1817 entdeckte Substanz, die in ihren chem. Eigenschaften dem Schwefel, dem Tellur und Arsenik sehr nahe steht, ist bisjetzt nur selten als Selenblei, Selenquecksilber, Selensilber, Selensilberblei u. s. w. in den Eisensteingruben zu Tilkerode, Zorge und Lorbach am Harz und in dem Schlamme gefunden worden, der sich in den Bleikammern ansammelt, die zur Darstellung der Schwefelsäure dienen. Es ist ein bleigrauer, metallglänzender Körper, der in feingetheilter Gestalt schön roth aussieht, bei 80° schmilzt und bei 620° in Dämpfe übergeht. Es verbrennt an der Luft noch unter dem Kochpunkte mit blauer Flamme unter Verbreitung eines höchst widrigen Geruchs nach faulem Rettich. In concentrirter Schwefelsäure löst sich das S. mit grüner Farbe.

Selene, die Mondgöttin, bei den Römern Luna, war die Tochter des Hyperion und der Theia und die Schwester des Helios (weshalb sie auch Phöbe genannt wurde) und der Eos. Ihr, wie ihrem Bruder, wird ein Wagen beigelegt, der mit zwei weißen Rossen oder Kühen oder auch Maulthieren bespannt ist. Später wurde sie mit der Artemis (Diana) identificirt, die sich aber von der S. durch Jungfräulichkeit unterschied. Mit Endymion zeugte S. 50 Töchter, mit Zeus die Pandia und die Erse (Thau). Von seiten der Kunst unterscheidet sich S. in ihrer gewöhnlichen Bildung von der Artemis nur durch vollständigere Bekleidung und ein bogenförmiges Schleiergewand über dem Haupte. Sie ist besonders durch die Endymion-Reliefs bekannt.

Selenographie, s. Mond.

Seleucia, Name mehrerer von Seleucus (s. d.) gegründeter Städte in Asien. Die wichtigste, eine der größten Städte des Alterthums, war S. am Tigris, Adlersfittigen gleich am Ufer des Stromes ausgebreitet, 6 M. südlich von Bagdad. Zum Theil aus dem Baumaterial des verlassenen Babylon gebaut, erhob sich die Stadt durch ihre Lage am Tigris, der hier mit dem Euphrat durch einen Kanal verbunden war, zu einer ungeahnten Größe, da fast ganz Babylon sich hier ansiedelte. Seit 140 v. Chr. im Besitz der Parther, wurde die Stadt unter Trajan geplündert, und 162 durch Lucius Verus zerstört. Eine Pest, die das ganze Römerreich bis Gallien bald darauf verheerte, wurde vom Volke als eine Rache der Götter für diese Zerstörung gedeutet. Ihr gegenüber lag Ktesiphon (s. d.). S. soll 600000 E. gezählt haben. — Noch kennt man S. in Syrien, auch Pieria genannt, nördlich von der Mündung des Orontes, unweit des heutigen Sundieh. Die Stadt war sehr bedeutend, stark befestigt, sodaß man sie für uneinnehmbar hielt, und mit einem guten Hafen versehen. — Auch gab es ein S. am Taurus, in Pisidien, und ein viertes in Cilicien, auch S.-Trachea genannt, heute Selevkeh.

Seleuciden nennt man die von ihrem Ahnherrn, Seleucus I. Nikator (s. d.), genannte Herrscherfamilie des syr. Reichs, das unter derselben 248 J. (312—64) bestand. Der große, fast das ganze alexandrinische Weltreich umfassende Länderbesitz, den Seleucus I. bei seinem Tode 281 hinterlassen hatte, wurde schon unter seinem Sohne und Nachfolger Antiochus I. (s. d.) Soter (281—260), namentlich aber unter Antiochus II. Theos (260—247) verringert, da sich die Parther 256 losrissen und sich im fernen Osten unabhängige Königreiche bildeten. Die Bruderkriege zwischen Seleucus II. Callinicus (247—225) und Antiochus Hierax sowie die

kurze Regierung Seleucus' III. Ceraunus (225—223) hätten das Reich bald ins Verderben gebracht, wenn nicht die zum Theil erfolgreiche Wirksamkeit Antiochus' III. (s. d.) d. Gr. (223—187) dem syr. Einfluß neue Kraft verliehen hätte. Seleucus IV. Philopator (187—174), der Usurpator Heliodor 174, vor allen die Unternehmungen Antiochus' IV. Epiphanes (174—164, s. d.) brachten eine Periode der Zerrüttung hervor, die gleich nach dem Tode des jungen Antiochus V. Eupator (164—162) ihren Anfang nahm. Von nun an begann während 40 J. ein Kampf zwischen den Kronprätendenten Demetrius I. Soter (162—149), Alexander Balas (150—144), Demetrius II. Nikator (149—143), Antiochus II. Dionysos (143—140), nochmals Demetrius II. (140—139), Tryphon oder Diodotus (140—130), und zum dritten mal Demetrius II. (130—125), welchem dann mehr oder weniger lange Antiochus VII. Sidetes (bis 121), Alexander Zabinas und Demetrius' Sohn, Seleucus V., folgten. Von hier ab beherrschte Ein Seleucide allein Syrien. Antiochus VIII. Grypus (124—97) mußte seine Herrschaft mit Antiochus IX. Cyzicenus (114—94) theilen. Ersterm folgte Seleucus VI. Epiphanes (97—93) und Antiochus' VIII. Söhne, Philipp (bis 80), Antiochus XI., Demetrius III. und Antiochus XII. (bis 85), letzterm Antiochus X. der Fromme (94—80), dessen Witwe Selene (80), und der erobernde armen. König Tigranes (83—69), nach dessen Besiegung Antiochus XIII. (69—64), Antiochus' des Frommen Sohn, zum letzten mal regierte, da 64 Syrien durch Pompejus erobert und zur röm. Provinz gemacht wurde. Die Politik Roms, die zur Zerrüttung des Reichs seit lange her sich der unfähigen Herrscher, der gewaltthätigen Statthalter, des entnervten Volks sowie der Mitwirkung der Parther bedient hatte, war so zu ihrem Endziel gekommen. Ueber die Aera der S., s. Aera.

Seleucus ist der Name von sechs Königen des nach Alexander gebildeten syr. Reichs, das sich zur Zeit seiner Blüte weit über die Grenzen des heutigen Syrien (s. d.) erstreckte. Der einzige bedeutende dieser sechs Könige ist der Gründer des Reichs, S. I., des Antiochus Sohn, genannt Nikator. Geboren 358 v. Chr., war er zur Zeit von Alexander's Tode 323 Statthalter von Medien und Babylonien und Reiterbefehlshaber. Nachdem er den Prätendenten Antigonus gegen Perdikkas, Polysperchon und Eumenes unterstützt, verfeindete er sich mit demselben und floh geächtet nach Aegypten, verbündete sich mit dem dortigen Statthalter Ptolemäus, schlug mit ägypt. Hülfstruppen seinen Feind bei Gaza und nahm 312 Babylon ein, das Demetrius Poliorcetes, Antigonus' Sohn, ohne Glück vertheidigt hatte. Nachdem er durch einen Frieden 311 anerkannt worden, erweiterte er seine Herrschaft bis an den Indus. Nach wechselndem Glück schlug und tödtete er im Verbande mit Ptolemäus, Cassander, Lysimachus den 84jährigen Antigonus bei Ipsus (301), nahm dessen kleinasiat. Provinzen, verbündete sich darauf mit dem Sohne seines erschlagenen Feindes, Demetrius, dessen Tochter er heirathete, gegen Ptolemäus und Lysimachus und hielt dann seinen widerspenstig gewordenen Schwiegervater bis an seinen Tod 283 gefangen. Hierauf schlug er Lysimachus bei Cyropedion (282) und hatte so während sieben Monaten fast die ganze Monarchie Alexander's, Macedonien inbegriffen, doch Aegypten ausgenommen, vereinigt, als er von Ptolemäus' I. Sohn, Ptolemäus Ceraunus, 78 J. alt, ermordet wurde. Ihm folgte sein Sohn Antiochus I. Soter. S. wird als mild und weise geschildert. Er ehrte die Künste und Wissenschaften, und gründete viele Städte (s. Seleucia). Ueber die andern Könige dieses Namens s. Seleuciden.

Seligérsee, russ. Seligér-Ósero, auch wol See von Ostáschkow genannt, ein sehr fischreicher, vielbefahrener Landsee in den russ. Gouvernements Nowgorod und Twer, größerntheils zu dem letztern gehörig, liegt auf dem Waldaiplateau in einer Meereshöhe von 862 oder 917 F. Der See ist in seiner südl. Erstreckung 8 M. lang, meist schmal (höchstens 1 M. breit), besteht eigentlich aus drei durch Engen verbundenen Bassins, bedeckt eine Fläche von 3,62 Q.-M., hat eine Tiefe von 7—35 F., fließt durch die 5 M. lange Selisharowka in die obere Wolga ab und umschließt über 70 zum Theil bewohnte Inseln, darunter Stolobnoi mit dem sehr berühmten Nilkloster (Nilskoi Stolobnoi), das wegen seines Gnadenbildes stark bewallfahrtet wird. Nur 1 M. südlich von demselben liegt malerisch an dem Seegestade die Kreisstadt Ostáschkow im Gouvernement Twer, mit vier Kirchen, einem Kloster, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen und (1863) 10488 E. Diese Bevölkerung ist sehr gewerbthätig, liefert jährlich 200000 Paar «Ostaschi», d. i. weiße Stiefel aus Pferdeleder, und Hunderttausende von Aexten, Sensen, Sicheln und Schafscheren. Auch werden viele Heiligen- und andere Bilder verfertigt. Außerdem bestehen große Baumwollspinnereien, bedeutende Gerbereien, Gußeisenmodellfabriken, Drechsler- und Schlosserwerkstätten. Man betreibt auch Fischerei und einen belangreichen Handel mit den eigenen Fabrikaten, Getreide, Holz, Bast und Hasenfellen.

Seligkeit. S. stammt vom altdeutschen Sal, d. i. Menge oder Fülle, sowol im Angenehmen als im Unangenehmen, das sich aber nur noch in den zusammengesetzten Wörtern Drangsal, Trübsal, mühselig, trübselig, glückselig u. a. m. erhalten hat. Im neuern Sprachgebrauche wird «selig» nur vom Angenehmen gesagt und S. von dem Zustande höchster Lebensförderung und innerer Befriedigung. Da diese aber nicht im Besitze äußerer Güter und sinnlicher Genüsse, sondern nur durch die harmonische Vollendung des geistigen Lebens gewonnen wird, so bezeichnet die philos. Sittenlehre nur letztere mit dem Namen der S., im Unterschiede von der Glückseligkeit, welche auch das äußere Wohl umfaßt. Der kirchliche Sprachgebrauch bezieht das Wort auf das Wohlergehen der Frommen, läßt also die S. durch das rechte religiöse Verhältniß zu Gott bedingt sein, welchem Glauben die tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, daß die wahre Harmonie des Menschen mit sich selbst nur gewonnen werden kann durch seinen Frieden oder seine Versöhnung mit Gott. Weil aber auch die religiöse Betrachtung nur sehr allmählich vom Sinnlichen zum Geistigen sich erhob, so setzte man anfänglich die S. in den ungetrübten Besitz einer Fülle äußerer Güter, welche dem Frommen als Lohn für seinen gottesfürchtigen Wandel zutheil werden sollte. Auch der ältere Hebraismus hat diese Vorstellung, die sich noch völlig im Diesseits befriedigte, getheilt. Erst das nachexilische Judenthum bildete im Zusammenhange mit der Auferstehungslehre die Vorstellung einer S. nach dem Tode aus, ohne im übrigen die Anschauung höchsten irdischen Glücks zu verlassen. In diesem Sinne verstand auch das älteste Christenthum die S. des Messiasreichs, welches wol vom Himmel her offenbar werden, aber seinen Sitz auf der Erde haben sollte. Als seine Bürger wurden unter dem Königthume des wiederkehrenden Christus die überlebenden und die durch Gottes Allmacht wieder ins Leben zurückgerufenen Gläubigen betrachtet. Es war indessen nur eine Consequenz dieser Anschauung, wenn die christl. Theologie das zeitliche Jenseits immer entschiedener auch als ein räumliches bestimmte und den Seligen als Aufenthaltsort nach dem Tode den «Himmel» anwies. Hinter dieser Vorstellungsform verhüllte sich in der christl. Kirche von Anfang an ein geistiger Gehalt, die innere S., deren die Frommen schon gegenwärtig in ihrer Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser genießen, und schon das Johannes-Evangelium läßt in diesem Sinne «das ewige Leben» auf Erden beginnen.

Seligsprechung oder Beatification heißt in der kath. Kirche der feierliche Act, durch welchen ein verstorbener Frommer nach Untersuchung seines Wandels und seiner Verdienste vom Papste für selig erklärt wird. Die kirchenrechtlichen Wirkungen dieses Acts sind der Anspruch auf Privatverehrung in einem bestimmten Theile der Kirche und die Anwartschaft auf die künftige Kanonisation (s. d.), durch welche letztere eine öffentliche Verehrung in der gesammten Kirche begründet wird. Die S. kam im 12. Jahrh. auf, um vor der eigentlichen Heiligsprechung Zeit zur sichern Erforschung der Verdienste verstorbener Frommen zu gewinnen.

Selim I., Sultan der Osmanen, geb. 1467, entthronte 25. April 1512 mit Hülfe der Janitscharen seinen alten und kränklichen Vater Bajazet II., der bald darauf (26. Mai) an Gift starb, das, wie man glaubt, ihm auf Anstiften S.'s beigebracht wurde. Um sich gegen Empörung zu sichern, ließ S. fünf Neffen und zwei Brüder ermorden; überhaupt wurde jeder hingerichtet, der ihm missiel oder verdächtig erschien. Er bekriegte 1514 den Schah Ismail von Persien, schlug diesen in der Ebene von Tschaldiran und besetzte Tebris. Im folgenden Jahre eroberte er Kurdistan, Diarbekr und den größten Theil von Mesopotamien. 1516 erklärte er Kanßuweh, dem Mamlukensultan von Aegypten, den Krieg und besiegte ihn (24. Aug.) nördlich von Haleb, worauf ganz Syrien in seine Gewalt fiel. Nach längern Unterhandlungen mit Tuman-Bei, dem Nachfolger Kanßuweh's, brach S. nach Aegypten auf und besetzte (Jan. 1517) Kairo, nach einer in der Nähe dieser Hauptstadt gewonnenen Schlacht, und in wenigen Monaten war er Herr von ganz Aegypten, das fortan ein osman. Paschalik wurde. Infolge dieser Eroberung und der Gefangennahme des in Kairo residirenden Khalifen, der auf seine Rechte als Nachfolger Mohammed's zu Gunsten S.'s verzichten mußte, betrachteten sich die türk. Sultane auch als legitime Herrscher, wobei ihnen noch die Unterwerfung der heiligen Stadt Mekka zu statten kam. S. legte den Grund zu einer geordneten Seemacht, baute das Arsenal in Pera, zügelte mit blutiger Strenge den Uebermuth der Janitscharen und verbesserte den Zustand der eroberten Länder durch verständige Einrichtungen. Gern beschäftigte er sich mit Dichtkunst und war ein Freund von Dichtern und Gelehrten. Gerüstet zu einem Zuge gegen Persien und Rhodus, starb er 22. Sept. 1520 auf dem Zuge von Konstantinopel nach Adrianopel. S. war ein ausgezeichneter Feldherr, ein kluger, thätiger, aber zugleich grausamer Regent. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Soliman II. (s. d.).

Selim II., Sultan der Osmanen, der Enkel des vorigen, Soliman's II. und der Roxolane

Sohn, geb. 1524, bestieg den Thron, nachdem sein Vater 6. Sept. 1566 im Heerlager vor Szigeth gestorben. Er war der erste Sultan, der sich persönlich aller kriegerischen Thätigkeit entzog, dem Großvezier die Führung des Heeres und die Regierung überließ und blos für seinen Harem und für sinnlichen Genuß lebte. S. schloß 1568 mit Ungarn einen achtjährigen Waffenstillstand und im folgenden Jahre mit Persien und eroberte 1571 durch seine Feldherren die Insel Cypern. Zwar verlor der Admiral Ali 8. Oct. 1571 die große Seeschlacht bei Lepanto (s. d.); doch die christl. Mächte wußten diesen Sieg nicht zu benutzen. Der thätige Großvezier Sokolli sicherte die Macht des Reichs unter dem sorglosen, fast stets berauschten Sultan. Venedig schloß 1573 einen demüthigenden Frieden, und die aufrührerische Moldau wurde aufs neue unterjocht. Tunis wurde zwar von den Spaniern besetzt, aber nach 18 Monaten wieder aufgegeben. S. starb 12. Dec. 1574. Ihm folgte sein Sohn Murad III.

Selim III., Sultan der Osmanen, geb. 24. Dec. 1761, war der Sohn Mustapha's III., dem, als letzterer 21. Jan. 1774 starb, sein Bruder Abd-ul-Hamid folgte. S. lebte unterdessen im Serail unter Frauen und Eunuchen, studirte hier aber den Koran und die Geschichte des türk. Reichs. Von dem Gedanken beseelt, einst der Reformator des Reichs zu werden, trat er mit Staatsmännern in Verbindung und seit 1786 sogar mit dem Grafen Choiseul, der damals franz. Gesandter in Konstantinopel war. Auch sendete er seinen Vertrauten Isaak-Bei nach Frankreich, um die dortige Verwaltung kennen zu lernen. Nach Abd-ul-Hamid's Tode, 7. April 1789, bestieg S. den Thron. Die Pforte befand sich damals in einem sehr unglücklichen Kriege mit Oesterreich und Rußland, der 1791 mit erstern ohne schwere Einbußen, 1792 aber mit letzterm durch den nachtheiligen Frieden zu Jassy endete. Doch konnte S. nun wenigstens an die Herstellung der Ordnung im Innern denken. Kaum aber hatten Syrien und Aegypten, die seit 1786 im Empörungszustande, sich unterwerfen müssen, so brach in Europa der Aufstand des Paßwan-Oglu aus, welcher erst 1803 als Pascha von Widdin die Hoheit der Pforte wieder anerkannte. Gleichzeitig wurde S. durch Bonaparte's Besetzung Aegyptens in den Kriegsbund Rußlands und Englands gegen die franz. Republik gezogen. Nach dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich (1802) nahm S. wieder seine schon früher begonnenen Reformen in der Staatsverwaltung auf. Schon früher hatte er den nur aus sechs Mitgliedern bestehenden Divan in einen ansehnlich erweiterten Staatsrath umgewandelt und dadurch die überwiegende Macht des Großveziers geschwächt. Es wurde eine neue besondere Kriegskasse für alle Bedürfnisse des Heeres errichtet. Eine Anzahl Truppen wurde nach europ. Art eingeübt und unter diesen eine strengere Mannszucht eingeführt. Die Kriegsschulen wurden besser organisirt, und der Sultan selbst, der in den mathem. und phys. Wissenschaften bewandert war, besuchte sie häufig und beobachtete die Fortschritte der Schüler. Gleiche Sorgfalt wurde auf die Hebung der Flotte verwendet, die schon früher gegründete Navigationsschule bedeutend verbessert. Bis 1805 bestand aber das nach europ. Muster gebildete Corps (Nisam-Djedid) nur aus freiwillig Gewordenen und erreichte kaum die Stärke von 20000 Mann; jetzt sollte es aber durch eine allgemein gezwungene Aushebung bedeutend verstärkt werden. Dies und andere Einrichtungen reizten das versunkene und von den Janitscharen und den Ulemas aufgestachelte Volk zu Unzufriedenheit und Empörung. Dazu kamen der Aufstand in Serbien, 1807 ein neuer Krieg mit Rußland und mit Großbritannien, endlich der mächtige Einfluß des Generals Sebastiani, infolge der von ihm geleiteten Vertheidigung von Konstantinopel gegen die durch die Dardanellen eingedrungene engl. Flotte. Als S. auf dessen Rath seine schlummernden Reformplane wieder aufnahm, verschwor sich der Mufti, der sie als religionswidrig ansah, und die Partei der Janitscharen, auf deren Vernichtung es abgesehen war, gegen den Sultan, der vergebens auf den Schutz Frankreichs sowie auf die Hülfe der noch bestehenden neuen Truppen und die des Paschas von Rustschuk zählte. Zum Ausbruch kam der Aufstand, als 2000 Mann Hülfsartilleristen dem Nisam-Djedid einverleibt werden und dessen Uniform erhalten sollten. Diese zogen mit andern Rebellen, Janitscharen, Artilleristen und Matrosen vereint, 29. Mai 1807 nach Konstantinopel, wo der Stellvertreter des Großveziers, der mit ihnen im Einverständnisse sich befand, den Sultan in Sicherheit zu wiegen und von energischem Widerstande abzuhalten gesucht hatte. Es wurden die Anhänger der Reformen gemordet und am folgenden Tage der Beschluß gefaßt, S. des Throns verlustig zu erklären, obgleich der Sultan die gänzliche Aufhebung des Corps des Nisam-Djedid befahl und das Haupt seines Bostandje-Baschi den Rebellen zuwerfen ließ. Mit Uebereinstimmung des Mufti wurde dann 31. Mai S. förmlich entthront und Mustapha IV., der Sohn Abd-al-Hamid's, zum Sultan ausgerufen. Man verwies S. in einen Kiosk des Serails, behandelte ihn aber anständig. Im Gefängnisse beschäftigte er sich mit der Dichtkunst und mit der Unter-

weisung seines Neffen Mahmud. Im folgenden Jahre griff Bairaktar, Pascha von Rustschuk, ein eifriger Anhänger S.'s und seiner Reformen, für dessen Wiederherstellung zu den Waffen und drang 28. Juli 1808 mit einem Heere in Konstantinopel ein. Mustapha ließ auf seines Mufti Rath S. umbringen und seinen Körper über die Mauern des Serails werfen. Sofort nun stieß Bairaktar den Sultan vom Throne ins Gefängniß, während er dessen Bruder Mahmud II. (s. d.) auf denselben erhob. S. war ein gebildeter, humaner und von den besten Absichten beseelter Herrscher, dem es aber an Kraft gebrach, die zerrütteten Zustände seines Reichs zu reformiren.

Selinus, die westlichste griech. Colonie in Sicilien, wurde von dem sicil. Megara aus 628 v. Chr. (nach anderer Angabe schon 651) gegründet, östlich an einem Flüßchen, das nach dem dort reichlich wachsenden Eppich (griech. Selinon) ebenso wie die Stadt den Namen S. erhielt, jetzt Madiuni heißt und 3 M. im Ostsüdosten von Mazzara, westlich vom Flusse Hypsas (jetzt Belici) mündet. Die Stadt wurde bald reich und mächtig und blühte, bis die Einwohner von Segesta (s. d.), durch die Selinuntier und Syrakusaner bedrängt, die Karthager gegen sie zu Hülfe riefen. Diese sendeten ein starkes Heer unter Hannibal Gisgon, der 409 S. eroberte und größtentheils zerstörte und ausmordete. Im ersten Punischen Kriege um 249 v. Chr. verpflanzten die Karthager die übriggebliebenen Bewohner von S. nach Lilybäum und gaben die Stadt auf. Seitdem versank sie in Trümmer, die in Hinsicht ihrer architektonischen Kunst von großer Wichtigkeit sind. Es finden sich hier die Ruinen von sechs Tempeln, die größten in Europa, drei in der auf dem östl. Hügel gelegenen Stadt und drei auf der Akropolis, dem westl. Hügel, an denen sich eine besonders schwere Behandlungsweise des dorischen Stils bemerklich macht. Der nördl. Stadttempel (367 F. lang und 161 F. breit), vermuthlich ein Heiligthum des Zeus, war bei der Eroberung von 409 noch nicht vollendet. Seine Säulen sind auch später niemals fertig geworden, da ihnen fast durchgängig die Cannellirung fehlt. Ein anderer Tempel war, wie eine 1865 entdeckte Inschrift darthut, der Here geweiht. Eine genaue Abbildung und Beschreibung dieser Ueberreste finden sich in des Duca di Serradifalco «Le antichità della Sicilia» (5 Bde., Palermo 1834—42). Vgl. Reinganum, «S. und sein Gebiet» (Lpz. 1827).

Selke, ein kleiner Fluß des Unterharzes, der aus dem günthersberger Teiche im Herzogthum Anhalt-Bernburg seinen Ursprung nimmt, eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke treibt, nachdem er das Gebirge verlassen, gegen Nordosten nach Ermsleben, dann gegen Nordnordwesten fließt und $1\frac{1}{2}$ M. nordöstlich von Quedlinburg, bei Rodersdorf, in die Bode fällt. Die S. bildet in ihrem obern Laufe von Günthersberge bis zu dem Dorfe Meisdorf das 6 St. lange, liebliche Selkethal, das von waldbekränzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, in immer neuem Wechsel herrliche Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethals sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, der Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, eine Grafschaft im südl. Schottland, zwischen Edinburgh, Roxburgh, Dumfries und Peebles, zählt auf $12\frac{1}{6}$ Q.-M. 10449 E. (1861) in 3 Flecken und 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland. Das Cheviotgebirge, das hier im Windlestraw-Law 2028, in den Blackhouse-Heights 2271, im Ettrick-Pen 2119 F. aufsteigt, bildet eine Menge schmaler Thäler. Der Tweed, verstärkt durch den Ettrick und Yarrow, folgt der Hauptabdachung gegen Osten zur Nordsee. Das Klima ist rauh, der Boden, von dem nur 8 Proc. dem Pflug unterworfen sind, wenig fruchtbar, der Ackerbau auf Hafer und Kartoffeln beschränkt, die Industrie unbedeutend. Ehemals fast ganz mit Wald bedeckt, bildete die Grafschaft gewissermaßen nur einen Wildpark der Könige von Schottland. Die Wälder sind längst verschwunden und zahlreiche Heerden von Kühen, Pferden und besonders von Schafen weiden auf den wellenförmigen Plateauflächen und Bergabhängen. Die Schafe der Selkirk- und Cheviotrasse sind berühmt durch ihre feine, lange Wolle, und diese nebst den Lämmern und Hammeln bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Ländchens. Der Hauptort ist die Marktstadt S., am Ettrick und unweit vom Tweed, an der Eisenbahn 7,6 M. im Südsüdosten von Edinburgh gelegen, mit sechs Kirchen, einem schönen Stadthause und 3695 E., die sich von Wollweberei und Gerberei unterhalten. Nur 1,3 M. nordöstlicher, an der Mündung des Gala in den Tweed und an der Eisenbahn, liegt die Fabrikstadt Galashiels mit 7010 E., fünf Kirchen, einer Lateinschule, Wollfabriken (die Tartans, Tweed u. s. w. liefern), Gerbereien und Brauereien.

Selkirk (Alex.), s. Robinson Crusoe.

Sellerie, s. Apium.

Selterser Wasser, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Selzerwasser genannt, hat seinen Namen von dem Dorfe Niederselters unweit Limburg im Nassauischen, wo dieses Mineral-

wasser hell und klar, perlend und schöumend aus vier in einen Brunnen gefaßten Quellen emporsteigt, welche in der Stunde 5000 Kubilfuß Wosser liefern. Wegen seines hervorstechenden Geholts an freier Kohlensäure, Kochsalz und kohlensaurem Natron ist dasselbe zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gehörig. Es wirkt gelind reizend ouf die Schleimhäute des Mundes, Schlundes, Mogens und des obern Theils der Athmungswerkzeuge, fördert daselbst die Absonderung des Schleims uud geht endlich reichlich durch den Urin fort. Das Selterser Wosser wird bei chronischen Krankheiten der Schleimhäute der Respirotionsorgone, Leiden der Urinwerkzeuge, Stockungen in den Unterleibsorganen, ouch in monchen entzündlichen und fieberhaften Kronkheiten, wenn die Gesößoufregung vorüber ist, mit günstigem Erfolge angewendet. Brustkranke trinken es häufig mit warmer Milch vermischt. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Zucker versüßt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimoten und Jahreszeiten empfohlen. Diese berühmte Quelle, von welcher jetzt jährlich 2—3 Mill. Krüge noch ollen Gegenden der Erde versendet werden, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entdeckt, im Dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und noch ihrer erneuerten Auffindung so wenig geochtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Johrh. für ein öußerst geringes Geld verpochtet wor. An der Quelle wird dos Wosser nur sehr wenig getrunken. 1865 belief sich der Debit an Minerolwasser ouf 3,763728 Krüge (gegen 2,593548 im J. 1861), d. i. 81⅓ Proc. von der Gesommtsumme (4,627443) aller nassouischen Quellen. — Neuerdings ist dos künstliche Selterwosser der Struve'schen Anstalten wegen seines Gosreichthums und seiner Frische noch beliebter als das versendete und fast zu einem gewöhnlichen Getränke geworden. Auch bereiten viele sich selbst ein dem Selterwasser ähnliches, kohlensäureholtiges Getränk aus Brunnenwasser mittels eigener Apparote. Doch ist letzteres sowie die in Fronkreich unter dem Namen Eau de Seltz artificielle, Eau gazeuse üblichen moussirenden Wösser meist unreinerer Art. Vgl. Fenner von Fenneberg, «Selters und seine Heilkräfte» (Darmst. 1824).

Seltz, ein kleiner Ort in der Nähe von Friedberg im Großherzogthum Hessen, besitzt einen erdig-salinischen Sauerbrunnen, welcher an der Quelle sowol als versendet getrunken wird, aber mit dem Selterser Wasser nicht zu verwechseln ist. — S. heißt auch ein Städtchen von 1991 E. im franz. Deport. Niederrhein (Elsoß), 6 M. im Nordnordosten von Strosburg, an der Mündung des Seltzbochs in den Rhein gelegen und ebenfalls durch gute Minerolbrunnen bekannt. Der Ort war einst karolingische Pfalz. Pipin empfing daselbst eine arab. Gesandtschoft, und die Gemahlin Otto's d. Gr. gründete hier ein Benedictinerkloster. Vom 30. Mai bis 6. Juli 1798 fonden zu S. Unterhandlungen über den Frieden von Campo-Formio stott. Uebrigens wurde weder hier noch in der kaiserl. Pfolz Selz (jetzt Dorf Salz an der Fränkischen Soole im boir. Kreise Unterfronken, südlich Neustadt gegenüber gelegen), wie sich häufig infolge eines Misverständnisses ongegeben findet, ein Friede zwischen Karl d. Gr. und den Sachsen geschlossen.

Sem, Ham und **Japhet** sind noch der hebr. Ueberlieferung die Nomen der drei Söhne des Noah, von denen sämmtliche Völker der Erde obstommen. Sem, hebr. schêm, d. i. der Ruhm, der älteste der drei Brüder, wurde der Stommvoter der Völker des südwestl. Asien, der Assyrer, Babylonier, Syrer, Hebräer und Arober. Man nennt in Bezug hierauf diese Völker die Semiten und ihre Sprachen die Semitischen Sprachen (s. d.). Von Ham, hebr. chăm, d. i. heiß, stommen die Völker des heißen Südlondes, die Aegypter, Aethiopier u. s. w. Jophet, hebr. jefet, d. i. ausgebreitet, wurde der Stammvater der im Osten und Norden von Palästina zerstreut lebenden Völker.

Semecarpus, Name einer zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Fomilie der Terebinthoceen gehörenden Gottung ostind. Holzgewächse mit einfachen, nebenblattlosen Blättern und rispig angeordneten polygomischen Blüten, welche aus einem mit dem Fruchtknoten halb verwochsenen, fünfzähnigen Kelch und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen und Nüsse hervorbringen, die in den fleischig gewordenen, obstartigen Blütenboden eingeschlossen sind. Zu dieser Gattung gehört der berühmte Acojouboum (S. Anacardium), dessen Frucht als indische Herzfrucht bekannt ist, und dessen Nüsse ols ostind. Elefantenläuse (s. d.) in den Handel kommen. Es ist ein großer, stattlicher Boum mit ziemlich longgestielten Blöttern, deren längliche, om Grunde etwos herzförmige Scheiben bis 18 Zoll Länge und bis 8 Zoll Breite erreichen, und mit grünlichgelben, in eine lange Rispe gestellten Blüten. Außer den Nüssen werden ouch andere Theile des Baumes benutzt.

Semĕle, die Tochter des Kadmos und der Hormonia, aus Theben, Schwester der Ino, Agaue, Autonoë und des Polydoros, wor so schön, doß sich Zeus in sie verliebte. Hero, deswegen eifersüchtig, überredete dieselbe trüglicherweise in der Gestolt ihrer Amme Beroë, den Zeus

zu bitten, daß er sich ihr in dem ganzen Glanze seiner Herrlichkeit zeigen möge. Der Gott, der ihr versprochen, jede Bitte, die sie thun werde, zu erfüllen, kam nun als Donnerer, und die Geliebte wurde von der Glut seiner Blitze verzehrt. Den Dionysos oder Bacchus (s. d.), welchen sie vom Gotte unter ihrem Herzen trug, rettete Zeus. Durch ihren Sohn wurde sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt. Erklärt wird dieser Mythos dahin, daß S. die Erde sei, welche, durch Frühlingsregen und den Blitz befruchtet, den Dionysos, d. i. den Freudengeber, gebar.

Semendria oder Smederewo, Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Fürstenthum Serbien, an der Donau und der Jesava, dem westl. Mündungsarme der Morawa, 6 M. südöstlich von Belgrad und gegen 3 M. westlich von Passarowitz, mit romantischer, weinreicher Umgebung, hat (1859) 3620 E., welche starken Weinbau und lebhaften Handel treiben, war einst die Residenz der serb. Könige und auch früher Sitz des serb. Senats und des Primas. Die Festung ist 1435 vom Despoten Georg Brankowitsch erbaut, wurde 1439, 1459 und 1690 von den Türken erobert, 1717 diesen vom Prinz Eugen entrissen, 1738 aber von den Türken wieder eingenommen. 1789 nahmen sie die Oesterreicher abermals. Die Türken erschlugen hier 1805 den Wojwoden Gjuscha Wulitschewitsch, worauf die Festung von den Serben bombardirt und erobert ward.

Semgallen, s. Kurland.

Seminar (lat. seminarium), eigentlich Pflanzschule, nennt man besonders in Deutschland Anstalten zur Bildung von Lehrern und Geistlichen. Dahin gehören die Predigerseminare (s. d.) der kath. und prot. Länder sowie die Schullehrerseminare. Auch bestehen an den meisten Universitäten homiletische S. zur praktischen Uebung im Predigen und philologische S., welche den Studenten der Philologie Gelegenheit geben sollen, unter der Leitung eines besonders mit der Direction beauftragten Professors auf eine eingehende und selbständige Weise mit der Kunst, andern zu interpretiren, sich bekannt zu machen. Am einflußreichsten war das philologische S. zu Leipzig unter G. Hermann's und das zu Berlin unter Böckh's und Lachmann's Leitung. Besondere pädagogische S. für Lehrer an höhern Schulen gibt es in Halle (bei den Francke'schen Stiftungen), Heidelberg, Breslau, Berlin, Leipzig u. s. w.

Seminolen, eins der sog. Floridavölker in Nordamerika (s. Indianer), ein Zweig des Choctaw-Muskogheestamms, hatten ihre Wohnsitze zuerst am Chattahootcheefluſſe in Georgia und gehörten ursprünglich zu der Conföderation der Creeks (s. d.). Infolge langer Streitigkeiten unter den Häuptlingen trennte sich der Stamm. 1750 brach ein angesehener Häuptling, Secoffi, an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft aus der alten Heimat auf und zog nach der Halbinsel Florida, in deren Mitte er den fruchtbaren Bezirk Alachua in Besitz nahm. Ein tapferer Streiter, gewaltiger Redner, gewandt und erbitterter Gegner der Spanier, stiftete er den Bund der S., d. h. der Entlaufenen oder Flüchtlinge. Er starb 1784. Eine andere Schar kam 1808 unter Miko-Hadjo nach Florida und ließ sich in der Nähe von Tallahassee nieder. Die eigentlichen Inhaber des von den S. besetzten Bodens waren bis dahin die Mickasukis, ein schwacher Stamm, der sich gezwungen sah, mit den Eindringlingen gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Gesammtzahl dieser Florida-Indianer belief sich 1822 auf 3899, wovon 1594 Krieger. Schon 1817 begannen sie Einfälle nach Georgien zu machen und wurden dafür vom General Jackson bekriegt. Da sie dabei von den Spaniern (denen damals Florida noch gehörte) unterstützt worden waren, so nahm und besetzte Jackson auch einige span. Forts und gab dadurch Veranlassung zur Annexion (1822) des Floridagebiets an die Vereinigten Staaten. 1823 wurden die S. durch Vertrag mit der Union auf einen gewissen Landstrich im Innern von Florida internirt. Da sie diesen Vertrag nicht hielten, so schloß man 1832 einen zweiten Vertrag, wonach sie in neue Wohnsitze in das Indianergebiet jenseit des Mississippi versetzt werden sollten. Ein Theil des Stamms, unter dem Häuptling Osceola, weigerte sich, diesen Vertrag anzuerkennen und führte deshalb mit den Vereinigten Staaten einen siebenjährigen (1835—42) Krieg. Gedeckt durch die Everglades oder Sümpfe im Süden des Okeechobeesees, wehrten sie lange Zeit alle Angriffe glücklich ab, bis endlich Osceola fiel und die Widerstandskraft der S. durch eine schwere Niederlage gebrochen wurde. An diesem Kampfe nahmen übrigens nicht nur die S., sondern auch alle übrigen Indianerstämme in Florida theil. Man schaffte nun den größten Theil der S. über den Mississippi in das Indian-Territory. In Florida selbst blieben nur wenige, welche bis zum Ende der funfziger Jahre einen kleinen Krieg unter ihrem Häuptlinge Billy-Bowlegs fortführten, aber endlich 1858 auch über den Mississippi wanderten. Das neue Ge-

biet der S. im Indian-Territory liegt am untern Canadian oder Rio-Colorado, einem Zufluß des Arkansas. Etwa 4—5000 Köpfe stark, leben sie in 25 Ortschaften, deren jede ihren eigenen Häuptling und eigene Ortsgesetze hat, die aber durch einen Nationalrath mit einem Oberhäuptling und einem ausführenden Ausschuß verbunden sind. Sie sind jedoch von ihren Nachbarn, den etwa 25000 Köpfe starken Creeks, abhängig, da ihr Nationalrath nichts beschließen darf, was gegen die Beschlüsse des Nationalraths der Creeks ist.

Semiotik oder Semiologie, die ärztliche Zeichenlehre oder Zeichenkunde, beschäftigt sich mit der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen und mit den Schlüssen, welche aus diesen Erscheinungen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Zustand des Menschen gemacht werden können. Man hat sonach physiol. Zeichen, welche dem Leben in seinem regelmäßigen Gange eigenthümlich sind, und welche also auf die Gesundheit des Theils, von dem sie ausgehen, oder der Verrichtung, deren Wirkung sie sind, schließen lassen, und pathologische, gewöhnlich Symptome genannt, welche bei totaler oder partieller Erkrankung des Organismus hervortreten. Die Bedeutung dieser Zeichen kann theils auf die vergangene Zeit hinweisen (anamnestische Zeichen), theils auf den gegenwärtigen Zustand (diagnostische), theils auf den zu erwartenden Verlauf (prognostische Zeichen), theils auf das, was der Arzt zu thun und zu lassen hat (Indicationen). Die S. bietet ein unendlich großes Feld für Beobachtung und Forschung, welches in der neuesten Zeit noch besonders durch die Ausbildung der pathol. Anatomie sowie durch Erfindung der Auscultation und Percussion und anderer physik. Unterscheidungsmethoden eine beträchtliche Erweiterung gewonnen hat. Doch ist es einseitig, sie ganz in Diagnostik (s. Diagnose) aufgehen zu lassen. Als Erscheinungen des Organismus nach Aufhören des Lebensprocesses gehören auch die Kennzeichen des Todes zu den Objecten dieser Wissenschaft. Vgl. die Werke von Bock, Skoda, Wintrich, Gerhardt, Schwanda u. a.

Semipalatinsk, District und Stadt in Westsibirien. Der District (8500 Q.-M., wovon 7830 bewohnt, mit 217451 E. im J. 1858), zwischen dem Irtysch und Issik-kul (etwa 51° und 43° nördl. Br.) gelegen, gehört zu den wärmsten Gebieten der russ. Besitzungen in Asien. Theils Steppenland, von der Großen Orda der Kirgisen bewohnt, theils Hügel- und Bergland, durch die Ausläufer des Altaisystems und Mustagh gebildet, ist der Boden besonders für Viehzucht geeignet. Der südl. Theil, das «Land der sieben Ströme», welche in den Balchaschsee laufen, ist gut bewässert. Unter den Flüssen ist der Ili der größte und wichtigste, da sein Thal die belebteste Handelsstraße in die chines. Dsongarei nach Kuldscha bildet. Der District zerfällt in die vier Bezirke: S., Kokbekty, Alajös und Kopal. Die Stadt S., am Irtysch, ist befestigt, zählt 8000 E. und bildet eine wichtige Einbruchsstation für den centralasiat. Handelsverkehr. Bereits 1754 errichteten die Russen hier eine Grenzmauthstation. Seit 1855 werden zwei Messen in der Stadt abgehalten, vom 25. Mai bis 10. Juni und vom 15. Dec. bis 1. Jan. Während des Winters wird der Haupthandel betrieben. Der auswärtige Handel der russ. und tatar. Kaufleute von S. benutzt folgende Karavanenwege: 1) nach Tschugutschak, 2) nach Kuldscha und Kaschgar, 3) nach Kokand. Ausgeführt werden schwarzes und rothes Leder, Baumwoll- und Wollstoffe, Sammt, Goldborten, Brocat, Uhren, Spiegel, Guß- und Schmiedeeisen, Kupferplatten und Schweine. Dagegen werden zurückgebracht dünne Filze, Schaffelle und Schlachtvieh aus den Steppen. Taschkend liefert Baumwollstoffe, seidene Kaftans, wollene Teppiche, rohe und gespulte Baumwolle und Obst, während von Kuldscha und Tschugutschak Thee, Porzellan, Silberbarren, Seide, Pelzwerk und Kämme bezogen werden, Artikel, welche meist nach den russ. Messen in Irbit und Tjumen, ja selbst bis Kasan und Moskau wandern.

Semipelagianer, s. Pelagianer.

Semiramis, Königin von Assyrien, einer der berühmtesten Frauennamen der Weltgeschichte, ist trotzdem für die Geschichtsforschung ein schwieriges Problem. Nach der durch die Perser und mittelbar durch die Griechen und Römer überlieferten Legende war sie die Gemahlin des Menones, eines Feldherrn des assyr. Königs Ninus (s. d.). S. soll bei der Belagerung von Baktra, nach der pers. Quelle, die uns durch Diodor von Sicilien überliefert, dem Ninus den Weg angegeben haben, wie er in die Stadt eindringen könne. Ihr erfolgreicher Rath gewann ihr nach dem Selbstmorde ihres Gemahls die Hand des Königs. Nach Ninus' Tode übernahm sie die Regierung für ihren Sohn Ninyas und soll unter dieser Regentschaft oder Herrschaft Indien und Afrika unterjocht, Babylon und eine Menge anderer Städte gebaut, überall die großartigsten Werke, Kunststraßen und Kanäle angelegt haben. So legte man ihr im allgemeinen alle bedeutenden Bauunternehmungen Asiens bei, unter andern auch die Mauern und die schwebenden Gärten Babylons, die zu den Sieben Weltwundern zählten. Sie soll von ihrem Sohne Ninyas,

mit dem ſie, nach einer Sage, blutſchänderiſchen Umgang hatte, ermordet, nach andern nur vom Throne entfernt worden ſein. Die Legende ſetzt ſie gegen 2000 v. Chr. Daneben wird aber von dem glaubwürdigen Herodot eine andere hiſtoriſche S. genannt, die fünf Geſchlechter vor Nitokris in Babylon herrſchte, alſo gegen 800 v. Chr. Wirklich kennen zu dieſer Zeit die Keilinſchriften eine Königin Sammuramat, die Gemahlin des Königs Belochus IV.; man hat aber nur den Namen. Späterer Forſchung muß überlaſſen bleiben, feſtzuſtellen, ob und inwiefern die S. des Herodot und der Keilſchriften den Anlaß zu der alten, hochberühmten Geſtalt gegeben hat.

Semiten, ſ. Sem.

Semitiſche Sprachen. Dieſen Namen führte zuerſt Eichhorn ein, da der früher für dieſen Sprachſtamm gebräuchliche Name «Orientaliſche Sprachen» wegen der ſtets wachſenden Kenntniß neuer und grundverſchiedener Sprachen des Morgenlandes als zu allgemein und unbeſtimmt erkannt wurde. In den ſämmtlichen Sprachen dieſes Sprachſtamms, der urſprünglich die Gebiete vom Tigris bis an die Küſten des Mittelländiſchen Meeres und Arabien umfaßte, durch die Colonien der Phönizier und die Eroberungszüge der Araber aber nach Weſten wie nach Oſten hin weiter verbreitet wurde, herrſchen dieſelben phonetiſchen Geſetze, in welchen namentlich das Vorherrſchen rauher Kehllaute zu beachten iſt, dieſelben Grundelemente der Wörter, die faſt durchgängig aus dreibuchſtabigen Wurzeln beſtehen, daſſelbe conſequent durchgeführte grammatiſche Syſtem, in welchem namentlich die Starrheit des conſonantiſchen Elements und die Flüſſigkeit des vocaliſchen hervortritt, ſowie daſſelbe orthographiſche Syſtem, nach welchem nur die Conſonanten, als die eigentliche Baſis des Worts, geſchrieben, die Vocale nebenbei blos angedeutet oder meiſt ganz in der Schrift weggelaſſen werden. So ſteht dieſer Sprachſtamm eigenthümlich da, weſentlich verſchieden von den ihn nach allen Seiten hin begrenzenden Indogermaniſchen Sprachen (ſ. d.). Verſuche, beide Sprachſtämme auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung zurückzuführen, haben kein überzeugendes Reſultat herbeigeführt. Der ſemit. Sprachſtamm theilt ſich im allgemeinen in drei Hauptzweige: 1) das Aramäiſche, welches im Alterthum in Syrien, Babylonien und Meſopotamien geſprochen wurde und hauptſächlich a) in die jüd.-aramäiſche, gewöhnlich chaldäiſch genannte, und b) die chriſtl.-aramäiſche oder ſyr. Sprache zerfällt. Außerdem haben wir noch Documente in den Dialekten der Samaritaner, Sabier und in den Inſchriften von Palmyra, welche ebenfalls zum aramäiſchen Zweige gehören. 2) Das Kanaanitiſche in Paläſtina und Phönizien. Hierzu gehören a) das Hebräiſche und das daraus gebildete Neuhebräiſche oder die Sprache des Talmud und der Rabbinen, welches aber mehr oder weniger mit dem Aramäiſchen gemiſcht iſt; b) das Phöniziſche. 3) Das Arabiſche des nördl. Arabien, welches durch Mohammed und den Koran die herrſchende Sprache der mohammed. Reiche wurde und woraus ſich verſchiedene Dialekte bildeten, wie der ſyriſche, ägyptiſche und die vielfach verderbten Dialekte in den Barbareskenſtaaten, in Marokko und auf der Inſel Malta. Von den ſüdlichen arab. Dialekten iſt erſt in neuerer Zeit durch Inſchriften der himjaritiſche wieder entdeckt worden, welcher den Uebergang zur Aethiopiſchen Sprache (ſ. d.) bildet. Außerdem gehört auch das Aſſyriſche, d. i. die Sprache der freilich noch nicht vollſtändig entzifferten aſſyr. Keilſchriftmonumente zu dem ſemit. Sprachſtamme, doch iſt daſſelbe wegen ſeiner vielen Eigenthümlichkeiten wohl geeignet, einen beſondern vierten Hauptzweig deſſelben zu bilden.

Semler (Joh. Salomo), einer der einflußreichſten prot. Theologen des 18. Jahrh., geb. 18. Dec. 1725 zu Saalfeld, wo ſein Vater Archidiakonus war, wurde zwar in der Jugend durch das am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld herrſchende pietiſtiſche Weſen eingenommen, überwand aber auf der Univerſität zu Halle, die er 1742 bezog, dieſe Richtung und ſchloß ſich nun dem freiſinnigen Sigm. Jak. Baumgarten an, den er bei der Herausgabe der «Welthiſtorie» unterſtützte. 1749 ging er nach Koburg, wo er den Profeſſortitel erhielt und 1750 die Herausgabe der «Koburger Zeitung» übernahm. Schon 1751 wurde er zu einer theol. Profeſſur wieder nach Halle berufen, wo er mit großer Befähigung und vielem Erfolge lehrte. Aus Nachgiebigkeit gegen den Miniſter von Zedlitz errichtete er 1777 aus den Fonds des theol. Seminars, das ihm ſeit Baumgarten's Tode 1757 übertragen worden war, eine philanthropiſche Erziehungsanſtalt zur Uebung der Seminariſten, ſah ſich aber dennoch 1779 durch den Machtſpruch deſſelben Miniſters vom Directorium beider Anſtalten entfernt. Wiewol es S. an philoſ. Syſtematik und gefälliger Schreibart mangelte und ſeine Lehrbücher ſich eigentlich nur durch wichtige Notizen und Bemerkungen auszeichnen, die ihm eine ſtreng hiſtor. Forſchung an die Hand gab, hat er ſich doch durch die Beſeitigung vieler Vorurtheile in den theol. Wiſſenſchaften bedeutende Verdienſte erworben. Er hat durch ſeine Anmerkungen zu Wetſtein's Prolegomenen und kritiſchen

Schriften, durch den «Apparatus ad liberalem Veteris Testamenti interpretationem» (Halle 1773) und durch die «Abhandlung von der Unterſuchung des Kanons» (4 Bde., Halle 1771—75) für die Geſchichte und Erklärung des Textes der bibliſchen Bücher viel gethan. Mit ſiegenden Gründen hat er ferner auf dem Wege der ihm eigenen hiſtor.-kritiſchen Methode die Veränderlichkeit und den zeitlichen Urſprung mancher Dogmen erwieſen, dem Geiſte der religiöſen Duldung Einfluß verſchafft und mit Muth das Recht der freien Unterſuchung in Sachen der Religion zu erkämpfen gewußt. Seinen Grundſätzen gemäß bekämpfte er dagegen mit demſelben Eifer, welchen er früher den Pietiſten entgegengeſetzt, den Naturalismus des wolfenbüttler Fragmentiſten und der Baſedow'ſchen und Bahrdt'ſchen Schule. Als er jedoch 1788 das Religionsedict des Miniſters Wöllner (ſ. d.) in Schutz nahm, ſah er ſeine letzten Lebensjahre durch keineswegs gerechte Angriffe auf ſeinen Charakter verbittert. Er ſtarb 14. März 1791. Unter ſeinen Schriften ſind noch anzuführen: «De daemoniacis» (Halle 1760; 4. Aufl. 1779); «Umſtändliche Unterſuchung der dämoniſchen Laute» (Halle 1762) und «Verſuch einer bibliſchen Dämonologie» (Halle 1776); «Selecta capita historiae ecclesiasticae» (3 Bde., Halle 1767—69); die unvollendeten «Commentationes historicae de antiquo christianorum statu» (2 Bde., Halle 1771—72); «Verſuch chriſtl. Jahrbücher oder ausführliche Tabellen über die Kirchengeſchichte bis aufs J. 1500» (2 Bde., Halle 1783—86); «Observationes novae, quibus historia christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur» (Halle 1784). Vgl. «S.'s Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt verfaßt» (2 Bde., Halle 1781—82).

Semlin, ungar. Zimony, ſerb. Semun, eine ſerb.-banat. Stadt in der öſterr. Militärgrenze, liegt an der Mündung der Save in die Donau auf der Landſpitze zwiſchen dieſen beiden Flüſſen, Belgrad, von dem es nur durch die Save getrennt iſt, gegenüber, an den Abhängen eines Hügels, welcher die Ruinen der Burg Joh. Hunyad's trägt. Die Stadt iſt der Sitz eines Platzcommandos, eines Hauptzoll-, eines Poſt- und eines Contumazamtes, beſteht aus der innern Stadt und der Vorſtadt Franzensthal und zählt (Oct. 1857) 8746 E. Sie beſitzt eine Real- und eine Hauptſchule, ſieben Kirchen, ein deutſches Theater und viele Alterthümer aus der Römerzeit. Die Einwohner ſind meiſt Serben, die ſich hier anſiedelten, als Belgrad 1739 in türk. Gewalt kam, und die ſerb. Sprache iſt die vorherrſchende; nach ihr iſt die deutſche am meiſten verbreitet. Die Stadt hat als der Hauptübergangspunkt in die Türkei bedeutenden Verkehr mit derſelben und ſteht mit Belgrad in regelmäßiger Verbindung. Der ſchon früher ſehr anſehnliche Tranſitohandel hat ſich ſeit Einführung der Dampfſchiffahrt noch mehr gehoben. Die Hauptgegenſtände des Verkehrs ſind Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hafenbälge, Lämmerfelle und Pfeifenköpfe; Ausfuhrartikel ſind beſonders Tücher, Porzellan, Glas u. ſ. w.

Semmering, eine Bergmaſſe der ſteiermärk. Voralpen, auf der Grenze von Niederöſterreich und Steiermark, zwiſchen Gloggnitz und Mürzzuſchlag gelegen, durch das ſchöne reichenauer oder Schwarzathal von dem im Norden 6400 F. hoch aufſteigenden Schneeberge getrennt, aber mit dem zwiſchen dem Leitha- und Murgebiet hinſtreichenden Alpenzuge zuſammenhängend, hat eine Höhe von etwa 4300 F. und iſt beſonders deshalb wichtig, weil der Hauptverbindungsweg Niederöſterreichs mit den jenſeit der Alpenſchwelle liegenden öſterr. Kronlanden den nur 3066 F. hoch gelegenen Paß derſelben überſchreitet. Schon im 14. Jahrh. ließ ein Herzog von Steiermark für Reiſende über den S. mitten in der Wildniß des Gebirgs ein Hospiz, damals Spital am Herrenberge genannt, erbauen, aus welchem das jetzige Dorf Spital am S. auf der ſteieriſchen Seite des Paſſes entſtanden iſt. Eine ordentliche Fahrſtraße ließ erſt Karl VI. ausführen, die 1728 vollendet wurde, und dem dafür auf deren Scheitelpunkte eine Denkſäule mit der bezeichnenden Inſchrift «Aditus ad maris Adriatici litora» errichtet ward. Es iſt dies die alte Semmeringsſtraße, die durch die 1840 vollendete, wegen ihrer vielen Windungen zwar längere, aber mit Bequemlichkeit fahrbare neue Semmeringsſtraße erſetzt wurde. Nachdem jedoch im Mai 1842 die Wien-Gloggnitzer Eiſenbahn in Betrieb geſetzt worden, ging man alsbald an die Ausführung einer Eiſenbahn über den S., die, anfangs mit geringern Mitteln und mit Unterbrechungen aufgenommen, erſt mit dem Frühjahre 1850 einen raſchen Fortgang hatte, ſodaß, ungeachtet die ungeheuerſten Schwierigkeiten zu überwinden, im J. 1854 die Semmeringsbahn dem allgemeinen Verkehre übergeben werden konnte. Letztere iſt eine der kühnſten und großartigſten Eiſenbahnbauten in Europa, inmitten großartiger, höchſt romantiſcher Umgebung; 15 Tunnels und ebenſo viele koloſſale Viaducte wechſeln mit den außergewöhnlichſten Anſteigungen des Terrains. Die Anlage der Bahn koſtete 15 Mill. Fl. Die Bahn führt in einer Länge von $5\frac{1}{2}$ M. von Gloggnitz (ſ. d.) nach Mürzzuſchlag (ſ. d.) und ſetzt als ein integrirender Theil der öſterr. Südbahn Wien mit Trieſt in Verbindung.

Digitized by Google

Semnonen, ein german. Volk, das mächtigste und angesehenste im Bunde der Sueven (s. d.), zu dessen religiöser Feier, bei der auch ein Menschenopfer üblich war, sich Abgesandte der einzelnen Stämme in dem heiligen Haine der S. vereinten. Sie wohnten zu beiden Seiten der Spree, durch die Elbe von den Hermunduren, durch die Oder von den Burgundionen geschieden. Auch sie standen unter der Herrschaft Marbod's (s. d.), von dem sie sich aber im Kriege mit Hermann trennten, während sie sich letzterm anschlossen. In der spätern Zeit schwindet ihr Name vor dem allgemeinen der Sueven.

Sempach, ein Städtchen im Canton Luzern, am gleichnamigen See und der Eisenbahn, mit 1084 E., ein weitläufig gebauter und jetzt offener Ort mit zerfallenden Mauern, ist denkwürdig durch die Schlacht vom 9. Juli 1386, wo 1300 Schweizer über 4—6000 Feinde einen vollständigen Sieg erfochten. Der Herzog Leopold von Oesterreich führte seine Truppen von Sursee her gegen die Eidgenossen von Luzern, den Waldstädten, Glarus und Zug. Diese hatten bereits 60 Gefallene, als die enggeschlossenen Glieder des zu Fuß fechtenden Adels durch den Heldentod Arnold's von Winkelried gebrochen wurden. Mit den Worten: «Eidgenossen, ich will eine Gasse machen», hatte der gewaltige Mann mit beiden Armen von des Feindes Speeren, soviel er konnte, umfaßt und in seine Brust gedrückt, worauf seine Kampfgenossen in die Lücke eindrangen und die dichten Reihen der Gegner brachen. Der Herzog fiel im Kampfe und mit ihm 1400 vom Adel aus Schwaben, Elsaß und Aargau, darunter 300 gekrönte Helme. Ueberhaupt kamen nur wenige von Leopold's Heere davon. Die auf dem Schlachtfelde stehende Kapelle, die wahrscheinlich bis ins 15. Jahrh. reicht, aber seitdem ausgebessert worden ist, soll angeblich auf der Stelle, wo Leopold's Leichnam gefunden wurde, errichtet worden sein.

Semper (Gottfr.), ausgezeichneter deutscher Baumeister, geb. 1804 in Hamburg, erhielt seine erste Bildung zu Altona, besuchte hierauf das Johanneum seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen mathem., besonders aber militärwissenschaftlichen Studien, um sich zum Eintritt in die Artillerie vorzubereiten. Die Versuche, in preuß. oder in niederländ. Dienste zu treten, blieben indessen erfolglos, und er studirte nun zu München, dann drei Jahre zu Paris die Baukunst. Nach der Julirevolution von 1830 setzte er seine Studien auf dem classischen Boden Italiens, Siciliens und Griechenlands fort. Während seines Aufenthalts in letztgenannten Ländern gewann er die eigenthümlichen Ansichten über die bei den Griechen übliche Polychromie (s. d.), welche er in mehrern geistreichen Schriften niederlegte. Nach S.'s Ueberzeugung hat eine durchgängige Bemalung der antiken Tempel stattgefunden, während andere eine nur theilweise Polychromie zugeben, wie insbesondere Kugler. 1834 wurde S. an Thürmer's Stelle nach Dresden berufen, wo er nicht allein als akademischer Lehrer nachhaltigen Einfluß gewann, sondern sich ihm auch ein ausgezeichneter praktischer Wirkungskreis eröffnete. Zunächst decorirte er das Antikencabinet des königl. Museums nach seinen Grundsätzen über die Verbindung einer farbigen Umgebung mit Werken der Plastik. In den J. 1837 und 1838 führte er für die Stadt Dresden das Frauenhospital zu St.-Maternus aus. 1839 erhielt er vom König den Auftrag zur Erbauung des neuen großartigen Schauspielhauses, bei welchem er zwar in der Hauptsache den Grundsätzen antiker Architektur folgte, jedoch auch in freier und geistvoller Weise die Formen anderer Stile zur Anwendung brachte. Gleichzeitig erbaute er die neue Synagoge zu Dresden und eine Villa am rechten Ufer der Elbe für den Bankier Oppenheim. Später errichtete er für letztern auch ein Wohnhaus an der Bürgerwiese in der Stadt. 1847 begann S. den Prachtbau des Neuen Museums zu Dresden, das bis zum ersten Stock unter seiner unmittelbaren Leitung aufgeführt, später nach seinen Zeichnungen und Modellen (mit Ausnahme der Kuppel des Mittelbaues) von Haenel und Krüger vollendet wurde. Ferner betheiligte er sich bei der Concurrenz zum Neubau der Nikolaikirche zu Hamburg und verfocht darauf in einer kleinen Schrift den von ihm adoptirten roman. Stil gegen den von der Commission begünstigten gothischen. Außerdem erbaute er in Hamburg das mit Sgraffitozeichnungen decorirte Haus seines Bruders, des Apothekers W. Semper. 1849 mußte S. wegen seiner Parteinahme bei den Ereignissen in Dresden Deutschland verlassen, und er wandte sich nach England, wo er bald an der königl. Akademie in Marlboroughhouse einen entsprechenden Wirkungskreis fand. 1856 folgte er einem Rufe nach Zürich, wo er seitdem als Professor der Baukunst und Vorstand der Bauschule am Eidgenössischen Polytechnicum thätig war. Zu Zürich führte er gemeinschaftlich mit Wolff das Gebäude des Polytechnicums auf. Von S.'s Schriften, in denen er sich als einen geistvollen, freisinnigen und vielseitig gebildeten Künstler bekundet, sind noch besonders hervorzuheben: «Das königl. Hoftheater zu Dresden» (Braunschw. 1849, mit 12 Kupfern); «Ueber Industrie, Wissenschaft und Kunst» (Braunschw. 1852); «Die vier

Elemente der Baukunst» (Braunschw. 1851); «Ueber die bleiernen Schleudergeschosse der Alten» (Frankf. 1859); vor allem aber «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (Bd. 1 und 2, Frankf. 1860—65).

Semperfreie, eigentlich «sendbar Freie» (sentbere Brimannen, homines synodales), sind im Mittelalter die Vollfreien, welche dem alten Grafengericht unterstehen und im Sendgericht (s. Send) des Bischofs erscheinen. Da jedoch nach dem Ueberwuchern des Lehnwesens und dem Aufkommen neuer Ständeunterschiede die Beziehung zum Volksgerichte nicht mehr als entscheidendes Merkmal einer höhern Stellung gelten konnte, so begreift der Schwabenspiegel (s. d.) unter S. nicht sämmtliche Reichsunmittelbaren, sondern nur die Fürsten und freien Herren. Diese willkürliche Deutung erlangte allmählich das Uebergewicht, sodaß bis in die neuere Zeit herab adeliche Geschlechter, wie die Herren von Limburg und die Grafen Schaffgotsch, den Titel S. führten und damit ihre erbliche Reichsfreiheit hervorhoben.

Sempervivum, s. Hauswurz.

Sempronius ist der Name eines röm. Geschlechts, das eine patricische Familie und mehrere plebejische in sich schloß. Die erstere, die den Namen Atratinus trägt, erscheint in den Magistratsfasti zuerst mit Aulus S. Atratinus, der 497 und 491 v. Chr. Consul war. Ihr gehörten auch Aulus S. Atratinus an, der 444 unter den ersten consularischen Kriegstribunen sich findet, und Lucius S. Atratinus, der 443 mit Lucius Papirius Mugillanus zuerst das neubegründete Censoramt verwaltete. — Unter den plebejischen Familien ist die berühmteste die den Namen Gracchus (s. d.) führende, die mit Tiberius S. Gracchus, der 238 v. Chr. Consul war, in den Fasti erscheint. Sein gleichnamiger Urenkel war der Gemahl der Cornelia, der Tochter des ältern Scipio Africanus, sowie Vater der Sempronia, die sich mit dem jüngern Scipio Africanus verheirathete, und des Tiberius und Cajus Gracchus, der berühmtesten aus dem ganzen Geschlecht, deren Gesetze nach denselben Leges Semproniae heißen. — Andern plebejischen Familien des Geschlechts gehörten an Cajus S. Bläsus, der als Consul im ersten Punischen Kriege 253 v. Chr. eine Landung in Afrika machte und auf der Rückkehr Schiffbruch erlitt; Tiberius S. Longus, der im ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, 218, als Consul nach Afrika übersetzen sollte, aber zurückgerufen wurde, als Hannibal in Italien erschien, und gegen diesen mit seinem Amtsgenossen Publius Cornelius Scipio die Schlacht an der Trebia verlor; Publius S. Sophus, der als Consul 304 die Aequer, und Publius S. Sophus, der als Consul mit Appius Claudius Crassus Picenum 268 unterwarf; Marcus S. Tuditanus, unter dessen und des Cajus Claudius Centho Consulat 240 Livius Andronicus zuerst regelmäßige Dramen auf die röm. Bühne brachte; Publius S. Tuditanus, der als Consul 204 bei Croton über Hannibal, nachdem er erst von ihm geschlagen worden, siegte; und Cajus S. Tuditanus, Consul 129 v. Chr., der durch ein Geschichtswerk, das verloren ging, zu den vorzüglichern röm. Annalisten gezählt wurde.

Senancour (Etienne Pierre de), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 1770, verlebte eine kränkliche Jugend und wanderte beim Ausbruche der Revolution nach der Schweiz aus, wo er sich verheirathete und sein erstes Werk «Rêveries sur la nature primitive de l'homme, sur ses sensations, etc.» (1799; 3. Aufl. 1833) herausgab. Er war Atheist, als er diese Träumereien schrieb, die nichts als Herzensergießungen eines sentimentalen Gottesleugners sind. Unter dem Consulat kehrte er nach Paris zurück, wo er später an dem neubegründeten liberalen «Constitutionnel» sowie an einigen Blättern gleicher Richtung arbeitete und wegen kümmerlicher Verhältnisse auf Bestellung einige histor. Resumé's, z. B. «Résumé des traditions morales et religieuses chez tous les peuples», schrieb. Außerdem hat man von ihm noch eine Schrift «De l'amour selon les lois primordiales et selon les convenances des sociétés modernes» (Par. 1806; 3. Ausg. 1829), die «Libres méditations d'un solitaire inconnu sur divers objets de la morale religieuse» (Par. 1819; 2. Aufl. 1830) und die Dichtung «Isabelle» (Par. 1833). Sein bedeutendstes Werk ist «Obermann, Lettres» (Par. 1804; 4. Aufl. 1840), eine Art psychol. Roman oder poetische Selbstbiographie in Briefen. Dieses Buch machte bei seinem ersten Erscheinen nur geringen Eindruck, wurde aber in neuerer Zeit von Ste.-Beuve und Georges Sand aus der Vergessenheit hervorgezogen und übte auf eine ganze Klasse von Lesern einen bedeutenden Einfluß. S. wird wegen dieses Werks mit Recht als einer der Vorläufer der romantischen Literatur in Frankreich gepriesen. Er starb im Jan. 1846 zu St.-Cloud.

Senar, lat. senarius, d. h. Sechsfüßler, heißt ein iambischer Trimeter oder ein aus sechs einzelnen Jamben bestehender Vers, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der reine Jambus mit Ausnahme des letzten Fußes auch Auflösungen in einen Daktylus (— ⏑ ⏑), Spondeus (— —),

Anapäſt (⏑ ⏑ –) und Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑) zuläßt. (S. Jambus und Trimeter.) Das Grundſchema des S. iſt folgendes:

Ein feſter Wille, nicht die Noth gebiete dir.

Dieſes Metrum wurde namentlich von den Fabeldichtern alter und neuerer Zeit, unter den Römern beſonders von Phädrus, angewendet und unterſcheidet ſich nur wenig vom Choliamb (ſ. d.).

Senat (senatus) hieß bei den Römern die berathende Verſammlung, welche mit der geſetzlich beſchließenden Volksgemeinde und den ausführenden Magiſtraten die Oberleitung des Staatsweſens handhabte. Urſprünglich bezeichnet das Wort die Verſammlung der Alten (senes) und entſpricht genau der ſpartan. Geruſia, der Verſammlung der Geronten. Der römiſche S. war in der Königszeit ein Ausſchuß der bejahrtern Bürger des patriciſchen Populus, die Senatores und als Patricier auch Patres hießen und beſtimmt waren, dem Rex (ſ. d.) als Staatsrath (consilium) zur Seite zu ſtehen, nach ſeinem Tode aber die Regierung ſo lange zu führen, bis ein aus ihrer Mitte hervorgegangener Interrex die Wahl des neuen Königs durch die Comitien des Volks zu Stande gebracht hatte. Die Zahl der Senatoren entſprach zunächſt wol der der Gentes, weshalb zuerſt 100 die latiniſchen Ramnes vertraten, wozu dann ein zweites Hundert der albaniſchen Tities, endlich ein drittes der dritten Tribus, der Luceres, kam, die als patres minorum gentium (d. i. der mindern Geſchlechter) bezeichnet wurden. Gleich nach der Gründung der Republik wurde von den erſten Conſuln 509 v. Chr. der ſehr geſchwächte S. wieder zur Zahl von 300 durch Aufnahme von Männern des Ritterſtandes, unter denen ſich gewiß auch Plebejer befanden, ergänzt. Die Neuaufgenommenen hießen neben den alten Mitgliedern Conscripti; in ſpäterer Zeit aber, wo man die urſprüngliche Scheidung nicht mehr beachtete, wurde der Ausdruck Patres conscripti als die gewöhnliche Anrede der verſammelten Senatoren angewendet. Frühzeitig bildete ſich der Gebrauch, daß die Bekleidung eines zu den Honores gehörigen Magiſtratus (ſ. d.), von der Quäſtur aufwärts, ein Anrecht auf die Berufung in den S. gab. Hierdurch wuchs, ſeitdem die curuliſchen Aemter den Patricіern nicht mehr allein zugänglich waren, die Zahl der plebejiſchen Mitglieder, und es erzeugte ſich jene Beziehung des S. zur Nobilität (ſ. Nobiles), welche das Perſonal des S. ohne Rückſicht auf ältere Familienvorrechte als eigenen Stand (ordo senatorius) dem Stande der Ritter (ordo equester) und der bloßen Plebejer (ordo plebejus) gegenübertreten ließ. Die geweſenen Magiſtrate wurden jedoch erſt dann wirkliche Senatoren, wenn ſie die Cenſoren, früher die Conſuln, bei der nächſten Muſterung des Volks in denſelben beriefen (lecti). Fehlte es an Befähigten aus dem Kreiſe der zurückgetretenen Magiſtratsperſonen, ſo konnten die Cenſoren nach dem Ovініſchen Geſetz auch aus den übrigen freigeborenen, untadeligen Bürgern unter nächſter Berückſichtigung der Ritter die Liſte (album senatorium) ergänzen. Während in der früheſten Zeit nur seniores, d. i. Männer, die das 46. J. zurückgelegt hatten, in den S. Zutritt hatten, genügte weiterhin das regelmäßig zur Quäſtur erforderliche Alter von 30 J.; Auguſtus ſetzte das 25. J. feſt. Ein Vermögen von beſtimmter Höhe, ſenatoriſcher Cenſus, der den ritterlichen überſtieg, war in der ältern Zeit ſchwerlich unumgängliches Erforderniß; die Summe von 800000 Seſtertien, die gegen das Ende der Republik dafür galt, erhöhte Auguſtus auf 1,200000 Seſtertien. Die Zahl von 300 Senatoren mehrte ſich erſt mit der wachſenden Zahl der Magiſtrate, namentlich ſeit Sulla. Zu Cicero's Zeit waren mehr als 400 Senatoren; Cäſar und dann Antonius nahmen viele, der letztere namentlich auch Freigelaſſene in den S. auf. Auguſtus brachte die Zahl durch Ausſtoßung der Unwürdigen (senatu moti) auf 600 zurück. Der von den Cenſoren bei der Verleſung der Senatorenliſte zuerſt Genannte, gewöhnlich ein geweſener Cenſor, hieß Princeps Senatus; unter den übrigen bildeten ſich nach den Aemtern, die ſie bekleidet hatten, Klaſſen der cenſoriſchen, conſulariſchen und anderer Männer. Wie die Wahl, ſo kam auch die Ausſchließung aus dem S. den Cenſoren bei der Muſterung zu; Betreibung von Handelsgeſchäften wurde den Senatoren 219 durch die Lex Claudia verboten. Das Recht, den S. zu berufen (cogere senatum), kam nur den höchſten Magiſtraten zu, alſo regelmäßig den Conſuln, in deren Abweſenheit dem Prätor-Urbanus. Die Volkstribunen, die frühzeitig den Zutritt zu den Verhandlungen, ſpäter durch das Atiniſche Geſetz kraft ihres Amtes den ſenatoriſchen Rang erlangten, hatten jedoch ſchon zu Ende des 3. Jahrh. der Stadt ſich das Recht der Berufung ſelbſt wider den Willen der Conſuln erzwungen. Die Berufung geſchah durch Präconen (viatores), ſpäter auch mittels Edicts. Regelmäßige Verſammlungstage an den Kalenden und Idus jedes Monats richtete erſt Auguſtus ein. In der Kaiſerzeit hörte mit dem 60. J. die Verpflichtung zum Erſcheinen auf. Der Ort der Verſammlung war gewöhnlich die von König Tullus Hoſtilius zu dieſem Zwecke am Co-

mitium gebaute Curia Hostilia, an deren Stelle, nachdem sie 52 abgebrannt, später die Curia Julia trat; häufig aber fanden auch die Versammlungen in Tempeln statt, und stets mußte der Ort ein Templum im röm. Sinne, d. h. ein inaugurirter sein. Die Abstimmung geschah gewöhnlich durch Auseinandertreten in Gruppen (itio in partes); war die Majorität zweifelhaft, so trat Zählung ein. Damit ein Beschluß gültig, war die Gegenwart einer, jedoch nicht immer gleichen, durch Augustus zu 400 bestimmten Anzahl von Senatoren in der Sitzung (frequens senatus) nöthig. Die Willenserklärung des S. überhaupt hieß auctoritas; trat kein Hinderniß, wie z. B. die Intercession der Tribunen, ein, so erlangte sie die Kraft eines förmlichen Beschlusses oder Senatusconsultum. Die Senatsconsulte waren jedoch keine Gesetze (s. Lex), denn die Einwirkung des S. auf die Gesetzgebung beschränkte sich auf das von den Tribunen sehr eingeengte Recht des Vorbeschlusses zu den Centuriatcomitien; seine eigentliche Thätigkeit ging mehr auf die Verwaltung. So kam ihm zu die Oberaufsicht über die Staatsreligion und ihre Diener, über das Aerarium (den Staatsschatz), die Finanzen und deren Verwaltung, die Leitung der Beziehungen zu den Unterthanen und Bundesgenossen sowie zum Auslande, daher die Absendung und Annahme von Gesandtschaften. Die Magistrate waren ihm nicht unterthänig, hingen aber mannichfach von ihm ab, da ihm die Vertheilung der Geschäfte, besonders der Kriegsämter, der Provinzen, die Verfügung über die nöthigen Mittel zur Führung des Amts und eine Aufsicht über dieselbe sowie das Recht der Instruction zustand. Bei dringender Gefahr war der S. auch berechtigt, in die Leitung des Staats überhaupt einzugreifen, wie das namentlich durch das bekannte Senatsconsult, «die Consuln möchten zusehen, daß der Staat nicht Schaden leide», geschah. Es ward dadurch den Consuln dictatorische Gewalt (s. Dictator) zutheil, ohne daß jedoch ihre Verantwortlichkeit aufhörte. Einflußreich war der S. auch dadurch, daß bis auf Cajus Sempronius Gracchus die Gerichte mit Senatoren besetzt wurden. Unter den Kaisern stand das Recht, den S., dessen Princeps seit Augustus der Kaiser selbst war, zu berufen, noch den republikanischen Magistraten, aber auch dem Princeps zu, der aus der ihm gegebenen tribunicischen Gewalt das Recht ableitete, in jeder Sitzung entweder persönlich oder durch seine Quästoren einen Gegenstand zum Vortrag und zur Abstimmung zu bringen, auch wenn er nicht als Consul, bei dem regelmäßig der Vorsitz blieb, präsidirte. Für die Verhandlungen, über welche gewiß schon im Freistaat und nicht erst seit Cäsar Protokolle (acta) geführt wurden, die Umfrage und die Abstimmung blieben im ganzen die alten Formen. Seiner Thätigkeit nach erscheint der S. nun vorzüglich als ein Reichsrath der Kaiser, die ihn über Staatsgeschäfte befragten, namentlich auch in Hinsicht auf Gesetzgebung, für die daher bei dem Schwinden der Leges die Senatsconsulte eine wichtige Quelle wurden. Ein Theil der Provinzen war durch Augustus dem S. überlassen; die Magistrate, welche sie verwalteten, standen zunächst unter diesem Collegium, und die Einkünfte aus ihnen flossen in das seiner Verwaltung überwiesene Aerarium, von dem nun der Fiscus unterschieden wurde. Hierzu kamen seit Tiberius die Wahlen der altrepublikanischen Magistrate, nachdem bereits Augustus dem S. die regelmäßige Gerichtsbarkeit über Staatsverbrechen, wegen gesetzwidriger Verwaltung der Provinzen und wegen Capitalverbrechen seiner Mitglieder überwiesen hatte. Der Einfluß des S. auf die Wahl des Kaisers, dem er auch seine einzelnen Gewalten decretirte, und die ihm ganz zustehen sollte, wenn kein Nachfolger designirt war, wurde bald durch die Gewalt der Soldaten, namentlich der Prätorianer, gelähmt, wie denn überhaupt sein Ansehen unter den despotischen Kaisern immer mehr sank. Die Provinzen und das Aerarium waren ihm schon im 3. Jahrh. entzogen; auch andere Rechte schwanden dahin. Seit Diocletian und Konstantin, der in Konstantinopel ebenfalls einen S. einrichtete, wirkte der S. nur noch zum Scheine bei der Gesetzgebung und der Strafrechtspflege mit. Als städtische Behörde sah er sich durch den Stadtpräfecten, dem die Verwaltung der Stadtkasse zustand, sehr beschränkt. Seine Mitglieder, die jetzt ihre Würde vererbten, wurden mit eiteln Ehren ausgestattet, zugleich aber auch mit Steuern reichlich belastet. Die ostgoth. Könige zogen den römischen S. wieder bei Staatsgeschäften zu Rathe und steigerten seinen Antheil an den städtischen Angelegenheiten, wie er denn auch an der Papstwahl theilnahm. Nach den ostgoth. Königen aber verschwindet er zu Ende des 6. Jahrh. gänzlich, und erst 1143 erhielt die Stadt Rom wieder einen S.

Nach dem Beispiele Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratscollegien bedeutender Städte, namentlich der Reichsstädte, S., desgleichen auch andere hohe Collegien von obrigkeitlichem Charakter (Universitätssenat, Gerichtssenat). In Preußen und andern deutschen Staaten zerfallen noch jetzt die Collegien der Obergerichte in einen Criminal- und einen Civilsenat. — Constitutionelle Staatsverfassungen belegen zuweilen den aristokratischen Staatskörper,

der durch das Lebensalter, die Amtswürde, die bürgerliche Stellung und die Auswahl seiner Mitglieder ein conservirendes Gegengewicht zu der, den Bewegungen und Leidenschaften des Tages mehr zugänglichen Volks- oder Wahlkammer bilden soll, mit dem Namen des S. Ein solcher S. nimmt im allgemeinen die Stellung ein, welche dem brit. Oberhause zukommt, und welche sonst im constitutionellen Frankreich die Pairskammer behaupten sollte. In dieser Weise gab es einen S. im poln. Reichstage, der die Präloten, Wojwoden, Castellane und Minister umfaßte. Einen gleichen Charakter seiner Bestimmung, wenn auch nicht der Zusammensetzung nach, hat der S. in den gegenwärtigen Verfassungen Spaniens, Italiens u. s. w., auch der S. der Vereinigten Staaten von Amerika. — Als Bonaparte nach der Revolution vom 18. Brumaire der Republik Frankreich (s. d.) die Verfassung vom J. VIII (15. Dec. 1799) gab, führte er einen Sénat conservateur (Erhaltungssenat) ein, der, nach der Idee Sieyès', auf die Befestigung des Ganzen und die Erhaltung des Gleichgewichts unter den übrigen Autoritäten berechnet war. Die Institution, trotz ihrer gesetzlich bedeutenden Befugnisse stets ein polit. Schattenkörper, ging mit in das Kaiserreich über und zählte bei ihrer Auflösung 1814 136 Mitglieder, deren jedes eine Dotation von 30000 Frs. (nebst einem Schlosse) genoß. Napoleon III. restaurirte in der Constitution vom 14. Jan. 1852 diesen S. als Wächter der Verfassung, zugleich mit Dotation seiner Mitglieder (30000 Frs.), deren Zahl 200 nicht übersteigen soll.

Send, heilige Send oder Sendgericht (synodus), nicht zu verwechseln mit dem Centgericht (s. Cent), hieß eine Art geistlicher Gerichte, welche der Bischof für die Angesehenern und hinsichtlich schwerer Fälle, für geringe Leute der Erzpriester oder Dompropst periodisch in den zum bischöfl. Sprengel gehörigen Städten und Dörfern öffentlich abhielt oder durch dazu verordnete Sendrichter abhalten ließ, um alle Vergehungen wider die Sonntagsfeier und die Zehn Gebote, Kirchenraub, Ketzerei, Simonie, Wucher, Fried- und Eidesbruch festzustellen und zu bestrafen. Sämmtliche in den Bezirk gehörige Personen mußten bei Vermeidung des Bannes vor dem S. erscheinen, und den deshalb vereideten Sendschöffen lag es ob, die dahin gehörigen Uebertretungen, von welchen sie Kenntniß erlangt, zur Anzeige zu bringen. Aus dieser Einrichtung soll sich die engl. Anklagejury (s. d.) entwickelt haben. Infolge der Umgestaltungen, denen die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gegen das Ende des Mittelalters unterlag, kamen die Sendgerichte allmählich außer Wirksamkeit, und so traten z. B. an die Stelle der außerordentlichen Sendgerichte, welche Innocenz III. nach dem Kreuzzuge gegen die Albigenser durch das Lateranensische Concil von 1215 zur Verhinderung hervortretender Ketzereien anordnen ließ, in den roman. Ländern die Inquisitionstribunale. (S. Inquisition.)

Sendomir, poln. Sandomierz, Kreisstadt des poln. Gouvernements Kielce, an der Weichsel, früher Hauptstadt eines eigenen Gouvernements, liegt in einer angenehmen und besonders an Weizen fruchtbaren Gegend, hat eine prächtige Kathedrale, ein großes Zuchthaus und zählt (1860) 4240 E., welche starken Handel mit Weizen treiben. Im Nordwesten erhebt sich die Sendomirer Berggruppe, die in der Lysa Góra, d. h. Kahlenberg 2007 (1882) F. absolute Höhe erreicht, im Osten bei Opatow bedeutende Steinbrüche und gutes Eisenerz, im Westen bei Kielce Eisen-, Kupfer-, Blei-, Galmei- und Steinkohlengruben enthält. S. war unter den Jagellonen eine der angesehensten Städte Polens und blühte durch Handel und Fabriken, bis sie 1656 von den Schweden zerstört wurde. Hier hielten die poln. Dissidenten, um die unter ihnen entstandenen Lehrstreitigkeiten beizulegen und sich zu uniren, vom 9. bis 14. April 1570 eine denkwürdige Synode, und mehrere prot., reform. und hussitische Geistliche und adeliche Laien unterschrieben 14. April ein gemeinsames Glaubensbekenntniß, das besonders über die Unterschiede in der Abendmahlslehre sehr gemäßigt sich ausspricht. Doch gelang es dadurch nicht, die theol. Zwistigkeiten zu beendigen.

Senebier (Jean), Naturforscher und Bibliograph, geb. 6. Mai 1742 zu Genf, studirte Theologie und wurde 1765 Pastor an einer der genfer Kirchen. Er gab zuerst «Contes moraux» in Marmontel's Geschmack heraus, die keinen Beifall fanden. Vielseitig gebildet, veröffentlichte er sodann infolge einer von der harlemer Akademie gestellten Preisfrage die classische Schrift «Ueber naturwissenschaftliche Beobachtungen». Ferner übersetzte er mehrere Schriften seines Freundes Spallanzani und arbeitete für die «Encyclopédie méthodique» die Pflanzenphysiologie aus. Nachdem er einige Jahre Prediger zu Chaney gewesen, erhielt er 1773 die Oberbibliothekarstelle der Stadt Genf und hierdurch Veranlassung, sich mit bibliogr. und literarisch-histor. Studien zu beschäftigen. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 aus dem Waadtlande in seine Vaterstadt zurück, wo er 22. Juli 1809 starb. Die verdienstlichen Leistungen S.'s bestanden in der Anwendung physik. und chem. Gesetze zur Erklärung der Lebens-

erſcheinungen der Thiere und beſonders der Pflanzen, z. B. des Sonnenlichts («Mémoires sur l'influence de la lumière solaire, etc.», 3 Bde., Genf 1782), der atmoſphäriſchen Luft («Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés» 3 Bde., Genf 1807), Lehren, die er in ſeiner «Physiologie végétale» (3 Bde., Genf 1800) theils angedeutet, theils ausgeführt hatte. Als Meteorolog und Bibliograph verſuchte er ſich ebenfalls, aber mit wenigem Erfolge. S.'s berühmtes Werk über die naturwiſſenſchaftliche Beobachtung führt in der Umarbeitung den Titel «Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences» (2. Aufl., 3 Bde., Genf 1802).

Seneca iſt der Name einer ſpan.-röm. Familie, aus welcher zwei Mitglieder in der erſten röm. Kaiſerzeit als Schriftſteller ſich bekannt gemacht haben. Annaeus S., der Aeltere, gewöhnlich der Rhetor benannt, war um das J. 54 v. Chr. in Corduba (Cordova) in Spanien geboren, und kam als Knabe nach Rom, wo er ſich beſonders unter der Leitung des Rhetors Marillus rhetoriſchen Studien widmete. In ſeine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er ſich mit der Helvia, die ihm drei Söhne gebar: den Novatus, den Lucius S. und den Mela (Vater des Dichters Lucan). Um das J. 3 n. Chr. kam er wieder nach Rom, wo er wahrſcheinlich bis zu ſeinem im J. 38 oder 39 n. Chr. erfolgten Tode lebte. Bereits in ſehr hohem Alter verfaßte er auf Bitten ſeiner Söhne eine Sammlung von Sentenzen und glänzenden Stellen aus den Declamationen (Uebungsreden) einer großen Anzahl von Rhetoren, die er ſelbſt gehört hatte. Das Werk trägt nach den Handſchriften den Titel «Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores» und zerfällt in zwei Haupttheile von ſehr verſchiedenem Umfang: zehn Bücher «Controversiae», von denen das erſte, zweite, ſiebente, neunte und zehnte vollſtändig, die übrigen im Auszuge erhalten ſind, und ein Buch «Suasoriae», dem jetzt der Anfang und der Schluß fehlt. Die erſte kritiſche Ausgabe dieſes Werkes beſorgte Burſian (Lpz. 1857). Außerdem hatte er verſchiedene verloren gegangene Schriften, darunter ein Geſchichtswerk (historiae) vom Anfang der Bürgerkriege bis auf die letzten Tage ſeines Leben herab, verfaßt. Vgl. Koerber, «Ueber den Rhetor S. und die röm. Rhetorik ſeiner Zeit» (Kaſſel 1864). — Sein zweiter Sohn, Lucius Annaeus S., der Philoſoph zubenannt, war um 2 n. Chr. in Corduba geboren, erhielt in Rom unter Leitung ſeines Vaters, der ihn zum Redner bilden wollte, eine ſorgfältige Erziehung, wandte ſich aber ſpäter von der Redekunſt ab der Philoſophie zu, in welcher er ſich zu den Anſichten der Stoiſchen Schule, wenn auch nicht ohne einen gewiſſen Eklektieismus, bekannte. 41 n. Chr. wurde er vom Kaiſer Claudius wegen ſeines vertrauten Verhältniſſes zu der Nichte deſſelben, Julia, auf Betrieb der Meſſalina nach Corſica verbannt; nach acht Jahren aber durch den Einfluß der Agrippina zurückberufen, bekleidete er die Prätur und wurde dann zum Erzieher des ſpätern Kaiſers Nero ernannt. Nach deſſen Thronbeſteigung (54 n. Chr.), wurde er einer ſeiner vertrauteſten Rathgeber und benutzte dieſe Stellung zur Erwerbung eines ſehr bedeutenden Vermögens. Dieſes erregte jedoch bald die Habſucht des Kaiſers, der zur Befriedigung der Lüſte, denen er immer ungeſcheuter ſich hingab, ungeheuere Summen verbrauchte, und dem auch ſein philoſ. Rathgeber, ſo gut derſelbe auch ſich in die Rolle eines Hofmanns zu finden wußte, allmählich unbequem wurde. S., um der drohenden Gefahr zuvorzukommen, zog ſich freiwillig vom Hofe zurück und lebte im Verkehr mit wenigen Freunden in größter Zurückgezogenheit. Dennoch wurde er von ſeinen Gegnern beſchuldigt, an der Verſchwörung des Piſo theilgenommen zu haben und deshalb zum Tode verurtheilt; als beſondere Vergünſtigung geſtattete ihm der Kaiſer, ſich ſelbſt den Tod zu geben. S. ließ ſich in Gegenwart einiger Freunde die Adern öffnen, und da dies nicht ſchnell genug wirkte, in einem heißen Bade erſticken. Mit ihm gab ſich ſeine Gattin Pompeia Paulina freiwillig den Tod (65 n. Chr.). S. war ein Mann von hoher Begabung, aber kein reiner Charakter; ſein Leben ſteht mit den reinen Grundſätzen der Moral, die er lehrt, vielfach im Widerſpruch. Als Schriftſteller war er ſehr fruchtbar; denn abgeſehen von einer Anzahl verlorener Schriften haben wir noch von ihm eine bedeutende Anzahl philoſ. Abhandlungen (unter denen die 7 Bücher «De beneficiis» die umfangreichſte iſt), 7 Bücher «Quaestiones naturales», 124 Briefe philoſ. Inhalts, an ſeinen Freund Lucilius gerichtet, und eine beißende Satire auf den Tod des Kaiſers Claudius unter dem Titel «Apocolocynthosis» (d. i. «Verkürbſung», ſpöttiſch für «Vergötterung»). Der Stil aller dieſer Schriften iſt ein ſehr gelehrter und gekünſtelter, beſonders durch zahlreiche zugeſpitzte Antitheſen und ſententiös-prägnante Wendungen; doch fand er unter ſeinen Zeitgenoſſen viele Bewunderer und Nachahmer. Unter den Geſammtausgaben ſeiner Schriften ſind die von Fickert (3 Bde., Lpz. 1842—45) und von Haaſe (3 Bde., Lpz. 1852 fg.) hervorzuheben. Eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung haben Moſer und Pauly geliefert (17 Bdchn., Stuttg. 1828—55). Vgl. Holzherr, «Der Philoſoph L. Annaeus S.» (2 Thle., Roſt. 1858 fg.); Siedler, «Die religiös-

ſittliche Weltanſchauung des S.» (Frankf. 1863). Noch ſind uns unter S.'s Namen zehn Tragödien erhalten, die nie zur Aufführung beſtimmt waren, bloße verſifieirte Declamationen. Von dieſen ſcheinen ſieben («Hercules furens», «Thyestes», «Phoenissae», «Hippolytus» oder «Phaedra», «Oedipus», «Troades» und «Medea») allerdings von S., zwei («Agamemnon» und «Hercules Oetaeus») von einem etwas ſpätern Verfaſſer herzurühren; die zehnte, «Octavia», iſt ein Machwerk aus der ſpäteſten Zeit des Alterthums (etwa aus dem 4. Jahrh. n. Chr.). Die beſte Ausgabe der Tragödien gaben Peiper und Richter (Lpz. 1867), eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung Swoboda (3 Bde., Wien 1828 fg.), während von der von Sommer nur ſechs Lieferungen (Dresd. 1834) erſchienen ſind.

Senecio, Name einer zur 19. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Compoſiten, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden Pflanzengattung, deren in Deutſchland wildwachſende Arten, lauter Kräuter, im allgemeinen Kreuzkraut genannt werden. Ihre Blütenkörbchen haben eine walzige, aus einer Reihe von Schuppenblättern beſtehende, am Grunde mit kleinen Schüppchen umgebene Korbhülle, deren Schuppenblätter an der Spitze ſchwarzbraun zu ſein pflegen; die Strahl- und die Scheibenblüten ſind meiſt gelb (erſtere ſelten roth oder weiß), der Kelch (Pappus) beſteht aus mehrern Reihen einfacher Haare. Die ſehr zahlreichen Arten dieſer Gattung, Kräuter und Sträucher, ſind faſt über die ganze Erde verbreitet, die ſtrauchigen namentlich in Südafrika, Mexico, Oſtindien, dem tropiſchen Südamerika und Neuholland zu Hauſe. Zu den verbreitetſten einheimiſchen Arten gehören das gemeine Kreuzkraut (S. vulgaris L.), auch Baldgreis, eins der gemeinſten Unkräuter des bebauten Bodens, durch den Mangel des Stiels von den meiſten übrigen Arten unterſchieden, das Jakobskraut (S. Jacobaea L.), eine ſchöne Pflanze mit goldgelben, ſtrahlenden Blütenkörbchen und fiedertheiligen Blättern, welche häufig an Ackerrainen und felſigen Orten wächſt, die Waldkreuzkräuter (S. silvaticus, viscosus, nemorensis L.), in Wäldern häufig, wo erſteres oft ganze Blößen und Schlagflächen überzieht, u. a. m. Unter den ausländiſchen Arten iſt namentlich S. elegans L. aus Afrika zu erwähnen, eine der beliebteſten und verbreitetſten Sommerzierpflanzen unſerer Gärten, deren Strahlblume bald weiß, bald roſen-, bald purpurroth gefärbt und deren Scheibenblüten oft in ebenſo gefärbte Zungenblüten umgewandelt erſcheinen (volle Blütenkörbchen). Es iſt eine einjährige Pflanze, welche ohne beſondere Pflege gedeiht.

Senefelder (Aloys), der Erfinder des Steindrucks (ſ. d.), geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam mit ſeinem Vater, einem angeſehenen Schauſpieler, in früher Jugend nach München, ging hier ſpäter zum Theater, verließ aber daſſelbe ſchon nach einigen Jahren und wandte ſich der Schriftſtellerei zu. Endlich faßte er den Plan, eine Druckerei zu errichten, und da ihm das Geld dazu fehlte, ſo fing er an Verſuche zu machen, ob man nicht wohlfeiler als auf die bisherige Weiſe Schriftliches vervielfältigen könne. So erfand er zunächſt die vertiefte, dann die erhöhte Manier des Steindrucks; doch Mangel an Geld hinderte ihn, ſeine Erfindung zu verfolgen. Einige Verſuche, ſeine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden, gelangen anfänglich. Spätere aber mislangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Preſſe und brachten die Unternehmer, welche das Geld vorgeſchoſſen hatten, in großen Verluſt, die Erfindung aber in Miscredit. S. ließ ſich indeſſen nicht abhalten, die Vervollkommnung ſeiner Erfindung und deren Anwendung auf allerlei Gegenſtände zu verfolgen, und ſo gelang es ihm endlich, eine chem. Steindruckerei zu Stande zu bringen. Er zog nun ſeine beiden Brüder, Theobald und Georg, in ſein Geſchäft, welchem er in Verbindung mit dem Hofmuſikus Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er 1799 vom Kurfürſten von Baiern ein Privilegium auf 15 J. Bald nachher traten beide mit dem Muſikverleger André in Offenbach in Verbindung, der ihnen 2000 Thlr. für die Erfindung zahlte, und ließen ſich nun in Offenbach nieder. Man beſchloß, in Paris, London, Berlin und Wien ausſchließende Privilegien zu ſuchen, und S. reiſte deshalb nach London. Er machte einen Bruder André's mit den Handgriffen des Steindrucks bekannt, verunreinigte ſich jedoch wegen des Privilegiums mit André, trennte ſich von ihm und ging 1800 mit ſeinen Brüdern nach Wien. Hier verſprach ihm der kaiſerl. Hofagent von Hartl allen Beiſtand; doch erklärte er zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog S.'s Brüder, nach München zurückzukehren, um dort den Steindruck zu betreiben; Hartl aber ſchloß mit S. einen förmlichen Geſellſchaftsvertrag auf halben Gewinn. Die Proben auf Papier und Kattun, welche man machte, fanden den ganzen Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commiſſion. Inzwiſchen war auch Gleißner in Wien angekommen, und beide fingen nun wieder an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da aber der Ertrag die Koſten nicht deckte, ſo überließ S. das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien, ſetzte ſeine Hoffnung

auf die Kattundruckerei und schloß mit den Gebrüdern Faber, die in St.-Pölten eine Kattundruckerei besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Als er inzwischen erfuhr, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe, kam er 1806 nach dem Wunsche des Hof- und Centralbibliothekars Freiherrn Christoph von Aretin nebst Gleißner nach München, wo er durch dessen Vorschüsse und Empfehlungen bei seiner Thätigkeit die Steindruckerei sehr bald in Aufnahme brachte. 1809 erhielt er die Aufsicht über die inzwischen unter der Direction Utzschneider's für Landkarten bei der königl. Commission des Steuerkatasters eingerichtete Steindruckerei mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt für sich und für Gleißner, ferner den Titel eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, auch seine eigene Druckerei in Verbindung mit Aretin besorgen zu dürfen. In eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte er nun den Steindruck zu vervollkommnen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Noch 1826 machte er die Erfindung, farbige Blätter zu drucken (Mosaikdruck), welche den Oelgemälden gleichen, und 1833 gelang es ihm, solche auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Leinwand aufzutragen. Verdient machte er sich auch durch sein «Lehrbuch der Lithographie» (Münch. 1819). Er starb zu München 26. Febr. 1834. Vgl. Nagler, «Aloys S. und der geistliche Rath Simon Schmidt» (Münch. 1862).

Senegal, einer der größten Ströme Afrikas, 213 M. lang, entsteht in der nördl. Vorterrasse des Kongplateaus aus sehr zahlreichen Quellflüssen, die einen 40 M. in westöstl. Richtung breiten Bezirk einnehmen. Die bedeutendsten sind der Bafing und der Bakhoy. Der Bafing oder Balco, d. h. der Schwarze Fluß, hat seine Hauptquelle in der Gebirgswildniß Fallonkadu, nur 16 M. westlich vom Ursprung des Tankisse, eines der Hauptquellflüsse des Niger, und nur 20 M. östlich von der Quelle des Gambia. Beide Quellflüsse durchfließen in nordwestl. Richtung das Gebirgsland der Mandingo (s. d.). Nahe ihrem Vereinigungspunkte, unter 15° nördl. Br. und 8½° östl. L., bildet der Strom die großen Wasserfälle von Govina und 7½ M. weiterhin die Felukatarakten. Von hier an beherrschen jetzt die Franzosen den Strom. Unterhalb der Katarakten tritt der S. in das Tiefland Senegambiens und nimmt oberhalb des Fort Bakel seinen größten Nebenfluß, den von Süden aus der Landschaft Bambuk kommenden wasserreichen Faleme auf. Von Bakel an wird der S. endlich zu einem schönen, klaren und ruhigen Strome, der gegen Nordwesten in einem Sand- und Kiesbett dahinflutet und in der Regenzeit von Juli bis Nov. bis zu den Felukatarakten für größere Schiffe und Dampfer fahrbar ist, während er in der trockenen Jahreszeit nur bis Masu, 85 Lieues von der Mündung, sich schiffbar erweist. Dieser Umstand hat eine Theilung der Colonie in zwei Arrondissements veranlaßt, Bakel und St.-Louis. Unterhalb Bakel krümmt sich der S. in unzählige Windungen und bildet große, äußerst fruchtbare Inseln, darunter die Elfenbeininsel oder Morfil. Etwa 36 M. oberhalb seiner Mündung (unter 15° 55′ nördl. Br. und 1° 7′ östl. L.) in den Atlantischen Ocean zertheilt sich der S. in mehrere Arme, die ein weites Delta bilden. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur 8—9 F. tiefe Barre erschweren ganz ungemein, monatelang, das Einlaufen in den Strom. Vor der Mündung liegen mehrere Inseln, darunter St.-Louis mit einer Hauptniederlassung der Franzosen. Die periodischen Ueberschwemmungen machen das anstoßende Tiefland durch den zurückgelassenen Schlamm zu sehr fruchtbaren aber auch ungesunden Gefilden. Unter S. versteht man auch, wenn von Colonialbesitzungen und Handel die Rede ist, das Land Senegambien (s. d.). Die franz. Militär- und Handelsposten am Flusse sind St.-Louis, Dagana, Podor, Salde, Matam, Bakel, Medina und außerdem am Faleme Senudeba. Die Handelsbewegung auf dem S. repräsentirt die Summe von 2—3 Mill. Frs.

Senegambien, auch Westnigritien, nennt man die Küsten- und Gebirgslandschaft des westl. Afrika, die sich am Atlantischen Ocean vom Cap Verga bis zur Portendicbai, d. i. von 10° bis 18° nördl. Br. in einer Länge von 120 M., im Innern nordwärts bis zum Rande der Sahara in einer durchschnittlichen Breite von 85 M., ostwärts bis zu den Ebenen des Nigerlandes in einer Länge von 250 M. erstreckt und etwa 18000 Q.-M. umfaßt. Das Land hat seinen Namen von den beiden Hauptströmen Senegal (s. d.) und Gambia (s. d.). Zwischen beiden hat es gar keinen, südwärts bis zum Nuñez nur unbedeutende Küstenflüsse. Das Innere des Landes bildet den westl. und nördl. Abfall des Kong-Hochlandes und ist zum Theil noch unbekannt. Der Boden besteht seiner Erhebung nach aus zwei Theilen: dem Küstenlande, das, theils völlig flacher, angeschwemmter Boden, theils Hügelland, von Süden nach Norden immer breiter wird und an der Nordgrenze unmittelbar in die Wüste übergeht; und dem Hochlande im Innern, das sich von der Ebene aus in den Bergketten zu dem Plateau des Konggebirgs erhebt, die nicht über 3000 F. hoch sind, und durch welche steile Gebirgspässe führen. In Obersenegambien, welches das Land nördlich vom Senegal begreift, wohnen Araber und Berber,

Digitized by Google

die sich zum Islam bekennen, aber nicht maurische Stämme. Sie treiben starken Gummihandel mit den Europäern, besonders mit Franzosen und Engländern. Mittelsenegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts und mißt von Norden nach Süden ungefähr 50 M. Es ist von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Dscholoffen (Joloffen) und Mandingos die merkwürdigsten sind. Von S. sind auch die Fellata oder Fulbe (d. h. die Rothen) erobernd nach dem Niger vorgedrungen. Das Klima ist eins der heißesten auf der Erde und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist im westl. Theile eben, fast durchgehends sehr fruchtbar und bringt die gewöhnlichen Producte der heißen Zone Afrikas hervor. Niedersenegambien umfaßt die Länder an dem Gambia und südwärts bis zum Nuñez. Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten. So die Franzosen das Gouvernement am Senegal. Dazu gehören die niedrige und sandige Senegalinsel St.-Louis, etwa 4 M. von der Mündung des Stroms, die maritime Insel Gorée, der ganze Unterlauf des Senegal von Bakel an, der Unterlauf des Casamance, Portendik und die Insel Arguin, nördlich vom Senegal, und seit 1866 alles Land zwischen Rio-Nuñez und Rio-Pongo. Das Areal wird auf 4500 Q.-M. angegeben. Die Bevölkerungszahl belief sich 1865 auf 568600 Seelen. Die Farbigen haben in diesen franz. Besitzungen stets gleiche Rechte mit den Weißen und bekleiden, wie letztere, administrative und Municipalstellen, selbst richterliche Posten. 1852 gründete die franz. Regierung eine freie Negercolonie am Senegal. Saint-Louis auf der gleichnamigen Insel, mit 15000 E., ist der Hauptort, Sitz des Gouverneurs und eines Gerichtshofs, ein blühender, noch immer wachsender, aber sehr ungesunder Handelsplatz. Außerdem sind zu nennen: Gorée, auf der gleichnamigen Insel unweit des Grünen Vorgebirgs mit 3000 E. und Dakar, Gorée gegenüber, welches alle Aussicht hat, das Handelscentrum von S. zu werden, da die franz. Dampfer hier anlegen. Einen besondern Aufschwung nahm die franz. Colonie seit 1856 unter der Leitung des Generals Faidherbe. Die Ausfuhr inländischer Producte, die bedeutend stieg, betrug 1864 1,600000 Kilo Gummi, 1,550000 Kilo Erdnüsse (Arachis hypogaea), 9—10000 Faß Hirse, 2000 Quentchen Gold, 15000 Kilo frische Häute, 1000 Kilo Elfenbein. Der Werth der Ausfuhr und Einfuhr beläuft sich auf etwa 4 Mill. Thlr. Weniger bedeutend ist das engl. Gouvernement Gambia (s. d.). Auch die Portugiesen besitzen unter dem Namen Portugiesisches Guinea einige zerfallene Forts im südl. Theile S.s. Vgl. Raffenel, «Voyage dans l'Afrique occidentale» (Par. 1846, nebst Atlas); Ricard, «Le Sénégal» (Par. 1866).

Senegawurzel, s. Polygala.

Seneschall oder Seneschalk war in Frankreich seit der Zeit der meroving. Könige der Titel eines der vornehmsten Hofbeamten, der das Innere des königl. Hauswesens zu besorgen und, wie in England der High-Steward, auch richterliche oder pfalzgräfl. Functionen hatte. Im Deutschen Reiche vertrat der Truchseß (s. d.) die Stelle des französischen S. Auch die alten Lehnsfürsten, die Herzoge von Normandie, Bretagne, Guyenne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne, Toulouse u. s. w., hatten ihre S., denen ebenfalls richterliche Functionen übertragen waren. Als diese Besitzungen nach und nach an die Krone fielen, blieben doch diese Gerichtsbezirke (sénéchaussées), die nun durch königl. Beamte, die ebenfalls S. hießen, verwaltet wurden. Der S. des königl. Hofs hieß Grand Sénéchal. Außerdem führten diesen Titel höhere Magistratspersonen einiger ital. Städte.

Senf (Sinapis L.), eine Pflanzengattung aus der 15. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Kreuzblümler, besitzt gelbe Blumen und lineallische oder längliche Schoten, welche in einen schwertförmigen oder zusammengedrückt-viereckigen Schnabel enden. Die Klappen der Schoten sind mit 3—5 starken, geraden Nerven durchzogen und die Samen kugelig mit rinnig zusammengefalteten Samenlappen. Bei dem schwarzen S. (S. nigra L.), welcher auf Feldern und an Flußufern des mittlern und südl. Europa wild wächst und auch angebaut wird, sind die Schoten der Blütenspindel angedrückt und alle Blätter gestielt, die untern leierförmig, die obern lanzettlich, ganzrandig. Da die seitlichen der drei Nerven der Klappen nur undeutlich und schlängelich sind, so gehört die Pflanze richtiger zur Gattung Kohl. (S. Brassica.) Die 9—16 Linien langen Schoten enthalten 4—6 braune Samen in jedem Fache, welche viel fettes Oel und vorzüglich einen scharfen Stoff, Sulphosinapin, enthalten, der bei der Destillation mit Wasser zum Senföl wird und dem eine eigene Basis, das Sinapin, welche mit Säuren Salze bildet, zu Grunde liegt. Wegen ihrer starkreizenden, auf die Absonderung der Schleimmembranen und der Nieren kräftig wirkenden Eigenschaft können die Samen gegen mancherlei Verdauungsbeschwerden und andere atonische Krankheiten des Unterleibs und

der Lungen angewendet werden. Meistens aber werden sie zu Mehl gemahlen, mit Wasser oder Essig zu einem Brei gemengt und bilden dann, mit allerlei in den Fabriken geheim gehaltenen Zusätzen versehen, ein bekanntes Reizmittel der Verdauung, unter dem Namen S., Möstrich oder Mostricht (Moutarde). In England, Frankreich und Nordamerika spielt der S. eine größere Rolle als in Deutschland, wo aber ebenfalls Fabriken bestehen, die nur mit seiner Zubereitung beschäftigt sind. In den heißen Gegenden, wie in Südamerika und am Cap der guten Hoffnung, wird an der Stelle des S. der Spanische Pfeffer genossen. Der S. wird ferner in der Form des Senfteigs als ein einen starken und sehr schnellen Hautreiz bewirkendes Mittel bei vielen krankhaften Zuständen äußerlich zur Ableitung aufgelegt. Das Senföl, welches Schwefel enthält und flüchtig ist, hat einen meerrettichartigen Geruch und wirkt äußerst scharf und blasenziehend; mit Weingeist verdünnt wird es häufig äußerlich als starkes hautreizendes Mittel eingerieben. Das fette Oel der Senfsamen dagegen wirkt gelind purgirend. Der weiße S. (S. alba L.) hat leierförmig-fiedertheilige Blätter und abstehende, steifhaarige Schoten, deren Klappen mit fünf geraden Nerven durchzogen sind. Die Samen sind gelblich, gelb oder auch bräunlich und minder scharf als die der vorigen Art, mit denen sie sonst in allem übereinkommen. Sie werden gleichfalls in der Haushaltung mehrfach als scharfes Gewürz und jetzt vorzugsweise zur Bereitung des Speisefensts benutzt. Das ausgepreßte fette Oel kommt, wenn es rein ist, dem besten Speiseöle gleich. Dieser S. wird daher auch jetzt in vielen Gegenden Deutschlands und namentlich der Niederlande angebaut. Der Ackersenf (S. arvensis L.) kommt häufig unter der Saat als Unkraut vor und wird oft, gleich dem wilden Rettich, von dem er sich leicht an den dunkeln, gelben Blumen und den aufspringenden Schoten unterscheiden läßt, Hederich genannt.

Seniorat, s. Majorat.

Senkblei oder Loth nennt man die in Form eines Kegels gestaltete Bleimasse, deren man sich zur Erforschung der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des Meeresbodens bedient. Zu diesem Zwecke wird das S. an einer Leine, der Lothleine, befestigt, über Bord geworfen und an ihr die Tiefe in Faden abgemessen. Die Kenntniß des Bodens wird dadurch vermittelt, daß man die hohl gegossene Basis des S. mit Talg füllt, der je der nach Beschaffenheit des Meeresbodens entweder Sandkörner verschiedener Farbe oder Muscheln oder Lehm heraufbringt oder die Eindrücke eines felsigen Bodens zeigt. Durch Vergleichung der Tiefen und des Bodens mit den in den Karten angegebenen Daten ist das S. ein vorzügliches Hülfsinstrument der Schifffahrt. Das schwere Loth, welches bis zu 300 Faden Tiefe gebraucht wird, wiegt 40 Pfd., das Mittelloth 15 Pfd. und das bis zu 20 Faden Tiefe gebräuchliche Handloth 7—9 Pfd. Um bei der Fahrt des Schiffes dennoch die senkrechte Wassertiefe bestimmen zu können, befindet sich ein luftdichter, aufgeblasener Sack mit einer Klemme auf der Lothleine. Derselbe wird flacher eingestellt, als die Wassertiefe ist. Beim Sinken des Loths hält er sich an der Wasseroberfläche und läßt so viel Leine durch den Klemmer, als das Loth bis zum Erreichen des Bodens nach sich zieht. Für große Tiefen bis zu 3—4000 Faden, wie man sie zur Legung des Transatlantischen und anderer unterseeischer Kabel zu ermitteln hat, reicht das beschriebene Loth nicht aus. Hierzu benutzt man Brooke's Patentloth, das aus einer durchlöcherten, 32pfündigen Kugel besteht, die auf eine unten hohle Eisenstange gesteift ist. Die Stange ist an einer dünnen aber starken Seidenschnur befestigt, und die Kugel wird durch eine Schlinge in zwei Haken gehalten. Sobald die Stange auf den Grund stößt, detachirt sich die Schlinge von den Haken. Die Kugel gleitet von der Stange und bleibt unten liegen, während die Höhlung in der Stange eine Probe des Bodens heraufbringt. Das Abgleiten der Kugel ist nöthig, weil sonst die Leine reißen würde.

Senkenberg (Heinr. Christoph, Freiherr von), deutscher Jurist, geb. zu Frankfurt a. M. 1704, wurde 1735 Professor der Rechte in Göttingen und 1738 Regierungsrath in Gießen. 1749 ging er als nassau-oranischer Geh. Justizrath nach Frankfurt und 1750 nach Wien, wo er geadelt und Reichshofrath wurde und 1768 starb. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora» (6 Bde., Frankf. 1734—42); «Corpus juris feudalis Germanici» (Gieß. 1740); «Corpus juris Germanici publici» (2 Bde., Frankf. 1760—65) und die Schrift «De juro primarum precum regum Germaniae» (Frankf. 1789). — Sein Sohn, Renatus Karl, Freiherr von S., geb. zu Wien 1751, studirte zu Tübingen, Göttingen und Strasburg, ging um 1773 nach Rom, wo er unter dem Namen Polydorus Nemäus in die Gesellschaft der Arkadier trat, und wurde nach seiner Rückkehr zum Regierungsrath in Gießen ernannt. Wegen einer während des Bairischen Erbfolgekriegs an Baiern ausgehändigten abschriftlichen Urkunde aus dem Nachlasse seines Vaters wurde er bei seiner Anwesenheit in Wien verhaftet und dann aus den österr. Staaten

verwiesen. 1784 trat er aus dem Staatsdienste und lebte nun den Musen und der Schriftstellerei. Unter anderm lieferte er die Fortsetzung von Häberlin's «Deutscher Reichsgeschichte» (Bd. 21—27, Frankf. 1798—99). Er starb 1800 und vermachte der Universitätsbibliothek zu Gießen seine aus 15000 Bänden bestehende Bibliothek, ein schönes Haus und 10000 Fl. — Johann Christian S., der Bruder von Heinr. Christoph S., geb. zu Frankfurt 1717, lebte als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und hat sich um dieselbe ein bleibendes Verdienst erworben durch die Begründung des nach ihm benannten Stifts, eines Bürgerhospitals mit anatom. Theater, chem. Laboratorium, botan. Garten und einer Bibliothek. Er starb noch vor Vollendung dieses Baues 1772 infolge eines Falls, den er erlitt, als er auf einem Balken des Neubaues hingehen wollte. 1817 wurde S. zu Ehren zu Frankfurt die Senkenberg'sche naturforschende Gesellschaft gestiftet und mit dem Senkenberg'schen Stift vereinigt, die im Besitze eines ausgezeichneten naturhistor. Museums ist, welches besonders durch Rüppell bereichert wurde.

Senkowski (Ossip Iwanowitsch), Orientalist und russ. Schriftsteller, geb. 31. März 1800 unweit Wilna, bereiste 1819—21 die Türkei, Kleinasien, den Archipelagus, Syrien, Aegypten und Nubien und diente bei der russ. Mission in Konstantinopel. Nachdem er 1821 dem Asiatischen Departement in Petersburg zugetheilt worden, wurde er 1822 zum Professor der orient. Sprachen an der Universität Wilna ernannt und in demselben Jahre als Professor dieser Sprachen an der Universität zu Petersburg angestellt. 1847 trat er als Professor in den Ruhestand. Seine literarische Thätigkeit begann S. mit den «Collectanea» (2 Bde., Warsch. 1824—25), enthaltend Auszüge aus türk. Historikern zur Geschichte Polens. Diesen folgten unter anderm das «Supplément à l'histoire des Huns, des Turks et des Mongols» (Petersb. 1824) und die gegen Hammer-Purgstall gerichtete «Lettre de Tutundju-Oglu-Mustafa-Aga» (Petersb. 1828). Unterdessen hatte S. begonnen, sich an dem «Nordischen Archiv» und andern russ. Journalen zu betheiligen, in welchen er Bruchstücke aus seinen Reisen und Nachahmungen oder Uebersetzungen orient. Märchen und Erzählungen drucken ließ. Bald darauf trat er unter dem Pseudonym Baron Brambäus mit seinen «Phantastischen Reisen», einer Sammlung von Novellen und satirischen Skizzen, hervor (neue Aufl., 3 Bde., Petersb. 1840), welche vielen Beifall fanden. Zugleich betheiligte er sich an dem «Russischen encyklopäd. Lexikon», dessen Herausgabe er seit 1838 besorgte. 1834 übernahm er die Redaction der von dem Buchhändler Smirdin verlegten «Lesebibliothek», die unter seiner Leitung lange für die beste Zeitschrift Rußlands galt, und in der er seine Romane: «Der Fall des Reiches Schirwan» (1842) und «Die vollkommenste Frau» (1845) veröffentlichte. Auch übersetzte er Morier's «Hajji Baba» ins Russische (2. Aufl., 4 Bde., Petersb. 1845). Mancherlei Unannehmlichkeiten bewogen ihn später, sich von der Redaction der «Lesebibliothek» zurückzuziehen, und erst nach längerm Schweigen trat er 1856 wieder als Mitarbeiter an dem «Sohn des Vaterlandes» auf, in welchem er den der Presse unter Alexander II. gewährten größern Spielraum dazu benutzte, die in Rußland bestehenden Misbräuche und Verkehrtheiten mit den Waffen des Spottes zu bekämpfen und auf gründliche Reformen zu dringen. Er starb 16. März 1858 zu Petersburg. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 9 Bdn. (Petersb. 1859). In seinen Erzählungen ist S. breit, und sein Witz verliert sich oft in Geschwätzigkeit. Während er das Große mit Spott überschüttet, erhebt er oft das Mittelmäßige.

Senkrecht, s. Perpendikel.

Senkwage, s. Aräometer.

Senlis, Stadt in dem franz. Departement Oise, an der Nordbahn, 6 M. nordnordöstlich von Paris, von Wäldern umgeben, in anmuthiger Lage an den Flüßchen Nonette und Aunette, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, einer Ackerbaukammer und Ackerbaugesellschaft und zählt 5831 E. (1861). Die Stadt hat eine sehenswerthe Kathedrale mit angeblich dem höchsten Thurme Frankreichs, ferner Reste eines Schlosses aus den Zeiten Ludwig's des Heiligen, ein schönes Theater, das Gebäude der ehemaligen Abtei St.-Vincent sowie andere monumentale Bauten und ein Zellengefängniß. Die Bevölkerung unterhält Baumwollspinnereien, Zeugdruckereien, Fabrikation von Leinwand, Spitzen, Cichorienkaffee, Mehl, Leder und Uhrfedern sowie Destillation und Kalkbrennerei. Von Wichtigkeit ist auch die Cultur von Gartenkresse. Hauptgegenstände des lebhaften Handelsbetriebs sind Wolle, Mehl, Bauholz, auch Getreide, Wein und Leinwand. S. weist noch Reste röm. Befestigung auf und war unter den Karolingern eine Pfalz, seit dem 5. Jahrh. Bischofssitz, der erst in der Revolution einging. Zu S. wurden acht Concile gehalten. Am 27. Juni 1815 hatten hier die Preußen (der Vortrab Bülow's) ein Gefecht gegen die Franzosen unter Kellermann.

Digitized by Google

Sennaar, ein dem Paſcha von Aegypten unterworfenes Vaſallenland im ſüdl. Nubien, öſtlich von Kordofan, nördlich vom Land Faſſokl und nordweſtlich von Abyſſinien am Weißen und Blauen Nil gelegen, heißt bei den Eingeborenen Nordafrikas El-Dſcheſirah (Inſel) und iſt wie Kordofan dem größten Theile nach eine weite Savannenebene, die im Südoſten des Landes in die Vorberge des abyſſin. Hochlandes übergeht. Der Geſammteindruck der Ebene, die ſich am Blauen Nil hinauf bis Roſêres in Faſſokl erſtreckt, iſt ein ziemlich trauriger. Im Norden iſt die unermeßliche Ebene ſpärlich mit Büſcheln halbmannshoher Gräſer und mit vereinzelten, 15—20 F. hohen Bäumchen bewachſen. Südlich von 14° nördl. Br. beginnen Steppen mit dichterm Graswuchs, von parkähnlichen Gebüſchen unterbrochen. Der Reichthum an Hochbäumen nimmt nach S. immer mehr zu. Beſſer ſind die höhern Gegenden in den Ausläufern des abyſſin. Gebirgs; hier findet man eigentlichen Wald und fruchtbare Thäler. Die naturhiſtor. Beſchaffenheit des Landes kommt faſt ganz mit der von Kordofan (ſ. d.) überein. Die Ebene beſteht aus einem an Geſchieben reichen, eiſenhaltigen Schwemmlande, welches von den abyſſin. Alpen bis zum Weißen Nil Gold führt. Goldwäſchereien betreibt man an vielen Stellen. Das Gold (Tibr) gelangt, in Ringe umgeſchmolzen, nach Chartum. Raſeneiſenſtein vom Djebel-Tabi, ſüdlich von Roſêres, liefert vortreffliches Roheiſen. Im Pflanzenreiche zeichnen ſich die Adanſonien aus, die erſten, die man, von Norden kommend, am Nil trifft; ferner Mimoſenarten, Tamarinden, baumartige Euphorbien, ſüdlich von 12° nördl. Br. am Blauen Nil die ſtolze Delebpalme u. ſ. w. Im Thierreich finden ſich Meerkatzen, Stachelmäuſe, Springhaſen, Viverren, Schneumonen, Stinkthiere, Löwen, Geparden, rieſenhafte Affen, Gazellen, Büffel, Giraffen, Flußpferde und Elefanten ſowie eine Menge der intereſſanteſten Sumpf- und Waſſervögel. Der Blaue und Weiße Nil ſind ſehr fiſchreich, namentlich an Welsarten. Am Weißen Nil leben ganze Stämme faſt ausſchließlich vom Fiſchfange. Die Bewohner gehören zwei Haupttypen an, einem dunkelfarbenen und einem hellfarbenen. Zu jenem gehören eine Anzahl Negerſtämme, von denen beſonders die Fundj (Funghi) ein wohlgebildetes, meiſt mohammed. Volk, ſich auszeichnen. Der hellfarbene Typus umfaßt alle Nomadenſtämme in den weiten Steppengegenden von Oſt- und Weſtſennaar: die Schukurieh, Hafanieh u. a. In der Mitte des 16. Jahrh. drangen von Süden her die Fundj in die Steppe ein und gründeten das Reich S., welches nach einem 300jährigen Beſtande 1820 von dem Paſcha von Aegypten, Mehemed-Ali, unterworfen und zu einem Vaſallenreich gemacht wurde. Die Induſtrie des Landes ſteht auf ſehr niedriger Stufe. Die Ausfuhrartikel ſind Rohproducte: Elfenbein, Gummi, Tamarindenfrucht, Straußfedern und Häute. Eingeführt werden hauptſächlich europ. und ägypt. Manufacturen. Haupthandelsplätze ſind Chartum, Meſalamieh, Sennaar, Roſêres und Gedaref (Hellet-Abu-Sin). Die Stadt S., am Blauen Nil, mit 10—12000 E., mit einem Divan, Moſchee, Kaſerne, Proviantamt und Lazareth, iſt der Sitz des Wakil für die Süddiſtricte.

Senne oder Sennerheide, ein unfruchtbarer, wenig bebauter Landſtrich Weſtfalens am Fuße und weſtl. Abfall des Lippeſchen oder ſog. Teutoburger Waldes, beginnt unweit Paderborn und Lippſpringe, im Quellgebiet der Lippe und Ems, und erſtreckt ſich gegen Nordweſten bis gegen Bielefeld hin, während ſich derſelbe Boden noch viel weiter, aber mehr bebaut und nicht mehr S. genannt, fortſetzt. Es iſt die S. ein trauriger Landſtrich, theils ſandig und waſſerarm, theils infolge mangelnden Abfluſſes verſumpft, wo zwiſchen Torfmooren hier und da Buſchwerk ſteht und, wenn möglich, einzelne Dorfſchaften liegen. Südwärts zieht ſich von Paderborn bis gegen die Höhen von Brilon hin das Sindfeld oder Sintfeld, ein der Kreideformation angehöriges fruchtbares Plateau, welches unter dem Namen Sinotfeld ſchon in Karl's d. Gr. Sachſenkriege vorkommt. Im lippeſchen Antheil befindet ſich das mit dem fürſtl. Marſtall in Verbindung ſtehende Land- und Sennergeſtüt.

Sennerei iſt die Verwerthung der Producte des Rindviehs, theilweiſe auch der Schafe, in der Alpenwirthſchaft (ſ. d.). Das Vieh weidet den Sommer über hoch im Gebirg; ziemlich in der Mitte der Alpmatten oder ſonſt an geſchütztem Ort iſt die Sennhütte, auch Sente, erbaut, der Raum für die Käſebereitung, theilweiſe auch mit einem Stall für die ſchlechte Witterung; in ihr waltet der Senn, der Küher, Hirt oder Käſer, gewöhnlich in Begleitung eines Sennbuben. Oft ſteht die Sennhütte einſam in dem ihr zugetheilten Gelände, öfters auch bilden da, wo viele Grenzen zuſammenſtoßen, mehrere zuſammen eine Art Weiler im Hochgebirge. Die Sennereien, welche mit der geſammten Alpenwirthſchaft neuerdings ſehr verkommen ſind, ſodaß hier und da durch Alpwirthſchaftsvereine Maßregeln zu ihrer Hebung getroffen werden, ſind am häufigſten und bekannteſten in der Schweiz und Tirol; außerdem finden ſie ſich nicht allein in allen ſüdeurop. Alpen, ſondern auch im Norden, in Schweden, Norwegen und Island. Die

Poeſie hat die Sennhütten und Sennereien häufig mit einem romantiſchen Zauber umgeben, dem ſie in der Wirklichkeit niemals entſprochen haben. — Sennfarr (auch Sentenpfarr) heißt der Zuchtſtier der Alpenländer.

Sennesblätter (Folia Sennae), ein ſehr häufig angewendetes Arzneimittel, ſind die Blätter verſchiedener ſtrauchartiger Caſſienarten, namentlich von C. lenitiva Bisch., C. angustifolia Vahl, C. obovata Hayne und C. pubescens R. Br. (S. Cassia.) Man unterſcheidet im Handel Senna alexandrina (alexandriniſche, Apalto- oder Paltſenna), Senna tripolitana, Senna indica (die beſte Sorte die Mekka- oder Mokkaſenna) und die aleppiſche oder ſyr. Senna. Sie haben einen eigenthümlichen fäßlich-widrigen Geruch und einen bitterlichen, ekelhaft-ſchleimigen Geſchmack. Ihr wirkſamer Beſtandtheil iſt ein draſtiſch-purgirender Extractivſtoff, das Sennabitter oder Cathartin. Sie wirken als ſicheres und kräftiges Purgirmittel und werden ſehr häufig angewendet, ſobald nur nicht entzündliche Anlage, Aufſchwellung von Hämorrhoidalgefäßen, Schwangerſchaft, Gegenwart der Menſtruation oder Neigung zu Krämpfen und Kolik ihren Gebrauch verbieten. Hauptſächlich empfehlen ſie ſich in denjenigen Fällen, wo eine Purgircur von längerer Dauer beabſichtigt wird, da ſie nicht, wie Salze und Mineralwäſſer, die Verdauungsorgane ſchwächen. Gewöhnlich werden ſie in Aufguß verordnet, aber auch in Pulvern und Pillen gegeben und ſind das Hauptmittel in den ſog. Wienerträukchen (Infusum laxativum Vienneuse oder Sennae compositum), in der Senneslatwerge (Electuarium lenitivum) und in dem Kuralla'ſchen oder Huſtenpulver (Pulvis liquiritiae compositus), welches letztere in kleiner Gabe zur Abſtumpfung des Reizes der Schleimhaut der Reſpirationsorgane, in großer Gabe aber zum Abführen in Anwendung kommt.

Senonen (galliſches Volk), ſ. Gallien.

Sens, im Alterthum Agendicum oder Civitas Senönum, ſchöne Stadt und Hauptort eines Arrondiſſements im franz. Departement Yonne, an der Yonne und der Eiſenbahn von Paris nach Lyon gelegen, faſt 15 M. gegen Südoſten von Paris entfernt, iſt der Sitz eines Erzbiſchofs (zu deſſen Diöceſe die Bisthümer Troyes, Nevers und Moulins gehören), eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Ackerbau-, einer Gewerbe- und Manufacturkammer ſowie einer archäolog., landwirthſchaftl., botan. und Gartenbaugeſellſchaft. Die Stadt hat die große architektoniſch merkwürdige Kathedrale St.-Etienne (im weſentlichen 1184 vollendet), viele andere Kirchen, ein Lyceum, ein Prieſterſeminar, eine öffentliche Bibliothek und wichtige Archive, ein Muſeum, ein ſchönes Theater, ein Waiſenhaus, mehrere Hospitäler und eine ziemliche Anzahl anſehnlicher Gebäude. Die zwei Hauptthore ſind im Triumphbogenſtil ausgeführt, und 1861 wurde dem Chemiker Thénard eine Bronzeſtatue errichtet. S. beſitzt ſchöne Quais und Promenaden. Die Einwohner, deren Zahl ſich 1861 auf 11098 belief, unterhalten Fabriken für Raſiermeſſer, Knöpfe, ſtählerne Agraffen und Schnallen, für Zündhölzchen, Kerzen und Schuhzeug, ſowie Töpfereien, Färbereien und Schneidemühlen. Auch wird lebhafter Handel mit dieſen Fabrikaten, Getreide, Mehl, Wein und Weineſſig, Hanf, Wolle, Holz, Bretern, Tonnen u. ſ. w. betrieben. Die alten Feſtungsmauern von S., deren gewaltige Subſtructionen man den Römern zuſchreibt, waren in alter Zeit ſehr bedeutend und hielten manche Belagerung aus. Die Stadt ſelbſt galt als Hauptort der Grafſchaft Sénonais in der Champagne, wurde im 3. Jahrh. Sitz eines Bisthums, ſpäter eines Erzſtifts, deſſen Inhaber den Titel eines Vicegrafen von S. und Primas von Gallien und Germanien führten. Es wurden hier mehrere Concile gehalten, unter andern 1140 das, auf welchem Bernhard von Clairvaux die Lehre des Abälardus verdammte. Von 1163—65 fand hier Papſt Alexander III. Zuflucht. Am 11. Febr. 1814 wurde die Stadt von den Würtembergern unter deren Kronprinz und dem General Alix eingenommen.

Senſal, ſ. Mäkler.

Senſibilität bezeichnet die Fähigkeit der ſinnlichen Empfindung im Gegenſatze zur Irritabilität als der Fähigkeit der willkürlichen Gliederbewegung, welche zuſammengenommen den Charakter des Thieres im Unterſchiede von der Pflanze ausmachen. Denn die Pflanze hat zwar Reizbarkeit als eine lebendige Reaction auf äußere Anwirkungen mit dem thieriſchen Körper gemein, ermangelt aber der zur S. gehörigen Sinnorgane und ihrer Nerven. Die Functionen der S. ſind ausſchließlich an eine beſtimmte Art von Nerven, die Empfindungsnerven, geknüpft, während die Bewegungsnerven ebenſo wol als der größte Theil der Gehirnorgane unempfindlich ſind. Und zwar dient unter den Empfindungsnerven mehrentheils ein jeder nur allein der Erzeugung einer gewiſſen Art von Empfindungen, wie z. B. der Sehenerv alle Reizungen, welche

ihm widerfahren, nur allein mit der Empfindung von Licht und Farbe, der Hörnerv mit der Empfindung von Schall und Geräuſch beantwortet. Daher darf die S. nicht als das Vermögen einer paſſiven Aufnahme von phyſik. Eindrücken bezeichnet werden, ſondern iſt ein Vermögen der Hervorbringung der Empfindungen von innen als phyſiſcher Erzeugniſſe auf Veranlaſſung phyſik. Einwirkungen. Sie gehört daher zu den Thätigkeiten des Seelenlebens in ſeiner Verbindung mit der phyſik. Außenwelt. Sie ſteht zu den Kräften, welche die Ernährung der Nerven aus dem Blute vermitteln, in einem Antagonismus, indem alles Empfinden den Nerven anſtrengt, d. h. in ſeiner Ernährungsthätigkeit herabſetzt, jedoch ſo, daß der Nerv durch Uebung gewöhnt werden kann, immer größere Anſtrengungen ohne Schaden für ſeine Nutritionsthätigkeit zu ertragen. Werden den ſenſibeln Nerven zu große Anſtrengungen zugemuthet, ſo entſteht daraus Nervenſchwäche als der Zuſtand, in welchem kleine Reize ſo wirken, als wären ſie große, die großen aber Zerrüttung des Nerven herbeiführen. Durch Verbreitung dieſer Beſchaffenheit auf die Centralorgane des Nervenſyſtems entſtehen nervöſe Zuſtände einer übermäßig geſteigerten allgemeinen Reizbarkeit und Nervenkrankheiten.

Senſitiv und **Senſitivität** iſt eigentlich gleichbedeutend mit ſenſibel und Senſibilität (ſ. d.), wird aber bisweilen zur Bezeichnung entweder einer verfeinerten oder geſteigerten Senſibilität gebraucht. So bezeichnet man in der Phyſiologie die Nerven des Geſichts, Gehörs, Geruchs und Geſchmacks als ſenſitive im Gegenſatze zu den ſenſibeln des allgemeinen Gefühlsſinns, und nennt im gemeinen Leben ſenſitive Perſonen ſolche, welche ſich in Beziehung auf Sinneseindrücke in einem überreizbaren Zuſtande befinden.

Senſitive oder Sinnpflanze, ſ. Mimoſe.

Senſualismus bezeichnet theils die Annahme, daß alle unſere Vorſtellungen und Erkenntniſſe urſprünglich auf ſinnlicher Wahrnehmung, alſo auf den Affectionen der Sinne beruhen, nach dem Satze: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; theils die Behauptung, daß alle wahre Erkenntniß lediglich auf das beſchränkt ſei, was Gegenſtand der ſinnlichen Wahrnehmung iſt oder werden kann. In ethiſcher Beziehung nennt man S. die Behauptung, es gebe keinen andern Maßſtab für das Gute und Böſe als den ſinnlichen Genuß, die ſinnliche Luſt und Unluſt, entweder die augenblickliche oder die Summe derſelben im Zuſammenhange des Lebens. Dieſem S. huldigten Ariſtipp, Epikur und ſeine Schule, Hobbes und die franz. Philoſophie des 18. Jahrh. Sobald der S. durch eine willkürliche Verengung der Grenzen des menſchlichen Wiſſens und Strebens das menſchliche Thun auf die niedrigſten Endziele beſchränkt und dabei alles für Täuſchung erklärt, was den Empirismus der äußern Erfahrung überſchreitet, erzeugt er aus ſich den reinen Materialismus (ſ. d.), welcher mit allen höhern Lebensintereſſen in Widerſpruch tritt. Doch kann der S. auch edlere Formen annehmen, nämlich dann, wenn er nicht blos niedere Sinne, ſondern auch höhere, wie den Sinn für Moralität, Religion, Menſchenliebe, Vervollkommnung u. ſ. w. zuläßt. Von dieſer Art war der S. des Condillac, Rouſſeau und der Schottiſchen Philoſophie (ſ. d.). Der S. als Erkenntnißtheorie wird durch das Daſein ſolcher Wiſſenſchaften, wie die Mathematik iſt, unmöglich gemacht. Denn weil die ſinnliche Wahrnehmung als ſolche nichts enthält als einzelne und zufällige Thatſachen und Begegniſſe, ſo laſſen ſich Begriffszuſammenhänge von allgemeiner und nothwendiger Natur, wie ſie die mathem. Wiſſenſchaften enthalten, nicht aus ſinnlichen Wahrnehmungen herleiten, ſondern weiſen auf eine nichtſinnliche Quelle ihrer Abſtammung. In das Gebiet der Mathematik fallen aber außer den Verhältniſſen der Zahlen die nichtſinnlichen Anſchauungsformen des Raumes und der Zeit als die ewigen und unveränderlichen Bedingungen, ohne deren Vorausſetzung das Eintreten veränderlicher ſinnlicher Thatſachen überhaupt, ſowol der äußern als auch der innern Sinnlichkeit, undenkbar iſt.

Sententiarier, ſ. Lombardus (Petrus).

Sentimentalität oder geſteigerte Empfindſamkeit (ſ. Empfindung) bezeichnet den Zuſtand eines Uebergewichts der Empfindung über das thätige Streben. Die S. erſcheint beſonders als Neigung zu den ſanftern Gefühlen, z. B. der Sehnſucht und der Rührung, welche ſie gefliſſentlich hegt und pflegt. Als Gegenſatz des Naiven (ſ. Naivetät) haben Schiller und Goethe das Wort ſentimental zur Bezeichnung einer durch das Uebergewicht der ſubjectiven Gefühlswärme über die objective Anſchaulichkeit und Deutlichkeit charakteriſirten Form der poetiſchen Darſtellung gebraucht.

Separation (lat.), d. i. Trennung, Scheidung, z. B. einer Ehe, pflegt man unter anderm auch die Theilung der Gemeinheiten (Gemeindegüter) zu nennen. Separationsrecht heißt das Recht gewiſſer Gläubiger, bei einem Concurſe voraus befriedigt zu werden und das ihnen

Zugehörige sofort von der Masse wegzunehmen. Sie brauchen also nicht die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abzuwarten, sich keine Abzüge gefallen zu lassen und zu den Concurskosten nichts beizutragen. Dieses Recht steht vorzüglich denjenigen zu, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande geltend machen können (Vindicanten), auch der Ehefrau in Ansehung der in Natur vorhandenen eingebrachten Stücke, den Gläubigern einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, auch denjenigen, welche mit der Concursmasse selbst Verträge geschlossen haben (Massegläubiger), sowie denen, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben.

Separatisten heißen solche Glieder der christl. Kirchen, die sich wegen abweichender Lehren oder Gebräuche von der Kirche absondern und eine eigene Religionsübung unter sich veranstalten. Der Separatismus der neuern Zeit war eine Folge des neuerwachten religiösen Lebens, das die Ansprüche der Einzelnen an ihre Kirchen steigerte und viele Unbefriedigte bewog, ohne förmliche Trennung in abgesonderten Conventikeln oder Privatandachtsversammlungen Erbauung zu suchen. Derselbe hängt eng mit den neuern pietistischen Bewegungen zusammen und trat besonders in solchen Gegenden hervor, in welchen schon früher eine pietistische Richtung in den Gemeinden Wurzeln gefaßt hatte, wie in den Rheinlanden, Würtemberg, der Schweiz. Anderer Art ist der luth. Separatismus in Altpreußen, welcher im Gegensatze zu der landeskirchlichen Union das altluth. Kirchenthum aufrecht erhalten wollte. (S. Lutheraner.) In den meisten Fällen hat der Separatismus schließlich zur vollständigen Sektenstiftung geführt.

Sepia oder Kuttelfisch (Sepia), eine Gattung der Weichthiere aus der zu den Kopffüßern gehörenden Familie der Tintenfische. Der Körper ist sackförmig, elliptisch, die Seiten entlang und hinten herum mit einem schmalen Hautsaume eingefaßt, weich, nur durch eine innere Kalkplatte des Rückens (Rückenschulpe) gestützt. Der Kopf hat zwei große Augen, zwei einem Papagaienschnabel ähnliche Kiefern, acht kleinere und zwei große, in Scheiden zurückziehbare Fangarme, welche mit gezähnelten Hornringen versehene Saugnäpfe tragen. Die gemeine oder gebräuchliche S. oder Tintenfisch (S. officinalis), welche in allen europ. Meeren lebt, wird etwa $1\frac{1}{2}$ F. groß und ist obenher auf röthlichem Grunde mit weißlichen Linien durchzogen, unten mehr weißlich und roth punktirt; die zwei längern Fangarme sind dem Körper gleichlang und nur an der verbreiterten Spitze mit Saugnäpfen besetzt. Die Eier, welche in großer Zahl traubenförmig zusammenhängen und oft an den Strand geworfen werden, sind unter dem Namen Seetrauben bekannt. Der Tintenbeutel enthält einen braunen Saft, welcher, ausgespritzt, das Wasser verdunkelt und dadurch dem verfolgten Thiere das Entkommen erleichtert und die unter dem Namen S. bekannte braune Malerfarbe liefert, die aber nur an wenigen Orten Italiens echt bereitet, sonst meistens auf künstliche Weise nachgeahmt wird. Die kalkige Rückenschulpe (Os Sepiae, Weißes Fischbein) wurde sonst als Arzneimittel angewendet, wird aber jetzt nur noch für technische Zwecke, zum Poliren, sowie als Bestandtheil mancher Zahnpulver benutzt. Das Fleisch ist saftlos, zähe, riecht einigermaßen moschusartig und wird nur von der ärmern Volksklasse gegessen.

Sepiazeichnungen sind eine Erfindung des Malers J. C. Seydelmann (s. d.), der zuerst während seines Aufenthalts in Italien um 1780 auf den Gedanken kam, sich des braunen Safts der Sepia (s. d.), den er mit Bister mischte, zu seinen Zeichnungen zu bedienen, die ihm sehr bald einen ausgezeichneten Ruf erwarben. Die großen Vorzüge einer warmen braunen Schattirungsfarbe vor dem kalten schwarzen chines. Tusch waren von jeher anerkannt gewesen; man hatte sich bisher der braunen Erde und des Bisters bedient. Die Sepia hat jedoch den Vorzug größerer Zartheit und Feinheit. Bis zu Anfang unsers Jahrhunderts, wo der Landschafter K. D. Friedrich Treffliches in dieser Technik leistete, war sie bei Künstlern und Dilettanten beliebt, unter den heutigen Malern kommt sie als Specialität kaum noch in Anwendung.

Sepp (Johann Nepomuk), namhafter kath. Theolog und Geschichtschreiber, geb. 1816 zu Tölz im bair. Hochlande, widmete sich zu München philos. und theol. Studien und begann im Alter von 23 J. sein gegen Strauß gerichtetes «Leben Jesu» (7 Bde., Regensb. 1842—46). In letzterm Werke, welches viel Neues und Eigenthümliches bot, bewies er sich zwar als Schüler von Schelling und Görres, schlug aber doch eine mehr kritische Richtung ein. Die wissenschaftliche Verfolgung des Gegenstandes veranlaßte S. 1845—46 zu einer Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten. Nach der Rückkehr erhielt er die Professur der Geschichte an der münchener Universität, wurde aber in der Krisis von 1847 mit sieben seiner Collegen entsetzt und wegen der Anhänglichkeit seines zahlreichen Auditoriums selbst aus der Hauptstadt verwiesen. Nach der Märzrevolution von 1848 kehrte er von Paris in die Heimat zurück und ward in die Deutsche

Nationalversammlung, 1849 aber in die bair. Kammer gewählt, wo er sich als Conservativer bekundete. 1850 erfolgte S.'s Reactivirung als Professor an der Universität. Außer einer zweiten Bearbeitung seines «Leben Jesu» (6 Bde., Regensb. 1854—62) sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten noch hervorzuheben: «Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum» (3 Bde., Regensb. 1853); die beiden gegen Strauß und Renan gerichteten Schriften «Thaten und Lehren Jesu in ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung» (Schaffh. 1864) und «Geschichte der Apostel vom Tode Jesu bis zur Zerstörung Jerusalems» (2. Aufl., Schaffh. 1866); ferner «Jerusalem und das Heilige Land, oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten» (2 Bde., Schaffh. 1862—65) und «Neue architektonische Studien und histor.-topogr. Forschungen in Palästina» (Würzb. 1867). In letztern beiden Werken hat er schätzbare Beiträge zur Kunde Palästinas und der Topographie Jerusalems niedergelegt. In allen seinen Schriften bekundet sich S. als einen gläubigen Katholiken, der jedoch der streng confessionellen Beschränkung abhold ist und eine vernünftige Forschung in der Schrift für berechtigt hält. Von seinen übrigen Schriften sind, außer einer Biographie seines Lehrers Görres (2. Aufl., Regensb. 1848), noch zu nennen: «Beiträge zur Geschichte des bair. Oberlandes» (Augsb. 1853—54) und das Drama «Markos Botzaris» (Mainz 1860). Im Dec. 1867 wurde S. plötzlich in den Ruhestand versetzt. Im Febr. 1868 erfolgte im Bezirk Kelheim seine Wahl zum Deutschen Zollparlament.

September, der neunte Monat des Jahres, der Herbstmond oder Herbstmonat, war als Septembris nach der ältern röm. Zeitrechnung ursprünglich der siebente Monat des Jahres und hat daher (von septem) den Namen. Er hat 30 Tage, und mit der Tag- und Nachtgleiche beginnt in ihm die Jahreszeit des Herbstes. Die Zahl seiner Lostage ist elf, darunter der wichtigste Michael (Erzengel), nächstdem Aegidius und Matthäus. In den S. fällt der Beginn der Obst- und Weinernte, der Gewinnung von Grummet und Wurzeln, der Wintersaatbestellung und der Aufgang der Jagd.

Septett (ital. Settetto), ein Tonstück für sieben Vocal- oder Instrumentalstimmen, die alle einfach besetzt und mehr oder weniger obligat sind. Das Instrumentalseptett wird auch wol Septuor genannt. Die formale Einrichtung des S. gleicht im ganzen der des Quartetts (s. d.) und Quintetts.

Septimanien hieß, besonders unter der Herrschaft der Westgothen, der Theil ihres Reichs in Gallien, den sie durch Wallia 419 n. Chr. den Römern, unter denen er namentlich die Provincia Narbonensis I. (s. Gallien) bildete, abgenommen hatten. Er begriff das Land zwischen den Pyrenäen und den südl. Cevennen, der Garonne und dem Rhône, also den größten Theil des spätern Languedoc mit Roussillon in sich und hatte seinen Namen von der Ansiedelung der siebenten röm. Legion (Septimani) in Beterrä (jetzt Béziers), das daher als röm. Colonie Beterrae Septimanorum hieß. Unter Chlodwig dem Franken wurde der westl. Theil mit der Hauptstadt Tolosa den Gothen 511 entrissen, der östliche mit Narbo und Carcasso blieb ihnen bis zum Untergang ihres Reichs, wo er um 720 in die Hände der Araber kam, denen er durch die Franken unter Karl Martell und Pipin dem Kleinen 738 und 759 genommen wurde.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, ein dissonirendes Intervall, kommt in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen vor, als kleine, große und verminderte S. Die kleine S., welche auch Haupt- oder wesentliche S. heißt, besteht aus vier ganzen und zwei halben Tönen, als g-f, a-g, b-as u. s. w. Die große S. wird aus fünf ganzen und einem großen halben Ton gebildet, als c-h, d-cis, g-fis u. s. w. Die verminderte S., welche übrigens nur in der Molltonart entsteht, enthält drei ganze und drei große halbe Töne, als gis-f, h-as, cis-b u. s. w. Die S. ist unbestritten das wichtigste Intervall in der musikalischen Harmonie, der Wendepunkt der Accorde und wieder das einzige Mittel, durch welches diese sich zu einer unzertrennlichen Kette von harmonischen Zusammenklängen vereinen lassen. — Septimenaccorde nennt man die dissonirenden Vierklänge eines Grundtons mit seiner Terz, Quinte und S. (S. Accord.)

Septuagesima heißt in der Kirche, wenn man eine runde Zahl annimmt, der 70. Tag vor Ostern, eigentlich der dritte Sonntag vor dem ersten Sonntage in der Fastenzeit oder der neunte Sonntag vor Ostern, mit dem man die sog. gebundene oder geschlossene Zeit beginnen ließ, d. h. diejenige Zeit, während welcher der Genuß weltlicher Freuden verboten war. Sie umfaßte in der ältern Kirche die Zeit vom Advent bis zum Feste der Heiligen drei Könige, die gewöhnliche Fastenzeit, endlich die Zeit vom Sonntage Rogate bis zum Trinitätsfeste, seit dem Tridenter Concil aber nur die Zeit des Advents und der Fasten. Mit dem Sonntage S. begannen viele Kirchen die Quadragesimalzeit, weil sie diese wegen der Fastendispensationen einige Wochen

früher beginnen mußten, um die Zahl der 40tägigen Faſten zu erreichen. In andern Kirchen ließ man jene Zeit, je nach der Beſchränkung der Faſtendiſpenſationen, entweder in die 60 oder 50 Tage vor Oſtern fallen, und hiernach entſtand für die betreffende Faſtenzeit der Name Sexageſima oder Quinquageſima. (S. Faſten.)

Septuaginta oder die Siebzig (LXX) nennt man die bei Juden und Chriſten zu öffentlichem Anſehen gelangte griech. Ueberſetzung des Alten Teſtaments. Nach der Sage bei Joſephus ſoll der König von Aegypten, Ptolemäus Philadelphus, von ſeinem Bibliothekar Demetrius Philaretes veranlaßt worden ſein, den Juden Ariſteas nach Jeruſalem zu ſchicken und ſich vom Hohen Prieſter einen hebr. Codex und zur Ueberſetzung deſſelben 72 Schriftgelehrte (die ſog. Siebzig Dolmetſcher) zu erbitten, die dann dem Demetrius die Ueberſetzung dictirt hätten. Noch wunderbarer klingt die Sage in dem angeblichen Briefe des Ariſteas, wonach die 72 Ueberſetzer auf der Inſel Pharos jeder für ſich eine Ueberſetzung angefertigt haben, welche ſämmtlich, als man ſie nach ihrer Beendigung verglich, Wort für Wort übereingeſtimmt haben ſollen. Der wirkliche Urſprung erklärt ſich einfach aus dem Bedürfniſſe der in Alexandria und Aegypten lebenden Juden, deren Mutterſprache das Griechiſche war. Die verſchiedenen Theile der Ueberſetzung ſtammen aus ſehr verſchiedenen Zeiten. Zuerſt wurde, wol ſchon vor Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., der Pentateuch überſetzt, danach die übrigen Bücher des Alten Teſtaments in längern oder kürzern Zwiſchenräumen, übrigens ſchwerlich in der Reihenfolge, in der ſie im Kanon ſtehen. Im Laufe des 2. Jahrh. wurde die Uebertragung ſämmtlicher in der hebr. Bibel enthaltenen Bücher vollendet. Am gelungenſten ſind die Ueberſetzungen vom Pentateuch, vom Buche Hiob und den Sprüchen Salomo's, weniger gut die von den Pſalmen, dem Jeſaias und den Kleinen Propheten, am wenigſten gut iſt das Buch Daniel übertragen. Das hohe Anſehen, welches die Ueberſetzung erlangte, ſpiegelt ſich noch in den Sagen über ihren wunderbaren Urſprung. Schon vor Chriſtus betrachteten die Juden ſie als inſpirirt, und die neuteſtamentlichen Schriftſteller bedienen ſich ihrer unbekümmert um ihre Abweichungen vom Grundtext zur theol. Beweisführung. In der griech. Kirche trat ſie geradezu an die Stelle des hebr. Textes und blieb bis zum heutigen Tage im ausſchließlichen kirchlichen Gebrauch. Doch wurden ſpäter von Juden und Judenchriſten noch andere Ueberſetzungen angefertigt, deren Abfaſſungszeit meiſt in das 2. Jahrh. n. Chr. fällt, und von denen wir meiſt nur noch Fragmente übrig haben. Am berühmteſten ſind geworden: 1) die Ueberſetzung von Aquila; 2) von Theodotion aus Epheſus; 3) von Symmachus. Die Fehler, die in die Ueberſetzungen und Abſchriften von denſelben gekommen waren, veranlaßten den Origenes, den griech. Text der S. kritiſch zu verbeſſern. Sein Werk heißt die Hexapla, von der wir nur noch Fragmente haben. Außerdem verfaßte er auch eine Tetrapla, welche den Text der LXX, des Aquila, Theodotion und Symmachus enthält und nur noch in einer nach beiden Werken verfaßten ſyr. Ueberſetzung vorhanden iſt. Später haben ſich Lucian, Heſychäus, Baſilius u. a. wiederholt mit der Verbeſſerung der LXX beſchäftigt. Auch unſere jetzigen Ausgaben der LXX bedürfen noch mannichfacher Berichtigungen. Die wichtigſten Handſchriften, die wir von ihr beſitzen, ſind der Codex Vaticanus, Codex Sinaiticus und Codex Alexandrinus; dieſelben weichen aber vielfach voneinander ab. Vgl. Frankel, «Hiſtor.-kritiſche Studien zu der S.» (Lpz. 1841).

Sepúlveda (Juan Ginez), ein ausgezeichneter ſpan. Geſchichtſchreiber und Humaniſt, wurde zu Pozo-Blanco bei Cordova um 1490 geboren. Er machte ſeine erſten Studien zu Cordova, Alcala de Henarez und vorzüglich in dem ſpan. Collegium zu Bologna, wo er ſich mit allem Fleiße der claſſiſchen Literatur widmete. Später lebte er einige Zeit zu Rom in dem literariſchen Kreiſe des Fürſten Carpi und war ſeiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſe wegen dort ſehr geachtet. 1536 wurde er Karl V. bei deſſen Aufenthalte in Italien bekannt und erhielt von dieſem die Anſtellung als deſſen Reichshiſtoriograph, was ihm die erwünſchte Gelegenheit gab, in ſein Vaterland zurückzukehren. Dort verlebte er den Reſt ſeines langen Lebens, ſich ganz ſeinem Berufe und den humaniſtiſchen Studien widmend. Nach der Abdankung des Kaiſers zog er ſich nach Valladolid und dann in ſeine Heimat zurück. Er verfaßte alle ſeine Werke in lat. Sprache, unter welchen die polemiſchen Streitſchriften gegen den Vertheidiger der Indianer, Las Caſas, wol zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkten, aber bei der philanthropiſchen Nachwelt ihm eben nicht zur Empfehlung gereichten. Von ſeinen hiſtor. Schriften (wie z. B. «De rebus Hispanorum gestis ad novum orbem Mexicumque libri VII»; «De rebus gestis Philippi II. libri III»; «De vita et rebus gestis Aegidii Albornotii libri III» u. ſ. w.) iſt das Hauptwerk ſeines Lebens lange nur handſchriftlich aufbewahrt und faſt in Vergeſſenheit geblieben, nämlich ſeine «Historiae Caroli V. imperatoris libri XXX»,

die erſt 1775 wieder entdeckt und auf Befehl der Regierung von der königl. Akademie der Geſchichte zu Madrid nebſt ſeinen übrigen Schriften und ſeiner Biographie herausgegeben worden iſt (4 Bde., 1780). Früher waren erſchienen «Opera varia» (Par. 1541) und «Opera omnia» (Köln 1602). Dieſe Geſchichte Karl's V. iſt zwar allerdings mehr ein Panegyricus und hauptſächlich nur deſſen Kriegsthaten und äußere Politik ſchildernd; doch kann man dem Verfaſſer Forſchungsgeiſt und Streben nach Wahrheit nicht abſprechen. Er gibt ſelbſt Beweiſe, daß er es an den ſorgfältigſten Erkundigungen nicht fehlen ließ und ſogar vom Kaiſer ſelbſt ſich Aufſchlüſſe erbeten und erhalten hatte. Ueberdies iſt dieſes Werk, wie alle ſeine Schriften, in einem ſichtbar den alten Claſſikern und beſonders dem Livius nachgebildeten eleganten Stile geſchrieben. Unter ſeinen Briefen (beſonders herausgegeben zu Paris 1581) ſind mehrere ſehr intereſſant. S. ſtarb 23. Nov. 1574. — Nicht zu verwechſeln mit dieſem iſt ein anderer gleichnamiger und gleichzeitiger Chronolog in Verſen, Lorenzo de S., der, als in der Mitte des 16. Jahrh. die Romanzendichtung auch unter den höhern Ständen beliebt wurde, nach dem Muſter der Volksromanzen eine bedeutende Anzahl ſelbſt verfertigte, deren Stoffe er den alten Chroniken, beſonders der bekannten Alfonſiniſchen, entnahm und in eigenen Sammlungen herausgab. Die eine davon trägt den Titel «Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Crónica de España» (Antw. 1551 u. öfter); die andere, obwol S. auf dem Titel einiger Ausgaben davon als Herausgeber genannt wird, rührt nicht eigentlich von ihm ſelbſt mehr her und enthält nur eine Auswahl aus ſeiner Sammlung.

Sequaner, ein Volk in dem Theile des Transalpiniſchen Gallien, den Cäſar als celtiſches Gallien bezeichnet. (S. Gallien.)

Sequenz heißt eine ſehr wichtige und folgenreiche, aus den Modulationen des Halleluja beim Gradualeresponſorium (ſ. Graduale) im 9. Jahrh. hervorgegangene Gattung von Kirchengeſängen. Nach Einführung eines geregeltern, von Inſtrumentalmuſik begleiteten Kirchengeſangs war (im Abendlande etwa ſeit dem 4. Jahrh.) das Volk allmählich nur auf die uralte refrainartige Wiederholung gewiſſer liturgiſcher Rufe, beſonders des Kyrie eleiſon und des Halleluja, beſchränkt worden. Aber ſchon frühzeitig nahm der das Volk noch weiter zurückdrängende Gebrauch überhand, dieſe beiden Rufe durch Dehnung der Silben, beſonders der Endſilbe zu erweitern, was man Neuma oder Pneuma, d. h. wortloſen Erguß frommen Jubels, nannte. Zuletzt ward die auf der Endſilbe «ja» bei dem Halleluja des Graduale ruhende Modulation, die man, eben weil ſie auf das Halleluja als deſſen unmittelbare Fortſetzung folgte (sequebatur), sequentia benannte, ſo ausgedehnt und verkünſtelt, daß es ſelbſt geſchulten Sängern ſchwer fiel, die Melodien im Gedächtniſſe feſtzuhalten. Deshalb gerieth der berühmte Notker (ſ. d.) Balbulus auf den Gedanken, jenen Modulationen Texte unterzulegen, eine Neuerung, welche auch von andern Mönchen in St.-Gallen, Ratpert, Tuotilo und ihren Schülern, ſofort eifrig aufgegriffen und gefördert und noch vor dem Ablaufe des Jahrhunderts ſelbſt vom Papſte beſtätigt wurde. Notker hielt dabei die ſtrenge Regel des Gregorianiſchen Geſangs feſt, daß auf eine Note nie mehr noch weniger als eine Silbe kommen durfte; und mithin waren die Texte der S. (im Gegenſatze zu den Hymnen) durchaus abhängig von der Muſik, wurden alſo nur durch die Melodie beſtimmt, zunächſt noch ohne alle Rückſicht auf Versmaß und Reim. Wegen dieſer anfänglich durchaus proſaiſchen Form hießen ſie auch ſchlechthin Proſen und als eingeſchobene Texte wurden ſie auch Tropen genannt. Gleichwol waren auch ſchon die früheſten S. nicht form- und geſetzlos, da für ihre Melodie (und dadurch mittelbar auf den Text wirkend) folgende Regeln galten: 1) Sie gehörten zu den Meßgeſängen des Geſammtchors, als Stellvertreter des Volks, und waren in der volksmäßigen Gregorianiſchen Geſangsweiſe abgefaßt; 2) ſie beſtanden immer aus mehrern Chorälen oder melodiſchen Sätzen von oft ſehr ungleicher Ausdehnung; 3) ward meiſt jeder dieſer melodiſchen Sätze unmittelbar wiederholt; 4) wurden außer dieſer unmittelbaren regelmäßigen Wiederholung die melodiſchen Sätze entweder alsbald oder nach andern zwiſchengeſchobenen Sätzen nochmals wieder aufgenommen; 5) hatten alle melodiſchen Sätze entweder ganz gleiche oder doch ſehr ähnliche Schlußcadenzen. In dieſer Abhängigkeit von der Muſik und Melodie begegneten die auch ſchon wegen ihres Urſprungs aus dem Reſponſoriengeſange auf volksmäßigem Boden ſtehenden S. einer Gattung des urſprünglichen deutſchen Volksgeſangs, den Leichen (ſ. d.), und eine gegenſeitige Einwirkung konnte nicht lange ausbleiben. Ferner entſprangen auch aus andern Theilen der Liturgie ähnliche Proſen und Tropen, namentlich aus dem Kyrie, welche letztere Leiche genannt wurden und weniger zu kirchlichem als zu anderweitem gottesdienſtlichen Gebrauche dienten, bei Kriegs-, Wallfahrts-, Geißlerzügen. Auch die S. ſelbſt blieben nach Form wie Stoff dem Volksgeſange verwandt. Sie wurden vorzugsweiſe von Mönchen gedichtet,

namentlich in dem seit ältester Zeit um die Pflege der Muttersprache und des deutschen Gesangs verdienten Kloster St.-Gallen, erhielten sich auch am längsten im Gottesdienste der Klöster, schlossen sich am liebsten an die Heiligenverehrung und an Legenden und gingen auch in die deutsche Sprache über, wodurch dem Volke wieder ein größerer thätiger Antheil am kirchlichen Gottesdienste eröffnet ward. Außer Deutschland aber wurden sie fast nur gepflegt in Frankreich und England, den beiden Ländern, wo nächst Deutschland der Volksgesang zumeist blühte. Als sie allmählich metrische Gestalt und Reim annahmen, erfuhr auch ihre äußere Form die Einwirkung des Volksgesangs, wie sie umgekehrt vielleicht noch stärker auf diesen zurückwirkten. Aber gerade aus diesen Gründen wurden sie der röm. Kirche missällig, und schon die Synode zu Köln 1536 erklärte sich für ihre Abschaffung. Endlich als infolge des tridentinischen Decrets unter Pius V. 1568 eine neue Ausgabe des Breviars veranstaltet wurde, traf hauptsächlich die S. das Verdammungsurtheil; denn von mehr als viertehalbhunderten, welche nachweislich einst vorhanden waren, wurden nur vier beibehalten: «Veni sancte spiritus», «Lauda Sion salvatorem», «Stabat mater dolorosa» und «Victimae paschali», nebst dem nicht aus dem Responsoriengesange hervorgegangenen, also nur halb und halb dazugehörigen Tractus «Dies irae». Ja selbst diese fünf Gesänge werden gegenwärtig fast nur noch in Klosterkirchen und auch dort nicht mehr in der alten einfachen Gesangsweise gehört. Mehrere S. sind in Umdichtungen und Ueberarbeitungen (wie z. B. Luther's «Gelobet seist du, Jesu Christ», nach Notker) in die prot. Gesangbücher übergegangen. Vgl. Wolf, «Ueber die Lais, S. und Leiche» (Heidelb. 1841).

Sequestration (lat.) nennt man die jemand anvertraute Aufbewahrung oder Verwaltung eines im Streite befangenen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streite dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt S. und der Aufbewahrende Sequester. Weiter gehört hierher der Fall, wo das unbewegliche Eigenthum oder nutzbringende Gerechtsame eines Schuldners unter gerichtliche Verwaltung genommen werden, um die Einkünfte für Gläubiger zu beziehen oder unerlaubte Verfügungen zu hindern. Die S. kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch die Gerichte von Amts wegen verfügt werden. Ein Gericht darf aber nur dann eine S. anordnen, wenn während des Processes für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand, auch auf den Fall des Siegs, gar nicht oder unersetzlich beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefordert werden.

Serail ist die französirte Form des aus dem Persischen in das Türkische übergegangenen Worts Serâi (großes Haus, Palast) und bezeichnet vorzugsweise die den östlichsten Stadttheil Konstantinopels bildende, durch eine mittelalterliche Mauer mit Thürmen und Zinnen gegen die Stadt wie gegen das Meer vertheidigte Hauptresidenz der türk. Sultane. Es liegt auf einer Landspitze, welche im Norden vom Goldenen Horn, im Osten und Süden vom Marmarameer bespült wird und nach ihm den Namen Serai-Burun, Seraileap, führt. Das S. bildet einen ansehnlichen Complex von Höfen, Dienstwohnungen, Palästen, Kiosk und Gärten, welcher durch die aus dunkeln Baumgruppen hervorschimmernden eigenthümlichen architektonischen Formen und durch die an ihn sich knüpfenden Erinnerungen einen ebenso malerischen wie interessanten Anblick gewährt. Der Haupteingang befindet sich in der Westmauer und öffnet sich gegen eine Straße, welche an der Aja-Sophia vorbei nach dem alten Hippodrom führt. Durch diesen Eingang, Babi-Humajun, das Kaiserliche Thor geheißen, tritt man auf den äußern, dem Publikum zugänglichen Hof, an welchem das Finanzministerium, die Münze sowie die zum Zeughause eingerichtete byzant. Irenenkirche liegen. Ein weiteres Thor, Bab-es-Selâm, die Pforte des Heils, führt auf den zweiten, viel kleinern, mit Arcaden umgebenen Hof, wo die Kasernen der frühern Palastwachen, Bostandschis und Janitscharen und die Stelle gezeigt wird, auf der ehedem die zur Audienz bestellten fremden Gesandten, der glühenden Sonne, dem Regen oder Sturm ausgesetzt, in türk. Uebermuthe stundenlang wartend gehalten wurden. Ein reichverziertes, noch jetzt von weißen Eunuchen bewachtes drittes Thor, Bab-i-Seadet, die Pforte der Glückseligkeit, öffnet sich von da gegen den wichtigsten innersten Hof, in welchem von Gebäuden vornehmlich der düstere, aber großartig prachtvolle Thronsaal, die Gazneh oder Schatzkammer, die Kaserne der Itsch-Oglans (Palastknaben) und die Weiberwohnungen bemerkenswerth sind. Dazu kommen noch die den Ostrand der Landzunge umsäumenden Uferpaläste, welche, neuern Ursprungs, in mehr europ. Geschmack aufgeführt sind, aber, wie überhaupt diese alte Residenz, seit Sultan Mahmud's II. Zeiten unbewohnt stehen. Von den Kiosk ist das in den Gärten der Südseite gelegene Gülhaneh (Rosenhaus) durch den daselbst 1839 publicirten, nach ihm benannten Hatti-Scherif merkwürdig

geworden. Ein anderer die gegen die Stadt gewandte Mauer überragender Kiosk ist seiner Bestimmung wegen interessant; er diente nämlich den kindisch-neugierigen Großsultanen, den Aufzug der fremden Gesandten nach dem Pfortengebäude ungesehen zu beobachten. Eski-Serai, das alte S., ist eine auf dem Plateau der Stadt, an der Stelle des alten Palastes der griech. Kaiser errichtete, mit hoher Mauer umgebene Palastgruppe, welche theils als Kriegsministerium, theils als Wohnung der Frauen verstorbener Sultane dient.

Seraing, ein Dorf in der belg. Provinz Lüttich, etwa 1 St. oberhalb Lüttich in reizender Gegend am rechten Ufer der Maas gelegen und seit 1843 mittels einer prächtigen Eisendrahtbrücke mit dem Dorfe Jemeppe verbunden, hat durch die ausgedehnten Maschinenwerkstätten, Hohöfen, Stahl- und Eisenfabriken und Kohlenbergwerke John Cockerill's (s. d.) hohe industrielle Berühmtheit erlangt. 1817 wurde das Schloß, ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Lüttich, von den Gebrüdern Cockerill von der niederländ. Regierung angekauft und bildete seit 1820 den Ausgangspunkt der nunmehr über 72 Hektaren sich erstreckenden Fabrikbaulichkeiten. Die großartigen Verhältnisse dieser Fabriken, denen das Eisen in der rohesten Erzform überliefert wird, um als elegante Dampfmaschine daraus hervorzugehen, ergeben sich aus dem Umstande, daß sie durchschnittlich alle Jahre gegen 220 Mill. Kilogrammen an Kohlen verbrauchen, außer andern Dampfmaschinen und Eisenfabrikaten 50 Locomotiven und 14 Dampfschiffe zu Stande zu bringen vermögen, im März 1867 (die Schiffswerfte in Antwerpen und St.-Petersburg inbegriffen) 7227 Menschen beschäftigten und wol zuweilen es zu einer Bruttoeinnahme von 25 Mill. Frs. bringen. Nach Cockerill's Tode wurde infolge einer bedenklichen Krisis die Fortführung von dessen Etablissements zu Lüttich und S. von einer aus den Gläubigern gebildeten anonymen Gesellschaft mit einem Kapital von 12 Mill. übernommen. Durch vortreffliche Leitung sind dieselben bisher in stetem Fortschreiten erhalten worden. Die Bevölkerung des Dorfs und der zugehörigen Weiler, die bei der Cockerill'schen Ansiedelung 1820 sich auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1866 23364 Seelen.

Serampore oder **Serampur**, dän. **Frederiksnagor**, eine Stadt und früher dän. Factorei im brit. Ostindien, westlich am Hugly, gegen 4 M. nördlich von Kalkutta, mit 13000 E. (ohne die Vorstädte) und lebhaftem Industrie- und Handelsbetrieb, namentlich mit bedeutender Papierfabrikation, ist besonders durch die seit 1799 daselbst blühende Mission engl. Baptisten merkwürdig, welche von hier aus 20 Missionsstationen in Bengalen leitete. Von ihnen haben sich W. Carey, J. Marshman und W. Ward entschiedene literarische Verdienste erworben. Mit Unterstützung der brit. Bibelgesellschaft haben sie das Neue Testament und einzelne Bücher des Alten Testaments in mehr als 25 indische Sprachen übersetzt, auch Sprachlehren, Wörterbücher und Schulbücher für diese Sprachen ausgearbeitet und jene wie diese selbst gedruckt. Sie unterhielten nicht nur Schulen für die Kinder der Hindu, sondern auch ein Seminar, worin Hindu zu evang. Predigern gebildet wurden, verbunden mit einem Collegium zum Unterricht für asiat. und europ. Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Am 22. Febr. 1845 kaufte die Ostindische Compagnie der dän. Regierung diese wie die übrigen dän. Besitzungen in Ostindien ab.

Seraph, in der Mehrheit **Seraphim**, heißen bei den Propheten des Alten Testaments himmlische Wesen mit menschlicher Gestalt, aber sechs Flügeln, die um den Thron Gottes stehen und Loblieder anstimmen. Der hebr. Ausdruck bezeichnet eigentlich Edle oder Vornehme, die den Königsthron umgeben. Jedenfalls sind die Seraphim, die man später mit den Cherubim (s. **Cherub**) identificirt hat, als himmlischer Hofstaat Jehovah's anzusehen. Die Franciscaner nannten ihren Stifter Pater seraphicus und ihren Orden den **seraphischen**.

Serapis, **Sarapis**, ein ägypt. Gott, dessen Bild unter Ptolemäus Lagi aus Sinope nach Alexandrien gebracht wurde. Hier wurde dem Gotte der Hauptcultus der neuaufblühenden Residenz zutheil. Die Aegypter, welche an der fremden Einführung zuerst Anstoß nahmen, wußten jedoch bald die Schwierigkeit dadurch auszugleichen, daß sie in ihm, durch den Namensanklang unterstützt, eine Form des Osiris als Apis wiedererkannten und dadurch berechtigt schienen, auf den neuen Gott die hohen Ehren des seit ältesten Zeiten namentlich in Memphis verehrten stierköpfigen Osiris-Apis zu übertragen. Das memphitische Heiligthum des Apis wurde nun zu einem **Sarapieion** (**Serapeum**). Als Hauptgott der königl. Residenz wurde er bald als Sarapis-Helios mit dem höchsten Gotte Aegyptens, der Sonne, identificirt und dadurch in gewisser Beziehung an die Spitze des ägypt. Götterſystems gestellt, wie dies früher mit dem Localgotte der ältern Reichshauptstädte, von Memphis, Phtha-Hephaistos, und von Theben, Amon-Zeus, geschehen war. Von Alexandrien verbreitete sich der Dienst des S., meist in Verbindung mit dem der Isis, über Italien und Griechenland, und in Rom wurde mehrmals gegen den über-

handnehmenden Serapisdienst von der Regierung eingeschritten. Den Charakter des unterweltlichen Gottes behielt er bei. Er wurde meist mit dem Pluto verglichen, sei es, daß er diese Bedeutung schon in Sinope hatte, oder sie erst in Aegypten durch seine Verbindung mit Osiris annahm.

Seraskier, aus dem pers. Seri-asker, d. i. Haupt des Heeres, ist in der Türkei der Titel der höchsten militärischen Würdenträger, welchen der in Konstantinopel residirende Kriegsminister unbedingt, gelegentlich aber auch der Oberfeldherr größerer Truppenmassen führt. So spricht man von einem S. von Anatolien oder Rumelien. Ungefähr gleichbedeutend mit S. ist Serdar oder Serdari-ekrem (der gnädigste Serdar), Feldmarschall, welcher Titel übrigens bisjetzt nur eigentlichen Feldherren, wie Omer-Pascha, gewährt worden ist.

Serbien (türk. Syrp), ein unter der Oberherrlichkeit des Osmanischen Reichs stehendes Fürstenthum, liegt zwischen 43° 20′ bis 44° 50′ nördl. Br., 37 bis 40° 10′ östl. L., wird im N. durch die Save und Donau von der österr. Militärgrenze getrennt, im O. von der Walachei und Bulgarien, im SO. von Türkisch-Serbien, im SW. von Bosnien begrenzt und hat ein Areal von 998 Q.-M. Das Land enthält in seiner jetzigen Umgrenzung weder Theile noch unmittelbare Seitenzweige der Centralkette, welche die europ. Türkei von Westen nach Osten durchzieht und die Hauptwasserscheide zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere bildet, gehört aber doch zu den derselben nordwärts vorgelagerten Plateau- und Berglandschaften und ist mit Ausnahme der Tiefebenen an der Save und Donau durchaus gebirgiger Natur. Seine zahlreichen, vorherrschend in nördl. oder nordwestl. Richtung streichenden, 2—4000 F. hohen Bergrücken, hier gewöhnlich Planina genannt, durchziehen das Innere des Landes, umwallen seine West- und Ostgrenze und fallen nordwärts ziemlich steil gegen die Save und Donau ab. Im Innern ist als Knotengebirge Mittelserbiens und als wichtiger strategischer Punkt das Rudnikgebirge hervorzuheben, welches in der Zrna Góra (Schwarzer Berg) die Höhe von 2600 F. erreicht. Von den aus der türk. Centralkette gegen Norden herabströmenden Flüssen mehrfach durchbrochen, umschließen die Bergrücken viele tiefe, im Westen engere Thalfurchen, im Osten geräumigere Hochthäler, die terrassenförmig von den sumpfigen Niederungen der Save und Donau nach Süden allmählich aufzusteigen scheinen. Diese Thäler, die Culturcentren wie die Schlachtfelder des Landes, sind zum Theil aber auch wie die Gebirge selbst noch mit dichter Waldung bedeckt und nur durch enge Thalpforten oder beschwerliche Gebirgspässe miteinander verbunden. Die zahlreichen Flüsse des Landes, von denen die Drina, der Grenzfluß nach Bosnien hin, die aus der westl. und der östl. Morawa entstehende Große Morawa mit dem Nebenflusse Ibar und der Timok, der Grenzfluß nach Bulgarien hin, die bedeutendsten, haben den Charakter von Bergströmen. Aber die dichte Bewaldung der Gebirge sichert ihnen größern Wasserreichthum, sodaß sie in ihrem untern Laufe kleine Schiffe tragen und für den Verkehr wichtig werden könnten, wenn die Kunst ihnen zu Hülfe käme. Alle diese Flüsse (serb. Rjeka) strömen nordwärts der Save und der Donau zu, deren sumpfige Tiefebene nur da unterbrochen wird, wo die Gebirge bis an diese Ströme herantreten. Dies ist besonders an der Nordostspitze des Landes der Fall, wo die serb. und siebenbürg.-banat. Gebirge so nahe herantreten, daß der Donau nur ein enges Felsenbett mit Stromschnellen, das sog. Eiserne Thor (s. d.), übrigbleibt. Das Klima des Landes ist gemäßigt und gesund, in den höhern Theilen freilich rauher. Bei dem fruchtbaren Boden der Thäler und niedern Gegenden ist das Land productenreich und sowol zur Viehzucht wie zum Acker- und Weinbau passend. Die Wälder bestehen meist aus Laubholz, vorzugsweise Eichen. Außerdem gibt es eßbare Kastanien, Obstbäume aller Art, insbesondere Birnbäume, welche in den niedern Gegenden völlige Waldungen bilden. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und anderes Getreide, Wein, Obst, etwas Taback und Hanf. Wichtiger sind die Producte der Viehzucht, welche mit größerer Liebe als Ackerbau von den Einwohnern betrieben wird. Metalle werden trotz des Grubenreichthums des Landes, da der geregelte Bergbau nur wenig entwickelt ist, in verhältnißmäßig geringen Mengen erzeugt. Es wird Galmei verhüttet, Eisen und Kupfer bei Majdanpek, Steinkohlen im Kreise Kraina zu Tage gefördert.

Die Bevölkerung S.s belief sich 1865 auf 1,157397 Seelen, worunter aber die herumziehenden, nicht seßhaften Zigeuner, deren Zahl etwa 12000 betragen mag, nicht begriffen sind. Die Einwohner leben in 39 Städten und 2306 Dörfern; sie gehören der Nationalität nach größtentheils dem serb.-slaw. Volksstamme an. Durch kräftigen Körper, feurigen, poetischen Geist, Muth, eigenthümliche Sitten und Lebensweise, Musik-, Gesang- und Freiheitsliebe ausgezeichnet, bilden sie einen der begabtesten und am meisten versprechenden Slawenstämme. Außer den Serben gibt es mehr als 100000 Walachen, welche aber fast überall die serb. Tracht und sehr häufig auch die serb. Sprache angenommen haben, einige tausend Bulgaren in den südl.

Landestheilen, bei 2000 Juden, ungefähr 18000 Zigeuner und einige tausend fremde Europäer, worunter auch einige hundert Deutsche, meist in Belgrad. Ständeunterschiede werden nur durch die Beschäftigung gebildet. Einen Adel gibt es nicht, und die Landleute sind freie Grundbesitzer. Das Familienleben ist auf patriarchalischer Einfachheit und, wie bei andern südslaw. Völkern, auf der Hausgemeinheit (Sadruga) begründet, welche von einer Anzahl Personen gebildet wird, die zu gemeinsamem Erwerbe und Genusse des Lebens vereinigt, unter einem freigewählten Oberhaupte (dem Hausvater) in einem Hause und in vollkommener Gütergemeinschaft leben. Die Bewohner bekennen sich (mit Ausnahme von etwa 1000 Katholiken, 300 Evangelischen, den Juden und einigen tausend Mohammedanern) zur griech.-orient. Kirche, die sich im Lande zu einer eigenen Nationalkirche herausgebildet hat, in Glaubenssachen wol unter dem Patriarchen zu Konstantinopel stehend, sonst aber von dem Metropoliten in Belgrad und den diesem untergeordneten drei Bischöfen in Schabaz, Karanowaz und Negotin, welche zusammen eine Nationalsynode ausmachen, abhängig. Die griech. Kirche ist in S. mit verschiedenen Vorrechten vor den andern Confessionen ausgestattet; Katholiken, Protestanten und Juden genießen Freiheit des Cultus, doch ist der Uebertritt aus der Nationalkirche zu jedem andern Glauben auf das strengste verboten.

Der Gewerbfleiß ist, außer in Belgrad, fast blos auf die bäuerliche Hausindustrie beschränkt. Dagegen gewinnt der Handel in neuerer Zeit täglich größere Bedeutung. Belgrad, wo eine Handels- und Gewerbekammer 1857 errichtet wurde, ist nicht nur der Stapelplatz für ganz S., sondern treibt auch ansehnlichen Transitohandel in die Türkei. Es betrug die Einfuhr im J. 1862: 63,481896, 1863: 79,887894 serb. Handelspiaster (1 solcher Piaster = 9 Kreuzer österr. Währung), die Ausfuhr im J. 1862: 84,220497, 1863: 101,147010 serb. Handelspiaster. Ueber drei Fünftel der Einfuhr und vier Fünftel der Ausfuhr kommen auf den Verkehr mit Oesterreich. Vieh, Felle und Häute, Wolle, Unschlitt und Knoppern sind die wichtigsten Ausfuhrgegenstände, Manufacturwaaren, Salz und Zucker die werthvollsten Einfuhrartikel. Ein wesentliches Hinderniß für den Handel ist der Mangel an Eisenbahnen und guten Landstraßen und selbst von den Wasserstraßen werden nur wenige (Donau und Save) für den Verkehr benutzt. Das Unterrichtswesen hat, was die höhern Lehranstalten betrifft, in den letzten Jahren rasche Beförderung erfahren. Es bestehen eine Akademie in Belgrad, die 1863 neu organisirt und in drei Facultäten (die philosophische, technische und juristische) getheilt wurde, eine theol. Lehranstalt, eine Kriegsakademie, eine Handels- und Gewerbeschule ebenda, zwei Gymnasien, vier Untergymnasien, mehrere Realschulen, eine Schullehrerbildungsanstalt in Topdschider. Hingegen ist der Volksunterricht noch sehr vernachlässigt. Der Verfassung nach ist S. eine eingeschränkte Monarchie unter Oberhoheit (Suzeränetät) des osman. Sultans. Die Hauptgrundlage der Verfassung ist der Hatti-Scherif oder Ustaw vom Dec. 1838. S. bildet einen integrirenden Bestandtheil des Osmanischen Reichs, steht aber zu demselben in einem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältnisse, welchem zufolge die serb. Nation und ihr Fürst zu Treue und Gehorsam gegen den Sultan und zur Leistung eines jährlichen Tributs von 2,300000 Piastern verpflichtet ist, wogegen die Pforte dem Fürstenthum volle innere Souveränetät zuerkennt. Diese Autonomie des Landes wurde durch den Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 bestätigt und wurden durch denselben die Rechte und Freiheiten S.s unter die gemeinsame Garantie der Großmächte, der Türkei und Sardiniens gestellt. Bis auf die jüngste Zeit besaß die Pforte das Recht, in der Citadelle von Belgrad und einigen andern festen Plätzen S.s eine militärische Besatzung zu halten; dieses Recht wurde aber durch den Ferman vom 29. März (10. April) 1867 aufgegeben. Die Fürstenwürde ist durch den Beschluß der National-Skupschtina vom 11. (23.) Dec. 1858 dem Hause Obrenowitsch übertragen worden und ist erblich im Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrechte. Seit 1860 regiert Fürst Michael III. Er residirt in der Landeshauptschaft Belgrad oder in der Stadt Kragujewatz. Der Fürst übt die gesetzgebende Gewalt im Verein mit dem Senate und der Nationalversammlung (Skupschtina) aus. Der Senat besteht aus 17 Mitgliedern, die vom Fürsten auf Lebenszeit ernannt werden. Die Skupschtina wird, nach dem neuen organischen Gesetze von 1861, aus 120 Deputirten gebildet; jeder Wähler muß mindestens 21 J. alt sein, directe Steuern zahlen und weder dem Dienstbotenstande noch dem Zigeunerstamme angehören. Die Wähler sind auch wählbar, mit Ausnahme von Regierungsmitgliedern und Geistlichen. Die Skupschtina soll mindestens alle drei Jahre einmal zusammentreten. In bestimmten Fällen, namentlich wenn es sich um die Berufung eines neuen Fürsten, um die Adoption eines Thronfolgers u. s. w. handelt, wird eine außerordentliche (große) Skupschtina einberufen, die viermal so stark als die ordentliche Skupschtina ist. Die oberste Staats-

verwaltung iſt ſieben Miniſterien in Belgrad anvertraut: für das Aeußere, die Juſtiz, das Innere, die Finanzen, den Cultus und Unterricht, das Kriegsweſen, die öffentlichen Bauten. Für die Adminiſtration zerfällt S. in 17 Kreiſe; in jedem derſelben iſt ein Kreisamt als polit. Polizei- und Finanzbehörde beſtellt, deſſen Functionen für die Stadt Belgrad dem dortigen Stadtmagiſtrate überwieſen ſind. Den Kreisämtern unterſtehen als untere Adminiſtrativbehörden die 54 Bezirksämter, denen wieder für die Localpolizei die Friedensgerichte in den Gemeinden untergeordnet ſind. Die Juſtizpflege wird von dem Caſſationshofe und dem Appellationsgerichte in Belgrad, einem Handelsgerichte und 18 erſtinſtanzlichen Gerichten wahrgenommen. Was die Finanzen des Fürſtenthums anbelangt, ſo wurden Einnahmen und Ausgaben im Budget für das J. 1866 auf je 27,820000 ſerb. Steuerpiaſter (à 17 Neukreuzer öſterr. Währung) feſtgeſtellt. Im Budget für 1863 figurirt auch eine Anleihe von 300000 öſterr. Dukaten, die aber bereits getilgt ſein ſoll. Außer dieſer beſitzt S. keine Staatsſchuld. Die bewaffnete Macht beſteht aus den ſtehenden Truppen und der Miliz. Die erſtern ergänzen ſich durch Freiwillige und durch Rekruten für eine dreijährige Dienſtzeit, haben aber nur die geringe Stärke von 3400 Mann, die in 2 Bataillone Infanterie, 2 Escadronen Cavalerie, 8 Artilleriebatterien, 1 Pionnier-, 1 Pontonnier- und 1 Arbeitercompagnie und dem Gensdarmeriecorps vertheilt ſind. Die eigentliche Wehrkraft des Landes beruht auf der Miliz, in welcher die dienſtfähige Hälfte aller Serben von 21—50 J. conſcribirt iſt; nur die Geiſtlichen ſind nicht milizpflichtig. Die Miliz zerfällt in zwei Klaſſen, von denen jedoch nur die erſte (gebildet aus einem Viertel der tauglichen männlichen Bevölkerung) in 6 Corps: 76 Infanteriebataillonen, 33 Cavalerieſchwadronen, 16 Artilleriebatterien, 17 Pionniercompagnien und dem Train, zuſammen in einer Stärke von 59586 Mann (1866), organiſirt iſt. Das ſerb. Landeswappen enthält ein ſilbernes Kreuz im rothen Felde mit vier Feuerſtählen (Halbmonden) in den Ecken. Vgl. Tkalac, «Staatsrecht des Fürſtenthums S.» (Lpz. 1858).

S. war in den älteſten Zeiten von thraz. Völkerſchaften bewohnt, ward kurz vor Chriſtus von den Römern unterworfen und von ihnen als Oberes Möſien (ſ. d.) zur Provinz Illyricum geſchlagen, deren Schickſale es unter der röm. Herrſchaft theilte. Die Einwohner wurden nach und nach romaniſirt und werden deshalb auch mit unter der allgemeinen Benennung Walachen aufgeführt. Bei der Völkerwanderung wurde das Land nacheinander die Beute der Hunnen, Oſtgothen, Langobarden u. ſ. w., nach deren Auswanderung es um die Mitte des 6. Jahrh. wieder unter byzant. Herrſchaft kam. Im Anfang des 7. Jahrh. bemächtigten ſich die Avaren deſſelben; gegen dieſe rief Kaiſer Heraklius um 636 die Serben aus dem öſtl. Galizien zu Hülfe, welche um 638 die Avaren aus dem Lande vertrieben. Die Serben verbreiteten ſich nun über das Land weſtlich von der niedern Morawa und dem Ibar bis zum Werbas, den dalmatin. Gebirgen und dem Adriatiſchen Meere und von der Save ſüdlich bis zu der Centralgebirgskette der europ. Türkei und dem See von Skutari, alſo über Montenegro, den größten Theil des heutigen Bosnien und die weſtl. Hälfte des heutigen S. aus. Das Land zerfiel nach den verſchiedenen Stämmen in ſieben Diſtricte: in das eigentliche S., Bosnien, Neretwa, Zachlumien, Trawunien, Konawlja und Dukla, an deren Spitze Zupane ſtanden. Dieſe waren wiederum einem Großzupan, der als Lehnsträger des byzant. Kaiſers in Desniza an der Drina im eigentlichen S. reſidirte, untergeben; doch war das Band der Abhängigkeit nur ſehr ſchlaff, und wiederholt machten ſich die einzelnen Zupane faſt ganz unabhängig. Obwol ſchon Kaiſer Heraklius die Serben dem Chriſtenthume zuzuwenden ſuchte, wurden ſie doch erſt ſpäter, um die Mitte des 9. Jahrh., durch Geiſtliche, welche der Kaiſer Baſilius I. ſendete, vollſtändig bekehrt. Die ganze Thätigkeit der Serben wurde damals und für lange Zeit durch die Kriege mit den benachbarten Bulgaren in Anſpruch genommen, die bis zur Vernichtung des Bulgarenreichs durch Kaiſer Baſilius II. 1018 fortdauerten, wo zugleich S. völlig zur byzant. Provinz wurde. Schon um 1043 gelang es aber dem Stephan Vagiſlaw, die byzant. Befehlshaber zu vertreiben. Sein Sohn und Nachfolger Michael, 1050—80, machte ſich wieder ganz unabhängig, indem er den Titel eines Königs (Kral) von S. annahm und ſich die Anerkennung der Königswürde vom Papſte Gregor VII. verſchaffte. Mancherlei innere und äußere Kriege verwüſteten indeſſen das Land, bis 1165 Stephan Nemanja, nachdem er die byzant. Herrſchaft abermals gebrochen, ſich zum Serbenfürſten aufſchwang. Er wurde der Stifter der nach ihm benannten Dynaſtie und der Gründer eines Reichs, das nach ſeiner Reſidenz, der Stadt Raſſa (jetzt Nowy-Bazar), die Großzupanie von Raſſa, ſpäter das ſerb. oder Raſciſche Reich genannt wurde. Von der Reſidenz ging auch der Name auf das Volk über, und noch gegenwärtig hat ſich mit dem Namen Serben die Benennung Raizen (ſ. d.) oder Ratzen erhalten. Stephan's älteſter Sohn,

der 1195 den Thron beſtieg, wurde 1222 mit einer von Rom erhaltenen Krone zum König gekrönt. Er wie ſeine Nachfolger erweiterten das Reich mehrfach, ſodaß unter Stephan Duſchan (1336—56) ganz Macedonien, Albanien, Theſſalien, Nordgriechenland und Bulgarien dazu gehörten. Stephan Duſchan, der ein treffliches Geſetzbuch gab und Wiſſenſchaften und Handel begünſtigte, nahm ſogar den kaiſerl. Titel (Zar) an und theilte das Reich in verſchiedene Statthalterſchaften, legte aber dadurch den Grund zu deſſen Verfall. Schon ſein Sohn und Nachfolger Uroſch V. verlor die meiſten eroberten Provinzen infolge innerer Unruhen, die fortan S. wieder den äußern Feinden preisgaben. Mit Uroſch ſtarb die Dynaſtie Nemanja's aus. Um 1374 gelangte eine neue Dynaſtie mit Lazar I. auf den Thron, der anfangs mit Glück regierte, dann aber im Kampfe mit den Türken unterlag und in der Schlacht auf dem Amſelfelde (ſ. d.) 15. Juni 1389 fiel. Der türk. Sultan Bajazet theilte hierauf S. zwiſchen Lazar's Sohn, Stephan, und Lazar's Eidam, Wuk Brankowitſch. Beide mußten ihm Tribut zahlen und ſich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieſer Zeit an konnten die Serben ſich dem türk. Joche nicht wieder entziehen. Spätere Verſuche wurden immer verderblicher für das Land, das in den Kriegen zwiſchen Ungarn und der Pforte ſtets der unglückliche Schauplatz war. Zuletzt, nachdem unter Lazar II. die innere Zerrüttung aufs höchſte geſtiegen, fiel Sultan Mohammed II. 1459 in S. ein. Das Land wurde jetzt gänzlich unterworfen und als Provinz dem Osmaniſchen Reiche einverleibt. Der Reſt des Volks, der dieſe Kataſtrophe überlebte, verſank unter dem Druck der Türken auf lange Zeit in Elend und dumpfe Trägheit. Im Frieden zu Paſſarowitz (1718) erhielt Oeſterreich den größten Theil S.s, nämlich das nördl. Stück mit der Hauptſtadt Belgrad bis an den Fluß Timock und das Gebirge Bujukdaſch; aber durch den Belgrader Frieden (1739) fiel dieſes ganze Stück an die Türken zurück. Die Kriege zwiſchen Türken und Oeſterreichern dienten ſomit nur dazu, das Land noch mehr zu verwüſten. Wenn auch die Pforte, wie überall bei ihren Eroberungen, den unterworfenen Serben ihre Gemeindeverfaſſung ließ, ſo waren dafür die Willkür der Paſchas und die Plackereien der Janitſcharen, welche als Freibeuter das Land ausplünderten, um ſo größer.

Endlich veranlaßte die Grauſamkeit und der Uebermuth der Janitſcharen einen Aufſtand in S. In der Nacht des 12. Febr. 1804 wurde Georg Czerny (ſ. d.), mit dem Beinamen Karagjorgje (d. i. ſchwarzer Georg), zum Oberhaupt gewählt. Dieſer rief das ſerb. Volk zum Freiheitskriege auf und vertrieb in den J. 1804 und 1805 die Türken ganz aus dem Lande; nur in Belgrad behauptete ſich die türk. Beſatzung. Von verſchiedenen Seiten rückten die türk. Heere gegen S. heran; aber Georg ſiegte in mehrern Schlachten und erſtürmte endlich, 23. Febr. 1807, auch die Feſtung Belgrad. Um die immer ſteigende Macht des heldenmüthigen Dictators zu beſchränken, riefen die eiferſüchtigen Häuptlinge den Schutz Rußlands an, das gerade mit der Pforte Krieg führte. Im Waffenſtillſtande zu Slobosje, 24. Aug. 1807, bedang Kaiſer Alexander I. auch für S. Frieden aus und befahl zugleich den Serben, ſich ruhig zu verhalten. Aber die innere Zwietracht zwiſchen Georg und ſeinen Gegnern im ſerb. Senate dauerte fort und zeigte ſich namentlich, als S. in den wiederausgebrochenen ruſſ.-türk. Krieg 1809 hineingezogen wurde. Im Dec. 1810 kam ein neuer Waffenſtillſtand mit den Türken zu Stande, und Georg beobachtete ſeitdem ſtrenge Neutralität. Die Folge war, daß Kaiſer Alexander I., als er wegen der drohenden Invaſion Napoleon's mit dem Osmaniſchen Reiche Frieden ſchloß, zu Bukareſt (ſ. d.) 28. Mai 1812, S. preisgab. Es wurde nur feſtgeſetzt, daß die Pforte den Serben volle Amneſtie gewähren ſollte. Die Feſtungen, welche die Serben im Laufe des Kriegs erbaut, ſollten geſchleift, die übrigen feſten Plätze den Türken eingeräumt werden. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten ſollte der Nation überlaſſen und die Steuern im Einvernehmen mit der Pforte von den Landesbehörden erhoben werden. Dieſe Beſtimmungen genügten jedoch den Serben nicht. Zugleich lehnten ſie den Antrag Rußlands ab, wonach letzteres gegen Uebergabe aller feſten Plätze des Landes und Einverleibung aller waffenfähigen Mannſchaft in das ruſſ. Heer die Nation ferner unterſtützen wollte. Als Ende Juli 1812 die ruſſ. Truppen abzogen, ſuchten die Serben in Konſtantinopel und durch Annäherung an Oeſterreich mehr für ſich zu gewinnen. Dieſe Verſuche mislangen und der Kampf gegen die Türken begann im Juli 1813 aufs neue; aber der ruſſiſchgeſinnte Senat befahl die Waffen niederzulegen, und der ruſſ. Conſul drohte, daß Rußland jede weitere «Rebellion gegen ſeinen Alliirten» mit Waffengewalt unterdrücken werde. Da entließ Georg ſeine Getreuen und flüchtete 15. Oct. 1813 über die Grenze nach Oeſterreich. Die Türken behandelten S. als erobertes Land mit grauſamer Strenge, und wiederholte Ausbrüche der Volkswuth wurden durch Blutſtröme gedämpft, bis Miloſch Obrenowitſch (ſ. d.) am Palmſonntag 1815 das Signal zu dem zweiten ſerb. Freiheitskriege gab.

Nach glücklichem Kampfe kam eine Art Abkommen mit dem Pascha von Belgrad 1816 zu Stande, und wenn auch dasselbe von der Pforte nicht ratificirt wurde, so trat doch ein thatsächlicher Friedenszustand ein. Die Türken blieben im Besitz der festen Plätze; im übrigen hatte S. eine völlig unbeschränkte Selbstregierung, und in der Skuptschina (Landesversammlung) vom 6. Nov. 1817 wurde Miloſch zum erblichen Fürsten erwählt. Miloſch's Hauptbestreben war es nun, dem ausgesogenen Lande den Frieden zu bewahren. Sowol von der Pforte wie von Rußland wußte er sich unabhängig und mit beiden in Freundschaft zu erhalten, obschon seine Stellung wegen der Reizbarkeit des serb. Volks, das während der Aufstände in den andern Provinzen der europ. Türkei gern den Kampf gegen die Türken erneuert hätte, eine sehr schwierige blieb. 1827 wurde Miloſch auf einer großen Nationalversammlung zu Kragujewatz in der erblichen Fürstenwürde bestätigt. Als im russ.-türk. Kriege von 1828 die Nation in ihn drang, sich Rußland anzuschließen und das Land von der türk. Oberherrschaft vollends zu befreien, blieb er allein fest, indem er wohl einsah, daß das kleine S. nichts sei, sobald die Herrschaft der Pforte geendet. Im Frieden zu Adrianopel, 14. Sept. 1829, und durch den Ferman vom 15. Aug. 1830 wurden endlich von seiten der Pforte den Serben die schon früher eingeräumten Freiheiten und Rechte förmlich bestätigt und die losgerissenen sechs Districte Kraina, Timok, Parakin, Kruschewaz, Starovlaschka und Drina dem Lande zurückzugeben versprochen. Die Vereinigung erfolgte indessen erst durch einen Hatti-Scherif von 1834, der auch den Tribut festsetzte und bestimmte, daß die Türken außer in den Festungen nur in dem Türkenviertel von Belgrad sich aufhalten dürften.

Hiermit war ein Wendepunkt in der Regierung Miloſch's eingetreten. Derselbe hatte sich nicht blos die Aristokratie der Districtsvorsteher u. s. w., sondern zuletzt auch die Masse der Nation durch Habsucht, Willkür, Grausamkeit und unsittlichen Lebenswandel so abwendig gemacht, daß die vielen Wohlthaten, die er dem Volke erzeigt, über dem Drucke vergessen wurden. Es organisirte sich unter Wutschitsch und Petroniewitsch eine eigene Nationalpartei, die ihm feindlich gegenübertrat, obschon sie ebenso wenig von russ. Einflusse etwas wissen wollte. Auch Rußland als Protectoratsmacht protestirte gegen Miloſch's Regierungsweise, sodaß dieser 1835 nach Konstantinopel reiste, um den Schutz des Sultans zu erbitten. Darauf wurde im Dec. 1838 ein unter russ. Einflusse ausgearbeitetes Staatsgrundgesetz (Ustaw) für S. durch großherrlichen Hatti-Scherif eingeführt. Durch dasselbe wurde dem Fürsten ein Senat zur Seite gesetzt, der das Recht erhielt, die Höhe der Steuern, die Besoldung der Truppen und der Beamten zu bestimmen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Miloſch, den man des Unterschleifs öffentlicher Gelder beschuldigte und deshalb zur Rechenschaftsablegung zwingen wollte, sah sich jetzt von allen Seiten so bedroht, daß er 13. Juni 1839 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan die Regierung niederlegte. Doch dieser starb schon 8. Juli 1839, und nun wurde Miloſch's jüngster Sohn, Michael, zum Fürsten ausgerufen und von der Pforte bestätigt. Indessen stellte sich alsbald heraus, daß die Opposition überhaupt auf Entfernung der Dynastie Obrenowitsch hinarbeitete und dafür die Nachkommenschaft des Georg Czerny auf den serb. Thron erheben wollte. Ein erster Versuch 1840 mislang, und die Führer, Wutschitsch, Petroniewitsch, Garaschanin (s. d.) mußten das Land verlassen, erhielten aber 1842 unter russ.-türk. Vermittelung die Erlaubniß zur Rückkehr. Der junge Fürst Michael erwies sich so unfähig und zügellos, daß sich das Volk bald um so entschiedener von ihm abwendete. Schon Anfang Sept. 1842 kam ein neuer Aufstand unter Wutschitsch's Führung zum Ausbruch. Das Militär ging zu den Insurgenten über, und so mußte Fürst Michael über Belgrad nach Semlin 7. Sept. flüchten. Eine unweit Belgrad abgehaltene Skuptschina, 14. Sept., erklärte hierauf unter Zustimmung des türk. Gouverneurs von Belgrad, Kiamil-Pascha, die Familie Obrenowitsch der Regierung für verlustig und wählte Alexander Karagjorgjewitsch, den zweiten Sohn Georg's, zum Fürsten, welcher durch großherrlichen Ferman vom 8. Oct. bestätigt wurde. Ein Versuch der Anhänger der Obrenowitsch zu einer Gegenrevolution mislang gänzlich und zog nur harte Repressivmaßregeln nach sich. Da schien Rußland durch einen Protest gegen die Revolution und ihre Folgen, 31. Oct. 1842, als Stütze des Rechts der Verträge und der Legitimität auftreten zu wollen. Allein nur zu bald sah man, daß Rußland unter diesem Vorwande ganz andere Pläne in Betreff der Walachei, insbesondere aber den Sturz der ebenso gegen Rußland wie gegen Miloſch feindlichen Nationalpartei zu erreichen hoffte. Als dies geschehen war, ließ sich Rußland zu einer Uebereinkunft herbei, vermöge deren eine neue Fürstenwahl in gesetzlicher Form vorgenommen und Kiamil-Pascha, Wutschitsch und Petroniewitsch als die Anstifter der jüngsten Revolution des Landes verwiesen werden sollten,

12. April 1843. Alles dies geschah. Am 27. Juli ward Alexander, der unterdeß sich zu geheimen Zugeständnissen gegen Rußland herbeigelassen, abermals zum Fürsten gewählt und am 14. Sept. 1843 durch großherrlichen Hatti-Scherif bestätigt. Neue Erhebungsversuche der Partei Miloſch's, 1844, mislangen.

Unter der verständigen Herrschaft des Fürsten Alexander Karagjorgjewitsch begann S. sich zu erholen und machte seitdem in seiner innern Entwickelung sichtbare Fortschritte. 1845—47 folgten Reformen auf Reformen. Die Stürme des J. 1848 berührten die innern Verhältnisse des Landes nicht, obschon die Serben bei dem sich in dem benachbarten Ungarn entspinnenden Rassenkrieg nicht unbetheiligt blieben. Fürst Alexander schickte der österr. Regierung Hülfstruppen gegen die Magyaren, gab aber schon im Febr. 1849 den Befehl zur Heimkehr. Diese Mannschaften hatten sich tapfer geschlagen, aber ihren Namen auch durch Plünderungen und Greuelthaten befleckt. Für die Entwickelung des politischen Lebens in S. war übrigens dieser Krieg insofern von Bedeutung, als seitdem eine slaw.-patriotische Partei mit großer Bestimmtheit hervortrat, die den Krieg gegen den Islam und eine innige Verbindung mit dem solchen Absichten entgegenkommenden Rußland anstrebte. Um so mehr suchte aber die serb. Regierung die Verbindungen mit der Pforte und mit Oesterreich wiederherzustellen und zu kräftigen. Der Krieg in Montenegro (s. d.) 1852—53 weckte zwar in S. Sympathien für das stammverwandte Volk der Montenegriner; allein die Regierung enthielt sich jeder Parteinahme und bot der Pforte sogar ihre Vermittelung an, die freilich abgelehnt wurde. Nach dem Tode des Senators und Ministers Petroniewitsch übernahm der bisherige Minister des Innern, Garaschanin 1852 auch das Departement des Auswärtigen und die politische Oberleitung. Doch schon Ende März 1853 erhielt er plötzlich seine Entlassung, weil er sich den Planen Rußlands nicht günstig erwies und namentlich die Verhaftung und Ausweisung russ. Agenten, welche das serb. Volk zum Krieg gegen die Türken aufreizten, verfügt hatte. Bei dem Ausbruch des Orientkriegs erklärte sich jedoch die serb. Regierung, in richtiger Erwägung der Verhältnisse, für streng neutral, und schon 17. Nov. 1853 verließ darüber der russ. Consul das Land. Fürst Alexander mußte um so vorsichtiger und energischer zu Werke gehen, als Fürst Miloſch auf seinen Gütern in der von den Russen besetzten Walachei Anstalten machte, ein Freicorps zu werben, das angeblich gegen die Türken, vielleicht aber auch zur Wiedereroberung des serb. Throns gebraucht werden sollte. Obschon sich die alten Anhänger der Obrenowitsch wieder regten und die russenfreundliche Partei im Lande einem Einmarsche der Russen entgegensah, blieb S. doch ruhig, wozu freilich auch die bedeutende türk. Streitmacht zu Widdin und Kalafat, hart an der serb. Grenze, viel beitragen mochte. Die Concentration österr. Truppen an der Save und Donau veranlaßte die serb. Regierung ein vom 17. April 1854 datirtes Memorandum an die Pforte zu richten, in dem sie sich gegen eine befürchtete Besetzung S.s durch die Oesterreicher aussprach. Am 3. Mai erfolgte sodann eine Ordonnanz des Fürsten Alexander über die Mobilisirung des serb. Nationalheeres. Doch stellte man die Rüstung im Laufe des Sommers wieder ein, indem Oesterreich erklärte, es werde in S. nur einrücken, falls sich das Land gegen die legitime Ordnung der Dinge erhebe. Als bald darauf die Donaufürstenthümer von den Russen geräumt und von den Oesterreichern besetzt wurden, war für die Ruhe S.s nichts mehr zu befürchten. Die Oesterreicher blieben auch bis zum Ende des Orientkriegs in den Fürstenthümern. Im Pariser Friedensvertrage vom 30. März 1856 erloſch das ausschließliche Protectorat Rußlands über S. Die Privilegien und Immunitäten des Fürstenthums wurden unter die gemeinsame Garantie der Vertragsmächte gestellt und zugleich das türk. Besatzungsrecht in den serb. Festungen gewahrt. Die serb. Regierung hatte inzwischen wieder den innern Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und wichtig war namentlich die Sammlung der Gesetze, welche 1854 erschien. Trotz aller administrativen und materiellen Verbesserungen stieg jedoch die Unzufriedenheit im Lande immer höher. Mit der russenfreundlich-panslawistischen Partei hatte sich Fürst Alexander durch seine Neutralität im Orientkriege vollständig verfeindet, und seine Hinneigung zu Oesterreich, dessen Generalconsul in Belgrad den größten Einfluß übte, ward allgemein misbilligt. Dazu kamen persönliche Beschwerden, indem man dem Fürsten vorwarf, daß er die Verwandten seiner Gemahlin ungebührlich bevorzuge. Endlich wurde 9. Oct. 1857 eine Verschwörung gegen das Leben Alexander's entdeckt, in welche fünf Senatoren verwickelt waren, und der Fürst benutzte diesen Vorwand, um auch die übrigen oppositionellen Mitglieder des Senats zur Abdankung zu zwingen. Nach einem geheimen Proceßverfahren wurden die Schuldigen zum Tode verurtheilt. Aber nun verbot die Pforte die Vollziehung des Urtheils und sandte zwei Commissäre, welche nach Prüfung der Acten die Todesstrafe in Verbannung umwandelten. Durch

dieſe Vorgänge ward das Anſehen des Fürſten vollſtändig untergraben. Doch ſuchte er ſeine Stellung wieder zu befeſtigen, indem er die hervorragendſten Führer der Nationalpartei, Wutſchitſch zum Präſidenten des Senats und Garaſchanin zum Miniſter des Innern berief. Aber die Regierung konnte dem allgemeinen Verlangen nach einer Einberufung der Skupſchtina, welche ſeit 1848 nicht verſammelt geweſen, ſich auf die Länge nicht entziehen. Man traf die Veränderung, daß es nicht mehr eine allgemeine regelloſe Volksverſammlung, ſondern eine wirklich repräſentative Körperſchaft ſein ſollte, und im Nov. 1858 ward ein förmliches Wahlgeſetz erlaſſen. Die Wahlen fielen faſt alle oppoſitionell aus. Nachdem die Verſammlung am Andreastage eröffnet, wurde 22. Dec. eine förmliche Anklage gegen den Fürſten wegen Misregierung erhoben und eine Deputation abgeſchickt, um ihn zur Abdankung aufzufordern. Alexander lehnte ab und ſuchte eine Zuflucht in der türk. Citadelle von Belgrad. Tags darauf, 23. Dec. 1858, ſprach die Skupſchtina ſeine Abſetzung aus, beſtellte eine proviſoriſche Regierung unter Garaſchanin's Vorſitz und berief den verbannten alten Fürſten Miloſch auf den erledigten Thron zurück. Der Senat ſtimmte dem Beſchluſſe bei, worauf Alexander Karagjorgjewitſch auf öſterr. Gebiet flüchtete.

Fürſt Miloſch nahm die angebotene Herrſchaft S.s bereitwillig an. Doch zögerte die Pforte, ihn anzuerkennen, da Oeſterreich lebhaft für den vertriebenen Fürſten Alexander Partei nahm. Bald aber trug der Einfluß Frankreichs und Rußlands den Sieg davon, und der Sultan ertheilte 12. Jan. 1859 Miloſch die Inveſtitur, ohne daß jedoch im Ferman von einer Erblichkeit der Fürſtenwürde die Rede war. Nichtsdeſtoweniger ward auf der Skupſchtina zu Kragujewatz im Sept. 1859 ein Erbfolgegeſetz beſchloſſen, wonach die Herrſchaft im Mannesſtamme der Familie Obrenowitſch vererben und der letzte des Stammes berechtigt ſein ſoll, einen geborenen Serben von ehrbarer Familie und griech. Religionsbekenntniß zu adoptiren. Als der hochbejahrte Miloſch 26. Sept. 1860 ſtarb, beſtieg ſein einzig überlebender Sohn, der vormalige Fürſt Michael III. (Obrenowitſch), zum zweiten mal den ſerb. Thron und ward 7. Oct. 1860 von der Pforte beſtätigt. Deſſen Ehe mit der Gräfin Julia Hunyadi blieb kinderlos und wurde Juli 1865 getrennt. Unter Michael trat Garaſchanin, der während der letzten Jahre in Zurückgezogenheit gelebt hatte, wieder in den ſerb. Staatsdienſt und wurde erſt zu einer Sendung nach Konſtantinopel verwendet, bald aber zum Conſeilspräſidenten und Miniſter des Auswärtigen ernannt. Eine abermalige Skupſchtina zu Kragujewatz im Aug. 1861 vereinbarte wichtige Geſetze über die Volksvertretung, den Senat, die Nationalmiliz, das Steuerweſen u. ſ. w. Mit der Pforte ſchwebten ſchon ſeit mehrern Jahren verſchiedene diplomatiſche Fragen. Es handelte ſich nicht nur um die Anerkennung des Erbrechts der Familie Obrenowitſch und einzelne Beſtimmungen des ſerb. Staatsgrundgeſetzes von 1838, ſondern hauptſächlich auch um die Stellung der Türken in S., welche theils als Beſatzungstruppen in den Feſtungen, theils als Einwohner in dem ſog. Türkenviertel der Stadt Belgrad wohnten und außerdem noch hier und da im Lande Grundeigenthum beſaßen. Alle dieſe Türken waren nur der Gerichtsbarkeit des türk. Paſchas, der in der Feſtung Belgrad commandirte, unterworfen, und allmählich hatte ſich auch die türk. Jurisdiction über die chriſtl. Unterthanen des Osmaniſchen Reichs (Rajah), welche ſich in S. aufhielten, ausgedehnt. Natürlich gab dieſe Ausnahmeſtellung wiederholten Anlaß zu Conflicten mit der ſerb. Bevölkerung und Behörde, und man wünſchte ſchon längſt, ſich dieſes türk. Elements zu entledigen. Die Pforte wollte ſich jedoch auf nichts einlaſſen. Die gegenſeitige Stimmung verbitterte ſich noch mehr, als ſeit 1860 theils infolge der Kämpfe in Bosnien, Herzegowina und Montenegro, theils infolge der kotar.-tſcherkeſſ. Einwanderung in Bulgarien zahlreiche chriſtl. Flüchtlinge in S. Schutz und Aufnahme ſuchten. Endlich kam es 16. Juni 1862 im Türkenviertel von Belgrad zu einem blutigen Conflict. In einem Streite mit der türk. Wachtmannſchaft wurden mehrere Serben erſchlagen. Die ſerb. Bevölkerung rottete ſich hierauf zuſammen, ſtürmte das Türkenviertel und trieb die Türken in die Feſtung zurück. Während die ſerb. Behörden mit dem Paſcha Unterhandlungen anknüpften, ließ dieſer plötzlich in der Nacht des 17. Juni von der Citadelle aus die Stadt bombardiren, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Natürlich gerieth ganz S. in die größte Aufregung. Dem Fürſten wurden 18. Juni vom Senat unbeſchränkte Vollmachten übertragen; die Stadt ward verborrikodirt. Das Volk griff zu den Waffen und hätte gern einen neuen Nationalkrieg gegen die Türken begonnen. Doch auf den Proteſt der fremden Conſuln war das Bombardement bald wieder eingeſtellt worden. Die Pforte ſandte nunmehr Commiſſäre, um die Sachlage zu unterſuchen, und darauf wurde in Konſtantinopel eine Conferenz der pariſer Vertragsmächte (Osmaniſches Reich, Oeſterreich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Preußen und Rußland) 6. Aug. eröffnet, welche ſich im Protokoll vom 8. Sept. über einen Vergleich einigten. Danach ſollte, um künftigen Conflicten

vorzubeugen, das Türkenviertel von den Einwohnern gegen vollen Schadenerſatz geräumt und vollſtändig geſchleift werden und der leere Platz künftig als Esplanade zwiſchen der ſerb. Stadt und der türk. Feſtung Belgrad dienen. Außerdem verſprach die Pforte die kleinen Feſtungen Sokol und Uſchitza im Innern S.s aufzugeben und zu ſchleifen, behielt ſich dagegen, außer Belgrad, noch ausdrücklich die Feſtungen Fath-Islam, Semendria und Chabatz an der Donau und Save vor. Am 6. Oct. 1862 ward der betreffende großherrliche Ferman in Belgrad verleſen, und in den nächſten Wochen wanderten die türk. Einwohner, mit Ausnahme der Beſatzungstruppen, ſämmtlich aus S. nach dem Innern des Osmaniſchen Reichs. Damit war der Friede wiederhergeſtellt. Ein aus Rußland nach S. beſtimmter Waffentransport, der auf Reclamation der Pforte von der Regierung der Donaufürſtenthümer angehalten, aber bald wieder freigegeben wurde, veranlaßte im Winter 1862—63 einen Notenwechſel zwiſchen den pariſer Vertragsmächten. Im folgenden Frühjahre, 1863, ward durch eine gemiſchte Commiſſion der Vertragsmächte die Esplanade zwiſchen Stadt und Feſtung Belgrad abgeſteckt und von der Pforte genehmigt. Die ſerb. Regierung machte indeß Schwierigkeiten und ſuchte die Erledigung der Sache zu verzögern. Die Stimmung blieb gereizt, und die Skupſchtina, die im Aug. und Sept. 1864 tagte und ſich vorzugsweiſe mit einer Reform des Steuerweſens befaßte, erklärte in ihrer Adreſſe an den Fürſten, daß jeder wahrhafte Fortſchritt in S. unmöglich ſei, ſolange die türk. Feſtungen das Land in fortwährender Spannung und Beſorgniß erhielten. Auch feierte ganz S. 4. Juni 1865 mit großem Jubel das 50jährige Gedächtniß des Palmſonntags, an dem Miloſch das Signal zum zweiten Freiheitskriege gegeben hatte, was man in Konſtantinopel ſehr übel aufnahm. Endlich kam im Dec. 1865 eine Convention zu Stande, worin die durch das Bombardement und durch die Schleifung des belgrader Türkenviertels veranlaßten Entſchädigungsforderungen definitiv erledigt wurden. Die Feſtungsfrage ſchleppte ſich hin, bis im nächſten Herbſt die ſerb. Regierung die Gunſt der Verhältniſſe für ſich ausnutzte. Eben damals hatte die Pforte gegenüber den Ereigniſſen in den Donaufürſtenthümern die größte Nachgiebigkeit bewieſen; dazu erwuchſen derſelben neue Verlegenheiten aus dem Aufſtande auf Candia und der unruhigen Haltung der rumeliſchen Chriſten. In dieſer Situation richtete Fürſt Michael 5. Oct. 1866 ein Geſuch an den Sultan Abd-ul-Aſis, worin er die Räumung ſämmtlicher Feſtungen in S. forderte und dieſe Maßregel als das einzige Mittel bezeichnete, um das noch immer aufgeregte und mistrauiſche ſerb. Volk zu beruhigen. Er fügte die Phraſe hinzu, daß «ein ruhiges, zufriedengeſtelltes und der Pforte ergebenes S. dem Osmaniſchen Reich bei einer eventuellen Vertheidigung der Reichsgrenze viel mehr Nutzen bringen könne, als die Feſtungen an der Donau und Save je vermöchten». In Konſtantinopel war man freilich anderer Anſicht, und die Pforte ſträubte ſich namentlich Belgrad aufzugeben. Aber von den pariſer Vertragsmächten, die in dieſer wichtigen Frage zu Rathe gezogen werden mußten, nahm nur Oeſterreich ſich ernſtlich der türk. Intereſſen an, während die übrigen zur Nachgiebigkeit riethen. Nach längern Verhandlungen bewilligte die Pforte endlich im März 1867 die Räumung aller ſerb. Feſtungen, jedoch unter der Bedingung, daß auf der Citadelle von Belgrad auch künftig immerfort die türk. Flagge neben der ſerb. wehen ſolle. Unmittelbar darauf, im April 1867, reiſte Fürſt Michael nach Konſtantinopel, um den Sultan ſeinen Dank für dies wichtige Zugeſtändniß auszuſprechen. Doch blieb das Verhältniß zwiſchen der Türkei und S. nach wie vor geſpannt. Vgl. außer den Schriften von Milutinowitſch (ſ. d.) beſonders Ranke, «Die ſerb. Revolution» (Hamb. 1829, 2. Aufl. 1844); Cunibert, «Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850» (2 Bde., Lpz. 1855); Hilferding, «Geſchichte der Serben und Bulgaren» (Bautzen 1856).

Serbiſche Sprache und Literatur. Die ſerb. Sprache, in neuerer Zeit auch ſerbiſch-kroatiſch, früher vielfach auch illyriſch genannt, iſt eine der neun noch lebenden Slawiſchen Sprachen (ſ. d.) und bildet mit dem Bulgariſchen und Sloweniſchen die ſüdſlaw. Gruppe derſelben. Das Syſtem Dobrowsky's zählt ſie zu den oſtſlaw. Dialekten, weil ſie mit dem Ruſſiſchen näher verwandt iſt als mit dem Böhmiſchen und Polniſchen. Da in ihr, im Gegenſatze gegen ihre Schweſtern, die Vocale vorherrſchend ſind, ſo ſteht ſie unter dieſen allen in Rückſicht auf melodiſchen Klang und Weichheit obenan. Dieſen Vorzug dankt ſie zum Theil dem Einfluſſe der Sprache der Italiener und der Griechen, von denen jene durch den Handel, dieſe durch den gemeinſamen Glauben den Serbiern lange befreundet waren. Auch iſt im Serbiſchen der ſpätere Einfluß des Türkiſchen unverkennbar. Dennoch hat die Sprache ihre echt ſlaw. Natur bewahrt: ſie hat mit den übrigen ſlaw. Sprachen die vollkommene Declination und Conjugation und freie Wortfügung gemein; auch iſt ihr das Eingehen in die altclaſſiſchen Redeweiſen

und Versmaße leicht. Sie wird von ungefähr 6 Mill. Menſchen geſprochen, von welchen über 3 Mill. auf Oeſterreich, 1⅓ Mill. auf Serbien und Montenegro, der Reſt auf die Türkei entfällt. Die neuern Sprachforſcher unterſcheiden im Serbiſchen drei Hauptdialekte, nach der verſchiedenen Ausſprache des altſloven. Lautes jat'; letzterer wird im weſtl. Dialekte als i, im ſüdlichen als ie, im öſtlichen als e geſprochen. Die Bewohner der kroat. Küſte, der dalmat. Inſeln ungefähr bis nach Raguſa und einiger Dörfer im weſtl. Ungarn und Niederöſterreich (die Cakovci) ſprechen einen beſondern Dialekt. Die Serben der orient. Kirche, welche weit zahlreicher als die katholiſchen ſind, bedienen ſich der cyrilliſchen Schrift, während letztere die lateiniſche gebrauchen. Bei einem Theile der Dalmatiner und Kroaten war früher noch die Glagolitza (ſ. d.) gebräuchlich, von der man aber jetzt, wenn man die kirchlichen Bücher abrechnet, ganz abgekommen iſt. Eine Grammatik (Wien 1814; deutſch mit trefflicher Vorrede von J. Grimm, Berl. 1824) und ein Wörterbuch (Wien 1819; 2. Aufl. 1852) des Serbiſchen hat Karadſchitſch (ſ. d.) geliefert. Von Neuern haben ſonſt die Grammatik wiſſenſchaftlich behandelt Daničić («Srpska Grammatika», 3. Aufl., Belgr. 1863; «Srpska Sintaksa», Belgr. 1858) und Budmani («Grammatica della lingua serbo-croata», Wien 1867). Praktiſche Grammatiken für Deutſche verfaßten: Berlić (Agram 1842), Babukić (deutſch von Fröhlich, Wien 1839) und Bošković (Peſth 1864). Von Wörterbüchern ſind noch zu nennen: das von Stulli (illyriſch-italieniſch-lateiniſch, 6 Bde., Ofen und Raguſa 1801—10), von Richter und Bellmann (deutſch und illyriſch, 2 Bde., Wien 1839—40) von Mazuranić und Uzarević (deutſch-illyriſch, Agram 1842), von Sulek (kroatiſch-deutſch, 2 Bde., Agram 1860) und von Parčić (illyriſch-italieniſch, Zara 1858). Ein großes ſerb.-kroat. Wörterbuch wird von der ſüdſlaw. Akademie der Wiſſenſchaften zu Agram vorbereitet. Vgl. Maikow, «Historia serbskago jazyka» (Mosk. 1857).

Im Entwickelungsgange der ſerb. Literatur laſſen ſich drei Perioden unterſcheiden, von denen die erſte von der Chriſtianiſirung des Volks bis gegen Ende des 14. Jahrh. (bis zum Falle des ſerb. Reichs) reicht; die zweite die Zeit vom Anfang des 15. bis zur Mitte des 18. Jahrh., endlich die dritte die neuere und neueſte Zeit umfaßt. Die literariſchen Erzeugniſſe der erſten Periode beſchränken ſich auf kirchliche und ſtaatsrechtliche Gegenſtände. Auch die wenigen Geſchichtswerke dieſer Zeit tragen ein kirchliches Gepräge, indem ſie faſt nur Lobreden auf die ſerb. Fürſten enthalten, die ſich der Kirche günſtig erwieſen. Die Sprache, in welcher dieſe Denkmäler abgefaßt ſind, iſt keineswegs die reine ſerb. Volksſprache, ſondern ein Gemiſch mit dem Altſloveniſchen (Kirchenſlawiſchen). In dieſer modificirten Geſtalt erſcheint die Sprache auch ſchon im älteſten Denkmale derſelben, einer Aufſchrift auf einem Peritrachelion in der Kloſterkirche von Banja bei Cattaro vom J. 1114. Die weltliche Literatur iſt nur durch eine Anzahl von Urkunden, Regierungsacten, Schenkungsbriefen u. dgl. vertreten, deren älteſte Stücke bis ins 12. Jahrh. hinaufreichen. Faſt alle bisher bekannten wurden in den «Monumenta serbica» (Wien 1858) und «Srbski spomenici» (Belgr. 1858—62) vom Grafen Pueić geſammelt und herausgegeben. Das wichtigſte Denkmal dieſer Periode aber iſt das Geſetzbuch des ſerb. Kaiſers Stephan Duſchan (1349 und 54). Der Sieg Murad's I. über die öſtl. Serben am Amſelfelde (Kosovo polje) 1389 verhinderte auf lange Zeit jeden Fortſchritt in dieſen Ländern. Als Schriftſteller dieſer Periode ſind hervorzuheben: Stephan, der zuerſtgekrönte König von Serbien (1195—1228), der die Geſchichte ſeines Vaters Stephan Nemanja ſchrieb; der heil. Sava, Bruder des vorigen, Erzbiſchof und Organiſator der ſerb. Kirche (1169—1237), der Kloſterregeln, das Leben ſeines Vaters und anderes ſchrieb; Domentian (um 1263), Mönch von Chilandar auf dem Berge Athos, der Lebensbeſchreibungen des heil. Simeon und heil. Sava verfaßte; Daniil (1291—1338), Erzbiſchof, der als Zeitgenoſſe die Geſchichte der ſerb. Könige Uroš, Dragutin, Milutin und Stephan Dečanski unter dem Titel: «Rodoslov» (Geſchlechtsregiſter) ſowie Lebensbeſchreibungen der ſerb. Erzbiſchöfe hinterließ. Aehnlich war auch die literariſche Thätigkeit in den weſtl. Ländern der Serben, beſonders in jenen Küſtengebieten Dalmatiens und Kroatiens, in welchen das Altſloveniſche als Kirchenſprache angenommen wurde. Auch hier, wo man ſich anderer Schriftzeichen (der glagolitiſchen ſtatt der cyrilliſchen) bediente, die Liturgie ganz nach der lateiniſchen eingerichtet wurde, und zwiſchen beiden Volkstheilen kein geiſtiger Verkehr ſtattfand, erlitt die kirchliche Schriftſprache ähnliche Modificationen wie bei den Oſtſerben. Nur die Schriften weltlichen Inhalts ſind hier der Volksſprache treuer geblieben. Die Exiſtenz kroat.-glagolit. Urkunden läßt ſich bis ins 11. Jahrh. hinauf verfolgen; unter den erhaltenen (geſammelt bei Kukuljević: «Monumenta Slavorum meridionalium» Bd. 1,

Agram 1863) iſt die älteſte aus dem J. 1309. Von den kroat.-dalmatin., in der Volksſprache geſchriebenen Statuten iſt das älteſte das Geſetz von Vinodol vom J. 1280 (abgedruckt im «Kolo» Jahrg. 1843, Heft 3). Mit der Hiſtoriographie in der Volksſprache hat man ſich in dieſer Periode auch bei den Katholiken befaßt. Schon im 12. Jahrh. ſchrieb ein ungenannter Prieſter von Duklja (Dioclea) eine Chronik, welche er ſelbſt auch ins Lateiniſche überſetzte. Die Ueberſetzung iſt noch ganz, das Original aber nur in Bruchſtücken vorhanden.

Während die türk. Barbarei jede Regung auf dem literariſchen Felde in den eroberten öſtl.-ſerb. Ländern niederhielt, entwickelte ſich die Literatur in den adriat. Küſtenſtädten zu einer ungewöhnlichen Blüte. Gegen Ende des 15. Jahrh. war die Stadt und Republik Raguſa (ſlawiſch Dubrovnik), infolge ihres materiellen Wohlſtandes, ihrer polit. Freiheit und des regen Verkehrs mit Griechenland und Italien, ein ſüdſlaw. Athen, welchen Ruhm der kleine Freiſtaat faſt bis ans Ende ſeines Beſtehens behauptete. Gleichzeitig blühten auch in andern Städten und Inſeln Dalmatiens Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft, obwol die letztere, dem Zeitgeiſte gemäß, lateiniſch und italieniſch behandelt wurde. In der nationalen Sprache haben epiſche, lyriſche und dramatiſche Poeſie treffliche Werke aufzuweiſen. Im 15. Jahrh. blühten die Dichter: Marolić, Menčetić, Dožić; im 16. Lučić, Petranić, Gučetić, Čubranović, Hektorović, Ranjina, Zlatarić; im 17. Gundulić (ſ. d.), Palmotić, Bunić u. a. Im 18. Jahrh. glänzte noch hell über alle Zeitgenoſſen Gjorgjić, und als glücklicher Nachahmer des Volksliedes Kačić. Auch zur Zeit der höchſten Blüte behielt dieſe Literatur ihren localen Charakter bei, ſodaß dieſelbe außerhalb Dalmatien ſehr wenig bekannt wurde. Selbſt der allervolksthümlichſte Dichter Kačić, von deſſen Buche nicht weniger als 20 Auflagen erſchienen, blieb zwei Drittheilen der Nation unzugänglich, weil es blos mit lat. Lettern, wie die ſämmtliche dalmat.-raguſan. Literatur, geſchrieben war. Viele von den Dichtungen dieſer Periode wurden erſt in neuerer Zeit herausgegeben.

Den Anfang einer neuen Periode der ſerb. Literatur bezeichnete das Beſtreben, das Kirchenſlawiſche und die ſerb. Volksſprache zu ſcheiden und die letztere zur Schriftſprache zu erheben. Große Verdienſte um die Fortbildung der ſerb. Sprache erwarb ſich der Archimandrit Johann Raitſch, 1726—1801, durch ſeine «Geſchichte der Slawen, insbeſondere der Chorwaten, Bulgaren und Serben» (4 Bde., Wien 1792—95), deſſen Serbiſch jedoch nicht nur ſtark mit Kirchenſlawiſchem, ſondern auch mit Ruſſiſchem gemiſcht iſt. Die ſerb. Volksſprache als Schriftſprache zu benutzen, unternahm zuerſt Doſithei Obradowitſch, geb. 1739 zu Čakowo, der, nachdem er 25 J. lang die Türkei, Italien, Rußland, Deutſchland, Frankreich und England durchwandert hatte, 1811 als Senator und Erzieher der Kinder Georg Czerny's zu Belgrad ſtarb. Er hinterließ ſehr zahlreiche Schriften, meiſtens moraliſchen Inhalts (zuſammen 9 Bde., Belgr. 1833). Seine Neuerung wurde aber von den ſerb. Schriftſtellern nur theilweiſe angenommen, und es entſtand in der ſerb. Literatur eine vollſtändige Anarchie. Dieſem Zuſtande trat kräftig entgegen Demetrius Dawidowitſch, der 1814—22 eine ſerb. Zeitung und einen ſerb. Almanach in mehrern Jahrgängen zu Wien herausgab. Ihm ſtand zur Seite Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch (ſ. d.), der in ſeiner «Grammatik der ſerb. Sprache» zuerſt die Eigenthümlichkeit des ſerb. Dialekts feſtgeſtellt und durch Herausgabe der ſerb. Volkslieder zur Aufnahme der Landesſprache als Schriftſprache unendlich viel gewirkt hat. Wie den Neuerungen Obradowitſch's, ſo trat auch den Beſtrebungen Wuk Stephanowitſch's eine reactionäre Partei unter Führung des Dichters Joran Hadžić entgegen, die jedoch auf die Dauer nichts vermochte. Höher als alle bisher angeführten Beſtrebungen ſerb. Schriftſteller ſtehen die Poeſien des Volks ſelbſt. Vgl. Talvj, «Volkslieder der Serben» (2 Bde., Halle 1825—26; 3. Aufl., Lpz. 1853), Kapper, «Volkslieder der Serben» (2 Thle., Lpz. 1852) und Miklošich, «Das ſerb. Epos» (in der «Oeſterreichiſchen Revue», Bd. 2, Wien 1863). Die ſchönen Gefilde Serbiens, die eine Fülle der Natur entfalten, und das einſame freie Leben in den herrlichen Gebirgsgegenden hatten ſchon früh die Serben zu Liedern begeiſtert, die mit ihrer rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orient. Glut und griech. Plaſtik wunderbar vereinen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Reſidenz der türk. Herrſcher war, noch andere ſtammen erſt aus neuerer Zeit. Sie ſind ſämmtlich reimlos, doch nicht ohne Numerus. Wenn auch ſchon früher einzelne bekannt waren, ſo erwarb ſich doch auch erſt wieder Wuk Stephanowitſch das Verdienſt einer kritiſchen, verſtändigen Sammlung aus dem Munde des Volks, wobei er ſich beſonders der Unterſtützung des Fürſten Miloſch und vieler fleißiger Sammler zu erfreuen hatte.

Durch Karadſchitſch, den Patriarchen Lucyan Muſchicki, den verdienſtvollen Mäcen Tekelija und ihre Mitarbeiter wurde eine friſche ſerb. Literaturbewegung, beſonders in Ungarn, ins Leben

gerufen. Die Hauptſitze der ungar.-ſerb. Literatur waren Peſth und Neuſatz. In erſterer Stadt beſtand bereits ſeit einigen Jahren ein Stammkapital zur Herausgabe ſerb. Bücher unter dem Namen «Matica serbska», das aber trotz der anſehnlichen Kräfte faſt nichts anderes als die wenig wiſſenſchaftliche Vierteljahrsſchrift «Ljetopis srbski» herausgab. Seitdem jedoch die «Matica» nach Neuſatz überſiedelte und ſich ihrer die jüngern Kräfte annahmen, ſind Fortſchritte bemerklich. Im Fürſtenthum Serbien iſt Belgrad der Sitz des polit. und geiſtigen Lebens. Hier erſcheinen meiſtens in der Staatsdruckerei außer vielen Schulbüchern auch polit. Zeitungen, Almanache, belletriſtiſche und andere Schriften. 1847 hat ſich daſelbſt auch eine literariſche Geſellſchaft gebildet, welche ſich vorzüglich mit Herausgabe vaterländiſcher Geſchichtsquellen befaßt. Sie wurde 1863 reorganiſirt und beſteht jetzt unter dem Namen «Srpsko uceno drustvo» (ſerbiſche Gelehrtengeſellſchaft). Gleichzeitig wurde auch das Lyceum in eine Hochſchule mit einer juriſt., philoſ. und techn. Facultät umgewandelt. In Montenegro (Crnagora) iſt Cettinje der Sitz einiger literariſcher Thätigkeit, nachdem der verſtorbene Vladika Petar Petrović Njegoſch ſelbſt als Dichter aufgetreten. Die von Karadſchitſch zu Ende geführte Sprachreinigung zeigte endlich, daß die Sprache, welcher ſich die Raguſaner und Dalmatiner in ihren Kunſtgedichten ſchon im 15. Jahrh. bedienten, mit dieſer gereinigten ſerb. Sprache identiſch iſt. Das Studium dieſer alten Dichter, welches man in Agram in den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts mit Eifer betrieb, veranlaßte Gaj den ragunſaniſchen Dialekt als Schriftſprache auch in den drei Comitaten Kroatiens (Agram, Varazdin, Kreutz), wo ein Gemiſch von kroat. und ſlowen. Dialekt geſprochen wird, einzuführen. Auf dieſe Weiſe kam es, daß, anſtatt der Verſchiedenheiten, welche früher in der Schriftſprache und in der Orthographie vielfach herrſchten, heutzutage in ganz Alt- und Neuſerbien, in Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Kroatien, Slawonien und den ſerb.-kroat. Gegenden Ungarns, Albaniens und Iſtriens, die Schriftſprache überall gleichmäßig geworden iſt, obwol noch immer mit zwei Alphabeten (cyrilliſch und lateiniſch) geſchrieben wird. Dem iſt übrigens einigermaßen abgeholfen worden, ſeit man in den Schulen beide Alphabete lernen läßt und von den beſſern Schriftſtellern, ohne Rückſicht auf Confeſſion, beide gebraucht werden. Die vorzüglichſten Dichter dieſer Periode ſind: Milutinović, Muſicki, P. Petrović Njegoſch, Stanko Vraz, Branko Radičević, Graf Medo Pucić, Joan Mažuranić, Kazali, Martić, J. Jovanović, Sundečić, Freradović, Subotić Utjeſenović, Truski, Ban.

Die wiſſenſchaftliche Literatur iſt in Serbien erſt im Entſtehen begriffen, doch hat man in manchen Zweigen bereits einen guten Anfang gemacht. Am meiſten iſt bisher für die Sprachwiſſenſchaft und die Geſchichtsforſchung geſchehen. Für Förderung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen wirkte außer den genannten Inſtituten in Belgrad noch die Südſlawiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Agram, woſelbſt man auch die Errichtung einer ſüdſlaw. Univerſität betreibt. Auch die periodiſche Literatur hat in den letzten Jahren einen bedeutenden Umſchwung erfahren. Während vor 1848 nur zwei Zeitungen in ſerb. Sprache erſchienen, zählte man Ende 1867 14 politiſche, 5 belletriſtiſche, 2 ökonomiſche, 3 pädagogiſche, 2 kirchliche und 1 militäriſche Zeitſchrift, welche ſämmtlich in Agram, Belgrad, Neuſatz und Zara gedruckt wurden. Die treffliche, 1864—66 in Agram herausgegebene wiſſenſchaftliche Vierteljahrsſchrift «Književnik» wurde durch eine ähnliche Zeitſchrift der Südſlawiſchen Akademie erſetzt. Vgl. Pypin und Spaſović, «Ueberſicht der Geſchichte der ſlaw. Literaturen» (ruſſiſch, Petersb. 1865); Ljubić, «Ogledalo jugoslav. Književnosti» (Finme 1864); Novaković, «Istorija srpske Književnosti» (Belgr. 1867); Jagić, «Historija Književnosti kroatske i srpske» (Agram 1867); Schafarik, «Geſchichte der ſüdſlaw. Literatur» (herausg. von Jirecek, Wien 1863—64).

Serbiſche Wojwodſchaft und Temeſer Banat war der Name eines 1849 geſchaffenen Kronlandes der öſterr. Monarchie. Daſſelbe wurde durch die kaiſerl. Verordnung vom 18. Nov. 1849 aus verſchiedenen zu Ungarn und Slawonien gehörigen, vorzugsweiſe von Serben und Romanen (doch auch von Deutſchen und Magyaren) bewohnten Gebietstheilen, nämlich aus den ungar. Comitaten Bács-Bodrog, Temesvár, Torontal und Krassó und den ſlawoniſch-ſyrmiſchen Bezirken Ruma und Illok gebildet und ſpäter mit einer dem Verwaltungsorganismus in den deutſch-ſlaw. Kronländern ähnlichen Adminiſtration verſehen. Dieſes Kronland enthielt auf einem Areal von 544,33 Q.-M. eine Bevölkerung (1857, ohne Militär) von 1,540049 Seelen und zerfiel in den Stadtbezirk Temesvár und in die fünf Kreiſe Temesvár, Lugos, Großbecskerek, Neuſatz und Zombor. Die Landeshauptſtadt war Temesvár, wo die Statthalterei, das Oberlandesgericht und die Finanz-Landesdirection als die leitenden Kronlandesbehörden ihren Sitz hatten. Als das kaiſerl. Diplom vom 20. Oct. 1860 die frühern nationalen Inſtitutionen des

Königreichs Ungarn wiederherſtellte, ward dieſes Kronland aufgehoben und zufolge kaiſerl. Entſchluſſes vom 27. Dec. 1860 wieder mit Ungarn (Ruma und Illok mit Slawonien) vereinigt.

Serdar, ſ. Seraskier.

Serenade bezeichnet eine Abend- oder Nachtmuſik, ein Ständchen, für Geſang mit oder ohne begleitende Inſtrumente oder für Inſtrumentalmuſik (insbeſondere Blasmuſik) allein, urſprünglich beſtimmt, im Freien aufgeführt zu werden, dann auch in den Concertſaal aufgenommen und in der Form zu einem mehrſätzigen, der Symphonie ähnlichen Inſtrumentalwerk ausgebildet. Die Inſtrumente ſind meiſt nicht mehrfach beſetzt (ohne Ripienſtimmen), ſondern Soloinſtrumente. Die Anzahl der Sätze in der Inſtrumentalſerenade (die früher auch den Namen Caſſation führte) iſt verſchieden (es kommen deren bis acht vor). Auch haben ſie nicht den ernſten Gehalt und die bedeutſame Ausgeſtaltung und ſtehen nicht in ſo innigem Zuſammenhange wie in der Symphonie, ſondern ſind mehr abwechſelnd und unterhaltend, mehr angenehm zu unterhalten als tiefe Empfindungen zu erregen beſtimmt. Ziemlich gleich mit S. iſt das Notturno (ſ. d.), wie denn z. B. Spohr eins ſeiner ſerenadenartig angelegten Tonſtücke für Blasinſtrumente Notturno benannt hat.

Seres, im Alterthum Siris oder Sirrhae, im Mittelalter Serrhae, Hauptſtadt eines Liwa im türk. Ejalet Selanik oder Salonichi, an einem linken Zufluſſe des Struma (Strymon) oder Karaſſu, 10 M. im Nordoſten von Salonichi und nordweſtlich vom See Takinos, in einer reichen Ebene gelegen, iſt der Sitz eines Kaimakams ſowie eines griech. Erzbiſchofs und gilt als einer der wichtigſten Handelsplätze der Türkei, insbeſondere als der bedeutendſte Markt im Innern Macedoniens, deſſen natürlicher Hafen die Seeſtadt Orfano iſt. S. hat ein Schloß, zahlreiche Moſcheen, griech. Kirchen, Bäder, Wohlthätigkeitsanſtalten und zählt 25000 E., die Woll- und beſonders Baumwollſtoffe fertigen, Zeugdruckereien unterhalten und aus einer ſorgfältig gepflegten Kürbisart viele Waſſerflaſchen liefern. Der Ort bringt namentlich Baumwolle, Taback, Reis und Getreide zur Ausfuhr. Importirt werden aus England Stoffe, Twiſt, Colonialwaaren, Eiſen, Zinn und Blech, aus Deutſchland und Oeſterreich Zeuge, Golddraht, Quincailleriewaaren, Stahl und Glas, zuſammen für etwa 1 Mill. Thlr., während ſich der Werth der Ausfuhr auf 600000 Thlr. beläuft. Die Umgegend hat ſtarke Baumwollcultur und treffliche Reisfelder. Gegen 300 Dörfer liegen in der Ebene von S. dicht beiſammen. Die Stadt iſt ſeit 1373 im Beſitz der Osmanen.

Sereſſaner heißen die den öſterr. Grenzregimentern beigegebenen Mannſchaften, denen alle außerordentliche Aufträge, wie Recognoſcirungen in ſchwierigen Fällen, Gensdarmeriedienſt, Avantgarden- und Patrouillendienſt u. ſ. w., aufgetragen werden. Sie ſind mit langer Flinte, Piſtolen und Handſchar bewaffnet, mit blauem Dolman, rother Kappe und rothem Mantel bekleidet. Die Einrichtung iſt alt, und die Truppe hat ſich in den frühern Kriegen durch Tapferkeit, aber auch durch Grauſamkeit ausgezeichnet. Nach der Ende Dec. 1866 genehmigten neuen Formation der Grenztruppen beſtehen bei 7 Grenzregimentern berittene Sereſſanerabtheilungen, jede von 33 Mann.

Sereth (Hierasus im Alterthum), ein linker Nebenfluß der untern Donau, entſpringt im öſterr. Herzogthum Bukowina, etwa 9 M. ſüdweſtlich von deſſen Hauptſtadt Czernowitz, bei Purſuken am öſtl. Fuß der Karpaten, durchfließt das Land in einem gegen Norden gekrümmten Bogen 15 M. weit, indem er hier die Städte Sereth und Suczawa berührt, tritt dann in die Moldau, die er als Hauptfluß, ziemlich parallel dem Pruth, in ſüdl. Richtung über Roman, in einem breiten Thale durchſtrömt, bis er bei Adsjud die völlige Ebene erreicht, und mündet, zuletzt die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 62 M. oberhalb Galacz. Flößbar wird der S. ſchon unterhalb des Dorfs Schipot, unweit ſeiner Quelle, fahrbar bei Kolioneſti; doch iſt ſeine Schiffbarkeit eine ſehr beſchränkte. Nebenflüſſe ſind rechts der Kleine S., die Suczawa, Moldawa, Goldene Biſtrizza, der Totruſch, die Putna und der Buſeo, links der Berlad.

Sergeants at law, ſ. Counſel.

Sergell (Joh. Tobias von), ſchwed. Bildhauer, geb. zu Stockholm 1740, erregte als Steinhauerlehrling bei dem Baue des königl. Schloſſes die Aufmerkſamkeit L'Archeveeque's, der ihn unter ſeine Schüler aufnahm. Mit königl. Unterſtützung reiſte er 1767 nach Italien, wo er in Rom ſeinen Ruhm gründete. Durch Guſtav III. 1779 zurückberufen, wurde er Hofbildhauer und Profeſſor an der Akademie der bildenden Künſte. Karl XIV. Johann ließ durch ihn in Rom Karl's XIII. lebensgroße Statue und eine Juno in Marmor ausführen. Später wurde er Hofintendant und ſtarb 26. Febr. 1814. Man ſchätzt in ſeinen Werken die Tiefe und Kraft der Idee, vereinigt mit der vollendetſten Lieblichkeit der Formen ſowie die Energie und Grazie ſeines

Kunststils. Unter seinen Statuen sind besonders zu erwähnen: Amor und Psyche; Diomedes, welcher das Palladium raubt; Othryades der Spartaner; ein Faun; Gustav III.; Axel Oxenstierna, welcher der Muse der Geschichte die großen Thaten Gustav Adolf's dictirt; Mars und Venus und Venus Kallipygos. Die meisten befinden sich in dem schwed. Museum, so auch mehrere Skizzen in Thon, welche beim Tode des Künstlers von der Regierung gekauft wurden. Unter den Gruppen sind zu bemerken des Cartesius Monument, auf Kosten Gustav's III. in der Adolf-Friedrichskirche errichtet; die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief, am Altare in der St.-Clarenskirche zu Stockholm; zwei Engel über dem Altare in der Domkirche zu Karlstad; das Monument von Ehrenswärd zu Sweaborg. Auch seine Büsten in Marmor, welche die Mitglieder der königl. Familie und merkwürdige Zeitgenossen darstellen, sowie seine Medaillons haben ausgezeichneten Werth.

Sergent heißen die ältern Unteroffiziere; doch kommt der Name nicht in allen Heeren vor. In Frankreich bezeichnet Sergent-major den Feldwebel; in ältern Zeiten wurden die Leute der Leibwache des Königs Sergents d'armes genannt. Im 15. bis 17. Jahrh. erhielten höhere Stabsoffiziere den Namen Sergents de bataille, auch Sergents généraux de bataille und hatten die Pflicht, die Aufstellung der Truppen zur Schlacht und ihre Ordnung auf dem Marsche zu überwachen, commandirten auch sogar in Abwesenheit des Oberbefehlshabers. Der Name stammt aus dem frühern Mittelalter: Sarganti wurden die Söldner Kaiser Heinrich's VI. (Ende 12. Jahrh.) genannt. Davon stammt auch das deutsche Wort Scherge.

Sergipe, die kleinste brasilian. Provinz, umfaßt 528 Q.-M. mit (1866) 250000 E. Zwischen 10° 30′ und 11° 32′ südl. Br. und an der Küste des Atlantischen Oceans gelegen, wird sie im Norden durch den untern Lauf des Rio-São-Francisco von den Provinzen Pernambuco und Alagoas getrennt, im Süden und Osten von der Provinz Bahia begrenzt. Die Küste ist 30 Legoas breit, sandig und flach, das Innere waldbedecktes Hügelland. Die hauptsächlichste, fast ausschließliche Beschäftigung der Bevölkerung ist Agricultur. Man baut Baumwolle, Zucker, Mandioca, Taback, Mais, Reis und Flachs. Zwischen der Serra und dem São-Francisco treibt man auch Viehzucht. S. zerfällt in die fünf Districte Estancia, Larangeiras, Santo-Amaro, São-Christovão (Sergipe) und Villanova de São-Antonio. 1862 zählte man 28 Kirchspiele mit 12745 Gittern. Trotz der Lage an der Mündung des großen Flusses ist der Handel ziemlich unbedeutend. Die Einfahrt in den Rio-São-Francisco ist schwierig. Wahrscheinlich aber trägt zur Hebung des Verkehrs die im Sept. 1867 erfolgte Freigebung der Schiffahrt auf den großen brasilian. Strömen etwas bei. Hauptstadt der Provinz ist S. oder S. del Rey, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 13000 E.

Sergius heißen vier Päpste. **S. I.**, Papst von 687—701 und Zeitgenosse des berühmten Beda, geb. zu Palermo, ist besonders dadurch merkwürdig geworden, daß er die Annahme von sechs Kanones des Concils im Trullus zu Konstantinopel (692), die bereits von seinen Gesandten unterzeichnet waren, verweigerte. Auch hatte S. auf einer Synode zu Aquileja (698) die Schriften des Theodorus von Mopsuesta, Theodoret und einen Brief des Bischofs Ibas von Edessa (die sog. drei Kapitel) verdammen lassen, und ihm wird die Einführung des Gesangs «Agnus dei» bei der Messe zugeschrieben. — **S. II.** hieß eigentlich Peter, war erst Erzpriester in Rom, dann Papst von 844—847. Er trug zur Erhöhung der päpstl. Macht dadurch wesentlich bei, daß er die Bestätigung seiner Stuhlbesteigung vom damaligen Kaiser Lothar umging und ungeachtet des Widerspruchs von demselben sich behauptete. — **S. III.**, vorher Diakonus, dann Papst von 904—911, gelangte durch die berüchtigten Weiber Theodora und Marozia auf den päpstl. Stuhl, lebte mit der Marozia in wilder Ehe und zeugte, außer andern Kindern, auch den nachmaligen Papst Johann XI. — **S. IV.**, vorher Bischof von Alba, Papst von 1009—1012, hieß eigentlich Bocca di Porco, d. i. Schweinsrüssel. Da er sich dieses Namens geschämt, soll er den Namen S. angenommen und die Sitte begründet haben, daß die Päpste ihren frühern Namen ablegten. — **S.**, Patriarch von Konstantinopel, von 608—639, vorher Diakonus und ein geheimer Anhänger der Monotheleten, unterstützte den Kaiser Heraklius in dem Streben, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche wieder zu vereinigen, und faßte auch zu diesem Zwecke die vom Kaiser 638 publicirte Ekthesis ab, welche alle Streitfragen über einen oder zwei Willen in Christus verbot, aber dabei doch die Meinung an den Tag legte, daß in Christus nur ein Wille anzuerkennen sei; sie wurde vom Papste Johann IV. auf einem Concil zu Rom verdammt.

Sergius, Heiliger der orthodox-griech. Kirche, Gründer des Troïzkaklosters (s. d.), im russ. Gouvernement Moskau, wurde geb. 1315 in Rostow als der Sohn eines russ. Bojaren. Nach dem Tode des Vaters übergab er sein Erbtheil seinem Bruder und zog in die Einöde, in den

Wald, der 10 Werſt von Radoneſh liegt, wo jetzt das Kloſter ſteht. Hier baute er eine Kirche, wurde Mönch, und bald ſammelten ſich um ihn noch 12 Einſiedler. Nach der Erzählung der ruſſ. Chroniſten weiſſagte er dem Großfürſten Dimitri Donskoi den Sieg über Mamai und erhielt von ihm 11 Dörfer, welche die Grundlage des künftigen Reichthums des Kloſters bildeten. S. gründete auch noch mehrere andere Klöſter. Er ſtarb 7. Sept. 1391. Heiliggeſprochen wurde er 17. Juli 1423. Seine Reliquien ruhen in der Kathedrale des Troïzkakloſters in einem ſilbernen Sarkophag, der 1737 auf Befehl der Kaiſerin Anna Joannowna verfertigt wurde.

Seringapatam oder Seringapatnam, die ehemalige Reſidenz der Radſchas von Myſore (ſ. d.) in Oſtindien, jetzt zum brit. Diſtrict Myſore in der Präſidentſchaft Madras gehörig, auf einer Inſel des Kaweryfluſſes, nördlich von Myſore in 2262 F. Seehöhe gelegen, iſt auf indiſche Weiſe befeſtigt, hat enge und ſchlechte Straßen und zählt gegen 13000 E. Hyder-Ali's (ſ. d.) Palaſt am öſtl. Ende der Inſel war, obſchon nur von Lehm erbaut, ein prachtvolles Gebäude; jetzt liegt er theilweiſe in Ruinen. Daneben iſt Hyder-Ali's Mauſoleum, wo dieſer ſelbſt, ſeine Gemahlin und ſein Sohn Tippo-Saïb (ſ. d.) in Särgen von ſchwarzem Marmor ruhen. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt durch die Engländer erſtürmt. Dieſelben benutzten die Stadt eine Zeit lang als Beſatzungsplatz, gaben ſie aber wegen ihrer ungeſunden Lage als ſolchen wieder auf.

Seriphos, eine kleine felſige, zu den Cykladen gehörige Inſel Griechenlands, 7 M. im Weſten von Paros, 2 M. im Nordweſten von Siphnos gelegen, jetzt Serpho oder Serphanto genannt, nahm mit einigen Schiffen bei der attiſchen Flotte an der Schlacht bei Salamis theil und galt ſpäter unter den Römern als gefürchteter Verbannungsort. Die Inſel ſpielt in der Mythe des Akriſios und Perſeus eine bedeutende Rolle, da hier der Kaſten an das Land gezogen wurde, welcher den Perſeus und deſſen Mutter Danae einſchloß. Die Inſel iſt etwa 1 Q.-M. groß, zählt 2000 E. und hat unfruchtbaren Felſenboden, der Eiſen enthält, früher auch Gold und Silber lieferte. Wegen ihrer Armuth und Bedeutungsloſigkeit waren im Alterthum die Seriphier ſtets Zielſcheibe des Spottes.

Serös, ſ. Serum.

Serpent (ital. Serpentone) oder Schlangenrohr, ein Holzblasinſtrument, beſtehend aus einem 6 F. langen, ſchlangenförmig hin- und hergebogenen Rohre, deſſen innere Höhlung oben 1,5 Zoll Durchmeſſer hat und nach und nach bis über 4 Zoll ſich erweitert. Das Rohr, welches an der Mündung keinen Schallbecher hat, iſt entweder aus zwei ausgeſtochenen Theilen von Holz zuſammengeleimt und mit Leder überzogen, oder aus ſtarkem Meſſingblech gearbeitet und mit Holz überkleidet. Unten hat es drei Tonlöcher für die Finger der linken Hand, noch tiefer eine geſchloſſene Klappe für den kleinen Finger; weiter oben befinden ſich drei Tonlöcher für die Finger der rechten Hand. Am obern Rohrende iſt ein 8 Zoll langes S-förmiges Meſſingröhrchen befeſtigt, in welches das von Meſſing oder Horn in Form eines halbrunden weiten Keſſels mit ſchmalem Rande gearbeitete Mundſtück eingeſchoben iſt. Der S. ſteht in B, ſein Tonumfang iſt von Contra-B bis zweigeſtrichen c. Die chromatiſchen Töne müſſen theils durch den Anſatz gezwungen werden, theils wird dabei bald dieſes, bald jenes Tonloch nur ein wenig mit dem Finger gedeckt, theils die Klappen angewendet. Die Reinheit aber iſt nichts weniger als vollkommen. Außerdem ſind die Töne groß d, groß a und eingeſtrichen d um vieles ſtärker als die übrigen, daher der Bläſer auf die Ausgleichung der Scala viel Fleiß verwenden muß. Den Klang kann man nicht anders als heulend bezeichnen; deſſenungeachtet wird das Inſtrument aber noch gegenwärtig in den franz. Kirchen zur Unterſtützung des Gemeindegeſangs gebraucht. In Deutſchland dient es nur in Militärmuſiken. Erfunden iſt es vom Kanonikus Edme Guillaume zu Auxerre 1590. Regibo, ein Tonkünſtler zu Lille, verbeſſerte es und gab ihm fagottähnliche Geſtalt, in drei Theile zerlegbar, wie es ſich noch gegenwärtig und noch häufiger findet als in der ältern ſchlangenartigen Form. Die Röhren dieſes fagottähnlichen S. ſind von Holz, etwas kürzer und dicker als die des Fagotts. Derſelbe wird ebenfalls durch ein Fagott-S intonirt, mündet aber in einen weiten Schallbecher von Meſſingblech aus. Von ſeinen neun Tonlöchern ſind zwei mit Klappen, die mit dem kleinen Finger regiert werden, gedeckt. Der Klang iſt dick und kräftig, der Tonumfang gleich dem des alten S. In der Orgel iſt S. ein Regiſter von 16-Fußton und weiter Menſur.

Serpentin iſt ein Geſtein von meiſt dunkelgrüner oder bräunlicher Färbung in den verſchiedenſten Nuancen, dichtem, mattem, oft ſplitterigem oder muſcheligem Bruche, geringer Härte und Eigenſchwere. Von der ſchlangenförmigen Farbenzeichnung, oder weil er als Mittel gegen Schlangengift galt, erhielt er bei den alten Griechen den Namen Ophites (von ophis, Schlange), wonach auch der dem Lateiniſchen entlehnte Name S. (von serpens, Schlange) gebildet iſt. Nach

seiner chem. Zusammensetzung ist er ein wasserhaltiges Magnesiasilikat, d. h. er besteht aus Kieselerde und Talkerde mit viel Wasser, enthält aber meist auch noch viel Eisenoxydul u. dgl. beigemengt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß aller S. durch Umwandlung entstanden ist, theils aus einzelnen Mineralien, wie Feldspat oder Pyroxen, theils sogar aus gemengten Gesteinen, Gabbro, Syenit u. dgl. Man unterscheidet ihn in den gemeinen und den edeln S. Der gemeine S. bildet ganze Berge oder mächtige Lager, der edle dagegen nur kleine Massen, häufig in Form von Afterkrystallen. Der gemeine S. ist ziemlich häufig, z. B. in Sachsen, Schlesien, Nassau, Oberpfalz u. a. O. Er läßt sich, wenn er frisch gebrochen ist, leicht auf der Drehbank bearbeiten und es werden daher viele Geräthschaften aus ihm gefertigt, als Mörser, Reibschalen, Wärmsteine, Dosen, Büchsen, Schreibzeuge, Leuchter, Vasen, Urnen u. s. w. Auch wird er zu Taufsteinen, zu Säulen und andern architektonischen Verzierungen verarbeitet. Diese Arbeiten werden seit lange schon vorzüglich in dem Städtchen Zöblitz im sächs. Erzgebirge gefertigt; neuerlich auch an verschiedenen andern Orten. Auch der edle S. ist dazu verwendbar und sogar weit schöner, weil er härter und einigermaßen durchscheinend ist, nur findet man ihn viel seltener und nie in so großen Massen wie den gemeinen.

Serpuchow, eine Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Nara und Oka, 13 M. im Süden von Moskau, an der Eisenbahn nach Tula und Orel, ist zum Theil auf steilen Hügeln erbaut und hat eine reizende Lage, große Plätze, breite Straßen und 22 Kirchen, darunter eine 1396 erbaute Kathedrale. Die Stadt zählt (1863) 10872 E., die sich vom Handel und der Schiffahrt und vom Fabrikwesen ernähren, welches hier in hohem Schwunge steht. Sie hat mehr als 50 Fabriken und Manufacturetablissements, darunter ansehnliche Segeltuch-, Leder- und Tuchfabriken, mehrere Talgschmelzen, Malzdarren und Ziegelhütten. In Handelsverbindung steht die Stadt mit Moskau, welches sie mit Korn und Vieh versorgt, und mit Petersburg, wohin sie Talg, Leder, Honig, Hanf, Taback in großen Quantitäten ausführt. Die Stadt ist sehr alt, gehörte schon 1328 zum Großfürstenthum Moskau und war ehemals eine Festung.

Serradella (Futterpflanze), s. Ornithopus.

Serrano y Dominguez (Francisco), Herzog de la Torre, span. General, Sohn des schon zur Zeit des Halbinselkriegs genannten Feldmarschalls Serrano y Cuenca, wurde 1810 auf San-Fernando bei Cadix geboren, wohin sich seine Familie vor den Franzosen geflüchtet hatte. Kaum zwölf Jahre alt, betrat S. als Cadet die militärische Laufbahn, erhielt schon 1825 das Lieutenantspatent, ward aber erst 1830 activ und entschied sich 1833 nach dem Tode Ferdinand's VII. für die Sache der unmündigen Königin Isabella. An den fast siebenjährigen Kämpfen gegen den Kronprätendenten Don Carlos nahm er als Adjutant der verschiedenen Oberbefehlshaber in Aragonien rühmlich theil, und die Dienste, welche er in den Schlachten und Gefechten bei Morella, Segura und Hos de Villavieja leistete, trugen ihm den Grad eines Brigadiers und 1840 den Oberbefehl in Barcelona ein. Hier schloß er sich Espartero an, als dieser im Sept. 1840 an der Spitze der liberalen Partei dem Einflusse der verwitweten Königin Maria Christina ein Ziel setzte, und stieg infolge dessen zum Divisionsgeneral. Auch stimmte er als Abgeordneter der Provinz Malaga für die Regentschaft Espartero's und unterstützte denselben bei der Unterdrückung der 1841 von den Christinos und den Klerikalen angestifteten Unruhen. 1842 befand er sich während der Expedition nach Barcelona als Chef des Generalstabs in des Regenten Umgebung. Als es jedoch sichtbar ward, daß Espartero den Umtrieben Maria Christina's sowie dem Ehrgeize seiner Waffengefährten Narvaez, Prim und Concha auf die Dauer nicht werde widerstehen können, schloß sich S. in den Cortes der Opposition gegen das Ministerium Rodil an. Nach dem Sturze desselben übernahm er unter Lopez das Portefeuille des Kriegs, wurde aber mit Lopez nach kurzer Amtsthätigkeit im Mai 1843 wieder entlassen. Während Espartero auch die Cortes auflöste und die Parteien in Aufstand geriethen, ging S. verkleidet nach Barcelona, wo er sich an die Spitze der revolutionären Junta stellte und als Universalminister ein Absetzungsdecret gegen den Regenten erließ. Nach dem Sturze Espartero's und Narvaez' Einzuge in die Hauptstadt (22. Juli 1843) übernahm S. vorübergehend wieder das Kriegsministerium und wurde von der jungen Königin Isabella zum Generallieutenant, 1845 zum Senator ernannt. Später gehörte er zu mehrern Cabineten, gerieth aber, als die Reaction eine Wiedervereinigung der liberalen Elemente beförderte, mit den Conservativen in Zerwürfniß und schloß sich der Revolution von 1854 an. Er wurde nun unter dem Ministerium Espartero-O'Donnell Generaldirector der Artillerie, im Juni 1856 Militärgouverneur von Neu-Castilien. Dennoch wirkte er abermals zum Sturze Espartero's mit und dämpfte mit Waffengewalt den dadurch angefachten Volksaufstand, wofür seine Ernen-

Digitized by Google

nung zum Generalkapitän erfolgte. Nachdem er sodann eine Zeit lang den Gesandtschaftspaſten in Paris bekleidet, ging er als Statthalter nach Cuba, wo ihm die Versuche zur Wiedererwerbung von San-Domingo 1862 die Erhebung zum Herzog de la Torre und Granden erster Klasse eintrugen. Nach seiner Rückkehr führte er bis zum März 1863 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. 1865 wandte er sich dem wieder ans Ruder gelangten O'Donnell zu, der ihn dafür mit dem Vorsitze im Senate belohnte. Prim's Aufstandsversuch erschütterte indessen schon im Jan. 1866 das Vertrauen des Hofs zu O'Donnell, und obgleich S. im Juni die zu Madrid sich erhebende Revolution rasch unterdrückte, setzte doch die Königin das absolutistische Ministerium Narvaez wieder ein. S. begab sich hierauf mit Urlaub ins Ausland, kehrte aber Ende 1866 nach Madrid zurück, um bei Eröffnung der Cortes den Vorsitz im Senat einzunehmen. Als die Regierung diesen Staatsact über die gesetzliche Zeit hinaus verzögerte, unterzeichnete eine große Anzahl von Mitgliedern der Opposition einen Protest, den S. und der Präsident der Deputirtenkammer, Rios Rosas, der Königin überreichen sollten. Das Ministerium kam dem jedoch durch Verhaftung und Verbannung der Präsidenten und fast aller Protestirenden zuvor. S. wurde in ein Militärgefängniß bei Alicante abgeführt, erhielt aber schon nach einigen Wochen seine Freiheit zurück.

Sertorius, röm. Feldherr, berühmt durch den Widerstand, den er der Macht Sulla's in Spanien bereitete, aus plebejischem Geschlecht zu Nursia im Sabinerlande geboren, begründete seinen Ruf durch die Kühnheit, mit der er unter Marius vor der Schlacht bei Aquä Sextiä (102 v. Chr.) als Kundschafter sich in das Lager der Teutonen wagte. Im J. 97 zeichnete er sich als Kriegstribun in Spanien, 91, wo er Quästor war, im Bundesgenossenkriege aus. Seine Bewerbung um das Volkstribunat wurde durch Sulla vereitelt, weil er der Marianischen Partei angehörte, die er hierauf mit Cinna, Cnejus Papirius Carbo und Marius selbst im Bürgerkriege führte. Nach der Einnahme Roms 87 bemühte er sich, den Greueln Einhalt zu thun, und ließ 4000 mordende und plündernde Sklaven niederhauen. Im J. 83 bekleidete er die Prätur, im folgenden Jahre wurde er von Carbo und dem jüngern Marius in seine Provinz, das jenseitige Spanien, abgesendet. Sulla ächtete ihn und schickte mehrfach Truppen gegen ihn, die der flüchtige S. in Mauritanien, wo sich das Volk mit ihm und zugleich gegen den König verbunden hatte, schlug. Da beriefen ihn die Lusitanier, daß er ihr Anführer sein solle. Mit 2600 Mann, darunter nur 700 Römer, erzwang S. gegen des Annius Legaten, Catta, die Landung an der lusitanischen Küste. Nachdem er hier bedeutende Streitkräfte, darunter viele flüchtige Römer, gesammelt, begann er gegen Quintus Metellus Pius, den Sulla 79 ins jenseitige Spanien geschickt, mit Glück den kleinen Krieg, während sein Quästor Lucius Hirtulejus den Sullanischen Generalen im diesseitigen Spanien bedeutende Niederlagen beibrachte. Im J. 77 stieß der flüchtige Perperna mit vielen Römern zu S., der nun einen Senat aus 300 Römern errichtete und die Eingeborenen des Landes eng an sich gefesselt hielt. Auch gegen Cnejus Pompejus, der 76 aus Rom mit 30000 Mann in Spanien erschien, behauptete sich S., abschon unter manchen Wechselfällen, glücklich. Im J. 74 knüpfte S. eine Verbindung mit Mithridates (s. d.) an, der Gesandte an ihn schickte. Pompejus sah sich bei aller Unterstützung, die er von Rom erhielt, und trotz der Siege, die namentlich Metellus über die Kriegsgenossen von S. erfocht, überall durch S. gehemmt und mußte endlich zugleich mit Metellus die Belagerung von Calagurris (Calahorra) mit großem Verlust aufgeben. Doch auch S. selbst war äußerst geschwächt. Die Römer, die bei ihm waren, misbilligten die Begünstigung, die S. aus Politik den Spaniern widerfahren ließ. Zudem wurde S. in seiner mislichen Lage argwöhnisch und dadurch zu grausamen Maßregeln verleitet. Endlich verband sich der schlechte Perperna, dem die Unterordnung unter S. missfiel, mit zehn Römern zu seinem Untergange. S., von ihnen getäuscht, fiel 72 bei einem Gastmahl, zu dem sie ihn geladen, unter ihren Dolchen.

Serum heißen im allgemeinen alle die Körperflüssigkeiten, in welchen feste Theilchen, wie im Blute (s. d.) die Blutkörperchen, aufgeschwemmt sind, so im Eiter (Eiterserum), in der Lymphe (Lymphserum). Das Blutserum tritt im lebenden Körper fortwährend durch die Haargefäßwände und durchtränkt die Gewebe mit *seröser* Flüssigkeit, die sich unter krankhaften Verhältnissen in großen Mengen ansammeln kann, während sie bei gesunden durch die Lymphgefäße ihren Abfluß findet. Man spricht daher von seröser Wassersucht, seröser Karfunkeln u. dgl., im Gegensatz zu Ansammlungen von eitrigen und blutigen Flüssigkeiten. Auch die Körperhöhlen (Bauch- und Brusthöhle, Herzbeutel, Gehirnhöhlen) enthalten beim Gesunden kleine Mengen S., weshalb man die diese Höhlen auskleidenden glatten Häute seröse Häute genannt hat.

Servatius, s. Pancratius.

Servet (Michael), eigentlich Miguel Servede, ein gelehrter Arzt und Antitrinitarier (s. d.), geb. 1509 zu Villanueva in Aragonien, widmete sich zuerst in Toulouse der Rechtswissenschaft, wendete sich aber bald theol. Forschungen zu. Schon um 1530 fing er an, seine von der Kirchenlehre abweichenden Ansichten von der Dreieinigkeit unverhohlen zu äußern. Um dieselben ungehindert verarbeiten zu können, begab er sich nach Deutschland und ließ hier ein Werk «De trinitatis erroribus» (Strasb. 1531) drucken. Als er nicht die erwartete Aufnahme fand, ging er wieder nach Frankreich, lebte einige Jahre in Lyon und begab sich dann nach Paris, wo er die Arzneikunde studirte. Doch gerieth er hier mit den pariser Aerzten in Streit, in dessen Folge er nach Lyon zurückkam, wo er in der Druckerei der beiden Frellon als Corrector arbeitete. 1540 folgte er einer Einladung des Erzbischofs von Vienne, Pet. Palmier, der ein großer Beschützer gelehrter Männer war. Aber die Ruhe dauerte nicht lange. Durch Calvin, mit welchem er schon früher in Briefwechsel gestanden, später aber sich verfeindet hatte, wurde S. als Verfasser des Buchs «Christianismi restitutio» bekannt und deshalb verhaftet. Zwar entkam er 7. April 1553 aus dem Gefängnisse und beschloß nach Neapel zu gehen, nahm aber seinen Weg über Genf, wo Calvin der Obrigkeit sogleich Nachricht von seiner Ankunft gab. S. wurde 13. Aug. verhaftet und wegen Gotteslästerung vor Gericht gezogen. Calvin besuchte ihn im Gefängnisse und hatte mehrere Unterredungen mit ihm; als aber S. standhaft auf seiner Meinung beharrte, daß Christus nur als der in der Zeit geborene Mensch Sohn Gottes heiße, überließ er ihn seinem Schicksal. Ehe das Gericht zu Genf das Urtheil fällte, zog es die Geistlichen in Bern, Basel und Zürich und, wie einige behaupten, auch die Obrigkeiten der prot. Cantone zu Rathe. Die allgemeine Meinung war, daß S. wegen Gotteslästerung des Todes schuldig sei. Zum Scheiterhaufen verurtheilt, ward er 27. Oct. 1553 verbrannt. Als er nach halbstündiger Qual noch nicht den Tod gefunden, soll er ausgerufen haben: «Ich Unglücklicher! Wird die Flamme meinem Elende nicht ein Ende machen? Konnte man denn für die 200 Goldstücke und die kostbare Halskette, die man mir nahm, nicht Holz genug anschaffen, mich schneller zu verzehren?» Ungeachtet die bürgerliche Obrigkeit zu Genf das Urtheil aussprach, so ist es doch auf Calvin's Anreizung gefällt worden und befleckt jedenfalls dessen Andenken, wenn auch selbst ein Melanchthon das Verfahren billigte. S. war ein sehr scharfsinniger und gelehrter Mann und auch in der Arzneiwissenschaft gut bewandert. In seiner «Christianismi restitutio» bemerkte er gegen die damals herrschende Meinung, daß die ganze Blutmasse mittels der Lungenarterie und Venen durch die Lunge gehe, ein bedeutender Schritt zur Entdeckung des Blutumlaufs. Seine Ansichten von der Dreieinigkeit berühren sich mit der sog. sabellianischen Lehre, nach welcher in Gott nicht drei verschiedene Personen, sondern nur die verschiedenen Offenbarungsweisen des einigen Gottes anzuerkennen sind. Die kirchliche Trinitätslehre hat er in den schärfsten Ausdrücken verurtheilt. Vgl. Trechsel, «S. und seine Vorgänger» (Heidelb. 1839); Brunnemann, «M. Servetus» (Berl. 1865).

Servile, d. i. knechtisch Gesinnte, vom lat. servus, nennt man diejenigen, welche aus Furcht oder Eigennutz gegen Höhergestellte und Mächtige einen solchen Diensteifer beweisen, wie es sich mit der Würde des freien Mannes nicht verträgt. Ist der Servilismus schon im Privatleben das Zeichen eines niederträchtigen Charakters, so ist er es noch mehr in den öffentlichen Verhältnissen, wo dessen Ausübung eine noch größere Schamlosigkeit voraussetzt und das Interesse der Gesammtheit und die allgemeine Sittlichkeit unmittelbar untergräbt. Ins polit. Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt. Im Gegensatze zu den Constitutionellen oder Liberalen nannte man diejenigen S., welche die unwürdige Politik Ferdinand's VII. unterstützten. Eigentlich jedoch ist der Gegensatz von Liberalismus nicht Servilismus, denn jede polit. Partei zählt gewöhnlich Anhänger, die nicht der Idee, sondern nur der Macht huldigen.

Servilius, ein röm. Geschlecht, das patricische und plebejische Familien in sich schloß. Unter den erstern erscheint die eine, in der sich die Beinamen Priscus, Structus und Ahala theils einzeln, theils zusammen finden, im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in den Magistratscasten durch mehrere Consuln und consularische Kriegstribunen vertreten. Von dieser Familie leitete sich eine andere ab, die den Zunamen Cäpia führte. Zu dieser gehörte unter andern Quintus Servilius Cäpio, der als Consul 106 v. Chr. ein Gesetz (Lex Servilia judiciaria) gab, das dem Senatorstand das Richteramt, das ihm durch das Sempronische Gesetz entzogen war, auf kurze Zeit wieder verschaffte. Im J. 105 wurde er als Proconsul in der gallischen Provinz, wo er den Tempelschatz von Tolosa beraubte, mit dem Consul Cnejus Manlius von den Cimbern und Teutonen am Rhône in einer mörderischen Schlacht, in der 80000 Römer fielen, geschlagen. Deshalb in Rom angeklagt, mußte er ins Exil nach Smyrna wandern, wo er starb. —

Zu der Familie der Cäpionen gehörte ferner die Servilia, welche die Stiefschwester des Cato Uticensis und die Mutter des jüngern Brutus war. — Einer dritten patricischen Familie gehörte Publius S. Vatia an, der 79 v. Chr. Consul war und darauf vom J. 78—75 als Proconsul in Kleinasien mehrere feste Plätze der Seeräuber an der Südküste zerstörte und im Krieg gegen die Isaurier, über die er siegte, zuerst mit einem röm. Heere den Taurus überschritt. Er erhielt beim Triumph 74 den Ehrennamen Isaurieus. — Plebejische Familien der Gens Servilia waren die durch die Zunamen Geminus, Glaucia, Rullus und Casca bezeichneten. Cajus S. Glaucia gab 105 als Volkstribun ein Gesetz über widerrechtliche Erpressungen (Lex Servilia repetundarum), das wieder Ritter zu Richtern verordnete. Als Prätor 100 schloß er sich dem Lucius Apulejus Saturninus an und fand mit ihm den Tod. — Publius S. Rullus brachte als Volkstribun im Interesse Cäsar's, der das Volk auf Unkosten des Staatsschatzes für sich gewinnen wollte, einen Gesetzvorschlag auf Vertheilung des campanischen Staatslandes, den Cicero als Consul 63 in drei noch erhaltenen Reden («De lege agraria») mit Erfolg bekämpfte. — Publius S. Casca, zum Volkstribunen für 43 v. Chr. durch Cäsar's Verwendung bestimmt, war unter den Verschworenen, die diesen 15. März 44 ermordeten, derjenige, welcher den ersten Streich auf ihn führte; er fiel 42 bei Philippi.

Servis (franz. service, vom lat. servitium, Dienst, Dienstleistung) nennt man das Geld, welches dem nicht einquartierten Soldaten zur Selbstbeschaffung des Quartiers und theilweise auch der Beköstigung aus der Militärkasse gezahlt wird. Soldaten, welche in Kasernen liegen oder einquartiert werden, haben mithin keinen Anspruch auf S., der in Friedenszeiten aber den Quartiergebern als Entschädigung für die Hergabe des Quartiers ausgezahlt zu werden pflegt. In Kriegszeiten wird in der Regel S. nicht gewährt. Da die Einquartierungslast eine allgemeine Staatslast ist, so sollte der S. so hoch gegriffen sein, daß er den Quartiergeber vollständig entschädigt, was aber fast nirgends der Fall ist. Noch weniger sollten die Gemeinden verpflichtet werden, einen Beitrag zu den Kosten der Unterhaltung der Kasernen und ihres Inventars zu geben. Auch dieser Beitrag wird oft S. genannt.

Serviten oder Diener der Heiligen Jungfrau, auch Brüder von Ave-Maria und Brüder vom Leiden Christi oder von Monte-Senario heißen die Mönche eines geistlichen Ordens, der 1233 zu Florenz zum Dienste der Muttergottes gestiftet wurde. 1239 ließen sich die Mönche auf Monte-Senario nieder, nahmen die Regel der Augustiner an und erhielten vom Papst Alexander IV. die Bestätigung. Durch den Bruder Benizi verbreitete sich der Orden nach Frankreich, in die Niederlande und nach Deutschland; auch nach Polen und Ungarn kam er. In Frankreich trugen die Mönche weiße Mäntel, daher nannte man sie blancs manteaux. Durch Papst Martin V. erhielten die S. die Privilegien der Bettelorden. Der Bruder Bernhardin von Ricciolini erneuerte die alte Strenge des Ordens (1593); seine Anhänger hießen Einsiedlerserviten. Diese und die minder strengen S. haben ihre wichtigsten Sitze jetzt noch in Italien, sind aber auch in Deutschland noch vorhanden. Zu den berühmtesten Männern des Ordens gehören Paul Sarpi und Ferrarius. Der Orden der Servitinnen, nach ihrer schwarzen Kleidung auch Schwarze Schwestern genannt, entstand zu Lebzeiten Benizi's (gest. 1284 oder 1286), verbreitete sich in die Länder, in welchen die Brüder sich niedergelassen hatten, existirt aber nur noch in wenigen Klöstern, obschon er neuerdings in Baiern wieder eingeführt worden. Eine von Juliani Falconieri um 1306 gegründete, dem dritten Orden (Tertiarier) angehörige und 1424 bestätigte Stiftung von Servitinnen, die sich 1617 zu einer Congregation gestaltete, ist ebenfalls noch vorhanden.

Servitut, Dienstbarkeit oder Gerechtigkeit heißt das dingliche, nicht blos gegen bestimmte Personen, sondern gegen jedweden Eigenthümer oder Besitzer verfolgbare Recht (jus reale) an einer fremden Sache, kraft welches die Sache überhaupt oder zu bestimmten einzelnen Zwecken benutzt oder wenigstens dem freien Gebaren des verpflichteten Inhabers (serviens) entzogen werden kann. Als berechtigt (dominans) tritt bei den S. entweder eine individuell bestimmte Person hervor oder der jedesmalige Besitzer eines gewissen Grundstücks (servitus personalis, praedialis). Der Dominans darf vermöge der Dienstbarkeit entweder selbst in Bezug auf den Gegenstand etwas thun, z. B. Früchte davon ziehen, einen Weg gebrauchen (affirmative Servituten) oder dem Eigenthümer einen gewissen Gebrauch, z. B. das Höherbauen seines Hauses, das Verbauen eines Fensters u. s. w., untersagen (negative Servituten). Zu eigenen Leistungen ist der Eigenthümer der belasteten Sache nach röm. Recht nicht verbunden. Doch gibt es im neuern europ. Rechte manche Verhältnisse, wo der Eigenthümer eines Grundstücks selbst etwas thun muß, und auch diese hat man nach der Analogie römischer

S. behandelt, obgleich viele derselben sehr verschieden davon und aus der Gemeindeverbindung, Grundherrlichkeit oder andern mehr öffentlich-rechtlichen Verhältnissen entstanden sind. Die persönlichen S. bestehen bald in der vollen Benutzung einer fremden Sache und in dem Genuß aller davon abfallenden Früchte (Nießbrauch), bald in einem beschränkten Nutzungsrecht (usus), welches sich nur auf die eigenen persönlichen Bedürfnisse bezieht oder irgend sonst in seinem Zwecke und Umfange näher bestimmt ist, z. B. auf freie Wohnung. Grundstücksgerechtigkeiten müssen einen bleibenden Zweck haben und irgendeinen Vortheil gewähren; sie sind unzertrennlich von dem berechtigten Grundstück und untheilbar. Das Nutzungsrecht ist blos eine Einschränkung des Eigenthums; es soll das Eigenthum nicht aufheben, auch so wenig als möglich die Rechte desselben beeinträchtigen. Der Nutznießer hat daher dafür Sicherheit zu leisten, daß er die Sache pfleglich gebrauchen und dem Eigenthümer in gutem Stande zurückgeben will. Grundgerechtigkeiten müssen civiliter, d. h. mit Schonung der Rechte des Eigenthümers, ausgeübt werden; sie hindern dessen Mitgebrauch in der Regel nicht. S. können wie andere dingliche Rechte durch Vertrag, Letzten Willen, Verjährung, gerichtliche Zugewährung (wie z. B. eine Wegegerechtigkeit bei Naturaltheilung von Grundstücken) oder, wie der Nießbrauch, zufolge gesetzlicher Bestimmung entstehen. Bei Störungen verfährt der Berechtigte mit Besitzrechtsmitteln oder auch mit der Confessorienklage auf Anerkennung seines Rechts, während freie Eigenthümer der unbefugten Anmaßung einer Dienstbarkeit mit der Negatorienklage entgegentreten. S. erlöschen durch Untergang der dienenden Sache, Verzicht des Berechtigten, Nichtgebrauch binnen rechtsverwährter Zeit, Zusammenfallen der Pflicht und der Berechtigung (Consolidation, z. B. wenn das dienende und herrschende Grundstück in eine und dieselbe Hand kommt), gerichtliche Aberkennung wegen Misbrauchs, Erlöschen der Bedingung, unter welcher die S. erworben ist, nach neuern Gesetzen theilweise auch durch Zwangsablösung.

Servius (Maurus Honoratus), ein röm. Grammatiker, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und schrieb einen schätzbaren Commentar zu den Gedichten des Virgilius, der zum Theil aus ältern Erklärern entlehnt, durch spätere Hand aber vielfach verändert und entstellt worden ist. Derselbe erschien nach dem ersten Abdruck (Ven. 1471) später zugleich in mehrern Ausgaben des Virgilius, am besten in der von Burmann (4 Bde., Amsterd. 1746), und wurde zuletzt nebst den Commentaren des Philargyrius und Probus von Lyon (2 Bde., Gött. 1826) besonders herausgegeben. Unter des S. kleinern grammatischen Schriften verdient vorzüglich die «Ars de pedibus versuum sive centum metris», auch «Centimetrum» genannt, erwähnt zu werden, die eine Art von Einleitung in die Metrik bildet und von Santen (Leyd. 1788) und Klein (Kobl. 1824) kritisch bearbeitet wurde.

Servius Tullius, der sechste röm. König, der von 578—534 regiert haben soll, ist seinem Ursprung nach eine sagenhafte Erscheinung. Nach der gangbarsten Sage war er der Sohn einer Sklavin des Tarquinius Priscus, Acrisia, von einem Gotte mit dieser gezeugt und von früh auf durch Wunderzeichen verherrlicht. Nach etruskischen Chroniken dagegen wäre er ein Etrusker gewesen, der mit seinem heimischen Namen Mastarna geheißen und mit einer Schar Landsleute in Rom sich festgesetzt hätte. Zum Eidam des Tarquinius erhoben, wurde er nach dessen Tode mit Hülfe der Gemahlin des Verstorbenen, Tanaquil, die den Tod ihres Gatten verheimlichte, zunächst angeblich Stellvertreter desselben, dann aber, als sein Tod offenkundig werden mußte, König, mit Uebergehung der Söhne des Tarquinius, und ohne daß ein senatorisches Interregnum mit den üblichen Formen vorangegangen wäre, indem er sich unmittelbar an das Volk wandte. Seine Regierung ist neben glücklichen Kriegen mit den Bejentern hauptsächlich bezeichnet durch die Reform der Verfassung, durch welche er aus Patriciern und Plebejern ein einheitliches Volk schuf, die letztern in die Volksversammlung aufnahm und den Pflichten aller Bürger gegen den Staat entsprechende nach dem Vermögen abgestufte Rechte gegenüberstellte. Sodann bewirkte er die Herstellung einer einheitlichen und einheitlich befestigten Stadt, indem er die bisher einzeln befestigten Stadttheile mit einer gemeinsamen Mauer umzog und Stadt und Weichbild neu eintheilte. Endlich gründete er auch einen der Diana geweihten latinischen Tempel auf dem Aventin in Rom, wodurch die Vorstandschaft des Latinischen Bundes dauernd nach Rom kam. (S. Rom und Römisches Reich, sowie Römische Alterthümer.) Außerdem noch führte er geprägtes Geld ein, indem er das bisher formlos als Tauschmittel gebrauchte Kupfer in Barren gießen ließ, die mit Marken in der Form von Thierfiguren versehen wurden. Der durch solche Werke und Maßregeln populäre König soll jedoch ein trauriges Ende gefunden haben. Er hatte, so wird erzählt, seine beiden Töchter mit den Söhnen des Tarquinius Priscus verheirathet. Die eine, des Aruns Gattin, verführte dessen Bruder Lucius

Digitized by Google

und heirathete ihn, nachdem er ſeine Gattin und ſie ihren Gemahl gemordet. Dann reizte ſie ihren neuen Gemahl zur Verſchwörung gegen ihren Vater. S. wurde erſchlagen. Ueber ſeine blutige Leiche fuhr die entartete Tochter mit ihrem Wagen. Die Gaſſe in Rom, in der dieſes geſchah, hieß ſeitdem die verruchte (vicus sceleratus).

Seſam (Sesámum), eine zur 14. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Bignoniaceen gehörende Pflanzengattung mit fünftheiligem Kelche, glockiger, fünfſpaltiger Blumenkrone, deren unterſter Zipfel verlängert iſt, vier Staubgefäßen, von denen zwei länger ſind, nebſt einem Anſatze eines fünften Staubgefäßes und einer länglichen, faſt vierfächerigen, zweiklappigen, vielſamigen Kapſel. Hierher gehören blos in Indien, Guinea, am Senegal und am Cap einheimiſche, einjährige, behaarte Kräuter, deren Blüten einzeln in den Blattwinkeln ſtehen und die ſehr kurzen Blütenſtiele am Grunde beiderſeits drüſig ſind. Am weiteſten verbreitet iſt der Indiſche S. (S. Indicum), welcher weiße, roſenroth überlaufene Blumen trägt und in Oſtindien einheimiſch, aber ſchon im Alterthume nach China, Japan, dem Orient und Aegypten kam und jetzt faſt überall in den Tropenländern cultivirt wird. Aus den ſüßen, öligen Samen wird, wie es ſchon bei den Babyloniern und Aegyptern geſchah, ein mildes, fettes, vielfach angewendetes Oel (Seſamöl) bereitet, welches ſich lange hält und an Speiſen wie auch in der Heilkunde Verwendung findet. Auch iſt es in jenen Gegenden als treffliches kosmetiſches Mittel berühmt. Die ſchlechtere Sorte wird zum Brennen gebraucht. Früher kam das Seſamöl auch häufig in die Apotheken Europas. Gegenwärtig wird es in den kath. Ländern, beſonders aber in Griechenland, zur Speiſung der ſog. Ewigen Lampen gebraucht.

Seſoſtris iſt der durch Herodot in Aufnahme gekommene Name eines ägypt. Königs, welchem geſchichtlich zwei Könige zum Grunde liegen, die beiden größten Pharaonen des zweiten ägypt. Reichs, welche im Anfange der 19. Manethoniſchen Dynaſtie regierten: Seti I. (etwa 1439—1388) und Ramſes (etwa 1388—22), Vater und Sohn. Jener, bei Manethôs Sethos oder Sethoſis genannt, gab den Anſtoß zu dem misverſtandenen Namen S., für welchen Diodor, etwas treuer bleibend, Seſooſis ſchrieb. Beide waren große Eroberer, unternahmen ferne Kriegszüge nach Aſien und hinterließen daher an vielen Orten ihr mythiſches Gedächtniß, ohne daß die Thaten beider im einzelnen auseinandergehalten wurden. Dem Sethoſis werden von Manethôs Siege über Cypern und Phönizien, über die Aſſyrer und Meder zugeſchrieben. Von Ramſes berichteten die theban. Prieſter dem Germanicus (bei Taeitus), daß er außer den Aſſyrern und Medern auch die Perſer, Baktrer und Scythen und in Afrika die Libyer und Aethiopier überwunden habe. Unter jenem kam (nach Lepſius) Joſeph nach Aegypten und führte die großen adminiſtrativen Reformen aus, welche von Herodot und Diodor dem S. zugeſchrieben werden. Unter dem Sohne wurde Moſes geboren und erzogen und die Iſraeliten mußten Frondienſte thun bei dem Bau der Städte Pithom und Ramſes, deren letztere ihren Namen von dieſem Könige führte, welcher hier in einem Tempel verehrt wurde. Beide Städte lagen an dem Kanale, der von Ramſes II. (nach Ariſtoteles, Diodor, Strabo und Plinius von S.) vom Nil unterhalb Heliopolis nach den Bitterſeen hin angelegt worden war. Berühmt ſind ferner die noch jetzt in der Nähe von Beirut am Ausfluſſe des Nahr-el-Kelb (Lykos) ſichtbaren drei Felſentafeln, welche nach Herodot von S., nach ihren Inſchriften von Ramſes (ſ. d.) eingegraben wurden.

Seſſi iſt ein in der Geſchichte des neuern Kunſtgeſangs durch mehrere Sängerinnen berühmt gewordener Name. Vorzüglich gehören hierher fünf Schweſtern, die Töchter eines Italieners, der früher in Rom angeſtellt war, ſeit 1794 aber in Wien lebte. — Die älteſte, Marianne S., geb. in Rom 1770, eine der erſten Bravourſängerinnen in Deutſchland, war ſeit 1793 in Wien engagirt, wo ſie der Kaufmann Natorp heirathete, weshalb ſie ſich nun Seſſi-Natorp nannte. Später machte ſie bis 1818 Kunſtreiſen in Italien, Spanien, Frankreich und England. Hierauf ſang ſie in Italien, bis ſie 1836 noch einmal nach Deutſchland zurückkehrte. Seitdem lebte ſie in Zurückgezogenheit und ſtarb zu Wien 20. März 1847. Als Darſtellerin machte ſie kein Glück. — Die zweite Schweſter, Imperatrice S., geb. zu Rom 1783, unter allen ihren Schweſtern die ausgezeichnetſte Sängerin, bildete ſich in Wien, wo ſie 1804 zum erſten mal öffentlich auftrat. Den höchſten Triumph feierte ſie in Italien. Sie ſtarb zu Florenz 25. Oct. 1808. — Die dritte Schweſter, Anna Maria S., eine der gediegenſten Sängerinnen, geb. in Rom 1793, bildete ſich vorzüglich durch das Talent ihrer Schweſter Imperatrice. Sie trat ſchon in ihrem 12. J. mit ihren Schweſtern öffentlich auf, zuerſt in Wien, dann in Bologna, und widmete ſich hierauf in Florenz noch gründlicher dem Studium des Geſangs. Sie war in Italien eine der gefeiertſten Sängerinnen, als ſie ſich 1811 nach Wien begab, wo ſie, als die ital. Oper einging, in der deutſchen auftrat. Nach ihrer Verheira-

thung nannte sie sich Reumann-Sessi. Sie machte Kunstreisen in Ungarn und Deutschland und war dann bis 1823 in Leipzig engagirt. Später ging sie nach Pesth, wo sie das Unglück hatte, plötzlich ihre Stimme zu verlieren. Sie starb zu Wien im Juni 1864. Ihre durchdringende Stimme beherrschte sie mit seltener Gewalt und eignete sich durch ihren kräftigen Vortrag besonders für den großen, leidenschaftlichen Gesang. — Die beiden jüngern Schwestern, Vittoria S., geb. 1798, und Karoline S., zeichneten sich ebenfalls als Sängerinnen aus, traten aber infolge ihrer Verheirathung sehr bald von der Bühne ab. — Noch ist zu erwähnen Maria Theresia S., die sich als Sängerin ebenfalls in Wien bildete und 1825—28 großes Aufsehen in Süddeutschland sowie in Paris und London machte.

Sesterz (numus sestertius), eine röm. Silbermünze von $2\frac{1}{2}$ As Werth, daher der Name sesqui-tertius, die mit der Verschlechterung des As zugleich sank. Der S. war der vierte Theil des Denar und $\frac{1}{4}$ Quentchen schwer. Sesterzien waren zur Zeit der Republik die gewöhnliche Rechnungsmünze. Sestertia (SS) waren 1000 Sesterzien, bina SS 2000, dena SS 10000 und centena SS 100000 Sesterzien.. Sestertium (nämlich pondus) dagegen bezeichnete die Hunderttausende und mit den Adverbien verbunden die größern Summen, z. B. decies sestertium 1 Mill., vicies sestertium 2 Mill. u. s. w. Wegen ihrer Kleinheit sind die Sesterzien ziemlich selten. Vgl. Gronov, «De sestertiis» (Amsterd. 1656).

Sestine, eine lyrische Versform, welche sechs sechszeilige Strophen und eine dreizeilige umfaßt. Die Form ist provenzal. Ursprungs. Unter Petrarca's Gedichten sind mehrere treffliche S. Ueberhaupt ist sie wol von den Italienern und nächst diesen von den Spaniern am meisten ausgebildet worden. In neuester Zeit hat man sie auch in die deutsche Poesie verpflanzt.

Sestini (Domenico), einer der größten Münzkenner, geb. zu Florenz 10. Aug. 1750 und gebildet in dem Collegium seiner Vaterstadt, erhielt vom Fürsten Biscaris den Auftrag, dessen Museum zu Catanea zu ordnen, und hier wendete er sich ausschließend den numismatischen Studien zu. Von Sicilien ging er nach Konstantinopel, wo ihn der engl. Gesandte Sir Rob. Ainslie mit der Bildung seiner nachmals so berühmt gewordenen Münzsammlung beauftragte. Seit 1780 durchwanderte er Kleinasien und berichtete über seine Forschungen in einigen werthvollen Werken. Hierauf besuchte er auch Deutschland, wo er sich namentlich in Berlin aufhielt und vom König von Preußen einen Jahresgehalt erhielt. In dieser Zeit ließ er seine «Lettere e dissertazioni numismatiche sopra alcune medaglie rare della collezione Ainsliana etc.» (8 Bde., Livorno 1789—1805) und die «Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico» (2 Bde., Lpz. 1796; 2. Aufl., Flor. 1821), erscheinen, welchem erstern Werke sich die Beschreibungen von Knobelsdorf u. a. sowie der berliner und gothaischen Sammlungen als Band 6—9 (Berl. 1804—9) anschlossen. 1810 besuchte er Paris und wurde sodann von der Großherzogin Elisa Bacciochi von Toscana zum Antiquar und Bibliothekar ernannt, welche Stelle er 1814 bei der Rückkehr des Großherzogs Ferdinand III. verlor. Hierauf übernahm er die Ordnung des Hederwar'schen Museums sowie die Beschreibungen der königl. Münzsammlung zu München, der des Königs Christian VIII. von Dänemark und des Museums zu Triest. Auch hatte er inzwischen seine vortreffliche Abhandlung über die alten Stateren (1818) und die Münzen des Achäischen Bundes geschrieben und neue «Lettere e dissertazioni numismatiche» (9 Bde., Mail. 1813—20) erscheinen lassen. Seine großen Verdienste bewogen endlich auch den Großherzog Ferdinand, ihm den Titel als Antiquar und Professor an der Universität zu Pisa zu verleihen und einen Jahresgehalt auszusetzen. Hierauf erschienen seine Beschreibung des Hederwar'schen Museums (7 Bde., 1828—30) und die der griech. Medaillen der Chaudoir'schen Sammlung (1831). Er starb zu Florenz 8. Juni 1832. Seine Bibliothek und Manuscripte ließ der Großherzog Leopold II. von Toscana ankaufen. Unter letztern befindet sich auch sein «Systema geographicum numismaticum» in 14 Foliobänden.

Setaria, Borstenhirse, Name einer Gräsergattung aus der Familie der Gramineen, welche sich dadurch auszeichnet und von der ihr nahe verwandten Gattung der echten Hirsenarten (Panicum) unterscheidet, daß die in eine walzige Aehre gestellten Aehrchen, welche zwei Blüten, eine fruchtbare und eine taube, enthalten, von grannenartigen Borsten umgeben sind. Außer einigen wildwachsenden, einjährigen, als Unkräuter auftretenden Arten gehört hierher der italienische Borsten- oder Kolbenhirse (S. italica), welcher in Südeuropa einheimisch ist und hin und wieder angebaut wird. Es ist ein vollsaftiges Gras mit 2—3 F. hohem, fingerdickem Stengel, breiten, schilfartigen, aber weichen und nicht scharfen Blättern und einer 3—6 Zoll langen und bis 1 Zoll dicken, gelappten Aehre, welche eine große Anzahl von Aehrchen enthält. Die Körner, welche ebenso wie die des gemeinen Hirse benutzt werden, aber geringere

Größe besitzen, sind bald weiß oder grau, bald gelb- bis braunroth. Man unterscheidet zwei Hauptvarietäten: großen Kolbenhirse, den man als Getreidegras der Körner wegen anbaut, und kleinen Kolbenhirse, auch Mohar genannt, welcher als Futter verwendet wird. Letztere Pflanze erreicht höchstens 1½ F. Höhe, ihre Aehre nur bis 2 Zoll Länge und ½ Zoll Breite.

Seth, nach der hebr. Sage der dritte Sohn Adam's, soll der Stammvater des Gott wohlgefälligen Menschengeschlechts (der Sethiten) gewesen sein, welchen die Kainiten, die Nachkommen Kain's (s. d.) als das gottlose Menschengeschlecht gegenübergestellt werden. Eine nähere Vergleichung der verschiedenen Geschlechtsregister beweist jedoch, daß die Namen in beiden Reihen ursprünglich dieselben waren, und daß in der ältesten Ueberlieferung S. nicht als Sohn Adam's, sondern als Erzeuger des ersten Menschen Enosch erschien, in demselben Sinne, in welchem nach einer andern Ueberlieferung der erste Mensch Adam von Gott abstammt. S. ist daher ein alter Gottesname, der übrigens auch bei den Aegyptern sich findet (S.-Typhon) und wahrscheinlich ägypt. Ursprungs ist. — Im 2. Jahrh. n. Chr. begegnet uns unter den sog. Ophiten (s. d.) eine Partei der Sethianer oder Sethiten, welchen S. Repräsentant des in Christus erschienenen geistigen Princips war. Unter ihrer religiösen Literatur fanden sich auch mehrere «Bücher S.»

Setúval oder Setubal, von den Ausländern auch St.-Ubes oder St.-Yves genannt, eine portug. Seestadt im Distrikt Lissabon, 3,9 M. im Südsüdosten von Lissabon, mit dem sie durch Eisenbahn verbunden ist, am nördl. Ufer der durch die Mündung des Sado gebildeten Ria oder Bai von S. gelegen, ist nach ihrer fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben von 1755 wieder gut aufgebaut und hat vier öffentliche Plätze, viele hübsche Häuser, fünf Pfarrkirchen, zwei Nonnen- und neun ehemalige Mönchsklöster, mehrere Schulen, ein Theater und reizende, mit Gärten und Landhäusern dichtbesäete Umgebungen. Die Stadt zählt (1860) 13134 E. und ist ein wohlhabender Ort, nach Lissabon und Oporto die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt Portugals, namentlich wichtig als Ausfuhrplatz von portug. Weinen und als Hauptemporium des portug. Salzhandels. Der Hafen ist sehr groß, sicher, 5—10 Klaftern tief, mit gutem Ankergrund versehen, aber wegen der Sandbänke schwer zugänglich. Derselbe wird durch fünf Forts vertheidigt, hat einen Leuchtthurm und breite, gutgepflasterte Quais. Das Seesalz, welches in den 370 Gruben (Marinhas) des Sado bei der Stadt selbst sowie in denen von Palmella und Alcacer do Sal gewonnen wird, gilt in ganz Europa als das beste und kommt, weil es über S. exportirt wird, unter dem Namen Salz von St.-Yves in den Handel. Unter den ausländischen Flaggen sind die der Franzosen, Engländer, Preußen, Russen, Schweden und Norweger am stärksten vertreten. Außerdem wird der Küstenhandel und die Fischerei sehr lebhaft betrieben, und neben Salz und Wein werden auch Oel, Südfrüchte und Fische zur Ausfuhr gebracht. S. ist das alte röm. Cetobriga, hieß später Setubra, wurde von den Arabern, die den Ort Schetuvir nannten, zerstört, aber nachmals von Fischern wieder aufgebaut und mit einiger Veränderung des Namens S. genannt.

Setzmaschine nennt man eine Maschine, welche aus Typen (Lettern) den gewünschten Satz zusammenstellt, also das verrichtet, was sonst allgemein der mit der Hand arbeitende Setzer thut. (S. Buchdruckerkunst.) Das erste, ohne praktische Resultate gebliebene Project einer solchen S. rührte, wie es scheint, von einem Franzosen Ballauche her und wurde in England an W. Church 1822 patentirt. Spätere Erfinder in diesem Fache sind Kliegl in Presburg (1839), Young und Delcambre in Lille (1840), Clay und Rosenberg in England (1840, 1842), Gaubert daselbst (1840), Neus in Würzburg (1844), Tschulik in Wien, Sörensen in Kopenhagen (1851), Bidet, Pape in Paris, Hattersley in Manchester u. a. Allgemein hat man der S. die Idee des Klaviers zu Grunde gelegt, indem eine Anzahl Tasten angebracht wird, von denen jede, wenn man sie mit dem Finger niederdrückt, einen bestimmten Buchstaben aus dem Behälter, worin viele Exemplare desselben übereinandergeschichtet liegen, herausfördert. Verschieden sind aber die Maschinen in Ansehung des Mittels, durch welches die nacheinander folgenden Lettern weitergeschafft und in Zeilen zusammengereiht werden, sowie in vielen andern Einzelheiten. Von zwei erwachsenen Personen und einem oder zwei Knaben bedient, kann eine S. das Fünffache, ja angeblich das Zwölffache von dem an Arbeit liefern, was ein Setzer nach gewöhnlicher Weise in gleicher Zeit leistet. Es ist aber zu bemerken, daß zu ihrer gehörigen Versorgung mit Typen das Ablegen des ausgedruckten Satzes (Auseinandernehmen und Sortiren der Lettern) entweder durch eine entsprechend große Zahl von Personen oder durch eine besondere Ablegmaschine (die auch wol mit der S. selbst verbunden ist) geschehen muß. Außerdem stehen die S. hoch im Preise und gerathen wegen ihrer vielen zarten Bestandtheile leicht in Unordnung. Sie sind nur für Eine bestimmte Schriftgröße construirt, für einen aus mehrern Schriftgattungen gemischten Satz schwer oder gar nicht

vorzurichten, für mathem. und Tabellensatz u. s. w. aber unbedingt unbrauchbar. Ferner sind die zur Maschine erforderlichen Typen wegen gewisser Eigenthümlichkeiten theurer als die gewöhnlichen. Auch muß der Maschinenarbeit stets noch eine nicht unbedeutende Handarbeit, namentlich das genaue Ausschließen (Ausgleichen der Zeilenlänge) und das Zusammenordnen der Zeilen in Columnen folgen. Endlich hemmt das wegen Reparatur eintretende Stillstehen der Maschine den Betrieb der Druckerei viel mehr als das Ausfallen eines einzelnen Setzers für Handarbeit. Aus allen diesen Umständen erklärt sich leicht die Erscheinung, daß zur Zeit noch keine einzige S. zu fortdauernder vortheilhafter Anwendung gekommen ist.

Seuche, s. Epidemie und Endemie.

Seume (Joh. Gottfried), deutscher Dichter, wurde 29. Jan. 1763 in Poserna bei Weißenfels geboren, wo sein Vater Bauer war. Als letzterer verstorben, nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, brachte ihn auf die Schule in Borna, dann auf die Nikolaischule in Leipzig und nachher auf die dasige Universität, wo er Theologie studiren sollte. Doch S. konnte sich mit der damaligen Theologie nicht befreunden. Er verließ Leipzig, um zunächst nach Paris zu gehen, fiel aber sehr bald Werbern in die Hände und wurde in hess. Diensten nach Amerika eingeschifft. Nach der Heimkehr aus Canada, wo er bis zum Frieden gefochten, gerieth er unter preuß. Werber und wurde wieder als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Hier entfloh er zweimal, wurde aber wieder eingeholt und entging nur auf vieles Fürbitten der Todesstrafe. Ein wackerer Bürger, der sich mit 80 Thlrn. für ihn verbürgte, verschaffte ihm Urlaub. Nun ging er nach Leipzig, fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Er bezahlte die verbürgte Summe von dem Honorar für seine Uebersetzung des engl. Romans «Honorie Warren» (1788) und widmete sich nun den Wissenschaften. Als Secretär des russ. Generals Igelström kam er 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Während des Kampfes der Polen gegen die Russen wurde er zum poln. Gefangenen gemacht. Nach seiner Befreiung ging er wieder nach Leipzig, wo er Unterricht im Englischen ertheilte und seine «Wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794» (Lpz. 1796), «Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland» (Zür. 1797) und seine «Obolen» (2 Bde., 1797) herausgab. Später übernahm er das Amt eines Correctors in der Druckerei seines Freundes Göschen zu Grimma. Um diesem Geschäfte nicht zu erliegen, unternahm er, kurz nachdem seine «Gedichte» (Lpz. 1801) erschienen, eine Fußreise von neun Monaten, auf welcher er Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte. Eine ähnliche Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finland nach Schweden. Jener Reise ist sein «Spaziergang nach Syrakus» (3 Bde., Braunschw. und Lpz. 1802; 4. Aufl. 1815—17; neue Ausg. von Oesterley, Lpz. 1868), dieser «Mein Sommer im J. 1805» (Hamb. 1806; 2. Aufl. 1815) gewidmet. Die Vorrede der letztern Schrift ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Nach langen körperlichen Leiden starb er 13. Juni 1810 im Bade zu Teplitz. Als Mensch verdient S. große Anerkennung. Lebenserfahrungen, besonders eine unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen, ohne daß er sie haßte oder ihre Güter verachtete. Er hatte aber Kraft genug, was ihm versagt war, zu entbehren, und war stolz genug, kein Verlangen danach zu äußern. Diese Charakterfestigkeit spricht sich auch in allen seinen Gedichten und Schriften aus und verleiht ihnen einen eigenthümlichen, nicht geringen Werth, während sie in künstlerischer Beziehung, sowol was die Form der Darstellung, als was die Durchdringung und Regelung des Stoffs betrifft, mancherlei Unvollkommenheiten an sich tragen. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» erschien nach seinem Tode (12 Bde., Lpz. 1826—27; 6. Aufl., 8 Bde., 1863; in Einem Bande, Lpz. 1835; neue Aufl. 1837). Die von ihm begonnene Selbstbiographie wurde von Clodius beendet (Lpz. 1813).

Severn (franz. Saverne), bei den Alten Sabrina, hinsichtlich der Größe und Wichtigkeit nach der Themse der zweite Fluß Englands, entspringt in einem kleinen See auf der Ostseite des Plynlimmongebirgs in der Grafschaft Montgomery, und führt anfangs bis Llanidloes den alten Namen Hafren. Innerhalb Wales fließt er gegen Nordost über Newtown und Welshpool, wo er 37 M. oberhalb seiner Mündung für Barken schiffbar wird, tritt ostwärts in die engl. Grafschaft Shrop, durchströmt dieselbe in südöstl., dann in südl. Richtung die Grafschaft Worcester als ein breiter, tiefer und ruhig flutender Strom und wendet sich endlich in die Grafschaft Gloucester, wo er unterhalb Gloucester bereits unter dem Einfluß der Ebbe und Flut steht. Nach vielen Krümmungen wendet er sich bei Naß-Point südwestlich, bis er bei der Einmündung des Avon (von Bristol her) seinen Namen gegen den des Bristolkanals (Bristol Channel) vertauscht und weit ausgebreitet sich unbemerkt im Atlantischen Ocean verliert. Bis zur Mündung

des Avon hat der S. eine Länge von 45½ M. Sein Becken umfaßt ein Areal von 385¾ oder, den Bristolkanal als dessen Erweiterung mitgerechnet, von 547½ Q.-M. An der Mündung steigt das Wasser zuweilen 60 F., und das Land ist hier durch starke Eindeichungen gegen Ueberschwemmungen geschützt. Seeschiffe von 350 Tons gehen bis nach Gloucester, 11½ M. oberhalb von der Mündung. Eine schwierige Stelle wird seit 1827 durch einen 3,9 M. (18 Miles) langen Kanal umgangen, der 70—90 engl. F. breit und 15—18 F. tief ist. Die ansehnlichsten Nebenflüsse des an Salmen reichen S. sind rechts der Teme, der durch seine romantische Scenerie berühmte Wye, welcher für kleine Seeschiffe bis Monmouth (3 M.), für Barken bis Hay (15,6 M. weit) fahrbar ist, ferner der Usk und der Taf, dessen Ufer entlang ein 5,4 M. langer Kanal bis Merthyr-Tydvil führt. Links münden in ihn der Byrnwy, Perry, Tern mit Roden, Stour, der Upper-Avon und der Lower-Avon. Durch zahlreiche Kanäle ist der S. mit der Themse, dem Trent, Humber und Mersey verbunden und bildet so die Pulsader des Schiffahrts- und Handelsverkehrs im südwestl. England. Das ganze weite Thal, welches der S. durchfließt, ist ein Bild natürlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Der schönste Theil desselben liegt zwischen Gloucester und Worcester und heißt vorzugsweise Vall of S.

Severus (Lucius Septimius), röm. Kaiser von 193—211 n. Chr., geb. aus einer röm. angesehenen Familie zu Leptis in Afrika 146 n. Chr. (11. April), hatte ursprünglich Jurisprudenz studirt, war durch Kaiser Marc Aurel in den Senat aufgenommen und zuerst in die öffentliche Laufbahn eingeführt worden. Nachdem er verschiedene Ehrenstellen eingenommen, bekleidete er unter Commodus im J. 185 das Consulat und erhielt dann die Befehlshaberschaft über die pannonischen Legionen, von denen er auf die Nachricht von des Pertinax Ermordung (Ende März des J. 193) zum Kaiser ausgerufen wurde. Er eilte sofort nach Rom, wo der Senat den Usurpator Didius Julianus absetzte, hinrichten ließ (2. Juni 193) und ihn anerkannte. Nachdem er die Prätorianer wegen ihres Frevels an Pertinax aufgelöst und aus den Legionen eine neue Garde von 50000 Mann gebildet, brach er gegen Pescennius Niger, den inzwischen die syr. Legionen zum Kaiser ernannt hatten, auf und schlug ihn in drei Schlachten, zuletzt bei Issus in Cilicien 194. Die Anhänger des Pescennius, der auf der Flucht fiel, hielten sich aber noch immer in Byzanz. Die Stadt ergab sich erst 196, und nun ließ S. die Besatzung und viele Einwohner tödten, die andern als Sklaven verkaufen. Hierauf wendete er sich gegen den von den gallischen Legionen zum Kaiser ernannten Clodius Albinus, den er bis dahin durch den Cäsartitel beschwichtigt hatte. Die Schlacht bei Lugdunum (Lyon) im Febr. 197 endete nach hartem Kampf glücklich für S. Clodius tödtete sich selbst; seine Anhänger wurden auf das grausamste verfolgt und über 40 Senatoren, die ihn begünstigt hatten, in Rom hingerichtet. Nach längerm Aufenthalt im Orient, wo er die Parther demüthigte, kehrte er 203 nach Rom zurück. Hier ordnete er die Rechtspflege und die Verwaltung und bewies sich dabei streng, einsichtig und sparsam, aber häufig auch leidenschaftlich und hart. Nur gegen seine frühverderbten Sohne Caracalla (s. d.) und Geta (dieser der Sohn von Septimius' zweiter Gemahlin Julia Domna), die er zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen seinen Günstling, den Präfectus Prätorio Plautianus, war er allzu nachsichtig und gegen die Soldaten, bei denen er überhaupt die Disciplin verdarb, zu freigebig. Nachdem Caracalla 204 den Plautianus vor seinen Augen hatte tödten lassen, erhob S. den berühmten Papinianus an seine Stelle, der nun mit den nicht minder großen Rechtsgelehrten Ulpianus und Paulus, seinen Beisitzern, die Leitung der Rechtspflege und bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübte. S. selbst ging 208 nach Britannien, um die Caledonier zu züchtigen. Bevor er hier seinen Plan, die Insel durch Ausrottung der Caledonier ganz zu unterwerfen, ausführen konnte, starb er im Febr. 211 zu Eboracum (York), voll Kummer über die Verderbtheit und den Hader seiner Söhne.

Severus (Sulpicius), ein christl. Geschichtschreiber aus Aquitanien in Gallien, geb. um 363 n. Chr., gest. um 410, erwarb sich erst als Anwalt vor Gericht durch Beredsamkeit großen Ruf, entsagte aber später aus Gram über den Verlust seiner Gattin allen öffentlichen Geschäften und lebte nur den Wissenschaften. Unter seinen histor. Schriften ist die bedeutendste die «Historia sacra» in zwei Büchern, worin er mit Präcision und in einem noch ziemlich guten lat. Stile, daher man ihn auch den christl. Sallustius nannte, die Begebenheiten von der frühesten bis auf seine Zeit erzählt. Die besten Ausgaben besorgten Vorstius und Clericus (2 Bde., Lpz. 1709), de Prato (3 Bde., Verona 1741) und neuerdings Halm (Wien 1867). Auch schrieb S. eine «Vita sancti Martini».

Sévigné (Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von), eine durch ihre Briefe berühmte Französin, wurde 6. Febr. 1626 zu Paris geboren. Sie verlor ihren Vater, einen wüthenden

Raufbold, zeitig und erhielt durch einen Verwandten, den Abbé de Coulanges, eine gelehrte, besonders philol. Bildung. Außerdem hatte sie Gelegenheit, an dem Hofe Ludwig's XIII. ihre geselligen Talente auszubilden. Weniger durch Schönheit als durch Anmuth und Geist ausgezeichnet, verheirathete sie sich 1644 mit dem Marquis Henri de S. Aus dieser Ehe entsprangen ein Sohn, Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die sich 1669 mit dem Grafen von Grignan vermählte und unter diesem Namen bekannt wurde. Der Marquis von S. erkaltete indeß bald in der Neigung für seine Gemahlin und schickte dieselbe in die Bretagne, während er zu Paris mit Ninon de Lenclos und andern berüchtigten Frauen lebte. Er starb 1651 in einem Duell. Die Marquise widmete sich gänzlich der Erziehung ihrer Kinder und kehrte erst nach drei Jahren an den Hof zurück. Ihre sittliche Strenge sowie ihre Theilnahme an der Coterie der sog. Précieuses im Hôtel Rambouillet zogen ihr viele Spöttereien zu. Vergebens warben Turenne, Conti, ihr Cousin Bussy, Fouquet u. a. um ihre Gunst. 1671 erhielt ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, das Gouvernement der Bretagne, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann zwischen beiden jener berühmte Briefwechsel, der 25 J. ohne Unterbrechung dauerte. Die Briefe der Marquise offenbaren ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten Geist und eine zarte, leicht erregbare Phantasie. Ihr Stil ist gewandt und correct, der Ausdruck natürlich, treffend und reich. Dessenungeachtet erhebt sich eigentlich die Verfasserin nicht über die Anschauungsweise ihrer Zeit. In den letzten Jahren hielt sie sich bei ihrer kranken Tochter in der Provence auf, die sie pflegte. Sie starb daselbst auf dem Schlosse Grignan 18. April 1696 an den Blattern. Eine erste Sammlung der «Lettres de Mme. de S. à sa fille» (2 Bde., Rouen und Haag) erschien 1726. Der Ritter Perrin veranstaltete 1734 eine Ausgabe in vier Bänden, an die sich 1737 noch zwei Bände anschlossen. Als Freund der Familie verschaffte sich Perrin auch die Materialien zu erklärenden Noten, die er bei der vollständigen Ausgabe von 1754 (8 Bde., Par.) benutzte. Hierauf folgten die Ausgaben von Vaucelles (10 Bde., Par. 1801), die von Grouvelle (8 Bde., 1806), endlich die in jeder Hinsicht vorzügliche von Monmerqué und St.-Surin (10 Bde., Par. 1818—19, nebst Supplementband, 1820; neue Aufl. 1861 fg.), von Regnier (12 Bde., Par. 1862—64) und von Silvestre de Sacy (11 Bde., Par. 1860—63). Walkenaër veröffentlichte «Mémoires touchant la vie et les écrits de Mme. de S., etc.» (5 Bde., Par. 1842—52). — Die Gräfin Françoise Marguerite von Grignan, geb. 1648, gest. 13. Aug. 1705, war eine sehr schöne Frau und von philos. Geistesbildung. Der Ernst und die Kälte, welche sie in ihren Briefen verräth, bilden einen völligen Gegensatz zum Charakter der Mutter. Eine ihrer Töchter, die Marquise von Simiane, geb. 1674, gest. 1737, erscheint in den Briefen als der Abgott der Frau von S. — Charles, Marquis von S., geb. 1647, zeichnete sich in mehrern Feldzügen aus, wurde, gleich seinem Vater, von der Ninon verführt und starb kinderlos 27. März 1713.

Sevilla, die Hauptstadt der span. Provinz S. (249 Q.-M. mit 490368 E.) wie früher des gleichnamigen Königreichs, nach Madrid die zweite Stadt Spaniens, in einer Ebene am linken Ufer des Guadalquivir gelegen, der Sitz eines Erzbischofs, des Generalkapitäns von Andalusien, eines königl. Obergerichts (Audiencia real) und einer Universität. Die Stadt wird von einer Mauer mit 100 Thürmen umgeben, hat mit ihren Vorstädten einen Umfang von 3½ M. und (1860) 118298 E. Die Gegend ist sumpfig, die Straßen sind eng, aber die Häuser großartig, mit platten Dächern und maurischen Verzierungen. Als Sehenswürdigkeiten sind zu erwähnen: die Kathedrale, 1401—1519 auf dem Fundamente der frühern Hofmoschee aufgeführt, ein imposantes Gebäude, die größte und herrlichste Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und an Gemälden der besten span. Meister, worunter der Schutzengel und der knieende heil. Antonius von Murillo die berühmtesten, mit zahlreichen Kapellen, fünf Schiffen, 90 trefflich gemalten Fenstern, einer großen Orgel, sowie mit dem Grabdenkmale des Christoph Columbus, in welchem die Reste von dessen Sohne Ferdinand ruhen. Daneben findet sich der schöne Thurm Giralda, 364 F. hoch, inwendig so gebaut, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Ferner sind zu nennen: der großartige königl. Palast (Alcazar), die ehemalige Residenz der maurischen Könige, worin 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal errichtete, jetzt vollständig im maurischen Stile restaurirt; der erzbischöfl. Palast, die Münze, das Kapuzinerkloster mit Gemälden von Murillo, das Kartäuserkloster vor der Stadt mit schönen Gemälden und großem Garten, das von Murillo gestiftete und durch seine Meisterwerke geschmückte Hospital de la Caridad oder Caritas; das Amphitheater zu den Stiergefechten, das größte

dieſer Art in Spanien; die mauriſche Waſſerleitung (Cannos de Carmona), welche 400 Bogen hat; die Alameda, ein großartiger öffentlicher Spaziergang, und die Promenade Paſeo am Guadalquivir, las Delicias genannt; die große, 1757 errichtete, von Gräben mit Zugbrücken umſchloſſene königl. oder Nationaltabacksfabrik, ein Meiſterſtück der Baukunſt; das Handelstribunal (el Consulado), gewöhnlich die Börſe (la Lonja) genannt, als ſolche unter Philipp II. erbaut, aber jetzt zu verſchiedenen andern Zwecken dienend und im obern Geſchoß das amerik. Archiv enthaltend. Die Univerſität zu S. (in dem ehemaligen Jeſuitencollegium) wurde 1504 geſtiftet. Sie iſt im Beſitz einer Bibliothek von 20000 Bänden und zählt gegen 1000 Studenten. Außerdem ſind in S. noch zu bemerken: der Palaſt Santelmo, der an Kunſtſchätzen reiche Sitz des Herzogs von Montpenſier, die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, das Muſeum und mehrere andere Gemäldeſammlungen. Die Seidenfabrikation, obgleich bei weitem nicht mehr ſo blühend wie ehedem, beſchäftigt doch immer noch viele Webſtühle. In der Vorſtadt Triana, am rechten Ufer des Guadalquivir, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden iſt, befindet ſich die große königl. Stückgießerei. Sonſt war S. die Niederlage des ganzen Nationalverkehrs und die größten Schiffe konnten bis zur Stadt kommen; jetzt iſt der Fluß ſo verſandet, daß nur kleinere Schiffe ihn befahren können, und der Handel hat ſich nach Cadiz gezogen. Doch treibt S. immer noch lebhaften Handel, ſowol mit Manufactur- und Colonialwaaren als mit Wolle, Oel, Südfrüchten, Safran und Süßholz. S., das alte Hispalis, ſchon unter den Römern ein ſehr anſehnlicher Ort, galt unter den Vandalen und Weſtgothen als die Hauptſtadt des ſüdl. Spanien. 590 und 619 wurden hier die beiden Concilia Hispalensia abgehalten. Im 8. Jahrh. fiel die Stadt in die Hände der Araber, die ſie Iſchbilijah nannten, und unter denen ſie zur bedeutendſten Stadt der Halbinſel emporblühte und 400000 E. zählte. Seit 1026 war ſie Sitz des mauriſchen Königreichs der Abadiden oder Beni-Abad, 1091 kam ſie in Beſitz der Almoraviden, 1147 der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 wurde ſie nach 18monatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Caſtilien erobert und blieb ſeitdem im Beſitze der Chriſten. Damals wanderten gegen 300000 E. größtentheils nach Granada und Afrika aus. Noch im 17. Jahrh. zählte S. 130000 Menſchen, die mit Seidenweberei und andern Gewerben beſchäftigt waren. Seit 1501—1726 hatte S. den ausſchließlichen Handel mit Amerika. Jährlich gingen von hier aus die 12 Galeonen nach Portobello und (ſeit 1547) die 15 Schiffe nach Veracruz. Seitdem ſich aber der Handel 1726 nach Cadiz zog, gerieth auch die Gewerbthätigkeit in Verfall. Zu S. bildete ſich 27. Mai 1808 die ſpan. Centraljunta gegen die Franzoſen, die ſich bei dem Vorrücken derſelben 1. Febr. 1810 nach Cadiz zurückzog. Auch die Cortes flüchteten ſich 1823 von Madrid nach S. und entführten den König von hier nach Cadiz. Vgl. Wackernagel, «Sevilla» (Baſ. 1854).

Sèvre iſt der Name von zwei Flüſſen im nordweſtl. Frankreich. Die S.-Nantaiſe entſpringt in der Bergebene Gâtine, nimmt rechts die Moine, links die Maine auf und ergießt ſich nach einem Laufe von 18,2 M., wovon 2,8 ſchiffbar, Nantes gegenüber in die Loire. Die S.-Niortaiſe entſpringt etwa 7 M. ſüdöſtlicher bei dem Dorfe Sepvret und mündet nach einem Laufe von 20,8 M., wovon 11½ (von Niort an) ſchiffbar, und nach Aufnahme der Autiſe und Vendée in einer ſumpfigen Gegend in das Atlantiſche Meer, 2 M. nördlich von Larochelle und 2½ M. unterhalb Marans, bis wohin Seeſchiffe von 200 Tonnen aufſteigen. Nach dieſen zwei Flüſſen iſt das Depart. Deux-Sèvres genannt, welches die Quellen beider und die größere Stromſtrecke der S.-Niortaiſe als ſeinen Hauptfluß enthält. Daſſelbe iſt aus Theilen von Poitou, Aunis und Saintonge zuſammengeſetzt und zählt (1866) auf 108,96 Q.-M. 333155 E. Die Bergebene Gâtine, eine nordweſtl. Verlängerung der Gebirge von Limouſin, ein wechſelvolles, ſtarkbewaldetes Granitplateau von 432 F. mittlerer Höhe, nimmt faſt ein Drittel des Areals ein. Es enthält viele fiſchreiche Teiche und die Quellen vieler kleiner Flüſſe, von denen die beiden S., der Thoué, die Boutonne, der Argenton, der Lambon, die Autiſe, der Mignon und die beiden Dives nennenswerth. Auch fehlt es nicht an Sümpfen im Süden und Nordoſten. Das Klima iſt kühl, feucht und in manchen Gegenden ungeſund. Der Boden iſt in den Thälern fruchtbar, der Ackerbau aber, der die gewöhnlichen Producte des weſtl. Frankreich liefert, wird läſſig betrieben. Man gewinnt Getreide im Ueberfluß, Gemüſe aller Art, Wein, Kaſtanien, Nüſſe, Mandeln u. ſ. w. Ausgedehnte Weiden und Wieſen unterſtützen die Viehzucht, welche einen Haupterwerbszweig des Landes bildet. Das Mineralreich bietet Eiſen, Steinkohlen, Antimonium, Mühl- und Feuerſteine und Salpeter. Die beſuchteſte der Mineralquellen iſt die von Bilazay unweit Thouars. Die Gerberei, Handſchuhfabrikation und Branntweinbrennerei ſind die Hauptzweige der Induſtrie. Außerdem beſtehen Fabriken in Leinwand,

Woll- und Baumwollzeugen, Strumpfwaaren, Leder u. s. w.; ferner Papiermühlen und Töpfereien. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maulthieren und Mauleseln, Pferden, Getreide, Mehl, Holz, Branntwein u. s. w. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Niort, Bressuire, Melle und Parthenay, zusammen mit 356 Gemeinden in 31 Cantons und hat zur Hauptstadt Niort (s. d.).

Sèvres, franz. Landstadt von 6328 E., im Seine- und Oise-Departement, auf halbem Wege von Paris nach Versailles, am linken Ufer der Seine gelegen, ist vorzüglich berühmt durch seine Porzellanmanufactur, die, ursprünglich von Privatunternehmern gegründet, 1759 auf Verwendung der Pompadour von Ludwig XV. angekauft und seitdem auf Rechnung des Staats unterhalten wurde. Was Schönheit des Materials, Leichtigkeit, Feuerfestigkeit, Gleichartigkeit und Durchschein der Masse, Reinheit und Weiße der Glasur, Vollkommenheit des Machwerks anlangt, so hat das weiße Porzellan von S. bei weitem den Vorzug vor allen andern dergleichen Fabrikaten. Auch findet man nirgends feinere und kunstvollere Porzellanmalerei. Manche Stücke letzterer Art müssen als wahre Meisterwerke der Feuermalerei betrachtet werden. Nur ist dabei zu sehr vergessen, daß die Porzellanmalerei vor allen Dingen eine decorative Kunst ist, folglich zur Verzierung eines bestimmten Gegenstandes mitwirken und nicht für sich allein bestehen soll. Der in dieser Anstalt verbrauchte Kaolin kommt aus den Thongruben von St.-Yrieix bei Limoges. Man beschäftigt daselbst gewöhnlich 150 Personen. Die Glasmalerei, deren Wiederaufleben in Frankreich hauptsächlich durch die Manufactur von S. bewirkt wurde, hat man hier aufgegeben, seitdem sich klar herausstellte, daß die Privatindustrie in diesem Kunstfache nichts mehr von ihr zu lernen hatte. Dagegen betreibt man jetzt mit vielem Eifer und Erfolg die Nachahmung von alten feinen Fayencen und Emaillen. Einzig in ihrer Art ist die mit dieser Anstalt verbundene Sammlung von irdenem und porzellanenem Geschirr aus allen Ländern und Zeiten, von den ältesten griech. und etruskischen Thonvasen bis auf die neuesten Erzeugnisse der Töpferei von allen europ. Nationen, wie auch von den Chinesen, Japanesen, Ostindiern und verschiedenen amerik. Völkerschaften. Dabei befindet sich eine Reihenfolge Musterproben von den in der Fabrik seit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag verfertigten Gegenständen, an welchen man den Wechsel des Geschmacks von dem krausen Rococo durch die Nachahmung rein antiker Formen hindurch bis zum neuesten Zurückgehen auf das altmodische Pompadour-Genre verfolgen kann. Dieses letztere Genre, das sog. «alte Sèvres» (Vieux Sèvres), kein eigentliches Porzellan, sondern ein Halbporzellan (porcelaine tendre), ist gegenwärtig am beliebtesten. Es wird im Kunsthandel zu äußerst hohen Preisen verkauft und daher viel nachgemacht.

Seward (William Henry), amerik. Staatsmann, geb. 16. Mai 1801 zu Florida im Bezirk Orange des Staats Neuyork als der Sohn eines wohlhabenden Mannes, trat nach erhaltener nothdürftiger Schulbildung in das Bureau eines Advocaten und bildete sich drei Jahre hindurch zum Sachwalter aus. Noch zu jung, um selbständig prakticiren zu können, ging er auf einige Zeit als Lehrer nach dem Süden in den Staat Alabama. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Auburn im Staate Neuyork als Advocat nieder und heirathete 1824. Als Anwalt erwarb sich S. bald einen bedeutenden Namen in Vertheidigung von Verbrechern und in Führung verwickelter Patentproceſſe. In der Politik schloß er sich eng an John Q. Adams an. 1830 wurde S. in den Staatssenat gewählt. Hier war er der Führer der Opposition gegen Jackson und van Buren und half überhaupt die erst einige Jahre später unter diesem Namen auftretende Whigpartei mit ins Leben rufen, als deren bedeutendstes Mitglied er fortan galt. 1834 unterlag er zwar als Candidat für die Gouverneursstelle des Staats, dagegen erhielt er 1838 dieses Amt, das er während zwei Terminen bis 1842 bekleidete. S. zeigte sich als energischer und zuverlässiger Parteimann, war aber kein tüchtiger Verwaltungsbeamter und zog sich deshalb nach Ablauf seiner Amtszeit wieder in das Privatleben zurück. Erst 1849 trat er aufs neue in die Oeffentlichkeit und ließ sich in den Vereinigten-Staatensenat wählen, welchem Körper er während eines doppelten Termins angehörte. Am 5. März 1861 wurde er als Staatssecretär (Minister des Auswärtigen) in Präsident Lincoln's Cabinet berufen, welche Stelle er auch nach dessen Tode unter Johnson behielt. S.'s polit. Thätigkeit hat auf die Geschichte der Vereinigten Staaten einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, zerfällt aber in zwei streng voneinander geschiedene Perioden, in die Zeit seiner Opposition und des Kampfs gegen die herrschende Politik, und in die Zeit seiner Amtsführung und Herrschaft. Was S. in der ersten Periode auszeichnete, war nicht allein sein unausgesetzter Kampf gegen die Sklaverei, sondern vor allem der weite und tiefe Blick, der nicht am Einzelnen haftete, sondern vom höhern philos. Standpunkte aus die Politik

angriff und namentlich die Sklavereifrage in den Gang der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Landes einreihte. Er wagte dem auf den Buchstaben der Constitution pochenden Uebermuthe der Sklavenhalter gegenüber zuerst das wahre Wort auszusprechen, daß es noch ein höheres Gesetz gebe als die Verfassung, und 1858 machte er durch die Definition des zwischen dem Norden und Süden entbrannten Kampfs als eines unvermeidlichen Conflicts (irrepressible conflict) noch größeres Aufsehen. Obgleich einer der hervorragendsten Gründer der republikanischen Partei (seine Freunde nennen ihn sogar deren Vater), erhob ihn doch diese weder 1856 noch 1860 und 1864 zu ihrem Candidaten. Wie sehr diese Vernachlässigung gerechtfertigt war, bewies S. in seiner Praxis als Staatssecretär. Er war dem schwierigen Amte keineswegs gewachsen, unterschätzte die Secession, ergriff ungenügende oder halbe Maßregeln zu ihrer Bekämpfung und wurde von den Ereignissen so ins Schlepptau genommen, daß er unter Johnson's Verwaltung sogar dessen reactionäre Schwenkung billigte und dieselben Ideen verfolgen half, für welche er selbst ein halbes Menschenalter lang geschickt und tapfer gekämpft hatte. Auch in seiner auswärtigen Politik war er unentschieden und schwankend. Wenn er auch, durch europ. Verwickelungen unterstützt, in Mexico der Napoleonischen Politik gegenüber Erfolge errang, zog er doch bei England in fast allen wichtigen Fragen den kürzern. An demselben Tage, an welchem Lincoln ermordet wurde, machten andere Meuchelmörder auch ein Attentat auf S., dessen rechte Kinnlade hierbei arg verletzt wurde. Er lag bei diesem Attentat krank im Bette, und dieser Umstand rettete ihm das Leben.

Sewastopol oder Sebastopol, eine Hafenstadt des russ. Gouvernements Taurien, liegt an der Südwestküste der Krim (s. d.), und zwar an dem südl. Gestade einer von Westen gegen Osten in das Land eindringenden Bai, die einen der geräumigsten und sichersten Häfen der Welt bildet. Der Hafen wurde deshalb zum Kriegshafen und zur Station der gesammten russ. Kriegsflotte des Schwarzen Meeres gewählt und galt wegen seiner Lage und seiner großartigen Befestigungswerke von der Meeresseite her für uneinnehmbar, fiel aber doch im Orientkriege, nach elfmonatlicher Belagerung, 1855 der Zerstörung und Eroberung durch die Verbündeten anheim. Seitdem darf auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 der Hafen nur noch als Handelshafen benutzt werden. S. wurde unter Katharina II. 5. Mai 1785 von Potemkin an der Stelle des Tatarendorfs Achtjar oder Akhtjar gegründet, blieb jedoch bis 1805 unbedeutend und fast vergessen, seit welcher Zeit Alexander I., in Rücksicht auf seine Plane gegen die Türken, die Bauten von neuem mit Nachdruck aufnahm. Die wichtigsten Arbeiten gehören aber unter die Regierungszeit des Zaren Nikolaus. Von dem Cap Chersones an, der äußersten Südwestspitze der Krim, hat die gegen Osten gerichtete Küste eine Reihe zum Theil tief gegen Süden einschneidender Buchten, zunächst die Dreifache oder Bucht von Fanary mit der Kosacken- und der Kamysch- oder Schilfbai, die Pestschanaja- oder Sandige Bucht, die Strelitzen- oder Schützenbucht und die Quarantänebucht. Nordöstlich von letzterer springt das Cap und frühere Fort Alexander vor und diesem gegenüber im Norden das Cap und Fort Konstantin, welche beide den $^1/_8$ M. breiten Eingang zur Rhede oder Bai von S. bilden. Dieselbe ist 1 M. lang, durchschnittlich (ohne die Seitenbecken) $^1/_8$ M. breit, hat 50—60 F. Tiefe und vortrefflichen Untergrund und endet im Osten an der Mündung der Tschernaja (s. d.) bei Inkjerman (s. d.). An der Südküste hat die Bai ebenfalls mehrere Buchten, die Artilleriebucht, die südliche oder Linienschiffbucht, die Arsenal- oder Docksbucht und die Kielbucht. Es sind dies sämmtlich natürliche Häfen, welche, durch die unmittelbar dahinter aufsteigenden Kalkfelsen vor allen Stürmen gesichert, wie die Stadt selbst durch Festungswerke, zahlreiche Batterien und Redouten geschützt sowie mit Magazinen und Werkstätten aller Art besetzt waren. Die südl. Bucht, die am tiefsten (fast 3 Werst) ins Land einschneidet, hat ihren schmalen Eingang zwischen den durch die frühern gleichnamigen Forts gekrönten Caps Nikolaus (im Westen) und Paul (im Osten), ist 24—54 F. tief und war die Station der Kriegsschiffe. An der Westseite derselben zog sich von dem kolossalen Fort Nikolaus und der Artilleriebucht südwärts bis zu den alten Kasernen und dem Monument Kanarsky die Stadt S. hin, in einer Länge von 2 Werst und einer Breite bis zu 1 Werst 80 Faden, an und auf einem durch Schluchten und Hohlwege vielfach zerrissenen Hügel. Die untere Stadt war von Handwerkern und Taglöhnern bewohnt. Die obere Stadt, der Wohnsitz der Wohlhabenden und Angesehenen, enthielt schöne, zum Theil von Gärten umgebene Häuser und Paläste, die mit großem Luxus ausgestattete Bibliothek und das Theater. 10 Straßen durchschnitten die Stadt der Länge, 15 der Breite nach. Von dem auf der Höhe des Plateau gelegenen Boulevard (Grafskaja Pristán) liefen die zwei schönsten und belebtesten Straßen aus, durchschnitten die ganze

Stadt und mündeten am Hafen: die Seestraße, die den dreieckigen Platz hinter dem Fort Nikolaus berührte und an der prachtvollen, zum Meer hinabführenden Treppe endete, und südlicher die Nikolaus-(früher Katharinen-)straße, mit Trottoirs, prachtvollen Magazinen und andern Krongebäuden, der schönen Kathedrale, der kleinen Kapelle und einem hohen, der Admiralität gehörigen Thurme. Außer mehrern Kapellen hatte S. überhaupt sieben Kirchen, von denen einige, wie theilweise die Kathedrale, erhalten sind. Prachtvoll waren die Kais, ihre Unterlage im Westen von großen Kalksteinquadern, der obere Theil von Porphyr, die Brustwehren, Pilaren u. s. w. von Granit. Der eigentlichen Stadt gegenüber, an der Ostseite der südl. Bucht, lagen von Süden gegen Norden der Artilleriepark, das großartige Marinehospital, die 1852 vollendeten Prachtbauten der Marinekasernen und der neuen Admiralität. An der Arsenalbucht, einem östl. Seitenbecken am Nordende der Südbucht, hinter der mit dem Cap und dem frühern Fort Paul endenden Landzunge, befanden sich die Docks, großartige und überaus kostspielige Bauten, nach dem Plane und unter der Leitung des engl. Ingenieurs John Hupton errichtet und durch ein Dockbassin gespeist, in welches mittels eines durch einen Berg und über eine Thalschlucht geführten, 10 Werst langen Kanals das Wasser der Tschernaja geleitet wurde. Außerdem noch erfolgte diese Speisung durch ein Reservoir, in welches mittels eines Dampfpumpwerks Meerwasser gehoben ward. Oestlich von der Arsenalbucht und den Docks dehnte sich jenseit der Stadtmauer die Karabelnaja oder Schiffervorstadt aus, mit den Wohnungen der Docksarbeiter und Matrosen. Die Kielbucht endlich wurde zur Ausrüstung leichter Kriegsschiffe benutzt. Die Nordseite der großen Sewastopoler Rhede ist weniger reich an Buchten, war aber ebenfalls mit Forts, Batterien und Redouten besetzt. Gleich hinter dem Eingangsfort Konstantin erhob sich an der Sjewernaja- oder nördl. Bucht, dem für Küstenfahrzeuge bestimmten und mit großen Magazinen besetzten Hafen, das Fort Katharina, weiter östlich die Michaelbatterie, über der letzten das große nördl. Fort, eine umfangreiche Feldfeste. Diese und andere nördl. Befestigungen wurden 1855 nicht erobert. Sofort nach dem Kriege begann man den Wiederaufbau der zerstörten Stadt nach einem neuen, in Petersburg entworfenen Plane. Die Verbindung mit der Nordseite ward durch eine großartige Kettenbrücke zwischen dem Cap Nikolaus und der Michaelbatterie hergestellt. In der Karabelnaja wurden an der Stelle der frühern kleinen Hütten große, symmetrisch gebaute Häuser errichtet. Im Jan. 1857 waren bereits 300 Häuser wieder in Stand gesetzt und 80 neu erbaut. 1863 zählte S. bereits wieder 8218 E., während vor dem Ausbruch des Orientkriegs die Bevölkerung, mit Einschluß der zahlreichen Marine- und Festungsmannschaften, sich auf 47474 Individuen belief, darunter nur 4505 weiblichen Geschlechts. Die Rhede von S. war den Alten unter dem Namen Ktenûs (d. h. Kammhafen) bekannt. Die Halbinsel zwischen ihr und der Bucht von Balaklawa (s. d.) hieß der Herakleotische Chersonesos oder Cherronesos. Hier wurde im 5. Jahrh. v. Chr. von Heraklea am Pontus aus die Stadt Chersonesos oder Chersonesos-Heraklea (Cherronesos) gegründet, zuerst in unvortheilhafter Stelle südöstlich vom Cap Fanary, auf der schmalen Landzunge zwischen dem offenen Meere und der Kosackenbai, dann aber westlich an der Quarantänebucht. Dies Chersonesos blühte zu einer bedeutenden Handelsstadt auf, hatte 1 M. im Umfange, starke Ringmauern, eine Citadelle, eine Wasserleitung und einen Tempel der Artemis (Diana), deren Cultus hier die Verehrung aller andern Götter weit überragte. Die Stadt behauptete noch zur Zeit der röm. Kaiser ihre Freiheit, beherrschte das südl. Taurien und war dann Hauptstadt einer byzant. Provinz und eines Erzbischofs. 988 schon wurde sie durch die Russen unter Wladimir d. Gr., der sich hier, zu Korsun, taufen ließ, vorübergehend erobert. Später sah sie sich durch das genuesische Kaffa (Feodosia) verdunkelt. 1363 ward sie durch Olgerd von Litauen verheert, im 14. oder 15. Jahrh. von den Tataren völlig zerstört. Bei der Eroberung der Krim durch die Russen hatte sie noch bedeutende Ruinen aufzuweisen, die aber jetzt fast spurlos verschwunden sind. Das Vorgebirge Parthenium, wohin die Griechen die taurische Artemis (Diana) und die Iphigenia versetzten, ist nicht, wie man früher meinte, das jetzige Cap Fanary, sondern nach Neumann's überzeugender Darstellung das Cap Fiolente, im Westen von Balaklawa (s. d.). Vgl. Polsberw, «De rebus Chersonesitarum et Callatianorum» (Berl. 1838); Köhne, «Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherronesus in Taurien (Petersb. 1849); Neumann, «Die Hellenen im Skythenlande» (Berl. 1855).

Die erwähnte Belagerung, welche S. während des Orientkriegs (s. d.) erlitt, gehört zu den merkwürdigsten, welche die Kriegsgeschichte überhaupt kennt. Nachdem die verbündeten Franzosen und Engländer 14. Sept. 1854 bei Eupatoria in der Krim gelandet waren, traten sie den Marsch auf S. an, um diesen wichtigsten Platz zu erobern und die russ. Flottenabtheilung im

dortigen Hafen zu vernichten. Ihren Sieg an der Alma (ſ. d.) benutzten ſie jedoch nicht zu einem raſchen Angriff auf das noch nicht vertheidigungsfähige S., ſondern umgingen daſſelbe, um, geſtützt auf Balaklawa, deſſen Hafen ihnen Zufuhr und Erſatz ſicherte, die Feſtung von der Südſeite anzugreifen. Am 28. Sept. kamen die verbündeten Heere unter Canrobert und Lord Raglan vor S. an. Die Franzoſen beſetzten die Halbinſel des Cherſones; die Engländer nahmen ihr Hauptquartier in Balaklawa, wo auch die engl. Flotte einlief, während die franzöſiſche in der Bucht von Kamieſch ankerte. Die Belagerung begann, obſchon S. von der einen Seite gar nicht eingeſchloſſen war. Dort konnte alſo die Garniſon jederzeit durch die ruſſ. Operationsarmee unter Fürſt Menſchikow verſtärkt oder von friſchen Truppen abgelöſt werden. Zwar waren von den Werken der Vertheidigungslinie, welche ſeit der Landung der Verbündeten in Angriff genommen worden, nur acht vollendet, darunter der Thurm auf dem Malakowhügel, der große Redan, beide vor der Schiffervorſtadt, und die iſolirte Maſtbaſtion; aber die Befeſtigungsarbeiten wurden unter der genialen Leitung des Oberſtlieutenant Todleben unermüdlich betrieben. Eine Recognoſcirung 1. Oct. belehrte die verbündeten Feldherren, daß ein gewaltſamer Angriff ohne vorhergehendes Bombardement unmöglich ſei. In der Nacht zum 10. Oct. wurde nun die erſte Parallele eröffnet und der Batteriebau in den folgenden Tagen und Nächten ausgeführt, ſodaß 13. Oct. die Franzoſen 53, die Engländer 73 Geſchütze eingefahren hatten. Am 17. Oct. fand unter Mitwirkung der Flotten ein Bombardement ſtatt, das jedoch ziemlich unwirkſam blieb, und es mußte daher zur förmlichen Belagerung geſchritten werden, deren Arbeiten während des ganzen Monats fortgeſetzt, aber durch nächtliche Ausfälle vielfach geſtört wurden. In der Nacht zum 24. Oct. begannen die Franzoſen den Bau der zweiten Parallele. Durch das erneuerte Bombardement litten zwar die Steinbauten der Befeſtigung; dieſelben wurden aber durch ſchwer zu zerſtörende Erdwerke erſetzt. Die Ruſſen theilten die ganze ſüdl. Vertheidigungslinie von S. zur beſſern Leitung in vier Abſchnitte, deren jeder unter einem beſtimmten Commando ſtand, während General Moller den Befehl über die Garniſon übernommen hatte. Verſtärkungen trafen auf beiden Seiten ein. Fürſt Menſchikow verſuchte zweimal durch einen Angriff S. zu entſetzen, 25. Oct. bei Balaklawa, 5. Nov. bei Inkjerman, jedoch ohne Erfolg. Die Belagerungsarbeiten, durch den Felsgrund erſchwert, ſchritten nur langſam vor. Anfang Nov. 1854 begann der Bau der dritten Parallele und in dieſer der Breſchbatterien zur Vorbereitung eines Sturmes, welcher jedoch aufgegeben werden mußte. Das Regenwetter und der eintretende Winter hinderten die Arbeiten und brachten den Truppen unſägliche Leiden. Dagegen verſtärkten und vermehrten die Ruſſen ihre Werke in einer doppelten, oft dreifachen Vertheidigungslinie mit vielen Redouten und Batterien. General Oſten-Sacken wurde Commandant von S. und führte eine active Vertheidigung durch fortwährende nächtliche Ausfälle, wobei die geſchickt angelegten ruſſ. Jägergruben immer weiter vorgeſchoben und bald, die Rollen des Angreifers und Vertheidigers gewiſſermaßen vertauſchend, zu förmlichen Contreapprochen wurden. Im Jan. 1855, nach kurzer Kälte, welche die Franzoſen zum Vortreiben einer Minengalerie, jedoch ohne Erfolg, benutzten, mußten die Arbeiten der wechſelnden Temperatur wegen eine Zeit lang ganz eingeſtellt werden. General Niel, Adjutant des Kaiſers Napoleon, der Ende Jan. in beſonderer Miſſion eintraf, überzeugte endlich die Feldherren, daß der Angriff nicht, wie bisher, auf die eigentliche Stadt, ſondern auf die Schiffervorſtadt, welche das Arſenal und alle Marineetabliſſements enthalte, zu richten und dadurch allein die ruſſ. Flotte zu vernichten ſei. Der Schlüſſel der neuen Angriffsfront war der Malakow und der vorliegende Grüne Hügel. Doch beſtanden die verbündeten Feldherren darauf, daß gleichzeitig die Belagerungsarbeiten gegen den großen Redan, die Maſt- und Centralbaſtion fortgeſetzt würden, wodurch der Angriff die Ausdehnung einer deutſchen Meile gewann. Mitte Febr. 1855 begannen die Arbeiten auf der neuen Front. Die Ruſſen warfen dagegen in kurzer Zeit drei, immer weiter vorgeſchobene Werke auf und ſchlugen die darauf gerichteten Angriffe ab. Mitte März ſchritten die Belagerer hier mit der dritten, auf der alten Angriffsfront mit einer vierten Parallele vor. Ein bedeutender Ausfall in der Nacht zum 24. März, der ſtärkſte während der ganzen Belagerung, konnte dies Vorſchreiten nicht hindern. Die Armee der Verbündeten war durch neue Verſtärkungen auf 110000 Mann geſtiegen. Auch die ruſſ. Streitmacht war anſehnlich gewachſen und Fürſt Gortſchakow kurz vor dem Tode des Kaiſers Nikolaus zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Bis Anfang April hatten die Belagerer die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Bombardement vollendet, das 9. April auf der ganzen Linie aus 508 Geſchützen, zum Theil des ſchwerſten Kalibers, eröffnet wurde und 14 Tage dauerte. Wol 200000 Geſchoſſe wurden auf S. geſchleudert, während die Kämpfe um die ruſſ. Logements (Jägergruben), welche kühn bis auf 600 Schritt an

die feindlichen Werke getrieben waren, mit der größten Erbitterung abwechselnd fortdauerten. Unterdessen starb der franz. Chef des Genieweſens, und Niel trat an seine Stelle. Auch nach diesem in der Kriegsgeschichte fast beispiellosen Bombardement konnte der Sturm noch nicht unternommen werden. Der franz. General Canrobert gab Mitte Mai seine Entlassung ein, und Pélissier übernahm den Oberbefehl der Armee, welche abermals eine neue Organisation erhielt. In der Belagerung fiel während des Mai nichts Bedeutendes vor. Nur der Kampf um die Logements (guerre des embuscades) wurde fortgesetzt, und die Arbeiten gegen den Malakow rückten vor. Am 7. Juni 1855 erstürmten endlich die Franzosen (Bosquet), unterstützt von einer engl. und türk. Division, die sog. Weißen Werke (zwei vorgeschobene Redouten) und den Grünen Hügel mit seiner Redoute. Gegen den Malakow wurde die fünfte Parallele eröffnet und 18. Juni, bald nach Tagesanbruch, ein großartig angelegter Sturm auf denselben unternommen, welcher jedoch nach dreistündigem heftigen Kampfe auf allen Punkten abgeschlagen ward. Der Monat Juli verging darauf vor S. ziemlich ruhig. Auf der alten Angriffsfront wurde der Minenkrieg geführt, gegen den Malakow eine sechste Parallele ausgehoben und Zickzacks zu einer siebenten vorgetrieben. Der Festungskrieg begnügt sich sonst mit drei Parallelen. Die Russen legten dagegen neue Contreapprochen an und verstärkten den Malakow. Von beiden Seiten dauerte das Feuer lebhaft fort. Langsam, aber sicher rückten die Angriffsarbeiten vor; die Batterien der sechsten Parallele konnten armirt werden, und S. war nun in äußerster Gefahr. Fürst Gortschakow ließ daher 12. Aug. den Bau einer Floßbrücke über die Rhede beginnen, um die belagerte Südseite der Festung mit der freien Nordseite zu verbinden und der Garnison die nöthige Verstärkung oder den Rückzug zu sichern. Am 16. Aug. unternahm er noch einen letzten Entsatzversuch, der jedoch zu einer Niederlage an der Tschernaja führte. Die Tage von S. waren nun gezählt. Schon am 17. Aug. begann das Feuer aus der sechsten Parallele und wurde auf der ganzen rechten Angriffsfront fortgesetzt; aus neuangelegten Halbparallelen vorgehend, wurde die siebente auf nur 40 Schritt von den russ. Bastionen eröffnet. Ebenso nahe hatten sich die Franzosen auf der alten Angriffsfront vorgearbeitet, und der Sturm sollte nun am 5. Sept. von allen Batterien vorbereitet werden. In Erwartung desselben verstärkte Fürst Gortschakow die Besatzung auf 71000 Mann, und Todleben ließ hinter der vordern Vertheidigungslinie starke Abschnitte bauen. Am 5. Sept. begannen die Batterien aus 814 Geschützen das Feuer, zuerst mit ganzen Lagen, dann fortrollendes Flügelfeuer. Dasselbe dauerte drei Tage, zerstörte den linken Flügel der russ. Vertheidigungslinie trotz der möglichsten Erwiderung aus den Werken und verwandelte die Stadt in einen Trümmerhaufen. Zum Sturm waren 48 Bataillone in drei Colonnen bestimmt; speciell gegen den Malakow die 1. Division des 2. Corps unter Mac-Mahon. Um 12 Uhr am 8. Sept. gaben drei Raketen und gleich darauf drei Salven aus allen Batterien das Signal zum Vorbrechen aus den Trancheen. Nach einem dreistündigen furchtbaren Kampfe wurde der Malakow genommen und behauptet, während auf den andern Punkten ein kritischer Moment eintrat und der engl. Angriff total abgeschlagen ward. Der Verlust des Malakow, des Schlüssels von S., bewog aber den Fürsten Gortschakow zum Rückzuge und in der Nacht zur Räumung der Südseite. Die Brücke wurde abgetragen, die Befestigung an der Seeseite mit ihren Bastionen und Batterien am 9. Sept. gesprengt, ein Theil der Schiffe auf der Rhede versenkt. Am 11. Sept. sanken zuletzt die Dampfer, nachdem die Verbündeten am 10. in S. eingerückt waren. Der Sturm hatte auf jeder Seite 10000 Mann gekostet. Die Nordseite von S. war noch unbezwungen und wurde zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtet; doch ließ es der unerwartet abgeschlossene Friede hier zu keinem Kampfe mehr kommen. Das Kriegsmaterial, das die Verbündeten in S. vorfanden, war kolossal. Der franz. General Bazaine wurde Commandant der Stadt, und Pélissier erhielt den Marschallsstab mit dem Titel eines Herzogs von Malakow. Vgl. Niel, «Siège de Sébastopol» (Par. 1858); Todleben, «Défense de Sébastopol» (Petersb. 1863 fg.); Weigelt, «Die Belagerungen S.s» (Berl. 1861).

Sewerien, ein ehemaliges blühendes Fürstenthum im Süden des heutigen Rußland, bildete zur Blütezeit des poln. Staats einen Theil der Ukraine, kam dann mit den übrigen Provinzen der Ukraine 1667 an Rußland und wurde 1782 in eine russ. Statthalterschaft mit Namen Nowgorod Sewerskij umgewandelt, die mit den Statthalterschaften Kiew und Tschernigow unter einen besondern Generalgouverneur gestellt war und einen eigenen griech. Bischof erhielt. 1802 wurde S. dem Gouvernement Tschernigow einverleibt. Der alte Herrschersitz Nowgorod-Sewerskl zählte unter poln. Herrschaft 10—20000, im J. 1863 nur 7142 E. Es hat diese an der Desna gelegene Kreisstadt neun Kirchen, ein Gymnasium mit adelichem Pensionat, mehrere andere Schulen und zwei Wohlthätigkeitsanstalten.

Sextant ist in der allgemeinsten Bedeutung der sechste Theil eines Kreises oder ein Sector von 60 Graden. Gewöhnlich aber versteht man darunter einen Spiegelsextanten, d. h. ein kleines, zur See unentbehrliches Instrument, welches dazu dient, die Winkel zweier Gegenstände in jeder Richtung und selbst dann zu messen, wenn der Beobachter sich, wie dieses auf Schiffen der Fall, auf keinem festen Standpunkte befindet. Es besteht aus einem Kreissector (gewöhnlich von etwas mehr als 60 Graden oder dem sechsten Theil eines Kreises, wovon das Instrument auch den Namen hat), um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade (bewegliches Lineal) dreht, welche an dem einen Ende einen Spiegel trägt, der senkrecht auf der Ebene des Kreises steht und durch den Mittelpunkt desselben geht. Ein anderer ebener und viel kleinerer Spiegel ist gleichfalls auf der Ebene des Kreises senkrecht und zugleich so auf dem S. selbst befestigt, daß er mit dem großen Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung zeigt. Die obere Hälfte dieses kleinen Spiegels ist durchbrochen, d. h. nicht mit Amalgam belegt, sodaß der Strahl von dem einen der beiden Gegenstände, den man beobachten will, durch den durchbrochenen Theil des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dabei angebrachte kleine Fernrohr (das für nahe irdische Gegenstände eine bloße Röhre ohne Gläser ist) gelangt. Dann wird, nachdem man die Ebene des S. in die durch beide Gegenstände gehende Ebene gebracht hat, die Alhidade, welche den großen Spiegel trägt, so lange um den Mittelpunkt des S. gedreht, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel fallen, von welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem endlich ebenfalls in das Auge des Beobachters zurückgeworfen werden. Während dieser Drehung der Alhidade aber muß das ohne Reflexion durch den unbelegten Theil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegenstandes immer nahe in der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Wenn sich nun beide Bilder im Fernrohre genau decken, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel miteinander machen, oder der Bogen, welchen die Alhidade durchlaufen hat, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide Gegenstände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des S. ist aber immer schon so eingetheilt, daß jeder halbe Grad des Kreises als ein ganzer bezeichnet ist (also nicht in 60, sondern in 120 Grade, die nun wieder gewöhnlich in je 6 Theile von 10 Minuten getheilt sind, während ein angebrachter Nonius oder Vernier Theile von 10—30 Secunden noch zu messen gestattet), sodaß der unmittelbar abgelesene Bogen auch sogleich den gesuchten Winkel gibt. Will man aber die Höhe eines Gegenstandes, z. B. eines Thurms oder der Sonne, messen, so muß man zu Lande, wo der Horizont nicht genau begrenzt ist, sich eines künstlichen Horizonts bedienen, der aus einem horizontal gelegten Glasspiegel oder auch aus einer Wasser-, Oel-, Weingeist- oder Quecksilberfläche besteht. Man betrachtet das in diesem Horizonte sich spiegelnde Bild als den zweiten Gegenstand und verfährt ebenso, wie bereits erwähnt wurde. Auf diese Weise erhält man, weil in dem künstlichen Horizonte das Bild ebenso tief unter dem Horizonte sich darstellt, als sich der Gegenstand über demselben befindet, unmittelbar die doppelte Höhe des Gegenstandes. Auf dem Meere benutzt man den sichtbaren Horizont und bringt die Gestirne, deren Höhe man messen will, mit dem Meereshorizont in Berührung. Bei Beobachtungen der Sonne schützt man das Auge durch gefärbte Gläser vor dem allzu starken Glanze derselben. Der Halbmesser des S. beträgt zwischen 5 und 13 Zoll. Noch kleinere heißen Dosensextanten und werden in der Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem vortrefflichen Instrumente, welches das einzige ist, das der Seemann zu diesem Zwecke auf dem schwankenden Schiffe benutzen kann, verdankt man Newton. Doch wird gewöhnlich Hadley, welcher den ersten S. ausführte, für den Erfinder gehalten und das Instrument ihm zu Ehren der Hadley'sche Spiegelsextant genannt. Mayer und Borda haben an diesem Instrumente mehrere Verbesserungen angebracht und statt eines bloßen Kreisausschnitts einen ganzen Kreis, nach denselben Grundsätzen, mit Spiegeln versehen. Dieses so verbesserte Instrument führt den Namen des Mayer-Borda'schen Spiegelkreises. In neuerer Zeit wird der kleine Spiegel durch ein Prisma ersetzt und statt des Kreisausschnitts ein ganzer Kreis von 6—10 Zoll Durchmesser angewendet. Solche Instrumente, Reflexionskreise genannt, werden (im Preise von 60—100 Thlr.) von Pistor und Martius in Berlin in großer Menge verfertigt und sind in der Marine mehrerer Staaten, wegen ihrer größern Bequemlichkeit und ihrer Vortheile gegen den S., bereits eingeführt. Steinheil in München hat beide Spiegel durch Prismen ersetzt und sog. Prismenkreise angefertigt.

Sextett, ein Tonstück für sechs Vocal- oder Instrumentalstimmen, die einfach besetzt und mehr oder minder obligat sind. Das Instrumentalsextett wird wol auch Sextnor genannt. Die formale Einrichtung des S. kommt mit der des Quartetts, Quintetts, Septetts u. s. w. überein.

Sextius, der Name eines röm. Geschlechts, dem Lucius S. angehörte, der, nachdem er

mit Cajus Licinius zehn Jahre hintereinander das Volkstribunat bekleidet hatte, 366 v. Chr. der erste plebejische Consul war. — Cajus S. kämpfte als Consul mit Cajus Cassius Longinus 124 und als Proconsul in dem südl. Transalpinischen Gallien, dessen Eroberung die Römer damals begonnen hatten, mit Glück gegen die Arverner und die ligurischen Salluvier. Bei den warmen Quellen, wo er die letztern besiegte, gründete er 122 v. Chr. eine Stadt, nach ihm Aquae Sextiae, daher heuzutage Aix, genannt. — Publius S., wie es scheint, richtiger Sestius, war 63 v. Chr. als Quästor des Consuls Cajus Antonius gegen Catilina thätig und begleitete dann jenen in seine Provinz Macedonien. Als Volkstribun wirkte er 57 mit Milo für Cicero gegen Clodius. Auf Antrieb des letztern wurde er 56 wegen Bestechung bei den Wahlen und wegen Gewaltthätigkeit angeklagt, von Cicero in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt und freigesprochen. Nach der Prätur 53 verwaltete er Sicilien; später begab er sich von der Seite des Pompejus auf die des Cäsar.

Sextus Empirikus, ein Skeptiker zu Ende des 2. Jahrh., wahrscheinlich ein Grieche, lebte zu Alexandrien und Athen und verband vielen Verstand mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Den Namen Empirikus, d. h. der Empiriker, erhielt er, weil er als Arzt der empirischen Schule zugerechnet wird, die zu seiner Zeit blühte. In seinen Werken erscheint die skeptische Kunst auf der Höhe, welche sie im Alterthum erreicht hat. Doch besteht sein Verdienst weniger in der eigenthümlichen Entwickelung der Skepsis als vielmehr in der vollständigen Sammlung und klaren Anordnung der Maximen und Schlußweisen, deren sich die frühern Skeptiker gegen den Dogmatismus bedient hatten, wobei er vornehmlich die Schriften des Aenesidemus benutzte. Die Skepsis setzte er in die Kunst, Erscheinungen und Gedanken einander auf alle mögliche Weise so entgegenzustellen, daß man durch das Gleichgewicht der entgegengesetzten Thatsachen und Gründe zur Zurückhaltung (ἐποχή) des Urtheils über Gegenstände, deren Wesen verborgen ist, und dadurch zu unerschütterlicher Gemüthsruhe (ἀταραξία) in Sachen der Meinung und zum Gleichmuth in Sachen der Nothwendigkeit gelange. Da er mit den von ihm gesammelten Wendungen der Skepsis, die von Spätern Zweifelsgründe genannt wurden, vornehmlich die philos. Systeme bekämpfte, wobei er oft sehr sophistisch verfuhr, so sind seine Schriften für die Kenntniß der griech. Philosophie von großer Wichtigkeit. Wir besitzen von ihm noch zwei Werke in griech. Sprache, wovon das eine («Pyrrhoniae hypotyposes») eine Entwickelung des Pyrrhonismus (s. Pyrrho) überhaupt, das andere («Adversus mathematicos») eine Anwendung der Pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philos. Systeme und andere Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Das letztere besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erste in sechs Büchern die Unsicherheit der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie und Musik, die zweite in fünf Büchern die der philos. Wissenschaften (Logik, Physik und Ethik) nachzuweisen sucht. Herausgegeben wurden beide Werke von Fabricius (Lpz. 1718; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1840), am besten von Bekker (Berl. 1842); eine deutsche Uebersetzung begannen Niethammer und Buhle (Bd. 1, Lemgo 1801). Für die neuere Philosophie haben diese Schriften die Bedeutung, daß in ihnen die frühesten Keime zu einer Kritik des Erkenntnißvermögens zu finden sind. (S. Skepsis.)

Sexualsystem, s. Geschlecht.

Seydelmann (Jak. Crescenz), ein durch seine Sepiazeichnungen bekannter Maler, wurde zu Dresden 1750 geboren und machte seine Studien seit 1772 in Rom. Bei seiner Rückkehr von dort 1782 wurde er Professor der Akademie der Künste zu Dresden. Doch Italien blieb das Ziel seiner Wünsche. Noch neunmal besuchte er dasselbe, zuletzt 1818. Er starb in Dresden 27. März 1829. Seine Zeichnungen, bestehend in vortrefflichen Copien, sind sehr zahlreich und als Sepiazeichnungen Meisterstücke. Eine seiner gelungensten Arbeiten ist die Copie der Nacht des Correggio, welche Morghen in Kupfer gestochen hat. Auch seine Gattin, Apollonia S., geborene de Forgue, geb. zu Venedig 1767, erwarb sich als Zeichnerin und Malerin Ruf und führte viele Sepiazeichnungen aus. — Sein ältester Bruder, Franz S., der als Componist sich bekannt machte, geb. 1748, war ein Schüler Naumann's, dem er 1765 mit Schuster nach Italien folgte, wo er sich namentlich auch als Tenorsänger ausbildete. Nach seiner Rückkehr wurde er in Dresden 1772 als Kirchen- und Kammercomponist, 1787 als Kapellmeister angestellt. Er starb 23. Oct. 1806. Unter seinen Opern sind zu erwähnen «Die schöne Arsene», «Das sächs. Bauermädchen» und «Turco in Italia». Auch componirte er Sonaten u. s. w.

Seydelmann (Karl), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien, besuchte das dortige Gymnasium und trat 1813 als Soldat ein. Später begann er seine Laufbahn als Schauspieler auf den Bühnen zu Breslau, Gratz und Olmütz; doch wollte es ihm nicht glücken, sich Beifall zu erwerben. Erst in Prag gewann er allgemei-

nern Ruf. Er war dann in Kaſſel, in Darmſtadt, 1829 in Stuttgart, gab 1831 in Wien, wo er ſchon entſchiedenen Beifall fand, und 1837 in Berlin mit großem Erfolge eine Reihe Gaſtrollen. Er verließ 1838 Stuttgart, wo ſich ſeine Verhältniſſe unangenehm geſtaltet hatten, und nahm eine lebenslängliche Anſtellung in Berlin an, wo er 17. März 1843 ſtarb. Seine Kunſt war die des ſcharf berechnenden Verſtandes, unterſtützt durch eine eigenthümliche Gabe, die geiſtigen Reſultate durch äußere Hülfsmittel zur Verwirklichung zu bringen. Dasjenige Element, welches ihm fehlte, war das der Begeiſterung, die den Moment zum Schaffen ergreift. Seine Hauptrollen waren Ludwig IX., Cromwell, Shylock, Oſſip, der Advocat Wellenberger in Iffland's «Advocaten», Iffland's «Eſſighändler», Abbé de l'Epée und Richard Brandon in Rellſtab's «Eugen Aram». Eine Gattung von Rollen, die ihm auch ganz beſonders gelangen, waren die feinern des Schauſpiels. Vgl. Rötſcher, «S.'s Leben und Wirken» (Berl. 1845).

Seydlitz (Friedr. Wilh. von), preuß. General, geb. zu Kalkar bei Kleve 3. Febr. 1721, zeigte ſchon als Knabe und als Page in Dienſten des Markgrafen von Schwedt durch manches Wagſtück den künftigen kühnen Reiter. Nachdem er 1739 in preuß. Dienſte getreten, wurde er im erſten Schleſiſchen Kriege gefangen, ſehr bald aber freigegeben. In der Schlacht bei Hohenfriedberg nahm er den ſächſ. General von Schlichting mit eigener Hand gefangen und wurde hierauf zum Major ernannt. Auch in der Schlacht von Sorr zeichnete er ſich rühmlich aus. Seine Tüchtigkeit veranlaßte 1752 ſeine Erhebung zum Oberſtlieutenant. Bald darauf wurde er Commandeur des Dragonerregiments Würtemberg, 1753 des Küraſſierregiments von Rochow und 1755 Oberſt. Einen glänzenden Angriff führte er in der Schlacht bei Kollin 1757 aus, und zwei Tage nachher ernannte ihn der König zum Generalmajor. Am 7. Sept. 1757 führte er ein kühnes Gefecht gegen die feindliche Cavalerie bei Pegau, und bereits 19. Sept. vertrieb er den Marſchall Soubiſe aus Gotha. Vom Könige mit dem Commando über die geſammte Cavalerie beauftragt, feierte er ſeinen glorreichſten Tag in der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757, infolge deren ihm der König den Schwarzen Adlerorden verlieh, ihn zum Generallieutenant erhob und zum Chef eines Küraſſierregiments ernannte. Seinen Ruhm erhöhten die Schlachten von Zorndorf und Hochkirch. In der Schlacht von Kunersdorf wurde S. verwundet und mußte nach Berlin gebracht werden. Da man öffentlich den Verluſt der Schlacht dem zur Unzeit vom Könige an S. erlaſſenen Befehle, eine vortheilhafte Aufſtellung zu verlaſſen, zuſchrieb, ſo benahm ſich der König ſehr kalt gegen ihn und ließ ihn an mehrern Gefechten keinen Theil nehmen. Bald aber waren beide wieder verſöhnt, und in der Schlacht bei Freiberg, 1762, fand S. die beſte Gelegenheit, ſeine Umſicht in Verwendung der Infanterie wie der Cavalerie in glänzender Weiſe zu bewähren. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die Inſpection aller in Schleſien ſtehenden Cavalerieregimenter und ernannte ihn 1767 zum General der Cavalerie. S. ſtarb 7. Nov. 1773. Sein Grab in dem Garten ſeines Landguts Minkowſki bei Namslau in Schleſien bezeichnet ein einfaches Denkmal. In Berlin ließ ihm der König auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal errichten. S. war der ausgezeichnetſte Reiterführer ſeiner Zeit, vielleicht aller Zeiten. Vgl. Varnhagen von Enſe, «Leben des Generals von S.» (Berl. 1834).

Seyfried (Ignaz, Ritter von), Componiſt, geb. zu Wien 15. Aug. 1776, wurde ungeachtet ſeiner Neigung und großen Anlagen zur Muſik vom Vater zum Studium der Rechte angehalten und durfte erſt auf Verwendung P. Winter's jenem Studium entſagen und ſich der Kunſt zuwenden. Schon früh hatte er ſich unter Mozart's, ſpäter unter Kozeluch's Leitung zu einem tüchtigen Klavierſpieler ausgebildet, auch von Albrechtsberger Unterricht in der Compoſition erhalten. In ſeinem 21. J., 1797, ward er an Schikaneder's Bühne, dem Theater an der Wien, als Kapellmeiſter und Componiſt angeſtellt, in welchem Amte er große Umſicht und ſeltene Fruchtbarkeit zeigte. Von ſeinen Muſiken zu Melodramen iſt lange Zeit «Die Waiſe und der Mörder» beliebt geweſen. 1828 zog er ſich in das Privatleben zurück. Er ſtarb 26. Aug. 1841. S. iſt zwar nicht unter die genialen Meiſter zu zählen, verdient aber wegen ſeines Strebens und Wirkens für die Kunſt Anerkennung. Seine Werke für Bühne und Kammer ſind vergeſſen, während ſich die Mehrzahl ſeiner Compoſitionen für die Kirche durch friſchen und edeln Sinn in Achtung erhalten haben. Auch als muſikaliſcher Schriftſteller hat S. Verdienſtliches geleiſtet.

Seymour, eine engl., aus der Normandie ſtammende Familie, die in der Geſchichte zum erſten mal mit Sir John S. auftritt, der zu Anfange des 16. Jahrh. Sheriff von Somerſet und Dorſet war. Seine Tochter Jane wurde 1536 die dritte Gemahlin Heinrich's VIII., ſein älteſter Sohn Edward aber Herzog von Somerſet (ſ. d.) und Protector des Reichs. Ein Ururenkel deſſelben war Sir Edward S., ein berühmter Redner und Staatsmann, der als Mitglied des Unterhauſes 1667 die Anklage gegen den Lordkanzler Clarendon erhob und durch-

ſetzte. 1673 wurde er zum Sprecher erwählt. Obwol Tory, nahm er an der Revolution von 1688 theil und ſtarb hochbetagt 1707. Sein älteſter Sohn war der Ahnherr der jetzigen Herzoge von Somerſet; der zweite, Popham S., erbte die iriſchen Beſitzungen ſeines Vetters, des Grafen Conway, weshalb er ſich S.-Conway nannte. Er fiel 1699 im Duell und wurde von ſeinem jüngern Bruder Francis S. beerbt, der 1703 den Titel Lord Conway erhielt und 3. Febr. 1732 ſtarb. Deſſen zweiter Sohn, Henry S.-Conway, ein ausgezeichneter General und Staatsmann, befehligte 1761 die engl. Truppen in der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig, wurde 1765 Staatsſecretär und ſtarb als Feldmarſchall 1795; der ältere, Francis S.-Conway, bekleidete ebenfalls mehrere wichtige Staatsämter, wurde 1750 zum Grafen von Hertford, 1793 zum Grafen von Yarmouth und Marquis von Hertford erhoben und ſtarb 14. Juni 1794. — Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford, geb. 11. März 1777, war anfangs unter dem Namen eines Grafen von Yarmouth bekannt (bis 1822) und erfreute ſich der beſondern Gunſt Georg's IV. Er beſaß den Geiſt, aber auch alle Fehler eines Edelmanns des ancien régime. Obwol Herr eines ſehr großen Vermögens, verſchmähte er doch kein Mittel, ſich zu bereichern. Seinem Charakter ſoll Bulwer einige Züge zur Schilderung Lord Lilburne's in «Nacht und Morgen» entnommen haben. Er ſtarb 1. März 1842. Sein älteſter Sohn, Richard S.-Conway, vierter Marquis von Hertford, geb. 22. Febr. 1800, hat ſich durch Kunſtſinn, der zweite, Lord Henry S., geb. 18. Jan. 1805, als ſog. Lion der pariſer Geſellſchaft bekannt gemacht. Derſelbe ſtarb im Aug. 1859 zu Paris und hinterließ ſein anſehnliches Vermögen einer Mademoiſelle Sophie Cheneau und den pariſer und londoner Hospitälern. Letzteres Legat wurde Gegenſtand eines langen Proceſſes, der erſt 1867 zu Gunſten einer gleichen Theilung der Erbſchaftsmaſſe zwiſchen den Hospitälern von Paris und London entſchieden ward. — Sir George Hamilton S., ausgezeichneter Diplomat, der Sohn Lord George S.'s und Enkel des erſten Marquis von Hertford, wurde 1797 geboren. Er erhielt 1817 eine Stellung als Attaché bei der brit. Geſandtſchaft im Haag und 1819 den Poſten eines Protokolliſten im auswärtigen Amte. 1822 begleitete er den Herzog von Wellington auf den Congreß von Verona, und im Nov. 1823 ging er als Legationsſecretär nach Frankfurt, von wo er 1826 nach Stuttgart und 1828 nach Berlin verſetzt wurde. Im Sept. 1829 ward er zum Botſchaftsrath in Konſtantinopel ernannt, wo er ſich eine große Kenntniß der orient. Angelegenheiten erwarb. Hierauf fungirte er ſeit 1831 als Geſandter in Florenz, vom April 1836 an aber in derſelben Eigenſchaft in Brüſſel, wo er an allen Unterhandlungen zur Schlichtung der belg.-holländ. Streitfrage bis zum Schlußvertrage von 1842 theilnahm. 1846 nach Liſſabon verſetzt, ſah er ſich trotz der Unterſtützung, welche England der portug. Regierung zur Dämpfung des Aufſtandes in Oporto leiſtete, außer Stande, mit ſeinen Forderungen zu Gunſten des engl. Handels durchzudringen. Er kam dadurch zu dem Miniſterium Cabral in ein geſpanntes Verhältniß, welches im Jan. 1851 ſeine Abberufung zur Folge hatte. Als bald darauf eine Revolution in Portugal ausbrach, welche den Sturz des Miniſteriums und die Flucht Cabral's herbeiführte, wurde S., aber mit Unrecht, beſchuldigt, ſie angeſtiftet zu haben. Er erhielt jetzt den wichtigen Poſten eines Geſandten in Petersburg, wo er die perſönlichen Verhandlungen über die orient. Frage mit dem Kaiſer Nikolaus hatte, die ſpäter, nach dem Ausbruche des Krimkriegs, durch die engl. Preſſe veröffentlicht wurden. S. benahm ſich unter den Verwickelungen jener Zeit mit Takt und Umſicht, ſah jedoch den unvermeidlichen Ausbruch der orient. Kriſe vom Anfang an voraus. Infolge der Abreiſe des ruſſ. Geſandten aus London war er auch ſeinerſeits genöthigt, ſeine Päſſe zu fordern; er verließ Petersburg im Febr. 1854. Im Dec. 1855 wurde er zum engl. Geſandten in Wien ernannt, wo er von neuem ſeine Erfahrung in einer ſehr kritiſchen Epoche glänzend bewährte. Nach dem Abſchluſſe des Pariſer Friedens 1856 trat er in den Ruheſtand und lebte ſeitdem als Privatmann in London.

Sforza, eine berühmte ital. Familie, die im 15. und 16. Jahrh. eine große Rolle ſpielte und dem Herzogthume Mailand ſechs Regenten gab. Der Stifter derſelben war der Sohn eines Landmanns aus Cotignola in Romagna, Muzio Attendolo, der von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem eigentlichen Stifter des ital. Condottiereweſens, den Namen Sforza, d. i. Erzwinger, erhielt. In der Jugend von der Feldarbeit zum Waffenhandwerk übergegangen, zeichnete er ſich bald durch Gewandtheit und Kühnheit in den Kriegen im Kirchenſtaat, in Toscana und namentlich in Neapel aus, wurde zum Haupt einer der tüchtigſten Condottierenſchulen und fand als Großconnetable von Neapel 1424 im Fluſſe Pescara den Tod. — Seinem ebenſo tapfern Sohne, Francesco S., geb. 1401, hinterließ er zugleich mit den ihm ergebenen Scharen die Macht, ſich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geſchah es, daß Francesco, nach-

dem er viele Jahre bald Mailand, bald Venedig und Florenz gedient und der berühmteſte Kriegsmann in Italien geworden, Bianca Maria Visconti, die natürliche Tochter des Herzogs Filippo Maria von Mailand, des letzten dieſes Hauſes, heirathete und nach deſſen 1447 erfolgtem Tode die Herrſchaft über Mailand errang. Von 1450 bis zu ſeinem Tode 1465 wirkte er mit Klugheit und Umſicht für die Befeſtigung der Macht des Staats und ſeiner Familie. — Francesco's Sohn, Galeazzo Maria S., Barbar und Wüſtling, wurde 1476 durch Verſchworene ermordet. — Ihm folgte ſein unmündiger Sohn, Giovanni Galeazzo S., der von ſeines Vaters Bruder, Lodovico il Moro, verdrängt und wahrſcheinlich vergiftet ward. Um ſich auf dem uſurpirten Throne zu halten, veranlaßte Lodovico, ſchlau, aber dennoch ſich verrechnend in ſeinen Planen, den Zug Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel, auf welches das franz. Haus von den Anjous her Anſpruch erhob, und führte ſo das Unglück des Landes wie das ſeines eigenen Geſchlechts herbei. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich und wurde deshalb von Ludwig XII. 1499 vertrieben. Zwar kehrte er noch in demſelben Jahre mit Hülfe von Schweizern zurück; allein Ludwig zog nochmals gegen ihn zu Felde. Lodovico, von ſeinen Schweizerſöldnern 1500 ausgeliefert, ſtarb 1510 als Gefangener zu Loches in Touraine. — Sein Sohn, Maſſimiliano S., vertrieb zwar 1512 die Franzoſen wieder aus Mailand, mußte aber dem Könige Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 ſein Land gegen ein Jahrgeld abtreten. Als jedoch Franz I. von Kaiſer Karl V. aus Italien verdrängt war, belehnte der Kaiſer Lodovico's jüngern Sohn, Francesco S., der ſeit 1521 Herzog von Mailand war, 1529 mit dem Herzogthum. Dieſer ſtarb 24. Oct. 1535. Karl V. gab 1540 das Herzogthum als erledigtes Reichslehn ſeinem Sohne, dem nachmaligen Könige Philipp II. von Spanien. — Es gibt mehrere Nebenlinien des Hauſes S. Von Francesco's I. Bruder, Aleſſandro S., einem ausgezeichneten Feldhauptmann, ſtammten die Herren von Peſaro, welche 1515 erloſchen; von einem andern Bruder, Boſio S., die Grafen von Santa-Fiora in Toscana, Erben des uralten Hauſes der Aldobrandeſchi und der röm. Ceſarini. Die Herzoge S.-Ceſarini blühen noch in Rom.

Sgraffito iſt eine im Laufe des 16. Jahrh. in Italien zuerſt aufgekommene Art maleriſcher Ausſchmückung des Aeußern von Bauwerken. Man ſtrich zu dieſem Zwecke die ganze Mauer mit einer dunkeln Farbe, legte dann eine hellere darüber und ritzte in dieſe mit ſpitzen Eiſen die beabſichtigte Zeichnung ein, die alsdann auf dem hellen Grunde in dunkeln Strichen hervortrat. An Paläſten Roms hat ſich einiges davon erhalten. Beſonders wird Polidoro Caldara (da Caravaggio) genannt, der mit dem Florentiner Maturino dergleichen an vielen Paläſten Roms ausgeführt haben ſoll, und dem man die Erfindung des S. zuſchreibt. Im J. 1840 entdeckte A. von Minutoli an Wohnhäuſern zu Liegnitz in Schleſien Darſtellungen in dieſer Technik aus dem J. 1613. Neuerdings brachte Semper zuerſt wieder das S. in Anwendung. So an der Attika des dresdener Theaters und an dem Polytechnikum in Zürich. Ueberhaupt erfreut ſich dieſe Art der Wanddecoration, die ſich durch ihr künſtleriſches Gepräge ſowie durch Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Herſtellung empfiehlt, erneuerter Aufnahme in der Gegenwart. Vgl. Lange und Bühlmann, «Die Anwendung des S. für Façadedecoration» (Münch. 1867).

Shaftesbury (Anthony Aſhley-Cooper, erſter Graf von), ein engl. Staatsmann unter Karl II., geb. 22. Juli 1621 in der Grafſchaft Dorſet, ſtammte von ſeiten der Mutter aus dem Hauſe Aſhley und war der Sohn des Sir John Cooper auf Rockbourne. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung und widmete ſich in Lincoln's-Inn zu London den Rechtswiſſenſchaften. Bereits 1640 trat er ins Unterhaus und gelangte bald durch ſeine Talente zu großem Einfluß. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs bot er ſich der Hofpartei als Vermittler an, die ihn aber zurückwies. Er ging deshalb zur Parlamentspartei über und errichtete ein Truppencorps, an deſſen Spitze er mehrere glückliche Schläge führte. Nach Auflöſung des Langen Parlaments erzürnte er den Protector durch ſeine Oppoſition, wurde aber doch in das neue Haus gewählt. Als er nach Cromwell's Tode die Neigung der Nation für Herſtellung des Throns gewahrte, zog er die Presbyterianer an ſich und machte ſich zur Seele der Reaction, während Monk (ſ. d.) das Werkzeug wurde. Karl II. überhäufte ihn nach der Reſtauration mit Gunſt, ernannte ihn zum Lord-Lieutenant in Dorſet und 1661 zum Pair mit dem Titel Lord Aſhley. Dennoch verſammelte er im Oberhauſe die Widerſtandspartei um ſich, widerſetzte ſich der berüchtigten Uniformitätsacte von 1662 und ſprach gegen den Verkauf von Dünkirchen und den Krieg mit Holland. Sein unruhiger Charakter und Mangel an Vermögen trieben ihn aber wieder der Regierung zu. Karl II. ernannte ihn 1669 zum erſten Lord des Schatzes in dem berüchtigten Miniſterium Cabal (ſ. d.), das in Verbindung mit Ludwig XIV. von Frankreich in England den Katholicismus und den abſoluten Thron herſtellen ſollte. Im April 1672 erhielt er die Würde eines

Grafen von S. und im Nov. das Amt eines Lord-Kanzlers. Als er jedoch zur Einsicht gelangte, daß der Plan nicht durchzuführen sei, und daß der König leicht seine Rathgeber dem Parlamente opfern könnte, deckte er im März 1673 die Intrigue im Oberhause auf und ging offen zur Volkspartei über; zugleich beförderte er die Einführung der Testacte. Nachdem er im Nov. 1673 seines Amts enthoben worden, trat er kühn an die Spitze der parlamentarischen Opposition. Seine Behauptung, daß die Prorogation des Parlaments vom Nov. 1675 bis zum Nov. des folgenden Jahres eigentlich eine Auflösung desselben sei, erregte den ganzen Zorn des Hofs und zog ihm eine 13monatliche Gefangenschaft im Tower zu. Nach seiner Befreiung bekämpfte er die Doctrin vom leidenden Gehorsam, beutete das papistische Complot von 1678 aus, betrieb die Thronausschließung des kath. Herzogs von York und stürzte endlich das Ministerium des Grafen von Danby. Gegen den Rath der Hofleute wurde er im März 1679 zum Präsidenten des Staatsraths ernannt. Um so kühner betrieb er nun die Ausschließung York's und brachte 1679 auch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) zu Stande. Nach der Rückkehr des Herzogs von York aus Schottland erhielt S. aus dem Staatsrath seine Entlassung. Wohl begreifend, daß er gegen den Herzog von York entweder siegen oder unterliegen müsse, verfügte er sich im Febr. 1680 mit zwölf andern vor das Gericht der Kings-Bench und klagte den Herzog als widerspenstigen Papisten an. Nachdem die Ausschließungsbill 21. Oct. verworfen worden, verband er sich mit dem Herzoge von Monmouth und andern, um sich im Falle des Todes Karl's II. der Thronbesteigung York's mit den Waffen zu widersetzen. Dieser Umtriebe wegen ließ ihn der Hof im Juli 1680 in den Tower werfen und im Nov. des Hochverraths anklagen. Unter dem Jubel des Volks sprach ihn jedoch die Jury aus Mangel an Beweis frei, worauf er in Verein mit Monmouth, Russell, Algernon Sidney u. a. die sog. Korubodenverschwörung (Rye-house-plot) ausbildete. Weil die Verschworenen die Ausführung des Anschlags mehrmals verschoben, hielt er sich für gefährdet und floh noch 1682 nach Amsterdam. Hier starb er 2. Jan. 1683. Martyn gab aus Familienpapieren S.'s «Memoirs» (Lond. 1837) heraus.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von), der Enkel des vorigen, bekannt als philos. Schriftsteller, wurde zu London 26. Febr. 1671 geboren. Sein Großvater ließ ihn von einer gelehrten Frau unterrichten, welche abwechselnd lateinisch und griechisch mit ihm sprechen mußte, bis er 1683 auf die Schule zu Winchester kam. 1686 ging Ashley auf Reisen und hielt sich in Frankreich und Italien längere Zeit auf. Nachdem er 1689 zurückgekehrt, lebte er noch fünf Jahre literarischen Beschäftigungen und trat dann ins Parlament. Er bewies sich hier als eifriger Freund der Freiheit und des gemeinen Besten. Doch verließ er wegen geschwächter Gesundheit die parlamentarische Laufbahn und reiste 1698 nach Holland, wo er ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc und andern Gelehrten verlebte. Nach seiner Zurückkunft wurde er beim Tode seines Vaters Graf von S.; doch erst auf Zureden seines Freundes, des Lord Somers, trat er 1700 in das Oberhaus. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm mit Eifer. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, und ging wieder nach Holland. Als franz. Fanatiker eine Gärung in England erregt hatten und man gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, rieth er durch seine «Letter concerning enthusiasm» (Lond. 1708) zur Milde. Er verheirathete sich 1709 und ging 1711 nach Italien, wo er zu Neapel im Febr. 1713 starb. Seine Werke erschienen unter dem Titel «Characteristics of men, manners, opinions and times» (3 Bde., Lond. 1713; beste Ausg., 3 Bde., 1773; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1776). Auch ließ er zwei Bände seiner Briefe über philos. und theol. Gegenstände erscheinen (1716 u. 1721). Seine Untersuchung über Verdienst und Tugend wurde von Diderot bearbeitet; eine deutsche Uebersetzung seiner «Philos. Werke» besorgten Hölty und Benzler (3 Bde., Lpz. 1776—79). Seine Darstellung zeugt von einem warmen Gefühle für das Schöne. Mehrere seiner Schriften, z. B. «The moralists», gehören zu den Mustern der engl. Prosa. Rücksichtlich seiner philos. Denkart war er bemüht, die nachtheiligen Folgen des Empirismus seines Freundes Locke an den Tag zu legen und im Gegensatze zu der Theorie der Selbstsucht, die sich als Moral geberdete, die unmittelbare Schönheit des Guten zum Bewußtsein zu bringen. S. erscheint überall als Vertheidiger der Freiheit, als Anhänger der natürlichen Religion und als Freund der Tugend. Seine Schriften bezeichnen allerdings mehr den liebenswürdigen Menschen als den tiefen Denker; doch können sie als die Grundlage des später von Hutcheson und den schott. Moralphilosophen ausgebildeten Systems betrachtet werden.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf von), ein Nachkomme des vorigen, bekannt als Philanthrop und Haupt der evang. Kirchenpartei in England, wurde geb. 28. April

1801 als der Sohn Cropley Ashley-Cooper's, sechsten Grafen von S., bis zu dessen Tode (2. Juni 1851) er den Namen Lord Ashley führte. Zu Oxford erzogen, trat er 1826 als Parlamentsmitglied für Woodstock ins Unterhaus und unterstützte die Ministerien Liverpool und Canning, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Unter Wellington wurde er hingegen Mitglied des Indischen Raths (Board of control) und siegte 1831 bei der Bewerbung um die Vertretung der Grafschaft Dorset nach einem 15tägigen Wahlkampf über den whigistischen Gegencandidaten Ponsonby. In dem kurzen Ministerium Peel 1834—35 war er Lord der Admiralität. Nach dem Tode Sadler's übernahm er die Leitung der Zehnstundenbill (Abkürzung der Arbeitszeit auf 10 St.), deren Durchsetzung er fortan zum Hauptziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit machte. Als Peel 1841 von neuem ans Ruder kam, lehnte Lord Ashley es daher auch ab, wieder an dem Ministerium theilzunehmen, da der Premier sich nicht zur Genehmigung jener Maßregel verstehen wollte. Durch seine standhafte Verfechtung derselben erbitterte er zwar die Fabrikbesitzer aufs äußerste, erwarb sich aber dagegen die Achtung aller Menschenfreunde und die dankbare Anhänglichkeit der arbeitenden Bevölkerung. 1846 entschloß er sich, die Aufhebung der Kornzölle zu befürworten, verzichtete aber zugleich auf seinen Sitz im Parlament, da er sich zwar bei seiner Wahl nicht zur Aufrechthaltung des Schutzsystems verpflichtet hatte, doch mit der Gesinnung der Mehrzahl seiner Committenten in Widerspruch stand. Bei den Wahlen von 1847 trat er als Candidat für Bath gegen Roebuck auf und wurde auch hauptsächlich durch die Unterstützung des religiösen Publikums gewählt. Im Oberhause setzte er seit 1851 die Verfechtung der Interessen des Protestantismus fort, namentlich bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Toscana; auch hielt er 10. März 1854 eine sehr bemerkenswerthe Rede über die Verhältnisse der christl. Sekten in der Türkei. Im öffentlichen Leben hat S. stets große Unabhängigkeit gezeigt. Sein Bestreben war vor allem auf die Verbesserung der socialen Lage und des sittlichen Charakters der untern Klassen gerichtet, wozu er durch Errichtung von Arbeiterwohnungen, die Gründung der «Zerlumpten Schulen» (Ragged schools) und die Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen beitrug. Sein Einfluß bei der evang. Partei der engl. Kirche ist sehr bedeutend, und der Puseyismus hat keinen entschiedenern Widersacher als ihn. Da es ihm nur um das Christenthum selbst zu thun ist, so schließt er sich zu wohlthätigen und religiösen Zwecken auch Andersdenkenden gern an und wirkt als Präsident der prot. Allianz, der Bibelgesellschaft, der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden u. s. w. Hand in Hand mit Mitgliedern aller andern prot. Confessionen. Als Schriftsteller war er namentlich in der «Quarterly Review» durch gediegene Aufsätze über sociale und industrielle Fragen thätig. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen Cowper hat S. eine zahlreiche Familie. — Sein ältester Sohn, Anthony, Baron Ashley, geb. 27. Juni 1831, erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Rugby. Er trat 1848 in die engl. Marine und kämpfte zur See im Orientkriege. 1856 wurde er der Specialmission Lord Granville's nach Rußland beigeordnet. 1857 trat er für Hull ins Unterhaus, später für den Flecken Cricklade.

Shakers, auch Shaking-Quakers genannt, eine um das J. 1747 zu Manchester in England entstandene und seitdem nach Amerika verpflanzte Sekte. Ihre Gründer gehörten ursprünglich zur Gemeinde der Quäker, mit welchen die S. noch in dem Widerstande gegen die bürgerliche und geistliche Autorität des Staats, in der Weigerung, Kriegsdienste zu thun und Eide zu leisten, in der Verwerfung der Sacramente und in dem Glauben an die unmittelbaren Offenbarungen des Heiligen Geistes übereinstimmen. Ihren spätern Charakter erhielt die Sekte durch Anna Lee, die sich 1770 an die Spitze derselben stellte. Diese Frau war 1736 als die Tochter eines Grobschmieds zu Manchester geboren und hatte sich sehr jung mit einem Handwerksgenossen ihres Vaters verheirathet. Nachdem sie sich den S. angeschlossen, gab sie vor, eine göttliche Mission empfangen zu haben, fand bei ihrer Sekte Glauben und wurde als «Mutter» und Prophetin anerkannt, während sie sich selbst «das Wort» nannte. In England verfolgt, schiffte sie sich 1774 mit einigen Anhängern nach Amerika ein, wo sie die erste Gemeinde oder «Familie» der S. zu Watervliet bei Albany stiftete. Sie hatte sich zwar für unsterblich erklärt, starb aber schon 1784. Es bildeten sich nun neue Gemeinden zu Lebanon in Massachusetts und Enfield in Connecticut, die nach und nach so anwuchsen, daß man 1832 in den Vereinigten Staaten 15 Gemeinden mit 6000 Mitgliedern zählte. Ihre Hauptsatzung ist das Cölibat; Ehen werden unter keinen Umständen erlaubt und die Gesellschaft vermehrt sich nur durch Proselyten. Es herrscht bei den S. vollständige Gütergemeinschaft, und sie zeichnen sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Genügsamkeit vortheilhaft aus. Eine Hauptquelle ihres Reichthums sind ihre Viehheerden, die mit großer Sorgfalt gewartet werden. Ueberhaupt macht in

den Dörfern der S. die Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe einen günſtigen Eindruck, der nur durch das finſtere, aſcetiſche Anſehen der Bewohner und die Seltſamkeit ihrer Tracht, die ſie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts beibehalten, geſtört wird. Ihren Namen haben die S. von den eigenthümlichen Bewegungen, die ſie beim Gottesdienſt ausführen, und die anfangs weit heftiger waren. Gegenwärtig beſchränken ſie ſich meiſt auf eine Proceſſion in zwei, von den beiden Geſchlechtern gebildeten Kreiſen, mit einem menuetartigen Tanze endend, der von Händeklatſchen und dem taktmäßigen Abſingen einer Hymne begleitet wird. Zuweilen wird aber auch der «Todtentanz» aufgeführt, der einen ſo wilden und gewaltſamen Charakter hat, daß die Tanzenden erſchöpft zur Erde fallen. Die Gemeinden werden von Aelteſten verwaltet; die obere Leitung hat gewöhnlich eine Frau, welche durch Viſionen dazu berufen wird und als Nachfolgerin der erſten Prophetin Anna gilt. Das Glaubensbekenntniß der S. iſt in dem Buche «Testimony of Christ's second appearance» enthalten.

Shakſpeare (William), richtiger Shakeſpeare, bisweilen auch Shakſpere geſchrieben, der größte dramatiſche Dichter der Engländer, und einer der größten Dichtergenien aller Völker und Zeiten, ſtammt aus einer Familie, welche in Warwickſhire, einer Grafſchaft des mittlern England, dem Kleinbürger- und Gutspächterſtande ſeit dem 14. Jahrh. angehört hatte. Welches Gewerbe der Vater des Dichters, John S., in Stratford am Avon, in welches Städtchen er ungefähr um 1561 aus dem benachbarten Luittesfield eingewandert war, betrieb, iſt ungewiß. Nur ſo viel ſcheint ſich aus den verſchiedenen, voneinander abweichenden und doch theilweiſe gleichzeitigen Angaben herauszuſtellen, daß er mit dem wechſelnden Betriebe ſtädtiſcher Hantierungen, in denen er nacheinander ſein Glück verſuchte, andauernd einen landwirthſchaftlichen Betrieb verband. Sein Beſitzthum in Stratford vermehrte er 1557 durch Verheirathung mit Mary Arden, die, aus einer alten, angeſehenen Familie in der Nähe ſtammend, ihrem Gatten Ländereien und auch einiges Geld zubrachte. Von dem Jahre ſeiner Verheirathung an bekleidete John S. verſchiedene Ehrenämter in der ſtädtiſchen Corporation, deren Höhepunkt er mit dem 1568—69 verwalteten Amte eines Bailiff von Stratford erreichte. 1571 wurde er zum erſten Alderman erwählt. Auf eine Abnahme der günſtigen Verhältniſſe, in denen er bis dahin gelebt, etwa ſeit 1583, ſcheinen verſchiedene Umſtände hinzudeuten, ohne daß jedoch eine eigentliche Verarmung jemals eingetreten ſein mag. Wenigſtens ſcheint er ſtets im ungeſtörten Beſitze zweier Häuſer in der Henleyſtreet in Stratford geblieben zu ſein, in deren einem, der Tradition zufolge, ſein Sohn William im April 1564 das Licht der Welt erblickt hat. Als deſſen Geburtstag bezeichnet die Tradition, wahrſcheinlich auf die Inſchrift des Grabſteins geſtützt, den 23. April, den Jahrestag ſeines Todes. In dem Regiſter der ſtratforder Pfarrkirche findet ſich nur der Tauftag, der 26. April, angegeben. Zwiſchen dem Vermerk dieſes Tauftags und dem folgenden, auf ſeine Heirath bezüglichen Documente von 1582 iſt im Leben unſers Dichters eine Lücke, die ſich nur durch Vermuthungen ausfüllen läßt. Wahrſcheinlich hat der junge S. die öffentliche Schule, in der jeder ſtratforder Bürgerſohn unentgeltlich Unterricht erhielt, beſucht und dort ſo viel Lateiſ gelernt, als er überhaupt verſtand. Zweifelhafter ſchon erſcheint es, daß der Vater, infolge ſeiner beſchränkten Verhältniſſe, den Sohn vor der Zeit aus der Schule genommen, damit derſelbe ihm zu Haus bei ſeinen Geſchäften zur Hand gehe. Nur ſo viel läßt ſich mit einiger Sicherheit aus den verſchiedenen, ſich widerſprechenden Notizen entnehmen, daß der junge S., aus der ſtratforder Schule entlaſſen, ſich zunächſt keine ſelbſtändige Exiſtenz begründete, ſondern mehrere Jahre lang in dem väterlichen Hauſe und Geſchäfte als Gehülfe und Theilhaber fortlebte. In dieſem Verhältniß ſcheint auch keine Veränderung eingetreten zu ſein durch die Verheirathung des noch minorennen Jünglings im Herbſt 1582. Seine Frau, Anna Hathaway, laut Inſchrift des Grabſteins acht Jahre älter als er, war die nachgelaſſene Tochter eines wohlhabenden Landmanns in der Nähe von Stratford. Das älteſte Kind dieſer Ehe, Suſanna, wurde im Mai 1583 in der ſtratforder Kirche getauft. Später folgte noch ein Zwillingspaar, Hamnet und Judith, getauft ebendaſelbſt im Febr. 1585. Nicht lange nach der Geburt dieſer beiden jüngern Kinder muß S. ſeine Familie und Beſchäftigung in Stratford verlaſſen und ſich nach London begeben haben. Die Veranlaſſung zu dieſem Schritt war ſchwerlich, wie eine Tradition angibt, die Furcht vor der Strafe eines benachbarten Landedelmanns, in deſſen, wie Malone nachweiſt, gar nicht vorhandenem Park S. gewilddiebt haben ſoll, ſondern, wie Aubrey viel glaubwürdiger berichtet, «eine natürliche Neigung zur Poeſie und Schauſpielkunſt», die er nur in der Hauptſtadt in fruchtbringender Weiſe befriedigen und zur Baſis ſeiner Exiſtenz machen konnte. Wahrſcheinlich ſchloß er ſich ſogleich in London derjenigen Schauſpielertruppe an, als deren Theilhaber er ſpäter immer erſcheint: der Truppe, welche unter dem Patronat erſt des

Grafen Leiceſter, ſpäter des Oberkammerherrn der Königin, 1575 ihr Theater in Blackfriars gebaut oder hergeſtellt hatte. An dieſem Theater muß S. ſich als Schauſpieler und noch mehr als Schauſpieldichter im Verlaufe weniger Jahre zu einer Stellung emporgearbeitet haben, in der er, nach dem Zeugniſſe des ſterbenden Robert Greene, alle Nebendichter auf dem Gebiete des Dramas bereits 1592 überflügelt hatte. Für das Anſehen, welches S. ſchon damals auch außerhalb ſeines Berufskreiſes genoß, ſprechen die Widmungen ſeiner epiſch-lyriſchen Gedichte «Venus and Adonis» (1593) und «Lucrece» (1594) an den Grafen Southampton, einen großen Gönner der Poeſie und des Schauſpiels überhaupt, und S.'s insbeſondere. Gleichzeitig erhellt der Flor ſeiner Truppe, infolge ſeiner Mitwirkung und Betheiligung, aus der Erbauung eines zweiten Theaters, des Globustheaters, das die Geſellſchaft ſchon 1596 als Sommertheater benutzte, während im Winter in Blackfriars geſpielt wurde. Den wahrſcheinlich ſehr anſehnlichen Gewinnantheil, welchen S. von dieſer Theaterunternehmung bezog, verwandte er 1597 zum Ankaufe eines der größten Häuſer in Stratford ſowie in den folgenden Jahren zu weitern Erwerbungen von Grundbeſitz in und bei ſeiner Vaterſtadt, die er auch während ſeiner londoner Wirkſamkeit ſtets als ſeine Heimat, als ſein eigentliches Domicil betrachtet zu haben ſcheint, wohin er zum Beſuche ſeiner Familie, nach Aubrey's Zeugniß, jährlich einmal gereiſt iſt. Offenbar hegte er ſchon damals die etwa zehn Jahre ſpäter verwirklichte Abſicht, ſich ganz von London nach Stratford zurückzuziehen und dort in behaglicher Ruhe den Reſt ſeines Lebens zu verbringen. Noch im J. 1598 erklärt Meres, indem er in ſeinem «Wit's Treasury» eine Reihe damals bekannter S.'ſcher Dramen anführt, unſern Dichter für den beſten Dramatiker unter den Engländern und erwähnt nebenbei mit großem Lobe auch deſſen Sonette, die damals nur handſchriftlich bei den Freunden circulirten und erſt zehn Jahre ſpäter ohne Zuthun des Verfaſſers dem Drucke übergeben wurden. Auch die Erſcheinung einer Sammlung von Liebesliedern von verſchiedenen Verfaſſern unter dem Titel «The Passionate Pilgrim. By William S.» (1599) zeigt, wie berühmt unſer Dichter damals ſein mußte, daß ein Verleger ſich verſucht fühlte, dieſe Speculation auf das Aushängeſchild ſeines erborgten Namens zu machen. Daß ſeine Dramen häufig vor der Königin Eliſabeth und noch öfter vor König Jakob I. mit vielem Beifall aufgeführt wurden, iſt mehrfach bezeugt, wie denn die S.'ſche Truppe bald nach der engl. Thronbeſteigung des letztern Königs als königliche Schauſpieler (The King's players) beſonders privilegirt wurden. Um dieſelbe Zeit (1603) finden wir S.'s Namen als Schauſpieler zum letzten mal verzeichnet unter den Darſtellern des «Sejanus» von Ben Jonſon. Als Schauſpieldichter ſcheint S. aber für ſeine Bühne noch in ſeiner Zurückgezogenheit in Stratford thätig geblieben zu ſein, wie er denn von dort aus gelegentlich kürzere Beſuche in London abſtattete. Von S.'s Liebenswürdigkeit und Reſpectabilität wird uns ſowol aus ſeinem londoner Leben wie aus ſeinen Tagen in der Heimat, wo er im Genuſſe eines beträchtlichen Vermögens eine edle Gaſtfreundſchaft übte, mehrfach berichtet. Im März 1616 machte er ſein Teſtament, noch bei vollkommener Geſundheit und Gedächtnißkraft, wie er darin erklärte; indeß verrathen die Schriftzüge der drei eigenhändigen Unterſchriften Spuren großer Körperſchwäche und er ſelbſt überlebte die Abfaſſung ſeines Teſtaments nur um wenige Wochen. Von der Natur und dem Verlaufe ſeiner Krankheit, die ihn 23. April 1616 wegraffte, iſt nichts Authentiſches überliefert. Am 25. April wurde er in der Kirche zu Stratford an der Nordſeite des Chors begraben. Die Inſchrift ſeines Grabſteins ſoll er kurz vor ſeinem Tode ſelbſt verfaßt haben. Ein Denkmal, beſtehend in einer ſteinernen, bemalten Büſte des Dichters, wurde ihm zu Ehren an der nördl. Wand des Kirchenchors errichtet, jedenfalls vor 1623, da auf daſſelbe in einem Gedichte vor der in dieſem Jahre erſchienenen Geſammtausgabe ſeiner dramatiſchen Werke angeſpielt wird. S.'s Witwe überlebte ihn um ſieben Jahre und iſt an ſeiner Seite beſtattet. Ebendaſelbſt hat auch ſeine ältere Tochter Suſanna, 1607 mit einem ſtratforder Arzt, Dr. Hall, vermählt, ihre Ruheſtätte gefunden. Sie ſtarb 1649 und hinterließ eine einzige Tochter, mit deren Ableben 1670 S.'s directe Nachkommenſchaft erloſch, da S.'s einziger Sohn Hamnet bereits als zwölfjähriger Knabe, und die drei Söhne der jüngern Tochter S.'s, Judith, 1616 an den Weinhändler Quiney in Stratford verheirathet, ſchon vor ihrer 1662 verblichenen Mutter geſtorben waren.

S.'s Dramen, in einer theils nach überlieferten Notizen, theils nach Merkmalen des Stils und Verſes chronologiſch geordneten Reihenfolge, ſind nach den drei Kategorien der erſten Folioausgabe von 1623: I. Comedies: 1) «The two gentlemen of Verona», zuerſt gedruckt in der Folio 1623, verfaßt wahrſcheinlich vor 1591, erwähnt von Meres 1598, gegründet theilweiſe auf den ſpan. Schäferroman «Diana», von Montemayor, in Yonge's engl. Ueber-

ſetzung; 2) «The comedy of errors», zuerſt gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben um 1591, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf das lat. Luſtſpiel des Plautus Menächmi; 3) «Love's labour's lost», gedruckt in Quart 1598, geſchrieben um 1591, erwähnt von Meres 1598; 4) «The taming of the shrew», zuerſt gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben um 1594, gegründet auf ein älteres Drama: «Taming of a shrew», von unbekanntem Verfaſſer; 5) «The merchant of Venice», gedruckt in Quart 1600, geſchrieben vor 1596, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf die ital. Novellenſammlung «Pecorone» des Giovanni Fiorentino und auf eine Anekdote in den «Gesta Romanorum»; 6) «Midsummer-night's dream», gedruckt in Quart 1600, geſchrieben nach 1594, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Chaucer's «Canterbury tales» und «Legend of Tisbe of Babilon» ſowie auf ein Volksbuch «Robin Good-Fellow»; 7) «All's well that ends well», gedruckt in der Folio 1623, wahrſcheinlich erwähnt von Meres 1598 unter dem Namen «Love's labour's won», kurz vorher geſchrieben, gegründet auf eine Novelle des Boccaccio in Paynter's «Palace of pleasure»; 8) «Much ado about nothing», gedruckt in Quart 1600, geſchrieben nach 1598, gegründet theilweiſe auf eine Novelle des Bandello; 9) «The merry wives of Windsor», gedruckt unvollſtändig in Quart 1602, vollſtändig in der Folio 1623, geſchrieben nach «King Henry IV.», theilweiſe gegründet auf eine ital. Novelle in engl. Bearbeitung, in Tarlton's «News out of purgatorie»; 10) «Twelfth-Night, or what you will», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vor Febr. 1602, gegründet auf eine ital. Novelle des Bandello, in engl. Bearbeitung in «Riche, his farewell to militarie professions; 11) «As you like it», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben um 1600, gegründet auf eine Novelle von Thomas Lodge; 12) «Measure for measure», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vor Dec. 1604, gegründet auf ein älteres Drama von Whetſtone, «Promos and Cassandra»; 13) «The winter's tale», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vor dem Mai 1611, gegründet auf eine Novelle von Robert Greene; 14) «The tempest», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vor Nov. 1611, theilweiſe gegründet auf mehrere, 1609 und 1610 erſchienene Reiſeberichte. II. Histories: 1) «King Henry VI. First part», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vor 1592, gegründet auf Holinſhed's Chronik; 2) «King Henry VI. Second part», unvollſtändig gedruckt in Quart 1594, unter dem Titel «First part of the contention betwixt the two famous houses of York and Lancaster», vollſtändig gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Holinſhed; 3) «King Henry VI. Third part», unvollſtändig gedruckt in Quart 1595, unter dem Titel «The true tragedy of Richard, Duke of York», vollſtändig in der Folio 1623, gegründet auf Holinſhed; 4) «King Richard III.», gedruckt in Quart 1597, geſchrieben im Anſchluß an die drei vorhergehenden Dramen um 1594, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinſhed und Thomas Moore; 5) «King John», gedruckt in der Folio 1623, erwähnt von Meres 1598, geſchrieben um 1596, gegründet auf ein älteres Drama von unbekanntem Verfaſſer; 6) «King Richard II.» gedruckt in Quart 1597, geſchrieben kurz vorher, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinſhed; 7) «King Henry IV. First part», gedruckt in Quart 1598, geſchrieben im Anſchluß an das vorige Drama, erwähnt von Meres, gegründet auf Holinſhed und ein älteres Drama; 8) «King Henry IV. Second part», gedruckt in Quart 1600, geſchrieben vor 1599, gegründet auf Holinſhed und ein älteres Drama; 9) «King Henry V.», unvollſtändig gedruckt in Quart 1600, vollſtändig in der Folio 1623, geſchrieben im Sommer 1599, gegründet auf Holinſhed und ein älteres Drama; 10) «King Henry VIII.», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben 1613, gegründet auf Holinſhed, Cavendiſh und Fox. III. Tragedies: 1) «Titus Andronicus», gedruckt 1600, geſchrieben um 1589, erwähnt von Meres 1598, vielleicht gegründet auf eine Ballade; 2) «Romeo and Juliet», unvollſtändig gedruckt 1597 in Quart, vollſtändig 1599, erwähnt von Meres 1598, geſchrieben vielleicht 1591, gegründet auf ein epiſches Gedicht von A. Brooke und auf eine Novelle von Bandello in Paynter's «Palace of pleasure»; 3) «Hamlet», unvollſtändig gedruckt 1603, vollſtändig 1604 in Quart, geſchrieben 1602, gegründet auf ein älteres, verloren gegangenes Drama und auf eine aus dem Franzöſiſchen ins Engliſche überſetzte Novelle; 4) «Othello», gedruckt in Quart 1622, geſchrieben vor Nov. 1604, gegründet auf eine ital. Novelle von Giraldi Cinthio; 5) «Julius Caesar», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vor 1604, gegründet auf Plutarch in der Ueberſetzung von North; 6) «King Lear», gedruckt in Quart 1608, geſchrieben 1604 oder 1605, gegründet auf Holinſhed, auf ein älteres Drama, auf Sidney's «Arcadia» und auf Harsnet's «Discovery of popish impostors»; 7) «Macbeth», gedruckt in Folio 1623, geſchrieben nach 1603, vor 1610, gegründet auf Holinſhed und auf

R. Scot's «Discoverie of witchcraft»; 8) «Timon of Athens», gedruckt in der Folio 1623, S.'s Antheil an dieſem Drama von unbekanntem Verfaſſer gehört jedenfalls der reifſten Zeit unſers Dichters an; 9) «Anthony and Cleopatra», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben vielleicht vor Mai 1608, gegründet auf Plutarch in North's Ueberſetzung; 10) «Coriolanus», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben um dieſelbe Zeit mit dem vorigen Drama, gegründet auf North's Plutarch; 11) «Troilus and Creseide», gedruckt in Quart 1609, geſchrieben kurz vorher, gegründet auf Chaucer's «Troilus and Creseide», auf Lydgate's und auf Caxton's «Trojaniſche Sagen» und auf Chapman's «Homer»; 12) «Cymbeline», gedruckt in der Folio 1623, geſchrieben 1610—11, gegründet auf Holinſhed und auf eine Novelle des Boccaccio. Zu dieſen 36 Dramen in der erſten Folio tritt dann noch als das 37.: «Pericles, prince of Tyre», gedruckt in Quart 1609, aber erſt aufgenommen in die dritte Folio 1664, nebſt ſechs andern Dramen, die ſchon zu Lebzeiten unſers Dichters in Einzelausgaben mit ſeinem fälſchlich auf das Titelblatt geſetzten Namen erſchienen und als entſchieden unſhakeſpeariſch mit Recht von den beiden erſten Folioausgaben ausgeſchloſſen waren. Nur an «Pericles», urſprünglich von unbekanntem Verfaſſer, hat S. einen Antheil, der, wie in dem analogen Falle des «Timon of Athens», in ſeine reifſte Zeit, etwa 1608, fallen muß. An den übrigen ſechs, in der dritten Folio hinzugefügten Stücken hat ſich eine Betheiligung S.'s ſo wenig nachweiſen oder auch nur wahrſcheinlich machen laſſen, wie an manchen andern Pſeudo-Shakſpeare'ſchen Dramen, die auch in Deutſchland, namentlich durch Tieck's Bemühungen, bekannt geworden ſind. Endlich iſt noch ein Gedicht: «A lover's complaint» zu erwähnen, das, 1609 mit den «Sonnets» zuſammen gedruckt erſchienen, unzweifelhaft von unſerm Dichter herrührt, ohne daß ſich bisher eine Notiz zu deſſen chronol. Beſtimmung hätte entdecken laſſen.

S.'s Stellung in der Literatur iſt erſt ſeit etwa hundert Jahren von univerſaler Bedeutung. Während ſeines Lebens beſchränkte ſich ſein Einfluß auf die engl. Bühne, deren Blüte bald nach ſeinem Tode in den religiöſen und polit. Stürmen des 17. Jahrh. unterging. Sehr wenig iſt über ſein Verhältniß zu den Zeitgenoſſen bekannt, aber das Wenige deutet auf eine außerordentliche Popularität. Schon ſeine Jugendſtücke erregten Aufſehen und ſtellten alle ſeine Vorgänger in Schatten. Um 1592 wirft ſein Neider Robert Greene in einem Pamphlet ihm vor, daß er ſich einbilde, «der alleinige Bühnenerſchütterer (shake-scene) Englands» zu ſein und die ältern Poeten um ihren Ruhm bringe. Franz Meres, in ſeinem «Wits Treasury» (1598), nennt ihn «Honigmund» und vergleicht ihn mit Ovid, Seneca und Plautus, nach damaligen Begriffen ein auserleſenes Compliment. Aehnliche begeiſterte Urtheile jener Zeit ließen ſich noch mehrere anführen. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß er durch die Einnahmen ſeines Theaters raſch wohlhabend wurde, und daß die Buchhändler ſeinen Namen misbrauchten, um ihren Verlagsartikeln Abſatz zu verſchaffen. Die Anſicht, daß er ungewürdigt ins Grab geſunken ſei, iſt unhaltbar. Aber allerdings geriethen ſeine Werke während der Bürgerkriege halbwegs in Vergeſſenheit; Milton nennt ſeinen Namen noch mit Verehrung, aber die Maſſe des Volks verlor unter der Herrſchaft der Puritaner den Sinn für die heitere Kunſt, und als die Stuarts den Thron wieder beſtiegen, war der Adel Englands der heimiſchen Muſe entfremdet. Die Franzoſen und ihre Nachahmer beherrſchten Büchermarkt und Theater, in der ganzen zweiten Hälfte des 17. Jahrh. erſchienen nur zwei Ausgaben von S.'s Dramen. Der Theaterdichter Rowe erwarb ſich (1709) das Verdienſt, zuerſt wieder das größere Publikum auf S. hinzuweiſen, indem er ihm eine handliche Ausgabe, anſtatt der alten Folianten, darbot. Von dieſem Zeitpunkte an begann S.'s Einfluß auf immer weitere Kreiſe; eine Reihe gelehrter und oft geiſtvoller Männer (Pope, Theobald, Steevens, Johnſon) bemühte ſich, den verwahrloſten Text zu reinigen und ihn durch Commentare zu erläutern; endlich brachte Garrick die hauptſächlichſten Stücke: «Hamlet», «Lear», «Macbeth» u. ſ. w., wieder auf die Bühne und feierte in ihnen ſeine höchſten Triumphe. Von dieſer Zeit an wurden S.'s Werke wieder ein Gemeingut der Nation; 1763 fand man es ſchon möglich, ihm in Stratford am Avon eine Jubelfeier zu veranſtalten. Auch auf den Continent drang die Kunde von dem großen Briten; Voltaire, der in London einigen Aufführungen S.'ſcher Stücke beigewohnt hatte, erzählte ſeinen Landsleuten von den Wundern dieſes «betrunkenen Genies», und in Deutſchland erregten zopfige Bearbeitungen in Alexandrinern ſchon vor Wieland und Leſſing erhebliches Aufſehen. Die Anerkennung war aber weit entfernt, eine unbedingte zu ſein. Die erſtaunliche Genialität und Schöpferkraft, welche in dieſen gleichſam neuentdeckten Dichtungen ſich offenbarte, erzwang ſich Bewunderung inmitten eines Geſchlechts, welches von dem Geſchmacke, der Naivetät des 16. Jahrh. nichts mehr wußte und den Maßſtab ſeiner eigenen Bildung als einen abſoluten anſah. Es war daher durchaus

natürlich, daß man lange Zeit hindurch die Größe des Dichters nur unter entschiedenem Protest gegen seine vermeintliche Roheit und Formlosigkeit anerkannte und nur dasjenige an ihm gelten ließ, was mit den angelernten Geschmacksregeln der Römer und der Franzosen einigermaßen in Einklang zu stehen schien. Die Nacktheit in der Darstellung der Leidenschaften, die freie Wahl der Bilder aus allen Lebensgebieten, der Mangel an akademischem Anstande, die Vermischung des Tragischen und des Komischen, die Verletzung der Einheiten, alles dies betrachtete man als Zeichen einer Barbarei, welcher es leider an der Kenntniß correcter Muster gefehlt habe. In dem Tone solcher mitleidiger Ueberlegenheit sind fast alle ästhetischen Urtheile gehalten, welche in England während des vorigen Jahrhunderts über S. gefällt wurden, und selbst Garrick hielt es für erforderlich, die Stücke, welche er auf die Bühne brachte, durch starkes Beschneiden nicht nur, sondern durch völlige Abänderung allzu erschütternder Katastrophen dem verzärtelten Geschmacke anzupassen. Allmählich wuchsen aber neue Generationen heran, welche schon in der Jugend mit unverwöhntem Auge die Werke S.'s in ihrer unverstümmelten Gestalt lasen, und welche ohne Voreingenommenheit dem gewaltigen Eindrucke sich hingaben. Diesen ging in S. eine ganz neue Welt der Poesie auf, die ihresgleichen weder bei den Alten noch bei den Neuern hatte, und für welche alle Gesetze und Maßstabe der Schule unbrauchbar erschienen. Dies zuerst deutlich erkannt und siegreich nachgewiesen zu haben, ist Lessing's Verdienst, dessen Ansicht Goethe und A. W. Schlegel nachdrücklich weiter ausführten und populärisirten. Während Lessing den Beweis führte, daß die Schulregeln, deren Verletzung man S. zum Vorwurfe machte, mit dem Wesen des Dramas nichts zu schaffen hätten, und daß der vermeintliche Barbar die höchsten Aufgaben der Kunst zu lösen verstanden habe, folgte Goethe in seinen eigenen Werken dem Impulse, den er von der Lektüre S.'s empfangen hatte, mit einem Erfolge, welcher einer literarischen Revolution gleichzuachten war. Für das europ. Publikum aber gaben vorzüglich Schlegel's elegante und leichtfaßliche Abhandlungen den Anstoß zu einer ganz neuen Beurtheilung und Würdigung S.'s. Zuerst in England, dann auch in Frankreich und Italien machte sich die Umwälzung des Geschmacks bemerklich, theils allerdings in äußerlicher Nachäffung, theils aber und vornehmlich in einer neuen Vertiefung der Poesie, in einer heilsamen Ueberwindung der akademischen Tradition, in gesteigerter Freiheit, Kühnheit, Wahrheit und Energie der dichterischen Behandlung, und diese Wirkungen beschränkten sich nicht allein auf die Bühne, auch nicht auf die erklärten Verehrer S.'s, sondern sie umfaßten allmählich die gesammte schöne Literatur, sie berührten auf das tiefste auch diejenigen, welche sich abwehrend verhielten (Schiller, Byron), und man würde unschwer den Einfluß des Shakspeare-Cultus selbst auf entlegenern Gebieten (Philosophie, bildende Kunst, histor. Stil) nachweisen können.

In unserm Jahrhundert hat die Shakspeare-Literatur einen bereits unübersehbaren Umfang angenommen: zahllose Ausgaben, Uebersetzungen in allen gebildeten Sprachen verbreiten seine Werke über die ganze civilisirte Welt; Forschungen, Commentare, Abhandlungen häufen sich massenhaft und bekunden ein noch fortwährend steigendes Interesse an diesen Dichtungen. Deutschland und England wetteifern miteinander sowol in dem philol. Studium als in der ästhetischen Würdigung; in beiden Ländern ist die Bedeutung seiner Dramen als eines nicht mehr zu entbehrenden Elements aller höhern Geistescultur unbestritten. Die im ganzen höchst heilsame und fruchtbare Bewegung, welche von diesem Mittelpunkte ausgeht, ist von einzelnen Verirrungen nicht freigeblieben, die aber einen nachhaltigen Schaden nicht angerichtet haben. Sie bestehen vornehmlich in zwei Richtungen: einmal in einer nicht so sehr übertriebenen als irrigen Verherrlichung des Dichters, zu deren Organ sich eine Zeit lang Tieck und seine Freunde machten; sodann in der Sucht, den Schöpfungen S.'s verborgene lehrhafte Tendenzen anzudeuteln, welche aller wahren Kunst und vollends der S.'schen ihrer Natur nach fremd sein müssen. Die Romantiker, denen im Grunde S.'s strenge Einfalt antipathisch sein muß, die aber von seiner üppigen Phantasie, seiner vis comica und seiner freien Form bezaubert waren, hätten ihn gern über allen Zusammenhang mit der Welt hinausgehoben in einen mystischen Himmel absoluter Poesie, in welchem nebelhafte Entzückungen die Stelle des künstlerischen Verständnisses vertreten; die philisterhafte Betrachtung dagegen gibt sich nicht zufrieden, ehe sie nicht den Genuß, den die Kunst gewährt, durch den scharfsinnigen Nachweis gerechtfertigt hat, daß der Dichter irgendeinen Satz der Moral oder der Lebensweisheit oder gar irgendeine polit. oder sociale Lehre habe darstellen wollen. Aus dem Aerger über derartige Ueberschwenglichkeiten und Spitzfindigkeiten ist in neuester Zeit eine Reaction gegen den Shakspeare-Cultus entstanden, welche sich bemüht, die Bedeutung des Dichters herabzudrücken, und welche im wesentlichen zu dem

Standpunkte Samuel Johnſon's im vorigen Jahrhundert zurückkehrt, wenn ſie auch in anerkennenden Phraſen freigebiger iſt, daß nämlich S. ein bewußtlos producirendes Naturgenie, ein Mann von vielen Gaben, aber ohne Schulung, in Summa der rohe Dichter einer rohen Zeit geweſen ſei (Rümelin und einige andere). Die Behauptung, daß S. «Romeo und Julia», «Hamlet», «Othello», «Julius Cäſar» ahnungslos blos zur Ergötzung eines Publikums von Junkern und Matroſen geſchrieben habe, bricht bei der oberflächlichſten Lektüre dieſer Stücke ſo rettungslos zuſammen wie die andere, daß ſeine hiſtor. Stücke nichts als dialogiſirte Chroniken ſeien, vor den Geſtalten des Baſtards, Heinrich Heißſporns, Falſtaff's, Richard's III.

Die unbefangene Würdigung S.'s wird vornehmlich dadurch erſchwert, daß wir unſerm ganzen Bildungsgange nach noch immer geneigt ſind, die claſſiſchen Kunſtformen als die eigentlich muſtergültigen anzuſehen. Von ihnen iſt denn freilich S.'s Art und Weiſe weit entfernt. Gerade darauf beruht aber großentheils ſeine moderne Bedeutung, daß er die Probe einer ganz anders gearteten, ganz auf ſich ſelbſt ſtehenden dramatiſchen Kunſt geliefert hat, welche für die Entfaltung eines reichern, buntern Lebens und für die Darſtellung aller Tiefen der Menſchennatur den Raum gewährt, welchen die antike Bühne und ihre Nachahmerinnen verſagten. Von der negativen Seite betrachtet, fand S. die ihm angemeſſene Kunſtform auf der altengl. Bühne vor; ihre Einrichtung und ihre Ueberlieferungen zogen der freieſten Bewegung ſeiner Phantaſie keine andern Schranken als diejenigen, welche Raum, Zeit und Geldmittel ihm nothwendig auferlegten. In allen äußerlichen Dingen, in Bezug auf Stil, Wahl der Mittel, Anſtandsregeln u. ſ. w. hemmten ihn keinerlei conventionelle Geſetze; die Wahl und die Behandlung ſeiner Stoffe ſtand ganz in ſeinem Belieben; niemand verlangte zu ſeiner Zeit von einem Werke der Phantaſie die Beachtung des Coſtüms und der Localfarben. Von dieſer Freiheit hat S. ohne Bedenken vollen Gebrauch gemacht; er hat daher im Aeußerlichen keine Aehnlichkeit weder mit den Alten, noch mit den Spaniern, noch mit den Franzoſen, noch ſelbſt mit den Neuern, denen bei allem Streben ins Breite doch immer die Rückſicht auf die Ausſtattung der Bühne gewiſſe knappe Grenzen vorſchreibt. Aber das Aeußerliche berührt nicht das Weſen der Kunſt, und wenn S. alle weſentlichen Ziele der letztern mit ſeiner Form erreicht hat, ſo iſt es thöricht, zu ſagen, dieſe Form ſei keine Kunſtform. Es iſt thöricht, anzunehmen, ein ohne Berechnung und Ueberlegung, lediglich mit inſtinctivem Feuer hingeworfenes Drama von fünf langen Acten ſei im Stande, Wirkungen zu erzielen, gegen welche der Eindruck der berühmteſten Tragödien alter und neuer Zeit verblaßt. Ein genaues Studium der S.'ſchen Stücke führt denn auch zu dem Reſultate, daß der künſtleriſche Verſtand des Dichters in der Anordnung, in dem Aufbau, in der Abänderung des gewöhnlich überlieferten, faſt nie von ihm erfundenen Stoffs einen bedeutenden Theil an der Arbeit gehabt hat. Die Einfachheit ſeiner Bühne muß man freilich ſtets vor Augen haben, wenn man die Technik ſeiner Stücke nicht ſchief beurtheilen will; ſie machte vieles leicht und natürlich, was uns ſchwerfällig und ſtörend vorkommt. Geht man aber vollends von der Technik auf den Inhalt über, ſo überzeugt man ſich bald, daß man keinem rohen Naturdichter, ſondern einem Geiſt von hoher Weisheit und vielſeitiger, wenn auch alterthümlich gefärbter Bildung gegenüberſteht, der mit ebenſo großartigem wie ſeinem Blicke die Welt und ihre tauſendfältigen Beziehungen überſchaut. Dieſer Dichter nun iſt entſchloſſen, alles, was er vom Menſchenleben weiß, durch dramatiſche Mittel, durch den Dialog und die Geberden der Schauſpieler in anſchaulichen Bildern darzuſtellen, und er thut es bis an diejenige Grenze, an welcher die Möglichkeit der Darſtellung überhaupt aufhört, wo Ueberſicht und Anſchauung verloren gehen würden. Das iſt das Geſetz ſeiner Kunſtform. Und ohne Zweifel hat dieſe Freiheit in der Form, welche ſich an alle Probleme und an alle Mittel wagt, ſofern ſie überhaupt möglich ſind, einen nicht geringen Theil an dem Einfluſſe, den S. auf die genialſten modernen Poeten und Künſtler ausgeübt hat, und an der Sprengung der ſcholaſtiſchen Feſſeln, in denen die Kunſtbildung bis zu Leſſing's Zeit gefangen lag und zum Theil noch liegt. Damit ſoll nicht geleugnet werden, daß die S.'ſche Form im einzelnen auch zu vielen misverſtandenen Nachahmungen geführt und namentlich in Frankreich ungeheuerliche Schöpfungen angeregt hat.

Der Weite der Form entſpricht nun bei S. die Fülle der dichteriſchen Begabung ſo vollſtändig, daß man zweifeln muß, ob dieſe ohne jene zu ihrem vollen Rechte hätte gelangen können. Die Größe des Inhalts iſt natürlich auch das Entſcheidende für die literargeſchichtliche Stellung des Dichters. Das Hauptmoment, welches S. von allen ältern Dramatikern unterſcheidet und über alle ſpätern erhebt, iſt ſeine Fähigkeit, menſchliche Charaktere zugleich in der größten Mannichfaltigkeit und in überzeugendſter Lebensfriſche ſo darzuſtellen, daß ſie den Eindruck ganzer und wirklicher Perſönlichkeiten machen. Annähernd haben andere in einzelnen Fällen Gleiches

erreicht, keiner in ſolchem Umfange, keiner in ſolchem Grade. Faſt nie treten bei ihm die Affecte und die Leidenſchaften als abſtracte Motive für ſich allein auf, ſondern beinahe durchgängig in unlöslicher Verbindung mit einem individuellen Charakter, der dem Leben ſelbſt entlehnt ſcheint; in dieſer Verbindung aber, welche ſie uns erſt recht verſtändlich macht und als Aeußerungen unſerer eigenen Natur erſcheinen läßt, offenbaren ſie ſich mit der höchſten Beſtimmtheit und Energie des Ausdrucks, welche ſie als die eigentlichen bewegenden Kräfte der Geſchichte und des Lebens uns begreiflich macht. Die menſchlichen Affecte in den mannichfaltigen Modificationen, welche die individuellen Charaktere ihnen aufprägen, ſind deshalb bei S. beinahe ausſchließlich die Träger der Handlung; außerweltliche Einwirkungen und das Spiel des Zufalls verſchwinden von der Bühne oder dienen höchſtens zu ſymboliſcher Illuſtration; der Schwerpunkt der Welt wird in den Menſchen ſelbſt verlegt, in ſein Herz und ſein Gewiſſen, und das Schickſal iſt nur noch das Reſultat des Charakters. Dieſe Auffaſſung des Lebens wird in den S.'ſchen Stücken nicht lehrhaft gepredigt, ſondern an lebendigen Beiſpielen unbefangen, als könne es nicht anders ſein, dargeſtellt, in den bedeutendern mit einer Meiſterſchaft, welche etwas Räthſelhaftes hat. Beides zuſammengenommen, der menſchliche Standpunkt des Dichters und die Meiſterſchaft, mit welcher er ihn veranſchaulicht, machen ihn zum Vater und zum größten Repräſentanten des modernen und, wenn man den Ausdruck nicht confeſſionell verſtehen will, des proteſtantiſchen Dramas. Von dieſer hohen Stelle in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes wird die Polemik über das Mehr oder Minder ſeiner Schwächen und Fehler ihn ſchwerlich wieder verdrängen. Als ſolche werden heutzutage die Nichtachtung der ſog. Einheiten und die Vermiſchung des tragiſchen und des komiſchen Stils kaum von irgend Urtheilsfähigen mehr angeſehen; auch ſeine Gleichgültigkeit gegen hiſtor. und geogr. Correctheit erregt nicht mehr den Zorn der Gelehrten. Deſto lebhafter wird noch immer von manchen Seiten die Derbheit, ja Roheit ſeiner Späße, das Ueberwuchern des Witzes, ſelbſt des Wortſpiels in ſeinem Dialog, die oft bizarre und manierirte Ornamentik ſeiner Verſe betont. Manches von dieſen Vorwürfen iſt nicht abzuweiſen, wenngleich es ſich aus der allgemeinen Geſchmacksrichtung des Zeitalters der Eliſabeth leicht erklären läßt; manches beruht lediglich auf der geringern Prüderie des S.'ſchen Jahrhunderts und keineswegs auf einem Fehler in der Sache ſelbſt. Wie dem auch ſein mag, ſo ſind dieſe Ausſtellungen doch jedenfalls von verſchwindend geringfügiger Bedeutung neben der Größe der Dichtungen ſelbſt, und es ſteht ihnen auch im Detail, in der Versbildung, in dem Fortgange des Dialogs, in den Bildern, in den tiefen und geiſtvollen Sentenzen, in poetiſchen Naturklängen ein überwiegender Reichthum von Schönheiten gegenüber. Die Krone der S.'ſchen Dichtung bilden ſeine großen Tragödien und, etwa mit Ausnahme von «Heinrich VI.», ſeine engl. Königsdramen, von denen zwei (die zwei Theile von «Heinrich IV.») zugleich eine Komödie erſten Rangs in ſich ſchließen. Die Komödien ſtehen zwar, neben jenen erhabenen Schöpfungen betrachtet, auf einer minder hohen Stufe, aber auch ſie ſind Denkmale einer üppigen poetiſchen Kraft, wie ſie auf dieſem Gebiete nicht zum zweiten mal exiſtirt hat. Die wenigen erzählenden und lyriſchen Gedichte S.'s können, obwol reich an überraſchenden Schönheiten, doch als epochemachend nicht bezeichnet werden.

Die erſte Geſammtausgabe der S.'ſchen Schauſpiele veranſtalteten 1623 die Mitglieder des Blackfriars-Theaters Heminge und Condell, und zwar, wie ſie in der Vorrede und auf dem Titelblatt behaupten, nach den Originalhandſchriften unter dem Titel «Mr. William S.'s Comedies, Histories and Tragedies. Published according to the true Originall Copies». Indeß ſind nicht alle Dramen aus den Handſchriften, ſei es des Dichters oder eines Abſchreibers, im Beſitz der Schauſpielergeſellſchaft in dieſem Foliobande gedruckt, ſondern manchen iſt die gedruckte Einzelausgabe eines Stücks zu Grunde gelegt, wie ſolche von der Hälfte der 36 S.'ſchen Dramen in kleinem Quartformat bereits vor der Folioausgabe von 1623 in verſchiedenſter Ausſtattung in Bezug auf Correctheit und Vollſtändigkeit erſchienen waren. Da die Herausgeber der Folio ſich damit begnügt zu haben ſcheinen, dieſe Manuſcripte und Einzeldrucke zuſammenzuſtellen ohne Rückſicht auf die Chronologie der Dramen, nur nach den drei auf dem Titelblatte angegebenen Kategorien, und nach einer mehr oder minder flüchtigen Durchſicht in die Preſſe zu ſchicken, ohne ſich um die Correctur der Druckbogen weiter zu kümmern, ſo erklärt ſich daraus die große Verſchiedenheit in der Correctheit des Textes der einzelnen Stücke, die jedoch ſämmtlich der beſſernden Thätigkeit ſpäterer Editionen in größerm oder geringerm Maße bedurft haben. Dieſer Aufgabe unterzog ſich, nachdem vier Folioausgaben (1623, 1632, 1664 und 1685) den Zuſtand des Textes nur unweſentlich geändert, eher verſchlechtert als verbeſſert hatten, zuerſt Rowe (1709 und 1714), dann Pope (1715), Theobald (1733), Hanmer (1744), Warburton (1747), Samuel Johnſon (1765 und 1768), Capell (1768), Johnſon und Stee-

vens (1773), Reed (1785), Malone (1790). Durch die drei letztern wurde hauptſächlich die philologiſch-kritiſche Richtung in der Bearbeitung des S. begründet. Im 19. Jahrh. hat die Shakſpeare-Literatur einen kaum noch überſehbaren Umfang gewonnen. Lowndes im «Bibliographer's Manual» (neue Aufl. von Bohn, Thl. 8, Lond. 1864) verzeichnet nicht weniger als 262 verſchiedene Ausgaben der Werke des Dichters. In das erſte Viertel des Jahrhunderts gehören außer der Ausgabe von Chalmers (9 Bde., Lond. 1805) noch die Ueberarbeitungen der Johnſon-Steeven'ſchen Ausgabe von Reed (21 Bde., Lond. 1813) und die der Malone'ſchen von Boswell (21 Bde., Lond. 1821), welche beide eine Fülle kritiſchen, hiſtoriſchen und literariſchen Materials beibrachten (die bekannteſten der ſog. Variorum editions). Die Kritik Singer's (8 Bde., Lond. 1826) leidet an Willkürlichkeit. Unter den zahlreichen neuern kritiſchen Ausgaben werden beſonders geſchätzt die von Ch. Knight («Pictorial edition», 8 Bde., 1838—43, 1847, 1859, 1864 fg.; auch in verſchiedenen andern Ausgaben); Halliwell (4 Bde., 1851—53), Collier (8 Bde., 1841—44; 2. Aufl. 1853; auch in Einem Bande), Hazlitt (4 Bde., 1851; 5 Bde., 1859 und 1864); ferner aus jüngſter Zeit die Ausgaben von Dyce (6 Bde., 1857; 2. Aufl., 9 Bde., 1864—67), dem Amerikaner Grant White (12 Bde., Boſton 1857—63; 1865) und von Clark und Wright (9 Bde., Cambr. 1863—66). Neben letztern ſind noch zu nennen die von Staunton (3 Bde., 1858—60), Carruther und Chambers (8 Bde, Edinb. 1861—63), Miß Cowden Clarke (4 Bde., Lond. 1864), Clark und Wright («Globe edition», 1864), Keightley (6 Bde., Lond. 1866) u. ſ. w. In jüngſter Zeit ſind durch eine große Anzahl äußerſt billiger Handausgaben die Werke S.'s auch den weiteſten Kreiſen zugänglich gemacht worden. Eine Prachtausgabe in 16 Foliobänden erſchien unter Leitung Halliwell's (Lond. 1852—65). Neuerdings gab Staunton eine ſorgfältig photolithographirte Nachbildung der für die Kritik wichtigen erſten Folio von 1623 (Lond. 1864 fg.) heraus. Seit 1861 werden von Aſhbee auch photographiſche Nachbildungen der verſchiedenen Quartos beſorgt. Neuere Geſammtausgaben von S.'s «Poetiſchen Werken» beſorgten Dyce (1832 u. öfter), Brown (1838), Knight (1842), Valpy (1862) u. a.; eine kritiſche Ausgabe der «Sonnets» veranſtaltete Maſſey (1863). An die Textausgaben S.'s reihen ſich zahlreiche Schriften über das Leben des Dichters, die damaligen Cultur- und insbeſondere Theaterverhältniſſe, unter denen beſonders die von Halliwell (ſ. d.) und Collier (ſ. d.) hervorzuheben ſind. Biographien S.'s lieferten außerdem in neuerer Zeit noch Drake (3 Bde., Lond. 1817), Skottowe (1824), Ch. Knight (1842) u. ſ. w. Lamb, Price, Birch, Coleridge, Halpin, Heraud u. a. erörterten S.'s Stil, Geiſt und Charakter, während W. Hazlitt («Characters of S.'s plays», Lond. 1817 u. öfter) und Miß Jameſon («S.'s female characters», Lond. 1833 u. öfter) die zerſtreuten Züge der dramatiſchen Charaktere S.'s in Geſammtbildern zuſammenzufaſſen ſuchten. In trefflicher Weiſe wurde die Verskunſt S.'s von Walker (Lond. 1854) behandelt. Die 1841 begründete (ſeit 1853 aufgelöſte) Shakſpeare-Society ließ in 48 Bänden theils Dramen von Zeitgenoſſen, Vorgängern und Nachfolgern S.'s, theils auch andere für die Geſchichte der dramatiſchen Kunſt wichtige, aber ſelten gewordene Werke wieder abdrucken. Die von Payne Collier (ſ. d.) veröffentlichten «Notes and emendations to S.'s plays» (Lond. 1852), welche eine durchgängige Reviſion des Textes der Dramen S.'s auf Grund von handſchriftlichen (aus der erſten Hälfte des 17. Jahrh. ſtammenden) Randbemerkungen zur zweiten Folioausgabe enthielten, riefen eine ſehr lebhafte Polemik hervor, an welcher ſich die namhafteſten Kritiker Englands, Deutſchlands (Tycho Mommſen, F. A. Leo) und Amerikas betheiligten, bis zuletzt durch Ingleby («A complete view of the S. controversy», Lond. 1861) zur Evidenz nachgewieſen wurde, daß nicht allein dieſe angeblichen Emendationen des Textes, ſondern auch mehrere andere, von Collier in engl. Archiven und Bibliotheken entdeckte und als intereſſante Beiträge zur Biographie des großen Dichters veröffentlichte Documente nichts als moderne Fälſchungen ſind. Nächſt den Engländern und den Amerikanern haben ſich beſonders die Deutſchen um die philologiſch-kritiſche Feſtſtellung und Erklärung des Shakeſpeare-Textes Verdienſte erworben. Beſondere Auszeichnung verdienen die Arbeiten von Delius (ſ. d.), der durch ſeine große kritiſche Ausgabe der «Werke» S.'s (7 Bde., Elberf. 1854—61; 2. Aufl. 1863 fg.; Nachträge, 1865; neue Ausgabe, 1868 fg.) die Kritik und Erklärung des Textes in ganz neue Bahnen gelenkt hat.

Obgleich ein Theil der Stücke S.'s ſchon in den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrh. (etwa ſeit 1603) in Deutſchland durch die ſog. Engliſchen Comödianten und «Inſtrumentiſten» in mehr oder minder treuen deutſchen Bearbeitungen aufgeführt wurde, blieb doch der Name des großen Dichters ſo gut wie unbekannt. Noch 1740 und 1741 nennt Bodmer den Dichter des «Sommernachtstraums» Saspar oder Sasper. Die erſte eigentliche Ueberſetzung eines S.'ſchen Stücks

verfaßte der preuß. Staatsminiſter von York («Julius Cäſar», Berl. 1741), welche jedoch ebenſo wenig wie die Uebertragung eines Ungenannten von «Romeo und Julia» (Baſ. 1758) Erfolg hatte. Erſt als Leſſing (zuerſt in der «Theatraliſchen Bibliothek», 1754 fg., dann in den «Literaturbriefen», 1759, und der «Hamburg. Dramaturgie», 1767) durch ſeine äſthetiſch-kritiſchen Urtheile dem deutſchen Geiſte das Verſtändniß des großen brit. Dichters eröffnet hatte, trat Wieland mit ſeiner Ueberſetzung von 22 Dramen deſſelben (8 Bde., Zür. 1762—66) hervor, die in der Folge wiederum Eſchenburg der ſeinigen (13 Bde., Zür. 1775—82; neue umgearbeitete Aufl., 12 Bde., 1798—1806) zu Grunde legte. Um jene Zeit brachte auch Schröder Bearbeitungen der Wieland-Eſchenburg'ſchen Texte auf die Bühne. Zum geiſtigen Eigenthum der deutſchen Nation wurde jedoch S. erſt erhoben durch A. W. von Schlegel's (ſ. d.) Uebertragung von 17 der S.'ſchen Dramen (9 Bde., Berl. 1797—1810), die erſte, in welcher mit genialer Gewandtheit nicht nur der S.'ſche Gedanke, ſondern auch die eigenthümliche Form deſſelben, der Stil S.'s in allen ſeinen charakteriſtiſchen Wendungen und Metamorphoſen nachgebildet war. Fortgeſetzt und vollendet wurde die Schlegel'ſche Ueberſetzung durch Ludwig Tieck in Verbindung mit ſeiner Tochter Agnes und dem Grafen Wolf von Baudiſſin (9 Bde., Berl. 1825—34; 7. Aufl., 12 Bde., Berl. 1856—57). Andere Uebertragungen S.'s, wie die von J. H. Voß und deſſen Söhnen (1818 fg.), J. Meyer (1824 fg.), Benda (1825 fg.), Jul. Körner (1836), A. Böttger und Döring (1836), Fiſcher, Ortlepp, A. Keller und Rapp u. ſ. w., haben die Schlegel'ſche nicht erreicht; nur etwa die unvollendet gebliebene von Kaufmann (Bd. 1—4, Berl. 1830—36) kommt ihr einigermaßen nahe. Größere Bedeutung jedoch haben zwei in jüngſter Zeit unternommene Uebertragungen, welche zu der Erwartung berechtigen, daß ſie, auf Schlegel fußend, und mit Hülfe der ſeitdem weſentlich fortgeſchrittenen Textkritik den Geiſt und Ton des Originals noch treuer in unſere Sprache verpflanzen werden: «William S.'s dramatiſche Werke. Ueberſetzt von F. Bodenſtedt, F. Freiligrath, O. Gildemeiſter, P. Heyſe, Hermann Kurz, A. Wilbrandt u. a. Nach der Textreviſion und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenſtedt» (38 Bdchn., Lpz. 1867 fg.) und «S.'s dramatiſche Werke und Sonette in neuen Originalüberſetzungen von F. Dingelſtedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff, F. A. Gelbcke» (10 Bde., Hildburgh. 1867 fg.). Uebertragungen von S.'s «Sonetten» und andern Gedichten lieferten: Bodenſtedt, Freiligrath, Daubeck, W. Jordan, K. Simrock u. a. An dieſe Ueberſetzungen ſchließen ſich eine Reihe von Schriften an, welche den deutſchen Leſer mit der Geſchichte S.'s und ſeiner Zeit, mit dem Charakter der ihn umgebenden Dichter, mit den Eigenthümlichkeiten ſeiner Sprache, mit den Einrichtungen des damaligen Theaters bekannt zu machen und ſomit das Verſtändniß des Dichters zu fördern ſuchen. Dahin gehören Tieck's «Altengl. Theater» (1811) und «Vorſchule S.'s» (1823); Franz Horn's «S.'s Schauſpiele erläutert» (5 Bde., 1823—31); E. von Billow's «Altengl. Schaubühne» (1831); Bodenſtedt's «S.'s Zeitgenoſſen und ihre Werke» (4 Bde., Berl. 1858—60); Delius' «Der Mythus von William S.» (Bonn 1851), «Ueber das engl. Theaterweſen zu S.'s Zeit» (Bonn 1853) und «Shakſpeare-Lexikon» (Bonn 1852); Simrock, Echtermeyer und Henſchel, «Quellen des S.» (3 Bde., Berl. 1831—32); Cohn, «S. in Germany in the sixteenth and seventeenth century» (Lond. und Berl. 1865) u. ſ. w. Faſt noch zahlreicher ſind die deutſchen Arbeiten, welche ſeit Goethe's «S. und kein Ende» theils die S.'ſchen Dramen überhaupt, theils einzelne Stücke vom äſthetiſch-kritiſchen Standpunkte aus betrachten und erörtern. Außer den Werken der eigentlichen Aeſthetiker, unter denen beſonders Viſcher (ſ. d.) hervorragt, ſind vor allem aus neuerer Zeit zu nennen: Ulrici, «S.'s dramatiſche Kunſt» (Halle 1839; 2. Aufl., Lpz. 1847); Rötſcher, «Cyklus dramatiſcher Charaktere» (Berl. 1844), Gervinus, «Shakſpeare» (4 Thle., Lpz. 1849—50; 3. Aufl. 1862); Kreyſſig, «Vorleſungen über S.» (3 Bde., Berl. 1860); Hebler, «Aufſätze über S.» (Berl. 1865); von Frieſen, «Briefe über S.'s Hamlet» (Lpz. 1864); Rümelin, «Shakſpeareſtudien» (Stuttg. 1866) u. ſ. w. Neuerdings haben die Shakſpeareſtudien in Deutſchland einen Mittelpunkt in der «Deutſchen Shakſpearegeſellſchaft» gefunden, welche 23. April 1864 am 300jährigen Geburtstage des Dichters von Ulrici, Bodenſtedt, Delius, Dingelſtedt, Elze, Oechelhäuſer und andern namhaften Shakſpearekennern gegründet wurde und Anfang 1868 180 Mitglieder zählte. Die hauptſächlichſten Zwecke derſelben ſind: die Gründung einer Shakſpearebibliothek, die Herausgabe eines der Shakſpeareliteratur gewidmeten Jahrbuchs und die Förderung oder auch Veranſtaltung ſowol kritiſcher als auch volksthümlicher Ausgaben der Werke des Dichters. Als Zeugen ihrer erfolgreichen Wirkſamkeit ſind bereits zwei Bände des «Jahrbuch der Deutſchen Shakſpearegeſellſchaft» (herausg. von Bodenſtedt, Berl. 1865 und 1867) erſchienen; auch wurde

in ihrem Auftrage eine neue, sorgfältig revidirte und theilweise neubearbeitete, mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung unter Leitung Ulrici's («S.'s dramatische Werke, nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitung und Noten versehen», 12 Bde., Berl. 1867 fg.) veranstaltet. Die erste franz. Uebersetzung der Werke S.'s von Letourneur (pseudonym) erschien 1776—82 (20 Bde.) in Paris; eine neue Bearbeitung derselben von Guizot und Pichot (13 Bde., Par. 1821; 5. Aufl., 8 Bde., Par. 1865) enthält auch eine Biographie des Dichters von Guizot. Unter den spätern Uebersetzungen sind die von F. Michel (3 Bde., 1839—40), Laroche (2 Bde., 1839—40 u. öfter) und besonders die von François Victor Hugo (12 Bde., Par. 1859—62) und Montégut (4 Bde., Par. 1867 fg.) zu nennen. Vgl. über die Shakspeareliteratur außer Lowndes die bibliogr. Arbeiten von Halliwell, Thimm («Shakespeareana», Lond. 1866) und Sillig («Die Shakspeareliteratur bis Mitte 1854», Lpz. 1854) sowie für die neueste Zeit die Uebersichten von Cohn im erwähnten «Jahrbuch».

Shanghai, die bedeutendste Handels- und Hafenstadt Chinas, liegt am linken Ufer des Wusungflusses, 3 M. von dessen Mündung in den Yang-tse-kiang und am Ausflusse des Hwang-pu in denselben. Die Lage der Stadt in dem chines. Niederlande, einem fruchtbaren und dichtbevölkerten Landstriche, sowie das ungeheuere Wassernetz, welches den Platz durch Flüsse und Kanäle mit fast allen Provinzen des Reichs in Verbindung setzt, trugen wesentlich zum raschen Aufschwunge S.s bei, das gegenwärtig über 1 Mill. E. zählt. S. besteht aus der eigentlichen chines. Stadt, den Vorstädten und den europ. Quartieren. Erstere ist durch eine mit Zinnen versehene Mauer umgeben, durch welche nach den vier Himmelsgegenden befestigte Thore führen. Die Straßen sind eng und schmuzig, aber ausgezeichnet durch große Waarenlager, zahlreiche Tempel, darunter der prachtvolle Tempel der Himmelskönigin, nahe am Hwang-pu. Die europ. Quartiere, das französische, englische und nordamerikanische, die unter der Jurisdiction der verschiedenen Consuln stehen, liegen nördlich von der Stadt, zwischen dieser und dem in den Wusung mündenden Flüßchen Soan-kiang. Sie sind ganz nach europ. Weise gebaut, führen Straßennamen in engl. oder franz. Sprache und enthalten außer den schönen Consulatsgebäuden vier amerik. Kirchen und Kapellen, drei englische und zwei französische. Die Deutschen, obwol sehr zahlreich, besitzen kein eigenes Viertel. Der Verkehr S.s ist großartig, und oft liegen gegen 100 europ. und mehr als 1000 chines. Fahrzeuge auf einmal im Hafen. Eine von San-Francisco auslaufende amerik. Dampferlinie sowie eine engl. und eine franz. Postdampfergesellschaft unterhalten den regelmäßigen Verkehr mit Amerika und Europa. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr bei weitem. An Seide werden durchschnittlich 78000 Ballen im Jahre verführt, die zum allergrößten Theil nach London gehen und von da sich über den europ. Continent vertheilen. Die Theeausfuhr ist sehr schwankend und hat hier trotz des gesteigerten Verbrauchs abgenommen, weil andere Häfen starke Concurrenz bereiten. Dieselbe betrug 1863—64 nahe an 47 Mill. Pfd. Außer Thee und Seide haben noch Zucker, Rhabarber, Kampher, Cassia und einige Droguen für den Handel Bedeutung. Unter den Einfuhrartikeln steht Opium aus Indien obenan. Bis 1861, wo der Import gegen einen Zoll freigegeben wurde, erfolgte derselbe nur auf dem Wege des Schmuggelns. Seitdem empfängt S. jährlich 35000 Kisten der verderblichen Waare. Der ungeheuere Import von Silber, der in einzelnen Jahren auf 20 Mill. Thaler stieg, beweist deutlich, daß die Europäer sich den Chinesen gegenüber besonders als Käufer verhalten. S. spielte unter den chines. Städten früher eine Rolle dritten Rangs. Am 19. Juni 1842 wurde die Stadt von den Engländern erobert und durch Vertrag vom 26. Aug. desselben Jahres nebst vier andern Häfen dem Verkehr der Fremden übergeben. Die Eröffnung des Freihafens erfolgte 15. Nov. 1843. Seitdem datirt der Aufschwung S.s. Vorübergehend wurde dieser durch die Eroberung der Stadt seitens der Rebellen 7. Sept. 1853 gehemmt. Allein 1856 gewannen die Kaiserlichen den Ort wieder, der sich seitdem zum ersten und bedeutendsten Handelsplatze Ostasiens emporschwang.

Shannon, der Hauptfluß Irlands und hinsichtlich seiner Länge und Breite sowie der Reize seiner Ufer der erste Fluß des brit. Inselreichs, entspringt in der Provinz Connaught, aus der Quelle Legnashinna in der Grafschaft Cavan, 324 F. über dem Meere, und geht dann $2^1/_6$ M. unterhalb in den nur 151 F. hoch gelegenen See Allen. Nach seinem Austritt erweitert sich der Fluß auf seinem südwärts gerichteten Laufe, Connaught von Leinster und zuletzt von Munster trennend, zu den durch ihre großartigen Umgebungen berühmten Seen Ree und Derg. Oberhalb Limerick wendet er sich westwärts und breitet sich unterhalb dieser Stadt zu einem gegen 15 M. langen Mündungsbusen aus, dessen Ausgang in den Atlantischen Ocean zwischen

Cap Lean oder Loop-Head und Kerry-Head oder Ballyheige 2 M. breit ist. Der S. ist 48,8 M. (225 Miles) lang, gehört 10 Grafschaften an, umfaßt ein Gebiet von 317¼ Q.-M. und nimmt rechts den Key oder Boyle, den Suck, Grounagh in Roscommon und den Fergus in Clare, links den Inny auf der Grenze von Longford und West-Meath, die Brosna und den Birr in King's-County, den Maigh und Askeatan in Limerick, den Cashen in Kerry auf. Die Flut steigt an der Mündung in den Ocean 9—14, bei Limerick 12—20 F. Der Fluß ist, seitdem die frühern Hindernisse, wie z. B. die Stromschnelle Doonaß zwischen den Castellen Connel und Troy, ¾ M. oberhalb Limerick, durch Kanäle und Schleusen beseitigt sind, bis zum Allen schiffbar, für Seeschiffe jedoch nur bis Limerick. Der Grand- und der Royalkanal verbinden den S. mit Dublin. Der Fluß mit den Seen ist sehr reich an vortrefflichen Lachsen sowie an Hechten, Forellen, Brassen, Barschen u. s. w.

Shawl (engl. Namensform für das pers. Wort schâl, franz. Châle) heißt das kostbarste, reich und buntfarbig gemusterte wollene Zeug, welches im Oriente verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer dort einheimischen Ziegenart, den Kaschmirziegen, gewonnen. In Kaschmir werden daraus Tücher gearbeitet, von denen die Mongolen und Indier das Stück zuweilen mit 100 Dukaten und darüber bezahlen. In Europa nennt man diese Tücher vorzugsweise Kaschmirshawls oder türkische S., und es kostet hier das Stück oft 1000 Thlr. und noch mehr. Den türkischen sehr ähnliche S. werden aus Seide, Wolle und Baumwolle auch in Europa, namentlich in Frankreich, England und in Wien gefertigt, sodaß die echten wegen ihres hohen Preises sich immer seltener machen. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orientalische S., zu denen tibetanische Ziegenwolle verwendet wird, pariser S. aus reiner Wolle, lyoner S. aus Seide und Wolle und S. von Nancy aus Wolle und Baumwolle.

Shee (Martin Archer), ausgezeichneter engl. Porträtmaler, geb. um 1780 in Irland, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Zugleich wandte er sich früh der Porträtmalerei zu, in welcher er sich einen rühmlichen Namen erwarb. Seine Porträts zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und ein angenehmes Colorit aus. Auch einige Genrebilder und histor. Darstellungen hat man von ihm, die jedoch größtentheils aus seiner frühern Zeit herrühren. Außerdem aber schrieb er mancherlei, namentlich Didaktisch-Poetisches über die Kunst, wie die engl. Literatur dergleichen Zahlreiches besitzt. Seit dem Tode des Sir Thomas Lawrence 1830 wurde er Präsident der Akademie und verblieb in dieser angesehenen Stellung bis 1845, wo er in Ruhestand trat. Er starb 19. Aug. 1850.

Sheerneß, feste Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, südlich an der Mündung des Medway in das Aestuar der Themse, auf der Nordwestspitze der Insel Sheppey 2⅙ M. im Ostnordosten von Chatham (s. d.) gelegen, mit dem sie durch Eisenbahn verbunden ist, besteht aus den starkbefestigten Dockyards mit Seearsenal und den Vorstädten Bluetown und Miletown und zählt (1861) 12015 E. Die Dockyards nehmen 74½ Morgen ein und sind für jede Art Schiffbau und Ausbesserung geeignet. Ein Bassin von 4¼ Morgen kann auf einmal 10 Schiffe zur Ausbesserung aufnehmen. Dazu kommen drei Trockendocks, mächtige Vorrathshäuser, Schmieden u. s. w. Die Befestigungen von S. sind neuerdings bedeutend verstärkt und mit 150 Kanonen schweren Kalibers bewaffnet worden. Desgleichen hat man auf der nördlich gegenüberliegenden Insel Grain Batterien errichtet, sodaß das Eindringen feindlicher Schiffe in den Medway unmöglich ist. Vor S. liegt gewöhnlich ein Theil der Flotte vor Anker. Auch ist der Ort durch seine Austernfischerei und als Seebad bekannt. Die Insel Sheppey, durch den jetzt von der Eisenbahnbrücke überspannten Schiffahrtskanal Swale vom Festland getrennt, ist 1,55 Q.-M. groß und hat Marschboden. Der Aufenthalt daselbst zeigt sich der Gesundheit nachtheilig.

Sheffield, Municipalstadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft York (Westriding), Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes zwischen London, Hull, Manchester und Leeds, ein unfreundlicher, finsterer, aber wegen seiner metallurgischen Industrie hochberühmter Ort, liegt im District Hallamshire, 10,8 M. im Südsüdwesten von York, an der Mündung des Sheaf in den schiffbaren Dow, der eine große Anzahl Werke für Stahl- und Eisenindustrie in Bewegung setzt. Die Stadt ist auf drei Seiten von Hügeln umgeben, enthält mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, aber nur wenige schöne Wohnhäuser, da die Fabrikherren es vorziehen, in den Vorstädten (Eccleshall-Bierlow, Brightside-Bierlow, Upper- und Nether-Hallam, Attereliffe u. s. w.) zu wohnen, und zählt (1867) mit denselben 222199 E. (gegen 31314 im J. 1801). S. hat ein Stadthaus, 69 zum Theil schöne Kirchen und Kapellen, eine Synagoge, eine Kornbörse, eine große glasgedeckte Markhalle, eine Halle der Messerschmiede, ein Kranken- und ein Versorgungshaus. An Bildungsanstalten bestehen: eine Lateinschule, ein Seminar der Wesleyaner, eine Volksakademie

(Peoples college), eine Zeichenſchule, ein Handwerkerinſtitut und eine Handwerkerbibliothek, eine Art Polytechniſche Schule, ein Athenäum, eine literariſch-philoſ. Geſellſchaft, ein Theater, eine Muſikhalle und ein Botaniſcher Garten. S. iſt der Hauptinduſtrieort für Metallwaaren aller Art. Die Fabriken liegen zum Theil weit von der Stadt, und den Betrieb derſelben erleichtert der Ueberfluß an Eiſenerz und Steinkohlen, welchen die Umgegend darbietet. Der Ort war ſchon im 13. Jahrh. wegen ſeiner Meſſer berühmt. Jahrhundertelang fabricirte man Meſſer, Scheren, Sicheln, Senſen. Seit Anfang des 17. Jahrh. kamen Maultrommeln und Tabacksdoſen hinzu, 40 J. ſpäter Raſirmeſſer und Feilen, die noch jetzt berühmt ſind. 1750 begann der directe Handel S.s mit dem Continent, und 1758 wurde die Fabrikation plattirter Waaren begonnen. Seitdem nahm die Production immer größere Dimenſionen an, beſonders nachdem 1814 die im 16. Jahrh. entſtandene und 1624 incorporirte Cutler's-Company (Meſſerſchmiedzunft) durch Parlamentsacte aufgehoben und jedem geſtattet wurde, ſich als Arbeiter niederzulaſſen. Die gegenwärtige Induſtrie umfaßt alles, was in das Bereich der Meſſerſchmiedewaaren (cutlery) gehört, mit Einſchluß von chirurg., mathem. und optiſchen Inſtrumenten, von Senſen, Sicheln und Sägen, von Handwerksgeräthen jeder Art. Außerdem fabricirt man in Britanniametall, welches hier, wie auch die Silberplattirung, erfunden wurde, plattirte Waaren aller Art, namentlich verſilbertes Kupfer (Sheffield plate), Nickelſilber- und Meſſingwaaren, Knöpfe, Kämme u. ſ. w. Die Stadt beſaß ſchon im Jahrzehnt von 1850—60 mit ihrer Umgegend an 70 Oefen um Eiſen, namentlich ſchwediſches, in Stahl zu verwandeln, und an 600 Oefen zur Stahlſchmelzung (for moulting steal), deren jährlicher Verbrauch über $^1/_2$ Mill. Ctr. Eiſen und gegen 7 Mill. Ctr. Steinkohlen beträgt, einſchließlich des Verbrauchs von etwa 90 Dampfmaſchinen zur Verfertigung von Meſſerſchmiedewaaren. Nach S. ertheilen ſelbſt viele Kaufleute Londons und Birminghams ihre Beſtellungen, weil dort alles mit Maſchinen gearbeitet wird und beſonders die Schleifer (grinders) durch langjährige Uebung die größte Geſchicklichkeit erlangt haben. Außer den genannten Metallartikeln liefert die Stadt auch noch manche andere, namentlich Schnupftaback von ausgezeichneter Qualität, Roßhaarpolſter mit Springfedern, Teppiche u. ſ. w. S. iſt erſt ſeit der Reformbill von 1832 im Parlament repräſentirt und ſendet zwei Abgeordnete in daſſelbe. Einſt war die Stadt im Beſitz der Talbots, Earls von Shrewsbury. In dem früher in der Nähe gelegenen Schloſſe (mit Park) ſaß Maria Stuart 14 J. lang gefangen; 1648 wurde daſſelbe auf Parlamentsbeſchluß demolirt.

Shelley (Percy Byſſhe), engl. Dichter, geb. 4. Aug. 1792 zu Fieldplace in Suſſex, älteſter Sohn des Baronets Sir Timothy S., bezog im Alter von 16 J., nachdem er wegen Widerſetzlichkeit und wegen ſeiner religiöſen Anſichten von der Schule zu Eton weggeſchickt worden, die Univerſität zu Oxford, die ihn im folgenden Jahre ebenfalls relegirte, weil er den Profeſſoren die Nothwendigkeit des Atheismus zu beweiſen ſuchte. Auch ſein Vater ſagte ſich von ihm los, namentlich als er im 19. J. gegen den Willen ſeiner Familie eine Ehe ſchloß, die überdies unglücklich ausfiel und 1816 wieder getrennt werden mußte. Schon 1810 hatte er ſein Gedicht «Queen Mab» geſchrieben, das ſpäter ohne ſeine Einwilligung gedruckt wurde, und in welchem er atheiſtiſche Grundſätze offen zu Tage legte. Uebrigens enthielt daſſelbe eine Fülle der ſchönſten und kräftigſten Stellen. Von einem Ausfluge nach der Schweiz zurückgekehrt, ließ er ſich in der Nähe von Windſor nieder und dichtete hier ſeinen herrlichen «Alastor, or the spirit of solitude». Nach der Trennung von ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich mit der Tochter des Schriftſtellers Godwin, ſchrieb in Marlow ſein Gedicht «The revolt of Islam» und ging dann, veranlaßt durch einen Urtheilsſpruch, der ihm die Erziehung ſeiner Kinder unterſagte, 1818 mit ſeiner Frau nach Italien, wo er mit Lord Byron zuſammentraf. In Rom ſchrieb er ſein Drama «Prometheus unbound». Dieſem folgte 1819 ein Trauerſpiel «The Cenci», das trotz der herrlichſten Stellen durch ſeinen Gegenſtand abſtößt. Mehrere andere Gedichte, «Hellas», «Adonais», «Rosalind and Helen», Ueberſetzungen aus Calderon und Goethe's «Fauſt» erſchienen in den nächſten Jahren. Seine Bitterkeit gegen die Welt nahm ab in dem glücklichen häuslichen Kreiſe, den er um ſich verſammelt ſah, und ſeine Anſichten begannen ſich zu läutern. Da ertrank er aber auf einer Spazierfahrt auf dem Meere 8. Juli 1822. Vgl. die Biographien S.'s von Medwin (2 Bde., Lond. 1847), Middleton (2 Bde., Lond. 1858) und Hogg (Bd. 1 und 2, Lond. 1858) ſowie die «S. Memorials» (Lond. 1859; 2. Aufl. 1862). Seine geſammelten Werke ſind in vielen Ausgaben erſchienen. Ins Deutſche überſetzte ſie Seybt (Lpz. 1844), in Auswahl Pröſſel (Braunſchw. 1845) und «Die Cenci» Adolphi (Stuttg. 1837). — **Mary Wollſtonecraft** S., die zweite Frau des vorigen, geb. 1797, machte durch ihren Roman «Frankenstein» (1817), der einen hohen poetiſchen Geiſt, ungemeinen Schwung der Phantaſie

und Kenntniß der menſchlichen Seele verräth, großes Aufſehen. Ihm folgten «Valperga» (1823), «The last man», «Lodore» u. a. Ihre Reiſen auf dem Continent beſchrieb ſie in den mit Beifall aufgenommenen «Rambles in Italy and Germany» (2 Bde., Lond. 1844). Sie ſtarb in London 1. Febr. 1851. Ihr Sohn, Sir Percy Florence S., geb. 1819, erbte 1844 von ſeinem Großvater den Baronetstitel und die anſehnlichen Güter der Familie.

Shenandoah, ein Fluß in dem nordamerik. Staate Oſtvirginien, ein bedeutender (rechter) Nebenfluß des über Waſhington in die Cheſapeakbai des Atlantiſchen Oceans ſtrömenden Potomac, entſteht aus zwei Quellarmen (forks). Der ſüdl. oder Hauptarm entwickelt ſich aus drei Bächen in den Grafſchaften Auguſta (um Harriſonburg) und Rockingham (um Staunton), die ſich bei Port-Republic vereinigen, fließt in nordöſtl. Richtung faſt parallel der im Oſten ihn begleitenden Kette der Blauen Berge (Blue Ridge), nimmt in der Grafſchaft Warren bei Front-Royal den nördl. Quellarm auf (der erſt gegen Südoſten, dann aber gegen Nordoſten über Newmarket, Mount-Jackſon, Woodſtock [Hauptſtadt der Grafſchaft S.] fließt und zuletzt bei Strasburg ſich oſtwärts wendet) und ergießt ſich 11 M. im Nordweſten von Waſhington, nach einem Laufe von etwa 44 M., bei dem berühmten Dorfe Harper's-Ferry (ſ. d.) in den Potomac, unmittelbar vor deſſen Durchbruch der Blue-Ridge, welcher zu den großartigſten Naturſcenerien der Vereinigten Staaten gehört. Der S. iſt von Front-Royal an, etwa 22 M. weit, für Barken fahrbar und ſetzt durch ſeine außerordentliche Waſſerkraft eine große Menge Mühlen, Hammerwerke u. ſ. w. in Bewegung. Das von den Blue-Ridge im Oſten und von der nächſten Hauptkette der Appalachen im Weſten begrenzte Shenandoahthal iſt das reichſte in ganz Virginien und neuerdings in dem Bürgerkriege der Schauplatz blutiger Gefechte und Schlachten geweſen. Nachdem die Unioniſten unter Banks durch die Conföderirten unter Jackſon aus dem Thale vertrieben worden, eilte General Frémont herbei und überwand den Gegner 8. Juni 1862 in der Schlacht bei Croß-Keys, infolge deren die Conföderirten den Rückzug nach Richmond antraten. Am 28. Aug. 1862 ſuchten die Conföderirten unter Longſtreet bei Thoroughfare-Gap aus dem Thale hervorzubrechen, wurden aber von Sigel und M'Dowell zurückgeworfen. Dagegen ward 15. Mai 1863 General Sigel bei Newmarket durch Breckenridge geſchlagen und zum Rückzug nach Strasburg gezwungen, infolge deſſen er ſeines Commandos enthoben und durch Hooker erſetzt wurde. Schon 5. Juni erlitt aber das Corps Breckenridge bei Piedmont durch Hunter ein völlige Niederlage. Noch zahlreicher und bedeutender waren die Kämpfe in dieſem Thale im Sommer 1864. So ſchlugen die Conföderirten auf dem Rückzug aus Maryland die verfolgenden Unionstruppen unter Averill (Vortrupp des Hunter'ſchen Corps) und Crook 23. Juli bei Wincheſter (ſüdweſtlich Harpers-Ferry) und drangen wieder gegen den Potomac vor, wurden aber unter Early 7. Aug. von Averill bei Moorefield (im Südweſten von Wincheſter) beſiegt und zum Rückzug nach Strasburg genöthigt. Hierauf verſtärkt durch Zuzug des Generals Longſtreet, griffen ſie die bei Charlestown (zwiſchen Harpers-Ferry und Wincheſter) aufgeſtellten Truppen des General Sheridan, der den Oberbefehl im Shenandoahthale übernommen, 21. Aug. an und ſchlugen deſſen rechten Flügel, ſahen ſich jedoch am Uebergange über den Potomac verhindert. Beide Heere nahmen nun Stellung bei Wincheſter und Harpers-Ferry. Am 19. Sept. ſchlug Sheridan die Conföderirten, die 16. und 17. auch um Antietam (ſ. d.) gegen McClellan den Kürzern gezogen, bei Wincheſter (welche Schlacht auch nach dem Flüßchen Opequan genannt wird), verfolgte dieſelben und ſchug ſie 21. Sept. abermals bei Fiſher's-Hill (ſüdlich von Strasburg), worauf die Beſiegten die Flucht in die Päſſe der Blue-Ridge ergriffen, die Sieger bis Staunton und Waynesborough vorrückten. Da aber die Conföderirten, verſtärkt durch die Truppen des Generals Longſtreet, der an Early's Stelle den Oberbefehl übernahm, wieder vordrangen, mußte Sheridan ſich vom obern S. zurückziehen. Doch ſchlug er die ihm folgenden Feinde unter Roſher 8. Oct. bei Woodſtock und erreichte am 9. Strasburg. In Abweſenheit Sheridan's überfiel Longſtreet die auf dem nördl. Ufer des Cedar-Creek aufgeſtellten Unioniſten, ſchlug und zerſprengte deren rechten Flügel, erlitt aber 19. Oct. durch den von Wincheſter herbeieilenden General Sheridan nach wiederholten Angriffen eine totale Niederlage. Am 2. März 1865 drang Sheridan nach dem Shenandoahthale gegen Charlotteville und Lynchburg vor, und es concentrirte ſich jetzt der Kampf in Virginien hauptſächlich um Richmond (ſ. d.).

Sheridan (Philipp), ausgezeichneter amerik. Reitergeneral, geb. 1831 zu Albany im Staate Neuyork von armen iriſchen Aeltern, ſiedelte 1834 mit dieſen nach Somerſet im Staate Ohio über, wo er eine geringe Schulbildung erhielt und einige Jahre als Gehülfe in einem Krämerladen diente. Als ſolcher wurde er mit dem General Ritchie, dem Congreßrepräſentanten des Diſtricts, bekannt, der ihn lieb gewann und ihm eine Stelle als Cadet in der Militär-

akademie zu Westpoint verschaffte. Nach Vollendung seiner Studien kam S. als Lieutenant zu einem Cavallerieregiment in Oregon, wo er gegen die Indianer focht und langsam zum Kapitän avancirte. Seine Vorgesetzten hegten geringe Erwartung von ihm und ließen ihn auch nach Ausbruch des Secessionskriegs auf seinem Wachtposten an der pacifischen Küste. Erst gegen Ende 1861 sah er sich auf sein Ansuchen nach Missouri berufen, wo man ihn in der Militärverwaltung beschäftigte. Erst als Mangel an tüchtigen Offizieren bei den Volontärtruppen eintrat, beorderte ihn General Halleck im Mai 1862 zum activen Dienste in der westl. Armee vor Corinth. S. machte nun unter Buell den Feldzug in Kentucky gegen Bragg mit und nahm als Führer einer Brigade rühmlichen Antheil an der Schlacht von Perryville. Unter Rosecranz, Buell's Nachfolger, befehligte er eine Division und zeichnete sich in der blutigen Schlacht bei Murfreesboro (31. Dec. 1862 und 1. Jan. 1863) aus. Damals wurde sein Name zum ersten mal öffentlich mit Ruhm genannt. In den folgenden Operationen, die mit der Eroberung von Chattanooga endeten, war er einer der thätigsten und glücklichsten Divisionsführer. In der unglücklichen Schlacht am Chicamauga (19. Sept. 1863) that er sich abermals hervor, indem er sein bereits abgeschnittenes Corps durch einen kühnen Flankenmarsch über die Missionary-Ridge rettete. Unter Grant, der Rosecranz im Commando folgte, entschied S. in der Schlacht bei Chattanooga (25. Nov.) durch Erstürmung der Missionary-Ridge den Sieg. Als Grant im Frühjahr 1864 als Oberbefehlshaber aller Armeen nach dem Osten ging, um mit der Potomacarmee den Feldzug gegen Lee zu beginnen, übertrug er S. das Commando der Cavalerie. Hier nun erhielt er Gelegenheit, sein glänzendes Talent zu entwickeln. Rasch erhob er die bisher vernachlässigte Bundescavalerie zu einer überlegenen Waffe und erwarb sich an deren Spitze (25000 Mann, in vier Divisionen) den Namen des amerik. Murat. Nach der Schlacht in der Wilderneß (5. und 6. Mai 1864) unternahm er seinen kühnen Reiterzug im Rücken von Lee's Armee. Er traf und zerstörte auf dieser Expedition die wichtigsten Communicationslinien, Eisenbahnen, Dämme, Brücken, Depots und Magazine des Feindes bis nach Richmond, drang in die ersten Festungslinien dieses Platzes ein, schlug die bisher gefürchtete feindliche Cavalerie unter ihrem besten Führer Stewart zweimal (9. und 11. Mai) und erreichte 15. Mai glücklich den Jamesfluß und Butler's Armee im Süden von Richmond. Von hier wendete er sich gegen die Danvillebahn, die Hauptverbindungslinie von Richmond nach dem Südwesten, und zerstörte auch diese. Sodann brach er wieder in die Halbinsel zwischen dem James- und dem Pamunkeyflusse ein und ging Grant entgegen, mit dem er sich nach verschiedenen glücklichen Gefechten wieder vereinigte. Einen zweiten großartigen Reiterzug unternahm S. am 7. Juni vom Pamunkey aus gegen die virginische Centralbahn und gegen Gordonsville im Nordwesten von Richmond. Er zerstörte die Bahn vollständig, schlug 11. und 12. Juni die starke feindliche Cavalerie bei Trevillian-Station und kehrte dann glücklich zum Pamunkey zurück, wo er 24. Juni den Feind zum zweiten mal bei White-House schlug und 25. wieder zu Grant vor Petersburg stieß. Anfang August 1864 erhielt S. von Grant das Commando der mittlern Militärdepartements mit dem Auftrage, das Shenandoahthal zu erobern, in welchem die conföderirten Generale Early und Longstreet mit einer starken Macht gegen Washington vordrangen. Nach mehrern kleinern Gefechten gewann er 19. und 22. Sept. die zwei glänzenden Siege bei Wincheſter und Fishers-Hill und trieb sodann den Feind das Thal hinauf. Am 19. Oct. vernichtete er die feindliche Shenandoaharmee in einer zweiten blutigen Schlacht bei Cedar-Creek. S. hatte sich nicht blos als Reiterführer, sondern als Feldherr in höherm Sinne bewährt und wurde fitr seine Leistungen zum Generalmajor der regulären Armee ernannt. Er säuberte nun gründlich sein Departement von den Resten der feindlichen Armee und vernichtete 2. Febr. 1865 ein zweites, von Early neugesammeltes Corps bei Fisbersville. Hierauf von Grant nach Petersburg berufen, drang er über Charlotteville bis an den Lynchburg-Canal südwestlich von Richmond vor, zerstörte diesen, ging 10. März über den Pamunkey und vereinigte sich 26. wieder mit Grant im Lager vor Petersburg. Hier erhielt er das Commando über das 5. Armeecorps und über die gesammte Cavalerie. Bei den folgenden Operationen vor Petersburg eroberte er 6. April durch die blutige Schlacht bei Five-Forks den Schlüssel der feindlichen Stellung und ermöglichte dadurch Grant's Entscheidungssieg 2. April, der Petersburg in die Hände der Bundesarmee lieferte. Bei der Verfolgung Lee's schnitt er diesem den Rückzug ab und zwang ihn dadurch zur Uebergabe bei Appomatox-Courthouse, welche den Krieg im Osten beendigte. Nach dem Kriege wurde S. zum Commandanten des Transmissisippi-Departements ernannt (Louisiana und Texas) und erhielt eine starke Truppenmacht zur Verfügung, theils um diesen noch sehr bewegten Staatstheil völlig zu pacificiren, theils um eine gerüstete Stellung gegen alle Eventuali-

täten in Mexico einzunehmen. Er vollzog seine Aufgabe mit Weisheit und Energie, konnte aber, durch Befehle des Präsidenten gelähmt, die Massacre der radicalen Convention in Neuorleans (31. Juli 1866) nicht verhüten. Durch das später vom Congreß erlassene Reconstructionsgesetz erhielt er als Militärgouverneur fast unumschränkte Regierungsgewalt zum Zwecke einer loyalen Reorganisation seines Districts. Er vollzog jenes Gesetz kräftig und in dem Sinne, in welchem es erlassen worden war, zog sich aber dadurch die Feindschaft des von der Reaction gewonnenen Präsidenten zu. Johnson berief ihn 17. Aug. 1867, gegen den Protest Grant's, von seinem Posten ab und beorderte ihn nach dem westl. Indianergebiete, unter dem Commando Sherman's. Auf seiner Reise von Neuorleans nach dem Nordwesten wurde er allenthalben vom Volke mit großem Enthusiasmus begrüßt.

Sheridan (Rich. Brinsley), berühmter Lustspieldichter und Parlamentsredner, der dritte Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines engl. Wörterbuchs bekannten Thomas S. (gest. 1788), wurde 30. Oct. 1751 zu Dublin geboren. Er zeigte in der Jugend und selbst noch auf der Schule zu Harrow, wohin er 1763 kam, nur geringe Fähigkeiten und wendete auch später als Student der Rechte im Middle-Temple, seit 1769, nur geringen Fleiß an. Durch seine Heirath mit der beliebten Sängerin Linley, die er niemals wieder die Bühne betreten ließ, sah er sich zu schriftstellerischen Arbeiten genöthigt. Sein erstes Lustspiel «The rivals» (1775) fand auf dem Coventgardentheater wenig Beifall. Im nächsten Jahre brachte er auf die Bühne die Posse «St. Patrick's day» und eine komische Oper «The duenna», welche letztere 75 mal wiederholt wurde, und 1777 abermals zwei Lustspiele, das eine «A trip to Scarborough», umgearbeitet nach Vanbrugh, das andere sein berühmtestes und noch jetzt oft gegebenes Stück «The school for scandal», eins der besten Lustspiele aus neuerer Zeit, ausgezeichnet durch reichen Witz und eine Fülle der komischsten Situationen. Einige spätere Stücke von ihm, «The camp» und «The critic», sind weniger ausgezeichnet. 1780 ins Parlament gewählt, vertauschte S. die dramatische Laufbahn mit der politischen. Er trat zur Oppositionspartei unter Fox, wurde unter dessen Ministerium Unterstaatssecretär und zur Zeit von dessen Verbindung mit Lord North Secretär der Schatzkammer. Als darauf Pitt Minister wurde, war S. wieder eines der beredtesten Mitglieder der Oppositionspartei. Glänzende Reden hielt er namentlich in dem Processe gegen Warren Hastings und über Pitt's «Perfumery-bill». Nach Pitt's Tode (1806) wurde er wieder Schatzmeister des Seewesens und nach Fox' Tode Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. In der letzten Zeit seines Lebens ergab er sich dem Trunke, zum Theil infolge häuslicher Leiden und der Verlegenheiten, in welche ihn seine schlechte Wirthschaft brachte. Er starb 7. Juli 1816; ein gegen ihn erlassener Verhaftsbefehl blieb nur deswegen unvollzogen. Seine dramatischen Arbeiten gab Th. Moore (2 Bde., Lond. 1821; Lpz. 1833) heraus; seine Reden erschienen in fünf Bänden (Lond. 1816; 3 Bde., 1842); sein Leben beschrieben Th. Moore (2 Bde., Lond. 1825 u. öfter) und Watkins (2 Bde., Lond. 1817).

Sheriff (aus dem angelsächs. scire-gerefa) heißt in England, seitdem die alte Grafenwürde sich in einen bloßen Titel verwandelt hat, der erste Beamte in einer Grafschaft oder Provinz. Jede Grafschaft besitzt einen S.; nur Middlesex hat zwei, von denen der eine für die Stadt London bestimmt ist. Der Geschäftskreis, die Verantwortlichkeit, aber auch das Ansehen des S. ist sehr groß. Er verwaltet die Polizei in der Grafschaft, treibt die königl. Auflagen, Strafgefälle und Confiscationsgefälle ein, bringt alle Strafurtheile zur Vollziehung und sitzt in bürgerlichen Sachen zu Gericht. Er hat das Recht, seine Amtsgehülfen (Under-sheriffs) und für die Kreise der Grafschaft Amtleute (Bailiffs) zu ernennen, für deren Handlungen er jedoch verantwortlich ist. Unter dem S. stehen auch die Geschworenen. Er schlägt dieselben vor und ruft sie, nachdem er den Proceß instruirt, zur richterlichen Entscheidung zusammen. Sonst darf er sich auf den Gang der Gerechtigkeit keinen Einfluß erlauben. Das Amt des S. trägt keine Besoldung und ist mit bedeutendem Aufwande verknüpft, sodaß niemand verbunden ist, es in vier Jahren zweimal zu übernehmen. Der S. war ursprünglich der Beamte der alten Gaugemeinde; später jedoch fiel seine Ernennung dem Könige anheim. Indeß wird die unmittelbare Ernennung eines S. durch den König als unrechtmäßig betrachtet; vielmehr schlägt der Großkanzler im Vereine mit den Ministern jährlich die Amtscandidaten vor, und der König bestätigt dieselben. Auf die Weigerung, das Sheriffamt anzunehmen, steht, mit Ausnahme der vom Gesetz bestimmten Fälle, eine hohe Geldstrafe.

Sherman (William Tecumseh), ausgezeichneter amerik. General, geb. 8. Febr. 1820 in Lancaster im Staate Ohio, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat im 16. J. in die Militärakademie zu Westpoint, die er 1840 als Artillerielieutenant verließ. Als solcher betheiligte er

ſich (1840—41) am Seminolenkriege in Florida, und bald darauf ward er als Oberlieutenant in Fort Moultrie bei Charleſton ſtationirt. 1846 kam er nach Californien, wo er zunächſt als Generaladjutant des 10. Militärdepartements fungirte. Im Mai 1848 wurde er Brevetkapitän, im Sept. 1850 wirklicher Kapitän mit Anſtellung beim Commiſſariat. Drei Jahre darauf verließ er den Dienſt und nahm eine Anſtellung im Bankgeſchäft von Lucas Turand und Comp. in San-Francisco an. Doch kehrte er bald darauf zum militäriſchen Berufe zurück, da ihm der Staat Louiſiana wegen ſeines Rufs als wiſſenſchaftlicher Militär die Leitung ſeiner Staats-Militärakademie übertrug. Dieſe Stelle legte er bei Ausbruch des Seceſſionskriegs nieder und wurde im Mai 1861 zu Waſhington zum Oberſt des 13. regulären Infanterieregiments ernannt. In der erſten Schlacht am Bull-Run 21. Juli zeichnete er ſich vor andern an der Spitze einer Brigade durch Tapferkeit und Beſonnenheit aus. Darauf zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt, ſchickte man ihn nach Kentucky, wo er unter Anderſon die zweite Stelle im Commando erhielt. Hier ſollte er mit Freiwilligen und kentuckyſchen Heimgarden den Muldraughs-Hill, einen wichtigen Punkt ſüdlich vom Salt-River, beſetzen, wobei die Heimgarden fortliefen, ſodaß er ſich mit etwa 5000 Mann der mehr als 25000 Mann ſtarken Buckner'ſchen Seceſſionsarmee gegenüber ſah. S. übernahm zwar im Oct. 1861 das Obercommando, mußte jedoch daſſelbe alsbald wegen Krankheit niederlegen. Anfang März 1862 trat er wieder in activen Dienſt und befehligte unter Grant eine Diviſion, mit welcher er ſich bei Shiloh auszeichnete. Darauf übernahm er im Sommer das Commando von Memphis, das er jedoch ſchon im Dec. 1862 niederlegte, um den Miſſiſſippi herunter gegen Vicksburg zu gehen, bei deſſen Belagerung er ſehr erfolgreich mitwirkte. Nach Einnahme der Stadt (4. Juli 1863) verfolgte er Johnſon bis Jackſon, der Hauptſtadt von Miſſiſſippi, zerſtörte den Platz und ſicherte dadurch der Bundesarmee den weſtl. Theil dieſes Staats. Nach der Niederlage Roſecranz' am Chickamauga ward S. im Oct. 1863 an die Spitze des Departements von Tenneſſee berufen. Von Memphis aus eilte er zum Entſatz des von Bragg hartbedrängten Chattanooga, trug hier weſentlich zum Siege bei und zwang dann den conföderirten General Longſtreet, die Belagerung von Knoxville aufzuheben. Im Febr. 1864 unternahm S. ſeinen erſten großen Streifzug in das Herz des feindlichen Landes. Von Vicksburg aus zog er quer durch den ganzen Staat Miſſiſſippi nach Meridian, dem Knotenpunkte der großen ſüdweſtl. Eiſenbahnen, zerſtörte alle Bahnen und Communicationsmittel und kehrte, obſchon vom Feinde umſchwärmt, ohne Unfall nach Vicksburg zurück. Als Grant im März 1864 als Oberbefehlshaber nach dem Oſten ging, um die Potomac-Armee gegen Richmond zu führen, erhielt S. an ſeiner Stelle das Commando über das ganze Miſſiſſippi-Departement mit der Aufgabe, gleichzeitig von Chattanooga aus gegen das ſtarkbefeſtigte Atlanta in Georgien, den feindlichen Hauptwaffenplatz im Innern, vorzudringen. Am 5. Mai begann S. den Zug mit 90000 Mann und 250 Geſchützen gegen den conföderirten General Johnſton, der ihm mit 60000 Mann und 200 Geſchützen gegenüberſtand. In einer Reihe glänzender Manöver und ſiegreicher Schlachten (Dalton, Reſaca, Rocky-Faced-Ridge, Altoona, Dallas, Kenneſaw und Chattahoochie) drängte er den Feind rückwärts und erſchien 10. Juli vor Atlanta. Hier ſchlug er den conföderirten General Hood, der an Johnſton's Stelle getreten, in drei blutigen Schlachten, nahm den Platz 1. Sept. ein und trieb den Feind weſtwärts nach Alabama. Sodann trat S. von Atlanta aus 16. Nov. ſeinen großen «Marſch nach dem Meere» an. In vier großen Colonnen durchzog er, von jeder Verbindung mit dem Norden abgeſchnitten, verwüſtend die reichſten und vom Kriege noch unberührten Gegenden Georgiens und erreichte 13. Dec. die Seeküſte in der Nähe von Savannah. Nachdem er Fort M'Alliſter am Oſſabaw-Sunde erſtürmt, zog er 21. Dec. in Savannah ein. Von hier brach er dann 1. Febr. nordwärts auf, um durch das Innere von Südcarolina und Nordcarolina zu dringen und Grant's Armee vor Richmond zu erreichen. Nachdem er unter kleinen Gefechten 17. Columbia, die Hauptſtadt von Südcarolina, erreicht, 21. Charleſton gefallen, drang er, vom feindlichen Corps umſchwärmt, vorſichtig nach Nordcarolina vor, erreichte 11. März Fayetteville und ſchlug 16. General Harden bei Averysboro. Sodann occupirte er 19. März Goldsboro und ſchlug an demſelben Tage in einer Hauptſchlacht bei Beatonville ſeinen alten Gegner Johnſton, der alle feindlichen Corps geſammelt hatte. Nachdem er ſich 21. März mit Schofield und Terry, die von Wilmington aus herbeigekommen, vereinigt, drang er gegen Raleigh vor, das er 13. April, nach einem abermaligen Siege über Johnſton, einnahm. Inzwiſchen war die Sache der Conföderirten durch die Ergebung Lee's bei Appomatox-Courthaus hoffnungslos geworden, und Johnſton machte 17. April Propoſitionen zu einem Waffenſtillſtande und allgemeinem Friedensſchluſſe, welche von S. am 18. angenommen, von der Regierung

zu Washington jedoch sofort desavouirt wurden. Johnston ergab sich hierauf mit seinen 28000 Mann 26. April unter denselben Bedingungen, mit denen sich Lee dem General Grant ergeben hatte. Das voreilige, die Conföderirten offenbar begünstigende Verfahren S.'s erregte großes Mistrauen gegen ihn, das aber bald wieder schwand, indem er sich den Anordnungen der Regierung ohne weiteres fügte. Nach dem Kriege erhielt S. das Commando über das Militärdepartement des Westens, welches alles Gebiet nördlich von Arkansas zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen umfaßt. Es fiel ihm hiermit die Dämpfung der Indianerunruhen und eine ganz neue, halb militärische, halb administrative Thätigkeit zu. Seit Grant's Erhebung zum Generalissimus erhielt S. den freigewordenen Rang des Generallieutenants.

Shetlandinseln, eine nordöstlich von Schottland und den Orkneys gelegene Inselgruppe, besteht aus 90 Inseln, von denen nur 25 (von 32000 E.) bewohnt sind, die übrigen, Holms oder Skerries genannt, blos zur Viehweide benutzt werden. Viele Meereseinschnitte, hier Voes geheißen, erstrecken sich bei den meisten Inseln tief ins Land hinein, das im allgemeinen einen düstern, nordischen Charakter trägt. Die S. sind im ganzen nur hügelig; am höchsten, bis zu 1474 F., erhebt sich der Rooneß oder Ronas-Hill. Dagegen zeigen die Küsten schroffe, dunkelgraue Felsbildungen, in welche das Wasser Höhlungen ausgewaschen hat, die oft merkwürdige Grotten und Felsenbogen bilden. Flüsse fehlen den S. In den gegen Norden geschützten Thälern bieten die Inseln hohen Graswuchs, Haferfelder und Gemüsegärten. Im ganzen zeigen sich jedoch steiniger Boden, sumpfige Ländereien und unfruchtbare, mit Heide und Torfgrund überzogene Hügel. Bäume gedeihen auf den S. gar nicht, und die aus niedrigen Kräutern, Moosen und Flechten bestehende Pflanzenwelt trägt einen alpinen Charakter. Reicher ist das Thierleben entwickelt. Die Hausthiere, Schafe, Rinder und Pferde (Ponies), nehmen hier fast zwerghafte Formen an. Reich vertreten ist die nordische Vogelwelt, namentlich mit Möven, Alken, Sturmvögeln und Tauchern. Vor allem belebt ist aber das Meer mit Robben, Walen, Dorschen, Kabeljaus und namentlich mit Heringen, denen im Sommer ganze Flotten, namentlich holländ. Schiffe, nachziehen. Das Klima, durch die See gemildert, ist kein sehr rauhes. Der Winter ist weniger durch Schnee und Kälte als durch Düsterheit, Nebel und Regen ausgezeichnet. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 6° R., die des Winters + 3,2° und die des Sommers + 9,5° R. Auf den größern Inseln Mainland, Bressa, Yell und Unst liegen eine Menge vorhistor. Alterthümer zerstreut, die den Celten zugeschrieben werden. Dahin gehören stehende Steine und die merkwürdigen, nur aus zusammengelegten Steinen errichteten «Pictischen Burgen». Die Einwohner sind norweg. Ursprungs und zeigen den skandinav. Charakter, wenn sie auch jetzt einen besondern engl., stark mit Norwegisch versetzten Dialekt reden. Auch viele altskandinav. Sitten, Sagen, Lieder und Feste haben sich erhalten. In der Zeitrechnung bedient man sich noch heute des alten Stils, und die alte Eintheilung des Landes nach «Marken» ist gleichfalls beibehalten. Auch gilt auf allen Inseln das Erstgeburtsrecht. Haupterwerbszweig der Bewohner ist die Fischerei; Ackerbau wird wenig, dagegen mehr Schafzucht, Kalkfabrikation und Torfgräberei betrieben. Aus der feinen Wolle der kleinen Schafe wissen die Frauen sehr gesuchte Shawls, Strümpfe und Decken zu weben. Lerwick an der Ostseite von Mainland, Hauptstadt und einzige Stadt der S., ist erst zu Anfang des 17. Jahrh. entstanden. Der Ort zählt 3061 E. und besteht aus einer einzigen Straße, an welcher die aus Schiefer erbauten Häuser liegen. In der Nähe befindet sich das unter Cromwell erbaute Fort Charlotte, jetzt Gerichtshaus und Gefängniß. Der Hafen ist gut und sicher; die Zahl der nach Lerwick gehörigen Schiffe beträgt 85 mit 3122 Tonnen Gehalt. Zu erwähnen ist noch die alte Hauptstadt Scalloway, mit dem jetzt in Ruinen liegenden, um das J. 1000 als Zwingburg erbauten Schlosse des Earl Patrik Stewart. Die S. werden vielfach als die Thule des Pytheas von Massilia angesehen. Sie wurden von Norwegern besiedelt und empfingen das Christenthum zu Ende des 10. Jahrh. durch Siegmund Brestersson und König Olaf Tryggveson. Bis 1196 waren sie mit den Orkneys vereinigt, wurden 1271 zu den Faröer geschlagen und kamen 1474 an Schottland. Jetzt bilden sie mit den Orkneys zusammen eine Grafschaft. Vgl. Ziegler, «Meine Reisen im Norden» (Lpz. 1860).

Shields ist der Gesammtname von drei benachbarten, an der Mündung des Tyne gelegenen, durch Eisenbahn miteinander verbundenen und den Haupthafenplatz von Newcastle bildenden Städten, nämlich North-Shields mit dem unmittelbar an der Flußmündung selbst liegenden Tynemouth in der Grafschaft Northumberland, und South-Shields, beiden südlich gegenüber gelegen, in der Grafschaft Durham in Nordengland. Die Marktstadt North-Shields hat (1861) 8882 E., 12 Kirchen und Kapellen, ein Handwerkerinstitut, ein Theater, Schiffswerfte, Seilerbahnen, Ankerschmieden, Töpfereien, Salzsiedereien, Brauereien, Ziegelbrennereien und

Badeanſtalten. Sie beſaß 1860 nicht weniger als 861 Schiffe von 198551 Tons, und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe belief ſich (mit Einſchluß des Handels von South-Shields) auf 426667 Tons im ausländiſchen und 157752 im Küſtenhandel, der Export brit. Produete auf 107133 Pfd. St. An Steinkohlen wurden küſtenwärts 125067, ins Ausland 237976 Tons verſendet. Tynemouth, Municipalſtadt und Parlamentsborough, zählt 16560, aber mit den Vorſtädten Chirton, Cullercoats und Preſton 34021 E., iſt als Seebad viel beſucht, hat ein Fort zur Vertheidigung der Einfahrt in den Tyne, ein altes Schloß, das jetzt als Kaſerne dient, eine Abteiruine, ein Zuchthaus und einen Verein für Naturgeſchichte. South-Shields, ebenfalls Municipalſtadt und Parlamentsborough, zählt 35239 E., hat in der Mitte auf einem großen offenen Platze eine Stadthalle, die zugleich als Börſe und Markthalle dient, 9 Kirchen, 1 Verſorgungshaus, Schiffswerfte, ſehr bedeutende Glas-, auch Topfwaaren-, Soda- und Alaunfabriken, Brennereien und Seilerbahnen und beſaß 1860 289 Schiffe von 74842 Tons. Das nur 2 engl. M. oberhalb der Stadt am Tyne gelegene Dorf Jarrow oder Yarrow (mit 6494 E.) hat ebenfalls Schiffswerfte und Docks, die 48 Acres groß ſind, außerdem Laugenſalz- und Segeltuchfabriken, Papiermühlen u. ſ. w. Der Schiffbau der verſchiedenen Werfte und Docks liefert jährlich eine große Menge Fahrzeuge, jetzt meiſt eiſerne Segel- und Dampfſchiffe. Der zwiſchen dem Städtecomplex liegende Hafen faßt 2000 Schiffe, die unter der 236 F. langen und 100 F. hohen Kettenbrücke hindurchfahren können. Der Leuchtthurm von Tynemouth gibt nachts Sicherheit gegen die Gefahren, welche eine große Sandbank und mehrere Klippen an der Einfahrt bieten.

Shire (angelſächſ. scire, von sciran, d. i. theilen) nennt man in Großbritannien die Diſtricte, in welche das Land politiſch eingetheilt iſt. Das Wort iſt gleichbedeutend mit county, d. i. Grafſchaft, und wird den Eigennamen, wie Buckinghamſhire, Oxfordſhire u. ſ. w., angehängt. Bei manchen Grafſchaften, als Northumberland, Middleſex u. ſ. w., iſt es jedoch nicht gebräuchlich. Der Urſprung der Eintheilnng ſelbſt fällt noch in die Zeit der angelſächſ. Könige. Die Hauptunterabtheilung des S. iſt das Hundert (hundred); auch dieſe Eintheilung iſt, wie das Wort ſelbſt, altgerman. Urſprungs. Die Beamten des S. oder der Provinz ſind der Lord-Lieutenant, welcher die militäriſche Ordnung handhabt, der Sheriff, der Aufſeher des Grafſchaftsarchivs oder Custos rotulorum, der Coroner, die Friedensrichter, der Generalſteuereinnehmer, der Unterſheriff und der Gehülfe oder Actuar des Friedensrichters (Clerk of peace). Die richterlichen Tribunale des S. ſind der Aſſiſenhof, der Grafſchaftsgerichtshof, welchem der Sheriff präſidirt, die Hundredgerichtshöfe und die Erb- und Lehngerichte (Courts-leet).

Shirley (James), engl. Schauſpieldichter, geb. 1594 zu London, ſtudirte zu Oxford Theologie, wo ihn der Erzbiſchof von Canterbury wegen eines Muttermals auf einer ſeiner Wangen nicht ordiniren wollte. Er ließ ſich hierauf in Cambridge ordiniren, wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur kath. Kirche über, wodurch er ſich genöthigt ſah, Schullehrer zu werden. Später ging er nach London, wo er ein fruchtbarer Schauſpieldichter wurde. Während der Bürgerkriege griff er zu den Waffen und diente unter dem Herzog von Neweaſtle. Als er nach London zurückkehrte, fand er die Theater verſchloſſen und ſah ſich daher genöthigt, wieder Schullehrer zu werden. Die Reſtauration ſcheint ſeine Verhältniſſe auch nicht gebeſſert zu haben. Bei dem großen Brande in London verbrannte auch ſein Haus in Whitefriars. Wahrſcheinlich infolge des Schreckens ſtarb er kurze Zeit darauf an demſelben Tage mit ſeiner Frau. Man beſitzt 39 Stücke von ihm, die von Gifford (6 Bde., Lond. 1829) und Dyce (6 Bde., Lond. 1833) herausgegeben wurden. Sie zeichnen ſich weniger durch Selbſtändigkeit in der Erfindung, durch Kraft der Charakterzeichnung und Witz aus, als durch Reinheit der Sprache wie der Gedanken, durch Klarheit und durch Natürlichkeit und durch raſchen, lebendigen Gang der Begebenheiten. Einzelne Stellen von großer Schönheit finden ſich oft in ſeinen Werken; am berühmteſten iſt die auf Karl's I. Tod gedeutete in ſeinem «Ajax and Ulysses». Zu ſeinen bekannteſten Stücken gehören: «The lady of pleasure», «The admiral of France», «The grateful servant» und «The doubtful heir». Auch eine Sammlung Gedichte gab er 1646 heraus, die ſich namentlich durch Zartheit der Empfindungen auszeichnen.

Shirting iſt der engl., auch in Deutſchland übliche Name für die Futter- und Hemdenkattune, welche ſonſt auch Neſſel genannt und aus Baumwollgarnen der Feinheitsnummern 12—60 mäßig dicht gewebt werden.

Shoddy oder Shuddy, deutſch Lumpenwolle oder Kunſtwolle, wird diejenige Wolle genannt, welche man aus wollenen Lumpen erhält, indem man dieſelben durch eine Maſchine (Lumpenwolf) zerreißt und zerfaſert. Seit etwa 25 J. iſt die Bereitung dieſes Materiats ſehr

gebräuchlich geworden, und man verspinnt dasselbe in Vermengung mit neuer Wolle. Die Kunstwolle besteht aus kurzen oder sehr kurzen Härchen und liefert daher Gewebe von geringerer Haltbarkeit. Die kürzesten (aber meist auch feinsten) Sorten kommen unter dem Namen Mungo vor.

Shoeburyneß, ein Dorf in der engl. Grafschaft Essex, 8¾ M. östlich von London, nördlich von der Themsemündung, ⅔ M. östlich von dem wegen seiner stark besuchten Seebäder bekannten Dorfe Southend gelegen, ist wegen der jetzt daselbst abgehaltenen Artillerieschießübungen viel genannt.

Shrapnels sind Hohlgeschosse, mit Karabinerkugeln gefüllt und mit Sprengladung versehen, welche auf einer bestimmten Entfernung vor dem Feinde durch den bis dahin brennenden Zünder Feuer fängt und das Geschoß zerreißt, wonach die freigewordenen Kugeln mit der Geschwindigkeit vorwärts fliegen, welche das Geschoß im Augenblicke des Zerspringens hatte, und noch hinreichende Kraft behalten, um die Truppen außer Gefecht zu setzen. Ihre Wirkung hängt nicht nur von der richtigen Anfertigung des Geschosses ab, sondern vorzüglich von der genau der Entfernung angemessenen Zünderlänge, welche so beschaffen sein muß, daß das Geschoß etwa 50—80 Schritt diesseit des Ziels und 6 F. höher als dasselbe zerspringt. Diese Entfernung nennt man die Intervalle. Entzündet sich die Sprengladung zu früh, so wird das Ziel nur von wenigen schwachen Kugeln getroffen; ist aber die Intervalle zu klein, so bleiben die Kugeln zu nahe zusammen und wirken nur auf eine eingeschränkte Fläche. Die Wirkung der S. ist durchaus vom Terrain unabhängig und reicht auf viel größere Entfernungen (beim 12-Pfünder bis 1500 Schritt) als der Kartätschenschuß. Aus gezogenen Geschützen mit Percussionszündern wird bis 1600 Schritt noch mit Vortheil, mit Zeitzündern bis zu 2400 Schritt geschossen. Der Shrapnelschuß ist, weil neuere Verbesserungen in Aussicht stehen, einstweilen bei der preuß. Feldartillerie außer Gebrauch gesetzt. Das Geschoß wurde vom engl. Artillerieoberst Shrapnel zuerst angegeben und kam in den Kriegen auf der Pyrenäischen Halbinsel 1807—13 in Anwendung, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen; jetzt ist es aber in allen größern Heeren eingeführt.

Shrewsbury, Hauptort der engl. Grafschaft Shrop oder Salop, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 22163 E. (1861), 33 M. im Nordwesten von London, an der Eisenbahn und dem zweifach überbrückten schiffbaren und fischreichen Severn gelegen, hat in dem ältern Theile enge, krumme Gassen und viele schmale, finstere Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter, in dem neuern dagegen breite, regelmäßige Straßen und mehrere schöne Gebäude, wie die Stadt- und Grafschaftshalle, das Rathhaus, das Gefängniß, das Theater, die Armen- und Krankenhäuser, eine Markthalle vom J. 1595. Die Stadt besitzt 15 Kirchen und Kapellen, unter denen sich die Peters-, Marien- und Julianskirche auszeichnen, die zweite durch ihre normann. Architektur, die letztere durch ihre Glasmalereien. Es bestehen eine von Eduard VI. 1553 gegründete Lateinschule, eine der besten Englands, nebst Kapelle, einer Bibliothek und werthvollen Sammlung der in der Umgegend gefundenen röm. Alterthümer; ferner ein Handwerkerinstitut, ein Verein für Naturgeschichte und Alterthumskunde mit Museum u. s. w. Außerdem sind bemerkenswerth die kolossale eherne Statue des Lord Hill auf einer 130 F. hohen Säule, die Ruinen eines alten Schlosses, zweier Klöster und einer 1083 gegründeten Abtei. Die Einwohner treiben Seidenbandweberei, unterhalten auch in der Nachbarschaft eine bedeutende Flachsspinnerei und großartige Eisenwerke, mehrere Leinwandfabriken und Wassermühlen. Ihr wichtigster Nahrungszweig aber ist der Handel, da die Stadt, begünstigt durch die Eisenbahn und die Wasserstraßen des Severn und Shrewsburykanals, der Hauptmarkt nicht nur für Landesproducte ist, sondern auch für Welsh-Web (ein grobes, in Montgomery gefertigtes Wollenzeug) und den größtentheils aus Welshpool kommenden Flanell. An der Südseite der Stadt ist eine der berühmtesten Promenaden Englands, der Quarry, mit einer 1600 F. langen Allee hoher Linden. S. liegt an der Stelle des festen Platzes Uriconium der Römer, aus deren Zeit mancherlei Antiquitäten aufgefunden wurden. Zur Zeit der angelsächs. Heptarchie war «Scrobbesbyrig» der Hauptort der Landschaft Powysland und Residenz der wallisischen Fürsten von Powys bis 778, wo König Offa von Mercia sie vertrieb und das Bollwerk Offa's-Dyke anlegte. Wilhelm der Eroberer belehnte mit der Stadt und dem größern Theile von Shrop den ihm verwandten Roger von Montgomery, welcher Earl von S., Chichester und Arundel wurde, und errichtete hier ein furchtbares Schloß, das stärkste Bollwerk in den westl. Marken, von wo die engl. Heere Wales im Zaume hielten und ihre Züge gegen Schottland unternahmen. In diesem Schlosse residirte 1272 Eduard I.; 1283 und 1397 wurden hier Parlamente gehalten. Am 21. Juli 1403 siegte Heinrich IV. in blutiger Feldschlacht über Heinrich Percy (Heißsporn) an der Stelle,

Digitized by Google

wo der Sieger die jetzt in Trümmer liegende Battlefieldkirche und einen Hügel errichtete, der die Aſche der Erſchlagenen deckt. Auch wurde in S. Heinrich VII. vor der Schlacht bei Bosworth zum König ausgerufen. Unter Jakob II. wurde die Feſte demolirt. Die Stadt hat der Familie Talbot den Titel Earl von S. gegeben. Sie ſchickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Shrop oder Salop, eine der weſtl. Grafſchaften Englands, von Cheſhire im Norden, Stafford im Oſten, Worceſter und Hereford im Süden, Wales (Radnor, Montgomery und Denbigh) im Weſten begrenzt, zählt (1861) auf 60,72 Q.-M. 240952 E. Die Grafſchaft wird vom Severn, der ſie 15,2 M. weit durchfließt und hier den Perry und den Tern mit dem Roden aufnimmt, in zwei ziemlich gleichgroße Theile getheilt. Der nordöſtliche iſt die weite «Ebene von Shrewsbury» mit gutem Ackerboden, die ſich nach Cheſhire und Stafford hinein erſtreckt und nur im Süden den iſolirten Hügel Wrekin (1238 F.) aufweiſt. In dem ſüdweſtl., gebirgigen, rauhen, vorzüglich zu Viehzucht und Waldwirthſchaft benutzten Theile erhebt ſich der Bergdiſtrict Clun-Foreſt, nördlich von dieſem die Bergkette Long-Mynd (1591 F.) und öſtlich die Clee-Hills (1694 F.), mit den dazwiſchenliegenden fruchtbaren Thalebenen von Church-Stretton, Ape-Dale und Corven-Dale. Die Grafſchaft enthält 34 Proc. Ackerland, 52 Grasland, 3 unbenutztes Gemeindeland, 5 Waldung und 6 Proc. Gärten und Häuſer. Neben dem Ackerbau, der Weizen, Gerſte, Hafer, Bohnen und Rüben in Menge erzeugt, und der Viehzucht, welche Schafe, Rinder und einen großen Theil des ſog. Cheſterkäſes liefert, bildet der Bergbau den Haupterwerbszweig. Im öſtl. Theil liegen einträgliche Kohlengruben, die durch das erſt 1866 entdeckte, von der Lilleſhall-Company ausgebeutete, 29 F. mächtige Kohlenflötz vermehrt worden ſind; ferner Eiſen- und Bleigruben, Kalk- und Sandſteinbrüche. Die meiſten Eiſenſchmelzöfen der Grafſchaft ſtehen zwiſchen Wellington und Willey im Coalbrookthale, das ſich zugleich durch romantiſche Schönheit auszeichnet. 1861 wurden 850000 Tons Steinkohlen, 145200 Tons Roheiſen, 3161 Tons Blei und 58 Tons Baryte gewonnen. Der frühere Bergbau auf Kupfer iſt eingegangen. Außer den zahlreichen Eiſenhütten unterhält man Woll- und Flachsſpinnereien, Fabriken für grobe Leinwand, Wollwaaren, Worſted, Teppiche, Handſchuhe, Roßhaarzeug, Porzellan, Glas, irdene Waaren, Thonpfeifen, Papier, Nägel, Röhren und andere Metallwaaren. Der Handel wird durch den ſchiffbaren Severn, mehrere Kanäle und Eiſenbahnen gefördert. Von der Grafſchaft ſelbſt werden 4, von den vier Boroughs 8 andere Mitglieder ins Parlament geſchickt. Die Hauptſtadt iſt Shrewsbury (ſ. d.). Außer dieſer ſind bemerkenswerth die drei Municipalſtädte und Parlamentsboroughs Wenlock, mit 2398 E., großen Kalk- und Pfeifenthongruben und einer Abteiruine, Bridgenorth, mit 6240 E., fünf Kirchen, einer Lateinſchule, einem Gefängniß, einem Arbeitshauſe, einem Handwerkerinſtitut, einer Geſellſchaft für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und zahlreichen milden Stiftungen, und Ludlow am Teme, mit 5178 E., einem Rathhauſe, einem Handwerkerinſtitut, einer naturforſchenden Geſellſchaft nebſt Muſeum, ſtarkem Kornhandel und den wichtigen Ruinen einer Felſenburg, einſt Reſidenz engl. Könige und mehrmals Zeuge der wichtigſten Ereigniſſe im Kriege der beiden Roſen. Die Marktſtadt Profely, am Severn und im Mittelpunkte der Eiſen- und Kohlengruben gelegen, hat 4724 E., Fabriken für Thonpfeifen, Nagelſchmieden und Ziegelbrennereien. Das nahe Ironbridge, nach der 1779 erbauten eiſernen Brücke über den Severn benannt, bildet mit Coalbrookdale, Coalport und Madelay ein Kirchſpiel von 9469 E., hat ausgezeichnete Eiſengießereien, in welchen die feinſten Waaren, auch Bronzewaaren, erzeugt werden, eine Porzellan- und eine Steinkohlentheerfabrik. Shiffnall mit 2046 E., Eiſen- und Glashütten, iſt hiſtoriſch bekannt durch die Königseiche, auf welcher König Karl II. ſich glücklich vor ſeinen Verfolgern verbarg. Die Marktſtadt Wellington, am Fuße des Wrekin, hat 5576 E. und große Eiſen- und Kohlengruben. Die Municipalſtadt Oswestry mit 5414 E. und die Marktſtadt Ellesmere mit 2114 E., beide an dem durch ſein Aquäduct berühmten Ellesmerekanal gelegen, der den Severn mit dem Grand-Trunk und Merſey verbindet, ſind lebhafte Handels- und Fabrikorte.

Shukowſkij (Waſſilji Andrejewitſch), einer der berühmteſten ruſſ. Dichter, wurde 1783 aus einer adelichen Familie in Tula geboren, wo er auch ſeine erſte Schulbildung genoß. Er begab ſich dann nach Moskau, um ſeine Studien auf der dortigen Univerſität zu vollenden, und erregte ſchon 1802 durch eine treffliche Ueberſetzung von Gray's «Ländlichem Kirchhof» Aufmerkſamkeit. S. widmete ſich jetzt ganz der Literatur und ward 1808 Redacteur des von Karamſin gegründeten Journals «Wjestnik Ewropy». Für dieſes Blatt lieferte er nicht nur zahlreiche Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen, ſondern auch Originalaufſätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den beſten gehören, die die ruſſ. Sprache

aufzuweiſen hat. Als 1812 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, nahm er an dem Feldzuge eifrig theil und focht unter dem moskauer Landſturm in verſchiedenen Schlachten. Seiner Begeiſterung verdankt Rußland eine Reihe herrlicher Kriegsgeſänge, die den Titel «Der Sänger im Lager der ruſſ. Krieger» führen und zahlreiche Auflagen erlebt haben. Nach dem Frieden lebte er eine Zeit lang in Dorpat, wurde aber 1817 nach Petersburg berufen, um der Gemahlin des ſpätern Zaren Nikolaus ruſſ. Literatur vorzutragen. 1820 ward er Mitglied der ruſſ. Akademie, 1824 Erzieher des Großfürſten-Thronfolgers Alexander. Nach der Verheirathung des letztern 1841 zog er ſich vom Hofe zurück und verbrachte die letzten Jahre ſeines Lebens meiſt in Deutſchland. Er ſtarb nach längerer Krankheit 24. April 1852 zu Baden-Baden. S. zeigt ſich ſowol in ſeinen Ueberſetzungen wie in ſeinen eigenen Werken als einen Dichter, der die vollkommenſte Herrſchaft über die Sprache übt und deſſen Geiſt eines freien und kühnen Schwungs fähig iſt. Ueberall iſt ſein Ausdruck kräftig, feurig und edel, bei aller Kunſt nie geſucht, vielmehr ſtets wahr und natürlich. Selten hat eine Sprache eine ſo gelungene poetiſche Nachahmung aufzuweiſen, wie es ſeine «Ljudmila» iſt, durch die er den Ruſſen Bürger's «Leonore» mit aller Schönheit des Originals wiedergab. Ebenſo meiſterhaft ſind ſeine Uebertragungen von Schiller's «Jungfrau von Orleans», Byron's «Gefangenem von Chillon» und mehrern Goethe'ſchen und Uhland'ſchen Balladen. Trotz ſeiner Neigung zur Romantik blieb ihm doch das Verſtändniß der claſſiſchen Poeſie keineswegs verſchloſſen, wie ſeine (unvollendet hinterlaſſene) Verſion der «Aeneide» und noch mehr die der «Odyſſee» beweiſt. Von ſeinen Originalgedichten verdienen noch «Swetlana» und das ruſſ. Nationallied «Boshe, Zarja chrani» Erwähnung. Eine Geſammtausgabe von S.'s Schriften erſchien 1849—50 (10 Bde.) zu Petersburg.

Siam, Schan oder Thai, ein Königreich in Hinterindien, grenzt gegen Norden an die chineſ. Provinz Jün-Nan und an das Birmanenreich, im Weſten an die brit. Beſitzungen jenſeit des Ganges (Martaban u. ſ. w.), gegen Süden auf der Halbinſel Malakka an die ſouveränen Malaienſtaaten. Gegen Oſten iſt es von dem Königreiche Annam durch das Gebiet der freien Bergvölker Pnom oder Kha getrennt. Die Größe des Areals wird bei der Unſicherheit der Begrenzung im Innern ſehr verſchieden angegeben und beträgt nach neueſter Kartenberechnung von Engelhardt 14535 Q.-M., wovon 7110 auf das eigentliche S. entfallen. Das Reich beſteht aus der unmittelbaren Landſchaft S. und aus den mittelbaren Ländern der tributpflichtigen Malaienfürſten und der Laos, Lao-Yuën und Lao-Pung. Die Natur des Landes kommt mit der von Hinterindien im allgemeinen überein. Der Boden trägt im Norden, wo er mit dem chineſ. Hochlande zuſammenhängt, den Charakter des Hochgebirgs; von da ſinkt er nach Süden immer mehr herab, bis er zum Tieflande wird. Zwei Bergketten, die von jenem chineſ. Hochlande auslaufen, durchſchneiden in der Richtung von Norden nach Süden das Land und theilen es in lange, von Norden nach Süden ſich ziehende Flußthäler mit mehrern Nebenthälern. Der Menam, der Hauptſtrom, entſpringt wahrſcheinlich im chineſ. Grenzlande und durchfließt das Land, welches er im Sommer periodiſch überſchwemmt, von Norden nach Süden, wo er ſich in den Meerbuſen von S. ergießt. Der Salwên trennt S. vom Gebiete der Karen-ni oder rothen Karen. Der Me-Khong, deſſen Quellgebiet unbekannt iſt, durchfließt auf ſeinem mittlern Laufe die Landſchaften der Laos. Bemerkenswerth ſind unter den Erzeugniſſen Zucker, Pfeffer, Zimmt, Cardamomen, Gummigutti, Benzoë- und andere Harze, edle und andere nutzbare Hölzer, Arekanüſſe, Tabak, Baumwolle, Reis, eßbare Vogelneſter, Nashörner, Büffel, Rinder und vorzüglich Elefanten, die in S. eine große Rolle ſpielen, und faſt alle edeln und unedeln Metalle und Steine. Die Bewohner beſtehen aus Völkern verſchiedenen Stammes und werden (Baſtian) auf $6\frac{1}{4}$ Mill. geſchätzt, nämlich $2\frac{1}{2}$ Mill. eigentliche Siameſen, $2\frac{1}{2}$ Mill. Laos und über 1 Mill. Malaien und Kambodier. Dazu kommen noch Chineſen als Handels- und Gewerbsleute in den Städten. Das herrſchende Volk ſind die Siameſen, die ſich ſelbſt Thai, d. h. Freie, nennen. Sie gehören der mongol. Völkerfamilie an und bilden mit den den Norden des Landes bewohnenden Laos (ſ. d.) eine nur durch dialektiſche Verſchiedenheiten geſonderte Nation. Die Siameſen ſind Buddhiſten, weshalb auch das Pali gelehrte Sprache bei ihnen iſt. Die zahlreiche Prieſterſchaft, die Talapoinen, zeichnet ſich in ihrer Art durch Gelehrſamkeit aus und hat eine nicht unbedeutende Literatur geſchaffen. Die Maſſe des Volks iſt verwahrloſt. In den Schlupfwinkeln der ſüdöſtl. Küſtengebirge hauſen die wilden Negritoſtämme der Bilas und Samangs. Außerdem ſind noch die wenig bekannten Tſchong oder Xong im ſüdöſtlichen und die wilden Stämme der Kha im nordöſtl. Theile zu erwähnen, die beide von der herrſchenden Nation in Sitte und Sprache ſich unterſcheiden. Endlich finden ſich noch einige

Tausende der Nachkommen portug. Colonisten, welche die Sprache und Religion ihrer Väter bewahrt haben. Die früher große Zahl der kath. Christen unter den Eingeborenen beträgt jetzt etwa noch 3000, denen ein apostolischer Vicar vorsteht. Hindostanische und chines. Civilisation haben nur auf den vornehmern Theil der Bevölkerung einigen Einfluß äußern können. Das Regierungssystem in S. ist das des unumschränktesten Despotismus. Die Einkünfte werden auf 22 Mill. Thlr., die Landmacht auf 100000 Mann, die Seemacht auf 20 Schiffe angegeben. Das Heer ist jedoch nur in Kriegsfällen beisammen, meist schlecht bewaffnet; die früher zahlreichen Festungen sind in Verfall. Die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Königs ist Bankok (s. d.). Ajuthia oder Krung-kau, die frühere Hauptstadt, weiter oberhalb am Menam gelegen, ist jetzt gänzlich in Verfall und von tropischer Vegetation überwuchert; doch hat sich daneben eine neue Stadt gebildet.

Die Geschichte von S. ist die eines greulichen Despotismus und darum ohne wirkliche Entwickelung. Die Hauptmomente sind die Einführung des Buddhismus und einer höhern Bildung aus Indien; die Ankunft der Portugiesen nach der Eroberung von Malakka 1511 und mit ihnen der Beginn der Einführung des Christenthums; die Unterwerfung S.s unter die Herrschaft von Pegu 1556; die Befreiung S.s vom peguanischen Joche durch Phra-Naret 1579; die Ausrottung der Dynastie des letztern durch den Minister Kalahom, der als Phrachao-Phrasat-thong den Thron bestieg; die Ankunft der Holländer um dieselbe Zeit und der durch sie bewirkte Sturz der Portugiesen; die Ankunft franz. Missionare und der durch einen Griechen, Konstantin Falko, welcher ehrgeizige Plane dadurch zu erreichen hoffte, plötzlich ins Wunderbare gestiegene Einfluß der Franzosen (1657), der zu mehrern gegenseitigen Gesandtschaften an die Franzosen führte; der durch Phra-Phetrassa bewirkte Aufstand, welcher Falko 1682 stürzte, die Ausrottung des Königshauses und die einander folgenden Eroberungen des Reichs sowie die völlige Zerstörung Ajuthias durch die Birmanen 1767; endlich die Vertreibung der Birmanen durch einen in S. geborenen Chinesen Phaya-Tak 1767, welcher den Staat von S. wiederherstellte, 1782 aber von Chakkri, einem seiner Feldherren, ermordet wurde, der nun eine neue Dynastie begründete und die Residenz nach Bankok verlegte. Chakkri's Nachfolger führten häufige Kriege mit den Birmanen. Einer seiner Urenkel, Chrom-Chiat oder Kroma-Mom-Tschit, der 1824 durch Usurpation auf den Thron gelangte, eroberte 1829 Laos und ließ dessen Königsfamilie hinrichten. 1831 erhielt er durch die Eroberung von Queda die Briten zu Grenznachbarn. Ein Despot gegen seine Unterthanen, war er auch ein Feind der Fremden. Als er Anfang 1851 erkrankte, rieth ihm sein Minister, keinen seiner zwölf Söhne, die sämmtlich illegitim waren, zum Nachfolger zu bestimmen, sondern die Krone auf den Sprößling der verdrängten Dynastie zu vererben. Als der alte König 3. April 1851 starb, ließ auch der Minister, unterstützt durch ein starkes Heer, Khan-Fa-Mongkut als König ausrufen, ohne daß die Großen des Reichs dagegen sich erhoben. Der neue König war den Engländern und Nordamerikanern sehr freundlich gesinnt, starb aber bereits 1852. Es folgte ihm sein Bruder Somdet-Phra-Pawarander-Maha-Mongkut, der das gute Einvernehmen mit den Fremden fortsetzte und mit den meisten seefahrenden Nationen Handelsverträge abschloß. Mongkut gilt für einen gelehrten und aufgeklärten Herrscher, der europ. Cultur auf alle Weise begünstigt und Handel, Künste und Wissenschaften nach Kräften befördert. Vgl. Pallegoix, «Description du royaume Thai ou S.» (2 Bde., Par. 1854); Bowring, «The kingdom and people of S.» (2 Bde., Lond. 1857); Bouillevaux, «Voyage dans l'Indochine» (Par. 1858); Mouhot, «Travels in the central parts of Indochina» (Lond. 1864); Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1866; Bd. 3, Jena 1867).

Sibbern (Frederik Christian), dän. Philosoph, geb. zu Kopenhagen 18. Juli 1785, genoß eine religiöse Erziehung, die nicht ohne Einfluß auf seine spätere Entwickelung blieb. Nachdem er an der Universität zu Kopenhagen seit 1802 die Rechte und zugleich Philosophie studirt, bildete er sich auf einer Reise durch Deutschland, besonders im Umgange mit Steffens, für den philos. Lehrstuhl in Kopenhagen aus, zu dem er 1813 berufen wurde. In seinem philos. System unterscheidet S. zwischen einer blos explicativen und einer eigentlich speculativen und zugleich constitutiven Philosophie. Jene soll über das Gegebene, sei es von innen (a priori) oder von außen gegeben, orientiren, sodaß man dasselbe, in seinem ganzen Zusammenhange erfaßt, zum Gegenstande einer allumfassenden Discussion machen könne, damit die Grundlage der speculativen Philosophie sich ausscheide und constituire. Diese Grundlage kommt zu Stande, indem die speculative Grundidee, welche durch jene ganze Discussion hindurch als das Centrale, als das Eine in Allem sich bewegt hat, die Grundzüge einer allumfassenden Weltanschauung so

conſtituirt, daß jetzt nach der Regel Totum est parte sua prius verfahren werden kann. Durch dieſe Andeutungen iſt zugleich der kritiſche Standpunkt S.'s gegen die Hegel'ſche Philoſophie beſtimmt; er gehört im weſentlichen zu denen, welche behaupten, man müſſe über Hegel hinaus, wenn nicht vieles von dem, was bei Hegel von großem Werthe iſt, ſeine Frucht und Wirkung auf die Philoſophie im ganzen verlieren ſoll. Als philoſ. Schriftſteller trat S. zuerſt mit einer im Gange der Entwickelung originellen, an tiefern Bemerkungen reichen Bearbeitung der «Pſychologie» (2 Bde., 1819—28) hervor, deren zweiter Theil auch unter dem Titel «Pſychol. Pathologie» beſonders erſchien. Später veröffentlichte er eine neue Bearbeitung unter dem Titel «Pſychologie, eingeleitet durch Biologie» (1849). Eine beſondere kleine Schrift «Ueber die Liebe» gab er 1819 (neue Aufl. 1859) heraus. In den Schriften «Ueber Erkenntniß und Forſchen» (1822) ſowie «Ueber Begriff, Natur und Weſen der Philoſophie» (1843) bearbeitete er die philoſ. Einleitungswiſſenſchaft und die Methode des akademiſchen Studiums. Die «Hinterlaſſenen Briefe des Gabrielis» (1826) enthalten die Darſtellung eines jugendlichen, in unerwiderter Liebe befangenen Gemüths, das durch Religioſität ſich zu ermannen ſtrebt. Hieran ſchloſſen ſich die «Logik als Denklehre vom Standpunkte des intelligenten Wahrnehmens in analytiſch-genetiſcher Darſtellung» (2. Aufl. 1835), die Schrift «Ueber Poeſie und Kunſt» (Thl. 1, 1834; Thl. 2, 1853), die Unterſuchungen «De praeexistentia, genesi et immortalitate animae humanae» (1823) und mehrere Abhandlungen in ſeinem «Philoſ. Archiv und Repertorium» (4 Hefte, 1828—30), in denen er ſeine Ideen über die ſpeculative Behandlung des Chriſtenthums entwickelte. Zu ſeinen neuern Schriften gehören: die «Speculative Kosmologie nebſt Grundlage einer ſpeculativen Theologie» (1846); «Ueber das Verhältniß zwiſchen Körper und Seele u. ſ. w.» (1849); «Aus den Briefen des Gabrielis nach und aus der Heimat» (1853), eine Fortſetzung des obenerwähnten Werks, die vielen Beifall fand. Seit 1831 betheiligte ſich S. auch durch verſchiedene Schriften an den polit. Angelegenheiten Dänemarks, in denen er eine unbeſchränkte Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen vertrat.

Sibirien, ein dem Kaiſer von Rußland gehöriges Land, welches im Süden vom Altai und den damit zuſammenhängenden Bergketten, im Weſten vom Ural umgürtet, ſeine Hauptabdachung nordwärts nach dem Eismeere und nordöſtlich nach dem Kamtſchatkiſchen und Ochotskiſchen Meerbuſen hat, und mit dem Amurlande (ſ. d.) und der neuen Provinz Turkeſtan (ſ. d.) 265000 Q.-M. umfaßt, auf denen etwa 4¼ Mill. E. leben. Wie im europ. Rußland, ſo wechſeln auch hier die verſchiedenartigſten Klimate. Während im Norden ungeheure Räume dieſes Landes in ſtetem Eiſe ſtarren und ein nie oder nur ſpärlich aufthauender Schnee ſowie eine endloſe Moraſtfläche oder Tundra die Gegenden von 62—78° nördl. Br. deckt, iſt der ſüdl. Theil der Provinz Omsk, die Anlande des Balkaſchſees, wo die reizenden Bergterraſſen des Ala-tau ſich erheben und der Vulkan Aral-tube ſeine Lavaſtröme ſpeit, unter 45° nördl. Br. mit Wäldern von ſibir. Cedern und mit dem üppigſten Laubholze geſchmückt. Im höhern Norden wird das kleinſte vierfüßige Thier, die jeniſeiſche Spitzmaus, gefunden und mitten unter verſchütteten Wäldern von Eichen und andern Bäumen das größte, das foſſile Mammuth. Die weſtl. und ſüdl. Gebirge liefern reichlich Gold, beſonders in den Goldſandlagern am Altai, welche in neueſter Zeit diejenigen des Ural noch übertroffen haben. Der Ertrag an Gold belief ſich 1857 auf 1600 Pud (= 24 Mill. Thlr.). Auch findet man Platina, Silber, Kupfer, Eiſen und ſeltene oder koſtbare Steinarten. Bedeutende Graphitlager ſind vorhanden am untern Jeniſei bei Turuchansk. Die Graphikbergwerke Alibert's, aus welchen auch die Faber'ſche Fabrik in Stein ihr Material bezieht, liegen am 8000 F. hohen Butogólberge, weſtlich von Irkutsk. Das ſüdliche S. iſt ſehr fruchtbar, und man erntet bis zu 60°. Omsk, Tomsk und Tobolsk ſind als Kornkammern Rußlands und beſonders der nördl. Gouvernements zu betrachten. Unter den Rieſenſtrömen des Landes zeichnen ſich beſonders aus der Ob (ſ. d.) oder Oby, der Jeniſei (ſ. d.) und die Lena (ſ. d.). Jeder dieſer Rieſenſtröme hat Nebenflüſſe, die ſelbſt wiederum Hunderte von Meilen lang ſind. Daneben gibt es Küſtenſtröme, wie Taz, Khatanga, Anabara, Olenek, Jana, Indigirka, Kolyma, Anadyr, die reiche Waſſerfülle beſitzen. Von dem gewaltigen Amur (ſ. d.), der ins Ochotskiſche Meer mündet, bildet der obere Lauf die Grenze gegen das chineſ. Reich, während der untere Lauf ganz im ruſſ. Gebiete fließt. Unter den zahlreichen Seen zeichnen ſich aus der Balkaſch, der Iſſik-kul und beſonders der gewaltige Baikalſee (ſ. d.). Dieſe Seen ſind, wie die Flüſſe, reich an Fiſchen. Auch gibt es viele Salzſeen in den Steppen. Die Gebirge liefern außer den Erzen ſchönes Holz, im Norden Tannen- und Lärchen-, im Süden Cedern- und Laubholz; ferner Wild und koſtbares Pelzwerk, indem ſich in den Urwäldern S.s viele in Europa nicht gewöhnliche Thiere, z. B. Zobel, Hermeline, ſchwarze Füchſe u. ſ. w., finden. Die Felle

der Zobel und Füchse werden zum Theil von den zinsbaren Nationen als Tribut an die Regierung abgeliefert. Die allernördlichsten Gegenden sind völlig kahl und baumlos oder tragen nur verkrüppelte Sträucher. Hier herrscht in den Wintern Kälte, die nicht selten auf 40—42° R. steigt; doch ist der Sommer dagegen ungewöhnlich warm und die Luft stets rein und gesund. Fischfang und Jagd bilden hier den einzigen Erwerbszweig. Erst von 60° südwärts tritt Ackerbau und Viehzucht neben einiger Fabrikbeschäftigung, z. B. Lederbereitung, Talgsiederei, Glasfabrikation, ein. Unter S.s Gold- und Silberbergwerken ist das nertschinskische oder argunische Silberbergwerk das berühmteste.

Die ersten nähern Nachrichten über einige Theile dieses kolossalen Landes erhielten die Russen durch den Kaufmann Anika Stroganow, und den Grund zur Eroberung legte ein unruhiger Kosackenhäuptling, Jermak Timosejew. Da dieser zu schwach war, sich zu behaupten, so schickte er 1581 Abgeordnete nach Moskau, um dem Zaren Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen seine Eroberung anzubieten, und so kam nach unbedeutenden Kriegen mit dem dortigen Tatar-Khan gegen Ende des 16. Jahrh. S. unter die Herrschaft Rußlands, dessen Regenten den Titel Zar von S. annahmen. Dem Scharfblicke Peter's I. entging die Wichtigkeit dieser Provinz nicht, und es wurden unter seiner Regierung verschiedene Fabriken und Hüttenwerke angelegt. Durch häufige Niederlassungen geborener Russen und durch Verwiesene stieg die europ. Bevölkerung. Die Russen siedelten sich namentlich in den Flußthälern Westsibiriens an, während die Kosacken eine Postenkette vom Ural bis zum Großen Ocean an der Südgrenze des Landes bilden. Unter den Eingeborenen des Landes, die nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Bevölkerung ausmachen, gibt es sehr verschiedene Völkerschaften, z. B. Samojeden, Ostjäken, Korjäken, Jakuten, Tschuktschen, Buräten, Tungusen, Tataren, Kirgisen, Kalmücken u. s. w. Die Tataren, der Hauptstamm, sind zum Theil Mohammedaner; die Mongolen gehören meist noch dem Heidenthume an. Griech. Erzbisthümer bestehen drei: Tobolsk, Irkutsk und Kamtschatka. Die Verbannten, etwa 135000 an der Zahl, unterliegen gewöhnlich keinem Zwange, als daß sie unter Aufsicht stehen; sie werden nicht selten reich. Auch die Uebersiedelung aus dem europ. Rußland nach S. findet in neuerer Zeit in größerm Maßstabe statt als früher. Den Colonisten wird gewöhnlich Land zugewiesen, das sie als freie Bauern bearbeiten. Ganz S. ist gegenwärtig in zwei Generalgouvernements, Westsibirien (mit Turkestan und Kirgisensteppe 70132 Q.-M.) und Ostsibirien (179385 Q.-M.), getheilt. Zu dem erstern gehören die Gouvernements Tobolsk und Tomsk sowie die Districte von Semipalatinsk und Turkestan. Zu Ostsibirien gehören die Gouvernements Jeniseisk und Irkutsk und die Provinz Jakutsk nebst dem Küstendistricte von Ostsibirien, das Amurland, das Land der Tschuktschen, Neusibirien, und verschiedene Inseln. Tobolsk (s. d.), die Hauptstadt von Westsibirien, war ehedem die Hauptstadt von ganz S. Die wichtigsten unter den übrigen Städten Westsibiriens sind Omsk, Tjumen, Beresow, Tomsk, Barnaul, Kolywan, Semipalatinsk, der Knotenpunkt des Karavanenhandels in Centralasien. Die meisten dieser Städte haben Bergbau und Pelzbetrieb sowie Kleinhandel mit den Tataren- und Mongolenhorden. Die Hauptstadt von Ostsibirien ist Irkutsk (s. d.), der Hauptstapelplatz des chines. und russ. Handels. Andere ausgezeichnete Städte Ostsibiriens sind Nertschinsk, Werchneudinsk, Nischneudinsk und Troizkoßawsk. Die wichtigste aller sibir. Handelsstädte ist indessen Kiachta (s. d.). Im Gouvernement Jeniseisk sind die Städte Krasnojarsk und Jeniseisk wichtig. Jakutsk, der Hauptort der gleichnamigen Provinz, ist als Stapelplatz des Pelzhandels von Ochotsk und Kamtschatka, und Ochotsk, die Hauptstadt des Küstendistricts Ostsibirien, als Mittelpunkt des Handels mit dem Norden Amerikas wichtig. Der bisher bedeutendste Platz in Kamtschatka, Petropawlowsk, wurde seit der Besetzung des Amurlandes aufgegeben. Die namhaftesten neugegründeten Orte des Amurlandes sind Nikolajewsk, Sofiisk und Blagowieschtschensk. Um die Erforschung S.s haben sich in neuerer Zeit besonders die Russen selbst verdient gemacht. Zu nennen sind die Reisenden Fuß mit Feodorow und Lessing, Wrangell, Ledebur, Bunge, Turtschaninow, Politow, Gebler, Helmersen, Karelin, Bulitschew, Middendorff, Semenow, Schrenk, Radde, Maak u. a.; die ethnogr. Verhältnisse sind besonders durch Castrén und Radloff aufgeklärt worden. Von deutschen Forschern sind Erman (s. d.) und Alex. von Humboldt (mit Ehrenberg und Rose), außerdem der Norweger Hansteen und der Engländer Atkinson zu nennen.

Sibyllen nannten die Griechen und nach ihrem Vorgange die Römer prophetische Frauen, die angeblich im höchsten Alterthume an verschiedenen Orten Weissagungen über die zukünftigen Dinge verkündet haben sollten. Unter den verschiedenen S. (deren einige vier, andere zehn zählten) war die berühmteste die von Cumä in Campanien, die der Sage nach dem röm. König

Tarquinius Superbus neun Rollen (Bücher) ihrer Weissagungen zum Kauf angeboten und als dieser den geforderten Preis zu hoch fand, drei und wiederum drei Rollen ins Feuer warf, bis der König für die drei letzten die anfangs für alle neun verlangte Summe zahlte. Diese «Libri Sibyllini» wurden in Rom als heiliges Gut im capitolinischen Tempel unter Aufsicht einer eigenen, anfangs aus 2, seit dem J. 367 v. Chr. aus 10, seit Sulla aus 15 Mitgliedern bestehenden priesterlichen Behörde aufbewahrt und durften nur auf ausdrücklichen Befehl des Senats befragt werden. Im J. 83 v. Chr. wurde die ältere Sammlung mit dem Tempel ein Raub der Flammen. Alsbald sandte man Boten nach allen Ländern, besonders aber nach Kleinasien, um alles, was in Tempeln des Apollo oder sonst an sibyllinischen Sprüchen aufzutreiben war, zusammenzubringen, woraus dann eine neue Sammlung in mehrern Büchern hergestellt wurde. Augustus ließ eine strenge Sichtung derselben vornehmen, wobei vieles Verdächtige ausgemerzt und verbrannt wurde; die als echt anerkannten Sprüche wurden nun in den Tempel des palatinischen Apollo versetzt und blieben dort ein Gegenstand gläubiger Verehrung bis in den Anfang des 5. Jahrh. n. Chr., wo Stilicho sie verbrennen ließ. Wir besitzen noch unter dem Titel «Sibyllinische Sprüche» eine aus verschiedenartigen, theils jüd., theils christl. Bestandtheilen verschiedener Zeiten zusammengesetzte Sammlung von Weissagungen in griech. Versen, die am vollständigsten und besten herausgegeben ist von Alexandre (mit lat. Uebersetzung, 2 Bde., Par. 1841—53) und von Friedlieb (mit deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852). Vgl. Volkmann, «De oraculis sibyllinis dissertatio» (Lpz. 1853); Ewald, «Abhandlung über Entstehung, Inhalt und Werth der sibyllischen Bücher» (Gött. 1858).

Sicard (Roch Ambroise Lucurron, Abbé), verdient um den Taubstummenunterricht, geb. zu Fousseret bei Toulouse 28. Sept. 1742, widmete sein ganzes Leben dem Unterrichte und der Erziehung taubstumm geborener Kinder. Er machte seine Studien in Toulouse, wurde dann in Bordeaux Kanoniker und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Hier begründete er eine Anstalt für Taubstumme und hatte das Glück, sich an dem taubstummen Jean Massieu einen ausgezeichneten Mitlehrer zu erziehen. Als der Abbé de l'Epée 1789 starb, ward er an dessen Taubstummenanstalt nach Paris berufen. Doch trotz seiner gemeinnützigen Wirksamkeit sah sich S. während der Revolution verfolgt, wurde eingesperrt und entging den Septembermetzeleien nur durch Zufall. Kaum gerettet, hatte er den Muth, sich aufs neue an die Spitze seiner Anstalt zu stellen, ward aber nach dem 18. Fructidor (1797) als Herausgeber der «Annales catholiques» zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Zwar entzog er sich derselben durch die Flucht, mußte jedoch zwei Jahre lang seine Anstalt fremden Händen überlassen, und erst die Regierungsveränderung des 18. Brumaire machte es ihm möglich, sich aufs neue seiner Beschäftigung zu widmen. S. wurde Mitglied des Instituts bei dessen Gründung und 1816 der Französischen Akademie. Er starb 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die «Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets» (Par. 1808; neue Aufl. 1828) sehr wichtig und erfolgreich gewesen.

Siccativ oder Trockenöl ist ein sehr dicker Leinölfirnis, welchen man den zum Anstreichen dienenden, mit gewöhnlichem Oelfirnis angemachten Oelfarben beimischt, um das schnelle Trocknen derselben zu befördern.

Sichem, nach der hebr. Bedeutung des Worts eine auf der Schulter, d. h. unter dem Berghaupte gelegene Ortschaft, ist der Name einer uralten Stadt des mittlern Palästina, welche schon als vor der Einwanderung Abraham's vorhanden erwähnt wird und sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Lage in dem Hauptpasse des palästinensischen Hochlandes zwischen den Bergen Ebal und Garizim verlieh S. eine vorwiegende Bedeutsamkeit in dem Gebiete des Reichs Samarien. Doch war es zur Vertheidigung wenig geeignet und diente den Königen von Israel nur kurze Zeit zur Residenz. In nachexilischer Zeit wurde S. die Hauptcultusstätte der Samaritaner, als welche das Neue Testament seiner unter dem Namen Sychar erwähnt. Von Vespasian im jüd. Kriege zerstört, wurde es unter dem Namen Neapolis wieder aufgebaut und folgte nach seiner Einverleibung in das röm. Weltreich dem allgemeinen polit. Schicksal Syriens. Gegenwärtig heißt die Stadt Nablus (s. d.).

Sicheres Geleit, s. Salvus conductus.

Sicherheitslampen nennt man Lampen, welche für den Gebrauch solcher Arbeiter bestimmt sind, die an Orten arbeiten, wo sich explodirende Gasarten oder sog. schlagende Wetter, namentlich Kohlenwasserstoffe, entwickeln und der Luft beimischen können, also vorzüglich in Steinkohlengruben. Diese Lampen sind mit einer Vorrichtung versehen, welche eine Entzündung der in der Luft befindlichen Gase durch die Flamme der Lampe verhindert. Die erste Lampe dieser

Digitized by Google

Art wurde von H. Davy um 1816 angegeben. Sie gründet sich auf die Erfahrung, daß eine Flamme durch ein kleinlöcheriges Drahtnetz nicht hindurchbrennen kann, und besteht aus einer Oellampe, welche in einem cylindrischen, oben und unten geschlossenen Gehäuse von Drahtgewebe brennt. Diese Lampe war lange in den Kohlengruben ausschließlich in Gebrauch und hat die früher sehr häufigen Explosionen sehr vermindert, aber nicht ganz verhütet. Man hat daher neuerdings mehrere Abänderungen angegeben, welche alle darauf hinausgehen, den Theil der Lampe, wo sich die leuchtende Flamme befindet, aus Glas zu construiren, die Lufteirculation aber nur durch Oeffnungen stattfinden zu lassen, welche gegen das Durchbrennen nach obigem Princip geschützt sind. Hierher gehören die Lampen von Upton und Roberts in England, von Dumenil und Combes in Frankreich und von Mueseler in Belgien. Sie sind theuerer und complicirter, zum Theil viel zerbrechlicher als die Davy'sche; am einfachsten sind noch die Constructionen von Mueseler und Combes.

Sicherheitsventil ist ein Scheiben-, Muschel- oder Kegelventil, welches an Dampfkesseln und hydraulischen Pressen angebracht wird, um beim Ueberschreiten einer gewissen Stärke des innern Drucks sich von selbst zu öffnen und dem Dampfe oder gepreßten Wasser den Austritt zu gestatten, damit der Behälter nicht gesprengt wird. Wenn dieses Ventil gerade im rechten Augenblicke sich heben soll, so muß es durch Gewicht oder Feder mit bestimmter Kraft zugehalten werden. Theoretisch sind S. ein absolutes Mittel zur Verhinderung der Dampfkesselexplosionen; in der Praxis zeigen sie sich wegen verschiedener Umstände nicht so zuverlässig, und man bringt daher öfters neben ihnen noch andere Sicherungsvorrichtungen an.

Sicht bezeichnet im Wechselwesen die Kenntnißnahme von einem Wechsel oder einer Anweisung mittels dessen Durchlesung seitens des Bezogenen. Der Zeitpunkt der S. dient häufig zur Bestimmung der Verfallzeit, indem viele Wechsel zahlbar «bei Sicht» (ital. a vista, franz. à vue, engl. at sight), d. h. unmittelbar nach der ersten Vorzeigung beim Bezogenen (eigentliche Sichtwechsel), oder eine gewisse Zeit (von Tagen, Wochen, Monaten) «nach Sicht» ausgestellt werden. Bei solchen Zeitsichtwechseln läßt sich der Verfalltag nicht eher genau feststellen, als bis der Bezogene sie gesehen und diesen Umstand durch einen Vermerk auf dem Documente beglaubigt hat, welcher Vermerk gewöhnlich in der Erklärung der Annahme (Acceptation) des Wechsels mit beigefügtem Datum besteht. (S. Wechsel.)

Siciliane, eine aus Sicilien stammende künstliche Form lyrischer Dichtung, unterscheidet sich von der achtzeiligen Stanze (ottave rime) dadurch, daß die 7. und 8. Zeile kein besonderes Reimpaar bilden, sondern jene mit der 1., 3. und 5., diese mit der 2., 4. und 6. Zeile reimt, zwei Reime also durch die ganze Strophe hindurchgehen, sodaß dieser dadurch die rechte Abgeschlossenheit abgeht. In ihrer Heimat wird diese Strophe meist zu kleinen Liedern einzeln verwendet und in einer eigenen Sangweise vorgetragen. In das Deutsche hat sie hauptsächlich Fr. Rückert eingeführt.

Sicilien (ital. und lat. Sicilia, griech. Sikelia, franz. Sicile, engl. Sicily), die größte, fruchtbarste, bevölkertste, historisch und archäologisch interessanteste Insel des Mittelmeeres, seit 1860 zum Königreich Italien gehörig, von der Halbinsel Calabrien durch die ½ M. breite Straße von Messina oder den Sicilischen Sund (Fretum Siculum) getrennt und nur 19 M. von dem nächsten Küstenpunkte Afrikas entfernt, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitzen Capo di Faro oder Peloro (Promontorium Pelorum) im Nordosten, Capo di Boeo (Lilybaeum) im Westen und Capo-Passaro oder Passero (Pachynum) im Süden bilden. Die Insel umfaßt mit den administrativ zu ihr gerechneten Liparischen und Aegadischen Inseln sowie den Eilanden Ustica, Pantellaria, Linosa und Lampedusa ein Areal von 531,03 Q.-M. und nach dem Census vom 1. Jan. 1862 eine Bevölkerung von 2,392414, nach der Berechnung für 1. Jan. 1864 aber von 2,455924 E., also durchschnittlich 4545, bezüglich 4625 auf 1 Q.-M. Die 43 M. lange Nordküste hat die Golfe von Palermo und Castellamare, die 29 M. lange Ostküste die Golfe von Catania, Agosta und Syrakus, die 38 M. lange Südküste keinen einzigen tiefer eingeschnittenen Meerbusen aufzuweisen. Die Insel ist sehr gebirgig; große Tiefebenen sind nicht vorhanden. Nur südwärts von Catania breitet sich, zwischen den Flüssen Simeto und Gurnalunga, die gepriesene Ebene von Catania (Ager Leontinus) aus. Noch beschränktern Umfangs sind die Küstenebenen von Milazzo im Nordosten, von Terranuova und Licata im Süden. Abgesehen von der jüngsten Gebirgsbildung der Insel, dem bis zu 10171 F. Höhe aufsteigenden Gebirgsstocke des Vulkans Aetna (s. d.), der ein selbständiges System bildet, sind hauptsächlich zwei Gebirgscomplexe, der eine im Süden, der andere im Norden, zu unterscheiden. Die längs der Nordküste sich hinstreckende Gebirgskette beginnt mit den Monti-Peloridi, die sich von Faro

di Messina an der Ostküste bis an das Thal des Cantara und nach Taormina hinziehen, wo der Monte-Venera 2736 F. hoch ist, während der Dinnamari im Westen von Messina 2906 F. erreicht. Es ist dies ein von tiefen Thälern durchfurchter, theils kahler, theils mit reicher Vegetation bedeckter Rücken, der mit dem calabrischen Apennin übereinstimmt, als dessen Fortsetzung er betrachtet wird. Westlich von Taormina, vom Pizzo di Bonari an, wendet sich das Gebirge unter dem Namen Monti-Nebrodi (Neurodes Montes) völlig gegen Westen und erreicht südlich von Cefalu seine größte Höhe in der Gruppe des Monte-Madonia, der 5930 oder 5510, nach andern 6300 F. Höhe hat. Weiter westlich von Termini ist der Gebirgszug sehr durchbrochen und löst sich in einzelne Rücken und isolirt stehende Berge auf. Der höchste derselben ist der 3226 F. hohe Monte-Cuccio. Dieser nördl. Gebirgszug fällt in felsigen Formen unmittelbar zur Meeresküste ab, steiler und jäher als das Südgehänge, dessen Fuß 1000—1200 F. über der Meeresfläche bleibt. Es legt sich nämlich der Südseite ein Plateau mit weitverbreiteten Massen tertiärer und vulkanischer Bildungen an, das sich südwärts ganz allmählich abdacht und im Innern hier und da inselartige Bergpartien mit steilen Rändern trägt, die bestimmt auf einen ehemaligen Zusammenhang deuten. Von besonderer Wichtigkeit ist als zweiter Gebirgscomplex das aus Ur- und Muschelkalk gebildete Plateau der Südostseite der Insel, dessen Berge (Montes Heraei) im Monte-Rosso bei Palazzolo 2610, in dem Monte-Laura 2373 F. erreichen. In dem südl. und südöstl. Gebiete des Gebirgscomplexes befinden sich die weltberühmten Schwefellager der Insel, die im Süden das Meer, im Westen die Straße von Girgenti nach Lercara, im Norden eine Linie von Lercara ostwärts bis Centorbi und eine zweite von da zur Küste umgrenzt. Mineralquellen und Bäder, größtentheils Schwefelthermen, schon im Alterthum berühmt, sind die von Sciacca (s. d.), von Termini, von Termini di Castro (unweit Barcellona), von Ali bei Messina u. s. w. Der Reichthum an Schwefel und Schwefelthermen, die Schlammvulkane im Gebiete von Girgenti und Caltanisetta, die Naphthaquellen bei Mistretta, die Steinölquellen bei Caltanisetta, die nicht seltenen Erdbeben und andere Erscheinungen kennzeichnen, auch abgesehen vom Aetna, die Insel als ein größtentheils vulkanisches Revier, zu welchem auch die Liparen (s. d.) gehören. Infolge der fast gänzlichen Entwaldung herrscht auf der Insel große Wasserarmuth. Flüsse sind zwar in Menge vorhanden, aber die meisten liegen im Sommer trocken, während sie im Winter und Frühjahr plötzlich als wilde Bergströme Verwüstung anrichten und überdies die Herstellung und Erhaltung der Communication erschweren. Die bedeutendsten Flüsse sind im Osten die aus Vereinigung des Simeto und der Gurnalunga gebildete Giaretta, im Süden der Fiume-Salso, der Fiume-Platani, der Fiume-Belici. Der größte See S.s ist der Biviere die Lentini, im Thale des im Süden der Giaretta mündenden Fiume-San-Lionardo, der im Sommer die Umgegend durch seine Ausdünstungen verpestet.

Infolge des Wassermangels ist die einst so bedeutende Fruchtbarkeit der Insel, die ihr den Namen der Kornkammer Italiens verschafft hatte, sehr zurückgegangen. Etwa 18,8 Proc. der Bodenfläche sind unproductiv; aber auch von den übrigen 81,2 Proc. besteht nur ein geringer Theil aus angebauten Ländereien. In der Höhe von mehr als 1000 F. finden sich selten cultivirte Felder, da mit diesem Niveau die dem Anbau günstigen Bodenverhältnisse aufhören. Dagegen bieten die vulkanischen Massen des Aetna und des südöstl. Theils der Insel sowie die kleinen Küstenebenen der Vegetation unter Mitwirkung des warmen südital. Klimas äußerst günstige Verhältnisse dar. Vor allen berühmt ist durch Anbau und Fruchtfülle die Ebene von Catania. Hier gedeihen nicht nur alle Getreidearten, der Weinstock (s. Sicilische Weine), edle Südfrüchte, Mandeln, Granaten, Pistazien, Johannisbrotbäume, Mannaeschen, Sumach, und die Papyrusstaude (bei Syrakus), sondern auch das Zuckerrohr, die Baumwollstaude, die Dattelpalme, Agaven, Cactus und einige andere Repräsentanten der Tropenwelt. Diese Gegenden sind zugleich die cultivirtesten der ganzen Insel. Das Innere S.s dagegen liegt größtentheils wüst, obgleich die Culturfähigkeit des Bodens dargelegt ist. Die freiwillige Vegetation des innern Plateau ist infolge der Dürre außerordentlich mager, einförmig, steppenartig. Weite Landstriche sind von Zwergpalmen, Cisten und anderm Gestrüpp eingenommen und bieten den Heerden magerer Rinder und grobwolliger Schafe eine dürftige Weide. Nur in der Umgebung der größern Ortschaften hat die Cultur mit geringer Anstrengung fruchtbare Oasen geschaffen. Im allgemeinen wird selbst in den begünstigtsten Gegenden die Landwirthschaft äußerst nachlässig betrieben. Künstlich bewässerte Felder (ortaggi) sind bei der Indolenz der großen Grundbesitzer selten, und die Mittel der kleinen Pächter und Afterpächter, deren Verhältnisse den irländischen ähnlich, reichen selbst bei größerer Betriebsamkeit nicht hin, dergleichen Meliorationen ins Leben zu rufen. Weizen, Gerste und Bohnen werden in großer Menge gebaut. Doch genügt der

Weizen nicht mehr dem Bedarf, seitdem viel Weizenboden in Baumwollfelder umgewandelt wurde. Baumwolle bildet jetzt einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Dazu kommen Wein, Rosinen, Sumach, Südfrüchte, Mandeln, Olivenöl, Nüsse, Kapern, Soda, Pistazien, Manna, Lakritzen, Taback und Leinsamen. Auch die Viehzucht ist sehr vernachlässigt. Die ganze Insel besitzt nur etwa 600000 Schafe, darunter wenig veredelte. Erwähnenswerth ist die unter dem Namen Bistocha bekannte seidenartige Wolle. Die Seidencultur, schon seit 1130 eingeführt und von hier aus in Italien verbreitet, ist in mancher Gegend belangreich. Doch betrug 1861 die Coconernte nur 2⅕ Mill. Kilogrammen (so viel wie im Kirchenstaat). Bienenzucht wird viel getrieben und guter Honig zur Ausfuhr gebracht. Sehr bedeutend ist der Thunfisch- und Sardellenfang, und an der Westküste gewinnt man schöne Korallen. Zur Ausfuhr kommen an animalischen Producten, außer Seide und Fischen, noch Felle, Wolle, Knochen und Kanthariden. Das Mineralreich bietet Silber, Kupfer und Blei, aber Bergbau auf diese Metalle wird nicht getrieben. Dagegen liefert die Insel Stein- und Seesalz in großer Menge, Marmor in vielen Arten, Chalcedone und die schönsten Achate, auch etwas Anthracit, Alaune, Salpeter und Zinnober. Schwefel ist mineralisches Hauptproduct. Die Insel hat über 700 Schwefelgruben, um mehr als 30 Hauptmittelpunkte concentrirt, dem jedesmaligen Grundeigenthümer gehörig. Doch nur etwa 200 Gruben verdienen den Namen von Bergwerken, und unter diesen sind kaum 50 von Bedeutung. Zwei Drittel sämmtlicher Gruben befinden sich in den Provinzen Girgenti und Caltanisetta, von denen die letztere die Hälfte alles Schwefels liefert. Die Art der Ausbeutung ist höchst mangelhaft; auch fehlt es an Brennholz und Kohlen sowie an Communicationswegen. Die jährliche Production beläuft sich auf 150—160000 Tonnen (à 20 Ctr.), im Werthe von 25 Mill. Lire. Der Manufactur- und Fabrikbetrieb ist im ganzen unbedeutend. Nicht unerheblich ist jedoch die Seiden- und Baumwollindustrie in Catania, Palermo und Messina. Aci-Reale liefert ausgezeichnete Leinen- und Baumwollwaaren, Messer und Scheren. Messina fabricirt auch Wollwaaren, Leder, Steingut und Essenzen; Palermo Korallenwaaren, Geschmeide, Tischlerarbeiten, Leder und Wachs; Catania außer Geweben und Leder auch Kunst- und Luxusgegenstände aus Lava und Marmor, Süßholzsaft u. s. w.; Caltagirone schöne Thongefäße und farbige Statuetten. Der Seehandel, dessen Mittelpunkte Messina, Palermo und Catania, wozu noch für Schwefel (außer den beiden erstern) Girgenti, Licata, Terranuova, für Wein Marsala kommen, befindet sich, soweit er nach dem Norden geht, in den Händen deutscher Kaufleute, die im Laufe dieses Jahrhunderts die Engländer sehr zurückgedrängt haben. Auch zwei Drittel des Manufacturimports geht durch die Hände deutscher und schweiz. Kaufleute. Der Export übersteigt den Import bedeutend und wird noch bedeutender überwiegen, wenn durch Aufhebung der Klöster, Zerschlagung der großen Grundstücke, Herstellung von Eisenbahnen und Eintritt größerer Sicherheit im Innern Landbau, Bergbau und Industrie zu größerer Entwickelung gelangen. Während 1845 die ganze Einfuhr gegen 6½, die Ausfuhr 9½ Mill. Thlr. betrug, belief sich 1860 der Import und Export in Palermo allein auf 26,971000 und 43,712000 Lire, in Messina 1861 der Export auf 17,262050, in Catania der Export auf 6,952800, der Import auf 2,424750 Lire (à 8 Sgr.). Der Binnenhandel ist durch den theilweise gänzlichen Mangel an fahrbaren Straßen sehr erschwert. Von Eisenbahnen war 1868 die kleine Strecke von Palermo nach Termini im Gange; im Bau begriffen die Fortsetzung dieser Linie über Castrogiovanni und Catania nach Messina. An diese Bahn sollen sich die zwei Zweigbahnen von Catania nach Syrakus und von Camposraneo nach Girgenti anschließen. Auch nach Licata soll ein Seitenstrang gelegt werden, und projectirt ist eine Bahn von Palermo nach Trapani und Marsala. Submarine Kabel verbinden die Insel mit Reggio (1,08 M.), mit Sardinien (52,71 M.), der Küste von Algier (56,18 M.) und mit Malta (13 M.), von wo ein Kabel nach Tripoli u. s. w. führt.

Die Sicilier, ein Gemisch der zahlreichen Völkerstämme, welche über die Insel geherrscht haben, der Punier, Griechen, Römer, Ostgothen, Byzantiner, Sarazenen, Deutschen, Provenzalen, Franzosen und Spanier, sind gutmüthig, mäßig, gastfrei, unter verständiger Leitung thätig, außerdem von einer Vaterlandsliebe beseelt, der jedes Opfer möglich ist. Wie alle Tugenden, besitzen sie auch alle Fehler des Südländers, und Haß und Liebe treten bei ihnen, wie alle Leidenschaften, in extremer Glut auf. Die arge Vernachlässigung des Volksunterrichts hat das Volk in großer Unwissenheit erhalten. Eine verrottete Regierungs- und Verwaltungsweise seit Jahrhunderten und mittelalterliche Agrarverhältnisse führten eine Verarmung und Verkommenheit des socialen Lebens der Bevölkerung herbei, die im größten Contrast steht zu der reichen natürlichen Ausstattung der Insel, der «Perle des Mittelmeeres». Der Adel S.s, welcher 127 Fürsten, 78 Herzoge, 130 Marquis und eine große Menge meist unbemittelter, zum Theil armer Grafen

zählt, wird auf 2459 Familien angegeben. Die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen ist übermäßig groß und beläuft sich noch über 40000. Von der Bevölkerung leben 57 Proc. auf dem platten Lande, 43 Proc. in den sehr zahlreichen (354) Städten. 1864 konnten von 1000 E. nur 87,90 lesen und schreiben, 9,76 etwas lesen und schreiben, 902,34 weder lesen noch schreiben. Doch bestehen jetzt überall Volksschulen, in den Städten technische oder Realschulen, ferner 17 Gymnasien oder königl. Collegien, 3 Lyceen, 10 Seminarien und 12 Akademien. Universitäten sowie Akademien der Wissenschaften und Künste befinden sich zu Palermo, Messina und Catania. Schiffahrtsschulen sind eröffnet zu Palermo, Trapani, Messina, Riposto, Catania und Syrakus. Zu Palermo und Catania bestehen Sternwarten. Größere öffentliche Bibliotheken (ohne die der Universitäten) haben Palermo (3), Trapani und Syrakus, bedeutende Klosterbibliotheken Catania, San-Martino (bei Palermo) und Messina. Museen bestehen zu Palermo, Catania und Syrakus. Nach der histor., aus der Zeit der Sarazenenherrschaft stammenden Eintheilung der Insel zerfällt dieselbe in die drei Bezirke: Val di Demona im Nordosten, Val di Noto im Südosten, Val di Mazzara im Nordwesten. Seit 1817 hat man die Insel in 7 Intendanturen, jetzt Provinzen oder Präfecturen getheilt: Palermo, Trapani, Girgenti, Caltanisetta, Catania, Syrakus (früher Noto) und Messina, die zusammen 175 Mandamenti mit 362 Communi umfassen. In kirchlicher Beziehung zerfällt S. in 19 Diöcesen: 5 erzbischöfliche (Palermo, Monreale, Messina, Catania und Syrakus) und 14 bischöfliche. In Messina hat, außer dem Erzbischofe, auch ein Archimandrit mit gleicher Befugniß seinen Sitz für die auf der Insel wohnenden unirten Griechen (in 11 Gemeinden mit 21081 E.). Die oberste Gerichtsbehörde ist der Cassationshof zu Palermo. Unter diesem stehen die Appellationshöfe von Palermo, Messina und Catania. In den Hauptstädten der Provinzen bestehen außerdem noch Bezirksgerichte.

Die ältesten Bewohner der Insel S. waren Sikaner, ein Volk iberischen Stammes, die um 1100 v. Chr. durch die vom ital. Festlande eingewanderten Sikeler oder Sikuli nach dem Westen der Insel zurückgedrängt wurden, wo noch in geschichtlicher Zeit Hyккara (Carini im Westen von Palermo) eine freie Sikanerstadt war. Aus einer Mischung von Sikanern und Trojanern sollen die Elymer hervorgegangen sein, welche Egesta oder Segesta (s. d.), den Eryx mit dem Hafen Drepanum (Trapani) und die Stadt Entella bewohnten. Die Sikeler gründeten eine Menge Städte und kleine Fürstenthümer, die sich noch in späterer Zeit von der mittlern Nordküste tief in das Innere der Insel ausbreiteten. Frühzeitig hatten die Phönizier auf den Landspitzen der Küste und den vorliegenden Inselchen Factoreien gegründet und ihre Culte verbreitet. Aber erst die Griechen traten erobernd, Colonien gründend und civilisatorisch auf, zunächst auf der Ostküste, wo sie auf die Sikeler stießen. Zuerst gründete hier 735 Theokles aus Athen mit Euböern von Chalcis die Colonie Naxos an der Mündung des jetzigen Cantara. Schon 734 wurde Syrakus von Doriern aus Korinth, 732 Messana-Zankle (Messina) von Chalcis und Kyme, 730 Leontini und Catana von Theokles, 728 Megara-Hybläa (am Busen von Agosta) von Megaris, 690 Gela (Terranuova) von Rhodus und Kreta aus, 664 Akrä (Palazzolo) und Enna (Castrogiovanni) von Syrakus, 648 Himera (bei Termini) von Messana, 644 Casmenä (Scicli südwestlich von Modica), 628 Selinus von Megara-Hybläa, 599 Camarina (südlich von Vittoria) von Syrakus, 582 Akragas oder Agrigentum (Girgenti) von Gela aus angelegt. Diese schnelle Ausbreitung der Griechen auf der Insel beweist, daß die in einzelne Stämme zerfallenden Sikeler denselben keinen ernstlichen Widerstand zu leisten vermochten. Sie wurden den Griechen, den Sikelioten, zinspflichtig und mußten ihre Aecker als halbfreie Knechte bebauen, während in den Städten der griech. Adel als Grundbesitzer (Gamoren) herrschte. Aber um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. stockte die Hellenisirung der Insel und des Westens überhaupt, wol infolge des engern Bündnisses, in welches die Italiker mit den Karthagern getreten waren. Gleichzeitig erschütterten Verfassungskämpfe die griech. Colonien. Um 500 herrschten in den bedeutendsten Städten Tyrannen, von denen Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent, verschwägert und verbündet, die griech. Herrschaft vor dem ihr drohenden Untergange bewahrten, als gleichzeitig mit dem zweiten Perserkriege die Karthager, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Xerxes, über die Hellenen des Westens herfielen. Die Schlacht bei Himera 480 rettete nicht blos diese Städte vor dem Barbarenthum der Semiten, sondern das ganze Hellenenthum S.s. Es begann die kurze Blütezeit, nur getrübt durch die Vernichtung der chalcidischen Städte der Ostküste durch Gelon und Hieron I. Ein großer Theil der Tempel, Theater, Wasserleitungen u. s. w. zu Syrakus, Agrigent, Selinus, Himera und in andern Städten, deren Reste noch Bewunderung erregen, entstand zwischen 480 und 450. Doch Verfassungskämpfe der einzelnen Stadtgemeinden, die Demokratisirung derselben, der stets sich geltend machende Gegensatz dorischer und ionisch-achäischer

Digitized by Google

Städte führten eine Katastrophe herbei, welche der große athenische Feldzug gegen Syrakus (415—413) vorbereiten half. Nach der schmählichen Niederlage Athens strebte Syrakus als erste griech. Seemacht nach der Herrschaft über ganz S. und über Unteritalien. Die Karthager, seit der Niederlage bei Himera auf den Besitz von Panormus (Palermo), Solûs (Solanto, südöstlich von Palermo) und Motye (Isola di San-Pantaleo, zwischen Marsala und Trapani) beschränkt, brachen jetzt von dort aus nach dem Osten vor. Selinus und Himera wurden 409 zerstört, gleichzeitig Segesta erobert, 406 Agrigent genommen, 405 Gela und Camarina besetzt und tributpflichtig gemacht, 396 Messana geschleift. Diese Ereignisse brachten Dionysius I. zur Herrschaft von Syrakus (s. d.). An die Geschichte dieser Stadt knüpften sich fortan die Geschicke von ganz S., mit Einschluß der Invasion des Epirotenkönigs Pyrrhus und des ersten Punischen Kriegs (s. d.), welcher 264 über die Beherrschung der Insel zwischen Rom und Karthago ausbrach und 241 mit der Theilung derselben zwischen Rom und Syrakus endete. Im zweiten Punischen Kriege wurde sodann 212 auch Syrakus und 210 Agrigent von den Römern erobert. Die ganze Insel war nun eine röm. Provinz, die in die zwei Quästuren Lilybätana und Syracusana zerfiel. Anfänglich suchten die Römer den während der langen Kriege heruntergekommenen Ackerbau S.s zu heben, aber nur um die Insel desto mehr ausbeuten zu können. Die von den Karthagern entlehnte Plantagewirthschaft machte es zwar zur Kornkammer Italiens, aber auch zum Schauplatz der Sklavenkriege (135—132 und 102—100), welche die Insel noch mehr verwüsteten als die Punischen Kriege. S. kam unter den röm. Prätoren immer mehr herunter. Den M. Aemilius Lepidus (82) überbot noch der berüchtigte Verres, welcher (73—71) die Insel sogar ihrer kostbarsten Statuen und Bildwerke beraubte. Auch die Bürgerkriege zwischen Pompejus und Octavianus beschleunigten den Verfall, sodaß Kaiser Augustus der Insel durch Zuführung von Colonien, Gründung und Wiederherstellung von Städten wieder aufhelfen mußte. Doch die Kraft des Landes blieb gebrochen. Das Christenthum scheint von Rom aus nach S. gekommen zu sein. Es fand auch hier seine Märtyrer, namentlich zu Lentini, breitete sich aber dennoch in der Mitte des 3. Jahrh. rasch aus. Durch Kaiser Konstantin ward endlich seine Herrschaft entschieden.

Seit des Augustus Reichseintheilung (27 v. Chr.) hatte die Insel S. die erste der zehn senatorischen Provinzen, dann nach der Eintheilung des Dioeletianus eine Provinz der Diöcese Italien gebildet. Im J. 395 n. Chr. wurde sie bei der Reichstheilung zum weström. Reiche geschlagen, dessen Geschick sie bald theilte. Des Westgothen Alarich Versuch, nach S. überzusetzen, scheiterte nur an dem Untergang seiner Schiffe im sicil. Sunde (410). Der Vandale Genserich belagerte von Afrika aus 440 Palermo und eroberte Lilybäum (Marsala). Der Ostgothe Theoderich bemächtigte sich 493 der ganzen Insel. Zwar wurde sie 535 durch Belisar dem byzant. Reiche einverleibt und so wiederum in ein, wenn auch modernes Griechenthum hineingezogen. Kaiser Konstans II. verlegte sogar die Residenz des Ostreichs 663 nach Syrakus, wurde aber 668 hier ermordet, nachdem Araber 664 die Stadt geplündert hatten. Aber erst 827 landeten zur Eroberung die Sarazenen, vom byzant. Statthalter Euphemius herbeigerufen, bei Mazzara unter Ased-ibn-Forrât. 830 fiel sodann Palermo in ihre Hände, das von nun an die Hauptstadt der Insel wurde und blieb. Die Sarazenen breiteten sich inzwischen immer mehr aus, und 878 bezwang Ibrahim-ibn-Ahmed auch Syrakus. Die Christen behaupteten sich zuletzt nur noch in der Nordostecke der Insel, wo jedoch 901 Taormina und endlich 965 auch Rametta (südwestlich von Messina) genommen wurde. Obschon so die ganze Insel ein Besitzthum der Sarazenen war, gelangte sie doch zu keinem wirklichen Frieden, da der Gegensatz zwischen den Arabern und den afrik. Berbern, aus welchen die Eroberer bestanden, fortwährend zu blutigen Fehden unter denselben führte. Dazu kam noch der Wechsel der Dynastien. Zuerst herrschten die Aglabiden von Kairwan (Tunis). Dann wurde S. unter den Fatimiden Aegyptens ein selbständiges Emirat. Die zweite Hälfte des 10. Jahrh. war die glücklichste Periode S.s unter mohammed. Herrschaft. Dann pflanzte sich von Afrika, wo die Zereiden zur Herrschaft gelangt waren, der blutige Kampf zwischen den Sunniten und Schiiten nach der Insel herüber, und der Aufstand verschiedener Städte beschleunigte den Untergang der mohammed. Herrschaft. Doch hatte sich der Wohlstand der Insel während derselben bedeutend gehoben. Ackerbau, Industrie und Handel waren von neuem erblüht, sodaß als im 11. Jahrh. die Normannen (s. d.) S. eroberten, diese die reichste Beute fanden. Im J. 1061 schritt Robert Guiscard, Herzog von Apulien, mit seinem Bruder Roger zur Eroberung der Insel, nachdem Ibn-Thimna von Syrakus schon einmal um ihre Hülfe angesucht hatte. Doch führte die erste Unternehmung nicht sofort zum Ziele. 1071 landete nun Roger mit seinen Normannen aber-

mals, eroberte 1072 Palermo, 1085 Syrakus und bis 1091 die ganze Insel nebst Malta. Roger (Ruggiero), der von seinem Bruder S. als Grafschaft zu Lehn erhalten hatte, starb 1101. Sein Sohn Roger II. erbte 1127 bei dem Erlöschen der Linie Robert Guiscard's auch das Herzogthum Apulien (Süditalien) und ließ sich 1130 zu Palermo, der Hauptstadt seines Reichs, zum König beider Sicilien krönen. Unter ihm blühte die Insel mächtig auf; seine Flotten schlugen die Angriffe der Sarazenen und Byzantiner zurück. In dem nach seines Enkels, Wilhelm's II., Tode 1189 ausgebrochenen Erbfolgestreite erklärten sich die Sicilier für Tancred, einen natürlichen Sohn Roger's, gegenüber den Erbansprüchen des hohenstaufischen Kaisers Heinrich VI., der nach Tancred's baldigem Tode dessen Sohn Wilhelm III. 1194 überwand und die Herrschaft seines Hauses in beiden Sicilien begründete.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen behauptete vorübergehend Karl von Anjou seine Herrschaft in S., die aber 1282 durch das Blutbad der Sicilischen Vesper (s. d.) gebrochen wurde. Messina schlug den Angriff Karl's in heldenmüthiger Vertheidigung ab, und Peter III. von Aragonien, Eidam des Hohenstaufen Manfred, wurde als Peter I. Herr der Insel, die von nun an wieder 160 J. von Neapel getrennt blieb. In dieser Zeit gerieth jedoch die Insel in tiefen Verfall durch die anhaltenden Kriege mit den Anjous von Neapel, während zugleich der zur Macht gelangte Adel ein geordnetes Staatswesen unmöglich machte. Peter's I. zweiter Sohn, Jakob der Gerechte, erhielt nach seines Vaters Tode 1285 die Insel. Da dieser aber 1291 König von Aragonien wurde, folgte ihm 1296 auf S. sein jüngerer Bruder Friedrich II., diesem 1337 Peter II., 1342 Ludwig und 1355 dessen Bruder Friedrich III. Mit diesem erlosch 1377 die männliche Linie des aragonischen Königsstammes, und so fiel die Insel an Friedrich's III. minderjährige Erbtochter, welche 1382 nach Barcelona entführt und 1385 mit dem Prinzen Martin von Aragonien vermählt wurde. Dieser Martin I. war, nach Maria's Tode (1402—1409) Alleinherrscher in S. Da er auch von seiner zweiten Gemahlin, Blanca von Castilien, keine Nachkommen hinterließ, so beerbte ihn sein Vater König Martin II. von Aragonien, nach dessen Tode 1410 ein zweijähriges Interregnum eintrat. Hierauf wurde Ferdinand I., Infant von Castilien und König von Aragonien, Martin's II. Oheim von mütterlicher Seite, König von S. Diesem folgte 1416 sein ältester Sohn Alfons (als König von Aragonien Alfons V.), der 1442 auch König von Neapel wurde und so das Königreich beider Sicilien wiederherstellte. Die Insel blieb nun mit Spanien vereinigt (unter der aragonischen, der habsburgischen und der bourbonischen Dynastie), bis sie 1713 im Utrechter Frieden als Königreich Sicilien an Victor Amadeus von Savoyen fiel. Schon 1720 gelangte sie indessen, gegen Abtretung der Insel Sardinien, an Oesterreich (Karl VI.), 1735 aber nebst Neapel durch den Wiener Frieden an den span. Infanten Don Carlos. Als dieser 1759 König von Spanien (Karl III.) wurde, überließ er S. und Neapel als Secundogenitur seinem dritten Sohne Ferdinand. Die Insel war seitdem, mit kurzer Unterbrechung während der Napoleonischen Herrschaft, ein Bestandtheil des Königreichs beider Sicilien und theilte dessen Geschicke.

Treffliche Schilderungen S.s enthalten die Reiseberichte von Bartels (3 Bde., Gött. 1787—92), Münter (2 Bde., Kopenh. 1790), F. Leopold von Stolberg (4 Bde., Königsb. 1794), Kephalides (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1822), Parthey (2 Bde., Berl. 1834—40), Goldhann («Aesthetische Wanderungen in S.», Lpz. 1855), Gregorovius («Siciliana», 2. Aufl., Lpz. 1865), Löher («Neapel und S.», 2 Bde., Münch. 1864); ferner sind zu nennen: Smith, «Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824); Neigebaur, «S., dessen polit. Entwickelung und jetziger Zustand» (Lpz. 1848); Amico, «Dizionario topografico della Sicilia» (2 Bde., Palermo 1855). Neuere Arbeiten über die Geschichte der Insel sind: Castelli di Toremuzza, «Fasti della Sicilia» (2 Bde., Messina 1820); Bianchini, «Storia economico-civile de Sicilia» (2 Bde., Palermo 1841); Di Blasi, «Storia del regno di Sicilia» (3 Bde., Palermo 1844); San-Filippo, «Compendio della storia di Sicilia» (7. Aufl., Palermo 1859); Bazencourt, «L'histoire de la Sicile sous la domination des Normands» (Par. 1846); Amari, «Storia dei musulmani di Sicilia» (Flor. 1853) und «Biblioteca Arabo-Sicula» (Par. und Lpz. 1856 fg.); La Lumia, «Storia della Sicilia sotto Guglielmo II.» (Flor. 1867); Gemelli, «Storia della siciliana rivoluzione del 1848—49» (Bologna 1867 fg.); La Varenne, «La révolution sicilienne et l'expédition de Garibaldi» (Par. 1860). Vgl. Gallo, «Sugli scrittori di Storie di Sicilia» (Palermo 1867).

Sicilien (Königreich beider). Das ehemalige Königreich beider S., das seit 1860 dem jetzigen Königreich Italien (s. d.) einverleibt ist, umfaßte die südl. Hälfte der ital. Halbinsel und die Insel Sicilien nebst den benachbarten kleinen Inseln und hatte im ganzen einen Flächeninhalt

von 2086,6 Q.-M. mit (Ende 1861) 9,179703 E. Das Königreich wurde eingetheilt in das Gebiet diesseits der Meerenge (dominj al di quà del Faro) oder Neapel, und das Gebiet jenseits der Meerenge (dominj al di là del Faro) oder Sicilien (s. d.).

Das festländische Gebiet Neapel war im Norden vom Kirchenstaat, im Osten vom Adriatischen, im Süden und Westen vom Mittelländischen Meer begrenzt und umschloß vormals zwei kleine, zum Kirchenstaat gehörige Enclaven Benevent (s. d.) und Ponte-Carvo (s. d.), die aber seit 1860 mit Neapel vereinigt sind. Dieses festländische Gebiet umfaßte 1554 Q.-M. und zählte (1861) 6,787289 E. von ital. Abstammung, mit Ausnahme von über 75000 Albanesen und 2000 Juden. Der südwestl. Theil wird noch mit dem alten Namen Apulien (s. d.), die südwestl. Halbinsel Calabrien (s. d.) benannt. Gegenwärtig ist das Land in 16 Provinzen eingetheilt: Aquila, Avellino, Bari, Benevento, Campobasso, Caserta, Catanzaro, Chieti, Cosenza, Foggia, Lecce, Neapel, Potenza, Reggio-Calabria, Salerno und Teramo. Der Boden des Landes wird gebildet durch die Fortsetzung des Apennin, von dem sich auf beiden Seiten fruchtbare Thäler nach dem Meer hin absenken. Derselbe ist vulkanisch, besonders weiter gegen Süden, und das Land häufig durch Erdbeben heimgesucht. Die steppenartigen Ebenen am Adriatischen Meer und am Meerbusen von Tarent sind wenig bewässert; dagegen ist der westl. Theil ausreichend bewässert und sehr fruchtbar, überhaupt die reizendste Gegend Italiens. Die höchsten Punkte des Apennin sind der Monte-Corno oder Gran-Sassa (8934 F. hoch) und der Amaro (8550). Ganz isolirt liegt der Vesuv (s. d.). Die Flüsse sind unbedeutend, und selbst der Garigliano (s. d.) ist nur eine kurze Strecke schiffbar. Unter den Landseen ist der $3^3/_4$ Q.-M. große Lago di Celano (s. d.) zu bemerken. Das Klima ist im allgemeinen mild und gesund. In den Ebenen ist der Winter für gewöhnlich nur eine rauhere Regenzeit, und Schnee fällt sehr selten; nur in den Abruzzen (s. d.) kennt man den strengen Winter. Der Sommer ist allerdings sehr heiß, und wenn der Sirocco weht, wird die Temperatur fast unerträglich. Die Haupterzeugnisse des Landes sind: Weizen, Reis und edle Südfrüchte aller Art; Hanf und Flachs besonders in Calabrien; Baumwolle, Oel, Rosinen und Wein, namentlich Lacrymae Christi und Vino Greco. Aus dem Thierreich: Pferde von sehr edler Art; Schafe mit feiner Wolle in den Steppen Apuliens; Ziegen, als gewöhnliches Hausthier, Esel und Maulesel; Büffel in Calabrien; Schweine, besonders in den Abruzzen; Bienen, besonders auf der südöstl. Halbinsel; Wachteln und alle Arten Geflügel; Fische in Menge, namentlich Thunfische, Sardellen, Muränen, auch Austern und Muscheln. Aus dem Mineralreich: See- und Steinsalz, Salpeter, Alaun, vornehmlich aber Schwefel, Puzzolanerde, Marmor, Alabaster, Bimsstein und Lava. Metalle werden nur wenige gewonnen. An Holz fehlt es. Die Neapolitaner sind lebhaft, geistvoll und gutmüthig. Doch durch Feudallasten, schlechte Justiz und Verwaltung bedrückt und verarmt, überließ das Volk sich nur zu sehr einem leichtsinnigen Lebensgenusse und machte die reichen Naturschätze seines Landes nicht recht nutzbar. Die Mundart weicht bedeutend ab von der ital. Schriftsprache. In den südl. Provinzen, namentlich in Lecce, haben auch Albanesen (s. d.) oder Arnauten ihre Sitze, welche im 15. Jahrh. hier einwanderten. Viehzucht, Ackerbau und Fischerei sind die Hauptnahrungszweige; doch ist das Land nur zum kleinern Theil ordentlich angebaut. Der Gewerbfleiß steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Nur in den größern Städten (Neapel, Bari, Foggia, Andria, Barletta, Molfetta, Trani, Salerno, Tarent u. s. w.) finden sich Seiden-, Woll- und Baumwollfabriken; auch fertigt man Leinwand, Metallwaaren und Kunstsachen aus Marmor und edeln Steinarten. Der Seehandel beschränkt sich vorzugsweise auf Küstenfahrt und Küstenhandel, und meist nur die Häfen der Berberei, Aegyptens und der Jonischen Inseln werden von neapolit. Schiffen besucht. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Kanälen und schiffbaren Flüssen erschwert; Eisenbahnbauten wurden im größern Maßstabe erst unter der jetzigen ital. Regierung betrieben. In wissenschaftlicher Bildung sind die Neapolitaner im ganzen weit zurück, wenn es auch unter der Elite des Volks ausgezeichnete Talente gibt. Am lebhaftesten wird die Alterthumskunde betrieben, und der Kunstsinn ist am meisten rege für Musik. Die herrschende Kirche ist die römisch-katholische mit 21 Erzbischöfen (Acerenza und Matera, Amalfi, Bari, Benevent, Brindisi, Capua, Chieti, Conza, Cosenza, Gaëta, Lanciano, Manfredonia, Monreale, Neapel, Otranto, Reggio, Rossano, Salerno und Acerna, San-Severino, Sorrento, Taranto). Die Albanesen, welche sich zur griech.-unirten Kirche bekennen, genießen jetzt volle Cultusfreiheit. Das Unterrichtswesen war bis auf die neueste Zeit in sehr schlechtem Zustande. In der Hauptstadt Neapel hatte etwa ein Viertel der Einwohner Unterricht erhalten; auf dem Lande war die Zahl der Unterrichteten verhältnißmäßig noch geringer. Wie die Geistlichkeit, so ist auch der Adel sehr zahlreich und zum Theil reich begütert.

Unteritalien empfing seine erste Cultur von den Griechen, die im 8. Jahrh. v. Chr. hier zahlreiche Colonien anlegten, und wurde deshalb auch Großgriechenland (s. d.) benannt. Unter den griech. Pflanzstädten waren die berühmtesten Tarent, Sybaris, Kroton, Kumä und Neapolis (die jetzige Stadt Neapel). Nach der Eroberung Tarents durch die Römer, 272 v. Chr., wurde ganz Unteritalien eine Provinz des Römischen Reichs (s. d.) und theilte seitdem die Schicksale der ital. Halbinsel, welche nach dem Umsturze des weström. Reichs 476 erst von Odoacker, dann von den ostgoth. Königen beherrscht und endlich durch Belisar und Narses wieder für das byzantinische (oström.) Kaiserthum erobert wurde. Als die Longobarden 568 den größten Theil der Halbinsel sich unterwarfen, behaupteten die Byzantiner in Unteritalien nur die Städte Gaëta, Neapel und Amalfi nebst Umgegend sowie die südwestl. Halbinsel (früher Bruttium), auf welche damals der Name Calabrien übertragen wurde. Ein byzant. Statthalter zu Neapel, welcher Herzog (dux, strategos) oder Patricius genannt ward, führte die Verwaltung; doch gewannen allmählich Amalfi und Gaëta eine thatsächliche Unabhängigkeit als republikanische Freistädte unter ihren vom Volk gewählten Herzogen. Das übrige Unteritalien beherrschten seit 571 die longobard. Herzoge von Benevent (s. d.), die auch nach dem Umsturze des longobard. Königreichs durch Karl d. Gr. ihre Herrschaft behaupteten. Aber seit 850 löste das Herzogthum Benevent sich in mehrere Fürstenthümer auf (Benevent, Salerno, Capua). In den wiederholten Fehden zwischen den byzant. und longobard. Machthabern wurden die Araber oder Sarazenen, die schon seit 827 auf der Insel Sicilien sich festgesetzt hatten, bald von der einen, bald von der andern Partei zu Hülfe gerufen. Die Folge war, daß auch diese in Unteritalien festen Fuß faßten; namentlich entstand eine dauerhafte arab. Colonie auf der Halbinsel des Monte-Gargano am Adriatischen Meer. Allmählich gewannen jedoch die Byzantiner die Oberhand und eroberten einen großen Theil von Apulien, welcher die longobard. Provinz (thema) genannt und von einem Generalgouverneur (katapan), der vom J. 871—1070 in der Stadt Bari seinen Sitz hatte, regiert wurde. Aber das Land kam nicht zur Ruhe, denn die Byzantiner hatten fortwährend mit den Sarazenen, den longobard. Großen und den republikanischen Städten zu kämpfen. Auch die Päpste und die deutschen Kaiser aus dem sächs. und fränk. Hause mischten sich von Rom aus wiederholt in die Verhältnisse Unteritaliens ein, ohne daß sie dabei dauerhafte Erfolge gewinnen konnten. Mitten in diesen Wirrwarr kam zu Anfang des 11. Jahrh. noch ein neues Element hinein. Die Kirche des Erzengels Michael auf dem Monte-Gargano war ein hochverehrter Wallfahrtsort, der sogar von der Normandie aus zahlreich besucht wurde. So lernte man in Unteritalien die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der Normannen kennen, und bald wurden dieselben scharenweise als Söldner für den Dienst der longobard. und byzant. Großen angeworben. 1029 verlieh Herzog Sergius von Neapel dem normann. Häuptling Rainulf oder Radulf zur Belohnung einen Landstrich zwischen Neapel und Capua, die nachmalige Grafschaft Aversa. Größere Erfolge errangen die tapfern Söhne des normann. Ritters Tancred von Hauteville. Der älteste, Wilhelm mit dem eisernen Arm, setzte sich in der Stadt Melfi fest (1042) und nannte sich schon Graf von Apulien. Sein Bruder Robert Guiscard (s. d.) ließ sich 1057 von Papst Nikolaus II. mit alle dem belehnen, was er künftig noch in Unteritalien und Sicilien auf Unkosten der Byzantiner und Sarazenen erobern würde; seitdem führte er den Titel eines Herzogs von Apulien, Calabrien und Sicilien. Bis zu seinem Tode 1085 gelang es ihm, die Byzantiner vollends von dem ital. Festland zu vertreiben und ganz Unteritalien seiner Herrschaft zu unterwerfen; nur Benevent blieb im Besitz des Papstes. Gleichzeitig entriß sein jüngerer Bruder Roger I. (s. d.) die Insel Sicilien den Sarazenen. Robert Guiscard's Söhne theilten das Reich des Vaters, sodaß Roger Bursa das Herzogthum Apulien, Bohemund (s. d.) aber das Fürstenthum Tarent erhielt. Doch wandte der letztere sich mit dem ersten Kreuzzug nach Kleinasien, wo er 1098 das Fürstenthum Antiochia stiftete, und Roger Bursa's einziger Sohn, Wilhelm, starb 1127 kinderlos. Nun wurde der Sohn und Nachfolger Roger's I., Graf Roger II. (s. d.) von Sicilien, auch in Unteritalien als Herzog anerkannt, sodaß alle normann. Eroberungen diesseit und jenseit der Meerenge jetzt unter seinem Scepter vereinigt waren. Der Gegenpapst Anaklet II. ließ durch seinen Legaten zu Palermo 25. Dec. 1130 den Grafen und Herzog Roger II. zum König von S. krönen, und Papst Innocenz II. bestätigte 21. Juli 1139 diesen neuen Königstitel, wogegen Roger sein ganzes Reich vom päpstl. Stuhl zu Lehn nahm. So entstand das Königreich beider S. Dem Papst als Oberlehnsherrn mußte ein weißer Zelter und ein Beutel mit Dukaten dargebracht werden, bis die Lehnsverbindung und der Tribut durch das Concordat vom 16. Febr. 1818 und das Uebereinkommen vom Juni 1855 förmlich aufgehoben wurden. Andererseits waren dem Könige durch eine Bulle des Papstes Urban II. vom

5. Juli 1098 auf der Insel Sicilien die Rechte eines päpstl. geborenen Legaten a latere eingeräumt, mit einer ausgedehnten Gewalt über die Geistlichkeit, wie kein anderer Monarch der Christenheit sie besaß (monarchia Siciliae). Die unterworfenen Sarazenen in Apulien und Sicilien behielten freie mohammed. Religionsübung, bis sie zu Ende des 13. Jahrh. gewaltsam bekehrt, vertrieben oder ausgerottet wurden. Die Organisation des Königreichs war eine streng feudale, nach franz.-normann. Muster, mit einem mächtigen Adel und Klerus. Doch bewahrte das Königthum eine starke Gewalt, und die Lage des Landes brachte es mit sich, daß die Könige hier zuerst in Westeuropa die streng monarchischen Grundsätze des röm. Rechts und die regelmäßige byzant.-arab. Finanzverwaltung kennen lernten und auch praktisch anwendeten.

Auf König Roger II. (gest. 1154) folgte dessen Sohn Wilhelm I., der Böse, 1154—66, und mit dem Enkel Wilhelm II., dem Gütigen, 1166—89, erlosch der legitime Mannsstamm der normann. Dynastie. Nun machte der röm.-deutsche Kaiser Heinrich VI. (s. d.) aus dem hohenstaufischen Hause die Ansprüche geltend, welche ihm als Gemahl der Tochter Roger's II., Constantia, zustanden. Er gewann die Herrschaft über Neapel und Sicilien mit Waffengewalt, obwol ein unehelicher Bruder Wilhelm's II., Tancred (gest. 1194), und dessen unmündiger Sohn Wilhelm III. als Gegenkönige auftraten. Dann strafte er die Empörer mit blutiger Strenge und starb zu Messina 1197. Sein Sohn, der röm.-deutsche Kaiser Friedrich II. (s. d.), 1197—1250, machte sich um S. besonders durch eine weise Gesetzgebung 1231 verdient; auch stiftete er 1224 die Universität in der Stadt Neapel, welche jetzt neben Palermo als Reichshauptstadt erscheint, und berief außer den Prälaten und Baronen auch Abgeordnete der Städte in den Reichstag. Als Friedrich's II. Sohn und Nachfolger, der röm. König Konrad IV. (s. d.), schon 1254 starb, übernahm dessen Halbbruder Manfred (s. d.), Fürst von Tarent, erst als Reichsverweser für seinen unmündigen Neffen Konradin (s. d.) die Regierung und ließ sich 1258 zum König krönen. Aber er gerieth in bittere Feindschaft mit dem päpstl. Stuhl, worauf Papst Urban IV. als Oberlehnsherr 1263 das Königreich an Karl von Anjou, den Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, verlieh. Nachdem Karl 6. Jan. 1266 durch einen päpstl. Legaten förmlich als König von S. gekrönt war, zog er aus, um das Reich zu erobern. In der Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 wurde Manfred besiegt und erschlagen; das Land unterwarf sich dem Sieger. Auch Konradin, als er mit Heeresmacht nach Neapel kam, wurde bei Tagliacozzo 23. Aug. 1268 überwunden, gefangen und zu Neapel 29. Oct. 1268 enthauptet. Seitdem herrschte König Karl I., 1266—85, ungestört über das ganze Königreich. Die Insel Sicilien schüttelte jedoch 1282 (s. Sicilische Vesper) sein drückendes Joch ab, um sich dem Schwiegersohn Manfred's, König Peter III. von Aragonien, zu unterwerfen, und blieb seitdem bis zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs unter span. Herrschaft.

Das königl. Haus Anjou war somit auf das festländische Gebiet Neapel beschränkt. Auf Karl I. folgte dessen Sohn Karl II., 1285—1309, und der Enkel Robert, 1309—43, welcher als Haupt der Guelfen in Italien den röm.-deutschen Kaisern Heinrich VII. und Ludwig IV. (dem Baier) entgegentrat. Robert hinterließ das Reich seiner hochbegabten Enkelin Johanna I., 1343—82, die er mit dem Sohne seines Bruders, Königs Karl Robert von Ungarn, dem Prinzen Andreas (s. d.), vermählt hatte. Andreas machte sich durch seine rauhen Sitten verhaßt und wurde 1345 von verschworenen Baronen ermordet; vielleicht nicht ohne Mitwissen der Königin. Deshalb erhob Andreas' Bruder, König Ludwig d. Gr. von Ungarn, einen Rachekrieg und suchte sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen, mußte jedoch im Frieden von 1352 völligen Verzicht leisten. Johanna vermählte sich 1346 wieder mit dem Fürsten Ludwig von Tarent, 1363 mit König Jakob III. von Majorca und 1376 mit Herzog Otto (dem Tarentiner) von Braunschweig; aber sie blieb kinderlos. Deshalb adoptirte sie einen Vetter aus der ungar. Linie des Hauses Anjou, Karl den Kleinen von Durazzo; aber später versuchte sie, die Nachfolge einem andern Vetter, dem Herzog Ludwig I. von Anjou, zuzuwenden. Es erschien aber Karl von Durazzo, durch den Papst unterstützt, mit Heeresmacht in Neapel, nahm die Königin gefangen, welche er 1382 ermorden ließ, und erwehrte sich glücklich des Nebenbuhlers Ludwig von Anjou. So wurde er als König Karl III., 1382—86, in Neapel anerkannt und erlangte 1385 auch die Krone von Ungarn, wo er aber kurz darauf umkam. Sein Sohn Ladislaw, 1386—1414, behauptete sich in Neapel gegen Herzog Ludwig II. von Anjou und machte zeitweilig auch dem röm.-deutschen Kaiser Sigismund (s. d.) die Herrschaft in Ungarn streitig. Zugleich benutzte er die damalige Verwirrung in Italien und das Schisma der Kirche, um sein Reich durch Eroberungen im Kirchenstaat und Toscana zu erweitern; aber diese gingen nach seinem plötzlichen Tode schnell wieder verloren. Seine Schwester und Erbin, Johanna II.,

Digitized by Google

1414—35, war eine Königin ohne Tugend und ohne Würde. Durch den Tod ihres ersten Gemahls, Herzogs Wilhelm von Oesterreich, verwittwet, führte sie einen ärgerlichen Lebenswandel mit ihrem Günstling Pandolfello Alopo, bis sie auf Verlangen der Barone den Grafen Jakob de la Marche, aus dem Hause Bourbon, 1415 heirathen mußte. Dieser ließ den Pandolfello hinrichten, wurde aber schon nach Jahresfrist von seiner Gemahlin gefangen gesetzt und mußte nach seiner Befreiung 1419 sich nach Frankreich flüchten, wo er Mönch wurde und 1438 in einem Kloster zu Besançon starb. Ein neuer Günstling, Gianni Caraccioli (s. d.), hatte seitdem den größten Einfluß auf die Königin Johanna. Diese Wirren gaben dem Papst Martin V. Veranlassung, sich schon 1420 als Oberlehnsherr in die Verhältnisse Neapels einzumischen und die Prätensionen des Herzogs Ludwig III. von Anjou auf den neapolit. Thron zu begünstigen. Johanna fand dagegen Hülfe bei König Alfons V. (s. d.) von Aragonien und der Insel Sicilien, den sie förmlich adoptirte und zum Nachfolger annahm. Als sie aber 1423 mit diesem in Streit gerieth, erklärte sie die Adoption für ungültig und versöhnte sich mit Herzog Ludwig III., der seitdem als designirter Thronfolger galt und das Herzogthum Calabrien erhielt. Die eigentliche Regierungsgewalt war jedoch fortwährend in den Händen Caraccioli's, bis dieser endlich mit der Königin sich entzweite und von misvergnügten Baronen 1432 ermordet wurde. Auch Herzog Ludwig III. starb 1434, und so bestimmte Johanna in ihrem Testament dessen jüngern Bruder, Herzog René (s. d.) von Lothringen, zu ihrem Nachfolger. Dieser nahm nach dem Tode der Königin Johanna II., 1435, den Königstitel an, und sowol er wie seine Gemahlin Isabella boten alles auf, um sich im Besitz des Reichs zu behaupten. Aber sie hatten zu wenig Macht und Geld, als daß sie dem König Alfons V., der nun seine Ansprüche aus der frühern Adoption geltend machte, auf die Dauer hätten widerstehen können. Am 2. Juni 1442 ward auch die Hauptstadt Neapel von den Aragoniern eingenommen, und René zog sich nach Frankreich zurück, während Alfons V. (als König von Neapel: Alfons I.) allgemein anerkannt wurde. Unter ihm war somit das alte Königreich beider S. wieder vereinigt, doch nur auf kurze Zeit. Denn als Alfons 1458 starb, hinterließ er das Reich Neapel seinem natürlichen Sohn Ferdinand I., während Aragonien und die Insel Sicilien an seinen Bruder Johann II. (Vater Ferdinand's des Katholischen) fielen. Auf König Ferdinand I. von Neapel, 1458—94, folgte dessen Sohn Alfons II., der aber schon 23. Jan. 1495 zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. abdankte und sich nach der Insel Sicilien zurückzog, wo er noch in demselben Jahre starb. Zu dieser Zeit rückte König Karl VIII. (s. d.) von Frankreich mit einem großen Heere heran, um die Ansprüche auf das Königreich Neapel, welche er von dem Titularkönig René geerbt hatte, mit den Waffen geltend zu machen. Ferdinand II., zu schwach zum Widerstande, flüchtete nach der Insel Ischia und von da nach Sicilien, während die Franzosen 21. Febr. 1495 ohne Schwertschlag in die Hauptstadt Neapel einrückten. Aber eine zu Venedig 29. März 1495 zwischen den ital. Staaten, dem deutschen Kaiser Maximilian I. und dem span. König Ferdinand dem Katholischen abgeschlossene Coalition zwang Karl VIII. bereits Ende Mai 1495 den Rückzug nach Frankreich anzutreten. Mit dem Beistande span. und venet. Hülfstruppen überwältigte nun Ferdinand II. die zurückgelassenen franz. Besatzungen und nahm sein Reich wieder in Besitz, starb aber schon 5. Oct. 1496, worauf sein Vaterbruder König Friedrich III., 1496—1501, den Thron bestieg. Nun aber vereinigten sich Ferdinand der Katholische und König Ludwig XII. von Frankreich durch den geheimen Vertrag vom 22. Sept. 1500 zur Eroberung und Theilung des Königreichs Neapel. Friedrich III. vermochte der Uebermacht nicht zu widerstehen; er ergab sich dem franz. König und erhielt von diesem die Landschaft Anjou nebst einem Jahrgehalt (gest. 1504). Doch die Sieger wurden bald über die Theilung des eroberten Landes uneins, und nach längern Kämpfen vertrieb der span. Feldherr Gonsalvo von Cordova durch den Sieg am Garigliano 29. Dec. 1503 die Franzosen vollends aus Neapel, worauf im Oct. 1505 Ludwig XII. gegen eine Geldzahlung allen seinen Ansprüchen zu Gunsten Ferdinand's des Katholischen entsagte. Somit war endlich das alte Königreich beider S. unter span. Scepter wiedervereinigt.

Seitdem blieben Neapel und Sicilien über 200 J. lang Provinzen der großen span. Monarchie und wurden durch span. Vicekönige mit fast unumschränkter Gewalt regiert. In Neapel hörten seitdem die Reichstage ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten nur mit einem ständischen Ausschusse, bei dem die Stadt Neapel allein den ganzen dritten Stand repräsentirte. Das Parlament in Sicilien wurde auf die Bewilligung und Vertheilung neuer Steuern beschränkt. Das öffentliche Leben gerieth in Stockung und Versumpfung. Eine hohe Besteuerung unter-

Digitized by Google

grub den allgemeinen Wohlstand, und das Grundeigenthum gerieth immer mehr in den Besitz des Adels und Klerus, sodaß am Ende an zwei Drittel des gesammten Grundes und Bodens zur Todten Hand gehörten. Während das Land von außen her wiederholt in die Händel der span. Politik hineingezogen wurde, ist doch aus dieser langen Periode nur ein einziger selbstthätiger Act des Nationallebens zu erwähnen. Als während des langwierigen span.-niederländ.-franz. Kriegs (1621—59) der Steuerdruck immer lästiger wurde, brach zuletzt in der Stadt Neapel 7. Juli 1647 ein Aufstand aus, bei dem anfangs ein Fischer Masaniello (s. d.) an der Spitze stand. Obwol dieser nach wenigen Tagen umkam, dauerte die Empörung fort, und auch in den Provinzen entstanden Unruhen, indem sich die Bauern gegen den Adel erhoben. Am 5. Oct. 1647 ward die Stadt Neapel gleichzeitig von den umliegenden Forts und einer span. Flotte heftig bombardirt und angegriffen, aber ohne Erfolg. Nun riefen die Neapolitaner die Hülfe des Königs Ludwig XIV. von Frankreich an, und der franz. Herzog Heinrich II. von Guise, der 15. Nov. 1647 in Neapel eintraf, ward zum Oberbefehlshaber der «Republik» ausgerufen. Dieser entzweite sich aber bald mit den Volksführern, und nachdem er die Stadt verlassen, unterwarf Neapel 6. April 1648 unter billigen Bedingungen sich wieder dem König von Spanien. Weniger gefährlich waren die Unruhen in Palermo, die fast gleichzeitig 20. Mai 1647 ausbrachen und gleichfalls erst nach mehrern Monaten vollständig beigelegt wurden.

Durch den Spanischen Erbfolgekrieg und die Friedensschlüsse von Utrecht, 11. April 1713, und Rastadt, 6. März 1714, wurden beide Provinzen von der span. Monarchie losgerissen. Neapel fiel an den deutschen Kaiser Karl VI., die Insel Sicilien mit der Königskrone an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen. Zwar eroberte König Philipp V. von Spanien, auf Antrieb seines Ministers Alberoni, im Juli 1718 die Insel Sicilien wieder, mußte dieselbe aber 26. Jan. 1720 an Kaiser Karl VI. abtreten, der dagegen die Insel Sardinien an Victor Amadeus II. überließ. Das wiedervereinigte Königreich beider S. blieb aber nur 13 J. unter österr. Herrschaft. Schon 1733—34 wurde dasselbe von den Spaniern wiedererobert und Juni 1734 ein jüngerer Sohn König Philipp's V., der Infant Don Carlos, als König Karl III. daselbst eingesetzt. An diesen trat Kaiser Karl VI. in den Friedenspräliminarien vom 3. Oct. 1735 und dem Definitivfrieden zu Wien 18. Nov. 1738 Neapel und Sicilien nebst dem sog. Stato degli presidii (Insel Elba, Fürstenthum Piombino und ein Küstenstrich von Toscana) förmlich ab. Zugleich wurde durch Vertrag und Familiengesetz stipulirt, daß diese Secundogenitur des span. Hauses Bourbon (s. d.) niemals mit der Krone Spanien vereinigt werden dürfe. Demnach überließ König Karl III., 1734—59, als er nach dem Tode seines Bruders Ferdinand VI. den span. Thron bestieg, die Krone von Neapel und Sicilien an seinen dritten Sohn, Ferdinand IV., 1759—1825. Dieser mußte im Frieden zu Florenz 28. März 1801 den Stato degli presidii abtreten, welcher seitdem zu Toscana gehörte. Alle seine übrigen Gebiete diesseit und jenseit der Meerenge, die bisher in Gesetzgebung und Verwaltung fast ganz voneinander geschieden gewesen, vereinigte er 12. Dec. 1816 zu einem Gesammtstaat unter dem Namen des Königreichs beider S. und nannte sich seitdem Ferdinand I. (s. d.).

Bereits unter der Regierung Karl's III. hatten Reformen in der Weise des aufgeklärten Despotismus begonnen, die unter Ferdinand durch den Minister Tanucci weitergeführt wurden. Beschränkung der kirchlichen Gewalten, Einziehung überflüssiger Klöster, Ausweisung der Jesuiten, Verbesserungen in Gesetzgebung und Steuerwesen bezeichneten den Geist dieser Verwaltung. Aber Ferdinand's Gemahlin, die österr. Prinzessin Karoline Marie (s. d.), verdrängte 1777 Tanucci, gewann darauf immer mehr polit. Einfluß und erhob endlich 1784 ihren unwürdigen Günstling Acton (s. d.) zum dirigirenden Premierminister. Seitdem trat ein Umschwung ein, der unter dem Eindrucke der Französischen Revolution ganz in eine absolutistisch-klerikale Reaction ausartete, während zugleich das Staatsvermögen durch unsinnige Verschwendung aufgezehrt wurde. Die Unzufriedenheit war allgemein, und die geheime Staatspolizei füllte die Gefängnisse mit Verdächtigen. In der auswärtigen Politik ließ man sich vorwiegend durch österr. und brit. Einfluß leiten. 1793 trat Neapel der ersten Coalition gegen die Französische Republik bei, mußte jedoch nach dem glänzenden Feldzug des Generals Bonaparte in Italien 1796 einen Separatfrieden nachsuchen. Dennoch schloß Ferdinand sich wieder der zweiten Coalition an und begann zuerst den Krieg durch einen Angriff auf die Römische Republik im Nov. 1798. Aber nach einem kurzen, kläglichen Feldzuge entfloh er 24. Dec. 1798 nach Palermo und gab sein festländisches Gebiet den Franzosen preis, welche 23. Jan. 1799 die Stadt Neapel besetzten und daselbst die Parthenopäische Republik (s. d.) errichteten. Eine zahlreiche misvergnügte Partei aus den höhern Ständen schloß sich bereitwillig dieser Umwälzung an; selbst der königl.

Admiral Francesco Caraccioli (s. d.) trat in den Dienst der republikanischen Regierung über. Aber unter der Führung des kriegerischen Cardinals Fabrizio Ruffo erhob sich das Landvolk in Calabrien und Apulien für die Sache des Königthums. Sicilische Truppen, eine brit. Flotte unter Nelson, auch Russen und Türken kamen ihm zur Hülfe, während die Franzosen durch Unfälle in Oberitalien gezwungen wurden, ihre meisten Truppen zurückzuziehen. Bereits 23. Juni 1799 mußten die Republikaner in Neapel capituliren. Doch König Ferdinand erklärte die Capitulation für ungültig und ließ durch eine besondere Staatsjunta unter Speziale's Vorsitz ein grausames Blutgericht über die Schuldigen halten. Der Krieg gegen Frankreich dauerte fort bis zum Frieden von Florenz 28. März 1801, der das Opfer des Stato degli presidii kostete. Noch unglücklicher verlief die Theilnahme an der dritten Coalition. Im Nov. 1805 rückte eine neapolit. Armee mit russ. und brit. Hülfstruppen gegen das Königreich Italien vor, worauf Kaiser Napoleon I. zu Schönbrunn 26. Dec. 1805 erklärte, daß «die Dynastie von Neapel aufgehört habe zu regieren». Beim Anmarsch der Franzosen entfloh König Ferdinand 13. Jan. 1806 nach der Insel Sicilien, in deren Besitz er durch brit. Hülfe geschützt wurde. Das festländische Gebiet wurde dagegen mit leichter Mühe von den Franzosen erobert, die schon 15. Febr. in die Hauptstadt Neapel einzogen; zuletzt capitulirte die Festung Gaëta 18. Juli 1806. Darauf ernannte Napoleon I. 30. März 1806 seinen Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) zum König von Neapel und Sicilien. Als dieser auf den span. Thron berufen wurde, übertrug der franz. Kaiser die neapolit. Krone 1. Aug. 1808 auf seinen Schwager Joachim Murat (s. d.). Neapel wurde jetzt nach franz. Muster reorganisirt, erhielt auch eine constitutionelle Verfassung 20. Juni 1808, und das Land hob sich unter einer sorgsamen, wohlgeregelten Verwaltung, obschon es die schweren Lasten der Napoleonischen Kriege und des Continentalsystems mitzutragen hatte. Unterdeß herrschten König Ferdinand und seine Gemahlin unter brit. Schutz auf Sicilien in alter Weise, sodaß die Unzufriedenheit allgemein wurde. Das sicil. Parlament verweigerte 1810 weitere Geldbewilligungen, und 46 Barone wandten sich sogar mit einer Denkschrift an das londoner Cabinet, um dessen Schutz anzurufen. Darauf schritt der brit. Oberbefehlshaber auf Sicilien, Lord William Bentinck, energisch ein und erzwang die Einberufung eines constituirenden Parlaments, mit dem eine constitutionelle Verfassung nach brit. Muster Juli 1812 vereinbart wurde. Die Spannung zwischen Lord Bentinck und dem sicil. Hofe war damals so groß, daß König Ferdinand zeitweilig die Regierung seinem Sohne, dem Kronprinzen Franz, übertrug. Die Königin Karoline Marie mußte sogar Sicilien verlassen und ging über Konstantinopel nach Wien, wo sie 1814 starb.

Die Ereignisse des J. 1815 führten die Wiedervereinigung des Königreichs beider S. herbei. Beim ersten Sturze Napoleon's hatte Joachim Murat durch rechtzeitigen Abfall seine Krone gerettet. Als er aber während der Hundert Tage sich auf Napoleon's Seite stellte und sogar Oberitalien angriff, wurde er von den Oesterreichern besiegt und vertrieben. Am 17. Juni 1815 zog Ferdinand wieder in seine Hauptstadt Neapel ein und ließ Murat, der bei einer versuchten Landung in Calabrien ergriffen ward, zu Pizzo 13. Oct. 1815 als Usurpator erschießen. Zugleich gerieth jedoch Ferdinand in vollständige Abhängigkeit von der österr. Politik, und in dem Bundesvertrage zwischen Oesterreich und Neapel 12. Juli 1815 mußte er sich förmlich verpflichten, «keine polit. Veränderungen in seinen Staaten einzuführen, welche mit den alten monarchischen Institutionen oder den für das innere Régime der österr.-ital. Provinzen adoptirten Principien unvereinbar wären». Demgemäß wurde noch vor der Einrichtung des Gesammtstaats beider S., 12. Dec. 1816, sowol die neapolit. Verfassung von 1808 wie die sicilianische von 1812 stillschweigend beseitigt, und das alte absolute Regiment mit allen seinen Misbräuchen wieder eingeführt. Die Unzufriedenheit ward allgemein und der Geheimbund der Carbonari (s. d.), welcher auf eine Umwälzung hinarbeitete, gewann immer mehr Anhänger, während die Regierung vergebens in einer andern geheimen Gesellschaft, den sog. Calderari (s. d.), eine Stütze suchte. So fand das Beispiel der span. Militärrevolution vom Jan. 1820 in Neapel bald Nachahmung. Am 2. Juli 1820 proclamirte der Lieutenant Morelli vom Reiterregiment Bourbon zu Nola die span. Cortesverfassung von 1812 und zog mit seiner Schwadron nach Avellino, wo die Besatzung sich ihm anschloß. Am 6. Juli 1820 trat auch der populärste General Guglielmo Pepe (s. d.) mit seinen Regimentern zu den Aufständischen über und übernahm das Commando. Da entschloß sich König Ferdinand zur Nachgiebigkeit. Er nahm 7. Juli die span. Constitution an, die 13. Juli feierlich beschworen wurde, und berief das Reichsparlament zum 1. Oct. Aber die Insel Sicilien, welche in den letzten Jahren völlig als Nebenland und

Provinz behandelt worden, war damit nicht befriedigt, sondern verlangte jetzt die Wiederherstellung ihres eigenen Parlaments und ihrer eigenen widerrechtlich aufgehobenen Verfassung, sodaß nur eine Personalunion mit Neapel bestehen bleiben sollte. Schon 15. bis 18. Juli kam es in Palermo zum Aufstande. Der königl. Statthalter ward verjagt und eine provisorische Regierung (Junta) eingesetzt. Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Insel, und die neapolit. Truppen konnten sich nur in den Städten Messina, Catania, Syrakus und Trapani behaupten. Der neue Oberfeldherr, General Florestano Pepe (s. d.), suchte zu vermitteln und schloß 5. Oct. 1820 eine Capitulation, wodurch die Hauptforderungen der Sicilianer zugestanden wurden; aber dieser Vergleich ward von dem Reichsparlament in Neapel verworfen und Pepe zurückberufen. Die Folge war, daß der Bürgerkrieg in Sicilien wieder ausbrach und fortdauerte, bis im nächsten Jahre sowol Neapel wie Sicilien durch die österr. Intervention zu Boden geschlagen wurden. Zu dieser Zeit ward nämlich die neapolit. Staatsveränderung durch die Heilige Allianz der fünf Großmächte auf den Congressen zu Troppau und Laibach verurtheilt. König Ferdinand selbst, nachdem er den Kronprinzen Franz zum Alterego und Regenten ernannt, begab sich nach Laibach, angeblich um zu vermitteln; aber er stimmte den Beschlüssen der Großmächte zu. Oesterreich übernahm es, den alten Zustand der Dinge in Neapel mit Waffengewalt wiederherzustellen, und nöthigenfalls versprach Rußland militärische Beihilfe. Am 9. Febr. 1821 wurden diese Beschlüsse in Neapel notificirt, wo man sich eiligst zum Widerstand rüstete und zwei Armeecorps an der Grenze aufstellte. Aber der österr. Feldzeugmeister Frimont schlug den General Guglielmo Pepe bei Rieti 7. März und unterwarf in wenig Wochen das ganze Land, nachdem sich die neapolit. Truppen gleich nach dem ersten Mislingen aufgelöst hatten. Der König hatte bereits 10. März von Florenz aus alle neuen Einrichtungen widerrufen, versprach jedoch bei seiner Rückkehr, Mitte Mai, eine neue Verfassungseinrichtung zu erlassen. Ein Statut vom 26. Mai 1821 schuf einen Staatsrath, eine getrennte Verwaltung für Sicilien und zwei berathende Staatsconsulten für beide Landestheile. Zugleich wurden Provinzialräthe und selbständigere Gemeindeverwaltung in Aussicht gestellt. Wären diese Reformen auch ernstlicher gemeint gewesen, als sie es waren (die Staatsconsulten wurden z. B. erst 1824 in Thätigkeit gesetzt und bestanden für Neapel aus 16, für Sicilien aus 8 Mitgliedern), so führte doch die nächste Zeit der Restauration zu sehr peinlichen Zuständen. Die leidenschaftlichsten Anhänger des Alten, namentlich der Polizeiminister Canosa, übten jetzt den leitenden Einfluß; die geistliche und weltliche Reaction war gewaltthätiger als je. Die Umgestaltung des Unterrichtswesens im ultramontanen Sinne, die Bereicherung der Jesuiten, Missionen und Mirakel bewiesen das Uebergewicht der klerikalen Partei. Zudem war die Polizei, trotz der sog. Amnestie vom 31. Mai 1821, unermüdlich im Verfolgen und Spioniren und spann die Processe gegen die Verschwörer von 1820 und gegen die Carbonari ins Endlose aus. Oesterreich selbst und der General Frimont legten sich am Ende ins Mittel, verlangten eine mildere Art der Regierung und setzten auch durch, daß Canosa entlassen ward. Doch gärte es noch jahrelang fort; ein strenges Gesetz gegen geheime Gesellschaften konnte nicht hindern, daß neue Verschwörungen entstanden und die Gefängnisse immer gefüllt blieben. Viele der politisch Compromittirten suchten Zuflucht in den Gebirgen und verstärkten die Räuberbanden, welche nach alter Weise das Land beunruhigten. Nur allmählich wurde das österr. Occupationsheer vermindert. Es trat in diesen Zuständen keine wesentliche Aenderung ein bis zum Tode Ferdinand's I., 4. Jan. 1825. Sein Sohn und Nachfolger, Franz I. (s. d.), suchte durch eine beschränkte Amnestie die Stimmung zu beruhigen und der wachsenden Finanznoth zu steuern. Auch erlangte er im Frühjahr 1827 die Entfernung der österr. Occupationstruppen. Aber er wurde bei dieser Gelegenheit durch den Kaiser Franz von Oesterreich aufs eindringlichste zur unverbrüchlichen Beobachtung des geheimen Vertrags von 1815 ermahnt. Das frühere neapolit. Heer war aufgelöst, und die Aufstellung eines neuen, für das man durch eine Capitulation mit den Schweizercantonen zuverlässige Elemente zu gewinnen suchte, kam nur langsam zu Stande. Nach dem Abzuge der Oesterreicher regte sich die revolutionäre Partei von neuem. Doch ward eine Bewegung in der Provinz Salerno im Juni 1828 rechtzeitig entdeckt und streng bestraft. Trüber noch als in Neapel waren die Zustände auf der Insel Sicilien, und die Verarmung namentlich stieg hier zu bedrohlicher Höhe.

Als Franz I. 8. Nov. 1830 starb, folgte ihm sein Sohn Ferdinand II. (s. d.), dessen Anfänge eine bessere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten verhießen. Es wurde eine theilweise Amnestie erlassen, Ersparnisse angeordnet und die Pachtgelder der königl. Monopolien gesteigert, um das Deficit zu decken. Ein Wechsel im Ministerium, die Beseitigung der Jagdvorrechte, die Freiheit der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heeres und der Nationalgarde waren Maß-

regeln, die dem Könige eine Popularität erwarben. Indeſſen fand in der Politik des Königs ſehr bald ein Rückſchritt ſtatt. Nach außen nahm Ferdinand II. entſchieden Partei für die légitimiſtiſche Sache, verwahrte ſich gegen die Aufhebung des Saliſchen Geſetzes in Spanien und unterſtützte eifrig die Sache des Don Carlos. Auch trat er mit dem Königreiche Sardinien in engere Verbindung und ſchloß 1833 einen Kriegsbund auf fünf Jahre gegen Tunis. Aber ſeit des Königs zweiter Vermählung mit Marie Thereſe von Oeſterreich (1837) gewann der öſterr. Einfluß am neapolit. Hofe wieder vollſtändig das Uebergewicht. Wie ſchlecht die innern Zuſtände waren, bewieſen die Vorgänge bei dem Ausbruche der Cholera, die 1836—37 zahlloſe Opfer forderte. Während ſich in Neapel das Volk unruhig zeigte, ward die Inſel Sicilien der Schauplatz einer furchtbaren Kriſis. Zur Bändigung der Anarchie ſendete die Regierung Schweizertruppen und den Polizeiminiſter del Carretto nach der Inſel, die, da die Wuth der Seuche inzwiſchen nachgelaſſen, ohne Widerſtand in die Städte einzogen. Kriegsgerichte wurden niedergeſetzt und zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen. Der König benutzte dieſen Anlaß, um die letzten Privilegien Siciliens zu beſeitigen. Durch Decrete vom 31. Oct. 1837 wurde die Inſel zur neapolit. Provinz erklärt und eine gemeinſame Regierung für beide Länder feſtgeſetzt. Kaum war die innere Kriſis überwunden, ſo drohte eine Verwickelung mit dem Auslande. Die Regierung hatte 1838 die Pacht der ſicil. Schwefelmonopole den Engländern entzogen und einer franz. Compagnie übertragen. Da die diplomatiſchen Reclamationen Englands erfolglos blieben, erſchien ein engl. Geſchwader an den neapolit. Küſten und zwang die Regierung, den Vertrag mit der franz. Geſellſchaft aufzuheben (1840). Ein neuer Handelsvertrag mit England ordnete die Verhältniſſe (Juni 1843). Im Innern blieb die polit. Misſtimmung nach wie vor unvermindert. Doch ſcheiterte ein von Mazzini angeregter Aufſtand in Coſenza im März 1844, und auch die an der Küſte von Calabrien 16. Juni 1844 verſuchte Landung der Brüder Emilio und Attilio Bandiera (ſ. d.) endete mit der Gefangenſchaft und Hinrichtung der Führer. Nur in materiellen Verbeſſerungen erwies ſich die Regierung thätig, wie die Eiſenbahnbauten nach Caſerta und Nocera, die beſſere Ordnung der Finanzen, Herſtellung der Zölle, Handelsverträge mit dem Auslande u. ſ. w. bewieſen.

Indeſſen hatte die Bewegung auf eine conſtitutionelle und nationale Neugeſtaltung Italiens in der Literatur und dem regern Verkehr der Gelehrten begonnen. Auch das Königreich beider S. hatte den neuen Strömungen ſich nicht verſchließen können, und der große ital. Gelehrtencongreß, der im Herbſt 1845 in Neapel ſtattfand, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Während im Kirchenſtaate unter Pius IX. die Reformbewegung ſich entfeſſelte, ſteigerte ſich auch in S. die Gärung der Gemüther. Die Regierung ſuchte durch materielle Conceſſionen die Aufregung zu beſchwichtigen (Aug. 1847), aber in demſelben Augenblicke durchbrach die Bewegung die enggezogenen Schranken. Eine Erhebung in Palermo ward vor dem Ausbruche entdeckt. In Reggio kam es zum offenen Aufſtand (Ende Aug.), der ſich Anfang Sept. hinüber nach Meſſina verpflanzte. Derſelbe ward unterdrückt, und blutige Executionen ſollten von weitern Unruhen abſchrecken. Da brach auch in Calabrien und den Abruzzen die Empörung aus, die erſt Ende Oct. nicht ohne Mühe gedämpft ward. Zögernd entſchloß ſich nun der König zu einer Milderung des Syſtems. Einige zum Tode verurtheilte Inſurgentenchefs wurden begnadigt, der verhaßte Miniſter Santangelo und der Beichtvater Cocle entlaſſen. Im Dec. 1847 fanden in Neapel ſelbſt unruhige Auftritte ſtatt, die zu blutigen Conflicten führten und die Ausweiſung der auswärtigen Studenten zur Folge hatten. Gefährlicher wurde die Kriſis auf der Inſel Sicilien. Am 12. Jan. 1848 brach in Palermo ein Aufſtand los, der nach mehrtägigem Kampfe dieſe Stadt in die Gewalt des Volks brachte. Am 18. Jan. erſchien eine Reihe von königl. Decreten, worin die Competenz der 1824 für Neapel und S. geſchaffenen Conſulten erweitert, liberale Veränderungen in der Gemeinde- und Provinzialverwaltung in Ausſicht geſtellt, den Sicilianern insbeſondere die Wiederherſtellung der vormaligen Statthalterſchaft, getrennten Verwaltung und Rechtspflege zugeſichert ſowie eine allgemeine Amneſtie verkündigt wurde. Jedoch die proviſoriſche Regierung, die ſich in Palermo gebildet, verlangte Berufung eines ſicil. Parlaments und Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1812. Dieſe Wendung der Dinge wirkte auch auf Neapel. Eine maſſenhafte Volksdemonſtration, die 27. Jan. 1848 unter dem Loſungsworte «Conſtitution» und mit der ital. Tricolore in der Hauptſtadt ſtattfand, bewog den König, weitere Zugeſtändniſſe zu machen. Ein Decret vom 29. Jan. ſetzte eine conſtitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Preſſe, Miniſterverantwortlichkeit und allgemeine Organiſation der Nationalgarde feſt. Der Polizeiminiſter del Carretto ward entlaſſen, ein neues Miniſterium unter dem Vorſitze des Herzogs von Serracapriola gebildet. In Neapel war damit die Ruhe

hergestellt, und einzelne Demonstrationen der Lazzaroni im absolutischen Sinne abgerechnet, ward die neue Wendung der Dinge mit stürmischem Jubel und Enthusiasmus begrüßt. Aber auf der Insel Sicilien dauerte der Kampf fort. Obwol das aufständische Palermo durch das Hafenfort und die neapolit. Flotte mehrere Tage lang bombardirt wurde, gewann die Bevölkerung, durch Zuzüge von auswärts verstärkt, vollständig die Ueberhand. Die neapolit. Truppen traten den Rückzug an und schifften sich 30. Jan. nach dem Festlande ein. Am 5. Febr. capitulirte auch das Hafencastell. Die provisorische Regierung, an deren Spitze Ruggiero Settimo stand, gab 3. Febr. die Erklärung ab, daß die Insel die Waffen nicht eher niederlegen werde, als bis das sicil. Parlament die Constitution, die nie aufgehört, den Zeitumständen angepaßt habe. Die ganze Insel hatte sich dem Aufstande angeschlossen; nur in den Citadellen von Messina und Syrakus behaupteten sich die neapolit. Truppen. Der König wandte sich jetzt an die auswärtigen Mächte, um ihre Vermittelung anzurufen. Zugleich wurde Ruggiero Settimo (6. März) zum Generalstatthalter von S. ernannt, ihm ein eigenes Ministerium beigegeben und das sicil. Parlament auf den 25. März einberufen. Die durch engl. Vermittelung gepflogenen Unterhandlungen führten indessen zu keinem Ergebniß. Die Sicilianer beharrten auf der Forderung vollständiger Trennung der Verwaltung, die man in Neapel nicht glaubte gewähren zu können. So erfolgte der förmliche Bruch. Das neu zusammentretende Parlament in Palermo faßte 13. April den Beschluß, Ferdinand II. und seine Dynastie für immer der sicil. Krone für verlustig zu erklären.

In Neapel war indessen 10. Febr. die neue Constitution unter Jubel verkündet und diese sowie die Beschwörung 24. Febr. mit einer Reihe von Volksfesten gefeiert worden. Die Verlegenheit, welche der Regierung aus den sicil. Vorgängen erwuchs, wurde durch die Ereignisse im nördl. Italien noch gesteigert. Der Ausbruch des Aufstandes in der Lombardei und die Kriegserklärung Sardiniens veranlaßten den König Ferdinand zur Theilnahme am Kriege, und er ließ ein Armeecorps unter Guglielmo Pepe gegen die Oesterreicher ins Feld rücken. Inzwischen nahte die Zeit, wo das neapolit. Parlament zusammentreten sollte. Als die Deputirten in der Hauptstadt eintrafen, entstand zwischen diesen und der Krone eine Differenz über die Frage, wie der Verfassungseid auf das Statut vom 10. Febr. zu leisten sei (14. Mai). Die Abgeordneten waren entschlossen, den Eid nicht unbedingt zu schwören, weil sie die octroyirte Verfassung nicht unverändert lassen wollten. In dem Streite darüber kam es zu tumultuarischen Scenen. Die Bürgergarde schloß sich den Abgeordneten an; es wurden Barrikaden aufgerichtet. Die Regierung benutzte diesen Anlaß, um mit Hülfe der Schweizertruppen und der Lazzaroni die Bewegung blutig niederzuwerfen, während zugleich die Stadt von den Forts bombardirt wurde (15. Mai). Ferdinand II. versprach zwar in einem Aufrufe vom 24. Mai, die Verfassung aufrecht erhalten zu wollen, und berief ein neues Parlament an die Stelle des aufgelösten, aber man schenkte ihm keinen Glauben. Es brachen Aufstände in den Provinzen aus, namentlich in Calabrien, die gewaltsam unterdrückt wurden, und der König nahm dies zum Vorwande, um zunächst seine Truppen aus dem Kriege gegen Oesterreich zurückzuberufen. Auf der Insel wählte das Parlament 10. Juli den Herzog von Genua, zweiten Sohn Karl Albert's von Sardinien, zum Könige, der aber die Wahl ablehnte. König Ferdinand suchte sich inzwischen wieder auf dem Festlande zum Herrn zu machen und schickte dann unter Filangieri eine Expedition nach Sicilien, die sich zuerst gegen Messina wandte, das nach heftigem Kampfe 7. Sept. 1848 genommen wurde. Es folgte jetzt ein Waffenstillstand, während dessen Frankreich und England zu vermitteln suchten. Die vergeblichen Verhandlungen zogen sich bis in den März 1849 hin, und der Waffenstillstand wurde gekündigt. Die Sicilianer riefen den Polen Mieroslawski an die Spitze ihrer Aufgebote, während Filangieri sich schlagfertig machte, mit überlegenen Streitkräften den Kampf zu eröffnen. Binnen wenig Wochen war die Insel unterworfen. Nach tapferm Widerstande fiel erst Catania; dann wurde Syrakus besetzt; 14. Mai 1849 unterwarf sich auch Palermo. Man behandelte die Insel wie ein erobertes Land, und von den frühern Zusagen war um so weniger die Rede, als sich auch auf dem Festlande die Beseitigung der Verfassung vorbereitete. Die alten Maximen und Persönlichkeiten gewannen wieder Raum; auch die während der Revolution vertriebenen Jesuiten kehrten noch vor Ende 1849 nach dem Königreiche zurück. Die Flucht des Papstes nach Gaëta (Nov. 1848 bis Sept. 1849) machte das neapolit. Gebiet zugleich zum Sitz der kath. Kirchenregierung, zu deren Restauration in Rom auch Neapel seine Hülfstruppen stellte. Diese Truppen erfochten im Kampfe gegen Garibaldi wenig Ruhm, aber der Papst ertheilte gleichwol dem Könige den Ehrentitel «Rex piissimus» und räumte ihm das Einsprachsrecht bei Papstwahlen ein, das bisher nur den kath. Großmächten zustand. Auf der Insel Sicilien dauerte die revolutionäre Gärung fort und führte im Jan. 1850 zu einem Auf-

stande in Palermo, der aber rasch und blutig unterdrückt wurde. Die staatlichen Verhältnisse der Insel wurden durch Decret vom 27. Sept. 1849 dahin festgestellt, daß dieselbe eine getrennte Verwaltung unter einem eigenen Minister erhielt. Mit Eintritt der Ruhe begannen nun aber die polit. Riesenprocesse, die seit 1850 die wichtigste öffentliche Angelegenheit bildeten. In die Untersuchung wegen des 15. Mai 1848 wurden eine Menge der angesehensten Namen, besonders Mitglieder der liberalen Ministerien (Poerio, Scialoja, Dragonetti u. a.) verwickelt. Man beging in der Proceßführung so große Unregelmäßigkeiten, daß das ganze Verfahren als ein Racheact gegen mißliebige Personen erschien. Die Behandlung der Gefangenen und Angeklagten, die Beschaffenheit der Kerker, hauptsächlich aber das Proceßverfahren selbst erregten im Auslande das größte Aufsehen. Der brit. Staatsmann Gladstone brachte diese Zustände in einem Briefe an Lord Aberdeen in die Oeffentlichkeit, und Lord Palmerston theilte diese Schilderung an die europ. Höfe mit. Die neapolit. Regierung versuchte nicht allein eine officielle Widerlegung, sondern verwahrte sich auch ausdrücklich (Aug. 1851) gegen das Verfahren Palmerston's. Endlich erließ dieselbe 1852 für die Insel Sicilien eine beschränkte Amnestie, erklärte Messina zum Freihafen, projectirte die Anlage großer Straßen und ertheilte die Concession einer Eisenbahn von Neapel nach Brindisi; aber materielle Erleichterung trat nicht ein, da König Ferdinand allzu große Mittel auf Heer und Flotte verwandte.

Seit der Wiederherstellung des franz. Kaiserthums durch Napoleon III., welchen König Ferdinand 3. Dec. 1852 zuerst von allen europ. Staaten anerkannte, begann sich auch in Neapel eine Murat'sche Partei zu regen. Ernstliche Gefahr war jedoch von keiner Seite zu besorgen. Die polit. Processe dauerten unterdessen bis in den Herbst 1853 fort und führten immer neue Verurtheilungen herbei, während die Polizei die grauen Filzhüte und die langen Bärte verfolgte. Als der Orientkrieg 1854 ausbrach, erklärte sich Ferdinand II. für neutral, ohne doch seine Sympathien für Rußland zu verhehlen. Auf dem Pariser Friedenscongreß brachte im April 1856 Graf Cavour neben den allgemeinen Verhältnissen Italiens auch insbesondere die Zustände des Königreichs beider S. zur Sprache, und die Westmächte wie auch Sardinien beantragten, daß man dem König Ferdinand eine Milderung des Systems und eine Amnestie anempfehlen möge. Oesterreich erhob aber hiergegen Einspruch, und die neapolit. Regierung wies ebenfalls die Vorstellungen, die Frankreich und Großbritannien in Neapel machen ließen, zurück. Nach längerm erfolglosen Notenwechsel brachen die Westmächte Ende Oct. 1856 die diplomatischen Beziehungen ab. Die franz. und brit. Gesandtschaften verließen Neapel, und die neapolit. Botschafter in Paris und London erhielten ihre Päße zugeschickt. Diese Vorgänge steigerten die Gärung im Innern des Königreichs, während Ferdinand II. im Vertrauen auf seine eigene Militärmacht und auf die Unterstützung Oesterreichs für den Nothfall in der bisherigen Weise fortregierte. Bald gab es neue polit. Processe, und auf der Insel Sicilien fand im Nov. 1856 eine kleine Schilderhebung unter Anführung des Barons Bentivegna statt, die aber sofort unterdrückt wurde. Kurz darauf, 8. Dec. 1856, bei einer großen Parade zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä, sah sich Ferdinand persönlich bedroht. Ein gemeiner Soldat, Agesilar Milano, der bei der Insurrection in Calabrien 1848 betheiligt, aber 1852 amnestirt war, stürzte aus den Reihen auf den König los und versuchte denselben mit dem Bajonnet zu erstechen; aber das Attentat mislang. Der Mörder, der keine Mitschuldigen hatte, wurde 13. Dec. 1856 hingerichtet. Seitdem zog sich Ferdinand II. argwöhnisch in die Abgeschlossenheit seines Palastes zu Caserta zurück, während die geheime Polizei die Gefängnisse mit Verdächtigen anfüllte. Durch Concessionen an die kath. Kirche, im Mai 1857, suchte Ferdinand II. sich den Beistand der Geistlichkeit zu sichern. Doch sah die röm. Curie ihre Wünsche auf ein neues Concordat nicht erfüllt. Gleichzeitig geschah mancherlei für die Hebung der materiellen Interessen, indem die Regierung eine Reihe von Handelsverträgen abschloß und die großen Eisenbahnbauten von Neapel nach Brindisi und von Neapel nach dem nördl. Grenzfluß Tronto ernstlich in Angriff nahm. Die Ruhe ward jedoch bald aufs neue gestört. Eine Schar von 27 Verschworenen, unter dem Befehle zweier polit. Flüchtlinge, des Herzogs Carlo Pisacane de San Giovanni und des Barons Nicotera, welche sich zu Genua 25. Juni 1857 auf dem sardin. Dampfschiff Cagliari eingeschifft hatten, zwangen den Kapitän, die Insel Ponza anzulaufen und die dort verwahrten 323 neapolit. Staatsgefangenen an Bord zu nehmen (27. Juni). Hierauf ließen sie sich an der benachbarten Küste bei Sapri ans Land setzen und erhoben die Fahne des Aufstandes. Die Bevölkerung zeigte sich hier aber gleichgültig, ja feindselig, und nach zwei Gefechten bei Padula und Sanza (1. und 2. Juli) wurden die Insurgenten auseinandergesprengt und größtentheils gefangen oder niedergemacht. Das Dampfschiff Cagliari war schon vorher von zwei neapolit.

Fregatten genommen worden. Im Jan. 1858 verwies die Regierung die gefangenen Verschwörer sowie die Schiffsmannschaft und die Passagiere des Cagliari vor den Gerichtshof von Salerno und ließ auch das Schiff als gute Prise verurtheilen. Doch sah man sich durch die drohenden Anforderungen Großbritanniens und Sardiniens gezwungen, den Cagliari nebst Mannschaft und Passagieren freizugeben und die beiden Maschinisten, geborene Engländer, sogar für die erlittene Haft zu entschädigen. Von den übrigen Gefangenen wurden 56 provisorisch in Freiheit gesetzt, 205 zu den Galeren und 7 zum Tode verurtheilt, aber gleichfalls zu den Galeren begnadigt (Juni bis Juli 1858). Gleichzeitig verhing man zu Catania über Ludwig Pellegrini und 28 Mitverschworene harte Strafurtheile. Trotz aller dieser und anderer Abschreckungsmaßregeln stieg aber im Volke die Gärung immer höher, und die allgemeine Demoralisation der Militär- und Civilbehörden war unverkennbar. Auch ein eigenthümlicher Gnadenact konnte unmöglich versöhnend wirken. Ein königl. Decret vom 27. Dec. 1858 begnadigte eine Anzahl zur Galerenstrafe verurtheilter polit. Gefangenen zu lebenslänglicher Verbannung. Zugleich verfügte ein Ministerialreskript vom 6. Jan. 1859, daß die Begnadigten nach Neuyork gebracht und dort mit einer Geldunterstützung versehen werden sollten gegen das Versprechen, in Amerika zu bleiben. Obwol viele gegen diese beschränkte Gnade protestirten, wurden doch 70 Gefangene auf Regierungsschiffen nach Cadix abgeführt und dort an Bord des amerik. Schiffs David Stewart gebracht, das 19. Febr. nach Neuyork unter Segel ging. Die Verbannten wußten jedoch den Kapitän zu bewegen, daß sie derselbe 7. März bei Cork (Irland) ans Land setzte, wo sie wohlwollende Aufnahme fanden.

König Ferdinand II. hatte inzwischen mit seiner Familie eine Reise nach Apulien unternommen, wo 3. Febr. zu Bari die Vermählung des Kronprinzen Franz mit der Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Baiern, gefeiert wurde. Auf dieser Reise verfiel der König einer leidensvollen Krankheit, an der er nach seiner Rückkehr zu Caserta 22. Mai 1859 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Franz II. (s. d.), von Jesuiten erzogen und in strenger Abhängigkeit gehalten, zeigte sich den schwierigen Verhältnissen im Innern und nach außen keineswegs gewachsen. Die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich und Großbritannien wurden allerdings ohne Schwierigkeit wieder angeknüpft. Gegenüber der großen nationalen Bewegung in Oberitalien, zu welcher der Krieg zwischen Frankreich und Sardinien einerseits und Oesterreich andererseits den Anstoß gab, verhielt sich die neapolit. Regierung nach wie vor theilnahmlos, ja feindselig. Die Einladung des Königs Victor Emanuel II., dem Kriegsbunde gegen Oesterreich beizutreten, wurde abgelehnt, und als nach der Schlacht von Magenta in verschiedenen Städten des Königreichs Demonstrationen für Sardinien erfolgten, mußte die Polizei mit Strenge dagegen einschreiten. Auch im Innern hielt Franz II., der von dem überwiegenden Einfluß seiner Stiefmutter, der Königin-Witwe Marie Therese, beherrscht war, an dem Systeme des Vaters fest, und die Rathschläge des brit. Cabinets zu liberalen Reformen blieben unbeachtet. Eine auf die noch wenig zahlreichen polit. Sträflinge von 1848 und 1849 beschränkte Amnestie und die versprochene Unterdrückung der polizeilichen Listen über die Verdächtigen (attendibili), 16. Juni 1859, war alles, wozu sich der junge König herbeiließ. Während die Unzufriedenheit um sich griff, erlitt die neapolit. Kriegsmacht schweren Abbruch durch die Auflösung der vier Schweizerregimenter. Der Bundesrath der Schweiz hatte nämlich die Forderung gestellt, daß die aus geworbenen Fremdlingen bestehenden Regimenter im päpstl. und neapolit. Dienste nicht länger den Namen «Schweizerregimenter» und die schweiz. Fahne führen sollten. Diese Forderung ward in Neapel bewilligt und verfügt, daß jene Truppen künftig als «Fremdenregimenter» bezeichnet werden und unter neapolit. Fahne dienen sollten. Aber dieser Befehl erregte bei den Söldlingen großes Misvergnügen. Am 7. Juli 1859 zogen mehrere Tausende vom 2. und 3. Schweizerregiment in kriegerischer Haltung vor den königl. Palast Capodimonte und forderten Beibehaltung der alten Fahnen oder ihren Abschied. Der König versprach, den Abschied zu bewilligen. Tags darauf kam es zwischen den Aufständischen und dem treugebliebenen 4. Schweizerregiment zu blutigem Zusammenstoße, und nur durch Kartätschensalven konnte der Aufruhr gedämpft werden. Mehr als 400 Rädelsführer wurden gefangen gesetzt, aber die Disciplin war nicht wieder herzustellen, und als ein Meuterer erschossen werden sollte, ließen ihn seine Kameraden, die zur Execution commandirt waren, entwischen. So mußte Franz II. sich entschließen, diese Fremdenregimenter aufzulösen, und alle, die darum nachsuchten, wurden in die Heimat entlassen. Auch von dem 1. Schweizerregiment, das in Sicilien stand, nahm der größte Theil seinen Abschied. Im ganzen blieben nur 800 Veteranen im neapolit. Dienste zurück, und die Versuche, in Oesterreich und Baiern ausgediente Soldaten für eine neue Fremdenlegion anzuwerben, hatten

Digitized by Google

nur theilweisen Erfolg. Der neapolit. Thron verlor damit seine zuverlässigste Stütze. Zum Ersatz ward das einheimische Heer bedeutend verstärkt. Im Herbst 1859 wurde ein Armeecorps an der Grenze aufgestellt, um die revolutionären Bewegungen im Kirchenstaat zu beobachten; vielleicht war sogar eine Intervention zur Wiederherstellung der päpstl. Herrschaft in der Romagna beabsichtigt. Andererseits lehnte die neapolit. Regierung den franz. Antrag, die Besatzung Roms zu übernehmen, aus Rücksicht auf Oesterreich ab. Gleichzeitig wurden im Innern durch die Polizei binnen wenigen Monaten wieder an 5000 Verdächtige eingekerkert. Auf Sicilien befahl die Polizei sogar die Ablieferung aller Waffen, bei Todesstrafe. Dennoch organisirte sich auf der Insel eine Verschwörung, die immer weiter um sich griff und einen allgemeinen Aufstand vorbereitete. Die Anhänger der ital. Nationalpartei, welche in Turin ein leitendes Comité aus neapolit. und sicil. Flüchtlingen unter Poerio's Vorsitz niedergesetzt hatte, und die sicil. Patrioten, welche zunächst nur die Wiederherstellung der Rechte Siciliens und die Unabhängigkeit von Neapel erstrebten, wirkten dabei zusammen, und so gewann man auch unter dem Adel und der Geistlichkeit ausgedehnte Verbindungen. Aber die Polizei kam diesen Umtrieben auf die Spur. Am 4. April 1860 wurde das Kloster La Gancia in Palermo, das Hauptquartier der Verschworenen, von Militär und Polizei überfallen. Auch in der Stadt wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen und 13 Gefangene sofort erschossen. In den nächsten Tagen erlaubten sich die Soldaten und die Lazzaroni in Messina die ärgsten Excesse. Der Ausbruch des Aufstandes ließ sich dadurch nicht zurückhalten. An verschiedenen Punkten der Insel sammelten sich bewaffnete Banden, und seit dem 5. April kam es in der Umgegend von Palermo zu mehrern Gefechten zwischen den Insurgenten und den neapolit. Truppen. Aber erst als Garibaldi (s. d.) mit seinen 1000 Freiwilligen bei Marsala 11. Mai landete und 14. Mai bei Salemi als Dictator «im Namen des Königs Victor Emannel II.» den Oberbefehl übernahm, erhielt der Aufstand größere Ausbreitung. Von allen Seiten strömten Freiwillige dem Dictator zu, der bei Calatifimi 15. Mai den ersten glänzenden Erfolg erkämpfte und dann gegen Palermo vorrückte, wo sich die neapolit. Hauptmacht unter General Lanza concentrirt hatte. Am 27. Mai drang Garibaldi in Palermo ein, und es entspann sich hier ein langer Straßenkampf, während gleichzeitig das Hafenfort und die neapolit. Flotte die Stadt mit Bomben und glühenden Kugeln überschütteten. Erst 29. Mai, als die fremden Consuln förmlich protestirten und die Intervention der auf der Rhede ankernden fremden Kriegsschiffe anriefen, wurde das Bombardement eingestellt. Eine persönliche Verhandlung zwischen den Generalen Garibaldi und Lanza an Bord des brit. Admiralschiffs Hannibal, der auch die anwesenden franz. und amerik. Admirale beiwohnten, am 30. Mai, blieb resultatlos. Garibaldi forderte die Uebergabe der Stadt, welche Lanza verweigerte. Doch einigte man sich über eine Waffenruhe, und ein neapolit. General ging nach Neapel, um dem König Franz II. die Sachlage darzustellen. Am 5. Juni kehrte dieser mit den nöthigen Vollmachten zurück, und tags darauf ward eine Capitulation abgeschlossen, durch welche der Waffenstillstand bis zum vollständigen Abzug der Neapolitaner verlängert wurde. Am 19. Juni gingen die letzten neapolit. Truppen zu Schiffe, und sogleich ward das Hafenfort Castellamare, das so oft die Stadt Palermo bedroht, auf Garibaldi's Befehl geschleift. Auch auf andern Punkten der Insel waren die Sicilianer erfolgreich; namentlich ist der viertägige blutige Kampf in Catania 31. Mai bis 3. Juni bemerkenswerth. Binnen kurzer Zeit sahen sich die neapolit. Truppen auf die vier Hafenstädte Agosta, Syrakus, Milazzo und Messina beschränkt. Garibaldi, von den Sicilern als Befreier beinahe angebetet, organisirte nunmehr die Verwaltung der Insel, verkündigte das sardin. Staatsgrundgesetz und begann große Rüstungen, um die Neapolitaner aus ihren letzten Positionen zu vertreiben und auch das Festland von Neapel anzugreifen. Diese überraschenden Vorgänge erregten in ganz Europa das größte Aufsehen. Während die nationale Begeisterung der Italiener sich daran aufs neue entzündete, hatte der neapolit. Hof, trotz seiner großen Militärmacht, alle Fassung verloren. Franz II. rief die Großmächte an, die Integrität des Königreichs beider S. aufrecht zu erhalten, und wandte sich vorzugsweise an Kaiser Napoleon III. Die Westmächte, namentlich über das grausame Bombardement von Palermo entrüstet, hielten jedoch das Prineip der Nichtintervention aufrecht und begnügten sich, dem neapolit. Hofe eine Verständigung mit Sardinien und eine nationale Reformpolitik anzurathen. In der That entließ König Franz seine bisherigen Rathgeber und berief 25. Juni 1860 ein liberales Cabinet unter Antonio Spinelli's Vorsitz, in welchem bald der Minister des Innern, Liborio Romano, den überwiegenden Einfluß gewann. Eine allgemeine Amnestie wurde verkündigt, die ital. Tricolore adoptirt und 1. Juli die niemals förmlich abgeschaffte Constitution von 1848 wieder in Kraft gesetzt. Zugleich wurden Unterhandlungen wegen einer Allianz

mit Sardinien angeknüpft. Der turiner Hof nahm jetzt diese Anträge sehr kühl auf und wollte erst die wirkliche Eröffnung des neapolit. Parlaments abwarten, das zum 10. Sept. einberufen war. Auch in Neapel selbst machten alle Zugeständnisse nur geringen Eindruck, denn man zweifelte mit Recht, ob der König es ehrlich meine. Als die Soldateska sich ungestraft absolutistische Demonstrationen erlaubte, antwortete die Bevölkerung mit Kundgebungen für Garibaldi; selbst die bisher streng königlichgesinnten Lazzaroni wurden von dem Zauber dieses Namens ergriffen. Das Ministerium sah sich in seinen Maßregeln durch eine geheime Camarilla gelähmt und forderte wiederholt seine Entlassung. Selbst im Schose der königl. Familie brach Zwiespalt aus, und ein Oheim des Königs, Graf Ludwig von Aquila, mußte das Land verlassen. Kurz, alles gerieth in die heilloseste Auflösung.

Inzwischen hatte Garibaldi die Regierung der Insel Sicilien dem Prodictator Depretis übertragen und seinerseits wieder die Offensive ergriffen. Nach blutigem Kampf wurde 20. Juli 1860 Milazzo zur Capitulation gezwungen. Am 28. Juli schloß Garibaldi mit dem neapolit. General Clary eine Convention, infolge deren ihm die Stadt Messina übergeben wurde, während die Citadelle im Besitz der neapolit. Truppen blieb. Zugleich verabredete man eine Waffenruhe, und die Neapolitaner räumten gleich darauf auch Syrakus und Agosta. Garibaldi traf nunmehr Anstalten, auf das Festland von Neapel überzusetzen, ohne sich durch ein Abmahnungsschreiben des Königs Victor Emanuel II. vom 23. Juli irre machen zu lassen. Am 8. Aug. und in den nächsten Tagen überschritt seine Avantgarde die Meerenge und faßte in Calabrien festen Fuß, wo bald zahlreiche Insurgentenbanden sich anschlossen. Garibaldi folgte 19. selbst, und nach kurzer Gegenwehr ergaben sich ihm die Stadt Reggio und das benachbarte Fort, 21. bis 23. Aug. Zwar standen weit überlegene Streitkräfte ihm gegenüber; aber es enthüllte sich mit überraschender Schnelligkeit die vollständige Demoralisation der neapolit. Armee. Die Mannschaften verweigerten zum Theil den Gehorsam oder liefen auseinander; auch viele höhere Offiziere wurden ihrer Pflicht ungetreu. Das erste Beispiel des Abfalls gab General Nunziante, bisher ein blindes Werkzeug des Absolutismus, indem er seinen Abschied einreichte, seine Orden zurückschickte und in einem Tagesbefehle die Soldaten ermahnte, nur noch für das Vaterland zu kämpfen. Größern Eindruck machte, daß sogar ein Oheim des Königs Franz, Graf Leopold von Syrakus, jetzt den Thron verloren gab. In einem Briefe vom 24. Aug. rieth er seinem Neffen, die Krone niederzulegen, und reiste dann nach Turin ab. Unterdeß rückte Garibaldi unaufhaltsam vorwärts und fand in ganz Calabrien bereitwillige Unterstützung. Am 23. Aug. streckten zwei neapolit. Divisionen bei San-Giovanni die Waffen; am 30. Aug. capitulirte sogar bei Severia-Manelli ein neapolit. Armeecorps von 10000 Mann. Gleichzeitig brach in Foggia und in andern Orten Apuliens ein Aufstand aus, und die königl. Truppen gingen theilweise zu den Insurgenten über oder versprachen wenigstens, nicht gegen Garibaldi zu kämpfen. In Potenza bildete sich eine provisorische Regierung, welche im Namen des Königs Victor Emanuel und des Dictators Garibaldi das Volk zu den Waffen rief. Neapel selbst, in höchster Aufregung, wurde nur noch durch die Furcht vor einem Bombardement im Zaum gehalten, und die Generale erklärten dem König, daß man nicht im Stande sei, sich hier mit Erfolg zu vertheidigen. Unter diesen Umständen überließ Franz II. dem Ministerium, die Regierung bis zur Ankunft Garibaldi's fortzuführen, und schiffte sich 6. Sept. nach Gaëta ein. Zuletzt forderten noch zahlreiche Offiziere und Beamten ihren Abschied, und die Kriegsflotte weigerte sich geradezu, dem König nach Gaëta zu folgen. Dagegen concentrirten sich die Ueberreste der neapolit. Armee, etwa noch 50000 Mann stark, hinter dem Flusse Volturno, auf die Festungen Gaëta und Capua gestützt. Das übrige Reich blieb der siegreichen Revolution preisgegeben. Garibaldi, der seinen Truppen weit vorausgeeilt war, zog 7. Sept. nachmittags in die Hauptstadt ein, wo er mit ungeheuerm Enthusiasmus empfangen wurde, und übernahm die Dictatur. Einer seiner ersten Regierungsacte war, daß er die neapolit. Kriegsflotte dem sardin. Admiral Persano zur Verfügung stellte. Ein neues Ministerium wurde gebildet, in dem Liborio Romano den Vorsitz übernahm. Garibaldi selbst zeigte sich jedoch den Regierungsgeschäften nicht gewachsen und ward bald ein Spielball der Parteien. Während die gemäßigte Nationalpartei sowol in S. wie in Neapel eine sofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien erstrebte, um dadurch die Revolution zu beschließen, wollte Garibaldi, der dem sardin. Premierminister Cavour wegen der Abtretung Nizzas aufs höchste zürnte, davon nichts hören. Wie es scheint, dachte er zuvor durch die Volksinsurrection auch den Kirchenstaat für die ital. Einheit zu erobern, und einmal erklärte er sogar öffentlich, daß er die Annexion erst auf den Höhen des Quirinals verkünden werde. Der Prodictator auf der Insel Sicilien, Depretis, legte deshalb sein Amt nieder und wurde durch Mordini ersetzt.

Dazu erschien der republikanische Agitator Mazzini in Neapel und suchte die alten Verbindungen auch mit Garibaldi wieder anzuknüpfen. Vergebens verlangte der neue Prodictator für Neapel, Pallavicino, die Entfernung des Agitators. Die Folge dieser Zwistigkeiten war, daß die bourbonisch-absolutistische Partei hier und da wieder das Haupt erhob und kleine Tumulte für König Franz II. anzettelte. Das turiner Cabinet sah diesen Wirren mit Besorgniß zu und beeilte sich, dem Dictator durch die militärische Occupation des Kirchenstaats zuvorzukommen. Damit wurden auch die Hoffnungen hinfällig, welche Franz II. auf den etwaigen Beistand der päpstl. Kriegsmacht gesetzt haben mochte. Immer noch war das königl. Heer in seiner festen Stellung am Volturno dem Freiwilligenheere des Dictators vollständig gewachsen, wie sich in den Gefechten bei Capua und Cajazzo 19. und 22. Sept. zeigte. Franz II. faßte endlich den Entschluß, die Offensive zu ergreifen; aber Garibaldi hielt in der blutigen Schlacht am Volturno 1. Oct. glücklich Stand und zwang den Feind, sich auf Capua zurückzuziehen. Der Ausgang in diesem Entscheidungskampfe zwischen Reaction und Revolution war jedoch nicht abzusehen. Da entschloß sich die sardin. Regierung, durch zahlreiche annexionistische Deputationen herbeigerufen, zu einer bewaffneten Intervention. Am 6. Oct. notificirte Cavour dem neapolit. Gesandten in Turin, daß sardin. Truppen das Königreich beider S. occupiren würden, da der Thron desselben durch die Flucht des Königs Franz aus Neapel thatsächlich erledigt sei. Ein aus Ancona 9. Oct. datirtes Manifest des Königs Victor Emanuel an die Bevölkerung Unteritaliens rechtfertigte die beabsichtigte Occupation mit der nationalen und polit. Nothwendigkeit und fügte hinzu, er komme nicht, ihnen seinen Willen aufzuzwingen, sondern um dem Volkswillen, den sie frei kundgeben möchten, Geltung zu verschaffen. An demselben Tage überschritt die sardin. Vorhut die neapolit. Grenze und setzte sich mit den Truppen des Dictators in Verbindung; Victor Emanuel selbst folgte mit der Hauptmacht. In dieser Lage verkündigte Garibaldi durch Decret vom 15. Oct., daß das Königreich beider S. künftig einen Bestandtheil des «einen und untheilbaren» Italien bilden solle, unter der Herrschaft Victor Emanuel's und dessen Nachkommen. Eine allgemeine Volksabstimmung über die Annexion ward auf den 21. Oct. angeordnet und ergab in Neapel 1,310266 Ja und 10102 Nein, auf Sicilien 432054 Ja und 667 Nein.

Unterdessen hatten die kriegerischen Operationen ihren Fortgang. In einer Reihe von hitzigen Gefechten wurden die königl. neapolit. Truppen wiederholt geschlagen und zogen sich auf die Linie des Garigliano zurück. Aber die Sardinier erzwangen 3. Nov. den Uebergang über diesen Fluß, und es gelang ihnen durch Besetzung der Stadt Mola den größten Theil der neapolit. Armee von der Festung Gaëta abzuschneiden, sodaß an 30000 Mann mit 5000 Pferden und 32 Kanonen bei Terracina 15. Nov. auf päpstl. Gebiet übertreten mußten, wo sie entwaffnet wurden. Schon zuvor, 2. Nov., hatte Capua mit einer Besatzung von 10000 Mann capitulirt. So war König Franz II. in Gaëta eingeschlossen; außerdem wehte seine Fahne nur noch auf der kleinen Felsenfestung Civitella del Tronto und auf der Citadelle von Messina. Dagegen hielt König Victor Emanuel II. 7. Nov. seinen Einzug in die Hauptstadt Neapel, begleitet von dem Dictator und den beiden Prodictatoren Pallavicino und Mordini, und wurde von der Bevölkerung mit unendlichem Jubel begrüßt. In dieser Lage der Dinge entspann sich jedoch alsbald ein Zwiespalt mit Garibaldi. Dieser wies alle Auszeichnungen und Vortheile, welche man ihm für sich und seine Familie anbot, uneigennützig zurück, wünschte aber zugestanden die Generalstatthalterschaft des Königreichs beider S. mit unbeschränkter Vollmacht auf ein Jahr und die unbedingte Gleichstellung seines Freiwilligenheeres, der sog. ital. Südarmee, mit den regulären sardin. Truppen. Das konnte und wollte man ihm nicht bewilligen, und so legte er 8. Nov. seine Gewalt in die Hände des Königs nieder und zog sich auf sein Felseneiland Caprera zurück. Die Südarmee ward jetzt durch Decret vom 12. Nov. reorganisirt. Der größte Theil der Freiwilligen, die sich dadurch in ihren Rechten gekränkt glaubten, zog es aber vor, den angebotenen Abschied anzunehmen. Der kleine Ueberrest ward nach Piemont verlegt, anfangs als besonderes Freicorps, später aber in die Armee eingereiht. In den ersten Tagen des Dec. (2. bis 5.) besuchte König Victor Emanuel auch Palermo, die Hauptstadt der Insel Sicilien, wo ihm ebenfalls ein höchst enthusiastischer Empfang zutheil wurde. Hierauf verweilte er in Neapel bis zu Ende des Jahres 1860. Während nun die administrative Einverleibung und Reorganisation des Königreichs beider S. rasch vor sich ging, ließ das turiner Cabinet, um das provinzielle Selbstbewußtsein zu schonen, vorläufig noch in den Gebieten diesseit und jenseit der Meerenge besondere Generalstatthalterschaften fortbestehen, welche jedoch in Neapel Ende Oct. 1861, in Sicilien Frühjahr 1862 ohne Schwierigkeiten abgeschafft wurden.

Das neapolit. Königthum kämpfte unterdeß seinen Todeskampf. Franz II. hatte bereits, als

er seine Hauptstadt verließ, feierlich protestirt und alle Acte der Revolution für ungültig erklärt. Am 25. Sept. 1860 richtete er ein Memorandum an sämmtliche Höfe Europas, und es folgten zahlreiche weitere Proteste, in denen er sich über die Verletzung des Völkerrechts durch Sardinien beschwerte und seine legitime Sache als die gemeinsame Sache aller Souveräne darzustellen suchte. Die fremden Mächte hielten sich jedoch zurück oder beschränkten sich auf diplomatische Demonstrationen; Großbritannien nahm sogar offen für Sardinien Partei. Frankreich betonte wenigstens das Princip der Nichtintervention und zeigte sich nur geneigt, den persönlichen Rückzug des Königs Franz zu decken. Ein franz. Beobachtungsgeschwader erschien vor Gaëta und verhinderte den sardin. Admiral Persano die Festung anzugreifen oder zu blokiren. Dagegen hielt auf der Landseite der sardin. General Cialdini seit 3. Nov. 1860 Gaëta eingeschlossen und belagert. An einen entscheidenden Erfolg war freilich nicht zu denken, so lange die Festung von der Seeseite her frei aus dem benachbarten Kirchenstaate verproviantiren konnte. Sardinien erhob deshalb beim franz. Hofe Reclamationen, die von Großbritannien lebhaft unterstützt wurden. Frankreich versuchte nun noch den König Franz zu einem freiwilligen Abzug zu bewegen, aber die darüber während eines kurzen Waffenstillstandes (8. bis 19. Jan. 1861) angeknüpften Verhandlungen blieben erfolglos. Nunmehr entfernte sich die franz. Flotte, und tags darauf, 20. Jan. 1861, setzte Admiral Persano Gaëta in Blokadezustand. Indessen hielt es schwer, die starke Festung zu bewältigen. Die zahlreiche Besatzung, darunter viele deutsche Söldner, wehrte sich tapfer und wurde durch das heldenmüthige Beispiel der Königin Maria, welche ihren Gemahl in dieser schweren Zeit aufrecht erhielt, noch mehr angefeuert. Man hoffte vielleicht auf eine Diversion aus dem Kirchenstaate, wo die Trümmer der neapolit. Armee nicht ohne Beihülfe der päpstl. Behörden sich in bewaffneten Banden zusammenthaten. Nach einem langwierigen heftigen Bombardement, das die Festung hart mitnahm, entschloß sich endlich Franz II. zur Capitulation, indem er anfangs für die Besatzung freien Abzug mit Waffen und Gepäck nach dem Kirchenstaate verlangte. Die Unterhandlungen wurden während des anhaltenden Bombardements geführt, fünfmal abgebrochen und wieder angeknüpft. Erst 13. Febr. kam die Capitulation zu Stande, gemäß welcher das neapolit. Königspaar mit Gefolge 14. auf dem franz. Dampfschiff Möve nach Terracina abfuhr, von wo sie sich nach Rom begaben. Die Besatzung von 11000 Mann mit 25 Generalen sollte kriegsgefangen bleiben bis zur Uebergabe von Messina und Civitella; die fremden Söldlinge wurden in die Heimat geschickt. Damit war der Kampf entschieden, und auf die Vorstellungen des franz. Gesandten in Rom verstand Franz II. sich dazu, seine Commandanten in den beiden letzten bourbonischen Festungen von weiterm Widerstand abzumahnen. Noch ehe dieser Befehl eintraf, hatte sich die Citadelle von Messina 10. März dem General Cialdini ergeben; Civitella del Tronto capitulirte 20. März 1861. Der Protest des Königs Franz II. gegen den neuen Titel Victor Emanuel's: «König von Italien», aus Rom 5. April 1861, blieb ebenso wirkungslos wie die Aufprüche, welche der Prinz Murat durch seinen Brief an den Herzog von Ascoli 27. März 1861 wieder in Erinnerung zu bringen versuchte. Seitdem bildet das vormalige Königreich beider S. einen Bestandtheil des Königreichs Italien (s. d.). Vgl. Giannone, «Storia civile del regno di Napoli» (4 Bde., Neap. 1723; 13 Bde., Mail. 1823 fg.; Mail. 1844 fg.), fortgesetzt von Colletta unter dem Titel «Storia di Napoli dal 1734 sino al 1825» (2 Bde., Par. 1833); Orloff, «Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples», mit Bemerkungen von Duval (5 Bde., neuere Aufl., Par. 1819—21; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1821); Camera, «Annali delle due Sicilie» (Neap. 1841 fg.); Giuseppe del Re, «Cronisti e scrittori Napolitani» (Bd. 1, Neap. 1842—44); Rüstow, «Erinnerungen aus dem ital. Feldzuge von 1860» (2 Thle., Lpz. 1861); Reuchlin, «Geschichte Neapels während der letzten 70 Jahre» (Nördl. 1862); di Sivo, «Storia delle due Sicilie dal 1846 al 1861» (Rom 1863 fg.); Romano-Manebrini, «Documenti sulla rivoluzione di Napoli 1860—62» (Neap. 1865).

Sicilische Vesper. Die Regierung des Königs Karl's I. aus dem Hause Anjou (1266—85), der nach dem Sturze Manfred's sich des Königreichs beider Sicilien (s. d.) bemächtigt hatte, wurde namentlich auf der Insel Sicilien mit Ungeduld ertragen. Der Uebermuth der Franzosen, die mit Karl ins Land gekommen, und drückende Finanzmaßregeln steigerten die allgemeine Gärung. So entstand eine weitverbreitete Verschwörung, die darauf abzweckte, dem Schwiegersohne Manfred's, König Peter III. von Aragonien, die Herrschaft über Sicilien zu verschaffen. Die größte Thätigkeit entwickelte ein salernitanischer Edelmann, Johann von Proceida, der vormals am Hofe Manfred's hohe Aemter bekleidet hatte und von Karl wegen seiner ghibellinischen Gesinnungen verbannt worden war. Dieser vermittelte die Verhandlungen zwi-

schen den Verschworenen und dem aragon. Hofe, wußte auch den Papst Nikolaus III. für die Sache günstig zu stimmen. Sogar der byzantin. Kaiser Michael Paläologus, der sich mit Karl im Unfrieden befand, verstand sich zu einer Geldbeihülfe. Doch der Tod des Papstes Nikolaus 1280, dem der französisch gesinnte Martin V. auf dem röm. Stuhle folgte, verzögerte die Ausführung der Unternehmung. Unter dem Vorwande eines Kreuzzugs segelte Peter III. mit einer ansehnlichen Flotte nach Bona (Algerien) und begann zum Schein Feindseligkeiten gegen die Mauren. So war die Sachlage, als durch einen Zufall in Palermo die allgemeine Erbitterung zum plötzlichen Ausbruch kam. Am Ostermontage 30. März 1282, um die Stunde der Vesper, beleidigte ein übermüthiger Franzose eine sicil. Dame. Darüber entspann sich ein blutiger Streit, und die Palermitaner griffen zu den Waffen und machten alle Franzosen, wo sie sich fanden, schonungslos nieder. Die Glocke der uralten Kirche San-Giovanni degli Eremiti, unweit vom königl. Schlosse, war die erste, welche zu diesem Blutbad, das man die Sicilische Vesper nennt, Sturm läutete. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig; aber noch vor Ablauf des Monats April folgten die Bewohner von Messina dem Beispiel und erschlugen oder vertrieben alle Franzosen, die sich dort aufhielten. Karl I. eilte herbei und belagerte Messina, aber ohne Erfolg. Denn jetzt landete auch Peter III. mit Heeresmacht zu Trapani 30. Aug. 1282 und trieb mit Hülfe der Genuesen und Pisaner Karl I. über die Meerenge zurück. Die ganze Insel huldigte nun dem Könige Peter und seiner Gemahlin Constantia als dem rechten Erben Manfred's. Doch erst nach einem 20jährigen Kriege zwischen Peter III. und seinen Söhnen und Nachfolgern Jakob II. und Friedrich einerseits und den Königen Karl I. und Karl II. von Neapel andererseits wurde die Herrschaft der aragon. Dynastie auf Sicilien von dem neapolit. Königshause Anjou förmlich anerkannt und der Friedensvertrag 1302 durch eine Familienverbindung besiegelt. Amari, «La Guerra del Vespro Siciliano» (2 Bde., Palermo 1842; 6. Aufl., Flor. 1859; deutsch von Schröder, 2 Bde., Hildesh. 1851).

Sicilische Weine, auf der Insel Sicilien gewonnen, sind theils roth, theils weiß, zum Theil sehr edel, süß und feurig. Der Weinbau wird auf Sicilien nicht mit gehöriger Sorgfalt betrieben. Die Weingärten sind gewöhnlich mit Erd- oder Steinmauern eingefaßt, auf welchen indian. Feigenbäume (Cactus opuntia) von 10—12 F. Höhe stehen. Meist werden zu den Weinen ein Drittel am Stocke oder auf dem Lager welk gewordene Trauben genommen; man stößt die Trauben vor dem Pressen und läßt sie 24 St. gären. Abgesehen von den Rosinen, wovon jährlich 6000 Fässer zu 80 Rotoli von Palermo und Messina versendet werden, beträgt die Gesammtausfuhr von sicil. Weinen jährlich über 40000 Tonnen; doch ist dieselbe zum großen Theil nach dem Festlande von Neapel bestimmt. Primasorten und dem Madeira ähnlich sind die dunkelgelben Weine von Marsala, die in den großen Fabriken von Ingham, Florio und Woodhouse durch Mischung von sicil. Weinen mit Sprit bereitet werden, und die von Castelvetrano. Der Syrakuser, Calabreser, Albanello und Capriata sind süße Muskatweine. Auch der Faro, Amarena (von Agosta), Mougarello und Girasole sind vorzügliche Sorten.

Sickingen (Franz von), berühmter Feldhauptmann, geb. 1. März 1481 auf dem Stammschloß seiner reichsritterschaftlichen Familie zu Sickingen (im Kreise Karlsruhe des Großherzogthums Baden), war der reichste und mächtigste reichsunmittelbare Ritter in den Rheinlanden und stand bei Kaiser Maximilian I., noch mehr bei Karl V. in Ansehen, denen er mehrmals auf Kriegszügen diente. Auch wurde er zum kaiserlichen Rath und Kämmerer ernannt. Hauptsächlich aber führte S. zahllose Privatfehden, bei denen er gern zum Schein als Beschützer der Schwachen und Unterdrückten auftrat, und kümmerte sich dabei nicht im geringsten um die Mahnungen des Reichskammergerichts und des Reichsregiments. So befehdete er mehrere Jahre lang die Reichsstadt Worms, weshalb er 1517 in die Reichsacht verfiel. Dann bekriegte er mit einem geworbenen Heer von Reisigen und Landsknechten nacheinander den Herzog von Lothringen, die Reichsstadt Metz, den Landgrafen Philipp von Hessen, den Herzog Ulrich von Würtemberg u. s. w. Dabei brandschatzte er allenthalben und erpreßte Kriegskosten. König Franz I. von Frankreich suchte S. für seinen Dienst zu gewinnen und bewilligte ihm ein Jahrgehalt; doch ward das Verhältniß bald wieder aufgelöst. Dann wirkte S. eifrig für die Wahl des Kaisers Karl V. und wurde dafür von der Reichsacht entbunden. Auch zog er 1521 als kaiserl. Oberst mit dem Grafen von Nassau gegen Frankreich zu Felde und verheerte die Picardie. 1522 ward er auf einer Versammlung in Landau zum Oberhaupt eines Bundes der schwäb. und rhein. Reichsritterschaft gewählt. Nicht minder populär war er bei den deutschen Landsknechten. Obwol selbst kein Gelehrter, neigte er sich doch den humanistischen und reformatorischen Bestrebungen zu, ergriff Partei für Reuchlin in dessen Streit gegen die Kölner, nahm

Ulrich von Hutten und andere Bewegungsmänner auf seiner Ebernburg bei Kreuznach auf und bot auch Luther eine Zuflucht an. Durch den Einfluß Hutten's wurden bei S. weitgehende Plane angeregt, die auf eine gewaltsame Durchführung der Reformation und Abschaffung der geistlichen Fürstenthümer, welche dem Reichsadel zugute kommen sollten, hinausliefen. Für diesen Zweck hofften sie auch die Beihülfe der Reichsstädte und des Bauernstandes zu gewinnen, die man durch Flugschriften u. dgl. gegen Klerus und Fürsten aufzurütteln suchte. Im Sept. 1522 zog S. mit einem geworbenen Heer gegen den Erzbischof von Trier und belagerte denselben in seiner Hauptstadt. Aber Landgraf Philipp von Hessen und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein eilten mit überlegener Macht herbei und zwangen ihn, schon nach acht Tagen die Belagerung wieder aufzuheben. Das Reichsregiment erklärte S. in die Acht, und die gehoffte Beihülfe von Adel und Städten blieb aus. Nachdem S.'s übrige Burgen eine nach der andern genommen waren, belagerten ihn die verbündeten Fürsten von Hessen, Kurpfalz und Trier im April 1523 in seiner starken Feste Landstuhl bei Kaiserslautern. Während des Bombardements wurde S. schwer verwundet. Er mußte die Burg übergeben und starb gleich darauf 7. Mai 1523. Sein Grab befindet sich in der kath. Kirche zu Landstuhl. Der Sohn S.'s wurde von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrenstand, dessen Nachkommen 3. März 1773 von Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäb. Grafencollegium eingeführt. Das Geschlecht theilte sich in mehrere Linien, von denen aber nur die zu Sickingen reichsunmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1803 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig ist nur eine Linie übrig, an deren Spitze Graf Joseph von S.-Hohenburg, geb. 9. Jan. 1833, steht. Vgl. Münch, «Franz von S.'s Thaten, Plane, Freunde und Ausgang» (2 Bde., Stuttg. 1827—28; Bd. 3, «Codex diplomaticus», Aachen 1829); Schneegans, «Ritter Franz von S. und seine Nachkommen» (Kreuznach 1867).

Sicüler (lat. Siculi, griech. Sikeloi), ein altitalischer, wahrscheinlich den Latinern nahe verwandter Volksstamm, der zuerst im mittlern und südl. Italien wohnte, dann von andern Stämmen, besonders den Oenotrern, verdrängt nach der Insel hinüberzog, die von ihm den Namen Sicilien (s. d.) erhalten hat.

Sicyon (griech. Sikyon oder Sekyon), eine sehr alte Stadt an der Nordküste des Peloponnes, die ihr eigenes, dem Umfange nach beschränktes, aber zum Theil sehr fruchtbares Gebiet zwischen dem von Korinth im Osten und der Landschaft Achaja im Westen besaß. Ursprünglich von Joniern bewohnt, wurde es nach der sog. dorischen Wanderung von Argos aus dorisirt; allein das ionische Element, das sich in der Phyle der Aegialeer concentrirt hatte, erlangte über das dorische das Uebergewicht durch die Tyrannen (Alleinherrscher) aus dem Geschlechte des Orthagoras (Orthagoriden), die 100 J. lang (etwa von 666—566 v. Chr.) an der Spitze des kleinen Staats standen, und von denen namentlich Kleisthenes ihn zu hohem Ansehen brachte. Nach dem Sturze dieser Dynastie durch Sparta verlor S. zwar fast alle polit. Bedeutung, aber es blieb angesehen und blühend durch seine eifrige Pflege der bildenden Kunst und Malerei, seine bedeutende Industrie und seinen Handel. Demetrios Poliorketes eroberte die Stadt 303 v. Chr. und nöthigte die Bewohner, die bisherige untere Stadt, die sich bis ans Meer ausdehnte, zu verlassen und auf der umfänglichen Hochfläche, die bis dahin als Akropolis (Burg) gedient hatte, eine neue, regelmäßig gebaute Stadt anzulegen, der er den Namen Demetrias beilegte, ein Name, der aber bald wieder in Vergessenheit kam. Die neue Stadt gelangte durch ihren Mitbürger Aratos (s. d.) wieder zu großer polit. Bedeutung als Mitglied des achäischen Bundes und wurde auch nach der Zerstörung Korinth's (146 v. Chr.) anfangs von den neuen Herren Griechenlands, den Römern, begünstigt, später aber durch M. Aemilius Scaurus ihrer besten Kunstschätze beraubt und im Beginn der röm. Kaiserzeit durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht; trotzdem fand Pausanias noch zahlreiche erwähnenswerthe Tempel und sonstige öffentliche Gebäude, und noch jetzt sind ausgedehnte, wenn auch nicht eben ansehnliche Ruinen von ihr bei dem Dorfe Basilika erhalten. Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852); Bischer, «Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland» (Bas. 1857).

Sida, eine zur 16. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Malvaceen gehörende artenreiche Pflanzengattung, welche sich durch einsamige Kapseln von der ihr zunächst verwandten Gattung Abutilon (s. d.) unterscheidet. Ihre durch die tropische und subtropische Zone beider Hemisphären verbreiteten Arten sind theils Kräuter, theils Halbsträucher und Sträucher mit meist unansehnlichen Blüten. Nur zwei strauchartige aus dem tropischen Südamerika, S. striata und Bedfordiana mit gelben, purpurroth gestreiften Blumen sind schöne Gewächse und werden häufig in den Warmhäusern gezogen. Die krautigen Arten halten meist im Freien aus.

Digitized by Google

Siddons (Sarah), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, geb. 1755 zu Brecknock in Wales, war die Tochter des Schauspielers Roger Kemble und die Schwester Charles und John Phil. Kemble's (s. d.). Sehr jung und aus Neigung heirathete sie den ebenfalls jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, und widmete sich der Bühne. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Portia auf dem Drurylanetheater auftrat. Aber erst seit 1780 gelang es ihr, unbestritten als erste tragische Schauspielerin Englands zu gelten. Ihr Geist war classisch gebildet und ihr moralischer Charakter ohne Tadel. Sie hatte einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Unübertroffen war sie hinsichtlich der Beweglichkeit ihrer Physiognomie, des Ausdrucks ihrer Augen und der Grazie ihrer Bewegungen. Ihre Hauptrollen waren Shakspeare's Lady Macbeth und Katharina in «Heinrich VIII.» Sie verließ 1812 die Bühne, trat aber 1816 zum Vortheil ihres Bruders Charl. Kemble in einigen Vorstellungen zu Edinburgh wieder auf. Seitdem war sie besonders bemüht, die Talente ihrer Nichte Frances Anna Kemble auszubilden. Sie starb 8. Juni 1831. Vgl. Campbell, «Life of Mrs. S.» (2 Bde., Lond. 1834).

Siderallicht hat man das intensive Licht genannt, welches entsteht, wenn man einen Strom brennenden Knallgases, d. h. eines Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, in dem Verhältniß, wie es sich bei Zersetzung des Wassers entwickelt, auf einen Kalkcylinder wirken läßt, also dasselbe Licht, dessen man sich bei Beleuchtung des Hydrooxygengas-Mikroskops (s. d.) bedient, und das man auch Drummond'sches Licht nennt. Der entzündete Knallgasstrom selbst leuchtet so gut wie gar nicht, besitzt aber eine äußerst intensive Hitze, sodaß ein in die Flamme gebrachter unverbrennlicher und möglichst unschmelzbarer Körper, wie ein Stückchen Kalk oder Magnesia, zum äußersten Glühen und hellsten Leuchten gebracht wird. Man hat in großen Städten mannichfache Versuche mit Anwendung dieses Lichts auf Straßenbeleuchtung gemacht. Doch ist es nie zu größerer praktischer Anwendung gekommen, theils der Kostspieligkeit wegen, theils weil das elektrische Licht leichter zu handhaben, theils weil die Beleuchtung eines weiten Raumes von einem oder wenigen Punkten aus durch äußerst helle Flammen praktisch viel weniger zweckmäßig sich erweist als Erleuchtung durch viele schwächere, aber gleichmäßig vertheilte Lichter.

Siderographie, s. Stahlstich.

Siderolith hat man, zuerst in böhm. Fabriken, eine Gattung von feinen Thonwaaren, namentlich Ziergefäße (Körbchen, Ampeln, Becher und Büchsen, Vasen u. s. w.) genannt, welche mäßig hart gebrannt sind und statt der Glasur einen farbigen Lacküberzug haben, wodurch sie meist ein höchst gefälliges Ansehen erlangen. Die griech. Benennung (buchstäblich übersetzt «Eisenstein») möchte vermuthen lassen, daß diese Gegenstände sehr fest und wenig zerbrechlich seien; doch zeichnen sie sich gerade in dieser Hinsicht nicht besonders aus.

Sideroxylon, d. h. Eisenholz, nannte Linné eine zur 10. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Sapotaceen gehörende Gattung exotischer Bäume und Sträucher, weil ihr Holz eine eisenartige Härte und Schwere besitzt. Sie haben abwechselnd stehende, ganzrandige Blätter, weiße gebüschelte Blüten, welche aus einem fünftheiligen Kelche, einer fünfspaltigen oder fünftheiligen Blumenkrone, fünf fruchtbaren und fünf beutellosen Staubgefäßen und einem Stempel mit fünffächerigem Fruchtknoten bestehen und beerenförmige Früchte hervorbringen, deren ein bis drei Samenkörner eine glänzende, knochenharte Außenschale und einen dicken Eiweißkörper besitzen. Am bekanntesten ist der Eisenholzbaum von Jamaica, S. rugosum Roem. Sch., dessen längliche Blätter bis 9 Zoll Länge und bis 2 Zoll Breite erreichen.

Sidmouth, Marktstadt und einst nicht unbedeutender Hafenplatz in der engl. Grafschaft Devon, 3 M. im Südosten von Exeter, in einem engen Thale an der Mündung des Sid, in einer jetzt versandeten Bucht des Kanals gelegen, ist wegen ihrer starkbesuchten Seebäder bemerkenswerth und zählt 2572 E., die von Fischfang und von dem Fremdenverkehr leben. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund. Die Umgebung mit ihren zahlreichen Landspitzen bietet malerische Ansichten, und die Stadt selbst allen Comfort für Badegäste. Ein Steindamm von 1700 F. Länge dient als Esplanade; Knobble-Cottage enthält ein Museum. In der Nähe findet man Chalcedone und Achate.

Sidmouth (Henry Addington, Viscount), brit. Staatsmann, war der Sohn eines Arztes zu London und wurde 1755 geboren. Er erhielt seine Erziehung in Gemeinschaft mit Pitt, dem Sohne des Grafen Chatham, und widmete sich wie dieser dem Sachwalterberufe. Die glänzende Laufbahn seines Jugendfreundes öffnete auch ihm den Weg zu öffentlichen Aemtern. Addington trat 1782 ins Unterhaus und unterstützte den jungen Minister Pitt gegen die Partei Fox'. 1789 wurde er Sprecher des Unterhauses, womit er den Sachwalterberuf aufgab. Wiewol er fort-

gesetzt die Regierungspolitik seines Freundes und Beschützers vertheidigte, erwarb er sich doch durch Mäßigung und Rechtschaffenheit die Achtung aller Parteien. Als Pitt 16. März 1801 das Ministerium niederlegte, wurde auf seine Empfehlung Addington zum ersten Minister ernannt. Addington brachte endlich im März 1802 den Frieden von Amiens zu Stande, sah sich aber alsbald der Friedensbedingungen wegen sowol von der alten Opposition unter Fox und Sheridan wie von einer neuen unter Grenville und Windham auf das heftigste angegriffen. Letztern zu Gefallen ordnete er zwar nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Frankreich gegen Ende 1803 eine allgemeine Landesbewaffnung und die Vertheidigung der Küsten an; doch besaß er zu wenig Energie und Kühnheit, um dem Volke und den Parteien Vertrauen einzuflößen. Außerdem behandelte er aus Gefälligkeit gegen Georg III. den Prinzen von Wales, den spätern Georg IV., mit großer Härte, der seinerseits nicht verfehlte, das Gewicht der Opposition zu stärken. Als endlich auch Pitt im Angesichte der franz. Vorbereitungen zu einer Landung auf England den Gegnern der Regierung beitrat und im März 1804 im Unterhause auf Untersuchung der Seevertheidigungsanstalten des brit. Reichs antrug, mußte Addington 15. Mai 1804 das Staatsruder an Pitt zurückgeben. Der König erhob ihn nun zum Viscount S., nahm ihn in den Geh. Rath auf und bewies ihm eine so auffallende Freundschaft, daß sich die Minister verletzt fühlten. Als S. in den ersten Monaten des J. 1805 die Fortsetzung des Processes gegen den des Unterschleifs angeklagten Lord Melville (Dundas) mit Eifer betrieb, setzte Pitt seine Entlassung aus dem Geh. Rath durch. Nach Pitt's Tode bildete S. im Verein mit Fox und Grenville im Jan. 1806 ein neues Ministerium, das jedoch einige Monate später mit Fox' Tode wieder zerfiel. Lord Liverpool, der nach Perceval's Ermordung im Mai 1812 der erste Minister eines Cabinets wurde, in welchem Castlereagh die Oberhand hatte, bewog S. zur Annahme des Staatssecretariats des Innern. Er führte dieses Amt ohne großen Einfluß auf den Gang der brit. Politik bis 1822, wo er mit dem Tode Castlereagh's für immer ausschied. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit und starb 15. Febr. 1844.

Sidney (Algernon), ein republikanisch gesinnter Engländer, den König Karl II. ohne hinreichenden Beweis als Hochverräther hinrichten ließ, war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester und wurde um 1620 zu London geboren. Er wandte sich mit seinem Bruder, dem Viscount de l'Isle, in der Revolution dem Republikanismus zu, diente im Parlamentsheer und wurde zum Mitglied der Gerichtscommission berufen, welche Karl I. verurtheilen sollte. Zwar wohnte er den Verhandlungen bei, blieb aber am Tage des Urtheilsspruchs fern und verweigerte auch seine Unterschrift zur Acte, welche die Hinrichtung des Königs feststellte. Dessenungeachtet war S. ein glühender Republikaner. Nachdem Cromwell das Protectorat an sich gerissen, zog er sich missvergnügt auf das Familiengut nach Penshurst zurück und schrieb hier wahrscheinlich schon seine berühmten «Discourses concerning government, etc.» (Lond. 1698 u. öfter; deutsch, Lpz. 1794). Als 1660 die Restauration der Stuarts in England stattfand, war S. brit. Gesandter in Kopenhagen, verschmähte aber die Benutzung der allgemeinen Amnestie und hielt sich nun 17 J. in Italien, der Schweiz und Frankreich auf. Auf Bitten seines Vaters erhielt S. 1677 von Karl II. die Erlaubniß zur Rückkehr. Zum Aerger des Hofs trat S. 1678 ins Unterhaus und machte alsbald den Ministern durch seine kühne Beredsamkeit viel zu schaffen. Die Reaction, wozu sich der Hof unter Leitung des Herzogs von York (des spätern Jakob II.) hinreißen ließ, führte endlich 1681 den Lord Russell und den Herzog von Monmouth zu einer geheimen Verbindung, welcher sich auch S. anschloß. Der Zweck war, im Falle des Ablebens König Karl's II. die Thronbesteigung seines Bruders York um jeden Preis zu verhindern. Ohne Wissen der Häupter bildete jedoch auch eine niedere Klasse der Vertrauten eine besondere Verschwörung, in welcher es allerdings zuvörderst auf die Ermordung des Königs abgesehen war. Die Entdeckung und blutige Bestrafung dieses letztern Complots (Rye-house-plot) führte endlich auch zur Enthüllung des erstern, dessen Urheber bis auf Monmouth, der nach Holland entkam, nun ebenfalls verhaftet wurden. Obschon das Gesetz zwei Zeugen erforderte, wurde doch zuerst Russell auf des feigen Mitverschworenen Lord Howard's Aussage verurtheilt und hingerichtet. Unter S.'s Papieren war eine Handschrift gefunden worden, in welcher derselbe ein die Göttlichkeit des Königthums lehrendes Pamphlet von einem gewissen Filmer widerlegte. Um den Mangel eines zweiten Zeugen auszugleichen, nahm der Oberrichter Jeffreys diese Handschrift zu Hülfe und bewies daraus, daß der Verfasser ein Hochverräther sein müsse. Nachdem S. von den Geschworenen verurtheilt, richtete er eine Denkschrift an den König, in welcher er sich vertheidigte. Allein Karl II. blieb gegen den Republikaner unbeweglich, und S. mußte 7. Dec. 1683 das Schaffot besteigen. Die Hinrichtung Russell's und S.'s war ebenso rechtlos wie

unklug und wurde jederzeit für den blutigſten Flecken in der Regierungsgeſchichte Karl's II. gehalten. Als Wilhelm III. durch die Revolution von 1688 den Thron beſtiegen, ließ er die Urtheilsſprüche aufheben und die Ehre der Hingerichteten herſtellen. Hollis gab S.'s «Discourses» mit dem Verhör, der Apologie und mehrern Briefen (Lond. 1772) heraus; Collin veranſtaltete eine Sammlung von S.'s Handſchriften; Blencowe endlich veröffentlichte «Sidney-papers» (Lond. 1825). Vgl. Grey, «Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion» (Lond. 1754).

Sidney (Sir Philip), einer der erſten ausgezeichneten engl. Proſaiker, geb. 1554 zu Penshurſt in der Grafſchaft Kent, ſtudirte auf beiden engl. Univerſitäten und reiſte dann 3 J. lang auf dem Feſtlande. 1575 nach England zurückgekehrt, wurde er eine der Zierden des engl. Hofs und Liebling der Königin Eliſabeth. Ein Streit mit dem Grafen von Oxford bewog ihn, 1578 ſich auf den Landſitz ſeines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltſhire, zurückzuziehen, wo er zur Unterhaltung ſeiner Schweſter den Schäferroman «Arcadia» ſchrieb, ein unvollendet gebliebenes Werk, das erſt nach ſeinem Tode im Druck erſchien. Sein nächſtes Werk war die «Defense of poesy», die zugleich ſein beſtes Werk iſt, ausgezeichnet durch Stil und Inhalt. 1582 kehrte S. wieder an den Hof zurück. Unter ſeinem Oheim, dem Grafen von Leiceſter, focht er tapfer gegen die Spanier, wurde aber im Sept. 1586 im Gefecht bei Zütphen tödlich verwundet und ſtarb 19. Oct. 1586. Seine «Arcadia» fand bei ihrem Erſcheinen ungemeinen Beifall und erlebte in 20 J. acht Auflagen; in ſtiliſtiſcher Hinſicht hat ſie um ſo mehr Bedeutung, als ſeine Zeitgenoſſen und nächſten Nachfolger ſich danach bildeten. Als Dichter iſt S. unbedeutend; am werthvollſten ſind noch ſeine Sonette. Seine «Werke» erſchienen in drei Bänden (Lond. 1725); «Miscellaneous works» gab Gray heraus (Orf. 1829). Vgl. Zouch, «Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S.» (Lond. 1808).

Sidney, officiell Sydney, die Hauptſtadt der brit. Colonie Neuſüdwales und Hauptort der Grafſchaft Cumberland, auf der Südoſtküſte des Feſtlandes von Auſtralien, in prachtvoller Lage 1½ M. vom Ocean, auf der Südſeite des Port-Jackſon, einer der ſchönſten, ſicherſten und geräumigſten Hafenbaien der Welt, die von Oſten gegen Weſten in das Land eindringt, ſich unendlich vielfach verzweigt und rings von Bergen und Felſen umſetzt iſt. Gleich hinter dem Felſenthor, welches den Eingang bildet, theilt ſich die Bai in zwei Arme. Der eine zieht ſich 2 M. nach Nordweſten, der andere 4 M. gerade nach Weſten und enthält über 50 Buchten, von denen wenigſtens 20 die größten Schiffe ſicher aufnehmen können. Von der Südſeite ſtreckt ſich eine Halbinſel in die Bai, welche durch einſchneidende Buchten dreizackig erſcheint. Der öſtl. Zinken liegt zwiſchen der Woolomoloobai und der ausſchließlich für Kriegsſchiffe vorbehaltenen Farm-Cove, der mittlere zwiſchen dieſer und der Sydney-Cove, der weſtlichſte und größte zwiſchen dieſer und der Darling-Cove oder dem Darling-Harbour, dem eigentlichen Handelshafen. Auf letzterm Vorſprung der Halbinſel liegt die urſprüngliche Stadt, die ſich aber in neueſter Zeit mehr und mehr auch über den mittlern Aſt ausdehnte und jetzt größtentheils auf dem hinter den drei Zacken liegenden Sandſteinplateau ausbreitet. S. iſt die älteſte Stadt Auſtraliens. Dieſelbe wurde ſeit 1788 unter dem Namen Sydney-Cove erbaut, um hier die urſprünglich für Botanybai (ſ. d.) beſtimmte Verbrechercolonie anzuſiedeln, und ſchwang ſich raſch zu dem wichtigſten Orte Auſtraliens auf. Namentlich hob ſie ſich ſeit der Goldauffindung (1851) in Auſtralien in erſtaunlicher Weiſe. Die Vorſtädte Woolomoloo im Oſten, Paddington im Südoſten, Redfern und Chippendale im Süden, Glebe im Südweſten ſind jetzt durch faſt ununterbrochene Linien ſchöner Häuſer mit der Altſtadt verbunden. Auch Pyrmont und Balmain im Weſten des Darling-Harbour ſind neuerdings, erſteres durch eine Brücke, letzteres durch Dampfffähren mit ihr in Verbindung geſetzt. Es iſt S. eine durchaus engl. Stadt, ohne Fremdartiges, wenn nicht die Orangenbäume und Papagaienzüge an eine andere Zone erinnerten. Stadt und Hafen ſind gedeckt durch die Forts Macquarie und Phillip ſowie durch das Fort Deniſon auf dem nahen Inſelchen Pinchgut, mehrere Batterien und ein gegen Nordoſten an der Gegenküſte auf Bradley-Point gelegenes Fort. Die nähere Umgegend iſt dürr, felſig und traurig, doch breiten ſich rund umher auf beiden Seiten der Hafenbai anmuthige Landhäuſer, Parke und Gärten aus, nach Oſten bis zum Ocean, nach Weſten bis Paramatta. Das Ganze bietet, vom Hafen oder den nahen Höhen aus geſehen, mit den unzähligen Buchten und Felſencaps des Port-Jackſon eine ganz unvergleichliche Scenerie. 1800 zählte S. erſt gegen 2600 E., 1833 ſchon 16232, 1846 gegen 40000, bei dem Cenſus von 1861 bereits 56470 und mit den Vorſtädten 93686 E. Anfang 1868 ſchätzte man die Bevölkerung auf 120000, darunter auch

viele Deutsche, für welche mehrere Zeitungen erscheinen. Mit Ausnahme des ältern Theils der Stadt, dessen Gassen schmal und krumm sind, hat S. gerade, regelmäßige Straßen. Die Häuser sind meist aus Sandstein erbaut und zum Theil wahre Paläste mit prächtigen Kaufläden und Magazinen. Es gibt viele stattliche öffentliche Gebäude, darunter das Gouvernementshaus, und unter den zahlreichen Kirchen aller Religionsparteien die Kathedrale St.-Andrew. Die Stadt ist der Sitz des Generalgouverneurs aller brit. Colonien Australiens, eines anglikanischen Bischofs und eines röm.-kath. Erzbischofs. Sie hat eine 1850 gegründete Universität, mehrere Collegien und Akademien, eine Handelsschule, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, einen Botanischen Garten, eine Sternwarte (33° 51′ 41″ südl. Br., 168° 54′ 48″ östl. L. von Ferro oder 151° 14′ 57″ östlich von Greenwich), ein Schauspielhaus, einen Circus u. s. w.; ferner Gesellschaften für schöne Künste, Handel, Acker- und Gartenbau, Botanik und Blumenzucht, einen Acclimatisationsverein und andere wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften. Auch befinden sich in S. eine 1855 errichtete Münze, welche 1865 nicht weniger als 2,130500 Sovereigns und 282000 halbe Sovereigns prägte, die Bank von Australien, die austral. Vereinsbank, eine Actienbank, eine Handelsbörse, Seeassecuranzen u. s. w. Zugleich hat S. mehrere große Industrie-Etablissements auf Actien und überhaupt die bedeutendsten Fabriken und Manufacturen Australiens, namentlich Eisengießereien, Schmelzhütten, Fabriken für Maschinen, Kutschen, Wagen, Leinwand, Tuch, Hüte, Seife, Lichte, Leder, Taback und Cigarren; ferner Bierbrauereien, Zuckersiedereien, Rumbrennereien, große Schiffswerfte, mehrere Docks, Seilerbahnen u. s. w. Seine Hauptbedeutung gewinnt jedoch S. durch den Handel. Es ist im eigentlichen Sinne eine Seestadt und besitzt in seiner Stellung als Seearsenal das sichere Mittel, seine Suprematie in Australien zu behaupten, indem Melbourne ihm sonst in commerzieller, landschaftlicher und socialer Ueberlegenheit rasch den Rang abläuft. S. ist der Sammelpunkt aller Stapelproducte von Neusüdwales, das Centrum der austral. Dampfschifffahrtsgesellschaften, des Schiffbaues und Walfischfangs der Colonie, des ganzen Verkehrs mit Neuseeland und den übrigen Inseln der Südsee. Postdampfer setzen es einerseits über Melbourne mit Point de Galle in Indien und so mit Mauritius, der Capstadt und dem Mutterlande, andererseits über Neuseeland mit Panama in Verbindung, während andere Dampferlinien nach Batavia, Hongkong und Schanghai führen. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind jetzt in erster Linie Gold, in zweiter Wolle. Dann folgen Kohlen, Vieh, Getreide, Felle, Talg, Brot und Mehl, Butter und Käse, Bauholz, Leder, Seife, Spirituosen, Fischereiproducte u. s. w. Die Einfuhr besteht zum größten Theil in engl. Fabrikaten aller Art, in Zucker, Kaffee, Taback und in Colonialproducten sowie in Waaren aus Indien und China. 1864 waren in S. allein 1119 Schiffe von 397004 Tons eingelaufen und 987 Schiffe von 365907 Tons ausgelaufen. Auch der Landhandel der Stadt ist bedeutend, besonders mit Victoria. Die Westbahn führt über die 3 M. weit entfernte Landstadt Paramatta nach Penrith, von Paramatta die Südbahn nach Picton und die Nordbahn nach Windsor. Paramatta selbst, im Thal des in den Port Jackson fallenden Paramatta-River gelegen, ist ein hübscher, regelmäßig gebauter und blühender Ort mit mehr als 10000 E., einem Landhause des Generalgouverneurs, einer Kaserne und großen Baracken, die früher für die Aufnahme der Deportirten, besonders für die weiblichen, bestimmt waren, jetzt aber als Zuchthaus und Hospital dienen.

Sidon, die älteste und wichtigste Stadt Phöniziens, in einer schmalen Ebene am Mittelmeere, 33° 34′ nördl. Br., am Flusse Auli, westlich von den Ruinen der alten Stadt, war schon zu Homer's Zeit wegen ihrer Kunstarbeiten berühmt und wurde die Mutterstadt vieler phöniz. Anlagen in und außer dem Lande, namentlich auch von Tyrus (s. d.). Die Stadt blieb von großer Bedeutung, bis sich Tyrus erhob und seine Uebermacht geltend zu machen wußte. Um 720 v. Chr. ergab sich S. dem assyr. König Salmanasser. Nach der Auflösung des assyr. Reichs kam es an das babylonische; von Nebukadnezar wurde es wegen eines Bündnisses mit Juda 13 J. lang belagert. Wieder blühend und mächtig finden wir es unter der Herrschaft der Perser, indem es sich an die Spitze der Empörung gegen Artaxerxes III. stellte, die aber mit der Verwüstung der Stadt endete, da diese durch die Verrätherei ihres eigenen Königs Tennes in die Hände der Perser fiel und deshalb 351 v. Chr. von den Einwohnern selbst angezündet wurde. Nochmals hergestellt, unterwarf es sich 333 v. Chr. nach dem Siege bei Issus Alexander d. Gr. und erhielt von diesem einen neuen König. Nach Alexander's Tode kam es zuerst unter die Herrschaft der ägypt. Könige; dann wurde es mit Syrien vereinigt, und zuletzt fiel es den Römern zu. Eusebius und Hieronymus kennen S. noch als eine bedeutende Stadt; auch war sie der Sitz eines Bischofs. 1111 wurde sie durch König Balduin der mohammed. Herrschaft

entriſſen, aber 1187 von Saladin wiedergenommen. In den folgenden Jahrhunderten mehrmals zerſtört und wiederaufgebaut, war S. im 17. und 18. Jahrh. längere Zeit ein bedeutender Punkt für den franz. Handel, der erſt von Dſchezzar-Paſcha 1791 vernichtet wurde. Schon im Alterthum trieben die Sidonier Land- und Seehandel, zugleich aber auch Seeräuberei, und vorzüglich wichtig war ihr Handel mit Purpurfärbereien, Bernſtein und Glas, deſſen Erfindung ihnen zugeſchrieben wird. Die dortigen Alterthümer wurden neuerlich von E. Rénan genauer unterſucht; eins der bedeutendſten Monumente iſt der mit phöniz. Inſchrift verſehene Sarkophag des Königs Eſchmunazar, der jetzt im Louvre aufgeſtellt iſt. An der Stelle des alten S. liegt gegenwärtig Saida (ſ. d.).

Sidonius Apollinaris, eigentlich Cajus Sollius Apollinaris Modeſtus Sidonius, ein chriſtl. Schriftſteller des 5. Jahrh., geb. 430 oder 431 n. Chr. zu Lyon, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, ſtieg in der Folge als Schwiegerſohn des Kaiſers Avitus ſowie durch ſeine redneriſchen und dichteriſchen Anlagen begünſtigt zu den höchſten Würden in Rom, zog ſich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und wurde 473 Biſchof von Clermont, welche Würde er bis an ſeinen wahrſcheinlich 488 n. Chr. erfolgten Tod bekleidete. Seine Gedichte verrathen zwar Lebendigkeit, leiden aber an Ueberladung in Bildern. Ebenſo ſind ſeine Briefe in neun Büchern mehr ihres geſchichtlichen Inhalts als der Sprache wegen wichtig. Unter den Ausgaben iſt die beſte von Sirmond (Par. 1614). Vgl. Chaix, «Saint-Sidoine Apollinaire et son siècle» (2 Bde., Clermont-Ferrand 1867—68).

Sieben, eine im hohen Alterthum bei den Aegyptern, Hebräern und Griechen heilige Zahl, galt als Symbol der Vollendung und Vollkommenheit, indem ſie die drei und vier, als zwei in ihrer Art vollkommene Zahlen (im Raum anſchaubar als Triangel und Quadrat) in ſich vereinigt. Die Siebenzahl der muſikaliſchen Töne innerhalb der Octave war das ſtehende Schema, an welches einerſeits die Siebenzahl der Himmelskörper (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn), andererſeits die der Wochentage (nebſt den moſaiſchen Schöpfungstagen) angeknüpft wurde. Nach Herder's Vermuthung (in ſeiner Schrift über die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts) war das ägypt.-moſaiſche Zeichen für die Siebenzahl der Mittelpunkt im Sechseck, die ſog. hermetiſche Figur. Die Römer nahmen ſchon vor der chriſtl. Zeit die Siebenzahl der Wochentage von den Aegyptern an.

Sieben freie Künſte, ſ. Freie Künſte.

Sieben gegen Theben nennt man in der mythiſchen Geſchichte Griechenlands die ſieben Helden: Adraſtus, Polynices, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus, welche an dem Zuge gegen Theben theilnahmen, den Polynices veranlaßte, als dieſer und ſein Zwillingsbruder Eteokles nach dem Tode ihres Vaters Oedipus die Herrſchaft gemeinſchaftlich übernahmen, erſterer aber von Eteokles ſpäter davon ausgeſchloſſen wurde. Beide Brüder blieben im Kampfe und von den übrigen Helden rettete ſich nur Adraſtus. Noch beſitzen wir unter dieſem Namen ein Trauerſpiel des Aeſchylus, worin dieſer Stoff poetiſch behandelt wird.

Sieben Weiſe nennt man gewöhnlich die ſieben, auf dem Gebiete der praktiſchen Staats- und Lebensweisheit ausgezeichneten Männer Griechenlands, welche ungefähr im Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. und theilweiſe ſchon etwas früher lebten. Plato, der erſte, welcher ihrer ausdrücklich Erwähnung thut, rechnet zu ihnen Thales, Pittakos, Bias, Solon, Kleobulos von Lindos, Myſon von Chen und Chilon. In ſpäterer Zeit aber ſchob man an Stelle des ziemlich unbekannten Myſon gewöhnlich den korinth. Tyrannen Periander ein, während andere den Scythen Anacharſis oder den Epimenides von Kreta oder noch andere die ſiebente Stelle einnehmen ließen. Dieſe Männer ſollen regelmäßige Zuſammenkünfte gehalten haben, und zunächſt wußte man von deren Beſuch bei Krösus, dem reichen Lyderkönige, manches zu erzählen. Berühmter und durch Plutarch's erhaltene Schrift verherrlicht iſt ihr Gaſtmahl bei Periander in Korinth, bei dem ſie ihre Weisheit zu hören gaben. Entſchieden aber am ſchönſten iſt die Sage, welche ſie zu einem Wettſtreite um den Dreifuß als Preis der Weisheit vereinigte, wobei ein jeder dem andern den Preis einräumte, bis der letzte ihn dem Apollo als dem Weiſeſten zuerkannte. Die meiſten dieſer Männer haben den Schatz ihrer Erfahrungen in Elegien niedergelegt, die jedoch bis auf ſehr geringe Bruchſtücke verloren ſind, während ſich eine Anzahl kurzer Sprüche in verſchiedenen Sammlungen erhalten hat. Was jedoch von dieſen Sprüchen echt und was unecht, iſt ſchwer zu entſcheiden, da man die Sieben Weiſen ſpäter überhaupt als Träger moraliſcher Sentenzen anzuſehen und das, was von ſolchen im Munde des Volks umlief, auf ſie zu übertragen pflegte. Ganz entſchieden unecht aber iſt ihr Briefwechſel bei Diogenes Laërtius. Daß endlich

gerade ſieben Männer mit dem Beinamen der Weiſen beehrt wurden, hat ſeinen Grund darin, daß die Siebenzahl die dem Apollo geheiligte Zahl war, jene Männer aber in vielfacher Beziehung dem Apollo nahe ſtanden. Vgl. Bohren, «De septem sapientibus» (Bonn 1867).

Sieben weiſe Meiſter heißt eine durch Inhalt und Verbreitung bedeutende, in einen epiſchen Rahmen gefaßte Novellenſammlung des Mittelalters. Ein von ſieben Meiſtern in aller Weisheit unterrichteter Fürſtenſohn iſt bei ſeiner Rückkehr an den väterlichen Hof nach Anzeige der Geſtirne von Todesgefahr bedroht, wenn er innerhalb ſieben Tagen ein Wort rede. Seine Stiefmutter, deren Liebeswerbung er zurückgewieſen, bewegt den Vater jedesmal durch eine bezugvolle Erzählung, die Hinrichtung des Sohnes zu befehlen; je einer der Meiſter aber gewinnt durch eine Gegenerzählung einen Tag Aufſchub, bis nach ſieben Tagen der Prinz ſelbſt die Anſchläge ſeiner Stiefmutter enthüllt. Der Urſprung des Werks iſt orientaliſch; doch hat ſich bisjetzt weder die Zeit ſeiner Entſtehung noch der Gang ſeiner Verbreitung im Oriente genügend ermitteln laſſen. Nach Angabe Maſudi's (geſt. 956 n. Chr.) und des faſt gleichzeitigen Mohammed Ibn-el-Bedin el-Werrak war das Buch bereits im 10. Jahrh. in zwei Faſſungen arabiſch vorhanden, und Mohammed leitet es aus dem Indiſchen ab. In der That hat ſich die Rahmerzählung in buddhiſtiſchen Quellen gefunden, freilich nicht als Dichtung, ſondern als Geſchichte (Gödeke in Benfey's «Orient und Occident», Bd. 3), wenn auch das indiſche Original des Buchs verloren ſcheint. Auch von den erhaltenen arab. und andern orient. Bearbeitungen reicht keine mehr bis ins 10. Jahrh. hinauf. Der urſprünglichen Form am nächſten ſteht nach H. Brockhaus die von dieſem (Lpz. 1845) herausgegebene achte Nacht der perſ. Bearbeitung des indiſchen «Tutinameh» von Nakhſchebi (geſt. 1329 n. Chr.). Dagegen hält Gödeke das jüngere, 1375 entſtandene «Sindibadnameh» für urſprünglicher. Auf eine Quelle zurückzuführen ſind wahrſcheinlich eine hebr. Bearbeitung und die griechiſche («Syntipas») des Andreopulos (beide überſetzt von Sengelmann, Halle 1842; letztere herausg. von Boiſſonade, Par. 1828), der ſich ſelbſt wieder auf ein ſyr. Original beruft, dem wieder ein perſiſches von einem Muſos oder Muſa vorausgegangen ſei; keins von beiden iſt bisjetzt aufgetaucht. Die Kreuzzüge ohne Zweifel vermittelten das Buch dem Abendlande, wo es allmählich in faſt allen Sprachen verbreitet ward. Eine lat. Bearbeitung des Johannes de Alta Silva (um 1184 verfaßt), aus der das franz. Gedicht von Dolopathos (herausg. von Brunet und de Montaiglon, Par. 1856) etwa zwiſchen 1222—24 von Herbert überſetzt wurde, iſt, nachdem jene Ueberſetzung lange für verloren galt, von A. Muſſafia wieder entdeckt worden («Ueber die Quelle des altfranz. Dolopathos», Wien 1865). Die ſechs Novellen aus dieſer Faſſung verbreiteten ſich, nachdem der Rahmen geſprengt ward, auch einzeln lateiniſch und deutſch. Aus einem andern lat. «Liber de septem sapientibus» iſt uns ein Auszug in des Dominicanermönchs Joannes Junior (der in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. lebte) «Scala coeli» erhalten, den Gödeke herausgegeben hat. Dieſer Bearbeitung ſteht unter den franzöſiſchen zunächſt die proſaiſche, von Leroux de Lincy in Loiſeleur-Deslongchamps' «Essai sur les fables indiennes» (Par. 1838) herausgegebene Faſſung, neben welcher der von A. Keller aus einer Handſchrift von 1284 datirte «Romans des sept sages» (Tüb. 1836) eine eigene Gruppe repräſentirt, zu welcher außer den engliſchen von Weber, Ellis und Wright bekannt gemachten Bearbeitungen auch die ital. Ueberſetzung eines handſchriftlich noch erhaltenen Proſaromans gehört, die D'Ancona herausgab (Piſa 1864). Eine dritte lat. Bearbeitung liegt uns vor in der mehrfach gedruckten «Historia septem sapientum» oder «Historia de calumnia novercali», zu der das deutſche Gedicht des Bühelers von 1412 («Diocletianus' Leben», herausg. von Keller, Quedlinb. 1841), eine andere deutſche Bearbeitung in Keller's «Altdeutſchen Gedichten» (Tüb. 1846) ſowie das deutſche und dän. Volksbuch ſtimmen. Von dieſer Faſſung exiſtiren auch Bearbeitungen in holländ., ſchwed., ſpan. Sprache. Auch der um die Mitte des 16. Jahrh. zu Frankfurt a. M. gedruckte «Ludus septem sapientum» des F. Modius, der das Buch aus dem Deutſchen ins Lateiniſche zurück überſetzte, ſtimmt dazu. Eine Gruppe für ſich bildet die «Versio italica», repräſentirt durch die zuerſt aus einer nun verſchollenen Handſchrift von Giovanni Della Lucia (Beneb. 1832) und danach von Romagnoli (Bologna 1862) wieder gedruckte «Storia d'una crudele matrigna», den von Cappelli herausgegebenen «Libro dei sette savi di Roma» (Bologna 1865) und die wiederholt gedruckten und überſetzten «Compassionevoli avvenimenti del principe Erasto». Zu dieſer «Versio italica» hat Muſſafia auch eine lat. Faſſnng aufgefunden. In ſpätern Handſchriften werden die ſieben weiſen Meiſter wiederholt mit den «Gestis Romanorum» in Verbindung gebracht.

Sieben Wunder der Welt hießen im Alterthume ſieben merkwürdige Bau- und Kunſtwerke, die ſich theils durch ihre außerordentliche Größe, theils durch ihre Pracht auszeichneten

und noch gegenwärtig zum Theil in ihren Trümmern Bewunderung erregen. Man rechnete dahin die ägypt. Pyramiden, die sog. hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesus, die Bildsäule des Olympischen Jupiter von Phidias, das Mausoleum, den Rhodischen Koloß und den Pharos (Leuchtthurm) zu Alexandria. Diese Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexander's Zeit zusammengesetzt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in einer besondern Schrift beschrieben, die gewöhnlich unter dem Titel «De septem mundi miraculis» oder «De septem orbis spectaculis» angeführt wird und von Orelli (Lpz. 1816) am besten bearbeitet ist.

Siebenbürgen, eine zu den Ländern der ungar. Krone gehörige Provinz mit dem Titel eines Großfürstenthums, grenzt im Norden an Ungarn, im Osten an die Bukowina und Moldau, im Süden an die Walachei, im Westen an die Militärgrenze und Ungarn und hat ein Areal von 997,51 geogr. Q.-M. Die administrative Eintheilung ist auf die in der ältern Verfassung bevorrechteten drei Nationen basirt; das Großfürstenthum S. zerfällt nämlich in 1) das Land der Ungarn mit 8 Comitaten (Klausenburg, Inner-Szolnok, Doboka, Thorenburg, Kokelburg, Ober-Weißenburg, Unter-Weißenburg und Hunyad) und 2 Districten (Fogaras und Naszód); 2) das Land der Szekler mit 5 Stühlen (Aranyos, Maros, Udvárhely, Csik und Háromszék); 3) das Land der Sachsen mit 9 Stühlen (Hermannstadt, Broos, Mühlbach, Reußmarkt, Mediasch, Schäßburg, Großschenk, Reps, Leschkirch) und 2 Districten (Kronstadt und Bistritz). Auf der Ost- und Südseite mit hohen Gebirgen, eine Fortsetzung der ungar. und galiz. Karpaten (s. d.), umgeben und im Innern von Bergreihen durchzogen, die es auch auf den übrigen Seiten einschließen, ist S. eine natürliche Bergfestung. Ebenen finden sich fast nur längs der Flüsse. Desto zahlreicher und schöner sind die Thäler. Im allgemeinen gewährt das Land durch seine Abwechselung einen herrlichen Anblick. Es hat ein mildes und gesundes Klima und, die Gebirgsgegenden ausgenommen, eine üppige Vegetation. Alle Hauptflüsse entspringen fast mitten im Lande. Es fließt die Alt oder Aluta gegen Süden nach der Walachei in die Donau, die Maros gegen Westen und die Szamos gegen Norden nach Ungarn in die Theiß; alle drei sind schiffbar. Die Bistricz und mehrere andere kleine Gewässer gehen durch die Bukowina oder die Moldau in den Sereth. Das Land ist überaus fruchtbar und reich an Producten und Mineralquellen. S. ist mäßig bevölkert; die Zählung vom 31. Oct. 1857 ergab 1,926797 Seelen, eine für den 31. Dec. 1864 gemachte officielle Berechnung ergab 2,074457 Seelen (1,026301 männlichen und 1,048156 weiblichen Geschlechts) als die Ziffer der gesammten Bevölkerung, sodaß nach der letztern 2074 Menschen auf 1 Q.-M. kommen. Das Militär ist in diesen Zahlen nicht enthalten. Die Bewohner bilden ein Gemisch verschiedener Nationalitäten. Ende 1864 zählte man annähernd 1,200000 Ostromanen (Walachen), 569600 Magyaren oder Ungarn, zu denen auch die Szekler gehören, 200000 Deutsche, meistens sog. Sachsen, welche 1143 vom Könige Geysa II. zur Cultur und Vertheidigung des Landes aus den Rheingegenden eingeführt wurden und besondere Privilegien erhielten, 80000 Zigeuner, 13000 Israeliten, 9000 Armenier, 1500 Czechen, 1000 Bulgaren, 500 Ruthenen und 400 Griechen. Ungarn, Szekler und Sachsen waren bis 1848 die herrschenden, sog. recipirten Nationen mit verschiedenen Vorrechten; gegenwärtig sind alle Volksstämme gleichberechtigt. Die Sachsen sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage; überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten. Ihre Schriftsprache ist die hochdeutsche; ihre Mundarten aber nähern sich dem Niederdeutschen. Auch in Hinsicht der Religion zeigt sich ein großes Gemisch. Im allgemeinen bekennt sich die magyar. Bevölkerung zur lat.-kath., reform. und unitarischen, die deutsche vorzugsweise zur luth., die romanische zur griech.-kath. und griech.-orient. Kirche. Man zählt (Ende Dec. 1864) 670000 orient. Griechen (unter dem Erzbischofe in Hermannstadt), 590000 unirte (kath.) Griechen (unter dem Erzbischofe von Fogaras und dem Bischofe in Szamos-Ujvár), 500000 Protestanten (unter dem luth. Landesconsistorium in Hermannstadt und dem reform. Oberconsistorium in Klausenburg), 240000 lat. Katholiken (unter dem Bischofe in Karlsburg), 53000 Unitarier (unter Synode und Oberconsistorium), 8500 kath. und 500 orient. Armenier. An Wohnorten gibt es 18 Städte, 77 Marktflecken und 2622 Dörfer.

Trotz der großen Fruchtbarkeit ist das Land keineswegs seinem Flächenmaße und seiner Ertragsfähigkeit gemäß angebaut, doch sind Land- und Forstwirthschaft die Hauptnahrungsquellen. Der Ackerbau liefert Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Heidekorn, besonders aber Mais im Ueberfluß, alle Arten Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Küchengewächse, Taback, hin und wieder schönen Flachs und Hanf. Die Obstcultur liefert außerordentlich viel Aepfel, Bir-

nen, Pflaumen, Kirschen, welsche Nüsse, Aprikosen, Pfirsiche. Der hier gebaute Wein ist in günstigen Jahren ausgezeichnet gut. Die großen Waldungen, die gegenwärtig 3,563511 Joche oder mehr als 43 Proc. der productiven Bodenfläche einnehmen, auf den Grenzgebirgen aus Nadelholz, im Innern aber größtentheils aus Eichen bestehen, sind von hoher Wichtigkeit. Sie enthalten noch sehr viel Wild, auch Bären, Wölfe, Füchse und Wildschweine. Das Land ist reich an den vortrefflichsten Wiesen, welche die Rindviehzucht wesentlich fördern. In einigen Gegenden wird der Büffel gezogen. Die Pferde S.s sind von einer guten Rasse, größer und stärker als die ungarischen und werden in Menge ausgeführt. Schafe hat das Land in zwei Rassen: Zurkane mit langem, grobem Haare zu Landtuch, und Zigeys oder walach. Schafe mit kranser, kurzer und feiner Wolle zu den feinern Tuchen. Schweine werden in großer Menge gemästet. 1857 betrug der Viehstand des ganzen Landes 187422 Pferde, 951793 Stück Rindvieh, 499948 Schweine, 146271 Ziegen und 1,897171 Schafe. Beträchtlich ist die Bienenzucht; sie wird aber größtentheils wild betrieben. Im Ueberfluß sind wildes und zahmes Geflügel, Fische und Schildkröten vorhanden. Von größter Wichtigkeit ist der Bergbau, namentlich auf edle Metalle. S. producirte 1865 2061 Münzpfd. Gold, 3393 Münzpfd. Silber (beide besonders in den Minen von Zalathna und Offenbánya), 4882 Zollctr. Blei und Glätte, 4553 Zollctr. Kupfer und 62058 Zollctr. Roheisen. Torf- und Kohlenlager (1865 35488 Zollctr. Braunkohlen) liegen unbenutzt, weil das mit Wäldern gesegnete Land keinen Mangel an Brennmaterial empfindet. Die reichen siebenbürg. Salzwerke gehören zu dem großen Salzstocke, der bei Wieliczka und Bochnia in Galizien beginnt und in der Walachei endigt; 1865 betrug die Production 873342 Zollctr. Steinsalz und 140856 Zollctr. Industrialsalz. Die gewerbliche Industrie, insbesondere die Fabrikthätigkeit, ist in S. noch wenig ausgebildet, am meisten noch unter den Sachsen. Lebhaft und beträchtlich ist der Handel, welcher, nach dem Ausbau der projectirten und concessionirten Eisenbahnen, an Umfang gewinnen wird. Die Haupthandelsplätze sind Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz und Szamos-Ujvár. Der Volksunterricht hat sich in der neuesten Zeit gehoben. Für den wissenschaftlichen Unterricht bestehen die Rechtsakademien in Hermannstadt und Klausenburg, die kath.-theol. Lehranstalten in Karlsburg, Blasendorf und Szamos-Ujvár, das griech.-orient.-theol. Seminar in Hermannstadt, die juridisch-philos. Collegien der Reformirten in Klausenburg, Maros-Vásárhely und Székely-Udvárhely, das reform. Collegium (für Theologie, mit juridisch-philos. Cursen) in Nagy-Enyed, die luth.-theol. Lehranstalten in Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt und Bistritz, das unitarisch-theol. Collegium in Klausenburg, die chirurg. Lehranstalt ebenda, die 29 Gymnasien und 5 selbständigen Realschulen. Von den Vereinen sind die beiden für Naturwissenschaften und für Landeskunde zu Hermannstadt hervorzuheben.

Die Landesverfassung S.s beruht auf dem Diplome Kaiser Leopold's I. vom 4. Dec. 1691 und verschiedenen ältern und neuern Gesetzen. Sie hat neuerdings insofern eine wesentliche Aenderung erfahren, als mit der durch das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 völlig wiederhergestellten ungar. Verfassung, durch welche (in den Gesetzartikeln des Landtags vom Jahre 1847/48) die Union S.s mit Ungarn ausgesprochen ist, das Land seine bisherige Autonomie verlor und nunmehr als integrirende Provinz Ungarns erscheint. Bis zur Union besaß das Land seinen besondern Provinziallandtag, der zuletzt 1865 einberufen und von dem königl. Gubernium, der königl. Tafel, den obersten Beamten der Comitate, ungar. Districte und szekler Stühle, den Regalisten, d. i. den vom Landesherrn ernannten Personen, den Ablegaten der Comitate und ungar. Districte, der szekler Stühle, der sächs. Stühle und Districte der königl. Freistädte und Taxalortschaften gebildet wurde. Der künftige Bestand dieses Provinziallandtags ist, nachdem S. im ungar. Reichstage vertreten ist, von den Bestimmungen der nunmehr vereinigten ungar.-siebenbürg. Gesetzgebung abhängig. S. ist im ungar. Reichstage und zwar in der Magnatentafel durch seine Regalisten, in der Repräsentantentafel durch 75 Deputirte, welche aus directen Wahlen hervorgehen, vertreten. S. besitzt für die Verwaltung seine besondern Landes- oder Provinzialbehörden, die mit Ausnahme des Generalcommandos in Hermannstadt, das vom k. k. Kriegsministerium in Wien ressortirt, dem königl. ungar. Ministerium unterstehen. (S. Oesterreich und Ungarn.) Für die innere oder polit. Verwaltung ist als Landesbehörde das königl. Gubernium in der Hauptstadt Klausenburg bestellt; diesem unterstehen die Obergespane, als die Chefs der Comitatsmagistrate, die Oberkapitäne in den beiden ungar. Districten und die Oberkönigsrichter als die Vorsteher der Officialate in den szekler Stühlen. Von diesen ersten Beamten sind die Stuhls- oder Unterrichter in den Bezirken abhängig, die Magistrate in den königl. Freistädten und privilegirten Marktflecken dagegen, welche

unmittelbar dem Gubernium untergeordnet sind, unabhängig. Den genannten ersten Beamteten sind Ausschüsse als Vertretungen der verschiedenen Klassen der Bevölkerung in den Comitaten, ungar. Districten und szekler Stühlen an die Seite gesetzt. Ein besonderes Verwaltungsterritorium in S. bildet das Sachsenland. In diesem besteht die sächs. Nationsuniversität in Hermannstadt als Vertretung der Nation und zugleich als Verwaltungsstelle. Ihr Vorsteher ist der Graf oder Comes der sächs. Nation, der gleichzeitig Mitglied des königl. Guberniums ist, von dem er direct ressortirt. Er wird von der sächs. Nation frei gewählt und führt die Aufsicht über die sächs. Stuhls- oder Districtsbehörden (Magistrate oder Officialate). Die Rechtspflege wurde in S. in letzter Instanz von dem obersten Gerichtshofe in Klausenburg bis zu dessen Aufhebung (1. Jan. 1868), seitdem aber von der königl. ungar. Septemviraltafel in Pesth wahrgenommen. Als Gerichtshöfe zweiter Instanz fungiren die königl. Tafel (Gerichtstafel) in Maros-Vásárhely und das königl. Obergericht in Hermannstadt (für das Sachsenland), als Gerichte erster Instanz die Gerichtshöfe bei den Ungarn und Szeklern, die Magistrate und Officialate bei den Sachsen und Einzelgerichte. Die Finanzverwaltung in S. ist wie in den deutsch-slaw. Ländern organisirt; an der Spitze steht die Finanzlandesdirection in Hermannstadt, die vom königl. ungar. Ministerium für die Landesfinanzen dependirt. Zur österr. Armee stellt S., abgesehen von den Specialwaffen, 7 Linien-Infanterieregimenter, 2 Jägerbataillone und 1 Husarenregiment. Das Landeswappen ist von blauer und Goldfarbe, durch einen schmalen rothen Querbalken getheilt; in der obern Hälfte wächst aus der Theilung ein schwarzer Adler, begleitet von einer goldenen Sonne und einem silbernen Halbmonde, hervor, in der untern Hälfte sind sieben rothe Thürme.

S. erhielt seinen Namen durch die 1143 aus den Gegenden des Niederrhein dort angesiedelten deutschen Colonisten von den noch gegenwärtig mit Mauern umgebenen sieben Städten Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz, Mediasch, Mühlenbach und Schäßburg, die muthmaßlich durch Deutsche erbaut worden sind. Die lat. Benennung Transylvania ist daher entstanden, weil das Land auf der westl. Seite, wo es an Ungarn grenzt, mit großen Waldungen umgeben ist und den Bewohnern Ungarns gleichsam jenseit der Wälder liegt. Der ungar. Name Erdély (walach. Ardjal) bedeutet ebenfalls Waldland. S. war in alten Zeiten ein Theil Daciens (s. d.). Vom 5. Jahrh. an wurde es nacheinander von verschiedenen Völkern eingenommen. König Stephan I. von Ungarn eroberte S. 1004 und machte es zu einer ungar. Provinz, die er durch Wojwoden oder Statthalter regieren ließ. Endlich erhielt der Wojwode Joh. Zapolya nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungar. Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag von 1535 S. als ein souveränes Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, die sich von dieser Zeit an vielfach in die Angelegenheiten S.s mischten und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Bathori gegen die ungar. Regenten aus dem österr. Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gábor (s. d.) und Georg Rakoczy (s. d.) gefährliche Feinde für das Haus Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich 1687 S. völlig, und im Frieden zu Carlovicz von 1699 erkannte die Pforte die Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich über dieses Land an, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Nachdem das fürstl. Haus 1713 mit Michael Apafi II. ausgestorben war, wurde S. ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Thresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthum. 1848 setzte die ungar. Partei vorübergehend die Union S.s mit Ungarn durch. Aber bei dem revolutionären Gange der Dinge in Ungarn widersetzte sich besonders die deutsche und walach. Bevölkerung standhaft jener Vereinigung und wurde dafür S. 1849 von dem Insurgentenheere furchtbar heimgesucht. Auch war S. der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Insurgentengeneral Bem (s. d.) und den hier zuerst eindringenden russ. Hülfstruppen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde S. gänzlich von Ungarn getrennt, verlor aber seine frühern nationalen Institutionen und trat, dem österr. Ministerium in Wien unterstellt, in die Reihe der österr. Kronländer; auch erhielt es diejenigen Gebietstheile (die Comitate Kraszna, Mittel-Szolnok und Zaránd nebst dem Districte Kövár) zurück, welche 1835 abgetrennt und mit Ungarn vereinigt worden waren. Die kaiserl. Entschließungen vom 20. Oct. 1860 riefen die frühere ungar. und siebenbürg. Verfassung wieder in das Leben; S. erhielt hiermit wieder seine vollkommene Autonomie mit besonderm Landtage und eigener oberster Centralstelle (der königl. siebenbürg. Hofkanzlei), mußte aber auch die vorhin genannten Gebietstheile an Ungarn zurückgeben. Entgegen dem Verhalten der übrigen ungar. Länder beschickte der 1863 auf Grund einer neuen Wahlordnung in Hermannstadt tagende Landtag, die österr. Reichsgrundgesetze von 1860 und 1861 annehmend, den österr. Reichsrath und trennte sich somit von Ungarn vollends, doch nur

auf kurze Zeit. Denn infolge der geänderten Politik der Regierung wurde im Nov. 1865 auf Basis der alten Gesetzgebung vom J. 1791 ein neuer Landtag nach Klausenburg einberufen, in welchem die ungar. Partei die Oberhand hatte und bald darauf erschienen auch die Vertreter S.s zur Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn auf dem ungar. Reichstage. Das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 sanctionirte endgültig die Union mit Ungarn. Die siebenbürg. Hofkanzlei wurde aufgehoben und der siebenbürg. Landtag im Juni 1867 aufgelöst. S. wurde unter das ungar. Ministerium gestellt und in eine ungar. Provinz im Sinne der Gesetzartikel von 1847/48 umgewandelt. Die siebenbürg. Militärgrenze ward bereits 1851 aufgehoben und ihr Gebiet zur Civilverwaltung gezogen. Vgl. Mildenberg, «Handbuch der Statistik und Geographie des Großfürstenthums S.» (3 Bde., Hermannst. 1837); Lenk von Treuenfeld, «S.s geogr., topogr., statist., hydrogr. und orogr. Lexikon» (4 Bde., Wien 1839); Gebhardi, «Geschichte des Großfürstenthums S.» (Wien 1803); Söllner, «Statistik des Großfürstenthums S.» (Hermannst. 1856); Bielz, «Handbuch der Landeskunde S.s» (Hermannst. 1857).

Siebengebirge, ein auf dem rechten Rheinufer südlich von der Sieg sich erhebendes Gebirge, welches das Nordwestende des Westerwaldes bildet, in der Gegend der Stadt Königswinter im preuß. Regierungsbezirk Köln sich hinzieht und seinen Namen von einer Gruppe von hohen Basalt-, Dolomit- und Trachytkegeln erhalten hat, die aus der etwa eine Quadratmeile bedeckenden Bergreihe weit hervorragen. Die bedeutendsten derselben sind: der Oelberg 1429, die Löwenburg 1413, der Lohrberg 1355, der Nonnenstromberg 1066, der Petersberg 1027, die Wolkenburg 1019 und der Drachenfels 1001 F. hoch über dem Spiegel der Nordsee. Andere zählen auch den Hemmerich, die Rosenau, den Breiberg oder den Zankberg statt des Lohrbergs in die Kette. Die besuchtesten sind der Drachenfels, der sich steil aus dem Rhein erhebt und eine alte Ruine, ein Kreuz für die Gefallenen der Befreiungskriege sowie ein Wirthshaus trägt, ferner die Löwenburg mit ihrer prächtigen Waldkuppe und ihrer Ruine und der Oelberg. Ebenso ist die alte Abtei Finsterbach das Ziel vieler Vergnügungsfahrten. Ueberhaupt zeichnet sich die Gegend durch ihre Anmuth in dem Wechsel der Scenerien sowie durch Sagenreichthum und histor. Erinnerungen aus. Nach Norden öffnet sich die weite niederrhein. Ebene; nach den andern Gegenden breiten sich die Gebirge der Eifel, des Westerwaldes und das Flußthal aus. Honnef, Rolandseck und Godesberg sind vielfach besuchte Orte. Durch das Thal zerstreut liegen eine Menge von Landhäusern reicher kölner, elberfelder und krefelder Familien. Für die Fremden empfiehlt sich das am Fuße des Gebirgs reizend liegende Städtchen Königswinter mit 2446 E. als Absteigequartier. Man findet dort Führer, Pferde und Esel zum Besuch der umliegenden Orte. Hier werden auch die Trachytsteine, die am Rheine vielen Absatz haben, verarbeitet. Am südl. Abhange des Drachenfels und im nahen Menzenberg wächst guter Rothwein; der edlere führt den Namen Drachenblut. Die alten Burgen auf dem Drachenfels, der Wolkenburg, der Löwenburg, auf dem Rolandseck und auf dem Godesberge, die fast alle im 12. Jahrh. errichtet wurden, waren einst Festen des kölner Erzstifts. Vgl. Dechen, «Geognostischer Führer in das S.» (Bonn 1861); Müller von Königswinter, «Sommertage im S.» (Kreuznach 1867).

Siebengestirn nennt man in der Astronomie die Sterngruppe am Rücken des Stiers, welche nach Argelander aus 1 Sterne dritter Größe, 1 Sterne vierter, 4 Sternen fünfter, 2 Sternen sechster, 9 Sternen siebenter und mehr als 20 Sternen achter Größe besteht, die in dem Raume eines Kreises von einem Grad Halbmesser stehen, von denen man aber mit bloßem Auge bequem nur sechs unterscheiden kann. Der hellste heißt Alkyone. Die griech. Sage läßt das S. aus den an den Himmel versetzten Plejaden (s. d.) entstehen.

Siebenjähriger Krieg. Die Kaiserin Maria Theresia konnte es nicht verschmerzen, daß sie, durch den unglücklichen Ausgang der beiden ersten Schlesischen Kriege (s. d.) gezwungen, Schlesien an Friedrich II. hatte abtreten müssen. Auf die Wiedereroberung bedacht, hatte sie die Zeit eines mehrjährigen Friedens zur Verstärkung ihrer Kriegsmacht benutzt; zugleich suchte sie sich Bundesgenossen zu erwerben. Leicht gelang ihr dies mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Friedrich II. durch Witzeleien beleidigt hatte, sowie mit dem sächs. Hofe, der über die im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen noch erbittert war. Schwieriger war es, Frankreich, das, unlängst noch Oesterreichs heftigster Feind, gegen jede Machtvergrößerung desselben Eifersucht hegte, herüberzuziehen. Als jedoch Georg II. von England 16. Jan. 1756 mit Preußen ein Defensivbündniß abschloß, und als Maria Theresia auf Zureden ihres Ministers Kaunitz sich sogar zu einem Schreiben an die Marquise von Pompadour herabließ, kam zu Versailles 1. Mai 1756 endlich auch das Bündniß zwischen Frankreich (Ludwig XV.) und Oesterreich zu Stande. Der geheime Plan war, den König von Preußen selbst zu irgendeiner Feindseligkeit zu

reizen. Man wollte ihn nach Böhmen locken, bei welcher Gelegenheit Sachſen, ſich neutral ſtellend, ihm den Durchmarſch nach Böhmen erlauben ſollte. Hierauf wollte Sachſen den Krieg erklären und Friedrich in den Rücken fallen, während er von Oeſterreich in der Fronte angegriffen würde, um ſo den Feldzug mit einem Schlage zu beendigen. Dem Scharfblicke Friedrich's entging die Gefahr nicht; doch hielt er ſie weder für nahe, noch kannte er das Getriebe der Coalition. Ein ſächſ. Cabinetskanzeliſt Menzel (ſ. d.) aber verrieth den Plan, und infolge deſſen beſchloß Friedrich, ſeinen Gegnern durch raſches Handeln zuvorzukommen. Als er auf ſeine Anfrage beim wiener Hofe, wem die Rüſtungen in Böhmen gelten ſollten, eine ausweichende Antwort erhalten, rückte er im Aug. 1756 mit 60000 Mann in Sachſen ein. Ohne Schwertſtreich beſetzte er binnen wenig Wochen das unvertheidigte Land, nahm 10. Sept. Dresden, ſetzte hier eine preuß. Landesadminiſtration und ein Kriegscommiſſariat zu Torgau ein und eilte hierauf, das kaum 17000 Mann ſtarke ſächſ. Heer, welches ſich, aus ſeinen Garniſonen vertrieben, in einem für den erwähnten Kriegsplan vorbereiteten verſchanzten Lager zwiſchen Pirna und Königsſtein zuſammengezogen hatte, einzuſchließen und zur Uebergabe zu bringen. Unterdeſſen rückte der Feldmarſchall Browne mit einem öſterr. Heere langſam aus Böhmen heran, um die Sachſen zu befreien. Hierdurch ſah Friedrich ſich genöthigt, unter Zurücklaſſung eines ſtarken Corps vor dem Lager zu Pirna, mit ſeiner Armee den Oeſterreichern nach Böhmen entgegenzugehen. Bei Lowoſitz kam es 1. Oct. zur Schlacht, die zwar nicht entſcheidend, aber doch mit dem Rückzuge der Oeſterreicher endigte und die ausgehungerte ſächſ. Armee, nachdem ſie ſich vergeblich nach Böhmen durchzuſchlagen verſucht, in der Stärke von 14000 Mann 15. Oct. zur Waffenſtreckung zwang. Hiermit war dieſer erſte Feldzug beendigt, und die Oeſterreicher bezogen Winterquartiere in Böhmen, die Preußen in Sachſen und Schleſien; Friedrich ſelbſt blieb in Dresden und behandelte Sachſen mit vieler Härte. 1757 ſollte aber der Krieg erſt in vollen Flammen ausbrechen. Maria Thereſia betrieb nicht nur ihre eigenen Rüſtungen in Böhmen aufs eifrigſte, ſondern ſuchte auch von allen Seiten dem Könige Friedrich Feinde zu erwecken. Zunächſt wurde auf ihren Betrieb Friedrich's II. Unternehmung für Landfriedensbruch erklärt und auf dem Reichstage zu Regensburg 17. Jan. 1757 zur Ahndung deſſelben eine Reichsarmee von 60000 Mann bewilligt; ferner traten Frankreich und Schweden als Garanten des Weſtfäliſchen Friedens auf, um die angeblich gefährdete Reichsverfaſſung zu ſchützen. Während Schweden, in der Hoffnung, den ſeit 1720 verlorenen Theil von Pommern wieder zu gewinnen, 21. Mai 1757 förmlich den Krieg an Preußen erklärte, machte Frankreich ſich anheiſchig, 80—100000 Mann nach Deutſchland zu ſchicken und Schweden Hülfsgelder zu zahlen. Endlich ſammelte auch Eliſabeth von Rußland ein Heer von 100000 Mann, um es gegen Preußen zu ſenden. Dieſen vereinten Mächten konnte Friedrich kaum 200000 Mann eigene Truppen und nächſtdem nur noch das aus hannov., braunſchweig., heſſ. und gothaiſchen Truppen zuſammengeſetzte engl. Hülfsheer von 40000 Mann entgegenſtellen, das, von dem ungeſchickten Herzoge von Cumberland commandirt, blos dazu beſtimmt war, Hannover zu ſchützen. Friedrich war demnach nur auf die Schnelligkeit, Kühnheit und Geſchicklichkeit ſeiner Unternehmungen angewieſen; es war ein Glück für ihn, daß ſeine Gegner ihre Operationen nicht in Verbindung zu bringen verſtanden und er ſie einzeln ſchlagen konnte. Den General Lehwaldt mit 24000 Mann zur Vertheidigung Preußens und Pommerns gegen die Schweden und Ruſſen zurücklaſſend, rückte er ſchon im April 1757 in vier Colonnen in Böhmen ein. Nach dem glücklichen Gefecht des Herzogs von Bevern bei Reichenberg 21. April vereinigten ſich die verſchiedenen preuß. Corps bei Prag 5. Mai. Unmittelbar darauf, 6. Mai, griff Friedrich die Oeſterreicher an, die, 76000 Mann ſtark, unter Karl von Lothringen auf den verſchanzten Bergen bei Prag ſtanden. Die ſtarke Stellung war nur auf ihrem rechten Flügel zugänglich; auf dieſen richtete der König ſeinen Angriff, und nach heißen Anſtrengungen und dem Verluſte von 18000 Mann gewann er, als Schwerin (ſ. d.) durch ſeinen aufopfernden Heldentod zuerſt Bahn gebrochen, die Schlacht. Der rechte preuß. Flügel nahm die gegenüberliegenden Hügel, durchbrach das Centrum der Oeſterreicher und vereinigte ſich mit dem linken. Die Oeſterreicher hatten ihren Feldmarſchall Browne (ſ. d.), 10000 Todte oder Verwundete, 9000 Gefangene und 60 Kanonen eingebüßt. Der eine Theil ihres Heeres zog ſich auf den von Mähren heranrückenden Feldmarſchall Daun zurück; der bei weitem größere von 46000 Mann mit dem Prinzen von Lothringen warf ſich in die Stadt Prag, deren Belagerung Friedrich II. ſogleich begann. Da jedoch Daun (ſ. d.), zum Entſatz der Belagerten abgeſendet, mit 60000 Mann ſich Prag näherte, ſchickte ihm Friedrich ein Corps unter dem Herzog von Bevern entgegen und folgte ihm dann ſelbſt mit einem kleinen Theile der Belagerungsarmee. Am 18. Juni griff er Daun bei Kollin (ſ. d.) an, wurde aber ſo nachdrücklich

geschlagen, daß er die Belagerung Prags aufheben und Böhmen verlassen mußte. Er bewirkte seinen Rückzug nach Sachsen und der Lausitz ohne erheblichen Verlust. Dann folgte vorsichtig und langsam und schoß die Stadt Zittau, in welcher sich ein preuß. Magazin befand, in Brand. Unterdessen hatte der Marschall d'Estrées mit einer franz. Armee von 100000 Mann die Festung Wesel, die Fürstenthümer Kleve und Ostfriesland, die hess.-kasselschen Länder und Hannover erobert, den Herzog van Cumberland, der das Hülfsheer führte, 26. Juli bei Hastenbeck geschlagen, bis Stade zurückgedrängt und zur Capitulation von Kloster-Seven 8. Sept. gezwungen, wonach jene Truppen mit Ausschluß der Hannoveraner auseinandergehen sollten. Während nun d'Estrées' Nachfolger, Richelieu, Hannover, Braunschweig und Hessen aussaugte, rückte ein anderes franz. Heer unter dem Prinzen Soubise, mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt, nach Thüringen vor, in der Absicht, Sachsen zu befreien. Je wichtiger aber Sachsen für Friedrich war, um so nöthiger schien es ihm, dieses Vorhaben zu vereiteln. Er übertrug daher dem Herzoge von Bevern (s. d.) und dem General von Winterfeldt (s. d.) die Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien und eilte selbst nach Thüringen, nahm 13. Sept. Erfurt, ließ 19. Sept. ein 8000 Mann starkes Corps der Franzosen (mit Soubise selbst) durch 1500 Mann unter Seydlitz aus Gotha vertreiben und schlug, nachdem er van einer Diversion in die Mark zur Vertreibung des Kroatengenerals Hadik, der Berlin überfallen und gebrandschatzt hatte, zurückgekehrt war, die verbündeten Franzasen und Reichstruppen 5. Nov. in der so merkwürdigen Schlacht bei Roßbach (s. d.). Die eilfertige Flucht der Franzosen nach dem Rheine lieferte Sachsen wieder ganz in Friedrich's Hände. Zugleich hob Georg II. 26. Nav. die klosterseveuer Canvention auf und willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preuß. Truppen wieder erneuert und der Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein erprabter Feldherr, an die Spitze desselben gestellt wurde. So von dieser Seite gesichert, eilte der König mit Adlerschnelle zurück nach Schlesien, wo unterdeß der österr. General Nadasdy 7. Sept. den preuß. Heerestheil unter Winterfeldt bei Moys unweit Görlitz geschlagen und Schweidnitz 12. Nov. erobert hatte. Nach der Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau 22. Nov. hatte sich außerdem auch diese befestigte Stadt ergeben müssen. Ganz Schlesien schien für Friedrich verlaren, und die Oesterreicher, durch Glück übermüthig gemacht, nannten verächtlich das kleine Heer, das er durch Sachsen herbeiführte, die patsdamer Wachtparade. Aber kaum in Schlesien angekommen, zog der König das nach Bevern's Gefangennehmung und Kyau's Absetzung von Ziethen befehligte Carps an sich und schlug 5. Dec. bei Leuthen (s. d.) mit seinem kleinen, durch weiten Marsch geschwächten Heere das mehr als doppelt überlegene feindliche Heer unter dem Prinzen von Lathringen. Breslau ergab sich 14 Tage nachher mit einer zahlreichen Besatzung und großen Vorräthen. Die Oesterreicher hatten durch diese Niederlagen über 40000 Mann verlaren, Schlesien war ihnen wieder entrissen, nur Schweidnitz noch in ihren Händen. Sachsen stand den Preußen zu Winterquartieren offen, und Friedrich sah sich am Ende dieses merkwürdigen Jahres gefürchteter als je. Auch die Kriegsereignisse im Osten, wo 100000 Russen unter Apraxin Ende Juni in Preußen eingefallen waren, die Festung Memel erobert, das Land grausam verwüstet und endlich den General Lehwaldt bei Großjägerndorf 30. Aug. unweit Wehlau geschlagen hatten, wendeten sich unerwartet glücklich. Denn als um diese Zeit die Kaiserin Elisabeth gefährlich erkrankte, mußten die Russen auf Anordnung des Kanzlers Bestuschew-Rjumin (s. d.), der sich dem Thronfolger Peter III., einem Verehrer Friedrich's, gefällig machen wollte, eilig sich wieder zurückziehen. Alle Städte, mit Ausnahme Memels, wurden geräumt, und Lehwaldt konnte nun die Schweden, welche 22000 Mann stark 13. Sept. die Peene überschritten und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, nach Stralsund und Rügen zurücktreiben.

Den dritten Feldzug 1758 eröffnete schon im Febr. der Herzag Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen in Niedersachsen und Westfalen. Er hatte bereits im vorigen Jahre die Franzosen van der Elbe verdrängt und Harburg, Stade und Lüneburg erobert; jetzt vertrieb er dieselben auch aus Niedersachsen, Hessen und Westfalen, ging über den Rhein, schlug sie 23. Juni 1758 bei Krefeld und drang bis in die österr. Niederlande var. Als aber an des unfähigen Clermont Stelle der Marschall van Contades das Cammanda des franz. Hauptheeres erhielt und zugleich Soubise mit einem zahlreich verstärkten Heere zu seiner Unterstützung nach Hessen befehligt wurde, sah Ferdinand sich genäthigt, 10. Aug. über den Rhein zurückzugehen und sich auf die Vertheidigung von Hannaver und Westfalen zu beschränken, wobei es ihm jedach, durch 12000 Engländer verstärkt, zuletzt noch gelang, Contades zwischen die Maas und den Rhein, Soubise zwischen Rhein und Main in die Winterquartiere zurückzudrängen. Auch Friedrich eilte frühzeitig ins Feld. Nachdem er 16. April die Festung Schweidnitz wieder erobert,

rückte er in Mähren ein. Doch die Belagerung von Olmütz mußte er bei Daun's Annäherung im Juli aufgeben und sich nach Schlesien zurückziehen, wo er bei Landshut ein Lager bezog. Hier vernahm er, daß die Russen, die nach Wiedergenesung der Kaiserin abermals Preußen in Besitz genommen, bis Küstrin vorgedrungen wären und die Schweden zu neuem Angriff ermuthigt hätten. Er marschirte daher mit einem Theile des Hauptheeres dahin ab, traf das russ. Heer, wie es Küstrin durch Bombenfeuer verheerte, und griff, nachdem er das Corps des Generals Dohna mit sich vereinigt, 26. Aug. mit 30000 Mann das 50000 Mann starke russ. Heer unter Fermor bei Zorndorf (s. d.) an, schlug es und zwang es zum Rückzuge nach Polen. Dem General Dohna die Beobachtung der Russen und den Kampf gegen die Schweden überlassend, eilte er dann sogleich nach Sachsen, um seinem Bruder Heinrich gegen die überwältigende Uebermacht der Oesterreicher beizustehen. Bei seiner Annäherung zog sich Daun, der Dresden bedrohte, in ein festes Lager bei Stolpen und brach erst, als Friedrich nach Zittau, wo die Oesterreicher ihre Hauptmagazine hatten, sich wendete, eilig auf und bezog ein gleichfalls festes Lager bei Löbau. Friedrich folgte, lagerte sich in dessen Nähe bei Hochkirch (s. d.), wurde aber 14. Oct. früh 4 Uhr überfallen und mit großem Verluste geschlagen. Ehe aber Daun ihm den Weg versperren konnte, war der König, von Dresden her durch Verstärkung neu gerüstet, nach Schlesien marschirt und hatte dort die Festungen Neisse (6. Nov.) und Kosel (15. Nov.) entsetzt; er eilte dann nach Dresden, um die von Daun beabsichtigte Eroberung Sachsens zu vereiteln, ließ durch Dohna die nochmals erscheinende Reichsarmee von Leipzig hinwegtreiben und nöthigte Daun zum Rückzuge nach Böhmen. So sah Friedrich am Ende des Feldzugs wenigstens seine Staaten, mit Ausschluß des Königreichs Preußen, von Feinden befreit. Zwar hatte Frankreich, trotz der Abneigung der Nation, durch den Machtwillen Ludwig's XV. 30. Dec. 1758 ein neues Bündniß mit Oesterreich geschlossen, aber auch Friedrich hatte durch des brit. Ministers Pitt Einfluß einen neuen Vertrag mit England erlangt, in welchem ihm jährlich 4 Mill. Thlr. Hülfsgelder versprochen wurden. Dennoch beschloß der König, der immer noch auf den Beistand der Türken zur Abwehrung Rußlands hoffte, mit der Hauptarmee sich möglichst auf die Defensive zu beschränken. Desto thätiger ließ er aber seine detachirten Corps wirken.

Nachdem Prinz Heinrich schon im März 1759 in Böhmen eingefallen und ungeheuere Kriegsvorräthe erbeutet hatte, wendete er sich im Mai nach Franken, verjagte die Reichsarmee und die mit ihr verbündeten Kaiserlichen, besetzte Bamberg und zerstörte in Franken und der Oberpfalz alle Magazine. Gleicherweise gelang es dem preuß. General Schenkendorf, ein österr. Corps bei Wolkenstein zu schlagen, sowie dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Stralsund zurückzutreiben und die Russen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als aber die Russen im Frühling 1759 unter Soltikow immer stärker aus Polen vordrangen und in der Absicht, sich mit den Oesterreichern zu verbinden, der Oder sich näherten, sah sich Dohna zum Rückzuge genöthigt. Friedrich setzte an seine Stelle den General Wedel mit dem bestimmten Befehl, um jeden Preis eine Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu hindern. Diesem Befehle zufolge griff Wedel 23. Juli bei Kay unweit Züllichau die Russen an, wurde aber mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen, worauf die Russen bis nach Frankfurt a. d. O. vorgingen und mit 18000 Oesterreichern unter Laudon sich vereinigten. Seine Kurlande zu retten, eilte nun Friedrich aus dem Lager bei Schmottseifen, wo er Daun gegenübergestanden hatte, in die Mark und griff 12. Aug. die Russen bei Kunnersdorf (s. d.) an. Schon hatte er sie geschlagen, als Laudon ihm den Sieg entriß und eine Niederlage, wie er sie nie erlebt, über ihn brachte. Während aber Friedrich am Morgen nach der Schlacht kaum 5000 Mann mehr um sich versammelt sah, hatte auch Soltikow 24000 Mann eingebüßt und bezeigte keine Neigung, den Sieg zu verfolgen. Desto eifriger benutzte Friedrich die ihm gegebene Frist. Er ging über die Oder zurück, sammelte seine zerstreuten Truppen, rief andere aus Pommern und Brandenburg, ließ Geschütz aus Festungen herbeikommen und stand nach wenig Tagen wieder an der Spitze eines Heeres von 28000 Mann. Jetzt suchte er zuvörderst Berlin zu decken, eilte dann den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor und zwang sie durch geschickte Stellungen und Verhinderungen der Zufuhr, nach Polen zurückzugehen, während sein Bruder Heinrich mit Besonnenheit Daun mit dessen großem Heere in der Lausitz beschäftigte. Auch der General Fouqué wußte mit großer Geschicklichkeit Schlesien zu vertheidigen und den österr. General de Ville zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. General Manteuffel trieb die wieder vorgedrungenen Schweden bis Stralsund zurück, und Daun selbst mußte aus Mangel an Lebensmitteln nach Böhmen zurückweichen. Dessenungeachtet hatte indeß die Reichsarmee in Verbindung mit einem österr. Corps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, ja sogar Dresden nach

27tägiger Einschließung genommen; auch war Daun wieder nach Sachsen eingerückt. Friedrich, krank am Podagra in Glogau daniederliegend, schickte daher die Generale Fink und Wedel nach Sachsen, ließ durch den General Wunsch Wittenberg und Torgau wiedererobern und folgte 13. Nov. selbst nach. Als er aber Daun aus seinem festen Lager beim Plauenschen Grunde vertreiben wollte, gerieth der General Fink, der Daun den Rückzug abschneiden sollte, mit 11000 Mann bei Maxen und General Diericke mit 1400 Mann in die Hände der Oesterreicher, ohne daß der König seinen Zweck erreichte. Mit besserm Erfolge kämpfte der Herzog von Braunschweig. Zwar gelang es ihm nicht, den Franzosen Frankfurt a. M., das sie unter Soubise überrumpelt hatten, zu entreißen, auch wurde er bei dem Dorfe Bergen 13. April zurückgeschlagen und infolge dessen Kassel, Minden und Münster von den Franzosen unter Contades erobert; aber es glückte ihm, Broglio und Contades bei Minden 1. Aug. eine schwere Niederlage beizubringen und nach einem zweiten Siege des Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, bei Gohfeld über das franz. Corps des Herzogs von Brissac nicht nur Osnabrück, Paderborn und Bielefeld, sondern auch Marburg, Münster und Fulda wieder zu erobern.

Der Feldzug von 1760 erschien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich. Seine Kassen waren erschöpft, seine Länder ausgesogen, sein Heer bestand kaum aus 90000 Mann, größtentheils Ausländern und Neulingen; die Versuche, Frankreich und Rußland vom Bündnisse gegen ihn abzuziehen, waren aufs neue gescheitert. Dazu kam, daß Laudon den tapfern Fouqué bei Landshut (23. Juni) mit 8000 Mann schlug und gefangen nahm und infolge dessen Glatz von den Oesterreichern 26. Juli erobert wurde. Dessenungeachtet verlor Friedrich den Muth nicht. Eilig zog er, nachdem er Dresden vom 14. bis 26. Juli vergeblich belagert, durch die Oberlausitz nach Schlesien, schlug unterwegs einen Theil des Lascy'schen Corps, siegte in der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. über Laudon, der im Begriff war, mit Daun sich zu vereinigen, und brachte durch diesen Sieg, bei welchem die Oesterreicher 10000 Mann und 82 Kanonen, Friedrich selbst nur 1800 Mann verloren hatte, Schlesien wieder in seine Hände. Denn nun vereinigte er sich mit seinem Bruder Heinrich bei Breslau, zwang die russ. Hauptarmee durch Demonstrationen zum Rückzug über die Oder und manövrirte Daun, der ihm gefolgt war, nach Böhmen zurück. Unterdessen waren die Preußen durch Oesterreicher, Würtemberger und Reichstruppen aus Sachsen gedrängt, Torgau und Wittenberg ihnen entrissen und Berlin von den Russen unter Tottleben 3. Oct. und sechs Tage darauf durch den österr. General Lascy eingenommen und gebrandschatzt worden. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten die Feinde die Hauptstadt, und Friedrich wandte sich darum sofort nach Sachsen, nahm hier Düben, Leipzig und Wittenberg ein und griff die in einem festen Lager bei Torgau verschanzten Oesterreicher unter Daun und Lascy 3. Nov. an. Blutig war die Schlacht: sie kostete den Preußen 13000, den Oesterreichern 20000 Mann, und schon glaubte Daun die Preußen geschlagen, als am Abend die Generale Ziethen und Saldern den Sieg errangen. Auf diese Weise war Sachsen aufs neue zu Winterquartieren gesichert und Schlesien, bis auf Glatz, wo Laudon stand, von Feinden frei; die Schweden hatten nach Stralsund und die Russen nach Polen sich zurückgezogen. Aber auch gegen die Franzosen hatte der Feldzug einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Während nämlich der Erbprinz von Braunschweig ein franz. Corps bei Emsdorf 15. Juli geschlagen hatte, dann, um den Krieg nach Frankreich zu spielen, nach Kleve marschirt war, Wesel belagert und den Rhein überschritten hatte, über den er erst bei dem Anmarsche eines franz. überlegenen Heeres zurückwich, hatte der Herzog von Braunschweig, Ferdinand, die Franzosen bei Warburg an der Diemel mit einem Verluste des Feindes von 5000 Mann geschlagen und sich meist in seiner frühern Stellung behauptet. Glücklicher gestalteten sich für Ferdinand die Ereignisse zu Anfange des J. 1761. Er griff 11. Febr. alle von den Franzosen besetzten Plätze an, vertrieb sie aus denselben und brachte dadurch große Magazine in seine Hände. Zugleich hatte der hannov. General von Spörken ein aus sächs. und franz. Truppen bestehendes Corps 14. Febr. bei Langensalza geschlagen und der Prinz von Braunschweig von seinem festen Lager bei Villingshausen aus 15. Juli den Franzosen einen Verlust von 5000 Mann beigebracht. Allein bald mußten die Verbündeten, von England nach Georg's II. Tode, 25. Oct. 1760, nur schwach noch unterstützt, der Uebermacht Soubise's und Broglio's weichen, die Belagerungen von Ziegenhain, Marburg und Kassel aufheben und den Franzosen wieder Hessen und den Weg nach Hannover bloßgeben. Auch Friedrich gerieth durch Georg's II. Tod in große Bedrängniß. Er war 4. Mai 1761 nach Schlesien aufgebrochen, um die Provinz gegen die Russen und Oesterreicher zu schützen, mußte aber trotz aller Kunst geschehen lassen, daß beide 12. Aug. zwischen Jauer und Striegau, über 130000 Mann stark, sich vereinigten. Schon

war er in Gefahr, in seinem festen Lager bei Bunzelwitz unweit Striegau, wo er mit 50000 Mann stand, aufgerieben zu werden, als der Zwiespalt zwischen seinen Gegnern und deren Mangel an Lebensmitteln ihn rettete. Die Russen unter Buturlin trennten sich von den Oesterreichern 10. Sept., gingen nach Polen und ließen nur 20000 Mann unter Tschernitschew bei den Oesterreichern in Schlesien zurück. Nun blieb auch Laudon nicht länger und zog sich in das Gebirge zurück, eroberte aber vorher noch 1. Oct. Schweidnitz. Friedrich konnte nun zwar sein Lager verlassen, erkannte aber nur zu deutlich das Gefahrvolle seiner Stellung, da Laudon bei Freiburg und Tschernitschew bei Glatz standen und Oberschlesien in den Händen seiner Feinde war. Auch der Prinz Heinrich in Sachsen konnte der Reichsarmee und der Oesterreicher unter Daun sich kaum erwehren, und die Preußen in Pommern unter dem Prinzen von Würtemberg wurden in einzelnen Corps von den Russen geschlagen und verloren nach tapferer Gegenwehr 16. Dec. die Festung Kolberg. Friedrich schien dem Untergange nahe. Da starb 5. Jan. 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und sogleich schloß ihr Nachfolger Peter III. (s. d.) mit ihm 16. März 1762 einen Waffenstillstand, dem 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Durch ihn wurde auch Schweden 22. Mai zum Frieden mit Preußen bewogen. Peter ließ sogar, als Frankreich und Oesterreich seiner Vermittelung kein Gehör gaben, im Juni 1762 eine russ. Armee von 20000 Mann unter Tschernitschew zur Unterstützung Friedrich's zu den Preußen stoßen. Der frühe Tod des Kaisers 14. Juli trennte aber sehr bald das Bündniß mit Friedrich, und Peter's Nachfolgerin, Katharina II., rief sogleich die russ. Truppen aus Schlesien zurück. Da jedoch die Kaiserin den zwischen Rußland und Preußen 5. Mai geschlossenen Frieden bestätigte und strenge Neutralität beobachtete, erhielt Friedrich freie Hand, mit aller Macht sich auf seine übrigen Feinde zu werfen. Während er selbst Daun, den er schon 21. Juli bei Burkersdorf zum Weichen gebracht, 16. Aug. bei Reichenbach schlug und bald darauf 9. Oct. Schweidnitz zur Uebergabe nöthigte, hatte Prinz Heinrich in Sachsen nach mehrern glücklichen Gefechten sich den Zugang ins Erzgebirge geöffnet und der Herzog von Braunschweig im Westen nicht nur Niedersachsen und Westfalen glücklich behauptet, sondern auch nach mehrmaliger Besiegung der Franzosen (z. B. bei Wilhelmsthal 24. Juni und Luternberg 23. Juli) Hessen befreit und Kassel wiedererobert. Da nun überdies der Prinz Heinrich unter Mitwirkung des Generals Seydlitz 29. Oct. einen bedeutenden Sieg über die Reichstruppen und Oesterreicher unter Hadik bei Freiberg erfocht, in welchem diese gegen 8000 Mann und 28 Kanonen, die Preußen nur 1400 Mann einbüßten, kam 24. Nov. zwischen Preußen und Oesterreich ein Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog, für den nächsten Winter zu Stande. Als ferner der Seekrieg zwischen Frankreich und England durch den Präliminarfrieden vom 3. Nov. beendigt und dieser zu Paris 10. Febr. 1763 zum Definitivfrieden erhoben worden, erfolgte, nachdem vorher noch Friedrich durch einen Streifzug des Kleist'schen Corps nach Franken und Baiern den wichtigsten Reichsständen die Neutralität abgenöthigt, nach kurzen Verhandlungen und ohne fremde Vermittelung 15. Febr. 1763 der Friede zu Hubertusburg (s. d.), durch welchen alle Theile ihre Besitzungen, so wie sie vor dem Kriege waren, wiedererhielten. Durch die Stärke seines Charakters und das Uebergewicht seines Feldherrngenies hatte sich Friedrich Schlesien abermals gesichert und Preußen eine Stelle unter den Hauptmächten Europas errungen. Aber viele und große Opfer hatte dieser Krieg Europa und besonders den preuß. Staaten und dem unglücklichen Sachsen gekostet. Vgl. Friedrich's d. Gr. «Histoire de la guerre de sept ans»; Lloyd, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794—1801); Retzow, «Charakteristik der wichtigsten Zeitereignisse des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1804); Archenholz, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (5. Aufl., Berl. 1840); «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs», herausgegeben vom königl. preuß. Generalstabe (8 Bde., Berl. 1824—47); Schöning, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (Potsd. 1851); Schäfer, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1867—68). Werthvolle Monographien verfaßten Kutzen, Brodrück, Ollech, Kneschbeck, Renouard u. a.

Siebenpfeiffer (Phil. Jak.), ein wegen seiner Conflicte mit der bair. Regierung besonders bekannter polit. Schriftsteller, geb. zu Lahr im Breisgau 12. Nov. 1789, der Sohn eines Schneiders, wurde 1804 Schreiber im Oberamte zu Lahr und 1806 bei der Finanzverwaltung im Breisgau angestellt. Von seinen Ersparnissen studirte er seit 1810 in Freiburg. Er promovirte 1813 als Doctor der Rechte und wurde hierauf Secretär bei der Kreisstelle, im Jan. 1814 zu dem österr. Generalgouvernement in Kolmar, später zur österr.-bair. Regierung nach Kreuznach versetzt, dann Kreisdirectorialadjunct in Trier und 1815 Vorstand der österr. Ver-

waltung von Landau und dem Gebiet an der Lauter. Die bair. Regierung ſetzte ihn in die niedrigere Stufe eines Kreisdirectorialaſſeſſors herab, und erſt 1818 kam er als Landescommiſſar nach Homburg in Rheinbaiern. S. beſchäftigte ſich ſchon damals mit publiciſtiſchen Arbeiten. Als er 1830 eine Zeitſchrift «Rheinbaiern» erſcheinen ließ, verfügte die bair. Regierung ſeine unfreiwillige Verſetzung als Inſpector des Zuchthauſes zu Kaiſersheim, was ſeinen Austritt aus der Beamtenlaufbahn veranlaßte. Er ſetzte indeſſen ſeine Zeitſchrift fort und ließ ſie ſpäter unter dem Titel «Deutſchland» erſcheinen; ſeit dem April 1831 gab er eine zweite Zeitſchrift, «Der Weſtbote», heraus. In beiden ließ er ſich allerdings zu großer Mißachtung der Behörden verleiten; allein ſein Streben war immer rein deutſch; er gehörte nicht zu der rheinbair.-franz. Partei. Sein fortgeſetztes Ankämpfen gab im März 1832 Veranlaſſung, daß der «Weſtbote» verboten wurde, ſolange er ſich nicht den Beſtimmungen hinſichtlich der Cenſur unterwerfe; auch verſiegelte man die von ihm errichtete Preſſe zu Oggersheim. Obſchon er ſich endlich der Cenſur zu unterwerfen verſprach, blieb doch die Zeitſchrift verboten. S. wählte nun Neuſtadt an der Hardt zu ſeinem Aufenthaltsorte, und hier verbreitete er im April 1832 den Aufruf zu einem Bürgervereine auf den 27. Mai. Nebſt mehrern andern Theilnehmern an dem Hambacher Feſte eingezogen, wurde er im Juli 1833 vor die Aſſiſen zu Landau geſtellt. Angeklagt, durch ſeine Reden unmittelbar zum Sturze der Verfaſſung aufgefordert zu haben, ſprachen im Aug. die Geſchworenen das Nichtſchuldig aus. S. wurde nun wegen Beſchimpfung der Beamten vor das Zuchtpolizeigericht geſtellt und im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. In der Nacht vom 14. zum 15. Nov. 1833 entkam er aus dem Gefängniſſe zu Frankenthal über die franz. Grenze und ging ſpäter in die Schweiz, wo er an der Hochſchule zu Bern angeſtellt wurde. Er ſtarb in Bern 14. Mai 1845.

Siebenſchläfer heißen nach der Legende ſieben Jünglinge, Maximianus, Malchus, Serapion, Dionyſius, Johannes, Martinianus und Konſtantinus, welche ſich, um einer Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Decius 251 zu entgehen, in eine noch jetzt gezeigte Höhle im Berge Kalion bei Epheſus verborgen hatten, daſelbſt einſchlieſen, vermauert wurden und erſt 446 nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle unter Theodoſius II. wieder aufwachten und dann, nachdem ſie vor dem herbeigeeilten Biſchofe Martin und dem Kaiſer ſelbſt das Wunder bezeugt hatten, vom Glorienſcheine der Heiligkeit umgeben ſtarben. Die Sage, welche, wie die Verehrung der ſieben Heiligen ſelbſt, weit durch den Orient, bis zu den Abyſſiniern hin, verbreitet iſt und auch in einer «Die Höhle» überſchriebenen Sure des Koran begegnet, erſcheint auch ſchon frühzeitig im Abendlande, zuerſt in dem Sendſchreiben Gregor's von Tours an den Biſchof Sulpitius von Bourges um 870, dann in den griech. Menologien. Die «Acta Sanctorum» erzählen ſie unter dem 27. Juli. Paulus Diakonus verſetzt ſie merkwürdigerweiſe nach Deutſchland. Auch in altfranz. und altdeutſcher Sprache gibt es mehrere Bearbeitungen der Legende, von denen eine gereimte deutſche, wol dem 14. Jahrh. angehörende durch Th. von Karajan herausgegeben worden iſt («Von den ſiben ſlafären», Heidelb. 1839). Der Gedächtnißtag der S. fällt in der röm. Kirche gegenwärtig auf den 27. Juni, in der griech. auf den 4. Aug. Merkwürdig iſt die Beziehung dieſer Heiligen auf die Witterung, ſofern es nicht nur nach dem abendländ. Volksglauben ſieben Wochen hindurch regnen ſoll, wenn es am 27. Juni geregnet hat, ſondern ſie auch bei den Mohammedanern als Beſchützer des Seeweſens verehrt werden.

Siebenſchläfer, Bilch oder Rellmaus (Myoxus Glis) heißt eine Art der Säugethiergattung Schlafmaus (Myoxus), welche die Eichhörnchen mit den Mäuſen verbindet und zur Ordnung der Nagethiere gehört. Er iſt von der Größe des Eichhörnchens, 5—6 Zoll lang ohne den 5 Zoll langen, zweizeilig langbehaarten Schwanz, oberſeits ſchön aſchgrau, unterſeits weiß, und die Augen umgibt ein ſchwarzbrauner Kreis. Er bewohnt das mittlere Europa und hält ſich in Wäldern auf, wo er des Nachts nach Futter, das aus Nüſſen, Samen, ſaftigen Früchten, auch wol Eiern und jungen Vögeln beſteht, umherſtreift und bis auf die höchſten Baumgipfel hinaufklettert, den Tag aber in hohlen Bäumen verſchläft. Den ganzen Winter bringt er im Winterſchlafe hin. An die Gefangenſchaft gewöhnt er ſich leicht und wird bei guter Fütterung ſehr fett. Die alten Römer ſchätzten ihn als Leckerbiſſen und legten deshalb zur Zucht der S. im großen beſondere Behälter (gliraria) an. Noch jetzt gilt ſein Fleiſch in Italien, Illyrien und Steiermark für ſchmackhaft. Seine Lebenszeit ſoll höchſtens ſechs Jahre betragen.

Siebold, eine deutſche Gelehrtenfamilie, deren Glieder ſich beſonders auf dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe verdient gemacht haben. — Karl Kaſpar von S., geb. 4. Nov. 1736 zu Rideck im Herzogthume Jülich, gab als Profeſſor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe zu Würzburg den ihm übertragenen, bisher aber ziemlich vernachläſ-

ſigten Lehrfächern eine angemeſſene Einrichtung, ſetzte ſie mit den bereits vorhandenen, aber zu wenig benutzten Anſtalten in zweckmäßige Verbindung, ſuchte dieſelben möglichſt zu verbeſſern und erwarb ſich namentlich den Ruf eines ausgezeichneten Chirurgen ſeiner Zeit. In Anerkennung der Verdienſte, die er ſich während des Kriegs in den Hospitälern erworben, wurde er 1801 in den Reichsadel erhoben. Er ſtarb 3. April 1807. — Johann Georg Chriſtoph von S., älteſter Sohn des vorigen, geb. 1767 in Würzburg, wurde 1790 Profeſſor der allgemeinen Pathologie und Diätetik daſelbſt, 1795 der Geburtshülfe, 1796 Profeſſor der Phyſiologie und erſter Arzt am Juliushospital und ſtarb 15. Jan. 1798. — Johann Theodor Damian von S., ein zweiter Sohn, ſtarb als Medicinaldirector zu Darmſtadt 6. Dec. 1828. — Johann Bartholomäus von S., geb. 1774, ein dritter Sohn, den ſich der Vater 1797 im Lehramte der Anatomie und Chirurgie adjungiren ließ, ſtarb als Profeſſor der Chirurgie und Oberwundarzt am Juliushospital zu Würzburg 28. Jan. 1814. — Adam Elias von S., der vierte Sohn, der berühmteſte unter den Brüdern, war zu Würzburg 5. März 1775 geboren. Urſprünglich für den Kaufmannsſtand beſtimmt, entſchloß er ſich, Medicin zu ſtudiren, nachdem er ſchon einige Zeit auf einem Contor zu Augsburg gearbeitet. Nach Beendigung ſeiner Studien zu Jena, Göttingen und Würzburg wurde er 1799 außerord. Profeſſor der Medicin zu Würzburg und, nachdem er 1800 eine Reiſe nach Wien unternommen, bei ſeiner Rückkehr Medicinalrath und ord. Profeſſor. 1816 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er die Entbindungsanſtalt bei der Univerſität gründete und 12. Juli 1828 ſtarb. Er ſuchte der Geburtshülfe eine höhere Stellung anzuweiſen, indem er die phyſiol.-medic. Grundſätze auf dieſelbe anwendete. Sein Hauptwerk iſt das claſſiſche «Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten» (2 Bde., Frankf. 1811; 2. Aufl., Frankf. 1821—23). Außerdem ſind zu erwähnen ſein «Lehrbuch der theoretiſchen und praktiſchen Entbindungskunde» (Nürnb. 1810; 4. Aufl. 1824) und das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (5. Aufl., Würzb. 1831). — Regine Joſephe von S., die Gattin Johann Theodor Damian von S.'s, geb. 14. Dec. 1771, war die Tochter des kurfürſtl. mainziſchen Regierungsbeamten Henning zu Heiligenſtadt. Nachdem ſie in erſter Ehe mit dem mainzer Regierungsrath Heiland vermählt geweſen, ſtudirte ſie 1806—7 die Geburtshülfe unter Anleitung ihres Schwiegervaters Karl Kaspar von S. und erhielt 1815 von der medic. Facultät zu Gießen die Doctorwürde. Sie wirkte bis in ihr hohes Alter zu Darmſtadt als Geburtshelferin und ſtarb daſelbſt 28. Febr. 1849. — Ihre Tochter aus erſter Ehe, Marianne Theodore Charlotte Heiland, genannt von S. (durch Adoption ihres Stiefvaters), geb. 12. Sept. 1788 zu Heiligenſtadt, erhielt durch ihre Aeltern praktiſchen Unterricht in der Geburtshülfe und ſtudirte dieſelbe dann von 1811—12 in Göttingen unter Oſiander's und Langenbeck's Leitung. Nach beſtandener Prüfung erhielt ſie 1814 die Erlaubniß zur Ausübung der Geburtshülfe und 1817 durch öffentliche Promotion zu Gießen die Doctorwürde. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb ſie: «Ueber die Schwangerſchaft außerhalb der Gebärmutter und über Bauchhöhlenſchwangerſchaft insbeſondere» (Darmſt. 1817). Seitdem lebte ſie ihrem Wirkungskreiſe zu Darmſtadt, von wo ſie vielfach an auswärtige Höfe zu Entbindungen berufen wurde. 1829 vermählte ſie ſich mit dem nachmaligen Oberſtabsarzt Heidenreich zu Darmſtadt. Sie ſtarb 8. Juli 1859.

Siebold (Karl Theodor Ernſt von), namhafter Phyſiolog und Zoolog, geb. 16. Febr. 1804 zu Würzburg als Sohn von Johann Georg Chriſtoph von S., war erſt Kreisphyſikus zu Heilsberg in Preußen und ging 1834 in gleicher Eigenſchaft nach Königsberg, wo er ſich an der Univerſität für Zoologie habilitiren wollte, aber als Katholik abgewieſen wurde. 1835 ſiedelte er als Director der Hebammen- und Entbindungsanſtalt nach Danzig über, wo er 1839 auch das Stadtphyſikat übernahm. 1840 folgte S. einem Rufe als Profeſſor der Phyſiologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde nach Erlangen, von wo er jedoch ſchon 1845 als Profeſſor der Phyſiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie nach Freiburg i. Br. ging. 1850 vertauſchte er dieſe Stellung mit der Profeſſur der Phyſiologie in Breslau, wo er zugleich die Direction des phyſiolog. Inſtituts übernahm. Zur Gründung eines ähnlichen Inſtituts wurde er 1853 als Profeſſor der Phyſiologie und vergleichenden Anatomie nach München berufen, wo ihm ſpäter auch die Profeſſur der Zoologie ſowie die erſte Directorſtelle am zoologiſch-zootomiſchen Cabinet übertragen wurde. S. hat ſich die namhafteſten Verdienſte um die Fortbildung der Naturwiſſenſchaften erworben, indem er vorzugsweiſe den innern Bau, die Lebens- und Fortpflanzungsgeſchichte der niedern Thiere aufklärte. Außer vielen in verſchiedenen Journalen und akademiſchen Schriften niedergelegten, zum Theil helminthologiſchen und entomologiſchen Abhandlungen veröffentlichte er ein treffliches «Lehrbuch der vergleichenden Ana-

tomie der wirbellosen Thiere» (Berl. 1848), welches auch ins Englische (1854) und Französische (1849) übersetzt wurde. Außerdem erschienen von ihm Untersuchungen «Ueber die Band- und Blasenwürmer» (Lpz. 1854), über die «Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856), worin er nachwies, daß auch aus unbefruchteten Eiern sich Thiere entwickeln können; ferner «Die Süßwasserfische von Mitteleuropa» (Lpz. 1863), in welcher Schrift er vielfach verbreitete Irrthümer nachwies. Mit Kölliker begründete S. 1849 die «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie. — Eduard Kaspar Jakob von S., des vorigen Bruder, Hofrath und Professor der Medicin und Chirurgie zu Göttingen, Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer, geb. 19. März 1801 zu Würzburg, studirte daselbst, zu Berlin und in Göttingen, promovirte in Berlin und wurde 1827 als Assistent bei der Entbindungsanstalt angestellt, deren einstweilige Direction nach dem Tode seines Vaters ihm übertragen wurde. 1829 folgte er dem Rufe als Professor der Geburtshülfe nach Marburg, und 1833 ging er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er 27. Oct. 1861 starb. Seit des Vaters Tode setzte er das von diesem 1813 begonnene «Journal für Geburtshülfe u. s. w.» fort. Nächstdem schrieb er eine «Geschichte der Geburtshülfe» (2 Bde., Berl. 1839—45), ein «Lehrbuch der Geburtshülfe» (Berl. 1841), «Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt» (Gött. 1842), «Lehrbuch der gerichtlichen Medicin» (Abth. 1, Berl. 1846).

Siebold (Phil. Franz von), bekannt als Erforscher Japans, Bruder der beiden vorigen, geb. 17. Febr. 1796 zu Würzburg, widmete sich seit 1815 auf der Universität seiner Vaterstadt der Medicin und den Naturwissenschaften, daneben der Länder- und Völkerkunde und erlangte 1820 die Doctorwürde. 1822 ging er nach den Niederlanden und von da im Sept. 1822 als Sanitätsoffizier erster Klasse nach Batavia, wo er im Febr. 1823 anlangte und als Regimentsarzt im Hauptquartier zu Weltevrede Dienst erhielt. Doch schon im Juni 1823 ward er als Arzt und Naturforscher der Gesandtschaft nach Japan beigegeben. Bei den beschränkten Verhältnissen der Niederländer in ihrer Factorei Desima sah sich S. in seinen Forschungen zunächst auf diesen kleinen Bereich beschränkt. Bald erlangte er aber als Arzt und Naturforscher großen Ruf und dadurch größere Freiheit. Selbst aus entfernten Gegenden kamen Japanesen, darunter einige kaiserl. Aerzte aus Jeddo, zu ihm, um seinen Unterricht zu genießen, und durchforschten für die Zwecke des Lehrers auch das Innere ihres Vaterlandes. Im Febr. 1826 ging die beabsichtigte Gesandtschaftsreise nach Jeddo vor sich, auf welcher S. von seinen gelehrtesten und vertrautesten Schülern begleitet wurde. Auch in Jeddo fand S. eine sehr gute Aufnahme und hatte Aussicht, dort länger bleiben zu dürfen. Allein wegen einer Verletzung der japan. Hofsitte von seiten des Gesandten mußte S. mit der Gesandtschaft nach Desima zurückkehren. Er stand 1828 im Begriffe, sich mit seiner reichen wissenschaftlichen Ausbeute nach Europa einzuschiffen, als ein unvorhergesehener Vorfall ihn in eine Untersuchung verwickelte. Der kaiserl. Astronom und Oberbibliothekar hatte ihm die Copie einer Karte des japan. Reichs mitgetheilt, die auf Befehl des Kaisers gefertigt worden war. Die Sache wurde verrathen. Da man darin ein schweres Staatsverbrechen erkannte, wurde S. zu Desima zurückgehalten und scharf bewacht und eine strenge Untersuchung eingeleitet, die vom Sept. 1828 bis Oct. 1829 währte, aber infolge der Festigkeit und Entschlossenheit S.'s mit der Freisprechung sämmtlicher in dieselbe verwickelten Japaner endete. S. kam mit der Verbannung davon, verließ 1. Jan. 1830 Japan, trat im März seine Rückreise nach Europa an und traf 7. Juli vor Vließingen ein. Die von ihm gesammelten Materialien zur Kunde des japan. Landes und Volks begann er in einem großartigen Werke zu bearbeiten, das in vier Abtheilungen zerfällt, unter den Titeln: «Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan» (Leyd. 1832 fg., mit Atlas), «Fauna Japonica», mit Temminck, Schlegel und Haan bearbeitet (Leyd. 1833 fg.), «Flora Japonica» (Leyd. 1835 fg.) und «Bibliotheca Japonica», lithographirt von dem Chinesen Ko-tsching-Dschang, herausgegeben gemeinschaftlich mit J. Hoffmann (6 Thle., Leyd. 1833—41). Hierzu kommen der schätzbare «Catalogus librorum Japonicorum» (Leyd. 1845), die «Isagoge in bibliothecam Japonicam» (Leyd. 1841), «Epitome linguae Japonicae» (Batavia 1826; 2. Aufl., Leyd. 1853) und «Florae Japonicae Familiae naturales» (mit Zuccarini, Münch. 1851). Außerdem hat sich S. durch die Einführung japan. Culturpflanzen, wie 1825 des Thees auf Java, verdient gemacht. Ebenso wirkte S. viel zur Eröffnung Japans für den Welthandel. Unter anderm veröffentlichte er die «Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans» (Leyd. 1854). 1859 unternahm er eine zweite Reise nach Japan, trat dort sogar 1861 auf einige Zeit in die Dienste des Taikun, kehrte aber 1862 wieder nach Europa zurück und wählte seine Geburtsstadt Würzburg zum bleibenden Aufenthalt.

Nachdem er schon 1853 wegen seiner umfassenden Kenntniß der japan. Verhältnisse nach Petersburg berufen worden, um dort zur Gründung von Handelsverbindungen seinen Rath zu ertheilen, wurde er 1863 zu gleichen Zwecken vom Kaiser Napoleon III. zu Rathe gezogen. Mit der Aufstellung einer von ihm begründeten japan. Sammlung zu München beschäftigt, starb er daselbst 18. Oct. 1866. Seine naturwissenschaftlichen Sammlungen befinden sich in Leyden.

Siedepunkt nennt man den Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, d. h. durch ihre ganze Masse hindurch in Gestalt von Gasblasen aufsteigende Dämpfe entwickelt. Die Physiker benutzen den S. des Wassers zur Bestimmung eines fixen Punktes für die Grade des Thermometers. Dieser S. ist jedoch nur beim völligen Sieden reinen Wassers und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen Einfluß der Druck der Luft habe, beweisen die Versuche, daß in der luftleeren Kugel das Wasser schon durch die Wärme der menschlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem Papinischen Digestor, wo es seine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre ist der S. des Regenwassers 80° R. Auf Bergen findet man, wegen der Abnahme des Luftdrucks nach oben den Siedepunkt um so niedriger, je höher man kommt, sodaß man ein genau und fein eingetheiltes Thermometer ähnlich wie das Barometer zur Höhenmessung brauchen kann.

Sieg, ein Nebenfluß des Rhein auf dessen rechter Seite, entspringt in Westfalen am Edderkopf und fließt in vielgewundenem Laufe, mit vorherrschend westl. Richtung durch ein wegen seines Bergbaues berühmtes, aber städtearmes Thal dem Rhein zu, in den der Fluß gegenüber Bonn mündet. Bei der Stadt Siegen scheidet sich in 827 F. Höhe der mittlere und der untere Lauf, welcher letztere anfangs durch eine an landschaftlichen Schönheiten reiche Gegend führt, bis er bei Blankenburg ins Tiefland tritt. Die ganze Lauflänge der S. beträgt 17¼ M.; Quelle und Mündung sind jedoch nur 11 M. voneinander entfernt. Schiffbar ist der Fluß nur auf 2 M. von seiner Mündung bis Siegburg. Unter den Nebenflüssen ist die 6 M. lange, aus dem Westerwald kommende Nister und die bei Siegburg mündende Agger zu erwähnen. Nach dem Flusse S. benannt ist der zum ehemaligen Herzogthum Berg gehörige Siegkreis im preuß. Regierungsbezirk Köln, der auf 13,95 Q.-M. 84094 E. (1864) zählt. Hauptstadt desselben ist Siegburg mit 4214 E., an der S. und am Fuße des Michaelisbergs, auf welchem eine ehemalige Benedictinerabtei liegt. In diesem Kreise liegen auch die Städte Königswinter und Honnef mit 3647 E. Vgl. Aeg. Müller, «Siegburg und der Siegkreis» (Siegb. 1858).

Siegel (sigillum, secretum, signetum oder signum) nennt man den Abdruck eines Stempels in eine weichere Masse. Zum Siegeln gebrauchte man schon in den frühesten Zeiten verschiedene Stoffe, je nach dem Unterschiede der Stände. An die Stelle des Wachses in seiner ursprünglichen Farbe trat später gefärbtes Wachs, auch gebrauchte man Blei und andere, selbst edle Metalle zur Anfertigung der S. Des Goldes und Silbers bedienten sich zum Siegeln die byzant. Kaiser, des Bleies die Päpste und die Großmeister der geistlichen Ritterorden. Später siegelten Kaiser und Könige mit rothem Wachse und verliehen dieses Recht auch andern Fürsten und Herren; grünes Wachs gebrauchten geistliche Stifter, Klöster u. s. w., weißes Wachs führten die Freien Reichsstädte, schwarzes Wachs der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister der geistlichen Ritterorden in weniger wichtigen Angelegenheiten. Noch später trat die Oblate (s. d.) an die Stelle des Wachses und im 16. Jahrh. das Siegellack (s. d.). Die auf den S. dargestellten Gegenstände sind sehr verschieden. Ursprünglich setzte man darein den Kopf dessen, der das S. führte; so in den S. der deutschen Kaiser im frühen Mittelalter. Diese Köpfe waren meist in Siegelringen eingeschnitten und von vorzüglicher Arbeit. Doch gab es damals auch schon andere Gegenstände auf den S. Später wurde gebräuchlich, Wappen in die S. zu setzen, wobei die nicht zu Wappen Berechtigten ideelle Wappen gebrauchten. Im Orient enthalten die S. gewöhnlich Sprüche des Korans. Die S. selbst werden theils nach den vorgestellten Gegenständen, theils nach den Materien, aus welchen sie bestehen, oder sonst nach der Größe u. s. w. eingetheilt. Die Form derselben ist meist rund, doch kommen auch andere Formen vor. So war im Mittelalter eine fast dreieckige Schildform nicht ungewöhnlich. Der Zweck der S. bestand ursprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde oder sonst eine Schrift mehr Glaubwürdigkeit erhalten sollte als durch die bloße Unterschrift. Zu diesem Zwecke wurde das S. an einer Schnur oder einem Pergamentstreifen, welche durch die Urkunde gezogen wurden, derselben angehängt und in der Schrift selbst dies erwähnt. Dann diente das S. auch zum Verschließen von Briefen u. s. w., also zur Sicherheit. War das S. in einer besondern Kapsel, um es vor Beschädigung zu schützen, eingeschlossen oder in Metall ausgedrückt, so nannte man dies eine

Bulle (s. d.), welcher Ausdruck dann auch von dem ganzen Document gebraucht wurde. Um die S. vor Verfälschung zu bewahren, wurde oft ein Gegen- oder Secretsiegel (contrasigillum) auf den Rücken des größern S. gedruckt, und dieser kleinern S. bediente man sich in der Folge bei minder wichtigen Ausfertigungen. Die Aufbewahrung der Staats- und Regentensiegel war in der Regel einem der höchsten Beamten anvertraut, oder es waren dazu eigene Beamte bestellt, wie bei den griech. Kaisern die Logotheten, bei den Merovingern die Referendarien, bei den Karolingern und den spätern Kaisern und Königen die Kanzler. Im Deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler die Reichssiegel zu verwahren, die von ihm dem Reichsvicekanzler ausgehändigt wurden. Auch in Frankreich war der Kanzler ursprünglich Bewahrer der Reichssiegel. Da aber das Kanzleramt dem, der einmal damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, so wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein eigener Garde des sceaux ernannt, welcher in Rang, Amtskleidung und Amtsbefugnissen jenem gleich stand. Der Großsiegelbewahrer hatte, wie in Deutschland der Kurfürst von Mainz, bei den Reichskanzleien die Ernennung aller Kanzleibeamten (Chancelleries) in ganz Frankreich. Alle Erlasse im Namen des Königs mußten ihm zum Siegeln vorgelegt werden, und die Könige machten ihm in ältern Zeiten zur heiligen Pflicht, nichts zu besiegeln, was den Gesetzen und dem Rechte zuwider sei. Später sank der Name Großsiegelbewahrer zum bloßen Titel herab, welchen der Justizminister führte. In England sind seit der Königin Elisabeth die Aemter des Lord-Kanzlers von England und des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal), welche vorher getrennt waren, in der Regel vereinigt. Für das kleine königliche S. besteht jedoch noch ein eigener Beamter (Lord keeper of the privy seal, gewöhnlich nur Lord privy seal genannt). Die Kenntniß der Urkundensiegel, die Siegelkunde, wird Sphragistik (vom griech. sphragis, das Siegel) genannt. Ueber letztere vgl. die Werke von Heineccius, Manni, Gercken und Büsching.

Siegelerde heißt eine thonige Erde, welche sonst als adstringirendes Heilmittel, später aber als Universalmittel angewendet und nur versiegelt versendet wurde. Man bediente sich hierzu lange Zeit vorzüglich des Lemnischen Bol oder der Lemnischen Erde, welche schon von Plinius erwähnt wird, der dazu bemerkt, daß sie blos gesiegelt verkauft und daher Sphragidis genannt werde. Später wurde vom kaiserl. Leibarzte Dr. Scultetus Montanus der Striegauer Bol entdeckt, und nach und nach kamen eine Menge anderer, künstlich gefärbter und geformter thoniger Erden noch dazu in Gebrauch. Jeder Ort rühmte sich, die beste S. zu haben, und machte die seinige durch Aufdrückung des Ortssiegels kenntlich, obschon es meistens bloßer gefärbter Thon ohne allen Werth war.

Siegellack besteht seinen Hauptbestandtheilen nach aus harzigen Stoffen und zwar das feinere aus Gummilack oder Schellack, Pech und Harz, unter Zusatz von Storax und Benzoë, wodurch es wohlriechend wird, und das geringere blos aus Pech oder Harz, dem man etwas Terpentin beimischt. Außerdem setzt man verschiedene Farbestoffe zu. Das gebräuchlichste ist das rothe S., das in den feinsten Sorten durch Zinnober, in den geringern durch Mennige und rothes Eisenoxyd gefärbt wird. Die verschieden gefärbten Sorten erhält man, indem man den Zinnober durch Grünspan, Chromgelb, Ultramarin, gebranntes Elfenbein ersetzt. Die Stangengestalt erhält das S. durch Gießen in Formen. Die Portugiesen sollen das S. in Ostindien kennen gelernt und in Europa verbreitet haben, woher sich auch der Name Spanisches Wachs, wie man das S. früher häufig nannte, erklären läßt.

Siegelmäßigkeit oder das Recht, eigene Urkunden schon durch Beidrückung des Siegels mit dem Familienwappen zu vollziehen, ingleichen die Urkunden von Gerichtsuntergebenen auf dieselbe Art zu beglaubigen, wurde seit dem Aufkommen eines erblichen Wappenrechts als Privilegium des Adels angesehen, ist aber nur in Particularrechten zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt. In Baiern begriff man nach einer alten, noch in der Verfassungsurkunde anerkannten Gewohnheit unter S. nicht blos die Befugniß, selbstausgestellte Urkunden durch das Siegel mit der Eigenschaft öffentlicher Documente zu versehen, sondern auch das Vorrecht, Erbschaften ohne Zuziehung der Obrigkeit unter Siegel zu nehmen, den eigenen Kindern das Muttergut allein auszuwerfen, Eide in Civilsachen durch bloße Unterschrift der Eidesformel zu leisten und einen befreiten Gerichtsstand, wie anderwärts die Schriftsässigen (s. Schriftsässigkeit), zu beanspruchen. Als Siegelgenossen in diesem Sinne werden Adeliche, hohe Staatsbeamte, Oberoffiziere bis zum Hauptmann abwärts und Graduirte aufgeführt.

Siegen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Sieg, ist eine alte steile Bergstadt mit 9275 E. und Sitz eines Landrathsamts und Kreisgerichts. Der Ort hat zwei Schlösser der ehemaligen Fürsten von Nassau-Siegen und von höhern Unterrichts-

anſtalten eine Realſchule, eine Baugewerkſchule, eine Wieſenbauſchule und eine Bergſchule. Die ſtädtiſche Induſtrie producirt beſonders Leder, Tuch und Baumwollzeuge. S. iſt Endpunkt der Ruhr-Siegbahn ſowie eines Zweigs der Deutz-Gießener Bahn und hat ſeit Herſtellung dieſer Verbindungen einen neuen Aufſchwung genommen. Der Kreis S., welcher auf 11,7 Q.-M. 53000 E. zählt, liegt zwiſchen dem Weſterwalde und dem Rothhaargebirge und iſt ein durchaus bergiges, beſonders durch ſeinen Reichthum an Eiſenerz berühmtes Land. Die erbeuteten Erze werden in 22 Hohöfen verſchmolzen und liefern ein ſehr geſuchtes Roh- und Rohſtahleiſen. 1865 wurden 600000 Tonnen im Werthe von 1 Mill. Thlrn. gefördert. Das Eiſen wird theils in den Stahlfabriken der Grafſchaft Mark und Englands, theils im Lande ſelbſt in etwa 40 Puddlings- und Walzwerken zu Edelſtahl, Blech, Draht, Ketten, Achſen u. ſ. w. verarbeitet. Außerdem liefert der Bergbau des Kreiſes noch Silber (etwa 4000 Pfd. jährlich), Blei und Kupfer. Die bedeutendſten Gruben liegen bei Müſen (Stahlberg), Eiſerfeld, Goſenbach, Neunkirchen, an der Eiſernhaardt und am Bautenberg. Ein zweites Hauptgewerbe iſt die Sohllederfabrikation, die in 70 Gerbereien jährlich etwa 100000 Rohhäute verarbeitet und ein ſehr geſchätztes Product liefert. Die Lohe hierzu wird größtentheils im Kreiſe aus etwa 140000 Morgen Schälwaldungen (Hauberge) gewonnen. Auch iſt das Siegerland als die Wiege des Kunſtwieſenbaues bekannt. Das Land bildete früher das Fürſtenthum S., das ſeit 1255 der Ottoniſchen Linie des Hauſes Naſſau gehörte. Seit der Theilung von 1607 ſtand es unter eigenen Fürſten aus dieſer Linie, bis es 1806 dem Großherzogthum Berg einverleibt ward. 1813 wurde es den Fürſten von Oranien zurückgegeben und von dieſen auf dem Wiener Congreß 1815 an Preußen abgetreten.

Siegenbeek (Matthijs), ein namentlich um die holländ. Nationalliteratur ſehr verdienter Mann, geb. 23. Juni 1774 zu Amſterdam, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, ward ſchon 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leyden und erhielt 1797 die an der Univerſität daſelbſt neuerrichtete Profeſſur der niederländ. Beredſamkeit, zu welcher ſpäter die der niederländ., darauf die der neuern Literatur und endlich noch die der vaterländiſchen Geſchichte trat. Er ſtarb um 1850. In einer mehr als 50jährigen akademiſchen Lehrthätigkeit wirkte er höchſt ſegensreich für die Kräftigung des nationalen Sinns und die Läuterung des Geſchmacks. Beſondern Einfluß gewannen ſeine Arbeiten über holländ. Orthographie («Verhandeling over de nederduitsche spelling», Amſterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek vor de nederduitsche spelling», Amſterd. 1805 u. öfter), indem ſie officielle Geltung erlangten und die Grundlage der gegenwärtig allgemein üblichen Rechtſchreibung wurden. Unter ſeinen Schriften ſind außer einigen anthologiſchen Sammlungen und Ausgaben älterer Werke bemerkenswerth: «Leerredenen» (2 Bde., 1814—20); «Laudatio Jani Donsae» (Leyd. 1812); «Beknopte geschiedenis der nederl. letterkunde» (1826); «Geschiedenis der Leidsche hoogeschool tot 1825» (2 Bde., 1829—32); «Geschiedenis der burgerwapening in Nederland» (1831).

Siegfried, althochdeutſch Sigufrid, in der nordiſchen Faſſung aber Sigurd, heißt einer der hervorragendſten Heroen der deutſchen Heldenſage. Er war ein Sohn Sigmund's, aus dem auf Odin ſelbſt zurückgehenden Geſchlechte der Welſunge, ausgezeichnet durch leuchtende Augen und unglaubliche Kraft. Erzogen hatte ihn ein weiſer und kunſtreicher Alb, der Regino, d. i. Rathgeber, hieß und zwar Menſchengeſtalt, aber die eines Zwergs beſaß. Derſelbe verſchaffte ihm dann ein Roß und ſchmiedete ihm ein Schwert, mit dem S. einen Amboß ſpalten konnte. So reizte ihn Regino, der Nibelungen Hort (Schatz) und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerſt hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Waſſers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß ſeine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn ſie es nicht nebſt dem zugehörigen wunderbaren und verhängnißvollen Ringe als Wergeld für den erſchlagenen Ottar gegeben hätten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeſchlecht zwiſchen Göttern und Menſchen, das nun im Beſitze des verderblichen Schatzes war, rieb ſich untereinander auf. Ottar's beide Brüder tödteten den Vater; Regino wurde von dem andern Bruder, Fafnir genannt, verdrängt, der in Geſtalt eines Drachen (Lindwurms) ſein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizte Regino den jungen S. auf, den Wurm zu tödten; S. aber erſchlug beide. Durch das Drachenblut, wovon er trank, wurde noch ſeine Kraft gemehrt oder ſein Leib mehr geſchützt vor Wunden. Durch das Gold und zumal durch den Ring wurde er unermeßlich reich. Die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, ſeine Geſtalt in die eines Andern zu verwandeln. Allein bei all dieſer Herrlichkeit war er durch den Beſitz des Goldes in der Knechtſchaft der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umſonſt verlobte er ſich mit der kriegeriſchen Königstochter Brunhild; ſein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungenkönig,

wollte sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Günther's Gestalt ritt S. durch die Flamme, welche um ihre Wohnung loderte; er gab ihr den Ring aus dem Schatze und brachte sie dadurch in die Gewalt Günther's; sie erkannte S. nicht. Er selbst bekam ein anderes Weib, Krimhilt (nach der altnordischen Fassung Gudrun), die Schwester Günther's. Brunhild rühmte sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. habe weichen müssen. Da entdeckte ihr Krimhilt gereizt den Betrug, der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhort; der sie gewonnen, sei S. und nicht Günther. Brunhild, die sich nun selbst erinnerte, daß sie an dem vermeinten Günther die leuchtenden Welsungenaugen erkannt habe, ließ S., der für offenen Angriff unbesiegbar, meuchlerisch durch Hagano (Hagen) ermorden und tödtete sich selbst. Der Schatz, nachdem alle, die an ihm theil hatten, vernichtet waren, fiel an seine ursprünglichen Herren zurück, und diese versenkten ihn in den Rhein.

Dies ist nach Lachmann's gedrängter Zusammenfassung der wesentlichste Inhalt der Sage in ihrer ältesten Gestalt. In solchem einfachern, noch durchaus heidnischen und mythol. Charakter erscheint sie, freilich unter mannichfachen Abweichungen der einzelnen Züge, in den ältern nordischen Quellen, unter denen die Lieder der alten Edda (s. d.) obenanstehen. Auch die jüngere Edda berichtet von derselben, wenn auch nur beiläufig. Ausführlich wird sie wiederum erzählt in der wol zu Anfange des 13. Jahrh. abgefaßten prosaischen, aber meist auf alten Liedern beruhenden Völsungasage. Verdunkelter schon tritt sie auf in der etwas spätern Nornagestssage, und verstreute Anspielungen finden sich in verschiedenen Skaldengedichten. Wie aber schon die ältesten erhaltenen nordischen Lieder unverkennbar auf verlorene noch ältere deutsche zurückweisen, so hat die Sage von S. auch überhaupt in Deutschland ihr eigentliches Leben gehabt und demgemäß auch hier eine reiche Fortbildung gefunden. Im 7. Jahrh. ungefähr aus einer rein mythologischen in eine Heldensage umgewandelt, erscheint sie seitdem vorzugsweise gepflegt von den Franken am Niederrhein und verschmilzt wol schon vor dem Anfange des 9. Jahrh. mit der Sage von dem Untergange des burgund. Königs Gunther, wodurch die Nibelungen des Mythus in burgund. Könige gewandelt werden und zugleich die Verknüpfung mit dem hunnischen Attila und zumeist durch diesen wiederum mit der Dietrichssage eintritt. So gewaltigem Sagencomplexe entsprangen dann unter fortdauernden Wandlungen die Lieder, aus denen am Schlusse des 12. Jahrh. das Nibelungenlied (s. d.) erwuchs. Aber so wenig alle erhaltenen ältern nordischen Quellen zusammen den ganzen Sagenkreis von S. erschöpft hatten, so wenig war das auch im Nibelungenliede geschehen. Vielmehr bestand neben demselben noch eine bedeutende Anzahl mündlich umlaufender Sagen, welche theilweise wieder den Weg in die nordische Literatur fanden und in der zumeist auf deutschen Quellen beruhenden Vilkinasage gerettet wurden. In Deutschland waren schon dem Nibelungenliede nachträglich noch verschiedene Zusätze aus der Siegfriedssage eingeschaltet worden, und von da ab begann diese Sage selbst zu verwildern, indem sie theils willkürliche Aenderungen erfuhr, theils (und besonders die Jugendgeschichte des Helden) ins Märchenhafte sich verflüchtigte. So umgestaltet erscheint sie im «Rosengarten» (herausg. von Grimm, Gött. 1836) und im «Hürnen Seyfrid» (nur in roher, dem 15. Jahrh. gehörender Gestalt in alten Drucken erhalten und daraus aufgenommen in den zweiten Theil der «Deutschen Gedichte des Mittelalters», herausg. durch von der Hagen und Büsching, Berl. 1820; bearbeitet von Simrock in dessen «Kleinem Heldenbuch», Stuttg. und Tüb. 1844). Was noch jetzt von der Siegfriedssage in Deutschland im Volksmunde lebt, erscheint fast durchaus in Märchengestalt und ist größtentheils von den Brüdern Grimm in den «Kinder- und Hausmärchen» gesammelt worden. Es gehören dahin z. B. das Märchen vom «Dornröschen», in welchem die schlafende Brunhild deutlich zu erkennen ist; die Märchen von den «Blutsbrüdern», von dem «Wandernden Jünglinge», den neben scheinbarer Einfältigkeit unbezwingbare Kraft auszeichnet, u. dgl. m. Reichhaltige Zusammenstellungen und Nachweisungen über das Stoffliche der Siegfriedssage geben: W. Grimm, «Die deutsche Heldensage» (Gött. 1829); Raßmann, «Die deutsche Heldensage und ihre Heimat» (2 Bde., Hannov. 1857—58). Alle histor. Deutungen der Sage (von Giesebrecht, Mone, E. Rückert u. s. w.) haben sich als unzureichend und die mythologische allein als berechtigt ergeben. Lachmann, Wilh. Müller und Simrock führen S. auf Freyr und Brunhild auf Gerdr zurück, sodaß die Siegfriedssage als eine Form jenes vielgestaltigen physischen Mythus von der Frühjahrssonne erscheint, welche die im Winter unter Schnee und Eis befangene Erdkraft aus der Gewalt der winterlichen Dämonen befreit. Den ethischen Gehalt der Sage hat neuerdings untersucht Rieger in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 3).

Siegwurz, s. Gladiolus.

Siel (holländ. Zyl) nennt man die durch die Deiche gehenden Schleusen, welche in Holland

und an der deutschen Nordseeküste den Marschbewohnern die Vortheile einer Verbindung mit dem Meere sichern und dem überflüssigen, hinter den Deichen angesammelten Wasser einen Ausweg bahnen. Der S. ist ein aus Holz gezimmerter Stollen, der an der Mündungsseite mit zwei starken Flutthüren versehen ist, die zur Ebbezeit sich öffnen und die Wasser ablassen, während sie zur Flutzeit sich schließen. Das außen den S. abschließende Balkengerüst heißt Sielhammer. Die S. ermöglichen auch die Schiffahrt zwischen den Binnenkanälen und dem Meere und in dürren Jahren die Bewässerung der hinter den Deichen liegenden Landschaften. Dasjenige Land, welches durch einen S. be- oder entwässert wird und dessen Besitzer den S. und den zugehörigen Deich unterhalten müssen, wird Sielacht genannt.

Siemens (Ernst Werner), hochverdient um die elektromagnetische Telegraphie, geb. 13. Dec. 1816 zu Lenthe bei Hannover, wo sein Vater Gutspachter war, siedelte 1824 mit diesem nach Menzendorf im Ratzeburgischen über und erhielt seine Schulbildung erst zu Schöneberg und durch Hauslehrer, dann auf dem Gymnasium zu Lübeck. Um seiner Neigung für das Bausach und Ingenieurwesen zu genügen, trat er 1834 zu Magdeburg als Freiwilliger in die preuß. Artillerie und widmete sich seit 1835 auf der Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin neben den militärischen Fachwissenschaften mit besonderer Vorliebe mathem., physik. und chem. Studien, welche er auch, nachdem er 1838 als Artillerieoffizier zu Magdeburg in den praktischen Dienst eingetreten, mit größtem Eifer fortsetzte. Namentlich beschäftigte ihn die damals noch neue Erfindung der Galvanoplastik, und bereits 1841 nahm er in Preußen das erste Patent auf galvanische Versilberung und Vergoldung. S. wandte sich mehr und mehr der Technik zu und machte noch verschiedene Erfindungen (z. B. den Differential-Regulator), zu deren Verwerthung er 1842 seinen jüngern Bruder Karl Wilhelm S. (geb. 4. April 1822) nach England sandte. Derselbe erzielte hier gute Erfolge, ließ sich als Civilingenieur zu London nieder und erwarb sich als solcher bald einen geachteten Namen. Inzwischen war S. auf seinen Betrieb nach Berlin versetzt worden, wo er 1844 zur Artilleriewerkstätte commandirt wurde und sich eifrig an den Verhandlungen des Polytechnischen Instituts, der Physikalischen Gesellschaft u. s. w. betheiligte. Mit besonderm Interesse verfolgte er die neue Erfindung der eben erst in England und Amerika zur praktischen Anwendung gelangten elektromagnetischen Telegraphie, deren Förderung er sich seitdem zur Lebensaufgabe stellte. Bereits 1847 wurde S. zur Assistenz der Commission für Einführung der elektrischen Telegraphen in Preußen commandirt. Die polit. Bewegungen des J. 1848 riefen ihn nach Schleswig-Holstein, wo er im kieler Hafen mit seinem Schwager Himly unterseeische Minen mit elektrischer Zündung (damals die ersten) legte und später zum Commandanten der Festung Friedrichsort ernannt ward. In letzterer Eigenschaft erbaute er die 1849 berühmt gewordenen Batterien zum Schutze des eckernförder Hafens. Nachdem S. im Winter 1848—49 im Auftrage der preuß. Regierung die unterirdischen Telegraphenlinien von Berlin nach Frankfurt a. M. und nach Aachen gelegt, schied er aus der preuß. Armee und errichtete nun mit dem Mechaniker J. G. Halske, mit dem er schon 1847 einen Societätsvertrag geschlossen, in Berlin eine Telegraphenbauanstalt. Letztere erweiterte sich bald zu einer großen, einige hundert Gehülfen beschäftigenden Fabrikanlage und erwarb sich nicht blos durch die Erfindungen und Vervollkommnungen in der Telegraphie, die fortwährend von S. und seinem Mitarbeiter Halske gemacht wurden, sondern auch durch die Solidität und Sorgfalt der mechan. Arbeit einen Weltruf. Unter den von S. gemachten Entdeckungen, über die er meist in Poggendorff's «Annalen» berichtete, sind hervorzuheben: die für die unterirdische und namentlich submarine Telegraphie so wichtige Flaschenladung der Leitungen, die Methode zur Bestimmung der Lage von Beschädigungen unterirdischer und submariner Leitungen, die Untersuchungsmethode isolirter Drähte, die Herstellung reconstruirbarer Widerstandsmaße (die sog. S.'sche Widerstandseinheit) u. s. w. Von technischen Erfindungen in der Telegraphie gingen von S. aus: das System der selbstthätigen Zeiger- und Typendrucktelegraphen, die erste Einführung der später von Steinheil vervollkommneten Translation bei dem Morse'schen Telegraphen, die elektromagnetischen Gegensprecher, die magnetoelektrischen Zeigertelegraphen, die polarisirten Morse'schen Telegraphen, die mechanisch oder automatisch arbeitenden Schreibtelegraphen, endlich die elektrischen Magnetinductoren und neuerdings die elektrischen Wasserstandzeiger, die dynamoelektrischen Maschinen, die Abstimmtelegraphen und elektrischen Distanzmesser. Daneben entwickelte das Etablissement S. und Halske eine über alle Welttheile sich erstreckende Thätigkeit. Bereits 1849 und 1850 führten sie größere Telegraphenanlagen im Norden Deutschlands aus. 1851 legten sie das unterirdische Netz der berliner Feuer- und Polizeitelegraphen an. 1853 übernahmen sie den Bau und die 12jährige Unterhaltung des russ. Telegraphennetzes, welches zum größten Theil in kürzester Zeit während des Krimkriegs

hergestellt wurde. Andere Telegraphenanlagen führten sie in England, den engl. Colonien, in Südamerika, in Spanien und andern Ländern aus. In England wurde in Gemeinschaft mit Wilhelm S. eine Filialfabrik zu London (Siemens, Halske und Comp.), später eine große mechan. Werkstatt und Kabelfabrik zu Woolwich begründet. Die russ. Unternehmungen wurden von einer andern Filiale zu Petersburg (unter Leitung eines dritten Bruders, Karl S.) aus dirigirt. Ein vierter Bruder, Walter S., etablirte sich in Compagnie mit Werner und Karl S. in Tiflis, wo er ebenfalls großartige Telegraphenanlagen (z. B. die directe Privatlinie von London über Norddeutschland, Rußland und Persien nach Indien) ausführte und blühende Kupfer- und Kobaltbergwerke eröffnete. Bei Gelegenheit des Jubiläums der berliner Universität (1860) wurde S. zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt.

Siena, bei den Alten Sena Julia, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Königreich Italien, 6½ M. südlich von Florenz, mit welcher Stadt sie durch Eisenbahn verbunden ist, der Sitz eines Erzbischofs, des Präsecten und einer Universität, liegt in schöner Gegend auf zwei langgedehnten Hügeln, gegen 1300 F. über dem Spiegel des Mittelmeeres. Ursprünglich röm. Colonie, unter den Longobarden Sitz eines der obersten Beamten (Gastalden), im Mittelalter Hauptort eines ansehnlichen, aber stets von Parteiungen zerrissenen Freistaats mit 100000 und 1554 noch mit 45000 E., sank sie nach dem Verlust ihrer Freiheit durch Cosmus I., Herzog von Florenz, nachmaligen Großherzog von Toscana, so herab, daß sie damals nicht über 10000 Bewohner hatte, welche nach der Zählung vom 31. Dec. 1861 wieder auf 21902 gestiegen sind. Die Industrie ist nicht bedeutend, hat sich aber neuerdings einigermaßen gehoben; sie zeigt sich besonders in Seidenwebereien, Tuch- und Hutfabriken. Die prächtige Domkirche, wol um die Mitte des 13. Jahrh. von Giov. Pisano erbaut, ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor belegt und mit den Standbildern der aus S. und dem Sienesischen stammenden Päpste und andern Sehenswürdigkeiten und Denkmälern des Mittelalters verziert. Im Chorbüchergemach sieht man Pinturicchio's schöne Fresken aus der Geschichte Papst Pius' II. (Piccolomini). In den andern Kirchen der Stadt sind sehr schätzbare alte Gemälde. So ist in der Kirche San-Domenico die sitzende Madonna mit dem Kinde von Guido da Siena gemalt, 1221; daneben Sodoma's treffliche Darstellungen aus dem Leben der heil. Katharina. Die Universität, deren Anfang man in das J. 1321 setzt, ist jetzt von geringer Bedeutung. Sie besteht aus drei Facultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie) und wurde 1865 von 100 Studirenden frequentirt. Sonst bestehen in S. ein Lyceum, ein Gymnasium und ein königl. Provinzialinstitut der schönen Künste. Unter den gelehrten Gesellschaften ist die der Fisiocritici zu nennen. In S. wird das wohlklingendste und reinste Italienisch gesprochen. — Die Provinz S. zählt auf 68,9 Q.-M. (Ende 1861) 193935 E.

Sierra (span.), im Portugiesischen Serra, eigentlich eine Säge, heißt auf der Pyrenäischen Halbinsel und im ehemals span. Amerika ein Gebirge oder eine Gebirgskette.

Sierra Leone, ein Strich an der Küste von Oberguinea in Afrika, erstreckt sich vom Cap Verga bis zum Cap Mesurado und ist etwa 60 M. lang. Die Grenzen gegen das Binnenland sind nicht genau zu bestimmen. Das Land besteht aus der unmittelbaren Fortsetzung von Südsenegambien und dem südwestl. Abfalle des Gebirgsplateau von Oberguinea, das hier nur einen schmalen Küstensaum übrigläßt oder häufig bis ans Meer herantritt. Der Boden ist reichlich bewässert und überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. Doch hat der Anbau nur in denjenigen Gegenden Fortschritte gemacht, wo Europäer sich niedergelassen haben. Der größte Theil des Landes ist mit fast undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die vortreffliche Bau- und Farbehölzer liefern. Das Klima ist ein rein tropisches, furchtbar heiß und verrufen durch seine Ungesundheit an der Küste, milder und gesünder im höhern Innern. Das Land ist vorzugsweise von Negern bevölkert. Die Portugiesen waren die ersten, welche Niederlassungen hier anlegten. Die Engländer richteten seit 1783 ihre Absicht auf förmliche Ansiedelungen. 1787 legte die Afrikanische Gesellschaft in London an der Südseite des Flusses die engl. Colonie Sierra Leone an. Die edle Absicht der Handelsgesellschaft war, den Sklavenhandel aus dieser Colonie zu verbannen, die Neger zu bilden und so nach und nach Bekanntschaft mit dem innern Lande zu erlangen. Schon fing die Colonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer franz. Flotte zerstört wurde. Um ähnlichen Anfällen vorzubeugen, erbaute man seit 1809 die Stadt Kingstown, 1 M. von der Küste, am Schweinefluß, in einer fruchtbaren Gegend. 1808 trat die Gesellschaft ihre Rechte an die brit. Regierung ab, unter der die Ansiedelungsversuche seit 1816 einen ziemlich glücklichen Erfolg gehabt haben. In neuerer Zeit suchte man in S. die aus den brit.-amerik. Colonien entlassenen sowie die den Sklavenschiffen abgenommenen Neger

hier anzusiedeln und zu bilden. Bei der Indolenz der Schwarzen haben jedoch diese Bemühungen nur sehr geringen Erfolg gehabt. Die Colonie umfaßt 22 Q.-M. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 41791 (1864), darunter nur etwa 250 Weiße. Drei Viertel der Bewohner rechnen sich zu den Protestanten. Man führt Palmöl, Erdnüsse, Elfenbein und Tikholz aus und engl. Manufacturen ein. Die Hauptstadt Freetown liegt auf der Nordspitze der zwischen dem Cap Tagrin (Sierra Leone) und Cap Shilling sich hinziehenden felsigen Halbinsel Sierra Leone und zählt gegen 10000 E.

Sierra Morena oder andalusisches Scheidegebirge heißt der mittlere Theil des Marianischen Gebirgssystems im südl. Spanien (s. d.), welcher vom Durchbruchsthale des Guadarmeno an der Grenze von Murcia bis zu dem des Guadiana an der Grenze von Portugal als Südrand des centralen Tafellandes Spaniens in westsüdwestl. Richtung hinzieht und seinen Namen «Schwarzes Gebirge» von seiner immergrünen Strauchvegetation (Kermeseichen, Erdbeerbäumen u. s. w.) erhalten hat. Diese Sierra bildet zwar ein zusammenhängendes Ganzes, keineswegs aber die Wasserscheide zwischen dem Guadiana und Guadalquivir, sondern ist vielmehr durch den Durchbruch von nicht weniger als 14 Flüssen in viele Stücke zerlegt und läßt sich in eine östl., centrale und westl. Hauptabtheilung theilen. In den beiden ersten scheidet sich das düstere Gebirgsland in den aus wellenförmigen Grauwacken- und Thonschiefer gebildeten Hauptzug und den längs seines südl. Randes sich hinziehenden Gürtel sehr verschiedenartig zusammengesetzter und geformter Vorberge, welche zwischen Andujar und Montoro bis an das rechte Ufer des Guadalquivir herantreten, bei Montoro sogar auch dessen linkes Ufer umwallen. Die erhabensten Partien des Hauptzugs, die Felsenberge von Despeñaperros in der östlichen und das Gebirge von Calatraveño in der centralen S. Morena übersteigen kaum die Höhe von 3000 F. Die centrale Sierra besteht zwischen den Durchbruchsthälern des Rio de las Yeguas und Bembezar deutlich aus zwei Parallelketten, die gegen Westen divergiren und hier das Plateau von Fuente-Ovejuna einschließen, das sich westwärts in die zu Estremadura gehörige Hochebene von Llerena fortsetzt. Die nördl., niedrigere Kette, Sierra de los Pedroches genannt, bildet die Südgrenze der geräumigen, von vielen Guadianazuflüssen durchfurchten, starkbevölkerten und etwa 2000 F. hoch gelegenen Hochebene der Pedroches, welche im Osten, Norden und Südwesten halbkreisförmig von schroffen Felsgebirgsketten umschlossen wird und nur im Westen mit der Hochebene von Fuente-Ovejuna und Llerena unmittelbar zusammenhängt. Jene schroffen Gebirgsketten gehören zu der Gebirgsgruppe der Hohen Mancha, die durch ihren Erzreichthum, besonders durch die Quecksilberbergwerke von Almaden (s. d.) berühmt ist und nur gegen Südosten bei dem Warmbade Fuencaliente mit der centralen S. Morena in Verbindung steht. Von letzterer wird durch das tiefe Durchbruchsthal des Huelva-Ribera die westliche S. Morena geschieden. Diese hat einen ganz andern Charakter als die centrale und östliche. Hier besteht das Gebirge, in welchem mehrfach ältere pyrogene Gesteine durch die Schieferformation brechen, nicht mehr aus Reihen fast gleichhoher einförmiger Wellenberge, sondern aus mehrern, durch tiefe Thäler geschiedenen Knoten, die, sich nach allen Seiten hin vielfach verzweigend, eine gewaltige Berggruppe von mehr als 100 Q.-M. Areal bilden und in den etwa 5000 F. hohen Kegelbergen der Cambres de Aracena die größte Höhe des Marianischen Systems erreichen. Zwischen diesen Gebirgsknoten liegt das tiefeingesenkte Becken von Aracena, welches die Quellen dreier verschiedenen hydrographischen Systemen angehörender Flüsse (eines Zuflusses des Huelva-Ribera, des Rio-Tinto und des Murtiga) enthält und, so nach drei Seiten hin geöffnet, sich vortrefflich zum Uebergange der 1868 bereits im Bau begriffenen Eisenbahn von Sevilla nach Badajoz eignet. Auch weiter östlich war 1868 eine aus Estremadura nach Cordova führende Eisenbahn in Angriff genommen, welche durch die östliche S. Morena führt und die schöne Kunststraße und jetzt die Eisenbahn von Madrid nach Andalusien berührt. An dieser Straße liegt am Südfuße der Sierra, in 1690 F. Seehöhe, La Carolina, eine freundliche Ciudad von 3905 E. (1856), in gutangebauter, fruchtbarer Gegend, Mittelpunkt der seit 1767—76 vom Grafen und Minister Olavides zur Bevölkerung und Bebauung des Gebirgs mit großen Kosten angelegten S.-Morena-Colonien, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Deutschland stammt.

Sierra Nevada, d. h. Schneegebirge, in Andalusien, das höchste Gebirge der pyrenäischen Halbinsel, erhebt sich fast isolirt auf der granadinischen Bergterrasse, beinahe ringsum von Tiefen und weiten Thälern umgeben. Das Gebirge erstreckt sich von Ostnordosten gegen Westsüdwesten, hat eine Länge von 13½, einen Umfang von 35—40 M. und bedeckt eine Fläche von etwa 50 Q.-M. Die Hauptkette erreicht in ihrer westl. Hälfte, wo ihr im Mittel 9500 F. hoher Kamm sehr schmal ist, stellenweise als dachförmiger Felsen, ihre höchste Erhebung in einer Reihe

meiſt pyramidal geformter Kegel, von denen ſechs 10000 F. und höher aufſteigen, am höchſten der Pieacho de Veleta (10728 F.) und der Mulahaeen (11000 oder doch 10941 F.), nächſt den Alpengipfeln der höchſte Berg Europas. Dieſer erhabenſte Theil der Sierra iſt auf beiden Seiten von tiefen Thälern durchfurcht, welche häufig mit baſſinartigen Erweiterungen oder Circusthälern beginnen, in deren Schos gewöhnlich Alpenſeen (Lagunas), in der Regel 9—10000 F. hoch, liegen. Das großartigſte Baſſin dieſer Art iſt der an der Nordſeite des Pieacho befindliche, von himmelhohen Felſen umgürtete Corral de Veleta, der ſogar eine 2—300 F. ſtarke, bis 8800 F. herabreichende Gletſchermaſſe, die Quelle des Xenil, enthält. Der öſtl. Theil der Hauptkette überſchreitet nirgends die Höhe von 9500 F. und hat einen plateauartig erweiterten, bis 1½ M. breiten Kamm. Der höchſte Paß des ganzen Gebirgs, der Collado de Veleta, liegt 10160 F. hoch, die Schneegrenze auf der Nordſeite 9200, auf der Südſeite 9550 F., die Baumgrenze 5230 F., die Getreidegrenze im Norden 5630, im Süden 7600 F., der höchſte Wohnort, Hato de Dnalchos, 7471 F. hoch. Am meiſten verzweigt ſich die Sierra nach Süden, wodurch eine große Anzahl von Thälern entſteht, deren Complex den Namen Alpujarras (ſ. d.) führt.

Sieſta heißt im Spaniſchen die Mittagszeit und Mittagshitze, ferner der Mittagsſchlaf, weil in den warmen Ländern ſich jeder um dieſe Tageszeit möglichſt ruhig verhält.

Sieveking (Karl), verdient durch ſein ſtaatsmänniſches Wirken für die Hanſeſtädte, beſonders für Hamburg, wurde 1. Nov. 1787 zu Hamburg geboren, wo ſein Vater, Georg Heinrich S. (geb. 1751, geſt. 1799) als Chef eines bedeutenden Handelshauſes, das jedoch ſpäter (1811) der Continentalſperre erlag, in hohem Anſehen ſtand. Er erhielt ſeine Gymnaſialbildung erſt zu Lübeck, dann in ſeiner Vaterſtadt, in welcher Zeit er auch einen innigen Freundſchaftsbund mit Neander ſchloß, und machte hierauf ſeine juriſt. Studien, die jedoch vielfach durch Reiſen unterbrochen wurden, zu Heidelberg und Göttingen. Seit Mai 1811 lebte S. im Hauſe ſeines mütterlichen Oheims, des franz. Geſandten Grafen Reinhard zu Kaſſel, habilitirte ſich aber im Aug. 1812 als Privatdocent zu Göttingen. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über «Geſchichte von Florenz» erſchienen ſpäter in den «Schriften der Akademie von Ham» (Bd. 1, Hamb. 1844) mit der «Geſchichte der Platoniſchen Akademie zu Florenz», die bereits 1812 gedruckt war. Im März 1813 eilte er nach Hamburg zurück, wo er Major der Bürgergarde wurde und ſich ſofort mit einer Sendung an Bernadotte betraut ſah. Nach dem Falle Hamburgs ſchloß er ſich dem hanſeatiſchen Directorium an und wirkte mit Smidt und Perthes im Hauptquartier für die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte. Nach dem erſten Pariſer Frieden ging S. mit einer hamburger Deputation nach Paris, um die Herausgabe des geraubten hamburger Bankfonds zu betreiben. Anfang 1815 wandte er ſich nach Berlin, in der Abſicht, die unterbrochene akademiſche Laufbahn wieder fortzuſetzen, erhielt aber ſchon im Juni von ſeiner Vaterſtadt den Auftrag, die dem Oberbefehl Wellington's unterſtellten hanſeatiſchen Truppen in deſſen Hauptquartier zu vertreten. S. nahm am zweiten Einzuge der Alliirten in Paris theil. Während ſeines mehrmonatlichen Aufenthalts in der franz. Hauptſtadt hatte er das Glück, die fehlenden Riſſe des kölner Doms für Sulpiz Boiſſerée (ſ. d.) zu erwerben. Im Nov. 1819 wurde S. von ſeiner Vaterſtadt als Miniſterreſident nach Petersburg geſandt. Hierauf erfolgte 1821 ſeine Erwählung zum Syndikus, in welcher Stellung er vorzugsweiſe die auswärtigen Beziehungen Hamburgs zu vertreten hatte. 1827 ging er nach Rio-de-Janeiro und ſchloß hier für die Hanſeſtädte einen Handelsvertrag ab, der von günſtigen Folgen begleitet war. In den J. 1831, 1835, 1839 und 1843 hatte S. die Stimme für die freien und Hanſeſtädte in der Bundesverſammlung zu führen. Nach dem Thronwechſel 1840 in Preußen ſchienen Plane und Entwürfe für die Entwickelung der allgemeinen deutſchen Intereſſen der Ausführung entgegen zu reifen, mit denen ſich S. ſelbſt ſchon längſt beſchäftigt hatte. So trat er 1841 mit dem Plane zu einem deutſchen Schiffahrtsbunde hervor, der die Flaggen der einzelnen Bundesſtaaten unter eine Nationalflagge vereinigen ſollte. Damit verbunden war die Begründung einer deutſchen Coloniſationsgeſellſchaft, welche die Regulirung der immer größere Dimenſionen annehmenden Auswanderung bezweckte. Die Betreibung dieſer Plane wurde jedoch durch den großen Brand in Hamburg (1842) unterbrochen, deſſen Folgen auch S.'s Kräfte in vollſtem Maße in Anſpruch nahmen. Durch ſeine amtliche Stellung, die ihn nicht nur an faſt alle deutſche Höfe, ſondern auch nach London, Kopenhagen, Italien führte, war er in ſtetem Verkehr mit den bedeutendſten Staatsmämern, Gelehrten und Künſtlern ſeiner Zeit geblieben, und er hatte ſo reichliche Gelegenheit gefunden, ſeine fortgeſchrittenen Anſichten über die Entwickelung der deutſchen und europ. Verhältniſſe geltend zu machen. In Hamburg bewohnte S. mit wenigen Ausnahmen einen kleinen Landſitz in Ham, welcher der Mittelpunkt

einer edeln Geſelligkeit war. Er ſtarb auch daſelbſt 30. Juni 1847. Das auf ſeinem Grund und Boden ſeit 1833 erbaute Rauhe Haus (ſ. d.) begünſtigte er unausgeſetzt mit reger Theilnahme. S. bleibt das Verdienſt, der Stadt Hamburg zu der wichtigen handelspolit. Stellung, welche dieſelbe in neuerer Zeit eingenommen, weſentlich verholfen zu haben. Sein Bruder, Friedrich S., geb. 28. April 1798, Doctor der Rechte, iſt ſeit 22. Juni 1832 Senator und wurde ſeit Einführung der neuen hamburger Verfaſſung wiederholt zum Bürgermeiſter gewählt. Eine Couſine Karl S.'s, Amalia S., geb. 25. Juli 1794 zu Hamburg, geſt. 1. April 1859, hat ſich durch ihre wohlthätigen Beſtrebungen einen geachteten Namen erworben. Während ſie für die geiſtige Entwickelung ihres Geſchlechts in allen Lebensaltern durch Lehrcurſe und zu weiterer Beſchäftigung mit der Heiligen Schrift und allen bedeutenden Erſcheinungen in der Literatur anregende Vorträge in regelmäßigen Vereinigungen von Frauenkreiſen wirkte, iſt der von ihr 1832 in Hamburg begründete weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege das Muſter für viele derartige Vereine in Deutſchland, der Schweiz, Dänemark, Schweden und ſelbſt in Frankreich und England geworden. In ihren Jahresberichten (Hamb. 1833—58) pflegte ſie ſociale Fragen in lehrreicher und anziehender Weiſe zu behandeln. Außerdem veröffentlichte ſie «Betrachtungen über einzelne Abſchnitte der Heiligen Schrift» (2 Bde., Hamb. 1822—26) und «Unterhaltungen über einzelne Abſchnitte der Heiligen Schrift» (Hamb. 1855). Nach ihrem Tode erſchienen «Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalia S.» (Hamb. 1860).

Sievershauſen, ein Dorf im Lüneburgiſchen, iſt hiſtoriſch bekannt durch die Schlacht zwiſchen dem Kurfürſten Moritz von Sachſen (ſ. d.) und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg 9. Juli 1553, in welcher der Kurfürſt Moritz den Sieg davontrug, aber tödlich verwundet wurde. Daſelbſt wurde letzterm am Jahrestage der Schlacht 1853 ein Denkmal errichtet.

Sieyès (Emmanuel Joſeph), ausgezeichneter Publiciſt und Staatsmann der Franzöſiſchen Revolution, wurde zu Fréjus 3. Mai 1748 geboren. Als Knabe kam er in das Seminar St.-Sulpice zu Paris, wo er ſich 12 J. hindurch den geiſtlichen Studien und der Philoſophie widmete. Er wurde Generalvicar des Biſchofs von Chartres, ſpäter Mitglied der Chambre supérieure des Klerus von Frankreich. 1788 ſchickte ihn ſein Stand als Abgeordneten auf die Provinzialverſammlung nach Orléans. Die Bedeutung der polit. Bewegung erfaſſend, veröffentlichte er nach der Rückkehr mehrere Flugſchriften, darunter den «Essai sur les privilèges» und das berühmte Pamphlet «Qu'est-ce que le tiers-état» (erſchienen im Jan. 1789), das im Volke wie ein Feuerbrand wirkte. Die Gemeinde von Paris wählte den freiſinnigen Mann in die Nationalverſammlung, wo er in der erſten Zeit, ohne große Rednergabe zu beſitzen, viel Einfluß übte. Seine Schrift «Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen» (Juli 1789) bereitete die Erklärung der Menſchenrechte vor. Doch verwarf er die Abſchaffung des geiſtlichen Zehnten ohne Entſchädigung. Die Niederlage, welche er hierbei erlitt, und das Hereinbrechen der Anarchie lähmten ſeine Thätigkeit, ſodaß er ſich in der zweiten Hälfte der Seſſion ſehr paſſiv verhielt. Man wollte ihn zum conſtitutionellen Biſchof von Paris ernennen, was er zurückwies. Während der Geſetzgebenden Verſammlung zog er ſich auf das Land zurück, wurde aber im Depart. Sarthe in den Convent gewählt. S. ſtimmte hier einfach für den Tod Ludwig's XVI., beobachtete aber ſonſt eine ſtumme, unthätige Rolle. Nach Robespierre's Sturze rechtfertigte er ſein Betragen durch eine «Notice» über ſein Leben. Obſchon er den Eintritt in die Directorialregierung verweigerte, ließ er ſich doch in den Rath der Fünfhundert wählen. Um dieſe Zeit ſchoß der fanatiſche Abbé Poulle auf ihn und verwundete ihn an Hand und Bruſt. 1798 ſchickte ihn das Directorium als Geſandten nach Berlin, wo er große diplomatiſche Geſchicklichkeit entfaltete. Nach der Rückkehr 1799 trat er für Rewbel ins Directorium, aber nur, um die Regierung vollends zu ſtürzen und Frankreich durch eine neue, von ihm ſelbſt erſonnene republikaniſche Verfaſſung glücklich zu machen. Obſchon er die Abſichten Bonaparte's errieth, ſah er ſich doch genöthigt, mit denſelben in Gemeinſchaft zu treten. An polit. Kataſtrophen gewöhnt, bewies er während des Verfaſſungsumſturzes am 18. Brumaire außerordentliche Thatkräftigkeit, ohne welche Beihülfe Bonaparte vielleicht auf halbem Wege ſtehen geblieben oder unterlegen wäre. Dennoch mußte S. nach dem Staatsſtreiche ſeinem Genoſſen das Feld räumen. Von ſeiner Verfaſſung wurden nur einige Ideen in die Conſtitution des Jahres VIII. aufgenommen. Bonaparte als Erſter Conſul verleibte ihn dem Senate ein und gab ihm die reiche Staatsdomaine Crosne. Später erhob ihn der Kaiſer zum Grafen und ernannte ihn zum Präſidenten des Senats, welches Amt er nur kurze Zeit behielt. Während der Hundert Tage trat S. in die Pairskammer, weshalb er mit der zweiten Reſtauration als Königsmörder verbannt wurde. Er ging nach Brüſſel. Erſt nach der Revolution von 1830

kehrte er nach Paris zurück, wo er in die Französische Akademie aufgenommen wurde und 20. Juni 1836 starb. Mignet hat in seiner «Histoire de la révolution» den Grundriß von S.' merkwürdigem Verfassungsentwurf mitgetheilt. Boulay veröffentlichte unter dem Titel «Théorie constitutionelle de S.» einige Bruchstücke aus S.' ungedruckten Memoiren, in denen jene äußerst künstliche Verfassung erläutert wird. Vgl. Oelsner, «Des opinions politiques du citoyen S.» (1799), und die biogr. Schriften von Mignet (Par. 1836) und Beauverger (Par. 1851).

Sigălon (Xavier), franz. Maler, geb. zu Uzès in den Cevennen 1788, kam 1820 arm und verlassen nach Paris und wurde hier ein Schüler Guérin's. Mit dem feurigen Ernste, der seinem ganzen Wesen eigen war, rang er sich bald von den Traditionen der classischen Schule los zu einem energischen und schönen Naturalismus. Die erste bedeutende Frucht seiner mühevollen, dem Schicksal abgerungenen Studien war: die Courtisane (1822, jetzt im Louvre), auf welche 1824 die Locusta folgte, die zwar ungeheueres Aufsehen machte, aber lange unverkauft blieb, sodaß S. sich aus Dürftigkeit zur Aquarellmalerei bequemen mußte, indem ihm selbst das Geld zum Ankauf von Leinwand fehlte. Erst als Laffitte von S.'s trauriger Lage hörte, befreite er ihn aus der Noth durch den Ankauf der Locusta um 6000 Frcs., und seitdem war S. geborgen. 1827 trat er mit seiner Athalie auf, einem Bilde von grauenvoller und doch nicht unschöner Lebenswahrheit, welches sich jetzt im Museum zu Nantes befindet. 1831 folgten sein heil. Hieronymus im Todeskampfe (jetzt im Louvre) und sein Calvarienberg (in Nimes). In Rom fertigte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Souchon eine berühmte Copie des Jüngsten Gerichts von Michel Angelo (jetzt in der École des Beaux arts) und starb nach Vollendung derselben 18. Aug. 1837. S. arbeitete schwer, und seine Werke sind deshalb selten; allein sie zeichnen sich um so mehr aus durch Ernst, Tiefe, Wahrheit und durch eine Originalität, die nicht nur neben der classischen, sondern auch neben der neuern romantischen Schule ihren eigenen Weg geht.

Sigambern, ein deutsches Volk, das nördlich von den Ubiern am Rhein und zu beiden Seiten der Ruhr seine Stammsitze hatte. Sie werden schon von Cäsar erwähnt, dessen erfolgloser Uebergang nach Germanien 55 v. Chr. mit gegen sie gerichtet war, als die Usipeter und Tenkterer, die er aus Gallien vertrieben, bei ihnen an der Lippe Aufnahme gefunden hatten. Mit jenen Völkern vereint unternahmen sie im J. 16 den Zug über den Rhein, bei welchem der röm. Statthalter Lollius geschlagen wurde. Drusus durchzog 12 und 11 ihr Land, ohne sie zu unterwerfen. Dagegen wußte sie Tiberius 8 v. Chr. zu trennen; 40000 S., die sich ihm ergaben, siedelte er der Ruhrmündung gegenüber in Gallien an, wo sie hinfort unter dem Namen der Gugernen erscheinen. Der größere Theil des Volks wich östlich vom Rhein zurück und trat, wie es scheint, nun eine Zeit lang unter dem Namen der Marsen (s. d.) auf. Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. erwähnt sie wieder unter dem alten Namen S., der jedoch bald durch den gemeinsamen Namen des Völkerbundes der Franken, in dessen nördlicherm Theil, den Salischen Franken, sie das Hauptvolk bildeten, zurückgedrängt wurde.

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), ein Quellenschriftsteller für deutsche Geschichte, geb. um 1030 in Brabant, trat 1048 in das Kloster Gemblours und erhielt daselbst unter Leitung des Abts Wicbert eine ausgezeichnete gelehrte Bildung. Nachdem er eine Zeit lang als Lehrer an der Klosterschule des heil. Vincenz zu Metz gewirkt, kehrte er um 1070 nach Gemblours zurück, wo er, als Lehrer und Schriftsteller allgemein verehrt und bewundert, 5. Oct. 1111 starb. S.'s Hauptwerk ist das «Chronicon», das von 381—1111 reicht, zwar manche Fehler und Fabeln enthält, aber doch auch viele Nachrichten mittheilt, die sich anderwärts nicht weiter finden. Es wurde von dem Abte Anselmus zu Gemblours bis 1135, dann von andern bis 1148, zuletzt im Kloster Anchin in Artois bis 1237 fortgesetzt und von Robert von Mont-Saint-Michel dessen Chronik (1100—86) zu Grunde gelegt. Die beste Ausgabe besorgte Bethmann in Pertz' «Monumenta» (Bd. 6). Außerdem verfaßte S. eine Lebensbeschreibung des Bischofs Dietrich von Metz (bei Pertz, Bd. 4), die drei Bücher «De passione Sanctorum Thebaeorum», die Lebensbeschreibung Wicbert's (bei Pertz, Bd. 8), die Geschichte des Klosters Gemblours und die Schrift «De scriptoribus ecclesiasticis» (gedruckt in Miräus' «Bibliotheca ecclesiastica»). Vgl. Hirsch, «De vita et scriptis Sigeberti» (Berl. 1841).

Sigel (Franz), amerik. General, geb. 18. Nov. 1824 in Sinsheim im Großherzogthum Baden, trat 1841 als Cadet in die Kriegsschule zu Karlsruhe ein und wurde im Spätjahr 1843 Fähnrich, wenige Monate später Lieutenant in einem Infanterieregiment, das in Mannheim garnisonirte. Seine Bekanntschaft mit Hecker, Struve und andern Liberalen brachte ihn jedoch bald in Conflict mit seinen Vorgesetzten, sodaß er gegen Ende 1847 seinen Abschied nahm, um fortan die Rechte zu studiren. Der Ausbruch der Revolution von 1848 durchkreuzte diesen

Plan. Im März ging S. nach Konstanz, wo er die militärische Organisation des Seekreises leitete. Beim Hecker'schen Freischarenzuge führte er ein eigenes Corps von 4000 Mann mit zwei Kanonen über den Schwarzwald gegen Freiburg, welches aber, während er gegen die nachrückenden Würtemberger Vorkehrungen traf, durch die Unvorsichtigkeit Struve's zu früh ins Gefecht geführt und bei Günthersthal geschlagen wurde. S. drang zwar in die Stadt, entging aber mit Mühe der Gefangenschaft und wandte sich über Frankreich in die Schweiz, keinen Theil an der zweiten bad. Schilderhebung unter Struve nehmend. Als der bad. Aufstand im Frühjahr 1849 ausbrach, rief ihn die Provisorische Regierung zurück, und er betheiligte sich nun am Kampfe zuerst als Commandant der Truppen des Oberrhein- und Seekreises, dann als Obercommandant der Truppen am Neckar. Nach dem für ihn unglücklichen Treffen von Heppenheim fungirte er als Kriegsminister und Mitglied der Provisorischen Regierung, später als Generaladjutant Mieroslawski's und gegen Ende des Feldzugs als Obergeneral der bad.-pfälz. Armee. Er kämpfte bei Schriesheim, Waghäusel, Sinsheim, Oos und Rastadt, leitete den Rückzug zwischen den feindlichen Corps hindurch von Waghäusel über Heidelberg, Sinsheim und Durlach und führte schließlich die Trümmer der Armee über den Rhein auf schweiz. Gebiet. Hier hielt er sich in Küßnacht, Genf und Lugano auf, von wo er aber 1850 ausgewiesen und nach Havre transportirt wurde. S. wandte sich nach England, von da 1852 nach Amerika, wo er in Neuyork theils als Ingenieur, theils als Militärschriftsteller und Lehrer an der Schule seines Schwiegervaters, Dr. R. Dulon aus Bremen, thätig war. 1858 siedelte er nach St.-Louis über und erhielt hier eine Stelle als Lehrer der Mathematik und Geschichte beim Deutschen Institut. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs stellte sich S. sofort der Unionsregierung zur Verfügung und organisirte ein Infanterieregiment und ein Artilleriebataillon, die bei der Besetzung des Arsenals von St.-Louis und der Einnahme des Camp Jackson 10. Mai 1861 wichtige Dienste leisteten. Im Juni wurde S. mit seinem Regiment und acht Geschützen nach Rolla gesandt, von wo aus er mit einer schwachen Brigade von 1000 Mann nach Springfield (300 engl. M. südwestlich von St.-Louis) marschirte. Nachdem er 5. Juli den etwa 4000 Mann starken Secessionisten das Treffen von Carthago geliefert, das erste glückliche Gefecht des Kriegs, vereinigte er sich bei Mount-Vernon mit den Truppen Sweeny's und bei Springfield mit denen des Generals Lyon. Am 10. Aug. nahm seine etwa 1200 Mann starke Brigade hervorragenden Antheil an der Schlacht von Wilson's-Creek bei Springfield, wo General Lyon fiel. Unter Fremont, der inzwischen das Commando in Missouri übernommen, befehligte S. die Avantgarde. Als aber Fremont, im Nov. durch Hunter abgelöst, den Secessionisten den Staat überließ, führte S. die Nachhut der Bundestruppen, mit welchen er zu Anfang 1862 unter Curtis' Oberbefehl wieder vorrückte und den Feind bis an die Grenzen von Arkansas verfolgte. Hier gewann er an der Spitze von 7000 Mann 7. und 8. März 1862 den glänzenden Sieg von Pearidge, der ihm den Rang eines Generalmajors einbrachte, nachdem er schon im Mai 1861 zum Brigadegeneral gestiegen war. Im Mai in den Osten berufen, übernahm er 1. Juni 1862 den Befehl über die Truppen bei Harpers-Ferry und gegen Ende des Monats das Commando des ersten Corps der Armee von Virginien. In dieser Stellung bestand S. verschiedene glückliche Gefechte am Rappahannock und befehligte den rechten Flügel 28. bis 30. Aug. 1862 in der zweiten Schlacht am Bull-Run (s. d.), wo er seine Position gegen Jackson behauptete und die Ehre der Bundeswaffen rettete. Nachdem M'Clellan den Oberbefehl der Armee an Pope's Stelle wieder übernommen, hielt S. an der Spitze des 11. Corps die vorgeschobene Stellung von Fairfax-Court-House in Centreville zur Deckung von Washington inne. Als aber M'Clellan im Nov. durch Burnside im Commando abgelöst wurde, befehligte S. das 11. und 12. Corps (als die 4. Grand-Division). Unter Hooker zog er sich jedoch wegen vielfacher Kränkungen im Frühjahr 1863 vom Commando zurück. Im Frühjahr 1864 wieder in den activen Dienst gezogen, übernahm er das Departement von Westvirginien, ohne doch die erforderlichen Truppen zu erhalten. Er sah sich deshalb mit seinen 5000 Mann von dem ihm überlegenen Breckinridge bei Neumarket zum Rückzug aus dem Shenandoah-Thal gezwungen, welches Misgeschick ihn nöthigte, dem General Hunter Platz zu machen. Seitdem nahm S. keinen thätigen Antheil mehr am Kriege. Nachdem er im Mai 1865 resignirt, ging er nach Baltimore, wo er Miteigenthümer und Chefredacteur des «Baltimore-Wecker» wurde. Nachdem er diese Stellung im Juli 1866 aufgegeben, siedelte er im Sept. 1867 nach Neuyork über.

Sigeum (griech. Sigeion), ein Vorgebirge der Landschaft Troas im nordwestl. Kleinasien, am südl. Eingange des Hellespont, auf dem man im Alterthum die Grabhügel des Achilles, Patroklos und Antilochos zeigte, mit einer Stadt gleiches Namens, welche durch Pisistratus

(um 550 v. Chr.) nach längern Kämpfen den Mitylenäern abgenommen und mit atheniſchen Coloniſten beſetzt wurde, auch noch wenigſtens bis zur Schlacht bei Salamis Privatbeſitz der Familie der Piſiſtratiden blieb. Später (etwa im 3. Jahrh. v. Chr.) wurde die Stadt von den Bewohnern von Neu-Ilion zerſtört. Doch ſind noch einige Ueberreſte davon in dem Dörfchen Jeniſcher erhalten, darunter eine ſehr alterthümliche Inſchrift auf einem Marmorpfeiler, die zweimal mit einigen geringen dialektiſchen Abweichungen, ſonſt gleichlautend eingegraben iſt.

Sigismund, deutſcher Kaiſer, 1411—37, Sohn Kaiſer Karl's IV., geb. 14. Febr. 1362, erhielt nach des Vaters Tode, 1378, die Markgrafſchaft Brandenburg und erwarb ſich durch Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwig's d. Gr. von Polen und Ungarn, auch die Anwartſchaft auf die Erbfolge in dieſen beiden Ländern. Allein nach Ludwig's Tode, 1383, erwählten die Polen Hedwig, die Schweſter Maria's, zur Königin, und in Ungarn, wo Maria's Mutter, Eliſabeth, anfangs die vormundſchaftliche Regierung übernommen hatte, riß 1385 Karl von Durazzo die Herrſchaft an ſich. Erſt nachdem dieſer ermordet war, gelangte Maria zur Nachfolge. Doch kam ſie zunächſt bei dem Ban von Kroatien, Johann Horvath, in Gefangenſchaft, aus der S. ſie erſt befreien mußte, ehe er ſich mit ihr vermählen und ſich zum König von Ungarn 1387 krönen laſſen konnte. Die Widerſpenſtigkeit des Wojwoden der Walachei, der ſich ihm nicht unterwerfen wollte, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Türken, deſſen Koſten zu beſtreiten er 1388 die Alt- und Kurmark an ſeinen Vetter Jobſt von Mähren verpfändete. Obgleich von den deutſchen Fürſten und der franz. Ritterſchaft unterſtützt, nahm der Feldzug ein unglückliches Ende; denn in der blutigen Schlacht bei Nikopolis 1392 von Bajazet gänzlich geſchlagen, mußte S. nach Griechenland fliehen. Als er nach einiger Zeit nach Ungarn zurückkehrte, wo unterdeſſen ſeine Gemahlin geſtorben war, empörte ſich die Nation gegen ihn, ſetzte ihn 1401 gefangen und krönte an ſeiner Statt Ladiſlaw von Neapel zum Könige. S. entfloh, eilte mit Unterſtützung des Grafen Cilly nach Böhmen, verkaufte die unterdeß von ſeinem Bruder Johann geerbte Neumark an den Deutſchen Ritterorden und ſammelte von dem Gelde ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungar. Empörer unterwarf und ſich wieder in den Beſitz des Landes ſetzte. Sein Bruder Wenzel war bereits 1400 als deutſcher Kaiſer entſetzt worden und hatte Ruprecht von der Pfalz zum Nachfolger erhalten. Nach des letztern Tode 1410 bewarben ſich S. und Jobſt von Mähren zugleich um die deutſche Kaiſerkrone und erhielten, da bei der Wahl nur Mainz, Trier, Köln und Pfalz zugegen waren, gleiche Stimmen. Als aber Jobſt ſchon 1411 ſtarb, fielen S. auch die übrigen Stimmen zu, und Wenzel behielt ſich nur den Titel eines Kaiſers vor. Damals mit Venedig in Krieg verwickelt, den er 1412 endigte, kam S. erſt 1414 nach Deutſchland, wo er es ſeine erſte Sorge ſein ließ, durch ein Concilium zu Konſtanz (ſ. d.) dem großen Schisma der Kirche (1378—1417) ein Ende zu machen. Indem er dieſen Plan auch in der That glücklich verwirklichte, legte er andererſeits durch ſeine unkluge Einwilligung in die Verbrennung von Huß (ſ. d.), dem er freies Geleit verſprochen hatte, den Grund zur Entſtehung des Huſſitenkriegs, der ihn faſt während ſeiner ganzen übrigen Regierungszeit (1419—35) ſorgenvoll beſchäftigte und Böhmen und die angrenzenden Länder einer furchtbaren Verwüſtung preisgab. Erſt mit dem Vertrage zu Iglau von 1435 glückte es S., Frieden und mit demſelben zugleich den ruhigen Beſitz von Böhmen wieder zu erlangen. Zur Anerkennung der großen Verdienſte, welche Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, ſich während des Huſſitenkriegs erworben hatte, belieh ihn S. 1423 nach dem Erlöſchen des askaniſchen Stammes mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachſen, nachdem der Kaiſer ſchon früher, um Geld zum Huſſitenkriege zu gewinnen, die Mark Brandenburg an den nürnberger Burggrafen Friedrich 1411 erſt verpfändet, dann 1415 verkauft hatte. Auch erhob er Kleve zum Herzogthum, holte ſich 1431 und 1433 die ital. Königs- und röm. Kaiſerkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger, wiewol ohne Erfolg, den Verſuch zur Aufrichtung eines deutſchen Landfriedens. Er ſtarb 9. Dec. 1437, ein Fürſt, der die Vorzüge ſchöner Anlagen durch die Fehler des Wankelmuths, der Unentſchloſſenheit, Verſtellung und thörichter Geldverſchwendung verdunkelte. Mit ihm erloſch das Haus der Luxemburger. Ihm folgte als Erbe ſeiner Länder und als Kaiſer ſein Schwiegerſohn Albrecht II. (ſ. d.). Vgl. Aſchbach, «Geſchichte Kaiſer S.'s» (4 Bde., Hamb. 1838—45).

Sigismund I. (Zygmunt), König von Polen, 1506—48, geb. 1. Jan. 1467, war der jüngſte Sohn des Königs Kaſimir IV. (ſ. d.). Er folgte, nachdem er bereits 1499 von ſeinen Brüdern die Herzogthümer Glogau und Oppeln erhalten hatte und kurz vorher von den Litauern als Großherzog erwählt worden war, 1506 unter frohen Erwartungen des Volks ſeinem Bruder Alexander auf dem poln. Throne und wurde 1507 zu Krakau gekrönt. Seine Beſtrebungen,

das Volk im Frieden durch weise Sparsamkeit und innere Kräftigung zu beglücken, wurden zum Theil durch die Kriege mit den Russen vereitelt. Außerdem störten Einfälle der Tataren und des Hospodars der Walachei, Bogdan, die Ruhe Polens. Mit S.'s Zustimmung wurde sein Schwestersohn, der letzte Hochmeister Albrecht, erblicher Herzog von Preußen. Dagegen erhielt Polen durch Masovien einen neuen Zuwachs. Die Reformation verbreitete sich bei der Milde und weisen Toleranz S.'s bald auch in Polen, und insbesondere fielen ihr fast das ganze poln. Preußen und Großpolen zu. Ihre Einführung erregte in Danzig aufrührerische Bewegungen, die aber 1526 durch S.'s Anwesenheit gedämpft wurden. Auf den Rath des Kaisers Maximilian I. vermählte sich S. nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Barbara Zapolska, einer Tochter des Wojwoden von Siebenbürgen, 1516 mit Bona Sforza von Mailand, der Tochter des Johann Galeazzo. Hierdurch kam viel Unheil über Polen, da die verderbte und geldgierige Italienerin Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen verstand. Der König verlor deshalb in den letzten Jahren seiner Regierung die Liebe seiner Unterthanen. S. starb 1. April 1548 zu Krakau und wurde daselbst begraben. Er war ein weiser, gütiger Fürst, von kräftigem Geist und Körper, die Mängel des Staats durchschauend und ihre Beseitigung erstrebend, ein Freund und Beförderer der Wissenschaft, wie denn unter ihm das goldene Zeitalter der poln. Literatur beginnt.

Sigismund II. August, König von Polen, 1548—72, des vorigen einziger Sohn, geb. 1. Aug. 1520, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters 1529 zum Könige gewählt und 1530 gekrönt, erhielt auch bereits 1544 die Regierung von Litauen. Seine Mutter, Bona Sforza, um ihren Einfluß zu bewahren, hatte ihn in Weichlichkeit erzogen; aber S.'s geistige Kraft löste bald diese Fesseln, und er zeigte als Regent Muth und Festigkeit, sodaß er auch den widerspenstigen Adel in Unterwürfigkeit erhielt. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er die von ihm heimlich eingegangene Ehe mit Barbara Radziwill bekannt und hielt sie auch trotz der Forderung des von seiner Mutter aufgehetzten Reichstags, dieselbe zu lösen, aufrecht. Nachdem die Königin schon 1551, wahrscheinlich an Gift, gestorben, verließ Bona, allgemein verhaßt, 1555 Polen mit großen Schätzen und starb 1557 zu Bari in Italien, von einem Geliebten vergiftet. Vorher hatte sie dem Könige Philipp II. von Spanien 320000 Dukaten geliehen, die Polen nie zurückerhielt. Die Reformation drang unter S. unaufhaltsam in Polen ein, und der König selbst war nicht abgeneigt, die alte Kirche zu verlassen, indem er zugleich von seiner dritten Gemahlin, Katharina von Oesterreich, der Witwe des Franz Gonzaga, einer stolzen und sehr kränklichen Fürstin, sich scheiden zu lassen beabsichtigte. Allein die Streitigkeiten der Nichtkatholiken untereinander, der Einfluß des Bischofs von Ermeland, Hosius, und des päpstl. Nuntius Commendoni hielten ihn von diesem Schritte ab. Doch gewährte er 1572 auf dem warschauer Reichstage allgemeine Religionsfreiheit. Als in dem Kriege zwischen dem Heermeister der Schwertbrüder, Wilh. Fürstenberg, und dem Erzbischof von Riga der letztere in Gefangenschaft gerieth, unternahm S. zum Schutze des Erzbischofs einen Zug nach Livland, der ein Bündniß zwischen Litauen und Livland zur Folge hatte. Als nun Iwan II. Wassiljewitsch in Livland einfiel und Fürstenberg umkam, begab sich dessen Nachfolger Kettler unter des Königs S. Schutz und trat Livland an Polen ab, während er von Polen Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum und Lehn erhielt. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 gelang es S., Litauen mit Polen vollständig zu vereinigen, und zugleich wurden Preußen, Volhynien, Podolien und die Ukraine Polen einverleibt. S. starb 18. Juli 1572 zu Knyszyn ohne Nachkommen, und mit ihm erlosch der jagellonische Stamm. Er war ein für das Wohl seines Volks unermüdlicher, gerechter, geistvoller Fürst, doch verschwenderisch und in der Liebe ausschweifend. Kräftig hielt er den Adel in Schranken, und als diese mit seinem Tode fielen, begann der Verfall Polens. Er beförderte die Wissenschaften; unter seiner Regierung trat die glänzendste Epoche der poln. Literatur ein.

Sigismund III., König von Polen und Schweden, geb. 20. Juni 1566, einziger Sohn des Königs Johann III. von Schweden und der poln. Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigismund II. August's. Da sich ihm nach dem Erlöschen der Jagellonen in Polen die Aussicht öffnete, einst in Polen zu herrschen, ließ ihn der Vater von Jugend auf in der kath. Religion erziehen und in der poln. Sprache unterrichten. Nach dem Tode Stephan Báthori's gelang es auch den Bemühungen Jan Zamoyski's, daß S. 1587 zum Könige von Polen proclamirt wurde. Er gelangte glücklich nach Krakau, das Zamoyski gegen den von einer Gegenpartei erwählten Erzherzog Maximilian von Oesterreich behauptet hatte, und wurde hier gekrönt. S.'s Herrschaft wurde jedoch erst begründet, als Zamoyski den Erzherzog selbst gefangen nahm und ihn der Krone zu entsagen zwang. Die Polen hatten sich indessen in diesem letzten Sprossen der Jagellonen gewaltig getäuscht. Stolz, dabei geist- und kraftlos, stellte er sich in allem den freisinnigen, in

ihre Institutionen eingewachsenen Polen entgegen. Sein Hauptzweck war die Verbreitung des Katholicismus in Polen, und nur sehr wenigen Magnaten stand der Zutritt zu dem von fremden Jesuiten umgebenen S. offen. 1592 starb Johann III. von Schweden, und S. reiste mit Bewilligung des Reichstags selbst nach Schweden, um von dem ererbten Reiche Besitz zu nehmen. Er wurde 1594 gekrönt, mußte aber das Reich bei seiner Rückkehr nach Polen unter der Regentschaft seines nach der Krone strebenden Oheims, Karl's IX., zurücklassen. Seinen geringen Anhang verscherzte er noch durch sein Ungeschick bei abermaliger Anwesenheit in Schweden 1598, und 1604 wurde Karl IX. nach S.'s Entthronung auf dem Reichstage zu Norköping zum Könige Schwedens ausgerufen. Da S. seine Rechte nicht aufgeben wollte, so ward Polen in die unglücklichen 60jährigen Kämpfe mit den Schweden verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke in Livland geführt, nach Karl's Tode aber von Gustav Adolf mit solcher Kraft fortgesetzt wurden, daß Livland und Theile von Preußen bis Thorn in den Händen der Schweden sich befanden. Erst als Gustav Adolf 1629 den Protestanten in Deutschland zu Hülfe eilen wollte, schloß er mit S. Frieden und gab ihm einen Theil von Livland und einige Städte Preußens zurück. Bald nach dem Tode Zamoyski's sah sich S. von furchtbaren Aufständen bedroht, dann mit Rußland in einen Krieg verwickelt, weil er den ersten Pseudo-Demetrius, der zum Katholicismus übergetreten war, mit einem Heere unterstützte. Leicht hätte S. die russ. Krone für seinen Sohn Wladislaw gewinnen können, aber er benahm sich dabei so unklug, daß endlich die Russen Michael Feodorowitsch Romanow zum Zaren erhoben. Die Versuche S.'s, die der griech. Kirche ergebenen Kosacken zur Union mit der römischen zu bewegen, veranlaßten Polens lange Kriege mit den Kosacken. Außerdem ziehen sich Kriege mit den Tataren, den Hospodaren der Walachei und den Türken durch S.'s Regierung. Als S. dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen gegen die Türkei gesendet hatte, fiel der Sultan Osman mit einem gewaltigen Heere in Polen ein. Doch gelang es S. nach dem Siege von Chodkiewicz bei Chocim 1621, einen Frieden abzuschließen. S. starb 30. April 1632 zu Warschau, wo er zuerst seine Residenz aufgeschlagen hatte. Vgl. Niemcewicz, «Dzieje Zygmunta III.» (3 Bde., Warsch. 1819).

Sigmaringen (auch Siegmaringen), Hauptstadt der Lande Hohenzollern (s. d.) des Königreichs Preußen und des Oberamtsbezirks S. (8,15 Q.-M. mit 19848 E. im J. 1864), früher Residenz und Hauptstadt des Fürstenthums S. und Hauptort der Grafschaft S. oder des Oberlandes, jetzt Sitz der preuß. Landesregierung, liegt in 1743 F. Seehöhe am linken Ufer der Donau, 6¾ M. im SSO. von Hechingen, und zählt 2689 E., die sich hauptsächlich vom Ackerbau nähren. Außer der sehenswerthen kath. Kirche hat der Ort verhältnißmäßig viele stattliche Gebäude, die meist vom Fürsten Karl Anton (gest. 1853) aufgeführt sind. Auf einem an der Donau steil aufsteigenden Felsen erhebt sich, überaus malerisch, das ansehnliche Schloß mit interessanten Sammlungen von Gemälden, Sculpturen, Waffen und deutschen Alterthümern. Das stattliche Prinzenpalais am Karlsplatze enthält seltene Bücher, Incunabeln, Manuscripte und vorzügliche Kunstgegenstände aus der Renaissance. In dem alten Regierungsgebäude am Schloßplatze befindet sich eine Antiquitätensammlung. Vgl. Lindenschmit, «Die vaterländischen Alterthümer der fürstl. hohenzollernschen Sammlungen in S.» (Mainz 1860). In dem dicht bei der Stadt gelegenen Gebäude des ehemaligen Nonnenklosters Hedingen befindet sich das 1818 vom Fürsten Anton Aloys gegründete Gymnasium, in der dazugehörigen Kirche die Fürstengruft. Auch ist S. die Centralstelle des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft und Gewerbe, hat ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, ein Landeshospital, ein Irrenhaus und ein Theater. Die Umgebungen der Stadt, namentlich an der Donau aufwärts, bieten manche interessante Punkte. Ganz in der Nähe liegt das Jagdschloß Josephslust in einem sehr großen, an Edelwild reichen Thiergarten. Das ½ M. im OSO. an der Mündung der Lauchert gelegene Pfarrdorf Sigmaringendorf hat 1053 E. und eine große Baumwollmaschinenspinnerei und -Weberei, das Thal der Lauchert verschiedene Eisenhütten, Blechwalzwerke sowie andere industrielle Etablissements.

Signal heißt jedes Zeichen, durch welches entweder bloße Benachrichtigungen, beim Militär aber meist Befehle, auf Entfernungen ertheilt werden, wo die Stimme nicht ausreicht oder andere Hindernisse die Mittheilung unmöglich machen. Man unterscheidet die hörbaren und sichtbaren sowie die Tag- und Nachtsignale, obgleich manche zu beiden Zeiten gebraucht werden können. Hierher gehören der Trommelschlag, der Trompetenruf, das Flügelhorn; auf Schiffen die Signalpfeife; Kanonenschüsse, auch Kanonenschläge, in bestimmter Anzahl und Zeitfolge oder zu gewissen Zeiten abgefeuert; Raketen mit dem buntfarbigen Feuer ihrer Versetzungen; Bombenröhren, aus denen Leuchtkugeln in die Luft steigen; die Fanal- oder Lärmstangen; die

Telegraphen und unter diesen besonders die neuern elektromagnetischen Apparate, die mit den Eisenbahnen in Verbindung gesetzt worden sind. Alle diese S. können bei Tage und bei Nacht angewendet werden, nur müssen die gewöhnlichen Telegraphen hierzu eine besondere Einrichtung bekommen. Schiffe signalisiren am Tage mit Flaggen von verschiedener Gestalt und Farbe, des Nachts mit ausgehängten Laternen. Durch eine neue Erfindung des engl. Marinekapitäns Colomb stellt man die Nachtsignale mit einer Laterne her, die vermittels eines Uhrwerks in längern oder kürzern Intervallen geblendet wird. Es versteht sich von selbst, daß die Bedeutung der einzelnen S. vorher festgestellt sein muß, wie dies auf Schiffen in dem sog. Signalbuche stattfindet, dessen Geheimhaltung besondere Pflicht ist. Deshalb wird auch die Bedeutung oft verändert, ähnlich wie dies bei jeder Geheimschrift stattfindet.

Signatur (vom lat. signum) heißt überhaupt ein Zeichen, wodurch die Ordnung, der Werth oder der Charakter u. s. w. einer Sache angedeutet werden soll, daher auch signatura temporis so viel als etwas die Zeitverhältnisse Charakterisirendes bedeutet. In der deutschen Geschäftssprache heißt S. die Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift, was man in Frankreich Paraphiren nennt. Gewöhnlich werden die Concepte signirt und dann erst mundirt, die Reinschriften aber unterschrieben. S. wird auch zuweilen eine Resolution genannt, welche nicht förmlich ausgefertigt, sondern nur auf die eingegebene Schrift selbst bemerkt worden ist. — In der Buchdruckerkunst versteht man unter S. die schon von dem unbekannten Drucker der «Concordantiae bibliorum» des Conradus de Alemannia 1470 angewandte Art der Bezeichnung der einzelnen Druckbogen eines Buchs, woraus sich deren Aufeinanderfolge und der Umfang des ganzen Werks erkennen läßt. Die ältere S. geschah durch die 23 Buchstaben des Alphabets, wobei V und W wegfielen. Sie wurden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gab man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an und sagte z. B.: ein Buch von drei Alphabeten. Jetzt wird die S. gewöhnlich durch Zahlen ausgedrückt.

Signorelli (Luca), einer der bedeutendsten Meister des 15. Jahrh., der in der Geschichte der ital. Malerei eine epochemachende Stellung einnimmt. Geboren 1439 zu Cortona, wurde er zuerst von Piero del Borgo unterrichtet, mit welchem er eine Zeit lang in Arezzo arbeitete; doch ist von seinen dort gemalten Jugendwerken nichts erhalten. Auch von den in Perugia gewesenen Bildern ist nur eins noch vorhanden. S. faßte die verschiedenartigen Bestrebungen der florent. Maler nach naturtreuer Darstellung in höherm Sinne zusammen. Schon unter den verschiedenen Künstlern, die in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gemalt hatten, war er als einer der vorzüglichsten aufgetreten. Am schönsten entwickelte er indeß seine Eigenthümlichkeit in den großen Wandgemälden, womit er sammt seinen Schülern seit 1499 die Kapelle della Madonna am Dom zu Orvieto ausschmückte. Hier wurden von ihm die Letzten Dinge dargestellt: mächtig ergreifende, leidenschaftlich bewegte Compositionen, meist von nackten Gestalten, die zwar streng, aber sehr vollkommen und edel gezeichnet sind, voll gewaltigen innern Lebens. S. tritt durch großartige Freiheit und Erhabenheit des Stils als fast ebenbürtiger Vorgänger Michel Angelo's auf. An Tafelgemälden ist nicht viel von ihm vorhanden; das Beste befindet sich in den florent. Galerien und einige sehr charakteristische Bilder im berliner Museum.

Sigonius (Karl), ital. Humanist des 16. Jahrh., geb. 1524 zu Modena, erhielt, nachdem er seine Studien zu Bologna vollendet, den Lehrstuhl der alten Literatur zu Venedig, dann in Padua und Bologna, ging aber später in seine Vaterstadt zurück, wo er 12. Aug. 1584 starb. Unter seinen histor. Werken erlangten die «Historiae de occidentali imperio» (Bas. 1579), die «Historiae de regno Italiae» (Hanau 1613) und die «Fasti consulares» (Venet. 1555) einen hohen Ruf. Auch schrieb er mehrere antiquarische Abhandlungen, die im «Thesaurus» von Grävius enthalten sind, darunter «De Atheniensium republica» (Venet. 1564); ferner Anmerkungen zu röm. Schriftstellern, vorzüglich zu Livius und zu Cicero's «Briefen», und «Emendationes» (Venet. 1557). Dagegen zog er sich durch eine literarische Fopperei, indem er unter Cicero's Namen die «Consolatio super Tulliae filiae obitu» (Venet. 1583) zuerst bekannt machte und viele gelehrte Männer seiner Zeit damit täuschte, Feindschaft und Schmähungen zu. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, in denen er sich als einen vorzüglichen lat. Stilisten bekundet, besorgte Argelatus (6 Bde., Mail. 1732—37). Vgl. Krebs, «Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrh.» (Frankf. 1840).

Sikhs, auch Seikhs geschrieben, eine Religionsgesellschaft im nördl. Indien, die daselbst im Pendschab einen eigenen Staat gestiftet hat. Ihr Name S., im Sanskrit Sikscha, bedeutet so viel als Schüler oder Jünger. Der Stifter dieser religiösen Sekte war Nanak, ein Hindu

aus der Kriegerkaste, geb. 1469 im Dorfe Talwandi (jetzt Rayapur) am Beyah oder Hyphasis östlich von Lahore im Pendschab. Schon in seiner Jugend zeigte er Neigung zu einem aufs Höhere gerichteten Leben. Er studirte Vedas und Koran sowie die Bücher der indischen und mohammed. Weisen und glaubte zu finden, daß ein reiner Monotheismus, welcher innige Bruderliebe fordere, dem Brahmanismus wie dem Mohammedanismus zu Grunde liege und nur durch verfälschte Zusätze allmählich entstellt worden sei. Er faßte hierauf die erhabene Idee, durch eine geläuterte, einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen Hindu und Mohammedanern zu bewirken. Als Nanak 1540 zu Kirtipur starb, setzte er mit Uebergehung seiner Verwandten seinen Diener Lehana zu seinem Angad oder Stellvertreter in der neuen, noch nicht zahlreichen Religionsgesellschaft ein. Dasselbe that auch Lehana bei seinem Tode 1552, indem er den Diener Ameradas zum Haupt der Gemeinde ernannte. Diesem folgte 1574 dessen Schwiegersohn Ramdas. Unterdeß hatte die Lehre Nanak's manche Umgestaltung erfahren. Nanak selbst hatte sich nur für einen menschlichen Lehrer ausgegeben. Damit er aber den andern Propheten nicht nachstehe, erklärten ihn seine Schüler für einen Awatar, für eine Menschwerdung Vischnu's, schmückten seine Lehren mit einer phantastischen Sprache und dichteten ihm eine Menge Wunder und Prophezeiungen an. In diesem Sinne hat Ardschun-Mal, welcher Ramdas 1581 als Haupt der S. folgte, die Schriften der ersten Gurus oder Lehrer nebst seinen eigenen Erläuterungen in einem Buche gesammelt, das unter dem Namen Adi-Granth, d. i. erstes Buch, bekannt ist. Zu dieser Zeit organisirte sich die schon sehr ausgebreitete Genossenschaft der S. nach den Vorschriften des Adi-Granth zu einer religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Da die S. ebenso den Koran wie die Vedas verwarfen, so erregten sie die Feindschaft der Mohammedaner wie der Brahmanen, und Ardschun starb im Gefängniß als Märtyrer. Den Tod des Vaters zu rächen, verwandelte Har-Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Gemeinde der S. in eine Rotte wilder Krieger. Ein langer blutiger Kampf entspann sich zwischen den S. und ihren mohammed. Unterdrückern. Als Tegh-Bahadur, der neunte in der Reihe der Sikhshäupter, von dem fanatischen Aureng-Zeyd 1675 hingerichtet worden, trat sein Sohn und Nachfolger, Guru-Gowind, auf und gab den S. eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende polit. Organisation, sodaß er der Begründer des Staats der S. wurde. Durch diese Einrichtungen entflammte Guru-Gowind, der auch das zweite heilige Buch der S., das «Dasema Padschach ke Granth» (das Buch des zehnten Fürsten) verfaßte, den Fanatismus seiner Anhänger zum unablässigen Kriege gegen die Mohammedaner und legte ihnen deshalb den Beinamen der Singhs, d. i. Löwen, bei. Guru-Gowind starb 1708, von einem Afghanen ermordet. Es war das letzte theokratische Oberhaupt der S. Gott selbst wurde nun als der unmittelbare Leiter der Kirche der S. betrachtet. Banda, der Freund Guru-Gowind's, hielt die Gemeinde äußerlich zusammen; allein sein Bestreben, dem Gemeinwesen den kirchlichen Charakter zu nehmen und sich zum gewöhnlichen weltlichen Herrscher zu machen, brachte Zerrüttung in den jungen Staat, sodaß es dem Großmogul gelang, die S. zu schlagen und meist zu vertilgen. Nach dieser großen Niederlage 1716 fanden die kleinen Häuflein der entronnenen S. nur in den Schluchten des Himalaja eine sichere Zuflucht. Erst während der Wirren nach dem Rückzuge Nadir-Schah's aus Hindostan finden sie sich wieder als Räuber und Wegelagerer im Pendschab, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf das Land ausübten, die verzweifelnden Hindu haufenweise zum Uebertritt in ihre Gemeinschaft trieb. Nach wechselndem Kriegsglück gelang es ihnen, die Afghanen mehrmals aufs Haupt zu schlagen, sodaß ihnen letztere die Provinzen von Sirhind und von Lahore, welches die S. 1764 eingenommen, überlassen mußten. Während dieses Räuberlebens war den S. das frühere sittliche und religiöse Element meist ganz abhanden gekommen. Sie zerfielen in zwölf verschiedene Gemein- oder Genossenschaften, Misals genannt, unter Häuptlingen oder Sirdars, die voneinander ganz unabhängig waren. Nach und nach aber war der größere Theil der Bewohner des Pendschab vom Hindustamme in die Religionsgemeinschaft der S. übergetreten, sodaß diese zu einem Kriegervolk und die einzelnen Kriegsgenossenschaften zu Volksstämmen wurden. Die übrigen Provinzialen, welche nicht zur Religion der S. übergetreten, Hindu wie Mohammedaner, waren zu Knechten herabgesunken und wurden furchtbar gedrückt. So hatte sich denn aus einem religiös-philos. Anfang ein fanatischer Geist entwickelt, der endlich eine barbarische Zügellosigkeit erzeugte, die in der spätern Zeit das charakteristische Kennzeichen der ganzen Sikhsconföderation wurde. Greuel auf Greuel folgten sich nun, nachdem der äußere Feind nicht mehr zu fürchten, im Innern der Sikhsrepublik, deren Sirdars und Misals in unaufhörlicher Fehde miteinander lagen. Die Folge war, daß dem

Despotismus eines einzelnen der Weg zur Herrschaft gebahnt wurde. Schon Maha-Singh hatte seine Macht so erweitert, daß er der mächtigste Sirdar des Pendschab war. Nach seinem frühzeitigen Tode 1792 übernahm es sein Sohn Rundschit-Singh (s. d.), das Werk fortzusetzen: er machte aus der unbändigen Bundesrepublik der S. ein mit dem härtesten Despotismus regiertes Reich, dem er als Alleinherrscher, als Maharadscha vorstand. Sein nach der Hauptstadt Lahore (s. d.) benanntes Reich erweiterte er allmählich über das ganze Pendschab (s. d.), gewann 1813 Attok am Indus, 1818 Multan, 1819 Kaschmir, 1829 Peschawer. Nach seinem Tode 1839 zerfiel indeß das wenig gefestete Reich von Lahore alsbald in Zerrüttung, die nach sechs Jahren sein Ende herbeiführte. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und Greueln gelang es zuletzt einer Witwe Rundschit-Singh's, für ihren unmündigen Sohn Dhalip-Singh sich der Regierung zu bemächtigen. Bei den S. selbst verhaßt, gab sie dem Nationalhaß der S. gegen die Engländer nach. Es begann gegen Ende 1845 ein Krieg, der mit der Niederlage und der Theilung des Reichs durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 endigte. Aber auch der Schatten von Unabhängigkeit, welchen die Hälfte des Reichs von Lahore erhalten, sollte bald infolge der Umtriebe verloren gehen, welche sich der Günstling der Königin-Mutter, Lall-Singh, gegen die Engländer erlaubte. Diese drangen darauf, daß das der Anarchie hingegebene Reich ein Subsidiarstaat der Englisch-Ostindischen Compagnie werde. So kam nothgedrungen 25. Dec. 1846 ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen ein Resident der Englisch-Ostindischen Compagnie in Lahore mit engl. Truppen blieb und die obere Leitung der Angelegenheiten übernahm. Noch in demselben Jahre entstanden indeß abermals Verwickelungen, die 1848 zu einem neuen Krieg führten, der mit der gänzlichen Niederlage der S. und der Einverleibung des Pendschab in das indobrit. Reich 29. März 1849 endigte. Vgl. Cunningham, «History of the S.» (Lond. 1849).

Silbe, s. Wort.

Silbenräthsel, s. Charade.

Silber, eins der edeln Metalle, hat eine glänzendweiße Farbe, einen mehr verschmolzenen als hakigen Bruch und ist $10^1/_2$mal dichter als Wasser. Es ist weicher als Kupfer und nach dem Golde das dehnbarste und geschmeidigste Metall. Es schmilzt früher als Kupfer beim Eintritt der Weißglühhitze, ohne sich zu verflüchtigen oder zu oxydiren. Der Schwefel, mit welchem sich das S. sehr leicht verbindet, macht dasselbe flüssiger, indem sich Schwefelsilber bildet. Salpetersäure ist das beste Auflösungsmittel des S., welches sich damit zu einem Salze verbindet (s. Höllenstein), während Salzsäure dasselbe gar nicht angreift, dagegen in der salpetersauern Auflösung einen weißen Niederschlag desselben als sog. Chlorsilber oder Hornsilber bewirkt. Mit dem Quecksilber verbindet es sich leicht zu Amalgam, ebenso mit dem Blei, welches wegen seiner leichten Oxydirbarkeit als Vehikel der Ausscheidung eines oft sehr geringen Silbergehalts durch die sog. Treibarbeit dient. Auch das Kupfer vereinigt sich mit dem S., und es wird letzteres zu Münzen und Geschirren mit mehr oder weniger Kupfer versetzt, weil es dadurch an Härte gewinnt. Die Silbererze sind zahlreich. Man unterscheidet eigentliche Silbererze und silberhaltige Erze. Zu erstern gehören: 1) das gediegene S.; es ist silberweiß, oft gelblich oder braun angelaufen, und findet sich in kleinen zusammengereihten Krystallen und in zähnigen, drahtförmigen, haarförmigen, gestrickten und andern Gestalten im Erzgebirge Sachsens, zu Andreasberg am Harze, in Ungarn, Siebenbürgen, Mexico u. s. w.; 2) das Hornerz, eine Verbindung von 75 Procent S. mit Chlor, die nur selten im sächs. Erzgebirge, Peru und Mexico vorkommt; 3) das Antimonsilber, eine Verbindung von 77 Procent S. mit Spießglanz, die sich derb und eingesprengt von silber- und zinnweißer Farbe zu Andreasberg, Altwolfach, in Spanien, Frankreich und Mexico findet; 4) das Arsenikſilber, das aus 13 Procent S. mit Eisen, Arsenik und Antimon besteht, zinnweiß und meist grau angelaufen ist und sich derb zu Andreasberg und in Estremadura findet; 5) das Glanzerz (Silberglaserz), ein sehr wichtiges Silbererz, bestehend aus 87 Procent S. mit Schwefel, schwärzlichbleigrau, das in würfeligen und octaedrischen Krystallen, auch in andern Gestalten, derb und angeflogen sich in Sachsen (Freiberg, Marienberg, Annaberg), Norwegen (Kongsberg), Ungarn, Sibirien, Mexico und Peru findet; 6) das Sprödglanzerz, bestehend aus 70 Procent S. mit Schwefel und Antimon, eisenschwarz und schwärzlich-bleigrau, das sich in rhombischen Prismen, derb und eingesprengt im Erzgebirge und in Ungarn findet; 7) das Rothgültigerz, ein nicht minder wichtiges Silbererz als die beiden vorigen, bestehend aus 58—65 Procent S. mit Antimon, Arsenik und Schwefel, dunkel-bleigrau bis cochenilleroth, welches sich in

Rhomboëdern und sechsseitigen Prismen, auch derb, eingesprengt u. s. w. am Harze, im sächs. Erzgebirge, in Ungarn, Spanien, Potosi und anderwärts findet; 8) der Miargyrit, 35 Procent S. nebst Schwefel und Antimon enthaltend. Zu den silberhaltigen Erzen rechnet man das Fahlerz, den Polybasit, das Weißgültigerz, das Spießglanzbleierz, den Bleiglanz, Kupferkies, Kupferglanz, Buntkupfererz, den Schwefelkies und die Blende. Sie enthalten bis 10 Procent S., oft auch nur Spuren desselben. Was die Zugutemachung der reichen Silbererze betrifft, so geschieht diese, indem man sie in Tiegeln einschmelzt und durch Eisenzusatz ihres Schwefels beraubt, oder indem man sie bei der Treibarbeit zugleich mit behandelt. Die fein eingesprengten Silbererze dagegen und die silberhaltigen Erze, besonders die silberhaltigen Bleiglanze, aus denen ein großer Theil des deutschen S. gewonnen wird, bedürfen anderer und zum Theil sehr verwickelter Operationen. Sie beruhen im allgemeinen darauf, daß man durch vorläufige Schmelzarbeiten (Roharbeit und Bleiarbeit) mit geeigneten Zusätzen das S. an Schwefel und Blei zu binden sucht, den dabei erhaltenen sog. Rohstein röstet, wieder verschmelzt und aus dem erhaltenen silberhaltigen Blei (Werkblei) das S. durch die Treibarbeit isolirt. Bei kupferhaltigen Erzen wird ein Kupferstein als Nebenproduct erhalten, aus dem man durch die Saigerarbeit das S. ausscheidet. Reichere Erze werden durch Amalgamation behandelt. Beim Abtreiben, welches auch im Kleinen bei Silberproben vorkommt, wird das silberhaltige Blei in offenen Herden erhitzt und die sich bildende Bleiglätte entfernt, bis reines S. zurückbleibt, was sich durch den sog. Silberblick zu erkennen gibt. Durch nochmalige Reinigung dieses Blicksilbers erhält man das sog. Brandsilber. In der neuern Zeit hat man in der Silbergewinnung große Fortschritte gemacht. So hat man z. B. die Löslichkeit des Chlorsilbers in einer concentrirten siedenden Kochsalzlösung (Augustin's Methode) oder in einer Lösung von unterschwefligsaurem Natron (Patera's Methode) zur Ausziehung des S. aus seinen Erzen benutzt. Eine andere Gewinnung (Biervogel's Methode) gründet sich auf das Verwandeln des S. in eine in Wasser lösliche Verbindung, aus welcher Lösung das S. durch metallisches Kupfer gefällt, wobei man Kupfervitriol als Nebenproduct erhält. Die Salze des S. schwärzen sich am Lichte, worauf die Anwendung des salpetersauren S. in der Photographie und zu Zeichentinte beruht.

Silberberg, Gebirgsstadt und ehemalige Festung im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, $1\frac{1}{2}$ M. westlich von der Kreisstadt Frankenstein und 2 M. im Nordnordosten von Glatz, am Fuße des Spitzbergs und am nördl. Abhange des Eulengebirgs, 1242 F. über dem Meere gelegen, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und zählt (1864) 1274 E., meist Tuchmacher und Weber. Die Stadt verdankt Namen und Entstehung dem Bergbau, der hier 1370 von meißner und reichensteiner Bergleuten auf Silber und Blei eröffnet wurde, aber während des Dreißigjährigen Kriegs zum Erliegen kam. Die 1750 und 1812 gemachten Versuche, ihn wieder aufzunehmen, blieben ohne Erfolg. Die von Friedrich II. 1765—77 mit einem Kostenaufwande von $4\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. unmittelbar über der Stadt angelegte Festung wurde 1860 aufgegeben, obwol keineswegs geschleift. Sie besteht aus sechs sehr starken Werken, die, wie die Gräben, größtentheils in Felsen gehauen und zum Theil durch Bedeckte Wege verbunden sind. Die Festung ward daher das schles. Gibraltar, der Haupttheil aber, der Donjon auf dem Schloßberge, mit Recht der Wunderbau genannt. Sein Wallgang liegt 2040 F. über dem Meere, sein Graben ist 70, sein Brunnen 250 F. tief; die in Felsen gehauenen Kasematten fassen 5000 Mann. Nebenwerke sind auf dem 1967 F. hohen Spitzberge, der 2238 F. hohen Großen und der Kleinen Strohhaube, dem Hohenstein und dem Hahnenkamm mit der 2276 F. hohen Hahnenkoppe. Die Festung S. wurde nie erobert, nur seit dem 1. Juli 1807 von den Franzosen und Baiern beschossen, welche die Stadt in der Nacht zum 29. Juni erstürmt hatten.

Silberflotte hieß die Flotte, welche zur Zeit der span. Herrschaft in Amerika die Ausbeute der amerik. Bergwerke an Gold, Silber und andern Metallen nach Spanien brachte.

Silberling, s. Sekel.

Silbermann (Gottfr.), einer der berühmtesten Orgelbauer, wurde zu Kleinbobritsch bei Frauenstein im Königreich Sachsen 14. Jan. 1683 geboren, lernte die Orgelbaukunst bei seinem ältern Bruder in Strasburg und starb in Dresden 4. Aug. 1753. Sauberkeit, Güte und Dauer, große Einfachheit in der innern Anlage, volle und herrliche Intonation sowie leichte und bequeme Klaviatur geben seinen Arbeiten einen außerordentlichen Werth. Die merkwürdigsten Denkmale seiner Kunst und seines Fleißes sind die Orgeln in der Peterskirche zu Freiberg, in der kath. Hofkirche, in der Frauen- und Sophienkirche zu Dresden. Auch verfertigte er treffliche Klaviere und Fortepianos, erfand 1740 das Cembal d'amour und baute 1745 nach C. G. Schröter's Modell das erste Fortepiano. Von seines Bruders Söhnen machten sich

der älteste, Johann Andreas S., geb. zu Strasburg 2. Juni 1712, gest. 11. Febr. 1783, als Orgelbauer, und der jüngste, Johann Heinrich S., als Fortepianobauer einen Namen. Vgl. Mooser, »S., der Orgelbauer« (Langensalza 1857).

Silen (griech. Seilenos), ein dem Kreise der Satyrn (s. d.) engverbundenes dämonisches Wesen des griech. Mythus, seiner ursprünglichen Naturbedeutung nach ein Dämon des Fruchtbarkeit verbreitenden fließenden Wassers, der als Erzieher des kleinen Dionysos (s. Bacchus) und dann als unzertrennlicher Begleiter dieses Gottes auf seinen ausgelassen lustigen Wanderzügen wie in seinen Kämpfen gegen die Giganten, die Inder u. s. w. erscheint. Als sein Vater wird bald Hermes, bald Pan genannt. In der Poesie sowie in der bildenden Kunst wird S. gewöhnlich als dickbäuchiger, glatzköpfiger Alter mit einer Stumpfnase und Ziegenohren, einem Weinschlauch in der Hand, in seliger Trunkenheit auf einem Esel hängend oder von ein Paar Satyrn mehr getragen als geführt dargestellt; doch besitzt er die Gabe der Weissagung sowie die Kunst des Flötenspiels. Auf der attischen Bühne spielte er im Satyrdrama (s. d.) eine bedeutende Rolle. Auch Silene in der Mehrzahl kommen bei Dichtern wie auf Kunstwerken vor.

Silhouette oder Schattenriß nennt man das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht hineingezeichnet werden. Der Name rührt von dem franz. Generalcontroleur und nachmaligen Finanzminister Etienne de Silhouette (geb. 5. Juli 1709, gest. 20. Jan. 1767) her, der um 1757, wo die Schattenrisse in Paris Mode wurden, wegen seiner Neigung, alles auf die ökonomischste Weise einzurichten, das allgemeine Stadtgespräch bildete, sodaß man jede neue, wenig kostspielige Mode nach ihm à la Silhouette nannte. In künstlerischer Hinsicht ist die S. ohne Werth; aber anziehend bleibt ste für den Physiognomiker. Auch hat die S. den Vorzug, daß man durch sie sehr schnell ein sprechend ähnliches Bild erhalten kann. Je harmonischer die Züge der zu stlhouettirenden Person verschmolzen sind, desto schwieriger ist das Silhouettiren; dagegen eignen sich ganz besonders Personen mit stark markirten Zügen zur S. Am treusten werden die S., wenn man sie nicht aus freier Hand zeichnet oder ausschneidet, sondern den wirklichen, durch eine Kerze geworfenen Schattenriß umschreibt und ihn nachher mittels des Storchschnabels verkleinert.

Silicium, s. Kiesel.

Silistria (türk. Silistiré, auch Drista, im Mittelalter Driston, Dorostulus oder Durostorus), feste Stadt im östl. Theile des neugebildeten türk. Ejalets der Donau (Tuna) oder Bulgarien, früher Hauptstadt des Ejalets S., welches das nordöstl. Bulgarien nebst der Dobrudscha umfaßte, liegt am rechten Ufer der Donau $1\frac{1}{2}$ M. südwestlich gegenüber von dem walach. Städtchen Kalarasch. Der Ort ist schlecht gebaut und schmuzig, hat 12 Moscheen und 23000 E., welche Gerberei, Tuchweberei, Wein- und Gartenbau, Fischerei, Schiffahrt und ansehnlichen Handel treiben. Die Festung gilt als eine der bedeutendsten an der untern Donau und hat von jeher eine wichtige Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt. 584 wurde der Ort von den Avaren unter Bajan-Khan erobert. 890 siegte hier der byzant. Kaiser Leo Philosophus mit den Ungarn über die Bulgaren und 971 Kaiser Tzimiskes über die Russen unter Swjätoslaw. 1595 ward der Ort von den Türken, 1603 von Radul Weyda verbrannt, 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow gegen Osman-Pascha mit Verlust angegriffen. 2 M. südöstlich siegten dann die Russen unter Weißmann, welcher fiel, über Numan-Pascha 20. Juli 1773 bei dem Dorfe Kutschuk-Kainardschi (d. h. Großer Sprudel), in welchem auch 21. Juli 1774 ein berühmt gewordener Friede zwischen Rußland und der Pforte (s. Osmanisches Reich) zu Stande kam. Am 22. Oct. 1809 erlitten die Russen eine Niederlage bei dem unweit westwärts gelegenen Dorfe Tataritza. 1810 schlossen die Russen unter Langeron abermals die Festung S. ein und gewannen sie 11. Juni durch Capitulation. Im Kriege von 1828 wurde S. vom 21. Juli bis zum 15. Sept. unter General Roth, dann unter Langeron und Wittgenstein bis zum 10. Nov. belagert, und im folgenden Jahre geschah ein Gleiches vom 17. Mai bis zum 5. Juni, und zwar unter dem General Schilder in Gegenwart von Diebitsch, dann unter dem General Krassowski. Letzterm übergab Hadschi-Achmet-Pascha 30. Juni 1829 die Festung durch Capitulation. Die Werke befanden sich früher in schlechtem Zustande. Erst seit 1849 ward der Ort zu einer Festung ersten Rangs erhoben und seit Beginn des russ.-türk. Conflicts 1853 außerordentlich verstärkt. Wie 1829, so war auch 1854 die Belagerung S.s die erste Operation der russ. Hauptarmee nach ihrem Uebergange über die Donau, um durch die Eroberung dieses Platzes eine sichere Basis zu weiterm Vorgehen gegen die türk. Balkanarmee zu

gewinnen. (S. Orientkrieg.) Die Belagerung begann faſt unter ähnlichen Verhältniſſen rückſichtlich der Ruſſen wie 1829; allein diesmal leiſtete die 15000 Mann ſtarke Beſatzung unter Muſſa-Paſcha einen großartigen Widerſtand. Seit 14. April eröffneten die Ruſſen (abermals unter Schilder) von Kalaraſch her das Bombardement der Feſtung, ohne ihr Schaden zuzufügen. Nachdem ſodann die Beſetzung der Donauinſeln Olbina, Tarbaneki-Rakiuſki forcirt, begannen ſie das feſte Schloß von S. aus Strandbatterien und von dem Brückenkopfe aus, wo die ruſſ. Stromflotte lag, aus ſchwerem Geſchütz zu beſchießen. Da auch dies nicht zum Ziele führte, entſchloſſen ſich die Ruſſen zu einer regelmäßigen Belagerung, deren Arbeiten 12. Mai das Lüders'ſche Corps auf dem rechten Donauufer unter Schilder und dem Obercommando des Fürſten Paskewitſch begann. Regen und Ueberſchwemmungen, übereiltes Verfahren Schilder's, tapfere Gegenwehr und heftige Ausfälle der Türken hinderten jedoch die Arbeiten und den Erfolg der Angriffe. Namentlich wurden die Ruſſen bei den Angriffen auf das bedeutende Fort Abd-ul-Medſchid mehrmals mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. So in der Nacht zum 29. Mai, desgleichen 6. und 9. Juni, wo Paskewitſch ſelbſt verwundet ward, ſodaß derſelbe das Obercommando vor S. an Gortſchakow abgab. Am 13. Juni verlor auch Schilder bei einem heftigen Ausfall der Türken ein Bein, infolge deſſen er bald darauf ſtarb. Entmuthigt und decimirt gaben hierauf die Ruſſen die Belagerung S.s auf und gingen auf das linke Donauufer zurück, zumal ſich bereits Omer-Paſcha mit ſeiner Hauptmacht von Schumla, die alliirten Franzoſen und Engländer von Varna aus zum Entſatz des Platzes in Bewegung geſetzt hatten.

Silius Italicus (Cajus), ein röm. Dichter in der letzten Hälfte des 1. Jahrh., geb. 25 n. Chr., widmete ſich ſchon frühzeitig dem Studium der Beredſamkeit und Poeſie, namentlich nach dem Muſter des Cicero und Virgil, bekleidete dann unter Nero 68 n. Chr. das Conſulat und verwaltete nachher als Proconſul auf eine für ihn ſehr ehrenvolle Weiſe die Provinz Aſien. Später zog er ſich jedoch ganz von den öffentlichen Geſchäften auf ſeine Landgüter in Campanien zurück und lebte hier ungeſtört den Wiſſenſchaften, bis er in ſeinem 75. Lebensjahre, 100 n. Chr., von einem unheilbaren Körperleiden durch einen freiwilligen Tod ſich befreite. Sein noch vorhandenes Epos «Punica» oder «De bello Punico secundo» in 17 Büchern hat wegen der großen Genauigkeit, mit welcher die Ereigniſſe dargeſtellt werden, mehr einen hiſtor. als poetiſchen Werth, obgleich es darin nicht an einzelnen erhabenen Schilderungen, z. B. des Heereszugs des Hannibal über die Alpen, fehlt. Die beſten Ausgaben beſorgten Drakenborch (Utr. 1717), Erneſti (2 Bde., Lpz. 1791—92), Ruperti (2 Bde., Gött. 1795—98) und Weber im «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833); deutſche Ueberſetzungen lieferten Bothe (Stuttg. 1856) und ein Ungenannter (2 Bde., Braunſchw. 1866).

Sillen nannten die Griechen eine eigene Gattung von Spottgedichten in Hexametern, die zuerſt um 270 v. Chr. von dem Phliaſier Timon, der daher auch den Beinamen Sillograph erhielt, angewendet wurden, indem dieſer in einem ſatiriſchen Lehrgedichte in drei Büchern, oft mit Parodirung der Verſe anderer Dichter, die Grundſätze der meiſten Philoſophenſchulen verhöhnte. Später bezeichnete man wol auch Spottgedichte anderer Art mit dieſem Namen. Die noch vorhandenen Bruchſtücke ſind von Paul (Berl. 1821) geſammelt. Vgl. Wachsmuth, «De Timone Phliasio» (Lpz. 1859).

Sillery, ein Dorf von 469 E. im franz. Departement Marne, an der Vesle und dem Marne-Aisne-Kanal, $1^1/_2$ M. ſüdöſtlich von Rheims, im Canton und $^4/_5$ M. nordweſtlich von Verzy gelegen, hat dem geſchätzteſten der weißen Champagnerweine den Namen gegeben, der ſich durch ſeinen trockenen Geſchmack, feine Ambrafarbe, Geiſt, herrliche Blume und toniſche Kraft auszeichnet, aber zehn Jahre lang lagern muß, bis er ſeine Vollkommenheit erreicht. Gut iſt er erſt, wenn er nicht mehr mouſſirt. Die Weingärten von S. ſelbſt umfaſſen nur etwa 50 Hektaren. Die Marſchallin d'Eſtrées, welche ſonſt Eigenthümerin des Landguts S. war, und deren Schloß nebſt Park noch vorhanden iſt, beſaß aber auch beträchtliche Weinberge im Gebiet der benachbarten Gemeinden Verzy, Verzenay, Mailly und Ludes, deren Weine ſämmtlich in die Keller des Schloſſes von S. geſchafft, dort gepflegt und verkauft wurden, weshalb die Käufer glaubten, das Gewächs käme nur aus der Flur des Dorfes S. Die vortrefflichen Weinpflanzungen jener Beſitzungen ſind längſt in den Händen von Privatleuten, unter denen mehrere große Eigenthümer noch ſehr gute, ihres alten Rufs würdige weiße Weine keltern. Da aber die Winzer, welche ſolche Weinberge gekauft haben, mehr auf die Menge als auf die Güte ſehen, ſo erbauen dieſe weit geringere, meiſt rothe Weine. Die beſten Pflanzungen liegen auf dem Gebiete von Verzy und Verzenay.

Silliman (Benjamin), amerik. Naturforſcher, der durch ſeine Arbeiten viel zum Fortſchritt

der Wiſſenſchaften in den Vereinigten Staaten beigetragen, geb. 8. Aug. 1772 zu Trumbull in Connecticut, war ſchon 1805 Profeſſor der Chemie am Yale-College in Newhaven. Noch in demſelben Jahre beſuchte er Europa, um Bücher und naturwiſſenſchaftliche Apparate für dieſes Inſtitut zu erwerben, und 1806 ging er abermals nach der Alten Welt. Das Tagebuch beider Reiſen veröffentlichte er unter dem Titel «Two passages over the Atlantic in the years 1805 and 1806» (Newhaven 1810). 1818 begann S. die Herausgabe des «American journal of science and arts» (bekannter unter dem Namen «Silliman's Journal»), in welchem die amerik. Gelehrten von Auszeichnung ihre Beobachtungen niederlegten, und das auch in Europa ehrenvoll bekannt wurde. Seine eigenen Aufſätze über Phyſik, Chemie, Geologie und Meteorologie nehmen darin eine der erſten Stellen ein. Von ſeinen übrigen Werken verdienen die «Remarks made on a short tour between Hartfort and Quebec» (Newhaven 1820) und «Elements of chemistry» (2 Bde., Newhaven 1831) Erwähnung. 1851 machte er in Begleitung ſeines Sohnes zum dritten mal die Reiſe nach England und dem europ. Continent, auf der er unter anderm mit Humboldt zuſammentraf, und die er in «A visit to Europe in 1851» (2 Bde., Newhaven 1853) beſchrieb. S. war der erſte, welcher Vorträge über wiſſenſchaftliche Gegenſtände für Laien hielt, eine rühmliche Sitte, die ſeitdem in Amerika ganz allgemein geworden iſt. Viele Jahre hindurch hielt er während der Wintermonate regelmäßige Vorleſungen über Chemie, Geologie und Metallurgie in faſt allen größern Städten der Union und trug dadurch weſentlich zur Verallgemeinerung wiſſenſchaftlicher Bildung bei. 1853 legte er ſeine Profeſſur wegen hohen Alters nieder, ſetzte aber auf den Wunſch der Facultät wenigſtens ſeine Vorleſungen über Geologie noch bis 1855 fort. Er ſtarb 24. Nov. 1864. Nach ihm hat man ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt. Sein Sohn, Benjamin S., geb. 4. Dec. 1816 zu Newhaven, ſeit 1847 ebenfalls Profeſſor der Chemie am Yale-College, hat ſich durch eine große Anzahl von phyſik., chem. und mineralog. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Sehr verbreitet ſind ſeine «First principles of chemistry» (Philad. 1847 u. öfter) und «First principles of physics» (Philad. 1858 u. öfter).

Silos (ſpan.) oder Kornkeller nennt man künſtliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides. Solche S. kamen ſchon im Alterthum vor und ſind ſehr gewöhnlich im Orient, im nördl. Afrika, in Italien, Spanien, dem ſüdl. Frankreich, in Ungarn und anderwärts. Sie werden ungefähr 14 F. tief, am vortheilhafteſten auf erhöhten, der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzten Plätzen, in nicht feuchtem Lehm- oder Thonboden angelegt. Zuweilen wird 2—3 F. über dem Grunde ein Mauergewölbe aufgeführt, durch welches die Einſchüttungsröhre mündet. Ihre Anlegung und Unterhaltung iſt wohlfeil. Sie ſchützen das Getreide gegen Mäuſefraß und Kornwürmer und erhalten es friſch und geſund.

Siluriſches Syſtem wurde in der Geologie von Murchiſon die untere Abtheilung der Grauwackengruppe genannt, weil er dieſelbe zuerſt in dem Gebiet des alten Königreichs der Silurier, im Weſten Englands, als ſelbſtändige Formation erkannte und von den neuern, ſpäter als devoniſch bezeichneten Grauwackenbildungen abſonderte. Dieſe Formation gehört zu den älteſten deutlich erkannten ſedimentären Bildungen der feſten Erdkruſte: ſie wird beſonders charakteriſirt durch Graptolithen, gewiſſe Arten von Orthoceratiten und Trilobiten. Ueberreſte von Wirbelthieren fehlen in ihr beinahe gänzlich. Nachdem dieſe Formation in England einmal als eine beſondere erkannt und 1840 von Murchiſon in ſeinem Werk «The Silurian system» beſchrieben worden war, hat man ſie auch in Nordamerika und Skandinavien als ſehr verbreitet wiedererkannt. Minder häufig tritt ſie in Deutſchland auf, am beſtimmteſten und am ſchönſten entwickelt in Böhmen, weſtlich von Prag, wo dieſelbe ein großes beckenförmiges Gebiet ausfüllt.

Silva Mendez Leal (José da), portug. Dichter und Schriftſteller, geb. 18. Oct. 1820 zu Liſſabon, war früh ſchon als Journaliſt thätig und wurde ſpäter Oberbibliothekar an der Nationalbibliothek zu Liſſabon ſowie Mitglied und Secretär der königl. Akademie der Wiſſenſchaften. In den J. 1851 und 1858 war er auch Cortesdeputirter. S. iſt der fruchtbarſte und vielſeitigſte Schriftſteller des heutigen Portugal. Er hat ſich bekannt gemacht als lyriſcher, dramatiſcher und epiſcher Dichter ſowie als Romanſchriftſteller. Außerdem trat er als Philolog, Kritiker, Hiſtoriker und Biograph auf und that ſich durch polit. und akademiſche Beredſamkeit hervor. Auch war er außerordentlich thätig als Redacteur verſchiedener polit. Journale. Obſchon ihm der Vorwurf zu großer Leichtigkeit und Flüchtigkeit in der literariſchen Production mitunter nicht ohne Grund gemacht worden, gilt er doch nach dem Urtheile ſeiner Landsleute als ein Talent erſten Ranges und iſt als der bedeutendſte lebende dramatiſche Dichter der Portugieſen anerkannt. Schon eins ſeiner erſten Stücke: «Os dous Renegados» (Liſſabon 1839,

2. Aufl., Rio-de-Jan. 1847) erntete großen Beifall. Noch bedeutendern Erfolg errang er aber mit den «Homens de marmore» (Liſſab. 1854), die auch ſeine Wahl zum Mitgliede der Akademie veranlaßten. Seine Gedichte erſchienen geſammelt 1858 zu Liſſabon. Von ſeinen hiſtor. Werken ſind die bedeutendſten die Biographien des Grafen von Thomar und des Herzogs von Saldanha. Später wurde er von der Regierung mit der Fortſetzung von Santarem's «Ensaio sobre a historia da cosmographia e da cartographia durante a edade media» beauftragt.

Silvanus, ein altlatiniſcher Gott, der, wie der Name zeigt, urſprünglich als Schützer und Pfleger des Waldes, dann aber auch der Heerden, der Felder und ihrer Grenzmarken betrachtet und daher vorzugsweiſe von Landleuten und Hirten verehrt und gewöhnlich in Geſtalt eines Gärtners oder Pflanzers dargeſtellt wurde. Später hat man ihn oft mit dem altitaliſchen Faunus (ſ. d.) und mit dem griech. Pan (ſ. d.) vermengt.

Silybum nannte Gärtner eine Gattung der Compoſiten, Abtheilung der Cynareen, deren einzige damals bekannte Art Linné zur Gattung der echten Diſteln, Carduus, gezogen hatte. Es iſt die Marien-, Silber-, Milch- oder Frauendiſtel (S. Marianum), eine der ſchönſten Diſtelarten, welche in Südeuropa wild wächſt und wegen ihrer prächtigen, wie mit Firnis überzogenen und wie mit Milch beſpritzt und begoſſen ausſehenden grünen, weißmarmorirten Blätter häufig als Decorationspflanze zur Zierde cultivirt wird. Die Gattung S. beſitzt verwachſene Staubfäden, wodurch ſie ſich von den meiſten übrigen Compoſiten unterſcheidet. Ihre großen, einzeln am Ende der Aeſte ſtehenden, purpurne Röhrenblüten enthaltenden Blütenkörbchen haben eine grüne, aus großen, ſperrig heradgebogenen, in Dornen auslaufenden und kronenförmig gezähnten Schuppenblättern zuſammengeſetzte Hülle, die Blüten ſind dornig gewimpert. Wurzel und Blüten dieſer ſchönen Diſtel waren früher officinell, indem ſie für ein Mittel gegen Waſſerſucht galten. In neueſter Zeit iſt in Nordafrika und Südſpanien eine zweite Art dieſer Gattung entdeckt worden, welche bei uns auch im Freien aushält, S. eburneum, ausgezeichnet durch lange elfenbeinweiße Dornen und dicke, ebenſo gefärbte Blattrippen ſowie durch noch größere Blütenkörbchen.

Simancas (bei den Römern Septimanca), ein Städtchen (Villa) der ſpan. Provinz Valladolid in Altcaſtilien, $1\frac{1}{2}$ M. ſüdweſtlich von Valladolid, in einer weinreichen Gegend maleriſch auf einer Felſenhöhe am rechten Ufer des Piſuerga gelegen, über welchen aus der Römerzeit eine Steinbrücke von 16 Bogen führt, iſt berühmt wegen des in ſeinem alterthümlichen, hochgethürmten Schloſſe befindlichen Generalarchivs von Leon und Caſtilien, eins der reichſten der Welt. Früher waren die Staatspapiere an verſchiedenen Orten der Monarchie aufbewahrt. Erſt Kaiſer Karl V. ordnete 1543 an, daß alle Sammlungen zu S. vereinigt wurden. Der eigentliche Gründer aber iſt Philipp II., der nicht nur ſeine eigene enorme Correſpondenz dort niederlegte, ſondern auch durch Agenten überall im Lande nach Urkunden ſuchen ließ. Die Archive umfaſſen jetzt über 100000 Bündel (legajos), jedes zu etwa 100 Documenten, die in 48 Sälen und Zimmern angehäuft ſind. Das älteſte Document iſt ein Landbuch Peter's des Grauſamen (1350—69). Von beſonderm Intereſſe ſind die auf die Entdeckungsgeſchichte von Amerika und den Proceß des Don Carlos bezüglichen Documente. Ausländern war der Zugang früher auf das ſtrengſte verſchloſſen; erſt ſeit 1844 wurden franz. und belg. Forſcher im Auftrage ihrer Regierungen zugelaſſen. Neuerdings wurden die Archive den Gelehrten mit Liberalität zur Dispoſition geſtellt; jedoch geſchieht die Benutzung nur innerhalb des Schloſſes in einem großen Leſezimmer. Der erſte, welche umfaſſende und erfolgreiche Unterſuchungen daſelbſt angeſtellt, iſt ein Deutſcher, Bergenroth. Die Frucht ſeiner im Auftrage der engl. Regierung übernommenen und von dieſer veröffentlichten mehrjährigen Arbeiten iſt «Calendar of letters, despatches and state papers relating to the negotiations between England and Spain, etc.» (Bd. 1, Lond. 1862). Kriegsgeſchichtlich iſt S. denkwürdig durch den großen Sieg, den Ramiro II. von Leon 8. Aug. 938 hier über die Araber unter dem Omajjaden Abd-er-Rahman erfocht.

Simbirsk, ein Gouvernement im öſtl. Theile des europ. Rußland, welches ſeit Abtrennung (1850) des Gouvernements Samara nur noch 883,28 Q.-M. mit 1,183312 E. (1863) zählt. Daſſelbe grenzt im Norden an Kaſan, im Oſten an die Wolga, die es von Samara ſcheidet, im Süden an Saratow, im Weſten an Penſa und Niſhnij-Nowgorod und enthält die acht Kreiſe Simbirsk, Syskán, Singiléi, Karſún, Ardátow, Alatyr, Buinsk und Kurmyſch. Der Boden dieſer Provinz iſt, mit Ausnahme des «Wolgaiſchen Berguſers», welches ſüdweſtlich von Syskán im Bjely-Kljutſch ſeine größte Höhe (1085 F.) erreicht und oberhalb Syskán die Wolga zu einer großen Ausbiegung gegen Oſten drängt, ganz eben oder leicht gewellt und von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Wieſen und Weideplätze ſowie Waldungen ſind zahlreich, beſonders an den Nebenflüſſen der Wolga, unter denen die ſchiffbare Sura mit dem Alatyr der bedeutendſte. Man zieht

außer den gewöhnlichen Frucht- und Getreidearten auch Melonen, Arbuſen und ſpan. Pfeffer. Die Viehzucht bildet die Hauptbeſchäftigung der finn. Völkerſchaften an der Wolga und Sura. Auch die Fiſcherei iſt beträchtlich, da die Wolga Störe, Hauſen und Sterlette liefert. Von Mineralien gibt es nur Schwefel und Gipsſtein. Pottaſche wird häufig geſotten. Höhere Induſtrie iſt nicht vorhanden, doch wird Handel, Schiffahrt und auch einiger Schiffsbau betrieben. Die Hauptſtadt S., Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Biſchofs, am hohen Ufer der Wolga, zwiſchen dieſem Fluſſe und der Swjäga, hat breite Straßen, weite Plätze, zwei Kathedralen, vierzehn andere Kirchen, zwei Klöſter, ein Seminar, mehrere Spitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten, ein Gymnaſium, ein adeliches Fräuleinſtift, zwei Kreis- und zwei Pfarrſchulen, ein Kaufhaus und zählte (1863) 24837 E. In dem früher ſehr bedeutenden Getreidehandel iſt die Stadt von dem aufblühenden Samara überflügelt worden; ſie unterhält jedoch noch immer einen ſehr bedeutenden Jahrmarkt. Neben dem Handelsverkehr und der Leder-, Seifen- und Lichtfabrikation bildet der Fiſchfang in der Wolga einen Hauptnahrungszweig. Der bedeutendſte Ort nächſt der Hauptſtadt iſt Syſrán, an der Wolga, mit 20814 E. und anſehnlichen Fabriken, Schiffahrts- und Handelsbetrieb. Die Kreisſtadt Alatyr, an der Sura und der Alatyrmündung gelegen, hat 9563 E., vierzehn Kirchen und einen anſehnlichen Flußhafen. In ihrem Kreiſe gibt es viele Tuchfabriken und Teppichwirkereien.

Simĕon iſt der Name eines iſrael. Stammes im Südweſten des Landes, der jedoch frühzeitig aus der Geſchichte verſchwindet und ſchon im Deuteronomium (ſ. d.) nicht mehr erwähnt wird. Die bibliſche Ueberlieferung gibt ihm den gleichnamigen Sohn Jakob's und der Lea zum Ahnherrn, den ſie mit ſeinem Bruder Levi zum Urheber eines unter den Sichemiten angerichteten Blutbades macht und an dem Anſchlage ſeiner Brüder gegen das Leben des Joſeph ſich betheiligen läßt. Die ſpätere Tradition macht ihn ſelbſt zum Urheber des Mordanſchlags und fügt hinzu, daß er den Todtſchlag, dem ſeine Brüder ſich widerſetzt hätten, ſogar habe erzwingen wollen, worauf ihm die Hand verdorrt, jedoch am ſiebenten Tage wiederhergeſtellt worden ſei. Nach der moſaiſchen Erzählung zog er mit nach Aegypten, wurde aber von Joſeph als Bürge zurückbehalten. Er ſtarb zu Hebron, 120 J. alt.

Simferópol (tatar. Akmetſchet, türk. Akmedſchid, d. h. weiße Moſchee), die jetzige Hauptſtadt des ruſſ. Gouvernements Taurien, liegt im ſüdl. Theil der Krim, 10,14 M. nordöſtlich von Sewaſtopol und 4,3 M. von der frühern Hauptſtadt Baktſchiſarai, an dem Fluſſe Salgir und den nordweſtl. Vorbergen des tauriſchen Hochlandes und gewährt, von reizenden Villen, Obſthainen und prachtvollen Gärten umgeben, von den Anhöhen aus betrachtet, einen überaus maleriſchen Anblick. Beſonders ſchön iſt der neuere Theil der Stadt, der in den letzten Jahrzehnten viele ſtattliche Krongebäude erhalten hat; dagegen iſt die ſog. Tatarenſtadt, welche den großen Bazar enthält, eng, winkelig und unrein. S. zählt 17061 E. (1863), iſt der Sitz eines Gouverneurs, eines Muſti, einer Medicinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Meßcomptoir und zweier Curatel-Gefängnißcomités, hat eine prächtige, in venet. Geſchmack erbaute Kathedrale, fünf andere griech.-ruſſ. Kirchen, eine luth. Kirche, ein armen. Bethaus, vier Moſcheen und eine Synagoge, ein Gymnaſium mit einer Abtheilung zur Bildung tatar. Lehrer, eine ruſſ. Kreisſchule und mehrere tatar. Schulen, eine Wohlthätigkeitsanſtalt und verſchiedene Fabriken. Die Stadt iſt der Stapelplatz aller Producte und Waaren der Krim. Der Handel wird beſonders durch zwei Wochen- und vier Jahrmärkte gehoben, und man findet hier ſtets ein buntes Völkergewühl von Ruſſen, Tataren, Armeniern, Griechen, Deutſchen, Juden und Zigeunern. Es gehen von hier jährlich Tauſende von Fuhren mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Walnüſſen, krimſchen Nüſſen (fundaki) und Wein über Perekop nach Cherſon, Charkow u. ſ. w. bis nach Moskau.

Simla, eine der berühmteſten Geſundheitsſtationen oder Sanitarien in Britiſch-Oſtindien, $4^3/_4$ M. im Nordweſten von Subathu, 40 M. im Norden von Delhi, 238 M. im Nordweſten von Kalkutta, zwiſchen dem Setledſch und der Dſchamna in den Voralpen des Himalaja, nach Schlagintweit 6713, nach Thornton 7378 par. F. über dem Meere gelegen, ſeit 1815 dem brit. Gebiete einverleibt und jetzt zum Vicegouvernement Pendſchab gehörig, beſteht aus etwa 500 europ. Häuſern, welche auf einem ſchmalen, im Oſten mit dem 400 F. höhern Dſchakoberge (Jako Peak) endigenden Berggrat und deſſen Ausläufern zerſtreut liegen, und hat im Winter etwa 2000, in der heißen Jahreszeit aber, da hier die Generalgouverneure (zuerſt 1827 Lord Amherſt) ihre Sommerfriſche errichteten, über 20000 E. Es befindet ſich hier eine engl. Kirche und ſeit 1841 ein magnetiſch-meteorolog. Obſervatorium. Die mittlere Jahrestemperatur überſteigt nicht 13° R.; der Sommer hat ſelten 26°. Der Winter zeigt ſich jedoch zuweilen ſtreng, ſodaß im Febr. ſchon 6—8 F. hoher Schnee gelegen hat, der erſt im Mai ganz weg-

geſchmolzen iſt. Die im tropiſchen Klima erkrankten indobrit. Militärs und Beamten geneſen hier bald. Die Ausſicht nach Norden bis zu den höchſten Schneeketten des Himalaja, nach Süden in das Tiefland iſt großartig.

Simmen, Thal und Fluß im ſüdweſtl. Theile des Berner Oberlandes, öſtlich vom Saanenthal, vom Grenzgebirge gegen den Canton Wallis bis zum Thunerſee ſich hinziehend. Die Große S. entſpringt aus dem Räzliberggletſcher und aus einem kleinen Alpenſee nächſt dem in das Wallis führenden gefährlichen und beſchwerlichen Rawylpaſſe und bildet in ihren obern Theilen einige ſehenswerthe Waſſerfälle. Sie nimmt bei dem Dorfe Zweiſimmen die Kleine S. auf und vereinigt ſich vor ihrem Einfluſſe in den Thunerſee mit der Kander. Das Simmenthal iſt bei ſehr geringer Breite 13 St. lang und reich an Bildern der Kleinromantik, wird aber wenig von Touriſten beſucht. Es hat fette, fruchtbare Alpen, und die Einwohner liegen deshalb ausſchließlich der Sennerei ob. Ihr Vieh (eine eigene Raſſe) gilt als das ſchönſte im Canton Bern, und ihre Kühe werden denen des Saanenthales gleichgeſchätzt. Ziemliche Wohlhabenheit gibt ſich durch die koloſſalen, in behäbigem Stile erbauten Häuſer zu erkennen. Das Thal bildet die Amtsbezirke Ober- und Niederſimmenthal, die 1860 je 7826 und 10211 E. zählten. Beide haben mehrere ſtattliche Dörfer. Der Hauptort von Oberſimmenthal iſt Zweiſimmen mit 2028 E., einem Arbeits- und Waiſenerziehungshauſe und dem $^1/_4$ St. entfernten Amtsſitz Blankenburg, einem reſtaurirten Schloſſe der vormaligen Edeln von Blankenburg. Etwa $2^1/_2$ St. weiter liegt das Dorf Lenk oder An der Lenk mit 2269 E. und dabei das Bad Hohenliebe mit ſchwefelwaſſerſtoffhaltiger Quelle. In Niederſimmenthal iſt der Hauptort Wimmis mit 1278 E. und einem Schloſſe. Unweit Därſtetten liegt das Buntſchi- oder Weißenburger Bad in einer äußerſt engen Thalſchlucht. Das Waſſer der ſaliniſchen Gipstherme von 19° R. hat in ſeinen feſten Beſtandtheilen viel Aehnlichkeit mit dem Waſſer von Leuk.

Simmer (Simri, Simra, Sömmer, Sümmer), ein Getreidemaß in Würtemberg (zu 22,132 Liter), Rheinbaiern ($12^1/_2$ Liter), Heſſen-Darmſtadt (32 Liter), Sachſen-Koburg (für Weizen, Roggen und Hülſenfrüchte 88,946, für Gerſte, Hafer und Dinkel 110,449 Liter), Frankfurt a. M. (28,692 Liter) und Hanau (30,53 Liter), früher auch in einigen altbair., bad. und rheinpreuß. Orten ſowie in Naſſau.

Simmern, Kreisſtadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, auf der ſüdl. Abdachung des Hundsrück, 1048 rheinländ. F. über dem Meer, an der in die Nahe fließenden Simmer oder Simmerbach gelegen, hat eine Pfarrkirche mit ausgezeichneten Denkmälern des pfalzgräfl. Hauſes S. und zählt 2591 E. (1864), die Meſſerfabrikation, Flachsbau, Lohgerberei und Ausbeutung eines Eiſenlagers betreiben. Der Ort iſt die alte Hauptſtadt des ehemaligen Fürſtenthums S., das, 1410 von einer pfälziſch-zweibrückiſchen Linie gegründet, ſpäter mit der Kurpfalz vereinigt wurde (ſ. Pfalz), 1801 an Frankreich und 1815 an Preußen fiel und auf die Kreiſe S. und Kreuznach vertheilt wurde. Am 3. Jan. 1814 wurden bei S. die Franzoſen von den Preußen in einem Gefecht zurückgetrieben. Der Kreis S., aus Theilen des Fürſtenthums S. und der Hintergrafſchaft Sponheim zuſammengeſetzt, zählte auf 10,37 Q.-M. 37549 E., darunter etwa 22000 Evangeliſche, 15000 Katholiken und gegen 600 Juden. Sponheimiſch waren die Stadt Kirchberg mit 1471 und der Flecken Kaſtellaune mit 1300 E.

Simms (William Gilmore), amerik. Dichter, geb. 1806 zu Charleſton in Südcarolina, zeigte früh Anlage und Neigung zur Dichtung und gab ſchon im 18. J. einen Band Gedichte heraus, dem er bald mehrere folgen ließ. 1828 wurde er zwar Advocat, wendete ſich aber bald der Tagespreſſe zu und büßte dabei ſein Vermögen ein. Er zog 1832 nach dem Norden, wo er im folgenden Jahre zu Neuyork ſein vorzüglichſtes Gedicht «Atalantis» herausgab. Eine ziemliche Anzahl Romane folgten, wie «Martin Faber» (1833) «Guy Rivers» (1834) «The Yemassee», «The partisan», «Carl Werner» und «The damsel of Darien», welche namentlich in den ſüdl. Staaten, deren Sitten ſie ſchildern, großen Beifall fanden und theilweiſe auch verdienen. 1839 erſchienen ſeine «Southern passages and pictures» und bald darauf ein epiſches Gedicht «Florida». Auch gab er eine Geſchichte von Südcarolina heraus. Später kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er noch den Roman «Marie de Bernières», das Gedicht «The city of the silent» (Charleſton 1851) und anderes ſchrieb und auch vielfach für literariſche Zeitſchriften, wie die «Southern review» und die neuyorker «Literary world», thätig war. Reiche Einbildungskraft, ſchöner Versbau und gutgewählte Bilder zeichnen ſeine Gedichte aus, die aber bisweilen an Dunkelheit leiden. Unter ſeinen vielen Schriften ſind noch zu erwähnen: «The sword and the distaff» (Philad. 1853), «South-Carolina in the revolution», Biographien der Generale Marion, Greene u. a., «Egeria, or thoughts and counsel

for the wayside». Ferner gab er unter dem Titel «A supplement to Shakespeare» sieben dem Shakspeare fälschlich zugeschriebene Dramen heraus. Im Bürgerkriege war er als Südcaroliner Secessionist und schrieb auch einige Poesien secessionistischen Inhalts.

Simolin, ein in Kurland und Preußen ansässiges freiherrliches Geschlecht, welches in gerader Linie von dem berühmten ungar. Hause der Báthory (s. d.) abstammt. Graf Georg Báthory, der Bruder jenes Ladislaus Báthory, der die fürstl.-königl. Linie der Báthory von Somlyo stiftete, wurde durch seinen Enkel Michael (gest. nach 1470), den Gemahl der Sophia von Simony, der Erbtochter eines kumanischen Geschlechts, der Stammvater eines andern Zweiges des Hauses Báthory, der sich Báthory von Simony oder, latinisirt, Simolinus nannte, und von welchem die Grafen Báthory-Simolin in Kurland und Preußen als directe Nachkommen in der Schwertlinie zu betrachten sind. Als Ahnherr dieser letztern ist Andreas Karl Báthory von S. (geb. 1596), vermählt mit Anna Maria von Szirmay, zu nennen, der durch die Wechselgeschicke des Dreißigjährigen Kriegs nach Schweden versetzt, in seiner Descendenz dem sonst erloschenen Hause der Báthor neuen Glanz verlieh. Sein Urenkel, Johann Matthias (geb. 1690), der sich dem geistlichen Stande widmete und von Åbo nach Reval übersiedelte, wo er 1740 als schwed. Propst verstarb, hatte aus seiner Ehe mit Katharine von Rothkirch zwei Söhne. — Der ältere dieser Brüder, Karl Gustav Alexander, Freiherr von S., geb. 10. Mai 1715 zu Åbo, begann früh mit seinem jüngern Bruder unter der Leitung des Reichskanzlers Ostermann seine öffentliche Laufbahn. Als Bestuschew an das Ruder kam, ward er zu verschiedenen bedeutenden Missionen verwendet. Als Ministerresident der Kaiserin Elisabeth 1756 nach Kurland gesandt, vertrat er in Mitau mit Energie die Interessen Rußlands bis an sein Lebensende. Seinem langjährigen Wirken war es allein zuzuschreiben, wenn die kurländ. Stände später der Kaiserin Katharina als Landesherrin huldigten. Karl Gustav starb 27. Aug. 1777 auf einer Badereise zu Spaa. Er war nebst seinem Bruder 1754 vom Kaiser Franz in die deutsche Reichsritterschaft aufgenommen und 10. Mai 1775 vom Könige Stanislaus August von Polen für alle seine ehelichen Nachkommen in den Freiherrenstand erhoben worden. Aus der Ehe Karl Gustav's mit Anna Dorothea von Korff entsprossen drei Söhne: Karl Nikolaus (geb. 1756, gest. 1796), Gustav Johann (geb. 1759, gest. 1798) und Alexander Christoph (geb. 1766, gest. 1832). Zu den Kindern des erstern zählt Alexius, Freiherr von S., geb. 1. April 1788, gest. als preuß. General a. D. zu Düsseldorf 5. Juli 1866 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Elise, vermählte Freifrau von Barst. Von dem ältesten Bruder des Generals erblühten mehrere Söhne, die sich im russ. Militär- wie Civildienste bemerkbar gemacht. Der zweite Sohn Gustav Johann's war der Stifter des Majorats Perbohnen in Kurland, dessen Familie noch gegenwärtig in zahlreicher Nachkommenschaft fortblüht. Der dritte Sohn des russ. Ministers: Alexander Christoph, der sich bei der Gesandtschaft seines Oheims, des russ. Botschafters am Hofe von Versailles, mit diesem zugleich um die Errettung der unglücklichen königl. Familie einen rühmlichen Namen erwarb, erbte die Groß-Dselden'schen Güter in den baltischen Landen und hinterließ von seiner Gemahlin, Charlotte von Osten-Sacken, nur einen Sohn, den Freiherrn Alexander Heinrich von S., geb. 17.(29.) Juni 1800. Derselbe ist königl. preuß. Kammerherr und hat sich als lyrischer Dichter sowie als Schriftsteller im Fache der Genealogie, Heraldik und Alterthumskunde hervorgethan. Durch Verheirathung mit Luise, der Erbtochter der Herren von und zu Wettbergen, welcher die Herrschaft Groß-Altdorf in Kurland zufiel, vererbte sich dieser Grundbesitz auf seinen einzig noch lebenden Sohn Alexander Georg (geb. 1836) in der Art, daß derselbe nach dem Tode der Mutter berechtigt wurde, mit den genannten Gütern auch den Namen und das Wappen des erloschenen Hauses Wettbergen anzunehmen. — Der jüngere Bruder Karl Gustav's, der Freiherr Johann Matthias von S., geb. 17. Juli 1720 zu Åbo, war 1776 als Gesandter der Kaiserin Katharina zur Reichsversammlung nach Regensburg gekommen und begleitete später als diplomatischer Rathgeber den Grafen Romanzow in den türk. Feldzug. Nachdem er dort 30. Mai 1771 den Waffenstillstand von Giurgewo geschlossen, war er 1773 als Gesandter in Kopenhagen und einige Jahre später in Stockholm thätig, wo aber König Gustav III. ihn bei dem damaligen Parteienkampfe für gefährlich hielt und seine Abberufung beantragte. Hierauf ging er 1780 als Botschafter nach England, wo er wegen der bewaffneten Seeneutralität Rußlands in die schwierigste Stellung gerieth. Als Gesandter in Paris, seit 1787, fand er beim Ausbruche der Revolution Gelegenheit, seine Talente an den Tag zu legen. Er war es, der der Königin Marie Antoinette 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß ausstellte und hierzu die Unterschrift des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten,

des Grafen Montmorin, erzwang. Nachdem er Frankreich verlaſſen hatte, lebte er mehrere Jahre, von Geſchäften zurückgezogen, in Frankfurt a. M., bis ihn ſeine Ernennung zum Präſidenten des Reichsjuſtizcollegiums nach Rußland zurückrief. Auf der Reiſe dahin ſtarb er unvermählt zu Wien 19. Sept. 1799 mit Hinterlaſſung eines zwar durch die ſchweren Opfer, welche er den Bourbonen gebracht, ſehr geſchmälerten, aber immer noch beträchtlichen Vermögens, welches er den Kindern ſeines Bruders vermachte. Durch ein 12. Oct. 1852 ergangenes Rechtsgutachten der Juriſtenfacultät zu Leipzig ward den Freiherren von S. das Recht auf Namen und Titel von Grafen Báthory zugeſprochen und durch Beſchluß des petersburger Senats vom 20. Aug. 1867 wurden ſie auch als directe Nachkommen in der Schwertlinie von Michael Bathor (vermählt 1432 mit Sophie von Simony) anerkannt. Vgl. Stramberg, «Das Haus Báthory in ſeinen Verzweigungen bis auf den heutigen Tag» (Berl. 1853) und Alexander Freiherr von S., «Stammtafeln des edeln Geſchlechts der Báthory von S.» (Berl. 1855), beide als Manuſcript gedruckt.

Simon, einer der Brüder Jeſu, Sohn des Joſeph und der Maria, wird fälſchlich mit S., Sohn des Klopas, identificirt, welcher nach der Tradition der Nachfolger des Jakobus auf dem Biſchofsſtuhle zu Jeruſalem geweſen ſein ſoll und ebenfalls als ein Verwandter Jeſu bezeichnet wird. Der Verſuch, ihn zu einem Vetter Jeſu zu machen, beruht auf Misverſtändniß und dogmatiſchem Intereſſe. Der Biſchof S. wurde unter Trajan ans Kreuz geſchlagen und ſoll 120 J. alt geworden ſein. Ueber die Zeit ſeiner Kreuzigung ſchwankt die Kritik; die einen ſetzen ſie ins J. 116 n. Chr., die andern bald nach 103 n. Chr. In der röm. Kirche iſt ihm der 18. Febr., in der griechiſchen der 27. April geweiht. — S. der Kananiter, d. h. wol aus Kana gebürtig, wird in ſämmtlichen Apoſtelverzeichniſſen als einer der Zwölf aufgeführt. Lukas nennt ihn «den Eiferer», wie es ſcheint nach einer falſchen Auslegung ſeines hebr. Beinamens. Näheres über ihn weiß man nicht. Er ſoll der kirchlichen Sage nach in Aegypten und Perſien das Chriſtenthum gepredigt, Biſchof von Jeruſalem geweſen, auch in Britannien gelehrt und unter Trajan den Märtyrertod geſtorben ſein. — Simon Petrus, ſ. Petrus.

Simon (Jules), eigentlich Suiſſe (Jules François Simon), franz. Philoſoph, geb. 31. Dec. 1814 zu Lorient (im Morbihan), widmete ſich, nach Beendigung ſeiner Schulſtudien, dem öffentlichen Lehrfache und trat 1832 in die Normalſchule zu Paris, wo Couſin ſeinen tüchtigſten Schüler an ihm hatte, und ihm 1837 den Vortrag über die Geſchichte der Philoſophie übertrug. 1839 wurde er Couſin's Stellvertreter an der Sorbonne, und dieſes Lehramt verſah er 12. J. hindurch mit vielem Erfolg. Nach der Februarrevolution 1848 im Departement der Côtes-du-Nord zum Abgeordneten gewählt, ſchloß er ſich der gemäßigten republikaniſchen Partei der Conſtituirenden Verſammlung an. Seine Vorleſungen an der Sorbonne wurden 1851 durch einen ſpeciellen Beſchluß der Staatsbehörde eingeſtellt, und bald nachher brachte ihn die Verweigerung des Huldigungseides vollends um ſeine Profeſſur. Aus dem öffentlichen Unterricht in Frankreich entfernt, wurde er mehreremal (1855 und 1856) nach Belgien berufen, um daſelbſt in den vornehmſten Städten, in Gent, Lüttich, Antwerpen, Vorträge über Philoſophie zu halten, die überall lebhaften Anklang fanden. 1863 ward er von der Akademie der Wiſſenſchaften als Mitglied aufgenommen, außerdem vom Loire-Departement als Oppoſitionscandidat in den Geſetzgebenden Körper abgeordnet, wo er einer der tüchtigſten Redner der liberalen Minorität war und ſogar von der ultraconſervativen Majorität gern gehört wurde. In ſeinem außerparlamentariſchen Leben ließ er ſich beſonders die Verbreitung des Volksunterrichts und die Verbeſſerung der Lage der Arbeiterinnen angelegen ſein und wirkte dafür auch mit Erfolg. Einige von ſeinen verſchiedenen Schriften bezeugen gründliche Specialſtudien; alle aber ſind bemerkenswerth durch das Talent der Darſtellung, die Selbſtſtändigkeit und Tüchtigkeit der Auffaſſung. Insbeſondere ſind hervorzuheben: «Histoire de l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1844—45); «Le devoir» (Par. 1854, 6. Aufl. 1859); «La religion naturelle» (Par. 1856, 5. Aufl. 1859); «La liberté de conscience» (Par. 1859 u. öfter); «La liberté» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1859), ein intereſſantes Werk, in welchem die Philoſophie auf Politik und Staatswirthſchaft ihre Anwendung findet. Außerdem ſind noch zu erwähnen: «L'ouvrière» (1863) und «L'école» (1864), ein Manifeſt für den unentgeltlichen und obligatoriſchen Primarunterricht.

Simon (Richard), einer der gelehrteſten und freimüthigſten Theologen ſeiner Zeit, geb. zu Dieppe 13. Mai 1638, machte daſelbſt ſeine Studien, trat auf Anrathen des Pater Fournier in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ dieſe aber wieder und ſtudirte in Paris. Er ging 1679 nach Bolleville als Prieſter, wo er bis 1682 blieb, lebte dann abwechſelnd in Dieppe und Paris und ſtarb 11. April 1712 zu Dieppe. Mit tiefer Gelehrſamkeit und kühnem Geiſte bekämpfte er als Kritiker die Autorität der kirchlichen Tradition über den Urſprung,

die Integrität und die Auslegung der Heiligen Schrift, bahnte in dieser Beziehung für die Protestanten den Weg der freien Forschung an, zog sich aber auch dadurch heftige Angriffe zu. Aus Furcht vor den Jesuiten verbrannte er noch zuletzt seine Handschriften. S.'s wichtigste kritische Schriften über die Bibel, vornehmlich über das Neue Testament, wurden von Cramer übersetzt (3 Bde., Halle 1776—80).

Simonianer ist der Name einer gnostischen Partei des 2. Jahrh., welche auf Simon Magus, einen schon in der Apostelgeschichte erwähnten samaritanischen Zauberer, zurückgeführt wird. Nach Justin dem Märtyrer, welcher den Magier indessen mit dem syr. Sonnengotte verwechselt, wäre er aus dem Flecken Gitton in Samaria gebürtig gewesen, und von den meisten Samaritanern als höchste Gottheit zugleich mit seiner Genossin, der Buhlerin Helena (d. h. der Mondgöttin), verehrt worden. Geschichtlich steht aber nicht einmal die Persönlichkeit jenes Simon sicher. In der judenchristl. Sage, wie sie namentlich in den clementinischen Recognitionen und Homilien erscheint, ist unter der Maske desselben kein Geringerer als der Apostel Paulus verborgen, der dem echten Simon, dem Apostel Petrus, überall als Widersacher gegenübertritt, von diesem aber immer aufs neue in Disputationen besiegt, über Land und Meer verfolgt und schließlich in Rom, wo der Magier gen Himmel zu fahren versucht, als Betrüger entlarvt und schmählich gestürzt wird. Auch die Erzählung der Apostelgeschichte von dem Versuche des Magiers, die Gabe der Geistesmittheilung, d. h. das Apostolat, von Petrus und Johannes durch Geld zu erkaufen, scheint ursprünglich auf einer gehässigen judenchristl. Auslegung der von Paulus gesammelten Geldspende für die Gemeinde zu Jerusalem zu beruhen, obwol der paulinische Verfasser der Apostelgeschichte selbst diese Deutung abgeschnitten und der Magier sorgfältig von dem Apostel Paulus unterschieden wird. Bei den Kirchenvätern erscheint Simon als der Erzketzer und Stammvater aller gnostischen Sekten. So unhistorisch diese Auffassung ist, so hat es doch wirklich eine gnostische Sekte der S. gegeben, welche den Simon für eine Offenbarung des höchsten Gottes betrachteten. Im übrigen haben die simonianischen Meinungen viele Aehnlichkeit mit denen der Ophiten (s. d.). Unter beiden Parteien war gegen Ende des 2. Jahrh. eine angeblich von Simon selbst herrührende Schrift: «Die große Verkündigung», verbreitet, welche eine unter stoischen Einflüssen vollzogene Fortbildung älterer gnostischer Lehren darstellt.

Simonides ist der Name zweier berühmter griech. Dichter. Der ältere, von der Insel Amorgos (nach andern von Samos), um 660 v. Chr. blühend, verfaßte iambische Gedichte in wenigstens zwei Büchern, von denen uns mehrere Fragmente erhalten sind, darunter ein ziemlich umfangreiches, welches eine spöttische Schilderung der Weiber nach verschiedenen Klassen, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten von verschiedenen Thieren hergeleitet werden, enthält. Sie sind am besten bearbeitet von Welcker (Bonn 1835) in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Sect. 2, Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1866). — Bedeutender noch ist S., der Sohn des Leoprepes, aus Julis auf der Insel Keos, der mit Pindar (s. d.) die höchste Blüte der lyrischen Dichtung der Griechen vertritt. Geb. 557 v. Chr., trat er zuerst in Karthäa, einer Stadt seiner Heimatsinsel, als Dichter von Chorgesängen bei Festen des Apollon auf, ging dann nach Athen an den Hof der Pisistratiden und nach Vertreibung derselben nach Thessalien an den Hof der Skopaden, der Dynasten von Kraunon. Vom Beginn der Perserkriege an war er wieder im eigentlichen Hellas und hielt sich wol meist in Athen, wo er mit Themistokles, und in Sparta, wo er mit Pausanias in Verbindung stand, auf. Sein Ruhm als Dichter war schon damals so groß, daß ihm eine Anzahl griech. Staaten Aufträge gaben, die bedeutendsten Ereignisse der Perserkriege theils durch größere Dichtungen, theils durch Epigramme für die Gräber ihrer in den verschiedenen Schlachten gefallenen Bürger zu verherrlichen, sodaß er gewissermaßen als officieller Dichter der gegen Persien verbündeten Hellenen in jener Zeit betrachtet werden kann. 477 v. Chr. folgte der bereits 80jährige Dichter einer Einladung des Hieron nach Syrakus und lebte dort zugleich mit seinem Neffen Bacchylides und mit Pindar in hohem Ansehen bis zu seinem im J. 468 v. Chr. erfolgten Tode. Wenn S. auch in Hinsicht der natürlichen Begabung und des hohen dichterischen Schwungs hinter seinem Zeit- und Kunstgenossen Pindar zurückstand, so übertraf er diesen doch in Bezug auf verständige Klarheit und maßvolle Feinheit des Ausdrucks. Er hat sich fast in allen Gattungen der Lyrik, außerdem auch in der elegischen und epigrammatischen Dichtung mit Erfolg versucht; den meisten Beifall aber erntete er bei der Mit- und Nachwelt für seine Threnoi, Trauergesänge voll wehmüthiger Klage, und seine Epigramme. Die leider nur trümmerhaften Reste seiner Dichtungen sind am besten behandelt von Schneidewin (Braunschw. 1835, und im «Delectus poesis Graecorum», Gött. 1839) und von Bergk in den «Poetae lyrici Graeci» (2. Aufl.,

Lpz. 1853). Vgl. Richter, «S. der Aeltere von Keos» (Schleuf. 1836). — Ein jüngerer S. von Keos, ein Enkel des lyrischen Dichters, schrieb ein genealog. Werk in drei Büchern und eine Schrift «Ueber Erfindungen».

Simonie heißt im Kirchenrechte die Erwerbung geistlicher Aemter und Pfründen durch Kauf und Bezahlung oder durch Bestechung und andere Schleichwege, desgleichen der Mißbrauch des Verleihungs- und Ernennungsrechts. Sie ist in den Kirchengesetzen aller Religionsparteien verpönt, doch nirgends schlimmer als in Rom geübt worden. Der Name rührt von Simon Magus (s. Simonianer) her, der, wie die «Apostelgeschichte» erzählt, die Mittheilung des Heiligen Geistes durch Auflegung der Hände von den Aposteln für Geld zu erlangen suchte.

Simplicissimus heißt der Held eines berühmten Romans aus dem 17. Jahrh., der neuerdings Grimmelshausen (s. d.) zugeschrieben worden ist.

Simplicius, ein peripatetischer Philosoph des 6. Jahrh. n. Chr., schrieb zum Theil wohlgedachte und lehrreiche Commentare über des Aristoteles Schriften «Von der Seele», «Von dem Himmel», «Die Physik» und «Die Kategorien» und einen Commentar über Epiktet's «Enchiridion». Jene findet man zum Theil in den ältern Ausgaben des Aristoteles, diesen in den Ausgaben des Epiktet.

Simplon, ital. Sempione, ein 10800 F. hoher Berg in dem schweiz. Canton Wallis, am nordöstl. Abschlusse der Penninischen Alpen, welche Savoyen und Piemont von Wallis scheiden. Durch eine am Westfuße des Berges in 6174 F. Höhe liegende Senkung zieht sich eine 14 St. lange herrliche Kunststraße, die Simplonstraße, über Galerien, Felsendurchgänge und 264 Brücken aus dem Rhônethal ins Tosathal. Sie beginnt in 2250 F. Höhe bei Brieg und führt nach dem 1840 auf der höchsten Paßstelle erbauten Hospiz, welches jährlich 12000 Reisende beherbergt. Am südl. Abhange schneidet sie bei dem Dorfe Sempione (Simpeln) mehrere Gletscher und gelangt über den Wasserfall der Daveria nach Domo d'Ossola. Napoleon ließ in den J. 1802—6 diese Straße auf Kosten der franz. und mailändischen Regierung mit einem Aufwande von 18 Mill. Frs. erbauen. 109 v. Chr. kam es am S. zum Kampfe zwischen den Cimbern und Römern. 1799 hatten hier die Oesterreicher ein Gefecht mit den Franzosen zu bestehen, und 1814 drang ein ital. Corps über den S., den die Oesterreicher nur schwach besetzt hatten, wurde aber vom walliser Landvolke überfallen und zerstreut. Als die Republik Wallis 1810 mit dem Kaiserreiche vereinigt wurde, erhielt das Land den Namen des Depart. Simplon.

Simrock (Karl), deutscher Dichter und Germanist, besonders bekannt als ausgezeichneter Uebersetzer älterer deutscher Dichtungen, geb. 28. Aug. 1802 in Bonn, wo sein Vater, Nikolaus S., eine angesehene Musikalienhandlung begründet hatte, erhielt seine Schulbildung in dem damals franz. Lyceum daselbst und widmete sich dann seit 1818 auf der neuerrichteten Universität zu Bonn rechtswissenschaftlichen Studien, die er 1822 in Berlin fortsetzte. 1823 trat er als Auscultator in den preuß. Staatsdienst und wurde 1826 Referendar. Seine Mußestunden benutzte er zum Studium der ältern deutschen Literatur sowie zu eigenen poetischen Arbeiten. Ein Gedicht, zu dem ihn die ersten noch unvollkommenen Nachrichten von der franz. Julirevolution hinrissen, führte seine Ausschließung vom preuß. Staatsdienst herbei. S. lebte seitdem unabhängig seinen literarischen Neigungen zu Bonn, wo er sich später an der Universität habilitirte und 1850 auch die ord. Professur der altdeutschen Literatur erhielt. Er veröffentlichte eine lange Reihe von Werken, in denen er nicht nur seine dichterische Befähigung, namentlich für die epische Gattung, sondern auch eingehende und ausgebreitete Kenntniß der ältern deutschen Literatur sowie der des abendländ. Mittelalters überhaupt bekundete. Wie kein anderer lebte er sich dichterisch in das deutsche Nationalepos ein und setzte dasselbe theils in die heutige Sprache um, theils lieferte er selbständige Nachdichtungen. Seinen literarischen Ruf begründete er mit der meisterhaften Uebertragung des «Nibelungenlied» (Berl. 1827; 17. Aufl., Stuttg. 1867). Vortrefflich ist auch die Uebersetzung und Erläuterung Walther's von der Vogelweide (2 Bde., Berl. 1833; 2. Aufl., Lpz. 1853), die er mit Wackernagel gemeinschaftlich bearbeitete. Außer der Uebertragung der von Lachmann für echt erklärten «Zwanzig Lieder von den Nibelungen» (Berl. 1840) sind noch hervorzuheben die neuhochdeutschen Uebersetzungen des «Armen Heinrich» (Berl. 1830) des Hartmann von Aue, des «Parzival» und «Titurel» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1857) von Wolfram von Eschenbach, des «Tristan» (Lpz. 1852) von Gottfried von Strasburg, des «Wartburgkrieg», der «Minnelieder» u. s. w. Diesen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit reihten sich die gelungenen Uebersetzungen der «Edda» (Stuttg. 1851; 3. Aufl. 1864), des «Beowulf» und des «Heliand» an. Freier bewegte sich S. in der Bearbeitung des «Guten Gerhard» nach Rudolf von Ems (2. Aufl., Stuttg. 1864), wie schon früher in «Salomon

und Marolf» (Berl. 1839). Unter S.'s ſelbſtändigen Nachdichtungen nimmt das von friſchem poetiſchem Geiſte durchdrungene Epos «Wieland der Schmied» (Bonn 1835) den erſten Rang ein. Eine poetiſche Darſtellung der geſammten deutſchen Heldenſage, theils durch Ueberſetzungen, theils durch eigene Dichtungen, bot er in dem «Heldenbuch» (6 Bde., Stuttg. und Tüb. 1843—49), welches die «Gudrun», die «Nibelungen», «Das kleine Heldenbuch» und «Amelungenlied» (welches durch «Wieland der Schmied» eröffnet wird) umfaßt. Unter S.'s wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ſind beſonders das «Handbuch der deutſchen Mythologie» (2. Aufl., Bonn 1864) nebſt einigen kleinern Schriften zur deutſchen Mythologie und die Abhandlung «Ueber die Nibelungenſtrophe» (Bonn 1858) hervorzuheben. Viele Anerkennung fanden «Die Rheinſagen» (5. Aufl., Bonn 1857), «Deutſches Kinderbuch» (2. Aufl., Frankf. 1857), «Deutſche Märchen» (Stuttg. 1864) und vor allem die von ihm veranſtaltete Ausgabe der «Deutſchen Volksbücher», von welcher 1839—67 (anfangs zu Berlin, dann zu Frankfurt) 55 erſchienen ſind. Dieſen ſchließt ſich der gelungene Verſuch einer Herſtellung des Puppenſpiels von Dr. Fauſt (Frankf. 1846) an. Ueberdies ſind von S.'s Beiträgen zur Kunde der ältern deutſchen Literatur noch zu nennen «Lauda Sion» (Köln 1850), eine Ueberſetzung der beſten altchriſtl. Kirchenlieder, und die «Deutſche Sionsharfe» (Elberf. 1857), eine Sammlung der beſten ältern deutſchen geiſtlichen Lieder. Die deutſche Shakſpeare-Literatur hat er durch die von ihm mit Echtermeyer und Henſchel herausgegebenen «Quellen des Shakſpeare in Novellen, Märchen und Sagen» (3 Bde., Berl. 1831) und eine Uebertragung der «Gedichte» Shakſpeare's (Stuttg. und Tüb. 1867) bereichert. Endlich ſind von ſeinen Schriften noch zu erwähnen: «Novellenſchatz der Italiener» (Berl. 1832), die Ueberſetzung von Tegnér's «Frithjofs-Sage» (Stuttg. 1863) und «Das maleriſche und romantiſche Rheinland» (4. Aufl., Bonn 1865). Seine eigenen Gedichte, von denen er eine Sammlung (Lpz. 1844) veranſtaltete, enthalten manches friſche Lied ſowie eine Anzahl echter Romanzen und Balladen.

Simſon, einer der gefeiertſten Nationalhelden der alten Hebräer, gehörte nach der bibliſchen Ueberlieferung dem Stamme Dan an und war 20 J. Richter in Juda. Die hebr. Sage weiß viel von ſeinen Heldenthaten im Kampfe mit den Philiſtern und ſeiner ungeheuern Körperkraft zu erzählen. So tödtete er unbewaffnet einen Löwen, hob die Thorflügel in Gaza aus und trug ſie auf einen Berg, band 300 Füchſe mit den Schwänzen zuſammen und brennende Fackeln daran und jagte ſie in die Felder der Philiſter. Den Philiſtern ausgeliefert, zerriß er die ihm angelegten Feſſeln und erſchlug mit einem Eſelskinnbacken 1000 ſeiner Feinde. Endlich erlag er der Liſt der Delila, die ihm im Schlafe ſeine Haare, den Sitz ſeiner Stärke, abſchnitt. Gefangen und der Augen beraubt, mußte er nun als Sklave in einer Mühle zu Gaza arbeiten. Nach einem Jahre bei einem Feſte in den Tempel gebracht, waren ſeine Haare und mit ihnen ſeine Kräfte dermaßen wieder gewachſen, daß er die Säulen des Tempels niederriß und ſich und die Philiſter unter den Ruinen begrub. Der neuerdings wieder von Steinthal ſcharfſinnig durchgeführte Verſuch, den S. mit dem phöniz. Herakles, dem Sonnengotte, zu erklären, ſcheitert an den durchweg nationalen Motiven der Sage. Vgl. Roskoff, «Die Simſonſage» (Lpz. 1860).

Simſon (Martin Eduard), bekannt durch ſein parlamentariſches Wirken, geb. 10. Nov. 1810 zu Königsberg, Sohn eines Kaufmanns, widmete ſich ſeit 1826 auf der dortigen Univerſität dem Studium der Staats- und Rechtswiſſenſchaft und beſuchte, nachdem er Oſtern 1829 die juriſt. Doctorwürde erworben, bis Oſtern 1831 zu weiterer Vorbereitung auf das akademiſche Lehramt die Univerſitäten Berlin und Bonn. Auf letzterer genoß er beſonders den Unterricht Niebuhr's, deſſen Rath ihn auch 1830 nach Paris führte. Nach der Rückkehr nach Königsberg begann S. ſeine Vorträge über röm. Recht und erhielt 1833 eine außerord. Profeſſur. Im Jan. 1834 wurde er zum Mitgliede des Tribunals für das Königreich Preußen berufen. Im Mai 1836 erfolgte ſeine Ernennung zum ord. Profeſſor der Rechte und 1846 zum Rath an dem genannten Tribunal. Auf einer Reiſe nach England 1847 machte er ſich mit den Inſtituten des Geſchworenengerichts und der Friedensrichter ſowie überhaupt mit den engl. Verfaſſungszuſtänden bekannt. Im Mai 1848 von ſeiner Vaterſtadt Königsberg in die deutſche Nationalverſammlung gewählt, fungirte er bei deren erſter Conſtituirung als Secretär, dann ſeit Oct. 1848 als Vicepräſident derſelben und zeichnete ſich hier durch ſeine parlamentariſchen Gaben wie durch Schärfe und Sicherheit der Geſchäftsleitung ſo aus, daß er im Nov. 1848 als Reichscommiſſar zur Vermittelung in den preuß. Verfaſſungswirren nach Berlin geſandt und nach Gagern's Eintritt ins Reichsminiſterium im Dec. 1848 zum Präſidenten der Nationalverſammlung erwählt ward. Im April 1849 ſtand S. an der Spitze der Deputation, welche dem Könige von Preußen ſeine Erwählung zum deutſchen Kaiſer ankündigte. Nach dem

Scheitern dieſer Sendung lehnte er die Fortführung des Präſidiums ab und trat Ende Mai mit Gagern, Dahlmann u. a. aus der Verſammlung. Von Karlsbad aus, wohin er ſich zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit begeben hatte, nahm er lebhaften Antheil an der Zuſammenkunft in Gotha. Im Aug. 1849 trat er als Abgeordneter für Königsberg in die preuß. Zweite Kammer, wo er ſich als einer der gewandteſten Redner der conſtitutionellen Partei hervorthat. Auf dem Reichstage zu Erfurt führte er das Präſidium des Volkshauſes. Nach dem Fehlſchlagen des Unionsplans nahm er bis Mai 1852 als Mitführer der Oppoſition ſeinen Platz in der Zweiten Kammer wieder ein, lehnte aber bei den neuen Wahlen jedes Mandat ab und widmete ſich ſeit dem Herbſte des Jahres nur noch ſeinen richterlichen und akademiſchen Obliegenheiten. Erſt 1858, nach dem Eintritte der Regentſchaft, wendete S. dem polit. Leben aufs neue ſeine Thätigkeit zu und nahm von da an als Abgeordneter ſowol an den Sitzungen der preuß. Volksvertretung als auch neuerdings an den Verhandlungen des norddeutſchen Reichstags theil. 1860, wo ſeine Beförderung zum Vicepräſidenten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. d. O. erfolgte, und 1861 führte er das Präſidium im Abgeordnetenhauſe, welches ihm auch 1867 von den beiden Reichstagen des Norddeutſchen Bundes übertragen ward. Durch den Druck hat S. akademiſche Schriften und eine Geſchichte des königsberger Tribunals veröffentlicht.

Simulirte Krankheiten, d. i. vorgeſchützte Krankheiten, welche gar nicht oder doch nicht in dem vorgeblichen Maße vorhanden ſind, kommen dem Arzte ſehr oft zu unterſcheiden vor. Die Urſachen, wodurch die Menſchen zu ſolchem Betrug veranlaßt werden, ſind ſehr mannichfach. Bald iſt es nur Langeweile, Hypochondrie, bald der Zweck, vom Militärdienſte oder ſonſt aus einer unangenehmen Lage loszukommen, eine Eheſcheidung zu erzwingen, eine gerichtliche Unterſuchung nichtig oder das richterliche Urtheil milder zu machen, eine Unterſtützung zu genießen u. ſ. w. Beſonders häufig werden vorgeſchützt und ſogar nachgeahmt (erkünſtelt, morbi arte facti) die epileptiſchen und andere Krämpfe, die Geiſteskrankheiten, Hautausſchläge, Bluthuſten, Lähmungen, Krankheiten des Geſichts oder Gehörſinns. Den ſimulirten gegenüber gibt es auch diſſimulirte, d. h. verheimlichte Krankheiten, welche gleichfalls beim privaten wie beim gerichtlichen und Staatsarzte eine große Rolle ſpielen. Die Urſachen ſind hier oft Verſchämtheit (ſo geſtehen die Frauenzimmer oft ſogar dem Arzte, welchen ſie befragen, ihr eigentliches Uebel nicht ein), Furcht vor Schande, Eitelkeit, Habſucht, der Wunſch, eine Stellung zu erringen, zu heirathen, in eine Verſicherungsgeſellſchaft aufgenommen zu werden, u. dgl. m. Verheimlichte Schwangerſchaften bilden eine reichliche Quelle ſowol zu Täuſchungen der Privatärzte als zu Unterſuchungen in Criminalfällen.

Simultaneum, d. h. etwas von zwei Perſonen zugleich Beſeſſenes, nennt man vorzugsweiſe das Recht des Nebeneinanderbeſtehens der prot. und kath. Kirche in einem Staate. Ehemals machte man in Deutſchland einen Unterſchied zwiſchen nothwendigem und willkürlichem S. Das nothwendige S. trat da ein, wo im Normaljahre, dem J. 1624, der kath. und prot. Cultus in einem Lande nebeneinander geübt worden waren, das willkürliche hingegen, wenn ein Landesherr in ſeinem Lande, worin im Normaljahre ein anderer Cultus herrſchend geweſen war, denjenigen Cultus einführte, zu welchem er ſich bekannte. Doch durfte dadurch die herrſchende Kirche nicht beſchränkt werden, und überhaupt ſollte ein willkürliches S. blos in einem verpfändet geweſenen Lande eingeführt werden. In der Rheinbundsverfaſſung ſowie nachher in der Verfaſſung des Deutſchen Bundes erhielten alle dem Bunde angehörenden Länder ein volles nothwendiges S. Auch nennt man S. den Vertrag, zufolge deſſen die Glieder verſchiedener Confeſſionen an einem Orte ſich zu ihrem Gottesdienſte einer und derſelben Kirche bedienen; daher der Name Simultankirche. In derſelben Weiſe gibt es auch Simultanſchulen.

Sinai, der Berg, auf welchem dem Moſes die Zehn Gebote und die übrigen Geſetze verkündet wurden, die er den Iſraeliten gab. Nach der Ueberlieferung verſteht man darunter gewöhnlich den Gebel-Mûſa (Moſesberg) im ſüdl. Theile der Sinaitiſchen Halbinſel (Peträiſches Arabien), gegen 8000 F. hoch, mit einem nördlich angrenzenden niedrigern Vorberge, den die neuern Gelehrten gewöhnlich Horeb nennen, und nimmt dazu auch wol noch den ſüdweſtlich anliegenden Katharinenberg, der etwa 1000 F. höher iſt als der Gebel-Mûſa. Jene Ueberlieferung reicht freilich nicht über die chriſtl. Zeit hinauf und befeſtigte ſich erſt dadurch, daß der Kaiſer Juſtinian, angeblich 527, am öſtl. Fuße des Horeb, in dem Thale Schuaib das berühmte feſte Sinaikloſter mit einer Kirche der Verklärung Chriſti gründete, in welcher auch Reliquien der heil. Katharina gezeigt werden. In der frühern Zeit gab es an dem Berge noch andere Klöſter (z. B. das Kloſter der 40 Märtyrer, el-Arbain, deſſen Stelle im weſtl. Thale noch gezeigt wird), Kapellen und Einſiedeleien. Als der Berg der Geſetzgebung kann der Gebel-Mûſa nicht gelten,

ſofern kein Theil deſſelben an die nördl. Ebene (er-Râha genannt), wo das Volk lagerte, angrenzt oder auch nur von ihr aus geſehen werden kann, das Thal im Süden des Bergs aber, wohin Ritter das Lager verſetzt, zu eng iſt, wogegen der obengenannte Vorberg (Horeb) allenfalls der 2 Moſ. Kap. 19 fg. geſchilderten Scene entſpricht. Lepſius nahm den Berg Serbâl, nordweſtlich vom Gebel-Mûſa, gegen 7000 F. hoch, für den bibliſchen S., aber eine Vergleichung des Terrains mit den Angaben der Bibel läßt dieſe Annahme nicht paſſend erſcheinen.

Sinapis, ſ. Senf.

Sinclair (Sir John), ein durch gemeinnütziges Wirken ſehr berühmter Schotte, geb. 10. Mai 1754 zu Thurſo-Caſtle in der Grafſchaft Caithneß, ſtudirte in Edinburgh, Oxford und Glasgow. In dem Umgange mit Adam Smith fand er Geſchmack an nationalökonomiſchen und polit. Gegenſtänden. Einem Gerüchte am Ende des amerik. Kriegs zu begegnen, daß die Finanzen Englands unrettbar zerſtört, veröffentlichte er «Gedanken über den Zuſtand unſerer Finanzen», welche weſentlich beitrugen, den Credit des Landes auf dem Continente wiederherzuſtellen. 1780 ſchrieb er ſeine «Rechtfertigung der brit. Seemacht» und «Gedanken über die Seemacht des brit. Staats», wodurch das Vertrauen auf die brit. Flotte, das infolge der Vereinigung der franz. und ſpan. Seemacht ſehr wankend geworden war, bald wiederhergeſtellt wurde. In demſelben Jahre wurde er ins Unterhaus gewählt. Unter ſeine früheſten literariſchen Unternehmungen gehört die «Geſchichte des öffentlichen Einkommens von der früheſten Zeit bis zum Frieden von Amiens». 1793 begründete er mit Unterſtützung der Regierung das Board of agriculture, dem er auch viele Jahre vorſtand und welcher Inſtitution England die ſchnellen Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft verdankt. Eine der ſchwierigſten Arbeiten, welche er unternahm, war die «Statiſtik von Schottland» (21 Bde., 1790—97). Er beförderte auch den Bau von Brücken, Landſtraßen und Häfen in ganz Schottland und ſtiftete die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der brit. Wolle. Während des franz. Kriegs rettete er durch zweckmäßige Maßregeln in den ſchott. Hochlanden viele Tauſende von dem Hungertode. Seine letzten Tage verlebte er zu Edinburgh in literariſcher Zurückgezogenheit. Er ſtarb 20. Dec. 1835.

Sind oder Sindh, engl. Sinde oder Scinde, die weſtlichſte Provinz der indobrit. Präſidentſchaft Bombay, am untern Laufe des Indus gelegen, umfaßt das Delta dieſes Stroms und die beiden Uferlandſchaften von deſſen Mündung bis zur Südſpitze des Pendſchab und wird im Norden von letzterm, im Nordweſten und Weſten von Beludſchiſtan, im Süden vom Arabiſchen Meer und dem Rin, durch welchen ſie von Katſch (Cutch) geſchieden wird, und im Oſten von der großen indiſchen Wüſte (Thur oder Thar) begrenzt, durch welche die Grenzſcheide gegen Radſchaſtan zieht. Die Provinz zählt nach dem Cenſus von 1855 auf 2451,5 Q.-M. 1,768737 E., darunter 1,354891 Mohammedaner und 363295 Brahmaniſten. Gegenwärtig ſoll die Zahl der Geſammtbevölkerung etwa 1,900000 betragen. Lage und Geſtalt des Landes erinnern an Aegypten. Wie dort iſt hier das Flachland mittels eines herrlichen Stroms, der ſich mit vielen Armen ins Meer ergießt (ſ. Indus), in zwei Hälften getheilt, welche links und rechts eine Strecke weit ihm ihre Fruchtbarkeit verdanken, bis Sandwüſten das öſtliche, ein Geſchiebe kahler Berge das weſtl. Gebiet umgrenzen. Dem Indus oder Sindhu verdankt das Land ſeinen Namen, aber auch ſein Leben. Der Strom beginnt im April zu ſchwellen, überſchwemmt im Juni die Tiefebenen und tritt Anfang Sept. wieder in ſeine Rinnſale zurück. Das Klima iſt äußerſt ſchwül und trocken. In Hyderabad iſt die mittlere Temperatur der ſechs Sommermonate 29,5° R., und das Waſſer des Indus hat dann 25—27° Wärme. In Nord- oder Oberſind iſt der Sommer ſogar noch heißer als in Süd- oder Unterſind. Regen fällt ſehr wenig. Zu Larkhana in Oberſind vergingen ſchon drei Jahre ohne Regen. Zu andern Zeiten ſind dagegen die Regengüſſe heftig, bringen aber dann ſchlimme Krankheiten mit ſich. In ſeinen Bodenproducten und Früchten ſtimmt S. mit den ebenen Theilen des nördl. Oſtindien (ſ. d.) überein. Trauben und Obſt gibt es in Fülle, aber von ſehr mittelmäßiger Qualität. Allgemein findet man hier die Dattelpalme, welche reichliche Nahrung liefert und zur Bereitung eines ſcharfen geiſtigen Getränks benutzt wird. Man zieht viele Dromedare wegen der Milch und der Haare ſowie als Laſtthiere, Rinder wegen der Butter (Ghi) und der Häute, die beide wichtige Handelsartikel bilden, auch viel Schafe und Ziegen wegen der Wolle, der Milch und des Fleiſches. Die Pferde und Eſel ſind klein, die Maulthiere groß und vortrefflich. Ein Hauptnahrungsmittel der geringern Klaſſe ſind Fiſche. Die Bevölkerung beſteht aus einem Gemiſch von urſprünglichen Sindiern (Hindu des Indus), Dſchat und Beludſchen, im allgemeinen verrufen wegen Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit. Die Beludſchen, gleich wie die andere mohammed. Bevölkerung des Landes, ſind fanatiſche Sunniten. Derwiſche, Fakire und anderes fromme Bettel-

gesindel durchziehen in großen Scharen unter allerlei Namen das Land und sind eine wahre Pest der bürgerlichen Gesellschaft. Als solche Bettelmönche kamen gegen die Mitte des 15. Jahrh. aus Beludschistan nach S. auch die Kalora, die ihren Stammbaum auf die abbasidischen Khalifen zurückführen, in Wahrheit jedoch zum Dschatvolke gehören. Diese geistliche Brüderschaft nährte sich vom Schweiß des einfältigen Volks, wurde aber wegen des Drucks, den sie übte, von den Sindiern vertrieben. Mit Erlaubniß der weltlichen Macht von Delhi schlichen sie sich wieder in das Land ein und wurden sogar 1735 mit ansehnlichen Ländereien belohnt. Nicht lange nachher erhob man einen Kalora, Miau Nur Muhammed, unter der Verpflichtung eines jährlichen Tributs nach Delhi, zum erblichen Lehnsherrn des ganzen Fürstenthums S. Die Kalora vereinigten nun die ganze weltliche und geistliche Macht. Ihr eisernes Scepter lastete so furchtbar auf den Hindu, daß diese scharenweise die Heimat verließen und meist nach Katsch flüchteten. Dem Gholam-Schah, ältestem Sohne des Nur Muhammed, wurde durch Nadir-Schah von Persien ein Theil des Erbes als pers. Lehn zurückgegeben. Bei dem Tode seines Lehnsherrn erkannte Gholam-Schah die Oberhoheit der afghanischen Durani an, sah sich aber bald nachher von einem seiner jüngern Brüder der Herrschaft beraubt. Dieser suchte die Macht seines Hauses über die Nachbarländer der Ungläubigen auszudehnen und brachte unsagliches Elend über die Radschputen und Hindu von Katsch. Sein Nachfolger ließ einen der ersten Männer des Landes, Mir Bairam, Khan des Beludschenstammes Talpur, hinrichten. Es erhoben sich deshalb die Talpur, und nach mehrjährigem Kämpfen und Morden mußte Abdal-Nabi, der letzte Kalora, nach Beludschistan fliehen. Sein Lehnsherr in Kabul schickte zur Vertreibung der Talpur ein Heer ab, welches das Land in eine Einöde verwandelte; allein die Talpur kehrten zurück und wußten sich endlich die Anerkennung als rechtmäßige Gebieter von S. gegen einen jährlichen Zins von 12 Lakh Rupien zu verschaffen. Mir Fateh-Khan, der erste Lehnsfürst aus dem Stamme der Talpur, erhob 1786 seine drei jüngern Brüder zu Mitregenten, und alle vier nannten sich Emir (Amir) oder Fürsten von S. Als deren Nachkommen 1839 die mit den Engländern abgeschlossenen Verträge brachen, entwickelte sich daraus Anfang 1843 ein Krieg, in welchem General Sir Charles Napier durch seinen glänzenden Sieg bei Miani 17. Febr. das Schicksal des Landes entschied. Die Emire ergaben sich und erhielten Jahrgehalte. Ihr Gebiet wurde als unmittelbarer Besitz der Briten der Präsidentschaft Bombay einverleibt. Das Land nahm nun unter brit. Verwaltung einen ungemeinen Aufschwung. Die Hauptstadt der Provinz ist Hyderabad (s. d.), der Haupthafen die rasch aufblühende Seestadt Karatschi (s. d.). Der Indus wird von Dampfbooten befahren und das Land theilweise von der Scindebahn durchzogen, die von Karatschi nach Kotri bei Hyderabad führt, mit einer 3 engl. M. langen Zweigbahn nach Ghisri-Bunder, zusammen 23,64 geogr. M.

Sinecüre (lat. sine cura, d. i. ohne Seelsorge) bezeichnet eigentlich eine Pfründe, welche dem Inhaber Einkünfte gewährt, ohne ihm geistliche Amtsgeschäfte aufzuerlegen. Später ist diese Bedeutung auf jede andere Stelle übergegangen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühwaltung dafür zu haben.

Singapōre oder Singhapura (d. i. Löwenstadt), eine an der südl. Spitze der hinterind. Halbinsel gelegene, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennte, den Engländern gehörige Insel von 15½ Q.-M. Flächeninhalt, bildet eine sehr fruchtbare, gutbewässerte, mit gerundeten Hügeln gedeckte Fläche, die in dem 519 F. hohen Bukit-Timah ihre größte Erhebung findet. Früher ganz mit Wald bedeckt, ist S. jetzt größtentheils in einen blühenden Culturgarten verwandelt, in welchem Gambir und Betel gezogen werden. Nur kleinere Strecken sind noch mit dichtem Gestrüpp und Urwald bedeckt. Die Thierwelt, ganz mit jener Hinterindiens übereinstimmend, weist namentlich Tiger in erstaunlicher Menge auf, die trotz einer Prämie von 50 Dollars auf jedes erlegte Thier jährlich noch 50—100 Menschen zerreißen, da sie stets vom nahen Festlande wieder über den schmalen Kanal herüberschwimmen. Das Klima ist sehr heiß, jedoch durch die Seewinde gemildert und keineswegs für Europäer ungesund. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 22° R. Die Zahl der Einwohner belief sich 1864 auf 91000, darunter 58000 Chinesen, 13500 Malaien, 12000 Ostindier (Klings, Bengalesen), 6000 andere Asiaten, 2200 Europäer sowie deren Abkömmlinge und einzelne Vertreter der verschiedensten Völkerstämme, sodaß man S. als ethnogr. Musterkarte bezeichnet hat. Gegen 14000 Chinesen wandern jährlich ein, von denen aber zwei Drittel wieder in die Heimat zurückkehren. Die allgemeine Umgangssprache dieser verschiedenen Elemente ist die malaiische. Die einzige Stadt der Insel ist S. Sie zählt 80000 E., und liegt am Südende der Insel, an einer geräumigen Bucht, in welche der Singaporefluß mündet, der den Ort in zwei Hälften scheidet. Kirchen, Gouverne-

Digitized by Google

mentsgebäude, Gerichtshöfe und die Wohnungen der Europäer liegen im Norden; im Süden befinden sich die Waarenhäuser, Comptoire, Docks und die beiden vortrefflichen Häfen nebst den Schiffswerften. Rings um die nördl. Stadt ziehen sich die ausgedehnten Kampongs der Asiaten hin. S. ist Strafcolonie für ostind. Verbrecher und steht nebst den übrigen malaiischen Besitzungen Englands unter einem Gouverneur, der hier seinen Sitz hat. Die Wichtigkeit von S. gründet sich einzig auf seine vorzügliche Lage und den großartigen Handel, der theils mit den ostasiat. Ländern und den indischen Inseln, theils mit Europa und Amerika betrieben wird. Alle Schiffe, welche durch die Malakkastraße, und ein großer Theil derjenigen, welche durch die Sundastraße gehen, müssen S. passiren. Ebenso nimmt ein nicht unbedeutender Theil des chines. Handels seinen Weg über S., und die absolute Freiheit, welche in allen Handelsbeziehungen herrscht, hat nicht wenig dazu beigetragen, S. zu seiner bedeutenden Stellung zu erheben. Außer einigen tausend Prauen und Dschunken, welche hier die Erzeugnisse des ostasiat. Archipels gegen europ. Waaren umsetzen, liefen 1865 in S. 3737 Schiffe, darunter 302 Dampfer mit 852660 Tonnen ein, und 3795 Schiffe, darunter 297 Dampfer, aus. Der Werth der Einfuhr betrug in dem genannten Jahre 32,120900, jener der Ausfuhr 30,110300 Doll. Unter den Handelshäusern und Schiffen nehmen, nächst den Engländern, die Norddeutschen den zweiten Rang ein. S. war bis 1819 eine öde Waldwüste, ein Schlupfwinkel für malaiische Seeräuber. Der brit. Gouverneur Sir Stamford Raffles, welcher die wichtige Lage der Insel erkannte, entfaltete hier 6. Febr. 1819 zuerst die engl. Flagge und erlangte 1824 den alleinigen Besitz von S., das bisher das Eigenthum des Sultans von Dschohore gewesen, gegen eine Summe von 60000 und eine Leibrente von 24000 Dollars. Die Sklaverei wurde abgeschafft, alle Monopole aufgehoben und S. zum Freihafen erklärt, das seitdem fortwährend an Blüte zunahm. Vgl. Cameron, «Our tropical possessions in Malayan India» (Lond. 1865).

Singen, s. Gesang.

Singhalesen, s. Ceylon.

Singspiel ist eigentlich nur die deutsche Bezeichnung für Operette und steht bezüglich der Anlage und Ausführung auf einer höhern Stufe als das franz. Vaudeville (s. d.) oder das diesem nachgeahmte deutsche sog. Liederspiel (s. d.). Vgl. Schletterer, «Das deutsche S.» (Augsb. 1863).

Singular, s. Numerus.

Singvögel (Oscines) machen eine ungemein große Ordnung der Vögel aus, welche sich durch einen bis zur Wurzel mit horniger Scheide versehenen Schnabel, neun vollkommene Handschwingen am Flügel und besonders durch den Singmuskelapparat auszeichnet, der aus fünf bis sechs Muskelpaaren am Kehlkopfe besteht und zur Hervorbringung des Gesangs dient; jedoch singen nicht alle, wie Krähen und Schwalben. Durch diese Charaktere unterscheiden sie sich von den früher mit ihnen zusammengeworfenen Schreivögeln (Clamatores), denen der Singmuskelapparat fehlt. Es sind äußerst zahlreiche, gesellige, über die ganze Erde verbreitete, meist kleine Vögel, welche zu den Nesthockern gehören, sich von Insekten, Würmern oder Körnern nähren, in Monogamie leben und künstliche Nester bauen. Die Läufe sind hinten mit quer nicht unterbrochener oder in Täfelchen, deren Zahl denen der Vorderseite entspricht, schwach unterbrochener Haut versehen. Der Schnabel ist je nach der Nahrung von sehr mannichfaltiger Gestalt, jedoch niemals so scharf übergebogen wie bei den Raubvögeln. Die meisten S. zeichnen sich durch Klugheit und viele durch Gelehrigkeit aus; fast alle sind beweglich, lebhaft und heiter. Man theilt die einheimischen jetzt gewöhnlich in folgende Familien: Drosseln (Turdidae), wohin Nachtigall und Amsel gehören; Sänger (Sylvidae), Grasmücken und Bachstelzen; Schwalben (Hirundinidae); Zahnschnäbler (Dentirostres), wohin Würger und Fliegenschnäpper; Baumläufer (Certhiadae); Meisen (Paridae), wozu auch Kleiber und Goldhähnchen; Finken (Fringillidae), wozu auch Kreuzschnäbel und Ammern; Lerchen (Alaudidae) und Raben (Corvidae), wozu auch Staare und Pirole. Ueber Zucht und Abwartung der S., soweit sie Stubenvögel sind, vgl. Bechstein, «Naturgeschichte der Stubenvögel» (4. Aufl., Halle 1840); Brehm, «Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel» (Ilmenau 1832).

Sinigaglia, das alte Sena Gallica, eine Seestadt an der Mündung der Misa in das Adriatische Meer, in der ital. Provinz Ancona, an der Eisenbahn, zwischen Rimini und Ancona gelegen, ist der Sitz eines Bischofs und hat (Ende 1861) 10501, in ihrem ganzen Gemeindegebiete dagegen 23226 E., einen kleinen Hafen mit Leuchtthurm und ein Castell. Sehenswerthe Kirchen sind die Kathedrale und die Kirche San-Marino. Die hiesige Messe, welche vom 20. Juli bis 10. Aug. dauert, gilt in Italien für sehr wichtig, ist aber in Vergleich mit den

Messen Deutschlands unbedeutend, obschon sie viele Fremde herbeizieht. Das Leben während der Messe macht nach Beendigung derselben die Oede der Stadt nur um so fühlbarer.

Sinn und Sinne. Das Wort Sinn bezeichnet im allgemeinen ein Vermögen unmittelbarer Anschauung oder Wahrnehmung, im Gegensatze zu Verstand als dem Vermögen mittelbarer oder reflectirter Erkenntniß durch Nachdenken. So viele Arten unmittelbarer Wahrnehmung es daher gibt, so viel Sinne gibt es. Hierher gehören zunächst die Sinne der körperlichen oder äußern Erfahrung mit ihren leiblichen Organen, dann aber auch die Vermögen unmittelbarer Wahrnehmung innerer Empfindungen und Auffassungen, wie der Rechtssinn, Schönheitssinn, Sinn für Religion, Dichtkunst, Freundschaft u. s. w., deren Gebiet man mit einem Worte als das des innern oder geistigen Sinns zu bezeichnen pflegt. Auch einem Wort, einer Rede, einer Handlung wird insofern ein Sinn zugeschrieben, als sie dem Verstande eine bestimmte Unterlage zu einer Erkenntniß oder einem durch Reflexion daraus zu bildenden Begriffe gibt. Thut sie das im hohen Maße, so heißt sie *sinnig* oder *sinnreich*, im entgegengesetzten Falle *sinnlos*.

Die *äußern Sinne* bieten den gesammten Stoff unserer Naturerfahrung dar. Die sinnliche Empfindung (Sensibilität) ist nebst dem Vermögen der willkürlichen Ortsbewegung das wesentliche Merkmal, durch welches sich das Thier von der Pflanze unterscheidet. Die Feinheit und Schärfe einzelner Sinne, z. B. des Geruchs und des Gesichts, übertrifft bei nicht wenigen Thierklassen unzweifelhaft die Feinheit und Schärfe der menschlichen Sinne. Nichtsdestoweniger scheint der Mensch im Durchschnitte seiner gesammten sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit die vollkommenste Organisation zu besitzen, weil kein einzelner Sinn bei ihm dergestalt hervorragt, daß der Umfang und die Richtung der menschlichen Erfahrung durch ihn einseitig bestimmt würde. Vielmehr wird durch diesen Umstand die Richtung der Aufmerksamkeit von den äußern Sinnen zu den Wahrnehmungen des innern empor erleichtert und begünstigt.

Im einzelnen unterscheidet man fünf äußere Sinne: den Gefühlssinn, den Geschmack, den Geruch, das Gesicht und das Gehör. Der Sinn des Gefühls (s. d.) in der weitesten Bedeutung umfaßt zunächst die verschiedenen körperlichen Schmerz- und Lustempfindungen, die Gefühle der Munterkeit, Kraft, Beklemmung, Ermüdung u. s. w. Man hat den ganzen Complex dieser sehr mannichfaltigen Gefühle *Vitalempfindungen*, die Empfänglichkeit des Nervensystems dafür den *Vitalsinn* genannt. Der Gefühlssinn in engerer Bedeutung, der, obwol nicht ganz gleichmäßig, über die ganze Hautoberfläche verbreitet ist und welchen selbst die niedrigsten Thierarten besitzen, enthält die Unterscheidungen des Harten und Weichen, des Rauhen und Glatten, Spitzigen, Scharfen, Stumpfen, Nassen und Trockenen; ferner die Empfindungen der Wärme und Kälte. Wegen der Menge der Empfindungsnerven in den Fingerspitzen ist hier der Gefühlssinn als *Tastsinn* der feinsten Unterscheidungen fähig, und die Beweglichkeit der Hand und der Finger nach verschiedenen Dimensionen macht den Tastsinn überdies zu einem der wichtigsten, in dieser Vollkommenheit allen übrigen Thieren fehlenden Hülfsmittel für die Auffassung der Gestalt. Vollkommen unempfindlich sind im gesunden menschlichen Körper nur die Haare, die Zähne bis auf den Zahnkeim und die Knochen. Geruch (s. d.) und Geschmack (s. d.), welchen ebenso wie dem Gesicht und Gehör bestimmte Nerven dienen, deren Durchschneidung die entsprechende Art der Empfindung aufhebt, haben eine große Verwandtschaft miteinander. Ihre Empfindungen laufen zum größten Theil miteinander parallel; der eine Sinn unterstützt den andern, weshalb auch viele Bezeichnungen für specifische Geruchsempfindungen von den verwandten Geschmacksempfindungen entlehnt oder mit ihnen gleichbedeutend sind. Der Sinn des Gesichts (s. d.) hat seinen eigentlichen und unmittelbaren Gegenstand an den Farben und den verschiedenen Graden ihrer von der Beleuchtung abhängenden Helligkeit oder Dunkelheit. Aber die Beweglichkeit und willkürliche Lenkbarkeit des Auges, die Fähigkeit desselben, sich durch Zusammenziehung und Erweiterung der Pupille der Nähe oder Entfernung der Gegenstände, sowie der stärkern oder schwächern Beleuchtung zu accommodiren, erweitern und erhöhen die Brauchbarkeit des Gesichtssinns und machen ihn, abgesehen von seiner Empfänglichkeit für die Farben und das Licht, fast zu einem Analogon und Surrogat des Tastsinns, sowie umgekehrt Blinde durch Uebung und Verfeinerung des Tastsinns den Mangel des Gesichts zum Theil ersetzen. Der unmittelbare Gegenstand des Gehörs (s. d.) endlich sind das Geräusch, der Schall, der Klang, die Laute (die Vocale), endlich die Töne, sammt deren Abstufungen nach Höhe und Tiefe. Der hohe Werth des Gehörsinns liegt darin, daß er mit Hülfe der artikulirten Wortsprache dem Menschen das Reich des geistigen Verkehrs aufschließt und dadurch die entscheidende Bedingung einer fortschreitenden geistigen Cultur darbietet. Ueberhaupt zeichnen sich die Gesichts- und Gehörempfindungen dadurch vor denen der übrigen Sinne aus, daß mehrere derselben, gleichzeitig dargeboten,

nicht in eine trübe Gesammtempfindung zusammenfließen, sondern sich nach bestimmten unterscheidbaren Verhältnissen gestalten. Daher die Auffassungen des Gesichts und Gehörs Gegenstände eines ästhetischen Wohlgefallens werden können, welches sich über das blos Angenehme und Unangenehme der übrigen Sinnesempfindungen erhebt und der Tonkunst und den bildenden Künsten den Boden bereitet. Man bezeichnet diese Sinne daher als die edlern und höhern.

Während die Psychologie die Sinnesempfindungen als ein Geschehen in der Seele betrachtet und die aus dem Zusammentreffen und der allmählich wachsenden Anhäufung einer Mehrheit solcher Ereignisse hervorgehenden Folgen zu bestimmen hat, betrachtet die Physiologie die organische Vermittelung derselben durch die Nerven sammt den physikalischen, chemischen und organischen Bedingungen dieser leiblichen Vorgänge. Als Eindrücke im eigentlichen Sinne, als Abbildungen der Gegenstände kann aber weder die Psychologie noch die Physiologie die Empfindungen betrachten: sie sind der Ausdruck eines Geschehens, welches durch die Organisation des Nervensystems und durch das Verhältniß des letztern zu der Seele bedingt ist; daher uns die sinnliche Empfindung niemals die wahre Beschaffenheit der Dinge, sondern nur die Art verräth, wie wir davon afficirt werden. Insofern ist jede Empfindung subjectiv im weitern Sinne. Durch subjective Empfindungen im engern Sinne bezeichnet man dagegen solche, welche ohne Einwirkung äußerer Gegenstände mittels einer davon unabhängigen Erregung der Nerven erfolgen; z. B. die subjectiven Gefühlszustände des Hypochonders, der säuerliche Geschmack bei verdorbenem Magen, das Ohrenbrausen u. s. w. Werden solche subjective Empfindungen irrthümlich auf äußere Gegenstände bezogen, so entsteht daraus eine Hauptklasse der Sinnestäuschungen. Die Empfindungen stehen mit ihren physik. Reizen nicht in directen, sondern indirecten Zusammenhängen. Denn sie geben weder die Gestalt und Beschaffenheit der physik. Reize genau wieder, noch auch wachsen sie in demselben Verhältniß, worin die Reize wachsen, vielmehr nach eigenthümlichen algebraischen Formeln. Ein glücklicher Versuch, die Verhältnisse der Empfindungen zu ihren Reizen durch exacte Messung zu bestimmen, ist durch Fechner gemacht worden in seiner «Psychophysik» (2 Bde., Lpz. 1860).

Eine genauere Zergliederung der äußern Sinnerkenntniß lehrt, daß ihr etwas zu Grunde liegt, welches nicht erst durch die Sinne aufgefaßt, sondern unabhängig von ihnen vorausgesetzt wird, nämlich die Anschauungsformen des Raums und der Zeit, in denen alle möglichen Gestalten, Lagen, Größen, Entfernungen, Successionen und Bewegungen, welche die sinnliche Empfindung zu erkennen geben kann, bereits zuvor gegeben und enthalten liegen, ehe einzelnes daraus vor anderm durch sinnliche Empfindung emporgehoben und bevorzugt wird. Daher wird alle sinnliche Gewißheit erst möglich durch eine ihr vorausgehende mathematische. Durch diesen Umstand zeigt sich die Meinung derjenigen als unhaltbar, welche die sinnliche Empfindung für das Erste und Gewisseste halten, indem sie nicht bedenken, daß ein jeder Sinn die Form seiner Gegenstände, die er zu erkennen gibt, von der Geometrie entlehnt, und folglich aller sinnlichen Gewißheit die mathematische vorausgeht als eine Grundlage, ohne welche jene nicht bestehen könnte.

Was den innern Sinn betrifft, so gehört derselbe zu den Thätigkeiten des Bewußtseins als des Wahrnehmungsvermögens für innere Zustände überhaupt. Weil aber das Bewußtsein auch zugleich die Vernunfterkenntnisse mit umfaßt, d. h. diejenigen, welche weder durch innere noch durch äußere Erfahrung erworben werden können, weil sie aller Erfahrung vorausgehen und zu Grunde liegen, so fallen dem innern Sinn alle Wahrnehmungen des Bewußtseins zu, welche veränderliche Zustände des eigenen Innern zu erkennen geben im Gegensatze zu Vernunfterkenntnissen, welche das Ewige und Unwandelbare betreffen. Zum innern Sinn als dem auf die zeitlichen und veränderlichen Zustände der Seele gerichteten Bewußtsein gehört vornehmlich das Gedächtniß als das Bewußtsein reproducirter Bilder vergangener Ereignisse, die Einbildungskraft als das Bewußtsein selbsterzeugter Bilder oder Träume, und das Gefühl, sowol das intellectuelle, als auch das pathologische, das erstere als das Bewußtsein vom Afficirtsein der Seele durch Vernunftideen (wie beim Rechtsgefühl, Wahrheitssinn, Gewissen), das letztere als das Bewußtsein vom Afficirtsein der Seele durch Affecte und Leidenschaften (wie bei Sympathien und Antipathien, Zorn, Mitleid u. dgl.).

Das ganze Gebiet sämmtlicher Sinne, eingeschlossen alle Gegenstände von sinnlicher Natur, wird durch den Ausdruck der Sinnlichkeit bezeichnet. Daß man diesen Ausdruck zuweilen nur allein auf die äußern Sinne und die leibliche Natur beschränkt, ist eine Einseitigkeit des Sprachgebrauchs, welche weder der Natur der Sache entspricht, noch auch in lebendiger Rede mit Consequenz durchführbar ist. Denn man versteht im gemeinen Leben unter sinnlichen

Trieben nicht nur diejenigen, welche mit den Bedürfnissen des leiblichen Organismus zusammenhängen, wie Nahrungstrieb und Fortpflanzungstrieb, sondern auch solche, welche in den moralischen Beziehungen der Personen zueinander ihren Grund haben und folglich der innern Sinnlichkeit angehören, wie Zorn, Haß, Neid, Schadenfreude, Rachsucht, Mitleid, Ehrgeiz, Herrschsucht, Fanatismus oder Verfolgungswuth u. dgl. Alle diese blinden Affectionen und Empfindungen der innern Sinnlichkeit stehen ebenso wol, wie die der äußern, im Gegensatze zu den Thätigkeiten der Vernunft, und zwar einerseits der theoretischen Vernunft als des verständigen Denkens, andererseits der praktischen Vernunft oder Sittlichkeit als des von den Motiven der sinnlichen Genüsse und blinden Leidenschaften unabhängigen Wollens.

Sinnbild heißt ein Bild oder die anschauliche Darstellung eines Gegenstandes, welche bestimmt ist, noch etwas anderes anzudeuten oder auszudrücken, als wovon sie unmittelbar die Abbildung ist. Auf dieser Bedeutung beruht der Sinn des S. Es ist also Zeichen für einen von ihm verschiedenen sinnlichen oder geistigen Gegenstand, oder auch nur für eine Eigenschaft eines solchen, in welchem letztern Falle das S. zum Attribut (s. d.) wird. Zum S. gehört auch das Emblem (s. d.) als eine sinnbildliche Verzierung. In einem engern Sinne braucht man S. gleichbedeutend mit Symbol (s. d.), das durch einen sinnlich oder bildlich vorgestellten Gegenstand einen geistigen Gegenstand vorstellt und andeutet. Die Kunst, sich durch S. auszudrücken, oder die Symbolik, ist sehr alt. Die ältesten Beispiele davon geben die orient. Mythen und die Mysterien der Aegypter; durch Schönheit zeichnen sich aus die S. der Griechen. Später artete die Symbolik aus, sodaß die S. erst eine Erklärung nöthig machten, um verstanden zu werden. Dies ist der Fall bei den S. oder Emblemen der Neuern, durch welche man eine beigesetzte Devise (s. d.) versinnlichen und auf eine besondere Sache oder Person anwenden wollte. Solcher Embleme, die man aus dem Gebiete der Natur, Kunst und Geschichte entlehnte, bediente man sich sehr häufig auf Münzen, Denkmälern, Ehrenpforten u. s. w.

Sinngedichte, auch Aufschriften oder Beischriften, hießen bei den deutschen Dichtern des 17. Jahrh. (etwa seit Logau) die Nachahmungen des Epigramm (s. d.) der alten Römer.

Sinngrün, s. Immergrün.

Sinnlichkeit, s. Sinn und Sinne.

Sinnpflanze, s. Mimose.

Sinope, eine im Alterthum bedeutende griech. Seestadt an der Nordostküste der kleinasiat. Landschaft Paphlagonien, das jetzige Sinûb im türk. Ejalet Kastamuni, liegt auf dem schmalen niedrigen Isthmus eines kaum ½ M. langen Küstenvorsprungs, der sich in östl. Richtung allmählich zu einem ¼ M. breiten, über 600 F. hohen abgestumpften Kegelberge verbreitert und mit dem Cap Besch-Tepeh oder Bos-Tepé endet. Dies Bergplateau, türk. Ada (Insel), ist theilweise angebaut, aber bis auf die Gärten ganz baumlos, trägt einen flachen Süßwassersee und fällt steiler gegen Norden und Osten als gegen Westen zur Stadt und deren auf der Südseite des Isthmus gelegenem Hafen ab. Der Hafen bildet eine der Dampfschiffahrtsstationen zwischen Konstantinopel und Trapezunt. S. selbst besteht aus der eigentlichen türk. Stadt im Westen und der griech. Vorstadt im Osten. Die türk. Stadt wird vom Lande durch ein Castell, das noch aus dem spätern Mittelalter stammt und von den Genuesen erbaut sein soll, gänzlich abgeschnitten und auch auf der Nord- und Ostseite durch Mauern umhegt. Der Platz ist indeß gänzlich verfallen und in militärischer Beziehung jetzt ohne alle Bedeutung. Die Straßen der Stadt sind schmal, aber mit mächtigen, aus antiken Bauten entnommenen Steinen gepflastert, die Häuser meist hoch, mit Erkern und Balkonen geziert und mit Gärtchen versehen. Die Stadt hat zwei Bazare und eine große Moschee. Die einzig bewohnten Gebäude des Castells sind die Quarantäne und das Gefängniß. In den ziemlich hohen Mauern desselben sind viele Säulenstümpfe, Friese, Sculpturen und andere Ornamente aus älterer Zeit. Das einzige noch in einiger Vollständigkeit erhaltene Gebäude aus dem Alterthum, von den Griechen «Schloß des Mithridates» genannt, besteht aus vier Sälen mit gewölbter Decke. In der östlichen, offenen Vorstadt wohnt die griech. Bevölkerung, welche den Schiff- und Handelsverkehr betreibt. Trotz der günstigen Lage und des vortrefflichen Hafens befindet sich Sinûb in einem ärmlichen Zustande. Die Bevölkerung, gegen 8000 Seelen (einst 60000), ist stabil und wenig rührig. Der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr von Holz, Wachs, Obst, Seide und Fellen. 1862 belief sich die Einfuhr auf 1,637505, die Ausfuhr auf 3,087810 Piaster, während in dem gegen Südosten gelegenen Hafen Samsun (Amisus der Alten) die erstere 52,971600, die letztere 63,509083 Piaster betrug. S. war eine der ältesten Colonien der Milesier, von diesen um 770 gegründet, dann (nach der Verheerung durch die Kimmerier um 650) 629 v. Chr. erneuert. Im Besitz

zweier Häfen, wurde die Stadt durch Handelsverkehr und einträglichen Pelamyden- und Thunfischfang eine sehr reiche und mächtige Republik, deren Gebiet südwärts bis zum Flusse Halys (jetzt Kisil-Irmak) reichte, und die selbst wieder mehrere Colonien, wie Cotyora, Trapezus und Cerasus, Chörades und Lycastus, gründete. Auch als Geburtsort des Cynikers Diogenes erlangte die Stadt Berühmtheit. 184 n. Chr. wurde sie von Pharnaces I., dem Könige von Pontus, erobert, während sie dessen dritter Nachfolger, Mithridates d. Gr., der hier geboren und erzogen war, zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Pontus erhob und verschönerte. Im zweiten Mithridatischen Kriege von Murena 82 mit Verlust angegriffen, im dritten von Lucullus 72 erobert, der sie einiger ihrer herrlichen Kunstwerke beraubte, sie aber für frei und autonom erklärte, wurde sie 45 v. Chr. eine röm. Colonie. Nachdem im 4. Jahrh. Amasia die Hauptstadt von Pontus geworden, sank S. herab. Seit 1204 gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt, wurde aber schon 1214 von dem Seldschuken-Sultan von Iconium erobert. Seit dem 14. Jahrh. bildete es die Hauptfestung der Issendiare von Kastamuni. 1461 eroberte Sultan Mohammed II. die Stadt, und seitdem blieb sie im türk. Besitz. Denkwürdig wurde S. neuerdings durch die Katastrophe vom 30. Nov. 1853, an welchem Tage eine im Hafen vor Anker liegende türk. Flottenabtheilung von sieben Fregatten, einer Kanonenschaluppe, drei Corvetten, zwei Transportschiffen und zwei Dampfbooten, von Osman-Pascha befehligt, von dem russ. Viceadmiral Nachimow in wenigen Stunden bis auf die Fregatte Nizami, die deren Befehlshaber in die Luft sprengte, völlig zerstört wurde. Nur dem kleinen Dampfer Taif gelang es, durch die russ. Schiffe zu brechen, um die Unglückskunde nach Konstantinopel zu bringen.

Sinsheim, eine Stadt im Kreise Heidelberg des Großherzogthums Baden, Hauptort eines Bezirksamts (6,27 Q.-M. mit 34789 E.), an der Elsenz, 3 M. südöstlich von Heidelberg gelegen, gehört zu der fürstl. Leiningen-Amorbach-Miltenbergischen Standesherrschaft und zählt 2683 E. (1864). S. war sonst eine reiche Abtei, die 1099 gestiftet wurde. Die um dieselbe entstandene Stadt gelangte zur Stellung einer Freien Reichsstadt; aber 1298 wurde ihre Reichssteuer und 1316 sie selbst an die Familie von Weinsberg verpfändet. Später kam sie an Kurpfalz, 1416 abermals durch Verpfändung an Konrad von Weinsberg. Bei S. besiegten 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Kaiserlichen unter dem Herzoge von Lothringen. 1689 wurde die Stadt fast von Grund aus durch die Franzosen zerstört. Am 16. Nov. 1799 warfen hier die Franzosen unter Ney die Oesterreicher bis an die Enz und den Neckar zurück, aber schon 2. Dec. wurden den Siegern von den Oesterreichern unter Sztarray die Stadt und ihre Stellungen in den nahen Dörfern entrissen. Auch fand bei S. 22. Juni 1849 ein Gefecht zwischen den bad. Insurgenten unter Mieroslawski und einem Detachement des Peucker'schen Neckarcorps statt. Vgl. Wilhelmi, «Geschichte der Amtsstadt S.» (Heidelb. 1856). — Nicht zu verwechseln ist S. mit Sinzheim, einem großen, wohlhabenden Pfarrdorfe von 3347 E. in dem bad. Kreise Baden, ¾ M. westlich von Baden an der Eisenbahn.

Sintenis (Christian Friedrich), deutscher Schriftsteller, geb. 12. März 1750 zu Zerbst, Sohn des dortigen Consistorialraths und Superintendenten Joh. Christian S., wurde 1773 Prediger zu Bornum im Zerbstischen und noch in demselben Jahre Diakonus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, auch Consistorial- und Kirchenrath und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst und starb 31. Jan. 1820. Aus seiner fruchtbaren Feder gingen gegen 50 Romane, Predigtsammlungen, Erbauungsbücher, Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung hervor. Alle diese Schriften haben den Zweck, die Aufklärung und den Rationalismus hinsichtlich der Religion und der sittlichen Lebensverhältnisse in den gebildeten Ständen des Volks zu verbreiten. Dabei tritt ein lebendiger Glaube an die Fortdauer nach dem Tode hervor, und namentlich hat er auch diesen Gegenstand in seinen Hauptwerken, «Elpizon» und «Pistevon», behandelt, die ihm seinerzeit unzählige Verehrer zuführten. — Sein ältester Bruder, Karl Heinrich S., geb. 1744, ein tüchtiger Schulmann, guter Lateiner und eifriger Rationalist, machte sich als Verfasser vieler gemeinnütziger Schulschriften verdient. Er war 1771 Rector in Torgau, 1783 in Zittau und privatisirte seit 1798 zu Zerbst, wo er 1816 starb. — Der dritte Bruder, Johann Christian Sigismund S., geb. 1752, bekannt als Verfasser einiger moralischer Romane, wurde 1785 Pastor in Dornburg in Anhalt und 1794 Amtsprediger zu Roßlau im Zerbstischen, 1798 Inspector sämmtlicher Kirchen und Schulen des neuköthenschen Antheils, 1821 Superintendent derselben Diöcese und starb 1829. — Wilhelm Franz S., Sohn des letztgenannten, geb. 26. April 1794 zu Dornburg in Anhalt, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Zerbst und studirte auf der Universität zu Wittenberg Theologie. 1817 wurde er Inspector

der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen, 1818 Substitut seines Vaters in Roßlau, 1824 durch Wahl der Gemeinde zweiter Prediger an der Kirche zum Heiligen Geist in Magdeburg und 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Als Theolog huldigte auch er dem Rationalismus. Deshalb von den Orthodoxen angefeindet, steigerte sich der Haß gegen ihn bis zu offenen Angriffen auf der Kanzel, als er 1840 in der «Magdeburger Zeitung» ein von seinen Gegnern empfohlenes Marienbild einer scharfen Kritik unterwarf. Die Angelegenheit brachte eine Zeit lang in Magdeburg und anderwärts die größte Aufregung hervor. S. starb 23. Jan. 1859 zu Magdeburg, nachdem er einige Jahre vorher in den Ruhestand getreten. — Derselben Familie gehört Karl S. an, der 1. Mai 1867 als Schulrath und Director des Gymnasiums zu Zerbst starb und sich als Philolog durch kritische Arbeiten über Plutarch, Arrian, Dionysius von Halikarnassos und Diodorus Siculus einen geachteten Namen erwarb.

Sintĕnis (Karl Friedr. Ferd.), bekannt als vorzüglicher deutscher Jurist, geb. zu Zerbst 25. Juni 1804, ein Enkel von Christ. Friedr. Sintenis (s. d.), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Leipzig und Jena mit vielem Erfolge die Rechte. Er promovirte 1825 zu Jena und beabsichtigte schon damals, sich dem akademischen Lehrfach zuzuwenden. Indeß führte ihn eine Anstellung als Advocat in seine Heimat zurück. Seine Praxis hinderte ihn jedoch nicht, sich theoretischen Arbeiten fortwährend zu widmen. Außer einer Zahl von Abhandlungen meist civilistischen und proceßualischen Inhalts unternahm er 1829 in Gemeinschaft mit andern die erste deutsche Uebersetzung des «Corpus juris civilis», die 1834 beendet wurde, und der sich eine solche des «Corpus juris canonici» im Auszuge anschloß. Nachdem sein «Handbuch des gemeinen Pfandrechts» (Halle 1836) erschienen, wurde er das Jahr darauf ord. Professor der Rechte an der Universität zu Gießen. 1841 folgte er einem Rufe als Mitglied der Landesregierung und des Landesconsistoriums nach Dessau. Als der Herzog von Anhalt-Dessau 1847 die Regierung des Herzogthums Köthen angetreten, wurde er Mitglied des Landesdirectionscollegiums für dieses Herzogthum und ihm unter Ernennung zum Geh. Justizrath die Leitung der Cabinetsangelegenheiten übertragen. Infolge der Bewegungen von 1848 aus diesen Stellungen entlassen, verblieb er doch, nachdem er den Vorsitz am neuerrichteten Oberlandesgericht in Köthen abgelehnt, Mitglied des Oberlandesgerichts in Dessau. Im anhaltischen Landtag von 1849 gehörte S. zur entschiedenen Rechten; 1850 saß er im Staatenhause des Unionsparlaments zu Erfurt. In demselben Jahre wurde er zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und nach der Vereinigung beider Länder 1853 alleiniger Präsident desselben. 1862 erfolgte seine Berufung in das Ministerium, 1863 seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath. In demselben Jahre wurde er auch vom Herzoge mit der Besitznahme des angefallenen Herzogthums Anhalt-Bernburg beauftragt und bald darauf (im Nov.) zum Vorsitzenden des neuerrichteten Staatsministeriums für ganz Anhalt ernannt. S. begleitete den Erbprinzen von Anhalt zum Fürstencongreß nach Frankfurt und nahm 1866 und 1867 für Anhalt Antheil an den Berathungen über den Entwurf der norddeutschen Bundesacte in Berlin. Unter seinen juristischen Werken ist «Das praktische gemeine Civilrecht» (3 Bde., Lpz. 1844—51; 3. Aufl. 1868) das bedeutendste. 1856 zum Mitgliede einer Commission berufen, welcher die Berathung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen überwiesen war, veröffentlichte er nach Publication dieses Gesetzbuchs eine «Anleitung zum Studium des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Lpz. 1864).

Sinter nennen die Mineralogen diejenigen Fossilien, welche aus mineralhaltigen Gewässern als krystallinischer Niederschlag entstehen und zum Theil sehr neuer, sogar noch fortdauernder Bildung sind. Der Gestalt nach ist der S. nierig, knollig, traubig, kolbig, röhrig, tropfsteinartig, staudig und zackig, was man zusammen oft mit dem Worte stalaktitisch bezeichnet, oder er kommt auch rindenartig als Ueberzug vor. Man unterscheidet nach den Hauptbestandtheilen z. B. Kalksinter, Kieselsinter oder Quarzsinter und Eisensinter oder Eisenpecherz. Der erstere wird nach seinem Vorkommen Tropfstein, Sprudelstein (in Karlsbad) u. s. w. genannt. Manche Quellwasser bilden außerordentlich rasch solche Ablagerungen und man läßt wol auch absichtlich hineingetauchte Gegenstände sich auf solche Art incrustiren. Der Quarzsinter ist meistens nur der Absatz heißer Quellen, besonders der Geiser auf Island und Neuseeland. Der Eisensinter findet sich auf alten Grubenbauen und auf Steinkohlenlagern, wo er aus Gruben verwitternder Eisenkiese entsteht. Die Bildung der Stalaktiten (s. d.) aus kalkhaltigen Wassern gehört ebenfalls hierher. Der Ausdruck S. wird endlich auch noch auf zusammengeschmolzene Massen angewendet, so z. B. auf die durch den Blitz halbgeschmolzenen Quarzkörner oder Blitzröhren (s. d.).

Sinus eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktwinkels nennt man in der Mathematik die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels oder, was dasselbe ist, die aus dem einen Endpunkte des Bogens auf den nach dem andern Endpunkte gehenden Halbmesser gefällte Senkrechte. Gewöhnlich drückt man dieselbe in Bruchtheilen des Halbmessers aus, den man als Einheit annimmt, oder gibt den Quotienten des S. durch den Halbmesser an, sodaß der S. dann als unbenannte Zahl und zwar als echter Bruch erscheint. Man unterscheidet daher den linearen und den numerischen S. Nimmt man statt des letztern seinen Logorithmus, so heißt dieser der künstliche S. und wird dem natürlichen entgegengesetzt. Der S., den zuerst arab. Astronomen im 9. Jahrh. oder noch früher statt der Sehne einführten, ist die wichtigste Linie der Trigonometrie sowie der wichtigste Satz derselben derjenige Lehrsatz ist, den man auch wol den Sinussatz nennt: Die S. eines ebenen Dreiecks verhalten sich wie die S. der ihnen gegenüberliegenden Winkel. Ihm entspricht in der sphärischen Trigonometrie der Satz: Die S. der Seiten eines sphärischen Dreiecks verhalten sich wie die S. der gegenüberliegenden Winkel. Die trigonometrischen Tafeln enthalten eine Tafel der S., gewöhnlich nur der künstlichen, von 0° bis 90°. Der S. der Ergänzung eines Bogens zu 90° heißt der Cosinus (s. d.) desselben. S. versus heißt der Unterschied zwischen dem Halbmesser und dem Cosinus.

Sioux ist der um die Mitte des 17. Jahrh. (seit 1659) durch franz. Handelsleute in Aufnahme gekommene Name für den einst mächtigen Indianerstamm der Dakota (bei ältern Reisenden öfter auch Nadoweſſier genannt), welcher gegenwärtig im Innern Nordamerikas die weiten Gebiete zu beiden Seiten des Missouri zwischen dem Mississippi im Osten bis zu den Blackhills im Westen, und von den Quellflüssen des Platte im Süden bis zum Devil's Lake (Minniwakon) im Norden durchschweift und somit außer dem Territorium Dakota (s. d.) auch Theile der Staaten Minesota und Nebrasko sowie der Territorien Montana und Idaho bevölkert. Die S. selbst bezeichnen sich auch als die «Sieben Rathsfeuer», weil die Nation aus sieben Hauptstämmen zusammengesetzt ist. Von Worren wurde (1857) ihre Kopfzahl auf 30200 (darunter 6040 Krieger) geschätzt, während sie nach neuern (1863) amtlichen Angaben nur 14—15000 beträgt. Früher lebten die S., die zu den intelligentesten und kriegerischsten Indianerstämmen der Union gehören, an den Quellflüssen des Mississippi und des nördl. Redriver, von wo aus sie sich, die Sheyennes vor sich her drängend, nach Südwesten hin ausgebreitet haben. Die S. sind jetzt treffliche Reiter, mit Pfeil und Bogen und langen Lanzen bewaffnet, und höchst gewandte und kühne Jäger. Im Sommer folgen sie den Büffeln in deren Zügen über die Prairien, im Winter schlagen sie ihre Hütten in den Gebüschen und Waldstreifen längs der Ufer der Seen und Flüsse auf. Ihre Sprache haben Riggs (Washington 1852) und von der Gabelentz (Lpz. 1852) behandelt. Verwandte der S. sind 1) die Winebogos, 2) die Otoes, Iowas, Omohas, Kouzas, Osagen, Ponkas u. s. w., 3) die Assiniboins und 4) die Upsaroka (Crow-Indians), die Mandans und Minnetaries (Gros-Ventres). Vgl. Heyden, «Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley» (Philad. 1862).

Sipahis, s. Spahis.

Siphnos bei den Alten, jetzt Sipheno oder Sifanto, eine zu den Cykladen gehörige Insel Griechenlands, 4 M. westlich von Poros, $1^3/_4$ südöstlich von Seriphos (Serpho) gelegen, zählt auf etwa 2 Q.-M. 5700 E. Die Insel ist zwar meist felsig, aber im ganzen fruchtbar und gut bebaut und liefert Getreide, Baumwolle, die hier zu Kattun verarbeitet wird, Feigen, Oel, Wachs, Honig und Seide. Auch führt man von hier noch allen Inseln des Aegäischen Meeres Strohhüte und die aus einem bleihaltigen Gestein verfertigten Schmelztiegel aus. Die jungen Männer und Mädchen von S. vermiethen sich zu häuslichen Diensten in Athen, Smyrna und Konstantinopel, in welcher letztern Stadt namentlich die Köche aus S. sehr gesucht sind. Im frühesten Alterthum war die Insel durch ihre bedeutenden Gold- und Silberminen berühmt, welche durch Grubenwasser zerstört, nach der Sage aber von Apollo wegen verweigerten Zehnten erfüllt wurden. Zu Strabo's Zeit stand die Bevölkerung im Rufe schlechter Sitten. In der Mitte der Insel liegt das Städtchen Stowri oder Apollonia mit 1200 E., und an der Ostküste auf einem starkbefestigten Felsen das Dorf Kastron oder Seraglio mit 750 E.

Sipoys, Sepoys oder Seapoys, identisch mit dem Worte Sipahi oder Spahi (s. d.), nennt man die von den Engländern in Ostindien aus Landeseingeborenen gebildeten Truppen. Die Ostindische Compagnie unterhielt vor dem Ausbruche der Revolution von 1857 (s. Ostindien) solcher von europ. Offizieren geführten S., theils Mohammedaner, theils Brahmanen, 202849 Mann regulärer Truppen, wovon auf die Präsidentschaft Bengalen 97511, auf Madras 68178, auf Bombay 37160 entfielen. Außerdem bestanden noch etwa 48500 Mann

irregulärer S., ungerechnet der 12500 Mann ſtarken Polizeibataillone in Bengalen und Bombay. Im März 1866 war jedoch die Stärke der eingeborenen indiſchen Armee auf 113370 reducirt.

Sippſchaft, abgeleitet von dem altdeutſchen Worte Sip, d. i. Stamm, Stammvater, nennt man die Blutsverwandtſchaft. Eine Sippe iſt alſo der Inbegriff ſämmtlicher Blutsverwandten eines Stammes, im engern Sinne aber ein Glied (parentela), d. h. die Geſammtheit aller Perſonen, welche mit einem dritten gleich nahe verwandt ſind. Oken führte dieſes Wort zuerſt in die Naturgeſchichte ein. Die einzelnen verwandten Arten (species) bilden nach ihm eine Sipp (genus), mehrere Sippen eine S. (familia), mehrere S. eine Zunft (tribus).

Sir, wie das franz. Sire aus sieur, d. i. Herr, entſtanden, iſt in England Titel der Baronets und Knights, der immer dem Taufnamen vorgeſetzt wird, als: Sir Robert Peel, Sir Charles Napier. Wenn ihn franz. und deutſche Schriftſteller, wie Schiller in «Maria Stuart», vor dem Familiennamen gebrauchen, ohne den Taufnamen einzuſchalten, ſo verſtößt dies entſchieden gegen den engl. Gebrauch. Spricht man von Baronets oder Knights, ſo läßt man eher den Familiennamen, nie aber den Taufnamen aus. Als Anrede wird S. im gewöhnlichen Leben jedem anſtändigen Menſchen gegenüber gebraucht, der nicht den Lordsrang beſitzt. Doch werden auch in England der König und die königl. Prinzen mit S. angeredet. In letzterm Falle entſpricht es dann dem franz. Sire (allergnädigſter Herr), womit man die Könige und Kaiſer anredet.

Sir-Darja oder Syr-Darja, der Jaxartes der Alten, ein Fluß, der in Oſt-Hochaſien am Thianſchan oder Himmelsgebirge entſpringt, das Khanat von Khokand in ſeinem Oberlaufe, ruſſ. Gebiet im Unterlaufe durchzieht und in den Aralſee als Zwillingsſtrom des Amu (ſ. d.) oder Amu-Darja (Oxus) mündet. An den ſüdl. Nebenflüſſen des weniger bekannten Oberlaufs liegen die Städte Margilan und Khokand, am linken Ufer des Fluſſes ſelbſt Khodſchend. Von 42° nördl. Br. an, wo der Fluß ruſſ. Gebiet berührt, iſt er auf 1505 Werſt Länge bis zur Mündung von dem ruſſ. Contreadmiral Butakoff befahren und genau erforſcht worden. Hier fließt er zwiſchen flachen, theils ſandigen, theils thonigen Ufern und iſt mit undurchdringlichem Weidengebüſch und Brombeergeſtrüpp beſetzt. Die Schilfniederungen ſind häufig 1 M. breit. Auf den trockenern Stellen wachſen Pappeln und Tamarisken. Der Fluß macht unzählige Windungen und iſt 450—2400 F. breit, ſeine Tiefe wechſelt zwiſchen 18 und 36 F. Im Frühjahr nach der Schneeſchmelze überſchwemmt er ſeine Ufer, ſodaß das Hochwaſſer und der gewöhnliche Waſſerſtand um 8—10 F. differiren. Auf der ganzen, gegen 100 M. langen Strecke von Baildyr-Tugai (42° nördl. Br.) bis zu dem Fort Perowsky (44° 51′ nördl. Br.) finden ſich keine feſten Wohnplätze, ſondern nur die Auls der nomadiſirenden Kirgiſen, die nur ſpärlichen Ackerbau (Hirſe, Mais, Gerſte, Melonen) treiben. In der Nähe des rechten Ufers liegen die Ruinen von Otrar (42° 51′ nördl. Br.), wo Tamerlan ſtarb. Um die Reſte ziehen ſich die Spuren eines großartigen Kanalnetzes, welches beweiſt, daß die Ufer ehemals dicht bevölkert waren. Vom Fort Perowsky an abwärts ſind die Ufer mehr belebt von zahlreichen Horden der Kirgiſen, die ſich gern unter ruſſ. Schutz begeben. Dort zeigen ſich auch weite Saatfelder und Gemüſegärten, und neuerdings baut man auch mit Erfolg Wein, Baumwolle und Ricinus. Nahe der Mündung liegt das Fort Aralsk (1847 erbaut), die erſte feſte Poſition der Ruſſen am Fluſſe. Die ruſſ. Herrſchaft am S. iſt eine entſchiedene Wohlthat für die anwohnenden Völker. Mit der Sicherheit von Perſon und Eigenthum beginnt ſich der Verkehr und der Handel zu heben. Bereits iſt eine Dampfſchiffahrt ins Leben getreten, die durch in der Nähe des Stromes aufgefundene Kohlenlager unterſtützt wird.

Sirach (eigentlich Jeſus, der Sohn des Sirach), ein Jude zu Jeruſalem, welcher um 200 v. Chr. gelebt zu haben ſcheint, veranſtaltete eine Sammlung von Sittenſprüchen, welche durch ihren gediegenen religiöſen Gehalt und ihren Reichthum an vortrefflichen Weisheitsregeln eine hervorragende Stelle in der hebr. Literatur einnimmt und zugleich ein wichtiges Denkmal für die religiöſe Entwickelung des Judenthums in der griech. Zeit bildet. Das hebr. Original der Sammlung iſt nicht mehr vorhanden. Des Jeſus Enkel überſetzte ſie um 130 v. Chr. in das Griechiſche und begleitete ſie mit einer Vorrede. Dieſer Text findet ſich unter den Apokryphen des Alten Teſtaments. Luther hat die Vorrede nicht mit ins Deutſche übertragen. Den beſten Commentar über das Buch ſchrieb Fritzſche (Lpz. 1859).

Siragoſa, ſ. Syrakus.

Sirani (Giovanni Andrea), Maler, geb. zu Bologna 1610, geſt. daſelbſt 1670, gehörte der eklektiſchen Richtung an, in der er beſonders in Nachahmung des Guido Reni ſo gewandt war, daß man ſeine Werke oft mit denen jenes Meiſters verwechſelt hat. Nur dem Naturalismus, den Guido in ſeiner erſten Epoche hatte, folgte er nicht. Seine Hauptwerke finden ſich zu

Bologna und Modena. Doch sieht man auch zu Piacenza und an andern Orten gute Bilder von ihm. In seinen spätern Werken tritt wie in den spätern des Guido eine Flauheit und Schwäche des Colorits und des Ausdrucks ein.

Sirenen (griech. Seirenes), dämonische Wesen der griech. Mythologie, Repräsentantinnen des verführerischen Elements des Meeres, das unter seiner glatten Fläche Klippen und Untiefen birgt, welche dem arglosen Schiffer Tod und Verderben bringen. Zuerst werden in der Odyssee zwei S. erwähnt, die auf einer Insel im fernen Westen hausend, die vorüberfahrenden Schiffer durch ihren bezaubernden Gesang anlocken und dann tödten; Odysseus entgeht der Gefahr, indem er die Ohren seiner Gefährten mit Wachs verstopft, sodaß sie nichts von den bezaubernden Tönen vernehmen, und sich selbst an den Mastbaum seines Schiffs festbinden läßt, sodaß er der schmeichlerischen Lockung nicht folgen kann. Dann treten sie, gewöhnlich drei an der Zahl, in der Sage vom Zuge der Argonauten und andern Sagen auf, mit verschiedenen Namen bezeichnet und an verschiedenen Stellen der Küste Italiens localisirt. Die spätere Sage wußte zu berichten, daß sie, nachdem Odysseus (oder die Argonauten) ihnen entronnen seien, sich selbst ins Meer gestürzt hätten und in Klippen verwandelt worden seien. Als ihr Vater wird bald Phorkys, bald Acheloos, als ihre Mutter gewöhnlich eine Muse genannt. Ferner wurde erzählt, daß sie mit Persephone Blumen gepflückt hätten, als diese von Pluton geraubt wurde, und daß sie von den Musen in einem Wettkampf des Gesanges besiegt und ihnen ihre Federn ausgerupft worden seien. Von der Kunst wurden sie gewöhnlich als Vögel mit Frauenköpfen, bisweilen auch als Frauengestalten mit Vogelklauen und Flügeln dargestellt. Auf Grabmälern stellten die Griechen nicht selten das Bild einer Sirene als Symbol des alles hinwegraffenden Todes auf.

Sirius oder Hundsstern heißt der strahlendste und hellste unter allen Fixsternen und der größte im Sternbilde des Großen Hundes, welches ostwärts unter dem Orion steht.

Sirocco oder Scirocco heißt der drückend heiße und ermattende Südostwind, der im Frühjahr und Herbste vorzüglich in Unteritalien in seiner größten Heftigkeit etwa 36—40 St., in geringerer Stärke oft zwei bis drei Wochen weht und auf alles animalische und vegetabilische Leben höchst schädlich einwirkt. Man hält ihn für einen zersprengten, auf seinem Wege über das Mittelländische Meer gemilderten Samum (s. d.) und findet ihn in seiner brennendsten Hitze von Afrika her wehend in Malta, wo jedoch die plötzlich eintretenden Strömungen auf einmal selten über eine Minute lang dauern. Mit großer Gewalt herrscht der S. auch auf Sicilien. Geringer ist dieselbe auf den Jonischen Inseln, wo man, besonders in Korfu, den echten oder sog. schwarzen S. von dem gewöhnlichen S. unterscheidet. Ohne merklichen Einfluß auf das Thermometer oder Barometer auszuüben, gibt der S. das Gefühl einer brennenden, drückenden Hitze, die mit Erschlaffung und Neigung zum Schweißtreiben bei der geringsten Bewegung verknüpft ist.

Sirventes (nordfranz. Servantois) waren dem Namen und Ursprunge nach Dienstgedichte, und zwar zuerst geistliche, im Dienste der Heiligen und besonders der Muttergottes abgefaßte, dann auch weltliche im Dienste der Fürsten, Dynasten und Damen, anfangs wol zum Lobe, dann aber auch oft sehr bitter tadelnd und nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen Stände, besonders den geistlichen, und Zustände, wie z. B. die immer zunehmende Theilnahmlosigkeit an den Kreuzzügen, gerichtet; daher sie auch als polit. Rügelieder, Kreuzlieder u. s. w. gelten. Besonders wurden dieselben in der Troubadourpoesie, aber auch von den nordfranz. Trouvères und den Italienern cultivirt.

Sismometer oder Seismometer (vom griech. seismós, Erschütterung, Erderschütterung) heißt ein Instrument zur Messung der Erdstöße. Salfano in Neapel erfand 1784 zuerst ein solches Instrument, bei welchem ein mit Farbe getränkter Pinsel die Stärke und Richtung der Erschütterung auf einem Papiere abzeichnete. Man nannte daher dieses Instrument auch Seismograph oder Sismograph. Ein anderes Werkzeug für denselben Zweck stellte Cacciatore her. Hier gab der größere oder geringere Abfluß von Quecksilber aus einer Rinne Auskunft über Richtung und Stärke der Erschütterung. 1855 erfand sodann Kreil einen Erdbebenmesser, der hauptsächlich aus einer Pendelstange und einem mit dieser in Verbindung gesetzten Uhrwerk besteht. Bei diesem Instrument geben die Striche eines Bleistifts Auskunft über Beginn, Richtung und Stärke der Erschütterung. Neuerdings benutzte Palmieri in Neapel für gleiche Zwecke eine sehr sinnreiche Vorrichtung, die wiederum die Bewegung des Quecksilbers zur Grundlage hat. (S. Erdbeben.)

Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de), Geschichtschreiber, Publicist und Literaturhistoriker, stammte aus einer alten pisanischen Familie, die sich seit 1508 in der Dauphiné und später nach dem Widerruf des Edicts von Nantes in Genf niedergelassen hatte. Er wurde 9. Mai

1773 zu Genf geboren und flüchtete zur Zeit des Umſturzes der alten genfer Regierung 1793 mit ſeinem Vater, welcher prot. Prediger war, nach England. Hier legte er den Grund zu einer freiſinnigen polit. Anſchauung und eignete ſich während eines zweijährigen Aufenthalts die engl. Sprache in dem Maße an, daß er ſich ihrer theilweiſe bei ſeinen literariſchen Productionen bedienen konnte. Nach ſeiner Rückkehr nach Genf wurde er wegen der Unterſtützung, die er einem Verfolgten hatte zutheil werden laſſen, mit einer anſehnlichen Geldbuße und einer Gefängnißſtrafe belegt, nach deren Beendigung er ſich mit ſeiner Familie nach Toscana wendete und bei Pescia ankanſte. Aber auch hier war er vielfachen Verfolgungen ausgeſetzt, da er ſowol den Italienern als auch den Franzoſen verdächtig erſchien. Nach einer langwierigen Haft wurde er 1800 wieder frei und kehrte nun in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er mehrere Communalämter verwaltete und ſich im Verfolg ſeiner hiſtor. und polit. Studien mit Frau von Staël, Benj. Conſtant, Guizot, Pictet u. a. in Verbindung ſetzte. Von ſeinen Leiſtungen iſt das, was er auf dem Gebiete der Geſchichte lieferte, das Bedeutendſte. Seine «Histoire des républiques italiennes du Moyen-âge» (4 Bde., Zür. 1807—8; 2. Aufl., nebſt Fortſetzung, Par. 1809; neuere Ausg., 10 Bde., Par. 1840) iſt bei allen Mängeln ein ausgezeichnetes Werk. Hieran ſchließt ſich die urſprünglich engliſch geſchriebene «Histoire de la renaissance de la liberté en Italie» (2 Bde., Par. 1832), welche in Abrundung und Durchbildung des Stoffs das erſtere Werk noch übertrifft. Maſſenhaft und freilich hier und da breit iſt ſeine «Histoire des Français» (31 Bde., Par. 1832—43), deren letzten Band A. Renée redigirte, und aus der er ſelbſt einen überſichtlichen Auszug («Précis», 2 Bde., Par. 1839) geliefert hat. Von ſeinen größern hiſtor. Arbeiten iſt noch zu erwähnen die «Histoire de la chûte de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000» (2 Bde., Par. 1835; deutſch von Lindau, Lpz. 1836). Auch hat er einen hiſtor. Roman geſchrieben, eine Schilderung Galliens im 5. Jahrh.: «Julia Sévéra, ou l'an 492» (3 Bde., Par. 1822; deutſch von M. Müller, 2 Bde., Lpz. 1822). Als Literaturhiſtoriker zeigte er ſich in ſeinem vielgebrauchten Werke «De la littérature du Midi de l'Europe» (Par. 1813; 4. Aufl., 4 Bde., 1840; deutſch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1815), welches aus ſeinen 1811—13 zu Genf gehaltenen Vorleſungen hervorgegangen iſt. Unter S.'s zahlreichen nationalökonomiſchen Schriften ſind hervorzuheben: «Études sur les sciences sociales» (3 Bde., Par. 1836), «Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce» (2 Bde., Genf 1803) und «Nouveaux principes de l'économie politique» (2 Bde., Par. 1819; neue Aufl. 1827). S. ſtarb zu Genf 25. Juni 1842.

Siſtowa, Sziſtowa oder Schiſtow, eine Stadt und Dampfſchiffahrtsſtation in der türk. Provinz Bulgarien (jetzt Ejalet Tuna), auf einer Höhe am rechten Ufer der Donau, zwiſchen Nikopoli und Ruſtſchuk gelegen, hat ein altes, jetzt verfallenes Caſtell, niedrige und ſchlechtgebaute Häuſer, aber acht ſchöne Moſcheen und zählt gegen 20000 E., welche Weinbau, Gerberei, Baumwollweberei, Schiffahrt und Handel treiben. 1856 betrug der Geſammtverkehr 2,755000 Fl. Conventionsmünze an Werth. Zu S. wurde 30. Dec. 1790 ein Congreß gehalten und 4. Aug. 1791 ein Definitivfrieden zwiſchen der Türkei und Oeſterreich abgeſchloſſen, der die Herſtellung des Zuſtandes vor dem Kriege (9. Febr. 1788) feſtſetzte. 2 M. unterhalb oder öſtlich liegt an der Mündung der Jantra in die Donau der kleine Ort Cervena, wo die Ruſſen 7. Sept. 1810 einen Sieg über die Türken erfochten.

Siſtrum, ein muſikaliſches Inſtrument der alten Aegypter, das bei dem Iſisdienſte gebraucht wurde, und das man noch gegenwärtig in Abyſſinien findet. Es beſteht aus einem ovalen Metallreife, der einen Stiel zum Anfaſſen hat. Durch dieſen Reif ſind Löcher gebohrt, in welchen ſich metallene Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Inſtruments ein Geräuſch verurſachen. Der Ton des Inſtruments wird um ſo angenehmer, je edler das Metall und je beſſer das Verhältniß zwiſchen den Löchern getroffen iſt. Als Erfinderin des S. galt die Iſis.

Siſyphus, der Sohn des Äolus und der Enarete, Gemahl der Merope, Erbauer und König von Ephyra, dem nachmaligen Korinth, wird als der verſchlagenſte unter allen Menſchen geſchildert und war deswegen wie ſein ganzes Haus verrufen. Namentlich aber iſt er der Strafe wegen, die er in der Unterwelt für ſeine Ungerechtigkeiten zu leiden hatte, bekannt. Dieſe beſtand darin, daß er ein ungeheueres Felſenſtück auf einen ſteilen Berg wälzen mußte, von dem jenes aber immer wieder, ſobald er damit oben angekommen, herabrollte.

Sitka oder Sitcha oder Baranow, eine Inſel an der Küſte des durch den 10. April 1867 geſchloſſenen und 8. Juni ratificirten Vertrag an die Vereinigten Staaten verkauften Ruſſiſchen Amerika (ſ. d.), welches jetzt das Territorium Alaska (24209,7 Q.-M. mit 54000 E.) bildet. Die Inſel gehört zum Archipel König Georg's III., iſt nur wenig mit Fruchterde bedeckt und

meist mit hohen Fichten bewaldet. Auf der Westseite der Insel, an dem Sitka- oder Norfolksund, liegt die Stadt S. oder Neu-Archangel, gegenwärtig die Hauptstadt des Territoriums Alaska, vormals die Hauptstadt vom Russischen Amerika und des Hauptcontors der russ. Pelzcompagnie, welches aus dem ganzen Gebiete die Ausbeute der Jagd einsammelte und alle Bezirke mit den erforderlichen Materialien, Provisionen und Waaren versah. Der Ort ist umgeben von Wäldern, Morästen und hohen steilen Bergen. Indessen ruft hier der häufige Regen eine Vegetation hervor, wie sie nur südlichern Breiten angehört. Die Ansiedelung wurde 1799 gegründet, 1802 von den Koloschen zerstört, 1804 aber von Baranow wiedererobert und neu aufgebaut. Die Gebäude sind sämmtlich von Holz, die Straßen sehr unregelmäßig und schmuzig. Der Ort zählte unter der russ. Herrschaft kaum 1200 E., hatte ein Hospital, Schiffswerfte, Packhäuser, ein Arsenal, eine Marine- und andere Schulen, eine Sternwarte, Hauptapotheke, Bibliothek. Die Lutheraner, meist aus Finland gebürtig, hatten ihren Prediger, die Bekenner der griech. Kirche einen Bischof, dessen Sprengel das ganze Russische Amerika, die Aleuten, den Ochotskischen Meerbusen und Kamtschatka umfaßte.

Sitte nennt man im weitern Sinne die zur Gewohnheit gewordene Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit andern und in der Lebensführung überhaupt, sowol bei einzelnen Menschen als auch bei Gesellschaften, Familien, Stämmen und Völkern. Im engern Sinn bezeichnet S. die Formen eines civilisirten und zu feinern Genüssen und sanfterer Umgangsweise gewöhnten Lebens, also Gesittung oder gute Lebensart; im engsten Sinn ein nach den Grundsätzen moralischer Gesinnung geregeltes Betragen, wo es also mit Sittlichkeit gleichbedeutend ist. In der zweiten und dritten Bedeutung des Worts liegen die Maßstäbe zu einer Beurtheilung der ersten. Es kann z. B. bei einem wilden Volksstamm starke Sittlichkeit herrschen ohne alle Gesittung, und umgekehrt bei einem überfeinerten Volke die beste S. im Umgang ausgebildet sein neben einem tiefgesunkenen Zustande der Sittlichkeit. Die S. eines Volks hängen mit den Naturverhältnissen seiner Existenz, mit seiner Geschichte, seinen Bedürfnissen, seinem Charakter u. s. w. zusammen. Umwandlung, Verbesserung oder Verderbniß der S. sind jederzeit ein Zeichen innerer Umwandlungen. Die Art, wie sittliche Maßstäbe in Gedanken festgestellt werden und sich in dem Recht, der Religion, dem Familienleben u. s. w. eine Geltung verschaffen, ist selbst eins der wichtigsten Merkmale der Gesittung. Die Gesittung im Sinne von verfeinerter Lebensart spricht ihren conventionellen und daher häufig raschen Wechseln unterworfenen Charakter in der Mode (s. d.) aus. Dagegen ist die gute S. im moralischen Sinn dem Sittengesetz als einem reinen und unveränderlichen Vernunftgesetz des Rechthandelns unterworfen. (S. Moral.) Unter Sittenregel sind allgemeine Grundsätze unsers sittlichen Verhaltens zu verstehen, welche mit dem strengen Sittengesetz entweder mehr oder weniger in Uebereinstimmung sein können. (S. Maxime.) Die S. im Sinne eines von alters her geltenden Herkommens vertritt in uncivilisirten Zuständen die Stelle der öffentlichen Gesetzgebung und bleibt auch im civilisirten Zustande immer die festeste Stütze der letztern.

Sitten, franz. Sion, die Hauptstadt des schweiz. Cantons Wallis, liegt an der unweit der Stadt in den Rhône mündenden Sionne, in der schönsten Gegend des Rhônethals, und stellt sich von fern mit seinen beiden auf abgesonderten Kegeln sich erhebenden Felsenschlössern sehr stattlich dar. Der nördl. Kegel trägt die Trümmer des frühern bischöfl. Schlosses Tourbillon (1492 erbaut, 1798 zerstört), mit schöner Fernsicht, der andere, etwas niedrigere Kegel das Schloß Valeria (jetzt Priesterseminar), mit der architektonisch interessanten St.-Katharinenkirche. Unterhalb der Bergschlösser liegt Majoria, bis zur Feuersbrunst von 1788 Residenz der Bischöfe. In der eigentlichen Stadt sind, außer den steinernen, auf Arcaden gestützten Patricierhäusern, die Kathedrale und das Rathhaus, beide im goth. Stile, bemerkenswerth. Die 4203 E. (Ende 1860) treiben ansehnlichen Weinhandel. Durch die Rhônebahn ist S. mit dem Genfersee verbunden. Das Klima der Umgegend erweist sich so warm, daß hier manche Südfrüchte und sonstige exotische Gewächse gedeihen. In geringer Entfernung von dem unweit S. gelegenen Schlachtfelde von La-Planta, wo die Savoyer 1475 eine entscheidende Niederlage durch die Oberwalliser erlitten, erheben sich die malerischen Trümmer der Burgen Montorge und Seon.

Sittenpolizei. Insofern die Sitte den innern Gehalt des Volkslebens offenbart und durch das fortwirkende Beispiel den größten Einfluß auf die allgemeine Denk- und Lebensweise ausübt, ist dem Staate eine unablässige Rücksichtnahme auf diesen Maßstab und Bestimmungsgrund des Culturzustandes nahegelegt. Die Erhaltung kernhafter Tüchtigkeit, die Verbannung roher und unvernünftiger Gebräuche und die Sicherung der öffentlichen Moral gegen Lockerung und Verfall bilden aber eine um so schwierigere Aufgabe, als diese wesentlich ethischen Anliegen

nicht schon in äußerlichen Geboten oder Verboten, sondern erst mit der freien Aufnahme und der entsprechenden Selbstbestimmung von seiten des Volks ihre wahre Befriedigung finden. Ein bis auf das Kleinste sich erstreckender Zwang zum Schicklichen und Ehrbaren durch die Behörden, wie etwa in China, oder selbst nur die Aufnöthigung einer heuchlerischen Sabbatsstimmung, wie in England, oder der Mäßigkeit im Genusse von geistigen Getränken, wie in den Neuengland-Staaten der nordamerik. Union, schafft nur verlogene Zustände. Die echte Staatskunst wird deshalb, abgesehen von den bestimmten Fällen, wo das allgemeine Rechtsgefühl sogar die Strafgesetzgebung zum Einschreiten ermächtigt hat, jene Zwecke meist nur mittelbar zu fördern suchen, wie z. B. durch dahin zielende Leitung des Unterrichts, Belohnung nachahmungswürdiger Verdienste und Steigerung der Ansprüche an die geschichtliche Leistungsfähigkeit der Nation. Dabei sind Gemeinden, Innungen und andere freie Genossenschaften zur Erhaltung der guten Sitte unter ihren Mitgliedern vorzugsweise geeignet. Unbedingt verwerflich ist dagegen das System, welches die Gesellschaft durch die vom Staate ausgehende Polizeiverwaltung mit einem positiv-sittlichen Inhalte zu versehen gedenkt. Ihrem wirklichen Berufe, störende Einwirkungen, wo die Kraft des einzelnen nicht ausreicht, fern zu halten oder wenigstens deren Folgen zu mäßigen, kommt die Polizei (s. d.) in dieser Richtung nur damit nach, daß sie bei allen Versuchen zur Fortbehauptung einer verbotenen Unsitte hindernd eingreift und den offenen Anreizungen zur Immoralität entgegentritt. Es fallen daher das Einschreiten gegen den Duellzwang (dafern nicht schon die Ausforderung und das verächtliche Begegnen wegen Nichtannahme einer solchen mit crimineller Ahndung bedroht ist), die vorbeugenden Anordnungen wider die Raufsucht der untern Klassen bei festlichen Gelegenheiten, ingleichen das Zwangsverfahren, um unzurechnungsfähigen Selbstmördern trotz des Vorurtheils ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen, ebenso in das Gebiet der S. wie die Maßregeln gegen unerlaubtes Spiel und gegen öffentliches Aergerniß, z. B. durch Erscheinen in trunkenem Zustande, Thierquälerei, Verleitung zur Unsittlichkeit mittels Ansprachen, Verbreitung unmoralischer Schriften und zur Schaustellung des Lasters. In letzterer Hinsicht hat die S. namentlich der Prostitution oder dem Sichpreisgeben zur Unzucht gegen Entgelt zu steuern. Alle Versuche, diesen auch unserer Civilisation anhaftenden Auswuchs aus der Unwiderstehlichkeit des Naturtriebes und aus den für so viele unübersteiglichen Hindernissen einer rechtzeitigen Verheirathung zu entschuldigen, vermögen der Ueberzeugung nichts von ihrer Gewißheit zu rauben, daß die Gleichberechtigung des Weibes und die hieraus als allein zulässige Form der Geschlechtsverbindung hervorgehende Ehe eine Grundbedingung unseres gesellschaftlichen Zustandes bildet, mit welcher sich die Selbsterniedrigung von Personen des andern Geschlechts sowie die Verlockung zu kräftevergeudender Unbeständigkeit und zur Ehescheu durchweg nicht vereinigen läßt. Die Fernhaltung der Prostitution gehört demnach zu den wichtigsten Aufgaben einer weiterblickenden Verwaltung. Wo dennoch, wie namentlich in Großstädten mit bedeutendem Fremdenzufluß, aus Gesundheitsrücksichten und um die Ehrbarkeit durch die Ableitung vor unreinen Zumuthungen zu schützen, das Unzuchtsgewerbe unter Ueberwachung geduldet wird, hat die S. wenigstens sein allzu offenes Hervortreten und verführerisches Weitergreifen zu hindern. Vgl. R. Mohl, «Die Polizeiwissenschaft» (Bd. 2, 2. Aufl., Tüb. 1844); Parent-Duchatelet, «De la prostitution dans la ville de Paris» (2 Bde., Par. 1836); Béraud, «Les filles publiques de Paris et la police, qui les régit» (Par. 1839); Dufour, «Histoire de la prostitution» (6 Bde., Par. 1855); Avé-Lallemant's Artikel «Sittenpolizei» in Rotteck's und Welcker's «Staatslexikon» (3. Aufl., Bd. 13, Lpz. 1865).

Situation heißt in der Kunstsprache die Lebenslage, in welcher sich die dargestellte Persönlichkeit befindet, und an welcher sie ihren Charakter zu entwickeln und zu bethätigen hat. Eine Dichtung steht um so höher, je einfacher, natürlicher, allgemein menschlicher und darum allgemein gültiger die S. sind, in welche die handelnden und leidenden Charaktere eingeführt werden. Phantastische und bizarre S. können pikant und spannend, aber niemals rührend und erschütternd, d. h. echt künstlerisch sein, weil sie aus der Grenze des Wahrscheinlichen, aus dem vom Zuschauer und Leser Erlebbaren heraustreten und sich daher seiner Theilnahme entziehen. Wie die Charaktere, so müssen auch die S., in welche diese Charaktere versetzt werden, sorgfältig motivirt, d. h. als in sich nothwendige Ergebnisse vorangegangener Handlungen und S. erscheinen. Im Roman hat der Zufall mehr Spielraum als im Drama, im Lustspiel mehr als in der Tragödie. Nur die phantastische Märchenpoesie darf den Zufall oder gar das wunderthätige Eingreifen höherer Mächte ganz ungehindert walten lassen.

Situationszeichnen oder Planzeichnen nennt man die Kunst, Theile der Erdoberfläche in Form einer Karte so genau durch Zeichnung darzustellen, daß man beim Vergleichen nicht allein

sofort eine Copie der Gegend erkennt, sondern auch im Stande ist, sich nach Bedarf sicher und schnell danach zu orientiren. Zu diesem Zwecke müssen alle diejenigen Merkmale, welche in der Natur ins Auge fallen, als die Baulichkeiten, das Wegenetz, die Gewässer, die verschiedenen Culturen, die Unebenheiten des Erdbodens u. s. w. durch die Situationszeichnung in derselben Reihenfolge und Verbindung nach Möglichkeit zum Ausdruck gelangen. Je nach dem besondern Zweck der darzustellenden Karte (ob Stadt- oder Festungsplan, Situationsplan, Special- oder Generalkarte) ist auch der Maßstab verschieden; er schwankt im allgemeinen zwischen 1:10000 und 1:150000 der natürlichen Länge. Die Karten größern Maßstabes gehören zumeist in die Kategorie der Forstkarten und ökonomischen Pläne behufs Feststellung der Besitz- und Steuerverhältnisse oder sind Baupläne für Eisenbahnen, Straßen, Fortificationen u. s. w. Die Beschaffenheit der Signaturen für die darzustellenden Objecte, als Wege in ihren verschiedenen Abstufungen, Grenzen, Bäume und Baumgruppen, Wald, Wiese, Heide, Gärten, Sumpf, Darstellung des Wassers u. s. w., war bisher auf den verschiedenen Plänen eine wenig übereinstimmende. Doch ist man in neuerer Zeit offenbar bestrebt, eine gegenseitige Annäherung zur Ausführung zu bringen. Alle die Objecte und Terraingegenstände, deren Größe bei entsprechendem Maßstab es gestattet, sollen in mathematisch ähnlichem Grundriß ausgedrückt sein. Für die Darstellung der Unebenheiten des Erdbodens kommen hauptsächlich nur zwei Manieren in Betracht. Seit Lehmann (s. d.) zu Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner Lehre der Situationszeichnung die Aufgabe löste, ein naturtreues Terrainbild vors Auge zu führen, sind frühere Darstellungsweisen wie neuere Versuche fast gänzlich außer Anwendung gekommen. Die zu Grunde liegende richtige Theorie, die einfache, leicht verständliche Erklärung derselben und der gesunde Aufbau der ganzen Methode haben der Lehmann'schen Situationszeichnung bei fast allen topogr. Kartenwerken der Welt Eingang erzwungen, und nur einzelne Modificationen (wie z. B. die von Müffling'sche Manier) haben sich theilweise Geltung verschafft. Wenn aber die jener Methode zu Grunde liegende Theorie, wonach die Beleuchtung aller Bodenerhebungen eine senkrechte ist und demzufolge die flachen Partien heller erscheinen wie die mehr geneigten Flächen, noch heute feststeht, so können doch die ursprünglichen Lehmann'schen Terrainbilder gegenwärtig nicht mehr als stabiles Muster dienen. Man hat, wie die neuern topogr. Productionen beweisen, unausgesetzt Fortschritte gemacht in der zeichnenden Darstellung, welche sich auf Stärke, Dichtigkeit und Länge der Schraffirungsstriche, Divergenz und Convergenz derselben, auf das Verhältniß der Schraffirungsscala zum Maßstab der betreffenden Karte u. a. erstrecken, sodaß neben der detaillirtesten Darstellung der Ueberblick des Gesammtbildes nicht beeinträchtigt wird. Neben der Lehmann'schen Darstellungsweise kommt eigentlich nur noch eine in Betracht, die sog. altfranzösische, die schon vor Lehmann bekannt war, sich aber ebenso wie jene, und vielleicht noch mehr, vervollkommnet hat. Die altfranz. Weise fußt auf der Annahme schräger oder einseitiger Beleuchtung, ohne jedoch, wie dies bei der Lehmann'schen der Fall, in ihrer Ausführung wissenschaftlich begründet zu sein. Daher kommt es, daß ein und dieselbe Gegend, nach derselben Aufnahme von verschiedenen Zeichnern ausgeführt, verschiedene Bilder liefert, während nach der Lehmann'schen Methode dieselbe Aufnahme, mag sie von verschiedenen Zeichnern und an verschiedenen Orten stattfinden, doch stets dasselbe Bild zum Vorschein bringen wird. Nur in dem besondern Falle, daß auch Niveaulinien eingezeichnet sind, gestatten nach der altfranz. Weise bearbeitete Karten richtige Schlüsse. Einige Aehnlichkeit dieser Methode mit der Landschaftszeichnung läßt sich nicht absprechen, und daß sie entschieden mehr Effect hervorbringt wie diejenige der senkrechten Beleuchtung, ist zweifellos. Sie eignet sich indessen nur für Terrainformen, welche Alpencharakter haben. Bei Mittelgebirge treten ihre Uebelstände schon sehr entschieden zu Tage, und für Flachland ist sie gar nicht anwendbar, ohne geradezu falsche Anschauungen hervorzurufen. Ihren Haupttypus hat die altfranz. Methode der schrägen Beleuchtung in der Eidgenössischen Vermessungskarte gefunden, deren Maßstab wie 1:100000. Dort ist sie in der geschicktesten Weise und ihrem ganzen Charakter entsprechend ausschließlich für das Alpengebirge angewandt. Zum Beschreiben der Pläne hat man festzuhalten, daß die Schrift, unbeschadet ihrer Deutlichkeit, nicht zu sehr hervortritt, da sie nur zur nähern Bezeichnung des Objects dient und diesem untergeordnet sein muß. Ueberdies ist dieselbe bei nicht zu großer Mannichfaltigkeit so zu wählen, daß gleiche Objecte auch gleiche Schrift erhalten. Auch mögen, je nach dem besondern Zwecke der Karte, besondere Merkmale ausnahmsweise wol auch durch die Schrift hervorgehoben werden.

Sium, Name einer zur 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Doldengewächse gehörenden Pflanzengattung, welche sich durch seitlich zusammengedrückte, gerandete Früchte, verkehrt-eirunde, ausgerandete Blumenblätter mit nach innen geschlagenem

Zipfel, und vielstrahlige, mit allgemeiner vielblätteriger Hülle und besondern mehrblätterigen Hüllchen versehene Dolden auszeichnet. Die einzige, bei uns wildwachsende Art, S. latifolium L., ein Sumpfgewächs mit röhrigem, vielkantigem, starkverzweigtem Stengel, hintertheiligen, breitzipfeligen, über den Wasserspiegel hervorragenden und in feine, haarförmige Zipfel zertheilten, untergetauchten Blättern führt den Namen Merk. Sie gilt für giftig und soll bei Menschen und Rindern Raserei bewirken. Zu dieser Gattung gehört auch die Zuckerwurzel (S. Sisäron L.), eine angeblich aus Mittelasien stammende Pflanze, welche hin und wieder in Küchengärten ihrer süß und aromatisch schmeckenden Wurzeln halber cultivirt wird. Ihr Wurzelstock besteht aus büschelig gruppirten Wurzeln, ihre untern Blätter sind fiederschnittig mit eiförmig-länglichen, scharfgesägten Abschnitten, die obern dreitheilig mit lanzettlichen Theilstücken, die Blüten, wie beim Merk, weiß. Diese Pflanze verlangt einen leichten, fetten, gutbearbeiteten und warm gelegenen Boden.

Siut oder Syut, die Hauptstadt des ägypt. Paschaliks Said oder Oberägyptens, das alte Lycopolis, unweit vom Nil in reizender und ungemein fruchtbarer Gegend am Rande der libyschen Bergkette gelegen, ist gut gebaut und zählt etwa 25000 E., die viel Gewerbthätigkeit entwickeln. Die Stadt ist Sitz eines Paschas sowie eines kopt. Bischofs, hat einen Palast des verstorbenen Vicekönigs Ibrahim-Pascha, zwei schöne Moscheen, eine große Baumwollspinnerei der Regierung und ein weitläufiges Regierungsmagazin für die in der Provinz erhobenen Bodenproducte. Als Hauptstation für die Karavanen aus Nubien und Sudan unterhält S. noch immer einen bedeutenden Handel, der sich bis ins Innere Afrikas erstreckt. Beliebt sind in Aegypten die irdenen Waaren des Orts (Siuter Pfeifenköpfe) und die Sattlerarbeiten jeder Art, die namentlich nach Centralafrika Absatz finden. Das unmittelbar am Nil gelegene Dorf El-Hamra ist der Hafen von S. und mit der Stadt durch einen Damm verbunden.

Siva, s. Indische Religion.

Siwah, eine dem Pascha von Aegypten tributäre Oase in der Libyschen Wüste, 14 Tagereisen von Alexandria, im Alterthum Oase des Jupiter Ammon oder das Ammonium (s. d.) genannt, ist über 2 M. lang, kaum ½ M. breit und besteht aus einem von Bergen umschlossenen Thale mit mehrern Seen, reichlicher Bewässerung überhaupt, mit Wiesen, Palmwäldchen, Gärten und Saatfeldern, reichlicher Production von Datteln, Melonen, Oliven, Granatäpfeln, Weintrauben, Bohnen, Gerste, Weizen und Reis. Seit 1820 Aegypten zinspflichtig, zahlt dieses Gebiet jährlich 16000 Thlr. und 6000 Ctr. Datteln Tribut. Die Oase hat 8000 E., welche ein Gemisch des Arabischen und der Berbersprache reden, unter vier bis sechs Scheikhs stehen, von der ägypt. Verwaltung aber völlig unabhängig sind. Die Hauptstadt S., auf einem steilen, kegelförmigen Kalkfelsen gelegen, hat 2000—2500 E. und ansehnlichen Dattelhandel nach Aegypten. Sie ist ein Knotenpunkt von Karavanenstraßen gegen Westen, Nordosten und Osten. Man findet in der Oase drei alte Tempel, von denen zwei von griech. Bauart. 1 St. südöstlich von dem Hauptorte liegen die Ruinen des altberühmten Tempels des Jupiter Ammon, des ägypt. Amun-Ra.

Sixtinische Kapelle, s. Rom (Stadt).

Sixtinische Madonna, s. Rafael Santi.

Sixtus heißen fünf röm. Päpste. — **S. I.**, eigentlich Xystus, von der Kirche als Märtyrer verehrt, soll 120 auf den röm. Stuhl gelangt und 129 enthauptet worden sein. — **S. II.** wurde 257 der Nachfolger des Stephanus, aber bald darauf in der Verfolgung des Valerianus hingerichtet. Derselbe ließ 29. Juli 258 die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus in den Katakomben beisetzen. — **S. III.**, 432—440, sendete den Patricius, den Apostel der Irländer, ab und hatte Leo d. Gr. zum Nachfolger. — **S. IV.**, 1471—84, war gelehrt, ließ aber die Inquisition in Spanien einführen und befleckte seinen Namen durch Nepotismus, Simonie und andere Sünden. — Der berühmteste unter allen Päpsten dieses Namens war **S. V.**, als Regent und Staatsmann der größte unter den Päpsten der drei letzten Jahrhunderte. Er hieß eigentlich Felix Peretti und war zu Grotte a Mare unweit Montalto in der Mark Ancona geboren. Durch Vermittelung eines Oheims wurde er 1534 Franciscaner und erwarb sich bald ausgezeichnete Kenntnisse in der scholastischen Philosophie und Theologie und in der röm. Literatur. Er lehrte seit 1544 das kanonische Recht zu Rimini, seit 1546 zu Siena und wurde 1548 Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Seit 1551 in Rom, glänzte er auf der Kanzel sowie durch fromme Werke. Sein Werk über mystische Theologie und sein «Goldenes Register», ein Auszug aus den Schriften des Aristoteles und dessen Commentators Averrhoes, waren ebenfalls Früchte seines Aufenthalts in Rom, der ihm übrigens durch ärgerliche

Händel, die ihm sein Widerwille gegen das Klosterleben zuzog, verbittert wurde. Nicht besser ging es ihm zu Venedig, wo er 1556 Vorsteher der Franciscanerschule und 1557 Generalinquisitor wurde. 1560 kehrte er nach Rom zurück, wo er zum Consultor des Heiligen Officium und Professor an der Universität ernannt wurde und sein Orden ihn zum Generalprocurator wählte. 1565 begleitete er den päpstl. Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien und erwarb sich daselbst durch seine Predigten die Achtung Philipp's II. und der Großen. Pius V. erhob ihn zum Generalvicar des Franciscanerordens, zum Bischof von Sta.-Agata de' Goti und zu seinem Beichtvater. In diesen Aemtern drang er auf Abstellung der unter den Franciscanern eingerissenen Unordnungen, suchte auch die Sitten der Geistlichkeit seines Sprengels zu verbessern. Schon 1570 wurde er Cardinal und nannte sich nun Montalto. Um bei seinen Collegen keine Eifersucht zu erwecken, brauchte er seinen Einfluß auf Pius V. mit Mäßigung. Nach dem Tode desselben hielt er sich im Conclave von jeder Parteiung entfernt, und unter Gregor XIII. zog er sich fast ganz zurück. Sanft zeigte er sich gegen jedermann; Beleidigungen ertrug er; seine armen Verwandten ließ er nur wenig von den Vortheilen seiner Stellung genießen. Dagegen verwendete er seine Einkünfte auf wohlthätige Werke und gelehrte Unternehmungen. So hatte er alles um sich her über seinen wahren Charakter getäuscht und die Mehrzahl der Cardinäle zu dem Glauben gebracht, daß er sich als Papst leicht lenken lassen werde. Gregor XIII. starb 1585 und Montalto wurde fast einstimmig zum Papst erwählt. Nach beendeter Wahl warf er noch in der Wahlkapelle den Stab, auf den er sich bisher gestützt, plötzlich weg und trat zum Erstaunen aller mit einer Kraft und Majestät hervor, die den selbständigen Herrschergeist ankündigte. Mit Energie stellte er allenthalben die Ordnung im Kirchenstaate her. Sodann beschäftigten ihn große Bauten in Rom. Die nach ihm benannte Wasserleitung (Aqua felice), der große Obelisk auf dem Platze vor der Peterskirche, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber sind Denkmäler seiner Regierung. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vaticanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude und eine eigene Druckerei für die Herausgabe der Kirchenschriftsteller einrichtete. Aus dieser Druckerei gingen seine Ausgabe der Werke des heil. Ambrosius und die von ihm besorgte, freilich sehr fehlerhafte Ausgabe der Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenstaate gründete er eine Universität, zu Rom das Collegium des heil. Bonaventura für junge Franciscaner und zu Bologna das Collegium Montalto. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er ein und bewies große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er 15 Congregationen aus Cardinälen und andern Beamten nieder. Die Anzahl der Cardinäle setzte er auf 70 fest, und alle Bischöfe der kath. Christenheit verpflichtete er, innerhalb drei, fünf oder zehn Jahren einmal nach Rom zu kommen. In theol. Streitigkeiten beobachtete S. eine weise Neutralität. Desto lebendiger regte er sich in den polit. Händeln seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die Abhängigkeit vom röm. Stuhle zurückzubringen, schlug freilich fehl; doch wußte er den Kaiser Rudolf II. zur Verfolgung der Ketzer zu bewegen. Mit allen Regenten seiner Zeit blieb er in leidlichem Vernehmen, suchte aber einen durch den andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen. Dabei beschäftigten ihn weitaussehende Entwürfe zu Vergrößerung seiner landesherrl. wie kirchlichen Macht. Rußland wollte er durch den König Stephan Bathori und Aegypten durch den Großherzog von Toscana seinem Stuhle unterwerfen; doch vereitelte dies schon der Tod beider Fürsten. Bei seinem Eingreifen in die Zeitereignisse und bei seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regieren, mußte er sich der rastlosesten Thätigkeit hingeben. Durch ein ausgedehntes System der Spionerie setzte er sich von allem in Kenntniß. Seine Geschäftskenntniß und geistige Ueberlegenheit flößten jedem Bewunderung ein. Berühmt sind die witzigen Antworten, mit denen er die Gegner niederschlug und seine Absichten durchsetzte. Ueberdies war er kalt, schlau und umsichtig, verschlossen und fest bis zur Härte. Polit. Rücksichten hatten bei ihm in der Regel das Uebergewicht über die religiösen. Geliebt wurde er nicht, aber allgemein gefürchtet. Als er 24. Aug. 1590 starb, riß das durch Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senat auf dem Capitol errichtete Bildsäule nieder. Die Vermuthung, sein Tod sei auf Betrieb des span. Hofs, den er sich durch seine Kälte gegen die Ligue und durch Annäherung an Heinrich IV. von Frankreich zum Feinde gemacht, durch Gift beschleunigt worden, ist auf keine hinreichenden Beweise gestützt. Vgl. Tempesti, «Storia della vita e gesti di Sisto V.» (2 Bde., Rom 1754).

Sjöberg (Erik), schwed. Lyriker, geb. 14. Jan. 1794 im Kirchspiele Ljungo in Södermanland von armen Aeltern, besuchte mit Unterstützung eines väterlichen Freundes das Gymnasium zu Strengnäs, seit 1814 die Universität Upsala. Hier lebte er in größter Dürftigkeit,

nur durch den geringen Ertrag von Privatunterricht sein Leben fristend, mit gebrochenem Herzen, die letzten Jahre hindurch auch noch durch Krankheit geschwächt, bis zu seinem Tode 4. März 1824. Seine Gedichte, die er unter dem Namen Vitalis 1819—26 in einzelnen Heften herausgab, und die nach seinem Tode von Geijer gesammelt und bevorwortet (Stockh. 1828; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1843) erschienen, tragen bald eine finstere, melancholische Stimmung, bald jedoch eine milde, tiefe, religiöse Resignation. Mehrere der letztern Art zeichnen sich durch ergreifende Wahrheit, feines Gefühl und eine vollendete Darstellung aus.

Sjögren (Andreas Johann), verdienter Geschichts- und Sprachforscher, geb. 8. Mai 1794 im Kirchspiel Ithis in Finland, erhielt seine erste Bildung zu Lowisa und im Gymnasium zu Borgå, bezog 1813 die Universität zu Åbo und widmete sich dort besonders den histor. Wissenschaften, der Literaturgeschichte, den classischen und orient. Sprachen, bis 1818 durch Rask seine Studien die besondere Richtung auf die Sprache und Geschichte Finlands erhielten. Im Frühjahr 1820 ging er nach Petersburg, wo er eine Hauslehrerstelle bei dem evang. Bischofe Cygnäus und nach einem Jahre eine ähnliche Privatstellung bei einem Landpfarrer unweit der Residenz annahm. Als erste Frucht seiner gründlichen Studien über Rußlands Geographie und Geschichte sowie über die finn. Völker erschien die Schrift «Ueber die finn. Sprache und ihre Literatur» (Petersb. 1821). Seit Mai 1823 Bibliothekar des Grafen Romanzow, unternahm er 1824—29 eine größere wissenschaftliche Reise durch Finland und das nördl. Rußland bis zum Ural. Nach der Rückkehr wurde er im Oct. 1829 als Adjunct in die petersburger Akademie aufgenommen, hierauf im Dec. 1832 zum außerordentlichen Akademiker befördert und im Juni 1833 zugleich zum Bibliothekar der zweiten Abtheilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften ernannt. Als Früchte seiner Reise erschienen außer den «Anteckningar om församlingarne i Kemi-Lappmark» (Helsingf. 1828) mehrere meist histor. Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie. Die Erblindung des rechten Auges veranlaßte ihn 1835 zur Niederlegung des Bibliothekaramts und zu einer neuen wissenschaftlichen Reise nach dem Kaukasus, auf welcher er bis 1838 das Tatarische, Türkische, Persische, Armenische, Georgische, Tscherkessische und Ossetische erlernte. Im Dec. 1844 ward S. zum ordentlichen Akademiker für die Philologie und Ethnographie der finn. und kaukas. Völker ernannt, im Jan. 1845 zugleich mit dem Directorium des akademischen ethnogr. Museums beauftragt und im Febr. 1845 zum Staatsrath befördert. Die Materialien, welche er 1846 auf einer Reise zur Untersuchung der Ueberreste der Liven und Kreewingen nach Livland und Kurland gesammelt hatte, vervollständigte er 1852 auf einer zweiten Reise dorthin. S. starb 6. Jan. 1855. Nach seinem Tode wurden von der Akademie S.'s «Histor.-ethnogr. Abhandlungen über den finn.-russ. Norden» (Petersb. 1861) als der erste Band seiner «Gesammelten Schriften» herausgegeben; den zweiten Band der letztern füllen seine Grammatik und sein Wörterbuch der Sprache der Liven (besorgt von Wiedemann, 2 Thle., Petersb. 1862). S.'s «Ossetische Sprachlehre» war schon 1844 erschienen. Viele Beiträge hat S. für das «Bulletin» und die «Mémoires» der petersburger Akademie geliefert. In letztern erschien auch seine nachgelassene Arbeit über die Jatwägen (1858).

Skager-Rack (das), von den engl. Seefahrern Sleeve, d. i. Aermel, genannt, ein busenförmiger Arm der Nordsee, welcher in nordöstl. Richtung zwischen der flachen Küste Jütlands und dem steilen, vielfach und tief eingeschnittenen Gestade Norwegens und Schwedens in das Festland Europas eindringt, zuweilen auch als der nördl. Theil des Kattegat bezeichnet wird, ist 30 M. lang, 15—20 M. breit und hat in der Mitte 60—80, an der norweg. Küste, von deren zahlreichen Buchten oder Fjorden der Christianasfjord der bedeutendste ist, über 200 Faden Tiefe. Die Beschiffung desselben ist wie die des Kattegat besonders auch wegen der häufigen Stürme mit mancherlei Gefahren verknüpft, das Einlaufen der Schiffe aus der Nordsee durch die hier fast beständige Westströnung erschwert. Den Namen hat dies Gewässer von dem S., einer Sandbank, welche, auch als Skagensriff bezeichnet und weithin in das Meer hineingestreckt, die Fortsetzung der wie ein Horn gekrümmten Nordspitze Jütlands bildet. Auf dieser aus Flugsand bestehenden, öden und vegetationsleeren Landspitze, dem Cap Skagen oder Skagenshorn, liegt, aus zerstreut liegenden Häusern bestehend, die alte kleine Stadt Skagen mit 1532 E., die von Fischerei, Austernfang, Lootsendienst, Schiffahrt und etwas Handel leben. Ihr Hafen ist versandet und nur kleinen Schiffen zugänglich.

Skalde, eigentlich Skálld, bedeutet im Altnordischen so viel als Dichter. Vorzugsweise aber werden S. die Dichter genannt, welche die Dichtkunst (Skálldskapr) als einen Beruf ausübten, zu dem des Versbaues und namentlich der anspielenden, bilderreichen, das Gewöhnliche

verkleidenden Dichterſprache wegen eine kunſtmäßige Vorbildung erforderlich war. Dieſe zum Theil auf alter Ueberlieferung beruhende künſtliche, räthſelhafte Dichterſprache, deren Anwendung die für ſolchen Zweck beſonders verfaßte «Skalda» in der jüngern Edda lehrt, galt als weſentliches Erforderniß für die Skaldenlieder. Dieſe Sprache war der Schmuck, den jene Dichter den geſchichtlichen Ereigniſſen, die ſie beſangen, anlegten. Denn die Thaten der Lebenden oder der Ahnen durch Geſang zu feiern, bildet, wenn auch nicht den einzigen Gegenſtand, doch die eigentliche Beſtimmung ihrer Poeſie. Die S. wurden vornehmlich von den Fürſten an die Höfe gezogen, um die Sänger ihrer Geſchichte zu ſein, und dafür erhielten ſie von denen, zu deren Ehre ſie ſangen, reichen Lohn. Nur ſehr wenige Skaldengedichte haben ſich vollſtändig erhalten. Deſto größer iſt dagegen die Zahl der Bruchſtücke, welche theils in der jüngern Edda, theils in den Sagas und Snorri's «Heimskringla», dort zur Veranſchaulichung, hier zur Bewahrheitung des Geſagten aufbewahrt ſind. Ein Verzeichniß der berühmteſten norwegiſchen und isländiſchen S. unter dem Namen «Skálldatal» aus dem 13. Jahrh. findet ſich in der upſalaer Handſchrift der jüngern Edda, abgedruckt in Möbius' «Catalogus librorum islandicorum» (Lpz. 1856). Die Lieder der Götter- und Heldenſage, welche in der Edda (ſ. d.) zuſammengeſtellt ſind, rühren aus einer Zeit her, in welcher wenigſtens ein beſtimmter Stand der S. ſich noch nicht gebildet hatte. Die Namen derer, die ſie gedichtet, werden nicht genannt; ihr Inhalt iſt ein mythiſcher und der Charakter ihrer Sprache ein großartig-einfacher. Von den vorzugsweiſe ſo genannten ſpätern Skaldenliedern bekannter S. werden ſie daher auch gewöhnlich unter dem Namen Eddalieder unterſchieden, obwol ſie ſelbſt als der Grundſtamm zu betrachten ſind, aus dem in allmählichem Uebergange die Skaldendichtung im engern Sinne entſtand.

Skalitz, genauer Groß-Skalitz, eine Stadt im Bezirke Nachod des böhm. Kreiſes Königgrätz, liegt an der Joſephſtadt-Schwadowitzer Eiſenbahn und dem linken Ufer der Aupa, 2 St. weſtſüdweſtlich von der Bezirksſtadt und 2½ St. nordöſtlich von Joſephſtadt, und zählt 2045 E. (ohne das gegenüber am rechten Ufer der Aupa gelegene Dorf Klein-Skalitz, mit 400 E.). Der Ort wurde neuerdings bekannt durch das ſiegreiche Gefecht des preuß. Generals von Steinmetz gegen den Erzherzog Leopold 28. Juni 1866. Nachdem Steinmetz das 6. öſterr. Corps (Ramming) 27. Juni bei Nachod (ſ. d.) bis zur Gefechtsunfähigkeit geſchlagen, ließ Benedek das 8. unter dem Erzherzog Leopold nach S. rücken, um das erſtere abzulöſen. Hier griff Steinmetz um Mittag mit ſeinem (dem 5.) und einer Brigade des 6. Corps an. Zuerſt wurde um einen Eichwald gekämpft, den das öſterr. 5. Jägerbataillon tapfer vertheidigte, dann warfen die Preußen ihre Gegner aus allen Stellungen, zuletzt noch aus der hinter dem Eiſenbahndamme, worauf S. erſtürmt und damit das blutige Treffen beendigt wurde. Die Oeſterreicher verloren etwa 6000 Mann, darunter 4000 Gefangene. Dem 5. öſterr. Jägerbataillon, von welchem 12 Offiziere und 162 Jäger gefallen, hat ſein Offizierscorps auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet, ebenſo das preuß. Königsgrenadierregiment Nr. 7 ſeinen Gefallenen ein eiſernes Kreuz mit Marmorſockel. Oeſterreichiſcherſeits wird auch das Treffen am 27. Juni, welches die Preußen das Gefecht bei Nachod nennen, als Gefecht bei S. bezeichnet.

Skamander (griech. Skamandros), ein Fluß der Ebene von Troja, der in der Homeriſchen «Ilias» eine bedeutende Rolle ſpielt, wahrſcheinlich der jetzt Mandereh genannte, deſſen gelbliche Farbe den Beinamen Xanthos (der gelbe) erklärt, welchen nach der «Ilias» die Götter dieſem Fluſſe gaben. Derſelbe entſpringt auf dem Ida, fließt am öſtl. Fuße der Burg von Troja vorüber, dann in nordnordweſtl. Richtung durch die Ebene, wo er einen Nebenfluß (den jetzigen Bach von Bunarbaſchi, den Simoeis der Alten) aufnimmt, und fällt dann nordöſtlich vom Vorgebirge Sigeum in den Hellespont.

Skanderbeg, der Held von Albanien, hieß eigentlich Georg Kaſtriota und ward 1414 als der jüngſte Sohn Johann Kaſtriota's, des Herrn von Aemathia in Albanien, und der ſerb. Prinzeſſin Woiſawa geboren. Als Sultan Murad 1423 zum erſten mal in Epirus eindrang, wurde der neunjährige Knabe mit ſeinen drei Brüdern als Geiſel an den Sultan zu deſſen Dienſt im Serail abgegeben. Ausgezeichnet durch körperliche Bildung und durch geiſtige Anlagen, wurde er beſchnitten und zum Moslem erzogen; 19 J. alt erhielt er einen Sandſchak. Durch tapfere Thaten erwarb er ſich den Namen Iskenderbeg, d. i. Fürſt Alexander. Als jedoch nach dem Tode ſeines Vaters 1432 der Sultan deſſen Fürſtenthum einzog, erbitterte dies S. Schon waren ſeine drei Brüder an langſamem Gifte geſtorben; ein Gleiches ſtand ihm bevor. Daher entwich er, 29 J. alt, aus dem Heere und erzwang von dem Staatsſecretär des Sultans einen Befehl an den Befehlshaber von Kroja (jetzt Akhiſſar) in Albanien, dem Vorzeiger die Feſtung

als seinem Nachfolger zu übergeben. Kaum hatte er den Befehl in Händen, so hieb er den Secretär nieder und entfloh 10. Nov. 1443 in das Waldgebirge am Drino. Hier sammelte er 600 Flüchtlinge und Bergbewohner, denen er, als er Kroja übernommen, nachts die Thore öffnete. Die türk. Besatzung wurde im Schlafe ermordet. Hierauf berief er seine Verwandten und alle tapfern Albanesen nach Kroja zur Befreiung des Landes. Die Festungen öffneten ihm ohne Widerstand die Thore und nach 30 Tagen war S. Herr von ganz Albanien. Jetzt berief er die benachbarten Fürsten Albaniens nach Lissus (Alessio, am Ausflusse des Drino). Sie erkannten ihn an als ihren Oberherrn und zahlten Tribut. Darauf zog er mit 8000 Reitern und 7000 Fußgängern einem türk. Heere von 40000 Mann unter Ali-Pascha entgegen und schlug diesen gänzlich; drei andere Paschas erlitten ähnliche Niederlagen. Endlich im Mai 1449 griff ihn Murad selbst mit 100000 Mann an, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre belagerte Murad Kroja; S. nöthigte ihn aber, die Belagerung aufzuheben. Nach Murad's Tode 1451 behauptete sich S., obwol einigemale geschlagen und durch den Abfall einiger Feldherren geschwächt, dennoch im Besitze von Albanien gegen die Heere Mohammed's II., sodaß dieser ihm endlich in dem Frieden von 1461 das Land überlassen mußte. Nach drei Jahren, als Pius II. einen Kreuzzug ausgeschrieben, brach S., überredet durch Venedigs Gesandten und den päpstl. Legaten, den Frieden und schlug nacheinander zwei der ausgezeichnetsten Feldherren des Sultans. Endlich zog Mohammed selbst mit 100000 Mann nach Albanien, richtete aber nichts vor Kroja aus; wiederholt von S. geschlagen, mußte er das Land verlassen. Bald nachher starb S. 17. Jan. 1466 zu Alessio. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Johann, den er dem Schutze der Republik Venedig übergab. Der Krieg dauerte noch zwölf Jahre. Die Türken eroberten endlich Kroja, und nach blutiger Verheerung unterwarf sich das ganze Land der Pforte.

Skandinavien, eine große Halbinsel im Norden Europas, welche, im Nordosten auf eine Strecke von etwa 70 M. mit Rußland grenzend, sich von $22\frac{1}{2}$ bis 49° östl. L. und von $55\frac{1}{3}$ bis $71\frac{1}{6}$° nördl. Br. zwischen dem Eismeere, Atlantischen Ocean, der Nordsee, dem Skager-Rack, Kattegat und Sund im Norden und Westen einerseits und dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee im Osten und Süden andererseits in einer Länge von 250 und in einer Breite von 50—100 M. hinerstreckt. Diese Halbinsel begreift die beiden Königreiche Norwegen (s. d.) und Schweden (s. d.) und hat einen Flächeninhalt von fast 14000 Q.-M. (13825), mit Einschluß des zu Rußland gehörigen Theils aber an 16000 Q.-M. Sie erhält ihre Bodengestaltung hauptsächlich durch das sie durchziehende Gebirge, welches sie in ihrer westl. Hälfte, also vorzugsweise Norwegen, durchaus zum Gebirgslande macht, während die Osthälfte oder Schweden großentheils der Form des Tieflandes angehört. Das Skandinavische Gebirge erstreckt sich, ohne allen Zusammenhang mit einem andern Gebirge Europas, vom Warangerfjord im Nordosten bis zum Vorgebirge Lindesnäs im Südwesten, oder von 71 bis 58° nördl. Br., in einer Länge von ungefähr 240 und einer durchschnittlichen Breite von Westen nach Osten von 40 M., einen Flächenraum von 7500—8000 Q.-M., also mehr als die Hälfte der Halbinsel einnehmend. Es ist viel einförmiger und weniger gliederreich als die mitteleurop. Gebirge, indem es kein Ketten-, sondern ein Massengebirge bildet, das nirgends einen scharf abgeschnittenen Kamm hat, sondern dessen Scheitel zum größten Theile aus wellenförmigen Bergebenen (Fjelden) besteht, welche in den nördlichern Theilen des Gebirgs schmaler sind, in den südlichern aber eine Breite von 10—12 M. erlangen, und über welchen die einzelnen Berggipfel, unregelmäßig zerstreut, nadel- oder zahnförmig emporragen. Man unterscheidet im skandinav. Gebirge vier Haupttheile: das Lappländische Gebirge im Norden vom Warangerfjord bis zu 67° nördl. Br., mit einer mittlern Höhe von 1—2000 F.; die Kjölen bis 67° nördl. Br., in einer mittlern Höhe von 1500—2500 F.; das Dovrefjeld bis zum Cap Stattnäs und zur Quelle des Lougen, die sich in dem tiefsten Einschnitte der den Gebirgskamm bildenden Scheitelfläche befindet, mit einer mittlern Höhe von 2500—3500 F.; endlich die südlichen Fjelde, welche die Südwestspitze der Halbinsel zwischen dem Stavangerfjord und dem Skager-Rack einnehmen und im Hardanger-, Lange- und Sognefjeld bis zu 4—5000 F. mittlerer Höhe aufsteigen, südlich aber im Jögle- und Byklefjeld wieder zu 3000 und 1500 F. Höhe herabsinken. Man sieht daraus, daß sich die Höhe des Gebirgs von Norden nach Süden zu erhebt, bis es dann schnell wieder in der Südspitze herabsinkt; dasselbe Verhältniß findet auch mit den Gipfelhöhen statt, die sich im Lappländischen Gebirge bis zu 3000 F., in den Kjölen im Sulitelma (67° nördl. Br.) bis zu 5771 F., im Dovrefjeld im Sneehättan (62° 20′ nördl. Br.) bis zu 7100 F., im Jotunfjeld (Riesengebirge), östlich von der mächtigen Jostedalsbroe (unter 61° 38′ nördl. Br.), im Galdhöpigg oder Ymesfjeld 8017 F. und in dem früher für den Culminationspunkt

gehaltenen, etwas südwestlichen Kagstölstind 7568 F. erheben. In demselben Verhältnisse wie in der Höhe nimmt das Gebirge von Norden nach Süden auch in seiner Breite zu, sodaß es gerade da seine bedeutendste Breite von Westen nach Osten hat, wo es am höchsten ist. Obschon das skandinav. Gebirge nicht einmal die Höhe der Karpaten erreicht, hat es doch vermöge seiner polarischen Lage ganz den Charakter und die Natur eines Hochgebirgs, mit zahlreichen Gletschern und Schneefeldern, das die Alpen an Rauheit und Wildheit übertrifft. Während man von der Ostseite in sanfter Erhebung zur Scheitelfläche emporsteigt, fällt der westl. Abhang schroff und jäh vom Plateau ins Meer hinab, oft in senkrechten Felswänden von 2000 F. Höhe und darüber, und setzt sich noch im Meere durch eine Menge die Küste umsäumender Felseninseln fort, von denen die wilden Lofoten (s. d.) im Eismeere eine bedeutende Gruppe bilden. Dieser verschiedenen Abdachung entsprechend ist auch die Thalbildung auf beiden Seiten verschieden. Während auf seinem Ost- und Südabhange das Gebirge in zahlreiche parallele, in der Richtung zwischen Südosten und Süden laufende Flußthäler sich spaltet, findet man deren auf der Westseite nur unbedeutende und wenige. Ihre Stelle nehmen hier die zahlreichen Fjorde ein, schmale, von steilen Felswänden umgebene Meerbusen, welche ungemein tief, oft 10—15 M. weit in die Masse des Gebirgs einschneiden und auf diese Weise den Verkehr mit Gegenden vermitteln, die sonst ganz unzugänglich und unbewohnbar sein würden. Diesen Fjorden entsprechen gewissermaßen die Landseen, welche den Fuß des Gebirgs auf seiner Ostseite wie in einer Zone umgeben. Sie bilden fast alle schmale, langgestreckte Becken, zu denen sich die aus dem Gebirge herabströmenden Flüsse erweitern, und liegen sämmtlich in einer Höhe von 600—1100 F. in der Zone der Vorberge, welche sich im Osten des skandinav. Hochlandes in einer Breite von 10—20 M. und einer Höhe von 800—1000 F. erstrecken und den Uebergang zum eigentlichen Tieflande bilden. Dieses, das Flachland S.s, welches die Ostseite der Halbinsel ausmacht und im entgegengesetzten Verhältnisse zu dem Hochlande von Süden nach Norden in dem Maße an Breite zunimmt, als das letztere in dieser Richtung allmählich schmäler wird, nimmt einen Flächenraum von 6000—6500 Q.-M. ein. Obgleich im Verhältnisse zum Hochland Tiefland zu nennen, besteht es doch nirgends aus Schwemmland, sondern überall bildet anstehender Fels den Grund der Ebenen wie der Hügel, und nur von der ihn bedeckenden Schicht Dammerde hängt es ab, ob er hier nackt und kahl, dort mit Gras- und Getreidefluren oder Wäldern bedeckt erscheint.

Das Gebirge besteht vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefer, weniger häufig aus Porphyr, Syenit, Granit und Urkalk. Vulkanische Steine sind ganz unbekannt und abgesetzte, Versteinerungen führende Schichten selbst im Tieflande selten. Daher auch der unfruchtbare, meist nur aus verwittertem Urgestein bestehende Boden der Halbinsel, sowie der Umstand, daß Salz ganz fehlt und Steinkohlen nur an der Südspitze vorkommen, während das Land sonst einen Reichthum an Silber, Kupfer und vorzüglich an Eisen besitzt. Die Kammhöhe des Gebirgs im Norden, also im Lappländischen Gebirge und den Kjölen, bildet auch die Scheide zwischen Schweden und Norwegen; im Süden dagegen liegt die Kammhöhe durchaus auf norweg. Seite, und die Grenze nach Schweden zu geht quer über die östl. Ausläufer des Gebirgs. Schweden umfaßt demnach das ganze Tiefland auf der Ostseite der Halbinsel, im Norden die ganze östl. Abdachung des Gebirgs und im Süden die östl. Ausläufer desselben, während Norwegen den ganzen West- und Südabfall des Gebirgs und im Süden dessen ganze Scheitelfläche mit den obern Theilen des Ostabfalls begreift. Das Klima der Skandinavischen Halbinsel ist vermöge ihrer maritimen Lage auf der Westseite eines Continents bei weitem milder als in den östlichern Gegenden unter derselben Breite. Ein ebenso großer Unterschied stellt sich aber in den einzelnen Theilen der Skandinavischen Halbinsel selbst heraus, je nachdem sie mehr nach Norden oder Süden oder auf der Ost- oder Westseite des Gebirgs gelegen sind. Während die Westseite der Halbinsel vermöge der vorherrschenden feuchten und warmen Westwinde und der Meeresströmungen in jeder Beziehung ein maritimes, d. h. ein sehr feuchtes Klima besitzt mit verhältnißmäßig milden Wintern und kühlen Sommern, nähert sich das Klima der Ostseite schon mehr dem Continentalklima Rußlands und hat bei größerer Trockenheit im allgemeinen wärmere Sommer und kältere Winter. Nach Norden zu nimmt der Sommer verhältnißmäßig an Länge ab, bis er sich jenseit des Polarkreises, Frühling und Herbst eingerechnet, auf 56 Tage beschränkt. Ein ähnlicher Unterschied, wie hinsichtlich der Wärme und Kälte, findet auch hinsichtlich des Niederschlags statt. Während die Westküste der Halbinsel die regenreichste Gegend Europas ist, fällt auf der Ostseite nur ein Viertel derselben Regenmenge, und zwar vorherrschend im Sommer, dagegen auf der Westseite fast in allen Jahreszeiten gleichmäßig. Die Grenze des

ewigen Schnees im Gebirge hat, je nach ſeiner ſüdlichern oder nördlichern Lage, eine verſchiedene Höhe. Auf der Oſtſeite ſteigt die Schneegrenze wegen der größern Sommerwärme im ganzen etwas höher hinan als auf der Weſtſeite des Gebirgs, wo die kühlern Sommer das Schmelzen des Schnees nicht ſo befördern. Am Galdhöpigg liegt ſie im Oſten 4453, im Weſten 3864 F. hoch. Wenige Länder ſind ſo gut bewäſſert wie die Skandinaviſche Halbinſel; die Gebirge, der reichliche Waſſerniederſchlag, die nördl. Lage und der umfangreiche Waldgrund ſind die Urſachen dieſes Waſſerreichthums. Demnach ſind die Flüſſe S.s wenig zur Schiffahrt geeignet, weil ſie ſich nur ſelten zu großen Strömen einigen, und dann wegen ihrer felſigen Betten, ein Umſtand, der S. einen Reichthum an maleriſchen Waſſerfällen verleiht. Die ganze Oſtſeite der Halbinſel wird von einer Unzahl von Flüſſen und Flüßchen, die faſt alle den Namen Elf führen, durchfurcht. Sie entſpringen größtentheils auf dem Gebirge, von dem ſie dem Bottniſchen Meerbuſen, der Oſtſee, dem Kattegat oder dem Skager-Rack zuſtrömen in einer Richtung, die bei den nördl. Flüſſen von Nordweſt nach Südoſt geht, dann aber ſüdwärts bei den einzelnen Flüſſen ſich immermehr nach Süden wendet, bis ſie bei den ſüdlichſten Flüſſen völlig von Norden nach Süden geht. Die bedeutendſten davon ſind von Norden her die Tarneå-, Luleå-, Piteå-, Umeå-, Angermanna-, Indals-, Ljusnä-, Dal- und Motalaelf, die in den Bottniſchen Meerbuſen und in die Oſtſee, die Gätaelf und der Glammen mit dem Nebenfluſſe Lougen, welche in das Skager-Rack münden. Wenigere und nur geringere Flüſſe ſtrömen dagegen auf dem ſteilen Weſtabhange des Gebirgs dem Meere zu. Außerdem beſtehen zahlreiche Flußſeen, theils auf dem Gebirge ſelbſt, theils und hauptſächlich am öſtl. Fuße deſſelben, theils im Tieflande. Hier liegen unter andern der Wener-, Wetter-, Hjelmar- und Mälarſee. Dieſelben bilden eine Einſenkung in den Baden Schwedens, die, Gathland von Svealand trennend, von Meer zu Meer reicht und jetzt vermöge angebrachter Kanäle eine Waſſerverbindung zwiſchen der Nord- und Oſtſee herſtellt. Im ganzen ſchlägt man den Flächeninhalt aller Seen und Sümpfe S.s auf 1330 Q.-M. an. Auf dem Gebirge und deſſen Weſtabhange nehmen ewige Schnee- und Gletſchermaſſen, beſonders im Norden und in der Nähe des Eismeeres, weite Räume ein. Ein Theil des Gebirgs iſt nur mit dürftigen Maaſen und Flechten bedeckt, und ſchöne Bergwieſen fehlen entweder ganz oder ſind nur unbedeutend. Die faſt nur aus Nadelhölzern beſtehenden Waldungen bekleiden ſelten die Scheitel, meiſt nur die Abhänge des Gebirgs ſowie die Rücken der Vorberge, und der Ackerbau iſt im Gebirge nur in den gegen Süden geöffneten Thälern und im Hintergrunde und der Nachbarſchaft der Fjorde an einzelnen geſchützten Stellen heimiſch. Im Tieflande dagegen nehmen die Waldungen, hauptſächlich aus Nadelhölzern und nächſt ihnen aus Birken beſtehend, neun Zehntel der ganzen Bodenfläche ein; der Ackerbau iſt deshalb ebenfalls, wenn auch nicht ſo wie im Gebirge, auf einzelne fruchtbare Striche, meiſt gelichteten Waldboden beſchränkt.

Im gewöhnlichen Leben braucht man S. als Geſammtbenennung der drei nordiſchen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Bei den Alten war die dän. Halbinſel Jütland nicht mit inbegriffen, vielmehr als Cherſones der Cimbern zu dem eigentlichen Germanien gerechnet. Norwegen aber war ihnen noch unbekannt; es ſei denn, daß die bei Plinius neben Skandinavia und andern genannte Inſel Nerigon, von der man nach Thule ſchiffe, auf Norwegen und nicht, wie andere wollen, auf Hibernia, das jetzige Irland, zu beziehen iſt. Jakob Grimm entſcheidet für die Identität von Norwegen und Nerigon. Sa brauchten die Alten den zuerſt bei Plinius vorkommenden Namen Scandinavia (wal entſtanden aus Skân-ey, d. h. Schoneninſel) oder, wie er bei Ptolemäus lautet, Scandia für die Inſeln der Oſtſee, d. i. für die dän. Inſeln und den ſüdl. Theil Schwedens (Schanen), von dem ſie einige Kunde hatten, und den ſie ſich ſelbſt als eine Inſel dachten. Ihr kam nach Ptolemäus, der ſie als die öſtlichſte und größte der vier ſkandinav. Inſeln bezeichnet, der Name Scandia vorzugsweiſe zu, wie denn auch die Inſel Scandia des Jordanes, von der ſich nach ihrer Stammſage die Gothen, und die Inſel Scandinavia des Paulus Diakonus, von der nach der ihrigen die Longobarden ſich herleiteten, auf dieſes Land zu beziehen iſt. Die Bewohner S.s erkannten ſchon die Alten für einen Zweig des german. Völkerſtammes. Ueber die Geſchichte, die nationalen und polit. Beziehungen und Tendenzen (Skandinavismus) der ſkandinav. Länder ſ. die Art. Dänemark und Schweden. Vgl. Läffler, «Den ſkandinaviſte Halvö» (Kopenh. 1860).

Skandinaviſche Sprachen, ſ. Nordiſche Sprachen und Literaturen.

Skarbek (Friedr. Florian, Graf), ein als Patriot, Dichter und Schriftſteller ausgezeichneter Pole, geb. 15. Febr. 1792 in Thorn, ſtudirte von 1805—10 im warſchauer Lyceum und ging dann nach Paris, wo er ſich namentlich mit den Staatswiſſenſchaften beſchäftigte. Nach ſeiner Rückkehr 1812 widmete er ſich auf ſeinen Gütern in Polen der Landwirthſchaft, ohne dabei die

Wissenschaften zu vernachlässigen. 1818 wurde er Professor der polit. Oekonomie an der Universität zu Warschau und gleichzeitig Professor an der Forstschule. Er veröffentlichte hierauf seine »Staatswirthschaft« (4 Bde., 1820—21), der sich «Grundriß der Finanzwissenschaften» (Warsch. 1824), «Grundzüge der Nationalwirthschaft» und »Théorie des richesses sociales» (Par. 1829) anschlossen. 1821 wurde er Mitglied des Vereins der Freunde der Wissenschaften, in dessen «Annalen» er gediegene Abhandlungen lieferte. In dieser Zeit ließ er auch mehrere Erzählungen und humoristische Schriften erscheinen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. um das poln. Armen- und Gefängnißwesen, das er als Staatsreferendar seit 1828 völlig umschuf, worauf er 1830 vom Kaiser nach Petersburg berufen wurde, um die dortigen Hospitäler zu untersuchen. Zum Staatsrathe, Kammerherrn und Mitgliede des provisorischen Gouvernements ernannt, kehrte er nach Polen zurück. Nachdem die poln. Revolution 1831 unterlegen, wurde S. Mitglied der Regierungscommission des Innern sowie zugleich des Hauptconseils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten. Unter seiner Leitung entstanden die musterhaften Haftgefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedlez, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sieradz, die Rettungs- und Arbeitshäuser in Warschau und Kalwaria und das Institut für sittlich verwahrloste Kinder. 1842 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten der Assecuranzendirection und 1844 zum Präsidenten des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten. Auch in der poln. Nationalliteratur erwarb sich S. als Romanschreiber, Novellist und dramatischer Dichter einen Namen. Von seinen Erzählungen gehören »Pan Starosta» (2 Bde., Warsch. 1826), «Dodosinski» (2 Bde., Bresl. 1838) und «Pamietniki Seglasa» (Warsch. 1845) zu den besten in der poln. Literatur. Unter seinen histor. Arbeiten ist die «Geschichte des Großherzogthums Warschau» (2 Bde., Posen 1860) hervorzuheben.

Skarga (Piotr Paweski), der berühmteste Kanzelredner Polens im 16. Jahrh., von den Zeitgenossen der poln. Chrysostomus genannt, wurde 1536 in der masovischen Stadt Grodziec geboren. Auf der Universität Krakau gebildet und eine Zeit lang Erzieher des durch seine Schicksale und Liebe für die schwed. Prinzessin Cäcilie berühmt gewordenen Wojwodensohnes Jan Teczynski, trat er 1563 nach seiner Rückkehr mit dem Zögling aus Wien in den geistlichen Staud und wurde Propst in Rohatyn und Prediger und Kanoniker in Lemberg. Das wachsende Ansehen des auch in Polen durch den Cardinal Hosius eingeführten Jesuitenordens weckte in dem bereits berühmt gewordenen Redner den Gedanken, in den Orden zu treten. S. ging 1568 nach Rom und kehrte mit dem Ruf eines vollendeten Theologen als Jesuit 1571 in seine Heimat zurück. Jetzt begann seine eigentliche Wirksamkeit als Kanzelredner und Bekämpfer der Andersgläubigen, und seiner Beredsamkeit ist es großentheils zuzuschreiben, daß Polen sich wiederum dem Katholicismus zuwandte. Er wirkte zunächst als Theolog und Prediger an der Seite des Bischofs Protasiewicz in Wilna, dann während 25 J. als Hofprediger des Königs Sigismund III. in Warschau. Zuletzt verließ er den Hof und zog sich in die Ordenszelle nach Krakau zurück, wo er einige Monate später 1612 starb. Tiefe Gelehrsamkeit, gewissenhafte Ueberzeugung, christl. Tugenden, Aufopferung, Armuth, reine Absichten, namentlich aber die begeistertste Vaterlandsliebe, die ihn in seinen Reichstagsreden zum Propheten der Schicksale Polens machte, zeichneten ihn aus. Seine Predigten und Reden stehen bisjetzt als ein unübertroffenes Muster der Beredsamkeit und sprachlicher Vollendung da. S.'s »Sonn- und Feiertagspredigten», «Predigten über die sieben heiligen Sacramente», »Reichstags- und Gelegenheitspredigten und Reden» sind öfters einzeln und gesammelt (Wilna 1738) erschienen. Sein berühmtes Werk »Lebensbeschreibungen der Heiligen des Alten und Neuen Testaments für alle Tage des Jahres» (Zywoty Swietych) hat besonders zahlreiche Auflagen erlebt. Außer vielen polemischen Schriften verfaßte er auch eine »Kirchengeschichte» nach Baronius (Krakau 1603).

Skarpanto, Karpatho oder Koje, eine türk. Insel an der südöstl. Grenze des Aegäischen Meeres, zwischen Kreta und Rhodus, ist etwa 4 Q.-M. groß, gebirgig (bis 4000 F. hoch) und felsig, hat wenig fruchtbaren Boden, aber mehrere sichere Ankerplätze und zählt 5000 meist griech. Einwohner, die sich hauptsächlich mit Zimmermanns- und andern Holzarbeiten beschäftigen. Der Hauptort ist Arkassa an der Westküste. Im Alterthum hieß die Insel Karpathos und das umliegende Meer bei den Griechen das Karpathische Meer. Im J. 305 v. Chr. trugen daselbst die Rhodier einen Seesieg über Demophilus und eine Flottenabtheilung des Demetrius Poliorketes davon.

Skat, beliebtes Spiel mit der Piketkarte von 32 Blättern unter drei Personen, welches sich seit etwa 1835 aus dem Altenburgischen über weitere Kreise in Deutschland verbreitet hat. Die Theilnehmer empfangen je 10 Blätter, und 2 besonders hingelegte Blätter bilden den S.,

welche Benennung entweder dem niederdeutschen Worte für Schatz entspricht oder, weil dieser kleine Talon, wie beim Tarok, zum Vertauschtwerden, Scatiren, bestimmt ist, mit dem ital. scatto, scattare (abspringen, fortschnellen) zusammenhängt. Wenn 4 oder mehrere Personen sich betheiligen wollen, so werden bei jedem Kartegeben zur Erhaltung der Dreizahl ein oder mehrere Mitspieler der Reihe nach übergangen. Die nach dem ältern Grundplane möglichen Spielarten sind Frage und Solo. Bei jener ist der das Spiel Behaltende zur Verbesserung seiner Karte aus dem S. befugt, während der Talon bei Solo vor Beendigung des Spiels nicht eingesehen werden darf. Wer Frage oder Solo anmeldet, macht sich anheischig, durch gleichviel welche Anzahl Stiche von den 120 in der Karte befindlichen Augen wenigstens 61 zu erlangen, wobei die im S. liegenden Augen ihm mitgehören. Das Taus (As) zählt 11, die Zehn 10, der König 4, der Ober (Dame) 3, der Unter (Bube) 2; Neun, Acht und Sieben sind nicht mitzählende Schlichtblätter. Wenn der Spieler nur bis 60 Augen hereindringt, hat er einfach verloren, dagegen kann die Partei, welche wenigstens 90 Augen erwirbt (Schneider macht), den doppelten und, wenn sie alle Stiche hereinbekommt (Schwarz, Durchmarsch), den vierfachen oder nach Verabredung sechsfachen Preis beanspruchen. Wenn mehrere eine Frage anmelden, so erhält die beste Farbe den Vorzug. Schellen (Carreau) wird von Roth (Coeur), dieses von Grün (Pique), Grün von Eicheln (Trefle) überboten. Ein Soloangebot sticht jedoch auch die beste Frage aus, und erst wenn sich mehrere zu Solo bereit erklären, entscheidet wieder die Reihenfolge der Farben. Bei mehrern gleichzeitigen Anmeldungen in derselben Farbe behält die Vorhand das Spiel, wenn sie nicht zu passen erklärt. Trümpfe (Atouts) sind die 4 Unter (Wenzel) vom eichelnen bis zum schellenen abwärts, nach ihnen Taus, Zehn, König, Ober und die Schlichtblätter der gewählten Farbe. Wenn Trumpf angespielt wird, muß von jedem Mitspieler, so lange er noch Atouts besitzt, Trumpf bekannt werden. Nicht minder ist jede angespielte Nebenfarbe zu bekennen, doch kann derjenige, welcher die Farbe nicht besitzt, statt mit Trumpf zu stechen eine andere Farbe abwerfen. Die einfach gewonnene Frage wird nach dem Farbenrange mit 1 bis 4 Marken, das gewonnene Solo nach der nämlichen Scala doppelt, bei Schneider oder Schwarz aber in der vorhin angegebenen Steigerung honorirt. Außerdem pflegt man noch Matadors, d. h. die höchsten Trümpfe, welche der gewinnende oder verlierende Theil in ununterbrochen absteigender Folge besaß, mit dem Preise der einfachen Frage für jeden Matador besonders zu vergüten. Diese Spielarten wurden in der Folge durch Aufnahme des Null, wo die Atouts ihre Geltung verlieren und man sich stichfrei zu spielen erbietet, ferner durch das Grand, wo gewöhnlich nur die Wenzel als Trümpfe beibehalten werden und der Spieler dennoch die größere Augenzahl behalten muß, ingleichen durch das Erbieten von Solo, Null und Grand mit offen gelegter Karte (Ouvert) vermehrt. Eine noch weitergehende Mannichfaltigkeit entwickelt das Königsberger S., das außer der Piket- auch die Whist- und Tarokkarte zu verwenden gestattet und das Steigerungsverfahren, welches den hauptsächlichen Reiz des Spiels bildet, nach innern Gründen zur größten Vollständigkeit bringt. Vgl. J. F. L. H. (Hempel), «Das Skatspiel» (Altenb. 1848); «Das Skatspiel; Anleitung zur Erlernung desselben nach Form und Geist» (Lpz. 1855); S. v. F., «Die Grundzüge des Skatspiels» (Quedlinb. und Lpz. 1856); Friedrich, «Skattarif. Anleitung zur Erlernung des Matadors aller Kartenspiele, des Königsberger S.» (Königsb. 1858).

Skazon heißt der besonders von dem griech. Dichter Hipponax (s. d.) gebrauchte iambische Hinkvers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter besteht, statt des letzten Jambus aber einen Spondeus oder Trochäus hat.

Skelet (sceletum oder sceletus) oder Gerippe nennt man das von den Weichtheilen befreite Knochengerüst eines thierischen Körpers in seiner natürlichen Gestalt. Entweder sind die Knochen noch durch die Gelenkbänder, welche man dann zur fernern Aufbewahrung mit einem die Fäulniß abhaltenden Firniß überzieht, verbunden, oder diese sind gleichfalls entfernt und die Knochen durch Drähte, Schrauben, Kautschukbänder oder dgl. aneinander befestigt; im erstern Falle nennt man das Ganze ein natürliches, im letztern ein künstliches S. Von kleinern Thieren oder solchen, welche viele kleine Knochen besitzen, ebenso von Kindern und jungen Thieren, bei denen die Gelenkenden noch nicht verknöchert sind, lassen sich fast nur natürliche S. fertigen. Ist das Knochengerüst der verschiedenen Thierklassen in seiner Gesammtheit und allen seinen Theilen schon so charakteristisch, daß man leicht, ohne Naturkundiger zu sein, aus dem S. die Klasse, zu der es gehört, zu erkennen vermag, so kann sogar der Naturforscher aus verschiedenen Merkmalen bei S. von Menschen und größern Thieren schließen, welcher Rasse, welchem Alter und Geschlecht die Individuen, von denen sie genommen sind, angehörten, und aus einzelnen Knochen und selbst

Theilen derselben erkennen, von welchen Thieren sie herrührten. Unter dem griech. Stammworte verstanden die alten Schriftsteller einen mumienartig ausgetrockneten Körper und noch jetzt spricht man in der Zoologie bei den Thieren, deren Gestalt nicht durch ein Knochengerüst, sondern durch die mehr oder weniger harte äußere Haut bedingt wird, von einem Hautskelet.

Skepsis und **Skepticismus** (griech.). Unter skeptischen Ansichten oder skeptischen Vorstellungen versteht man im gemeinen Leben Ansichten, durch welche die Gewißheit gewisser herrschender Vorstellungsweisen und Autoritäten in Zweifel gesetzt wird. Die griech. Philosophen, welchen man den Namen Skeptiker beigelegt hat, heißen auch Pyrrhonier, von Pyrrho aus Elis, dem ersten namhaften Skeptiker bei den Griechen, Aporetiker, d. h. die Ungewissen, und Ephektiker, d. h. sich Enthaltende, nämlich von entscheidenden Urtheilen. Durch Timon, den Schüler und Freund des Pyrrho, wurde die skeptische Denkweise weiter ausgebildet und gegen die frühern Philosophen angewendet. Die Skeptiker bildeten keine Schule im strengen Sinne, weil sie keine Dogmen fortpflanzten, sondern nur ein Verfahren, die Skepsis. Sie selbst lehnten den Namen einer Schule ab, indem sie blos eine Anleitung zum vernünftigen Verhalten geben wollten. Allmählich brachten sie indeß ihre Einwendungen gegen den Dogmatismus auf bestimmte Punkte. Hierher gehören vor allen die zehn Tropen oder Wendungen, welche gegen das sinnliche Wissen als Zweifelsgründe gerichtet waren, und wahrscheinlich zuerst von Aenesidemus in einer bestimmten Ordnung aufgeführt wurden. Die Tropen beziehen sich auf die Verschiedenheit der Thiere und ihrer Empfindungen, der Menschen, der Sinne und Sinneswerkzeuge, der Zustände und Veränderungen des Subjects, der Lage, des Orts und der Entfernung u. s. w. In den sog. fünf spätern Tropen berief sich der Skepticismus auf die Verschiedenheit und den Widerstreit der Lehrmeinungen, auf die Relativität der Vorstellungen, auf die Unmöglichkeit, entweder unbegründete Voraussetzungen oder den ungereimten Rückschritt ins Unendliche zu vermeiden, endlich auf die Unvermeidlichkeit der Cirkelbeweise. Ein Ungenannter faßte dies alles wiederum in die dilemmatische Formel zusammen, daß es kein begreifliches Wissen gebe, weil etwas weder durch sich selbst noch durch ein Anderes begreiflich werde. Innerhalb jenes Kreises nun führte gegen Ende des 2. Jahrh. Sextus Empiricus den Skepticismus mit einem Aufwande von seltener Gelehrsamkeit und Scharfsinn durch, den er von dem negativen Dogmatismus der neuen Akademie unterschied; ihm verdankt man die Kunde des wissenschaftlichen Skepticismus bei den Alten in seiner Reife. Unter den neuern Skeptikern sind zu erwähnen: François Sanchez, geb. 1562 zu Bracara in Portugal, gest. 1632; François de Lamothe-le-Vayer, der sich für die geoffenbarte Erkenntniß erklärte, wie denn überhaupt der neuere Skepticismus häufig mit dem Supranaturalismus in Verbindung getreten ist; Sorbière und Foucher, des vorigen Schüler; Pet. Dan. Huet; Jos. Glanvill, gest. 1680; Pet. Bayle und Dav. Hume. Einen beschränktern Skepticismus trug Gottlob Ernst Schulze vor. Vgl. Ständlin, «Geschichte und Geist des Skepticismus u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1794—95); Tafel, «Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus» (Tüb. 1834).

Der antike Skepticismus richtete sich vornehmlich gegen die Gewißheit der sinnlichen Erkenntniß, d. h. er bezog sich auf die Frage, ob die Dinge in Wahrheit so beschaffen seien, wie sie sich den Sinnen darstellen, während der moderne mehr die Frage ins Auge faßte, ob wir wirklich alles das wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glauben, oder nicht unsere Auffassung der Welt aus unsern eigenen Einbildungen zusammensetzen. Hierher gehören z. B. die Zweifel, welche Hume gegen die Berechtigung des Begriffs der Ursache erhob. In beiderlei Richtung ist die Skepsis eine nothwendige Vorbereitung der philos. Forschung. Denn wo die gewohnten Erfahrungsbegriffe ihre Unsicherheit und Dunkelheit dem prüfenden Denken noch nicht verrathen haben, da gibt es auch kein Bedürfniß einer berichtigenden Umbildung derselben durch die Philosophie. Die Skepsis ist aber auch vielfach im Gegensatz zu bestimmten philos. Systemen aufgetreten. Man kann sie in dieser Hinsicht den Schatten der Systeme nennen, und sie vertritt dann als ein heilsames Gegengewicht gegen den Dogmatismus die Stelle der philos. Kritik. Der Kritiker ist rücksichtlich des Gegenstandes seiner Kritik Skeptiker, denn er läßt die Richtigkeit der fremden Behauptungen so lange dahingestellt, bis ihn unwiderstehliche Gründe von derselben überzeugen, und die Skepsis kann daher aus der Geschichte der Philosophie nicht eher verschwinden, als bis die Philosophie ihre Aufgabe auf eine unzweifelhafte Weise gelöst hat. Als eine blos negative Richtung des Denkens kann sie aber niemals eine selbständige Bedeutung gewinnen. Die Maxime, es gebe überhaupt keinen Satz, an dem nicht gezweifelt werden könne, nicht einmal diesen selbst, hebt sich in sich selbst auf. Endlich versteht sich von selbst, daß eine skeptische Denkart nicht auf die Philosophie beschränkt ist; sie kann ebenso auf dem Gebiete der Religion und Theologie, der

Geſchichte, der Medicin u. ſ. w. vorkommen und modificirt ſich nach den Quellen, den Gegenſtänden und der Natur der Erkenntniſſe, welche ſie dem Zweifel unterwirft, verſchiedenartig.

Skiagraphie nennt man den Umriß des Schattens, welchen ein Körper macht (ſ. Silhouette); ferner den erſten Entwurf eines Gemäldes, auch die Ueberſicht des Inhalts eines Werks.

Skien oder Skeen, wohlgebaute und lebhafte Handelsſtadt im ſüdl. Norwegen, im Stifte Chriſtianſand, Hauptort des Amtes Bratsberg, hat ein ſchönes Rathhaus, eine Gelehrten- und eine Realſchule und zählt (1865), nebſt den Vorſtädten Graaten und Gjemſö-Kloſter, 5228 E. Die Stadt liegt in einer maleriſchen, in geognoſtiſcher Hinſicht höchſt intereſſanten, den Wechſel des Uebergangs- und Urgebirgs zeigenden Gegend an der Skiens-Elv, welche in der Stadt ſelbſt drei ziemlich bedeutende, viele Sägemühlen treibende Waſſerfälle bildet und hierauf für die größten Handelsfahrzeuge ſchiffbar iſt. Dieſer nur 2 M. lange Abfluß des Landſees Nordſjö-Vand iſt wegen ſeiner vielen, die maleriſchen Gegenden Telemarkens durchſtrömenden und zu Holzflößen benutzten Quellflüſſe von außerordentlicher Wichtigkeit. Von der Stadt S. bis an den Nordſjö iſt der Fluß durch einen Seitenkanal ſchiffbar. Der Nordſjö aber ſteht wieder mit dem nördlich davon gelegenen Hiterdals-Vand in ſchiffbarer Verbindung, ſodaß hier eine etwa 9 M. lange, regelmäßig von Dampfſchiffen befahrene Waſſerſtraße hergeſtellt iſt.

Skiron, ein berüchtigter Räuber, der zwiſchen Korinth und Megara den Vorüberreiſenden auflauerte, ſie beraubte und ſie zwang, ihm die Füße zu waſchen, wobei er ſie aber mit einem Fußtritt ins Meer ſtieß, in dem eine Schildkröte die Leichen fraß. Dieſes trieb er ſo lange, bis Theſeus kam, der ihn auf dieſelbe Weiſe tödtete. Daher hießen auch die Klippen unweit Megara die Skironiſchen Klippen, welche aus ſeinen Knochen entſtanden ſein ſollen.

Skizze (ital. schizzo) nennt man in den bildenden Künſten, beſonders in der Malerei, eine flüchtig hingeworfene Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemälde oder andern Kunſtwerke; ferner einen flüchtigen Entwurf eines jeden andern auszuführenden Werks; dann auch die Andeutung der wichtigſten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift u. ſ. w. Skizziren heißt daher ſo viel als den Umriß eines auszuführenden Werks flüchtig entwerfen. In der Malerei achtet man die Skizzen beſonders darum, weil ſie den ſchaffenden Geiſt von Seiten der Erfindung und in ſeiner erſten friſcheſten und freieſten Thätigkeit zeigen.

Sklavenküſte, ſ. Guinea.

Sklaverei. Die Behandlung und Verwendung des Menſchen als Privateigenthum eines andern iſt der Zuſtand der S. In dieſem Verhältniſſe hört der Menſch auf, eine Perſon zu ſein und wird eine Sache, ein Zuſtand, der unſittlich und nothwendig unheilsvoll iſt. Dennoch hat dieſe Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen nicht nur auf der unterſten Culturſtufe, ſondern zu allen Zeiten, unter allen Völkern, ſelbſt unter allen Regierungsformen ſtattgefunden. Es gab und gibt in Aſien und Afrika ſogar Staaten, wo überhaupt alle dem Despoten gegenüber Sklaven ſind. Dies iſt die politiſche S., welche die eigentliche, die private S. ſtets zur Begleitung hat. Wie die S. in der Kindheit der menſchlichen Geſellſchaft entſtanden, iſt leicht erklärlich. Durch die Gewalt des Familienvaters, des Patriarchen, waren ſchon Kinder und Geſinde ſo gut wie Sklaven. Der Krieger benutzte die Kriegsgefangenen, denen er das Leben ſchenkte, als Sklaven, und im ganzen Alterthum blieb es völkerrechtlicher Grundſatz, diejenigen als Sklaven zu betrachten, die in des Siegers Hände fielen. Das Bedürfniß nach Sklaven veranlaßte ſogar in der Folge Kriege und Menſchenraub und gab dem Sklavenhandel eine regelmäßige Einrichtung.

Neben allen übrigen Völkern des Alterthums hatten auch die, welche den größten Einfluß auf unſere Civiliſation geübt, die Juden, Griechen und Römer, ihre geſellſchaftliche Ordnung auf die S. gegründet. Bei den Juden fanden alle Arten der S. und des Sklavenerwerbs ſtatt. Sie beſaßen Sklaven, die ſich aus Noth verkauft hatten, die von andern oder von ihren Aeltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub Sklaven geworden, und die als Sklaven geboren waren. Das moſaiſche Geſetz machte einen Unterſchied zwiſchen einheimiſchen (hebräiſchen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erſtere mußten nach ſechsjähriger Dienſtzeit freigegeben werden, wenn ſie nicht für immer auf Loslaſſung feierlich verzichteten; die fremden blieben in ewiger Leibeigenſchaft. Die Kinder der fremden wie der einheimiſchen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigenthum der Herren. Daß die Gewalt der Juden über ihre Sklaven urſprünglich ſehr groß war, beweiſen die Einſchränkungen, welche das moſaiſche Geſetz traf. Bei den Griechen wurden ſchon zu Homer's Zeiten die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht. Nach Athenäus breiteten die Chier, die ihre Minen durch Sklaven bebauten, das Sklaventhum über Griechenland aus. Zur Blütezeit der griech. Republiken war die Sklavenbevölkerung faſt überall zahlreicher als die der Freien, und die S. war ſo ſehr Grundlage aller Verhältniſſe

geworden, daß man dieſelbe für nothwendig hielt. Die griech. Philoſophen, wie Plato und Ariſtoteles, gaben zwar zu, daß die S. gegen die menſchliche Natur ſei, behaupteten aber, ſie ſei gerecht, weil der Staat ohne ſie nicht beſtehen könne. In einigen griech. Staaten beſtanden die Sklaven aus gekauften Barbaren, in andern aus den Nachkommen unterjochter Griechen. Auch die Lage der Sklaven war ſehr verſchieden. In Sparta gehörten die ſog. Heloten (ſ. d.) nicht dem einzelnen, ſondern dem Staate, und kaum wurde die menſchliche Natur je ärger zertreten als in den ſpartan. Sklaven. Die Athener kauften Sklaven aus allen Völkern und beſchäftigten ſie im Hauſe, bei den Gewerben und auf dem Felde. Auch der Staat hielt viele Sklaven. Wurde ein Sklave vom Herrn zu arg mishandelt, ſo konnte er ein beſtimmtes Aſyl aufſuchen, wo ſich dann der Staat ſeiner erbarmte. Die Freiheit erlangten die atheniſchen Sklaven durch Loskauf aus dem Nebenverdienſt und durch Freigebung gütiger Herren. Auch ließ der Staat Sklaven frei, die ausnahmsweiſe Kriegsdienſte geleiſtet und ſich ſonſt patriotiſch bewieſen. Sehr zahlreich waren die Sklaven zu Aegina und Korinth, wo man ſie bei Handel und Schiffahrt verwendete. In der Landſchaft Phocis widerſetzte man ſich lange der Einführung der S., weil man mit Recht die Schmälerung des Erwerbs der ärmern Bevölkerung fürchtete.

Am meiſten ausgebildet und mit Sitte, Oekonomie und Politik verwachſen war das Sklavenweſen bei den Römern. Der Familienvater beſaß in den frühern Zeiten der Republik die ausgedehnteſte Gewalt über Leben und Freiheit ſeiner Kinder. Nach älterm Rechte mußte der Schuldner mit der Freiheit büßen, wenn er den Gläubiger nicht anders befriedigen konnte. Bei ſchweren Verbrechen wurde der röm. Bürger zum Sklaven degradirt, damit man an ihm die Strafe vollziehen konnte. Nicht nur die Kriegsgefangenen, ſondern auch die Jugendblüte aller Völker, die den röm. Waffen unterlagen, wurden von Staats wegen zu Rom als Sklaven verkauft. Beſonders ſeit den Puniſchen Kriegen war Rom mit Sklavenmaſſen überſchwemmt, womit die Entſittlichung und der innere Verfall des Römerthums begann. Der Staat ſelbſt hielt viele Sklaven, die man zu öffentlichen Arbeiten, in den Minen, zur Bedienung der Magiſtrate benutzte. Jeder wohlhabendere Bürger beſaß Sklaven, welche alle Verrichtungen und Gewerbe beſorgten. Die Reichen und Großen hielten Horden von 5-, 10-, ja 20000 Sklaven, die theils zum Luxus, zur Beſorgung häuslicher Geſchäfte, zur Bebauung des Landes, zu induſtriellen Gewerben dienten. Die Sklaven zerfielen im allgemeinen in Hausſklaven und Landbauer. Erſtere ſowie die, welche Künſte und Gewerbe trieben, achtete man viel höher als die Landſklaven. In älterer Zeit hatte der röm. Sklave (servus) gar keine Rechte. Der Herr übte eine unbedingte Gewalt über Leben und Tod, und was der Sklave verdiente, gehörte ſeinem Eigenthümer. Erſt ſpäter erhielten die Sklaven am Nebenverdienſte eine Art Eigenthum (peculium), das ſie zu ihrer Loskaufung verwenden durften. Der Sklave konnte nie eine wirkliche Ehe ſchließen, hatte keine Familie und war rechtlich nicht fähig, ein Teſtament zu machen. Auch vom Kriegsdienſte waren die Sklaven ausgeſchloſſen; nur in den Puniſchen Kriegen und unter den Kaiſern kamen hierin Ausnahmen vor. Zwar konnte der Sklave als Zeuge gelten; doch durfte er ſein Zeugniß nur auf der Folter ablegen. Nach dem ältern Rechte wurde jeder Diebſtahl des Sklaven, die Denunciation ſeines Herrn und andere geringe Vergehen mit der Todesſtrafe belegt, die bis auf Konſtantin in der Kreuzigung beſtand. Ermordete ein Sklave ſeinen Herrn, ſo ſollten zur Abſchreckung die ſämmtlichen Hausſklaven hingerichtet werden. Eine beſondere Kleidung trugen die röm. Sklaven nicht, weil man es für gefährlich hielt, den Unterjochten zu zeigen, wie gering die Anzahl ihrer Unterdrücker wäre. Seit 265 v. Chr. wurden in Rom die Sklaven zu blutigen Fechterſpielen und Thierkämpfen verwendet, die bald als Hauptbeluſtigung des Volks galten. Zu dieſem Zwecke erzogen die Großen und die Kaiſer die ſog. Gladiatoren (ſ. d.), deren man ſich auch in den Bürgerkriegen bediente. Die Härte, welche die Sklaven erfuhren, reizte dieſelben oft zur Verſchwörung. Auf der Inſel Sicilien kam es zweimal, um 140 und um 104 v. Chr., zu einem förmlichen Sklavenkriege. Der gefährlichſte Sklavenaufruhr erhob ſich 73 v. Chr. zu Capua unter dem Gladiator Spartacus (ſ. d.). Erſt nachdem derſelbe einen Theil Süditaliens erobert und drei röm. Heere beſiegt, gelang es 71 den vereinten Anſtrengungen der röm. Feldherren, die Empörer aufzureiben. Mehrmals verſuchte man unter der Republik, das Los der Sklaven zu mildern; allein dies gelang wenig, weil man ſolche Reformen für Eingriffe in das Eigenthum hielt. Erſt die Kaiſer beſchränkten die Willkür der Herren und verliehen den Sklaven einige Rechte. Ein gemishandelter Sklave, der unter die Statue des Kaiſers floh, erhielt Anſpruch auf deſſen Gnade. Die Sklaven durften ihren Nebenerwerb als Eigenthum betrachten. Antonin entzog den Herren das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven. Auch nahmen die Freilaſſungen von ſeiten der Herren ſo überhand, daß geſetz-

liche Einschränkungen getroffen wurden. Die Freilassung (manumissio) konnte nach altem, strengem Rechte nur durch Eintragung des Sklaven in die Censuslisten, durch testamentarische Verordnung oder dadurch bewirkt werden, daß der Herr den Sklaven vor eine Magistratsperson brachte und ihn unter gewissen Ceremonien für frei erklärte. Der Sklave wurde hierbei vom Liktor mit einem Stäbchen (vindicta) berührt und erhielt als Zeichen der Freiheit einen Hut. Später konnte auch eine derartige Erklärung vor dem Geistlichen in der Kirche abgegeben werden. Nur der auf solche feierliche Weise Freigelassene wurde röm. Bürger, vorausgesetzt, daß der Herr selbst das Bürgerrecht hatte. War letzteres nicht der Fall, so trat der Freigelassene nur in die Klasse der Lateiner oder gar in die der Provinzialen. Der Freigelassene (libertus), selbst wenn er das Bürgerrecht gewonnen, besaß indessen immer noch nicht alle Rechte eines Vollbürgers. Mit der Verbreitung des Christenthums und dessen Anerkennung als Staatsreligion verbesserte sich das Los der Sklaven; aber die S. selbst verschwand nicht, sondern überdauerte die Zertrümmerung des Römischen Reichs. Vgl. Wallon, «Histoire de l'esclavage dans l'antiquité» (3 Bde., Par. 1847—48).

Bei den Völkern Asiens, deren Lebensanschauung, Sitte und Verfassung immer dieselben geblieben sind, hat sich auch die S. in ihren ursprünglichen und naiven Formen erhalten. Die Sklaven des Orients tragen mehr den Charakter des Hausgesindes, stehen ihren Herren näher und halten ihren Stand nicht für eine Schande, sondern für ein Schicksal. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten, empfiehlt den Herren Milde und bezeichnet die Freilassung als ein verdienstliches Werk. Daß Mohammed und die Khalifen Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon ist keine Spur vorhanden. An den Höfen der Khalifen gab es meist nur Negersklaven, die man aus dem Innern Afrikas durch Handel bezog. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Mohammedaner die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Die Kreuzfahrer verübten jedoch im Orient an den Mohammedanern ein Gleiches. In den unmittelbaren Ländern des Osmanischen Reichs, bei den Türken, hat die S. einen äußerst milden Charakter. Die Türken unterhalten dieselbe gegenwärtig theils durch Ankauf von Negern, theils durch Ankauf von Weißen aus den kaukas. Gebirgsländern. Wiewol die Negersklaven nicht weniger menschlich behandelt werden, machen doch gewöhnlich die Jünglinge, Mädchen und Kinder aus dem Kaukasus ein weit größeres Glück. Die Weiber füllen die Harems, den Männern steht als Dienern der Großen die Laufbahn zu den höchsten Aemtern und Ehrenstellen offen. Die Beschäftigung der türk. Sklaven ist eine häusliche. Ein gutes Betragen und der Uebertritt zum Islam verwandeln seine Lage in die des Dienstboten. Gewöhnlich werden die Sklaven verheirathet. Ihre im Hause geborenen Kinder gelten als Familienglieder und verwischen oft die Spuren ihrer Abkunft durch günstige Heirathen. Einen weit rohern Charakter trug die S. bei den Mohammedanern der afrik. Nordküste. In Marokko, Algier, Tunis und Tripolis bestand seit dem Mittelalter neben der Negersklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christl. Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Die Vernichtungskämpfe der Christen und Mauren in Spanien und die allmähliche Zurückdrängung der letztern auf die afrik. Küste entwickelten diesen Menschenraub und gaben ihm die Wuth eines Religionskriegs. Die grausame Behandlung, welche die Christensklaven erlitten, die Standhaftigkeit, womit nicht selten die Gefangenen eher das härteste Los ertrugen, als daß sie sich durch Annahme des Islam Milderung verschafften, die romantischen Abenteuer, unter welchen sich viele aus der S. retteten, unterhielten bei den Europäern bis in das 19. Jahrh. einen glühenden Haß gegen die nordafrik. Barbaresken. Viele christl. Mächte suchten sich durch Geschenke und jährlichen Tribut Frieden und ungestörte Schiffahrt zu erkaufen, was nur schlecht oder gar nicht gehalten wurde. Auf dem Congresse zu Wien beschloß man die gemeinsame Zügelung der afrik. Raubstaaten, ließ es aber beim Beschluß bewenden. Die vielfachen Vexationen, die Frankreich von Algier erlitt, bewogen endlich die franz. Regierung im Sommer 1830 zur Eroberung dieses Landes. Seitdem hat die Seeräuberei der Barbaresken aufgehört. Auch hob der Bei von Tunis in seinem Gebiete 1842 den Sklavenhandel und 1846 die S. der Schwarzen wie der Weißen auf, während Frankreich in Algier die Negersklaverei bis 1848 beibehielt. In den mohammed. Reichen und Provinzen des Innern Afrikas besteht die größere Masse der Bevölkerung aus schwarzen Sklaven, die jede Arbeit im Hause und auf dem Felde verrichten. Man erlangt diese Sklaven theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen. Die Zahl der Negersklaven, die jährlich auf die Märkte von Marokko, Tripolis, Aegypten, der Türkei und Arabien gelangen, ist immer noch groß. Die eine Hälfte wird durch den Wüstenhandel, die andere durch arab. Seefahrer bezogen, welche ihre Opfer von

der afrik. Oſtküſte holen. Außerdem verſorgte ſich die ägypt. Regierung bis vor nicht langer Zeit durch regelmäßige Sklavenjagden in den nubiſchen Grenzgebieten mit zahlreichen Negerſklaven, welche größtentheils zur Herſtellung der regulären Negerregimenter dienten.

In den europ.-chriſtl. Reichen, die ſich auf den Trümmern der röm. Weltherrſchaft erhoben, hat ſich S. und Sklavenhandel trotz des Chriſtenthums länger als ein Jahrtauſend erhalten. Nach Tacitus beſaßen die alten Germanen Sklaven, welche nur das Land bebauten und gut behandelt wurden. Dieſe Unfreien mögen Unterjochte und Kriegsgefangene geweſen ſein. Tacitus erwähnt aber auch Sklaven, welche ihre Freiheit im Spiele daraufgeſetzt hatten. Dieſe aus den freien Stammgenoſſen hervorgegangenen Sklaven wurden in die Fremde verkauft. Erſt in der Zeit der Völkerwanderung und ſeit den Einfällen der Germanen in die röm. Provinzen ſcheint ſich ein zweifacher Stand der Unfreien ausgebildet zu haben. Neben denen, welche das verliehene Land bebauten, traten nun auch beſitzloſe Sklaven auf, die man im Hauſe hielt, und mit denen Handel getrieben wurde. Die Anzahl dieſer Sklaven wuchs außerordentlich, ſeit die Kriegszüge gegen die Slawen begannen. In jahrhundertelangen Kämpfen wurden die ſlaw. Völker, die ſich bis an die Elbe ausgebreitet hatten, von den Deutſchen unterjocht, ausgerottet und als Sklaven fortgeführt. Man verkaufte dieſe Gefangenen nach Frankreich, England, Italien, ſelbſt nach Konſtantinopel. Wahrſcheinlich iſt das Wort Sklave eins mit «Slawe». Wie ſchwunghaft der Menſchenhandel von den Deutſchen getrieben wurde, zeigt ſchon, daß das Wort in alle europ. Sprachen (engl. slave, franz. esclave, ſpan. esclavo, ital. schiavo) übergegangen iſt. Gewiß war die Stellung der Hausſklaven bei den Deutſchen, ſelbſt wenn ſie Gewerbe trieben, weit ungünſtiger als die der unfreien Landbauer. Die beſitzloſen Sklaven hatten kein Volksrecht; das Wergeld bei ihnen war ſehr gering; ſie durften nicht bewaffnet gehen. Erſt ſeit dem 13. Jahrh. beginnt die harte S. zu verſchwinden. Der Sklavenhandel verlor ſich allmählich, die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Oſtſee hörten auf, und der bisher ganz als Sache behandelte Knecht erlangte gewiſſe Schutzrechte. Für alle Unfreien, die unangeſeſſenen wie die angeſeſſenen (glebae adscripti, d. i. Hörige), bildete ſich jetzt der mildere Stand der Leibeigenſchaft (ſ. d.) aus. An dieſem Fortſchritt in der Civiliſation hatte die Kirche ebenſo großen Antheil als das Intereſſe und die erwachende Bildung der Großen. In England, wo ſchon die Römer die S. nach ihrer Art ausgebildet hatten, war bei dem Eindringen der Angelſachſen die brit. Bevölkerung in das Joch der Knechtſchaft geſchlagen worden. Der größere Theil der Beſiegten baute für die Ueberwinder das Land; doch gab es auch Hausſklaven, deren Los viel härter war, und die man auch verhandelte. Schon in den erſten Jahrhunderten der normann. Periode verſchwand allmählich die S. in der Leibeigenſchaft, die ebenfalls und ohne Beihilfe der Geſetzgebung im Anfange des 16. Jahrh. erloſch. Auch in Frankreich beſtand neben der harten Leibeigenſchaft, in welche die Franken die galliſche Bevölkerung verſetzten, die eigentliche S. Dieſelbe wurde großentheils durch die Kriegsgefangenen unterhalten, welche man den von Spanien her eindringenden Mauren abnahm. Der bedeutendſte Sklavenmarkt war zu Lyon; hier trafen ſowol die Sklaven ſlaw. Urſprungs als die in Spanien gefangenen Mauren zuſammen. Der erſtarkten Königsgewalt gelang es, dem Sklavenweſen Grenzen zu ſetzen. Doch dauerte die Leibeigenſchaft in ſehr ſtrengen Formen bis gegen Ende des 18. Jahrh. Italien beſaß ebenfalls das Mittelalter hindurch nicht nur Leibeigene, ſondern auch wirkliche Sklaven. Die Stadt Rom war der Mittelpunkt des Menſchenhandels geblieben, wo die Venetianer Chriſtenſklaven kauften und an die Mohammedaner verhandelten. Umgekehrt brachten die Spanier hierher auch mohammed. Sklaven, die ſie im Kriege oder durch Seeraub erbeutet hatten. Während gegen Ende des 13. Jahrh. die eigentliche S. und der Sklavenhandel im chriſtl. Europa zu Ende ging, blieb beides auf der Pyrenäiſchen Halbinſel noch lange im Gebrauch. In dem länger als 700 J. andauernden Kampfe pflegten hier ſowol die Chriſten wie die Mauren ihre Gefangenen zur S. zu verdammen und um ſo grauſamer zu behandeln, als ſich beide Theile für Ungläubige hielten. Der Ueberfluß an mauriſchen Sklaven war bei den Spaniern ſo groß, daß ſie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des ſüdl. und weſtl. Europa verſorgen konnten. Noch Anfang des 16. Jahrh. ſchmachteten in Portugal und Spanien Tauſende von Mauren im härteſten Sklavenjoche.

Die Entdeckung von Amerika und die Beſitznahme der Weſtküſte von Afrika durch die Portugieſen gaben im Anfange des 16. Jahrh. zur Gründung eines neuen Sklavenſyſtems Anlaß, zur Einführung von Negerſklaven in den überſeeiſchen Colonien der Europäer. Keins der Sklavenſyſteme der frühern Zeit war blutiger und eigennütziger als dieſes, welches in der Morgenröthe der modernen Civiliſation ſeinen Anfang nahm und trotz aller Anſtrengungen noch gegenwärtig nicht ganz beſeitigt iſt. Nachdem die Portugieſen gegen 1480 die Küſte von Guinea

und die Inseln in Besitz genommen, eröffneten sie mit den Negerstämmen des Innern den Gold- und Menschenhandel. Sie colonisirten die Inseln Fernando-Po, Principe, Annabon, besonders St.-Thomas und verwendeten mit Vortheil in den begründeten Zuckerpflanzungen Negersklaven. Härter noch verfuhren die Spanier in dem zu gleicher Zeit entdeckten Amerika. Zum Betrieb der Bergwerke und der Feldbaucolonien vertheilten sie die Indianer an die Pflanzer und Regierungsbeamten. Die Unterjochten konnten jedoch die harte Arbeit nicht ertragen und starben hin in ganzen Stämmen und Völkern. Man führte deshalb seit 1501 mohammed. Sklaven aus Spanien und seit 1506 von den Portugiesen erkaufte Negersklaven nach Amerika, von denen die letztern sich sehr brauchbar bewiesen. 1511 erlaubte sodann die Handelskammer zu Sevilla die directe Einfuhr der Negersklaven nach den span. Colonien. Einige Jahre später erschien der Priester Las Casas, ein Freund und Apostel der Indianer, am Hofe zu Madrid und forderte aus menschenfreundlicher Absicht, daß die Regierung die Verwendung der Indianer in den Colonien verbieten, dagegen die Einfuhr von Negersklaven betreiben sollte. Anfangs fand man diesen Vorschlag bedenklich. Aber schon 1517 gab Karl V. seinem Günstlinge, dem Marquis de la Bresa, auf acht Jahre das Privilegium zur Negereinfuhr in die Colonien, der dasselbe sogleich an Genueser verkaufte. Noch war die Zeit nicht abgelaufen, als sich die Portugiesen der Negereinfuhr nach Amerika bemächtigten. Seit 1562 schon mischten sich auch, von dem großen Gewinn verlockt, die Engländer, doch mit geringem Erfolg, in diesen Handel. Im Utrechter Frieden von 1713 bedung sich England durch Abschluß des Assiento (s. d.) das Recht aus, auf 30 J. 144000 Negersklaven in die span. Colonien einzuführen. Die Briten begannen seitdem das Geschäft mit allen ihren Mitteln auszubeuten. Frankreich wendete sich unter Ludwig XIII. dem Negerhandel zu und stiftete zu dem Zwecke Niederlassungen an der afrik. Westküste. Spanien, das den Handel immer an Fremde überließ, gab ihn 1784 gänzlich frei. Der Krieg Englands mit seinen nordamerik. Colonien versetzte dessen Negerhandel einen harten Stoß. Dagegen nahm damals der franz. Sklavenhandel einen großen Aufschwung. Die Theilnahme der Holländer war nie bedeutend. Auch die Dänen und Schweden versorgten nur ihre Colonien.

Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erhoben sich Stimmen, die, von den Grausamkeiten empört, welche die Negersklaverei von jeher begleiteten, zur Abschaffung derselben aufforderten. Unter den Negervölkern in Afrika selbst lösten sich alle Bande der Ordnung und der Freundschaft, die auch die roheste menschliche Gesellschaft nicht entbehren kann. Die Quäker in England und Nordamerika waren es zuerst, welche seit 1727 die Abschaffung der Negersklaverei in Anregung brachten. Diese verboten unter sich den Sklavenhandel, entließen 1751 ihre Neger, sorgten für deren Ausbildung und Niederlassung und stifteten 1774 die Pennsylvanische Gesellschaft, die schon 1780 die Freilassung aller seit der nordamerik. Unabhängigkeitserklärung geborenen Negersklaven in Pennsylvanien bewirkte. In England riethen Männer wie Sidmouth, Wellesley seit 1783 im Parlament zur Milderung und Abschaffung der S., trafen aber noch auf heftige Gegner. Durch die Bemühungen Clarkson's, der dem edeln Zwecke Leben und Vermögen opferte, kam 1787 die African-Institution zu Stande, welche die Unterdrückung der Negersklaverei energisch verfolgte. Im Nov. desselben Jahres bestimmte der in Philadelphia tagende Convent für die Entwerfung der neuen (jetzigen) Verfassung, daß die Sklaveneinfuhr mit dem J. 1808 aufhören sollte, welche Bestimmung demnach infolge der Annahme dieser Verfassung später Landesgesetz wurde. Wie nothwendig ein solches Gesetz war, geht aus der Thatsache hervor, daß Südcarolina von 1804—8 allein gegen 50000 Schwarze importirte. Seit 1788 brachte Wilberforce (s. d.), von Pitt, Fox, Smith u. a. unterstützt, die Sklavereiangelegenheit im brit. Parlamente wiederholt zur Verhandlung. Aber erst 1792 faßte das Unterhaus mit geringer Majorität den Beschluß, daß der brit. Sklavenhandel mit dem J. 1795 aufhören solle. Die Maßregel scheiterte indessen, weil sich das Oberhaus widersetzte. In Frankreich erklärte die Nationalversammlung unter dem härtesten Widerstande der Pflanzer durch ein Decret von 1790 die völlige Freiheit der Sklaven in den franz. Colonien und führte durch diesen unvorbereiteten Act die Katastrophe auf San-Domingo (s. Haïti) herbei. Dennoch machte Wilberforce 1796 im Unterhause abermals den Vorschlag, den Negerhandel mit dem 1. März 1798 gänzlich aufzuheben. Der Widerstand war zwar diesmal weniger heftig, allein auch die Freunde der Neger vereinigten sich dahin, die tiefeingreifende Reform bis auf ruhigere Zeit zu verschieben. Die African-Institution schlug jetzt einen neuen Weg ein, indem sie zu Sierra-Leone (s. d.) die erste Niederlassung gründete, welche die Gesittung und Gewöhnung der Neger zu Feldbau und Gewerben bezweckte. Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage nochmals vor das Parlament gebracht, gelang es endlich den von der öffentlichen Meinung unterstützten

Miniſtern, in der Sitzung von 1807 bei beiden Häuſern den Abolition act of slavery durchzuſetzen, wonach der brit. Negerhandel mit dem 1. Jan. 1808 aufhören mußte. Seit dieſem Siege der Menſchlichkeit über Intereſſen hat nun das brit. Cabinet ſchon aus Politik alles auf, um auch die übrigen chriſtl. Mächte zur Ausrottung des Negerhandels zu bewegen. Die Freiſtaaten Südamerikas erklärten ſchon mit ihrer Losreißung von Spanien die S. überhaupt für aufgehaben. In Frankreich jedoch ließ Bonaparte im Angeſichte der Ereigniſſe auf Haïti die Negerſklaverei in den Colonien geſetzlich wieder einführen. Erſt mit dem Frieden von 1814 vermachte die brit. Regierung die Mächte zu dem Verſprechen eines Zuſammenwirkens in der Unterdrückung des Negerhandels zu bewegen. 1815 verboten die Staaten am La-Plata den Negerhandel. In den Vereinigten Staaten paſſirte der Verſuch, den Sklavenhandel mit dem Tode zu beſtrafen, 1819 zwar das Repräſentantenhaus, ſtieß aber im Senat auf Widerſpruch und wurde alſo nicht Geſetz. Infolge von Unterhandlungen, die 1816 zu London mit Oeſterreich, Preußen, Rußland und Frankreich ſtattfanden, entſchloß ſich letzteres, den Negerhandel aufzugeben und zu den gemeinſamen Maßregeln mitzuwirken. Dänemark hatte dieſen Handel ſchon 1803 verboten und bekräftigte ſeinen Entſchluß im Kieler Frieden von 1814. Schweden ſchloß 1813 ſchon mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die Niederlande im Frieden zu Gent beitraten. Spanien und Portugal mußten 1814 im Frieden zu Wien dem Sklavenhandel nördlich der Linie entſagen. Spanien gab hierauf 1817 gegen die Entſchädigung von 400000 Pfd. St. den Sklavenhandel gänzlich auf; Portugal folgte 1823 für die Summe von 300000 Pfd. St. Braſilien behielt 1820 die Sklavenzufuhr für einige Häfen offen und ſchaffte dann den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Zugleich fallten ſämmtliche verbundene Mächte gegenſeitig auf des Sklavenhandels verdächtigen Schiffen ein Durchſuchungsrecht üben. Doch Frankreich und die Vereinigten Staaten wieſen die unter Umſtänden gefährliche Maßregel entſchieden zurück. Zu dieſen polit. Anſtalten geſellten ſich nach andere, welche die Colaniſirung der afrik. wie der freien Neger aus den Colonien im Auge hatten. Seit 1819 bildete ſich in England eine Geſellſchaft zur Colaniſirung von Negern in Afrika. Der Verein kaufte die Inſel Sherdra an der Sierra-Leoneküſte und brachte 1820 eine Menge Neger aus den Colonien dahin, die jedoch gegen die Eingeborenen nicht aufkommen konnten. 1821 ſtifteten die Nordamerikaner auf dem Cap Meſurado eine Colonie von freigelaſſenen Negern, die 1824 den Namen Liberia (ſ. d.) annahm. Da der Negerhandel ungeachtet aller Verträge insgeheim von Portugieſen, Spaniern und Franzoſen (bis 1830) fortgeſetzt wurde, ſtellte die brit. Regierung, die der Uebereinkunft gemäß die Seepolizei üben ſollte, ſchon ſeit 1816 an der Küſte von Sierra-Leone Kreuzer auf, die auf die Sklavenſchiffe Jagd machen mußten. Wie viele Schiffe aber auch ergriffen wurden, fruchtete doch die Maßregel wenig. Die Schiffe konnten nur vor gemiſchte Commiſſionen geſtellt werden, wodurch die Verurtheilung meiſt hintertrieben wurde.

Dennoch ließen ſich die Briten nicht abſchrecken, ihr einmal begonnenes Werk mit Energie und Aufopferung fortzuſetzen. Die Sklaven in den brit. Colonien waren ſeit 1784 unter ein Geſetz geſtellt worden, welches unter anderm die grauſame Behandlung verbot, die Ermordung der Sklaven mit Todesſtrafe belegte und die Züchtigung der Neger einſchränkte. Bald hatte man indeſſen dieſe Reform vergeſſen. Buxton (ſ. d.) lenkte deshalb 1823 die Aufmerkſamkeit des Parlaments auf die Lage der Sklaven, und es kamen nun neue Reformen zu Stande. Man ſorgte für die Erziehung der Neger, legitimirte ihre Ehen, verbot die Trennung ihrer Familien, gewährte dem Sklaven das Recht des Freikaufs aus dem Nebenverdienſt und beſchränkte mehrfach die Willkür der Herren. Im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. Dieſe Geſetze wurden nicht nur von den Pflanzern, ſondern auch von den viel mehr erwartenden Sklaven übel aufgenommen, und in mehrern Colonien brachen Empörungen aus. Dennoch gab die Regierung 1831 alle brit. Kronſklaven ohne Entgeld frei. Der Zuſtand der Colonien geſtaltete ſich hierdurch um ſo drohender, und die entſcheidenden Schritte mußten beſchleunigt werden. Die Sklavenemancipation wurde ſo zur Sache der Nothwendigkeit und der Politik. 1831 kam zuvörderſt mit Frankreich ein Vertrag zu Stande, nach welchem ſich beide Mächte das Durchſuchungsrecht verdächtiger Schiffe geſtatteten. In der Parlamentsſitzung von 1833 wagte endlich die brit. Regierung, unterſtützt von der öffentlichen Meinung, die letzte Hand an die Beſeitigung der S. zu legen. Lord Stanley brachte 14. Mai im Parlament einen Geſetzentwurf ein, der die Emancipation aller brit. Sklaven vom 1. Aug. 1834 an beantragte. Doch ſollte jeder Sklave eine Art Lehrzeit beſtehen, die für die Hausſklaven bis zum 1. Aug. 1838, für die Feldſklaven bis 1840 dauern ſollte. Den Pflanzern wurde die enorme Summe

von 20 Mill. Pfd. Sterl. als Entschädigung aus Staatsmitteln bewilligt. Der Kampf für und gegen den Vorschlag versetzte die Nation in die höchste Spannung. Die Bill ging schließlich in beiden Häusern durch und wurde 28. Aug. 1833 vom Könige bestätigt. Die Neger hatten indessen auf völlige Freiheit gehofft, und das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Herren ward mit der neuen Einrichtung so schwierig, daß den Sklavenhaltern selbst das Institut der Lehrzeit sehr bald als Misgriff erschien. Am 1. Aug. 1838 erfolgte deshalb die gänzliche Freilassung sämmtlicher Sklaven in den brit. Colonien, die überall in größter Ordnung vor sich ging. Die Zahl der Befreiten belief sich auf 639000, wovon allein 322000 auf Jamaica kamen. Die Emancipation der Sklaven lähmte allerdings die brit. Colonien; allein der Raubbau, den die Plantagenaufseher während der Abwesenheit der Herren (absentism) getrieben hatten, trug mehr zu der nach 1838 eintretenden Krisis und den massenhaften Bankrotten bei als die Emancipation selbst. Die Zuckerproduction nahm im ersten Jahre in Jamaica wie in den übrigen Besitzungen bedeutend ab und würde noch mehr gesunken sein, wenn man die Einfuhr des fremden Sklavenzuckers nach England nicht fast ein Jahrzehnt hindurch verhindert hätte. Allein schon 1840 begann die Production in allen brit. Colonien wieder zu steigen und hat gegenwärtig fast die frühere Höhe erreicht. Die Weigerung der freien Neger, in den Pflanzungen zu arbeiten, lag zum großen Theil nur an dem zu geringen Taglohn, den die Pflanzer boten. Auch zogen die Befreiten gern vor, sich selbst ein kleines Besitzthum zu erstehen. Die moralischen Wirkungen der Emancipation bewiesen sich viel erfreulicher als die materiellen; die freien Neger zeigten sich gesittet und lernbegierig. Man versuchte anfangs, die Masse der Freigelassenen in die Negercolonien auf der afrik. Westküste zu schaffen, wo sie jedoch bei Mangel an Kapital keinen Unterhalt fanden. Um die westind. Pflanzer mit Arbeitern zu versorgen, führte man später Kulis (s. d.) aus Ostindien ein und machte aus den im Sklavenhandel weggenommenen Negern Tagelöhner. Diese mußten jedoch mit den Pflanzern einen harten Contract auf 14 J. schließen, wodurch die S. gewissermaßen wieder eingeführt worden ist.

In Frankreich geschah seit dem Verluste von San-Domingo für die Abschaffung der S. in den Colonien ernstlich nichts und zur Milderung des Loses der Neger sehr wenig. Ein Gesetz vom 21. April 1834 schaffte endlich das alte blutige Gesetzbuch Ludwig's XIV., den «Code noir», ab. Andere Maßregeln, welche die Pflege, die Disciplin, die Arbeitszeit, den Unterricht, die Ehen, den Loskauf u. s. w. der Sklaven regelten, milderten zwar die Lage derselben, konnten aber das Institut der S. nicht erschüttern. Namentlich hintertrieb die Aussicht auf eine Entschädigungssumme von 12 Mill. Frs. an die Pflanzer wiederholt die Abschaffung der S. Erst in der Revolution von 1848 wurden plötzlich die Sklaven in allen franz. Colonien für frei erklärt und ihnen die vollen Rechte der Weißen gegeben. Die Zahl der Befreiten betrug etwa 250—300000 Köpfe. Die Pflanzer geriethen durch diese unvorbereitete Veränderung in die höchste Noth, da die befreiten Neger anfangs selbst um den höchsten Lohn nicht arbeiten wollten. Production und Handel geriethen in größten Verfall. Die Zuckerernten in Westindien erreichten kaum ein Viertel der frühern; viele Pflanzer verarmten und sahen sich von den zügellos herumschweifenden Negern bedroht. Erst allmählich, besonders seit 1850 gelang es, die Ordnung und damit eine freie Arbeitsthätigkeit herzustellen. Ein im Mai 1854 publicirter Senatsbeschluß sprach den Grundsatz aus, daß die S. in den franz. Colonien nie wiederhergestellt werden kann.

Am verhängnißvollsten gestaltete sich die Sklavenfrage für die Vereinigten Staaten von Amerika. Das Institut der S. war den brit.-nordamerik. Colonien vom Mutterland anfangs gegen den Protest der Colonisten aufgedrungen worden, befestigte sich aber allmählich unter dem Einflusse polit. und ökonomischer Verhältnisse. Seit der Unabhängigkeit der Union schafften die nördl. Staaten, deren wirthschaftliche Verhältnisse die freie Arbeit begünstigten, die S. nach und nach ab oder nahmen sie gar nicht auf. Dagegen erstarkte dieselbe in den Südstaaten um so mehr durch den Baumwoll-, Reis-, Zucker- und Tabacksbau, welcher vornehmlich nur durch Sklavenarbeit erfolgreich betrieben werden konnte. Die Zahl der Sklavenbevölkerung in den Südstaaten, welche 1790 nur 697897 Köpfe betrug, war 1860 bis auf 3,949557 Köpfe gewachsen. Der Gegensatz zwischen der freien Arbeit des Nordens und der Sklavenarbeit des Südens, welche sich beide auszudehnen und einander Boden abzugewinnen suchten, nahm bald eine polit. Färbung an und gestaltete sich zu einem immer heftiger werdenden Kampfe um die Suprematie in der Union. Während der Norden die S. in ihre bisherigen Grenzen einschränken wollte, strebte der Süden, dieselbe zu nationalisiren und neue Gebiete für dieselbe zu erwerben. Man sah von beiden Seiten, daß zwischen beiden Systemen ein unversöhnlicher Widerspruch (irrepressible conflict) bestehe, welcher zuletzt nur damit enden könne, daß die gesammte Union entweder unter

die Herrschaft der S. oder der freien Arbeit gebracht werde. Namentlich entbrannte der Hader stets mit drohender Heftigkeit, wenn der Eintritt eines neuen Gebiets als selbständiger Staat in die Union stattfinden sollte, indem es sich hierbei um die den Unionsgewalten zustehende Entscheidung handelte, ob dem neuen Staate die Erlaubniß zum Sklavenhalten zu geben sei. Schon 1820, bei Eintritt des Missourigebiets in die Staatenreihen, kam unter den heftigsten Reibungen das sog. Missouricompromiß zu Stande, wonach in den Gebieten nördlich vom 36.° die S. für immer ausgeschlossen sein sollte. Gegen diese Bestimmung ward bei der Aufnahme von Texas 1847 das sog. Wilmot-Proviso aufgestellt, welches überhaupt die Zulassung der S. bei neuen Staatenbildungen verbieten wollte. Der Senat verwarf dieses Proviso, aber dasselbe blieb fortan das Stichwort der sog. Freesoil-(Freiboden-)Partei. Als Californien 1850, während es seinen Eintritt in die Union betrieb, die S. von seinen Grenzen ausschloß, entbrannte der Streit aufs neue. Der Congreß nahm endlich zwar den neuen Staat auf, erließ jedoch dagegen im Interesse der Sklavenstaaten das berüchtigte Fugitive slave-law, wonach flüchtige Sklaven im gesammten Gebiete der Union auf Verlangen ihrer Herren durch Bundesbeamte ausgeliefert werden sollten. Viele nördl. Staaten bestritten die Constitutionalität dieses Auslieferungsgesetzes und erließen für sich sog. Personal liberty-laws, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven verboten. Als endlich 1854 die Territorien Nebraska und Kansas organisirt werden sollten, welche größtentheils nördlich vom 36. Breitengrade liegen, setzte die Sklavenhalterpartei (unter Führung des Senators Douglas) die sog. Kansas-Nebraska-Acte durch, welche das Missouricompromiß aufhob und den Ansiedlern aller neuen Territorien freistellte, ob sie S. einführen wollten oder nicht (Squatter-sovereignty). Mehrjährige blutige Kämpfe der Sklavenhalter und Freibodenleute um den Besitz von Kansas waren die Folgen davon. Doch trat Kansas endlich (1861) als Freistaat ein. Diese Kansas-Nebraska-Acte war die nächste Veranlassung zur Gründung der sog. Republikanischen Partei, welche den Ausschluß der S. aus allen Territorien und Einschränkung derselben auf ihre bisherigen Grenzen als Grundsatz ihrer Nationalpolitik aufstellte. Der endliche Sieg dieser Freibodenpartei in der Präsidentenwahl von 1860 durch die Wahl Lincoln's führte zum offenen Aufstande von elf südl. Sklavenstaaten, welche ihre Lostrennung von der Union (Secession) und Gründung einer selbständigen Republik auf der Basis der Negersklaverei proclamirten. In dem darauffolgenden vierjährigen Bürgerkriege zauderte die republikanische Bundesregierung lange Zeit, die Existenz der S. selbst anzugreifen. Sie kämpfte anfangs nur für territoriale Wiederherstellung der ganzen Union, unbeschadet der Rechte der Sklavenhalter innerhalb der secedirten Staaten. Aber bald sah sie sich durch die Kriegsnothwendigkeit gezwungen weiter zu gehen. Zuerst erklärte sie alle Negersklaven, welche von den Secessionisten entfliehen und Schutz suchend zur Bundesarmee kommen würden, für «Kriegs-Contrebande», confiscirte sie als solche, ließ sie frei und benutzte sie als Arbeiter. Sodann hob man das Fugitive slave-law auf. Später bewaffnete man solche Negerflüchtlinge und reihte sie in die Bundesarmee ein. Endlich erließ Präsident Lincoln 1. Jan. 1863 seine berühmte Emancipations-Proclamation, durch welche er sämmtliche Sklaven in allen insurgirten Staaten für frei erklärte. Doch war diese Proclamation zunächst nur eine Kriegsmaßregel und vernichtete als solche noch nicht das permanente Bestehen der S., bezog sich auch nur auf denjenigen Theil des Sklavereigebiets, welcher sich in offenem Aufstande befand. Darum erließ der Congreß 31. Jan. 1864 ein Amendement zur Constitution der Vereinigten Staaten, welches die S. in der ganzen Republik für immer aufhob, und welches nach erfolgter Ratification durch das Volk dem Grundgesetze der Republik einverleibt wurde. Die 1865 erfolgte vollständige Niederlage der Secession brachte diese Decrete im ganzen Lande zur thatsächlichen Geltung und machte die Republik endlich zu einem wirklichen Freistaate. Seitdem ließ es sich der Congreß angelegen sein, die nominelle Emancipation durch wirksame Gesetze praktisch zu vervollständigen und ihr einen vollen Inhalt zu geben. Es geschah dies zunächst durch die Freedmen's-Bureau-Bill, welche die Freigelassenen und ihre neuerworbenen Rechte unter den speciellen Schutz von Bundesbeamten stellt; ferner durch die Civil-Rights-Bill, welche die Freigelassenen zu Bürgern der Vereinigten Staaten macht und ihnen alle bürgerlichen Rechte ertheilt; sodann durch die Reconstructions-Bill, welche allen Negern in den ehemaligen rebellischen Staaten auch alle polit. Rechte (Stimmrecht und Wählbarkeit) garantirt. Diese Ausführungsgesetze zur Emancipation stießen aber auf heftigen Widerstand von seiten des Präsidenten Johnson, der mit Hülfe der sog. demokratischen Partei deren Vollzug zu vereiteln und die Emancipation auf eine blos nominelle zurückzuführen suchte. Der Kampf schwebte noch zu Anfang 1868, und es war ungewiß, ob die Politik des Präsidenten oder die progressive des Congresses den Sieg davontragen würde.

Digitized by Google

Die Aufhebung der S. in den Vereinigten Staaten hat auch für alle andern Länder Amerikas, wo S. noch besteht, wichtige Folgen gehabt. Brasilien verbot die Sklaveneinfuhr, und die kaiserl. Regierung ließ alle Staatssklaven frei. In der brasilian. Kammer wurden Gesetzvorschläge für eine allgemeine Emancipation der Sklaven gemacht, obwol vorderhand vergebens. Doch nahm die Agitation für diese Maßregel immer mehr zu. Auch förderte der Krieg Brasiliens mit der Republik Paraguay diese Reform, da sehr viele Negersklaven freigelassen wurden, unter der Bedingung, in die Armee einzutreten. Dänemark, Schweden und die Niederlande haben die S. auf ihren westind. Colonien in neuerer Zeit gänzlich abgeschafft. Nur auf der span. Insel Cuba hat die S. noch immer einen starken Halt. Die Insel zählte 1861 603046 Sklaven und freie Farbige. Obwol die Sklaveneinfuhr aus Afrika durch Verträge der span. Regierung mit andern Mächten längst verboten war, so wurde dieselbe doch in sehr starkem Maße fortgesetzt, so lange die Kreuzer der Vereinigten Staaten nicht ernstlich geneigt waren, den cubanischen Sklavenschiffen Hindernisse in den Weg zu legen. Denn Cuba war für die nordamerik. Sklavenhalter ein bequemes Zwischendepot, von wo aus sie neue Menschenwaare einschmuggeln konnten. Die Emancipation in den Vereinigten Staaten machte diesem Verhältnisse ein Ende, wodurch der cubanische Sklavenmarkt einen empfindlichen Stoß erlitt. In Spanien selbst bildete sich inzwischen eine starke Emancipationspartei, welche eifrig auf Abschaffung der S. in allen span. Besitzungen hinarbeitete. Auch die cubanischen Sklavenhalter selbst zeigten sich nicht abgeneigt, dem Beispiel aller übrigen civilisirten Länder zu folgen, zumal sie voraussahen, daß ihr barbarisches Institut ohnehin bald der Nothwendigkeit würde weichen müssen. Sie begannen daher auch bereits asiat. Kulis als Lohnarbeiter einzuführen, wodurch freilich der Wechsel wesentlich nur ein nomineller sein würde. Infolge der Ereignisse in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Brasilien hat der überseeische Sklavenhandel fast ganz aufgehört, da der Hauptexport der Sklaven aus Afrika nach Amerika ging. Nur mohammed. Händler Ostafrikas führen jährlich noch ungefähr 50000 nach asiat. Ländern. Vgl. Clarkson, «Essay on slavery and commerce of human species» (Lond. 1786); Buxton, «Der afrik. Sklavenhandel und seine Abhülfe» (deutsch von Julius, Lpz. 1841); Hüne, «Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels» (Gött. 1820); Kapp, «Geschichte der S. in den Vereinigten Staaten» (Hamb. 1861).

Skoda (Joseph), der Begründer der neuen deutschen diagnostischen Schule in der Medicin, geb. 10. Dec. 1805 zu Pilsen in Böhmen, Sohn eines Schlossers, besuchte die Schule, das Gymnasium und den sog. philosophischen Cursus zu Pilsen und studirte dann seit Herbst 1825 Medicin zu Wien, wo er auch 1831 zum Doctor promovirt wurde. Darauf übernahm er die Stelle eines Cholerabezirksarztes in Böhmen und ward 1833 Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er durch Joseph Heine und Gutbrod den Gebrauch des Stethoskops erlernte und in stetem wissenschaftlichen Verkehr mit Rokitansky und Kolletschka die pathol. Anatomie und die Anwendung der Percussion und Auscultation auf Erkenntniß der pathol.-anatom. Zustände studirte. Seit 1835 begann er über diese Fächer praktische Uebungen (sog. Curse) am Krankenbette zu ertheilen, welche zuerst von Fremden, bald aber auch von Oesterreichern (zuvörderst von Jaksch, Oppolzer, Hamernik, Dittrich) besucht wurden. Im März 1840 erhielt er die Stelle als ordinirender Arzt auf der neugeschaffenen Abtheilung für Brustkranke, wurde 1841 Primararzt und 1846 Professor der Klinik, 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. S.'s Bedeutung in der Medicin ist eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Hinsicht stellte er bei seinen Untersuchungen (zunächst über Brustkrankheiten) das Princip an die Spitze, daß die am Kranken beobachteten (physikalischen) Zeichen zunächst nur bestimmte physik. Zustände in dessen Organismus anzeigen und erkennbar machen, worauf es dann Sache des rationellen Arztes sei, besonders mit Hülfe der pathol.-anatom. Erfahrungen, durch Schlußfolgerungen (und oft mit Hülfe einer anatomisch ausgebildeten Phantasie) die wirklich vorhandenen innern Krankheiten zu errathen. In der Durchführung dieses Grundsatzes trat S.'s «Abhandlung über Auscultation und Percussion» (Wien 1839; 6. Aufl. 1864) den bis dahin allgemein und auch in Deutschland geltenden Lehren der franz. diagnostischen Schule (von Laennec, Corvisart, Piorry u. s. w.) entgegen, von welcher die physik., am Kranken ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprocesses gedeutet werden. Trotz des noch heute in England und Frankreich von einzelnen erhobenen Widerspruchs haben S.'s Lehren und die dadurch (mit Hülfe seiner reichen Erfahrungen am Krankenbette) in vielen Einzelnheiten der Diagnostik herbeigeführten Verbesserungen allenthalben Eingang gefunden. Unverkennbar ist auch, daß mehrere Schüler S.'s dasselbe Princip (und dieselbe Technik) auch auf andere, von

ihm nicht bebaute Gebiete der praktischen Medicin verpflanzt haben, und daß es wesentlich die S.'sche Schule ist, welche dahin strebt, der Medicin einen Rang unter den exacten Naturwissenschaften zu erringen. Die praktische Bedeutung S.'s liegt darin, daß die Mehrzahl der vorragenden jüngern deutschen Aerzte bei ihm oder bei seinen Schülern sich in der Auscultation und Percussion eingeübt haben und dabei, außer einer den franz.-engl. Leistungen gegenüber weit vollendetern Technik des diagnostischen Verfahrens, auch seine Schärfe in Beurtheilung pathol. Zustände und seinen Radicalismus in Verwerfung der meisten bisher üblichen Behandlungsmethoden sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick angeeignet haben.

Skolien (griech. Skolion, Plur. Skolia, wörtlich wol «Zickzacklied», d. h. ein in herüber- und hinüberspringender Reihenfolge vorgetragenes Lied) hießen bei den Griechen kurze, meist nur aus Einer Strophe bestehende Lieder mannichfachen Inhalts, welche beim Trinkgelage nach der Mahlzeit von den Anwesenden zur Cither gesungen wurden; der Singende hielt dabei gewöhnlich einen Myrtenzweig, den er dann irgendeinem andern der Anwesenden übergab als Zeichen, daß die Reihe des Singens an diesem sei. Als Erfinder der S. wird Terpander von Lesbos genannt, d. h. er hat dem ursprünglich rein volksmäßigen Trink- oder Tischliede eine bestimmte musikalische und poetische Kunstform gegeben. Nach ihm haben viele namhafte Dichter solche Lieder verfaßt, von denen gewiß manche echt volksthümlich geworden sind. Nicht wenige S. bezogen sich auf histor. Ereignisse, wie das bekannte, in mehrern abweichenden Versionen uns erhaltene auf Harmodios und Aristogeiton, die Mörder des Pisistratiden Hipparch, andere waren religiösen, andere erotischen, die Mehrzahl aber gnomischen Inhalts. Die erhaltenen Stücke sind gesammelt von Ilgen, «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798), in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (Bd. 2, Lpz. 1853). Vgl. auch Zell, «Ueber die Volkslieder der alten Griechen», in seinen «Ferienschriften» (erste Sammlung; Freiburg i. Br. 1826).

Skopas, ein berühmter griech. Bildhauer, war von der Insel Paros gebürtig, wahrscheinlich ein Sohn des nicht unbedeutenden Erzbildners Aristandros. Zuerst finden wir den jungen Künstler im Peloponnes thätig, wo er theils durch eine Anzahl statuarischer Werke, theils durch die Leitung des Baues des Tempels der Athene Alea in Tegea in Arkadien, eines der bedeutendsten Heiligthümer der ganzen Halbinsel, seinen Ruhm begründete. Etwa 380 v. Chr. siedelte er dann nach Athen über, wo er gegen 30 J. lang eine bedeutende Thätigkeit hauptsächlich als Bildner von Marmorstatuen jugendlicher Gottheiten entfaltete und den Stil der jüngern attischen Bildnerschule ausprägte, welche mit anmuthiger Schönheit und einer gewissen Vorliebe für das Sinnlich-Reizende die höchste Lebendigkeit und Beweglichkeit und eine große Kunst der Darstellung der äußern Erscheinungen der Seelenbewegungen, von leiser Wehmuth und zartem Liebesverlangen bis zum tiefsten Schmerz und schwärmerischer Begeisterung verbindet. Bereits in höherm Alter wurde S. mit einigen jüngern Kunstgenossen von der Artemisia, der Witwe des karischen Dynasten Mausollos nach Halikarnaß berufen, um den bildnerischen Schmuck des berühmten Mausoleum (s. d.) auszuführen. S. arbeitete dabei die Sculpturen der Ostseite, die noch in ihren geringen Ueberresten als die bedeutendsten des ganzen gewaltigen Werks zu erkennen sind, fand aber dabei auch noch Zeit, für verschiedene Städte Kleinasiens statuarische Werke, zum Theil von bedeutendem Umfang (wie z. B. eine sehr figurenreiche, berühmte Gruppe von Meergottheiten) anzufertigen. Ob er damals etwa auch die bekannte Niobegruppe (s. Niobe) für einen kleinasiat. Apollotempel gearbeitet hat, ist, da schon die alten Kunstrichter in Beziehung auf die Urheberschaft dieses Werks zwischen S. und Praxiteles (s. d.) schwankten, jetzt nicht zu entscheiden. Vgl. Urlichs, «S.' Leben und Werke» (Greifsw. 1863).

Skorbut oder Scharbock wird als eine, von einer Störung der Blutmischung abhängige Ernährungskrankheit, namentlich der Haargefäßwandungen betrachtet. Die Krankheit kommt vor bei Seeleuten (Seeskorbut), aber auch bei Landbewohnern (Landskorbut) und beginnt mit großer Schwäche und Müdigkeit, namentlich großer Schwere der Beine, tiefgedrückter Stimmung und großer Verzagtheit. Das Gesicht des Kranken verliert seine frische Farbe, wird bleich und schmuzig, die Lippen bläulich, die Augen sinken ein und bekommen blaue Ränder. Nach einigen Tagen oder Wochen schwillt das Zahnfleisch in der Umgebung der Zähne an, wird bläulich und blutet außerordentlich leicht, selbst bei den geringsten Verletzungen (beim Kauen). Aehnliche Blutergüsse treten dann auf in der Haut der Beine und an Stellen, welche von mechan. Einflüssen getroffen werden; so in den Kniekehlen; bei solchen, welche vorzugsweise mit dem rechten Arm arbeiten, in diesem; bei Wäscherinnen in beiden Armen; an Stellen, wo die Kleidung auf-

sitzt (am Strumpfband). Die Flecken haben eine verschiedene Größe, sind anfangs schwarzbraun und werden später blau, grün, gelb. Auch in den tiefer gelegenen Geweben (Muskeln, Milz u. s. w.) erfolgen ähnliche Blutergüsse. Endlich kommen dazu Wassersuchten der Beine, des Herzbeutels und der Brusthöhle. Die Krankheit dauert meist sehr lange. Ein früher Tod tritt ein infolge der Wassersuchten, meist aber endet die Krankheit, wenn überhaupt, erst spät mit dem Tod durch Erschöpfung. Die Krankheit entwickelt sich auf langen Seereisen, wenn Kartoffeln, Gemüse und frisches Fleisch fehlen und die Mannschaft ausschließlich von Zwieback und gepökeltem Fleisch lebt, namentlich aber bei großer, vorzugsweise feuchter Kälte. Doch ist sie auch bei Windstille unter der Linie aufgetreten. Auf dem Lande zeigt sie sich dagegen bei solchen Individuen, die fast nur von Gemüse und Kartoffeln leben, oder die sich in kalten und feuchten Kellerwohnungen aufhalten. Auch entsteht die Krankheit ohne bekannte Ursache in Kasernen, Strafanstalten u. s. w. Werden die Kranken den schädlichen Einflüssen entzogen, so fühlen sie sich meist sehr schnell wohl, wenn auch die wirkliche Genesung nur äußerst langsam erfolgt. Die Abkürzung der Seereisen sowie die bessere Verproviantirung der Schiffe hat den S. in der neuern Zeit wesentlich gemindert. Bei Ausbruch der Krankheit ist, außer der den Verhältnissen angepaßten ärztlichen Behandlung, für größte Reinlichkeit, warme Kleidung, frische Luft, passende und reichliche Kost (frisches Fleisch, frisches Gemüse und Salat, gutes Bier oder Branntwein mit Wasser, Wein) zu sorgen. Die frisch ausgepreßten Säfte von Brunnenkresse, Kohl, Senf, Rettich, Meerrettich, Löffelkraut leisten die ausgezeichnetsten Dienste. Außerdem ist der Genuß von säuerlichen Früchten und deren Säften (Citronen, Apfelsinen, Kirschen, Johannisbeeren, Aepfel) von großem Vortheil.

Skorpione bilden eine Familie der Spinnenthiere oder Arachniden und zeichnen sich durch den sechsgliederigen, in seiner ganzen Breite der Kopfbrust angewachsenen Hinterleib, einen langen, aus sechs knotig angeschwollenen Gliedern bestehenden Schwanz, dessen Endglied einen Giftstachel trägt, und durch die beiden gewaltig großen, scherenförmigen Kiefertaster aus, welche Krebsscheeren gleichen, aber den beweglichen Daumen auf der Außenseite tragen. Der ganze Körper ist mit hornigen Halbringen umgeben, deren obere und untere Hälfte durch eine weiche Hautfalte verbunden ist. An der Unterseite des Hinterleibes stehen am breiten Vorderringe zwei kammförmige bewegliche Anhänge, die sich auf die Fortpflanzung zu beziehen scheinen und deren Zähne bei den verschiedenen Gattungen an Anzahl abändern. An den nächstfolgenden vier Leibesringen zeigen sich jederseits vier Löcher, durch welche die Luft in die vier Lungensäcke eintritt. Die S. leben in warmen und heißen Ländern und nur an feuchten, dunkeln Orten, unter Steinen, zerfallenem Holze und Erdlöchern und kommen nur des Nachts hervor, um Insekten und Spinnen nachzustellen, welche sie durch schnellen Lauf überraschen, mit den Scheeren ergreifen und durch einen Schlag des nach vorn über den Rücken erhobenen Schwanzes tödten, an dessen Ende eine hornige Giftblase und ein harter, giftiger Stachel sich befindet, welcher durch eine sehr feine Seitenöffnung das Gift ergießt. Bei der Schnelligkeit des Stichs, da nur ein Schlag mit dem Schwanze erfolgt, kann blos eine sehr geringe Menge Gift ausfließen, und dennoch gibt es in heißen Ländern, besonders in Arabien und Indien, S., deren Stich dem Menschen fast unfehlbar tödlich wird. Durch wiederholtes Stechen erschöpfen die S. das Gift und brauchen dann einen Tag, um es wieder zu ersetzen. Wo S. ihre eigentliche Heimat haben, da sind sie gewöhnlich zahlreich und dringen auch in die Wohnhäuser ein, besonders wenn sie von Holz erbaut sind. Im Wasser sterben die S. wegen Mangel an Luft nach wenigen Minuten. Ihre Fruchtbarkeit ist groß. Mit Genauigkeit kennt man bereits an 80 Arten dieser Familie, welche bei wesentlich verschiedener Größe ein so gleichförmiges Ansehen besitzen, daß ihre Unterscheidung eine genauere Untersuchung erfordert. Nach der Zahl der Augen und einigen andern geringfügigen Kennzeichen hat man sie in mehrere Gattungen gesondert. Die eigentliche Gattung Skorpion (Scorpio) enthält die Arten mit sechs Augen, breiten, platten Tasterscheren und dünnem, schwachem Schwanze. Dahin gehört der europäische Skorpion (S. Europaeus), die einzige Art, welche weit nach Norden vordringt, denn er bewohnt ganz Südeuropa und geht nordwärts bis in die warmen Thäler Tirols und Krains. Er gehört zu den kleinsten, ist nur 1—1½ Zoll lang, blaß röthlichbraun, unterseits und an den Tasterscheren und an der Giftblase gelb. Seine Gefährlichkeit hat man oft sehr übertrieben; denn sein Stich soll nicht mehr schmerzen als ein Wespenstich und selbst Kindern keine Gefahr bringen. Dagegen erreichen die südafrik. und südamerik. Arten, die verschiedenen Gattungen (Buthus, Androctonus, Centrurus) angehören, oft eine sehr ansehnliche Größe, zuweilen ½ F. Länge und werden als höchst giftig sehr gefürchtet. Der Skorpion galt als Symbol des Typhon, des bösen Genius der ägypt. Mythologie, und auf alten ge-

schnittenen Steinen steht ihm Anubis in beschwörender Stellung gegenüber. — Bei den Alten führte auch eine Kriegsmaschine den Namen Skorpion, mit welcher man kleine, sehr fein zugespitzte Pfeile schleuderte, welche tödliche Wunden beibrachten; später nannte man diese Maschinen Handballisten. — In der Astronomie ist der Skorpion das achte Zeichen des Thierkreises.

Skrofulose bezeichnet den krankhaften Zustand, bei welchem die Anlage für eine Reihe von Ernährungsstörungen, namentlich der Lymphdrüsen, dann aber auch der äußern Haut, der Schleimhäute, der Gelenke, Knochen und Sinnesorgane vorhanden ist. Diese Ernährungsstörungen kommen auch sonst häufig vor. Man bezeichnet sie aber als skrofulös, wenn sie mit Entzündung der Lymphdrüsen auftreten, einen sehr chronischen, hartnäckigen Verlauf haben und wiederholt auf sehr geringfügige, leicht zu übersehende Veranlassung auftreten. Den Verdacht der S. erwecken Individuen, welche neben einem blassen Aussehen (Blutarmuth) dennoch nicht arm an Fett sind, namentlich an gewissen Körperstellen (Oberlippe, Nase) Fettanhäufungen darbieten (wulstige Lippen, kolbige Nase). Außerdem sind neben den Drüsenanschwellungen noch der aufgetriebene Leib und das schlaffe, schwammige Fleisch charakteristisch (torpide Form). Andererseits bieten die Skrofulösen oft mehr das Ansehen von Blutarmen oder Tuberkulösen dar (erethische Form). Die Drüsenerkrankung ist entweder entzündlicher Art, wobei sie vereitern und sehr schmerzhaft sind, oder sie stellen schmerzlose Geschwülste dar. Von den Hautausschlägen kommen (namentlich am Kopfe und Gesichte) die nässende Flechte und der Grind (Eczema und Impetigo) vor. Die Schleimhäute werden häufig von den Hautausschlägen in Mitleidenschaft gezogen (Schnupfen, Ohrenfluß) oder erkranken, wie die der Lungen und des Darms, katarrhalisch. Die Gelenkentzündungen treten entweder als Gelenkwassersucht oder als schleichende Entzündung der Gelenkbänder (weiße Gelenkgeschwulst) auf, und die Knochenentzündungen, welche von der Knochenhaut ausgehen, führen häufig zur Zerstörung des Knochens, so namentlich in der Nase, im Gehörgang. Die Entzündungen der Augen befallen den Lidrand sowol als die Bindehaut und auch die Hornhaut, woselbst sie häufig zu Trübungen führen. Die S. tritt meist im Kindesalter auf und verliert sich meist zur Zeit der Geschlechtsreife mehr oder minder vollständig; seltener tritt sie später wieder oder überhaupt erst nach diesem Zeitpunkt ein. Sie ist angeboren oder erworben. Die angeborne S. findet sich namentlich bei Kindern skrofulöser Aeltern; ferner bei solchen Kindern, deren Aeltern während der Zeugung oder Schwangerschaft an Tuberkulose, Krebs, tertiärer Syphilis oder einem andern Siechthum litten oder bereits bejahrt oder nahe verwandt waren. Doch werden nicht die Kinder aller solcher Aeltern skrofulös, während dagegen Kinder sich skrofulös zeigen, bei deren Aeltern keiner der angeführten Umstände vorhanden ist. Von Haus aus gesunde Kinder können skrofulös werden infolge schlechter Ernährung, bei mangelhafter Bewegung und der Entbehrung frischer Luft. Daher sind aufgefütterte, mit schwerverdaulichen und schlechtnährenden Nahrungsmitteln (Kartoffeln, Erbsen, viel Brot) versehene Kinder häufig skrofulös sowie die in Findel- und Waisenhäusern, Pensionen, Fabriken u. s. w. aufwachsenden. Hier mögen diese verschiedenen Momente oft gleichzeitig die S. bedingen. Auch bei Erwachsenen kann sich die S. unter denselben Einflüssen entwickeln. Ein Theil der Behandlung der S. ergibt sich von selbst. Skrofulöse Kinder müssen eine vorzugsweise aus Milch, Fleisch u. dgl. bestehende Nahrung erhalten, viel Zeit im Freien, wenig in überfüllten Zimmern (Schulstuben) zubringen. Der bei S. so beliebte Leberthran empfiehlt sich blos bei der erethischen Form, während ihn die fetten Skrofulösen meist ohne allen Erfolg nehmen. Der Eichelkaffee und Walnußblütenthee, welche beide gleichfalls oft verwendet werden, sollen nur bei chronischem Darmkatarrh getrunken werden. In hohem Ruf stehen der Gebrauch der Solbäder, die Kaltwassercuren sowie die Anwendung iodhaltiger Mineralwässer (Adelheidsquelle, Krankenheil u. a.). Tiefere Leiden bedürfen der ärztlichen Behandlung.

Skrzynecki (Jan Boncza), Oberfeldherr der Polen während der Revolution von 1831, geb. 18. Febr. 1786 in Galizien aus einer ursprünglich böhm. Familie, studirte auf der Hochschule zu Lemberg namentlich Mathematik und diente seit 1806 unter Napoleon's Fahnen. Nach der Rückkehr nach Polen erhielt er als Oberst den Befehl über ein Infanterieregiment. Beim Ausbruch der Revolution vom 29. Nov. 1830 folgte S. zuerst dem Großfürsten Konstantin, kehrte aber, als dieser mit den Truppen abzog, 3. Dec. nach Warschau zurück, um der Sache der Nation beizutreten. Von dem Generalissimus Radziwill zum Brigadegeneral erhoben, bildete er mit acht Bataillonen in Warschau das Centrum der poln. Schlachtlinie gegen das russ. Corps Rosen, vor dem er sich endlich geschickt zurückzog. In der Schlacht bei Grochow nahm er an der Spitze seiner Division das Erlenwäldchen, welches beinahe die ganze russ. Ar-

tillerie besetzt hielt. Als Radziwill das Obercommando niederlegen mußte, wurde S. 26. Febr. 1831 vom Reichstage zum Oberfeldherrn ernannt. Er setzte die Armee eigentlich erst auf den Kriegsfuß, obschon er an entscheidende Bewegungen nicht dachte und die Russen nur so lange aufhalten wollte, bis die Diplomatie eine Intervention der auswärtigen Mächte herbeiführen würde. Am 12. März versuchte er mit dem russ. Feldmarschall einen Briefwechsel zu eröffnen, was namentlich in Paris und London übel aufgenommen ward. Endlich ließ sich S. bewegen, Ende März die Heeresabtheilung des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptcorps des Generals Rosen bei Dembe anzugreifen. Er schlug sie beide, weigerte sich aber, den Sieg zu verfolgen. Erst als die Russen sich zu vereinigen strebten, beschloß er Sielce zu nehmen und die Corps von Rosen und Pahlen II. zu vernichten. Am 8. April kam es bei Iganie zum Treffen, wo 8000 Polen eine dreifache Uebermacht schlugen. Sofort fing er wieder an zu zögern, bis ihn das Misgeschick Dwernicki's und die Aufforderung der Regierung nöthigten, die längs der Narew stehenden russ. Garden anzugreifen. Es gelang ihm 15. Mai, die Garden mit großer Uebermacht zu erreichen; doch griff er nicht an, sondern zog sich zurück. Eine Folge davon war der unglückliche Ausgang des Kampfes vor Ostrolenka 26. Mai, der ihn nöthigte, mit der Armee nach Warschau umzukehren. Um die Macht des patriotischen Clubs zu beschränken, betrieb er hier eine Reform der Regierung. Darüber versäumte er wieder, nach Diebitsch's Tode die durch Cholera und Verluste geschwächten Russen anzugreifen. Als nun Paskewitsch die Weichsel überschritten, forderte die öffentliche Meinung Rechenschaft über S.'s Zaudern, den man des Aristokratismus beschuldigte. Der Reichstag schickte 10. Aug. eine Untersuchungscommission in das Lager vor Bomilow ab, an deren Spitze Fürst Czartoryski stand. S. gab sofort den Oberbefehl in die Hände des Reichstags zurück, und an seiner Stelle wurde Dembinski (s. d.) erwählt, der S. mit besonderer Verehrung ergeben war. Seitdem hielt er sich bei dem Partisancorps des Generals Rozycki auf und trat 22. Sept. mit diesem auf das Gebiet des Freistaats Krakau, von wo er nach Galizien sich begab. Später lebte er in Prag, bis er nach Belgien ging, wo er den Oberbefehl über das Heer übernahm, aber infolge der Reclamationen Rußlands, Oesterreichs und Preußens 1839 als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt werden mußte. Seitdem lebte er fast 20 J. zurückgezogen in Brüssel, bis ihm die österr. Regierung die Erlaubniß gewährte, sich in Krakau niederzulassen. Hier starb er 12. Jan. 1860.

Skutări (slaw. Skadar, türk. Ischkodra oder Uschkodra), das Scodra der Alten, die Hauptstadt eines Liwa im türk. Ejalet Rumelien, oder von Nordalbanien, liegt 3 M. vom Adriatischen Meere, am Ausflusse der Bojana aus dem fischreichen, die Gewässer von Montenegro sammelnden, $5\frac{1}{2}$ M. langen und $1\frac{1}{2}$ M. breiten See von S., am Kreuzungspunkt dreier Verkehrsstraßen, in einer reizenden, fruchtbaren Ebene. Die Stadt hat 13 Stadttheile, eigentlich selbständige Ortschaften, im Umfange von $\frac{5}{4}$ M. Der westl. Theil ist sehr schlecht gebaut und schmuzig, der östliche regelmäßiger. Die Häuser haben große Gärten und Galerien und sind nebst ihren Höfen durch hohe Thormauern von den Straßen geschieden. Von den 13 großen Plätzen ist keiner schön zu nennen. Zwischen der Bojana nnd der sich mit ihr verbindenden Drinasa oder Kiri steht die Citadelle Hendek auf einem 350 F. hohen Berge. S. ist der Sitz eines türk. Mutesarif oder Gouverneurs und eines griech. Bischofs und zählt 23000 E., welche Waffenfabriken und Wollmanufacturen unterhalten, Schiffe bauen, eine eigene Handelsmarine von 50—60 Schiffen besitzen und bedeutenden Handel treiben. Im J. 1866 liefen 729 Schiffe von 92017 Tonnen aus und ein (im Vorjahr 850 Schiffe von 94534 Tonnen). Die Ausfuhr belief sich auf 793753, die Einfuhr auf 2,479538 Fl., und von ersterer entfielen 504476, von letzterer 1,861500 Fl. allein auf Oesterreich. Ausgeführt werden Wolle, Seide, Oel, Bau-, Brenn- und Färbeholz, Mais, Weizen, Leinsamen, Blutegel, Hasen-, Lämmer- und andere Felle, Leder, gesalzene Fische (Scoranzen) aus dem See, Fischrogen, Schildkröten, Wachs, Kastanien, Nüsse u. s. w. Das antike Scodra, am See Labeatis und dem Flusse Barbana, war die feste Residenz des Königs Gentius von Illyrien, fiel nach dessen Besiegung durch den Prätor L. Anicius 168 v. Chr. in die Hände der Römer und erhielt später röm. Bevölkerung als Colonie Claudia Augusta. Bei der Theilung des röm. Reichs 395 wurde sie zu Ostrom geschlagen als Hauptstadt der Provinz Illyria Praevalitiana. Im Mittelalter spielte S. eine wichtige Rolle als Festung. Längere Zeit im Besitze der Venetianer, wurde sie 26. Jan. 1479 vom Sultan Mohammed II. nach schwerer Belagerung erobert und mit dem Umlande dem Osmanischen Reiche einverleibt. — Eine andere Stadt S. (türk. Uesküdar oder Iskudar, d. h. Post), in der asiat. Türkei, liegt amphitheatralisch am Bosporus Konstantinopel gegenüber, zu dessen Vorstädten sie gerechnet wird. Sie steht auf der Stelle des antiken Chrysopolis, bildet den

Mittelpunkt einer ganzen Gruppe von Vorstädten, Ausbauten und Dörfern und zählt 100000 E. Der Ort hat viele Paläste, Moscheen und Bazare, eine große Kaserne, mehrere öffentliche Anstalten und den $^3/_4$ M. weiten, durch seine Cypressenhaine berühmten Begräbnißplatz, den größten des türk. Reichs, mit sehr zahlreichen Familiengräbern der in Konstantinopel wohnenden reichen Türken, die es vorziehen, in Asien, als ihrer eigentlichen Heimat, zu ruhen. S. unterhält Seiden- und Baumwollwebereien und treibt lebhaften Handel, schon infolge der mit Gütern für Konstantinopel hier eintreffenden asiat. Karavanen. In der Nähe von S., nach der Serailspitze der Hauptstadt zu, erhebt sich im Bosporus auf einem isolirten Felsen ein 74 F. hoher Thurm, von den Türken Kiskulessi oder Kiskalesi, d. i. Mädchenthurm, von den Europäern durch eine seltsame Verwechselung fälschlich auch wol Leandersthurm genannt.

Skylax, ein griech. Geograph, aus Karyanda in der kleinasiat. Landschaft Karien, unternahm um 508 v. Chr. auf Befehl des Darius Hystaspis eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und machte das Resultat derselben in einem Werke unter dem Namen «Periplus» bekannt, das wol nicht ganz ohne Interpolationen auf uns gekommen und am besten in den Sammlungen der «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 1, Oxf. 1698), Gail (Bd. 1, Par. 1826) und Müller (Par. 1854), mit Hekatäus zugleich von Klausen (Berl. 1831) bearbeitet worden ist. Vgl. Niebuhr, «Ueber das Alter des Küstenbeschreibers S.» (in dessen «Kleinen histor. und philol. Schriften», Bd. 1, Bonn 1828).

Skymnus, ein griech. Geograph, aus Chios, verfaßte um 88 v. Chr. unter dem Titel «Periegesis» ein geogr. Gedicht in iambischen Versen, das noch zum Theil auf uns gekommen und in den «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 2, Oxf. 1703), Gail (Bd. 2, Par. 1828) und Müller (Par. 1854), sowie von Letronne (Par. 1840) und Meineke (Berl. 1846) bearbeitet worden ist.

Skyros, jetzt Skyro, eine zur Gruppe der nördl. Sporaden gehörige Insel in Griechenland, 5 M. nordöstlich von Euböa, zählt auf 2,8 Q.-M. 2630 E. Die Insel besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Halbinseln, von denen die südliche gebirgig und bis 2400 F. hoch, die nördliche niedriger und mit fruchtbaren Thälern ausgestattet ist. Sie producirt Weizen, Wein, Orangen und Krapp. Die Bienenzucht liefert guten Honig und Wachs, die Schaf- und Ziegenzucht treffliche Milch. Der Hauptort Skyro, an der Westküste, hat einen Hafen und 2400 E. Auf der Insel soll Achilles von seiner Mutter Thetis in Frauenkleidern verborgen worden sein, die ihn dem vor Troja seiner harrenden Geschicke entziehen wollte. Auch erzeugte hier Achilles mit Deidameia, der Tochter seines mütterlichen Oheims Lykomedes, den Pyrrhos oder Neoptolemos. Einer andern Ueberlieferung gehört die Eroberung der Insel durch Achilles an, welche die attische Sage wieder mit Theseus in Verbindung bringt. Als nämlich Theseus, aus Athen vertrieben, nach S. gekommen und dort meuchlerisch von Lykomedes ermordet worden war, schickte Peleus seinen Sohn Achilleus zur Rache hin, der dann nach erfolgter Rechtfertigung die Deidameia heirathete. Erst 476 v. Chr. wurden infolge eines Orakelspruchs die Gebeine des Theseus durch Kimon nach Eroberung der Insel nach Athen gebracht und im Theseion beigesetzt. Seitdem galt S. nebst Imbros und Lemnos als Besitzung der Athener, welche beiden Inseln ihnen auch 387 im Antalkidischen Frieden gesichert blieben. Erst in der macedon. Zeit ging S. den Athenern verloren, die es jedoch 196 v. Chr. von den Römern wieder erhielten.

Slawen. Die S. gehören zum indogerman. Stamme, unter dessen Gliedern sie der litauischen Familie am nächsten verwandt sind, etwas entfernter der germanischen. (S. Slawische Sprachen.) Die einheimische Form des Volksnamens ist Slovenin, im Plural Slovene, neben Slovjanin, Slovjene. Viel später und nicht volksthümlich, erst in Büchern seit 1619 nachweisbar ist Slavjanin, Slavjane. Man leitete den Namen ab von slawa, Ruhm, und deutete ihn als «die Ruhmreichen», was sicher unrichtig, oder von slowo, Wort, als «die Redenden», was ebenfalls unerwiesen. Aus dem Worte Slovenin ist die deutsche Benennung entstanden. Doch ist bei allen german. Stämmen der Name Wenden oder Winden für sämmtliche S. gebräuchlich gewesen und von den Germanen auch auf die Römer übergegangen, während die S. selbst sich nie so nannten, sondern entweder mit jenem angegebenen Namen oder in ältester Zeit mit dem Namen Serben, eine Bezeichnung die heutzutage nur einzelnen Stämmen anhaftet. Die slaw. Familie ist in eine große Anzahl einzelner Stämme getheilt, deren älteste Wohnsitze und älteste Geschichte, wie die der übrigen europ. Völker und fast noch mehr als diese, sehr dunkel ist. Nach Schafarik ergibt sich aus den Berichten der alten Schriftsteller, aus dem überlieferten Völkernamen, aus der Richtung der spätern Wanderungen und zum Theil aus den von den ältesten slaw. Chronisten erhaltenen Sagen mit einiger Sicherheit der ursprüngliche Wohnsitz

der slaw. Völker. Sie besaßen von unbestimmter, jedenfalls weit vor den Beginn unserer Aera hinaufreichender Zeit her bis ins 5. Jahrh. n. Chr. das Land nördlich und östlich von den Karpaten von der Ostsee bis ans Schwarze Meer, im Norden bis Nowgorod am Ilmensee, von da östlich bis an die Wolga, erstreckten sich wahrscheinlich aber auch in die untern Donauländer. Aus den letztern wurden sie jedoch durch celt. Stämme früh vertrieben und ebenfalls von der Ostseeküste durch german. Völker vielleicht schon im 4. Jahrh. v. Chr. verdrängt, sodaß sie am Beginn des 5. Jahrh. nur in den hinterkarpatischen Ländern wohnten. Im 4. und 5. Jahrh. scheinen sie sich vom obern Dnjepr und Don ans Schwarze Meer gezogen zu haben und wurden von da durch den Andrang der von Osten kommenden Ungarn nach Dacien (an die untere Donau) gedrängt. Am Ende des 5., Anfang des 6. Jahrh. sind die nördl. Donauufer in der Gewalt der S., die von dort aus bald auch das südl. Ufer, Mösien und Thrazien einnahmen. Nach Auswanderung der Vandalen, Burgunder und anderer german. Stämme von der Oder und Elbe kamen im 5. Jahrhundert S. ins Oberland, von da bis zur Saale und Niederelbe und an die westl. Ostseeküsten; gegen Ende desselben Jahrhunderts bevölkerten sie Böhmen und Mähren. Außerdem erfolgten Wanderungen aus den hinterkarpatischen Ländern über die Karpaten nach Pannonien (dem westl. Ungarn), von wo aus etwas vor dem J. 600 Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain von slaw. Stämmen besetzt wurden. Endlich kamen wahrscheinlich 634—638 die Chorwaten (Kroaten) und Serben nach Dalmatien und dem ganzen alten Illyrieum (dem spätern Bosnien, Serbien u. s. f.). Von den sämmtlichen ursprünglich in den hinterkarpatischen Ländern einander benachbarten Stämmen blieb außerdem ein großer Theil in den ursprünglichen Sitzen und breitete sich von da namentlich nach Norden und Osten aus. Von diesem Gebiete haben die S. im Laufe der Geschichte wieder verloren das Elb- und Oderland an die Deutschen, Oberösterreich, den größten Theil Kärntens und Steiermarks ebenfalls an die Deutschen, das heutige Siebenbürgen und Ungarn zum großen Theil an Magyaren und Rumänen, in den Süddonauländern einiges an Türken und Griechen. Die jetzt vorhandenen S. theilen sich in zwei größere Gruppen: A. südöstliche S., mit den Einzelvölkern 1) Bulgaren, 2) Serben, 3) Chorwaten (Kroaten), 4) Slowenen, 5) Russen, mit den Hauptstämmen: Kleinrussen, Großrussen, Weißrussen; B. westliche S., und zwar 1) Czechen, mit den Unterabtheilungen: Czechen im engern Sinne, Mähren, Slowaken; 2) Sorben (Lausitzer), getheilt in Ober- und Niedersorben; 3) Polen (Lechen), mit dem Nebenstamme der Kassuben. Zu den westlichen S. gehörten außerdem die slaw. Elbbewohner (Polaben), die jetzt (etwa seit Mitte des vorigen Jahrhunderts) ganz ausgestorben sind. Die Zahl der S. beträgt nach Schafarik etwa 78,700000. Von diesen sind Russen 51,184000 (Großrussen 35,314000, Kleinrussen 13,144000, Weißrussen 2,726000), Bulgaren 3,587000, Serben 5,294000, Chorwaten 801000, Slowenen 1,151000, Czechen 7,167000 (Slowaken 2,753000, Czechen und Mähren 4,414000), Sorben 142000 (Oberlausitzer 98000, Niederlausitzer 44000), Polen 9,385000. Einige dieser Angaben bedürfen gegenwärtig ohne Zweifel der Berichtigung. Von den S. gehören die Bulgaren und Russen mit sehr geringen Ausnahmen zur griech. Kirche, die Westslawen sämmtlich zur römisch-katholischen (doch mit Ausnahme eines Theils der Lausitzer), ebenso die Slowenen und Chorwaten; die Serben sind zwischen beiden Kirchen getheilt. Zur griech. Kirche gehören nach Schafarik 54,011000, zur griechisch-unirten 2,990000, zur römisch-katholischen 19,359000, zu den prot. Confessionen 1,531000, endlich in Bosnien und Bulgarien 800000 zum Mohammedanismus.

Für die erste Periode der slaw. Geschichte gibt die Ueberlieferung fast gar keine bestimmten Angaben. Griechen wie Römer mögen vielfach mit slaw. Stämmen in Berührung gekommen sein, ohne sie bestimmt von den benachbarten german. und sog. scythischen und sarmatischen Völkerschaften zu scheiden. Schon Tacitus erwähnt Venedi oder Veneti und zweifelt, ob er sie zu Germanen oder Sarmaten rechnen soll. Andere Schriftsteller überliefern eine Menge von Völkernamen, die der geogr. Lage nach wahrscheinlich Slawenstämme bezeichnen, ohne daß man bisjetzt darüber zur festen Entscheidung gekommen ist. Aus den Angaben der Alten geht hervor, daß der Culturzustand der S. in den hinterkarpatischen Ländern dem ähnlich gewesen sein muß, wie ihn Tacitus bei den Germanen schildert. Das Volk trieb starken Ackerbau und vielleicht schon früh Getreidehandel nach den Häfen des Schwarzen Meeres, wohnte in Dörfern und Städten, besaß einen entwickelten Cultus mit Opfern, Festen, Götterbildern, auch wie die Germanen eine Runenschrift, und sicher eine ausgedehnte Volkspoesie. Die S. zeichnen sich unter den europ. Völkern noch heutzutage durch die Erhaltung und Fortsetzung der alten Volksdichtung aus, namentlich die Südslawen. Das staatliche Leben scheint ein sehr loses gewesen zu sein, beruhend auf einer sehr freien Gemeindeverfassung. Im ganzen erscheinen nach den alten Schilderungen

die S. als ein friedliches Volk, deſſen kriegeriſche Periode erſt mit den großen Wanderungen im 4. und 5. Jahrh. begann. Nach dem J. 500 beginnt eine ſehr bewegte Geſchichte der einzelnen Stämme. Die S. in Möſien und Thrazien wurden von den wahrſcheinlich finniſch-tatar. Bulgaren überſchwemmt und unterworfen, welche aber dabei ſlawiſirt wurden und ihren Namen auf die unterworfenen S. übertrugen. Dieſe nun Bulgaren genannten nahmen im Laufe des 8. und 9. Jahrh. das Chriſtenthum an und bildeten bis zum J. 1019 ein ſelbſtändiges Reich, das von den Griechen vernichtet wurde, und die Bulgaren haben nie wieder eine Selbſtändigkeit erreicht. Serben und Chorwaten nahmen noch früher das Chriſtenthum an. Sie lebten unter eigenen Fürſten, aber in den erſten Jahrhunderten nach der Einwanderung abhängig theils vom Fränkiſchen, theils vom Byzantiniſchen Reiche, bis im 12. Jahrh. Stephan Nemanja alle Serbenländer vereinigte und ein Serbiſches Reich gründete, das bis 1389, bis zur Schlacht bei Koſſowo, beſtand, in der es ſeine Unabhängigkeit an die Türken verlor. Die Heldenzeit des Volks, auch die vielen Kämpfe der Unterdrückten mit den Türken, ſind durch eine große Anzahl noch heute geſungener epiſcher Lieder gefeiert. Die Slowenen brachten es nie zu ſelbſtändiger Entwickelung. Unter Karl d. Gr. kam ihr Land in die Gewalt der Franken und bildete die Windiſche Mark; ſeit der Zeit blieb es dauernd von Fremden abhängig. Die Ruſſen dagegen brachten es zu einer dauernden Gründung. Die um Nowgorod und ſüdlich wie öſtlich davon angeſeſſenen S. riefen um 862 normann. (Waräger-)Fürſten ins Land, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, Rurik, der eine Herrſchaft in Nowgorod gründete, Sinnus, der in Bjeloozero herrſchte, Truwor, der Isborsk (in Eſtland) innehatte. Dieſe Waräger hießen auch Ruſſen und gaben dem Lande und Volke ſpäter ihren Namen, der alſo kein einheimiſch ſlawiſcher iſt. Schon 864 vereinigte Rurik die drei Herrſchaften. Von da datirt die ruſſ. Monarchie, die ſich unter Rurik's Nachfolgern ſchnell bis an die Oſtſee, Karpaten, Wolga und das Schwarze Meer ausdehnte. Unter Wladimir (bis 1015) nahmen die Ruſſen das Chriſtenthum an. Um dieſelbe Zeit kommen auch die Polen unter dem Fürſtengeſchlecht der Piaſten (860) zu einer größern polit. Vereinigung, indem die Stämme der Polen, Maſovier, Kujavier, Kaſſuben, Pommern, Schleſier, Krakovaner u. a. zu einem poln. Reiche vereinigt wurden. Die Annahme des Chriſtenthums geſchah im 10. Jahrh., namentlich durch den heil. Adalbert (Wojciech). Die Czechen in Böhmen ſcheinen zuerſt unter Samo um die Mitte des 7. Jahrh. zu einem feſtern Verbande gekommen zu ſein; man nimmt an, daß ſie gegen Ende des 5. Jahrh. in Böhmen eingewandert waren. Später (von 695—1306) herrſchte das Geſchlecht der Przemyſliden. Das Chriſtenthum kam nach Böhmen im 7. Jahrh., ſowol von Deutſchland als von Mähren aus, daher anfangs ſowol die lat. als ſlaw. Liturgie beſtand. Mähren, Slowaken und die ihnen verwandten Stämme bis zum Plattenſee bildeten das Großmähriſche Reich unter Raſtiſlaw und namentlich Swatopluk (870—894), das 907 von den Magyaren zertrümmert wurde. Das Chriſtenthum gelangte nach Mähren theils durch die deutſche Geiſtlichkeit in Salzburg, namentlich aber durch die bulgariſchen Prieſter Konſtantin (Cyrill) und Methodius, die etwa um 867 nach Großmähren kamen und den dortigen S. die bereits ſeit 855 von ihnen in Bulgarien und bulgariſcher Sprache überſetzten Evangelien und die ſlaw. Liturgie brachten. Methodius ward Erzbiſchof von Mähren. Doch wurden die ſlaw. Prieſter nach deſſen Tode 885 wieder vertrieben, und durch den Einfall der Ungarn ging das Chriſtenthum in dieſen Gegenden faſt wieder zu Grunde. Die ſlaw. Stämme an der Elbe, Saale und Oder wurden während des Mittelalters von den Deutſchen entweder ausgerottet oder bis auf wenige Reſte germaniſirt. Im ſog. hannoverſchen Wendlande, im Lüneburgiſchen hielten ſich kleine Stämme bis ins vorige Jahrhundert. Vgl. Schafarik, «Slaw. Alterthümer» (2. Aufl., Prag 1858 fg.; deutſch von Moſig von Aehrenfeld, 2 Bde., Lpz. 1842—44).

Slawiſche Literaturen. Man begreift unter dieſer Benennung alle diejenigen Literaturen, die zu irgendeiner Zeit auf dem Gebiete des vielverzweigten ſlaw. Sprachſtammes zu einer beſondern Entwickelung gekommen ſind, gleichviel, ob ſie ſammt der bezüglichen Mundart bereits abgeſtorben oder bei dem fortdauernden Leben der Mundart ſich mit einer zunächſt verwandten und höher entwickelten literariſch verſchmolzen, oder endlich ſprachlich und ſchriftlich in einer ununterbrochenen Selbſtändigkeit bis auf die Gegenwart fortexiſtiren. In dieſem Sinne ſind folgende Literaturen aufzuführen: 1) altbulgariſche (kirchenſlawiſche), 2) neubulgariſche, 3) ſerbiſche (illyriſche, raguſaniſche, chorwatiſche), 4) ſloweniſche, 5) großruſſiſche, 6) kleinruſſiſche, 7) weißruſſiſche, 8) czechiſche oder böhmiſche, 9) ſlowakiſche, 10) polniſche (und kaſſubiſche), 11) ober- und niederlauſitziſche (ſorbiſche). Von dieſen Literaturen iſt die altbulgariſche oder cyrilliſche nebſt der ihr zu Grunde liegenden Mundart bereits abgeſtorben, und beide haben nur noch bei den Slawen des griech. Ritus, namentlich bei den Ruſſen, Bulgaren und Serben, ein Schein-

leben in der Kirche durch den Gebrauch der in der genannten Mundart verfaßten Kirchenbücher. (S. Kirchenſlawiſch.) Die neubulgariſche Literatur, deren Mundart die der heutigen Bulgaren iſt und ſich von der alten anſehnlich unterſcheidet, ſteht noch in den Anfängen. — Die kleinruſſiſche und weißruſſiſche Literatur, einſt ſelbſtändig und namentlich zur Zeit der poln. Herrſchaft in Kirchen- und Andachts-, Geſchichts- und Geſetzbüchern ſowie in andern Schriften zu anſehnlicher Bildungshöhe emporgeſtiegen, gibt heutzutage, die weißruſſiſche wenigſtens, kein bedeutenderes Lebenszeichen von ſich; nur die kleinruſſiſche bewegt ſich noch in der Poeſie, in der Novelle und in einigen andern leichtern Gattungen. Beide Mundarten ſind noch im vollen Leben, aber wegen ihrer nahen Verwandtſchaft mit der großruſſiſchen werden ſie literariſch durch die letztere immer mehr abſorbirt. (S. Ruſſiſche Sprache und Literatur.) — Die ſerbiſche (illyriſche, raguſaniſche), chorwatiſche und ſloweniſche Literatur, die weſentlich dieſelbe Mundart zum Ausgangspunkte haben, aber deſſenungeachtet, infolge polit., religiöſer, territorialer, ja ſogar alphabetiſcher Trennungen und Einflüſſe, durch ganze Jahrhunderte die Bahnen einer ſelbſtändigen Entwickelung innezuhalten ſich abmühten, ſtehen jetzt auf dem Punkte, nur eine Literatur mit einer gemeinſamen Schriftſprache (aber zwei Alphabeten, dem cyrilliſchen und lateiniſchen) zu bilden. Hinſichtlich der ſerb., raguſan.-dalmat. und chorwatiſchen Literatur iſt dies bereits ſo gut wie geſchehen (ſ. Serbiſche Sprache und Literatur); größere Schwierigkeiten wird es mit der ſlowen.-wend. Literatur haben, deren Mundart einen etwas größern Abſtand zeigt. — Eine kaſſubiſche Literatur, einige Lieder und Büchlein nebſt ſchwachen Verſuchen in neueſter Zeit ausgenommen, beſteht nicht; es iſt das Polniſche, welches für dieſe Sprachvarietät die Schriftſprache und Literatur erſetzt. — Die Selbſtändigkeit der ſlowakiſchen Literatur iſt niemals zu großer Geltung gelangt. (S. Slowaken.) Obſchon ſich die Mundart in vieler Beziehung von dem Böhmiſchen unterſcheidet, ſo bildete doch daſſelbe ſtets für ſie die eigentliche Schriftſprache. — Die beiden lauſitziſchen Mundarten und Literaturen entwickelten ſich zwar ſelbſtändig und bewahrten ihre Selbſtändigkeit, erfreuten ſich jedoch, die Zeit der Reformation ausgenommen, nie einer bedeutendern Entwickelung. — Die polabiſche Mundart (ein dem Polniſchen unter den ſlaw. Sprachen zunächſt verwandter Dialekt der an der Elbe und in Norddeutſchland ſeßhaften Slawen) hat keine literariſchen Denkmäler, kaum ſprachliche Bruchſtücke, ein Volkslied, einige von Deutſchen aufgezeichnete Gebete und Wortſammlungen, aufzuweiſen. Die Sprache iſt ausgeſtorben.

Scheidet man von den hier verzeichneten Mundarten und Literaturen die theils ausgeſtorbenen, theils in andere übergegangenen oder übergehenden ſowie auch die beiden der lauſitziſchen Slawen und der Slowenen, desgleichen die neubulgariſche wegen ihrer Unbedeutendheit aus, ſo bleiben vier Hauptmundarten und Literaturen, in denen vorzugsweiſe der ſlaw. Geiſt zur Erſcheinung und zum Bewußtſein gelangt, nämlich die böhmiſche, polniſche, ruſſiſche und ſerbiſche. (S. die bezüglichen Artikel.) In ſprachverwandtſchaftlicher Beziehung gehören die böhm. und poln. (nebſt der lauſitziſchen) Literatur der weſtl., die ruſſiſche und ſerbiſche (nebſt der alt- und neubulgariſchen ſowie der ſloweniſchen) der öſtl.-ſüdl. Abtheilung an. Doppelt ſind auch die Alphabete: der weſtl. Theil ſchreibt mit lat., der öſtlich-ſüdliche, mit Ausnahme der kath. Illyrer (Chorwaten, Dalmatiner und Krainer), mit cyrilliſchen Buchſtaben. Außerdem war namentlich bei den Dalmatinern für die kirchenſlaw. Sprache das glagolitiſche, bei den Weſtſlawen, namentlich für Druckſachen, das ſog. gothiſche Alphabet lange Zeit in Gebrauch. Die geſchichtliche Entwickelung der ſlaw. Literaturen, im ganzen betrachtet, ſtellt gleichfalls kein einiges, organiſch zuſammenhängendes Bild dar. Es iſt hier eine ganze Welt von Volksſtämmen, Mundarten, Staatenbildungen und Culturformen, die vom Anfang an bis in die Gegenwart ſich gegenſeitig bald anziehen, bald abſtoßen. Das Zeitalter einer Volks- und Sprachgemeinſchaft läßt ſich geſchichtlich nicht mehr beſtimmen. Die Scheidung der Volksſtämme und Mundarten iſt lange vor der chriſtl. Zeitrechnung vor ſich gegangen. Das Heidenthum weiſt Spuren von einheimiſcher Schriftkunde auf. Wirkliche Schriftdenkmäler aber, will man dazu nicht die noch näher zu beſtimmenden Runenverzeichnungen rechnen, liegen nicht vor. Die eigentliche Geſchichte der ſlaw. Literaturen beginnt erſt mit der Bekehrung der einzelnen Stämme zum Chriſtenthum. Dies fand ſtatt, nach einzelnen frühern Verſuchen, bei den Bulgaren, Serben, Mähren, Krainern, Böhmen im 9., bei den Polen und Ruſſen im 10. Jahrh., und zwar auf dem doppelten Wege von Konſtantinopel und Rom aus. Dieſer doppelte Ausgangspunkt entſcheidet über die Entwickelung und die Schickſale nicht nur der ſlaw. Literaturen insbeſondere, ſondern auch der ſlaw. Cultur und Civiliſation überhaupt, namentlich nachdem der Verſuch, die von den ſlaw. Apoſteln Cyrill (ſ. d.) und Method mit Bewilligung Roms bereits bei der Mehr-

zahl der ſlaw. Stämme eingeführte ſlaw. Liturgie und Kirchenſprache zum Eigenthume des ganzen Volksſtamms zu erheben, durch das im 10. Jahrh. eintretende Kirchenſchisma und durch die Zerſtörung des großmähr. Reichs durch die Magyaren geſcheitert und die Slawenwelt ſeitdem in die zwei ſich entſchieden abſtoßenden Hälften, die griechiſche und lateiniſche, zerfallen iſt. Die erſtere hat im Mittelalter den Vortheil, daß ſie, im Beſitz einer gemeinſamen Kirchen-, Staats- und Schriftſprache, ſich zu einer bedeutenden literariſchen Entwickelung erhebt, während die andere Hälfte, unter der Herrſchaft der lat. Sprache, nur mühſam die einheimiſche Literatur emporzubilden verſucht. Aber die erſtere büßt andererſeits, unter dem Vorherrſchen des Kirchenſlawiſchen, die Ausbildung der eigentlichen Volksmundarten ein, und nachdem das ruſſ. Reich durch die Mongolen, das bulgariſche und ſerbiſche durch die Türken zerſtört und zuletzt ſogar Konſtantinopel, als Ausgangspunkt der Bildung, vernichtet worden, muß ſie gleichſam von vorn ihre beſondere literariſche Bildung anfangen und gelangt damit erſt im 18. Jahrh., in Serbien ſowol als in Rußland, zu einiger Bedeutung, und ſelbſt dies nicht ohne den Einfluß des Weſtens. Dagegen erhebt ſich die lat. Hälfte, namentlich Raguſa (Dubrownik), Böhmen und Polen, durch Vermittelung der lat. Sprache und unter dem Einfluſſe der Wiedergeburt der claſſiſchen Sprachen und Wiſſenſchaften, ähnliche Bahnen der Bildung verfolgend wie das übrige Europa, zu immer größerer Blüte und feiert bereits im 16. Jahrh. das goldene Zeitalter ihrer Literaturen. Dieſe Literaturen haben denn auch allein eine organiſche Entwickelungsgeſchichte. Die illyriſch-(ſerbiſch-) raguſaniſche, Anfang dieſes Jahrhunderts unterbrochen, findet gegenwärtig an andern Punkten ihre Fortſetzung; die böhmiſche, ſeit dem Dreißigjährigen Kriege brach liegend, erfreut ſich ſeit dem zweiten Viertel dieſes Jahrhunderts einer um ſo friſchern Bearbeitung; die polniſche hat ſich allein ohne Unterbrechung bis auf die Gegenwart entwickelt, ſtufenweiſe alle großen Einflüſſe der europ. Bildung, der claſſiſchen, der ital., der franz., der engl. und deutſchen Literatur in ſich aufgenommen, den Kampf der Romantik mit dem falſchen Claſſicismus, die einzige unter ihren Schweſtern, durchgekämpft. Dieſelbe trägt ſomit vor allen übrigen den Stempel der europ. Bildung an ihrer Stirn, und ſie hat auch vorzugsweiſe eine wahre Kunſtpoeſie. Die ruſſ. Literatur iſt gegenwärtig die reichhaltigſte in Hinſicht auf die Zahl der gedruckten Schriften, nicht ſo hinſichtlich des ſelbſtändigen geiſtigen Stoffs; ſie ſträubt ſich und ſieht ſich dennoch gezwungen, dem Geiſte der europ. Bildung zu folgen. Vgl. Schafarik, «Geſchichte der ſlaw. Sprache und Literatur» (Ofen 1826); derſelbe, «Slaw. Ethnographie» (Prag 1842; 3. Aufl. 1850); Eichhoff, «Histoire de la langue et de la littérature des Slaves» (Par. 1839); Mickiewicz, «Vorleſungen über ſlaw. Literatur und Zuſtände» (neue Ausg., 4 Bde., Lpz. 1849); Talvj, «Handbuch einer Geſchichte der ſlaw. Sprachen und Literatur» (deutſch von Brühl, Lpz. 1852).

Slawiſche Mythologie. Die wiſſenſchaftliche Erforſchung und Begründung der ſlaw. Mythologie in ihrem Zuſammenhange unter allen Stämmen, in ihrer genetiſchen Entwickelung und in ihrem hiſtor. Verlauf iſt für den Alterthumsforſcher eine noch zu löſende Aufgabe. Die Schwierigkeit der wiſſenſchaftlichen Behandlung liegt nicht ſowol in dem Mangel an hinreichendem Material, ſo fragmentariſch daſſelbe auch iſt, als vielmehr in der Verſchiedenartigkeit deſſelben, inſofern in ihm religiöſe Beſtandtheile der meiſten indogerman. Völker Aſiens und Europas, mit denen die Slawen, ſelbſt ein indogerman. Stamm und ein Urvolk in Europa, je in Berührung und Verkehr gekommen, namentlich ind., perſ., griech.-röm., celt., german.-ſkandinav., preuß.-lithauiſche, ſelbſt fremdartige finn. Beſtandtheile, enthalten ſind. Folgt hieraus ſchon von ſelbſt, daß die ſlaw. Mythologie nur in vergleichender Weiſe behandelt werden kann, wenn wiſſenſchaftliche Reſultate auf ihrem Gebiete erzielt werden ſollen, ſo kann dies wiederum nur mit Hülfe der ausgebreitetſten und ſpeciellſten Kenntniß des geſammten Religionsweſens und der Cultur der Alten Welt verſucht und erreicht werden. Hierzu tritt die Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Standpunkte, die man bei der Erkenntniß der alten Religionsgebiete innezuhalten für angemeſſen erachtet. Die meiſten Forſcher haben ſich über dieſe unabweislichen Rückſichtspunkte allerdings hinweggeſetzt: die einen, indem ſie die Exiſtenz einer Mythologie, einer beſtimmten Götterlehre als Offenbarung, Tradition oder eigenes Geiſtesproduct der Slawen überhaupt leugneten und in den vorhandenen Geſtaltungen nur ein Aggregat nicht zuſammenhängender und unentwickelt gebliebener eigener und fremder Elemente wahrnahmen, die ſie einzeln, meiſt nur lexikaliſch behandelten; die andern, indem ſie das Vorhandenſein einer beſondern ſlaw. Mythologie zwar anerkannten, aber dieſelbe ſich rein und ſelbſtändig aus ihr ſelbſt entwickeln ließen, ohne dies anders zu begründen als durch etymolog. Erklärung der einzelnen Götternamen; noch andere, indem ſie die ſlaw. Gottheiten in Zuſammenhang mit den griech.-römiſchen brachten und durch die letztern die Bedeutung der erſtern feſtzuſtellen ſuchten. Wenige beſtrebten ſich, den

Gegenſtand wiſſenſchaftlich-vergleichend zu behandeln. So Lelewel, Kollar, Schafarik, Maciejowſki und Hanuſch («Die Wiſſenſchaft des ſlaw. Mythus», Leinb. 1842) u. a. Das Werk des letztern iſt unter den vorhandenen das vollſtändigſte und wiſſenſchaftlichſte.

Der im 6. Jahrh. lebende Procopius ſagt von den hinterkarpatiſchen Slawen: «Sie verehren einen Gott, den Schöpfer des Blitzes und den allgemeinen Herrn aller Dinge; ſie ſchlachten ihm Ochſen und bringen Opfer jeglicher Art. Sie kennen durchaus kein Verhängniß (Fatum), noch theilen ſie demſelben irgendeine Gewalt über die Geſchicke der Menſchen zu. Sie thun beim drohenden Tode, ſei es während der Krankheit oder vor der Schlacht, dem Gotte ein Gelübde, welches ſie, der Gefahr entronnen, treu erfüllen, indem ſie glauben, durch daſſelbe erlöſt worden zu ſein. Sie verehren aber auch Flüſſe, Nymphen und andere zahlreiche Gottheiten, welchen allen ſie Opfer bringen und an dieſe Opfer Weiſſagungen knüpfen». Der im 12. Jahrh. lebende Helmold ſagt dagegen von den polabiſchen Slawen: «Außer den vielfachgeſtaltigen Gottheiten, denen ſie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zutheilen, glauben ſie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der allmächtige nur die himmliſchen Dinge beſorgt, alle andern Geſchäfte den ihm untergebenen Göttern zuweiſt, die aus ſeinem Blut entſproſſen, jeder um ſo anſehnlicher iſt, je näher er dem Gott der Götter ſteht.» Dieſe beiden Zeugniſſe ſind für die ſlaw. Mythologie von der höchſten Wichtigkeit, denn ſie bilden gleichſam den Grundriß ihres Weſens und ihrer innern Entwickelung. Es wird zunächſt durch dieſelben erwieſen, daß dieſſeit und jenſeit der Karpaten, alſo in dem geſammten Slawenlande, und zwar in ſehr fernen und voneinander abſtehenden Zeiten, gleiche Cultusbegriffe herrſchend waren. Es wird dadurch ferner, gegen die Anſicht der meiſten Mythologen, erwieſen, daß der urſprüngliche, älteſte Cultus der Slawen kein grober, gedankenloſer Naturdienſt, ſondern ein Monotheismus geweſen, der ſich allmählich verdunkelte, durch fremde Elemente einen Bruch erlitt, ſich zum Polytheismus und zuletzt zu einem Pantheismus erweiterte, ohne daß die reine Idee von Einem göttlichen Weſen aus dem religiöſen Bewußtſein des Volks, wenigſtens aus dem ſeiner Prieſter, gänzlich entſchwunden wäre.

Den Abſchluß der innern Entwickelung des ſlaw. Religionsweſens bildet der Cultus des Swiatowit. Nach dem Zeugniß Helmold's wurde er von der ganzen Nation der Slawen verehrt, wurde als der höchſte und allgemeine Gott angeſehen, während die übrigen gleichſam nur wie Halbgötter Geltung hatten. Die Richtigkeit dieſes Zeugniſſes wurde beſtritten und andere Götter von allgemeiner Verehrung und höchſter Bedeutung an die Spitze, wenigſtens an die Seite Swiatowit's geſtellt, namentlich Perun und Radegaſt. Die neuerdings erfolgte Auffindung einer ſteinernen Bildſäule Swiatowit's bei Zbrucz im öſtl. Galizien (in Krakau aufgeſtellt) rechtfertigt zur Genüge die Allgemeinheit des Swiatowitcultus, der allerdings in Arkona auf Rügen in der höchſten Blüte geweſen ſein mag. Daß dieſem Cultus auch die Idee von Einem göttlichen Weſen zu Grunde liege, dürfte leicht bewieſen werden. Liegt doch in der dreifachen Individualiſirung des höchſten Gottes, wie ſie Grimm angibt, nämlich in der Trias Swiatowit als Mars und Ziu und Zeus, Perun als Jupiter und Donar, Radegaſt als Mercur und Wuotan, bereits der Weg für den Beweis vorgezeichnet. Jedenfalls liegt in dem Swiatowitcultus das ganze Geheimniß der ſlaw. Götterlehre, der Kern, von dem die künftige Forſchung ausgehen muß, um rückſchreitend zu dem urſprünglichen Quell einer Offenbarung oder Tradition, die in Aſien zu ſuchen iſt, zu gelangen. Vielleicht läßt ſich auf dieſem Wege eine Theogonie, auf die Helmold und Procop hinweiſen, tiefer auffaſſen und begründen, als wenn man derſelben den rohen oder perſonificirten Naturdienſt zu Grunde legt. Außer den drei Gottheiten Swiatowit, Perun, Radegaſt ſind als allgemein bekannt folgende zu nennen: Prowe, Gott der Gerechtigkeit; Rugewit, Gott des Kriegs; Siwa oder Ziwa; Triglaw (Trimurti); Lado und Lada, Gottheiten der Ordnung und Liebe; Diewana (Diana), Göttin der Wälder; Prija (Venus; ſkandinav. Freya); Bjelbog, der weiße Gott; Cernobog, der ſchwarze Gott; Morena, Marzana, Göttin des Todes; Jutrebog, Morgengott; Vegada (temperies), Gott der Witterung; ferner Wila (Wäla), Rufalka, Nymphen und Najaden; Weles, Wolos, Gott der Hirten; ſodann Dämonen und Geiſter, gute und böſe: Djaſi, Dieſi, Bieſi, Dievy, Lutice, Skrety u. ſ. w. Die Bilder der ſlaw. Götter erinnern auffallend an Indien. Das des Swiatowit war vierköpfig, das des Rugewit bei den Cafantanern ward mit ſiebenfachem Antlitz, das des Porewit mit fünf Häuptern, das des Perun mit vierfachem Antlitz dargeſtellt u. ſ. w. Den zuverläſſigſten Zeugniſſen zufolge glaubten die Slawen auch an die Unſterblichkeit der Seele wie an die Auferſtehung und gerechte Vergeltung nach dem Tode, freilich den ſinnlichen Begriffen der Zeit angemeſſen. Namen wie gadania, Wohrſagungen, kobiada, ein Feſt, gefeiert

durch gegenſeitige Geſchenke beim Beginn eines neuen Jahres, kupalo, das Johannisfeſt, der Sonne zu Ehren, wegen der Sommerſonnenwende, trizna, eine Feier zum Andenken der Verſtorbenen, beziehen ſich auf Gebräuche und Feſte der heidniſchen Zeit. Den Gottesdienſt verſahen die Prieſter (in den älteſten Zeiten unfehlbar zugleich Vorſteher des Volks, wie dies das in zweifacher Bedeutung noch übliche Wort ksiądz, kniez, Prieſter und Fürſt, bezeugt und ſonſt die Geſchichte bekundet). Sie verrichteten den Gottesdienſt in den hierzu erbauten Tempeln und Hainen. Gewöhnlich wurde dabei geopfert (zertwa, obiet, Opfer) und geweiſſagt (wiestecz, gadacz, Weiſſager). Die Opfer beſtanden in Vieh, Schafen, Früchten. Es wurden dabei Gebete hergeſagt und Geſänge ausgeführt. Menſchenopfer fanden nicht ſtatt; nur bei einigen Stämmen an der Oſtſee nnd in Rußland fanden ſie aus der Fremde her einen nur kurzen und theilweiſen Eingang. Die Todten wurden verbrannt und die Ueberreſte in die Urnen gethan und begraben. Die Frömmigkeit und Andacht bei Anbetung der Götter war ſo groß, daß der Prieſter vor dem Bilde des Swiatowit nicht aufzuathmen wagte, ehe er den Dienſt begann. Was die ſlaw. Mythologie beſonders charakteriſirt, iſt die wunderbarſte Verkettung der ſichtbaren und unſichtbaren Mächte: eine zwar noch kindliche, aber bereits im Leben begriffene Vereinbarung dieſſeitiger Erſcheinungen und jenſeitiger Geheimniſſe, die erſt mit dem Chriſtenthum zur vollern Durchdringung gelangen.

Slawiſche Sprachen. Die ſlaw. Sprachen gehören zum indogerman. Sprachſtamme, und zwar zur nordoſt-europ. Abtheilung deſſelben, deſſen eine Familie ſie bilden. Die nächſtverwandte Familie iſt daher die litauiſche, die mit der ſlawiſchen und litauiſchen zuſammen nächſtverwandte die germaniſche. Eine beſondere nähere Verwandtſchaft des Slawiſchen zum Sanskrit und Perſiſchen, oder, wie man wol auch annahm, zum Griechiſchen und Lateiniſchen, beſteht nicht. Die nach der Abtrennung von Litauiſch und Deutſch zurückbleibende ſlaw. Ur- oder Grundſprache theilte ſich in mehrere Abtheilungen und Einzelſprachen. So unterſcheidet man zwei Abtheilungen: die ſüdöſtliche, zu der Bulgariſch (Alt- und Neubulgariſch), Serbiſch, Sloweniſch, Kleinruſſiſch, Ruſſiſch gehören, und die weſtliche, welche in Czechiſch (mit den Dialekten Czechiſch im engern Sinne, Slowakiſch, Mähriſch), Polniſch (zu dem auch als ziemlich ſtark abweichender Dialekt das Kaſſubiſche an der untern Weichſel gehört), Sorbiſch (Lauſitziſch-Wendiſch) und das ausgeſtorbene Polabiſch zerfällt. Ein Hauptunterſcheidungszeichen der weſtl. Abtheilung von der ſüdöſtlichen beſteht darin, daß die jener angehörigen Sprachen in der Lautverbindung dl das d erhalten, während die der ſüdöſtlichen es ausfallen laſſen, z. B. czechiſch oradlo, ruſſiſch aber orało (der Pflug). Die ſüdöſtl. Abtheilung theilt ſich in drei Gruppen, deren Glieder untereinander näher verwandt ſind: 1) die bulgariſche, deſſen älteſter Vertreter, und zugleich die älteſte uns erhaltene Form der ſlaw. Sprachen das Altbulgariſche iſt, die Sprache, in der im 9. Jahrh. die erſten Bibelüberſetzungen und gottesdienſtlichen Schriften der Slawen verfaßt ſind. Von da aus wurde dieſe Sprache die kirchliche Sprache aller Slawen, die ſich zur griech. Kirche bekennen. In allen folgenden Jahrhunderten wurden die kirchlichen und gottesdienſtlichen Schriften dieſer Slawen in der genannten Sprache verfaßt. Dieſelbe erfuhr dabei mannichfache Einflüſſe und Veränderungen durch Einmiſchung der Nationaldialekte der Schreibenden, und in dieſer durch dialektiſchen, namentlich ruſſ. Einfluß bedingten Geſtalt nennt man ſie kirchenſlawiſch. Vom Altbulgariſchen ſtammt direct ab das heutige Neubulgariſch, die Sprache der Slawen am rechten Ufer der untern Donau etwa von Widdin bis ans Schwarze Meer. 2) Die ſerbiſch-ſlowen. Gruppe, umfaſſend a) das eigentliche Serbiſch, die Sprache der Bewohner des Fürſtenthums Serbien, Montenegros, Bosniens, Dalmatiens und der dalmatin. Inſeln, Kroatiens, Slawoniens, Syrmiens (die Namen Illyriſch und Kroatiſch bezeichnen keine vom Serbiſchen verſchiedene Sprache); b) das Sloweniſche, die Sprache der Slawen in Iſtrien, Krain, Kärnten, Steiermark, mit einem Ausläufer in das weſtl. Ungarn. Die beiden Gruppen Bulgariſch und Serbiſch-Sloweniſch faßt man, da ſie untereinander ſehr nahe verwandt ſind, allen andern ſlaw. Sprachen gegenüber als ſüdſlawiſche zuſammen. 3) Die ruſſiſche Gruppe, zerfallend in a) Kleinruſſiſch, die Volksſprache in den ruſſ. Gouvernements Wolynſk, Kiew, Tſchernikow, Poltawa, Charkow, Woroneſch, Jekaterinoſlaw, Cherſon, Taurien, Tſchernomorien, zum Theil in Podolien und Beſſarabien, in einem großen Theil Galiziens und den angrenzenden ungar. Karpaten; b) Ruſſiſch im engern Sinne, im ganzen von dem eben angegebenen kleinruſſ. Gebiet nördlich und weſtlich liegenden Rußland. Von ſeinen mannichfachen Unterdialekten iſt hervorzuheben das dem Polniſchen benachbarte Weißruſſiſch, vorzüglich in den Gouvernements Mohylew, Minsk, Grodno und den nächſtliegenden. Den übrigen Theil des Sprachgebiets nehmen die als großruſſiſch bezeichneten Dialekte ein, denen auch die ruſſ. Schriftſprache angehört. Von

den genannten Sprachen werden die weſtſlawiſchen und die ſloweniſche nur mit dem der Sprache angepaßten lat. Alphabet geſchrieben; das Ruſſiſche nur mit dem ſog. cyrilliſchen, im 9. Jahrh. aus dem griech. Alphabet entſtanden, mit dem Zuſatz einiger neuer Zeichen zum Ausdruck beſonderer ſlaw. Laute; das Bulgariſche in der Regel mit dem cyrilliſchen; das Serbiſche ſowol mit dieſem als mit dem lat. Alphabet. Die altbulgar. Quellen ſind entweder in cyrilliſcher oder in einer beſondern Schrift, der ſog. Glagolititza (ſ. d.), geſchrieben. Vor dem Anfang aller Literatur bedienten ſich die ſlaw. Völker, wie die germaniſchen, der Runen, die aber nicht zu größern Aufzeichnungen verwendet wurden. Das bedeutendſte grammatiſche Werk über die ſlaw. Sprachen iſt Miklosich's «Vergleichende Grammatik der ſlaw. Sprachen» (Bd. 1 u. 3, Wien 1852—56).

Slawonien oder Slavonien, ein Königreich, welches mit Kroatien (ſ. d.) ein Verwaltungsgebiet und ein ungar. Kronland ausmacht, liegt innerhalb der im Norden und Oſten von der Drave und Save, im Süden von der Save umfloſſenen Halbinſel, grenzt im Norden und Oſten an Ungarn, im Süden an die ſlawon., im Weſten an die kroat. Militärgrenze und Kroatien und zählt ohne das ſlawon. Militärgrenzgebiet auf 171,4 Q.-M. etwa 350000 E. (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 331631 Civileinwohner). Es zerfällt in die Comitate Požega, Virovitice und Syrmien. Das Land wird ſeiner Länge nach von einer Reihe Berge durchſchnitten, welche, eine Fortſetzung des Warasdiner Gebirgs, aus Kroatien her von Weſten gegen Oſten durch die Mitte des Landes ſich fortziehen und in der Gegend von Diákovár enden. Wo dies Gebirge von der Grenze herüberkommt, ſind die Thäler ſchmal; gegen die Mitte des Landes werden ſie allmählich offener und bilden bei Požega eine weite, mit Bergen begrenzte Ebene, die das Požeganerthal genannt wird. Das ganze Gebirge hat ſchon mehr das Anſehen eines freundlichen Mittelgebirgs, deſſen Rücken ganz mit Waldungen bedeckt iſt. Der übrige Theil S.s beſteht theils aus fruchtbaren, mit Weinreben und Obſtbäumen bepflanzten Anhöhen, theils aus ſchönen weiten Ebenen. Das Gebirge iſt reich an Steinkohlen, Marmor und Mineralquellen, unter welchen die warmen Schwefelbäder von Lippik unweit Pakracz und von Daruvar oder Podborje am berühmteſten ſind, letztere ſchon den Römern unter dem Namen Thermae Jasorvenses bekannt. Die Hauptflüſſe des Landes ſind die Donau, die Drave und Save. In letztere ergießen ſich faſt alle bedeutendern Gewäſſer des Landes. Außerdem hat S. auch reichlich ſtehende Gewäſſer. Die größten und merkwürdigſten Sümpfe ſind die von Kologyrar und Palacſa bei Eſſek. Dieſe Sümpfe, durch die häufig übertretenden Flüſſe gebildet, bewirken es auch, daß S., deſſen Klima milder als das von Kroatien iſt, zum Theil eine unreine, ungeſunde Luft hat. Die Fruchtbarkeit des Landes iſt ſehr groß und könnte bei ſorgfältiger Cultur noch weit bedeutender werden. Die Producte ſind hier alle Getreidearten, namentlich auch Mais und Weizen, alle Arten von Hülſenfrüchten, Obſt im Ueberfluß, beſonders gute Aepfel und Pflaumen, welſche Nüſſe, Kaſtanien, Melonen, Taback, Wein, Eicheln und Knoppern zum Gerben, die ein bedeutendes Einkommen abwerfen, die gewöhnlichen Hausthiere, Bienen, Wild und ausgezeichnete Fiſche. Die Umgegend von Požega hat außer Weinbergen und Obſtgärten ganze Wälder von tatariſchem Wachholder, worin ſich eine ungeheuere Menge Spaniſcher Fliegen aufhält. Die Bewohner S.s ſind Südſlawen und nennen ihr Vaterland Slavonska. Sie ſprechen die ſog. illyriſche oder ſerb. Sprache, welche mit der kroatiſchen nahe verwandt iſt. Die Slawonier ſind ein ſchöner, groß und ſchlank gebauter Menſchenſchlag. Neben ihnen finden ſich aber auch Deutſche, Magyaren, Juden und Zigeuner. Die herrſchenden Religionen ſind die römiſch-katholiſche und die griechiſch-orientaliſche. Außerdem hat die reform. Kirche einige tauſend Anhänger. Außer den Volksſchulen beſtehen theol. Lehranſtalten in Diákovár und Pakracz, Gymnaſien zu Eſſek und Požega. Was die Induſtrie anbelangt, ſo iſt ſie in S. wie in Kroatien nur gering. Hervorzuheben ſind die Seidencultur, die Glasbereitung im Comitat Virovitice, die Zuckerfabrik zu Cſepin. Der auswärtige Handel S.s beſteht theils in anſehnlichem Producten-, theils in Zwiſchenhandel; der Manufacturhandel beſchränkt ſich auf die Einfuhr öſterr. Fabrikate. S. beſitzt dieſelbe Verfaſſung und Verwaltung wie Kroatien. Für die Adminiſtration unterſteht es dem königl. Statthaltereirathe in Agram, von welchem die drei Comitatsbehörden des Landes in Eſſek (für das Viroviticer Comitat), Požega und Vukovar dependiren; dieſen ſind wieder die Stuhlrichter in den 20 Bezirken, in welche die Comitate zerfallen, untergeordnet. Die größte Stadt (Hauptſtadt) des Landes iſt die königl. Freiſtadt Eszek oder Eſſek (ſ. d.). Eine zweite königl. Freiſtadt iſt Požega, am rechten Ufer der Orljava und am Fuße eines weinreichen Gebirgs, rings von großen Obſtgärten umgeben, Hauptort des gleichnamigen Comitats, mit 2743 E. (1857) und einem kath. Gymnaſium. In demſelben Comitat liegt der große Marktflecken Daruvar oder Podborje (Illigye) mit (1857) 6379 E.,

einer kath., griech. nichtunirten und reform. Kirche, einer Normalschule, prächtigem Schloß, Marmorbruch und vielbesuchtem warmem Schwefelbad. Im Syrmier Comitate ist der Hauptort **Vukovar**, Marktflecken mit 6782 E. (1857), einem Schlosse, einem Franciscanerkloster, zwei griech. Kirchen und ansehnlicher Seidencultur.

S. kam unter Augustus als ein Theil von Illyricum unter die Botmäßigkeit der Römer, gehörte zur Provinz Pannonia und wurde nach dem Flusse Save Pannonia Savia genannt. Später kam das Land unter byzant. Herrschaft, von welcher es sich zur Zeit der Völkerwanderung losmachte, bis auf Syrmien (s. d.), das bei Byzanz blieb. Hierauf wurde es durch die Avaren verwüstet; doch erholte es sich und erhielt zur Zeit Ludwig's des Frommen einen eigenen Fürsten in der Person des Ljudevit, der die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußte. In dieser Zeit gehörte Kroatien zu S., mit dem es längere Zeit ein Ganzes bildete, weshalb auch der größere Theil des heutigen Kroatien damals mit dem Namen S. belegt wurde. Im J. 827 drangen in S. die Bulgaren ein, wurden aber wieder daraus vertrieben. Die Bewohner waren schon früher dem Christenthume zugewendet gewesen. Erst die beiden Byzantiner Cyrill und Method, die 864 in diese Gegenden kamen, legten einen sichern Grund. S. blieb mit Kroatien verbunden und hatte eigene Regenten, bis es sich im 11. Jahrh. mit der ungar. Krone vereinte. In der ersten Zeit wurde das Land ungeachtet seiner Vereinigung mit Ungarn noch immer durch eigene Fürsten aus dem ungar. Regentenhause regiert. 1127 war es der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen Kaiser Konstantin VIII. von Byzanz und dem Könige Stephan von Ungarn, welcher letztere damals die Feste Semlin erbauen ließ. Nachdem 1153 der Krieg abermals zwischen dem Kaiser Emanuel und dem König Geisa II. ausgebrochen war, besetzten die Byzantiner ganz S. Der Krieg dauerte auch unter König Stephan III. fort, der den Frieden durch Ueberlassung von Syrmien und ganz S. an Byzanz erkaufen mußte. Als aber 1163 der dem byzant. Hofe ergebene Bela III. den ungar. Thron bestieg, wurden S. und Syrmien an Ungarn zurückgegeben und durch eigene Bane, auch zuweilen durch Sprößlinge der königl. Familie regiert. 1442 begannen die Kämpfe mit den Türken, die S. wiederholt verwüsteten. 1490 erhielt Johannes Corvinus, der natürliche Sohn des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, ganz S., mit Ausnahme von Syrmien, unter der Bedingung, daß er auf Ungarns Krone Verzicht leiste, während zugleich der König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw, den Titel eines Königs von S. annahm und dem Lande ein eigenes Wappen verlieh. 1524 fiel abermals ganz S. in die Hände der Türken. Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, kamen die drei obern Comitate S.s, Agram, Kreutz und Warasdin, unter dem Namen Kroatien unter österr. Herrschaft, und S. hießen nun nur die untern Comitate Veröcze, Valpo, Pozega und Syrmien, die unter dem türk. Joche seufzten. Bei dem 1562 geschlossenen Frieden wurden diese Theile den Türken ganz abgetreten, worauf sie unter einem in Pozega residirenden Pascha standen, bis Leopold I. nach 15 blutigen Kriegsjahren 1683 sie den Türken wieder entriß. Die Türken drangen zwar 1690 wieder in S. ein; nachdem sie aber bei Salankemen aufs Haupt geschlagen worden, mußten sie Essek und ganz S. abermals räumen. 1699 kam ganz S. durch den Frieden zu Karlowitz an Leopold I. und erhielt nun für die Grenzbewachung eine ganz militärische Verfassung. 1745 wurde die militärische Verfassung theilweise abgeschafft, das Land in das Provinziale und Militare eingetheilt und diese Eintheilung vom ungar. Landtage 1751 bestätigt. Das Militare behielt seine militärische Verwaltung bei und stand unter dem Commandirenden von Peterwardein. Dagegen bildeten die Comitate des Provinziale einen der sog. adnexen Theile Ungarns. Als 1849 die Serbische Wojwodschaft (s. d.) errichtet wurde, kamen die beiden syrmischen Bezirke von Ruma und Illok an diese, welche aber nach Aufhebung dieses Kronlandes (1860) wieder an S. zurückfielen. (S. **Kroatien**, **Oesterreich** und **Ungarn**.) Vgl. Csaplovicz, «S. und Kroatien» (2 Bde., Pesth 1819); «Südslaw. Wanderungen im Sommer 1850» (2 Thle., Lpz. 1850).

Sleidanus (Joh.), einer der größten Publicisten seines Zeitalters, hieß eigentlich **Philipson** und war zu Schleiden bei Köln 1506 geboren. Er studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, war einige Zeit in Diensten des Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als dessen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er sich nach Strasburg gewendet, machten ihn die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu ihrem Geschichtschreiber. Der Rath zu Strasburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die prot. Fürsten sendeten ihn 1545 an den König von England und hierauf zu der Kirchenversammlung nach Trient, wo er sehr geachtet war. Er starb 31. Oct. 1556 zu Strasburg. Einen bleibenden Ruhm erwarb er sich durch sein classi-

ſches Werk «De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii» (Strasb. 1555; beſte Ausg. von Am Ende, 3 Bde., Frankf. 1785—86). Dieſes Werk, deſſen älteſte Ausgaben nur den unverfälſchten Text liefern, iſt gleich ſchätzbar wegen ſeiner einfachen und ſchönen Schreibart wie wegen der Genauigkeit und Treue in der Darſtellung und der für einen Proteſtanten jener Zeit ziemlich weit gehenden Unparteilichkeit. Eine deutſche Ueberſetzung lieferten Stroth und Semler (3 Bde., Halle 1771). Vgl. Paur, «Des S. Commentare über die Regierungszeit Karl's V.» (Lpz. 1843). Außerdem ſchrieb S. noch «De quatuor summis imperiis» (Strasb. 1556), die oft aufgelegt und von Schurzfleiſch bis 1676 fortgeführt wurden, und «Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus» (Strasb. 1548). Seine «Opuscula» gab Putſchius (Hannov. 1608) heraus.

Slibowitz, Slivovitza oder Schliwowitza, ſlaw. Name eines aus Pflaumen- oder Zwetſchenkernen und Weintreſtern bereiteten Branntweins, der, wenn er alt geworden und zur Hälfte mit dem ausgegorenen Safte der Weichſelkirſchen verſetzt iſt, ſehr angenehm ſchmeckt.

Sligo, eine Grafſchaft der iriſchen Provinz Connaught, zwiſchen dem Atlantiſchen Ocean im Norden, Leitrim im Oſten, Roscommon im Südoſten, Mayo im Süden und Weſten gelegen, zählte auf 33,9 Q.-M. 1841 noch 180886, 1851 noch 128515 E. (alſo eine Abnahme von etwa 28 Proc.) und 1861 nur 125079 E. Das Land iſt von Weſten gegen Oſten von einer Bergkette durchzogen, deren bedeutendſte Spitzen Dr, Knock-Narce, Knock-Shecuaan heißen und keine die Höhe des Ben-Butter (1615 F.) im Norden erreicht. Die Küſte bildet die Baien von S. und Killala. Die wichtigſten Flüſſe ſind der Garwoag oder Garrogue, der aus dem Arrow und Awinmore entſtehende Owen-Beg, der Esky und der Moy; die beträchtlichſten Seen der Gilly, der Arrow, der Gara und der Esk. Im Südweſten finden ſich ausgedehnte Sümpfe. Der Boden iſt im allgemeinen leicht, ſandig und grandig, theilweiſe ſehr fruchtbar. Von der Bodenfläche ſind 19 Proc. Saatfeld, 4 Kleefelder und Wieſen, 20 Weide, 1½ Wald und 3 Gewäſſer. Anbau von Hafer, Gerſte und Kartoffeln, Rindviehzucht, Fiſcherei und Leinweberei ſind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Grafſchaft ſchickt mit der Hauptſtadt drei Abgeordnete in das Parlament. Der Hauptort S., Marktſtadt und Parlamentsborough, an der Mündung des Garwoag in die Sligobai gelegen, verdankt ſeinen Urſprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch ſchöne Ruinen vorhanden ſind. Der Ort hat eine ſchöne kath. Kirche, drei Klöſter, mehrere Lehranſtalten, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, ein Kranken-, ein Irren- und ein Arbeitshaus und zählt 10420 E., welche Seife und Lichte fabriciren, Seilerbahnen, Kornmühlen, Brauereien und Brennereien unterhalten und Getreide, Butter, Garn und Leinwand ausführen, auch Lachsfang und Schifffahrt treiben. 1860 beſaß die Stadt 37 eigene Segelſchiffe von 4788 Tonnen Gehalt, und die Fiſcherei beſchäftigte 107 Boote und 491 Fiſcher. In der Nähe der Stadt befinden ſich mehrere alterthümliche Grabhügel, namentlich das ſog. Lugna Glogh oder Giant-Grave, d. h. Rieſengrab, ein aus mehrern großen Steinblöcken beſtehendes Denkmal.

Slingeland (Pieter van), Maler, geb. zu Leyden 1640, war ein Schüler des G. Dow, den er mit Glück in der mühſeligen Technik ſeiner kleinen Cabinetsſtücke nachahmte, ohne jedoch jemals den Geiſt und die Feinheit ſeines Meiſters erreichen zu können. An dem Meermann'ſchen Familienbild im Louvre arbeitete er drei Jahre, und an den Manſchetten und dem Halskragen des Knaben malte er einen ganzen Monat. Dies iſt das Hauptwerk des Meiſters, welches ſich übrigens auch durch einen klaren, feinen Ton in der Farbe auszeichnet. Auch noch andere Porträts und Genrebilder finden ſich im Louvre. Außerdem beſitzen die Bridgewater-Galerie zu London, die Pinakothek zu München, die Galerie zu Dresden mehrere Gemälde von ihm, darunter in letzterer Sammlung eins der bekannteſten, die Spitzenklöpplerin. Bei ſeiner übermäßig langſamen Ausführung hat er nicht viele Bilder gemalt. Er ſtarb 1691.

Sloka (d. h. Ruhm), bedeutet in der indiſchen Metrik eine vierzeilige Strophe, da die indiſche Poeſie ſich nicht, wie z. B. die griechiſche, in Verszeilen, ſondern ſtets in ſtrophiſcher Gliederung bewegt. Speciell aber verſteht man unter S. den altepiſchen Vers der Indier, der urſprünglich aus einer viermaligen Wiederholung von zwei Diiamben beſtand. Um die ermüdende Monotonie der ſtets wiederkehrenden Jamben zu vermeiden, läßt man aber in einzelnen Füßen dem Dichter die größte Freiheit, während in andern ein den flüchtigen iambiſchen Gang hemmender Rhythmus vorgeſchrieben iſt, ſodaß als das gewöhnlichſte Schema des epiſchen S ſich das folgende herausſtellt: ···· | ⏑ — — — ‖ ···· | ⏑ — ⏑ — ‖ zweimal.

Slowacki (Julius), ein phantaſiereicher und vielſeitiger poln. Dichter, Sohn des durch ſeine äſthetiſchen Schriften in der poln. Literatur rühmlich bekannten wilnaer Profeſſors Euſe-

bius S., wurde 1809 in Wilna geboren und auf der dortigen Universität ausgebildet. Er nahm sodann als Soldat und Volksdichter regen Antheil an dem poln. Aufstande von 1830, ging hierauf ins Ausland und lebte, nachdem er Europa und den Orient durchstreift, in Frankreich, namentlich in Paris. Von seinen, einander rasch folgenden dichterischen Werken sind insbesondere hervorzuheben: die epischen Dichtungen «Zmija», «Jan Bielecki», «Hugo», «Mnich», «Arab», «Lambro», «Anhelli», «Trzy poemata», «Poema o piekle», «Beniowski»; auf dem Gebiete der Lyrik «Revolutions- und Kriegslieder», «Gróbb Agamemnona»; die dramatischen Dichtungen «Kordjan», «Mindowe», «Maria Stuart», «Balladina», «Lilla Weneda», «Mazeppa», «Sen srebrny Salomei», «Ksiądz Marek», «Książę mezłomny». Außerdem veröffentlichte er noch eine Menge Gedichte verschiedener Art. In den meisten dieser Schöpfungen liegt etwas Dämonisches. Es ist die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, die den Grundgedanken seiner Darstellungen ausmacht. S. wurde wegen dieser seiner negativen Richtung von Mickiewicz «der Satan der Dichtkunst» genannt. Nach langem Kampfe unterlag jedoch auch er der religiösen Richtung Mickiewiez' und gesellte sich endlich zu der mystisch-religiös-polit. Sekte Towianski's. Durch diese innere Wandlung wurde sein Geist gebrochen, und er war nunmehr, wie Mickiewicz, für die poetische Produetion verloren. S. starb Anfang April 1849 zu Rom. Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien nach seinem Tode («Pisma», 4 Bde., Lpz. 1862). Sein Leben hat Malecki (2 Bde., Lemb. 1867) beschrieben.

Slowaken heißen die slaw. Bewohner Nordungarns. Sie sind die Nachkommen der Slawen, welche sich nach ihrem Uebergange nach Europa in den Karpatengebirgen und ihren Abhängen, namentlich zwischen der Donau und der Theiß festsetzten, dort jahrhundertelang festhielten und im 9. Jahrh. n. Chr. den Kern des großmähr. Reichs bildeten. Dieselben standen unter einheimischen Fürsten, kämpften in Verbindung mit den Czechen zur Zeit Samo's gegen die Avaren, kamen dann seit Karl d. Gr. in ein abhängiges Verhältniß zu den Franken und Deutschen, wurden im 9. Jahrh. in Verbindung mit den Mährern, namentlich unter den Fürsten Rastislaw und Swatopluk, unabhängig und in Pannonien herrschend, bis sie von den Magyaren nach der blutigen Schlacht bei Presburg 907, infolge deren das großmähr. Reich fiel, nach und nach unterjocht wurden. Die S. sind noch jetzt durch die meisten Comitate Ungarns zerstreut, machen aber in den nordwestlichen, in Trentsin, Thurócz, Arva, Liptau und Sohl, die Mehrzahl der Bewohner aus. Außerdem findet man sie in Mähren (an der Grenze gegen Ungarn) und in einzelnen Ansiedelungen Niederösterreichs, der Bukowina und Slawoniens. Ihre Anzahl ist (Ende 1864) auf 1,900000 anzuschlagen. Sie gehören mit den Czechen und Mähren ein- und demselben Sprach- und Völkerstamme an und bekennen sich zur kath. und luth. Kirche. Ihr Charakter ist dem altslaw. Typus vielleicht am meisten treu geblieben. Häufig durchziehen sie Deutschland und Polen als Leinwandhändler oder Drahtbinder. Als die Reformation unter den S., die bereits durch eingewanderte Hussiten zu derselben vorbereitet waren, von Böhmen her sich verbreitete, gewann die durch Prediger eingeführte eigentlich czech. oder böhm. Sprache einen großen Einfluß auf das Slowakische, und gleichsam nur unter dem Schutze des Böhmischen erwuchs langsam eine slowak. Literatur. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die slowak. Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben, und es sind ziemlich zahlreiche prosaische und poetische Schriften in derselben erschienen. Von Schriftstellern sind zu nennen: Matth. Bel, 1684—1749, und Dan. Krman, 1663—1740, welche die Bibel übersetzten; Stephan Leschka, Prediger zu Kis-Körös, 1757—1818, der die erste slowak. Zeitschrift herausgab; Bernolak, der eine slowak. Grammatik verfaßte; Georg Palkowitsch, Kanoniker von Gran, gest. 1835, der die Heilige Schrift (2 Bde., 1833) übersetzte; Blachy, Tablitsch, dessen «Poesien» in vier Bänden (1806—12) erschienen; vor allen aber Holly, dessen Epopöen den größten Beifall erlangt haben. Auch Joh. Kollar, Prediger zu Pesth, hat nicht nur um die böhm., sondern auch um die slowak. Sprache große Verdienste. Die S. besitzen eine Menge der schönsten Volkslieder, die zu Pesth (2 Bde., 1823—27) und in einer Sammlung von Kollar (2 Bde., Ofen 1834) zum Theil herausgegeben wurden. In jüngerer Zeit hat durch Stur und dessen erste polit. Zeitung für die S. die slowak. Schriftsprache neuen Aufschwung genommen. Von den S. ging auch die heftigste Reaction gegen den Magyarismus aus.

Slowenen oder Slowenzen heißen mit ihrem einheimischen Namen die in Steiermark, Kärnten, Krain, im österr. Küstenlande, in einem kleinen Weststriche Ungarns und im venetian. Friaul wohnenden slaw. Stämme, sonst auch Wenden oder Winden, in gelehrten Schriften auch Korutaner genannt. Sie sind in diesen Gegenden gegen das Ende des 6. Jahrh., theils aus eigenem Triebe, theils weichend dem Andrange der Avaren, aus Pannonien eingewandert. Be-

reits 595 ſtanden ſie im Kampfe mit dem bair. Herzoge Thaſſila. Dieſe Kämpfe erneuerten ſie auch ſpäter wiederholt. Zwiſchen 627—662 ſtanden ſie im Bundesverhältniß zu Samo's Reich. Um dieſe Zeit geſchah auch der erſte Verſuch des heil. Amandus, ſie zum Chriſtenthume zu bekehren. Dann führten ſie längere Kämpfe mit den Markgrafen von Friaul. In größere Gefahr verſetzten ſie die mächtigen Franken, nachdem dieſe 725—749 Baiern bezwungen hatten. Borut (750) heißt der erſte windiſche Herrſcher, der den Franken unterworfen wurde. Seine Söhne und Nachfolger Karat und Chatimir waren bereits eifrige Chriſten. Unter dem Baiernfürſten Thaſſila II., der ſich auf einige Zeit von der fränk. Oberherrſchaft losmachte, gehorchten die Winden dem erſtern. Wladuch (772) war damals ihr Herrſcher. Aber bald darauf eroberte Karl d. Gr. Baiern und gleichzeitig auch ganz Karantanien um 788. Das Land wurde eine eigene Windiſche Mark, die dem Reiche Karl's d. Gr. einverleibt ward. Daraus entſtanden ſpäter die Herzogthümer Steiermark, Kärnten, Krain, welche an Deutſchland, zuletzt an Oeſterreich übergingen und zum großen Theile germaniſirt wurden. Die Sprache der S. iſt eine ſüdſlawiſche und ſchließt ſich zunächſt der kroatiſch-ſerbiſchen an. Dieſelbe beſitzt ſehr alte und ſchätzenswerthe Denkmäler. Das älteſte (unter den ſlawiſchen überhaupt) iſt die ſog. Freiſinger, jetzt Münchener Handſchrift von 957—994, geſchrieben von dem freiſinger Biſchof Abraham, beſtehend aus drei Stücken religiöſen Inhalts, gedruckt in Kopitar's «Glagolita Clozianus» (Wien 1836). Bis zum 16. Jahrh. herrſchte dann im Volke ein tiefes Schweigen in literariſcher Hinſicht; erſt die Reformation erweckte wieder ein neues Leben. Gelehrte Geiſtliche, Truber (1550—86), Juriczicz (1562), Krell (1567), Dalmatin (1576—89), Baharicz (1584), bildeten die alte Sprache in hohem Grade aus. Der letztere ſchrieb die erſte krainiſche Grammatik (1584). In demſelben Jahre erſchien zu Wittenberg die Ueberſetzung der ganzen Bibel, und zahlreiche theol. und Andachtsbücher folgten. Eine zweite kath. Bibel erſchien erſt 1791 in Laibach. In der Dichtkunſt erwarben ſich einen Namen: Vahlin (1780), Dewa, Linhart und Vadnik (1780—1819); in neuerer Zeit Jarnik (1814), Preszern, Kaſtelic, Zupan. Eine gute Grammatik verfaßte Metelka (1830), die beſte blieb aber die Kopitar's (Laib. 1808); ein Wörterbuch erſchien von Jarnik und Murk (1832); eine Sammlung von Volksliedern gaben Wraz (1839) und Koryto (1839) heraus. Vgl. Schafarik, «Geſchichte der ſüdſlaw. Literatur» (Bd. 1, Prag 1864).

Sluis, Sluys (ſpr. Sleus), franz. L'Ecluſe, Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland, und zwar in Staatsflandern, an der belg. Grenze, an der Twin oder Zwin (einem Meereseinſchnitt), 4 M. in Südweſten von Middelburg gelegen und mit Brügge durch einen über das Dorf Damm oder Damme führenden Kanal verbunden, zählt 1500 E. und hat einen ſchönen innern Hafen (der Außenhafen iſt verſandet), ein Rathhaus mit einem eigenthümlich gebauten Thurme, eine ſchöne Hauptwache auf dem großen Marktplatze, eine reform. und eine kath. Kirche. An Induſtrieanſtalten beſtehen eine Eiſengießerei und einige minder bedeutende Fabriken. Außerdem wird anſehnliche Fiſcherei und Schiffahrt betrieben. Früher war S. als Hafen von Brügge viel bedeutender, ſeit dem 15. Jahrh. der berühmteſte niederländ. Hafen für alle europ. Schiffe. Als hier jedoch das Meer zurückwich, kam Damme in Flor, das jetzt 3 St. vom Meere entfernt liegt. S. hieß im Mittelalter Lambertsvliet und erhielt ſeinen jetzigen Namen wegen einer 1331 daſelbſt angelegten Schleuſe. Der Ort war früher mehr wegen der ſumpfigen Umgebung als durch die nach holländ. Weiſe baſtionirten Werke eine ſehr ſtarke und wichtige Feſtung. Auf der Höhe von S. wurde 24. Juni 1340 die franz. Flotte von den Engländern vernichtet. 1405 und 1436 ward die Stadt von den Engländern belagert, 1606 durch Moritz von Oranien erobert, und ſeitdem blieb ſie bei Holland. 1747 und 24. Aug. 1794 ergab ſie ſich den Franzoſen. Zu Damme wurde 1860 dem vläm. Dichter Jakob Maerlant (ſ. d.) auf Staatskoſten ein Standbild (von Pickery) errichtet.

Smala, ein arab. Wort, womit die Equipage, das Gefolge, das Zelt der Familie, die Dienerſchaft eines arab. Häuptlings bezeichnet wird, die er auf Kriegszügen bei ſich führt.

Småland, die größte Landſchaft im ſüdl. Schweden oder Götaland, grenzt gegen Oſten an die Oſtſee und umfaßt 555,2 Q.-M. (davon 48,3 Gewäſſer) mit einer Bevölkerung (Ende 1865) von 542661 E., davon 35397 auf die 8 Städte (Kalmar, Weſtervik, Oscarshamn, Wimmerby, Wexiö, Jönköping, Ekjjö und Grenna) entfallen. Im allgemeinen iſt das Land nicht fruchtbar, wol aber berg- und waſſerreich. Schöne Gegenden wechſeln mit höchſt traurigen, bebaute Felder und Wieſen mit öden Heiden, ausgedehnten Waldungen, weiten Sümpfen und zahlloſen Landſeen. Wegen ſeiner Naturſchönheit berühmt iſt der Küſtenſtrich, zugleich auch der fruchtbarſte Theil. Der ganze Süden bildet ein Bergplateau, das ſich von Weſten, Süden und Oſten gegen Norden erhebt. Von dem nördlichſten Theile der Landſchaft, welche ziemlich ſteil nach

Oeſtergötland abfällt, geht ein Bergrücken aus, der ſich bis an das Südende des Wetterſees erſtreckt und hier ſeine höchſten Punkte erreicht. Das Land iſt, namentlich im Norden, ziemlich reich an Metallen, beſonders an Eiſenerz und Sumpfeiſen; auch iſt etwas Kupfer vorhanden. Hier iſt auch Bergbau eine Hauptbeſchäftigung neben Viehzucht, Waldwirthſchaft und Ackerbau. In adminiſtrativer Hinſicht iſt S. in drei Län getheilt. Der nördl. Theil begreift Jönköpingslän (202,2 Q.-M. mit 183851 E.) mit dem iſolirten Eiſenberge Taberg (1032 F.), ſüdlich vom Wetterſee, mit zahlreichen einzelnen Bauerhäuſern und Gehöften. Die Hauptſtadt Jönköping, am Wetterſee und 1 M. vom Taberg in reizender Gegend gelegen, aber Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, regelmäßig gebaut, iſt der Sitz des Götha-Hofgerichts und des Landeshauptmanns und zählt 9801 E. Der ſüdl. Theil von S. umfaßt Wexiölän oder Kronobergslän (170,8 Q.-M. mit 162553 E.), ein bergiges und ſteiniges Land, überaus reich an Seen, mit Eichen-, Buchen- und Fichtenwaldungen beſtanden, mit der Hauptſtadt Wexiö (ſ. d.). Das öſtl. Küſtenland bildet Kalmarlän (182,8 Q.-M. mit 196257 E.), mit der Hauptſtadt Kalmar (ſ. d.). Zu dieſem Län gehört außerdem noch die große Inſel Oeland (24,4 Q.-M. mit 36908 E.). In alter Zeit hatte S. den Namen Smålande oder Smålönd (ſpr. Smaulönd, wie noch bei den Einwohnern), d. h. kleine Länder. Es ſcheint aus mehrern kleinen Staaten oder beſondern Gemeinden beſtanden zu haben.

Smalte, ſ. Kobalt und Blaufarbenwerke.

Smaragd, ein Edelſtein, die grüne und durchſichtige Varietät des von den Mineralogen Beryll genannten Minerals. Derſelbe kryſtalliſirt in ſechsſeitigen Säulen mit baſiſcher Spaltbarkeit, iſt weit härter als Quarz, 2,7 mal ſo ſchwer als Waſſer. Er beſteht aus Kieſel-, Thon- und Beryllerde mit einigen beigemiſchten Oxyden. Man unterſcheidet zwei Arten, den edeln S. und den Beryll (ſ. d.). Der erſtere findet ſich als außen glatte, einzeln ein- oder aufgewachſene Kryſtalle, ſelten in Druſen, iſt glasglänzend, durchſichtig bis durchſcheinend und in verſchiedenen Nuancen ſmaragdgrün. Bis zu 120° geglüht, wird er blau, erlangt aber beim Erkalten ſeine Farbe wieder; bei 150° ſchmilzt er zu einer dunkeln Maſſe. Die größten bekannten S. erreichen etwa 10 Zoll in der Länge und 3 Zoll in der Dicke. Als Edelſtein iſt er ſehr geſchätzt und wird beſonders in der Form der Tafelſteine geſchliffen, wobei ſich ſeine Farbe am ſchönſten ausnimmt. Er wird in Salzburg und Sibirien, hauptſächlich aber in Peru gefunden. Die Alten verſtanden unter dieſem Namen theils den echten S., theils den grünen Flußſpat.

Smidt (Joh.), ein um ſeine Vaterſtadt Bremen wie überhaupt um die Intereſſen Deutſchlands verdienter Staatsmann, geb. 5. Nov. 1773, der Sohn eines Predigers, ſtammt aus einer angeſehenen bremer Familie und ſtudirte in den neunziger Jahren zu Jena Theologie, wo er mit den damals dort vereinigten Männern deutſcher Bildung, namentlich mit Fichte, in lebhaften Verkehr trat. Später kehrte er nach Bremen zurück, und hier eröffneten ihm Talent und vielſeitige Bildung eine ungewöhnliche Laufbahn. Er ward erſt Profeſſor der Geſchichte am damaligen Gymnasium illustre, dann, ungeachtet ſeiner Jugend, Syndikus der «Aelterleute» und 1800 Rathsherr. In dieſer Stellung übte er fortan großen Einfluß auf das Schickſal der hanſeatiſchen Republiken und ihres commerziellen Lebens. So verdankte ihm Bremen bei Gelegenheit des Reichsdeputationshauptſchluſſes (1803) die Abrundnng ſeines Territoriums und die wenigſtens legale Befreiung vom Elsflether Zoll. Nach der Schlacht bei Leipzig wußte er als diplomatiſcher Vertreter Bremens die Selbſtändigkeit der Hanſeſtädte und ihre Aufnahme als Glieder des Deutſchen Bundes durchzuſetzen. Sodann war er als Geſandter Bremens insbeſondere in den Verhandlungen thätig, die 1820 die Freiheit des Weſerſtroms begründeten. Seine Zeit zwiſchen Frankfurt und Bremen theilend, gab er dem aufſtrebenden Handel ſeiner Vaterſtadt einen mächtigen Impuls nach dem andern, bewirkte eine Reihe von Verträgen mit fremden Ländern, ſorgte für die Ausbreitung der conſulariſchen Vertretung, bewog England, die Vereinigten Staaten, Braſilien u. ſ. w., die deutſchen Hanſeſtädte als die nationalen Ausfuhrhäfen des Bundes anzuerkennen, und machte ſich zum Mittelpunkte und Führer aller der Strebungen und Schöpfungen, welche die heutige blühende Lage Bremens herbeiführten. Seine bedeutendſte Schöpfung iſt die Gründung Bremerhavens (ſ. d.) am Ausfluſſe der Weſer, durch welche dieſer wichtige deutſche Strom den erſten Seehafen erhielt, der den geſteigerten Anforderungen der modernen Schiffahrts- und Handelsverhältniſſe genügt. S. wußte es zu erreichen, daß die Krone Hannover für die Anlage ein Terrain der Stadt Bremen abtrat (1827), und daß die Bürgerſchaft dieſer Stadt für den Bau eines großen Docks die erforderlichen bedeutenden Summen bewilligte, nicht ohne hartnäckigen Widerſtand derjenigen, welche die große Zukunft des deut-

schen Handels für einen Traum hielten. Schon 1821 auch äußerlich als Bürgermeister an die Spitze des bremer Gemeinwesens gestellt, behauptete er diesen hohen Posten, die kurze demokratische Periode von 1849—52 abgerechnet. S. starb zu Bremen 7. Mai 1857. Im J. 1831 war ihm in Hinsicht auf seine staatsrechtliche Vertheidigung der freien Stromschiffahrt von der Universität Jena der juristische Doctortitel verliehen worden.

Smith (Adam), berühmter engl. Staatswirthschaftslehrer, geb. 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, wo sein Vater Zollbeamter war, widmete sich anfangs zu Glasgow und Oxford der Theologie, verließ aber diese Bahn und hielt seit 1748 zu Edinburgh Vorlesungen über die Rhetorik und die schönen Wissenschaften, bis er 1751 Professor der Logik und der Moral zu Glasgow wurde. Als akademischer Lehrer erlangte S. sehr bald einen ausgezeichneten Ruf. In jener Zeit ließ er seine «Theory of moral sentiments» (1759) erscheinen, worin er die Sympathie zur Grundlage der Moral machte. Nachdem er 1764 und 1765 den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien begleitet hatte, lebte er ohne Amt zehn Jahre in seiner Vaterstadt blos den Studien. Eine würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit war sein Werk «Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations» (2 Bde., Lond. 1776 u. öfter; später wiederholt von Buchanan, dann von M'Culloch neu herausgegeben; deutsch von Garve, 4 Bde., Bresl. 1794—96; von Asher, 2 Bde., Stuttg. 1861), das ihn durch ganz Europa berühmt machte. Der Hauptzweck desselben war, zu zeigen, wie die Natur selbst durch die Grundanlagen des menschlichen Geistes und durch die äußern Lagen, in welche sie die Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Reichthums der Völker gesorgt hat, und zugleich zu beweisen, daß das wirksamste oder vielmehr einzige Mittel, ein Volk blühend und reich zu machen, darin bestehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man jedem Menschen, solange er gerecht gegen andere verfährt, freistellt, seinen Vortheil auf jedem beliebigen Wege zu verfolgen und sowol seinen Fleiß wie sein Vermögen mit dem Fleiße und Vermögen seiner Mitbürger ungehindert auszutauschen. Jede Regierung, welche entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen besondern Zweig der Betriebsamkeit einen größern Theil des Kapitals der Gesellschaft hinzieht, als natürlicherweise ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einschränkungen einer andern Art der Betriebsamkeit den Theil des Kapitals entzieht, der sonst in ihr angewendet worden wäre, schadet dem großen Zwecke, den sie zu befördern sich vorsetzt. Der Staat soll nur dreierlei besorgen: Schutz gegen fremde Staaten, Rechtspflege im Innern, Errichtung solcher gemeinnütziger Anstalten, welche das Privatinteresse gar nicht errichten könnte. Insbesondere spricht sich S. aus gegen Ein- und Ausfuhrverbote, Zünfte, Prämien, Begünstigungen einzelner Fabriken, Taxen, Monopole und Eingriffe in die Rechte des Menschen und des Bürgers. Während diese praktischen Ergebnisse mit jenen der Physiokraten (s. d.) meistens zusammentreffen, unterscheidet sich S. theoretisch doch wesentlich von diesen. Er läßt nicht blos die Rohproducenten, sondern auch die Gewerbtreibenden und Kaufleute als productive Arbeiter gelten, wie er denn überhaupt die menschliche Arbeit als Productionsquelle sehr in den Vordergrund stellt. Inconsequent betrachtete er jedoch alle mit persönlichen Diensten Beschäftigten, selbst die Aerzte, Lehrer, Richter u. s. w., als unproductive. Uebrigens gibt es fast kein Gebiet der Nationalökonomie, welches S. nicht mit bedeutenden Entdeckungen bereichert hätte. Dahin gehört besonders seine Lehre, daß die Arbeitstheilung von der Größe des Kapitals und Marktes bedingt wird; daß jeder Waarenpreis in die drei großen Einkommenszweige, Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins, aufgelöst werden kann; daß Ersparen und Verzehren keinen unbedingten Gegensatz bilden. Ferner ist die Unterscheidung zwischen stehendem und umlaufendem Kapitale sowie überhaupt der Begriff Kapital eigentlich erst von S. recht begrenzt und analysirt worden. Sodann ist zu erwähnen seine Darstellung der Gründe, welche in den verschiedenen Arbeitszweigen die Höhe des Lohns verschieden gestalten; seine vortreffliche Theorie der Zettelbanken u. a. m. Seine Irrthümer beruhen fast sämmtlich auf einer Ueberschätzung des Tauschwerths der Güter, verglichen mit dem Gebrauchswerthe. Die Form von S.'s Werken ist durchaus die eines großen classischen Schriftstellers. Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte S. zu Edinburgh zu und erhielt 1778 die einträgliche Stelle eines königl. Commissars für die Zölle in Schottland. Er starb 17. Juli 1790. S. erlebte es nicht nur, daß der gegen seine Theorie zuerst erhobene Widerspruch nach und nach verschwand, sondern war auch noch Zeuge von dem praktischen Einflusse, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolizei seines Vaterlandes erhielten. Sein Leben beschrieb Dugald Stewart, der auch eine Gesammtausgabe von S.'s Werken besorgte (5 Bde., Lond. 1817). Vgl. Rösler, «Ueber die Grundlehren der von S. begründeten Volkswirthschaftstheorie» (Erl. 1868).

Smith (James), ein launiger engl. Dichter, wurde 10. Febr. 1775 geboren und zu Chigwell in Eſſex erzogen. Er war der Sohn eines beim Board of Ordnance angeſtellten Beamten, dem er ſpäter in dieſer Stellung folgte, welche ihm ein anſtändiges Auskommen ſicherte. Mit einem feinen Sinn für das Lächerliche und unerſchöpflichem Witze ausgeſtattet, dabei ein leidenſchaftlicher Freund der geſelligen Vergnügungen und namentlich des Theaters, machte er ſich bald durch ſeine Bonmots und vers de société bekannt. Seine erſten Gedichte und humoriſtiſchen Verſuche erſchienen in dem «Pic-Nic Newspaper», worauf er an der von dem Dramatiker Cumberland gegründeten «London Review» theilnahm, die jedoch nach kurzem Beſtehen aufhören mußte. Jetzt verband ſich S. mit ſeinem jüngern Bruder Horace zu einer Reihe poetiſcher Nachahmungen, in welchen ſie den Stil der gefeiertſten Dichter der Zeit, eines Scott, Byron, Wordsworth, Southey, in höchſt geiſtreicher Weiſe parodirten und die 1812 unter dem Titel «Rejected adresses» veröffentlicht wurden. Der Erfolg war beiſpiellos, ebenſo der Gewinn. Eine ähnliche Sammlung «Horace in London» erſchien 1813. Mit dem gewonnenen Ruhme zufrieden und von Gichtſchmerzen geplagt, zog ſich S. ſeitdem vom Felde der Literatur zurück, indem er nur von Zeit zu Zeit Beiträge an das «New monthly magazine» und andere Journale einſandte. Doch ſchrieb er für den Schauſpieler Mathews die Humoresken «Country cousins», «Trip to France» und «Trip to America», die dem Verfaſſer wie dem Darſteller bedeutende Summen eintrugen. Er ſtarb 24. Dec. 1839. Sein Nachlaß wurde mit einer biographiſchen Skizze 1841 von ſeinem Bruder herausgegeben. — Horace S., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 31. Dec. 1779, betheiligte ſich mit dieſem an den «Rejected adresses» und andern literariſchen Arbeiten und warf ſich dann mit Eifer und Erfolg auf das von Walter Scott eröffnete Feld des hiſtor. Romans. Sein «Brambletye house» (3 Bde., Lond. 1826) wurde gleich mit Beifall aufgenommen, obwol es die Concurrenz mit dem zur ſelben Zeit erſchienenen «Woodstock» beſtehen mußte, in welchem ebenfalls die Periode des engl. Revolutionskriegs behandelt wurde. Ihm folgten «Tor Hill», «Zillah», «Walter Colyton», «Reuben Apsley», «Jane Lomax», «The moneyed man», «Adam Brown», «Arthur Arundel» und mehrere andere, welche ſich durch gefällige Schreibart und intereſſante Verwickelung auszeichnen, ohne auf tiefere Charakteriſtik oder Originalität der Behandlung Anſpruch machen zu können. Das bedeutende Vermögen, welches S. theils dem Ertrage ſeiner Werke, theils ſeinem Geſchäft als Börſenmäkler verdankte, verwendete er auf die edelſte Weiſe, namentlich zur Unterſtützung unbemittelter Literaten. Seine letzte Arbeit war «Love, a tale of Venice» (3 Bde., Lond. 1846). Er ſtarb zu Tunbridge-Wells 12. Juli 1849.

Smith (Sydney), ein geiſtreicher engl. ſatiriſcher und polit. Schriftſteller, wurde 3. Juni 1771 zu Woodford in Eſſex geboren und bezog 1789 die Univerſität zu Oxford, wo er Theologie ſtudirte. Er ging 1798 als Erzieher nach Edinburgh, wo er 1802 in Verbindung mit Jeffrey und Brougham die berühmte «Edinburgh Review» begründete, deren Mitarbeiter er bis 1828 blieb, obgleich er die Redaction ſchon 1803 niederlegte, als er in London als Prediger am Findelhauſe angeſtellt wurde. Hier zeichnete er ſich bald als Kanzelredner aus, gab ſeine Vorträge auch heraus («Sermons», 2 Bde., Lond. 1809) und erwarb ſich durch ſeine Freiſinnigkeit ſowol Freunde als auch eifrige Gegner. 1806 erhielt er von der Whigregierung die Pfründe Foſton in der Grafſchaft York, wo er nun als Landpfarrer lebte, bis er 1828 eine andere Pfarrſtelle zu Combe-Flory in der Grafſchaft Glouceſter erhielt. Erſt 1831 erhielt er das Kanonikat an der Paulskirche zu London und ſtarb hier 21. Febr. 1845. Durch ſeine polit. Schriften, in denen er ſtets auf ſeiten der Whigs focht und Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freiſinnigen Verbeſſerungen mit Entſchiedenheit und Schärfe vertheidigte, hat er ſich ein großes Verdienſt um England erworben, namentlich durch ſeine «Letters on the subject of the catholics by Peter Plymley», ein Meiſterſtück des feinen Witzes und ſchlagender Dialektik, welches 21 Auflagen erlebte, und durch ſeine Abhandlung über das Ballot (1839). Außerdem hat man von ihm anziehende Vorleſungen über Moralphiloſophie, die 1804—6 in London vor einem gemiſchten Publikum gehalten wurden, aber erſt lange nachher im Druck erſchienen («Elementary sketches of moral philosophy», Lond. 1850). Seine geſammelten Werke (3 Bde., 1843) haben wiederholte Auflagen erlebt. Eine Biographie S.'s veröffentlichte Lady Holland, ſeine Tochter (2 Bde., Lond. 1855).

Smith (Sir William Sidney), berühmter brit. Admiral, war der Sohn eines Offiziers und wurde 1764 zu London geboren. Er trat im Alter von 13 J. in die brit. Marine, ſchwang ſich raſch empor und war, als der Friede von 1783 zu Stande kam, ſchon Fregattenkapitän.

Von Thatenluſt getrieben, ging er 1788 in ſchwed. Dienſte und kämpfte mit großer Auszeichnung in der Seeſchlacht vom 9. Juli 1790 gegen die Ruſſen. Nach dem Frieden von 1790 reiſte er nach Konſtantinopel und nahm auf der türk. Flotte Dienſte. Als jedoch der Krieg zwiſchen Frankreich und England ausbrach, begab er ſich auf die Flotte des brit. Admirals Hood, der Toulon blokirte. Bei der Wiedereinnahme Toulons durch die Republikaner erhielt er den Auftrag, die auf der Rhede befindlichen franz. Schiffe ſowie die Arſenale in Brand zu ſtecken. S. vollzog 18. Dec. 1793 dieſen furchtbaren Auftrag und lud dadurch den Haß und die Verwünſchungen des Feindes auf ſich. Seitdem gebrauchte ihn die brit. Regierung zu den kühnſten Unternehmungen. 1795 drang er auf Befehl des Admirals Warren mit ſeiner Fregatte unter franz. Flagge in den Hafen von Breſt und zog durch dieſen kecken Streich die genaueſte Nachricht von dem Beſtande der franz. Flotte ein. Zwar entdeckte man ihn, doch gelang es ihm, zu entkommen. Im folgenden Jahre fiel S. in einem Gefechte vor Havre in die Hände der Republikaner. Das Directorium ließ ihn nach Paris bringen und in den Temple werfen, aus dem ihn mehrere ihm befreundete Gegner der Regierung mittels eines nachgemachten Befehls des Polizeiminiſters retteten und nach England beförderten. Man empfing ihn hier mit außerordentlichem Enthuſiasmus und der König gab ihm den Befehl über den Tiger von 80 Kanonen, mit welchem er nach dem Mittelmeere abging. Im Verein mit ſeinem Bruder, James Spencer S., der brit. Geſandter zu Konſtantinopel war, bewog er die Pforte zu einem Defenſiv- und Offenſivvertrage, der die Vertreibung der Franzoſen aus Aegypten bezweckte. Hierauf begab er ſich an die ſyr. Küſte, nahm die zu Kaïffa geankerte franz. Flotille weg und verſah St.-Jean d'Acre mit Geſchütz und tüchtigen brit. Offizieren, ſodaß Bonaparte die Belagerung des Platzes aufheben mußte. Im folgenden Jahre (1799) ſchloß er mit Kleber (ſ. d.) die Convention von El-Ariſch, die aber der brit. Admiral, Lord Keith, nicht ratificirte. S. kehrte jetzt nach England zurück und wurde mit großer Auszeichnung empfangen, auch 1802 von der Stadt Rocheſter ins Unterhaus gewählt. Mit der Erneuerung des Kriegs erhielt er den Befehl über ein leichtes Geſchwader im Kanal. Nachdem er 1805 zum Contreadmiral erhoben worden, ſtieß er zum Admiral Collingwood im Mittelmeere, der ihm die Deckung Siciliens und die Beunruhigung der Franzoſen im Neapolitaniſchen auftrug. 1807 kreuzte er vor der Mündung des Tejo. Der durch die Franzoſen vertriebene Prinzregent von Portugal ſuchte Zuflucht bei ihm und ließ ſich durch ihn nach Braſilien bringen. Seitdem wurde S. nicht mehr im öffentlichen Dienſte verwendet. Man ſchrieb die Ungunſt, in welche er am brit. Hofe gefallen, den Rückſichten zu, welche er der Prinzeſſin Karoline bei deren Reiſe auf dem Continente erwieſen hatte. Mehrere philanthropiſche Vereine ſchickten ihn 1814 auf den Congreß nach Wien, wo er vergeblich die Abſchaffung der Sklaverei der Weißen und die Zerſtörung der Barbareskenſtaaten beantragte. Er lebte in Frankreich, als ihn Wilhelm IV. bei der Thronbeſteigung zurückrief und 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen ernannte. Deſſenungeachtet ging er nach einiger Zeit wieder nach Paris, wo er 26. Mai 1840 ſtarb. Vgl. Barrow, «Life and correspondence of Sir W. S. S.» (2 Bde., Lond. 1847).

Smithsonian Institution iſt der Name des großartigen wiſſenſchaftlichen Inſtituts zu Waſhington in Nordamerika, den es nach ſeinem Begründer, dem Engländer James Smithſon, erhielt. Letzterer war ein natürlicher Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde zu Oxford erzogen und 1787 zum Mitglied der Royal-Society erwählt. Namentlich beſchäftigten ihn chem. Unterſuchungen, deren Reſultate er in acht Abhandlungen in den «Philosophical transactions» mittheilte. Er ſtand mit den hervorragendſten Männern der Wiſſenſchaft in Verbindung, hatte aber keinen feſten Wohnſitz. Die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte er meiſt auf dem Continent, wo er 27. Juni 1829 zu Genua ſtarb. Er war nie verheirathet und hinterließ bei ſeinem Tode ein Vermögen von 120000 Pfd. St., das er, mit Ausnahme einiger Legate, ſeinem Neffen Henry James Hungerford vermachte, jedoch mit der Weiſung, daß die Summe, falls der Genannte ohne Nachkommenſchaft ſterbe, an die Vereinigten Staaten zur Gründung eines Inſtituts für Förderung der Wiſſenſchaft fallen ſolle. Mit dem Tode Hungerford's zu Piſa 5. Juni 1835 trat dieſer Fall ein, worauf die amerik. Regierung einen Agenten zur Hebung der Summe nach England abſendete. Nach einem Proceß mit dem Court of Chancery zu London, den die Amerikaner gewannen, wurde das Geld in Sovereigns in den amerik. Staatsſchatz im Sept. 1838 eingezahlt. Die Summe betrug damals 515169 Dollars, welche der Staatsſchatz mit 6 Proc. jährlich verzinſt. Bis zur eigentlichen Begründung des Inſtituts, welche durch die Acte vom 10. März 1846 erfolgte, war die Summe der Zinſen bereits zu 242129 Dollars angewachſen. Conſtituirt wird dieſe «Smithsonian Institution for the in-

crease and diffusion of knowledge among men» durch den Präſidenten und Vicepräſidenten, die Mitglieder des Cabinets, den Oberrichter des oberſten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, den Mayor von Waſhington, den Commiſſär des Patentamts und die von dieſen zu Ehrenmitgliedern ernannten Perſonen. Den Vorſtand, genannt «Regents of the Smithsonian Institution», bilden drei der amtlichen (Vicepräſident, Oberrichter und Mayor) und zwölf andere Mitglieder (drei Senatoren, drei Repräſentanten, ſechs durch gemeinſchaftliche Reſolution beider Häuſer beſtimmte Bürger der Union). Dem Zwecke des Stifters gemäß (der übrigens nie ſelbſt in Amerika war und nur aus reiner Liebe zur Wiſſenſchaft die Stiftung dorthin verlegte) ſucht das Inſtitut einerſeits zu neuen Forſchungen anzuregen, andererſeits das Wiſſen zu verallgemeinern durch eine Reihe von Berichten über die neuen Entdeckungen in den verſchiedenen Zweigen des Wiſſens, durch Drucklegung von Specialunterſuchungen über Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe, durch öffentliche Vorleſungen, endlich durch Gründung einer Bibliothek, eines naturhiſtor. Muſeums und einer Kunſtgalerie. Man ſchritt ſofort zur Errichtung eines geeigneten Gebäudes, welches, eine Zierde Waſhingtons, im normann. Stil aufgeführt wurde und bei einer größten Breite von 132 F. eine Länge von 447 F. beſitzt. Die Bibliothek und die Muſeen ſind zwar noch im Entſtehen begriffen, vermehren ſich aber raſch durch Ankauf und Geſchenke. Auch hat die Herausgabe der «Smithsonian Contributions to knowledge» in ſchöner Ausſtattung 1848 begonnen, welche, wie die übrigen kleinern Publicationen, an eine große Anzahl auswärtiger gelehrter Geſellſchaften und wiſſenſchaftlicher Inſtitute unentgeltlich vertheilt werden. Dem Operationsplane des Inſtituts gemäß richtet daſſelbe ausſchließlich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſolche wiſſenſchaftliche Gegenſtände und Unternehmungen, welche von andern Geſellſchaften oder öffentlichen Inſtituten nicht oder nicht genügend gefördert werden können, entweder wegen beſchränkter Geldmittel oder wegen Mangel an unmittelbarem praktiſchen Intereſſe. Das Inſtitut entwickelt ſeine Thätigkeit namentlich in vierfacher Weiſe: 1) durch Forſchungen, insbeſondere in Ethnologie, Aſtronomie und Erdmagnetismus (Profeſſor Bache's Küſtenvermeſſung und Kapitän Kane's Nordpolexpedition wurden weſentlich vom Inſtitut unterſtützt, und es unterhält daſſelbe 500 feſte magnetiſche Beobachtungsſtationen über den ganzen nordamerik. Continent); 2) durch Veröffentlichung von Schriften, und zwar a) die «Smithsonian Contributions», b) die «Annual Reports» an die Vorſteher, c) die «Miscellaneous Collections»; 3) durch Austauſch intereſſanter und ſeltener wiſſenſchaftlicher, antiquariſcher und ſonſt merkwürdiger Gegenſtände (in dieſer Beziehung iſt das Inſtitut faſt zum Mittelpunkt der Communication aller gelehrten Geſellſchaften der Erde geworden); 4) durch wiſſenſchaftliche Correſpondenz mit Gelehrten, Forſchern und Schweſterinſtituten. Das Kapital des Inſtituts hatte ſich (1867) durch weiſe Verwaltung ſeiner Fonds auf 655000 Dollars vermehrt. Erſter Grundſatz der Verwaltung iſt, daß die Vorſteher des Inſtituts bei Verfolgung ſeiner Zwecke niemals den Kapitalſtock, ſondern nur die Zinſen angreifen dürfen.

Smolensk, die Hauptſtadt des gleichnamigen ruſſ. Gouvernements (1018,12 Q.-M. mit 1,137212 E.), 56 M. im Weſtſüdweſten von Moskau maleriſch auf dem Steilufer des Dnjepr gelegen, eine der älteſten Städte des Reichs, nach dem Brande von 1812 neu aufgebaut, iſt Sitz des Biſchofs von S. und Dorogobuſch. Die Stadt hat ſehr dicke Mauern mit 17 Thürmen und wird durch eine Citadelle, einen Erdwall mit fünf umfangreichen Bollwerken ſowie durch mehrere Außenwerke vertheidigt. Es ſind dies die Ueberreſte einer ungeheuern Feſte, welche 1596 vom damaligen Reichsverweſer Boris Godunow angefangen und im Laufe von vier Jahren vollendet ward. Die Stadt hat die große, prachtvolle Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, 24, zum Theil höchſt alterthümliche Kirchen und Kapellen, 3 Klöſter, 1 Prieſterſeminar, 1 Cadettenhaus, 1 Gymnaſium, 2 Kreis- und 2 Pfarrſchulen, mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten und 23091 E. (1863), welche viele Fabriken in Leder, Hüten, Seidenzeugen und Seife unterhalten und ausgebreiteten Handel mit Getreide und andern Landeserzeugniſſen treiben. Der Handel wird durch eine dreitägige große Meſſe unterſtützt ſowie durch die 1867 eröffnete Eiſenbahn, welche die Stadt über Witebſk mit der Petersburg-Warſchauer und mit der Rigaer Bahn in Verbindung ſetzt, und deren Weiterbau gegen Südoſten nach Orel 1868 in Angriff genommen war. S. iſt gewiſſermaßen der Schlüſſel zum Innern Rußlands, das Thor auf der Straße nach Moskau, auf welcher ſtets die Feinde des Reichs, die Litauer, Polen, Karl XII. und Napoleon I., vorgedrungen ſind. Schon im 9. Jahrh. wird die Stadt erwähnt. Sie wurde 880 von Oleg, dem Vormunde von Rurik's Sohn, Igor, erobert, 1395 und 1404 durch Witowt von Litauen eingenommen, der ſie zur Hauptſtadt eines Palatinats machte, 1514 aber von den Ruſſen unter Waſſilij Iwanowitſch ſammt dem ganzen Palatinat zurückerobert. Bald nach

ihrer Befestigung durch Boris Godunow wurde S. vom Polenkönig Sigismund III. mit 12000 Reitern, deutschem Kriegsvolk, litauischen Tataren und 10000 saporoger Kosacken umschlossen und nach einer 20monatlichen heldenmüthigen Vertheidigung unter dem Bojaren Schein 3. Jan. 1611 erobert, freilich fast nur noch als Aschenhaufen. Erst 1654 fiel sie durch Verrath wieder in die Hände der Russen. Am 17. (5.) Aug. 1812 besiegte hier Napoleon I. die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration, wobei die Stadt zur Hälfte in Flammen aufging, und bahnte sich so den Weg nach Moskau. Auch sammelten sich bei S. wieder die Franzosen 9. bis 13. Nov. auf ihrem Rückzuge. Kutusow erhielt von der Stadt den Beinamen Smolenskoi.

Smolka (Franz), ein Vorkämpfer für die föderalistische Gestaltung des österr. Staatswesens, geb. 4. Nov. 1810 zu Kalusz, einem galizischen Landstädtchen, erhielt seit 1820 seine Ausbildung in Lemberg, bezog die dortige Universität und erlangte daselbst 1836 die jurist. Doctorwürde sowie 1840 die Advocatur. Doch schon im folgenden Jahre gerieth er wegen Theilnahme an den seit 1832 bestehenden polit. Geheimbünden in Untersuchung und ward, nachdem er sich vier Jahre in strenger Haft befunden, zum Tode verurtheilt. Eine 1845 verkündete Amnestie gab ihm zwar die Freiheit, nicht aber sein Amt und den akademischen Grad zurück. Bei Anbruch der Bewegungen des Jahres 1848 hatte S. wesentlichen Antheil an der galizischen Adresse vom 19. März, welche die seit 1842 von den Landständen vergeblich geforderte Aufhebung der Fron- und Unterthanenpflicht und die Gewährung von umfassenden bürgerlichen Freiheiten als unumgänglich darlegte. Nach seiner völligen Restitution war er auch als Abgeordneter zum österr. Reichstage in derselben Richtung thätig und vertrat schon damals die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Italien und den Ungarn. Am 12. Sept. 1848 ernannte ihn der Reichstag zum Vicepräsidenten. Der um sich greifenden Desorganisation suchte S. mit Ruhe und Festigkeit zu begegnen. Obgleich er durch sein muthiges Dazwischentreten den Kriegsminister Latour 6. Oct. der Volkswuth nicht zu entreißen vermochte, gelang es ihm doch nach der Flucht des Präsidenten Strohbach als nunmehriger Vorsitzender den Reichstag als letzte, in der Hauptstadt zu Recht bestehende Autorität zusammenzuhalten und dessen Bestand sowie die Unverletzlichkeit der Abgeordneten gegen den 31. Oct. siegreich einziehenden Feldmarschall Windischgrätz zu wahren. Das ihm angetragene Justizministerium hatte er abgelehnt. Als die Regierung den nach Kremsier verlegten Reichstag, welcher ihn dreimal hintereinander zum Präsidenten wählte, 7. März 1849 auflöste, verzichtete S. auch auf die Annahme einer hohen Stelle bei der galizischen Landesverwaltung und widmete sich wieder dem Anwaltsberufe. Die Wiederaufnahme der constitutionellen Regierungsform 1861 berief ihn zu neuer parlamentarischer Thätigkeit. Lemberg übertrug ihm ein Mandat zum galizischen Landtage, und dieser sendete ihn als Reichstagsabgeordneten nach Wien, wo er dem centralistischen Systeme des Ministeriums Schmerling widersprach, den einzelnen Kronländern die größtmögliche Autonomie zu sichern suchte und nach der Auflösung des ungar. Landtags im Aug. 1861 die sog. Verwirkungstheorie bekämpfte. Viele slaw. Städte ernannten ihn deshalb zum Ehrenbürger, mehrere ungar. Comitatscongregationen zum Ehrenbeisitzer. Da mit der endlichen Annahme des Dualismus, welcher nur Ungarn eine selbständige Stellung einräumt, das von S. verfochtene Princip eine Niederlage erlitt, so lehnte derselbe die abermalige Wahl zum Reichstagsabgeordneten ab und blieb nur Mitglied des galizischen Landesausschusses.

Smollett (Tobias), engl. Romanschreiber, geb. 1721 in Dalquhurnhouse bei Renton in der Grafschaft Dumbarton, lernte in Glasgow bei einem Wundarzte und ging nach vollendeter Lehrzeit 1740 nach London, ein Trauerspiel «The regicide» in der Tasche, das er zur Darstellung zu bringen hoffte. Hierin getäuscht, nahm er als Unterwundarzt auf einem Kriegsschiffe nach Westindien Dienst, von wo er 1746 zurückkehrte. Damals erregte er zuerst durch sein treffliches Gedicht «Schottlands Thränen», das Cumberland's Grausamkeit gegen Schottland rügte, Aufsehen. Da erneute Versuche, als Wundarzt ein Unterkommen zu finden, fehlschlugen, so widmete er sich von nun an der Schriftstellerei und schrieb Romane, Schauspiele, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, polit. Satiren und Gedichte; doch hat er nur als Romandichter wirkliche Bedeutung gewonnen. Er schrieb fünf Romane: «Roderick Random» (1748), «Peregrine Pickle» (1751), «Ferdinand Count Fathom» (1753), «Sir Lancelot Greaves» (1762) und «The expedition of Humphrey Clinker» (1771), von denen der letzte der beste, die beiden vorhergehenden aber die schlechtesten sind. Reiche Erfindungsgabe, angeborener Humor und Kenntniß des Lebens und der Menschen zeichnen alle seine Romane aus, aber den Namen von Kunstwerken verdienen sie nicht; dazu fehlt ihnen Einheit des Plans, genaue Zeichnung der Charaktere und kunstvolle Verknüpfung der Begebenheiten; häufig leiden sie auch durch Geschmack-

losigkeit und Zügellosigkeit in sittlicher Beziehung. S. hatte in seinem Leben oft mit Dürftigkeit zu kämpfen, daher sich auch häufig Mismuth in seinen Büchern Bahn bricht, namentlich in der Beschreibung seiner 1763 und 1765 gemachten Reise durch Frankreich und Italien. Kränklichkeit führte ihn 1770 noch einmal nach Italien, wo er 20. Oct. 1771 zu Livorno starb. Von S.'s übrigen Schriften sind am bekanntesten seine «History of England» (4 Bde., Lond. 1758) und seine Uebersetzung des «Don Quixote». Seine Werke erschienen in Einem Bande zu London 1841.

Smyrna (türk. Ismir), uralte See- und Handelsstadt im türk. Ejalet Aïdin, an der Westküste Kleinasiens, die bedeutendste, reichste und blühendste Stadt der Levante und Hauptverkehrsplatz zwischen Asien und Europa, ist im Hintergrunde des 9 M. weit ins Land eindringenden, von Bergen umgürteten herrlichen Smyrnaischen Meerbusens amphitheatralisch um einen steilen, unbewaldeten Berg gelagert, dessen abgestumpfter Gipfel ein Felsenschloß aus der Zeit der Genueserherrschaft trägt. Die Stadt, deren imposantes Aeußere keineswegs dem Innern entspricht, zerfällt in die untere oder Frankenstadt und die obere oder Türkenstadt. Die erstere besteht ihrem Hauptheile nach aus einer langen, finstern und kothigen Straße, von der aus viele besser angelegte, mit neuen Häusern versehene Nebengassen laufen. Der größte Theil des Hafenkai, der sog. Marina, gehört ebenfalls zur Frankenstadt, an deren äußerstem Südwestende sich der äußerst belebte Bazar, der Mittelpunkt des Tauschhandels zwischen europ. und asiat. Waaren, befindet. Vom Bazar gelangt man in die Türkenstadt, die sich am Fuße und Abhange des steilen Burgbergs ostwärts hinzieht, neben Türken auch Juden, Griechen und Armenier zu Bewohnern, aber nicht ein einziges schönes Gebäude hat, vielmehr durchweg unansehnlich und unscheinbar ist. S. zählt 160000 E., darunter nur gegen 45000 Türken und andere Mohammedaner, 65000 Griechen der anatolischen Kirche, etwa 20000 Juden und Armenier, 30000 Franken (Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche und andere Europäer), röm.-kath. Griechen und röm.-kath. Armenier. Ungeachtet dieser Mannichfaltigkeit der Nationalitäten und Religionen zeigt S. doch den Charakter einer griech. Stadt, und mit Ausnahme der Türken spricht die ganze übrige Bevölkerung (etwa 130000) mehr oder minder gut das Griechische. S. ist Sitz eines griech., eines armen. und eines röm.-kath. Erzbischofs sowie der Consuln der europ. Mächte, Persiens und Nordamerikas. Die Stadt hat viele Moscheen, aber keine einzige schöne, mehrere mohammed. Bethäuser und Derwischklöster, zwei kath., zwei armen. und drei griech. Kirchen ohne Thürme, auch ein prot. Bethaus, mehrere christl. Klöster und mehrere Synagogen, einen Palast des hier residirenden Gouverneurs, große Kasernen, viele Khans, Bäder und Kaffeehäuser. Unter den verschiedenen Unterrichtsanstalten befindet sich auch eine evang. Schule, ein griech. Collegium und ein von den Jesuiten gegründetes Collegium zur Verbreitung der röm.-kath. Kirche, unter den Krankenhäusern ein deutsches, ein englisches und ein französisches sowie eine Diakonissenanstalt. S. hat zehn Buchdruckereien, ebenso viele Zeitungen in fünf Sprachen, seit 1851 ein Handelsgericht und seit 1854 eine Bank. Die Industrie ist wenig belangreich. Die Stadt besitzt eine Maschinenfabrik, eine Kupferschmiede, eine Eisengießerei, zwei Seidenspinnereien; außerdem bestehen nur Kleingewerbe. Desto bedeutender, wenn auch großen Schwankungen unterworfen, ist der Handel. Zu Lande kommen hier durch zahlreiche Karavanen die Producte Kleinasiens, Syriens, der Euphratländer und Persiens, zur See die Fabrikate aller Länder Europas an, nach denen, sowie nach Nordamerika, andererseits die asiat. Erzeugnisse abgehen. 1865 kamen an 463 Packetboote, 129 Handelsdampfer, 2641 Segelschiffe, zusammen 3233 Schiffe von 507836 Tonnen, ungerechnet 421 Küstenfahrer. Dagegen gingen ab 463 Packetboote, 131 Handelsdampfer, 3117 Segelschiffe, zusammen 3711 Schiffe von 510953 Tonnen, ungerechnet 425 Küstendampfer. Der Gesammtwerth der Ausfuhr belief sich 1862 auf 112,966998, die der Einfuhr auf 68,158316 Frs. Der Export erstreckte sich auf Baumwolle, Knoppern, Droguen, Opium, Blutegel, auf Feigen, Rosinen und andere Früchte, auf Seide, Wolle und Thierhäute, auf Teppiche, Tücher, Manufactur- und Kurzwaaren. An der Ausfuhr waren betheiligt vor allen England, dann Frankreich, die türk. Häfen, Oesterreich, Amerika, Italien. Der Import umfaßte hauptsächlich Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaaren und andere Mannfacten, auch Droguen und Medicamente. Betheiligt waren die türk. Häfen, dann England, Frankreich, Oesterreich, Amerika und Griechenland. S. ist der Ausgangspunkt aller zur Zeit in der asiat. Türkei bestehenden Eisenbahnen, die 1867 eine Länge von 31,45 M. hatten. Engl. Gesellschaften bauten eine Bahn gegen Südosten, die im Sept. 1852 bis Ajasliik (Ephesus), im Juli 1866 bis Aïdin eröffnet wurde (17,35 M.), und eine zweite gegen Nordosten, die im Oct. 1865 bis Manissa, 9,54 M. weit, und im Jan. 1866 noch 3,69 M. weiter, bis Kassuba, dem Verkehr übergeben ward. Letztere soll über Sardes, Kula nach Karahissar fortgeführt werden und eine

Zweigbahn von Manissa nach Akhissar und Kirkagatsch erhalten. Dazu kommt die 0,67 M. lange Localbahn von S. nach dem Städtchen Burnabat im Nordosten, einem beliebten Ausflugsorte der christl. Bevölkerung. In S. selbst sowie in der Umgebung sind nur geringe Spuren von Trümmern aus dem Alterthum sichtbar. S. ist eine von den Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, Homer's Vaterstadt zu sein. An den Ufern des Flüßchens Meles zeigte man einst den Ort, wo er geboren worden, und an dessen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Grotte seine Gesänge gedichtet haben soll. Eine Merkwürdigkeit der Umgegend ist das der Stadt gegenüber am Nordrande des Golfs stehende sog. Grab des Tantalos, ein großer lydischer Grabhügel (Tumulus) auf kreisrundem Unterbau kegelförmig sich erhebend, an der Basis beinahe 200 F. im Durchmesser. Im Innern befindet sich eine viereckige Grabkammer.

S. war ursprünglich eine von Äoliern im 11. Jahrh. v. Chr. gegründete Colonie, die später von den Kolophoniern durch Verrath eingenommen und dem Jonischen Städtebund zugeführt (vor 688), aber schon um 627 von Sadyattes, König der Lydier, erobert und zerstört wurde. Erst Antigonus begann den Wiederaufbau der Stadt, der durch des Königs Tod in der Schlacht bei Ipsus (301) unterbrochen und dann von Lysimachus zu Ende geführt ward. Dies neue S., im Südwesten des alten und ½ M. dem Meere näher erbaut, erblühte zum Mittelpunkte des kleinasiat. Handels und war unter der röm. Herrschaft die erste Stadt Kleinasiens. Bischof Polykarpus erlitt ihn ihr 169 den Märtyrertod. Durch Erdbeben 378 in einen Trümmerhaufen verwandelt, baute Kaiser Marcus Aurelius die Stadt wieder auf, die durch die Fortdauer ihres großen Handelsverkehrs bald wieder zu neuer Blüte gelangte. 1074 wurde S. den Byzantinern durch die Seldschuken und 1083 durch den türk. Seeräuber Tzachas entrissen, aber bereits 1097 wieder dem griech. Kaiser unterworfen. Später war die Stadt längere Zeit im Besitz der Genueser, denen sie nur vorübergehend 1343 von den Venetianern, 1344 von den Rhodisern (Johannitern) entrissen wurde. 1402 wurde sie von Timur nach 14tägiger Belagerung erobert, ausgemordet und zerstört. Auch diesmal erhob sie sich wieder aus den Trümmern und blieb nun seit Befestigung der osman. Herrschaft durch Mohammed I. bis auf die Neuzeit von Kriegsschicksalen verschont. Doch litt sie wiederholt durch blutige Verfolgung der Christen und Juden von seiten der Moslems, durch große Feuersbrünste, heftige Erdbeben, Pest und Cholera (1865).

Snell (Ludwig), ein Hauptvertreter des Liberalismus in der Schweiz, geb. 6. April 1785 zu Idstein im vormaligen Herzogthum Nassau, besuchte daselbst das Gymnasium, dessen Director sein Vater war, studirte dann zu Gießen und versah 1809—17 ein Lehramt am Gymnasium seiner Vaterstadt. Nach Aufhebung des Gymnasiums zu Idstein ward er Director des neugegründeten preuß. Gymnasiums in Wetzlar, das er zu hoher Blüte brachte. Nach den Karlsbader Beschlüssen sah er sich jedoch, seiner freien Ansichten wegen, ohne Urtheil und Gehalt entlassen. Im Herbst 1824 ging er nach London, wo er sich durch literarische Arbeiten und höhern Privatunterricht sein Auskommen verschaffte. Seiner Gesundheit wegen kehrte er aber auf den Continent zurück und hielt seit 1827 an der Hochschule zu Basel Vorlesungen über Literatur und Geschichte der griech. Philosophie, war auch literarisch thätig. Nach der Julirevolution von 1830 wirkte er eifrig für die polit. Reform der Schweiz, übernahm 1831 die Leitung des «Republikaner» und ward, nachdem er das Bürgerrecht im Canton Zürich erhalten, in den Großen Rath gewählt. Nach Gründung der Hochschule zu Zürich erhielt er an dieser eine Professur, folgte indeß später einem Rufe an die Universität Bern, wo er philos. Staatsrecht, Regierungslehre, eidgenössisches Staatsrecht und Völkerrecht vortrug. Doch gerieth er hier mit der herrschenden Partei in Streit und mußte, infolge einer Intrigue, im Herbst 1836 den Canton verlassen. S. wandte sich nach Zürich zurück, wo er, die kommende Reactionskatastrophe ahnend, sich sowol gegen die Berufung von D. F. Strauß als auch gegen den wachsenden Pietismus erklärte, nach der Katastrophe aber durch verständige Opposition viel zur Umstimmung des irregeleiteten Volksgeistes beitrug. 1844 entwarf er die Petition an den Großen Rath von Zürich für Aufhebung des Jesuitenordens, während Keller denselben Antrag in Aarau stellte. Während eines längern Aufenthalts in Nassau wirkte er im gleichen Sinne auch in deutschen Blättern. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz im Sept. 1847 betheiligte er sich wieder publicistisch gegen Jesuiten und Sonderbund sowie für Gründung der neuen Bundesverfassung. Er zog sich sodann nach Küßnacht zurück, wo er, zum Theil beschäftigt mit einer Prüfung der socialistischen Ideen, 5. Juli 1854 starb. Außer zahlreichen kleinern Schriften, die zum Theil gegen den Ultramontanismus in der Schweiz gerichtet sind, verfaßte S. den letzten Band des von seinem Vater und Oheim herausgegebenen «Handbuch der Kant'schen Philosophie» (2 Bde., Zür. 1837) und das «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1844). — Sein

Vater Christian Wilhelm S., geb. zu Dachsenhausen 11. April 1755, erst Director des Gymnasiums zu Idstein, seit 1816 des zu Weilburg, gest. 31. Juli 1834, machte sich als anziehender moralphilos. Schriftsteller im Sinne Kant's vortheilhaft bekannt. — Dessen Bruder Friedrich Wilhelm Daniel S., geb. 26. Oct. 1761 zu Dachsenhausen, wurde 1790 Professor der Philosophie, 1805 Professor der Geschichte an der Universität zu Gießen und starb daselbst 28. Oct. 1827. Derselbe hat sich ebenfalls durch populäre Darstellungen der Kant'schen Philosophie sowie mehrere vorzügliche Lehrbücher große Verdienste um die Ausbreitung und den Unterricht in der Philosophie erworben. Auch seine mathem. und physik. Hand- und Lehrbücher waren ihrerzeit sehr geschätzt. — Wilhelm S., der Bruder von Ludwig S., geb. 8. April 1789 zu Idstein, studirte zu Gießen und ward Untersuchungsrichter bei dem Criminalgerichte in Dillenburg. Wegen einer Schrift über die nassauischen Domänensysteme ward er auf Betrieb des Regierungspräsidenten Ibel seiner Stelle entsetzt. Dagegen wurden seine «Beiträge zur Criminalpsychologie» allenthalben sehr beifällig aufgenommen. Nachdem Ibel schon bei dem Freiherrn vom Stein die Berufung S.'s als Professor der Rechte nach Berlin hintertrieben, erhielt dieser zwar 1819 eine Professur in Dorpat, mußte aber auf Ibel's Denunciation auch Rußland wieder verlassen. S. ging nun mit dem jüngern Follen und Görres nach der Schweiz und bekleidete hier von 1820—33 eine Professur in Basel. In jener Zeit nahm er den regsten Antheil an den Vereinen für die Griechensache sowie an der Entwickelung des Turnwesens in der Schweiz. 1833 ward S. Professor an der Hochschule zu Zürich, 1834 an der zu Bern. Wie sein älterer Bruder, zog auch er sich den Haß der in Bern herrschenden Partei zu und mußte infolge einer ungerechten Hochverrathsanklage den Canton verlassen. Er ging nach Basel-Land, wo er früher das Bürgerrecht erhalten, und wurde hier in den Landrath gewählt. Nach der Reform der berner Verfassung wandte er sich nach Bern zurück. Er wirkte besonders durch hinreißenden und gehaltvollen Vortrag. Er war für die Schweiz der Gründer einer neuen Rechtsschule, deren Anhänger zum großen Theile in Bern wie in andern Cantonen einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. S. starb zu Bern 8. Mai 1851. — Karl S., derselben Familie angehörend, wurde 19. Jan. 1806 zu Dachsenhausen im Nassauischen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Wetzlar und widmete sich dann zu Halle, Gießen, Göttingen und Berlin naturwissenschaftlichen und mathem., hauptsächlich aber philos. Studien. 1829 wurde er Lehrer am Blochmann'schen Institut zu Dresden und 1834 Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule daselbst. Seit 1844 wirkte er als Professor der Mathematik und Physik zu Jena. Seine Hauptwerke sind die «Einleitung in die Differential- und Integralrechnung» (2 Bde., Lpz. 1846—51) sowie sein geschätztes «Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1856—58), dessen erster Theil die Planimetrie, der zweite die Kreislehre und Trigonometrie, der dritte (bearbeitet von Schäffer) die Stereometrie enthält. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Ueber Zweck und Einrichtung des Realgymnasiums» (Dresd. 1834), «Newton und die mechan. Naturwissenschaft» (2. Aufl., Dresd. 1858), «Die Streitfrage des Materialismus» (Jena 1858) und «Die Schöpfung des Menschen» (Lpz. 1863).

Snellaert (Ferd. Augustyn), verdienter vläm. Schriftsteller, geb. 21. Juli 1809 zu Kortryk, bildete sich seit 1827 zu Utrecht zum Militärarzt, kehrte jedoch nach der belg. Revolution in das väterliche Haus zurück und setzte seine medic. Studien zu Gent fort. Noch während derselben gab er auf Veranlassung einer Preisaufgabe eine Geschichte der vläm. Poesie («Over de Nederlandsche dichtkunde in België», Brüss. 1838) heraus, welche gekrönt wurde. In der Absicht, dem Vlämischen aufzuhelfen, bewirkte S. 1836 zu Gent, wo er promovirte und seitdem als praktischer Arzt thätig war, den Zusammentritt der vläm. Gesellschaft De taal is gansch het volk, mit welcher er die vläm. Bewegung begann. Von 1840—43 gab S. das «Kunsten Letterblad», später die Broschüre «Wael en Vlaming» (Gent 1846) heraus. Auch leitete er für Willems die Redaction der letzten Bände des «Belgisch Museum». Nach Willems' Tode besorgte S. die Herausgabe der «Oude vlaemsche Liederen» (Gent 1848), welchen er eine treffliche Einleitung hinzufügte. Den von ihm veranstalteten zweiten Abdruck von Willems' Ausgabe des «Reinaert de Vos» (Gent 1850) vermehrte er mit einigen Beilagen. Eine gute Volksausgabe von «Oude en nieuwe Liedjes» (Gent 1853) wurde ebenfalls von ihm besorgt. In franz. und vläm. Sprache zu gleicher Zeit erschien seine «Kort begryp eener geschiedenis der Nederduitsche Letterkunde» (Antw. 1849 u. öfter). Außerdem hat S. zahlreiche kleinere Schriften, Reden und Gedichte veröffentlicht, auch die Herausgabe einiger älterer vläm. Schriften besorgt. Dahin gehören unter anderm: «Over de kamers van Rhetorika te Kortryk» (Gent

1839); «Bydragen tot de kennis van den tongval en het taeleigen van Kortryk» (Gent 1844); «Korte levensschets van Willems» (Gent 1847) u. ſ. w. Von der belg. Akademie, deren Mitglied er iſt, wurde ihm die Herausgabe der «Alexander's Geesten» von Maerlant (2 Bde., Brüſſ. 1860—61) übertragen. Auch verdankt man ihm eine vläm. Bibliographie (Gent 1857), die von 1830—55 reicht.

Snellius (Willebrord), ein berühmter Mathematiker, geb. 1591 zu Leyden, folgte ſeinem Vater, Rudolf S. (geb. 8. Oct. 1546 zu Oudewater, geſt. 2. März 1613 zu Leyden) als Profeſſor der Mathematik an der dortigen Univerſität, ſtarb aber ſchon 30. Oct. 1626. Seine zahlreichen Schriften zeugen von einem für Mathematik und verwandte Wiſſenſchaften mehr als gewöhnlichen Talente. Die glänzendſte Entdeckung, die er machte und die Kepler und andere lange vergebens verſucht hatten, iſt unſtreitig die des conſtanten Verhältniſſes zwiſchen dem Sinus des Einfallwinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen, durch welche Entdeckung er eigentlich erſt den Grund zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Optik legte. S. überſetzte außerdem das Werk des Ludolph van Ceulen «Ueber die Berechnung des Kreisumfangs» aus dem Holländiſchen in das Lateiniſche (Leyd. 1609), gab ſpäter über denſelben Gegenſtand ein ſelbſtändiges Buch heraus («Cyclometricus», Leyd. 1621), ſammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Heſſen-Kaſſel, welche er mit jenen des Walter und Regiomontanus herausgab (Leyd. 1618), und ſchrieb eine Art von Nautik, «Tiphys Batavus», u. ſ. w. Am berühmteſten iſt jedoch ſein «Eratosthenes Batavus» (Leyd. 1617), in welchem er die von ihm ſelbſt ausgeführte Meſſung der Erde vorträgt. Das Verfahren, welches er dabei anwendete, war ihm eigenthümlich und findet noch gegenwärtig Anwendung. Er maß zuerſt die himmliſchen Bogen zwiſchen den holländ. Städten Alkmaar, Leyden und Bergen-op-Zoom durch Beobachtungen der Polhöhen dieſer Orte und beſtimmte dann die Meridianentfernungen dieſer drei Städte durch Hülfe eines Dreiecknetzes, wodurch er den Meridiangrad gleich 55021 Toiſen fand.

Snieders (Johan Renier), vläm. Romanſchreiber, geb. zu Bladel in der belg. Provinz Nordbrabant 21. Nov. 1812, ſtudirte die Medicin in Löwen 1833—38 und ließ ſich dann *als praktiſcher* Arzt in Turnhaut nieder. Seine bekannteſten Schriften ſind «Het kind met den helm»; «De hut van Wartje Nulph», eine Epiſode aus den Feldzügen des Moritz von Naſſau, «Dorpsverhalen», «De Meesterknecht, verhael uit het dorpsleben», «Amanda», «Doctor Marcus», «De gouden Willem». Alle dieſe von friſchem Geiſte durchwehten und großentheils das Dorfleben behandelnden Werke erſchienen zwiſchen 1850 und 1863. Sein jüngerer Bruder, **Auguſt** S., urſprünglich Buchdrucker, dann Redacteur des antwerpener «Handelsblad», hat ſich gleichfalls als vläm. Dichter und Romanſchriftſteller einen guten Namen erworben. Mehrere ſeiner Novellen, wie «Der Orgeldreher», «Das Schneeflöckchen», ſind ins Deutſche überſetzt.

Snorri Sturluſon, ein Isländer, deſſen Name in der Geſchichte der nordiſchen Literatur großen Ruhm erlangt hat, wurde 1178 auf ſeines Vaters Hofe Hvamm geboren, väterlicherwie mütterlicherſeits den vornehmſten Geſchlechtern Islands angehörend. In früher Jugend kam er nach Oddi als Pflegeſohn in das Haus Jon's und wurde von dieſem, damals dem gelehrteſten Mann in Island, dem Enkel des weiſen Sämund, erzogen und in der Wiſſenſchaft und Kunſt ſeiner Zeit und ſeines Landes unterrichtet. Anfangs arm, ſchwang er ſich durch eine reiche Heirath empor und wurde bald im Felde und auf dem Alting der Volksgemeinde einer der Mächtigſten. Seit 1213 bekleidete er mehrmals das höchſte Amt eines Geſetzſprechers; als er 1218 in Norwegen war, ernannte ihn Jarl Skule zum norweg. Droſt und Lehnsmann. Mit großen Geiſtesgaben verband S. heftige Hab- und Streitſucht und war, obwol mehr verſchlagen und ſchlau als tapfer, tief in die wilden Fehden, deren Schauplatz damals Island war, verwickelt. Von ſeinem Bruder Sighvat und deſſen Sohne Sturla flah er 1236 von ſeiner ſchönſten Beſitzung, Reikholt, wo jetzt noch ſeine Badeſtube aus behauenen Steinen, in die er den nahen heißen Sprudelquell leitete, erhalten und in Gebrauch iſt. Er ging wieder nach Norwegen, wo ihn Skule, der jetzt Herzog war, zum Jarl erhob. S., ein namhafter Skalde, dichtete zu Skule's Ruhm, weiſſagte ihm Glück in dem Streite, in welchem er mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Könige Hakon, lag, und kehrte, obwol dieſer ſeine Abfahrt verbot, 1239 nach Island zurück, als er den Fall ſeiner dortigen Gegner vernahmen. Vermochte er ſich auch anfänglich noch zu halten, ſo unterlag er doch endlich den Familienzerwürfniſſen und Verdächtigungen der Seinigen. Auf einen Brief Hakan's hin überfielen ihn ſeine Schwiegerſöhne Kalbein und Giſſur und erſchlugen ihn 22. Sept. 1241 zu Reikholt. Sein Hauptwerk, das er gegen 1230 beendete, iſt ſeine «Heimskringla», d. i. Weltkreis, in welcher er die Geſchichten von Männern und Ge-

ſchlechtern, die in Liedern und Stammtafeln und mündlichen und ſchriftlichen Erzählungen vorlagen, zur nordiſchen Geſchichte umſchuf. Sie reicht von der alten mythiſchen Zeit bis auf den norweg. König Magnus Erlingsſon, der 1177 ſtarb. Von den damit verbundenen Fortſetzungen iſt die vorzüglichſte die Geſchichte des Königs Sverrer, der 1202 ſtarb, geſchrieben durch S.'s Zeitgenoſſen und Landsmann Karl, Abt zu Thingeyri. Zuerſt wurde dieſelbe herausgegeben von Peringſkiold mit einer ſchwed. und dän. Ueberſetzung (Stockh. 1697), mit einer lat. und dän. Ueberſetzung von Schöning (Bd. 1 u. 2, Kopenh. 1777—78; Bd. 3 von Thorlacius, 1783; Bd. 4—6 unter dem Titel «Norges konunga Sögor» von Thorlacius und Werlauf, 1813 u. 1826). Ins Däniſche wurde die «Heimskringla» durch Peder Clauſſon um 1559 überſetzt, herausgegeben von Olaf Worm (Kopenh. 1633), durch Grundtvig (3 Bde., Kopenh. 1818—22) und von Aal (3 Bde., Chriſtiania 1838—39). Die beiden deutſchen Ueberſetzungen von Wachter (2 Bde., Lpz. 1835 fg.) und Mohnike (Bd. 1, Stralſ. 1835) ſind unvollendet geblieben. Wahrſcheinlich iſt auch der erſte Theil der Snorra-Edda, die «Gylfa-Ginning», von S. verfaßt, die ganz das Gepräge ſeines Geiſtes an ſich trägt. Ebenſo iſt nicht zu bezweifeln, daß er den Theil der Skallda, welcher Kenningar oder Skáldskaparmál heißt, verfaßt hat. Ferner gehört ihm an «Háttalykill», d. h. der Schlüſſel der Weiſen, eine Zuſammenfügung ſeiner zwei Lobgedichte auf den Herzog Skule und ſeiner drei andern auf denſelben und den König Hakon (herausg. von Raſk unter dem Titel «Snorra-Edda ásamt skuldu», Stockh. 1818). Auch lieferte er «Drapur», d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf deſſen Gattin Chriſtina, auf den König Erich XI. von Schweden und verſchiedene kleinere Gedichte.

Snyders oder Sneyders, auch Snyers (Franz), einer der berühmteſten Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, ein Schüler Heinrich's von Baelen, widmete ſich anfangs blos der Fruchtmalerei und arbeitete viel gemeinſchaftlich mit Rubens. In ſeinen Gemälden mit Figuren von Rubens, Jordaens, Honthorſt und Mierevelt iſt es ſchwer, eine Verſchiedenheit des Pinſels wahrzunehmen. Für Philipp III. von Spanien malte er mehrere Jagd- und Schlachtſtücke. Er ſtellte die Thiere in ſeinen großen und reichen Bildern in ihrer lebendigſten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar und wußte die Zuſtände der thieriſchen Seele, z. B. Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn, Liſt und Grauſamkeit, mit der höchſten Mannichfaltigkeit und kühner Kraft in einem glänzenden Bilde zu vereinigen. Doch ſtellte er auch die Thiere in ruhigen Zuſtänden mit Leben und Wahrheit dar. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die Galerien von Wien, München und Dresden. Er ſtarb zu Antwerpen 1657.

Sobieſki, ſ. Johann III. Sobieſki.

Soccus, ein niedriger, dünner und leichter Schuh der Alten, wurde bei den Römern nur von Weibern und Weichlingen getragen und war zugleich die eigenthümliche und beſtändige Fußbekleidung der in der Komödie auftretenden Perſonen, während der tragiſche Schauſpieler auf dem hohen Kothurn (ſ. d.) einherſchritt.

Socialismus nennt man die Geſammtheit der zu einem Syſteme ausgebildeten Lehren, welche die Mängel unſerer heutigen Geſellſchaft durch die Errichtung einer auf neue Vertheilung von Beſitz, Arbeit und Erwerb begründeten Geſellſchaftsordnung heben und dadurch ein dauerndes Wohlſein aller, namentlich aber der kapitalloſen Klaſſen innerhalb einer allgemeinen großartigen Entwickelung der Menſchheit herſtellen wollen. Die Bedeutung des S. beruht hauptſächlich darauf, daß er den Anſtoß für eine ſyſtematiſche Erkenntniß der menſchlichen Geſellſchaft und damit für die Entwickelung eines ganz neuen Gebiets der Wiſſenſchaft gegeben hat; ferner, daß man auch im praktiſchen Leben erſt vermöge des S. zu der Erkenntniß gewiſſer Zuſtände und Gefahren gekommen iſt, für welche man ſonſt nicht einmal einen Namen hatte. Dieſe Richtung des S. auf das praktiſche Leben unterſcheidet ihn weſentlich von den ſog. Socialreformern und den Staatsromanen (ſ. d.) der frühern Zeit. In der That ſind auch nicht blos unſere geſellſchaftlichen Zuſtände überhaupt, ſondern auch unſere geſellſchaftlichen Gefahren ganz anderer Natur geworden als die der vorigen Jahrhunderte. Das Mittelalter war mit ſeinen Zuſtänden und Bewegungen auf eine ganz andere Geſellſchaftsordnung als unſere heutige begründet. Unſere Vorfahren ſchränkten das Recht des vollen Lebensgenuſſes, Beſitz, Erwerb und polit. Selbſtändigkeit, auf einzelne Bevorzugte ein und verurtheilten die große Maſſe zu unmündigem Dienſt. An den Grundbeſitz waren die Pflichten wie die Rechte der Hörigen gekettet. In einer ähnlichen unfreien Gegenſeitigkeit bewegte ſich auch die induſtrielle Bevölkerung der Städte. Die Genoſſen der Corporation übten das Recht der Production und des Erwerbs als Privilegium. Die Geſellen und Knechte hatten zwar ebenfalls ihre Stütze ſowie ihre Ehre an der Corporation, aber ſelten beſaßen ſie Gelegenheit und Mittel, das Privilegium der Meiſter-

ſchaft zu erringen. Bei ſolchen Einrichtungen, die auf der ſtändiſchen Ordnung der Geſellſchaft beruhten, waren zwar Maſſenarmuth, Uebermacht des Kapitals, Uebermaß der Concurrenz, aber freilich auch freie Bewegung des Individuums und lebendiger Fortſchritt des Ganzen nicht möglich. Dieſe ſtändiſche Ordnung iſt einerſeits durch die großen Veränderungen im Gebiete der wirthſchaftlichen Zuſtände, andererſeits durch die geiſtige Auffaſſung der Idee der Perſönlichkeit mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts untergegangen. Durch die Franzöſiſche Revolution trat das moderne Princip ins Leben, welches die deutſchen und franz. Denker des vorigen Jahrhunderts mit mehr oder weniger Beſtimmtheit aufgeſtellt und verbreitet hatten. Dieſes Princip verlangt die wenigſtens abſtract unzweifelhafte gleiche Geltung der einzelnen Perſönlichkeit, die ſich zunächſt in der vollen Rechtsgleichheit des Individuums zeigt und demſelben das Recht auf die volle Perſönlichkeit gibt, auf Erwerb, Eigenthum und bürgerliche Selbſtändigkeit. Alle Feſſeln, welche die Geſellſchaft des Mittelalters trug, ſind dieſem Princip oder ſeiner Conſequenz, dem erweiterten Bedürfniſſe, gefallen. Mit dem Gefühle und dem Bewußtſein der Rechtsgleichheit mußte aber auch das Ringen nach Glück und Genuß des Lebens, nach der Verwirklichung der Freiheit auftreten. Nach der Abſchaffung der alten Gemeinde- und Grundverhältniſſe begann darum die Zertheilung des Grundes und Bodens und die Errichtung der kleinen und kleinſten Wirthſchaften, durch welche freilich das Proletariat (ſ. d.) auf dem Lande großgezogen wurde. Mittelloſe Individuen, die ſonſt nach der harten Politik der alten Herren und Corporationen auf das Glück des Familienlebens verzichten mußten, machten jetzt Gebrauch von ihrer perſönlichen Freiheit. Sie gründeten Ehen, aus denen ein Bürgerthum hervorging, das nur Anſprüche und geſunde Arme in der Geſellſchaft geltend machen konnte. Da perſönliche Freiheit ein leeres Wort bleibt, wenn ſie ſich nicht auf Beſitz und Eigenthum ſtützt, ſo entfaltete ſich mit dem Niedergange der alten Geſellſchafsſchranken eine fieberhafte Thätigkeit auf dem Felde der Induſtrie. Alle wollten auf dieſem unbegrenzten Felde die Mittel für eine volle Exiſtenz finden oder erweitern. Das Reſultat dieſer leidenſchaftlichen Bewegung zwar befreiter, aber durch kein neues Band geordneter Maſſen ſind die Zuſtände unſerer Tage. Bei der Schrankenloſigkeit des perſönlichen Intereſſes und dem Kampfe des einzelnen gegen alle vermittels der Concurrenz konnten nur einzelne, die das Glück oder beſonderes Talent begünſtigte, oder die ſchon mit der Waffe des Beſitzes den Kampfplatz betraten, als Sieger hervorgehen. In den Händen dieſer einzelnen concentrirten ſich die Schätze der modernen Production, während der Arbeiter ſelbſt, der nur auf ſeine Kräfte angewieſen, arm und abhängig geblieben iſt.

Man hat im Angeſichte dieſer Misverhältniſſe das Princip der freien Perſönlichkeit ſelbſt angegriffen und die Rückkehr zur Unfreiheit und der Beſchränkung vergangener Zeiten in Antrag geſtellt. Eine ſolche Revolution, könnte ſie auch durchgeführt werden, wäre ein Verbrechen gegen den ſittlichen Geiſt, der ſich in der Menſchheit entwickelt. Wie die Geſchichte lehrt, tritt jedes Princip, das ſich aus den Trümmern alter Verhältniſſe emporarbeitet, in ſeinen erſten Aeußerungen als unfertig, einſeitig auf und erwartet erſt im Verlauf ſeine Vertiefung, Ausbreitung und Vollendung. In Frankreich und England, wo der induſtrielle Aufſchwung am höchſten, die alten Formen der Geſellſchaft zum Theil bis auf den Grund abgetragen, hat ſich zuerſt mächtig die Idee erhoben, aus den Elementen der Auflöſung und des Kampfes eine mehr oder weniger umfaſſende Neugeſtaltung zu verſuchen. Aus dem Schoſe der arbeitenden Klaſſen ſelbſt erhob ſich die Lehre von der Gütergemeinſchaft oder der Communismus (ſ. d.). Das individuelle Eigenthum ſoll hiernach aufhören; jeder ſoll zwar nach Kräften arbeiten, aber auch aus dem gemeinſchaftlichen Gute nach Bedürfniß genießen; jede Autorität, als der allgemeinen Freiheit und Gleichheit zuwider, ſoll abgeſchafft werden. Man kann allen dieſen verzweifelten, auf Gewalt und Vernichtung gerichteten Beſtrebungen entgegenhalten, daß ſie das, was ſie aufbauen wollen, nämlich die Freiheit und die volle Exiſtenz der Perſönlichkeit, gerade durch die Verneinung des individuellen Eigenthums an der tiefſten Wurzel zerſtören. Unabhängig von dieſer rohen Doctrin wandten ſich nun auch einzelne einſame Denker den Zuſtänden der Geſellſchaft zu und verſuchten die Probleme von Grund aus zu löſen. Bei dem Mangel an allgemeiner philoſ. Bildung in Frankreich und England bildete ſich ihnen, jedem für ſich, eine eigenthümliche Weltanſchauung aus, die ſie zu einer mehr oder weniger ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft der Geſellſchaft verarbeiteten. Nicht nur die Organiſation der induſtriellen Arbeit, welche allen der gemeinſchaftliche Ausgangspunkt war, ſondern eine zuſammenhängende Neugeſtaltung aller menſchlichen Verhältniſſe ſollte die neue Wiſſenſchaft umfaſſen. Dieſe Syſteme mit ihren Schulen, die zwar gänzlich radical auftreten, aber ihre Verwirklichung nur auf die Macht der Wahrheit und Ueberzeugung gründen, ſind es, welchen man den Namen S., ihren Vertretern den der Socialiſten

im engern und eigentlichen Sinne gegeben hat. Zuerſt erhob ſich ſchon nach dem erſten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts der Brite Rob. Owen (ſ. d.). Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Menſch an ſich weder gut noch böſe ſei, daß nur ſeine äußern geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſeinen moraliſchen Charakter bedingen, daß daher auch Strafe wie Belohnung als Unrecht angeſehen werden müſſen. Von dieſem Standpunkte aus hat jeder Menſch, der rohe wie der gebildete, der talentvolle wie der beſchränkte, der reiche wie der arme, ein Recht auf gleichen Genuß an den geſellſchaftlichen Gütern, und jede Beſchränkung, jedes Privilegium, jede hemmende Autorität, folglich auch jedes Sondereigenthum müſſen wegfallen. Owen gründete nach ſeinen Anſichten in den Vereinigten Staaten eine Geſellſchaft oder Staat, der jedoch ſogleich zuſammenfiel, als das gemeinſame Vermögen, das er vorgeſchoſſen, verzehrt war. Einen andern Verſuch, die ganze Ordnung des menſchlichen Daſeins durch ein neues wiſſenſchaftliches Syſtem zu regeneriren, machte in Frankreich Saint-Simon (ſ. d.). Erſt nach der Julirevolution, als die Misverhältniſſe der Gegenwart mehr als je hervortraten, gelang es ſeinen Schülern (ſ. Saint-Simonismus), die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen und der Lehre Ausbildung und Umfang zu geben. Induſtrie, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, alle Zweige menſchlicher Thätigkeit ſollten einen neuen Inhalt wie neue Formen erhalten. Als das Princip dieſer neuen Welt ſtellte Enfantin die Emancipation des Fleiſches auf oder die gleiche Befriedigung und Ausübung der ſinnlichen Anlagen des Menſchen wie der moraliſchen und intellectuellen. Auf Grund dieſes Princips ſollte ſich die ganze Menſchheit zu einer großen Familie vereinigen. Der Verſuch, eine ſolche Familie im Kleinen zu gründen, endete ſehr bald mit Bankrott und Skandal. Kaum waren die St.-Simoniſten von dem öffentlichen Schauplatze abgetreten, als in Frankreich das Socialſyſtem Fourier's (ſ. d.) außerordentliche Theilnahme gewann. Wiewol ſich Fourier, der aus dem Volke hervorgegangen, nicht nur den Inhalt ſeiner neuen Wiſſenſchaft, ſondern ſelbſt die Sprachformen dafür erfinden mußte, ſo kann man doch das Umfaſſende ſeiner Gedanken und die tiefe Durchdringung des Details nicht ableugnen. Mehr als ſeine Vorgänger erkannte er, daß die Uebel, die unſere Zeit drücken, aus dem Mangel an der Organiſation der Kräfte entſpringen. An die Stelle der Concurrenz, der zerſtückelten Bodencultur, der Zerſtreuung der Arbeitskräfte ſoll bei ihm eine Vergeſellſchoftung (association) zu gemeinſchaftlicher Arbeit treten, deren Ertrag im Verhältniß zum eingelegten Kapital, zum Talent und zur Arbeit vertheilt wird. Die menſchliche Geſellſchaft ſoll ſich in kleine Geſellſchaftskörper organiſiren, von denen jeder durch die Vereinigung des Landbaues mit der Induſtrie alle Bedingungen ſeiner ſelbſtändigen Exiſtenz in ſich trägt. An dieſe ſcharfſinnigen und gereiften Vorſchläge knüpfte Fourier freilich die bodenloſeſten Phantaſien über die Reichthümer und das Glück ſeiner neuen Welt. Hauptſächlich iſt es aber das Princip, nach dem ſich ſeine Welt bewegen ſoll, welches die Schwäche und die Nichtigkeit ſeiner höhern Speculation aufdeckt. Auch er macht die Neigungen (passions) des Menſchen, die geiſtigen wie die materiellen, zum Hebel des menſchlichen Glücks und der menſchlichen Thätigkeit. In ſeiner Geſellſchaft ſoll der einzelne nach Luſt arbeiten und nach Luſt genießen. Aus dieſer Entfeſſelung der Leidenſchoften aller ſoll ſich das Gleichgewicht, die ſociale Harmonie, herausſtellen, die jede polit. und zwingende Autorität unnöthig macht. Die Schüler Fourier's ließen den ſpeculativen Theil ſeiner Arbeit weislich fallen und verfolgten die Lehre nur nach der ökonomiſchen Seite hin. Verſuche, die man ſpäter mit der praktiſchen Ausführung dieſer Oekonomie machte, ſcheiterten anſcheinend nur an dem Mangel an hinreichendem Kapital, an Geſchick ſowie an Conflicten mit den beſtehenden Einrichtungen. Wie verſchieden auch die Zeit und der Boden iſt, in welchem die drei Socialſyſteme entſprangen, beſitzen ſie doch eine entſchiedene Uebereinſtimmung im Zwecke wie in den Principien. Die Theorie des Genuſſes ſoll die Menſchen ohne große Anſtrengung glücklich machen. Was bisher als der Vorzug und die Aufgabe des vernünftig-ſittlichen Weſens, als die Grundlage alles menſchlichen Daſeins galt, die Selbſtverleugnung und die Zähmung der Triebe, gilt hier als die Urſache des Verfalls unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Jede Verantwortlichkeit, die der einzelne trägt, wird der Geſellſchaft auf die Schultern geladen. Mit Recht wirft man deshalb den drei Syſtemen vor, daß ſie die moraliſchen Wahrheiten erſchüttert haben, daß ſie nicht dem hiſtor. Staate allein, ſondern auch der Familie, dem Pfeiler der geſitteten Menſchheit, mit Auflöſung drohen. Demnoch darf man nicht verſchweigen, daß Owen, St.-Simon und Fourier nach der praktiſchen Seite hin eine große und nachhaltige Bedeutung erworben haben. Sie ſelbſt haben inmitten unſerer geſellſchaftlichen Wirren die erſten Anregungen zu einer neuen Organiſation der Arbeit (oder wie man ſonſt die Sache bezeichnen möge) gegeben. Der ökonomiſchen Wiſſenſchaft, die bisher zwar die Geſetze aufgefunden, wie ſich die induſtriellen

Reichthümer bilden, nicht aber wie sich dieselben zum Heile des Ganzen vertheilen, liegt es ob, die Ideen der Socialisten soweit als möglich fruchtbar zu machen. In dem durch Schulze-Delitzsch (s. d.) in neuester Zeit theoretisch und praktisch begründeten Genossenschaftswesen (s. Association) liegt ein Kern, der wenigstens für die Verbesserung der ökonomischen Lage der kleinen Industriellen und des Arbeiterstandes von Bedeutung werden kann. Das Hauptwerk über die moderne sociale Bewegung überhaupt wie über S. und Communismus im besondern ist Stein's «Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich» (3 Bde., Lpz. 1849—51).

Societät (societas), Gesellschaft, heißt das gegenseitige Verhältniß von zwei oder mehrern Personen, die sich zur Verwirklichung eines gemeinsamen privaten Zwecks vereinigt haben. Derartige Beziehungen bestehen einfach zwischen den Mitgliedern von Vereinen zum geselligen Vergnügen oder zur gemeinschaftlichen Betreibung von Studien. Im Rechtsleben kommt jedoch, außer der Verbindung zu unerlaubten Zwecken, vorzüglich diejenige Vereinigung in Betracht, welche eine zulässige Vermögens- oder Erwerbsgemeinschaft (Erwerbsgesellschaft, Mascopei, societas quaestuaria, negotiatoria) herbeiführt. Gegen jene ist allemal polizeiliches, bei Vereinigung zu Zolldefraudationen steueramtliches Einschreiten angezeigt, während eine wirkliche verbrecherische Genossenschaft (societas ad delictum; s. Complot) strafgerichtlicher Behandlung unterliegt. Eine Gesellschaft zur Wahrung oder Förderung von statthaften materiellen Interessen kann nach gemeinem Rechte schon durch einfache Verabredung gegründet werden. Wesentlich ist dabei das Bedingen von gemeinschaftlichen Beiträgen, die in der Einlieferung von Geld und andern vertretbaren Sachen, oder in der Ueberlassung von Immobilien, Maschinen und sonst nicht vertretbaren Gegenständen oder wenigstens in Dienstleistungen bestehen können. Bestimmt der Vertrag, daß das ganze Vermögen der Mitglieder Eigenthum der Gesellschaft werden und diese für alle sorgen soll (societas universalis), so entsteht eine Gütergemeinschaft, auf welche das Eigenthum der Theilnehmer ohne besondere Traditionen mit der Wirkung übergeht, daß jedes Mitglied gleiche Ansprüche an das Gesammteigenthum hat, daraus seine selbst vorher contrahirten Schulden tilgen kann und bei Aufhebung der Gemeinschaft nicht die Einlage, sondern einen Kopftheil zurückerhält. Häufiger ist die Verabredung, wonach die Gesellschafter nur Theile ihres Vermögens unter gegenseitiger Einräumung bald von Miteigenthum, bald von bloßen Gebrauchsrechten (societas sortis und usurarum) beisteuern, um entweder eine Gattung von Geschäften fortgesetzt zu betreiben oder nur eine bestimmte Erwerbsgelegenheit zu benutzen (societas generalis und specialis). In beiden Fällen sind der Vermuthung nach Gewinn und Verlust gemeinschaftlich, wiewol besondere Verabredung deren Antheile verschieden bestimmen oder Verluste nur einem Mitgliede zur Last legen kann; nur muß letzteres nicht auch von allem Gewinn ausgeschlossen sein, weil sonst eine unwirksame Löwengesellschaft (societas leonina) vorläge. Die Gesellschafter haben, mit Ausnahme desjenigen, der sich nur durch Einlagen betheiligt (Stille Gesellschaft), für das erwählte Gewerbe mit ihrer Thätigkeit einzutreten und haften antheilig für Verbindlichkeiten, welche sie zusammen oder durch einen erwählten Geschäftsführer eingingen. Sie sind sich gegenseitig zur Leistung der zugesagten Beiträge, Ablieferung bezogener Gewinne und Rechnungslegung sowie zum Ersatz wegen zurechenbarer Beschädigung verpflichtet; arglistige Zufügung von Schäden zieht außerdem Infamie nach sich. Erzwungen wird die Erfüllung dieser Verbindlichkeiten mittels der actio pro socio. Gegenseitige Uebereinkunft, Ablauf der Zeit, Erreichung des bestimmten Zwecks, Tod eines Mitglieds oder Eintritt von Umständen, welche dasselbe zur Vermögensverwaltung unfähig machen, ja auch nur seine Weigerung, das Verhältniß fortzusetzen oder die Aufnahme neuer Theilnehmer lösen die bisherige Gesellschaft auf. Zum Theil abweichend sind die Bestimmungen, welche das neuere Recht hinsichtlich der Handelsgesellschaft (s. d.) aufstellt. Sie erhöhen auf der einen Seite die Sicherheit der mit einer S. Abschließenden durch Einführung solidarischer Haftpflicht, durch Ausweise über die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft (s. Handelsregister) und indem sie einem Personenwechsel keinen Einfluß auf deren Fortbestand gestatten, suchen aber andererseits die Geneigtheit zur Betheiligung an größern Handelsunternehmungen durch Beschränkung der Einstandspflicht zu steigern, wodurch die besondern Formen der Commanditgesellschaft (s. d.) und Actiengesellschaft (s. d.) eine Mittelstellung zwischen S. und Corporation erlangen.

Socinianer heißen die Unitarier Siebenbürgens, Polens und der Niederlande, als Anhänger des Lälius und Faustus Socinus. (S. Antitrinitarier.) Lälius Socinus, aus dem alten Geschlechte der Sozzini, wurde zu Siena 1525 geboren. Von der Rechtsgelehrsamkeit, in der seine Vorfahren sich Ruhm erworben, ging er zu Forschungen in der Heiligen Schrift und der Gottesgelahrtheit über und fand sich, wie viele andere gelehrte Italiener jener Zeit,

bald in einem Gegenſatze zur herrſchenden Kirchenlehre, der nach über den der deutſchen Reformation hinausging. Von Wißbegier getrieben, unternahm er Reiſen. In der Schweiz und in Deutſchland befreundete er ſich mit mehrern Reformatoren und lebte ungefähr drei Jahre in Wittenberg, wo er beſonders morgenländ. Sprachen trieb und durch Talent und Fleiß ſich Melanchthon's Beifall erwarb, ſeine abweichenden Meinungen aber noch gänzlich zurückhielt. Von Wittenberg ging er nach Polen, wo er mit mehrern Gleichgeſinnten in Verbindung trat, doch nur geheim ſeine Lehren vortrug. Als er deshalb in Verdacht und Unterſuchung gerieth, entging er nur durch Verheimlichung ſeiner wahren Ueberzeugung der ihm drohenden Gefahr. Sein Leben endete ſchon 1561 in Zürich; aber ſeine Meinungen erbten fort und wurden durch ſeinen Neffen weiter verbreitet. Dieſer, Fauſtus Sacinus, geb. zu Siena 1539, war dem Beiſpiel ſeines väterlichen Oheims gefolgt und hatte früh durch Unterſuchungen über Glaubenswahrheiten den Verdacht ketzeriſcher Anſichten auf ſich geladen. Schon als 20jähriger Jüngling mußte er deshalb ſeine Vaterſtadt verlaſſen und wendete ſich nach Lyon. Durch den Tod ſeines Oheims in den Beſitz der Handſchriften deſſelben geſetzt, beſchäftigte er ſich angelegentlich mit dem Studium derſelben und wurde hierdurch auf den Weg gewieſen, den er ſpäter verfolgt hat. In Florenz, wo er von 1562—74 am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung ſeiner Lehren durch kleine Schriften ohne ſeinen Namen. In Baſel, wo er Schutz ſuchte vor den Gefahren der ital. Inquiſition, führte er ſeine Ueberzeugungen in mehrern Schriften allſeitiger durch. Nach einem kurzen Aufenthalte in Siebenbürgen (1578) wendete er ſich (1579) nach Polen, wo er unter den ältern Unitariern viele Anhänger fand und nach glücklicher Beſeitigung innerer Zerwürfniſſe die Unitarier zu einem feſten Gemeindeverbande vereinigte. Namentlich unter dem Adel wußte er dem Unitarismus zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Indeß trafen ihn auch viele Verfolgungen in Polen; in Italien waren ſeine Güter eingezogen worden. Er ſtarb 1604. Ueber Lälius Socinus vgl. Illgen, «Vita Laelii Socini» (Lpz. 1814) und «Symbolae ad vitam et doctrinam Laelii Socini» (Lpz. 1826); des Fauſtus Socinus Leben beſchrieben Toulmin (Lond. 1777) und Przypkovius. Nach des Fauſtus Tode traten Männer wie Valentin Schmalz (Geiſtlicher in Rakow, geſt. 1622), Joh. Völkel (Prediger zu Smigel, geſt. 1618), Chriſtoph Oſtorodt (Prediger zu Danzig, geſt. 1611), Hieron. Moskorzowski (geſt. 1625) u. a. an die Spitze der Partei, welche 1605 auf Grund der Schriften des Fauſtus im Rakower Katechismus ihr Bekenntniß aufſtellte. In Polen hatten die S. anfangs ebenſo wie die Evangeliſchen freie Religionsübung erlangt, bis die Einführung der Jeſuiten unter Johann Kaſimir der Zeit friedlicher Entwickelung ein gewaltſames Ziel ſetzte. Unter Sigismund III. wurde 1627 die Kirche zu Lublin, unter Wladiſlaw IV. 1638 die Schule zu Rakow zerſtört und alle ſocinianiſchen Prediger und Lehrer geächtet. Seit dieſer Zeit ſah ſich der Socinianismus, von dem ſich außer in Siebenbürgen nur in Preußen und den Niederlanden einige dürftige Gemeindereſte erhielten, auf eine blos literariſche Exiſtenz zurückgedrängt, hat aber namentlich von Amſterdam aus auf die Arminianer (ſ. d.) und ſelbſt auf die luth. Theologie einen namhaften Einfluß geübt. Nicht mit Unrecht hat man in den S. Vorläufer der Rationaliſten geſehen. Allerdings erkennen ſie die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, die in der Heiligen Schrift niedergelegt ſei, an, beſchränken aber nicht allein die Inſpiration derſelben auf das religiös Weſentliche in ihr, ſondern räumen auch der Vernunft eine kritiſche Stellung ein, ohne freilich das Verhältniß von Schrift und Vernunft auf einen klaren Ausdruck zu bringen. In der Auffaſſung der chriſtl. Dogmen weichen ſie faſt überall von der orthodox-prot. Lehre ab, beſtreiten z. B. die unbedingte Allwiſſenheit Gottes im Intereſſe der menſchlichen Freiheit und betonen das Recht der letztern auch gegenüber der auguſtiniſchen Faſſung der Prädeſtination, Erbſünde und Bekehrung ſowie in der Lehre von der Rechtfertigung. Am ſchärfſten aber iſt ihr Gegenſatz gegen die herrſchenden Kirchen in den Lehren von der Dreieinigkeit und der Perſon Chriſti. Erſtere verwerfen ſie ganz als ſchrift- und vernunftwidrig; in Chriſtus erkennen ſie einen wirklichen, aber vom Heiligen Geiſte erzeugten und im Himmel von Gott ſelbſt übernatürlich belehrten Menſchen, an deſſen göttlicher Verehrung ſie übrigens feſthalten. Sie ſelbſt nennen ſich Unitarier. Vgl. Fock, «Der Socinianismus» (2 Bde., Kiel 1847).

Soda iſt eine weſentlich aus kohlenſaurem Natron beſtehende, vielfach verwendete Salzmaſſe. (S. Natron.)

Sodbrennen (pyrosis) heißt die Empfindung eines aus dem Magen in die Speiſeröhre und in den Schlund aufſteigenden Brennens. Zuweilen iſt daſſelbe begleitet von dem Gefühle des Zuſammenſchnürens im Magen, Aufſtoßen einer ekelhaften Flüſſigkeit, Erbrechen, übermäßiger Eßluſt oder gänzlichem Mangel an Appetit, Blähungsbeſchwerden, Koliken, Stuhlver-

stopfung u. s. w. Das S. ist meist von Verdauungskrankheiten und namentlich von Magenkatarrhen abhängig, namentlich von den mit abnormen Gärungen verbundenen, und wird am häufigsten durch den Genuß sauerer oder leicht säuernder Pflanzenkost, junger sauerer Weine, zuckeriger oder fettigsüßer Sachen u. s. w. veranlaßt. Die Heilmittel dagegen sind entsprechende Diät (Fasten, oder Fleischbrühen, Fleisch, Enthaltung von süßen Dingen) und alkalische Mittel (Magnesia, Kalk, Soda, Sodawasser u. dgl.).

Soden, ein Pfarrdorf mit 1263 E. (1864) im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (Nassau), 437 F. über dem Meere in einem überaus milden und anmuthigen Thale des Taunus, $^3/_4$ M. von Höchst, $1^1/_2$ M. von Frankfurt a. M. gelegen und durch eine Zweigbahn mit der Taunusbahn verbunden, ist berühmt wegen seiner 23 eisenhaltigen salinischen Säuerlinge von 9—19° R., welche den Ort zu einem Heilbad im ausgedehntesten Sinne gemacht haben. Die Quellen, sowol zum Baden wie zum Trinken benutzt, modificiren ihre Wirkungen nach ihrem größern oder geringern Gehalte an Kochsalz, Eisen, Chlorkalium, kohlensaurer Kalkerde und Magnesia und werden besonders bei manchen Brustleiden, chronischen Katarrhen, Hämorrhoidal- und Leberleiden, Frauenkrankheiten, Skrofeln, Tuberkulose, Krankheiten des Magens, der Gallenwege u. s. w. mit Erfolg angewendet. Der Besuch des Bades (3000 Personen im J. 1865) und die Versendung des Wassers (15000 Krüge im J. 1865) sind neuerdings sehr gestiegen. Zu einer herrlichen Umgebung, schönen Garten- und Parkanlagen kommt noch, daß durch Neubauten viel zum Comfort der Badegäste geschehen ist. Das Curhaus (1849 vollendet) enthält Bäder mit entsprechenden Einrichtungen, und der Cursaal ist der Sammelplatz der Badewelt, besonders der Frankfurter, die auch viele Landhäuser bei S. besitzen. Der Solsprudel, eine 1857 begonnene Bohrung, steigt 12 F. hoch. Nur $^1/_8$ M. nördlich liegt das Dorf Neuenhain mit eisenhaltigen Quellen und besuchten Wirthschaften. Etwa $^3/_8$ M. im Nordosten liegt das Dorf Kronthal, ein ebenfalls besonders von Frankfurtern als Sommerfrische benutzter Badeort mit Eisensäuerlingen, von denen fünf gefaßt sind. Bereits 1282 war S. mit dem nahe im Südosten gelegenen Dorfe Sulzbach ein freies Reichsdorf unter Schutz und Schirm der Stadt Frankfurt. Urkundlich 1437 und 1483 als Gesundbrunnen erwähnt, erhielt das Dorf von Frankfurt 1486 ein Salzsode und 1494 eine Einfassung des Gesundbrunnens. 1567 waren vier Salzbrunnen bekannt, und 1582 wurde die Saline neu hergestellt, die 1605 an die Familie von Malapert zu Frankfurt überging. Bis 1786 führte diese Stadt mit Kurmainz einen weitläufigen Proceß über den Besitz von S. und Sulzbach. Beide Orte kamen 1803 an Nassau, 1866 mit diesem an Preußen. Vgl. die Schriften von Thilenius (3. Aufl., Frankf. 1858), Ruge (Berl. 1854) und Großmann (Mainz 1858). — S. heißt auch ein Städtchen im preuß. Regierungsbezirk Kassel (Kurhessen), im Amte Salmünster des jetzigen Kreises Schlüchtern, an der Mündung der Salza in die Kinzig gelegen und von der malerischen Ruine der Burg Stolzenberg überragt, mit mehrern Salzquellen, die nicht mehr benutzt werden, und 955 E. — S. oder Sooden, ein Flecken von 1000 E. im Kreise Witzenhausen desselben Regierungsbezirks, liegt sehr malerisch unter schroffen Bergen, am linken Ufer der Werra, gegenüber der Stadt Allendorf und hat große Salzwerke, die schon 973 genannt werden. — Das Dorf S. oder Sooden im bair. Kreise Unterfranken, 1 M. im Südosten von Aschaffenburg, zwischen Bergen gelegen, besitzt zwei Salzquellen, deren Wasser besonders gegen Skrofeln benutzt und auch versandt wird (8000 Krüge jährlich). Es sind hier Trinkhallen, aber keine Bäder vorhanden.

Soden (Friedr. Jul. Heinr., Graf von), ein genialer und fruchtbarer Schriftsteller, geb. zu Ansbach 4. Dec. 1754 aus freiherrlichem Geschlechte, wurde sehr jung zum fürstlich brandenb. Geh. Regierungsrath und nachher zum Geheimrath ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre als preuß. Gesandter am fränk. Kreise zu Nürnberg lebte. Seine vielseitige wissenschaftliche Bildung hatte zwar eine große Mannichfaltigkeit seiner schriftstellerischen Producte zur Folge, doch war in seinen jüngern Jahren wegen seiner lebendigen Phantasie der Geschmack an den schönen Wissenschaften vorherrschend. Eine seiner Lieblingsneigungen war das Theater, für das er mehrere Lust-, Schau- und Trauerspiele schrieb, von denen einige, wie «Inez de Castro», «Anna Boleyn», «Bianca Capello», «Die deutsche Hausmutter» u. s. w., noch nicht völlig von den Repertoires verschwunden sind. Auch errichtete er selbst 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und unterhielt und dirigirte es mehrere Jahre sowie nachher das Theater zu Bamberg. Sein Werk «Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands» (neue Aufl., 2 Bde., Frankf. 1792) verbreitete damals viel Licht im Criminalrecht. Seiner persönlichen Verdienste wegen wurde er 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Von 1796 an, wo er auf seinem Gute

Sassenfahrt im Bambergischen, dann seit 1810 in Erlangen den Wissenschaften und der Landwirthschaft lebte, schrieb er vorzüglich über staatswissenschaftliche Gegenstände. Seine Abhandlung «Ueber Nürnbergs Finanzen» (Nürnb. 1795) sowie die Schrift «Das agrarische Gesetz» (Ansb. 1797), vorzüglich aber seine «Skizze der Staatshaushaltung» (Erlang. 1812), nach einem neuen Plane, waren gewissermaßen die Vorläufer seines classischen Werks «Die Nationalökonomie» (9 Bde., Lpz., später Aarau und Nürnb. 1805—24), das in Deutschland in gewisser Hinsicht die Bahn gebrochen hat. Auch richtete er fortwährend seinen scharfen Blick auf die Zeitereignisse und beschrieb unter anderm im patriotischen Sinne die unter der franz. Herrschaft in Deutschland an Palm (s. d.) verübte Mordthat (Nürnb. 1814). Als Deputirter in der bair. Zweiten Kammer gehörte er den Ministeriellen an. Er starb zu Nürnberg 13. Juli 1831.

Södermanland, eine Landschaft in dem mittlern Theile Schwedens, im Süden der Seen Mälar und Hjelmar, umfaßt 144,3 Q.-M. mit 164604 E. (1865), welche, mit Ausnahme der zu Stockholmslän gehörenden nordöstl. Ecke Södertörn (23,4 Q.-M. mit 30704 E.) zu Södermanlands- oder Nyköpingslän (120,9 Q.-M. mit 133900 E.) gehören. Das Land ist schön und fruchtbar; hohe Berge sind nicht vorhanden. Die größte Erhebung ist im Süden, wo das breite Waldgebirge Kolmården (Marmorbrüche) an der Grenze von Östergötland nur gegen 500 F. emporsteigt. Besonders die Mitte der Landschaft ist ein mit zahllosen größern und kleinern Landseen angefülltes, anmuthiges und wohlangebautes Land, bedeckt mit vielen bedeutenden und schönen Herrensitzen. Die Landseen hängen miteinander durch kurze Flüsse zusammen, die ihre Gewässer zuletzt in die Ostsee (Nyköpings- und Trosa-Å) oder in den Mälar ergießen. Die von Stockholm ausgehende westl. Stammeisenbahn durchschneidet die Landschaft von Osten nach Westen. Hauptnahrungszweig ist der Ackerbau, welcher, mit Viehzucht und Wiesenbau verbunden, rationell betrieben wird. Auch gewähren die immer noch bedeutenden Wälder, Nadel- und Laubhölzer sowie an der Küste die Fischereien guten Ertrag. Von geringerer Bedeutung ist der Bergbau und die Industrie, mit Ausnahme der Stahlfabrikation in Eskilstuna. Hier wird die schwed. Sprache, besonders um Nyköping, in ihrer größten Reinheit gesprochen. Die Städte sind Nyköping (s. d.), die Hauptstadt, Trosa, Mariefred, in unmittelbarer Nähe des alten königl. Schlosses Gripsholm, Strengnäs, Eskilstuna, Thorshälla.

Sodom und Gomorrha, zwei Städte, die zur Zeit Abraham's und Lot's mit der Ebene Siddim, in oder an welcher sie lagen, um der Gottlosigkeit ihrer Bewohner willen durch Feuer und Schwefel zerstört und vom Todten Meere (s. d.) bedeckt worden sein sollen. Wahrscheinlich liegt der Sage eine wirkliche geschichtliche Erinnerung an eine vulkanische Katastrophe zu Grunde.

Sodŏma, mit seinem wirklichen Namen Giovanni Antonio Razzi oder Raggi, einer der ausgezeichnetsten ital. Maler, wurde zu Vercelli in Piemont, nach andern zu Vergelle, einem Dorfe im Sieneſischen, 1479 geboren und gehörte ursprünglich der mailänd. Schule an, brachte aber sein Leben meist in Siena zu. Er malte für Julius II. im Vatican, und Leo X. ernannte ihn zum Ritter; auch im obern Theile des Palastes Chigi finden sich liebliche, schön erhaltene Bilder von ihm. Seine vorzüglichsten Werke befinden sich jedoch in Siena. Hierher gehören der gegeiselte Christus im Franciscanerkloster; der heil. Sebastian, jetzt in der Galerie in Siena; die heil. Katharina von Siena in Ohnmacht in der Kapelle des heil. Dominicus; die Wandgemälde der Brüderschaft des heil. Bernardino; vor allen die Kreuzabnehmung zu San-Francesco. R. starb 1554 im großen Spitale zu Siena völlig verarmt. Von Vasari wurde er mit ungerechter Antipathie behandelt, was seinem Ruhme sehr nachtheilig gewesen ist. Die Neuern erkennen in ihm einen der bedeutendsten und anmuthigsten Maler seiner Zeit, der an zarter Innigkeit und Schönheit oft Leonardo gleichsteht und nur deshalb nicht den verdienten Ruhm genießt, weil von seinen Werken, die fast nur in Fresken bestehen, außerhalb Italien so gut wie nichts vorhanden ist.

Sodomie, s. Fleischliche Vergehen.

Soest (spr. Sohst), Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, in äußerst fruchtbarer Gegend unweit der Möhne an der Westfälischen Eisenbahn (in die hier die Soest-Dortmunder Bahn mündet) gelegen, war früher von hohen Mauern und 36 schützenden Thürmen (Kattenthürmen) umgeben, von denen jetzt nur noch Reste vorhanden sind. Das neuerdings restaurirte Osthofenthor, ein höchst eigenthümliches Bauwerk, diente ebenfalls zur Befestigung der Stadt. S. ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts, besitzt ein 1532 gegründetes Gymnasium, ein Schullehrerseminar (seit 1806), eine Provinzialtaubstummenanstalt, eine dem Andenken des Oberpräsidenten von Vincke gewidmete Blindenanstalt und

zählt 11429 E. (1864). Von den zahlreichen, aus der Zeit des Glanzes der Stadt herrührenden Kirchen, von denen noch sieben (sechs protestantische und eine katholische) zum Gottesdienst benutzt werden, sind besonders hervorzuheben: der Dom (die kath. Patroclikirche), im roman. Stil, die Petrikirche und besonders die 1314 gegründete, im 15. und 16. Jahrh. ausgebaute, seit 1846 im Neubau befindliche Wiesenkirche (mit schönem Altarblatt vom J. 1437), eine Perle der reingoth. Architektur. S. hat einige Industrie, Getreidehandel und starke Bierbrauerei. Die die Stadt umgebende Börde (Ober- und Niederbörde) ist ein sehr fruchtbarer Landstrich von $4\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 10 Kirchdörfern und etwa 18000 E. 1 St. von der Stadt befindet sich im Dorfe Sassendorf (1150 E.) eine alte, Privaten gehörige Saline, nebst einer Soda- und chem. Fabrik. Das jetzige S. ist kaum ein Schatten des alten, welches im Mittelalter als eine der ersten Hansestädte mit reichsstädtischen Rechten sich durch die Zahl seiner Einwohner (30—40000), durch Handel und Reichthum zu einer der ersten Städte Deutschlands emporschwang. Schon im 13. Jahrh. wurde das Soester Stadtrecht, Schran (Jus Susatense) genannt, geordnet, das in vielen andern Städten, Lübeck, Hamburg u. s. w., als Norm diente. S. gehörte zum Herzogthum Sachsen zwischen Elbe und Rhein und galt als Hauptstadt des Landes der Engern. Als der letzte sächs. Herzog, Heinrich der Löwe, 1180 in die Reichsacht erklärt war, bemächtigte sich der Erzbischof von Köln der Stadt und nöthigte sie, jedoch mit Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, zur Huldigung. Besonders von dem Erzbischofe Dietrich von Mörs in ihren Privilegien gekränkt, entzog sie sich aber der Botmäßigkeit desselben und begab sich 1444 unter den Schutz Johannes' I., Herzogs von Kleve und Grafen von der Mark, was zu einem verheerenden Kriege und zu einer langen Belagerung der Stadt (Soester Fehde) führte, bei welcher die soester Frauen durch persönlichen Muth sich hervorthaten. Der Streit endete damit, daß S. und die Börde 1449 unter die Landeshoheit des Herzogs Johannes kamen. Die Geschichte der Stadt fällt seitdem mit der der Grafschaft Mark zusammen. Infolge der Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs sank S. mehr und mehr zu einer stillen Landstadt herab, als welche sie dem Fremden, trotz des neubeginnenden Aufschwungs, auch noch erscheint. Im Kreise S., der auf 9,34 Q.-M. 48583 E. (1864) zählt, liegt noch die Stadt Werl, am Hellwege, mit 4631 E., ein Wallfahrtsort und ältester Sitz der nachmaligen Grafen von Arnsberg. Vgl. Barthold, «S., die Stadt der Engern» (Soest 1855); Lübke, «Die mittelalterliche Kunst in Westfalen» (Lpz. 1853); Kayser, «Die soester Patroclikirche» (Soest 1863).

Sofala, s. Mozambique.

Soffiten nennt man in der Architektur eigentlich die untere Ansicht der getäfelten Decken. Doch braucht man den Ausdruck jetzt fast ausschließend für die untere Ansicht des Architravs oder Deckbalkens, soweit derselbe zwischen den Säulen freiliegt und mit einem oder mehrern vertieften Feldern oder Füllungen verziert ist. Von den getäfelten Decken ist die Benennung S. auch in den Theaterbau übergegangen, und man nennt hier S. diejenigen kurzen Gardinen, welche in kleinen Zwischenräumen von der Prosceniumswand bis zur Prospectgardine vertheilt sind. Diese S. stellen dar Luft oder Wolken, Baumwerk, Gewölbe oder Decken, je nachdem die Prospectgardine Landschaften, Zimmer oder dergleichen vorstellt.

Sofia oder Sophia (türk. Sofié, bulgar. Triaditza), die Hauptstadt eines türk. Liwa und Oberbulgariens, früher von ganz Bulgarien, vor kurzem noch zum Ejalet Nisch gehörig, jetzt nebst diesem zu dem neuerrichteten Ejalet Tuna (Donau) geschlagen, liegt auf der Hauptstraße von Konstantinopel nach Belgrad, an der Bogana, einem Nebenflüßchen des Isker, der gegen Nordosten in die Donau fließt, auf einer weiten, prachtvollen Hochebene, die von dem Witosch- oder Scomiusgebirge im Westen und dem Sumughu- und Etrepolbalkan im Nordosten und Osten begrenzt und nur gegen Nordwesten offen ist. Die Stadt ist eine der größten und durch ihre paradiesische Umgebung eine der schönsten Städte der europ. Türkei, Sitz eines Paschas, eines griech. Erzbischofs, eines kath. Bischofs, zugleich das Nationalheiligthum und der Mittel- oder Vereinigungspunkt der Bulgaren. Es bestehen hier eine prächtige Hauptmoschee, die vor der Türkenherrschaft eine der heil. Sophia gewidmete christl. Kirche war, eine Menge anderer Moscheen, Kirchen und Kapellen, große Khans oder Kaufhallen, ein festes Schloß und alte Wälle und Gräben, die seit 1854 durch großartige Bollwerke verstärkt wurden. Die Stadt zählte 1854 an 40—50000 E. (darunter 8000 Christen), der Mehrzahl nach Osmanen, außerdem Bulgaren und damals auch Griechen. 1867 gab man die Bevölkerung zu 20000 Seelen an. Dieselbe ist, mit Ausnahme der Osmanen, sehr gewerbfleißig, unterhält Woll- und Seidenweberei, Gerbereien, Tabacksfabriken, liefert namentlich sehr geschätzte, den angorischen gleichgeachtete Merinozeuge, treibt Acker- und Obstbau sowie lebhaften Eigen- und

Durchgangshandel, indem außer der großen Heerstraße auch die Straßen nach Widdin, nach Seres und Salonichi hier durchführen. S. ist an der Stelle der alten Stadt Ulpia Sardica oder Serdica in Obermösia, wo 344 ein berühmtes Concil abgehalten ward, vom Kaiser Justinian erbaut worden. 809 von den Bulgaren erobert, ward die Stadt von diesen Triaditza, von den Kreuzfahrern aber Stralitz oder Sternitz genannt. Sie fiel 1382 in die Hände der Türken.

Sofismus, s. Susismus.

Softa ist ein aus dem pers. Particip suchteh, verbrannt, corrumpirtes türk. Wort, welches einen Zögling der gewöhnlich größern Moscheen beigegebenen Medressen oder mohammed. Hochschulen, d. h. einen von glühendem Erkenntnißdrang verzehrten und somit der Welt abgestorbenen Jüngling bedeutet. Die S. bilden ein zahlreiches Element der Bevölkerung Konstantinopels, welches mit unverständlichen Schul- und Cultuspflichten überladen, in Nahrung, Kleidung und Wohnung elend gehalten wird. Im Volke genießen dieselben eines gewissen Ansehens. Den europäisirenden Tendenzen der Regierung abhold, pflegen sie bei den Aufständen der türk. Hauptstadt eine hervorragende Rolle zu spielen. Aus den S. rekrutirt sich die Kaste der Ulema (s. d.).

Sohl, ein ungar. Comitat (ungar. Zolyom Varmeghye) im Kreise diesseit der Donau, das im Norden an das Liptauer, im Osten an das Gömörer, im Südosten an das Honther, im Westen ebenfalls an das Honther, an das Barser und Thuroczer Comitat grenzt und ein Areal von 51,36 Q.-M. hat. Das Land ist ganz von Zweigen des ungar. Erzgebirgs (Karpaten) erfüllt und wird von der Gran in südwestl. Richtung durchflossen, in welche sich die Szalatna und eine Menge von Bächen ergießen. Das Klima ist kalt, aber in einigen Gegenden noch für den Weinbau geeignet; die Luft rein und gesund. Der Boden ist ungeachtet der vielen Gebirge nicht überall unfruchtbar, in den ebenern Gegenden des Granthals sogar recht fruchtbar. Die Producte des Bergbaues sind Silber, Gold, Kupfer, Eisen, gediegener Schwefel, Vitriol, Steinkohlen. Die Landwirthschaft liefert Rindvieh und Schafe, mittelmäßigen Wein, Getreide, Hanf, Flachs, Holz. Bäder und Gesundbrunnen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, deren man (nach der Zählung vom 31. Oct. 1857, ohne Militär) 91472 zählte, sind außer einigen in den Städten ansässigen Deutschen durchaus Slowaken, darunter gegen 58000 Katholiken und 34000 Lutheraner. Bergbau und vielerlei montanistische Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, außerdem Bereitung von Leder, Tuch, Leinwand, Branntwein und Käse, welcher letztere einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, sind die Hauptnahrungszweige der thätigen Bevölkerung. Die Hauptstadt ist Neusohl.

Sohn (Karl Ferdinand), einer der vorzüglichsten Meister der düsseldorfer Malerschule, wurde 10. Dec. 1805 zu Berlin geboren und erhielt dort unter Schadow den ersten Unterricht in der Kunst. Mit diesem siedelte er 1826 nach Düsseldorf über und wurde bald einer der Hauptträger der neuen Schule. Er begleitete den Meister auch 1830 nach Italien, wo die Kunstwelt und der Zauber des südl. Lebens einen Eindruck auf ihn machten, der stark und lange in seinen Werken wahrnehmbar blieb. Romantische Liebe mit Hinneigung zum Elegischen ist Hauptinhalt dieser Werke; nicht Handlung, sondern Situation wiegt vor. Die Wirkung seiner Bilder liegt daher hauptsächlich in der Farbe, die bei aller Idealität einfach und harmonisch ist, meisterhaft namentlich in der Carnation. S. erlangte auch als Porträtmaler einen großen Ruf; er idealisirte hier im besten Sinne des Worts. Aber nicht gerade der Bildnisse wegen darf er der Maler der Frauen genannt werden, da er Männerporträts in gleicher Vollkommenheit malte, sondern vielmehr weil er in seinen histor. Bildern die weibliche Schönheit (bekleidet oder unbekleidet) mit Vorliebe zum Gegenstand gemacht hat. Zu nennen sind: Rinaldo und Armida, lebensgroß (1827), der Raub des Hylas (1829), Diana und Aktäon (1833), die beiden Leonoren nach Goethe's Tasso (1834), ital. Lautenspielerin (bei Raczynski 1835), das Urtheil des Paris (1836), Romeo und Julie nach Shakspeare (1836), wovon mehrere Wiederholungen vorhanden, Tasso und die beiden Leonoren (1838), Donna Diana (1839), die Schwestern (1843), Vanitas (1844), die vier Jahreszeiten (im Ballsaal des Herrn K. Joest in Köln, 1851), Loreley (1853). Nach letzterm Werke malte S. nur noch Bildnisse, und zwar besonders Damen aus den höhern Kreisen, unter denen sich als eins der schönsten das Porträt der Gräfin von Monts auszeichnet. S. war seit 1838 als ord. Professor der Malerei an der düsseldorfer Akademie auch lehrend thätig. Doch legte er dies Amt 1855 nieder. Er starb 25. Nov. 1867 plötzlich während eines Besuchs in Köln. — Wilhelm S., Neffe und Schwiegersohn des vorigen, geb. 1830 in Berlin, ward 1847 Zögling der düsseldorfer Akademie. Sein Erstlingswerk, Christus mit den Jüngern auf dem Meere (1853), war vielversprechend, ebenso die

Grundsteinlegung des Kölner Doms (1854). Für die Kirche zu Winningen malte er die unbefleckte Empfängniß, und eine Farbenskizze, der heil. Bonifazius das Christenthum predigend, wurde von der Gesellschaft für histor. Kunst prämiirt und angekauft (1859). Von nun an wandte sich S. dem Genre zu, zu dem eine Genoveva gleichsam den Uebergang bildete. Die spielenden Kinder, der Geiger und sein Kind, die Gewissensfrage sind als besonders gelungene Darstellungen hervorzuheben.

Soho (engl. Fabrikort), s. Birmingham.

Soissons, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Aisne, in der ehemaligen Picardie, liegt in einem fruchtbaren Thale am linken Ufer der Aisne, an der Nordbahn und dem Kreuzungspunkte von sechs Heerstraßen, 13 M. im Nordosten von Paris, 6,5 im Westnordwesten von Rheims, mit welchem es ebenfalls durch eine Eisenbahn verbunden. Die Stadt ist der Schlüssel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden und als militärisch wichtiger Punkt jetzt ein bedeutender Waffenplatz. Es residirt hier ein Suffraganbischof der Erzdiöcese Rheims. S. hat ein Communalcollége, ein Priesterseminar, eine 1678 gestiftete Gesellschaft für Künste und Wissenschaften und einen sehr thätigen archäol. Verein, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek mit vielen seltenen Handschriften, ein Taubstummeninstitut, ein Hôtel-Dieu (vom J. 1247) und andere Wohlthätigkeitsanstalten und zählt 10208 E. (1861), welche Topfwaaren, Kerzen und Chocolade fabriciren, Lohgerbereien, Brauereien und Eisengießereien unterhalten und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten, besonders mit sehr geschätzten Bohnen, mit Flachs, Hanf, Holz und Holzkohlen, Wolle, Vieh, Wein, auch mit Tuch, Eisen-, Blech- und Kupferwaaren treiben. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth die 1212 vollendete goth. Kathedrale mit einem sehr eleganten Chor, die noch vorhandenen Thürme der 1076 gegründeten Abtei St.-Jean des Vignes, die Kirche St.-Léger mit zwei Krypten, die Collegiatkirche St.-Pierre-au-Parvis, die Kapelle des Taubstummeninstituts, Rest der uralten Abtei St.-Médard, und die in eine Kaserne verwandelte Abtei Notre-Dame de S. Ueber den Fluß führt eine schöne Steinbrücke, und längs desselben läuft ein herrlicher Spaziergang. Aus der Römerzeit sind Münzen, Sculpturen, Mosaiken, Gefäße und die Substructionen eines sehr großen Theaters gefunden worden. S. hieß im Alterthum Noviodunum und war die Hauptstadt der Suessiones in Gallia Belgica. Unter Augustus erhielt es den Namen Augusta Suessionum und hatte ein kaiserl. Palatium. S. war die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien besaßen. Zuletzt residirte hier der röm. Feldherr Syagrius, der 486 in der Nähe der Stadt von Chlodwig geschlagen wurde. Bei der Theilung des Fränkischen Reichs unter Chlodwig's vier Söhne (511) wählte Chlotar I. S. zu seiner Residenz, und als dessen Söhne das väterliche Besitzthum theilten, kam es an Chilperich. Des letztern Sohn, Chlotar II., vergrößerte das Reich S. durch die Eroberung Austrasiens und Burgunds, und S. war nun ein Theil Neustriens. Später fiel S. Karl dem Kahlen zu und im 10. Jahrh. den Grafen von Vermandois. Dann kam die Grafschaft S. durch Heirath nacheinander an die Häuser Nesle, Châtillon und Artois, durch Kauf an das Haus Coucy, darauf an Bar und Luxembourg und endlich 1482 durch Heirath an das Haus Bourbon, und zwar an den Seitenzweig Bourbon-Condé. Zu S. wurden zahlreiche Kirchenversammlungen gehalten. Am 20. Mai 1414 ward die Stadt von Karl VI. erobert und geplündert. Kriegsgeschichtlich ist sie noch bekannt durch den Sieg Chilperich's I. über die Austrasier 576, Karl Martell's über den Herzog von Aquitanien 719 und des Grafen von Paris über Karl den Einfältigen 923. Im Kriege von 1814 nahmen Bülow und Winzingerode 3. März die blos nach alter Art befestigte Stadt, wogegen sie Marmont und Mortier 5. März wieder zurückeroberten. 1815 wurde sie von den Preußen eingeschlossen und 14. Aug. diesen übergeben.

Charles von Bourbon, geb. 1556, der Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Françoise von Orléans-Longueville, nahm zuerst den Titel eines Grafen von S. an. Er wandte sich in den Religionskriegen bald dem Hofe, bald dem spätern Heinrich IV. zu und starb 1. Nov. 1612. — Louis von Bourbon, Graf von S., geb. zu Paris 11. Mai 1604, der Sohn des vorigen aus der Ehe mit Anne von Montafie, unterstützte in seiner Jugend die Königin-Mutter, Maria von Medici, gegen deren Sohn, Ludwig XIII., und näherte sich auch, um vom Hofe gefürchtet zu werden, den Hugenotten. Als ihn diese verschmähten, wendete er sich wieder dem Könige zu und begleitete denselben sogar 1622 im Feldzuge gegen die Protestanten. S. besaß Ehrgeiz und kriegerische Talente, darum suchte ihn der Minister Richelieu bei Hofe niederzuhalten. Aus diesem Grunde wurde ihm die Einwilligung in die Verheirathung mit der reichen Prinzessin von Montpensier verweigert, worüber er mit dem Minister in Todfeindschaft gerieth. Weil er 1626 an der Verschwörung gegen Richelieu

theilgenommen, floh er nach Italien, wurde aber vom Könige zurückgerufen und diente nun bei der Belagerung von Larochelle. 1630 kaufte er das Besitzthum der Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé. Als sich Richelieu zur Theilnahme am deutschen Kriege entschloß, erhielt S. im Feldzuge von 1636 ein kleines Corps an der Aisne und Oise, mußte sich jedoch vor der span. Uebermacht nach Noyon zurückziehen. In demselben Jahre verband er sich mit dem Herzog von Orléans (s. d.) zur Ermordung Richelieu's, die zu Amiens ausgeführt werden sollte. Allein der Anschlag wurde durch des Herzogs Zaghaftigkeit vereitelt, und S. sah sich genöthigt, nach Sedan zu entfliehen, wo ihm der Herzog von Bouillon sichern Aufenthalt gewährte. Hier vereinigte er sich mit Bouillon und dem Herzoge von Guise zum förmlichen Kriege gegen den Minister. Die Verschworenen unterhandelten mit Spanien, das ihnen ein Hülfscorps aus den Niederlanden zusagte, und nahmen auch in Frankreich Truppenwerbungen vor. Richelieu setzte zwei Armeen, die eine gegen die niederländ. Grenze, die andere gegen Sedan in Bewegung. Schon hielten sich die Verschworenen für verloren, als ihnen der kaiserl. General Lamboi eine Verstärkung von 7000 Mann zuführte. Am 6. Juli 1641 wagten die Verbündeten bei Sedan einen Angriff auf die von Chatillon befehligten königl. Truppen und brachten denselben eine entschiedene Niederlage bei. S. wurde jedoch im Gefecht von unbekannter Hand, die wahrscheinlich Richelieu leitete, erschossen. Mit ihm erloschen die männlichen Nachkommen dieser Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, und sein Besitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Marie über, die mit dem Prinzen Thom. Franz von Savoyen-Carignan vermählt war. — Eugène Maurice von Savoyen, als Erbe des bei Sedan gefallenen Oheims Graf von S., war 1633 zu Chambéry geboren. Er widmete sich in der Jugend dem geistlichen Stande, trat jedoch später in franz. Kriegsdienste und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Ministers Mazarin. Durch letztern erhielt er das Gouvernement der Champagne. 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV. zum Generallieutenant ernannt, in welcher Eigenschaft er sich in Holland und am Rhein auszeichnete. Er starb 7. Juni 1673 bei der Armee in Westfalen, angeblich an Gift. Sein ältester Sohn, Ludwig Thomas, setzte die Linie Savoyen-S. fort, die 1734 erlosch. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen. — Die erwähnte Olympia Mancini, Gräfin von S., geb. 1640 zu Rom, kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Sie besaß viel Ehrgeiz, großes Talent für die Intrigue und wurde nach ihrer Vermählung zur Surintendantin des Hauses der Königin erhoben. Weil sie sich in die Maitressenhändel des Königs mischte, entfernte sie Ludwig XIV. mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich die Stelle. Sie unterhielt seitdem Verkehr mit der berüchtigten Giftmischerin Voisin und wurde durch deren Aussagen so compromittirt, daß sie nach Brüssel entfloh. Von hier wendete sie sich nach Madrid, wo sie das Vertrauen der jungen Königin, der Gemahlin Karl's II., gewann. Der Herzog von St.-Simon beschuldigte sie nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die Königin von Spanien vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie längere Zeit in Deutschland umher und ging endlich wieder nach Brüssel, wo sie, von allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, 9. Oct. 1708 starb. Vgl. Renée, «Les nièces de Mazarin» (2 Bde., Par. 1856).

Soja heißt eine Art dicker, sehr pikanter Sauce, welche aus den Samen der rauchhaarigen Sojabohne (Soja hispida), einer mit der Gattung Bohne (Phaseolus) aus der Familie der Schmetterlingsblümler nahe verwandten Pflanzenart Ostindiens, mit 1—3 F. hohem, bräunlichgelb behaartem Stengel, bereitet wird. In Japan, China und in ganz Ostindien wird sie allgemein als Zuthat an Speisen verwendet und jetzt auch zu demselben Zwecke häufig nach Europa gebracht. Außerdem werden die nierenförmigen, weißen oder bräunlichen Samen der Sojabohne, welche wohlschmeckend sind, wie unsere Bohnen gegessen.

Sokoto, s. Haussa.

Sokotŏra, Sokōtra oder Soktra, eine 18—20 M. lange, 6—8 M. breite Insel an der Küste Ostafrikas, dem Cap Guardafui gegenüber, ist felsig und mit bis zu 4400 F. ansteigenden nackten Granitbergen und bis 1900 F. hoch ansteigenden Kalksteinplateaux bedeckt, während die Küste aus einem flachen Strande besteht. Die zahlreichen Thaleinschnitte, welche meist von Norden nach Süden verlaufen, sind ungemein schroff und tief. Die engen Thäler haben keinen Mangel an Quellen und fließenden Bächen und enthalten auf humusreichem Boden kräftigen Pflanzenwuchs. Dagegen ist der Anblick der Insel im allgemeinen ein trauriger und steriler, da die Höhen dürr und sehr von Vegetation entblößt sind. Nur die Aloë und die Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Die wichtigsten Producte und Exporte bilden das wohlriechende Gummi Amara, Drachenblut; ferner vom Meere ausgeworfenes Ambra, Kamele,

zahlreiche Schafe und Ziegen. Die Bevölkerung von etwa 1000 Köpfen ist meist mohammedanisch, an der Küste eine Mischung von Arabern, Negern, Indiern und andern Fremdlingen, mit neuarab. Sprache. Im Innern finden sich noch Reste der Urbevölkerung von abweichendem, viel kräftigerm physischen Charakter und verschiedener Sprache. Diese nennt man schlechtweg «Beduinen», sie treiben nur Viehzucht, nennen sich selbst Mara und werden von den Mohammedanern als Zauberer und Ungläubige gemieden. Die Küstenbevölkerung, vorzüglich auf der Nordseite angesiedelt, unterhält wenig Bodencultur, aber mehr Handel mit Maskât und Zanguebar und verproviantirt die trotz des Mangels an Häfen häufig anlegenden Ostindienfahrer und Walfischfänger. Tamarid, an der Nordküste, ist der Hauptort und hat die beste Rhede der Insel. Die Insel gehörte früher dem Imam von Maskât, jetzt dem Sultan von Kisin oder Keschin in Hadramaut, an der Südküste Arabiens. Schon im Alterthum war S. unter dem Namen Dioscoridesinsel wegen seiner günstigen Lage am Eingange des Rothen Meeres und seiner beiden Rheden eine Handelsstation, und Alexander d. Gr. soll eine Colonie dahin gesendet haben. Gleichzeitig mit der Ausbreitung des Christenthums in Abyssinien wurde dies auch in S. eingeführt, und es sollen sich im Innern unter den Mara noch Spuren davon finden. Auch scheinen noch im vorigen Jahrhundert Verbindungen mit der röm. Kirche bestanden zu haben. 1835 erwarben die Engländer die Insel und benutzten sie zur Kohlenniederlage für Dampfschiffe von Suez nach Bombay, gaben aber ihren Besitz wieder auf, da das inzwischen ebenfalls von ihnen erworbene Aden (s. d.) der Absicht, das Rothe Meer zu beherrschen und eine Station auf diesem Seewege nach Ostindien zu haben, noch besser entspricht.

Sokrates, einer der größten Denker unter den Griechen, der eine neue Periode für die Entwickelung der Philosophie und der wissenschaftlichen Forschung überhaupt beginnt, zugleich ein Charakter, der in seiner einfachen Größe fast einzig dasteht, war geboren zu Athen 470 v. Chr. Seine Aeltern waren Sophroniskus, ein Bildhauer, und Phänarete, eine Hebamme. Er widmete sich zunächst der Kunst seines Vaters; noch zu der Zeit des Pausanias zeigte man in Athen am Eingange der Akropolis eine Gruppe bekleideter Grazien als sein Werk. So dürftig alle Nachrichten über seine frühere Lebenszeit sind, darf man doch annehmen, daß der Trieb nach Wissenschaft und Weisheit ihn schon frühzeitig über die Grenzen seiner Kunst hinausgeführt habe. Später ließ er sie ganz fallen und lebte von seinem väterlichen Vermögen, was ihm, wie Böckh nachgewiesen hat, nur durch die strenge Mäßigkeit seiner Gewohnheiten möglich war. Mit den Schriften der ältern Denker, welche über die Natur philosophirt, war er nicht unbekannt; mit einigen, wie mit Anaxagoras und Archelaus, verkehrte er persönlich. Aber die eigenthümliche Richtung seiner Denkart, das Gepräge seines Charakters und seines Lebens ist Product seines eigenen Wesens, unabhängig von fremdem Einflusse. Den verhältnißmäßig größten, aber nur negativen Einfluß scheint auf ihn das Thun und Treiben, die zum großen Theile gesinnungslose Scheinweisheit der Sophisten (s. d.) gehabt zu haben, indem sie ihn aufforderte, seine unerschütterliche Ueberzeugung, daß es für das menschliche Denken und Handeln etwas Festes und Haltbares geben müsse, durch ein klares und zusammenhängendes wissenschaftliches Denken zu rechtfertigen. Sowie er sich selbst dergestalt in seine Gedanken vertiefen konnte, daß er bisweilen stundenlang nachsinnend auf derselben Stelle gestanden haben soll, so suchte er auch bei andern die Liebe zur Weisheit dadurch anzuregen, daß er ihr eigenes Denken anregte und unterstützte. Wir sehen ihn auf den öffentlichen Versammlungsplätzen, in den Straßen, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, anknüpfend an jegliches scheinbar noch so unbedeutende, zufällig gegebene Geschäft und Ereigniß und andere dadurch in Gespräche hineinziehend. Zugleich behandelte er das Gespräch, als die Form der freien Gedankenentwickelung, mit einer solchen Kunst, daß daher der Name Sokratische Methode seinen Ursprung hat. (S. Methode.) Er selbst nannte sie oft scherzend Mäeutik, d. h. Hebammenkunst, indem er, scheinbar auf eigenes Wissen Verzicht leistend und ganz in den fremden Gedankenkreis eingehend, andern dazu verhelfe, die Gedanken, welche schon in ihnen seien, zu Tage zu fördern. Oft bediente er sich auch, namentlich zur Widerlegung, der Ironie, und verstand vortrefflich die Kunst, eingebildete Menschen durch verfängliche Fragen von ihrer Unwissenheit zu überführen und ihnen zu zeigen, daß sie der wahren Erkenntniß ermangelten und des Unterrichts gar sehr bedürften. Durch das Interesse, welches sein Unterricht, und durch die Achtung, welche seine durch ein klares, sittliches Bewußtsein getragene Persönlichkeit einflößten, zog er Jünglinge und Männer von sehr verschiedenen Altern, Bildungsgraden und Charakteren an sich, die sich mit Stolz und Liebe seine Schüler nannten, obwol sein Umgang und Unterricht nicht bei allen dieselben Früchte trug. Es mag sein, daß er über der Sorge für die geistige Bildung seiner Freunde und Schüler

ſein Hausweſen vernachläſſigte, und ſeine Hausfrau Xantippe (ſ. d.) mag ihn das haben empfinden laſſen. Allein ſeinen Pflichten als Bürger entzog ſich S. nicht. So hat er drei Feldzüge des Peloponneſiſchen Kriegs mitgemacht: den erſten in ſeinem 39. J. bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien, wo er alle ſeine Mitbürger in der Leichtigkeit übertraf, mit welcher er die Beſchwerden eines Winterfeldzugs ertrug, und den Alcibiades errettete, aber den Ehrenpreis, den er dafür erhielt, dieſem ſelbſt gab. Sieben Jahre ſpäter trug er bei Delium den mit dem Pferde geſtürzten Xenophon auf ſeinen Schultern aus dem Getümmel der Schlacht und war bei der Flucht der Athener der letzte; endlich führte er noch einmal bei Amphipolis 420 die Waffen für ſein Vaterland. In ſeinem 65. J. wurde er als Mitglied des Raths der Fünfhundert Epiſtates, d. h. Vorſteher und Leiter der Volksverſammlung, und rettete durch ſeine Feſtigkeit die Feldherren, welche bei den Arginuſiſchen Inſeln geſiegt hatten, und die wegen der Verſäumniß der Pflicht, die Gebliebenen zu begraben, in Anklageſtand waren verſetzt worden, vor dem Verdammungsurtheile der aufgereizten Volksverſammlung. Ebenſo leiſtete er bei andern Gelegenheiten den ungerechten Forderungen der dreißig Tyrannen Widerſtand. Seine entſchieden ausgeprägte Perſönlichkeit erregte bei vielen Anſtoß, und daraus erklären ſich die zwei wichtigſten Ereigniſſe ſeines Lebens, die Verſpottung, welche er von Ariſtophanes in deſſen «Wolken» erfuhr und ſein Proceß. Daß Ariſtophanes den S. als Repräſentant einer ſpitzfindigen und unſittlichen Scheinweisheit mit den Sophiſten auf eine Linie ſtellte, hatte ſeinen Grund darin, daß Ariſtophanes inmitten des Verfalls des atheniſchen Staatsweſens die Philoſophie für ein gefährliches Auflöſungsmittel der alten Sitte und Zucht anſah. Für S. ſelbſt, der über die Scherze des Komikers lachte, hatte die Aufführung der «Wolken» übrigens keine Folgen, und er wirkte noch 22 J. in ſeiner gewohnten Weiſe. Verhängnißvoll dagegen wurde für ihn die gerichtliche Anklage, welche in ſeinem 69. Lebensjahre Melitos, ein junger tragiſcher Dichter, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, ein Gerber, gegen ihn erhoben. Der Inhalt der Klage war, «daß S., an die Götter, an welche die Stadt glaube, nicht glaubend, neue Götter einführe und daß er die Jugend verderbe». Ein Vorwand für den erſten Anklagepunkt war unter anderm, daß S. ſich ſelbſt einen Dämon zuſchrieb, eine Art göttlicher Warnungsſtimme, im Gegenſatze zu äußern Orakeln, dem Befragen der Eingeweide und des Vogelflugs; den zweiten Punkt ſuchte man dadurch zu begründen, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades ſeine Schüler geweſen ſeien. Das wahre Motiv der Anklage war der Widerſtand, welchen S. der ausgearteten Demokratie Athens entgegenſtellte. Der Proceß wurde vor den Heliaſten, einer Art Volksgericht, geführt; das Urtheil lautete durch eine Mehrheit von ſehr wenigen Stimmen auf Geldſtrafe, oder Verbannung, oder Tod. S. konnte ſich abſchätzen, wenigſtens wählen zwiſchen Verbannung und Tod; aber er weigerte ſich dies zu thun, weil er, wie er ſagte, dadurch eine Schuld eingeſtanden hätte. Statt ſüßer Worte ſprach er in ſeiner Vertheidigungsrede bittere Wahrheiten aus: er forderte als Lehrer und Wohlthäter des Volks eine Ehrenſtelle im Prytaneum. Bei der dadurch herbeigeführten zweiten Abſtimmung ſtimmten von den beleidigten Richtern ſehr viele, die vorher für ihn geſtimmt hatten, nunmehr gegen ihn. Ein religiöſes Geſetz verzögerte die Vollziehung des Urtheils 30 Tage, bis zur Rückkehr des heiligen Schiffs von Delos. Dieſe Zeit verbrachte S. im Gefängniſſe in ernſten Geſprächen mit ſeinen Schülern und Freunden. Die dringenden Bitten ſeiner Freunde, namentlich des Kriton, ſich durch die Flucht zu retten, ſchlug er, geſtützt auf ſittliche Gründe, beharrlich aus, und das Platoniſche Geſpräch «Kriton» iſt ebenſo wie deſſen «Apologie» und theilweiſe der «Phädon» als der treue Ausdruck ſeiner Geſinnung zu betrachten, wenn auch die Kunſtform der Darſtellung von Plato herrührt. Das Verhalten des S. und ſeiner Richter iſt von Hegel (in der «Geſchichte der Philoſophie», Bd. 2) und von Forchhammer («Die Athener und S., die Geſetzlichen und der Revolutionär», Berl. 1837) mehr zu Gunſten der letztern beurtheilt worden, weil S. in der That durch die Oppoſition gegen das Staatsprincip Athens an dem letztern zum polit. Verbrecher geworden ſei. Dieſer Geſichtspunkt iſt nicht minder durchführbar, als der entgegengeſetzte, welcher in der Tödtung des S. den Frevel eines die Geiſter knechtenden Staatsprincips gegen das von S. geltend gemachte Menſchenrecht freier Forſchung erblickt, wie ihn gegen Forchhammer Bendixen in der Schrift «Ueber den tiefern Schriftſinn des revolutionären S. und der geſetzlichen Athener» (Huſum 1839) geltend gemacht hat. Jenes iſt der relative, dieſes der abſolute Rechtsſtandpunkt, und auch Hegel ordnet nicht dieſen jenem unter, ſondern umgekehrt. Vgl. Hanne, «S. als Genius der Humanität» (Braunſchw. 1841); Laſaulx, «Des S. Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857); Volquardſon, «Das Dämonium des S. und ſeine Interpreten» (Kiel 1862).

Den Gehalt der Lehre des S. anlangend, ſo iſt das erſte Weſentliche, was nach des Ari-

ſtoteles Zeugniſſe dem S. die Philoſophie verdankt, die bewußtvolle Beſtimmung des Begriffs der Wiſſenſchaft und der echten wiſſenſchaftlichen Methode überhaupt, das Verfahren regelmäßiger Begriffsbeſtimmungen und Begriffsableitungen durch Schlüſſe. Hierdurch wurde S. der Begründer der Dialektik in der ſpäter von ſeinem Schüler Plato weiter entwickelten Bedeutung, und vielleicht iſt ſchon S. auf die allgemeinen Grundſätze jener wiſſenſchaftlichen Methodik geführt worden, welche ſpäter Ariſtoteles auch formell feſtſtellte. Das Gebiet, auf welches er dieſe Methode des begriffsmäßigen Denkens anwendete, war mit Ausſchluß der Naturphiloſophie, mit der ſich die frühern Verſuche der griech. Philoſophie faſt ausſchließend beſchäftigt hatten, das ethiſche, weil er ein begriffsmäßig klares Bewußtſein über das Sittliche für wichtiger hielt, und zugleich auch die unmittelbaren Haltepunkte eines ſichern Wiſſens nur allein in ſittlichen Ueberzeugungen ſuchte und fand. Deshalb legte er einen ſo hohen Werth auf den Spruch des Chilon, der auch die Inſchrift des Apollotempels zu Delphi war: Erkenne dich ſelbſt! und es beruht auf dem gemeinſamen Zeugniß des Alterthums, daß er die Ethik als zweite Perſon in die Philoſophie eingeführt habe, wie Aeſchylus den zweiten Unterredner in das Drama. Ebendeshalb ſagt Cicero von ihm, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde und in die Wohnungen der Menſchen geführt. Denn er erklärte Wiſſen, Weisheit und Einſicht für die weſentliche Bedingung des ſittlichen Lebens und ſchlug die Kraft und Macht dieſes Wiſſens ſo hoch an, daß er den Satz ausſprach: jeder Schlechte ſei eigentlich ein Unwiſſender; niemand thue mit Wiſſen und Willen das Böſe. Durchgängig ſuchte er die Begriffe von dem, was Recht oder Unrecht, gut oder böſe ſei, zu beſtimmen; was iſt die Tugend, was die Tapferkeit, die Frömmigkeit, die Staatskunſt? Dieſe und ähnliche Fragen ſind es, um welche ſich ſeine Geſpräche bewegen. Dieſes Intereſſe an ſittlich-praktiſchen Fragen ſteht in einer genauen Verbindung mit ſeinen religiöſen Ueberzeugungen. Vor allem ſucht er in dieſer Hinſicht den Ungrund des Unglaubens an das Göttliche zu zeigen; das Wirkſame ſei überall unſichtbar, und Thorheit ſei es, Vernunft nur in dem Menſchen anzunehmen, nicht auch in dem großen Weltganzen. Den Glauben an das Daſein Gottes als eines alles beherrſchenden und lenkenden, gütigen, allwiſſenden und gerechten Weſens ſtützte er hauptſächlich auf die teleologiſche Betrachtung der Natur; Xenophon hat uns in dieſer Hinſicht ein langes Geſpräch über den kunſtvollen Bau des menſchlichen Leibes aufbewahrt. Von der Vorſehung und Güte des höchſten Weſens leitete er auch die Vernunft des Menſchen ab. Die Seele iſt ihm, als des göttlichen Weſens theilhaftig, unvergänglich und unſterblich, und der Menſch iſt ihm ein Glied in der ſittlichen Ordnung der Dinge, welche ihren Mittelpunkt in der höchſten Vernunft findet.

Sokratiker im engern Sinn nennt man die Schüler und Freunde des Sokrates, die meiſt in ſeiner Umgebung waren und durch ſeine geiſtanregende Unterhaltung ſich bildeten. Da Sokrates noch keine philoſ. Schule im eigentlichen Sinne bildete, ſondern gewöhnlich nur über ethiſche Gegenſtände ſich mit ſeinen Zuhörern, die meiſt ſchon anderwärts eine ſehr verſchiedenartige Bildung erhalten hatten, in freier Weiſe unterhielt, ſo erklärt ſich daraus, wie einige derſelben, die der philoſ. Forſchung vorzugsweiſe ſich widmeten, verſchiedene Schulen bilden konnten, denen aber immer die hauptſächliche Richtung auf das Ethiſche gemeinſchaftlich war. Einige dieſer S. ließen die theoretiſche Seite der Philoſophie ganz beiſeite, wie Antiſthenes, der Stifter der cyniſchen, und Ariſtipp, der Stifter der cyrenäiſchen Schule. Andere betrachteten zwar auch das Praktiſche als letzten Zweck der Philoſophie, ſuchten aber dieſen vornehmlich durch eine ausgebildete Dialektik zu gewinnen, wie Euklides, der Stifter der Megariſchen Schule (ſ. d.). Plato (ſ. d.), der begabteſte Schüler des Sokrates, ſtrebte die verſchiedenen Seiten der Philoſophie zu einem Syſtem zu vereinigen. Wie dieſe Schulen Sokratiſche hießen, ſo nannten im weitern Sinn die Alten auch die Schulen Sokratiſche, welche mittelbar mit der Sokratiſchen Philoſophie zuſammenhingen, z. B. die Ariſtoteliker und die folgenden Schulen in Hellas.

Sol, ſ. Helios.

Solānum, Name einer zu der 5. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehörenden, überaus artenreichen Pflanzengattung, nach welcher die Familie der Solanaceen benannt worden iſt. Die Blüten ſtehen in geſtielten, ſeitenſtändigen, dichotomen, halbkugeligen oder ſchirmförmigen Trugdolden und ſind aus einem fünf- oder zehnlappigen Kelch, einer radförmigen, fünflappigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen mit aneinanderhängenden, einen Kegel bildenden Beuteln und einem Stempel mit fadenförmigem, durch den Staubbeutelkegel hindurchziehenden Griffel zuſammengeſetzt. Die Frucht iſt eine zwei-, ſelten drei- bis vierfächerige vielſamige Beere. Man kennt über 900 Arten, von denen die Mehrzahl im tropiſchen Amerika zu Hauſe iſt. Dort finden ſich eine Menge ſtrauch- und ſelbſt baumartige Species, viele mit dornigen Blättern und Zweigen.

Europa besitzt eine einzige solche Art, das überaus dornige S. sodomaeum L., ein bis mannshoher Strauch mit violetten Blumen, welcher in den Küstengegenden Südspaniens und Siciliens wild wächst und auch, z. B. bei Cadiz, zu Hecken benutzt wird. Die übrigen europ. Solanumarten sind perennirende oder ein- bis zweijährige Kräuter, nur das bei uns an Fluß- und Teichufern häufig vorkommende S. Dulcamara L., Bittersüß, Mäuseholz, spielt häufig die Rolle eines Strauchs, indem seine kletternden Stengel verholzen und mit der Zeit selbst zollstarke Stämmchen bilden können. Beim Zerbrechen geben dieselben einen überaus widrigen, an Mäuse- oder Katzenurin erinnernden Geruch von sich. Diese Art hat eilanzettförmige, am Grunde geöhrelte Blätter und violette Blumen und bringt längliche, glänzend-scharlachrothe Beeren hervor, welche scharf und narkotisch-giftig sind. Die Stengel und Zweige sind als Stipites Dulcamarae officinell, indem sie als harn- und schweißtreibendes Mittel, namentlich bei syphilitischen Krankheiten angewendet werden. Bekannte Giftpflanzen sind das S. nigrum L. (mit schwarzen Beeren), S. miniatum Bernh. (mit hellrothen Beeren), S. villosum Lamk. (mit wachsgelben Beeren), drei zweijährige Kräuter mit buchtig gezähnten Blättern und weißen Blüten, welche als Unkräuter und Schuttpflanzen vorkommen und Nachtschatten oder Tollkraut genannt zu werden pflegen. Zur Gattung S. gehören auch die Kartoffel (s. d.), der Liebesapfel und die Eierpflanze, drei im tropischen Amerika heimische Kräuter. Der Liebesapfel, auch Paradiesapfel und Tomate genannt (S. Lycopersicum L.), hat bezüglich der Blätter einige Aehnlichkeit mit der Kartoffelpflanze, unterscheidet sich aber von dieser Pflanze leicht durch den Mangel der Knollen, die kleinern, stets weißen Blüten und namentlich durch die Beere, welche niedergedrückt und gerieft ist, zuletzt scharlachroth wird, und oft die Größe einer Faust sowie ganz monströse Formen erreicht. Ihre zahlreichen Samen sind in einen säuerlich-süßen Brei eingebettet, welcher die Frucht genießbar macht. Der Liebesapfel wird in allen wärmern Ländern, z. B. in den südeuropäischen (zumal in Spanien, woher der Name Tomate stammt) im größten Maßstabe angebaut, indem man dort die Früchte zu allerlei Saucen und Salaten benutzt, auch wol roh mit Salz zum Brote ißt. Beschränkter ist die Cultur der Eierpflanze (S. Melongena L.), einer einjährigen Art mit länglichen, buchtig gezähnten, unbewehrten oder dornigen, unterseits filzigen Blättern, deren lilafarbene Blüten hängende, längliche, eiförmige Beeren von weißer, gelber, braunrother oder violetter Farbe und der Größe eines Tauben- bis Hühnereies hervorbringen. Dieselben sind eßbar. Bei uns zieht man die Pflanze mehr als Ziergewächs in Töpfen und Mistbeeten.

Solaröl, ein sog. Mineralöl, wird bei der Destillation von Theer neben Paraffin (s. d.) und Photogen oder Hydrocarbür (s. d.) gewonnen. Von dem reinern, farblosen Photogen unterscheidet es sich wesentlich dadurch, daß es kohlenstoffreicher und dickflüssiger sowie weingelb von Farbe ist. Man benutzt es hauptsächlich zur Beleuchtung, bei größerm Paraffingehalt auch zur Schmiere von Maschinentheilen (z. B. der Spindeln an Spinnmaschinen). Der Werth des S. und des Photogens zur Beleuchtung hängt hauptsächlich davon ab, daß es frei von Kreosot u. s. w. ist, welche Körper an der Luft verharzen und den Docht verkohlen.

Sold heißt der Geldbetrag, welcher für geleistete Dienste, speciell für Militärdienste gezahlt wird. Er kommt schon im Alterthume vor, selbst bei den aus Staatsbürgern gebildeten Heeren, in Athen seit Perikles, in Rom seit Camillus. Aber es gab auch frühzeitig eigentliche Söldner, d. h. Scharen, die um Lohn in fremden Kriegen dienten, Griechen z. B. den Perserkönigen. Im Mittelalter verschwanden sie eine Zeit lang vor dem Heerbann und dem Lehnsaufgebot, traten aber bald wieder um so gewaltiger auf und machten die Masse der Heere bis in das 17. Jahrh. aus. Waffen und Kleidung mußte jeder Anzuwerbende mitbringen, dann erhielt er Handgeld und S., der aber oft ausblieb und furchtbare Meutereien veranlaßte, z. B. in den niederländischen Kriegen. Erst mit der Einführung stehender Heere wurde der S. geregelt; er war geringer als vorher, schon weil der Staat jetzt die Bekleidung (Uniform) und Ausrüstung lieferte. Der S., auch Gehalt, Löhnung, Tractament oder Geldverpflegung genannt, ist im Betrage bei den Armeen verschieden, am höchsten in der englischen.

Soldanella, s. Alpenglöckchen.

Soldat (zunächst aus dem Französischen) heißt jeder zum Heere gehörige und zum Kriegsdienst in Waffen bestimmte Mann, vom höchsten Befehlshaber bis zum Gemeinen, obgleich der Sprachgebrauch die Benennung meist nur auf die letztern beschränkt. Der Name ist in der röm. Kaiserzeit entstanden. Unter Alexander Severus nämlich erhielten die Krieger ihre Löhnung in einer Goldmünze (viermonatlich) ausgezahlt, welche solidus oder soldus hieß, wovon solidarius, ein bezahlter Krieger, abgeleitet wurde. (S. Militär.)

Soldin, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, einst Hauptstadt der Neumark, liegt an der südöstl. Ecke des 1 M. langen und bis ¼ M. breiten Soldinersees (des größten der Neumark), aus welchem hier die Mietzel abfließt, ist Sitz eines Landraths- und Kreissteueramts sowie eines Kreisgerichts und zählt 6262 E. (1864 einschließlich 655 Mann Garnison), die sich, mit Ausnahme von 86 Juden und 16 Katholiken, zum Protestantismus bekennen. Die Wälle, welche die im ganzen einförmige Stadt früher umgaben, sind schon längst in Gärten und Promenaden verwandelt, die alten Mauern zum Theil abgetragen, die Thürme über den drei Thoren aber noch wohlerhalten. Seit dem großen Brande von 1539, welcher den ganzen Ort bis auf das Kloster in Asche legte, ist S. regelmäßig angelegt und durch gerade Straßen in 22 Häuserquadrate getheilt. Unter den Bauwerken sind die alte Domkirche, die Kirche des ehemaligen Dominicanerklosters (jetzt den Reformirten gehörig) und die St.-Gertraudshospitalkirche sowie das Rathhaus am regelmäßigen, mit Linden bepflanzten Marktplatz, zu erwähnen. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Ackerbau; die früher blühende Tuch-, Wollzeug- und Strumpffabrikation ist nur noch unbedeutend. Fabriken sind nicht vorhanden, und Gewerbe und Handwerk produciren kaum über den örtlichen Bedarf. Eine Eisenbahn von Küstrin über S. und Pyritz nach Stargard ist projectirt. S. wird urkundlich zuerst 1262 erwähnt, als die Tempelherren ihren Hof S. und den See gleiches Namens nebst Zubehör an die Markgrafen von Brandenburg abtraten. Durch die Privilegien von 1281 und 1317 wurde S. zum Vorort für die Städte jenseit der Oder bestimmt, bei welchem dieselben Recht nehmen mußten. Das 1298 gegründete und in der Folge reich ausgestattete Domstift ist seit 1546 aufgehoben. Im Kreise S., der auf 20,95 Q.-M. nur 48672 E. (1864) zählt, liegen noch die drei Landstädte Berlinchen mit 4957 E. und ansehnlichen Viehmärkten, Bernstein, mit 2353 und Lippehne, mit 3247 E.

Soldo, s. Solidus.

Solfatāra ist der ital., Souffrière der franz. Name für jeden Krater eines Vulkans, der nur Luftarten ausstößt. Die berühmtesten Solfataren sind in Italien, auf den Antillen, in Innerasien und auf Java. Westlich von Neapel finden sich an der Küste von Puzzuoli in der den Alten unter dem Namen der Phlegräischen Felder bekannten, auch jetzt noch Campi Flegrei genannten Ebene 27 Krater. Einer derselben, der seit 655 keinen Ausbruch gehabt hat, ist die S. von Puzzuoli, etwa ½ St. von dem See Agnano und von der Hundsgrotte (s. d.), ein ungefähr 1250 F. langes und 1000 F. breites, fast überall von Kastanienhügeln der Monti Leucogei umgebenes Becken, eine weiße, todte, an einigen Stellen warme, an andern brennendheiße Fläche, aus der fortdauernd Schwefel quillt, Ammoniak- und Schwefeldunst aufsteigt. Das dumpfe unterirdische Echo beweist, daß diese ganze Gegend tief unterhöhlt ist. Ohne Zweifel ist diese S. ein dem Erlöschen entgegengehender Vulkan, dessen Thätigkeit viel früher stattfand als alle bekannten Entzündungen des Vesuv. Die aufsteigenden Dünste werden zu Heilbädern gebraucht, wozu Hütten von Bretern hier errichtet sind. — S. oder Lago d'Acqua Sulfurea (Schwefelsee) heißt auch ein 60 Schritt im Durchmesser haltender, sehr tiefer See zwischen Rom und Tivoli, mit mehrern schwimmenden Inseln, dessen Wasser eine Masse absetzt, die sich ungemein verhärtet. — Die Souffrière des 4502 F. hohen Morne-Garou auf der Insel St.-Vincent in der Reihe der Kleinen Antillen hat ⅔ M. im Umfang, 500 F. Tiefe und in der Mitte einen Kegel, dessen Gipfel mit Schwefel bedeckt ist. Die Souffrière der franz. Antilleninsel Guadeloupe ist 4568 F. hoch und stößt beständig Rauch, zuweilen auch Flammen aus. Auch mehrere Berge der engl. Insel Dominica enthalten Souffrièren, welche unaufhörlich Schwefeldämpfe ausstoßen und deren Umgebungen so heiß sind, daß man nicht darauf treten kann. Aehnliche Erscheinungen hat die Souffrière der engl. Antilleninsel Montserrat. Das sog. Giftthal auf der Insel Java ist ebenfalls eine erloschene S., die eine so große Masse von Kohlensäure aushaucht, daß kein lebendes Wesen sich ihm nähern darf, ohne todt niederzusinken. Die größte aller bekannten Souffrièren ist die S. von Urumtsi, westlich von der chines. Stadt Urumtsi, fast im Mittelpunkte Asiens, nördlich an dem Bogdo-Ola des Thianschangebirgs, zwischen den Vulkanen Peschan im Westen und Hotscheu im Osten. Sie wird von den Anwohnern die Brennende Ebene genannt und hat 7½ M. im Umfang.

Solfeggio, ein Uebungsstück für Gesang, in welchem die Töne nicht auf einen Text, sondern nur auf einzelne zusammenhanglose Silben oder Vocale gesungen werden. Theils sind die Solfeggien Intonations- und Treffübungen, theils auch Etuden für den Vortrag aller Arten Passagen und Coloraturen des Bravourgesanges. Zu den besten und brauchbarsten Solfeggien gehören unter vielen andern die von Aprile, Crescentini, Righini, Vaccaj, Bordogni, Banderali,

Winter, Rungenhagen, Weinlich u. ſ. w. — Solfeggiren, auch Solmiſiren und Solfiiren genannt, bedeutet urſprünglich, die Töne nicht auf einen Text, ſondern auf den Silben der alten Solmiſation (ſ. d.) abſingen. Im weitern Sinne bezeichnet es auch das Abſingen der Töne auf beliebigen andern Silben, oder auf den Buchſtabennamen der Töne oder den Vocalen, welches letztere Verfahren man noch insbeſondere Vocaliſiren oder Abcdiren nannte. Am beſten dienen dazu die fünf Vocale allein oder mit den verſchiedenen Conſonanten nacheinander verbunden. Die Tonbuchſtaben ſind dazu weniger günſtig, weil bei vielen Kreuztönen nur der Vocal i (fis, cis, gis u. ſ. w.) und bei B-Tönen nur der Vocal e (fes, ges, des u. ſ. w.) zur Anwendung kommt. Dies veranlaßte Graun, die ſieben Silben da, me, ni, po, tu, la, be anſtatt der Tonbuchſtaben c, d, e, f, g, a, h (und wie dieſe auch die nämlichen Töne fixirt) vorzuſchlagen (Dameniſation). Außerdem gibt es auch andere Solfeggirungsarten, wie die Bocediſation und die Bebiſation.

Solferino, ein Dorf mit etwa 1100 E. in der ital. Provinz Mantua, 1 St. nordweſtlich von dem Flecken Cavriana (ſ. d.), 3 St. von Caſtiglione (ſ. d.), iſt durch die Schlacht vom 24. Juni 1859, in welcher die Franzoſen und Sardinier unter dem Kaiſer Napoleon über die Oeſterreicher ſiegten, bekannt geworden. Letztere hatten nach der Schlacht von Magenta (ſ. d.) die Lombardei mit allen ihren Poſitionen geräumt und ſich hinter den Mincio innerhalb des berühmten Feſtungsvierecks zurückgezogen. Ihre wieder verſtärkten Streitkräfte wurden jetzt, nicht eben zweckmäßig, in zwei Armeen, unter den Grafen Wimpffen und Schlik, getheilt, und der Kaiſer Franz Joſeph übernahm 16. Juni den Oberbefehl, während Feldzeugmeiſter Heß Chef des Generalſtabs war. Die Geſammtſtärke betrug 160000 Mann mit 880 Geſchützen, von denen jedoch 320 nicht zur Schlacht verwendet wurden. Das verbündete Heer, 152000 Mann mit 440 Geſchützen, im Vorrücken begriffen, überſchritt 21. Juni den Chieſe, und die öſterr. Armee, ſtatt eine vortheilhafte Defenſivſchlacht anzunehmen, erhielt Befehl, am 23. wieder über den Mincio zu gehen und den Feind anzugreifen. Am 24. Juni waren beide Heere im Vormarſch, öſterreichiſcherſeits die Erſte Armee (4 Corps nebſt der Cavaleriedivision Mensdorff) auf dem rechten Flügel, ſeine äußerſte Rechte das 8. Corps unter Benedek, die zweite Armee (3 Corps mit der Cavaleriedivision Zedtwitz) auf dem linken Flügel; bei den Verbündeten die ſardin. Armee auf dem linken Flügel, das franz. 1. Corps gegen S., das 2. (Mac-Mahon) gegen Cavriana, das 4. (Niel) gegen die Hauptſtellung der öſterr. Erſten Armee bei Guidizzolo, das 3. (Canrobert) auf dem rechten Flügel, um Mantua zu beobachten und einen Angriff von dort zurückzuwerfen. Die Garden folgten als Reſerve. Die öſterr. Armee wurde noch hinter dem Mincio vermuthet. So ſtießen beide Heere am 24. Juni aufeinander, und es begann die bis zum Abend dauernde Hauptſchlacht. Auf dem Flügel am Gardaſee kämpfte der König von Sardinien, ohne gegen Benedek Vortheile erlangen zu können. Im Centrum bei S. und ſüdlich davon entbrannte der Kampf bald zu großer Heftigkeit. In der Ebene kam Niel bei Medola ins Gefecht. Derſelbe wurde von Mac-Mahon um Unterſtützung gebeten, mußte jedoch erſt Canrobert abwarten, der ihm die rechte Flanke decken ſollte. Es entwickelte ſich eine Reihe von Einzelgefechten. Die franz. Garde rückte zur Unterſtützung gegen S., das von den Oeſterreichern kräftig vertheidigt wurde. In der Ebene war Medola genommen, und es kam zu einem mehrſtündigen Kampfe um Rebecco. Erſt gegen 3 Uhr, als endlich Canrobert auf dringende Bitten Niel's dieſem eine Diviſion zur Unterſtützung geſandt, ging Wimpffen in eine neue Stellung zurück. Die Cavaleriedivision Zedtwitz war ſchon am Morgen vom Schlachtfelde verſchwunden, doch ſoll den Führer nach neuern Ermittelungen wenig Schuld treffen; er hatte nur ſeine Regimenter nicht in der Hand. Ueberhaupt war die Schlachtleitung auf öſterr. Seite ganz verloren. Im Centrum geſchah gegen 1 Uhr, durch die Garden unterſtützt, der entſcheidende Angriff auf S. Die Truppen des öſterr. 1. Corps (Clam-Gallas) wichen zuerſt, und die übrigen, welche das Schloß und den Cypreſſenhügel vertheidigten, mußten nach tapferm Widerſtande das Dorf aufgeben. Mac-Mahon zog ſich jetzt links, während das 1. Corps theils S. beſetzte, theils mit der Garde weiter gegen Cavriana vordrang. Neue Gefechte entſpannen ſich um Dörfer und Höhen, beſonders um Caſſiano, Cavriana und den Monte-Fontana. Die Oeſterreicher wichen kämpfend von Stellung zu Stellung. Mensdorff mit ſeiner Cavaleriedivision griff nicht ein; nur Edelsheim mit dem Huſarenregiment König von Preußen brach einmal im ſchwierigſten Terrain durch bis zur franz. Gardecavalerie, was jedoch keine Folgen hatte. Auf ihrem linken Flügel allein wurden die erneuten Angriffe Niel's, die nach 3 Uhr in drei Colonnen geſchahen, zurückgeſchlagen. Da brach gegen 5 Uhr auf dem ganzen Schlachtfelde ein furchbares Gewitter los, das auf den meiſten Punkten die Schlacht beendigte und von den Oeſterreichern zum Abzuge benutzt wurde. Nur Benedek ſtand während deſſelben noch im furchtbarſten Kampfe, als auch er

den Befehl zum Rückzuge erhielt. Starke Arrièregarden hielten aber noch bis zur Nacht einzelne Positionen besetzt, Gablenz die von Volta sogar bis 4 Uhr morgens. Die Niederlage der Oesterreicher, trotz aller Tapferkeit der Truppen, ist der mangelhaften Führung im ganzen und einzelnen zuzuschreiben. Die Geschützreserven, über 300 Kanonen, waren hinter dem Mincio zurückgelassen worden. Dem Massengebrauch der franz. Artillerie wurde nicht in gleicher Weise begegnet. Die österr. Cavalerie betheiligte sich fast gar nicht. Bei den Verbündeten waren die Streitkräfte auf dem ausgedehnten Schlachtfelde gleichfalls zersplittert, und ihr rechter Flügel gewann ebenso wenig Vortheile als der linke. Der Durchbruch im Centrum entschied aber den Sieg. Der größte Fehler war von seiten der Verbündeten, daß die Benutzung des Siegs durch energische Verfolgung mittels der Cavalerie ganz ausblieb. Eine Entscheidungsschlacht für den Krieg war darum die Schlacht bei S. keineswegs, sondern der gleich darauffolgende Friede von Villafranca kam nur aus polit. Beweggründen zu Stande. Die Verluste der Oesterreicher sind auf 634 Offiziere und 19311 Mann, die der Verbündeten auf 877 Offiziere und 16324 Mann berechnet worden. Vgl. Rüstow, «Der ital. Krieg von 1859» (1.—3. Aufl., Zür. 1859—60).

Solger (Karl Wilh. Ferd.), einer der bedeutendern Philosophen aus der Schule der Identitätsphilosophie, geb. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Ukermark, wo sein Vater Director der markgräfl. Kammer war, besuchte die Stadtschule daselbst, später das Graue Kloster in Berlin und zeichnete sich hier besonders in den alten Sprachen aus. 1799 bezog er die Universität zu Halle und studirte die Rechte. 1801 ging er nach Jena, wo er Schelling hörte, und bereiste dann die Schweiz und Frankreich. 1803 nahm er eine Anstellung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin an, welche ihm Muße gönnte, sich seinen Studien eifriger hinzugeben und Fichte's Vorlesungen über die Wissenschaftslehre zu hören. Um ganz den Wissenschaften zu leben, legte er 1806 seine Stelle nieder und ging nach Schwedt, wo er seine treffliche Uebersetzung des Sophokles (2 Bde., Berl. 1808; 2. Aufl. 1824) vollendete. Später ging er nach Frankfurt a. d. O., wo er außerord. Professor an der Universität wurde. Bei der Verlegung derselben nach Breslau wurde er an die Universität nach Berlin versetzt, wo er 20. Oct. 1819 starb. Unter seinen Schriften erwähnen wir «Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst» (2 Bde., Berl. 1815) und «Philos. Gespräche» (Berl. 1817). Seine von Tieck und Friedrich von Raumer herausgegebenen «Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1826) geben von der Fülle seiner Kenntnisse und der Tiefe und Klarheit seines vielumfassenden Geistes Zeugniß. Seine «Vorlesungen über die Aesthetik» wurden von Heyse herausgegeben (Berl. 1829). In seinen speculativen Ansichten, für deren Erörterung er die platonische Form des philos. Gesprächs allen andern vorzog, näherte er sich sehr dem Hegel'schen Standpunkt.

Solicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.

Solidarisch (in solidum), oder einer für alle und alle für einen, heißt diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn mehrere etwas zu fordern haben, ein jeder das Ganze fordern kann und, wenn mehrere verpflichtet sind, ein jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. An und für sich findet eine solche Art von Gemeinschaftlichkeit nur bei untheilbaren Gegenständen statt; außerdem ist eine gemeinschaftliche Forderung oder Schuld von selbst getheilt, und jeder Betheiligte ist nur berechtigt oder gehalten, sie zu seinem Antheile einzuklagen oder zu bezahlen. Wenn aber mehrere zusammen ein Verbrechen begehen, so kann der dadurch Beschädigte von jedem das Ganze fordern, und so kann auch eine solidarische Berechtigung oder Verpflichtung durch Vertrag und Testament begründet werden. Die, welche eine Vormundschaft oder eine andere öffentliche Verwaltung zusammen geführt haben, desgleichen mehrere Principale eines Schiffskapitäns, eines Factors, sind auch solidarisch verpflichtet. In gleicher Weise macht das Handelsrecht die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft für die Handlungsschulden haftbar. Was aber der eine auf diese allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den übrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, nur nicht bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen. Durch die Zahlung des einen werden die andern dem Gläubiger gegenüber frei.

Solidus hieß die Goldmünze, welche Kaiser Konstantin 330 an die Stelle der bis dahin üblichen goldenen Kaisermünze (aureus imperatorius) treten ließ. Ihr Gewicht ward auf $^1/_6$ Unze festgestellt, weshalb sie auch Solidus sextularius genannt ward; und mithin wurden aus dem 24löthigen röm. Pfund 72 Solidi zu je $1^1/_2$ Quentchen geschlagen, welche weiter eingetheilt wurden in semisses, tremisses, quadrantes, oder $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karätig. In der fränk. Monarchie blieb der Name bestehen; es änderte sich aber seine Bedeutung und die Geltung der dadurch bezeichneten Münze. Unter den Merovingern und Karolingern gab es nämlich folgende Hauptmünzen: das Pfund Gold, den

Goldsolidus (solidus aureus, auch schlechthin solidus oder aureus genannt) und das Drittel des Goldsolidus (triens oder tremissis); ferner: das Pfund Silber, den Silbersolidus, das Drittel des Silbersolidus (tremissis) und den Denarius (zuweilen auch schlechthin argenteus genannt). Davon aber waren das Pfund Gold, das Pfund Silber und der Silbersolidus nebst seinem Drittel nur Rechnungsmünzen. Wirklich ausgeprägt und in Umlauf gegeben wurden nur der Goldsolidus, der goldene Triens und der Denarius. Letzterer, der Denarius, welcher stets aus Silber bestand, kann als die Münzeinheit des fränk. Münzsystems betrachtet werden, denn er bildete einen aliquoten Theil des Gold- wie des Silbersolidus, und zwar so, daß immer 12 Denarii einen Silbersolidus und 40 Denarii einen Goldsolidus ausmachten, solange überhaupt diese beiden Münzen nebeneinander bestanden. In der merovingischen Zeit theilte das Münzwesen zwar die Störungen und Schwankungen aller Staats- und Verwaltungsverhältnisse, durchschnittlich aber wurden aus dem beibehaltenen röm. Goldpfunde 87 Goldsolidi geschlagen, die mithin etwas leichter ausfielen als die Konstantinischen; das Pfund Silber dagegen ward ungefähr zu 25 Silbersolidis (d. h. zu 275 Denaren) ausgeprägt. Pipin behielt in seinen ersten Regierungsjahren diese Währung bei, ließ aber später nur 22 Silbersolidi (d. h. 264 Denare) aus dem Pfunde schlagen, und Karl d. Gr. beschränkte diese Zahl zuletzt bis auf 20 Silbersolidi (d. h. 240 Denare), indem er zugleich das Gewicht des Pfundes fast um ein Viertheil erhöhte, sodaß sein Münzpfund 11 Loth $3^2/_5$ Quentchen schwerer war als die kölnische Mark, mithin 28 Loth wog. Nun hatte aber schon König Pipin die Goldsolidi gänzlich aufgehoben, und Karl bestätigte, wie es scheint, diese Verordnung aufs neue und brachte sie zu strenger Ausführung. Im Zusammenhange damit befahl er 801, daß die Bußen des Salischen Gesetzes, welche wie diejenigen aller deutschen Volksrechte in Goldsolidis angesetzt waren, fortan in Silbersolidis bezahlt werden sollten, sodaß je ein Silbersolidus an die Stelle eines Goldsolidus treten sollte. Die von Karl festgesetzte Stückzahl, wonach 20 Silbersolidi von je 12 Denaren auf das Pfund kamen, ward durch das ganze Mittelalter beibehalten, solange man überhaupt nach Pfunden rechnete; desto häufiger aber ward das Korn geändert und meistentheils verschlechtert. (S. Mark.) Das Feingewicht des karolingischen Denars war $^{23}/_{24}$; mithin enthielt sein 28löthiges Münzpfund $26^2/_5$ Loth feines Silber, betrug also nach gegenwärtigem Geldwerthe gerechnet 88 Frs. 30 Cent. oder 41 Fl. 8 Kr., d. i. ungefähr $23^1/_2$ Thlr.; sein Silbersolidus oder Schilling 4 Frs. $40^1/_7$ Cent. oder 2 Fl. $3^2/_5$ Kr., d. i. ungefähr $1^1/_6$ Thlr.; endlich sein Denarius oder Pfennig 40,29 Cent. oder $10^{17}/_{60}$ Kr., d. i. ungefähr $3^1/_2$ Sgr. Dieses Mischungsverhältniß von 23 Theilen feinem Silber wird auch im spätern Mittelalter zuweilen erwähnt und dann Königssilber oder Karles Loth genannt. Korn und Curswerth der spätern Solidi sanken mehr und mehr herab, sodaß der Name zuletzt auf Kupfermünzen, wie den ital. Soldo und den franz. Sou (s. d.), überging.

Soliman II. (Suleiman), der berühmteste Sultan der Osmanen, geb. 1496, war der einzige Sohn Selim's I., dem er 1520 in der Regierung folgte. Er war nicht nach der spätern Weise der osman. Fürsten erzogen, sondern in alle Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte sich gleich beim Anfange seiner Regierung. Er erstattete allen denen ihr Vermögen, die es unter seines Vaters Regierung ungerechterweise verloren hatten, stellte das gesunkene Ansehen der Gerichtshöfe wieder her und gab nur rechtlichen Personen Aemter und Statthalterschaften, doch räumte er seinen Großvezieren zu große Gewalt ein und nahm selbst zu geringen Antheil an der Berathung der Staatsangelegenheiten. Er bezwang den rebellischen Statthalter Gasali von Syrien, befestigte seine Herrschaft über Aegypten und schloß einen Waffenstillstand mit Persien. Hierauf nahm er 1521 Sabaez, Semlin und Belgrad und 1522 das den Johanniterrittern gehörige Rhodus ein. Nachdem er dann den rebellischen Statthalter von Aegypten, Ahmed-Pascha, bezwungen und für die Erhaltung der Ruhe in Asien Sorge getragen hatte, wendete er seine Waffen gegen Ungarn, wo er 1526 die Schlacht bei Mohacs gegen König Ludwig gewann, der selbst unter den Leichen gefunden wurde. Ofen ergab sich ihm hierauf und wurde, wider Suleiman's Willen, zum guten Theil, vor dem Rückzuge desselben, in Asche gelegt. Später schloß er ein Bündniß mit Ludwig's Nachfolger Johann Zapolya gegen König Ferdinand von Oesterreich, welcher 1527 die ungar. Königskrone empfangen hatte. Nachdem er 1529 Ofen genommen, zog er vor Wien und versuchte es viermal, diese Stadt mit Sturm zu nehmen, wurde aber endlich genöthigt, die Belagerung mit großem Verluste aufzugeben. 1534, nachdem er mit Ferdinand Frieden geschlossen, führte er Krieg gegen Persien und eroberte Tauris und Bagdad. In der nächsten Zeit wendete er seine Sorgfalt der Flotte zu, die er unter den Oberbefehl Chaireddin's (Barbarossa) gestellt hatte. Dieser eroberte Tunis (1534), wurde

aber im folgenden Jahre von Kaiser Karl V. wieder daraus vertrieben. Hingegen wurde die von Doria genommene Festung Koron von den Türken wiedererobert. In den folgenden Jahren nahm der Krieg mit Venedig den Sultan in Anspruch, welcher bis 1540 dauerte und mit der Abtretung einer Anzahl Inseln und fester Plätze von seiten der Republik endete. Nun brach der Krieg gegen Ferdinand wieder aufs neue aus. Unter dem Vorwande, den Sohn Zapolya's gegen den König zu schützen, wurde Ofen von den Türken besetzt, in den folgenden Jahren Fünfkirchen, Gran, Stuhlweißenburg und andere Festungen. Erst 1547 wurde ein für Ferdinand sehr nachtheiliger Friede geschlossen und derselbe abermals zu einem Feldzuge nach Persien benutzt, welcher zwei Jahre in Anspruch nahm. Hierauf entbrannte der Krieg wegen Siebenbürgen aufs neue zwischen dem Sultan und Ferdinand sowie gegen Kaiser Karl, dessen Flotte mit der französischen vereinigt war. Temesvár und Lippa wurden von den Türken erobert, doch widerstand Erlau. Die Flotte eroberte Tripoli, Oran und Budschia. 1565 hatte sein Kriegsheer vor der Insel Malta dasselbe Schicksal wie vor Wien. 1566 nahm sein Admiral Piali die Insel Chio. S. starb 5. Sept. 1566 bei der Belagerung von Szigeth in Ungarn, drei Tage vor der Einnahme jener Festung durch die Türken. S. hatte ebenso viel Talent für den Frieden wie für den Krieg. Als Feldherr und Staatsmann besaß er eine bewundernswürdige Energie, und obwol höchst ehrgeizig und herrschsüchtig, hielt er doch streng sein Wort und war ein Freund der Gerechtigkeit. Seinen Ruhm befleckte er indeß durch Grausamkeit. Er bediente sich der unbeschränkten Gewalt, die er besaß, um Ordnung und Sicherheit in seinem Reiche herzustellen und es passend zu organisiren. Unter seiner Regierung erlangten die Türken den höchsten Gipfel ihres Ruhms. Ein gewissenhafter Beobachter seiner Religion, war er weniger verderbt und weit unterrichteter als seine Vorgänger. Er liebte die Mathematik und besonders das Studium der Geschichte. Ihm folgte sein Sohn Selim II. (s. d.), dessen Mutter Roxolane zu Liebe er seine andern Kinder hatte umbringen lassen.

Solingen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt auf einer Anhöhe unfern der Wupper, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts, hat eine kath. und zwei evang. Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule und zählt 11847 E. S. mit seinen Umgebungen ist der Sitz wichtiger Stahl- und Eisenwaarenfabriken, denen in Bezug auf die Schwertfabrikation keine, in den übrigen Zweigen aber nur die engl. Fabriken an die Seite gestellt werden können. Im Kreise S. sind in mehr als 2700 Werkstätten gegen 10000 Arbeiter mit der Production von Klingen (jährlich $^1/_2$ Mill.), Messern (2 Mill. Dutzend), Scheren (1 Mill. Dutzend), Stahlrahmen (1 Mill. Dutzend), Feilen, Revolvern, Schirmgestellen und Metallwaaren verschiedener Art, zum größten Theil von anerkannter Vorzüglichkeit, beschäftigt. Schon im frühen Mittelalter waren die solinger Klingen berühmt. Sie werden jetzt in die entferntesten Länder versandt, und es dürfte kaum ein Kriegsheer bestehen, das nicht wenigstens zum größern Theil mit solinger Waffen armirt ist. Die echten Damascenerklingen werden von mehrern Meistern in höchster Vollkommenheit geschmiedet. Im Interesse der Industrie und des Handels wirken eine Handelskammer und eine Filiale der königl. Bank. Mit der Haan-Deutzer Eisenbahn ist S. seit 1867 durch eine Zweigbahn verbunden. Im Kreise S., der auf 5,35 Q.-M. nicht weniger als 85299 E. zählt, liegen noch die Städte Dorp, an der Wupper, mit 9201 E., Höhscheid mit 9013 E., Gräfrath mit 5322 E., Wald mit 6550 E., Merscheid mit 7241 E., Opladen mit 2064 E., Neukirchen mit 1952 E., Leichlingen mit 4635 E., Burscheid mit 5447 E. und Hitdorf mit 2001 E., sowie mehrere sehr volkreiche Dörfer, welche sämmtlich Industrieorte sind.

Solinus (Cajus Julius), ein röm. Grammatiker aus dem 2. oder 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte in einer gesuchten und zum Theil incorrecten Sprache ein Werk unter dem Titel «Polyhistor», in welchem er mit steter Benutzung der «Historia naturalis» des Plinius eine Sammlung meist geogr. Notizen gibt. Unter den Ausgaben sind zu nennen die von Grasser (Genf 1605), Götz (Lpz. 1777) und, als Hauptwerk für die Erklärung, des Salmasius «Exercitationes Plinianae in Solini polyhistorem» (2 Bde., Par. 1629; 2. Aufl., Utr. 1689).

Solipsen (zusammengesetzt aus dem lat. solus, allein, und ipse, selbst) ist der allegorische Name der Jesuiten, weil sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. Inchofer (Jul. Clem. Scotti), «Monarchia Solipsorum» (Vened. 1645; franz. von Restaut, Par. 1721; 3. Aufl. 1824). Solipsismus ist daher so viel als Selbstsucht.

Solis y Ribadeneira (Antonio de), span. Dichter und Geschichtschreiber, wurde 28. Oct. 1610 zu Alcala de Henares geboren. Neben der Jurisprudenz, der er sich auf der Universität zu Salamanca widmete, versuchte er sich bereits mit 17 J. in der dramatischen Poesie, wovon seine damals mit Beifall aufgenommene Komödie «Amor y obligacion» zeugt. Dann begleitete

er seinen Gönner, den zum Vicekönig von Navarra und dann von Valencia ernannten Grafen von Oropesa, und diente ihm als Secretär mit solcher Auszeichnung, daß Philipp IV. ihn zum Official der Staatskanzlei und zu seinem Secretär ernannte. S. verzichtete zu Gunsten eines Verwandten auf diese Stelle, erhielt aber bei der Königin-Mutter den gleichen Posten und wurde von ihr auch zum ersten Historiographen von Indien ernannt. Dies veranlaßte ihn, sein bedeutendstes Werk, die so berühmt gewordene «Geschichte von Mexico» zu schreiben (Madr. 1685; 5 Bde., Madr. 1798; 4 Bde., Madr. 1825; 3 Bde., Lond. 1809; 3 Bde., Par. 1826). Im 57. J. seines Lebens faßte er den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten und starb 19. April 1686 zu Madrid. Seine «Poesias» erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, seine neun «Comedias» ebendaselbst 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern ist «El alcazar del secreto» die beste und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete «Gitanilla de Madrid» oder «Preciosa» die bekannteste. Er verdankte überhaupt seinen Ruf als dramatischer Dichter mehr der Regelmäßigkeit seiner meisten Stücke, der Eleganz des Stils und der Glätte des Dialogs, als einer besondern Erfindungsgabe und schöpferischen Kraft. Außerdem hat man von ihm noch eine Sammlung von Briefen (herausg. von Mayans, Madr. 1737).

Solling oder Sollingerwald, ein den Gebirgszügen der Weserterrasse angehöriges plateauartiges Sandsteingebirge, zwischen der Leine und der Weser gelegen, als südöstl. Fortsetzung des Lippeschen Berglandes, mit dem Moosberge bei Neuhaus, welcher der Scheitelpunkt und 1585 F. hoch ist, durchzieht die südl. Theile von Hannover und Braunschweig und wird in den Großen und Kleinen S. getheilt, von denen der letztere innerhalb des hannov. Fürstenthums Göttingen liegt. Im ganzen hat der S. eine Ausdehnung von 9 M. Er ist reich an Laubholz und liefert außer Torf und Eisen besonders sehr gute Sandsteine, die auf der Weser in die umliegenden Landschaften verfahren werden. Nach der preuß. Stadt Höxter (s. d.), die 2 M. vom Moosberge an der Weser liegt, heißen sie Höxtersteine. Zu Holzminden werden sie zu Platten und Bauornamenten verarbeitet.

Sollohub (Wladimir Alexandrowitsch, Graf), russ. Schriftsteller, stammt aus einem alten litauischen Geschlechte und wurde 1814 in Petersburg geboren. Er erhielt eine glänzende Erziehung und wurde als Attaché der russ. Gesandtschaft in Wien zugetheilt. Sodann lebte er eine Zeit lang ganz der Literatur, bis er 1850 mit dem Range eines Staatsraths dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens aggregirt wurde. Später lebte er mehrere Jahre in Dorpat, und 1865 wandte er sich nach Moskau. Als Schriftsteller trat S. zuerst mit einer Reihe Erzählungen unter dem Titel «Na Son Grjaduschtschii» (2 Bde., Petersb. 1841—43) auf, welche sich durch Leichtigkeit und Eleganz des Stils auszeichnen, aber von der Blasirtheit der großen Welt nicht ganz frei sind. Hierauf gab er in Verbindung mit Shukowskij, Benediktow und der Gräfin Rostoptschin eine literarische Sammlung «Gestern und heute» (Petersb. 1845) heraus, welche viel Gelungenes enthält. Das bedeutendste seiner Werke, nach Gehalt wie nach Ausführung, ist «Tarantas» (Petersb. 1845), welches auch in mehrere Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Lippert, 2 Bde., Lpz. 1847). Es stellt die Reise eines jungen petersburger Russen durch die innern Provinzen seines Vaterlandes dar und gibt ein höchst ergötzliches Bild des russ. Lebens und Treibens, wobei durch die Nebeneinanderstellung patriarchalischer Einfalt und moderner Ueberbildung die frappantesten Contraste entstehen. In der Folge schrieb S. viel für das Theater, unter anderm die Vaudevilles «Zwjetobessie» (1845), «Bjedà ot njeshnago serdza» (1850) u. s. w. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Novellen und Skizzen in verschiedenen russ. Zeitschriften (zum Theil in deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852), und während seines Aufenthalts in Tiflis nahm er mit Eifer an den Arbeiten der dortigen geogr. Gesellschaft theil. Von seinen Erzählungen machen auf bleibenden Werth Anspruch: «Aptekarscha», «Istoria dwuch kalosch», «Dwe minuty», «Staruschka». S. gehört zu den talentvollsten russ. Schriftstellern der neuern Zeit. Mit eigenthümlicher Treue und mit Meisterschaft schildert er das Leben, das ihn umgibt, zeichnet er Bilder aus dem Leben der höchsten russ. Kreise, in denen sich Licht- und Schattenseiten in frappanter Weise spiegeln. Man vermißt in seinen Schriften freilich die innere Erwärmung und den Hauch eines poetischen Geistes, während sie doch durch ihre große Naturwahrheit fesseln.

Solmisation ist die Benennung der Töne mit den Silben ut, re, mi, fa, sol, la, deren man ehemals als Textunterlage bei sonst textlosen Singübungen allgemein sich bediente. Das Singen auf diesen Silben heißt solmisiren, solfiren, solfeggiren. (S. Solfeggio.) Man hat Jahrhunderte hindurch die Einführung der S. dem Guido von Arezzo (s. d.) zugeschrieben, daher man auch die Solmisationssilben die aretinischen oder guidonischen nannte. Man theilte den damaligen Tonumfang von 20 Tönen (von G bis zweigestrichen o) in sieben sechsstufige Ton-

leitern, Hexachorde, deren jede von der dritten zur vierten Stufe einen halben Ton enthalten mußte. Um aber die Lage des Halbtons in allen sieben Hexachorden durchführen zu können, war man genöthigt, in den Hexachorden 2, 3, 5 und 6 die drei letzten Stufen der ihnen vorangehenden Hexachorde als Anfangsstufen zu wiederholen; die Hexachorde 4 und 7 aber enthielten fünf Stufen des dritten und sechsten. Die sechs Stufen der Hexachorde wurden mit den obenerwähnten Solmisationssilben ut, re, mi, fa, sol, la benannt, welche die Anfangssilben der sechs ersten Verse eines von Paulus Diaconus gedichteten Hymnus an den heil. Johannes sind: **Ut** queant laxis | **Resonare** fibris | **Mira** gestorum | **Famuli** tuorum | **Solve** polluti | **Labii** reatum | Sancte Johannes. Die Melodie dieses Hymnus (welcher auch als Mittel gegen die Heiserkeit galt) war zufällig so eingerichtet, daß die Anfangstöne der Verse, von C ausgehend, immer einen Ton höher eintraten (bis auf das Ende, das nach G sich zurückwendet), und es erschien deshalb schon dem Guido die Melodie als eine Art mnemonisches Hülfsmittel. Wahrscheinlich aber waren es erst Guido's Schüler, welche diese Anfangssilben zur bleibenden Benennung der Stufen des Hexachords, und zwar ursprünglich des von C ausgehenden (zweiten) Hexachords, anwendeten. Die Silben aber wurden nicht auf den bestimmten Ton fixirt, sodaß also C jederzeit mit ut, F mit fa u. s. w. benannt worden wären, sondern sie wechselten. Dieselbe Silbe diente mehrern Tönen zur Benennung, sodaß also z. B. der Ton a bald la, bald mi oder re, der Ton g bald sol, bald re oder ut hieß, je nachdem er in andern Tonverbindungen vorkam. Aus dieser verschiedenen Anwendung ein und derselben Silbe auf mehrere Töne entstand die bei aller Verwickelung und Beschwerlichkeit unnütze Mutation der Silben. Solange die Grenzen eines Hexachords in der Melodie nicht überschritten wurden, behielten die Silben ihre ursprüngliche Folge; die Sache änderte sich aber sobald jene Ueberschreitung eintrat. Durch das Hinzufügen der siebenten Silbe si (durch Kilian Hammer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.) wurde der Mutation der Todesstoß versetzt; doch dauerte der Streit für und gegen S. und Mutation bis auf Mattheson (1717) fort. Dann verschwanden sie als System, und nur die Franzosen und Italiener bedienen sich noch der aretinischen Silben, jedoch in vereinfachter Weise, ähnlich unsern Buchstaben auf dieselben Töne fixirt und mit Bezeichnung des siebenten Tons durch die Silbe si. Also c heißt stets ut (des Wohlklangs wegen sagen die Italiener dafür do), d re, e mi, f fa, g sol, a la, h si.

Solms, ein altes gräfl., später auch fürstl. Geschlecht in der Wetterau, dessen Stammhaus seit dem 14. Jahrh. Braunfels war, hat Marquard, Grafen zu S., im Hessengau, der zuerst 1129 erwähnt wird, zum ersten gewissen Stammvater. Das ursprüngliche Stammhaus S., eine alte verfallene Burg, liegt unweit Braunfels an dem Flüßchen Solms. Die Söhne des Grafen Otto, gest. 1409, Bernhard und Johann, gründeten die Linien S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere theilte sich in drei Zweige, von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Das Haus S. hatte in Ansehung seiner im Oberrheinischen Reichskreise gelegenen Stammbesitzungen Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit, Reichs- und Kreisstandschaft. Die zweite Linie theilte sich in zwei Hauptzweige: S.-Lich und Hohen-S., der seit 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und den gräflichen S.-Laubach. Die beiden fürstl. Häuser bekennen sich zur reform. Kirche. Die Linie S.-Laubach, welche protestantisch ist, theilt sich in zwei Unterlinien: S.-Sonnenwalde und S.-Baruth, die wieder in zwei Aeste: a) S.-Rödelheim und Assenheim und b) S.-Wildenfels zerfällt, mit den Nebenästen S.-Wildenfels-Laubach und S.-Wildenfels zu Wildenfels. — Der Fürst von S.-Braunfels, Ferdinand, geb. 14. Dec. 1797, der 1837 seinem Vater Wilhelm folgte, besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Theil der Solmsischen Besitzungen: unter preuß. Oberhoheit die Aemter Braunfels und Greiffenstein, unter hessischer die Aemter Hungen, Wölfersheim und Gambach und unter würtembergischer einen Theil von Limpurg-Gaildorf, zusammen 9 1/2 Q.-M. Er ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Seine Residenz ist Braunfels. — Der Fürst von S.-Lich und Hohen-S., Ludwig, geb. 24. Jan. 1805, hat unter preuß. Hoheit das Amt Hohen-S. und unter großherzoglich hessischer die Aemter Lich und Niederweisel, zusammen 4 Q.-M. Er residirt zu Lich, einer kleinen Stadt an der Wetter, und ist Mitglied des preuß. Staatsraths und erbliches Mitglied des Herrenhauses. In weitern Kreisen wurde der Fürst Ludwig bekannt durch seine auf Haller'schen Principien ruhende Schrift «Deutschland und die Repräsentativverfassungen» (Gieß. 1838), die manche Widerlegung fand, dagegen von dem Fürsten von S.-Wildenfels, dem sie noch zu liberal schien, in seiner Schrift «Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassungen» (Zwick. 1838) hart mitgenommen

wurde. — Standesherr in der Linie S.-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf Maximilian, geb. 14. April 1826, und zu S.-Laubach Graf Otto, geb. 1. Oct. 1799. Der Standesherr von S.-Wildenfels zu Wildenfels, Graf Friedrich Magnus, geb. 26. Jan. 1811, der neben der Herrschaft Wildenfels unter königl. sächs. Hoheit auch im Großherzogthum Hessen und in Sachsen-Weimar Besitzungen hat, ist erbliches Mitglied der Ersten Kammer des Königreichs Sachsen. Einen Nebenzweig des zuletzt genannten Hauses bildet der gräfliche zu Sachsenfeld. — Die gräfl. Linie S.-Laubach besaß früher jenseit des Rhein die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld, für deren Verlust sie 1802 durch die im Solmsischen Territorium gelegenen Abteien Altenburg und Arensberg entschädigt wurde. Sie blüht in mehrern Zweigen. Den Zweig Sonnenwalde-Rösa repräsentirt Graf Friedrich, geb. 1. Dec. 1800, anhalt. Kammerherr und Oberjägermeister; den Zweig Sonnenwalde-Alt-Pouch Graf Alfred, geb. 5. Mai 1810, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses; den Ast S.-Baruth zu Baruth Graf Friedrich, geb. 3. Aug. 1795, ebenfalls Mitglied des preuß. Herrenhauses; den Zweig S.-Baruth zu Klitzschdorf Graf Hermann, geb. 2. Dec. 1799. 1806 verloren beide fürstl. Linien und die gräfliche ihre Reichsunmittelbarkeit.

Solnhofen, ein Pfarrdorf von 786 E. im bair. Kreise Mittelfranken, im Landgericht und ¾ M. südlich von Pappenheim, 2 M. westlich von Eichstädt, an der Altmühl, verdankt seinen Ursprung der von Sola, einem Schüler und Verwandten des heil. Bonifacius, 743 gegründeten Benedictinerabtei (1534 säcularisirt) und ist ein geologisch und für die lithographische Kunst berühmter Ort. Es werden in der Gegend auf dem bewaldeten Plateau, in welches das Thal der Altmühl eingeschnitten, die besten zur Lithographie geeigneten Kalksteine gewonnen, welche man bis jetzt auf der ganzen Erde kennt. Da diese einen sehr großen Absatz über Europa hinaus finden, so haben die zu dem Zweck angelegten Steinbrüche nach und nach eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen, und Baiern besitzt in denselben eine Art Monopol für die gesammte Lithographie. Der sog. lithographische Stein besteht aus einem dünn und sehr regelmäßig geschichteten, ganz dichten, meist hellgelben oder etwas graulichen Kalkstein von ganz besonderer Reinheit und Gleichförmigkeit des Korns. Derselbe bildet die obersten Schichten der Juraformation dieser Gegend und liegt theils auf gewöhnlichem Jurakalkstein, theils auf Dolomit. In denselben Schichten, die man zur Lithographie verwendet, kommt eine große Menge oft gut erhaltener Versteinerungen von Fischen, Pterodaktylen, Krebsen, Ammoniten und selbst Libellen vor, deren Verkauf einen nicht unbeträchtlichen Nebenverdienst der Steinbrecher abgibt.

Solo heißt zunächst ein Tonstück für eine Singstimme oder ein Instrument, entweder ganz allein oder mit Begleitung eines oder mehrerer anderer Instrumente. Die Solostimme ist, wenn mit einer oder mehrern begleitenden Stimmen verbunden, die Hauptstimme, welcher der wesentliche Theil des Tonausdrucks in dem betreffenden Stücke zukommt. Man unterscheidet einstimmige und mehrstimmige Solosätze. In einstimmigen ist nur eine Solostimme vorhanden, wie z. B. in der Arie, den Concerten für Streich- und Blasinstrumente und für Klavier (insofern letzteres, wenngleich in sich mehrstimmig, doch immer nur für eine Partie gilt). In mehrstimmigen Solosätzen treten mehrere Stimmen auf, und dazu gehören die Duette, Terzette u. s. w. für Gesang und Instrumente. Außerdem bezeichnet man mit S. eine Art von Tonstücken für ein Soloinstrument, zur Gattung der Sonate gehörend, gewöhnlich aus drei verschiedenen Sätzen bestehend, von denen ein jeder seinen eigenen Charakter und seine fertige Ausgestaltung für sich hat, mit den übrigen aber in innerm Zusammenhange steht. Dieses S. unterscheidet sich von der Sonate, wenn überhaupt, durch nichts weiter als durch eine etwas glänzendere und concertmäßige Behandlung seiner Hauptstimme. Mit dem Worte S. pflegt man noch zu bezeichnen: a) die Hauptperioden eines Concerts, mit welchen der Concertspieler zwischen den Ritornellen sich hören läßt; b) in Stimmen, welche (wie in großen Orchesterstücken z. B. die Hörner, Oboen, Fagotten u. s. w.) für gewöhnlich nicht eigentlich obligat gehalten sind, solche Stellen, an denen diese Stimmen zeitweilig Hauptstimmen werden, die Hauptmelodie auszuführen haben; c) in begleitenden Stimmen die Eintrittsstellen des S. nach beendigtem Tutti (s. d.), um jenen anzuzeigen, daß sie nunmehr nach der Hauptstimme sich zu richten haben.

Solöcismus (griech. soloikismos) wird im allgemeinen jeder grobe Sprachfehler genannt; vorzugsweise aber bezeichnet man in der Rhetorik damit die von der Regel abweichende verkehrte Structur der Worte und unterscheidet davon genauer den Barbarismus, obwol die Grenzen zwischen beiden oft nur schwer zu ziehen sind und beide Fehler häufig in der Rede zusammenfallen. Schon die Alten leiteten das Wort von der Stadt Soloi oder Soli ab, einer Colonie der Athener

in Cilicien, deren Bewohner den Dialekt ihrer Mutterstadt schnell vergaßen und ein sehr fehlerhaftes Griechisch sprachen.

Solon, der berühmte athenische Gesetzgeber, war ein Sohn des Exekestides aus dem alten Geschlechte der Kodriden (Nachkommen des letzten attischen Königs Kodros). Geboren um 639 v. Chr., widmete er sich zunächst dem Handel und benutzte die in Geschäften unternommenen Reisen zugleich zu seiner geistigen Ausbildung. Sein erstes polit. Auftreten war ein poetischer Protest gegen den kleinmüthigen Beschluß seiner Landsleute, die Insel Salamis, um welche sie lange Zeit mit ihren Nachbarn, den Megarern, unglücklich gekämpft hatten, aufzugeben. Da nämlich durch einen Volksbeschluß der Antrag auf Wiederaufnahme des Kriegs bei Todesstrafe verboten war, erschien S. in erheucheltem Wahnsinn in der Volksversammlung und trug da ein elegisches Gedicht von 100 Versen, «Salamis» betitelt, vor, durch welches er die Bürger so begeisterte, daß sie nach Aufhebung jenes Beschlusses den Krieg gegen Megara aufs neue begannen. Bald darauf (um 600) spielte S. auch in dem sog. ersten Heiligen Kriege, welchen der Herrscher von Sikyon, Kleisthenes, und die Athener im Auftrage des Amphiktyonenbundes gegen die Stadt Krisa zum Schutze des Delphischen Heiligthums führten, eine nicht unbedeutende Rolle. Unterdessen waren die innern Verhältnisse des athenischen Staats infolge langjähriger Parteikämpfe zwischen dem Adel (den großen Grundbesitzern) und dem Volke so zerrüttet, die Schuldenlast, unter welcher die ärmere Volksklasse seufzte, so unerträglich geworden, daß alle Parteien die Nothwendigkeit einer gründlichen Abhülfe erkannten. Es wurde also, nachdem man durch den Sühnpriester Epimenides aus Kreta eine religiöse Reinigung der durch die blutigen Parteifehden befleckten Stadt hatte vornehmen lassen, durch einen Compromiß S. als Mann des öffentlichen Vertrauens zum ersten Archon ernannt und mit außerordentlicher Vollmacht zur Verfassungsänderung und Gesetzgebung bekleidet (594 v. Chr.). Nachdem dieser durch eine allerdings revolutionäre, aber durch die Umstände gebotene Maßregel, die Aufhebung der Schulden (Seisachtheia) die Noth der ärmern Klassen gemildert und viele Bürger, die wegen Zahlungsunfähigkeit ins Ausland geflohen oder gar als Sklaven verkauft worden waren, ins Vaterland zurückgeführt hatte, regelte er die Rechte und Pflichten der Bürger dem Staate gegenüber durch eine Eintheilung der gesammten Bürgerschaft in vier Vermögens- und Steuerklassen: 1) Pentakosiomedimnen, d. i. solche, die jährlich wenigstens 500 Medimnen (Scheffel) Getreide oder ebenso viel Metreten (Maß von 39,39 Liter) Wein und Oel von ihren Grundstücken ernteten; 2) Hippeis (Ritter), d. i. solche, die wenigstens 300 Scheffel ernteten und daher ein zum Kriegsdienst taugliches Pferd halten konnten; 3) Zeugitä (Gespannbesitzer), d. i. solche, die wenigstens 200 (oder 150) Scheffel ernteten und wenigstens ein Joch Ochsen (oder Maulthiere) halten konnten; 4) Thetes (Lohnarbeiter), die weniger oder gar kein Grundeigenthum besaßen. Die Angehörigen der letzten Klasse waren von der Verpflichtung zum Kriegsdienste, wenigstens als Hopliten (Schwerbewaffnete), und zur Zahlung von Vermögenssteuern frei, dafür aber auch von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen; die Mitglieder der übrigen Klassen wurden nach Maßgabe ihres Besitzes zu den Staatsleistungen herangezogen, die der ersten genossen als die Höchstbesteuerten das Vorrecht, daß die obersten Beamten (Archonten) nur aus ihrer Mitte gewählt wurden. Man nennt diese Verfassung eine timokratische, weil sie die polit. Rechte und Pflichten nach dem Census (griech. time) regelt. Als höchste berathende Behörde setzte S. einen Rath (Bule) von 400 Mann ein, dessen Beschlüsse aber der Bestätigung oder Verwerfung durch die Volksversammlung, zu der auch die Theten Zutritt hatten, unterlagen. Auch an der richterlichen Gewalt gab er dem Volke Antheil, indem er neben den durch Drakon (s. d.) eingesetzten Gerichtshöfen die sog. heliastischen, d. i. Geschworenengerichte, einrichtete. Diese Verfassungsbestimmungen sowie zahlreiche Gesetze über das sociale und bürgerliche Recht ließ S. auf hölzerne Pfeiler von theils viereckiger, theils prismatischer Form eingraben, die auf der Akropolis aufgestellt wurden, nachdem er, wie erzählt wird, das Volk sich hatte eidlich verpflichten lassen, zehn Jahre lang nichts daran zu ändern. Er selbst unternahm dann wieder längere Reisen nach Aegypten, Kleinasien (wo er, nach einer freilich chronologisch bedenklichen Tradition, den König Krösus von Lydien besucht haben soll) und Cypern; bei seiner Rückkehr nach Athen fand er den Staat aufs neue von heftigen Parteikämpfen zerrissen, die trotz der Warnungen, welche S. in dichterischer Form an seine Landsleute richtete, bald zur Tyrannis des Pisistratus (s. d.) führten. S. starb in hohem Alter um das J. 559 v. Chr. Eine Lebensbeschreibung von ihm besitzen wir von Plutarch (herausg. von Westermann, Braunschw. 1841). Die zahlreichen Fragmente der Dichtungen S.'s sind gesammelt in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum elegiacae» (Gött. 1838) und in Bergk's «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866).

Solothurn (franz. Soleure), der 10. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, der 1481 zugleich mit Freiburg in den Bund trat, grenzt im Westen an Bern, im Norden an Frankreich und Baselland, im Osten an Aargau, im Süden an Aargau und Bern, hat ein Areal von 13,72 Q.-M. und zählt 69263 (1860) E., die sich mit Ausnahme von 9545 Reformirten (vorzugsweise in der Amtei Bucheggberg) und einiger Israeliten zum Katholicismus bekennen. Das Land wird vom Jura durchzogen, der sich hier in fünf Ketten fächerförmig nach Westen ausbreitet und dadurch Längenthäler bildet, die nur an wenigen Stellen durch schmale Klufen leichtem Verkehr geöffnet sind. Der höchste Gipfel des Jura im Canton ist die Hasenmatte (4830 F.), nahe bei der Stadt S. Der fruchtbarste und angebauteste Theil des Cantons liegt aber am Südfuße des Jura an den Ufern der Aare. Doch bieten auch die Rücken und Abhänge der meist bewaldeten Gebirgsketten theilweise vorzügliches Culturland. Viele Punkte werden mit Erfolg als Curorte benutzt, wie der Weißenstein bei S. und die Froburg bei Olten. Die Bewohner beschäftigen sich meist mit Ackerbau und Viehzucht. Früher wurde Getreide über den Bedarf erbaut. Da jedoch in neuerer Zeit die Milchwirthschaft und Käsebereitung bedeutend zugenommen, wird auch der Futterbau stärker betrieben. Vor kurzem hat man auch mit dem Anbau von Hopfen und Taback Versuche gemacht. Ansehnlich ist der Obstbau, besonders in den nördl. Gegenden des Jura, im Schwarzbubenland, aus welchem Kirschen und Kirschwasser in bedeutenden Quantitäten ausgeführt werden. Der Weinbau ist von keinem Belang. Das Mineralreich liefert etwas Eisen, Thon und Gips, schöne Marmorarten zu Kunstarbeiten und überall treffliche Bausteine. Unter den Mineralquellen ist die Schwefelquelle zu Lostorf die bedeutendste. Industrie und Handel haben sich seit Eröffnung der Eisenbahnen rasch entwickelt. Zu den längst einheimischen Fabrikationszweigen (Verarbeitung des Eisens, Verfertigung von Glas- und Thonwaaren, Papier-, Leder-, Strumpf- und Halbleinwaarenfabrikation) sind seitdem neu hinzugetreten: Baumwoll- und Wollspinnerei und Weberei, Seidenzwirnerei und Seidenbandweberei, Schuh- und Kammfabriken, die Uhrenindustrie, Maschinenbau und Parketteriefabriken. Die Mittelpunkte der industriellen Thätigkeit sind die Hauptstadt mit ihrer Umgebung, Olten, Schönenwerdt, Grenchen, Münlisdyl und Balsthal.

S. gehört zwar zu den Cantonen mit Repräsentativverfassung, doch nähert sich dieselbe bereits in vielen Beziehungen der reinen Demokratie. Die «Souveränetät des Volks ohne Rückhalt» wurde 1830 ausgesprochen, aber erst seit 1841 sind die letzten Vorrechte der Hauptstadt aufgehoben. 1851 wurde bestimmt, daß die Wahlen in den Cantonsrath alle direct durch das Volk vorgenommen werden sollen. 1856 erhielt das Volk auch das Veto gegen Gesetze und Verordnungen des Cantonsraths, die Wahl der Gemeindebehörden und Lehrer und ein doppeltes Vorschlagsrecht für die Wahl der Pfarrer und Bezirksbeamteten, an dessen Stelle aber ohne Zweifel ebenfalls directe Wahl treten wird. Oberste gesetzgebende Behörde ist der Cantonsrath, der aus 106 Mitgliedern besteht und auf fünf Jahre gewählt ist. Die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung und die Einleitung der gesetzgeberischen Arbeiten besorgt ein vom Cantonsrath erwählter Regierungsrath von fünf Mitgliedern. Als oberste richterliche Behörde entscheidet in Civilsachen ein Obergericht von sieben Mitgliedern, in Criminalsachen das Geschworenengericht. Die Staatseinnahmen betrugen 1865 1,294000, die Ausgaben 1,195766 Frs. Für das J. 1866 waren letztere auf 1,229376 veranschlagt und ein Deficit von 86000 Frs. vorgesehen. Um den Bedürfnissen des Staatslebens allseitig genügen zu können, soll das bisher durchaus indirecte Steuersystem durch das directe, Besteuerung des Kapitals und Erwerbs, «ergänzt» werden. Zur Bundesarmee stellt der Canton in Auszug und Reserve 3072 Mann, hat aber gegen 500 Mann Ueberzählige und eine gutausgerüstete Landwehr.

Die Hauptstadt S., am östl. Abhange des Jura und am Fuße des durch seine reizende Fernsicht bekannten, gegen 4000 F. hohen Weißenstein, liegt in einer der lieblichsten Gegenden der Schweiz, die mit Wiesen, Hügeln, Obstbäumen, Waldungen und hübschen Landhäusern erfüllt ist. Die Stadt ist auf einem sanften Hügel an der Aare erbaut, die sie in zwei ungleiche, durch hölzerne Brücken verbundene Theile trennt, und zählt 5916 E. Die rasche Zunahme der Bevölkerung in neuester Zeit hat zahlreiche Neubauten, namentlich nach Westen gegen den Bahnhof hin, veranlaßt. Im Innern geben breite, reinliche Straßen, öffentliche, mit schönen Brunnen gezierte Plätze und viele sehr ansehnliche Gebäude der Stadt ein freundliches Ansehen. Unter den letztern sind hervorzuheben: die Kathedrale der Heiligen Urs und Victor, mit einem 190 F. hohen Thurme, prachtvoller Façade und schönem Choraltar; die Jesuitenkirche, die neue reform. Kirche, das Zeughaus mit vielen Harnischen und eroberten Fahnen; die ehemalige Residenz des

franz. Gesandten, jetzt als Kaserne benutzt; das Theater. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu S. die Cantonsschule (Gymnasium, Lyceum, theol. Lehranstalt und Gewerbeschule), das Lehrerseminar und das Priesterseminar (im ehemaligen Franciscanerkloster). Unter den Instituten für Wissenschaft und Kunst sind hervorzuheben: das Naturhistorische Museum mit vielen Versteinerungen besonders der Juraformation, die Cantonsbibliothek (fast 20000 Bände) und die Sammlungen des Kunstvereins. Den philanthropischen Sinn der Bewohner bekunden ein Bürgerhospital, ein Waisenhaus u. s. w.; auch besteht zu S. die cantonale Irrenanstalt (Rosegg). Die Stadt ist der Hauptmarktplatz für die benachbarten Bezirke der Cantone Solothurn und Bern. Durch die Schweizerische Centralbahn wird der Verkehr mit den fernern Landestheilen der Schweiz und dem Auslande vermittelt. ½ St. von der Stadt liegt die Einsiedelei der heil. Verena. Von den übrigen Ortschaften des Cantons ist noch die Stadt Olten, an der Aare, mit 2301 E., zu erwähnen, welche bei ihrer günstigen Lage am Knotenpunkt der Centralbahn (wo die Bahnen von Basel nach Luzern und von Bern nach Zürich und Neuenburg sich kreuzen) einem raschen Aufschwung entgegengeht. Vgl. Strohmeier, «Der Canton S.» (St. Gallen 1836); derselbe, «S. mit seinen Umgebungen» (Soloth. 1840).

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Soltikow (Ssaltykow), ein russ. Geschlecht, welches seinen Ursprung von dem Wojwoden Terentij ableitet, der sich unter Alexander Newski in der Schlacht gegen die Schweden 1240 hervorthat und dessen Vater, Michael, aus Preußen nach Rußland gekommen war. Das Geschlecht zählte unter allen adelichen Familien des russ. Reichs die meisten Bojaren. Praskowja Feodorowna S. wurde die Gemahlin des Zaren Iwan Alexejewitsch (gest. 1696) und dadurch Mutter der Kaiserin Anna und Urgroßmutter des unglücklichen Kaisers Iwan Antonowitsch. Der General Semen Andrejewitsch S., Gouverneur von Moskau, ward durch seine Base, die Kaiserin Anna, 19. Jan. 1732 in den russ. Grafenstand erhoben. Dessen Sohn, Graf Peter Semenowitsch S., erhielt im Siebenjährigen Kriege 1759 an Fermor's Stelle den Oberbefehl über die russ. Armee. Er trug 23. Juli 1759 beim Dorfe Kai einen Sieg über den preuß. General Wedel davon und 12. Aug., nach Vereinigung mit dem österr. General Loudon, bei Kunersdorf (s. d.) jenen entscheidenden Sieg über Friedrich d. Gr. selbst. Mit der Feldmarschallswürde belohnt, wurde er nachher Generalgouverneur von Moskau und starb dort im Dec. 1772. Sein Sohn, Graf Iwan Petrowitsch S., eroberte 1788 Chocim, wurde 1797 gleichfalls Feldmarschall und Gouverneur von Moskau und starb 1805. — Ein Verwandter der vorigen, aus einer Seitenlinie, Nikolai Iwanowitsch S., geb. 11. Nov. 1736, wurde 1783 zum Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexander und des Großfürsten Konstantin ernannt und verdankte dieser Stellung die Freundschaft Kaiser Paul's und 1796 den Feldmarschallsstab. Er war zugleich Präsident des Kriegscollegiums, 1812 Präsident des Reichsraths und des Ministercomité und 1813—15 während der Abwesenheit Alexander's gewissermaßen Regent des Reichs. Vom Kaiser 1814 in den Fürstenstand erhoben, starb er in Petersburg 28. Mai 1816. Sein ältester Sohn, Fürst Alexander S., war Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber bald zurück und starb 1837. Der zweite, Fürst Sergei S., Wirkl. Geheimrath und Senator, starb 1828; der dritte, Dmitri, ist Geheimrath a. D. Der Sohn des letztern, Fürst Alexei S., machte sich bekannt durch seine Reisen in Persien 1838 und Ostindien 1841—46, deren Beschreibung er in russ. und franz. Sprache herausgab («Voyages dans l'Inde», Par. 1849, und «Voyage en Perse», Par. 1851). — Gegenwärtig bestehen im Umfange des russ. Reichs vier Zweige dieses Geschlechts, das Soltikow'sche ohne Titel, das gräfl. und fürstl. Soltikow'sche und das der Soltyk in Polen, deren Ahnen im Anfange des 17. Jahrh. aus Rußland auswanderten.

Soltyk (Roman), poln. Militär und Patriot, Sohn des Reichstagsmarschalls Stanislaus S. und der Prinzessin Karolina Sapieha, geb. 1791 zu Warschau, wurde anfangs im älterlichen Hause, dann in Paris erzogen, wo er unter Kosciuszko's Leitung stand und von 1805—7 die Polytechnische Schule besuchte. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er Lieutenant bei der Fußartillerie und 1809 Hauptmann einer Compagnie reitender Artillerie, die er selbst ausgerüstet hatte. In dem Feldzuge von 1809 leistete er besonders in der Schlacht bei Wrzawy, als Poniatowski's Heer weichen mußte, die wichtigsten Dienste. 1810 wurde er Lieutenant-Colonel der Artillerie, und 1812 kam er als Adjutant des Generals Sokolnicki in den Generalstab Napoleon's. In der Schlacht bei Leipzig erhielt er 18. Oct. den Befehl, den großen Artilleriepark auf das Schlachtfeld zu führen, was er mit großer Umsicht ausführte. Bei dem Uebergange der sächs. Truppen gerieth er in Gefangenschaft. Nach dem Frieden trat er ins

bürgerliche Leben über und huldigte freisinnigen Ansichten. Er wurde Mitglied des Raths im Palatinat Sandomir und zwei Jahre darauf Landbote auf dem Reichstage. 1826 in eine Verschwörung verwickelt, an deren Spitze sein Vater gestanden haben sollte, flüchtete er nach Dresden, wo er verhaftet und ausgeliefert, aus Mangel hinreichender Beweise aber später in Freiheit gesetzt wurde. Auf dem Reichstage von 1829 machte er den Antrag, die Bauern in den Stand freier Eigenthümer treten zu lassen. Auf die erste Nachricht von dem Ausbruche des Aufstands 1830 eilte er sofort nach Warschau, wo er den thätigsten Antheil an der Revolution nahm. Zum Befehlshaber der auf dem rechten Weichselufer zu bildenden Armee ernannt, betrieb er mit großem Eifer die Bildung der Regimenter und der mobilen Nationalgarde. Er war es, der auf dem Reichstage den Antrag stellte, das Haus Romanow abzusetzen und die Souveränetät des Volks zu erklären. Als Paskewitsch die Hauptstadt eingeschlossen hatte, wurde er zum Befehlshaber der Artillerie ernannt und unterhielt 6. und 7. Sept. 1831 aus 79 Geschützen ein mörderisches Feuer gegen die Russen. Nach Warschaus Fall ging er mit dem Heere nach Plock, wo er dann eine Sendung nach England und Frankreich übernahm, um die Vermittelung dieser Mächte für die Ueberreste des poln. Heeres nachzusuchen. In seinem polit. Leben läßt sich eine gewisse Charaktergröße nicht verkennen. Die Muße seines Exils benutzte er zur Ausarbeitung des «Précis historique, politique et militaire de la révolution du 29 novembre» (2 Bde., Par. 1833) und «Napoléon en 1812» (deutsch von Bischoff, Wesel 1837—38). Er starb zu St.-Germain-en-Laye 22. Oct. 1843.

Somâli ist der Name eines Volksstammes, welcher den äußersten Vorsprung des ostafrik. Festlandes, vom Golf von Zeila bis zum Cap Guardafui und dann eine Strecke südwärts an der Küste des Indischen Oceans (das Somaliland), bewohnt und, wie sich aus den neuern linguistischen Forschungen von Lepsius und F. Müller ergibt, mit den Bedscha, Saho, Galla und Dankali die sog. Aethiopische Gruppe des Hamitischen Völker- und Sprachstammes bildet. Die S. selbst zerfallen in verschiedene Stämme. Zu den nördl., den Edoorstämmen am Golf von Aden, gehören die Isa oder Eksa, Gudabirsi, Haber-Awal, Medschertin u. a. Zu den südl., den Darroodstämmen, am Indischen Ocean zählen die Adschi, Hawia, Abgal u. s. w. Nach ihrem physischen Typus stehen sie in der Mitte zwischen Arabern und Negern. Die Hautfarbe wechselt vom Hellbraun bis zum dunkelsten Schwarz. Die Stirn ist groß und wohlgebildet, das Auge schön, die Backenknochen und Unterkiefer vorstehend, das Haar der nördlichen S. schlicht, der südlichen lockig oder kraus. Man färbt es, bleicht es mit Kalk oder entfernt es ganz. Die Tracht der Männer besteht in einem großen Tuch, einem Gürtel und Sandalen, die der Frauen in einem Lederschurz und baumwollenen Tüchern. Die Hauptwaffen sind Speer und Dolchmesser, seltener Bogen und Giftpfeile, Keulen und runde Schilde von Rhinoceroshaut. Die Hütten sind rund mit konischem Dache. Die S. leben meist als Nomaden und besitzen Kamele, Rinder, Esel, Schafe und viel Geflügel. Der Landbau, namentlich für Hirse, wird von Hausklaven verrichtet. Die Hausgeräthe der Küstenbewohner werden ihnen von den indischen Banjanen aus Ostindien gebracht. Die Industrie ist unbedeutend. Von Charakter unbändig und unbeständig, kriegerisch und leichtsinnig, gilt bei ihnen Raub für ehrenvoll, Mord als Heldenthat. Ihr Häuptlinge sind ziemlich machtlos. Dem Namen nach Mohammedaner, herrscht bei ihnen noch der uralte Baum- und Steincultus; dabei bestehen Ordalien und die Beschneidung schon vor Einführung des Islam. Ihre geistige Begabung erscheint ausgezeichnet. Ihre Gesänge haben bestimmten Rhythmus und eine Art Reim.

Somerset, eine der südwestl. Grafschaften Englands, von Gloucester im Norden, dem Severn-Aestuar und Bristolkanal im Nordwesten, Devon im Südwesten, Dorset im Süden und Wilts im Osten begrenzt, zählt (1861) auf 76,9 Q.-M. 444873 E. und hat eine sehr mannichfaltige Oberfläche seines Bodens von der besten wie der geringsten Art. Die Küste ist im Westen steil, im Osten aber, namentlich zwischen dem Parret und Axe, von großen Strecken Marsch- und Moorbodens eingenommen, von Schwärmen wilder Gänse besucht. Im Osten der Grafschaft, wo Oolitenkalk, Lias und Keuper vorherrschen, erreichen die Hügel im Falkland-Knoll 763 F., die aus altem Sandstein und Bergkalk bestehenden Mendip-Hills, längs dem rechten Ufer des Axe, auch nur 918 F., dagegen im Westen die durch das Alluvialthal des Parret getrennten Quantock-Hills schon 1191 F. und die von devonischem Kalk und buntem Sandstein gebildeten Brendon-Hills und der Exmoor-Forest im Dunkery 1600, an der Westgrenze im Paracombe 1475 F. Dieses westl. höhere Bergland zertheilt sich in mehrere Aeste, Thäler und Combes oder Seitenschluchten, die hier und da bewaldet sind. Von den Flüssen geht der Ex, der mit seinem Nebenfluß Barle im Exmoor entspringt, südwärts in den Englischen Kanal, der

(Lower-)Avon an der Nordoſtgrenze, der Yeo, Axe, Parret und Tone in den Briſtolkanal, und zwar die drei letztern in die Bridgewaterbai. Der Dorſet-Somerſetkanal durchſchneidet den Weſten, der Kement-Avonkanal den Oſten; letzterer nimmt den Somerſet-Coalkanal auf. Die Große Weſtbahn (Great western railway) durchzieht die ganze Grafſchaft und ſetzt mit mehrern Zweigbahnen deren wichtigſte Ortſchaften miteinander in Verbindung. Das Klima iſt, außer im Berglande, gemäßigt. Trotz der großen Strecken von Marſch- und Moorland iſt die Grafſchaft im ganzen fruchtbar und namentlich die Thalebene von Taunton einer der reichſten Bezirke Englands. Der Feldbau erzielt Getreide, Hanf und Flachs. Der Obſtertrag iſt von Bedeutung, namentlich an Aepfeln und Birnen, woraus viel Cider und Perry bereitet wird. Wichtiger jedoch iſt die Viehzucht, die gutes Schlachtvieh, Butter und den Cheddarkäſe (nach einem in den Mendiphügeln gelegenen Dorfe benannt) liefert. In den ſumpfigen Landſtrichen iſt die Gänſezucht ſehr anſehnlich. Dazu kommt die Ausbeutung von Kohlen-, Eiſen- und Bleigruben und ein nicht unbedeutender Fabrik- und Manufacturbetrieb in Tuchen, Seidenwaaren, Spitzen, Handſchuhen, Glas, Papier, Eiſenwaaren u. ſ. w. Die Grafſchaft ſendet vier Abgeordnete in das Parlament, neun andere die fünf Städte. Die Hauptſtadt iſt jetzt Bath (ſ. d.). Die frühere Hauptſtadt Taunton, jetzt Marktſtadt und Parlamentsborough, am ſchiffbaren Tone und an der Eiſenbahn, 10 M. im Südweſten von Bath, in einer reizenden, fruchtbaren Gegend, zählt 14667 E. und hat einen Gerichtshof, ein vormaliges Schloß, die durch ihren herrlichen Thurm ausgezeichnete Magdalenenkirche, ein Muſeum mit Bibliothek. Auch beſteht daſelbſt eine Lateinſchule, ein Archäologiſcher Verein mit Muſeum, ein Seminar der Wesleyaner u. ſ. w. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Seidenſtoffe, Spitzen und Maſchinen und treibt Handel mit Schlachtvieh, Pferden und Knoblauch. Außerdem ſind bemerkenswerth: Bridgewater (ſ. d.); Frome oder Frome-Selwood, Stadt und Parlamentsborough am Frome und der Eiſenbahn, mit 9522 E., bedeutenden Fabriken für ſeine Tuche und Seidenhüte ſowie mit renommirten Alebrauereien; Wells, als Biſchofsſitz City-Wells, Municipalſtadt und Parlamentsborough am ſüdl. Fuß der Mendiphügel und an der Eiſenbahn, mit 4648 E. und einer 1214—39 erbauten Kathedrale, die ſich durch Glasmalereien, eine prächtige Kapelle, drei Thürme und die reichverzierte Weſtfaçade (vom J. 1242) auszeichnet; Glaſtonbury, eine Municipalſtadt mit 3496 E. und den Ruinen der größten und reichſten Abtei Englands; Skepton-Mallet, Marktſtadt mit 4868 E., einer Lateinſchule und großen Fabriken für Seidenwaaren, Sammt, Tuch, Sarſche und Segeltuch; Yeovil, alte Municipalſtadt am Yeo und der Eiſenbahn nach Dorſet, mit 7957 E., einer Lateinſchule, großer Markthalle, Handſchuhfabriken, Vieh- und Flachshandel; Wellington, Marktſtadt am Tone und der Eiſenbahn, mit 3689 E., Tuch- und Glasfabriken und einer Ehrenſäule des nach dieſem Ort betitelten Herzogs; Minehead, Marktſtadt mit 1582 E., vornehmem Seebad und Heringsfiſcherei; endlich der raſch zunehmende Seebadeort Weſton-ſuper-Mare, an der Eiſenbahn, mit einem Bezirk von 8038 E., Sprotten- und Heringsfiſcherei.

Somerset, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den urſprünglich das von den Plantagenets ſtammende Haus Beaufort (ſ. d.) beſaß. Als erſter Graf von S. wird genannt Sir John Beaufort, älteſter illegitimer Sohn John von Gaunt's, Herzogs von Lancaſter, der, wie die andern natürlichen Kinder des Herzogs, ſpäter legitimiſirt und 1396 zum Grafen von S. ernannt wurde. Der Sohn dieſes erſten Grafen, Henry Beaufort, erlangte den Herzogstitel. Aber ſchon mit dem Tode ſeines Bruders und Nachfolgers, der als ein Opfer der Bürgerkriege zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter fiel (1471), erloſch die Linie der Grafen und Herzoge von S. aus dem Hauſe Beaufort. Der Name S. erhielt ſich indeß unter den Familiennamen der Beaufort's, und in neuerer Zeit waren es zwei jüngere Söhne des Hauſes, die ſich, dieſen Namen führend, im öffentlichen Leben bekannt machten: der 1855 vor Sewaſtopol geſtorbene Feldmarſchall Lord Raglan (ſ. d.), und deſſen Neffe Lord Granville Charles Henry S., bekannt als Staatsmann und Freund Sir Robert Peel's, welcher 23. Febr. 1848 zu London ſtarb. — Nach dem Ausſterben der Nachkommen Sir Henry Beaufort's wurden die Titel eines Grafen und Herzogs von S. zu verſchiedenen Zeiten an Perſonen vergeben, die zu den Beauforts in keiner Beziehung ſtanden. Robert Ker oder Carr, Viscount von Rocheſter, Graf von S., geb. 1590, war der Bruder des ſchott. Lord Jedburgh, aus der Familie der heutigen Marquis von Lothian, und kam in einem Alter von 20 J. an den Hof Jakob's I. nach London. Der König war von der Jugend und Schönheit Carr's ſo eingenommen, daß er ihn ſelbſt in die Staatsgeſchäfte einweihte und 1612 zum Viscount von Rocheſter erhob. Zu ſeinem Glücke fand der Günſtling an Sir Thomas Overbury einen weiſen Freund und Führer,

der die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken suchte. Rochester verliebte sich jedoch in die Gräfin von Essex, eine schöne Dame, die das unerlaubte Verhältniß einging und sich von ihrem Gemahl scheiden lassen wollte. Als er Overbury in dieser Angelegenheit um Rath fragte, widerrieth ihm derselbe eine solche Verbindung. Der Schwächling theilte den Rathschlag seiner Geliebten mit, und ließ sich von dieser bewegen, den Freund beim Könige hochverrätherischer Absichten zu beschuldigen. Overbury wurde auf die Verleumdung hin in den Tower geworfen. Sechs Monate später vermählte sich Rochester mit der von ihrem ersten Gemahl geschiedenen Geliebten und erhielt zugleich vom Könige die Würde eines Grafen von S. Seine Gemahlin trieb ihn jetzt an, Overbury durch Gift vollends aus dem Wege zu räumen. Die That wurde im Verein mit S.'s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gouverneurs vom Tower 15. Sept. 1613, doch so ungeschickt vollzogen, daß man Verdacht schöpfte. Von Gewissensbissen gequält, verlor S. die Liebenswürdigkeit des Umgangs und hiermit zugleich die Gunst des Königs. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburschen die Schuld S.'s völlig zu Tage. Der König ließ S., dessen Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen 1616 vor eine Gerichtscommission stellen, die sie sämmtlich zum Tode verurtheilte. Während einige die Strafe erleiden mußten, schenkte der König S. und seiner Gemahlin das Leben. Nachdem beide mehrere Jahre im Gefängniß gesessen, erhielten sie die Freiheit mit dem Befehl, sich aufs Land zurückzuziehen. Hier verwandelte sich ihre schuldbeladene Liebe in den tiefsten Haß, der ihnen den Rest ihres Lebens verbitterte. S. starb 1645. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter mit dem Grafen von Bedford entsprang der unter Karl II. hingerichtete Lord William Russell (s. d.). — Die gegenwärtigen Herzoge von S. stammen ab von Edward Seymour, dem Sohne eines Landedelmanns aus der Grafschaft Wilts. (S. Seymour.) Als Heinrich VIII. dessen Schwester, Jane Seymour, heirathete, erhielt er den Titel eines Viscount Beauchamp, einige Zeit darauf eines Grafen von Hertford. 1546 ernannte ihn der König zu einem der 16 Testamentsexecutoren, die während der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung führen sollten. Kaum war jedoch Heinrich gestorben, als sämmtliche Räthe dem Grafen Hertford das Protectorat übertrugen, um der Regierung Einheit zu geben. Zugleich erhoben die Machthaber Hertford zum Herzog von S., seinen Bruder Thomas zum Lord Seymour und Großadmiral. S. benutzte zunächst seine Macht, um unter Cranmer's Leitung die Kirchenreformation fortzuführen, wodurch er die Katholiken erbitterte. Zur Befestigung seiner Stellung eröffnete er im Aug. 1547 einen Feldzug gegen die Schotten, denen er 10. Sept. die Niederlage bei Pinkey beibrachte. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Gesetze Heinrich's VIII. aufheben. Dennoch erweckte ihm seine Stellung viele Feinde, unter denen sich auch sein Bruder, Lord Seymour, befand, der wegen seiner ehrgeizigen Plane vom Oberhause als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 1549 hingerichtet wurde. Volksaufstände in England, die üble Wendung des Kriegs in Schottland und die Rüstungen Heinrich's II. von Frankreich zur Wiedereroberung von Boulogne brachten S. um diese Zeit mehr und mehr in üble Lage. Er schlug deshalb dem Staatsrathe vor, Frieden zu schließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warwick, der spätere Herzog von Northumberland, der ihn verderben wollte, legte diese Politik als Feigheit aus und brachte es dahin, daß der Protector, vom Staatsrathe des Misbrauchs der Gewalt beschuldigt, in den Tower geworfen und verurtheilt ward. Doch begnadigte ihn der König, und Warwick mußte mit seinem Nebenbuhler eine Versöhnung eingehen, die man durch die Vermählung von S.'s ältester Tochter mit Lord Dudley, einem Sohne Warwick's, besiegelte. Dennoch suchte der eine den andern zu verderben. Warwick, nachdem er sich des Königs und der Staatsgewalt bemächtigt, ließ S. 16. Oct. 1551 verhaften und beschuldigte denselben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätherische Anschläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers fand zwar S. nicht des Hochverraths, aber des Verbrechens der Felonie schuldig, weil er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn zum Tode. Am 22. Jan. 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Er war zweimal verheirathet und hinterließ aus beiden Ehen Kinder. — Charles, sechster Herzog von S., der Stolze genannt, spielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erster prot. Peer des Reichs eine bedeutende Rolle, war Lord-Oberkammerherr und trug durch seine Gemahlin, die Erbin der Percy (s. Northumberland), zum Sturze Marlborough's bei, wodurch der für England schimpfliche Friede von Utrecht herbeigeführt wurde. Er starb 1748. Sein einziger Sohn Algernon, siebenter Herzog von S., starb 1750 ohne männliche Erben, worauf die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford erloschen, die eines Herzogs von S. und Lord Seymour aber an Sir Edward Seymour,

einen Nachkommen des Protectors aus der ersten Ehe, übergingen, der 1757 starb. — Dessen Enkel, Edward Adolphus Seymour, geb. 24. Febr. 1775, folgte seinem Vater Webb 15. Dec. 1793 als elfter Herzog von S. Er war Präsident der Royal-Institution, beschäftigte sich viel mit den exacten Wissenschaften und starb 15. Aug. 1855. Ihm folgte sein ältester Sohn Edward Adolphus Seymour als zwölfter Herzog von S. Derselbe wurde 20. Dec. 1804 geboren und erlangte als eifriger Whig in verschiedenen Ministerien die Aemter eines Lords der Schatzkammer (1835), eines Secretärs des Indischen Amts (1839), eines Obercommissars der Wälder und Forsten (Domänenministers, 1849—51) und eines Ministers der öffentlichen Arbeiten (1851—52). Doch zog er sich durch Willkürlichkeiten manche Anfeindungen zu und ward, nach der kurzen Zwischenregierung der Tories 1852, beim Wiedereintritt der Whigs nicht wieder ins Ministerium berufen. Erst 1859 fand er von neuem ein Amt in dem Ministerium Lord Palmerston's, der ihn zum ersten Lord der Admiralität (Marineminister) ernannte und später (1861) die Würde eines Lord-Lieutenants von Somersetshire übertrug. Solange der Herzog den Posten des Marineministers bekleidete, rühmte man vielfach seine persönliche Energie und sein administratives Talent. Sein Ansehen erlitt aber 1866 einen argen Stoß, indem Sir John Pakington, sein Nachfolger im Amte, erklärte, daß England, trotz der auf die Marine verschwendeten Millionen, keine seetüchtige Flotte besitze. — Der älteste Sohn und Erbe des Herzogs, Edward Adolphus Ferdinand, Graf von St.-Maur, geb. 17. Juli 1835, nahm 1863 als Lord Seymour seinen Sitz im Oberhause.

Somersinseln, s. Bermudainseln.

Somerville (Mary), eine durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten bekannte engl. Schriftstellerin, geb. 1795 in Schottland und in der Nähe von Edinburgh erzogen, entwickelte ihr bedeutendes Talent erst nach ihrer Verheirathung, als ihr Mann, ein Marineoffizier, sie in Mathematik und Physik unterrichtete. Bald unternahm sie selbständige Studien, und ihre Begabung erregte die Aufmerksamkeit Lord Brougham's, der sie aufforderte, die «Méchanique céleste» von Laplace für die «Library of useful knowledge» zu bearbeiten. Unter ihren Händen erweiterte sich jedoch die Arbeit zu einem umfangreichen Werke, das selbständig unter dem Titel «Mechanism of the heavens» (Lond. 1832) erschien. Noch mehr Anerkennung verschaffte ihr aber ihr darauf veröffentlichtes Hauptwerk «Connexion of the physical sciences» (Lond. 1834; 8. Aufl. 1853). Es ward darin ein in England bis auf den heutigen Tag noch nicht übertroffener Versuch gemacht, die Verbindung der physik. Wissenschaften untereinander darzustellen, und die gründliche und umfassende Kenntniß, womit sie diese Aufgabe löste, erwarb ihr den Beifall wissenschaftlicher Autoritäten, während die ansprechende Form der Darstellung ihr einen weiten Leserkreis verschaffte. Nicht minder gehaltreich und gut geschrieben ist ihr Werk «Physical geography» (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von A. Barth, Lpz. 1852), worin sie namentlich die Frauen mit den materiellen Gesetzen bekannt macht, welche unsern Planeten regieren. Man muß Mistreß S. einen großen Antheil an der ernstern Richtung zuschreiben, welche die Erziehung des weiblichen Geschlechts in England in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Ihre Verdienste fanden schon 1835 eine ehrende Anerkennung durch ihre Wahl zum Ehrenmitglied der Königlichen Astronomischen Gesellschaft. Später wurde ihr ein Jahrgehalt von 300 Pfd. St. durch die engl. Regierung bewilligt.

Somerville (Will.), engl. Dichter, geb. zu Edston in der Grafschaft Warwick 1692 (nach andern 1682 oder gar 1677), studirte zu Oxford und lebte dann auf seinem Gute. Zu große Gastfreiheit und Nachlässigkeit im Haushalte brachten ihn gegen das Ende seines Lebens in Noth, und um den Sorgen zu entgehen, ergab er sich dem Trunke. Er starb 19. Juli 1742. Sein wichtigstes Gedicht ist «The chase», ein didaktisches Gedicht in reimlosen Versen (1735), das sich durch manche sehr gelungene Stellen auszeichnet. Zwei andere Lehrgedichte «Hobbinol or rural games» und «Field sports» (1742) sind weniger glücklich. Er ist jetzt fast ganz vergessen. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1772.

Somina oder Sominskaja-Pristan, ein Marktflecken im russ. Gouvernement Nowgorod, 10 M. südöstlich von Tichwin, an der Somina, welche zum Wassersystem des Tichwinschen Kanals gehört und durch eine sehr geregelte Kanal-, Fluß- und Seenverbindung einerseits mit dem Finnischen Meerbusen, andererseits mit der Wolga und dem Kaspischen Meere in Verbindung steht, ist einer der bedeutendsten Handels- und Marktplätze des russ. Reichs, indem hier alljährlich sechs Wochen vor Eröffnung und ebenso lange nach Beendigung der Nishegoroder Messe 20—30000 Menschen sich einfinden, die alle den Wasserweg nach der Wolga zum Besuche jenes Weltmarkts einschlagen.

Sommation (franz.) bedeutet eine Aufforderung, mit der zugleich eine directe oder stillschweigende Androhung eventueller weiterer Maßregeln verbunden ist. Das Wort wird besonders in der gerichtlichen und amtlichen Sprache Frankreichs gebraucht, z. B. die dreimalige S. vor Anwendung von Waffengewalt gegen Volkshaufen. Neuerdings ist das Wort auch in den diplomatischen Sprachgebrauch übergegangen, wo es ungefähr dasselbe bedeutet wie Ultimatum (s. d.).

Somme (bei den Alten Samara), ein Fluß im nordöstl. Frankreich (Picardie), entsteht im Depart. Aisne bei Fontsomme, fließt erst südwestwärts über St.-Quentin, wo sie durch den nach dieser Stadt benannten Kanal mit der Schelde in Verbindung gesetzt wird, und über St.-Simon, von wo der Crozatkanal nach der Oise führt. Hierauf tritt sie in das nach ihr benannte Departement S., fließt in vielen Windungen gegen Nordwesten über Ham, Péronne, Broy, Corbie, Amiens, Abbeville, St.-Valéry, Le Crotoy und fällt nördlich von Coyeux in den Kanal (La Manche). Ihr breites Aestuar bildet zur Flutzeit einen Golf, zur Ebbezeit eine Reihe von Wasser-, Kies- und Schlammflächen. Die Länge ihres Laufs beträgt 33 M. Die S. gilt von Neuville-lès-Broy an für schiffbar, ist es jedoch nur mittels des von St.-Simon nach St.-Valéry führenden Seitenkanals von $21^1/_6$ M. Länge. Die kaum 1 M. lange Stromstrecke von St.-Valéry bis zur Mündung trägt Seeschiffe von 450 Tonnen. Ihr größter Nebenfluß, die Avre, mündet nahe oberhalb Amiens. Das Departement S., aus Theilen der Picardie und einem Stück von Artois zusammengesetzt, vom Meere und den Depart. Pas-de-Calais, Aisne, Oise und Nieder-Seine begrenzt, zählt (Ende 1866) auf 111,89 Q.-M. 572640 E., zerfällt in die fünf Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne, zusammen mit 833 Gemeinden in 41 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Amiens (s. d.) mit 61043 E. Der Boden ist fast durchweg eben, nur in einzelnen Punkten 400—557 F. über dem Meere erhoben. Ein großer Theil des Departements, die ganze Küstenebene, war im 9. Jahrh. noch Grund des Meeres, das sich allmählich zurückgezogen und eine große Lagune oder Mare zurückgelassen hat. Daher gab man dieser Gegend den Namen Mar-en-terre, woraus später Marquenterre entstand, jetzt der fruchtbarste Theil der Picardie. Es ist das Departement eines der ergiebigsten an Getreide und Obst, namentlich an Aepfeln, woraus viel Cider bereitet wird. Auch gewinnt man viel Hanf und Flachs, Runkelrüben und vorzügliche Mohrrüben. Gut bewässert, hat das Land theilweise schöne Wiesen, die mit den fetten Weiden die Viehzucht sehr ergiebig machen. Man züchtet Pferde und Rinder, besonders aber Schafe. Waldung ist nur wenig vorhanden, dagegen ansehnliche Torfloger. Die sehr lebhaft betriebene Industrie liefert alle Arten Woll- und Baumwollstoffe, Leinwand, Seilerwaaren, Oel, Seife, chem. Producte. Auch gibt es viele Bleichen, Färbereien, Lohgerbereien, Fayence- und Rübenzuckerfabriken, Brauereien und Ciderpressen, mehrere Schiffswerfte, Eisenhütten und Hohöfen. Der Handel, durch Kanäle und Eisenbahnen sowie durch die Häfen Abbeville, Le Crotoy, St.-Valéry und Hourdre gefördert, ist ebenfalls sehr lebhaft und bringt Boden- wie Industrieerzeugnisse in bedeutender Menge zur Ausfuhr.

Sommer nennt man im bürgerlichen Leben die mildere Jahreszeit, in der nördl. gemäßigten Zone etwa vom April bis Sept. Das Sommerhalbjahr umfaßt die sechs Monate vom 1. April bis 30. Sept. Der astronomische S. hat aber engere Grenzen. Er nimmt für die nördl. Halbkugel seinen Anfang, wenn die Sonne sich vom Aequator am weitesten nach Norden entfernt hat, also um den 21. Juni, und endigt sich, wenn sie zum zweiten mal im Jahre den Aequator erreicht, um den 23. Sept. Die Dauer desselben beträgt 93 Tage $13^3/_4$ Stunden. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des S. durchläuft, heißen die Sommerzeichen, die, da man die Zeichen an dem Vorrücken der Nachtgleichen theilnehmen läßt, noch dieselben wie früher sind: für die nördl. Halbkugel Krebs, Löwe und Jungfrau; für die südliche Steinbock, Wassermann und Fische. Unser S. fällt in die Zeit der Sonnenferne (Aphelium), wo sich dieses Gestirn (eigentlich die Erde) am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im S. merklich kleiner erscheint als im Winter, und worum der S. der nördl. Halbkugel etwa $4^1/_2$ Tag länger dauert als der Winter, folglich auch als der S. der südl. Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im S. wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung unter einem größern Winkel auf die nördl. Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- und viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit hindurch wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizonte verweilt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese gewöhnlich erst im Juli oder Aug. stattfindet, und zwar auf der ganzen nördl. Halb-

kugel bis mehrere Grade über den Polarkreis hinaus. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Sonne dann schon länger gewirkt, den vorgefundenen Schnee geschmolzen, das Eis der Pole gebrochen und die Witterung milder gemacht hat, daher die Luft aus jenen nördl. und aus den östl. Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. Die Meteorologen nennen daher die heißeste Jahreszeit, die Monate Juni, Juli und Aug., den meteorologischen S. der nördl. Halbkugel.

Sömmerda, Fabrikstadt im Kreise Weißensee des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, liegt ¾ M. südöstlich der Kreisstadt und gegen 3 M. nördlich von Erfurt in sehr fruchtbarer und reicher Gegend an der Unstrut, hat zwei prot. und eine kath. Kirche und zählt 5438 E. (1864). Der Erwerb der Stadt gründete sich früher fast ausschließlich auf den sehr ergiebigen Landbau; doch hat sich S. seit einigen Jahrzehnten zu einer Fabrikstadt entwickelt. Weltberühmt ist die große, von Nikolaus von Dreyse (s. d.), dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, begründete Gewehrfabrik, welche (1867) an 1500 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigte, in besondern Werkstätten auch ihre eigenen Betriebsmaschinen herstellt und jährlich außer den Luxuswaffen etwa 40—45000 Zündnadelgewehre und die dazu nothwendigen Patronenbestandtheile liefert. In dem Zeitraume von 1841—67 wurden im ganzen über 400000 Stück Zündnadelgewehre fürs Militär hergestellt. 1867 verbrauchte die Fabrik 5000 Ctr. Eisen, 4000 Ctr. Stahl, 4000 Ctr. Papier, 20000 Ctr. Kohlen. Neben der Gewehrfabrik besteht (seit 1816) noch eine berühmte Zündhütchenfabrik (Firma Dreyse und Collenbusch), die sämmtliche Munitionsbestandtheile zu allen neuern Gewehrsystemen producirt (in der letzten Zeit jährlich etwa 100 Mill. Jagdzündhütchen, 500 Mill. Lefaucheux-Patronenhülsen nebst Zubehör, 10 Mill. verschiedene Sorten Militärzündhütchen u. s. w.), und mit 300 Arbeitern, 1 Dampfmaschine und etwa 50 Hülfsmaschinen arbeitet. Mit derselben verbunden ist unter gleicher Firma (ebenfalls seit 1816) eine Fabrik von Nieten, Fensterbeschlägen, Striegeln u. s. w., welche sich trotz der westfäl. Concurrenzen ein beträchtliches Absatzgebiet zu erhalten gewußt hat. S. führte früher den Namen Großsömmerda, kam im 18. Jahrh. an das Kurfürstenthum Mainz (zunächst an Erfurt) und wurde 1802 an Preußen abgetreten. Seit 1806 war die Stadt von den Franzosen besetzt, bis sie 1813 wieder an Preußen gelangte. Eine Eisenbahnverbindung mit Erfurt und Sangerhausen war 1868 projectirt.

Sommerflecken oder Sommersprossen (ephelides) sind kleine gelbliche und bräunliche Flecken, die besonders bei Individuen mit zarter Haut, blonden und röthlichen Haaren und sehr weißem Teint auf den von den Kleidern nicht bedeckten Körpertheilen (im Gesicht, auf den Händen und Armen) erscheinen. Es sind dies Pigmentablagerungen in der Haut (s. d.), welche im Sommer, also namentlich unter dem Einfluß des Sonnenlichts und der Sonnenwärme, auch dann entstehen, wenn man die Haut vor der Einwirkung der directen Sonnenstrahlen schützt. Im Winter verschwinden sie von selbst wieder. Künstlich kann man sie nur zugleich mit der Hautschicht entfernen, in welcher die Pigmentflecken enthalten sind, und mit dieser Hautschicht kommen auch die S. wieder.

Sömmerring (Sam. Thomas von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen, geb. zu Thorn 18. Jan. 1755, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und studirte seit 1774 Medicin zu Göttingen, wo er 1778 als Doctor promovirte. Hierauf wurde er zuerst Professor der Anatomie in Kassel, dann 1784 in Mainz. Nach der Aufhebung letzterer Universität prakticirte er in Frankfurt a. M. 1804 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, nachmals bair. Geheimrath und später in den Adelstand erhoben. 1820 kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er 2. März 1830 starb. Die Zahl seiner tüchtigen Schriften ist sehr groß. Als die wichtigsten sind zu erwähnen: die Dissertation «De basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium» (Gött. 1778); «Vom Hirn- und Rückenmark» (Mainz 1788; 2. Aufl. 1792); «Abbildung und Beschreibung einiger Misgeburten des ehemaligen anatom. Theaters zu Kassel» (Mainz 1791, mit Kupfern), eine Schrift, in welcher er zu beweisen suchte, daß die Nerven unabhängig vom Gehirn wirken und das Gehirn nicht durchaus nothwendig zur Fortdauer des Lebens sei; «Vom Baue des menschlichen Körpers» (5 Bde., Frankf. 1791—96; 2. Aufl. 1800; neue Aufl., von Bischoff, Henle u. a., 9 Bde., Lpz. 1839—44); «De corporis humani fabrica» (6 Bde., Frankf. 1794—1801); «De morbis vasorum absorbentium corporis humani» (Frankf. 1795), worin er den wichtigen Einfluß der Saugadern auf krankhafte Zustände auseinandersetzt; «Ueber das Organ der Seele» (Königsb. 1796), worin er die Hypothese aufstellte, daß die Seele in der in den Hirnhöhlen enthaltenen dunstförmigen Flüssigkeit ihren Sitz habe; «Tabula sceleti feminini» (Frankf. 1798); «Abbildung des menschlichen Auges» (Frankf. 1801); «Abbildung des menschlichen Hörorgans» (Frankf. 1806); «Ab-

bildung des menſchlichen Organs des Geſchmacks und der Stimme» (Frankf. 1806); «Abbildung der menſchlichen Organe des Geruchs» (Frankf. 1809); «Ueber die Urſache, Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche» (Frankf. 1811).

Somnambulismus (vom lat. somnus, Schlaf, und ambulare, wandeln), bezeichnet im engſten Sinne das Schlafwandeln, das Umhergehen im Schlafe, in weiterm Sinne aber auch überhaupt das Ausführen anſcheinend zweckmäßiger Handlungen im Schlafe. Eigentlich aber braucht man den Ausdruck für die Bezeichnung eines Zuſtandes, welcher auch den Namen Hellſehen, franz. Clairvoyance, führt. Hellſehend ſind vorzugsweiſe Perſonen weiblichen Geſchlechts, ſelten Männer, und zwar dann blos ſchwächliche, dem weiblichen Typus ſich nähernde Individuen; auch gehören die Hellſehenden faſt ausnahmslos nur den niedern, ungebildeten Volksklaſſen an. Das Hellſehen findet nur während eines ſchlafähnlichen Zuſtandes, des ſog. magnetiſchen Schlafs ſtatt, in welchen die Somnambulen entweder von ſelbſt verfallen oder durch die Manipulationen des zu ihnen in Rapport ſtehenden Magnetiſeurs verſetzt werden, und dem allgemeine Krämpfe vorausgehen oder nicht. Während dieſes magnetiſchen Schlafs befinden ſich die Somnambulen in gehobener Stimmung; ihre Sprache wird eine gewähltere, in der Regel aber nur die ihnen geläufige, die Kanzelſprache. Sie verkehren im Geiſte mit himmliſchen Weſen, den ſeligen Geiſtern von Abgeſchiedenen, mit den Heiligen und der Jungfrau Maria, wenn ſie katholiſch, mit den Engeln, den Apoſteln, wenn ſie proteſtantiſch ſind. Auch über überſinnliche Dinge vermögen ſie angeblich Auskunft zu geben. Doch geht ihre Kenntniß ſolcher Dinge nicht über den Kreis ihrer Bildung oder die der ſie beeinfluſſenden Perſonen (der Magnetiſeurs). So geben ſie Heilmittel gegen Krankheiten an (in der Regel Volksmittel), errathen den Inhalt verſchloſſener Briefe, berichten über Abweſende u. dgl., und nicht ſelten benehmen ſie ſich als Propheten. Alles dies kann aber nur dem Ungebildeten und Wunderſüchtigen imponiren, während die Wiſſenſchaft darin theils abſichtliche, theils unfreiwillige Täuſchung ſieht. In vielen Fällen liegt dem S. eine wirkliche Krankheit zu Grunde, die Hyſterie, und die Somnambulen weiſen nicht ſelten auch andere Symptome der Hyſterie auf (z. B. Empfindungsloſigkeit). Als den hyſteriſchen Zuſtänden eigenthümlich iſt das oft epidemiſche Auftreten des S. zu betrachten. Zeigte ſich in einem Orte einmal eine ſomnambule Perſon, ſo findet ſich häufig bald noch eine zweite oder dritte, die es auch wird, gerade ſo wie z. B. bei dem Ausbrechen hyſteriſcher Krämpfe in einem Mädchenpenſionate mehrere der Mädchen von den gleichen Krämpfen befallen werden. In manchen Fällen liegt dem S. einfacher Betrug zu Grunde; faſt ſtets aber erhöhen wirklich Somnambule mit der Hyſteriſchen eigenen Erfindung und Gewandtheit das Intereſſe an ihrer Perſon durch die dreiſteſten Lügen und Phantaſtereien. Es fehlte ſelbſt in neuerer Zeit nicht an Perſonen, die für das Treiben von Somnambulen auftraten, und ſelbſt gebildete und urtheilsfähige Männer, ja ſogar Aerzte, ſo der auch als Dichter bekannte Juſtinus Kerner (ſ. d.), ſind in dieſer Sache dem Hange zum Wunderbaren und weiblicher Verſchlagenheit verfallen.

Somnus bei den Römern, bei den Griechen Hypnos, Sohn der Nacht, Zwillingsbruder des Thanatos (Tod), iſt der Gott des Schlafs, deſſen freundlicher Macht Götter und Menſchen unterliegen. Er wohnt in der Unterwelt oder am Eingange derſelben am Weſtrande der Erde. Bei Homer läßt ihn Hera auf Lemnos ſuchen, welches aber nicht ſein beſtändiger Wohnſitz iſt. Nach Ovid befindet ſich ſeine Wohnung bei den Kimmeriern, und zwar in einer Gebirgshöhle, in der kein Sonnenſtrahl leuchtet, kein lebendes Weſen ſich zeigt und nur Mohn und andere derartige Kräuter wachſen. Hier ruht er auf einem Lager von Ebenholz, umgeben von ſeinen Kindern, den zahlloſen Traumgöttern. Als Attribut gibt man ihm außer dem einſchläfernden Stabe und dem Mohne auch ein Horn, aus dem er die Schlummerſäfte ergießt. Von der Kunſt wird er mit dem Tode gleich gebildet, entweder als ſchlafender Jüngling oder als ein Genius mit umgekehrter Fackel.

Somſſich oder Somſſics (Paul), bekannt als ungar. Conſervativer, ſtammt aus einem altadelichen Geſchlecht des Somogyer Comitats und wurde 1810 geboren. Nach Beendigung ſeiner Studien übernahm er 1830 zu ſeiner weitern Ausbildung ein Amt bei jenem Comitat. Talentvoll und unterrichtet, aber das raſche Vordringen auf der Bahn der Reformen nicht billigend, trat er in dieſem Sinne ſeit der Landtagsepoche von 1832—36 auf. Nach dem Landtage von 1844 erhielt er eine Anſtellung bei der ungar. Statthalterei, wo er durch ſeine Brauchbarkeit die Aufmerkſamkeit des damaligen Palatin Erzherzog Joſeph auf ſich zog und zum Hofrath ernannt wurde. Als der Landtag von 1847 begann, wurde S. im Comitat Baranya gewählt und machte ſich ſofort als Führer der Regierungspartei geltend. Klüger und gemäßigter als ſein Genoſſe Babarczy, wußte er ſich ſelbſt bei der ſtürmiſchen Oppoſition Gehör zu ver-

ſchaffen, vermochte aber nicht den hereinbrechenden Sturm zu beſchwören. Als die überraſchend liberalen Propoſitionen der Regierung im Nov. 1847 vorgelegt waren, trug S. darauf an, eine Dankadreſſe an den Thron zu richten, fand aber ſogleich an Koſſuth einen mächtigen Gegner und mußte ſchon in dieſer erſten Frage der Oppoſition den Sieg überlaſſen. Mit dem Ausbruche der Märzrevolution zog ſich S. ins Privatleben zurück. Er veröffentlichte ſeitdem mehrere Flugſchriften über Zeitfragen, darunter «Ungarns altes Recht», worin er die alte Verfaſſung des Landes gegen die neue Ordnung vertheidigte. Auf den ungar. Reichstagen von 1861 und 1865 zeichnete er ſich in den Reihen der ſog. Deákpartei als einer der beſten Redner aus.

Sonate (ital. Sonata oder Suonata) iſt urſprünglich die allgemeinſte Bezeichnung für einen Inſtrumentalſatz überhaupt und ſteht in dieſem Sinne im Gegenſatze zur Cantata, der allgemeinſten Bezeichnung für einen Vocalſatz. Als ſich aber in der Folge verſchiedene Formen der Inſtrumentalmuſik ausbildeten, wurde auch die Bezeichnung S. in verſchiedenem Sinne angewendet. Als bezeichnend führte man hierbei gewöhnlich den Wechſel des Tempo an, aus welchem ſich eine Reihe ſelbſtändiger Sätze entwickelten. Dieſe Sätze waren in der Kammerſonate (Sonata di camera) munter und lebhaft, meiſt Tänze; in der Kirchenſonate (Sonata di chiesa) ſollten ſie ernſter, würdiger, auch wol fugirt, contrapunktiſch gearbeitet ſein. Man nannte aber Sonata auch einen einleitenden Satz, entweder zu einer Geſangcompoſition oder zu einer Reihe kleinerer Inſtrumentalſtücke. Gegenwärtig bezeichnet die S. eine Compoſition für Soloinſtrumente, welche aus mehrern durch Tempo, Takt und Tonart verſchiedenen, aber der urſprünglichen Anlage und Haltung nach zu einem Ganzen verbundenen Sätzen beſteht. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die S. nicht ganz von der Suite (ſ. d.) geſchieden, und es kamen noch viele S. vor, welche den Suiten mehr oder weniger glichen oder in dieſe hinüberſpielten. Erſt ſeit jener Zeit bildete ſich mehr und mehr die S. im heutigen Sinne heraus, bis ſie durch Ph. E. und Joh. Chr. Bach und mehr noch nach dieſen durch Haydn ihre dem Weſentlichen nach feſte Formbeſtimmung erhielt. An dieſe ſchließen ſich, jeder in ſeiner Art weiterbildend, Mozart und Clementi an. Namentlich aber hat Beethoven die Sonatenform in einer Mächtigkeit, Fülle und Tiefe behandelt, durch welche dieſe Form vorläufig wenigſtens zum Abſchluß gekommen iſt. Doch auch noch andere, Aeltere und Neuere, z. B. Cramer, Duſſek, Weber, Hummel, Moſcheles, Schubert, Mendelsſohn, Schumann, haben in der S. Vortreffliches geleiſtet. Sonatine iſt eine S. in kleinerer Form und von leichterm Inhalt.

Sonchus, eine zur 19. Klaſſe, 1. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Compoſiten, Abtheilung der Cichoriaceen gehörende Pflanzengattung, deren bei uns heimiſche, meiſt als Unkräuter auftretende Arten Sau-, Gänſe- oder Milchdiſteln genannt zu werden pflegen. Die häufig trugdoldig angeordneten Blütenköpfchen beſitzen eine dachziegelſchuppige eiförmige Hülle, einen nackten Fruchtboden und meiſt gelbe, ſelten blaue oder lilafarbene Zungenblüten; die Früchtchen ſind zuſammengedrückt gerippt, an der Spitze abgeſtutzt und haben einen aus einfachen, gebogenen, weißen, ſeidenglänzenden Haaren beſtehenden, ſitzenden Pappus. Die ziemlich zahlreichen Arten, meiſt Kräuter, ſelten Halbſträucher und Sträucher, ſind über die Alte Welt zerſtreut und vorzüglich durch die wärmere, gemäßigte und ſubtropiſche Zone verbreitet. Die gemeinſten bei uns vorkommenden Unkräuter ſind die einjährige gemeine Saudiſtel, Gartenſaudiſtel (S. oleraceus L.), mit kleinen Blütenkörbchen und ſchwefelgelben Blumen, und die gemeinere, häufig unter der Saat auftretende Ackerſaudiſtel (S. arvensis L.), mit großen Blütenkörbchen und goldgelben Blumen. Das Kraut der erſtgenannten Art war früher officinell. Die blaublühende Alpenſaudiſtel (S. alpinus L.), eine in allen höhern Gebirgen, aber namentlich im Rieſengebirge und in den Alpen häufig vorkommende Prachtpflanze mit bis 4 F. hohem, purpurfarbigem, drüſig behaartem Stengel und langer Traube, großen Blütenkörbchen voll blauer Blumen, welche bisweilen als Ziergewächs cultivirt wird, bildet jetzt mit einer andern Art zuſammen die Gattung Mulgedium Cass.

Sonde (specillum) nennt man ein chirurgiſches Inſtrument, womit man die Tiefe, Länge und ſonſtige Beſchaffenheit der Wunden, Geſchwüre und anderer Höhlen unterſucht oder die Gegenwart fremder Körper in denſelben erforſcht. Die S. werden aus Gold, Silber, Neuſilber, Stahl, Fiſchbein, Schildpatt, Darmſaite, Kautſchukmaſſen u. ſ. w. verfertigt und ſtellen meiſt Stäbchen von verſchiedener Länge und Dicke dar, welche an ihrer Spitze mit einem Knöpfchen oder einem Oehr verſehen ſind. Manche haben auch für beſondere Zwecke ganz beſondere Formen, wie z. B. die S. zur Unterſuchung der Urinblaſe, des Uterus (nach Simpſon), der Schlund- und Speiſeröhre. Auf manchen iſt ein Maßſtab aufgetragen. Die Hohlſonde (specillum sulcatum) hat ihrer ganzen Länge nach eine Furche und wird beſonders zur Erweiterung von

Wunden gebraucht, indem man ſie unter der Haut hinſchiebt, das Meſſer mit dem Rücken in die Furche einſetzt und ſo für dieſes beim Schnitt eine feſte Bahn und Stütze hat.

Sonderbund, ſ. Schweiz.

Sonderburg, eine Stadt an der Weſtküſte der zur preuß. Provinz Schleswig-Holſtein gehörigen Inſel Alſen, mit (1864) 4094 E., iſt an der ſchmalſten Stelle des Alſenſundes, der die Inſel von der Halbinſel Sundewitt trennt, ſehr ſchön gelegen. Die Stadt wird durch eine Pontonbrücke mit dem ſchlesw. Feſtlande verbunden und bildet zuſammen mit den nur ¼ M. entfernten, preußiſcherſeits wiederhergeſtellten Schanzen von Düppel (ſ. d.) einen Feſtungsrayon. S. iſt der Mittelpunkt einer Propſtei, eines Kreiſes und eines Amtsgerichtsbezirks, hat einen guten Hafen, lebhafte Schiffahrt und Schiffsbau. Die (lutheriſche) Kirche und das Rathhaus ſind anſehnlich, und die ganze Stadt hat nach dem verheerenden Bombardement von 1864 ſich ſehr verſchönert. Urſprünglich iſt S. unter dem Schutz des gleichnamigen Schloſſes entſtanden, das dicht am Hafen liegt und 1253 zuerſt erwähnt wird. Der Name bedeutet die «ſüdliche Burg» im Gegenſatz zu dem gleichfalls auf Alſen belegenen Schloſſe und Flecken Norburg (Nordburg). Im ſüdöſtl., ſeit 1755 abgebrochenen Thurme des Schloſſes S. ſaß der dän. König Chriſtian II. von 1532—49 in harter Gefangenſchaft. Nach der Landestheilung von 1564 nahm Herzog Johann der Jüngere (geſt. 1622), der Stammvater der Sonderburgiſchen Geſammtlinie, hier ſeine Reſidenz. (S. Oldenburger Haus.) Sein Urenkel, Herzog Chriſtian Adolf, mußte jedoch die abgetheilte Herrſchaft S. 1667 im Concurs aufgeben, worauf dieſelbe von dem dän. König Friedrich III. erworben wurde. König Friedrich V. überließ 1764 das Schloß an die Herzoge von Auguſtenburg (ſ. d.), und es blieb in deren Beſitz, bis Herzog Chriſtian Karl Friedrich Auguſt (ſ. d.) alle ſeine Stammgüter 30. Dec. 1852 der dän. Regierung verkaufte. In der ſchönen Schloßkapelle ſind viele Mitglieder der ältern ſonderburgiſchen und der auguſtenburgiſchen Familie beigeſetzt. Das Schloß und die Stadt S. ſpielten in der nordiſchen Kriegsgeſchichte ſchon während des Mittelalters, namentlich aber in der Neuzeit eine bemerkenswerthe Rolle. Hier überſchritt der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit ſeinem Heere im Dec. 1658 den Alſenſund, um als dän. Bundesgenoſſe die Schweden von Alſen zu vertreiben. Im erſten ſchlesw.-holſtein. Krieg, der 1848 begann, war S. das Hauptquartier der dän. Poſition auf Alſen und Sundewitt, von wo aus die deutſchen Heere fortwährend in der Flanke bedroht wurden; ebenſo im zweiten ſchlesw.-holſtein. Krieg von 1864. Während der Belagerung der Düppeler Schanzen ward auch S. namentlich 2. April 1864 von den preuß. Batterien hart beſchoſſen und ging großentheils in Flammen auf. Mit der Eroberung der Inſel Alſen fiel S. 29. Juni 1864 in die Hände der Preußen.

Sonderland (Joh. Bapt.), Maler und Radirer, wurde 1804 zu Düſſeldorf geboren und daſelbſt an der Akademie unter Schadow's Leitung gebildet. Er wählte das Genrefach, zu welchem ihn leichte Auffaſſung und Erfindung, große Productionskraft und eine Zugabe friſchen Humors beſonders befähigten. Seine Gegenſtände ſchöpft er theils aus dem idylliſchen Landleben, theils aus Dichterwerken, deren ernſte und komiſche Scenen ihm gleich willkommen ſind, ſowie aus der Fabel und dem Märchen. Unter ſeinen frühern Bildern ſind zu nennen: der Wilde Jäger nach Bürger's Ballade, das zerſtörte Stelldichein, der die Zeche machende Wirth, der Fiſchmarkt, die rheiniſche Fähre, Abſchied und Heimkehr des Kriegers, die Paſſagiere, der kleine Schuhmacher u. a. Ohne auf eine beſondere Tiefe der Charakteriſtik, auf eine erſchöpfende Durchbildung auszugehen, weiß er dieſen Arbeiten einen anziehenden Reiz durch die Friſche der Erfindung und die Lebendigkeit der Darſtellung zu geben. Sehr umfaſſend iſt ferner ſeine Thätigkeit auf dem Gebiete der Illuſtration. So nahm er theil an der Ausſchmückung der Reineck'ſchen Lieder, gab ſelbſt unter dem Titel «Bilder und Randzeichnungen zu deutſchen Dichtern» eine große Anzahl von ihm ſelbſt radirter Blätter heraus, illuſtrirte Immermann's «Münchhauſen», die kath. Feſtbilder, die Gebete im Geiſt der kath. Kirche u. ſ. w.

Sondershauſen, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen, 2½ M. ſüdlich von Nordhauſen in der ſchwarzburg. Unterherrſchaft, an der Wipper und Bebra in angenehmer, bergiger Gegend gelegen, iſt Sitz der höchſten Landesbehörden, eines gemeinſchaftlichen Kreisgerichts (Schwarzburg-Rudolſtadt und Weimar) und eines Juſtizamts, und zählt 5873 E. (1864). Von öffentlichen Bauwerken iſt außer der Stadtkirche das neu ausgebaute, anſehnliche fürſtl. Schloß hervorzuheben, in welchem eine Antiquitäten- und Naturaliенſammlung aufgeſtellt iſt, und das von wohlgepflegten Parkanlagen umgeben wird. Von höhern Unterrichtsanſtalten beſtehen zu S. ein Gymnaſium, eine Realſchule, eine höhere Töchterſchule und ein Schullehrerſeminar. Handel und Verkehr ſind nicht unbedeutend. 1856 wurde zu S.

die Thüringer Bank errichtet. Eine Bahnlinie von Nordhausen über S. nach Erfurt war 1867 in Angriff genommen worden. 1 St. südwärts von der Stadt liegt inmitten schöner Parkanlagen und ausgedehnter Buchenwaldungen das fürstl. Jagdschloß zum Possen, mit einem weit sichtbaren Thurme. Vgl. Bocke, «S. und seine Umgebungen» (Nordh. 1858).

Sondrio, deutsch Sonders, die Hauptstadt der bis 1859 zu Oesterreich, jetzt zum Königreich Italien gehörigen Provinz Sondrio oder des Veltlin (s. d.), liegt in 1070 F. Seehöhe, ¼ M. von der Adda, zu beiden Seiten des derselben von Norden her durch das Val-Malenco zuströmenden Malero (deutsch Muller), eines wilden Bergwassers, das dem Ort mehrfach gefährlich geworden ist, obgleich man ihm durch feste Bauten aus Felsblöcken ein breites, tiefes Bett gegeben hat. Die Stadt hat enge, unsaubere Straßen, hohe düstere Häuser, eine sehenswerthe Hauptkirche mit alterthümlichem Thurme und guten Gemälden, ein Gymnasium und ein Hospital. Sie ist der Sitz eines Präfecten, eines Gerichtshofs, einer Handels- und Gewerbekammer und zählt (1861) 3527 E. (mit dem Gemeindebezirke 5964), welche Landwirthschaft, Weberei und Handel treiben. Das vor der Stadt liegende ehemalige Frauenkloster dient jetzt als Gefängniß, das frühere Schloß des Landvogts als Kaserne. Bei der ¾ St. westlich auf einem Felsenvorsprunge auf Galerien erbauten Kirche Sassella wächst der feinste und vortrefflichste veltliner Wein. Aus dem mit Reben, Feigen-, Lorber- und Granatbäumen bewachsenen Thale der Adda und des Malenco erblickt man durch kleine Seitenthäler gegen Nordwesten den mit ewigem Schnee bedeckten, 11408 F. hohen Monte della Disgrazia, der zur Berninagruppe gehört.

Sonett heißt eine besondere Art kleiner lyrischer Gedichte, die sich auf 14 gereimte Zeilen beschränkt. Es sind zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge. Die erste wird durch zwei vierzeilige Strophen (Quaternarien), die letzte durch zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) gebildet, und zwar so, daß die beiden Quaternarien durch zwei viermal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen aber je zwei und zwei oder je drei Verse miteinander gereimt werden. Das S. entstand in der klang- und reimreichen Sprache Italiens und wurde namentlich durch Petrarca (s. d.) zu vollendeter Meisterschaft erhoben. Als die ital. Literatur im 16. Jahrh. für ganz Europa tonangebend wurde, wanderte auch das S. in alle andern Literaturen, selbst in die Literaturen german. Sprachstammes, obgleich die german. Sprachen so künstlicher Reimverschlingung wenig entgegenkamen. Weltbekannt sind Shakspeare's S. In Deutschland wurde das S. durch Georg Rudolf Weckherlin und Opitz eingeführt; diese Dichter nannten es mit deutschem Namen Klanggedicht. Im 18. Jahrh. fiel es in Deutschland fast völlig wieder in Vergessenheit. Erst Bürger erweckte es wieder. A. W. Schlegel und die andern Dichter der sog. romantischen Dichterschule pflegten es mit Vorliebe und großem Erfolg. Goethe, Rückert, Platen, Eichendorff u. a. folgten. Bei der jetzt herrschenden Sprachgewandtheit ist das S. eine fast heimische Kunstform geworden. Doch kann es trotzdem seinen fremden und künstlichen Ursprung nicht verleugnen.

Songarei, s. Dsongarei.

Sonne. Dieser Himmelskörper, von welchem Licht und Wärme ausströmen, der Haupt- und Centralkörper, um den sich alle Planeten bewegen, stellt sich uns als eine kreisrunde und glänzende Scheibe dar, und es muß zufolge dieser Darstellung das Gestirn eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form haben, indem nur eine Kugel dem Auge in allen Stellungen auf die angegebene Art erscheinen kann. Aus der Erscheinung der Sonnenflecken (s. d.) hat man gefolgert, daß sie sich in etwa 25 Tagen von Westen nach Osten um ihre Achse dreht; auch hat sie eine im Raume fortschreitende Bewegung. Daß die Erde nebst allen Planeten sich um die Sonne bewegt, lehrte schon Kopernicus (s. d.); aber die wahre astron. Beziehung der S. nicht nur zu der Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unseres Systems hat uns erst Kepler (s. d.) kennen gelehrt. Ihre mittlere Entfernung von der Erde beträgt nach Encke's Untersuchungen aus den Venusdurchgängen von 1761 und 1769 24065 Erdhalbmesser oder 20,682300 geogr. M., der scheinbare Halbmesser der S. aber zur Zeit, wo sie sich in der mittlern Entfernung von der Erde befindet, fast 961 Secunden. Doch ändert sich derselbe im Verhältnisse mit der Entfernung der S. und beträgt zur Zeit der größten Entfernung 945, zur Zeit der kleinsten 977 Secunden. Aus diesem scheinbaren Halbmesser der S. in Verbindung mit ihrer Entfernung von uns folgt, daß ihr wahrer Halbmesser 96300 geogr. M. beträgt. Ihre Oberfläche enthält daher über 117000 Mill. Q.-M. und ihr Körperinhalt über 3700 Bill. Kubikmeilen, sodaß sich aus der S. über 1,400000 der Erde gleiche Kugeln bilden ließen. Auch an Masse ist die S. ungeheuer groß, da sie die Masse der Erde 355000 mal und die aller

Planeten ihres Systems zusammengenommen gegen 800 mal übertrifft. In neuester Zeit hat man gefunden, daß die S. wahrscheinlich um $^1/_{20}$ etwa näher ist, als bisher angenommen wurde; die Beobachtungen müssen aber noch erst vermehrt werden, um eine sichere Bestätigung zu haben. Ueber die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers sind die Astronomen von jeher verschiedener Meinung gewesen. Nach der von Herschel aufgestellten Hypothese ist die S. ein mit einer leuchtenden Atmosphäre umgebener, für sich aber dunkler Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleichwie auf der Erde, Berge und Thäler befinden. Jene Atmosphäre ist nach Herschel eine dreifache. Den Sonnenkörper umgibt zunächst eine dunkle, wolkenartige Schicht, welche durch eine zweite, sehr elastische und durchsichtige Schicht von der äußersten, der Atmosphäre, entfernt gehalten wird. Demnach wäre eigentlich die letztere für uns die Quelle des Lichts und der Wärme. Die ältere Ansicht, von Galilei besonders ausgesprochen, daß die S. eine weißglühende feste oder flüssige Masse sei, hat durch die neuern Untersuchungen des Sonnenspectrums von Kirchhoff und Bunsen wieder viele Anhänger gefunden. Die schwarzen, von Fraunhofer zuerst ausführlich beschriebenen Linien, welche man im Sonnenspectrum, wozu man das Sonnenlicht durch eine enge Spalte und dann durch ein Glasprisma fallen läßt, sieht, erklären sich am einfachsten, wenn man um die weißglühende S. sich eine Atmosphäre denkt, in der bei der überaus hohen Temperatur Stoffe wie Natrium, Magnesium, Calcium, Eisen u. s. w. in Dunstform aufgelöst sich finden. Mädler hat eine Hypothese aufgestellt, nach der in den Plejaden eine Centralsonne (s. d.) sich befinde, um die sich alle S. bewegen sollen. Die Hypothese hat jedoch wenig Anhänger und mehrfach Widerlegung gefunden; der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, ob die Hypothese Wahrscheinlichkeit für sich haben wird oder nicht.

Sonneberg, ein Verwaltungsamt im Oberlande des Herzogthums Sachsen-Meiningen, das auf 8 Q.-M. 32800 E. in 2 Städten, 4 Marktflecken, 67 Dörfern u. s. w. zählt, liegt auf und an dem Thüringerwalde, dessen Holz und Mineralien seinen Hauptreichthum bilden. Die Wälder liefern das Material zu mancherlei Holzwaaren, besonders Schachteln und Spielsachen. Das Ausgraben und Verarbeiten des Eisenerzes, der Wetz-, Schiefer- und anderer Steine beschäftigt ebenfalls viele Hände. Das Land ist daher durch eine Menge Manufacturen und Fabriken, Glashütten, Porzellanfabriken, Eisenhütten, Marmel- und Schneidemühlen belebt. Der Ackerbau liefert nicht den nöthigen Bedarf an Getreide, aber viele Kartoffeln; nicht unbedeutend ist die Viehzucht. Zahlreiche Brauereien liefern vorzügliches Bier. Der Mittelpunkt des lebhaften Industriebetriebs und Handels ist die Hauptstadt S., an der Röthen, mit netten Häusern, einer schönen Kirche, einem neuen Rathhaus und sehr ansehnlichem Amtsgebäude (1867 im Bau begriffen). Der Ort ist Fabrikstadt und zählt 5900 E., deren Artikel in Holz, Schiefer, Leder, Papiermaché und Glas (theils für den wirklichen Gebrauch bestimmt, theils Spielwaaren) unter dem Namen von Sonneberger Waaren nach allen Gegenden der Erde, vorzugsweise aber nach Frankreich und England, Nord- und Südamerika, versendet werden. Der Werth der Ausfuhr aus S. und Umgegend wird jährlich auf mehrere Millionen Thaler geschätzt. In neuerer Zeit wurde S. durch eine Zweigbahn nach Koburg mit dem deutschen Eisenbahnnetz in Verbindung gesetzt. In der Nähe der Stadt werden Griffelschiefer und Wetzsteine gebrochen sowie Eisenstein und vorzüglicher Ocher gegraben.

Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freiherr von), deutscher Dichter, wurde zu Münster in Westfalen 5. Sept. 1779 geboren. Von Kindheit auf scheint seine kühne, aber ungeregelte Phantasie das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch seine Erziehung dieses Misverhältniß nicht aufgehoben wurde, so trat es, als er sich in einer bewegten Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis sah, nur noch greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits auf dem Gymnasium zu Münster entwarf er nach Klopstock's «Messias» den ersten Plan zu einem Epos «Das Weltende» (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diction und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigene Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte. In seinem 19. J. machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte S. zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, «Donatoa», einem Gemälde des Untergangs der Welt, welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Seine überspannte Natur zerstörte sich so selbst. Er endigte freiwillig sein Leben 22. Nov. 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. S. würde bei einer harmonischen Ausbildung Bleibendes geleistet haben. Sein «Donatoa» zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopstock's. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in ein-

zelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit und Innigkeit des Gemüths. Gruber gab «Donatoa» mit einer Lebensbeschreibung S.'s (2 Bde., Rudolst. 1806) und dessen «Gedichte» (Rudolst. 1808) heraus.

Sonnenblume oder Sonnenrose, s. Helianthus.

Sonnenfels (Jos., Reichsfreiherr von), ein verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1733, wurde bei den Piaristen erzogen und nahm im 16. J. Militärdienst. Nach Ablauf seiner Dienstzeit studirte er in Wien die Rechte, daneben aber auch mit Eifer das Hebräische, sodaß er seinem Vater, der jüd. Herkunft war, als Interpres des Hebräischen bei der niederösterr. Regierung adjungirt wurde. Außerdem arbeitete er als Gehülfe bei einem Justizbeamten. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen als Schriftsteller auf, und der Beifall, womit sie aufgenommen wurden, bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich ganz der Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um eine Professur in Wien beworben, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen österr. Arcierengarde annehmen. Durch die Verwendung eines Lieutenants dieser Garde, Petrach, erhielt er 1763 die Lehrstelle der Staatswissenschaften auf der Universität zu Wien. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich zwar bald Feinde zu, doch ließ er sich dadurch in seinem Eifer für Förderung der Wissenschaften, Ausbildung der deutschen Sprache und Aufklärung seines Vaterlandes nicht stören. Noch ehe Beccaria auftrat, hatte S. bereits durch seine Schrift «Ueber Abschaffung der Tortur» (Zür. 1775) bewirkt, daß in den österr. Staaten die Folter abgeschafft wurde. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der Kaiserin Maria Theresia zum Rath, 1779 zum Wirkl. Hofrath bei der Geh. böhm. und österr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studienhofcommission ernannt und 1797 vom Kaiser Franz II. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er starb 26. April 1817. Seine Schriften (gesammelt, 10 Bde., Wien 1783—87) sind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edeln Gesinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen durchsetzen helfen, die ihm zum unvergänglichen Ruhme gereichen. Auf der Bühne und in den Hörsälen seines Vaterlandes führte er einen bessern Geschmack ein, und in seinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und Satire mit rührender oder strafender Moral vereinigt.

Sonnenferne und **Sonnennähe** (Perihelium), s. Aphelium.

Sonnenfinsterniß entsteht, wenn der Mond zwischen der Erde und der Sonne so zu stehen kommt, daß dadurch die Sonne ganz oder zum Theil bedeckt, mithin einem Theile der Erde das Sonnenlicht in dem nämlichen Maße entzogen wird, was aber nur zur Zeit des Neumondes möglich ist. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht dabei der Mond in Gestalt einer dunkeln Scheibe von Westen nach Osten vor der Sonnenscheibe hin. Wirklich verfinstert wird dabei eigentlich nur die Erde, welche bei der S. in demselben Falle ist, worin der Mond (s. d.) sich bei der Mondfinsterniß befindet. Da sich aber der Schatten, den der Mond wirft, nur etwa 50000 M., mithin etwa ebenso weit von demselben erstreckt, als die Erde vom Monde entfernt ist, so kann es geschehen, daß selbst dann, wenn zur Zeit des Neumondes Sonne, Mond und Erde in gerader Linie stehen, der Mondschatten, wenigstens der volle, die Erde, welche zuweilen über 54000 M. vom Monde entfernt ist, gar nicht erreicht, sodaß kein Theil der Erde völlig verfinstert wird; jedenfalls kann immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Erdoberfläche auf einmal verfinstert sein, während dagegen der Erdschatten sich viel weiter (184—190000 M.) von der Erde erstreckt und daher der Mond sehr oft zur Zeit einer Mondfinsterniß ganz und gar in den Erdschatten eingetaucht oder verfinstert ist. Ein weit größerer Theil der Erdoberfläche kann vom Halbschatten des Mondes getroffen werden und sieht dann einen Theil der Sonne verfinstert oder vom Monde bedeckt. Hiernach sind die S. entweder totale, d. h. solche, wo die ganze Sonnenscheibe verfinstert erscheint, oder partiale, d. h. solche, wo die Sonnenscheibe nur zum Theil verdeckt wird. Die größtmögliche Dauer einer totalen S. für einen bestimmten Ort beträgt noch nicht 5 Min. Den Grad der Verfinsterung der Sonne bei einer partialen S. pflegt man so zu bestimmen, daß man den scheinbaren Durchmesser der Sonne in 12 Theile, sog. Zolle, theilt und angibt, wieviel dieser Theile verfinstert sind; hiernach kann also eine Sonnenfinsterniß z. B. 5zöllig, 8zöllig u. s. w. sein. Eine besondere Art partialer S. sind die ringförmigen, bei denen man zwar den ganzen Mond vor der Sonne, die letztere aber dennoch nicht ganz verfinstert, sondern den äußersten ringförmigen Theil der Sonnenscheibe unbedeckt sieht. Eine solche findet in dem vorhin angegebenen Falle statt, wenn die Spitze des Mondschattenkegels die Erde nicht erreicht; der scheinbare Durchmesser des Mondes ist dann

um höchstens 3¼ Min. kleiner als der der Sonne, und diejenige Gegend der Erdoberfläche, welche der Spitze des Mondschattenkegels zunächst liegt, hat eine ringförmige S. Was die Umstände einer totalen Finsterniß anlangt, so pflegt die eintretende Dunkelheit zwar sehr auffallend zu sein, aber doch meist nur einer starken Dämmerung zu gleichen, in der die hellern Sterne sichtbar werden, die Nachtvögel hervorkommen und die Thiere unruhig werden. Merkwürdig sind die rothen Hervorragungen (Protuberanzen) an der Sonnenscheibe und der silberweiße, zuweilen auch röthliche Ring, der sich bei totalen S. um die Sonne zeigt. Erstere scheinen der Sonne eigen zu sein und sind vielleicht Sonnenwolken, letzterer rührt wahrscheinlich von einer die Sonne auf sehr weite Entfernung hin umgebenden Lichthülle her. Uebrigens gehören totale S. zu den seltensten Erscheinungen und kommen an einem und demselben Orte der Erde nur etwa alle 200 J. vor; im allgemeinen finden jährlich wenigstens zwei S. statt, ein bestimmter Ort aber hat durchschnittlich nur alle zwei Jahre eine sichtbare S. Die Berechnung alter S. ist für die Chronologie von Wichtigkeit. Totale oder ringförmige S. finden in diesem Jahrhundert noch statt: 1870 am 22. Dec., total in Portugal, Sicilien, Griechenland, Türkei; 1887 am 19. Aug., total in Preußen und Rußland; 1890 am 17. Juni, ringförmig im Mittelmeer und in Kleinasien; 1896 am 9. Aug., total in Norwegen, Lappland, Rußland; 1900 am 28. Mai, ringförmig in Portugal und Spanien.

Sonnenflecken. Man erblickt auf der Sonnenscheibe größere und kleinere Flecken von unregelmäßiger Gestalt und in größerer oder geringerer Anzahl; sie erscheinen in der Mitte schwarz und am Rande mit einem weißlichgrauen Hofe (Penumbra), der auch oft in große Flächen ohne jenen erkennbaren schwarzen Kern zerfließt. Die Flecken entstehen und verschwinden zuweilen mitten auf der Sonne schnell nnd ohne alle bemerkbare Veranlassung; häufiger aber sieht man sie schon gebildet am östl. Rande eintreten und sich nach dem westl. Rande bewegen, an welchem sie, ungefähr 13—14 Tage nach ihrem ersten Erscheinen, wieder verschwinden und hierauf nach derselben Zeit am östl. Rande wieder hervorkommen. Die ganze Erscheinung trägt sich so zu, als wenn diese Flecken in etwa 27 Tagen einen Umlauf um die ganze Sonne machten. Um den 10. Juni beschreiben sie während ihrer Sichtbarkeit von Norden nach Süden hinabgehende gerade Linien auf der Sonne. In den folgenden Monaten fangen sich diese Bahnen an zu krümmen und bilden Ellipsen, deren Höhlung sich aufwärts kehrt, und deren Oeffnung sich später erweitert. Um den 10. Sept. ist die letztere am größten. Dann nähern sich diese krummen Linien wieder geraden Linien, und um den 10. Dec. erscheinen sie vollkommen gerade. Hierauf wiederholen sich die angegebenen Erscheinungen, nur in umgekehrter Richtung, und die Periode beträgt gerade ein Sonnenjahr. Man erklärt dies alles vollständig, wenn man die Flecken nicht als eigene dunkle Himmelskörper, wie ehemals geschah, sondern als der Sonnenkugel selbst angehörige betrachtet und letzterer eine Rotation von Westen nach Osten um eine Achse beilegt, welche unter einem Winkel von 82½° gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist. Die wirkliche Dauer dieser Rotation findet man aus der scheinbaren, oben auf ungefähr 27 Tage bestimmten etwas über 25 Tage; denn es muß in Betracht gezogen werden, daß die Erde, von welcher aus die Bewegung betrachtet wird, unterdeß selbst nach derselben Richtung in Bewegung ist, und daß dieser Umstand also nothwendig eine solche Verschiedenheit zur Folge hat. Die S. sind zuweilen sehr groß und haben einen Durchmesser von 10000 und mehr Meilen. Sie scheinen alle in eine Zone eingeschlossen, die sich auf beiden Seiten des Sonnenäquators 30° weit erstreckt. In ihrer Nähe erscheinen gewöhnlich auffallend helle Stellen, sog. Sonnenfackeln, aus denen nicht selten S. hervorbrechen. Doch erscheinen die Fackeln auch zuweilen ohne die Flecken. Mit einem guten Fernrohr sieht man auf der Sonnenscheibe überall ganz kleine Fleckenpunkte, sog. Poren, wodurch die Sonne wie geadert erscheint. Die Sonne hat nicht immer Flecken. Es gibt Zeiten, zu denen die Sonnenscheibe ganz ohne Flecken erscheint, zu andern Zeiten wieder sind stets sehr viele Flecken da. Schwabe in Dessau fand in der Häufigkeit der Flecken eine elfjährige Periode. In den J. 1847, 1848, 1849, ebenso 1858, 1859, 1860, 1861 waren z. B. an allen Beobachtungstagen stets Flecken vorhanden; 1844, 1856, 1866 waren an fast 200 Tagen im Jahre gar keine Flecken sichtbar. Merkwürdig ist, daß in der Größe der Schwankungen der Magnetnadel ebenfalls eine elfjährige Periode gefunden ist, die vollständig parallel der Sonnenfleckenperiode läuft. Die ersten Flecken wurden 1610 von dem Engländer Harriot und von dem Friesländer Joh. Fabricius gesehen, welcher letztere allgemein für den Entdecker dieser Flecken gilt. Herschel dachte sich die Flecken als Risse in der Lichtsphäre der Sonne. Die Kernflecken sind danach sichtbare Theile des dunkeln Sonnenkörpers, die Höfe sichtbare Theile der wolken-

artigen Schicht der Sonnenatmosphäre. Nach Kirchhoff sind die Flecken sichtbare, durch locale Temperaturerniedrigung entstehende Wolken in der Sonnenatmosphäre und die Höfe andere Wolken, die dadurch entstehen, daß durch erstere Theilen der Sonnenatmosphäre die Wärme vom glühenden Kern entzogen wird.

Sonnenstein, ein über der Stadt Pirna (s. d.) im Königreich Sachsen gelegenes Schloß, das gegenwärtig eine Heil- und Verpflegungsanstalt für heilbare Geisteskranke enthält. Der S. war ursprünglich eine Grenzfeste gegen die Slawen und wurde im 16. Jahrh. als festes Schloß neu aufgeführt und nachher zu einem Staatsgefängniß benutzt, in dem unter andern auch Patkul (s. d.) eine Zeit lang gefangen saß. Im Siebenjährigen Kriege eroberten die Preußen den S. und schleiften ihn. Als das damals sächs. Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde und für die dort seit 1730 bestandenen Straf- und Versorgungsanstalten ein anderes Unterkommen gesucht werden mußte, wurde der Irrenanstalt der S. eingeräumt und dann die Anstalt selbst in eine Heilanstalt verwandelt, deren Eröffnung 8. Juli 1811 erfolgte. Das J. 1813 brachte die schnell entwickelte Anstalt der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß befestigten und bis in den Nov. gegen die Verbündeten behaupteten. Doch schon im Febr. 1814 konnten viele Kranke wieder dahin zurückgebracht werden. Die Anstalt hat seitdem den Fortschritten der Psychiatrie zu genügen gesucht und sich auch räumlich durch zweckmäßige Um- und Neubauten erweitert. Am 31. Dec. 1866 wurden auf dem S. 344 Geisteskranke (179 männliche und 165 weibliche) verpflegt. Für unheilbare Irre bestehen im Königreich Sachsen die Versorgungsanstalten zu Colditz und Hubertusburg. Vgl. Nostitz und Jänckendorf, «Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt zu S.» (3 Bde., Dresd. 1829).

Sonnenstich (insolatio oder siriasis) ist eine besondere Art von Gehirnaffection, welche, wie es scheint, weniger durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf als vielmehr durch die Wirkung einer sehr schwülen und heißen Atmosphäre entsteht. Sie besteht in rascher Blutanhäufung oder selbst Entzündung der Hirnhäute und des Hirns selbst. Sie kommt meist in den südl. Ländern, aber auch bei großer Hitze in kältern Klimaten, besonders bei Personen vor, die, ohne daran gewöhnt zu sein, mit entblößtem Kopfe oder mit schwerer Kopfbedeckung sich den Sonnenstrahlen aussetzen. Der S. tödtet gewöhnlich schnell, oder verliert sich, wenn die Ursachen wegfallen, unter Nachlassen der Hauptsymptome, Kopfschmerz, Fieberhitze, Beängstigung, Schlafsucht u. s. w., von selbst wieder; oft bleiben dann aber Lähmungen zurück. Er war schon den Alten bekannt und ist noch jetzt eine der gefürchtetsten Krankheiten, von der z. B. die brit. Truppen in Ostindien viel zu leiden haben. Die Hauptmittel dagegen sind: Aderlässe, kalte Begießungen und Umschläge des Kopfes, kühles, schattiges Krankenzimmer, horizontale Lage mit erhöhtem Kopf.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, daß jeder Fixstern eine Sonne sei und der Wahrscheinlichkeit nach sein besonderes System ihn umkreisender Haupt- und Nebenplaneten habe, wonach es also ebenso viele S. als Fixsterne geben würde. Im engern Sinne versteht man aber unter S. nur unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Kometen (s. d.). Die Zahl der Kometen ist jedenfalls sehr groß und völlig unbestimmt. Von den Planeten (s. d.) waren im März 1868 bereits 104 bekannt, nämlich: Mercur, Venus, die Erde mit einem Monde, Mars, die kleinen Planeten oder sog. Planetoiden (von denen 96 bekannt sind), Jupiter mit vier, Saturn mit acht, Uranus mit sechs und Neptun mit zwei Monden. Der letztgenannte Planet wurde 23. Sept. 1846 von Galle in Berlin entdeckt, nachdem Leverrier in Paris auf theoretischem Wege nicht nur sein Dasein nachgewiesen, sondern auch Ort und Größe desselben bestimmt hatte. Alle diese Planeten laufen um die Sonne in elliptischen Bahnen, in deren einem Brennpunkte diese steht und durch die Kraft ihrer Anziehung jene in ihren Bahnen erhält. Ebenso beschreiben auch die Monde oder Nebenplaneten, unabhängig von ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, Ellipsen um ihre Hauptplaneten, welche dabei in dem einen Brennpunkte stehen. Die Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum zeigt eine höchst merkwürdige Regelmäßigkeit. Schon im vorigen Jahrhundert wußte man, daß die Entfernungen der damals bekannten Planeten nach dem Gesetze folgender Reihe wachsen: $4; 4+3; 4+2\cdot3; 4+4\cdot3; 4+16\cdot3; 4+32\cdot3; 4+64\cdot3$. In dieser Reihe fehlte aber zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern, $4+4\cdot3$ und $4+16\cdot3$, das Zwischenglied $4+8\cdot3$, und man gründete darauf die Vermuthung, daß sich in dieser Entfernung von der Sonne (also ungefähr in der siebenfachen Entfernung des Mercur) ein noch unentdeckter Planet finden müsse, eine Vermuthung, die in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts durch die Entdeckung der vier kleinen Planeten Vesta, Juno,

Ceres, Pallas bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung von der Sonne haben, und denen sich seit 1845 noch 92 andere angeschlossen haben, von denen dasselbe gilt. Nur der entfernteste aller jetzt bekannten Planeten, Neptun, weicht von jenem Gesetze erheblich ab, indem seine Entfernung von der Sonne nicht der Zahl $4 + 128 \cdot 3$ oder 388, sondern der Zahl 300 entspricht, mithin weit kleiner ist, als sie jenem Gesetze nach sein sollte. Ueber die wichtigsten Verhältnisse der Planeten zur Sonne s. den Art. Planeten.

Sonnentafeln. Obgleich sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den Ort der erstern in ihrer Bahn beziehen, die scheinbare Bewegung der letztern anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher statt des wirklichen Orts der Erde den jedesmal um sechs Zeichen oder 180 Grad davon verschiedenen scheinbaren Ort der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Auffindung dieses Orts für jede angegebene Zeit erfordert werden, sind in eigenen Werken zusammengestellt, welche den Namen S. führen. Dergleichen Tafeln besitzt man von Lacaille, Mayer, Zach (1804), Delambre (1805) und Carlini (1810). Die letztern, zu welchen Bessel Correctionstafeln berechnet hat (1827), sind lange im Gebrauch gewesen. Die neuesten S. sind von Hansen und Olussen (Kopenh. 1853) und von Leverrier («Annales de l'observatoire de Paris», Bd. 4, Par. 1858).

Sonnenthau ist der deutsche Volksname der Arten der zur 5. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Gattung Drosera L., welche den Typus der Familie der Droseraceen bildet. Es sind kleine, zarte, perennirende Kräuter mit höchst merkwürdig gestalteten, in eine grundständige Rosette gestellten Blättern. Dieselben, stets einfach, ganz, langgestielt, sind an ihren Rändern oder an ihrer ganzen obern Fläche mit purpurfarbenen, fadenförmigen, am Ende kopfig verdickten (gleichsam mit glänzenden Thauperlen versehenen) Fortsätzen besetzt, welche eine klebrige Masse ausscheiden und einen hohen Grad von Reizbarkeit besitzen. Sobald sich nämlich eine Mücke oder ein anderes kleines Insekt auf die Blätter setzt, wird dasselbe schleunigst von diesen Fäden umklammert und todt gedrückt. Auf der Blattrose erheben sich zarte Blütenschnitte, welche in eine Wickeltraube kleiner Blüten endigen, die aus einem fünfblätterigen Kelch und einer fünfblätterigen, weißen Blumenkrone bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, mit 3—5 Klappen aufspringende Kapsel. Die wenigen in Europa vorkommenden Arten wachsen auf Torfboden in den Polstern der Torf- oder Wassermoose. Die verbreitetste Art ist der rundblätterige S. (D. rotundifolia L.), ein Pflänzchen mit 3—6 Zoll hohen Blütenschäften, welche ehedem als Herba Rorellae s. roris solis gegen Wechselfieber und Wassersucht medicinisch angewendet wurden.

Sonnenuhr. Der tägliche Umlauf der Sonne am Himmel hat von jeher das einfachste Mittel der Zeiteintheilung abgegeben, indem man die veränderliche Lage des Schattens bemerkt, den alle Körper der Sonne gegenüber werfen. Man denke sich die Sonne den Aequator mit gleichförmiger Geschwindigkeit in 24 Stunden durchlaufend und setze in den Mittelpunkt der Ebene des letztern perpendicular einen Stift, der also der Erdaxe parallel ist, so wird der Schatten dieses Stifts dem Sonnenlaufe folgen und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdachse parallelen Stifte und mit Stundentheilung versehene, der Ebene des Aequators parallel aufgestellte Scheibe oder eine andere, gewöhnlich steinerne oder metallene Fläche, deren Mittagspunkt dem Meridian des Orts entspricht, heißt eine Aequinoctialuhr, weil die Sonne an den Aequinoctialtagen den Aequator wirklich beschreibt. Sie ist von allen S. die einfachste. Will man eine solche Aequinoctialuhr in eine Horizontaluhr, d. h. in eine solche umgestalten, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, so muß man den Weiser auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Orts gleichen Winkel befestigen, damit er wieder der Erdachse parallel steht, indem dieselbe den Horizont überall unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet; die Stundentheilung wird dann mit Bezug auf die Aequinoctialuhr ausgeführt. Die Horizontaluhren sind die gewöhnlichsten und bequemsten S.; sie sind auch die einzigen, welche das ganze Jahr hindurch alle Stunden, solange die Sonne scheint, zeigen. Eine Verticaluhr ist eine solche S., deren Ebene auf dem Horizont vertical steht; sie heißt eine Mittags- oder Mitternachtsuhr, wenn ihre Ebene genau von Osten nach Westen geht, und eine Morgen- oder Abenduhr, wenn ihre Ebene in der Mittagsfläche steht und nach Süden oder Norden gerichtet ist, ferner nach Osten oder Westen gekehrt ist, während der Zeiger stets der Erdachse parallel sein muß. Die zuletzt erwähnten vier S. sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr kann nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, so lange die Sonne scheint, zeigen,

im Sommerhalbjahr zeigt ſie höchſtens die Stunden von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends; eine Mitternachtsuhr zeigt im Sommerhalbjahr die erſten Morgen- und letzten Abendſtunden, im Winterhalbjahr gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsſtunden. Eine neue Art Sonnenuhren ſind die ſog. hemiſphäriſchen (von Schmeiſſer), auf der ein ſchattenwerfendes Fadenkreuz das ganze Jahr hindurch die Sonnenzeit auf der in einer halben Hohlkugel angebrachten Theilung anzeigt. Die Conſtruction der Sonnenuhren lehrt die Gnomonik, eine eigene Disciplin der Aſtronomie.

Sonnenwenden, Sonnenſtillſtandspunkte, Solſtitien oder Solſtitialpunkte nennt man die beiden Punkte der Ekliptik, die vom Aequator am meiſten (23 Grad 27 Min.) entfernt ſind. Der eine derſelben, auf der Nordſeite des Aequators, heißt Sommerſolſtitium oder Sommerpunkt, weil für die nördl. Halbkugel der Erde der aſtron. Sommer beginnt, ſobald die Sonne in dieſem Punkte ſteht, was um den 21. Juni der Fall iſt; der andere dieſer Punkte heißt aus gleichem Grunde Winterſolſtitium oder Winterpunkt. S. heißen dieſe Punkte, weil ſich die Sonne in denſelben gleichſam wendet oder umkehrt und wieder nach dem Aequator, von dem ſie ſich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenſtillſtandspunkte, weil ſie in dieſen Punkten ſtill zu ſtehen und einige Zeit gleichen Abſtand vom Aequator beizubehalten ſcheint. Uebrigens ſind beide Punkte 180° voneinander entfernt. Nicht ſelten verſteht man unter den Solſtitien auch die Zeitpunkte, in denen die Sonne in dieſen beiden Punkten ſteht (um den 21. oder 22. Juni und 21. oder 22. Dec.).

Sonnenzeit nennen die Aſtronomen im Gegenſatze zur Sternzeit die durch die ſcheinbare Bewegung der Sonne gemeſſene und beſtimmte Zeit. Der Zeitraum, welcher zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden Mittagen oder (obern) Culminationen der Sonne verfließt, heißt ein Sonnentag; er würde aber als Zeiteinheit oder Zeitmaß nur dann geeignet ſein, wenn er immer völlig gleiche Länge hätte, was nicht der Fall iſt. Theils der Umſtand, daß die Erde nicht immer gleich weit von der Sonne entfernt iſt und ſich je nach der geringern oder größern Entfernung ſchneller oder langſamer bewegt, theils die Neigung der Ekliptik, in welcher ſich ſcheinbar die Sonne bewegt, gegen den Aequator haben eine Ungleichheit der wahren Sonnentage zur Folge, die zwar an ſich nicht bedeutend iſt, indem der Unterſchied zwiſchen dem längſten und kürzeſten Tage im ganzen Jahre noch keine volle Minute beträgt, aber doch bedeutend genug, um ſtörend zu ſein. Man denkt ſich daher ſtatt der wahren Sonne eine mittlere, welche ſich nicht in der Ekliptik, ſondern im Aequator und zwar mit völlig gleichmäßiger Geſchwindigkeit bewegt, und nennt den Zwiſchenraum zwiſchen zwei nächſten Culminationen dieſer gedachten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre iſt, einen mittlern Sonnentag. Demgemäß hat man auch wahre und mittlere Zeit (Sonnenzeit) zu unterſcheiden; die erſtere wird von den Sonnenuhren (ſ. d.) angegeben, die letztere von richtig gehenden Taſchen- oder Pendeluhren. Beide Zeiten oder Zeitangaben weichen zweimal im Jahre ungefähr eine Viertelſtunde voneinander ab, nämlich um den 11. Febr., wo der wahre Mittag um $14\frac{1}{2}$ Min. ſpäter, und um den Anfang des Nov., wo er um $16\frac{1}{4}$ Min. früher fällt als der mittlere; viermal im Jahre ſtimmen ſie überein, nämlich um den 15. April, 15. Juni, 1. Sept. und 25. Dec. Der Unterſchied zwiſchen beiden Zeiten wird die Zeitgleichung genannt.

Sonntag heißt der erſte Tag in der Woche, welchen heidniſche Völker der Sonne weihten, woher ſein Name entſtanden ſein ſoll. Die chriſtl. Kirche feierte den S. ſchon in den älteſten Zeiten als Tag der Auferſtehung Jeſu nach Apoſtelg. 20, 7; 1 Kor. 16, 2; Apokal. 1, 10 (ἡ κυριακὴ ἡμέρα), Stellen, welche dadurch Beweiskraft erhalten, daß die Feier des S. in den Briefen des Barnabas Kap. 15 als Sitte vorausgeſetzt wird, indem es hier heißt, daß die Chriſten den achten, d. i. den auf den Sabbat folgenden Tag zum Andenken an die Auferſtehung Jeſu feierten. In ähnlicher Weiſe drücken ſich andere alte Zeugniſſe aus, z. B. ein Brief des Plinius an Trajan, die apoſtoliſchen Conſtitutionen, Juſtinus Martyr, Theophilus u. a. Die Judenchriſten feierten aber neben dem S. auch den jüd. Sabbat; ihnen ſchloß ſich die orient. Kirche an. Dieſer Gebrauch fand ſich noch im 4. Jahrh. In der abendländ. Kirche betrachtete man dagegen den Sonnabend als Faſttag. Seit Konſtantin d. Gr. wurde die Feier des S. als des alleinigen gottesdienſtlichen Tags in jeder Woche bald allgemeiner Gebrauch. Dieſe Feier nahm in dem Grade an Strenge zu, in welchem die Macht und das Anſehen des Klerus ſtieg, der in ſeinen Anordnungen für die Sonntagsfeier zugleich von weltlicher Seite unterſtützt wurde. Ging man früher nach beendigter Andacht an die gewöhnlichen Tagesgeſchäfte, ſo unterſagte (321) Konſtantin dieſelben, doch mit der Einſchränkung, daß die günſtige Witterung für Feldarbeiten auch am S. zu benutzen geſtattet ſein ſollte; Gerichtsſachen ſollten ruhen. Kaiſer

Theodosius der Aeltere und der Jüngere verboten auch Schauspiel am S.; eine Synode von Châlons (649) fügte die Enthaltung von Feldarbeiten hinzu. Kaiser Leo III. (717—741) aber untersagte jede Arbeit an diesem Tage, und nunmehr wurde die ganze Strenge des jüd. Sabbatgebots auf die christlichen S. angewendet. Mit dem Verfalle der Kirche und Kirchenzucht trat auch eine mehr und mehr um sich greifende Profanation des S. ein, die sich in der Ausübung weltlicher Geschäfte und in dem Genusse rauschender Vergnügungen kundgab und sich in der kath. wie in der prot. Kirche erhielt, bis man in neuester Zeit der Beobachtung der Sonntagsfeier eine besondere Aufmerksamkeit wieder zuwandte. Die strengste Sonntagsfeier hat sich in der Anglikanischen Kirche, in England, Schottland und Nordamerika erhalten, wo man die jüd. Sabbatgesetze unbedingt auf die christlichen S. überträgt. Zur Aufrechterhaltung dieser Strenge traten sog. Sonntagsgesellschaften zusammen. In Deutschland ist neuerdings eine strengere Sonntagsfeier von verschiedenen Seiten, aber nur mit theilweisem Erfolge angestrebt worden. Die jetzt noch gewöhnlichen Namen der S. kommen theils von den Festen her, denen sie folgen, theils von den Anfangsworten der alten lat. Kirchengesänge oder Collecten, welche meistens aus den Psalmen entlehnt waren. Unsere Kalendersonntage sind: 1) ein S. nach Neujahr, der jedoch nur in solchen Jahren eintritt, in welchen Neujahr auf einen der vier letzten Wochentage fällt; 2) sechs S. nach Epiphania (s. d.); doch können auch deren weniger sein, je nachdem das Osterfest früher oder später fällt; 3) die Fastensonntage Septuagesima, Sexagesima und der Fastnachtssonntag Estomihi (Ps. 71, 3), d. h. der nächste S. vor Fasten; 4) die Fastensonntage Invocavit (Ps. 91, 15), Reminiscere (Ps. 25, 6), Oculi (Ps. 25, 15), Lätare (Jes. 66, 10), Judica (Ps. 43, 1) und Palmarum (s. Palmsonntag); 5) sechs S. nach Ostern: Quasimodogeniti (1 Pet. 2, 2), Misericordias Domini (Ps. 23, 6 oder 89, 2), Jubilate (Ps. 66, 1), Cantate (Ps. 96, 1), Rogate (Matth. 7, 7) und Exaudi (Ps. 27, 7); 6) die Trinitatissonntage, deren Anzahl von dem frühern oder spätern Eintritte des Osterfestes abhängt und höchstens 27 beträgt; 7) die Adventsonntage (s. Advent); 8) ein S. nach Weihnachten, der nur dann eintritt, wenn das Weihnachtsfest nicht auf den Sonnabend oder S. fällt. (S. Festtage und Feiertage.)

Sonntagsbuchstabe nennt man in der Chronologie denjenigen Buchstaben, der bei Bezeichnung der sieben ersten Tage des Jahres mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets auf den ersten Sonntag des Jahres fällt. Ist demnach in einem gewissen Jahre der 4. Jan. ein Sonntag, so ist D der S. in diesem Jahre, und wenn man alle Tage des Jahres auf diese Weise mit Buchstaben bezeichnet, indem man immer auf G wieder A folgen läßt, so sind in diesem Jahre alle mit D bezeichneten Tage Sonntage. In einem Schaltjahre bezeichnet man den 24. und 25. Febr. mit demselben Buchstaben, als ob der Schalttag gar nicht da wäre; daher hat jedes Schaltjahr zwei S. von denen der eine vor, der andere nach dem Schalttage gilt. Kennt man den S. eines Jahres, so lehrt der immerwährende Kalender sofort alle Sonntage des betreffenden Jahres kennen, mithin auch leicht den einem bestimmten Monatstage entsprechenden Wochentag.

Sonntagsschulen entstanden hauptsächlich in solchen Staaten, wo das Volksschulwesen nicht gehörig eingerichtet und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterricht in den Wochentagen nicht ernstlich gesorgt ist. Weil es allenthalben Lehrlinge und Dienstboten gibt, deren frühere Geistesbildung vernachlässigt wurde, und in Fabrikörtern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule nicht besuchen können, so hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß solche verwahrloste Individuen Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet werden. Der Ursprung der S. ist bis auf das Tridentiner Concil zurückzuführen, und im 16. und 17. Jahrh. finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, freilich allein oder doch vorzugsweise für religiöse Unterweisung, selten nebenher für den Unterricht im Lesen. Die S. im heutigen Sinne stammen aus England, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Rob. Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntage Veranstaltungen traf. Das Sonntagsschulwesen ist dort seitdem so in Aufnahme gekommen, daß jetzt von mehr als 300000 Lehrern 2½ Mill. Sonntagsschüler unterrichtet werden. Die engl. S. befassen sich aber fast nur mit religiöser Unterweisung. Da den ältern Schülern dabei zur Pflicht gemacht wird, Sonntags zweimal den Gottesdienst zu besuchen, so erhält die ganze Sache einen starken Anstrich kirchlicher Propaganda. Nächst England haben sich die S. hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Amerika verbreitet. Weniger Eingang fanden sie in Deutschland, weil hier die Bildung der Jugend in Werktagsschulen besser ist. Wo sie in Deutschland zur Einführung gelangt sind, befassen sie sich im Gegensatz zu den englischen meist nur mit weltlichem Unterricht und bieten für Lehrlinge, Gesellen u. s. w. eine treffliche Gelegenheit zur Wieder-

holung, Befestigung und Erweiterung des in einer niedern Volksschule Gelernten. S., wie sie in den Zusammenhang einer zweckmäßigen Verfassung des Volksschulwesens gehören, müssen Gelegenheiten zur vollkommenern Ausbildung in nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, aber auch zu genauerer Bekanntschaft mit dem Vaterlande, den Staatseinrichtungen und den bürgerlichen Rechten und Pflichten für die der Schule entwachsene Jugend sein."

Sonora, der nordwestlichste und volksleereste Staat der Republik Mexico, im Osten an Chihuahua, im Süden an Cinaloa (s. d.), mit dem es bis 1830 vereinigt war, im Westen an den Meerbusen von Californien, im Norden an das Territorium Arizona (s. d.) der Vereinigten Staaten von Amerika grenzend, hat nach den 1853 erfolgten Abtretungen an letztere noch ein Areal von 3732,63 Q.-M. (vorher von 5238) und zerfällt (nach der unter Kaiser Maximilian 1865 erfolgten Eintheilung) in die drei Depart. Sonora (1338,43 Q.-M. mit 80129 E.), Alamos (847,15 Q.-M. mit 41041 E.) und Arizona (1547 Q.-M. mit 26603 E.). Die Gesammtbevölkerung betrug zu derselben Zeit 146773 Seelen. Das Land besteht aus Ebenen, welche der die Grenze gegen Chihuahua bildenden mexic. Centralcordillere oder Sierra-Madre vorliegen, hier und da von einzelnen niedrigen, häufig durch tiefe Schluchten geschiedenen Berg- und Höhenzügen unterbrochen werden, zum Theil gut bewässert und zur Viehzucht geeignet, großentheils aber, besonders im Nordwesten, sehr sandig und wasserarm sind. Dieser nordwestliche und der nördl. Theil werden vom Indianervolke der Pimas oder Papagos bewohnt und unter dem Namen der Hochfläche von Pimeria zusammengefaßt, die wiederum in die obere und untere zerfällt und seit 1853 größtentheils zum nordamerik. Territorium Arizona gehört. Auch der Küstensaum, der im allgemeinen niedrig, wird von verschiedenen Höhenreihen bis ans Meer durchzogen und erhält dadurch sowie durch mehrere Baien Abwechselung. Die bedeutendsten Flüsse sind der Rio-Fuerte an der Südgrenze, der Rio-Mayo, der Rio-Yaqui oder Hiaqui, der gegen 48 M. lange Rio de S., der auf Pimeria-alta entspringt, erst südwärts über Arispe und Ures fließt, bei Pitic oder Hermosillo den Rio-Dolores aufnimmt, sich westwärts wendet und einige Stunden von Pitic in einer von tiefem Sand umgebenen Lagune verliert. Hierzu kommen noch der Rio-Caborca oder de la Ascension und der untere Rio-Colorado an der Nordwestgrenze. Das Klima des Staats, obgleich derselbe nicht in die Tropenzone hineinreicht, ist durchgängig mehr heiß als gemäßigt, besonders in den dem Meere benachbarten Gegenden, aber, mit Ausnahme der sumpfigen Küstenstriche, gesund. Der Feldbau erweist sich da, wo es dem Boden nicht zu sehr an Feuchtigkeit fehlt, sehr lohnend und liefert hauptsächlich Mais, guten Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte sowie die meisten mexic. und europ. Gemüse, auch Baumwolle und Taback. Durch die kath. Missionare wurde auch der Anbau der europ. Obstsorten und Südfrüchte mit Erfolg eingeführt. Ebenso gedeiht der Weinstock sowie an einzelnen Punkten Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Pfeffer und Zimmt. Verschiedene Cactusarten liefern eßbare, köstliche Früchte, und in der Pimeria wächst die «Sandfrucht von S.», ein vortreffliches Knollengewächs, das bei mehrern Indianerstämmen das Hauptnahrungsmittel abgibt. Die gutangebauten Theile des Staats liegen in den fruchtbaren Thälern des Rio-Sonora, Oposúra, San-Ignacio und Yaqui. Die Viehzucht, die einst Hauptnahrungszweig der Bevölkerung und besonders große Mengen Rindvieh und das berühmte Rindfleisch von Pitic lieferte, ist neuerdings durch die wachsenden Räubereien der Apaches im ganzen Staate sehr zurückgegangen. Die Wälder sind reich an Wild, die Flüsse und das Meer fischreich. Die Berge enthalten reiche Lagerstätten an edeln Metallen, und fast alle Flüsse führen Waschgold. Der Bergbau ist jedoch von geringer Bedeutung, schon wegen der Unsicherheit der früher bearbeiteten Grubenreviere. 1864 waren 16 Minen im Betrieb, wogegen in 18 andern der Betrieb ruhte. Die Industrie der Bewohner beschränkt sich auf die gewöhnlichen Handwerke. Der auswärtige Handel, für welchen der Hafen von Guaymas eröffnet ist, hat jetzt einen jährlichen Werth von 2—3 Mill. Pesos in der Ein- und Ausfuhr. Besonders bedeutend ist der Küstenhandel mit Mazatlan, San-Blas und Acapulco. Unter der Bevölkerung befinden sich weit über 100000 Indianer, von denen die meisten früher von den Missionaren, besonders von den Jesuiten, zum Christenthum bekehrt wurden. Seit dem Ende der span. Herrschaft ist jedoch das Missionswesen ganz in Verfall gerathen. Die civilisirten Indianer sind meist sehr thätig, und auf ihnen allein beruht der Ackerbau und auch der Bergbau. Die gesittetsten sind die Opatas, die im Osten, an dem Rio-Sonora und Oposúra bis gegen Arispe hin und dann den Minendistrict Nacosári hinauf wohnen. Im Norden und Osten des Staats leben noch unbezwungene Stämme, darunter die durch ihre Raubzüge berüchtigten Apaches. Außerdem hat durch die unaufhörlichen Bürgerkriege Mexicos S. mit am meisten gelitten. Die Hauptstadt des Staats ist jetzt Ures am Rio-

Sonora, in einem fruchtbaren, romantisch von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, eigentlich nur ein großes Dorf mit 7000 E. Der Hauptseeplatz ist Guaymas oder San-José de Guaymas, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in einem von nackten Bergen umschlossenen, heißen Felsenkessel, mit einem geräumigen, geschützten Hafen und 2500 E., deren Zahl sich in der guten Jahreszeit verdoppelt. Der volkreichste Ort und die frühere Hauptstadt ist Hermosillo, vormals Pitic oder Petic genannt, mit 14000 E. Die Stadt Arispe im Hochthale des Rio-Sonora, ein wohlgebauter Ort und eine Zeit lang Hauptstadt, zählt 3000 E. Bemerkenswerth sind noch das Städtchen San-Magdalena, mit 1000 E. und einer verhältnißmäßig besuchten Octobermesse; das Pfarrdorf Oposüra, Hauptort der Opata-Indianer, mit 2000 E.; im Süden die Stadt Alamos oder Real de los Alamos, der wohlgebaute Hauptort eines Bergwerksdistricts zwischen den Flüssen Mayo und Fuerte, mit 5000 E.

Sontag (Henriette), eine der gefeiertsten deutschen Sängerinnen, wurde zu Koblenz 3. Jan. 1806 geboren und von ihren Aeltern, welche dem Schauspielerstande angehörten, für die Bühne erzogen. Schon im sechsten Jahre spielte sie Kinderrollen auf dem darmstädter Theater, und bereits in ihrem achten Jahre hatte ihre Stimme einen ziemlichen Grad der Ausbildung erlangt. Im Alter von neun Jahren verlor sie ihren Vater, und die Mutter wandte sich hierauf nach Prag, wo Henriette den Unterricht des Conservatoriums für Musik, insonderheit den Gesangsunterricht bei Bayer und Mad. Czegka genoß und im 15. J. als Sängerin mit vielem Erfolge auftrat. Bald nachher erhielt sie eine Anstellung bei der deutschen Oper in Wien, wo sie zugleich auch in der ital. Oper mitwirkte. Nach der Auflösung der Oper in Wien 1824 gastirte sie in Leipzig und wurde noch in demselben Jahre, nebst ihrer Mutter und ihrer jüngern Schwester, an das neue Königstädter Theater in Berlin berufen, wo sie unerhörte Triumphe feierte und zur königl. Hof- und Kammersängerin ernannt wurde. 1826 besuchte sie Paris und erntete auch dort stürmischen Beifall. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin blieb sie am Königstädtischen Theater bis Ende 1828. Während der J. 1828 und 1829 sang sie unter größtem Beifall abwechselnd in Paris und London. Inzwischen aber hatte sich Henriette mit dem bei der sardin. Gesandtschaft in Berlin angestellten Grafen Rossi verheirathet, ohne noch dessen Namen zu führen, da die Familie des Grafen gegen die Heirath war. 1830 faßte sie den Entschluß, sich von der Bühne zurückzuziehen, und sie sang auch zum letzten mal in Paris im Jan. des genannten Jahres. Darauf machte sie eine größere Reise, auf der sie sich nur als Concertsängerin hören ließ, und kehrte dann wieder nach Berlin zurück. Hier ließ sie sich jedoch bewegen, noch einmal in Rossini's «Semiramis» aufzutreten, was 19. Mai 1830 unter größtem Beifall geschah. Später wurde ihre Vermählung öffentlich erklärt, und seitdem folgte sie ihrem Gemahl auf dessen verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim Deutschen Bunde zu Frankfurt a. M., in Petersburg und Berlin, wo sie nur in geschlossenen Kreisen sich bewundern ließ. Obschon in glücklichen Familienverhältnissen lebend, sah sie sich jedoch aus ökonomischen Rücksichten 1849 genöthigt, wieder öffentlich aufzutreten. Ihre angenehme Persönlichkeit, die Frische und Lieblichkeit der Stimme, die sie zu erhalten gewußt hatte, und ihr früherer europ. Ruf verschafften ihr auch jetzt noch in Frankreich, England und Deutschland eine enthusiastische Aufnahme. Sie ging 1853 nach Amerika, wo sie mitten in den Triumphen, die auch hier ihre Kunst errang, 17. Juni 1854 zu Mexico an der Cholera starb. Henriette S. gehörte zu den liebenswürdigsten und begabtesten Vertreterinnen der Kunst des Gesangs. Sie vereinigte die ital. und deutsche Schule durch das geistige Element, das ihre vollendete Technik durchdrang, und trug so die Kunst über den rohen Materialismus hinaus. Als dramatische Sängerin speciell war das Feld ihrer vorzüglichsten und kaum je übertroffenen Wirksamkeit das Weiche und Schmelzende sowie das Graziöse. Die Leidenschaft und das Hochtragische waren ihrem Talente weniger angemessen.

Soolbäder nennt man die Bäder, welche in den natürlichen Kochsalz-(oder Sool-)Quellen genommen werden. Ihre reizende und belebende Einwirkung auf die Haut und namentlich auf das Drüsensystem macht sie zu einem Hauptmittel bei skrofulösen und Unterleibsleiden, Gicht, Rheumatismen, Geneigtheit zu Katarrhen u. s. w. Als wesentliches Hülfsmittel einer solchen Cur wird auch das Athmen der mit Salztheilen erfüllten sog. Gradirluft in der Nähe der Salzwerke betrachtet, welche auf die Respirationsorgane einen ausgezeichneten Einfluß ausüben soll. Der Nutzen dieser Bäder ist besonders in neuerer Zeit anerkannt worden, und fast jährlich entstehen neue Curanstalten bei den Salinen. Besonders berühmt sind Elmen, Schönebeck, Halle (Wittekind), Sulza, Salzungen, Frankenhausen, Kösen, Ischl, Reichenhall, Achselmannstein, Oeynhausen bei Rehme, Kreuznach, Nauheim u. s. w. Neuerdings versendet man auch die eingedämpften Salze der Mutterlaugen, z. B. von Kreuznach, Kösen, um damit künstliche S. herzurichten.

Sophia Alexejewna, ruſſ. Großfürſtin, die Halbſchweſter Peter's d. Gr. (ſ. d.), geb. 7. Sept. (alt. St.) 1657, war die Tochter des Zaren Alexei Michailowitſch aus deſſen erſter Ehe mit Maria Miloslawska und maßte ſich bis zu ihrem Sturze durch Peter den Titel einer Zarin an. Als nämlich der Zar Feodor III. Alexejewitſch bei ſeinem Ableben 1682 ſeinen damals noch unmündigen Halbbruder Peter, mit Uebergehung des faſt blödſinnigen Iwan, zum Thronfolger ernannt und die Großen des Reichs dieſen zum Alleinherrſcher ausgerufen hatten, widerſetzten ſich S. und deren Vertrauter, der Miniſter Fürſt Galyzin, dieſer Wahl und erregten mit Hülfe der Strelitzen (ſ. d.) einen ſo gefährlichen Aufruhr, daß Peter mit ſeiner Mutter flüchten mußte. S. ſetzte es nun durch, daß Iwan mit Peter gemeinſchaftlich den Thron beſtieg, während ihr ſelbſt die Leitung der Regierung überlaſſen blieb. Sie herrſchte nach eigener Willkür und Entſchiedenheit und wüthete namentlich gegen die Familie Narifchkin, aus der Peter's Mutter ſtammte, und gegen deren Anhänger. Zwar waren auch die Strelitzen geheime Feinde S.'s, die ſogar unter ihrem Anführer Chawanſky einen bedeutenden Aufſtand gegen ſie erregten, deren Unterwerfung ſie aber durch Schlauheit und feſtes Benehmen dennoch bewirkte. S. ſchloß 1686 den Frieden mit Polen, infolge deſſen die Provinzen Smolensk und die Ukraine von den Polen an Rußland abgetreten wurden, wofür dieſes ihnen Beiſtand gegen die krimſchen Tataren verhieß. Sie ſendete hierauf ihren Liebling, den Fürſten Galyzin, gegen die Tataren, und auch Peter erhielt die Erlaubniß, dem Feldzuge perſönlich beizuwohnen. Als aber nach ſeiner Rückkehr ſeine Halbſchweſter ihn fortwährend mit Zurückſetzung behandelte, begann er offen gegen ſie aufzutreten, wodurch die Abneigung S.'s gegen Peter in völligen Haß überging. Als endlich Peter mit Eudoxia Lapuchin ſich verheirathet, die ihm einen Sohn gebar, und er ſeit 1687 im Staatsrathe Sitz und Stimme nahm und ſelbſtändiger in die Regierung eingriff, ſtiftete S. eine Verſchwörung der Strelitzen gegen ihn an, die ſeine Thronentſagung herbeiführen ſollte. Peter aber wurde zeitig genug von der Gefahr, in der er ſchwebte, unterrichtet. Er ließ ſeine Halbſchweſter, obſchon ſie die Mitwiſſenſchaft um die Verſchwörung beharrlich leugnete, in Haft bringen und dann die meiſten der Verſchworenen zu Tode knuten oder mit abgeſchnittener Naſe nach Sibirien ſchleppen. Der Günſtling S.'s, Galyzin, kam mit ewiger Verbannung nach einer Inſel im Weißen Meere davon. Sie ſelbſt aber wurde in das auf dem ſog. Dewitſchei-Pole (Jungfrauenfeld) liegende Jungfrauenkloſter in Moskau gebracht, wo ſie traurig den Reſt ihres Lebens zubringen mußte und 3. Juni (alten St.) 1704 ſtarb.

Sophia Dorothea, Kurprinzeſſin von Hannover, bekannt unter dem Namen Prinzeſſin von Ahlden, war die Tochter und Allodialerbin des Herzogs Georg Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg-Celle (geſt. 1705), aus deſſen Ehe mit Eleonore d'Olbreuſe (geſt. 1722), Tochter eines franz. Marquis. Dieſe Ehe galt anfangs nicht als ebenbürtig. Eleonore erhielt zunächſt nur den Titel einer «Frau von Harburg» und ward dann 1674 zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg, 1680 aber förmlich zur Herzogin erhoben. Ihre Kinder ſtarben in früher Jugend, bis auf S., welche 15. Sept. 1666 geboren und am Hof von Celle ſorgfältig erzogen wurde. Schon 1676 ward ſie mit dem älteſten Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Auguſt Friedrich, verlobt, der aber noch in demſelben Jahre ſtarb. Dann heirathete ſie 21. Nov. 1682 den nachmaligen Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover, ſpäter Georg I. (ſ. d.) als König von Großbritannien genannt, aus welcher Ehe 1683 der nachmalige brit. König Georg II. und 1687 die nachmalige Königin Sophia Dorothea von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's I., geboren wurden. Aber das Verhältniß zwiſchen den beiden Ehegatten war kein glückliches, denn Georg gab ſich ganz ſeinen Maitreſſen hin. Dagegen ließ S. ſich in einen Liebeshandel ein mit dem Oberſten Graf Philipp Chriſtoph von Königsmark (ſ. d.), den ſie ſchon als Kind am Hofe ihres Vaters kennen gelernt hatte. Am Ende bat ſie ihre Aeltern, ſich von ihrem Gemahl trennen zu dürfen, und als Herzog Georg Wilhelm dazu ſeine Einwilligung verſagte, ſo entſchloß ſie ſich, mit Königsmark heimlich nach Wolfenbüttel zu entfliehen. Aber ihre geheimen Zuſammenkünfte wurden entdeckt von der Gemahlin des hannov. Premierminiſters Grafen Franz Ernſt von Platen (ſ. d.), Gräfin Clara Eliſabeth, die ſelbſt für Königsmark Zuneigung gefaßt und demſelben, jedoch vergebens, eine ihrer Töchter angetragen hatte. Auf deren Anzeige hin ließ der Kurfürſt Ernſt Auguſt von Hannover in der Nacht des 1. bis 2. Juli 1694 Königsmark, wie er aus den Zimmern der Kurprinzeſſin kam, durch vier Trabanten ermorden. Der hannov. Hof wünſchte die Sache zu verheimlichen, aber S. beſtand auch nach dem Verſchwinden Königsmark's hartnäckig auf einer Trennung ihrer Ehe. Deshalb wurde ſie, nachdem ihr Vater und Schwiegervater ſich verſtändigt, auf das celleſche Schloß Ahlden (ſ. d.) abgeführt. Ein Scheidungsproceß vor einem aus hannov. und celliſchen Räthen

zusammengesetzten Gerichtshof ward eingeleitet, und da alle Vermittelungsversuche vergeblich blieben, so erfolgte am 28. Dec. 1694 das Urtheil, wodurch die kurprinzl. Ehe wegen beabsichtigter böslicher Verlassung aufgelöst und der Kurprinzessin als dem schuldigen Theil die Wiederverheirathung untersagt wurde. Seitdem blieb S. bis an ihren Tod auf dem Schlosse Ahlden in Haft, unter militärischer Bewachung. Ihr war ein fürstl. Auskommen und ein Hofstaat gewährt. Doch durfte sie keine Besuche auswärts machen und das Schloß nicht über Nacht verlassen. Sie blieb in Verkehr mit ihrer Mutter, aber ihren Vater sah sie nicht wieder, und auch ihre Kinder bezeigten ihr keine thätige Theilnahme. Endlich starb sie 13. Nov. 1726 und wurde in der Stadtpfarrkirche von Celle in der herzogl. Gruft beigesetzt. Vgl. «Die Herzogin von Ahlden, Stammmutter der königl. Häuser Hannover und Preußen» (Lpz. 1852).

Sophienkirche, eins der merkwürdigsten Gebäude in Konstantinopel, verdankt seinen Namen einer bereits von Kaiser Konstantin zu Ehren der göttlichen Weisheit (σοφία) erbauten Kirche. Dieselbe wurde später erweitert und erneuert, aber 532 durch einen Brand zerstört. Dies gab dem prachtliebenden Kaiser Justinian Gelegenheit, einen glänzenden Neubau an ihrer Stelle zu unternehmen, zu dessen Ausführung er die berühmtesten Baumeister seiner Zeit herbeizog. Anthemius von Tralles war der Erfinder des Plans, und Isidorus von Milet unterstützte denselben bei der Ausführung. Bereits 537 war die Kirche in Form eines griech. Kreuzes mit einer auf vier Pfeilern ruhenden Kuppel im byzant. Stile vollendet. Aber 558 stürzte infolge eines Erdbebens die Kuppel ein. Der Baumeister Isidorus erbaute sie aufs neue, im byzant. Stile wie die erste, aber 20 F. höher, gab ihr statt der frühern Form eines halben Kreises die einer halben Ellipse, wodurch die Wölbung gedrückter wurde, setzte, um ihr mehr Festigkeit zu geben, zwischen die großen Pfeiler im Norden und Süden auf jeder Seite vier 40 F. hohe Granitsäulen, verband diese durch Bogen und zog darüber eine Mauer, auf welcher er sechs kürzere Säulen anbrachte. Diese stehen mit dem Obergeschoß in Verbindung, welches, über allen Nebenräumen angelegt, die nach orient. Weise getrennten Plätze der Frauen enthält. Die Wölbung der Kuppel ist so sanft gebogen, daß ihre Höhlung, senkrecht gemessen, nur den sechsten Theil des Durchmessers ausmacht, welcher 108 F. hat. Im Mittelpunkt aber erhebt sich die Kuppel 170 F. von dem Boden bis zum Halbmond. Das Innere des Gewölbes über den 24 Fenstern ist mit Mosaik in Gestalt kleiner Würfel von einer verglasten Substanz ausgelegt. Außer vier gemalten kolossalen Seraphim ist das Gewölbe ganz vergoldet, aber durch die Zeit und die Barbarei der Mohammedaner beschädigt, sodaß von den Malereien jetzt nur noch wenig zu sehen ist. Mit der großen Kuppel sind zwei Hauptkuppeln und sechs kleinere geschickt verbunden. Die Masse des Gebäudes ist von Ziegelsteinen, aber im Innern ganz mit Marmor belegt und der Fußboden in Mosaik von Porphyr und Verdantico ausgelegt. Die großen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, bestehen aus Quadern, die durch eiserne Bänder verbunden sind. Die Galerie umher ist 56 F. breit und wird von 67 Säulen gebildet. Das Innere ist 228 F. breit und 252½ F. lang. Das Aeußere hat nichts Schönes. Die S. (Hagia Sophia) wurde 1453 Moschee und hat seitdem verschiedenartige Verunstaltungen erfahren. Seit 1847 ist dieselbe renovirt. Vgl. Salzenberg, «Altchristl. Baudenkmale von Konstantinopel vom 5. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1854, in Folio).

Sophisma (griech.) bezeichnet zunächst etwas klug Ausgedachtes, sodann einen Trugschluß (s. d.), insbesondere die Schlüsse der Sophisten.

Sophisten nannte sich in Griechenland eine besondere Klasse von Lehrern der Beredsamkeit, Staatskunst und Philosophie im 5. Jahrh. v. Chr. Der Name bezeichnet Weise oder Lehrer der Weisheit. Die berühmtesten sind Gorgias, Protagoras, Hippias, Prodikos, Trasimachos, Kallikles u. a. Zumeist aus Kleinasien oder aus Großgriechenland gebürtig, gehörten sie sämmtlich dem Zeitalter des Perikles und Sokrates an. Ihre Lehrfächer waren Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Politik, Poetik, Grammatik, Dialektik und Beredsamkeit. Da sie alle diese Kenntnisse mit Beredsamkeit vortrugen und dafür in der geistreichen Beweglichkeit des griech. Volkscharakters einen fruchtbaren Boden fanden, so wurden sie überall mit Beifall und Bewunderung angehört. Auch zeichneten sie sich nicht selten als geschickte Staatsmänner aus. Aber so glänzende Seiten die S. auch aufzuweisen hatten, unterlagen sie doch hartem und, wie es scheint, sehr gerechtem Tadel, namentlich von seiten der sokratischen Schriftsteller. Nach diesen waren die S. meist lügenhafte Großsprecher, Männer einer seilen Wissenschaft und Politik, die um Bezahlung das Gute wie das Böse vertheidigten, Prediger der Irreligiosität, der Unsittlichkeit und des Atheismus. Daher nannten Plato und Aristoteles die Sophistik die Kunst, durch eine falsche Dialektik das Wahre mit dem Falschen zu verwirren und über alles einen trügerischen Schein zu verbreiten. Dieses bewirkten sie vorzüglich durch eine Menge Trugschlüsse

und verfängliche Fragen, durch welche sie ihre Gegner zu verwirren wußten. Auch noch gegenwärtig werden die Worte Sophist und Sophistik in dieser Bedeutung genommen. Gleichwol würde ohne die zersetzende Kraft der Sophistik die Reaction des Sokrates und seiner Schule nicht eingetreten sein, wie denn überhaupt die Sophistik als ein Symptom des allgemeinen Culturzustandes in Griechenland zu betrachten ist. Zu einer Zeit, wo der alte Glaube und die Formen des Staatslebens im Sinken begriffen waren, mußte der Besitz vielseitiger Kenntnisse und der Gewandtheit im Denken und Sprechen als überaus werthvoll erscheinen, aber auch zugleich ohne eine tiefere religiöse und sittliche Grundlage die Ausartung vermehren. Vgl. Roller, «Die griechischen S. zu Sokrates' und Plato's Zeit» (Stuttg. 1832); Schildener, «Die S.» (in Jahn's «Archiv für Philologie», Bd. 17, 1851).

Sophokles, der berühmte attische Tragiker, war ein Sohn des Sophillos, eines wohlhabenden Bürgers aus dem Gau Kolonos. Geb. im J. 497 v. Chr., zeichnete er sich schon als Jüngling durch Schönheit der Gestalt und Anmuth seines Wesens aus, daher er bei der Siegesfeier nach der Schlacht bei Salamis (480) den Reigen der attischen Jünglinge als Vortänzer eröffnete. Unterricht in der musikalischen Kunst erhielt er von dem berühmten Musiker Lampros; in der Tragödiendichtung, der er sein ganzes Leben weihte, hatte er in seinem ältern Zeitgenossen Aeschylos ein glänzendes Vorbild, das er aber schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als tragischer Dichter 469 v. Chr. nicht nur erreichte, sondern überflügelte, indem die Preisrichter seiner Tragödie «Triptolemos» den ersten Preis zuerkannten. Diesem glänzenden Anlauf entsprach auch seine fernere dichterische Thätigkeit, denn er hat im ganzen 18mal den ersten und sehr häufig den zweiten Preis in den tragischen Wettkämpfen davongetragen und niemals sich mit der dritten Stelle begnügen müssen. Nach der Aufführung seiner «Antigone» erwählte ihn sein Stamm zum Strategen (Feldherrn); als solcher nahm er an dem Zuge des Perikles gegen Samos (im J. 440) theil und wurde von demselben in einer diplomatischen Mission nach der Insel Lesbos gesandt. Von seinen Mitbürgern geliebt und verehrt (was freilich einige Komödiendichter nicht hinderte, sein Privatleben zum Zielpunkt ihrer Spöttereien zu machen), starb er 406 v. Chr. eines leichten und plötzlichen Todes. Ueber seine Todesart waren schon im spätern Alterthume allerhand Fabeln verbreitet, wie daß er an einer verschluckten Weinbeere erstickt oder beim Vorlesen eines seiner Stücke vor Erschöpfung gestorben sei u. dgl. m., die durchaus keinen Glauben verdienen. Er hinterließ eine Anzahl Söhne, deren ältester, Zophon, sich ebenfalls als tragischer Dichter bekannt gemacht hat, wie auch ein Enkel des S. (Sohn seines Sohnes Ariston), der jüngere S., beide freilich ohne auch nur von fern den Ruhm des Vaters, resp. Großvaters zu erreichen. S. ist in der tragischen Dichtung der echte Repräsentant der classischsten Periode Athens, des Zeitalters des Perikles, ähnlich wie Phidias (s. d.) in der bildenden Kunst. Es beruht dieser echt classische Charakter auf der vollen Harmonie aller Theile seiner poetischen Schöpfungen, der Vereinigung von Großartigkeit und Anmuth, der seinen Maßhaltung, die besonders auch in dem von Schwulst und Prunk wie von Plattheit und Niedrigkeit gleichweit entfernten Stil hervortritt. Durch Einführung eines dritten Schauspielers (eine Neuerung, die auch Aeschylos von seinem jüngern Kunstgenossen annahm) machte er eine allseitigere Entwickelung der Charaktere der Hauptpersonen und die Darstellung einer complicirtern Handlung möglich; durch das Aufgeben der von Aeschylos ausgebildeten trilogischen Composition, d. h. der Verknüpfung von je drei Tragödien zu einem größern Ganzen, einer Trilogie, vermittels des Zusammenhangs der Handlungen, ließ er das mythische Element, das Interesse an den Ereignissen selbst und ihrer Entwickelung auseinander, zurücktreten; die psychol. Entwickelung infolge eines bestimmten Ereignisses bildet stets den Hauptvorwurf seiner Tragödien; das Interesse, welches sie erregen, beruht nicht auf der Begebenheit, auf dem tragischen Conflict an sich, sondern auf den Wirkungen desselben auf die Gemüther der Hauptpersonen, der Träger der Handlung. S. ist demnach Meister in der Kunst der Charakterschilderung; vor allem sind es seine Frauencharaktere, die noch jetzt hohe Bewunderung erregen. Vgl. Capellmann, «Die weiblichen Charaktere bei S.» (Kobl. 1843). In seinen religiösen Anschauungen, seinen Ansichten von dem Wesen der Götter und dem Verhältnisse der Menschen zu denselben, tritt das ethische Element entschieden in den Vordergrund. Vgl. Lübker, «Die Sophokleische Theologie und Ethik» (Kiel 1852 u. 1855). Sein Versbau zeigt sowol in den dialogischen als in den melischen Partien vollendete Kunst, seine Sprache ist ein Muster des reinen Atticismus. Man besaß im Alterthum unter S.' Namen 104 (nach anderer Ueberlieferung 130) Dramen (Tragödien und Satyrspiele), von denen aber 17 schon von den alten Kritikern als untergeschoben betrachtet wurden. Uns sind davon nur 7 Tragödien erhalten, welche nach der Zeit der Aufführung wahrscheinlich folgender-

maßen zu ordnen sind: 1) «Aeas» (zum Unterschied von einem verlorenen Stücke, dem «Lokrischen Aeas», gewöhnlich «Der rasende Aeas» oder «Aeas der Peitschenträger» genannt); 2) «Elektra»; 3) «Oedipus» (zum Unterschied von dem spätern «Oedipus auf Kolonos» gewöhnlich «Oedipus Tyrannos», d. i. König Oedipus genannt); 4) «Antigone» (aufgeführt im J. 441 oder 440); 5) «Trachinierinnen»; 6) «Philoktetes» (aufgeführt im J. 410); 7) «Oedipus auf Kolonos» (aufgeführt nach dem Tode des Dichters durch seinen Enkel, den jüngern S., im J. 402). Unter den zahlreichen Gesammtausgaben dieser Stücke sind hervorzuheben die von Erfurdt in der neuen Bearbeitung G. Hermann's (3. und 4. Aufl., Lpz. 1830—51), die von Neue (Lpz. 1831), die von E. Wunder (3. und 4. Aufl., Gotha und Erfurt 1847—57), die von Schneidewin, neu bearbeitet von Nauck (5. Aufl., Berl. 1865 fg.), die Textausgabe von Bergk (Lpz. 1858) und die kritische Ausgabe mit den Fragmenten von Dindorf (Lpz. 1867); von Einzelausgaben die des «Aeas» von Lobeck (3. Aufl., Berl. 1866), der «Antigone» von Böckh (Berl. 1843), der «Elektra» von Zahn (Bonn 1861), des «Aeas», der «Elektra» und der «Antigone» von Wolff (Lpz. 1858—65), des «Oedipus auf Kolonos» von Meineke (Berl. 1863). Die alten Scholien zu sämmtlichen Stücken sind herausgegeben von Elmsley (Bd. 1, Oxf. 1825) und W. Dindorf (Bd. 2, ebend. 1852). Ein treffliches «Lexicon Sophocleum» hat Ellendt (2 Bde., Königsb. 1834) geliefert. Unter den zahlreichen deutschen Uebersetzungen sämmtlicher Stücke mögen als die vorzüglichsten die von Donner (2 Bde., 5. Aufl., Heidelb. 1863) und die von Jordan (2 Bde., Berl. 1862) hervorgehoben werden. Ueber das Leben des Dichters vgl. die Schriften von Lessing («Leben des S.», herausg. von Eschenburg, Berl. 1790), Schultz (Berl. 1863) und Schöll (Frankf. 1842).

Sophonisbe, s. Masinissa.

Sopran (ital. soprano, d. i. der obere Ton) oder Discant (franz. le dessus), auch Oberstimme, heißt die höchste der vier Singstimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Castraten singen. Man unterscheidet dem Umfange der Töne nach einen höhern und tiefern S. Der Umfang eines gewöhnlichen S. reicht vom einmal gestrichenen bis zum zweimal gestrichenen c; doch schreibt man im Chorsatz nicht leicht über a hinaus. Ein hoher S., welcher zum Bravourgesang nothwendig ist, kann in der Höhe das dreimal gestrichene f oder g erreichen; der tiefere, den man auch Mezzosopran nennt, reicht von g oder a bis zum zweimal gestrichenen g oder a.

Soracte, ein im Alterthum berühmter Berg Etruriens, 5 M. nördlich von Rom, die höchste Spitze einer von der Tiber westwärts sich hinziehenden, von der Via Flaminia durchschnittenen Bergreihe, hatte Steinbrüche, trug auf seinem Gipfel einen berühmten Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war, und dem daselbst Feste eigener Art gefeiert wurden, und an seinem östl. Abhange den Hain der etruriſchen Blumengöttin Feronia. Zu beiden Gottheiten wurden jährlich große Processionen angestellt. Auch gab es am Abhange desselben merkwürdige warme Quellen. Jetzt heißt er Monte-S., auch wol Monte-San-Silvestro, nach einem von Karlmann, dem Bruder Pipin's, 746 gegründeten, noch vorhandenen Kloster des heil. Silvester, gewöhnlich aber Monte di San-Oreste nach einem an seinem Fuße liegenden Dorfe, wo man viel Wein baut, der aber wegen der schlechten Pflege in keinem guten Rufe steht. Der Berg, 2100 F. hoch, bildet von dort einen der schönsten Gesichtspunkte, besonders wenn er mit Schnee bedeckt ist, worauf schon Horaz aufmerksam macht.

Sorau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, unweit der schles. Grenze in einer Ebene an der Sohre und der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, eines Steuer- und eines Rentamts und zählt 10913 E. (3. Dec. 1867). Die Stadt besitzt zwei evang. Kirchen und eine kath. Kapelle (außerdem noch vier Begräbnißkirchen und eine zum Niederhospital gehörige Kirche), ein Gymnasium und ein königl. Schloß, welches den genannten Behörden und der Militärmontirungskammer eingeräumt ist. Auch besteht daselbst eine in neuerer Zeit bedeutend erweiterte Irrenheil- und Pflegeanstalt. Unter den verschiedenen industriellen Etablissements, welche die überhaupt sehr gewerbfleißige Bevölkerung unterhält, sind besonders hervorzuheben mehrere bedeutende Tuchfabriken, eine Leinwandfabrik mit mechan. Weberei, eine Leinwandbleiche, Druckereien und Färbereien, drei Bierbrauereien, eine Branntweinbrennerei, eine Wachsbleiche mit Wachslichtfabrik. Garn- und Leinwandhandel werden schwunghaft betrieben. Unweit der Stadt liegt der königl. Wald, mit Eichen, Buchen und Nadelholz bestanden, und innerhalb desselben das im Privatbesitz befindliche, früher herrschaftliche Waldschloß. S. soll der Ort sein, wie einige meinen, den 873 der Graf Thagulf dem Stifte Fulda schenkte. In späterer Zeit folgten mehrere adeliche Geschlechter einander im Besitze der Stadt, bis die Herren von Biber-

ſtein 1400 die Herrſchaft Triebel mit derſelben vereinigten. 1471 wurde ſie an die Herzoge von Sachſen verkauft, kam dann wieder an die Familie Biberſtein, hierauf unter die Herrſchaft Ferdinand's I. von Böhmen, der ſie endlich an den Biſchof von Breslau, Balth. von Promnitz, verkaufte. Der letzte Sproſſe dieſes Hauſes, Joh. Erdmann III., Graf von Promnitz, überließ S. und Triebel 1765 gegen eine jährliche Leibrente von 12000 Thlrn. an Kurſachſen, das beide Beſitzungen 1815 an Preußen abtreten mußte. Vgl. Worbs, «Geſchichte der Herrſchaft S. und Triebel» (Sorau 1826). — Im Kreiſe S., der auf 22,32 Q.-M. 79113 E. zählt, liegen noch die Städte Triebel, mit 1550 E. und königl. Schloſſe (Hauptort einer königl. Standesherrſchaft mit 40 Vaſallengütern), Gaſſen, an der Lubſt, mit 1539 E., Chriſtianſtadt, am Bober, mit 1231 E.; ferner Forſte, an der Neiſſe, mit 7443 E. und Pförten, mit 1004 E., welche beide eine Standesherrſchaft der Grafen Brühl bilden, die 12 Q.-M. mit 23165 E. in 2 Städten, 34 Dörfern, 19 Vorwerken und 35 Vaſallengütern begreift.

Sorben iſt ein Völkername, der urſprünglich gleichbedeutend iſt mit Serben und wie dieſer ehedem eine weite Verbreitung bei ſämmtlichen ſlaw. Völkerſchaften hatte. Früher bezeichnete man mit dieſem Namen die ſlaw. Anwohner der Saale und Elbe (Polaben), während derſelbe jetzt vielfach und zwar richtiger den Slawen der Ober- und Niederlauſitz beigelegt wird, die ſich ſelbſt Serbjo, Serbja nennen. Einige Schriftſteller bedienen ſich daher des Ausdrucks Serben für die Lauſitzer; um aber Verwechſelung mit den Serben an der Donau zu vermeiden, iſt die Form S. für jene vorzuziehen. (S. Wenden.)

Sorbet oder Scherbet (arab., d. i. Trank) iſt ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Safte von Früchten und aus Zucker, häufig mit einem Zuſatze von Roſenwaſſer oder Ambra, zubereitet wird. Der gemeine Türke bereitet ſich S. aus einem abgeſüßten, über geſtoßene Roſinen gegoſſenen Waſſer.

Sorbonne hieß urſprünglich eine arme Magiſterinnung an der alten pariſer Univerſität, und zwar nach ihrem Stifter Robert von Sorbon, Ludwig's des Heiligen Kaplan und Beichtvater. Derſelbe hatte alle Schwierigkeiten erfahren, die zu beſeitigen waren, um ohne Vermögen Doctor der Theologie zu werden, und wollte daher die zur Erlangung dieſer hohen Würde hinführenden Wege erleichtern, indem er um 1250 einen Verein von 16 armen Weltgeiſtlichen gründete, die gemeinſchaftlich beiſammen leben und, über die Exiſtenzbedürfniſſe beruhigt, ſich nur mit Studiren und unentgeltlichem Unterrichten abgeben ſollten. Der Ruf dieſes armen Magiſtervereins verbreitete ſich bald über ganz Europa. Seine Mitglieder waren in der Folge ſtets Doctoren und Profeſſoren der Theologie an der pariſer Univerſität, und ſein Anſehen ſtieg ſo hoch, daß ſein Name auf die ganze theol. Facultät dieſer Univerſität überging. Die Gutachten und Beſchlüſſe der S. als Facultät hatten einen entſcheidenden Einfluß auf den Geiſt und die nationale Geſtaltung des Katholicismus in Frankreich. Die Könige unternahmen nicht leicht einen die Kirche betreffenden Schritt ohne die Doctoren der S., und ſelbſt außer Frankreich galten ihre Ausſprüche oft mehr als die Meinungen anderer Facultäten. Den Jeſuiten nicht weniger feind als der Reformation, hielt die S. ſtreng auf die Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche. Sie widerſetzte ſich der Bulle Unigenitus und ſtand in den Janſeniſtiſchen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Port-Royal, doch der jeſuitiſchen Partei immer entgegen. In ſpätern Zeiten ließ ſie ſich mehr die Vertheidigung der Rechte als die Vervollkommnung der wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Behandlung des alten Glaubens angelegen ſein. Ihr pedantiſcher Eigenſinn und ihr nicht ſelten blinder Eifer für den Buchſtaben der alten Kirchenlehre ſetzte ſie in einen ungünſtigen Contraſt mit den gewandten Philoſophen, den Schön- und Freigeiſtern des 18. Jahrh., und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvetius, Rouſſeau und Marmontel zogen ihr großen Spott zu. Sie hatte daher ihren Ruhm ſchon längſt überlebt, als die Revolution ihrem Beſtande ein Ende machte und ihre Gebäude als Nationalgut in Beſchlag nahm. Bei der nachherigen Wiedereinrichtung des öffentlichen Unterrichtsweſens in Frankreich unter Napoleon wurden dieſe ſtattlichen, vom Cardinal Richelieu (1635—53) errichteten Gebäude als Local für die Vorleſungen der theol., ſchön- und fachwiſſenſchaftlichen Facultäten in Paris angewieſen, und dieſe Beſtimmung haben ſie ſeitdem behalten. Vgl. Duvernet, «Histoire de la S.» (deutſch, 2 Bde., Strasb. 1792).

Sorbus, eine zur 12. Klaſſe, 3. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Pomaceen gehörende Baumgattung, welche ſich von der ihr zunächſt verwandten Gattung Pyrus (ſ. d.) durch unpaarig gefiederte Blätter, kleine, in zuſammengeſetzte Trugdolden geſtellte Blüten und kleinere, meiſt beerenförmige Früchte mit ſehr dünnhäutigem Kernhaus und einſamigen Kapſelfächern unterſcheidet. Die wenigen Arten ſind in Europa, Aſien und Nordamerika zu

Hauſe. Die bekannteſte iſt die Ebereſche, der Ebſchbeer- oder Vogelbeerbaum (S. Aucuparia L.) mit ſcharlachrothen, erbſengroßen, herbſauren Früchten, welcher häufig in unſern Wäldern wild vorkommt und allenthalben, namentlich aber in Gebirgsgegenden als Straßen- und Alleebaum angepflanzt wird (z. B. im Erzgebirge). Er ſteigt in den Hochgebirgen bis an die Grenze des Holzwuchſes (bis in die Knieholzregion) empor, wo er als Strauch auftritt. Die Rinde iſt gerbſtoffhaltig, das hellgefärbte Holz, welches eine ſchöne Politur annimmt, als Werkholz geſchätzt und zu muſikaliſchen Blasinſtrumenten (Flöten, Clarinetten) geſucht. Aus der Rinde verfertigen ſich die Gebirgsbewohner Gefäße und Körbchen, weshalb man in Gebirgen die Stämme oft geſchält findet, was dem Baume gewöhnlich ſchlecht bekommt. Aus den Beeren bereitet man einen keineswegs wohlſchmeckenden, angeblich magenſtärkenden Liqueur. Auch gelten dieſelben für ein ſchweißtreibendes und Diarrhöe ſtillendes Mittel und waren daher früher officinell (Baccae Aucupariae). Sie enthalten viel Apfelſäure und werden von vielen Vögeln im Herbſt und Winter begierig gefreſſen (z. B. von den Krammetsvögeln) und daher auch allgemein als Lockſpeiſe beim Vogelfang benutzt. Auch Ziegen, Rehe und Hirſche ſtellen den Beeren nach. Im ſüdlichern Europa kommt die zahme Ebereſche (S. domestica L.) wild und angebaut vor. Sie unterſcheidet ſich von der gemeinen Eſche durch weichbehaarte Blätter, kleinere Blütenſtände, aber größere Blumen und viel größere (bis 1½ Zoll lange) birnförmige, rothgelbe Früchte von angenehm ſäuerlichem Geſchmack und wird bisweilen ſehr groß und alt. Noch verdient die häufig als Zier- und Alleebaum angepflanzte Baſtardebereſche (S. hybrida L.) Erwähnung, welche ein Baſtard von S. Aucuparia und Pyrus Aria iſt und ſich durch fiederſpaltige, unterſeits weißfilzige Blätter von der gemeinen Ebereſche unterſcheidet, der ſie ſonſt ziemlich ähnlich iſt.

Sorel (Agnes), die Geliebte König Karl's VII. (ſ. d.) von Frankreich, wurde um 1409 im Dorfe Fromentan in Touraine von adelichen Aeltern geboren und kam 1431 als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Iſabelle von Lothringen, an den franz. Hof. Ihre Schönheit und Geiſtesbildung riſſen den König ſo hin, daß er ſie zur Ehrendame der Königin ernannte. Nach einigem Widerſtreben ergab ſie ſich der leidenſchaftlichen Liebe ihres königl. Anbeters, auf den ſie fortan den größten und heilſamſten Einfluß übte. Die Engländer hatten damals den einen Theil von Frankreich inne, und Karl VII., wiewol von Natur tapfer, erlag oft den großen Anſtrengungen, verfiel in Schlaffheit und führte mitten im Kriegsgetümmel zu Chinon ein üppiges Hofleben. Agnes allein vermochte ihn zu neuer Thätigkeit zu reizen und bot alles auf, den Kampf gegen die Engländer zu beſchleunigen. Wiewol ſie ihre Macht nie misbrauchte und ſelbſt einer großen Achtung bei der Königin genoß, hatte ſie doch viel von der Roheit des Dauphin, des ſpätern Ludwig XI., zu dulden, der die anſpruchsloſe Frau eines Tags ſogar zu Chinon mit Ohrfeigen mishandelte. Agnes zog ſich deshalb 1442 nach Loches zurück, wo ihr der König ein Schloß hatte bauen laſſen. Außerdem ſchenkte er ihr die Grafſchaft Penthièvre, mehrere Herrſchaften und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, weshalb ſie auch den Namen Dame de Beauté erhielt. Nachdem ſie hier fünf Jahre in der Zurückgezogenheit gelebt, ließ ſie die Königin 1449 wieder an den Hof kommen. Sie begab ſich, um dem Könige ſtets nahe zu ſein, nach dem Schloſſe Masnal-la-Belle, wo ſie indeß ſchon 1450 ſtarb. Man glaubte, der Dauphin habe ihr Gift reichen laſſen. Sie hinterließ vom Könige drei Töchter, die derſelbe reichlich ausſtattete.

Sorghum, Name einer Gattung von Gräſern der tropiſchen und mediterranen Zone aus der Familie der Gramineen und der 21. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems, deren in Riſpen oder Sträuße vereinigte Aehrchen paarweiſe oder zu drei beiſammen ſtehen und theils blos eine männliche, theils eine Zwitterblüte enthalten. In den Aehrchenbüſcheln iſt immer nur ein fruchtbares, zwitterblütiges Aehrchen vorhanden und dieſes ſitzend, während die unfruchtbaren (männlichen) Aehrchen auf kurzen Stielchen ſtehen. Alle Aehrchen haben zwei ziemlich gleichgroße knorpelige Kelchſpelzen, welche ſpäter bei den fruchtbaren auch die einen mehlreichen Kern enthaltende Frucht als eine harte glänzende Hülle umſchließen. Die äußere Kronenſpelze der Zwitterblüten iſt bei manchen Arten mit einer geknieten Granne verſehen. Es gehören zu dieſer, aus großen breitblätterigen Gräſern mit markigem Stengel beſtehenden Gattung der gemeine und der Zuckermoorhirſe. (S. Moorhirſe). Die Körner der erſtgenannten Art dienen in Abyſſinien unter dem Namen Durra (daher Durrahirſe) als Geld.

Sorites oder Kettenſchluß nennt man eine verkürzte Schlußreihe, welche die Form eines einzigen Schluſſes hat. Dies geſchieht dadurch, daß die Ober- oder Unterſätze der einzelnen Syllogismen weggelaſſen und ſo die letztern zu einem Schlußſatze verknüpft werden. Der Name S. ſtammt her von der Anhäufung (griech. soros) der Schlüſſe; Kettenſchluß aber heißt der S.,

weil die Urtheile, welche die einzelnen Schlüsse bilden, hier so in einen verkettet sind, daß der Schlußsatz des einen auch wieder Prämisse des andern ist. Von dieser formellen Bedeutung des S. ist die materielle verschieden. Ehedem nannte man nämlich auch das Sophisma so, dessen Inhalt vom Haufen (s. Acervus) hergenommen ist, wo man schrittweise fragte, ob ein Korn, zwei u. s. w. einen Haufen mache. Der Gegner war gefangen, wenn er bei einer bestimmten Zahl stehen blieb, weil man ihm dann zeigte, daß ein Korn einen Haufen gebildet habe.

Sorö oder Soröe, die Hauptstadt des gleichnamigen Amts auf der dän. Insel Seeland, 9 M. im Westsüdwesten von Kopenhagen, an der Straße nach Kosör gelegen und durch den Sorörer See von der jetzigen Eisenbahn getrennt, zählt 1237 E. (1860) und ist besonders wegen seiner ehemaligen Ritter- und Forstakademie berühmt, welche, nachdem 1813 deren Gebäude abgebrannt, 1822 von Friedrich VI. mit verändertem Reglement neu begründet wurde und jetzt eine Lehr- und Erziehungsanstalt ist, die unter den gelehrten Schulen Dänemarks den ersten Rang einnimmt. Im 12. Jahrh. war S. eins der reichsten (Cistercienser-) Klöster des Reichs. Friedrich II. wandelte dasselbe 1586 in eine große Schule um, die Christian IV. 1622 zu einer Akademie erhob. Dieselbe ist sehr reich dotirt, namentlich gehört ihr seit 1748 durch Schenkung die Baronie Holberg, sodaß die Anstalt an liegenden Gründen einen Kapitalfonds von 3,260000 und ein jährliches Einkommen von 200000 Rthlr. besitzt. Das jetzige schöne Gebäude ist 1822—24 in modernem Stil aufgeführt. Die Akademie hat einen Rector, vier Oberlehrer, elf Adjuncten und drei Exercitienmeister, einen Botanischen Garten und 82 Zöglinge. Das Amt S. zählt (1860) auf 26 Q.-M. 79945 E. und außer der Hauptstadt noch vier andere Städte, nämlich Korsör, ein fester Seeplatz und gewöhnlicher Ueberfahrtsort von Seeland nach Nyborg auf Fünen, mit 2957 E.; Slagelse mit 4931 sehr betriebsamen E., Ringsted mit 1653 E. (alle drei an der Eisenbahn), und Skjelskör, eine Hafen- und Fischerstadt mit 1533 E. Außerdem liegt in dem Amte die Schul- und Erziehungsanstalt Herlufsholm, ¼ M. nördlich von Nestved, in einer ursprünglichen Benedictinerabtei, dem Skow- oder Waldkloster, 1565 von dem Seehelden Herluf Trolle, der sein ganzes Vermögen darauf verwandte, gestiftet und nach ihm benannt. Auch diese Anstalt steht unter einer eigenen Verwaltung und besitzt in Gütern ein Kapital von 50000 Rthlr. Sie hat einen Rector, drei Oberlehrer, sieben Adjuncten, vier Exercitienmeister und 100—110 Zöglinge. Außerdem ist zu erwähnen das Fräuleinstift Gisselfeld, 1701 für Adeliche und Töchter von Männern der ersten Rangstufe gestiftet und reich dotirt.

Sorrento (Surrentum bei den Alten), eine Stadt im Königreiche Italien, in der Provinz Neapel, liegt überaus reizend an der Südseite des Golfs von Neapel auf hohen Felsen in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Italiens, von Myrten-, Citronen- und Orangengärten, Oliven- und Maulbeerpflanzungen umgeben. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Seminar und eine Schiffahrtsschule und zählt 4254 E. (als Gemeinde 6636), die sich vornehmlich mit Seidenzucht und Seidenfabrikation beschäftigen. Das Haus, in welchem der berühmte Dichter Torquato Tasso geboren wurde, ist in einen Gasthof (Albergo del Tasso) verwandelt und liegt auf einer schroff in das Meer hineinspringenden Felsenspitze. In der Umgegend findet sich viel Tuff, den man zu Thür- und Fensterbekleidungen anwendet. S. eignet sich vorzüglich zum Sommeraufenthalt, theils wegen seiner kühlen Lage nach Norden, theils wegen seiner schönen Umgebungen. Auch befinden sich in geringer Entfernung Seebäder. Die Mauern und Thürme der im Mittelalter ziemlich mächtigen Handelsstadt sind längst in Verfall. Von dem röm. Surrentum sieht man noch hier und da Unterbauten und Mauerreste, denen man hochtönende Namen, wie Tempel des Neptun, Amphitheater u. s. w. gegeben hat. Vgl. Puggaard, «Description géologique de la peninsule de S.» (Kopenh. und Lpz. 1858).

Sortimentshandel, s. Buchhandel.

Sosius ist der Name eines röm. Geschlechts: ein Cajus S. zeichnete sich in den J. 38 fg. v. Chr. als Legat (Unterfeldherr) des Triumvir M. Antonius durch seine Kriegsthaten in Cilicien und Syrien, insbesondere durch die Eroberung Jerusalems (37 v. Chr.), wo er den Herodes zum König einsetzte, aus. Bekannter noch sind die Gebrüder Sosii, welche in Rom zur Zeit des Horatius eine bedeutende Buchhandlung besaßen und auch die Gedichte dieses Dichters verlegten, d. h. in zahlreichen Abschriften verbreiteten; nach ihnen werden noch jetzt Buchhändler bisweilen scherzhaft als «Sosier» bezeichnet.

Sotzmann (Dan. Friedr.), berühmter Kartenzeichner und Geograph, geb. zu Spandau 1754, entwickelte schon in der Jugend ein hervorstechendes Talent für Zeichenkunst und Kalligraphie. Später machte er bei dem damals in Spandau gefangen sitzenden Ingenieurhaupt-

mann Materne seine Studien in der Mathematik, dem Feldmessen, der Civil- und Kriegsbaukunst und deren Zweigen und bildete sich hernach in Berlin praktisch weiter aus. 1773 kam er als Conducteur in das königl. Immediat-Baucontor in Potsdam und 1779 in die General-Tabacksadministration in Berlin, 1787 aber in das Ingenieurdepartement des Oberkriegscollegiums als geheimer Secretär und Calculator, in welcher Stellung er bei dem nachherigen Kriegsministerium bis zu seiner Pensionirung 1826 verblieb. Bereits 1785 erwarb er sich durch seine Darstellung der Länder am Schwarzen Meere zwischen 45—56° L. und 42—49° Br. die Stelle eines Geographen bei der Akademie der Wissenschaften. Seine Arbeiten im Fache der zeichnenden Geographie begannen 1783 mit einem Grundriß der Stadt Danzig. Seitdem zeigte er sich als Meister in seiner Kunst durch seine trefflichen Specialkarten der märk., magdeburg., westfäl. und poln. Provinzen des preuß. Staats; ferner durch die Atlanten zu Büsching's «Geographie» und Ebeling's Fortsetzung, worunter der von Deutschland in 16 Blatt (1789) obenan steht; durch seine Karten über die seit 1803 eingetretenen polit. Veränderungen; durch die Segmente zu drei Erdgloben, worunter einer von $1\frac{1}{2}$ par. F. im Durchmesser (Nürnb. 1810); durch mehrere zum Theil für den Schulunterricht bestimmte Atlanten und Generalkarten und eine Menge einzelner Karten, Pläne u. s. w. zu Reisebeschreibungen, Büchern und Kalendern. Insbesondere hat er durch seine Zeichnungen, die den Kupferstechern zum Vorbilde dienten, mit Hülfe tüchtiger Künstler in diesem Fache, namentlich Karl Jäck's, eine wesentliche Verbesserung der deutschen Landkarten in Hinsicht auf Deutlichkeit, Schönheit und gefällige Vertheilung der Schrift sowie auf Eleganz in der äußern Form hervorgebracht. Er starb zu Berlin 3. Aug. 1840. — Johann Daniel Ferdinand S., der Sohn des vorigen, geb. 11. Jan. 1781, wurde 1804 Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach und nachher zu Baireuth und 1810 Regierungsrath in Potsdam. Nachdem er 1815 Stadt und Gebiet Wetzlar für Preußen in Besitz genommen und bis zur Organisation verwaltet hatte, kam er 1816 als Regierungsdirector nach Köln und 1819 ins Finanzministerium nach Berlin, wo er an den Arbeiten zur Ergänzung und Ausbildung des indirecten Steuersystems in der preuß. Monarchie Antheil nahm, 1829 zur Ausführung des Handelsvertrags mit Baiern und Würtemberg, welcher der Zollvereinigung mit diesen Staaten voranging, nach München gesendet wurde und bei den Verhandlungen wegen des Zollanschlusses mit dem Großherzogthum Hessen 1828, dem Fürstenthum Waldeck u. s. w. thätig war. Neben seinen Amtsgeschäften hat er sich lange mit Hülfe einer reichen Kupferstichsammlung kunstgeschichtlichen und antiquarischen Studien gewidmet und sich um die Geschichte des Buch- und Bilddrucks durch seine Abhandlungen in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1837 und 1841) sowie um die ältere Bibliographie, Kupferstich- und Holzschnittkunde durch seine Beiträge zum stuttgarter «Kunstblatt» und «Deutschen Kunstblatt», zum «Serapeum» und andern kritischen und literarischen Zeitschriften verdient gemacht. Seit dem 1. Juli 1849 pensionirt, starb er 18. Jan. 1866 zu Berlin.

Sou oder Sol ist die Benennung franz. Münzen, welche zu den verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausgeprägt wurden. Die ursprüngliche Münze war die Nachahmung des röm. Solidus (s. d.) und hieß Sol, eine Goldmünze im Werthe von 40 Denaren und am Gewicht 2 Quentchen, die zuweilen auch Sol d'or genannt wurde. Der Sol oder S. neuerer Zeit war eine bronzene Scheidemünze, welche namentlich während der Revolution in ungeheuern Massen aus Glockengut, zum Theil auch aus Eisen geprägt wurde. Anfangs wurden die neuern S. mit dem Kopfe des Königs und dem Wappen ausgeprägt, an deren Stelle später die Embleme der Freiheit, die Constitutionstafel u. s. w. traten. Gleichwie 20 Solidi auf das Pfund gerechnet wurden, so rechnete man 20 S. auf einen Livre. Nach den kupfernen S. prägte Frankreich auch S. als Silbermünze (Sou d'argent), doch waren die einfachen wenig gebräuchlich, dagegen die Stücke zu 2, 3, 4, 5 und 6 S. sehr zahlreich, ebenso wie während der Revolution die Stücke zu 15 und 30 S. Seitdem an die Stelle des alten Livre der nur um weniges werthvollere Franc (80 Frs. = 81 Livres) getreten ist, nennt man häufig den $\frac{1}{20}$-Franken oder das 5-Centimenstück (eine Billonmünze) gleichfalls S. und wendet auch bei Preis- und Cursbestimmungen diesen Franc-Sou (Sou de franc) bisweilen an. Dem französischen S. entspricht der ital. Soldo; 20 Soldi bildeten bis auf neuere Zeit herab in den ehemaligen Staaten des mittlern und obern Italien 1 Lira. Im Lombardisch-Venetianischen Königreiche entsprach der Soldo seit 1857 dem österr. Neukreuzer.

Soubise, ein altes Geschlecht in Frankreich, dessen Erbtochter, Catherine der Parthenai, 1557 den Vicomte René II. von Rohan (s. d.) heirathete, womit Güter und Titel in das Geschlecht der Rohan übergingen. Aus dieser Ehe entsprangen zwei als Kriegshäupter der Huge-

notten (s. d.) berühmte Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und der jüngere, Benjamin von Rohan, Baron von Frontenai, als Erbe seiner Mutter Herr von S. Derselbe war um 1583 geboren und machte seine ersten Feldzüge unter Moritz von Oranien in den Niederlanden. Seit 1611 übte er mit seinem Bruder in allen Angelegenheiten der franz. Protestanten großen Einfluß und schlug sich deshalb auch 1615 zur Partei des Prinzen von Condé. Als unter Ludwig XIII. 1621 die Religionskriege wieder begannen, erhielt er auf der Protestantenversammlung zu Larochelle ein Commando und vertheidigte tapfer St.-Jean-d'Angely. Er mußte sich zwar unterwerfen, eröffnete aber an der Spitze von 8000 Glaubensgenossen abermals den Krieg im Winter von 1622. Ludwig XIII. drängte ihn nach Larochelle zurück und S. eilte jetzt nach England, um Jakob I. zur Unterstützung zu bewegen, was nicht gelang. 1625 bemächtigte er sich der Inseln Ré und Oléron, griff mit geringer Macht die ganze königliche, 15 große Schiffe zählende Flotte an und führte dieselbe unter günstigem Winde aus dem Hafen Blavet. Sodann unternahm er eine Expedition in die Landschaft Medoc, die jedoch mißglückte, wie fast alle seine Unternehmungen zu Lande. Nach seiner Rückkehr auf die Insel Ré erschien eine von den Holländern gemiethete, 20 Segel starke Flotte, mit welcher die Reste der franz. Marine vereinigt waren. Auch dieser Streitmacht vermochte er lange Stand zu halten. Endlich schlug ihn 15. Sept. 1625 der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Insel Ré und vertrieb ihn auch aus Oléron. S. belebte nun den Muth der Larocheller und begab sich nach England, wo er Karl I. bewog, vom franz. Hofe drohend die Erfüllung des Edicts von Nantes zu fordern. Richelieu beeilte sich deshalb, mit den Protestanten den Scheinfrieden vom 6. April 1626 zu schließen, in welchem auch S. Verzeihung und die Würde eines Pairs und Herzogs erhielt. Als S. jedoch merkte, daß Richelieu doch Anstalten zur Belagerung von Larochelle (s. d.) traf, brachte er es dahin, daß Karl I. der bedrängten Stadt nacheinander drei große Expeditionen zu Hülfe schickte, die jedoch nichts ausrichteten, sodaß dieses letzte Bollwerk der Hugenotten fallen mußte. S. wurde zwar in den Frieden vom 29. Juni 1629 mit eingeschlossen, blieb aber in England und starb zu London kinderlos 9. Oct. 1642. Die Güter und Titel des Hauses S. gingen auf François von Rohan, einen seiner Seitenverwandten, über. — Ein Nachkomme des letztern war Charles von Rohan, Fürst von S., Pair und Marschall von Frankreich, der als einer der reichsten Herren des franz. Adels galt. Er wurde 16. Juli 1715 geboren und stieg als Freund Ludwig's XV. ohne Mühe zu den höchsten militärischen Würden. In den Feldzügen von 1744—48 war er der Begleiter und Adjutant des Königs und eroberte 1746 Mecheln. 1748 wurde er zum Gouverneur von Flandern und 1751 von Hennegau ernannt. Mit Eröffnung des Siebenjährigen Kriegs erhielt er auf Verwenden seiner Freundin, der Pompadour, ein Corps von 24000 Mann, das jedoch von dem Oberfeldherrn, dem Marschall d'Estrées, abhängig sein sollte. Seine ersten Operationen waren nicht unglücklich: er eroberte Wesel, besetzte Kleve und Geldern und trieb die Preußen auf die Hannoveraner zurück. Aus Eitelkeit trennte er sich aber 1757 vom franz. Hauptheere und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um die Preußen aus Sachsen zu werfen. In der Mitte des Sept. erreichte er mit 8000 Mann Gotha, wo ihn bei einer köstlichen Tafel im Schlosse der preuß. General Seydlitz mit 1500 Mann überraschte, sodaß er mit Zurücklassung vieler Gefangenen die Flucht ergreifen und den Preußen den Platz an der Tafel lassen mußte. Am 5. Nov. ließ er sich sodann die schimpfliche Niederlage bei Roßbach (s. d.) beibringen. Ludwig XV. suchte ihn mit der Verleihung des Kriegsministeriums zu trösten; auch erhielt S. 1758 das Commando über eine neue Armee, wobei ihm jedoch der Herzog von Broglio zum Beistande gegeben wurde. Ungeachtet der Eifersucht, die zwischen beiden herrschte, siegten die Franzosen bei Lützelburg, sodaß die Landgrafschaft Hessen in ihre Hände fiel. S. erhielt für diese Erfolge den Marschallsstab. Im Feldzuge von 1761 befehligten S. und Broglio zwei Corps am Rhein, die aber bei dem Zwiste der Anführer nichts vermochten. Als Broglio bei Fillingshausen mit seinen Truppen geschlagen wurde, schob er die Schuld auf S., der ihn nicht unterstützt hatte. Beide beklagten sich bei Hofe. Aber S. behielt Recht, weil die Pompadour auf seiner Seite war, und der fähige Broglio mußte das Commando niederlegen und auf seine Güter gehen. Der Friede von 1763 machte endlich der kriegerischen Laufbahn S.'s ein Ende. Er gewann nach dem Tode der Pompadour eine ebenso feste Stütze an der Dubarry. Als Ludwig XV. starb, war er der einzige von den Hofleuten, der dem Sarge folgte. Dieser Zug von Dankbarkeit allein bewog Ludwig XVI., ihm die Stelle im Ministerrathe zu lassen. Im Privatleben war S. ein humaner Charakter. Er starb 4. Juli 1787. Mit ihm erlosch die Linie Rohan-Soubise.

Soubrette (franz.) bedeutete früher so viel als Zofe, Dienerin; später bediente man sich des

Namens nur in der Theaterſprache, indem man darunter ein liſtiges, verſchmitztes, dienſtfertiges Kammermädchen verſtand, wie es im Luſtſpiele behufs leichtfertiger Intriguen als ſtehender Typus gebraucht wird.

Souffleur heißt beim Theater diejenige Perſon, die gewöhnlich in einem vorn in der Mitte des Proſceniums angebrachten gewölbten Kaſten ſitzt und während der Vorſtellung das Stück aus dem Buche oder Manuſcript abliest, um auszuhelfen, wenn es den Schauſpielern an Gedächtniß fehlt. Dieſes beſcheidene Amt iſt aber nicht das unwichtigſte bei unſern Theatern, zumal in neueſter Zeit, wo ſchon die Menge der Stücke, die gegeben werden, für die Schauſpieler eine ſolche Gedächtnißhülfe nothwendig macht. Ein guter S., der ſich ſo einzurichten weiß, daß er dem Schauſpieler immer zu rechter Zeit aus der Verlegenheit hilft, ohne daß das Publikum von ſeinen Einflüſterungen hört, iſt daher für ein Theater ſehr werthvoll.

Soulié (Melchior Frédéric), franz. Romanſchreiber und Bühnendichter, geb. 23. Dec. 1800 zu Foix im Ariége-Departement, war eine Zeit lang Advocat, dann Steuerbeamter, ſpäter Dirigent einer Tiſchlerei und wurde endlich als Unterbibliothekar auf dem Arſenal angeſtellt. Als dramatiſcher Dichter ſchrieb er 1828 eine nach claſſiſchem Zuſchnitt gehaltene Tragödie «Roméo et Juliette», wendete ſich dann aber mit «Christine à Fontainebleau» (1829) der romantiſchen Richtung zu und lieferte nun eine Reihe von Dramen und Melodramen, von welchen einige bei der Menge, auf die ſeine Stücke in ihrer effectreichen Anlage berechnet waren, außerordentlichen Beifall fanden, z. B. «Clotilde» (1831) und die «Closerie des genêts» (1846), zwei Dramen, die jedes mehr als hundertmal aufgeführt worden. Seine Romane waren, wie bei einem Schriftſteller, welcher mit Haſt und um des augenblicklichen Erfolgs willen ſchrieb, nicht anders zu erwarten, von ungleichem Werthe. Von ſeinen hiſtor. Romanen ſind beſonders zu nennen: «Le vicomte de Béziers» (1834), «Le comte de Toulouse» (1835) und «Le comte de Foix» (1837). Am glücklichſten war S. in der Schilderung moderner Sitten und in der Darſtellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigen vor allem die Romane «Un été à Meudon» (1836), «Le maître d'école» (1839), «Maison de campagne à vendre» (1841), «Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait» (1842), «Mémoires du diable» (1844), ein ſeinerzeit vielgeleſenes Werk, das er ſelbſt wieder für die Bühne ausbeutete. S. ſtarb 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris.

Soulouque (Fauſtin), Präſident und Kaiſer von Haiti 1847—59, war ein Neger von ſenegambiſcher Mandingoraſſe und auf der Inſel Haiti im Diſtrict von Petit-Goave, ſüdweſtlich von Port-au-Prince, um 1782 als Sklave geboren. Seit dem Unabhängigkeitskriege diente er als Soldat und erſtieg, da er ohne Bildung war, nur langſam die militäriſche Stufenleiter. 1810 wurde er vom Präſidenten Pétion zum Lieutenant der berittenen Präſidialgarde ernannt und von Boyer zum Hauptmann befördert. Erſt nach Boyer's Sturz rückte er, begünſtigt durch die fortwährenden Revolutionen, ſchneller auf, wurde unter Hérard-Rivière Schwadronschef, unter Guerrier Oberſt, endlich unter Riché General und Oberbefehlshaber der Präſidialgarde. Als ſich nach Riché's Tode die Parteien im Senat über einen neuen Präſidenten nicht einigen konnten, brachte man endlich S. in Vorſchlag, der bisher am polit. Leben keinen Antheil genommen, deshalb aber um ſo leichter die Mehrheit der Stimmen 1. März 1847 erhielt. S. war dem neuen Amt in keiner Weiſe gewachſen. Er lernte erſt jetzt leſen und ſchreiben und gab durch ſeine Misgriffe, noch mehr durch ſeinen craſſen Aberglauben vielfach Anſtoß. Die gebildeten und wohlhabenden Klaſſen, vorzugsweiſe aus Mulatten beſtehend, machten ſich über ihn luſtig, und man ſprach ſogar davon, ihn ſeiner Würde zu entſetzen. Die Folge war, daß S. einen tiefen Haß gegen die Mulatten-Bourgeoiſie faßte und ſich ganz auf die rohe Negerbevölkerung ſtützte. In Gemäßheit der Conſtitution von 1843 nur auf vier Jahre gewählt, beſchloß er, ſich, wie früher Pétion und Boyer, in den lebenslänglichen Beſitz der Herrſchergewalt zu ſetzen. Nach wiederholten Reibungen kam es 16. April 1848 zu einem Staatsſtreich. Unter dem Vorwande, daß eine Inſurrection im Binnenlande ausgebrochen und eine große Mulattenverſchwörung entdeckt ſei, ließ S. die Hauptſtadt Port-au-Prince allarmiren. Die im Hofe des Palaſtes verſammelten Würdenträger der Republik wurden größtentheils niedergemacht, zahlloſe, durch Reichthum und Stellung hervorragende Mulatten und Neger als verdächtig verhaftet und ohne Urtheil und Recht erſchoſſen. Dieſe Schreckensherrſchaft hielt mehrere Tage lang an, und in den nächſten Monaten wiederholten ſich ähnliche Blutſcenen in den übrigen Theilen der Inſel. S. herrſchte nun mit unumſchränkter Gewalt, anfangs noch unter dem Titel eines Präſidenten. Am 26. Aug. 1849 nahm er aber die Kaiſerkrone an, welche Senat und Repräſ-

ſentantenkammer ihm feierlich antrugen. Seitdem nannte er ſich Fauſtin I. und führte durch die octroyirte Verfaſſung vom 20. Sept. 1849 eine neue Staatsordnung ein. Am 18. April 1852 ließ er ſich und ſeine Gemahlin Adelina feierlich krönen, wozu die Garderobeſtücke aus Paris verſchrieben wurden, ſeine einzige Tochter Oliva hieß «kaiſerliche Prinzeſſin». Der Kaiſer umgab ſich mit einem neucreirten Adel, darunter 6 Fürſten, 60 Herzoge, zahlreiche Marquis, Grafen und Barone. Auch ſtiftete er einen Orden des heil. Fauſtinus und ſuchte in jeder Weiſe den Prunk des Napoleoniſchen Hofſtaats nachzuahmen. Das Kaiſerthum S.'s, in allem eine Caricatur, dauerte an neun Jahre und war für Hayti (ſ. d.) eine Zeit der ſchlimmſten Mißregierung, indem der Wohlſtand des Landes durch eine übermäßige Militärlaſt, durch Monopole und Erpreſſungen untergraben und die öffentliche Sicherheit durch eine miſstrauiſche und grauſame Herrſcherwillkür vernichtet wurde. S. bemühte ſich überdies vergebens, die benachbarte Dominicaniſche Republik (ſ. San-Domingo) ſeinem Scepter zu unterwerfen, und drei Eroberungszüge, Frühjahr 1849, Herbſt 1850, Winter 1855—56, endeten mit einer vollſtändigen Niederlage der haytiſchen Waffen. Endlich wurde S. durch eine Militärrevolution vom Thron geſtürzt. General Geffrard proclamirte zu Gonaïves 22. Dec. 1858 die Republik, und als der Kaiſer gegen ihn auszog, lief der größte Theil ſeines Heers zu den Inſurgenten über. Am 15. Jan. 1859 wurde S. in ſeiner Hauptſtadt Port-au-Prince durch Verrath gefangen. Doch ſchonte man ſein Leben und ließ ihn mit ſeiner Familie und ſeinem Vermögen nach Jamaica abziehen, wo er ſeitdem in der Verbannung lebte. Erſt nach dem Sturze des Präſidenten Geffrard erhielt S. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Hayti. Er ſtarb aber kurz darauf im Alter von 85 J. in ſeinem Geburtsorte Petit-Goave Ende Juli 1867.

Soult (Nic. Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, franz. Marſchall, wurde 29. März 1769 als Sohn eines Landmanns zu St.-Amans-la-Baſtide im Depart. Tarn geboren. Er trat im April 1785 als Gemeiner in ein Infanterieregiment und wurde bald Unteroffizier. Seit 1792 kämpfte er als Lieutenant in einem Freiwilligen-Bataillon, wurde dann in der Moſelarmee Adjutant des Generals Hoche, bald darauf Stabschef des Generals Leſebvre. 1794 trat er in die Nordarmee und ſtieg 11. Oct. zum Brigadegeneral auf. Zur Diviſion Leſebvre verſetzt, führte er die leichten Truppen und erhielt 1799 den Grad des Diviſionsgenerals. Maſſéna übertrug ihm hierauf die Unterwerfung der kleinen Schweizercantone. Nachdem er dieſen Auftrag vollzogen, vereinigte er ſich 1799 mit Maſſéna bei Zürich, fiel, während der Obergeneral die Ruſſen ſchlug, über die Oeſterreicher her und verfolgte auch die ruſſ. Heeresträmmer. Unter Maſſéna übernahm er im März 1800 den Befehl über den rechten Flügel der Armee in Italien, half Genua vertheidigen und wurde dann auf dem Rückzuge verwundet und gefangen. Nach der Schlacht von Marengo in Freiheit geſetzt, übergab ihm der General Brune das Commando in Piemont, wo er die Volksbewegungen unterdrückte. Im Febr. 1801 übernahm er den Befehl über die Armee, welche bis zum Frieden die neapolit. Küſte beſetzen mußte. Nach der Rückkehr ernannte ihn Bonaparte zum Generaloberſten der Conſulargarde und im Aug. 1803 zum Oberbefehlshaber des Heerlagers bei St.-Omer. Nachdem er bei Errichtung des Kaiſerreichs den Marſchallsſtab erhalten, befehligte er 1805 das 4. Armeecorps und entſchied in der Schlacht bei Auſterlitz den Erfolg des Tags. Im Feldzuge von 1806 befehligte er bei Jena den rechten Flügel, ſchlug 15. Oct. den Feldmarſchall Kalkreuth und trug 6. Nov. zur Einnahme von Lübeck bei. Auch im folgenden Feldzuge nahm er rühmlich theil. Der Kaiſer erhob ihn nach dem Frieden zu Tilſit zum Herzog von Dalmatien und ſchickte ihn 1808 nach Spanien. Hier übernahm S. den Befehl über das Centrum der Armee, ſchlug die Inſurgenten wiederholt und beſtand 16. Jan. 1809 gegen das brit. Heer den blutigen Kampf bei Coruña. Anfang März ging er über den Minho und trieb das brit.-portug. Heer bis Oporto. An Jourdan's Stelle zum Oberbefehlshaber in Spanien ernannt, ſchlug er 19. Nov. die Spanier bei Ocaña, nahm im Feldzuge von 1810 Sevilla und trieb die Reſte der ſpan. Armee nach Cadix. 1811 eroberte er 11. März Badajoz, wo er 9000 Gefangene machte, und 16. Mai lieferte er den Engländern und Portugieſen die Schlacht an der Albuera. Wiewol er ſich vor der Uebermacht zurückzog, drang er doch im Juni wieder nach Badajoz vor und nöthigte Wellington zur Aufhebung der Belagerung. Als König Joſeph im Aug. 1812 Madrid verließ, mußte auch S. aus Andaluſien abziehen, die Vereinigung der Centralarmee mit den übrigen Corps nöthigte jedoch Wellington wieder zum Rückzuge. Im März 1813 erhielt S. den Befehl, dem Feldzuge in Deutſchland beizuwohnen. Er übernahm an Beſſières' Stelle in der Schlacht bei Lützen das Commando über die Gardeinfanterie und befehligte in der Schlacht bei Bautzen das Centrum. Nach der Niederlage König Joſeph's bei Vittoria ſendete ihn Napoleon jedoch wieder nach Spanien. S. ergriff gegen

Wellington die Offensive, vermochte aber nicht mehr, der feindlichen Uebermacht die Spitze zu bieten. Nach blutigen Gefechten an der Nivelle und Nive sah er sich im Dec. 1813 genöthigt, nach Bayonne zu weichen. Am 26. Febr. 1814 verlor er die Schlacht bei Orthez und mußte sich nun an die obere Garonne zurückziehen. Er stellte sein Heer, das kaum noch 20000 Mann zählte, bei Toulouse auf, wo er 10. April von Wellington geschlagen wurde. Als er den Sturz Napoleon's erfuhr, unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihn 3. Dec. 1814 zum Kriegsminister ernannte. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba mußte er jedoch als Verdächtiger seine Entlassung nehmen. Er trat nun wieder unter die Fahne des Kaisers und versah in den Schlachten von Ligny und Waterloo den Dienst eines Majorgeneral der Armee. Nach der zweiten Restauration ging S. mit seiner Familie nach Düsseldorf in die Verbannung, durfte aber schon im Mai 1819 zurückkehren. Bei Karl X. wußte er sich besonders in Gunst zu setzen, weil er bei einer Procession, allein unter allen Marschällen, eine Kerze getragen hatte; 1827 ward er zum Pair erhoben, eine Stelle, die er auch nach der Revolution von 1830 behalten durfte. König Ludwig Philipp ernannte den gefeierten Helden 17. Nov. 1830 an Gérard's Stelle zum Kriegsminister, und S. begann nun mit Eifer die Ausbildung und Verstärkung des bisher vernachlässigten Heeres. Nach Périer's Tode erhielt er im Mai 1832 die Präsidentschaft im Cabinet, womit die Politik des Königs selbst einen überwiegenden Einfluß gewann. Indessen widersetzten sich der Finanzminister Human und die Kammern dem Kostenaufwande, womit er, im Stile des Kaiserreichs, das Heer reorganisiren wollte. Misvergnügt entfernte er sich im Juli 1833 von den Geschäften, trat aber im Herbst wieder ein. In der Sitzung von 1834 mußte er sich abermals zu Reductionen im Budget verstehen, und dies sowie seine Kriegslust rücksichtlich der Intervention in Spanien bewogen ihn, 18. Juli 1834 sein Portefeuille an Gérard abzutreten. Im Mai 1839 übernahm er nach Molé's Sturze die Präsidentschaft und das Portefeuille des Auswärtigen in dem liberalen Cabinet, welches schon im Jan. 1840 an einer Dotationsfrage scheiterte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers ließ sich S. 29. Oct. 1840 nochmals zur Uebernahme des Portefeuille des Kriegs und der Präsidentschaft bewegen, trat aber, vom Alter gebeugt, 1846 das Kriegswesen, im Sept. 1847 auch die Präsidentschaft ab. Noch ward er zum Maréchal-Général de France ernannt, eine Würde, die vor ihm nur Turenne und Villars bekleidet. Er starb 26. Nov. 1851 auf seinem Schlosse St.-Amans. Seine berühmte Gemäldesammlung, die er in den span. Feldzügen zusammengebracht, trug bei der Versteigerung fast $1\frac{1}{2}$ Mill. Frs. ein. S. war eine naturkräftige Persönlichkeit. Er besaß keine tiefere Bildung, aber um so mehr Scharfblick, Kühnheit und einen glühenden Ehrgeiz, der auch die Triebfeder seiner öffentlichen Laufbahn bildete. Einige Jahre nach seinem Tode begann die Veröffentlichung seiner «Mémoires» (1854 fg.). — Sein Sohn, Napoléon S., Herzog von Dalmatien, geb. 1801, diente unter der Restauration im Generalstabe und betrat 1830 die diplomatische Laufbahn. Er war erst franz. Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin; seit 1844 bekleidete er die gleiche Stelle zu Berlin. Er war vor der Revolution von 1848 Mitglied der Zweiten Kammer, 1850 der Legislativen Nationalversammlung, wo er das Interesse der Orléans vertrat. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 31. Dec. 1857 zu Paris. — Pierre Bénoît S., des Marschalls Bruder, geb. zu St.-Amans 20. Juli 1770, schwang sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ebenfalls empor und starb als Generallieutenant zu Tarbes 7. Mai 1843.

Soutane heißt ein langer, mit engen Aermeln versehener Leibrock der kath. Geistlichen. Die angehenden Geistlichen tragen einen solchen Rock, der kürzer ist und Soutanelle heißt.

Southampton (engl. Grafschaft), s. Hampshire.

Southampton, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der engl. Grafschaft Southampton oder Hampshire (s. d.), nach London, Liverpool, Hull und Glasgow der bedeutendste Seehandelsplatz des Vereinigten Königreichs, liegt an der mittlern Südküste Englands, $15\frac{1}{2}$ M. (auf der Eisenbahn) südwestlich von London, auf einer von den Aestuarien des Itchen und Test oder Anton gebildeten Halbinsel, nördlich der Trissantonbay oder dem Southampton-Water. Diese Bai wird gebildet durch einen Seearm, der hinter der Insel Wight $2\frac{1}{4}$ M. weit, vom Calshot-Castle bis Redbridge gegen Nordwesten ins Land einschneidet, $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{2}$ M. breit, in der Mitte 40 F. tief ist und überall den größten Kauffahrteischiffen guten Ankergrund bietet. Die Stadt S. hat sich in neuerer Zeit bedeutend über ihre alten Stadtmauern hinaus ausgedehnt, sodaß ihr Umfang $\frac{7}{9}$ M. beträgt. Drei alte Thore bestehen noch und auf der Stelle des alten Sachsenschlosses eine Kapelle. Die Neustadt hat viele geschmackvolle Gebäude, die unregelmäßige

Altstadt viele glänzende Kaufläden und den lebhaftesten Handels- und Schiffahrtsverkehr. S. ist überaus reinlich und gut mit Wasser versehen. Unter den 29 Kirchen und Kapellen sind bemerkenswerth die St.-Michaelskirche, deren schlanker Thurm den Seefahrern als Landmarke dient, die Kirche Holyrood, die schöne, 1792 im griech. Stil erbaute Allerheiligenkirche und die franz. Kapelle für die hier in Menge verkehrenden Bewohner der Normannischen Inseln. Die Stadt hat ein Rathhaus, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und ein literarisch-wissenschaftliches Institut, beide mit Museum, die neuerdings eröffnete Hartley-Institution mit Museum, Lesezimmer u. s. w., einen Botanischen Garten, die interessante Anstalt der engl. Landesaufnahme, ein Theater, ein Kranken- und ein Versorgungshaus und zählt (1861) eine Bevölkerung von 46960 E. S. besitzt Schiffswerfte in großen Docks, sehr bedeutende Kutschenfabriken, mehrere Maschinenbauanstalten, auch Brauereien und Zuckersiedereien. Insbesondere wichtig ist es aber als Handelsplatz und (seit 1840) als Hauptstation der engl. Postdampfer. Unter andern Dampfschiffahrtsgesellschaften haben hier ihren Sitz die großartige Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company, welche (1867) 53 Dampfer von 86411 Tons und ein Eigenthum im Werthe von 3,836084 Pfd. St. besitzt, und die Royal-Mail-Steam-Packet-Company. Außerdem besteht von S. aus directe Dampfschiffahrtsverbindung mit Neuyork, Havre, Bremen und Hamburg. Jährlich kommen 8—900 Dampfer an. Durch die Eisenbahn ist S. ein Außenhafen von London geworden und der Landungs- und Ausladeplatz für die edeln Metalle und andere Werthproducte aller Erdtheile. 1860 besaß die Stadt selbst 285 Schiffe von 25262 Tons. Ueber 2000 Schiffe liefen aus und ein, im auswärtigen Handel von 666072, im Küstenhandel von 311850 Tons Gehalt. Der Werth der Ausfuhr brit. Producte stieg 1830—45 um das Zehnfache und belief sich 1860 auf 2,662676, im J. 1862 auf 3,379503 Pfd. St. Die Umgebung der Stadt, wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und Vegetationsfrische berühmt und der «Garten Englands» genannt, ist durch eine Menge von Villen geschmückt.

Southey (Robert), engl. Dichter, war der Sohn eines Kaufmanns in Bristol, wo er 4. Oct. 1774 geboren wurde. Er besuchte die Westminsterschule und seit 1792 die Universität Oxford, um Theologie zu studiren. Seine freisinnigen religiösen und polit. Ansichten nöthigten ihn jedoch schon 1794 die Universität zu verlassen. Er begab sich nach seinem Geburtsorte und trat in demselben Jahre mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein romantisches Epos «Joan of Arc» folgen ließ, das sich zwar durch Schönheit der Sprache und Reichthum der Einbildungskraft empfahl, aber auch von jugendlicher Ueberspanntheit zeugte. Um diese Zeit schrieb er ebenfalls ein ultrarevolutionäres Drama «Wat Tyler», welches ihm später vielfach vorgeworfen wurde. Ende 1795 ging er nach Lissabon mit seinem Oheim, dem Kaplan der engl. Factorei Dr. Herbert. Nach seiner Rückkehr trat er als Student der Rechte in Gray's-Inn ein, machte einen zweiten Ausflug nach Portugal und Spanien, den er in «Letters from Spain» und «A short residence in Portugal» (1798) beschrieb, begleitete 1801 den Schatzkanzler Foster als Privatsecretär nach Irland und ließ sich hierauf zu Greta bei Keswick nieder, wo er sich ganz der Schriftstellerei widmete und eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte. 1801 erschien sein Epos «Thalaba the destroyer», eine arab. Dichtung von großer Schönheit und Originalität, 1804 seine «Metrical tales», 1805 «Madoc» und 1810 «The curse of Kehama», sein größtes dichterisches Werk, eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung, die sich durch Treue der Localfärbung auszeichnet. S. hatte unterdessen seine jugendlichen Ueberzeugungen abgeschworen, war eifriger Tory und Hochkirchenmann geworden, nahm thätigen Antheil an der «Quarterly Review», und 1813 wurde der ehemalige Jakobiner sogar zum Hofpoeten (Poet-laureate) ernannt. In dieser Eigenschaft verherrlichte er die Siege Wellington's durch ein schwungreiches «Carmen triumphale» und schrieb Oden auf den Prinz-Regenten und die verbündeten Monarchen. Ein neues Gedicht «Roderick, the last of the Goths» (1814) fand jedoch wenig Beifall, und seine «Vision of judgment» (1821) ward von Byron mit Recht gegeißelt. Seine letzten größern Gedichte waren «A tale of Paraguay» (1825) und «The pilgrim of Compostella» (1829); eine unvollendete Erzählung «Oliver Newman» erschien erst nach seinem Tode (Lond. 1846). Außerdem schrieb er noch eine Unzahl prosaischer Werke, namentlich geschichtliche, wie die gründliche, aber weitschweifige «History of Brazil» (3 Bde., 1810—19) und die sehr poetische «History of the Peninsular war» (2 Bde., 1823—28); biographische, wie die «Life of Nelson» (2 Bde., 1813), ein allgemein beliebtes Buch, «Lives of the British admirals» (4 Bde.) und «Life of Wesley» (1820); religiöse, wie das «Book of the church» (3. Aufl., 1825); sociale, wie die «Letters from England» (3 Bde., 1807), in welchen er den Charakter eines span. Reisenden annahm, und «Colloquies on the progress of society» (2 Bde.,

1829); politiſche, z. B. die «Political essays», und endlich Umarbeitungen mittelalterlicher Romane: «Amadis of Gaul» (4 Bde., 1803), «Palmerin of England» (1807) u. a. Gemiſchten Inhalts ſind «The Doctor» (5 Bde.), vielleicht die anziehendſte ſeiner Schriften, die eine Fundgrube von ſcharfſinnigen, wiewol oft paradoxen Gedanken und Bemerkungen enthält, und «Omniana» (2 Bde., 1812). Eine ſo außerordentliche Productivität, wozu noch die Herausgabe der «Specimens of late English poets» (3 Bde., 1807), der «Select works of British poets» (1836) mit kritiſchen Anmerkungen, der Dichtungen Kirke White's u. ſ. w. kam, war nur durch die angeſtrengteſte Thätigkeit möglich, die endlich Geiſt und Körper aufrieb. 1840 wurde S. von einer Lähmung befallen und verſank in einen bewußtloſen Zuſtand, in welchem er bis an ſeinen Tod verharrte, der zu Greta 21. März 1843 erfolgte. Seine poetiſchen Werke erſchienen geſammelt in London (10 Bde., 1837; neue Aufl. 1854). Sein Briefwechſel wurde von ſeinem Sohne Charles Cuthbert S. veröffentlicht (6 Bde., Lond. 1849—50).

Souveränetät (vom mittellat. superanus, Höchſter, Allerhöchſter) bezeichnet im allgemeinen die Eigenſchaft oder den Zuſtand des Nichtübertroffenwerdens durch etwas anderes von gleicher Art. So ſpricht man von ſouveränen Mitteln, Gerichtshöfen u. ſ. w. Seine beſondere Bedeutung findet dieſes Wort aber im Staats- und Völkerrecht. Unter den unklaren Verhältniſſen, wie ſie durch den Gegenſatz zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum, zwiſchen Kaiſerthum und ſelbſtändigem Nationalkönigthum, zwiſchen letzterm und den Wirkungen des Feudalismus entſtanden, war auch der häufig angewandte Begriff der S. unklar und ſchwankend. Heutigentags bezeichnet man mit «ſouverän» diejenigen Geſammtweſen, welche in rechtlich vollkommener Unabhängigkeit ſelbſtändige Subjecte des Völkerrechts ſind, und denen zugleich innerhalb ihrer eigenen Grenzen jedes nur ſpeciellere Intereſſe rechtlich untergeordnet iſt. Die S. erſcheint hiernach als die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Staats wie ſeiner Gewalt vom rechtlichen Standpunkte aus, und zwar gleichviel, welches die Macht, Größe, das Alter und die Form des Staats ſei. Sie iſt demnach auch identiſch mit Majeſtät, und als ihre natur- und vernunftgemäßen Conſequenzen treten hervor die Einheit und Untheilbarkeit, die Heiligkeit, die Darſtellung durch Menſchen und die rechtliche Unmöglichkeit, daß etwas, wenigſtens in normalen Verhältniſſen, als Staatsact gelte, was nicht vom Träger der S. mittelbar oder unmittelbar ſanctionirt iſt. Aus der Einheit und Untheilbarkeit der S. folgt die Unmöglichkeit einer rechtlichen Theilung derſelben, beziehentlich der Staatsgewalt, ſei es nach gleichen oder nach ungleichen Theilen. Als dieſen Beſtimmungen widerſprechend könnte man zunächſt auf verſchiedene Föderativverhältniſſe hinweiſen. Allein die Föderation iſt entweder ſelbſt oder jedes ihrer Glieder entſchieden rechtlich ſouverän oder es findet ein unfertiger Zuſtand ſtatt, der in ſeiner weitern Entwickelung erſt die nothwendige Abklärung findet. Ferner ſtehen jenem Einheitsbegriffe entgegen die ſog. Suzeränetätsverhältniſſe, in welchen ein Land, bei einem hohen Grade innerer Selbſtändigkeit, die man Halbſouveränetät nennt, in den auswärtigen Beziehungen von einer andern Staatsgewalt, dem Suzerän, abhängig iſt. Doch auch hier iſt nur ein längerer oder kürzerer Uebergangszuſtand zu einem vollkommenen Souveränetätsverhältniſſe vorhanden. Endlich könnte man auch die conſtitutionellen Staaten als dem Begriffe der Staatseinheit zuwider bezeichnen. Aber der Conſtitutionalismus bezieht ſich nicht auf die Einheitsform des Staats und die damit verbundene rechtliche Eigenſchaft der S., welche keineswegs eine abſolutiſtiſche ſein muß, ſondern auf die Ausübung der wichtigſten Functionen der Staatsgewalt. Es kann daher, dem verfaſſungsmäßigen Träger der Staatseinheit und Staatsgewalt gegenüber, von einer Volksſouveränetät nur in dem Sinne geſprochen werden, daß der Conſtitutionalismus die öffentliche Meinung zu einem verfaſſungsmäßigen, entſcheidenden Organ bei Ausübung der bedeutendſten Regierungsrechte geſtaltet. Mit der berührten Eigenſchaft der Heiligkeit ſoll rechtlich nur geſagt ſein, daß jede Verletzung des Staats und folgeweiſe des Trägers ſeiner S. beſonders ſchwere Folgen nach ſich ziehen müſſe. In der letztbezeichneten Eigenſchaft endlich liegt zunächſt der Ausſchluß ſog. fingirter oder unperſönlicher Souveräne, Gottes, der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Geſetzes u. ſ. w. als ſtaats- oder völkerrechtlicher Begriffe und Realitäten. Ebendeshalb aber, weil die S. nur Eine in jedem Staate ſein kann und ohne Darſtellung durch Menſchen rechtlich nicht beſteht, ſo iſt der ſie darſtellende Menſch (Monarch) oder die ſie darſtellende Geſammtperſon (Ariſtokratie oder Demokratie) rechtlich auch als der alleinige Souverän des bezüglichen Staats zu betrachten, und es müſſen alle verfaſſungsmäßigen Souveränetätsrechte in ſeiner Hand ruhen. Gewöhnlich nennt man indeß nur die Häupter monarchiſcher Staaten Souveräne. Wenn man aber in den Geblütsmonarchien auch von ſouveränen Häuſern, regierenden Dynaſtien ſpricht, ſo geſchieht dies nur in einem uneigentlichen Sinne des Worts. Denn gerade in der Monarchie kann am wenigſten auch nur der Schein einer

Geſammtſouveränetät mit der Perſon des Staatschefs zugelaſſen werden, und es beweiſt gerade die beſondere polit. Gewalt, welche der Staatschef in allen Monarchien über ſämmtliche Glieder ſeiner Familie beſitzt und dieſe mehr noch als die übrigen Unterthanen beſchränkt, daß ſie weder ſouverän ſind noch regieren. Mit jenen Ausdrücken kann demnach nur jene beſondere geſetzliche Eigenſchaft einer Familie bezeichnet werden, vermöge welcher ſie ein ſtaatlicher Organismus iſt, aus welchem in beſtimmter Ordnung und ohne irgendwelche Unterbrechung (interregnum) bei Abgang des perſönlichen Souveräns der Nachfolger deſſelben hervorgeht. Der rechtliche Inhalt der S. nach innen, den man im Hinblick auf die monarchiſche Staatsform auch mit «weſentliche Kronrechte», «weſentliche Prärogative» der Krone und im allgemeinen mit «weſentliche Staatshoheitsrechte» bezeichnet, folgt aus der Natur des Staats, beziehentlich daraus, wie die Auffaſſung derſelben in dem einſchlägigen poſitiven Staatsrecht ihren geltenden Ausdruck gefunden hat. Der Inhalt nach außen ergibt ſich nach dem maßgebenden Völkerrecht. In beiden Beziehungen haben ſich im Laufe der Zeit manche Verſchiedenheiten geltend gemacht. Namentlich hat man bald etwas für ein weſentliches Staatshoheitsrecht erachtet (die abſolute rechtliche Unbeſchränktheit, die Freiheit der Verhaftung, die Privilegien des Fiscus, die Geſetzesinitiative), was man ſpäter nicht mehr dafür hielt, und umgekehrt. Für alle Zeiten und für alle Völker aber muß ausnahmslos der Grundſatz gelten, daß kein Geſammtweſen ſouverän oder wahrhaft ein Staat iſt, welches entweder nur nach innen oder nur nach außen als ſouverän bezeichnet würde.

Souveſtre (Emile), franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 15. April 1806 zu Morlaix (Finistère), redigirte längere Zeit ein liberales Provinzialblatt in Breſt und begab ſich 1836 nach Paris, wo er ſich zuerſt durch einige Aufſätze über die Bretagne bekannt machte. Aus Localanſchauungen und eigenen Erlebniſſen ſchöpfend, erzählte er von dieſer Provinz neue, überraſchende Dinge, ſodaß er ſofort einen geachteten Namen unter den Schriftſtellern des Tages erwarb. Zu dieſen Skizzen und Reiſebildern kam ſpäter eine lange Reihe von Romanen, Dramen und Vaudevillen, die durchweg einen talentvollen und wohlmeinenden Dichter zeigen. In ſeinen Romanen (z. B. «Les derniers Bretons», «L'homme et l'argent», «Confessions d'un ouvrier», «Un philosophe sous les toits» u. ſ. w.) tritt die moraliſirende Richtung *faſt* zu ſtark hervor. Seine dramatiſchen Dichtungen (z. B. «Henri Hamelin», «L'oncle Baptiste», «La Parisienne», «La mousse» u. ſ. w.) ſind das Widerſpiel von den Scribe'ſchen. Scribe ſchmeichelt in ſeinen Stücken ſtets der Meinung unſers Zeitalters, die alles, was arm und elend und klein iſt, auch für ſchlecht und ſtets zu Ausbrüchen des Laſters und Aufruhrs geneigt hält und den reichen Mann als den Hauptrepräſentanten der öffentlichen Moral und Sittlichkeit betrachtet. In den Dramen und Vaudevilles von S. hingegen ſind die reichen und vornehmen Leute durchgängig Taugenichtſe und Sittenverderber. Die Kleinſten und Aermſten, der Handwerker, der Tagelöhner, der Soldat, der Matroſe beſchämen durch Thaten und Geſinnungen die Hochgeſtellten. Auch war S. als Bühnendichter bei dem großen Publikum ſehr beliebt. Das tumultuariſch und tendenziös Dramatiſche paßte eigentlich gar nicht für ſeinen ruhigen Geiſt, ſeine langmüthige Phantaſie und ſeinen etwas geſuchten und mühſamen Stil, mit einem gewiſſen Anſtrich von Leichtigkeit und Ungezwungenheit. Auch war er glücklicher im Roman als im Drama, und noch viel mehr im Volksmärchen als im Roman. Fehlt es auch allen ſeinen Werken an Blitzfunken und Duft, ſo hat doch S. als Schriftſteller zwiſchen Bernard und Delavigne ſeinen Platz, und man kann ihm nachſagen, daß er die kritiſche und hiſtor. Feder mit Eifer, Einſicht und Redlichkeit geführt hat. Er ſtarb zu Paris 5. Juli 1854.

Souza-Botelho (Adelaïde Marie Emilie, Marquiſe von), verwitwete Gräfin Flahault, geborene Filleul, eine durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichnete Frau und als Verfaſſerin werthvoller Romane bekannt, wurde 14. Mai 1761 auf dem Schloſſe Longpré in der Normandie geboren. 1784 heirathete ſie den Grafen Flahault, der 1793 zu Arras unter Joſ. Lebon guillotinirt wurde. Sie ſelbſt floh mit ihrem Sohne nach England, wo ſie, von allen Hülfsmitteln entblößt, auf den Gedanken kam, einen Roman zu vollenden, den ſie einſt angefangen hatte. So entſtand ihr Meiſterwerk «Adèle de Sénanges, ou lettres de Lord Sydenham» (2 Bde., Lond. 1794; 2. Ausg., Hamb. 1796 u. öfter). In Hamburg, wohin ſie ſich 1796 begab, ſchrieb ſie dann «Émilie et Alphonse, ou le danger de se fier à ses premières impressions» (3 Bde., Hamb. 1799; 2 Bde., Par. 1805). 1798 wandte ſie ſich nach Paris zurück, wo ſie 1802 den portug. Geſandten Joze Maria de Souza-Botelho (geb. 9. März 1758, geſt. 1. Juni 1825), einen Verehrer der Dichtkunſt und Herausgeber der «Luſiaden» (Par. 1817) des Camoens, heirathete. Sie gab nun nacheinander «Charles et Marie» (Par. 1802); «Eugène de Rathelin» (2 Bde., Par. 1808), nächſt der «Adèle» ihr beſtes Werk; «Eugénie et Mathilde,

ou mémoires de la famille du comte de Revel» (3 Bde., Par. 1811); «Mademoiselle de Tournon» (2 Bde., Par. 1820); «La comtesse de Fargy» (4 Bde., Par. 1823) heraus und diese gesammelt in den «Oeuvres complètes» (6 Bde. und 12 Bde., Par. 1821—22). Ausgezeichnet ist in allen diesen Romanen die höchst gelungene, geistvolle und zarte Darstellung der Liebe in den höhern Kreisen. Ihre Erfindung ist äußerst einfach; aber in der Ausführung entfaltet sie eine Zartheit und Feinheit des Gefühls, wie selten zu finden. Noch gab sie «La duchesse de Guise» (Par. 1831) heraus, mehr ein Charakter- und Familiengemälde als ein Drama, und einen Roman «Être et paraître» (2 Bde., Par. 1832). Seit 1825 zum zweiten mal verwittwet, starb sie zu Paris 16. April 1836.

Sovereign, s. Sterling.

Sozomēnos (Hermias), ein christl. Kirchenhistoriker, geb. um das J. 400 n. Chr. zu Bethelia bei Gaza und unter dem Einflusse mönchisch gesinnter Verwandter aufgewachsen, bildete sich auf der Rechtsschule zu Berytus in Phönizien, trat dann als Sachwalter in Konstantinopel auf und starb nach 443 in Palästina. Gleich dem Sokrates setzte er die Kirchengeschichte des Eusebius von 323—439 in neun Büchern fort, eine Arbeit, der es weniger an Eleganz der Form als an kritisch unbefangenem Geiste fehlt. Die beste Ausgabe hat Valesius (Par. 1668) besorgt.

Spaa, eine Stadt in der belg. Provinz Lüttich mit 5787 E., 10 St. von Aachen, 9 von Lüttich entfernt, 1000 F. über dem Meere in einem romantischen Thale gelegen, ist durch seine Mineralquellen, deren Entdeckung und erste Benutzung wahrscheinlich in das 14. Jahrh. fällt, ein weltberühmter Ort geworden. Die vorzüglichsten Quellen sind der Pouhon, die Geronstère, die Sauvenière, der Groesbeeck und die beiden Tonnelets, welche mit Ausnahme der ersten alle mehr oder weniger von der Stadt entfernt liegen. Sie besitzen sämmtlich eine Temperatur von 7—8° R., gehören zu der Klasse der alkalisch-eisenhaltigen Säuerlinge und werden deshalb bei Hypochondrie, Hysterie, Verschleimung, Magenschwäche, chronischem Erbrechen, Bleichsucht, Schleimflüssen der Lungen und des Darmkanals und dauernden Schwächezuständen des Nervensystems, wenn Aufgeregtheit des Bluts, Neigung zu Krämpfen u. dgl. den Gebrauch nicht verbieten, mit Vortheil angewendet. Die angenehme Gegend, die reine Luft, die guteingerichteten Häuser und die Gelegenheit zu Vergnügungen aller Art dienen dazu, nicht nur die Cur zu unterstützen, sondern auch für Gesunde den Aufenthalt angenehm zu machen. Unter dem Namen Spaawasser wird das Wasser des Pouhon nach allen Theilen der Welt versendet und theils als Heilmittel, theils mit Wein und Zucker vermischt als wohlschmeckendes Getränk genossen. Berühmt sind auch die zu S. verfertigten niedlichen Holzwaaren.

Spagnoletto, s. Ribera (Jusepe).

Spahis oder Sipahis hießen sonst die von den Inhabern der türk. Kriegerlehen, den Timarioten und Zaims, zu stellenden Reiter, welche den Kern der Reiterei im türk. Heere bildeten, mit der Umformung des türk. Heerwesens auf europ. Fuß aber und der Aufhebung der Kriegerlehen einer regelmäßigen Reiterei Platz gemacht haben. Ihre erste Organisation erhielten die S. mit den Zaims und den Janitscharen vom türk. Sultan Orchan. Ihr Aufgebot konnte bis auf ungefähr 140000 gebracht werden; selten aber wurden so viele zusammengebracht. Sie wurden im Felde aus dem großherrlichen Schatze besoldet, zerfielen in zwei Klassen, die sich durch die Farbe ihrer Fahnen unterschieden, waren mit Säbel, Lanze, Dscherid oder Wurfspieß, zum Theil mit Pistolen und Flinten, andere aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und bildeten einen aller Taktik und Organisation entbehrenden Reiterhaufen, der truppweise zusammenhielt und in geordneten Haufen mit wilder Tapferkeit seinen Angriff machte, aber wenn dieser nicht gelang, in ebenso wilder Flucht sich auflöste. Gegenwärtig nennen auch die Franzosen ihre in Algerien gebildete, von europ. Offizieren geführte leichte Reiterei S. Dieselbe ist zwar in orient. Weise gekleidet, aber vollständig europäisch organisirt und eingeübt und besteht sogar zum großen Theil aus Nationalfranzosen. Ein ähnliches Corps von S. ward im Feldzuge von 1854 von der franz. Regierung zu ihrem Gebrauch und auf ihre Kosten in der Türkei errichtet. Die Engländer nennen ihre aus Eingeborenen gebildeten Truppen in Ostindien Sipoys (s. d.).

Spalatin (Georg), einer der bedeutendsten Beförderer der Kirchenreformation, hieß nach seinem Familiennamen Burckhard, nach seinem Geburtsorte Spält im Bisthum Eichstädt Spalatin. Sein Vater war ein Rothgerber. Geboren 1484, gebildet von 1497—1502 im Kreise der Humanisten zu Nürnberg und Erfurt, war er zuerst Hauslehrer in Erfurt, dann Lehrer im Kloster Georgenthal bei Gotha und seit Empfang der Priesterweihe (1507) auch Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Hohenkirchen. Auf die Empfehlung des Kanonikers Mutian zu Gotha kam er schon 1508 an den kursächs. Hof, wurde hier zunächst als Erzieher des Kurprinzen Johann

Friedrich angeſtellt, dann auch 1511 beauftragt, an der Bildung der Herzoge Otto und Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg mitzuwirken, die am kurſächſ. Hofe und in Wittenberg ihre Erziehung fanden. Gleichzeitig erhielt er das Kanonikat zu Altenburg. In dieſer Zeit nahm ſeine auf die Heilige Schrift, die Werke Auguſtin's und die deutſche Myſtik gegründete theol. Ueberzeugung die Haltung an, welche ihn zu einem treuen Freunde der wittenberger Lehrer und der Reformation machte. Friedrich der Weiſe erhob ihn 1514 zum Hofkaplan, Bibliothekar und geheimen Secretär, Johann der Beſtändige 1525 zum evang. Oberpfarrer und Superintendenten von Altenburg. Darauf verheirathete er ſich mit Katharina Heidenreich, der Tochter eines dortigen Bürgers. Friedrich den Weiſen hatte er faſt auf allen Reichstagen begleitet; unter Johann dem Beſtändigen nahm er an den Reichstagen von Speier und Augsburg, unter Johann Friedrich am Fürſtentage zu Schmalkalden (1537) theil und von 1527—39 entwickelte er eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Kirchenviſitation der ſächſ. Lande. Dabei beſchäftigten ihn wichtige hiſtor. Arbeiten und ein bedeutender Briefwechſel. Seine wichtigſten Schriften ſind ſeine Biographien von Friedrich dem Weiſen (kritiſch herausg. von Neudecker und Preller, Jena 1851) und Johann dem Beſtändigen, ſeine «Chriſtlichen Religionshändel» oder «Religionsſachen», von Cyprian irrig «Annales reformationis» (Lpz. 1718) genannt, ſeine Geſchichte der Päpſte und Kaiſer des Reformationszeitalters und ſeine Briefe. Er ſtarb 16. Jan. 1545. Vgl. die biographiſchen Schriften von Schlegel (Jena 1693) und Wagener (Altenb. 1830).

Spalato oder Spalatra, ſlaw. Split, die Hauptſtadt eines Kreiſes des öſterr. Königreichs Dalmatien (welcher auf 94½ Q.-M. im J. 1857 173423 Civileinwohner zählte und in 12 Bezirke zerfällt), der Sitz eines Bisthums, des Kreisvorſtehers und des Kreisgerichts, einer polit. und einer Stadtprätur, einer Finanzbezirksdirection, eines Hafen- und Seeſanitätsamts und einer Handels- und Gewerbekammer, zählt 11000 E. (als Gemeinde 15784 E. ohne Militär im J. 1857) und iſt halbmondförmig auf einer Halbinſel erbaut, die nördlich vom Golf oder Kanal von Salona, ſüdlich vom Kanal von Brazza beſpült wird und mit dem 564 F. hohen Berge Marian endet. So reizend gelegen, beſteht doch das Innere der Stadt aus einem Gewirr enger, winkeliger und ſchmuziger Straßen, die in die Alt- und Neuſtadt und die Vorſtädte zerfallen. S. beſitzt ein biſchöfl. Seminar, ein Obergymnaſium, eine Oberrealſchule, eine nautiſche Schule, ein Antikenmuſeum mit Denkmälern aus der Umgegend, meiſt aus Salona, mehrere werthvolle Privatſammlungen, ein weitläufiges Lazareth, eine ungeheuere Kaſerne, ein Fort und am Fuße des Berges Marian eine als Bad dienende kalte Schwefelquelle. Der Hafen hat jetzt bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, da er durch Verſchlämmung für Hochſeeſchiffe nicht mehr zugänglich iſt; gleichwol führt die Stadt den bedeutendſten Handel Dalmatiens und iſt ein Stapelplatz für Güter aus Italien nach der Türkei. S. iſt auch ausgezeichnet durch ſeinen Reichthum an antiken Baudenkmälern. Die Stadt hat ihren Namen von Palatium, dem großartigen Reſidenzpalaſt des röm. Kaiſers Diocletianus, einem der bedeutendſten des Alterthums, hinter deſſen feſten Ringmauern die Einwohner der um 640 von den Avaren zerſtörten Stadt Salona ſich anſiedelten. Noch ſind die Reſte dieſes großartigen Baues mit ausgezeichneten Kunſtarbeiten vorhanden. Außerdem ſieht man noch die Trümmer der aus ungeheuern Quadern erbauten Diocletianiſchen Waſſerleitung und anderer Alterthümer.

Spalding (Joh. Joach.), prot. Theolog des 18. Jahrh., geb. zu Triebſees in Schwediſch-Pommern 1. Nov. 1714, ſtudirte zu Roſtock und Greifswald Theologie, erwarb ſich aber auch zugleich in andern Wiſſenſchaften gründliche Kenntniſſe. Nachdem er mehrere Schriften über Kirchengeſchichte, Philoſophie und Moral herausgegeben, war er eine Zeit lang Secretär bei dem ſchwed. Geſandten in Berlin, nachmaligem Reichsrath Rudenſkiold, und nahm dann 1740 eine Predigerſtelle zu Laſſahn in Schwediſch-Pommern an, von wo er 1757 als Präpoſitus und erſter Prediger nach Barth kam. Von jetzt an trat er mit Glück auch als theol. Volksſchriftſteller auf. 1764 wurde er zum Paſtor Primarius und Propſt an der Nikolaikirche in Berlin erwählt und ſpäter erhielt er auch eine Stelle im Oberconſiſtorium. Mit ebenſo großer Herzlichkeit als Klarheit wirkte er für religiöſe Aufklärung, bis er 1788 durch das preuß. Religionsedict veranlaßt wurde, ſein Amt niederzulegen. Als 90jähriger Greis ſtarb er 26. März 1804. In der Literatur- und Bildungsgeſchichte des nördl. Deutſchland wird S.'s Name ſtets mit Achtung genannt werden; denn ſeine Verdienſte um die praktiſche Philoſophie und fruchtbare Darſtellung der Religionslehre ſind unleugbar. Von ſeinen Schriften ſind zu erwähnen die «Predigten»; das Werk «Die Beſtimmung des Menſchen» (Greifsw. 1748); ferner «Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Chriſtenthum» (Lpz. 1761); «Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts» (Berl. 1772); «Religion, eine Angelegenheit des Menſchen» (Lpz. 1797)

u. ſ. w., die ſämmtlich viele Auflagen erlebten. Vgl. ſeine «Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt aufgeſetzt», herausgegeben von ſeinem Sohne (Halle 1804). — Sein Sohn, Georg Ludwig S., geb. 1762, geſt. 7. Juni 1811 zu Berlin als Profeſſor am Grauen Kloſter und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, war ein gründlich gebildeter, geiſtreicher und ſcharfſinniger Philolog, der ſich durch ſeine gelehrte Schrift «Vindiciae philosophorum Megaricorum» (Halle 1792) und durch die Ausgabe der Rede des Demoſthenes «In Midiam» (Berl. 1794; neue Ausg. von Buttmann, Berl. 1823) bekannt, ganz vorzüglich aber um die Kritik und Erklärung der Werke des Quinctilianus verdient machte.

Spallanzāni (Lazaro), ein berühmter Naturforſcher und Phyſiker, geb. zu Scandiano im Herzogthum Modena 10. Jan. 1729, ſtudirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwiſſenſchaften zu Reggio, Pavia und Modena und zog durch ſeine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer und Bewunderer dahin. 1779 durchreiſte er einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reiſe nach Konſtantinopel, Korfu nnd Cypern. Er beſchrieb die Merkwürdigkeiten dieſer Gegenden in geol. und naturhiſtor. Hinſicht. Nachdem er auch die Gegend des alten Troja geſehen und einen Theil Deutſchlands beſucht hatte, begab er ſich nach Wien zu Kaiſer Joſeph II. und von dort zurück nach Pavia, wo er das Muſeum mit vielen mineraliſchen Seltenheiten der Vulkane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 auch noch eine Reiſe nach Neapel, Sicilien und in die Apenninen unternahm. Er ſtarb 17. Febr. 1799. Durch die Beſchreibung ſeiner «Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini» (6 Bde., Pavia 1792; deutſch, Lpz. 1795) hat er ſich um die Naturkunde höchſt verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Verſuche und Schriften über das Verdauungsgeſchäft, über die Fortpflanzung der Fröſche, die Infuſionsthierchen, den Kreislauf des Blutes und ſeine Beobachtungen über einen den Fledermäuſen eigenen Sinn ſind gleichfalls für den Naturforſcher von der größten Wichtigkeit.

Spandau, Feſtung und Hauptſtadt des Oſthavelländiſchen Kreiſes im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Mündung der Spree in die Havel und an der Berlin-Hamburger Eiſenbahn, $1\frac{1}{2}$ M. weſtl. von Berlin und $2\frac{1}{2}$ M. im Nordnordoſten von Potsdam gelegen, hat eine ſtarke Citadelle auf einer Inſel und verſchiedene andere Befeſtigungen, die in neueſter Zeit fortwährend beträchtlich erweitert und verſtärkt wurden, und zählte (1864) mit Einſchluß der 3474 Militärangehörigen 16076 E. (im J. 1816 nur 6250), darunter 900 Katholiken. Sie iſt der Sitz eines Feſtungscommandanten, eines Kreisgerichts, eines Domäneurentamts und hat zwei evang. und eine kathol. Kirche, unter erſtern die ſehenswerthe Nikolaikirche aus dem 16. Jahrh., ſeit 1862 ein Gymnaſium (1853 als Progymnaſium gegründet) ſowie eine große Straf- und Beſſerungsanſtalt. Ferner befinden ſich hier eine königl. Geſchützgießerei und Bohranſtalt, eine große Gewehrfabrik, eine Pulverfabrik und ſeit 1851 eine Zündhütchen-, jetzt Zündſpiegel-(Linſen-)Fabrik, die Militärſchießſchule (für Infanterie), ein Militärhoſpital und eine Kaſerne, neue, ſehr ſchöne Gebäude. Die Stadt ſelbſt beſitzt 40 induſtrielle Etabliſſements ſehr mannichfaltiger Art, darunter ſolche für Zwirnfabrikation, Teppichweberei, Strumpfwirkerei, mehrere Tabacksfabriken, Brauereien und Brennereien. Außerdem beſchäftigen ſich die Einwohner auch mit Schiffbau, Fiſcherei und Schiffahrt. Der Handelsverkehr wird theils durch nicht unbedeutende Viehmärkte, theils durch die Eiſenbahn ſehr belebt. S. iſt eine der älteſten Städte der Mittelmark, erhielt 1232 Stadtrecht, wurde 1318 mit Mauern und Wällen umgeben und 1577—83 durch den Grafen Rochus von Lynar mit Feſtungswerken verſehen, die indeſſen öfters der Veränderung unterlagen. Die Stadt war mehrfach die Reſidenz der erſten Kurfürſten aus dem Hohenzollernſchen Hauſe. Joachim II. trat hier 1. Nov. 1539 zur Reformation über. Am 6. Mai 1631 räumte Georg Wilhelm die Feſtung den Schweden ein, die ſie bis 1635 beſetzt hielten. Am 25. Oct. 1806 ergab ſich dieſelbe mit ihrer 600 M. ſtarken Garniſon unter Major von Beneckendorf auf die erſte Aufforderung des franz. Marſchalls Lannes. Nachdem ſie 1. April 1813 von den Preußen und Ruſſen unter General von Thümen eingeſchloſſen worden, wurde ſie 26. April von den Franzoſen übergeben. Vgl. Zech und Günther, «Geſchichtliche Beſchreibung der Stadt und Feſtung S.» (Spandau 1847).

Spangenberg (Aug. Gottlieb), Biſchof der Brüdergemeine zu Barby, geb. zu Klettenberg in der Grafſchaft Hohenſtein 1704, ſtudirte zu Jena Theologie und wurde 1732 Adjunct der theol. Facultät zu Halle und Inſpector des Waiſenhauſes. Nachher wendete er ſich der Brüdergemeine zu, machte mehrere Reiſen in Europa und Amerika, wurde 1744 Biſchof und ſtarb 18. Sept. 1792 zu Bertholdsdorf. Die Brüdergemeine verdankt der Thätigkeit und Einſicht dieſes Mannes, der die allgemeinſte Achtung ſich erwarb, ihre Reinigung von manchen Auswüchſen. Er ſchrieb unter anderm das «Leben Zinzendorf's» (2 Bde., Barby 1772) und

«Begriff der christl. Lehre in der Brüdergemeine» (Barby 1779). Vgl. Ledderhose, «Das Leben Aug. Gottlieb S.'s» (Lpz. 1846).

Spangenberg (Cyriacus), Theolog und Historiker, geb. 17. Juni 1528 zu Herden im Fürstenthume Kalenberg, studirte Theologie zu Wittenberg und wurde zunächst Lehrer, dann Prediger in Eisleben, hierauf Pastor in Mansfeld und zugleich Generaldekan. Als ein Anhänger des Flacius kam er in die ärgsten Bedrängungen, sodaß er 1575 flüchtig werden mußte. Da er auch anderwärts seiner Lehren und Streitigkeiten wegen vertrieben worden war, ging er nach Strasburg, wo er 10. Febr. 1604 starb. Abgesehen von seinen theol. Schriften, sind zu erwähnen der «Adelsspiegel» (2 Bde., Schmalkald. 1591) und seine Chroniken von Henneberg, Holstein, Verden, Querfurt, Sangerhausen und Mansfeld.

Spanheim (Ezechiel), ein berühmter Gelehrter und Staatsmann, geb. 7. Dec. 1629 zu Genf, folgte 1642 seinem Vater Friedrich S., einem sehr kenntnißreichen, aber streitsüchtigen Theologen, nach Leyden, wo er namentlich an Salmasius und Heinsius Rathgeber fand. Schon 1651 wurde er als Professor der schönen Literatur in seine Vaterstadt zurückberufen und 1652 auch in den Großen Rath daselbst gewählt. Einige Jahre darauf übertrug ihm der Kurfürst von der Pfalz die Erziehung seines Sohnes und schickte ihn zugleich in wichtigen Angelegenheiten nach Italien, wo er die Mußestunden zur Erweiterung seiner antiquarischen Kenntnisse benutzte. Nachdem er 1665 nach Heidelberg zurückgekehrt, trat er später in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, als dessen Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte, worauf er, zum Staatsminister ernannt, den Friedensverhandlungen zu Ryswijk beiwohnte. Zuletzt wurde er vom Könige von Preußen, Friedrich I., 1702 als Gesandter nach London geschickt, wo er 7. Nov. 1710 starb. S. besaß gründliche Gelehrsamkeit, vorzüglich in der Staaten- und Rechtsgeschichte und in dem Münzwesen des Alterthums. Seine Hauptwerke sind die «Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum» (Rom 1664; beste Ausg., 2 Bde., Lond. und Amsterd. 1706—17) und die Schrift «Orbis Romanus» (Lond. 1704; Halle 1728). Ebenso sind noch schätzbar seine Ausgaben des Julianus (Lpz. 1696) und des Kallimachus (2 Bde., Utr. 1697) sowie die franz. Uebersetzung der «Caesares» des Julianus (Heidelb. 1666; beste Ausg., Amsterd. 1728). Auch machte Küster in seiner Bearbeitung des Aristophanes (Amsterd. 1710) S.'s reichhaltige Commentare zu mehrern Komödien dieses Dichters bekannt. — Sein jüngerer Bruder, Friedrich S., geb. 1632 zu Genf, kam ebenfalls nach Leyden, und erhielt schon 1656 die Professur der Theologie in Heidelberg, ging aber in gleicher Eigenschaft 1670 nach Leyden zurück, wo er 18. Mai 1701 starb. Als Lehrer ebenso wie als Schriftsteller erwarb er sich in der theol. Literatur, namentlich im Fache der Kirchengeschichte, einen bedeutenden Namen. Seine einzelnen Schriften, mit Ausnahme der in franz. Sprache verfaßten, finden sich in der Ausgabe seiner Werke (3 Bde., Leyd. 1701—3) gesammelt.

Spanien. Das Königreich S. wird im Norden vom Biscayischen Meerbusen und Frankreich, im Osten vom Mittelmeere, im Süden von demselben Meere, dem Gebiete und der Straße von Gibraltar und dem Atlantischen Ocean, im Westen aber von letzterm und Portugal begrenzt. Es erstreckt sich von 36° 1′ 20″ bis 43° 47′ 40″ nördl. Br. und 8° 9′ bis 21° 1′ 10″ östl. L. und hat nach neuern Angaben ein Areal von 8980,9 Q.-M., mit den dazugehörigen, im Mittelmeer gelegenen Balearischen und Pityusischen Inseln aber von 9068,4 und mit den administrativ dazu gerechneten Canarischen Inseln von 9200,4 Q.-M. Die Pyrenäische Halbinsel, deren bei weitem größten Theil S. einnimmt, bildet ein unregelmäßiges, mit seinen vier Seiten ziemlich nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit geringer maritimer Gliederung (der ganze Küstenring umfaßt nur 492 3/8 M.) und besteht beinahe gänzlich aus einem Hochlande, dessen Kern von einem großen Plateau gebildet wird. Dieses Centralplateau, das von Norden nach Süden terrassenförmig bis zum Tieflande Andalusiens sich herabsenkt, von Osten nach Westen aber allmählich zum Atlantischen Ocean sich abdacht und ein Areal von etwa 4200 Q.-M. sowie durchschnittlich 2500 F. absolute Höhe hat, wird im Norden und Süden von Randgebirgen umgeben, und in der Mitte von mehrern Gebirgszügen durchzogen, die sämmtlich die Richtung von Westen nach Osten haben, während sein hoher Ostrand weniger von Gebirgsketten gebildet wird als von einem steilen, in verschiedene Gebirgszüge auslaufenden Abfall nach den Küstenebenen Valencias und Murcias am Mittelländischen Meer. Die Basis dieses Plateau ist im Norden die große Gebirgskette, welche von der Nordwestecke des pyrenäischen Vierecks, dem Cap Finisterre, in einer Länge von 136 M. bis zum Cap Creuz, der Nordostecke, in der Richtung von Westen nach Osten sich hinzieht, den Nordrand S.s nach dem Biscayischen Meerbusen und Frankreich bildend. Derselbe zerfällt in zwei Theile, einen westlichen und einen

östlichen. Jener, im allgemeinen unter dem Namen des Cantabrischen Gebirgs bekannt, bedeckt in verschieden verschlungenen Ketten die nordwestlichste Provinz S.s, Galicien, und zieht dann ostwärts durch Asturien, das nördl. Leon und Altcastilien und die baskischen Provinzen bis an die Südostecke des Biscayischen Meerbusens. Von da an läuft es, unter dem Namen der Pyrenäen (s. d.), weiter in derselben Richtung bis zum Mittelländischen Meere und bildet die Grenze zwischen S. und Frankreich. Dieses aus einer Reihe Ketten- und plateauartiger Berglandschaften bestehende und in seinen einzelnen Theilen verschieden benannte Cantabrische Küstengebirge, das etwa in der Mitte bis zu Alpenhöhe sich erhebt (in der Peñas de Europa 7104—8034 F., in der Sierra de Peña Marela angeblich 8880 F.), sonst aber ein Mittelgebirge von 4—6000 F. Kammhöhe bildet, fällt nach Norden mit kurzen, steilen und ungemein zerklüfteten Felsenterrassen in der Form von Querjochen, zwischen denen sich stellenweise kleine Küstenebenen und eine Menge tiefeinschneidender Seearme oder Hafenbuchten (Rias) befinden, zum Biscayischen Meerbusen herab. Im Süden dagegen steht sein Fuß auf der großen durchschnittlich 2560 F. hohen Hochebene von Leon und Altcastilien, dem Flußgebiet des Duero, einer kahlen, dürren, mit Felsblöcken und Rollkieseln besäeten, steppenähnlichen Fläche, deren einförmiges Niveau nur selten von niedrigen Hügeln und nicht einmal von bedeutenden Thaleinschnitten unterbrochen wird. Nur weiterhin nach Westen, besonders in Portugal, wo der untere Duero und seine Nebenflüsse tiefere Thalfurchen bilden, wird die ununterbrochene Hochebene durch diese Flußthäler in verschiedene kleinere Hochflächen gesondert, deren steiler Abfall gegen die Küstenebene am Atlantischen Meer dann wie ein Gebirge erscheint. An der Ostgrenze der altcastil. Hochebene findet dagegen eine wechselvollere Bodenform statt. Hier steigt der Boden nach Nordosten zu allmählich bis zur Wasserscheide zwischen Duero und Ebro an, und niedrige, nur etwa 500—1000 F. sich über das Plateau erhebende Bergzüge, die jedoch kein geschlossenes Gebirge bilden, sondern durch weite plateauartige Einsenkungen getrennt sind, erstrecken sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von der Südseite des Cantabrischen Gebirgs bis zum castil. Scheidegebirge, steiler nach dem Ebrothale als nach der Hochebene abfallend. Im Süden dagegen wird die Hochebene von Leon und Altcastilien durch das castil. Central- oder Scheidegebirge begrenzt und von der Hochebene Neucastiliens und Estremaduras getrennt. Dieses Gebirge, das allmählich und sanft von Norden her aufsteigt, aber jäh und steil in die Hochebene von Neucastilien und Estremadura hinabstürzt, ist eine Anhäufung von vielen, verschiedene Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmassen etwa zwischen 40 und 41° nördl. Br. in der allgemeinen Richtung von Osten nach Westen vom Ostrande des Plateau bis zum Atlantischen Ocean streichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirge den Namen Somo-Sierra und Sierra de Guadarrama führt, ist es am schmalsten, aber auch wahrscheinlich am höchsten, indem es sich im Pic von Peñalara bis 7334 F. erhebt. Je weiter nach Westen, desto mehr Vorberge reihen sich dem Südfuße des Gebirgs an. Hier befinden sich die wilden, zerrissenen Sierren von Gredos (angeblich bis 8000 F.), Francia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirge sich unter dem Namen der Sierra-Estrelha (7200 F. hoch) nach Portugal und bis zum Atlantischen Ocean zieht. In seinem östl. Theile dagegen geht das Scheidegebirge in die Plateaurücken über, die, sanft von der neucastil. Hochebene aufsteigend, nach der entgegengesetzten Seite aber terrassenförmig ins Ebrothal und steil nach der Küstenebene Valencias hinabfallend, als eine südöstl. Fortsetzung der die altcastil. Hochebene auf ihrer Nordostseite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neucastiliens im Osten begrenzen und mit denselben das hohe Quelland der Halbinsel sowie ihre Wasserscheide nach dem Atlantischen Ocean bilden (Iberisches Gebirgssystem). Die ganze breite Gebirgsmasse des östl. Theils des castil. Scheidegebirgs, die bis zu einer Scheitelfläche von 4400 F. ansteigt, ist kahl und größtentheils ohne bedeutende Thal- und Gipfelbildung und wird erst weiterhin nach Osten, wo sie in das Gebirgsland zwischen Südaragonien, Nordvalencia und Nordostneucastilien übergeht, mannichfaltiger. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe, labyrinthische Thäler getrennte Gebirgsmassen, von denen die Sierra de Albarracin und die Peña-Golosa die bedeutendsten sind, thürmen sich hier in mannichfaltiger Verflechtung bis zu einer Höhe von 6—7000 F. auf und breiten sich bis gegen die Ebromündung und in die Nähe des Meeres aus. Die ganze Hochebene von Neucastilien und Estremadura, sowol der Lage als der Höhe nach der mittlere Landstrich der ganzen Halbinsel, hat eine durchschnittliche Höhe von 2480 F. und gleicht im allgemeinen der altcastilischen. Dürre, staubige, wasserarme Ebenen nehmen hier wie dort die Mitte der Hochebene ein und steigen im Osten zu einem höhern Landstriche an, dem Plateaurücken von Cuenca, welcher in Gestalt öder, hoher Bergsteppen, aus denen nur niedrige Hügel und unzusammenhängende Felskämme sich erheben, den hohen Ostrand der Hochebene bildet, von

wo sich dieselbe mit steilen, wild zertrümmerten, zungenförmigen Vorsprüngen gegen die schmale, aber lange Küstenebene Valencias hinabstürzt. Dagegen ist die neucastil. Hochebene dadurch von der altcastilischen unterschieden, daß ihre Oberfläche theilweise minder einförmig gestaltet. Im Westen derselben verwandeln sich die kahlen Flächen in ein hügeliges, mit niedern Felskämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerrissenes Gelände, welches unter verschiedenen Namen (Sierra de Toledo, de Guadalupe u. s. w.) die Wasserscheide zwischen Tajo und Guadiana bildet, deren beider Flußgebiete die Hochebene von Neucastilien und Estremadura zum größten Theil ausmachen. Im Süden wird die neucastil. Hochebene von dem andalusischen Scheidegebirge oder dem Marianischen Gebirgssystem begrenzt, das, im Osten ausgehend von den Plateaumassen Murcias, dem Südostrand der neucastil. Hochebene, sich längs der Südseite der letztern bis zum Durchbruchsthal des Guadiana und jenseit desselben in Portugal als Algardisches Gebirge bis zum Atlantischen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andalusische Tiefland, abfallend. Dieses Gebirge ist im ganzen nicht von beträchtlicher Höhe und übersteigt in der Sierra-Morena (s. d.), seinem mittlern höchsten Theile, wol nirgends die Höhe von 3000 F. Das bätische oder andalusische Tiefland, im Bassin des Guadalquivir, hat in seinem obern Theile, wo es ein wellenförmiges Hügelland bildet, bei Andujar nur eine Höhe von 500 F. Unterhalb Cordovas aber bis zur Mündung des Guadalquivir in den Atlantischen Ocean wird es zur völligen Tiefebene mit einer Marschebene im Westen und einer sandigen Strandwüste im Osten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von dem bätischen Gebirgssystem oder dem Hochlande von Granada umwallt, das im Osten von dem Plateau von Murcia sich erhebt und in der Richtung nach Westen bis zur Straße von Gibraltar sich zieht. Dieses Hochland, welches aus mehrern Ketten besteht, die verschiedene Namen führen, hat in der Sierra-Nevada (s. d.), die sich im Cumbre de Mulahacen, dem höchsten Berge der Pyrenäischen Halbinsel, bis zu 11000 F. und im Picacho de Veleta bis zu 10728 F. erhebt und demnach über die Schneeregion hinausreicht, seinen Kern. Im ganzen fällt das andalusische oder granadinische Hochland nach Süden in steilen Absätzen (s. Alpujarras) zum Mittelländischen Meer herab, nur streckenweise eine schmale Küstenebene übriglassend, während es im Norden in niedrigern Vorbergen von mannichfaltigern Formen und mit reizenden Gegenden, wie z. B. der köstlichen Vega von Granada, zum Tieflande des Guadalquivir sich abdacht. Im Südosten des andalusischen Hochlandes erhebt sich ganz isolirt der Fels von Gibraltar (s. d.). Wie im Süden, so wird das große Plateau des innern S. auch in seinem Nordosten von einem Tieflande, dem untern Bassin des Ebro (s. d.), begrenzt. Indem nämlich das Cantabrische Gebirge sich ostwärts zu den Pyrenäen verlängert, südostwärts aber von demselben sich der Nordostrand des Plateau bis zum Mittelländischen Meere im Norden Valencias zieht, entsteht dazwischen eine große Einsenkung, das Flußgebiet und Thal des Ebro, das in seinem obern Theile in Altcastilien, Alava und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthals mit Hochebenen trägt, weiter herunter aber, wo Aragonien und Catalonien das Ebrogebiet ausfüllen, zur völligen Tiefebene wird, zu der sich von Norden her die Pyrenäen in mannichfachen Ausläufern sanft abdachen, während der Nordostrand des Plateau von Innerspanien von Süden her in steilern Terrassen dahin abfällt. An ihrem Ostende am Mittelländischen Meere wird die Tiefebene des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküste sich hinziehen, so verengt, daß nur ein schmaler Raum für die Ebromündung übrigbleibt.

Die Flüsse der Halbinsel laufen, mit Ausnahme der Küstenflüßchen des Cantabrischen Gebirgs und des andaluf. Hochlandes, sämmtlich von Osten nach Westen oder von Westen nach Osten, je nachdem sie den West- oder Ostabhang des großen Plateau von Innerspanien herabfließen. Von den fünf großen Strömen entspringen Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir sämmtlich auf dem Ostrande des Plateau und ergießen sich nach einem westwärts gerichteten Laufe in den Atlantischen Ocean. Nur der einzige Ebro, der in der Ecke zwischen dem Cantabrischen Gebirge und dem Nordostrande des Plateau von Altcastilien entspringt, nimmt seinen Lauf nach Osten und ergießt sich ins Mittelländische Meer. Von den mittelgroßen Flüssen sind nur der in den Gebirgen Galiciens entspringende Miño, welcher in den Atlantischen Ocean fällt, und die in Valencia ins Mittelländische Meer sich ergießenden Flüsse Segura, Xucar und Guadalaviar zu erwähnen. Sämmtliche Flüsse der Haldinsel, die im allgemeinen nicht gut bewässert, sind, mit Ausnahme des Guadalquivir, nur auf kurzen Strecken schiffbar, wasserarm, aber heftigen Anschwellungen in der Zeit der Regen unterworfen. Sie dienen daher nur wenig zu Verkehrsstraßen. Sehr arm ist die ganze Haldinsel auch an größern stehenden Gewässern. Bedeutendere Seen gibt es nur im Süden und Südosten S.s. Es sind dies die Strandseen Albufera

(s. d.) in Valencia, Mar-Menor in Murcia (nordöstlich von Cartagena), 3 M. lang und 1 M. breit, und in Andalusien nordwestlich von der Straße von Gibraltar die Laguna de la Janda, von 3½ M. Umfang. Von den Schiffahrtskanälen sind bemerkenswerth der Kaiserkanal oder Kanal von Aragonien, der San-Carloskanal im Delta dieses Flusses und der Castilianische Kanal (Canal de Castilla), welcher bei Alar del Rey aus dem Duerozufluß Pisuerga tritt und an demselben unweit Simancas endet. Dieser Kanal nimmt nahe oberhalb Palencia den von Medina de Rioseco kommenden Kanal de Campos auf und wird mit größtem Vortheil zum Transport der Producte Altcastiliens benutzt, besonders seitdem Alar del Rey Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Santander geworden ist. Die Gesammtlänge aller schiffbaren Kanäle und Flüsse S.s belief sich 1859 auf 93,4 M. Von großer Bedeutung sind die zahlreichen Bewässerungskanäle. S. hat überhaupt die meisten und großartigsten Bewässerungsanstalten in ganz Europa aufzuweisen, von denen die staunenswerthesten und complicirtesten noch von den Mauren herstammen. Besonders hervorzuheben sind die Bewässerungssysteme in der Huerta von Valencia, in den Ebenen von La Plana, Vinaroz und Benicarló in Valencia, in der Ebene von Tarragona in Catalonien u. s. w. Das großartigste Bewässerungswerk der Neuzeit ist der Kanal de Isabel II., welcher, 1851—59 mit einem Kostenaufwand von 146,254442 Realen hergestellt, das Wasser des Lozoyaflusses vom Fuße des Guadarramagebirgs, 14 Leguas weit, mittels Brücken und Tunnels nach Madrid in ein großes Bassin und Reservoir führt, von wo es in unzähligen Röhrenleitungen durch die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet wird. Sehr zahlreich sind in S. die Mineralquellen (nach Miñano 1500 an Zahl). Von den untersuchten Quellen ist die kälteste die Fuente de Lapiorta (5° R.) in Guipuzcoa, die heißeste die Fuente de Leon (56° R.) zu Caldas de Mombuy in Catalonien. (S. Caldas.)

Das Klima S.s ist im allgemeinen das der wärmern gemäßigten Zone, unterliegt aber je nach der Erhebung des Bodens und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder geringern Verschiedenheiten. Milde Luft, doch, da das Thermometer im Winter unter den Gefrierpunkt sinkt, noch nicht zur Erzeugung von Südfrüchten warm genug, findet man in den mittlern und niedern Theilen des durch die Seeluft feuchtern cantabrischen sowie des pyrenäischen Gebirgslandes, während die höhern Theile ziemlich rauh sind. Milder und lieblicher, fast ewiger Frühling, ist das Klima der Küstenebene von Valencia und Murcia. Die dürren, wald- und überhaupt zum großen Theile vegetationslosen Hochebenen der beiden Castilien und Estremaduras entbehren dagegen oft mehrere Monate, ja mitunter halbe Jahre lang des Regens. Die Hitze ist auf diesen Plateaux im Sommer unerträglich, oft über 36° R. steigend, während der Winter häufig kalt, nicht selten von Schnee begleitet ist. Diese Hochebenen tragen ganz den Charakter eines excessiven Continentalklimas. Das Tiefland von Andalusien und der Südabfall des andalusischen Hochlandes haben dagegen ganz ein nordafrik. Klima; mild im Winter (nicht leicht unter 9,6° R.) und sehr heiß und trocken im Sommer, dessen Mitteltemperatur indeß nicht leicht über 19,6° R. steigt. Unter den S. eigenthümlichen Winden sind der Gallego, ein schneidender Nordwind, der über Galicien herkommt, und der Solano, der span. Sirocco, zu erwähnen. Erdbeben sind besonders im Süden von Valencia und in Murcia häufig und furchtbar; so z. B. das von 1829. Der Boden S.s, besonders auf den Hochebenen, die baumlos, theilweise Steppen, streckenweise Wüsten sind, kann im allgemeinen nicht fruchtbar genannt werden. Nur der Abhang der Nordküste S.s, also die Berge und Thäler der baskischen Provinzen, Nordcastiliens, Asturiens und Galiciens, die durch feuchte Seewinde erfrischt werden, machen hiervon eine Ausnahme. Hier sowie auch an manchen Stellen der höhern Pyrenäen findet man allein noch bedeutende Waldungen, während die meisten übrigen Gebirge S.s entwaldete nackte Felsen sind. Außerdem sind nur einzelne Strecken, wo künstliche Bewässerung möglich und erhalten ist, fruchtbar zu nennen. So in Aragonien und Catalonien, vorzüglich aber in der Küstenebene von Valencia, dem nebst den baskischen Provinzen bestangebauten Landstriche S.s; ebenso in einigen Gegenden Andalusiens, das jedoch auch infolge der vernachlässigten Bewässerung viel öde Strecken hat. Ueberhaupt ist die öde Steppennatur in S. nicht auf das Centralplateau beschränkt. Abgesehen von der neucastil. Steppe im Duerobassin (in der Nähe von Valladolid) und einer Menge kleinerer erstreckt sich eine Litoralsteppe aus der Gegend von Alicante bis gegen Almeria hin und begreift einen großen Theil von Südvalencia und Murcia in sich. Die granadinische Steppe nimmt einen großen Theil des östl. Plateau der Terrasse von Granada ein. Die bätische Steppe in Nordandalusien erstreckt sich zu beiden Seiten des Xenil von Estepa und Osuna nordwärts bis Aguilar und Miragenil. Die aragon. Steppe im Ebrobassin, die größte von allen, ist gegen 38 M. lang und 10—12 M. breit. Es sind diese Steppen mit ihrer mehr afrik. oder asiat.

als europ. Physiognomie theils durch unvernünftige Entwaldung, durch Kriegsverheerungen und jahrhundertelanges Brachliegen, durch Verdorren und Verangern aus ursprünglich culturfähigen Landstrichen hervorgegangen, theils aber auch ursprüngliche oder Salzsteppen. Die erstern sind gewöhnlich mit dem nützlichen Espartogras (s. d.), die letztern mit dünn umhergestreuten, bitschelförmig wachsenden, fleischig-blätterigen Halbsträuchern bedeckt, zum Theil auch von Salzbächen und Salzlagunen durchfurcht, deren Wasser oft so stark gesalzen, daß ihre Ufer, ja ihre Oberfläche im hohen Sommer sich mit dicken Krusten krystallisirten Salzes belegen. Eine große Verwandtschaft mit diesen Salzsteppen haben die Strandsümpfe und salzhaltigen Sumpfniederungen (Marismas) verschiedener Gegenden, namentlich die Marisma längs des linken Guadalquivirufers zwischen Utrera und San-Lucar de Barrameda.

Die Bevölkerung S.s belief sich bei der ersten vorgenommenen Zählung von 1787 auf 10,409879, nach dem Census vom 25. Dec. 1860 auf 15,673536 und nach der auf dessen Grundlage für 31. Dec. 1864 berechneten Angabe des Statistischen Bureau in Madrid auf 16,302625 Seelen, wovon auf das Festland 15,752607, auf die Balearen 278660 und auf die Canarien 256408 entfallen. Am geringsten bevölkert sind die innern Landestheile. So enthält Estremadura 912 E. auf 1 Q.-M., Aragonien 1090, Navarra 1109, Neucastilien nebst La-Mancha 1164, Leon 1226, Altcastilien 1408 E. auf 1 Q.-M. Besser bevölkert sind die südl. und östl., am besten die nördl. Provinzen. So hat Asturien 2970, Galicien 3524, namentlich die Provinz Pontevedra 5584, die baskischen Provinzen 3430, namentlich Guipuzcoa 4974 E. auf 1 Q.-M. Die ganze Bevölkerung vertheilt sich über 9370 Municipalitäten oder Gemeinden (Ayuntamientos) mit 48220 Ortschaften, von welchen 169 Ciudades oder eigentliche Städte, 4707 Villas oder Flecken und etwa 13000 Pueblos und Aldeas oder Dörfer und Weiler sind. Hierzu kommen noch sehr viele Caserios (Meiereien, Erbgüter), Cortijos (Pachthöfe), Quintas (Landhäuser) u. s. w. Von den Städten haben nur vier über 100000 E., nämlich (nach der Zählung von 1860) Madrid 298426, Barcelona 189948, Sevilla 118298 und Valencia 107703; nur sechs 50—100000: Malaga, Murcia, Cadix, Saragossa, Granada und Palma, und zwanzig 20—50000 E. Ueber 1500 Städte und Dörfer liegen verödet. Die heutigen Bewohner S.s sind in der großen Mehrzahl die Nachkommen der celtiberischen Ureinwohner, zu denen frühzeitig an der Süd- und Ostküste phöniz. und karthag. Beimischungen, später aber überall so bedeutende röm. Elemente kamen, daß mit Ausnahme der Basken alles romanisirt wurde. Noch später, mit der Völkerwanderung, traten german. Elemente hinzu, deren Beimengung sich am meisten in den nordöstl. Gebirgen und in den Ebenen Mittelspaniens zeigt, während im Süden vorzüglich die noch spätere Beimischung arab. Blutes sichtbar ist. Dadurch hat sich, in Verbindung mit der physischen Verschiedenheit, die in den verschiedenen Gegenden S.s obwaltet, ein entschiedener Provinzialismus gebildet, der nächst der stammlichen und sittlichen Verschiedenheit hauptsächlich in der Verschiedenheit der in S. gesprochenen roman. Dialekte sich beurkundet, von denen sich der castilische zur Schriftsprache erhoben hat. Neben dieser roman.-german. Hauptmasse der Bevölkerung haben sich noch zwei kleine Völkerüberreste erhalten, die Basken (s. d.) in den nach ihnen benannten Provinzen und einem Theile von Navarra, und die Moriscken oder Modejares (s. Mauren), die letzten Reste der unvermischten maurisch-arab. Bevölkerung, welche nur in den Alpujarras (s. d.) und um Valencia mit eigener Sprache und Sitte leben, und deren Zahl 1833 auf 60000 angegeben wurde. Außerdem gibt es noch eine Menge herumschweifender Zigeuner (Gitanos) und auch einige Juden, obschon diese gesetzlich nicht geduldet sind. Die gesammte Bevölkerung gehört der röm.-kath. Kirche an, neben welcher der Cultus keiner andern Religion erlaubt ist. S. zerfällt seit dem Concordat von 1851 in kirchlicher Beziehung in neun Erzbisthümer (Burgos, Santiago di Compostela, Valladolid, Granada, Saragossa, Sevilla, Tarragona, Toledo, Valencia) und 43 Bisthümer, wozu noch in den Colonien die Erzbisthümer von Santiago (auf Cuba) und Manila (auf den Philippinen) kommen. An der Spitze der gesammten Geistlichkeit steht der Erzbischof von Toledo als Primas des Reichs. Behufs der kirchlichen Verwaltung ist S. mit den Adjacenten in 66 Diöcesen eingetheilt, die in 19297 Pfarrsprengel zerfallen. Die span. Hierarchie hat in der neuern Zeit große Umwälzung erfahren, namentlich durch die Aufhebung der Mönchsklöster, die 1835 factisch, 1841 gesetzlich erfolgte. Während 1830 der gesammte Klerus 152305 Mitglieder, darunter 30900 Mönche und 24700 Nonnen, beide in 1940 Klöstern, zählte, gab es bei der Aufnahme von 1857 nur 43661 Weltpriester, 6702 auf den Aussterbeetat gesetzte Mönche und 12593 Nonnen, zum Theil für Unterricht und Krankenpflege verwendet. 1864 zählte man nur noch 39431 Geistliche, darunter 3030 Ordensgeistliche ohne kirchliche Verwendung.

Im allgemeinen ist die Bildung der span. Nation infolge der langjährigen Vernachlässigung und der Niederdrückung jedes geistigen Aufschwungs durch den polit. und kirchlichen Obscurantismus hinter den sämmtlichen Nationen Westeuropas, Portugal ausgenommen, zurückgeblieben. Die Masse des von Natur edeln, kräftigen, reichbegabten und ritterlichen Volks liegt noch in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Doch hat das Schulwesen seit 1845 und 1850 einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Das gesammte Unterrichtswesen, nach dem Gesetze vom 28. Aug. 1850 geregelt, zerfällt in den elementaren oder primären, den secundären Unterricht, die Universitätsstudien, den Professionalunterricht und den höhern Unterricht. Während 1832, ohne die Universitäten und Specialschulen, nur 700, 1839 nur 900 Unterrichtsanstalten bestanden, belief sich Ende 1860 die Zahl der eigentlichen Elementarschulen bereits auf 24353, darunter 20198 öffentliche und 4155 Privatschulen. Dieselben wurden aber, mit Einschluß der Kleinkinderbewahranstalten, nur von 1,101529 Kindern besucht. Diese geringe Schülerzahl erklärt sich daraus, daß in S. kein Schulzwang besteht. Trotz der bedeutenden Vermehrung der Volksschulen konnten 1850 nur 1,898288 Personen lesen, 1,221001 schreiben. In einem ganzen Bezirke besaßen die Kinder keine andere Schrift, um Lesen zu lernen, als die Kreuzzugsbulle. Bei der Volkszählung von 1860 ergab sich, daß von der Gesammtbevölkerung des Königreichs 2,414015 Männer und 715906 Frauen lesen und schreiben, 316557 Männer und 389211 Frauen lesen, aber nicht schreiben, 5,034545 Männer und 6,802846 Frauen weder lesen noch schreiben konnten. Zu den Anstalten des Secundärunterrichts gehören zunächst die seit 1845 bestehenden Institute (institutos de segunda enseñanza), königl. Gelehrtenschulen, welche an die Stelle der frühern Lateinschulen getreten sind und ihrem Namen nach, nicht aber nach ihren Leistungen, etwa den deutschen Gymnasien entsprechen. 1861 gab es 57 solcher Institute. Außerdem zählt man 48 Colegios, Vorbereitungsschulen zu den Universitäts- und Specialstudien, lauter Privatanstalten. Die Gesammtzahl der Lehrer an den Institutos und Colegios belief sich 1859 auf 757, die der Zöglinge auf 20149. Zu den Secundärunterrichtsanstalten sind noch die Priesterseminarien zu rechnen, 1859 nicht weniger als 59 mit 21039 Schülern. Universitäten gibt es nur noch zehn: Madrid mit 7 Facultäten (einschließlich der Pharmacie) und (1865) 4194 Studirenden, Santiago di Compostela mit 6 Facultäten, Barcelona, Granada, Sevilla, Valencia, Valladolid mit 5 Facultäten, Oviedo, Salamanca und Saragossa mit 4 Facultäten. Im J. 1865 zählten sämmtliche Universitäten 9704 Studenten (im J. 1859 nur 6181 Studenten und 412 Professoren). Der Vortrag in den Collegien richtet sich streng nach den vom Ministerium vorgeschriebenen Compendien. Auch herrscht durchgehends Collegienzwang. Anstalten des Professionalunterrichts sind die Kunstschulen zu Barcelona, Granada, Malaga, Oviedo, Coruña, Cadix, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragossa; die Handelsschulen zu Madrid, Barcelona und Cadix, die 13 Schiffahrtsschulen, die 6 Baugewerk- und Feldmesserschulen und die 4 Veterinärschulen. Zu den höhern Unterrichtsanstalten gehören die königl. Central- und Landwirthschaftsschule zu Madrid und Aranjuez, welche 1847 (nach dem Muster der Akademie zu Tharand im Königreich Sachsen) gegründet wurde, die Forstlehranstalt zu Villaviciosa de Odon bei Madrid, die Industrieschulen zu Madrid, Barcelona, Gijon, Sevilla, Valencia und Bergara, die Architekturschule und die Schule für Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei, das königl. Conservatorium für Musik und Declamation, sämmtlich zu Madrid, die Notariatsschulen in fünf Städten, die diplomatische Schule zu Madrid, die 17 Normalelementarschulen und 27 höhern Normalschulen zur Heranbildung von Lehrern. Dazu kommen noch verschiedene Specialschulen, wie die Schule für Wege-, Kanal- und Hafenbauten, die 1833 nach dem Muster der freiberger Akademie gegründete und vortrefflich eingerichtete Bergschule zu Madrid, das Taubstummen- und Blindeninstitut zu Madrid, die Akademie für Militäringenieure zu Guadalajara, die Generalstabsschule in Madrid, die Cadetten- und Artillerieschule zu Segovia, die Infanterieschule zu Toledo, die Cavalerieschule zu Alcalá de Henares, die Marineschule zu San-Fernando bei Cadix. Der Privatunterricht und die Privaterziehungsanstalten werden von der Unterrichtsbehörde streng überwacht. An gelehrten Akademien und Gesellschaften, an Bibliotheken und Museen hat S. keinen Mangel, und manche dieser Anstalten erfreuen sich reicher Dotation und guten Rufs. Eigentliche gelehrte Akademien gibt es neun, darunter sieben in Madrid, nämlich: die Real Academia española, 1713 gegründet für die Reinerhaltung und weitere Ausbildung der castilian. Sprache, die Real Academia de historia (seit 1738), welcher die span. Geschichtsforschung und die Oberaufsicht über die Alterthümer der Monarchie obliegt, die Real Academia de ciencias (seit 1847), jede mit 36 Mitgliedern, letztere in drei Sectionen (exacte, physik. und Naturwissenschaften); ferner die Real Aca-

demia de ciencias morales y politicas (seit 1860), die Real Academia de las tres nobles artes de S. Fernando (gegründet 1744, reorganisirt 1846 und 1854), mit herrlichen Sammlungen und mit 55 Mitgliedern in drei Sectionen (Malerei, Bildhauerei und Baukunst), die chirurgische Akademie (seit 1731), die madrider Akademie der Jurisprudenz und Gesetzgebung (seit 1838), die sevillanische Akademie für schöne Literatur (seit 1752), die aragonesische juristische Akademie. Außerdem gibt es noch 11 medicin.-chirurgische Akademien und verschiedene Gesellschaften, welche sich den Namen Akademie beilegen. Oeffentliche Bibliotheken bestehen an allen Universitäten, erzbischöfl. und bischöfl. Domkapiteln, bei den meisten der neun Akademien und in vielen Städten. Die wichtigsten sind die Nationalbibliothek zu Madrid mit 440000 Bänden, und die berühmte Bibliothek des Escurial (s. d.). Im ganzen gab es 1859 in S. und auf den Balearen 55 Bibliotheken mit 1,046552 gedruckten Bänden und 18057 Handschriften. Unter den Archiven sind das castilische zu Simancas (s. d.), das aragonesische zu Barcelona und das indische zu Sevilla die wichtigsten. Zu den bedeutendsten Kunstsammlungen gehören das reiche königl. Gemälde- und Sculpturenmuseum, die königl. Rüstkammer (Armeria Real), das königl. Münz- und Antiquitätencabinet und das naturhistor. Museum, sämmtlich in Madrid. Ansehnliche Kunstmuseen gibt es aber auch zu Sevilla und Valencia. Ausgezeichnete botan. Gärten sind der des naturhistor. Museums zu Madrid und der zu Valencia. Nächst dem astron.-meteorolog. Observatorium zu Madrid nimmt die Sternwarte zu Cadix den ersten Rang ein. Außerdem sind in zwölf andern Städten meteorolog. Stationen gegründet worden. Zu den Bildungsanstalten werden in S. auch die Theater und Stiergefechtsplätze (Plazas de toros) gerechnet. 1864 gab es der erstern 298, der letztern 98, jene mit 146041, diese mit 509283 Plätzen.

Wie sehr die Volksmoralität noch daniederliegt, dafür spricht schon das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten. Dasselbe war 1858 und 1859 von 1 zu 17; gegenwärtig soll es 1 zu 15 bis 16 betragen. Die Mehrzahl der außerehelichen Geburten fällt jedoch in S. nicht auf die großen Städte und die industriellen Gegenden, sondern zumeist auf die kleinen Städte, das platte Land und dessen nicht industriellen Striche. Das Sanitätswesen ist zwar schon seit langer Zeit geregelt, doch läßt die Medicinalpolizei viel zu wünschen übrig. Die Zahl der Aerzte und Wundärzte belief sich 1861 auf 13994, die der Thierärzte auf 8132, der Apotheker auf 3989, der unter ärztlicher Direction stehenden Mineralbäder auf 97. Ungemein zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten, und noch viel größer ist die Privatwohlthätigkeit, wodurch freilich die Faulheit und der Bettel sehr unterstützt werden. Ende 1859 zählte S. 1028 Wohlthätigkeitsanstalten, in denen 455290 Personen für einen Geldaufwand von etwa 5 Mill. preuß. Thlr. verpflegt wurden. Die Straf- und Besserungsanstalten zerfallen gegenwärtig in Presidios oder Zuchthäuser für Verbrecher und Casas de correccion oder Correctionshäuser für Verbrecherinnen (Reclusas), die erstern wieder in solche ersten und zweiten Grades und in Presidios correccionales, welche den deutschen Correctionshäusern entsprechen. Die schwersten Verbrecher kommen in die an der Nordküste Afrikas gelegenen Deportationsorte. (S. Presidios.) Ceuta gilt für das härteste Presidio. Doch ist die Behandlung im allgemeinen viel humaner als in Frankreich.

Die verheerenden innern Kriege und die polit. und sociale Zerrüttung, an welcher das Land so lange gelitten, haben die Erwerbs- und Nahrungsquellen des Volks in großen Verfall gebracht. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die landwirthschaftliche wie die technische Cultur wieder merkbar gehoben. Die große Verschiedenartigkeit des Bodens und des Klimas gestatten den erfolgreichen Anbau aller europ. und auch vieler außereurop. Culturgewächse. Die Landwirthschaft ist daher der wichtigste Erwerbszweig und die Hauptquelle des Nationalreichthums. Doch liegen viele culturfähige Ländereien unbenutzt, und die Bodenbearbeitung sowie der landwirthschaftliche Betrieb überhaupt sind in vielen Gegenden noch sehr mangelhaft, obschon es dem span. Bauer im allgemeinen nicht an Fleiß fehlt. Die Grundbesitzer, Pächter, Knechte, Mägde, Hirten, Taglöhner u. s. w. bildeten 1852 beinahe $^{6}/_{7}$ der Gesammtbevölkerung. Seitdem ist jene Zahl sowie der Procentsatz der dem Ackerbau unterworfenen Bodenfläche beträchtlich gestiegen, wozu die Entwickelung der Communicationswege, die Errichtung landwirthschaftlicher Anstalten, die Gründung von Credit- und Versicherungsinstituten und die Steigerung der Bodenrente wesentlich beigetragen haben. Die dem Landbau unterworfene Bodenfläche des continentalen S. betrug 1852 wenig über ein Drittel des Gesammtareals, dagegen 1858 bereits 45,97 Proc. Es waren davon Ackerland 26,65 Proc., Wiesen und Weiden 14, Weinpflanzungen 2,81, Oelpflanzungen 1,75 und Gärten 0,06 Proc. Uebrigens sind die 54,73 Proc. der Landesoberfläche, welche außer Cultur stehen, nicht durchweg als unproductives Land zu betrachten. Der Getreidebau, fast überall ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft, wird hauptsächlich in

den Ebenen beider Castilien (besonders Altcastiliens), Leons und des Guadalquivirbeckens betrieben. Die Hauptbrotfrucht ist Weizen. Roggen wird nur in den nördl. Provinzen, in den Pyrenäen und in höchsten Culturregionen der Sierra-Nevada (6—8000 F. hoch) gebaut, Gerste dagegen überall, Hafer nur da, wo Gerste nicht gedeiht. Die Cultur des Mais ist durch ganz S. verbreitet, vorzugsweise aber in den Mittelmeerprovinzen. Reis wird im großen nur in Valencia gebaut, Hirse vorzüglich in Asturien, Galicien, Aragonien und Catalonien, Moorhirse in Neucastilien und den Mittelmeerprovinzen, Negerhirse in der Mancha, Buchweizen in den Gebirgen Cataloniens, Cantabriens und Altcastiliens. Die Kartoffel cultivirt man zwar überall, aber fast nirgends als Surrogat des Brotkorns. Die Production an Cerealien hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts sehr bedeutend gesteigert, von 65 Mill. auf 140 Mill. Fanegas. Während noch 1805 die Einfuhr fremden Getreides den wichtigsten Importzweig bildete, werden seit den letzten Jahrzehnten bedeutende Quantitäten Weizen, Mehl und Reis nach Cuba und England ausgeführt. Von den Hülsenfrüchten baut man hauptsächlich Kichererbsen, die sogar zur Ausfuhr kommen, Bohnen und Puff- oder Saubohnen, die fast überall im großen als Feldfrüchte gewonnen werden und die tägliche Zukost des Spaniers bilden. Häufig baut man auch Erbsen und Linsen, seltener (nur im Süden) weiße Lupinen (als Hülsenfrucht, Viehfutter und Gründünger) und Platterbsen. Luzerne, Esparsette, Incarnat- und rother Wiesenklee sind die vorherrschend zu den künstlichen Wiesen benutzten Futterkräuter. Eigentliche Wiesen gibt es nur in den nördl. Provinzen und in den höhern Gebirgsgegenden, in Südspanien erst in der Seehöhe von 5000 F. Außer dem in den höhern Gebirgen überall vorhandenen natürlichen Weidelande hat S. eine ganz ungewöhnliche Menge von Triften und Gegenden, die von Natur zum Getreidebau oder zur Holzzucht bestimmt sind, namentlich in den Ebenen von Estremadura, Leon, Aragonien, Niederandalusien u. s. w. Diese Triften nehmen Hunderte von Quadratmeilen ein und werden vorzugsweise zur Zucht der Merinoschafe benutzt. In keinem Lande Europas cultivirt man so vielerlei Gemüse und Gartenfrüchte wie in S.; dieselben bilden einen nicht unbedeutenden Exportartikel. Außer sämmtlichen europ. Gewächsen dieser Art baut man den sog. spanischen Pfeffer (Caspicum) und die Tomate oder den Liebesapfel (Lycopersicum) im großen, im Süden die Wassermelone, die Schlangengurke, den Calabassenkürbis, stellenweise die tropische Batate und die Erdnuß. Der Gartenbau blüht am meisten in Valencia. Von den Gewächsen zu technischen Zwecken nimmt der Oelbaum den ersten Rang ein. Derselbe wird in der ganzen südl. Hälfte S.s cultivirt, am meisten aber in Niederandalusien, wo zwischen Cordova und Andujar wahre Olivenwälder sich längs des Fußes der Sierra-Morena und des Guadalquivir hinziehen. Die jährliche Oelproduction wird durchschnittlich auf 52,765737 Arrobas im Werthe von 1654¼ Mill. Realen berechnet. Hanf wird besonders in Aragonien, Neucastilien und Catalonien, am besten aber in Granada cultivirt. Das Espartogras, das überall in Central-, Ost- und Südspanien wild wächst, bildet nebst Hanf einen nicht unwichtigen Exportartikel. In Valencia benutzt man die Faser der Pita (Agave americana) zu Geweben, und an der Südküste sowie um Ecija und auf Iviza findet der Baumwollbau im großen statt. Von besonderer Wichtigkeit ist für die Seidenzucht die Cultur des Maulbeerbaums. Unter den Färbepflanzen stehen Krapp und Safran obenan, die beide sowie Wau und Waid zur Ausfuhr kommen. An der Südküste wird der Cochenillecactus mit Erfolg gepflegt, und ebenda breitet sich auch mehr und mehr der Anbau des Zuckerrohrs aus. Die meisten und besten Plantagen befinden sich um Velez-Malaga, Frijiliana und Mohil, wo, wie in Almuñecar, große Dampfzuckerfabriken bestehen. Der gewonnene Zucker steht dem westindischen an Güte nicht nach und wird exportirt. Den Bau der Sodapflanze betreibt man noch jetzt wie früher in den Steppengegenden von Murcia, Südvaleneia und in der Mancha. Derselbe hat aber in neuerer Zeit bedeutend abgenommen. Unter den Arzneigewächsen sind das Süßholz Cataloniens, Aragoniens und Niederandalusiens, der römische Kümmel der Mancha und die um Almeria gebauten Coloquinten die wichtigsten. Der Weinbau bildet eine Hauptquelle des Nationalreichthums, und die verschiedenen Producte, welche er liefert, Wein (s. Spanische Weine), Branntwein (aus Trauben), Essig (aus Trauben und Rebensprossen), Rosinen und frische Trauben gehören zu den wichtigsten Exportartikeln. Die Production hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts beträchtlich gesteigert, von 47 auf 80 Mill. Arrobas. Die eigentlichen Weinländer S.s sind die Mittelmeerprovinzen. In den funfziger Jahren richtete die Traubenkrankheit in Südspanien große Verheerungen an, und es trat eine bedeutende Abnahme in der Production und dem Export des Weins ein. 1856 belief sich die Ausfuhr von Wein und Trauben auf 347,708369 Realen an Werth, 1857 der

Export aller Weinproducte auf 460,237985 Realen, der des Weins allein auf 379 Mill., des Branntweins auf 19, der Rosinen auf 59 Mill. 1858 dagegen war wegen der Traubenfäule die Ausfuhr des Weins auf 219,997134, die aller Weinproducte auf 315,358294 Realen beschränkt. 1861 wurde ausgeführt 7,722109 Arrobas Wein für 331,039877 Realen und Rosinen (1,551367 Pfd.) für 73,664680 Realen. Die Fruchtbaumzucht bildet ebenfalls einen wichtigen Zweig der Bodencultur. Kernobst, namentlich Aepfel, wird besonders in Nordspanien in ungeheuerer Menge geerntet und daselbst auch sehr viel Apfelwein (cidra) bereitet, der hier das gewöhnliche Getränk des Volks bildet. Außerdem zieht man Aprikosen, Pfirsiche (die besten in Aragonien), Pflaumen und Kirschen, Walnüsse, Haselnüsse, Kastanien, Orangen, Citronen, Granaten, Feigen und Mandeln. Auch gibt es Eichen mit eßbaren Früchten. Die Banane und Chirimaya wird um Malaga, der Johannisbrotbaum nur in Valencia und Südcatalonien, die Dattelpalme nur um Elche in Alicante, die Haselnuß nur um Tarragon und in Asturien in großem Maßstabe cultivirt.

Die Viehzucht war in S. von jeher ein bedeutender Erwerbszweig und repräsentirt noch jetzt ein beträchtliches Kapital. In den letzten Jahrzehnten zeigt der Viehstand eine sehr merkbare Zunahme. Die zu den beliebten Kampfspielen erforderlichen wilden Stiere (toros bravos) werden, wie in andern Ländern das Hochwild, auf einsamen waldigen Triften und im Gebirge gehegt. Die größten Stiergehege (ganaderias) befinden sich in Navarra, im Guadarramagebirge, in der Sierra-Morena, Serrania de Ronda und auf den Inseln des Guadalquivir. Diese Anstalten sind Eigenthum großer Grundbesitzer und bringen viel ein. Das zahme Rindvieh (bueyes und vacas) ist nicht sehr groß, aber stark und gut gebaut. Das beste findet sich in den nördl. Provinzen, wo auch allein Milch-, Butter- und Käsewirthschaft betrieben wird und ein bedeutender Export von Käse und Butter, namentlich aber von Schlachtvieh, auch von Häuten und Ochsenhörnern stattfindet, besonders nach England. In Central-, Südost- und Südspanien beschränkt sich die Zucht vorzugsweise auf Beschaffung von Zugochsen. Die früher so berühmte Pferdezucht kam durch die innern Kriege in Verfall, nahm aber neuerdings wieder Aufschwung, seitdem die Regierung in den Provinzen, wo Pferdezucht vorzüglich stattfindet, Zuchthengste von guter Rasse aufstellen ließ. Schon 1858 gab es 83 Staats- und 459 Privatbeschälstationen. Das größte königl. Gestüt befindet sich in Cordova. Auch haben die cordovanischen Pferde von jeher für die besten der andalusischen Rasse gegolten. Die Pferdezucht wird nicht wenig beeinträchtigt durch die steigende Benutzung der Maulthiere und Esel, auf deren Zucht der Spanier viel Sorgfalt verwendet. Die Thiere, die besten die es gibt, gehen auch in bedeutender Menge ins Ausland. Die span. Schafzucht, einst so berühmt und eine Quelle ungeheuerer Einkünfte, gerieth ebenfalls in neuerer Zeit mehr und mehr in Abnahme. Während 1830 die Zahl der Schafe noch 23 Mill., selbst 1850 noch 19 Mill. betrug, darunter 7 Mill. Wanderschafe oder Merinos (s. d.) und 12 Mill. Stallschafe, zählte man 1858 nicht ganz mehr 14 Mill. Seitdem hat wieder Zunahme stattgefunden, sodaß gegenwärtig die Zahl an 23 Mill. erreicht. Indeß kann S. den andern Wolle producirenden Ländern gegenüber, von denen es mittlerweile überflügelt worden, keine erfolgreiche Concurrenz mehr machen. Der jährliche Wollertrag wurde 1850 durchschnittlich auf 85 Mill., dagegen 1858 nur noch auf 41 Mill. Pfd. berechnet, wovon 37 ½ Mill. auf feine, 3 ½ Mill. auf ordinäre Wolle kamen. 1857 betrug der Werth des Exports roher Wolle etwa 40 Mill., 1858 nur 18,262240 Realen, 1861 dagegen wieder 29,308429 Realen. Die meiste Wolle geht nach Frankreich, England und Westindien. Ziegen besitzt S. mehr als irgendein anderes Land in Europa, doch ist deren Zucht nur in den Gebirgsgegenden heimisch. Wichtiger ist die Schweinezucht, welche zwar überall, in großem Maßstabe jedoch in Estremadura betrieben wird, dessen große Eichenwälder dieselbe sehr begünstigen. Von Federvieh werden vorzüglich Hühner (in vielen Rassen) und Tauben gezüchtet. In Estremadura und Andalusien wird auch die Truthühnerzucht im großen betrieben. Hühner und noch mehr Eier gelangen in großer Masse zur Ausfuhr, besonders aus Galicien, wo Vigo fortwährend London mit Eiern versorgt. Die Bienenzucht ist von keinem großen Belang. Von Bedeutung dagegen ist die Seidenraupenzucht. In Valencia, Murcia und Catalonien werden jährlich im Durchschnitt je 1 ½, ½ und ⅕ Mill. Pfd. Rohseide gewonnen. 1858 belief sich der Export auf 3,519806 Realen, obgleich zwei Misernten vorangegangen waren. Die Cochenillezucht, seit 1820 in S. eingeführt, wird jetzt um Malaga, Velez-Malaga und Motril im größern, um Valencia und auf den Balearen im kleinern Maßstabe betrieben und blüht immer mehr auf. 1861 wurden 700398 Pfd. im Werthe von 14,007960 Realen ausgeführt, größtentheils nach England.

Die Jagd ist in S. frei. Außer in den Kronforsten und königl. Thiergärten, wo es noch

Gehege für Hochwild, Schweine und Fasanen gibt, wird eine Hege- und Schußzeit nicht beobachtet. Ueberhaupt ist der Spanier kein leidenschaftlicher Jäger. Die Jagd theilt sich in die höhere (caza mayor), wozu man Roth- und Schwarzwild, Gemsen (nur in den Pyrenäen und dem asturisch-leonesischen Gebirge), Steinböcke, Füchse, Bären und Wölfe rechnet, und die niedere Jagd (caza menor). Das häufigste Haarwild sind Kaninchen, das gemeinste Federwild rothbeinige Rebhühner. Viel größere Bedeutung hat die ebenfalls freie Fischerei, besonders der Fang von Seefischen. Der Thunfisch-, Sardinen-, Sardellen- und Salmenfang an den Küsten von Biscaya, Galicien, Andalusien, Valencia und Catalonien beschäftigte 1858 nicht weniger als 10646 Barken, und beim Fange, Einsalzen und Räuchern waren 33326 Menschen thätig. Es wurden 7,391497 Arrobas Fische im Werthe von 83,783528 Realen gefangen und davon 165822 Arrobas Salzfische ausgeführt. Auch die Korallenfischerei an den Küsten Andalusiens und Nordafrikas hat in neuerer Zeit wieder einen Aufschwung genommen. Die Forstwirthschaft liegt in S. noch sehr danieder. Mit Ausnahme der gutbewirthschafteten Kronforste sind die Wälder infolge der herkömmlichen Verwüstung in kläglichem Zustande. Ein großer Theil der sog. Waldungen besteht nur noch aus Waldblößen und weiten, mit Halbsträuchern bewachsenen Räumen. Dieser Holzboden nimmt beinahe 20 Proc. der ganzen Landesoberfläche, der wirklich mit Wald bestandene Boden kaum 9 Proc. ein. Es wird nicht einmal das für den inländischen Consum ausreichende Bau- und Nutzholz producirt. Die Regierung, im Einverständnisse mit den Cortes, hat den Verkauf des unproductiven Waldbodens beschlossen. Nach einem Gesetze von 1859 wurden von den Staats-, Gemeinde- und Corporationswaldungen etwa ein Drittel zur Veräußerung bestimmt, die übrigen zwei Drittel sollen regelmäßig bewirthschaftet werden. Auch ist neuerdings S. in zehn Forstdistricte eingetheilt, in jeder Provinz eine Forstcommission errichtet und die königl. Forstschule zu Villa-Viciosa de Odon gegründet worden. Einen erheblichen Ertrag liefern die Korkeichenwälder an Rinde, Bast (Gerbstoff) und vortrefflichen Kohlen, die sogar einen Exportartikel bilden. Die Ausfuhr von Korktafeln belief sich 1861 auf 34766 Ctr. zu 6,257880 Realen, von Korkstöpseln auf 574789 Tausende zu 32,188184 Realen. Zu den Waldproducten gehören auch Sumachrinde, Ladanbalsam, eßbare Eicheln, Maronen u. s. w.

Eine große Zukunft hat der Bergbau und der Hüttenbetrieb des Königreichs. Es ist ohne Zweifel das an Metallen, Erzen und Mineralien reichste Land Europas und war in dieser Hinsicht schon im Alterthum berühmt. Die Entdeckung und Ausbeutung der reichen Gold- und Silberminen Amerikas ließ jedoch die Mehrzahl der span. Bergwerke in Verfall gerathen. Erst nach dem Verlust der Colonien begann man dem einheimischen Metallreichthum wieder Aufmerksamkeit zu widmen. Die Entdeckung eines überaus reichen Silbererzgangs in der Sierra-Almagrera (Provinz Almeria) erweckte die Speculation und rief einen Minenschwindel hervor, der beispiellos in der Geschichte dasteht. Die Regierung that endlich diesem Getreibe Einhalt und erließ mehrere Gesetze. Durch das Gesetz vom 6. Juli 1859 ist S. nebst den Balearen und Canarien in 17 Minendistricte eingetheilt, die der Aufsicht der königl. Bergingenieure und diese wieder der Generaldirection der Bergwerke (1825 errichtet) zu Madrid unterstehen. Seit diesen Einrichtungen hat der Bergbau einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. Dem Staatsbetriebe allein gehören nach jenem Gesetze von 1859 an die Quecksilbergruben von Almaden (s. d.) und Almadenejos (nach den californischen die reichsten der Erde), die höchst reichen Kupferminen von Riotinto, die Bleibergwerke von Linares und Falset, die Galmeigruben von San-Juan de Alcaraz, die Schwefelgruben von Hellin und Benamaurel, die Graphit- und Bleibergwerke von Marbella, gewisse Eisen- und Steinkohlengruben in Navarra und Asturien. Zu diesen Aerarialwerken kommen, mit Ausnahme der baskischen, sämmtliche Salzbergwerke und Salinen, da Salz zu den Regalien gehört. Die meisten der sehr zahlreichen Privatbergwerke sind Eigenthum von Actiengesellschaften, an welchen auch viele Ausländer, Belgier, Engländer und Deutsche, theilnehmen. In den J. 1853, 1859 und 1860 zählte man 2236, 3581 und 6795 Berg- und Hüttenwerke; 1860 waren aber nur 600 eigentliche Bergwerke und 1988 Gruben in Thätigkeit. Der Gesammtwerth der mineralischen Production belief sich 1860 auf 356,240233 Realen. Zur Ausfuhr kamen 1861: Blei in Barren 1,209896 Ctr. für 90,952880 Realen, kupferhaltige Erze 816554 Ctr. für 9,798648 Realen, gemünztes Silber für 95,030541 Realen, Quecksilber 14677 Ctr. für 14,617000 Realen. Gold findet sich nur in sehr geringer Quantität in den 1850 entdeckten Arsenikgruben von Culera im Bezirke Gerona (Catalonien), dagegen in reichlicher Menge Silber in den Jarrasogängen der Sierra-Almagrera (in Almeria), in den 1844 entdeckten Gruben von Hiendelaëncina (in Guadalazara) und Farena (bei Tarra-

gona). Kupfer gewinnt man in Oviedo, Murcia, besonders aber in den Staatsminen von Rio-tinto; Zink bei Alcaraz und in Guipuzcoa, Quecksilber in Oviedo und Almaden. Blei hat S. mehr als irgendein anderes Land. Es findet sich vorzüglich im Hochlande von Granada, in den Bergwerken von Linares, der Sierra-Almagrera, Sierra de Gador und de Cartagena. Eisen ist in sehr großer Menge vorhanden besonders im Norden, namentlich in Biscaya und Asturien. Mangan wird besonders in Murcia und Huelva, Schwefel in Ostgranada und Murcia, Glauberfalz zu Corezo bei Burgos, Alaun in Murcia, Antimonium in Granada gewonnen. An Steinkohlen besitzt S. einen ungeheuern Reichthum. Nach den bis 1860 angestellten Recognitionen nehmen die kohlenhaltigen Terrains 120 Quadratleguas ein, und man schätzt den Kohlenvorrath auf 2293 Mill. Tonnen. Das Land könnte jährlich an 2 Mill. Tonnen Kohlen liefern, aber es fehlt noch an Verbindungswegen und Kapitalien. Nächst Oesterreich hat S. unter allen Ländern Europas am meisten Salz. Die Production desselben wird vom Staate selbst oder von Staatspächtern betrieben. Die bedeutendsten Steinsalzwerke sind die von Cardona (Barcelona) und La-Minglanilla (Cuenca). Seesalz gewinnt man sehr viel an der Küste von Murcia, an der Bai von Cadiz (das beste), am untern Guadalquivir und auf Iviza. Auch in den Salzsteppen bereitet man große Mengen von Salz durch Verdunsten. Gradirwerke und Salzsiedereien gibt es in S. nirgends. 1861 wurden 4,157768 Fanegas Salz im Werthe von 16,631072 Realen ausgeführt. Für das Finanzjahr 1865/66 war der Ertrag der Salinen auf $12^3/_{10}$ Mill. Realen berechnet. Die Staatseinnahmen von den Berg- und Hüttenwerken berechnete man auf 45,469470, die Abgaben vom Bergbau auf 5,675000 Realen.

In der Industrie hat S. erst nach der Mitte dieses Jahrhunderts wesentliche Fortschritte gemacht, wie die steigende Einfuhr von Maschinen, roher Baumwolle und Steinkohlen und die stetige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes beweisen. In den baskischen Provinzen bestand schon längst ein überaus reger Industriebetrieb. Später entwickelte sich derselbe auch in einigen andern Provinzen, namentlich in Catalonien, in Valencia, Murcia, Galicien und Asturien. Doch genügt die Production noch nicht den Bedürfnissen, und von der span. Gesammteinfuhr bestehen 68,8 Proc. in Manufacten. Abgesehen von dem Berg- und Hüttenwesen sind die Hauptzweige der span. Industrie die Weberei, Mehl- und Oelbereitung, Metallwaaren-, besonders Eisenfabrikation, Papier- und Lederfabrikation. Von den in der Industrie 1861 beschäftigten 218500 Arbeitern waren 52859 in der Baumwollverarbeitung, 41639 in den Bergwerken und bei den Schmelzöfen, 25188 in der Wollverarbeitung, 22107 in der Mehlbereitung, 11092 in der Metallgießerei thätig. Die Zahl der Dampfmaschinen wurde, freilich nicht vollständig, zu 563 mit 16822 Pferdekraft angegeben, davon 396 mit 8790 Pferdekraft in Barcelona. In Catalonien hat die Baumwollindustrie ihren Hauptsitz und beschäftigte hier im J. 1861 32886 Webstühle. Doch blüht daselbst auch die Leinen- und Hausverarbeitung, die Seidenweberei, die Tuch-, Papier- und Korkstöpfelfabrikation, die Gerberei, Seifensiederei, Glas-, Steingut- und Vitriolfabrikation. Die baskische Industrie, nächst der catalonischen die größte, fabricirt hauptsächlich Eisenwaaren aller Art, Kurzwaaren, Papier, Tapeten, Seilerwaaren, Leder und Lederwaaren, Leinen- und Wollgewebe, Seife, Lichte, Glas, Porzellan u. s. w. Der wichtigste Industriezweig in Valencia ist die Verarbeitung der Rohseide. Diese Provinz besaß von den im J. 1861 in S. vorhandenen 3091 Webstühlen in Seide die meisten und von den 32963 Seidehaspeln 15970. Die Industrie von Murcia und Almeria besteht hauptsächlich in Erzschmelzerei, Soda- und Alaunfabrikation, Espartoflechterei. Die wichtigsten industriellen Etablissements in Andalusien sind die großartigen Dampfeisengießereien, die Baumwoll-, Leinwand-, Zündhölzchen- und Chemikalienfabriken in Malaga, die Eisenschmelzwerke am Rio-Verde, die Staatseisengießerei und Gewehrfabrik, die Maschinenfabriken, die Porzellan-, Baumwoll-, Leinen-, Woll- und Seidenfabrikation in Sevilla. Die Industrie von Galicien und Asturien besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Guß- und Schmiedeeisen, Stahl, Glas, Seife, Stearin, Chocolade, Mehl, Leinen- und Baumwollgeweben. Die große Glasfabrik von Gijon liefert jährlich für $2^1/_2$ Mill. Realen Glaswaaren. Sehr bedeutend sind die metallurgischen Etablissements im District Oviedo. Ueber die genannten und viele andere Landestheile ist die Wollmanufactur verbreitet, die 1861 im ganzen 5794 Stühle zählte. Die 1644 Seifensiedereien S.s producirten im J. 1861 110,650000 Pfd. Seife (für etwa 14 Mill. preuß. Thlr.), von denen für 1,520000 Thlr. zur Ausfuhr kamen; die 17002 Branntweinbrennereien nahezu an 54 Mill. preuß. Quart (etwa $10^7/_{10}$ Mill. Thlr.), von denen für 1,465000 Thlr. exportirt wurde; die 1240 Gerbereien bereiten 337666 Häute (zu $3^1/_2$ Mill. Thlr.), die 12752 Wind- und 170 Wasser- und Dampfmühlen mit 16615 Mühlgängen (11926 Eigenthümer und 22107 Arbeiter)

liefern 4311,852000 Pfd. Mehl im Werthe von $15^7/_{10}$ Mill. Thlrn.; die 7429 Oelmühlen mit 19738 Arbeitern erzeugten 211,700000 preuß. Quart Oel; die 488 Korkstöpfelfabriken ergaben Producte für 3,482300 Thlr.; die 355 Papierfabriken lieferten 36,579000 Pfd. Papier, von dem für 346000 Thlr. zur Ausfuhr gelangte. Die Fabrikation und der Verkauf des Tabacks (welcher zu Gunsten der Colonien nicht in S. selbst gebaut werden darf) ist Monopol der Regierung, die 6 Fabriken zum Theil mit 3—4000 Arbeitern unterhält. Die Fabrik von Sevilla ist die größte und die einzige, welche Schnupftaback verfertigt. Der Werth des verkauften Tabacks belief sich 1859 auf 274,362977 Realen (etwa 20 Mill. preuß. Thlr.). In S. besteht schon seit langer Zeit vollkommene Gewerbefreiheit. Bei Einführung der Gewerbesteuer im J. 1845 zählte man nur 277252 selbständige Gewerbtreibende; 1861 dagegen (freilich theilweise infolge genauerer Ermittelung der Steuerpflichtigen) bereits 481664.

Für den Handel ist S. durch seine geogr. Lage außerordentlich befähigt und begünstigt, insbesondere für den großen Welthandel. Auch hatte S. wirklich eine Zeit lang, unter Philipp II. nach der Eroberung Portugals, den Welthandel und die Beherrschung der Meere in Händen. Selbst später, nachdem diese Rolle auf England übergegangen, blieb der span. Handel noch geraume Zeit einer der umfangreichsten und großartigsten der Erde. Die Ursachen, welche ihn in Verfall brachten, waren die äußern und innern Kriege, der Abfall der amerik. Colonien, besonders aber die Vernachlässigung der natürlichen Hülfsquellen des Landes vor dem Abfalle der Colonien und das engherzige Prohibitivsystem während der Herrschaft des Absolutismus, welches dem Schmuggelhandel Thor und Thür öffnete. Erst unter der constitutionellen Regierung wandte das Land seinen natürlichen Schätzen und Handelskräften wieder Aufmerksamkeit zu, und die Regierung begann durch Reformen die Verbesserung des materiellen Zustandes anzubahnen. Seitdem hat sich mit der Landwirthschaft und Industrie auch der Handel gehoben und namentlich in dem letzten Jahrzehnt einen bedeutenden Aufschwung genommen. Eisenbahnen, Kunststraßen, Kanäle wurden gebaut, Strombetten und Hafenbecken entsandet, Leuchtthürme aufgeführt, Telegraphenlinien angelegt, Banken und Creditanstalten, Handelskammern und Handelsschulen errichtet, die Haupthandelsplätze unter sich und mit den wichtigsten Häfen des Auslandes durch regelmäßige Dampfschifflinien verbunden. An der Stelle des frühern Prohibitivsystems ist 1849 das Schutzzollsystem eingeführt worden, und statt der früher prohibirten 93 Waarenartikel gibt es deren nur noch 25. Freilich ist die Beschränkung durch den Tarif immer noch stärker als sonstwo in Europa, weshalb denn auch noch die Schmuggelei in großer Ausdehnung betrieben wird. Mehr als 1300 Artikel werden besteuert, und damit sind die hinderlichsten Formalitäten verbunden. Von 1849—59 stieg die Einfuhr von 587 auf 1262, die Ausfuhr von 478 auf 1026 Mill. Realen; 1860 und 1861 betrug die erstere 1483 und 2020, die letztere 1098 und 1270 Mill.; 1862 der Import 1679,312703, der Export 1110,532270 Realen; 1863 der erstere etwa 1898, der letztere 1219 Mill. An dem auswärtigen Handel in Einfuhr und Ausfuhr waren hauptsächlich betheiligt Frankreich, Großbritannien, Gibraltar und Malta, Belgien, Schweden, Italien, Portugal, Dänemark, die Niederlande, Oesterreich, die Norddeutschen Häfen. Cuba war an der Einfuhr mit 210,263191, an der Ausfuhr mit 230,841777 Realen betheiligt, Portorico mit 7,343974 und 10,395571 Realen. Außerdem betheiligen sich hauptsächlich noch an dem span. Handel die La-Platastaaten, Ecuador, Brasilien, Algier, Mexico, die Vereinigten Staaten und die Häfen der brit. Colonien in Amerika. 1862 liefen über See in den span. Häfen ein 10784 Schiffe von 1,644158 Tonnen, und 9128 Schiffe von 1,453670 Tonnen liefen aus, während 1864 nur 10449 Schiffe ein- und 8565 ausliefen. In der Küstenfahrt waren 1862 angekommen 58670 Fahrzeuge von 2,900259 Tonnen, abgegangen 5707 Fahrzeuge von 2,767464 Tonnen. 1864 zählte die span. Handelsmarine 1419 Schiffe weiter Fahrt von 283473 Tonnen und mit 15986 Mann Besatzung, darunter 47 Dampfer von 26876 Tonnen; außerdem an Küstenfahrzeugen 3242 Segler und 88 Dampfer von zusammen 117735 Tonnen und mit 19522 Mann Besatzung; im ganzen also 4613 Schiffe von 401207 Tonnen und mit 35508 Mann Besatzung. Häfen hat S. mit den Balearen nicht weniger als 117, nämlich 56 an der atlantischen und 61 an der Mittelmeerküste. Unter den erstern sind die wichtigsten San-Sebastian, Bilbao, Santander, Gijon, Ferrol, La Coruña, Vigo, Huelva, Sevilla und Cadix; unter den letztern Algeciras, Malaga, Almeria, Las Aguilas, Cartagena, Alicante, Grao de Valencia, Tarragona und Barcelona; auf den Inseln Palma, Mahon und Iviza. Der Binnenhandel hat seinen Mittelpunkt in Madrid. Nächstdem sind für denselben bedeutend Valladolid, Palencia, Burgos, Oviedo, Vittoria, Saragossa und Granada.

An Verkehrsmitteln hat S. in neueſter Zeit bedeutend gewonnen. An Landſtraßen beſaß das Land 1808 nur wenig über 400 geogr. M.; alle übrigen Wege waren höchſtens Saumpfade. Ende 1860 waren 4485 M. Kunſtſtraßen projectirt, davon bereits 1519,68 M. vollendet und 426,95 M. in Bau begriffen. Im Nov. 1848 wurde die erſte Eiſenbahn von Barcelona nach Mataro eröffnet; im Febr. 1851 folgte die Bahn von Madrid nach Aranjuez. Zu Anfang 1862 waren erſt 233 M. im Betriebe, aber 476,39 M. im Bau. Am 1. Jan. 1867 dagegen ſtanden 675,47 M. im Betriebe, nämlich: die Linien Madrid-Alicante 455 Kilometer, Caſtillejo-Toledo 26, Albacete-Cartagena 247, La Encina-Valencia 116, Valencia-Tarragona 261, Madrid-Irun 639, Medina-Zamora 90, Venta de Baños-Santander 226, Palencia-Aſtorga 181, Gijon-Langreo 39, Madrid-Saragoſſa 341, Saragoſſa-Barcelona 366, Saragoſſa-Alſaſua 231, Caſtejon-Miranda-Bilbao 250, Tardienta-Huesca 21, Barcelona-Mataro-Gerona 105, Barcelona-Granollers-Martorell 69, Barcelona-Tarragona 101, Tarragona-Montblanch-Vimbodi 55, Alcazar-Badajoz 451, Manzanares-Cadix 528, Utrera-Moron 7, Cordova-Malaga 193 und Antequera-Bobadilla 14 Kilometer. Mit den weiter projectirten Linien wird S. 811,05 M. Schienenwege erhalten, welche, nachdem mehrfache Fuſionen erfolgt, 37 verſchiedenen Geſellſchaften gehören. Die Telegraphenlinien hatten Ende 1864 eine Länge von 9956 Kilometer (1342,78 M.) auf dem Feſtlande und von 241 Kilometer auf den Balearen. Das Poſtweſen wurde 1848 einer durchgreifenden Reform unterworfen, die Briefportotaxe bedeutend herabgeſetzt und der Gebrauch der Francomarken eingeführt, womit die Correſpondenz bedeutend zunahm. Während 1841 erſt 18,831935 Briefe in S. circulirten, belief ſich deren Zahl 1856 bereits auf 30,240145, 1864 auf 68,773592.

Außer den Verkehrsmitteln befördern den Handel die in 20 Städten beſtehenden Handelskammern (juntas de comercio), mit denen meiſt Handelsſchulen verbunden, und die Handelsgerichte (tribunales de comercio). Banken beſtanden zu Anfang 1859, außer der ſpan. Nationalbank (Banco nacional de San-Fernando) zu Madrid, 10 in den größern Handelsplätzen (Barcelona, Valencia, Saragoſſa, Malaga, Cadix, Sevilla, Valladolid, La Coruña, Santander und Bilbao), die zuſammen 157000 Actien und ein Nominalkapital von 280 Mill. Realen repräſentirten und Banknoten zum Werth von 474,818400 Realen emittirt hatten. Die ſpan. Nationalbank wurde ſchon 1829 gegründet, 1849 und 1851 reorganiſirt. Wenn auch nicht ohne die mannichfaltigſten Schwindeleien, entſtanden in der Neuzeit die verſchiedenartigſten, auch dem Handel zugute kommenden induſtriellen Geſellſchaften. Ende 1861 zählte man 3 Wechſelbanken mit 140 Mill. Realen Actienkapital, 46 Geſellſchaften für Fabrikation und Induſtrie (mit etwa 400 Mill.), 13 Verſicherungsgeſellſchaften (mit 404 Mill.), 23 Geſellſchaften für öffentliche Arbeiten, meiſt für Eiſenbahnen (mit mehr als 2261 Mill. Actienkapital und 2076 Mill. Obligationen), 13 Creditgeſellſchaften (mit 1548 Mill. Kapital, wovon nur 458,806310 Realen eingezahlt waren; außerdem mit 129,072900 Obligationen), 11 Zettelbanken (mit 225 Mill. Actienkapital und 421,209510 Realen circulirender Noten). Unter den Sparkaſſen (cájas de ahorro) iſt die zu Madrid die älteſte (ſeit 1839) und bedeutendſte. Am 1. Jan. 1859 belief ſich ihr Einlagekapital auf 19,992800 Realen. Nächſt ihr macht die Sparkaſſe zu Barcelona (ſeit 1844), mit welcher ein Leihhaus verbunden, die meiſten Geſchäfte. Anfang Jan. 1859 betrug ihr Einlagekapital 9,539138 Realen. Das Kapital ſämmtlicher andern Sparkaſſen S.s, deren es ſehr viele gibt, betrug 46,130701 Realen. Börſen beſtehen in Madrid und den großen Handelsplätzen. Märkte (mercados) und Meſſen (ferias) gibt es in S. ſeit dem Mittelalter überaus viele. Faſt jede Villa, in größern Städten oft jedes Kirchſpiel, hält am Namenstag des Schutzpatrons eine Meſſe, die freilich für den Großhandel von geringer Bedeutung ſind.

Die Staatsverfaſſung S.s beruht ſeit 1812, wenn auch unter mancherlei Wechſel, auf den Grundſätzen der conſtitutionellen Monarchie. Gegenwärtig beſteht die Conſtitution vom 23. Mai 1845, welche nach der Julirevolution von 1854 aufgehoben, durch Decret vom 15. Sept. 1856 aber wiederhergeſtellt wurde. Nach derſelben iſt S. eine in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie, in welcher der König oder die Königin die ausübende Macht und alle Hoheitsrechte beſitzt, die richterliche Gewalt durch Richter ausüben läßt, die geſetzgebende Gewalt aber mit den Cortes theilt. Der Monarch führt den Titel «conſtitutioneller König von S. und Indien» (jetzt Reina constitutional de las Españas y de las Indias) und das ſchon ſeit der Vereinigung der Kronen von Caſtilien und Aragonien gebräuchliche Prädicat Magestad católica, eine Verleihung des Papſtes Alexander VI. vom J. 1496. In Bezug auf die Thronfolge gilt das Recht der Erſtgeburt. Da das durch die Bourbonendynaſtie eingeführte ſaliſche Geſetz nach der pragmatiſchen Sanction Ferdinand's VII. vom 29. März 1830 wieder aufgehoben iſt, ſo kann auch die weib-

liche Descendenz zur Thronfolge gelangen. Der Thronerbe führt den Titel Prinz oder Prinzessin von Asturien, außerdem, wie alle legitimen Prinzen und Prinzessinnen, den Titel Infant oder Infantin von S. Alle Infanten und Infantinnen haben das Prädicat Alteza real (Königliche Hoheit) und Serenissimo oder Serenissima. Die Cortes zerfallen in zwei Kammern, den Senat und den Congreß der Deputirten. Die Senatoren, neuerdings von 304 auf 200 herabgesetzt, werden vom Könige, und zwar auf Lebenszeit ernannt. Die großjährigen Prinzen, die Erzbischöfe, der Präsident des obersten Gerichtshofs, die Generalkapitäne des Heeres und der Flotte sowie die erblichen Granden sind kraft Geburt und Stellung Senatsmitglieder. Die Kammer der Deputirten zählt gegenwärtig 349 Mitglieder, welche vom Volke durch Wahlmänner auf die Sessionsperiode von fünf Jahren gewählt werden. Zur Wählbarkeit sind Indigenat, Vollendung des 25. Lebensjahres, weltlicher Stand und eine gewisse Rente vom Grundbesitz, beziehentlich eine entsprechende Steuerzahlung erforderlich. Den Cortes steht zu: die Bewilligung des Budgets und der Steuern, die Zustimmung zu den Gesetzen, das Recht zu Gesetzvorschlägen, die Fixirung der Militärmacht sowie die Ministeranklage. Die Anklage geht von den Deputirten aus, während die Entscheidung dem Senate zusteht. Auch die Abschließung von Verträgen u. dgl. seitens des Königs bedarf der Sanction durch die Cortes. Während ihres Amtes sind die Senatoren und die Deputirten unverletzlich und nur durch Cortesbeschluß anklagbar. — Es bestehen in S. acht Ritterorden: der Orden des Goldenen Vließes (órden del teson de oro) seit 1430 (s. Vlies); der Orden Karl's III., 1773 für jede Art des Verdienstes gestiftet, in drei Klassen (Großkreuze, Comthure und Ritter); der Amerikanische Orden Isabella's der Katholischen, 1815 von Ferdinand VII. gestiftet, in drei Klassen; der Damenorden der Königin Maria Luise, 1792 von der Gemahlin Karl's IV. gestiftet für Damen höhern Rangs; der Militärorden von San-Fernando und Hermenegilde, 1815 gestiftet, in drei Klassen; der Calatravaorden (s. d.); der Orden von Alcantara (s. d.); der Orden von Montesa, seit 1319. Die drei letzten Orden waren ursprünglich geistliche Ritterorden. Außer diesen Orden bestehen noch verschiedene Kreuze und Medaillen als Ehrenzeichen für Militärs. — Nach der Verfassung sind jedem Spanier Zulassung zu allen öffentlichen Ehren und Aemtern, Schutz der persönlichen Freiheit (unter Verbot der Verhaftung oder Haussuchung ohne richterlichen Befehl), völlige Gleichheit vor dem Gesetze sowie Preßfreiheit gesichert. Gleichwol scheidet man noch die Staatsbürger in vier Stände: Adeliche, Geistliche, Bürger und Bauern. Der Adel zerfällt in den hohen, der sich wieder in die Grandes und Titulados theilt, und den niedern oder die Hidalgos. Die «Grandeza» wird gegenwärtig von der Königin theils als persönliche Auszeichnung, theils erblich ertheilt und zerfällt in drei Klassen. Alle Granden haben das Prädicat «Excellenz». Die Titulados sind Familien, die von alters her den Herzogs-, Marquis-, Grafen-, Visconde- oder Barontitel führen. Doch vererben diese Titel nur auf den ältesten Sohn. Früher war ein solcher Titel stets mit dem Besitze eines Majorats verbunden, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Zu Ende 1856 zählte man 1358 Granden, darunter 75 Herzoge, 647 Marquise, 516 Grafen, 65 Viscondas und 55 Barone. Die Hidalgos sind außerordentlich zahlreich und großentheils sehr verarmt. Unter dem Vorsitze der Königin besteht in Madrid eine permanente Grandendeputation und eine Adelskammer. Außerdem gibt es in den Provinzen fünf königl. Adelskammern, zu Ronda (seit 1572), Sevilla (1670), Granada (1686), Valencia (1690) und Saragossa (1819). Früher hatten die Mitglieder des Adels (ursprünglich nur diejenigen des hohen) das Vorrecht, den Titel «Don» (dominus) ihrem Taufnamen vorzusetzen; jetzt wird die Betitelung Don jedem gebildeten Manne, welchem Stande er angehöre, auch officiell gegeben. Zum geistlichen Stande gehören die Weltgeistlichen, die sich in den hohen Klerus (Erzbischöfe, Bischöfe und Patriarch von Indien) und den niedern Klerus scheiden, die Ordensgeistlichen, Seminaristen, Nonnen und Barmherzigen Schwestern. Zum Bürgerstande rechnet man alle Verwaltungsbeamte (die höchsten ausgenommen), Professoren, Lehrer, Künstler, Advocaten, Notare, Schreiber, Aerzte, Kaufleute und Gewerbtreibende; zum Bauernstande, außer den eigentlichen Bauern (laboradores) und deren Gesinde, auch sämmtliche dienende Personen, alle Tagelöhner, Bergleute, Fabrikarbeiter, Hirten, Fischer, und Matrosen. Die Bauern sind persönlich frei und theils Eigenthümer ihres in der Regel kleinen Grundstückes theils Erbpächter. Die Theilung des Grundbesitzes, die früher vermißt wurde, ist in neuerer Zeit in bedeutendem Maße ins Leben getreten. Trotz der großen Verschiedenheit der Stände schließen sich diese in S. viel weniger gegeneinander ab als in andern Ländern Europas.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht für die gesammte Monarchie der Ministerrath (consejo de ministros), dessen Mitglieder von der Königin ernannt werden und dieser wie den

Cortes verantwortlich sind. Dem Ministerrath steht als berathende Behörde der königl. Staatsrath (consejo de estado) zur Seite. Derselbe hat viele Phasen durchgemacht, besteht nach seiner gegenwärtigen Organisation (Decret vom 1. Sept. 1860) aus den Ministern der Krone, einem Präsidenten und 32 Räthen und zerfällt in sechs Sectionen. Den Ministerrath bilden gegenwärtig acht Minister oder Staatssecretäre: der erste Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten (primer secretario de estado y del despacho), der Minister der Gnade und Justiz (ministro de gracia y justicia), der Finanzen (de la hacienda), des Innern (de gubernacion), der öffentlichen Arbeiten, des Handels und Unterrichts (del fomento, d. h. der Aufmunterung), des Kriegs (de la guerra), des Seewesens (de la marina) und das Ministerium der Colonien, welches erst durch Decret vom 20. Mai 1863 errichtet worden, während es vorher als Generaldirection der überseeischen Besitzungen (de ultramar) mit dem Ministerium des Aeußern verbunden war. Das Ministerium del fomento trat 1851 ins Leben und zerfällt in drei Generaldirectionen: Ackerbau, Industrie, Handel und Bergwerke; öffentlichen Unterricht; öffentliche Bauten mit einer Section für Eisenbahnen. Das Ministerium des Auswärtigen zerfällt in zwei Directorien: für Politisches und für Handel. Außerdem bilden in demselben eigene Sectionen die Generaldirection der auswärtigen Missionen oder das sog. Commissariat von Jerusalem, und seltsamerweise die Centralcommission der Statistik. Das Ministerium der Finanzen hat die Sectionen für den Schatz, das Rechnungswesen, die Steuern, die Renten (Taback, Salz und Lotterie), die Zölle und Mauthen (aduanas y aranceles), den Nationalgüterverkauf. Außerdem gehören zu seinem Ressort die Depositenkasse, der königl. Rechnungshof und die Bank von S. Die Generaldirectionen des Ministeriums des Innern sind: Verwaltung, Posten, Strafanstalten, Wohlthätigkeitsanstalten und öffentliche Gesundheitspflege, Telegraphen. — Für die Rechtspflege besteht der 1834 errichtete Oberste Gerichtshof (Tribunal de justicia) zu Madrid, der, nach dem Muster des franz. Cassationshofs eingerichtet, alle streitige Angelegenheiten von Civilpersonen in letzter Instanz entscheidet. Unter demselben stehen gegenwärtig 15 Appellations-Obergerichtshöfe (Audiencias territoriales), von welchen wieder 491 (mit Einschluß der Inseln 498) Gerichtshöfe erster Instanz (Tribunales de primera instancia) ressortiren. In den Colonien bestehen Appellationsgerichte zu Havana, Puerto-Principe, Portorico und *Manila*. Die Gerichtshöfe entscheiden ordentlicherweise in Criminal- und Civilsachen, während Bagatellsachen von den Alcalden oder Gemeinderichtern untersucht und abgeurtheilt werden. Unabhängig von der weltlichen Gerichtsbarkeit ist die geistliche, welche ihre höchste Instanz im Tribunal de la Rota Romana zu Rom hat, in S. selbst aber durch die Erzbischöfe in zweiter und durch Commissionen von Geistlichen niederer Grade in dritter Instanz ausgeübt wird. Dieselbe erstreckt sich nicht allein auf den Klerus, sondern auch auf Civilpersonen, wenn es sich um Ketzerei, Meineid, Blutschande, Bigamie und Ehesachen handelt. Auch besteht eine gemischte geistlich-weltliche Gerichtsbarkeit, das Tribunal especial de las ordenes militares (Specialgericht der Ritterorden). Die Rechtspflege ist auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gegründet. Advocaten (Abogados fiscales) sind die Führer der Parteien; von Staats wegen fungirt ein Staatsanwalt (Promotor fiscal). Die Grundlagen des span. Rechts bilden das röm. Recht, das in dem berühmten, unter Alfons X. (1254—56) bearbeiteten Gesetzbuche der «Siete partidas» enthaltene goth. Gewohnheitsrecht (fuero juzgo) und die 1501 auf dem Reichstage zu Toro gegebenen «Leyes de Toro» oder das span. Landrecht. In den baskischen Provinzen gelten noch besondere Provinzialrechte, Fueros (s. d.); doch sind diese Privilegien durch den Vertrag von Bergara 1839 im wesentlichen gebrochen. — Die Gemeindeverfassung, in ihrer jetzigen Form aus dem J. 1845, ist, wie auch die Provinzialverwaltung, im wesentlichen der französischen nachgebildet. Jede Gemeinde von mindestens 60 Mitgliedern hat ihren eigenen Gemeinderath oder Ayuntamiento, der aus 4—28 Gemeinderäthen (Regidores oder Consejales) besteht. Dem Ayuntamiento präsidirt der Alcalde, dem in den größern Städten mehrere Stellvertreter (Alcaldes tenientes) beigegeben sind. Die Alcaden werden von der Gemeinde aus der Zahl der Gemeinderäthe alljährlich neu gewählt, müssen aber von der Regierung bestätigt werden; sie sind zugleich Friedensrichter. Die Alcalden der Provinzialhauptstädte ernennt der König. In den Ortschaften unter 30 Gemeindegliedern gibt es einen vom Provinzialgouverneur ernannten Dorfrichter (Alcalde pedáneo), der dem Districtsalcalden untergeordnet ist. Die Ayuntamientos sind berechtigt, die Verwaltung und Verwendung der Gemeindebedürfnisse zu controliren, über die Höhe der Gemeindeauflagen Beschlüsse zu fassen, für die öffentliche Ruhe, Wohlfahrt und Sicherheit sowie für die Verschönerungen und Vergnügungen zu sorgen. Die Alcalden haben die Beschlüsse der Ayuntamientos zu vertreten und zur Ausführung zu bringen und sind dafür der Regierung veraut-

wortlich. Sie stehen deshalb unter der unmittelbaren Aufsicht des Civilgouverneurs (Provinzial-Regierungspräsidenten). Ein Unterschied in der Gemeindeverfassung zwischen Stadt und Land besteht nicht. Sehr liberal ist die innere Verwaltung in den baskischen Provinzen gestaltet. Hier ruht schon seit dem 13. und 14. Jahrh. der Schwerpunkt der Verwaltung in den Provinzialdeputationen, welche zahlreich sind und große administrative, ja executive Macht haben. — Nach der alten, im gewöhnlichen Leben noch geläufigen histor. Eintheilung zerfiel S. in: 1) Länder der Krone Castilien, nämlich: die Königreiche Altcastilien, Neucastilien, Leon, Galicien und Murcia, das Fürstenthum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien (die ehemals maurischen Königreiche Cordova, Sevilla, Jaen und Granada); 2) Länder der Krone Aragonien, nämlich die Königreiche Aragonien, Valencia, Mallorca (Balearen) und das Fürstenthum Catalonien; 3) España foreal (das durch besondere Provinzialrechte bevorzugte S.), nämlich Königreich Navarra und die drei Baskischen Provinzen. Diese Eintheilung wurde 1822 durch die Cortes abgeschafft und dafür die in 51 Provinzen (ohne die Canarien) eingeführt. 1833 erfolgte jedoch eine abermalige Organisation, die 1856 wieder Modificationen unterlag. Hiernach zerfällt S. in 47, mit Einschluß der Balearen und der Canarien in 49 Provinzen, die den Namen ihrer Hauptstädte führen und in Bezirke (Partidos) getheilt sind. An der Spitze der Civilverwaltung (auch der Polizei) steht in jeder Provinz ein Civilgouverneur (Gobernador civil, früher Gefe político genannt), welcher vom König erwählt wird. Diesem zur Seite stehen der aus einem Vicepräsidenten und drei Mitgliedern zusammengesetzte Provinzialrath (Consejo provincial) und die Provinzialvertretung (Deputacio provincial), deren Mitglieder von den Ayuntamientos erwählt werden. Beide Behörden bilden zusammen ein berathendes Collegium, welches sämmtliche Provinzialangelegenheiten und außerdem die Steuererhebung und das Militärersatzwesen überwacht.

Die finanzielle Lage des Staats bietet schon seit alter Zeit ein wenig erfreuliches Bild. Trotz der natürlichen Schätze des Landes und des 300jährigen Besitzes der Gold- und Silberländer Peru und Mexico befanden sich die Finanzen schon im vorigen Jahrhundert in zerrüttetem Zustande, und S. gehört noch heute zu den verschuldetsten Staaten Europas. Der Aufschwung des Handels und der Industrie sowie die Einziehung der geistlichen und Nationalgüter haben allerdings die finanzielle Kraft des Landes gestärkt. Auch hat die Königin Isabella zur Besserung der Finanzen 1865 auf einen großen Theil ihrer Einkünfte verzichtet, sodaß die Civilliste (34 Mill. Realen nebst 15 Mill. Apanagen) jetzt mäßiger als an irgendeinem europ. Hofe ist. Allein, so bedeutend die Einkünfte steigen, wächst doch in noch höherm Maße der Bedarf. Das Finanzjahr (1. Juli bis 30. Juni) 1864 ergab bei einer effectiven Einnahme von 2222 Mill. und einer Ausgabe von 2792 Mill. ein Deficit von 570 Mill. Realen. Die Etats werden indessen nie eingehalten, und die wirklichen Ausgaben überschreiten fortwährend weitaus die Voranschläge, z. B. in den J. 1854 und 1855 um nicht weniger als 174 und 200 Mill. Das Budget für 1866/67 stellte bei einer Einnahme von 2684,540000 und einer Ausgabe von 2636,929000 ein Deficit von 47,611000 Realen heraus, das Budget von 1867/68 bei einer Einnahme von 2570,817700 und einer Ausgabe von 2637,465590 ein «muthmaßliches» Deficit von 6,664789 Realen. Allein das 30. Jan. 1868 in der Deputirtenkammer vorgelegte Budget ergab eine Gesammteinnahme von 2580, eine Gesammtausgabe von 2630, also ein Deficit von 50 Mill. Realen.

Die Staatsschuld stammt hauptsächlich aus der Regierungszeit Karl's IV. sowie aus dem Befreiungs- und dem Bürgerkriege. Als Joseph Bonaparte 1808 den Thron bestieg, war eine Schuld von 7200 Mill. vorhanden. Bei der Restauration Ferdinand's VII. war dieselbe auf 11735 Mill. gestiegen; der Krieg gegen die Fremdherrschaft hatte also über 4500 Mill. gekostet. Die Cortes von 1820 fanden eine Schuldenlast von 14361 Mill. vor. Zwei Drittheile der Schuldurkunden gehörten indeß geistlichen Corporationen, deren Aufhebung beschlossen ward. Dadurch verminderte sich die Last auf 4833 oder nach anderer Berechnung auf 5273 Mill. Zur Tilgung waren Nationalgüter im Werthe von 8633 Mill. vorhanden. Nach Wiederherstellung des Absolutismus verweigerte König Ferdinand die Anerkennung der von ihm selbst genehmigten Cortesanlehen, die sich auf 2 Milliarden beliefen, wovon freilich kaum ein Viertel in die Staatskasse gelangten. Der König erklärte auch die Veräußerung der Klostergüter für nichtig, und man gab den Käufern nicht einmal die bezahlten Beträge zurück. Es waren für 1045 Mill. Güter verkauft und dafür bereits mehr als 352 Mill. eingezahlt worden. Trotz seiner Finanzlage mußte S. an Frankreich 278 Mill. Realen in dreiprocentiger Inscription auf das «große Buch» entrichten, und um Englands Entschädigungsansprüche zu befriedigen, nahm man zu Paris 100 Mill. Frs. auf, im Curse von 50 Proc. Im ganzen vergrößerte

Ferdinand VII. die Schuld um 2181 Mill. Der neue Erbfolgekrieg für Isabella kostete gegen 4 Milliarden. Nach der Revolution von 1836 mußte man, um Credit zu erlangen, sich zur Anerkennung der alten Schulden und zur Wiederaufnahme des Verkaufs der geistlichen Güter bequemen. Es erfolgten von 1836 bis zum Oct. 1839 Veräußerungen im Betrag von mehr als 1300 Mill. Doch alles reichte nicht aus. Ein Gesetz von 1851 reducirte die höhern Zinsen der Schuld auf 3 Proc. Zugleich wurden die lange rückständigen Zinsen u. s. w. als «differirte» Schuld consolidirt und zunächst mit $1^1/_4$ Proc. verzinst. 1854 gab man Schatzscheine mit Zwangscurs aus. Die Noth zwang zum Desamortisationsgesetz von 1855. Neuerdings verfügte der Staat Einziehung der Güter von Todter Hand, aber nicht blos jener der Geistlichkeit, sondern auch der der Gemeinden, Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten. Für das erlangte Kapital wurden Staatsrenten gegeben. Die vom 1. Mai 1855 bis 1. Mai 1856 veräußerten Güter lieferten den Ertrag einer Milliarde, und noch war fünfmal so viel von Gütern übrig, als die Veräußerung aufs neue suspendirt wurde. Doch die Noth war so dringend, daß endlich im Aug. 1859 ein Vertrag des Staats mit dem Papste zu Stande kam, wonach selbst letzterer die Veräußerung von Kirchengütern zuzulassen erklärte. Diese Güter wurden demgemäß sämmtlich zum Verkauf bestimmt, ausgenommen Kirchen und Pfarrhäuser. Der Klerus erhielt für den Erlös mitbertragbare dreiprocentige Renteninscriptionen. Zur Veräußerung bestimmt wurden 160711 Güter und 257601 ablösbare Gülten der Ordens- und Weltgeistlichkeit, geschätzt auf 2560,538473 Realen. Vor dem Erlaß des Desamortisationsgesetzes waren im ganzen 3015,670724 Realen aus dieser Quelle in die Staatskasse geflossen, nämlich: 275,317381 von Staats-, 629,646300 von geistlichen, 1437,832316 von Gemeinde-, 3,099202 von Provinzialgütern, 537,242284 von solchen der Wohlthätigkeits-, 132,531066 der Unterrichtsanstalten u. s. w. Der Erlös aus den bis Ende 1861 verkauften Nationalgütern wird zu 6519 Mill. Realen (etwa 478 Mill. preuß. Thlr.), der von 1862 bis Ende 1865 weiter zu 679,442081 Realen berechnet. Es blieben noch für 3263 Mill. zu veräußern bestimmt. Selbst ein Drittheil der Staats- und Gemeindewaldungen ist zum Verkauf bestimmt. Auch hat man kein Bedenken getragen, sich während des marokk. Kriegs der Sparkassengelder *zu bemächtigen*. 1860 mußte Marokko den Frieden unter anderm mit dem Versprechen der Zahlung von 39 Mill. Piaster Kriegsentschädigung erkaufen. In den letzten Jahren hat S. einige alte Forderungen fremder Mächte befriedigt, namentlich 1860 an England 47 Mill. Realen abgetragen, welche dieses aus der Zeit des letzten Erbfolgekriegs (für Isabella) zu beanspruchen hatte. Mit Frankreich setzte es sich, wegen dessen Forderung von 1823, dahin auseinander, daß dasselbe 190,912561 Realen dreiprocentige Obligationen erhielt, die im Werth von 25 Mill. Frs. angenommen wurden. Außerdem schlug S. seine Gegenforderung von 16 Mill. Frs. für Confiscation der Prisen nieder. Nach dem den Cortes vorgelegten Berichte des Ausschusses für Ueberwachung der Staatsschuld belief sich dieselbe 30. Nov. 1866 auf 20412,134058 Realen, und nach der officiellen Madrider Zeitung betrug 1. Juli 1867 die schwebende Schuld 172 Mill., während dieselbe für 1. Aug. 1866 zu 1606 Mill. berechnet wurde. Versuche zu weitern Anleihen scheiterten, weil S. auch seine neuern Verpflichtungen gegen die Gläubiger nicht erfüllte. So sah man sich endlich zu einer Convertirung der sog. passiven Schuld genöthigt. Durch das Gesetz vom 11. Juli 1867 erhielten die Gläubiger das Recht zu gewissen Verschmelzungen. Hinsichtlich des Erfolgs dieser Operation sollen im ganzen 762 Mill. zur Convertirung angemeldet worden sein und das bezahlte Aufgeld 235 Mill. betragen haben, wovon dem Gesetze gemäß 15 Proc. zur Ansammlung eines besondern Fonds für die den Eisenbahngesellschaften zugesicherten Subventionen zurückzulegen sind. Zur Deckung der Zinsen der ausländischen Anleihen mußten übrigens im Oct. 1867 für 500 Mill. Realen Hypothekenbankscheine emittirt werden. Nach einer officiellen Angabe vom Sept. 1867 wurden die Interessen der span. Schuld, welche sich 1857 auf 319,576674 Realen beliefen, für das Verwaltungsjahr 1867/68 auf 676,318710 Realen veranschlagt. Es hat sich demnach die span. Schuld in zehn Jahren mehr als verdoppelt.

Die span. Kriegsmacht hat die allgemeine Militärpflicht zur Grundlage; bei der Conscription findet jedoch Stellvertretung statt. Die Dienstzeit beträgt bei der Infanterie acht Jahre (in der Linie fünf, in der Provinzialmiliz drei), bei der Cavalerie und den Specialwaffen sieben Jahre. Die Mannschaft bleibt den größten Theil der Dienstzeit präsent. Ende 1867 wurde das jährliche Rekrutencontingent auf 40000 Mann festgesetzt. Der Formationsstand der Armee 1866 war folgender: 1) Infanterie 136866 Mann (Linie 68557, Miliz 67309); 2) Cavalerie 13004 Mann; 3) Artillerie 12927 Mann; zusammen 167556 Mann. Hierzu kommen die

königl. Leibgarde 283 Mann, die Miliz auf den Canarien 7329, die Gendarmerie (guarda civil) 11930 Mann, die Carabineros (Grenzwächter, Zollsoldaten). Gewöhnlich wird mit Einrechnung der letztgenannten Truppen ein Militärstand von 236300 Mann (wobei 9200 Offiziere) angegeben. Doch ist dies nur die Formationsstärke. Eine nicht unbeträchtliche Militärmacht befindet sich in den Colonien. Am 1. Jan. 1860 standen auf Cuba 23929 Mann, auf Portorico 3393 Mann, auf den Philippinen 10923 Mann, also in den Colonien 38245 Mann, ungerechnet 3600 Mann, die sich auf Cuba bei der Marine (32 Schiffe mit 362 Kanonen) befanden. Die span. Armee ist überreich an hohen und niedern Offizieren. Die Generalität zählte 1866 nicht weniger als 8 «Generalkapitäne der königl. Armee» oder Marschälle, 60 Generallieutenants, 118 Feldmarschälle (Generalmajors) und 271 Brigadiers. Das Heer verschlingt ungeheure Summen, befindet sich aber in gutem Zustande. Behufs der Militärverwaltung zerfällt S. in zehn Generalkapitanate: Neucastilien (Madrid), Altcastilien (Valladolid), Burgos-Galicien (Coruña), Aragonien (Saragossa), Catalonien (Barcelona), Navarra und die baskischen Provinzen (Pamplona), Valencia, Granada, Balearen (Palma) und Canarien (Teneriffa). Dazu kommen die Generalkapitanate von Ceuta und im Lager vor Gibraltar sowie die vier in den Colonien: Havana, Portorico, Manila und Guineainseln. Die Chefs dieser Generalkapitanate sind Generale und heißen Generalkapitäne, dürfen aber nicht mit den Generalkapitänen der königl. Armee verwechselt werden, die den höchsten Rang in der Armee einnehmen. Festungen zählt S. 92, die in fünf Klassen zerfallen, großentheils aber nur aus vereinzelten Forts und Bollwerken bestehen. Die Kriegsflotte, welche in der Blütezeit S.s alle Meere beherrschte, ist sehr in Verfall gerathen, hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten wieder ansehnlich gehoben. 1867 zählte die Flotte 118 Kriegsschiffe (99 Dampfer, 17 Segel- und 2 Blockschiffe [Pontons]), zusammen mit 1071 Kanonen. Darunter befanden sich an Schiffen erster Klasse 6 Panzerfregatten mit 161 Kanonen, 11 Schraubendampfer mit 461, 3 Raddampfer mit 48 Kanonen. Im activen Dienste waren 512 Marineoffiziere aller Grade, darunter 1 Generalkapitän (Admiral), 5 Generallieutenants (Viceadmirale), 15 Geschwadercommandanten (Contreadmirale) u. s. w. Die active Bemannung bestand aus etwa 14700 Matrosen, 8000 Marinesoldaten und 539 Mann Arsenalwache. Für die Marineverwaltung sind die Küstenprovinzen mit den Balearen in zehn Schiffsdistricte (Tercios navales) eingetheilt, welche den drei Marinedepartements von Cadix, Cartagena und Ferrol untergeordnet. Diese drei Städte sind die drei Hauptkriegshäfen und Werfte. Zwei eigene Marinedepartements mit sieben Tercios sind die von Havana und Manila.

Die ausländischen Besitzungen S.s, welche vor 1808 größer als die irgendeines Staates waren (310718 Q.-M. mit 18—20 Mill. E.), bestehen jetzt, abgesehen von den administrativ zu S. selbst gerechneten Presidios (s. d.) in Afrika und den Canarischen Inseln (s. d.) nur noch aus folgendem Insularbesitz: 1) Generalkapitanat Havana oder die Insel Cuba (s. d.) mit den Adjacenten: 2158,13 Q.-M. mit 1,359238 E. (Dec. 1862); 2) Generalkapitanat Portorico (s. d.) mit den nächsten der Jungferninseln: 169,15 Q.-M. mit 615574 E. (1864); 3) Generalkapitanat Manila oder der Philippinen (s. d.): 6403,32 Q.-M. (nach anderer Berechnung nur 6266,80) mit 4,429631 E. (Dec. 1859), doch ungerechnet der dazugehörigen Marianen (18,03 Q.-M.) und Carolinen (43,14 Q.-M.); 4) die Guineainseln Fernando-Po, Annobon, Corisco, Mosquitos, Elobey und das Territorium des Cap San-Juan, 40 Q.-M. mit 12235 E. (1854). Dies ergibt für die ausländischen Besitzungen 8831,67 Q.-M. mit 6,416676 E. Vgl. Miñano, «Diccionario geografico-estadistico de España y Portugal» (10 Bde., Madr. 1826—35); Madoz, «Diccionario geografico, estadistico, historico de España y sus provincias de ultramar» (16 Bde., Madr. 1846—50); Roon, «Die Iberische Halbinsel» (Berl. 1839); Minutoli, «S. und seine fortschreitende Entwickelung» (Berl. 1855); derselbe, «Altes und Neues aus S.» (2 Bde., Berl. 1854); Willkomm, «Die Halbinsel der Pyrenäen» (Lpz. 1855); derselbe, «Das Pyrenäische Halbinselland» (Lpz. 1862); Lestgarens, «La situation économique et industrielle de l'Espagne en 1860» (Brüss. 1860); Vidal, «L'Espagne en 1860» (Par. 1860); Block, «L'Espagne en 1850» (Par. 1851); derselbe, «Bevölkerung S.s und Portugals» (Gotha 1861); Carrasco, «Geografia general de España» (Madr. 1861); Garrido, «Das heutige S., seine geistige und äußere Entwickelung» (deutsch von A. Ruge, Lpz. 1863); derselbe, «La España contemporanea» (Barcelona 1865); Germond de Lavigne, «L'Espagne et le Portugal» (Par. 1867); Vizaino, «Atlas geografico español» (Madr. 1860); ferner die Reisebeschreibungen von Huber, Willkomm, Ziegler, Quandt, Hackländer, Roßmäßler, Wolzogen, Wachenhusen, die Reisehandbücher von Murray, O'Shea, Grandette u. s. w.

Geſchichte. Die älteſten Einwohner S.s waren die Iberer (ſ. d.). Zu dieſen kamen in vorhiſtor. Zeit als Einwanderer über die Pyrenäen her celt. Völker, die nach langen und blutigen Kriegen in einzelnen Gegenden, namentlich auf den Hochebenen Caſtiliens, ſich mit jenen vermiſchten und zu dem Volke der Celtiberer verwuchſen. Dieſe großen Stämme zerfielen in eine Menge kleiner, theils monarchiſch, theils republikaniſch regierter Völkerſchaften, die auf ſehr verſchiedenen Culturſtufen ſtanden. Zuerſt wurde das Land durch die Phönizier bekannt, von denen daſſelbe den Namen Spanija, woraus ſpäter die Römer Hiſpania machten, erhalten haben ſoll. Dieſe begründeten daſelbſt Colonien, von denen das heutige Cadix die berühmteſte war. Später folgten die Griechen mit Pflanzſtädten, unter denen Sagunt, eine Colonie der Inſel Zakynthos, die bedeutendſte. Wichtiger wurden die Niederlaſſungen der Karthager, welche ſich nach dem erſten Puniſchen Kriege nach S. wendeten. Bald hatten ſie unter Hamilkar's und Hasdrubal's Leitung eine Menge Völker auf der Süd- und Oſtſeite der Halbinſel unterworfen. Neukarthago, das heutige Cartagena, wurde 228 v. Chr. gegründet und gedieh bald zu einem wichtigen Waffen- und Handelsplatze. Die Fortſchritte Karthagos erweckten die Eiferſucht der Römer, die deshalb durch einen mit den Karthagern geſchloſſenen Vertrag den Ebro als von dieſen nicht zu überſchreitende Grenze feſtſetzten und ein Bündniß mit Sagunt ſchloſſen. Doch begann Hannibal die Belagerung von Sagunt, die mit deſſen Zerſtörung endigte. Hiermit war die Veranlaſſung zum zweiten Puniſchen Kriege (ſ. d.) gegeben, währenddeſſen P. Cornelius Scipio Africanus bis 206 v. Chr. die Karthager aus der Halbinſel vertrieb. Seitdem galt S. als röm. Provinz; doch erſt nach einem faſt 200jährigen Kampfe, 19 v. Chr., ward die Eroberung der Pyrenäiſchen Halbinſel vollendet. Nur die Basken (ſ. d.), ein Ueberreſt der iberiſchen Urbewohner, behaupteten ihre Unabhängigkeit in den unzugänglichen Gebirgen. Keine andere Eroberung hatte den Römern ſo viel gekoſtet, aber keine brachte ihnen auch eine ſo große Ausbeute. In dieſer Zeit wurde S. nach und nach vollkommen romaniſirt, ſodaß es während der Kaiſerzeit ein Hauptſitz röm. Bildung war, aus dem mehrere der angeſehenſten röm. Schriftſteller und Kaiſer hervorgingen. Ueberhaupt gehörte es zu den blühendſten Ländern des Römiſchen Reichs. Das Chriſtenthum gewann zeitig in S. viele Anhänger und breitete ſich trotz einiger Verfolgungen immer mehr aus, bis es nach Konſtantin's d. Gr. Uebertritt auch hier zur herrſchenden Religion ward. Mit dem Verfalle des Römiſchen Reichs ſtellten ſich auch in S. Zerrüttung und innere Kämpfe ein, die es den von Norden herſtrömenden german. Völkerſchaften leicht machten, das Land zu überſchwemmen und zu unterwerfen. Vandalen, Sueven u. ſ. w. eroberten im Anfange des 5. Jahrh. nach blutigen Gefechten die weſtl. Hälfte der Pyrenäiſchen Halbinſel, während im öſtl. Theile die röm. Herrſchaft mit Hülfe der Weſtgothen (ſ. Gothen) eine Zeit lang ſich noch aufrecht erhielt. Die Vandalen verließen 429 S. wieder, um ſich in Afrika feſtzuſetzen. Dagegen dehnten die Weſtgothen ihr Reich, das ſie in Südweſtfrankreich begründet, bis an den Ebro aus und bemächtigten ſich nach und nach auch der übrigen Provinzen S.s, während ſie das Gebiet nördlich von den Pyrenäen 507 größtentheils den Franken überlaſſen mußten. So wurde S. der Sitz des weſtgoth. Reichs, deſſen Könige ihre Reſidenz in Toledo nahmen. Nur einige ſpan. Küſtenſtädte am Mittelmeer kamen zeitweilig (550—620) unter die Herrſchaft der Byzantiner; dagegen vernichtete der weſtgoth. König Leovigild 585 das Reich der Sueven in Galicien. Unter ſeinem Nachfolger Reccared wurde durch den Uebertritt der arianiſchen Gothen zum kath. Glauben 589 die Verſchmelzung der herrſchenden Gothen mit den beherrſchten Römern angebahnt. Bald gaben die Gothen ihre eigene Sprache auf und nahmen die roman. Landesſprache an. Innere Zerrüttung führte nach nicht 200jährigem Beſtehen den Untergang dieſes Reichs herbei. Unzufriedene weſtgoth. Große riefen die Araber (ſ. Mauren) aus Afrika herbei, und König Roderich fiel in der ſiebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera in Andaluſien, welche 19. Juli 711 begann. Darauf ward der größte Theil S.s eine Provinz des Khalifats, und von S. aus drangen die Araber in raſchem Siegeslauf über die Pyrenäen in Aquitanien ein, wurden aber von Karl Martell bei Tours 732 entſcheidend geſchlagen. Um 756 entriß Abd-ur-Rahman I., der Omajjade, S. den Abbaſſiden und ſtiftete ein eigenes Khalifat zu Cordova, das unter Abd-ur-Rahman III. und deſſen Sohne Hakem II. (geſt. 976) den Gipfel ſeiner Blüte und Macht erreichte, aber nach Hiſcham's III. Abſetzung 1031 zerfiel, indem die einzelnen Statthalter ſich unabhängig machten. (S. Omajjaden). So regierten arab. Fürſten zu Saragoſſa, Toledo, Valencia und Sevilla. Hier wurden faſt allgemein mauriſche Sprache und Sitten herrſchend. Doch behielten die chriſtl. Unterthanen (ſ. Mozaraber) freie Religionsübung, auch ihre Sprache, Geſetze und Obrigkeiten; überhaupt wurden ſie mild behandelt und nur der polit. Rechte beraubt. Zu gleicher Zeit breiteten ſich die Juden in S. aus. In der arab. Periode

blühten Landbau, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften; die Volksmenge war beträchtlich. Die Omajjaden ſtanden mit den byzant. Kaiſern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordova und anderwärts wurden von den Chriſten beſucht, als Sitze der griech.-arab. Literatur und der Ariſtoteliſchen Philoſophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers, das Lumpenpapier u. ſ. w. Unterdeſſen behauptete ein Theil der Weſtgothen unter dem Helden Pelayo ſeit 712 und unter deſſen Nachkommen in den Gebirgen Aſturiens ihre Freiheit. Die Hauptſtadt war Gijon, dann ſeit 792 Oviedo, und von hier dehnten ſie ſich immer mehr nach Süden aus. Auch Karl d. Gr. drang 778 bis an den Ebro vor und begründete hier die ſog. ſpaniſche Mark. Später gelang es den chriſtl.-goth. Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, ſodaß ſchon im Anfange des 11. Jahrh. die chriſtl. Reiche Leon (ſ. d.), Caſtilien (ſ. d.), Aragonien (ſ. d.) und Navarra (ſ. d.) faſt die Hälfte der Halbinſel umfaßten. In ſteten Kämpfen mit den Arabern bildeten ſich dieſe Reiche immer mehr aus, ſowol nach außen wie nach innen, wobei im Adel Muth und Ritterſinn ſich lebendig erhielt, während der Bürgerſtand eine Menge Rechte und Freiheiten erwarb und beide die regſte Theilnahme am Staatsleben entwickelten. Der große Cid (ſ. d.) ward ſeit dem 11. Jahrh. der Held des Zeitalters wie der Ritterpoeſie. Die Kämpfe zwiſchen Spaniern und Mauren erhielten eine religiös-romantiſche Färbung, gleich den Kreuzzügen, wie denn auch damals drei geiſtliche Ritterorden von Alcantara (ſ. d.), Santiago de Compoſtela (ſ. d.) und Calatrava (ſ. d.) in S. begründet wurden. Vergeblich riefen die ſpan. Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hülfe. Die unter ihrem Beiſtande errungenen Vortheile ſchwanden bald wieder, und ſelbſt die ebendaher kommenden Almohaden vermochten nicht auf die Länge Widerſtand mit Erfolg zu leiſten. Seit dem großen Siege, den die vereinten chriſtl. Fürſten unter Anführung des caſtil. Königs Alfons VIII. bei Toloſa in der Sierra-Morena 1212 über die Almohaden erfochten, blieben den Arabern nur die Reiche Cordova (ſ. d.) und Granada (ſ. d.), welche einige Jahrzehnte ſpäter ſogar die Oberherrlichkeit Caſtiliens anerkennen mußten.

Unter den verſchiedenen chriſtl. Reichen S.s hatten ſich im Laufe der Zeiten beſonders zwei zu großem Anſehen herausgebildet: Aragonien und Caſtilien, die nach und nach alle übrigen chriſtl. und arab. Herrſchaften mit ſich vereinigten. Nur Portugal (ſ. d.) erlangte und behauptete ſeine nationale Selbſtändigkeit. Aragonien vergrößerte ſich vorzüglich durch Erwerbungen an der Oſtküſte (Catalonien, Valencia), wozu noch die Balearen (ſ. d.), Sardinien und Sicilien hinzukamen. Nach der aragon. Verfaſſung konnten die Könige nichts Bedeutendes ohne Zuziehung der Cortes (Stände) ausführen, welche aus den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte, die bereits durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichthum und hoher Blüte gelangt, waren beſtanden. Damit keine Eingriffe in die Verfaſſung geſchehen könnten, erhielt der Hofrichter (Juſtitia) eine erweiterte Amtsbefugniß, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige in letzter Inſtanz zu entſcheiden. Als das aragon. Königshaus erloſch, beriefen die Cortes 1412 den Infanten Ferdinand von Caſtilien als nächſtberechtigten Thronerben zum Könige. Unter ihm und ſeinem Sohne Alfons V. (ſ. d.), 1416—58, der Neapel eroberte, erhielten die Rechte der Cortes abermals eine Erweiterung, wie denn von nun an der Juſtitia nur mit ihrer Zuſtimmung ernannt werden konnte. Alfons' Nachkomme, Ferdinand V. (ſ. d.), der Katholiſche, 1479—1516, vermählte ſich 1469 mit Iſabella von Caſtilien und bewirkte hierdurch die Vereinigung dieſer beiden Königreiche. Caſtilien war von Ferdinand III. (ſ. d.), dem Heiligen, 1217—52, definitiv mit Leon vereinigt worden, und dieſer dehnte durch glückliche Kriege gegen die Araber ſeine Macht über Murcia, Eſtremadura, Cordova, Sevilla und Cadiz aus. Sein Sohn Alfons X. (ſ. d.), der Weiſe, 1252—84, förderte zwar Wiſſenſchaften und Künſte und ſtrebte nach der röm.-deutſchen Kaiſerkrone, ließ aber durch verkehrte Regierung ſein Reich in Verfall gerathen, ſodaß die Araber von neuem im Süden ſich ausdehnen konnten. Nach ſeinem Tode entſtanden Thronſtreitigkeiten und Bürgerkriege, die das Reich 40 J. lang zerrütteten und die Königsgewalt ſchwächten. Die Städte hatten hier weder eine ſo große Blüte noch ſo bedeutende Rechte erlangt wie in Aragonien. Aber Geiſtlichkeit und Adel, zu dem auch die mächtigen und einflußreichen Ritterorden von Calatrava, Santiago de Compoſtela und von Alcantara gehörten, beſaßen große Privilegien. Erſt Alfons XI., 1324—50, ſtellte die Ruhe im Innern wieder her und brach auf immer die Macht der Araber im ſüdlichen S. Nach ſeinem Tode wurde Caſtilien abermals länger als ein Jahrhundert durch innere Kriege und Streitigkeiten zerrüttet. Peter der Grauſame (ſ. d.), 1350—69, wüthete gegen Brüder und Verwandte, bis ſein Halbbruder Heinrich von Traſtamara ihn überwand, tödtete und dann ſeine Stelle einnahm. Unter ſeinen Nachfolgern entſtand durch

minderjährige Fürſten und ſelbſtſüchtige Vormünder große Verwirrung, während Adel und Klerus alle Gewalt an ſich riſſen und die königl. Güter und Einkünfte ſchmälerten, ſodaß, als Iſabella (ſ. d.), 1474—1504, den Thron beſtieg, die Königswürde ohne Macht und Anſehen war. Die Vereinigung von Aragonien und Caſtilien durch die Heirath Ferdinand's V., des Katholiſchen, und Iſabella's war zunächſt nur eine nominelle, indem beide unabhängig voneinander herrſchten. Aber beider Beſtrebungen gingen auf daſſelbe Ziel, und beide ließen ſich durch den klugen Cardinal Ximenes (ſ. d.) leiten. Vor allem ſuchten ſie die Macht der Krone zu ſtärken. Die Hauptmittel dazu waren Verſtärkung und Organiſirung der heil. Hermandad (ſ. d.), Verbeſſerung der Rechtspflege, Erwerbung der Großmeiſterwürde der drei Ritterorden und des Rechts, die Biſchöfe zu ernennen, vor allem aber die Inquiſition (ſ. d.), die zugleich als polit. Inſtitut diente, um nicht blos Ketzer und Ungläubige, ſondern auch den widerſpenſtigen Adel und Klerus im Zaum zu halten. Seit dieſer Zeit traten in S. Königthum und röm. Kirche in einen ſolidariſchen Bund gegen alle polit. und geiſtige Freiheit. Außer dieſen Umgeſtaltungen im Innern iſt Ferdinand's und Iſabella's Regierung beſonders wichtig durch die Eroberung von Neapel und Navarra ſowie auch durch die (1492) des letzten mohammed. Reichs der Halbinſel, Granadas (ſ. d.), und die gleichzeitige Entdeckung Amerikas (ſ. d.). So wurde zu gleicher Zeit der Grund zu S.s künftiger Größe und zu ſeinem Verfall gelegt. Sämmtliche Kinder Ferdinand's und Iſabella's ſtarben frühzeitig, bis auf ihre Tochter Johanna, die nach ihrer Mutter Tode, 1504, mit ihrem Gemahl, König Philipp I., des deutſchen Kaiſers Maximilian I. Sohn, in Caſtilien zur Regierung kam. Als dieſer aber jung ſtarb und Johanna in Wahnſinn verfiel, übertrugen die Stände von Caſtilien Ferdinand die Vormundſchaft über ſeinen von ihm zum Univerſalerben eingeſetzten Enkel Karl I., den ſpätern deutſchen Kaiſer Karl V. (ſ. d.) Nach Ferdinand's Tode 1516 übernahm Ximenes für den noch in den Niederlanden weilenden 16jährigen Karl die Regentſchaft und wußte es dahin zu bringen, daß derſelbe, ungeachtet ſeine Mutter Johanna noch am Leben war, als König von Caſtilien und Aragonien anerkannt wurde.

Als der junge unerfahrene König Karl 1517 bei ſeiner Ankunft in S. nur die Rathſchläge ſeiner niederländ. Günſtlinge befolgte und den Cardinal Ximenes entließ, erzeugte dies eine ſo allgemeine Unzufriedenheit, daß, während Karl in Deutſchland ſich die Kaiſerkrone holte, in Caſtilien und Valencia ein Aufſtand der ſtädtiſchen Communen ausbrach, deſſen Führer der kühne Juan de Padilla (ſ. d.) war. Der Sieg bei Villalar (1521) und die Hinrichtung Padilla's machten der Bewegung ein Ende. Adel und Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich dem Throne eng an; die Städte verloren ihre polit. Freiheiten; die Cortesverſammlungen wurden ſeitdem immer ſeltener. Deſto mehr erhob ſich S. nach außen. In den vier Kriegen, die Karl mit Franz I. von Frankreich führte, und durch die er das Herzogthum Mailand erwarb, erſtarkte S. zur erſten militäriſchen und polit. Macht in Europa. Zu gleicher Zeit ward durch die Eroberungen in Amerika die Colonialmacht S.s begründet. Aber zugleich wurden durch die vielen Kriege Karl's die Kroneinkünfte erſchöpft, ſodaß die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Mit der Thronbeſteigung ſeines Sohnes Philipp II. (ſ. d.), 1556—98, begann ſchon der Verfall der ſpan. Monarchie, zu der damals außer S. die ganzen Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien, die Franche-Comté und der ungeheuere Colonialbeſitz in Amerika und Aſien gehörten. Drei Ziele verfolgte der finſtere kalte Philipp II.: die Vergrößerung ſeiner Macht, die Vertilgung aller Ketzerei und die Vernichtung aller Volksrechte. Jedoch der Erfolg war nur ein theilweiſer. Während er 1581 Portugal für ſeine Monarchie gewann, veranlaßte er den Abfall der Niederlande (ſ. d.). Ueberhaupt war er im ganzen nichts weniger als glücklich in ſeinen Kriegen mit den Türken, mit England, Frankreich und den Niederlanden. Ebenſo wenig glückte es ihm überall mit der Ausrottung der Ketzerei. Zwar hinderte er in S. mittels der Inquiſition jedes Auftauchen des Proteſtantismus und ſuchte die Reſte des Mohammedanismus daſelbſt in den Moriscos auszurotten; aber in den Niederlanden vermochte er den theilweiſen Sieg des Proteſtantismus nicht zu verhindern und ſelbſt in ſeinen ital. Beſitzungen die Einführung der ſpan. Inquiſition nicht durchzuſetzen. Am beſten gelang ihm die Unterdrückung der noch in S. beſtehenden Freiheiten. Denn als die Aragonier für den verfolgten Miniſter Antonio Perez (ſ. d.) Partei nahmen und 1591 ſich empörten, erſtickte Philipp durch Militärgewalt den Aufſtand und ließ den Juſtitia nebſt mehrern Großen hinrichten. Die vielen Kriege und die verkehrte Wirthſchaft Philipp's brachten das Land, trotz der aus Amerika fließenden ungeheuern Schätze, an den Rand eines finanziellen Abgrundes. Blos der äußere Glanz dauerte unverändert fort. Span. Kunſt und Literatur feierten damals und noch eine kurze Zeit weiter ihr goldenes Zeitalter, und ſpan. Sprache und Mode waren tonangebend in Europa.

Unter Philipp III., 1598—1621, machte der Verfall S.s Riesenschritte. Der allmächtige Günstling des Königs, Graf Lerma, suchte nur seinen und seiner Anhänger Vortheil. Die Staatseinkünfte wurden schmählich vergeudet, während Handel, Industrie und geistige Bildung immer mehr herunterkamen, besonders durch die Vertreibung der letzten Reste der Moriscos (1609). Unter Philipp IV., 1621—65, unter dem der Herzog von Olivarez (s. d.) lange Jahre als Günstling und Minister regierte, ward der Zustand des Landes noch trauriger. Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und mit Frankreich zehrten das Mark des Landes auf und führten zu den härtesten Bedrückungen, die einen zehnjährigen Bürgerkrieg in Catalonien und andere Aufstände in Andalusien, Neapel u. s. w. veranlaßten. Das Königreich Portugal schüttelte 1640 die span. Herrschaft wieder ab. Im Frieden zu Münster 1648 mußte endlich die Unabhängigkeit der niederländ. Republik förmlich anerkannt werden, und im Pyrenäischen Frieden (s. d.) 1659 wurden span. Gebiete an Frankreich abgetreten. Unter Philipp's IV. Sohn und Nachfolger, dem an Geist und Körper schwachen Karl II., 1665—1700, traten die Folgen des Systems unverhüllt hervor. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern und in den Colonien ohne Kraft und Ansehen und nach außen unglücklich in ihren Kriegen gegen Frankreich, an das in den Friedensschlüssen zu Aachen 1668, Nimwegen 1678 und Ryswijk 1697 die Franche-Comté und ein Theil der niederländ. Besitzungen verloren gingen.

Karl II., der letzte span. Habsburger, hatte in seinem Testamente einen Enkel seiner, mit König Ludwig XIV. von Frankreich vermählten ältern Schwester, Philipp von Anjou (s. Philipp V.), zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sog. Partagetractate beschlossene Theilung der span. Monarchie zu verhindern. Wirklich ward Philipp V., nach Karl's Tode, ohne Widerstand in der gesammten span. Monarchie als König anerkannt. Aber nun entbrannte der zwölfjährige Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), in welchem Philipp V., 1701—46, nach manchem Wechsel des Glücks, gegen seinen österr. Gegenkönig Karl (den nachmaligen Kaiser Karl VI.) auf dem span. Thron sich behauptete. Allein im Utrechter Frieden 1713 mußte er die span. Nebenländer Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Oesterreich und Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten und in Aragonien 1720. Nur die baskischen Provinzen und Navarra behielten ihre althergebrachten Landesprivilegien (Fueros). Sonst war Philipp V. unbedeutend und nahm an den Staatsgeschäften wenig Antheil; aber seine energische und geistvolle zweite Gemahlin, Elisabeth von Parma, mit ihren Rathgebern Alberoni (s. d.) und Ripperda (s. d.) übte eine gewisse erfrischende Wirkung aus. Es gelang, das Königreich beider Sicilien 1735 und das Herzogthum Parma 1748 für span. Secundogenituren wiederzugewinnen. Unter Philipp's gemüthskrankem Sohne und Nachfolger, Ferdinand VI., 1746—59, kehrte die alte Stille und Trägheit zurück. Erst unter Karl III., 1759—88, einem aufgeklärten Fürsten, brach für S. eine bessere Zeit an. Zwar verwickelte diesen der bourbonische Familienvertrag von 1761 zum Nachtheil des Landes in den franz.-engl. Krieg, und es mislangen die Unternehmungen gegen Algier 1775 und im Kriege von 1779—83 die Belagerung von Gibraltar, während dagegen die Insel Minorca wiedererobert wurde. Doch störte dies den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda (s. d.), Campomanes (s. d.) und Florida Blanca (s. d.) arbeiteten. Diese sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Auch die Inquisition ward beschränkt und der Jesuitenorden durch die pragmatische Sanction vom 2. April 1767 aus allen span. Ländern verwiesen und seine Güter eingezogen. Uebrigens war der Fortschritt zum Bessern auch noch im Anfang der Regierung Karl's IV. (s. d.), 1788—1808, sichtbar. Endlich wurde Florida Blanca 1792 durch den Herzog von Alcudia (s. d.) verdrängt, mit welchem eine Günstlingsregierung eintrat, die ebenso verkehrt als nachtheilig für den Staat geführt wurde. Anfangs nahm S. mit großer Anstrengung an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Antheil; aber in dem Frieden zu Basel 22. Juli 1795 mußte S. seine Hälfte San-Domingos abtreten. Dann schloß Alcudia, der bei dieser Gelegenheit den Titel «Friedensfürst» erhalten hatte, mit der franz. Republik den verhängnißvollen Schutz- und Trutzbund von San-Ildefonso 19. Aug. 1796 und erklärte den Krieg an England, infolge dessen S. durch den Frieden von Amiens 25. März 1802 Trinidad verlor. Zwar hatte Alcudia inzwischen sich von der Leitung der Geschäfte zurückgezogen, und sein Verwandter Cevallos (s. d.) ward 1800 erster Minister; aber nichtsdestoweniger behielt Alcudia thatsächlich den überwiegenden Einfluß. Er lehnte sich jetzt

an Napoleon's Politik an, zog 1801 gegen Portugal zu Felde und erkaufte die Erhebung des Herzogs von Parma zum König von Etrurien mit der Abtretung des ſpan. Louiſiana an Frankreich. Als beim Wiederausbruch des franz.-engl. Kriegs 1803 S. ſeine Neutralität durch einen monatlichen Tribut von einer Million Piaſter an Napoleon erkaufte, griffen im Oct. 1804 die Engländer die ſpan. Silbergallionen an. S. mußte deshalb den Krieg an England erklären. Die Niederlage bei Trafalgar (ſ. d.) 21. Oct. 1805 zerſtörte ſeine Seemacht. Auch verſetzte Napoleon ein ſpan. Heer nach Dänemark und ein anderes nach Toscana. Zugleich nöthigte er Alcudia zu dem ſchmählichen Vertrag von Fontainebleau (27. Oct. 1807), worin eine Theilung Portugals ſtipulirt wurde.

Indeß war in S. die Oppoſition gegen den Herzog von Alcudia gewachſen. Als ihr Haupt galt der Thronfolger Prinz Ferdinand von Aſturien, der ſich zugleich um Napoleon's Protection bewarb und ſich bei dem Könige zum Organ der Beſchwerden gegen den Günſtling machte. Deshalb verhaftet, mußte der Prinz durch tiefe Demüthigungen ſeine Freiheit wieder erkaufen. Während dieſer Kriſis waren franz. Truppen in S. eingerückt. Selbſt der Günſtling gerieth jetzt über die Folgen ſeiner Hingebung an Napoleon in Beſorgniß und dachte daran, mit der königl. Familie nach Sevilla und von da weiter nach dem ſpan. Amerika zu entfliehen. Das Gerücht davon beunruhigte das Volk. Eine Inſurrection, der ſich 18. März 1808 die königl. Garden in Aranjuez ſelbſt anſchloſſen, ſtürzte den Friedensfürſten und bewog den König am folgenden Tage zu Gunſten des Prinzen von Aſturien abzudanken. Während dieſer als Ferdinand VII. (ſ. d.) unter allgemeinem Jubel zum König ausgerufen ward und 24. März in das bereits von den Franzoſen beſetzte Madrid ſeinen Einzug hielt, ſtellte Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon ſeine Abdankung als erzwungen dar. Aber auch Ferdinand VII. bewarb ſich zu gleicher Zeit um die Gunſt des Kaiſers Napoleon, der 14. April in Bayonne eintraf und nun die beiden ſpan. Könige nach dieſer franz. Grenzſtadt entbot. Indem ſich hier Napoleon zum Schiedsrichter aufwarf und Ferdinand mit Todesdrohungen einſchüchterte, gelang es ihm, denſelben erſt zur Niederlegung der Krone, dann zum Verzicht auf alle ſeine Rechte an S. zu bewegen. Eine gleiche Erklärung ſtellten Ferdinand's beide Brüder, die Infanten Don Carlos und Don Franciſco de Paula, aus. Schon vorher hatte Karl IV. zu Gunſten Napoleon's verzichtet. Karl IV., ſeine Gemahlin und der Friedensfürſt begaben ſich nach Compiègne und endlich nach Rom; Ferdinand und die Infanten wurden in Valençay bewacht. Jetzt berief Napoleon eine Junta von 150 ſpan. und amerik. Abgeordneten nach Bayonne und ernannte 6. Juni 1808 ſeinen Bruder Joſeph Bonaparte (ſ. d.), bisherigen König von Neapel, zum König von S. und Indien, indem er die Unabhängigkeit der ſpan. Monarchie in ihren bisherigen Grenzen anerkannte. Am 15. Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen König ſofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Am 7. Juli ward die neue ſpan. Verfaſſung, nach franz. Muſter, ſanctionirt und beſchworen, worauf König Joſeph 20. Juli in Madrid ſeinen Einzug hielt. Aber unter dieſer unerhörten Schmach erwachte die bisher gebundene Kraft der ſpan. Nation. Edle und unedle Elemente, Nationalſtolz und wilder Fremdenhaß, kühner Freiheitsſinn und mönchiſch-feudaler Fanatismus, alles wirkte gleichmäßig zuſammen, eine beiſpielloſe Kraft des Widerſtandes zu erwecken. Schon die Abführung des letzten Infanten rief 2. Mai einen furchtbaren Volksaufſtand in Madrid hervor, den die Franzoſen nur mit blutiger Strenge bewältigen konnten. Auf die Kunde von den Vorgängen in Bayonne bildeten ſich in allen ſpan. Provinzen Juntas, die im Namen des rechtmäßigen Königs Ferdinand VII. die Regierung ergriffen. Freiſcharen (Guerrillas) wurden organiſirt, um die Franzoſen zu bekämpfen, und auch die regulären ſpan. Truppen erklärten ſich meiſtentheils für die Nationalſache, welche bald in der Centraljunta von Sevilla eine Oberleitung erhielt. Die Umzingelung des franz. Generals Dupont und deſſen Capitulation bei Baylen (ſ. d.), die Aufhebung der Belagerung von Saragoſſa und die Flucht König Joſeph's aus Madrid 30. Juli entzündeten den Nationalgeiſt, und der Eindruck davon wirkte ſogar ermuthigend auf ganz Europa. Zugleich erhob ſich Portugal, wo Wellington (ſ. d.) mit einem engl. Corps landete und die Franzoſen durch die Capitulation von Cintra (30. Aug.) das Land zu räumen zwang. Zwar waren in offener Feldſchlacht die Franzoſen noch überlegen. Napoleon, der im Nov. ſelbſt mit neuen Truppen herankam, drang raſch vor, und 4. Dec. 1808 kehrte König Joſeph wieder nach Madrid zurück. Allein die zweite Belagerung von Saragoſſa (ſ. d.) bewies, welche Kraft der Widerſtand zu entfalten wußte. Der Krieg hatte den Charakter des furchtbarſten Volkskampfes angenommen, und die Regeln und Mittel der Napoleon'ſchen Kriegführung hatten hier keinen Erfolg. Inzwiſchen hatte ſich Oeſterreich zu dem Kriege von 1809 erhoben, der Napoleon und einen Theil ſeiner Heere nach Deutſchland zog, ſodaß er die

Leitung des Kriegs in S. seinen Marschällen überlassen mußte. König Joseph selbst, mit seinem Bruder uneinig, bei den Marschällen ohne Ansehen, war außer Stande, die Dinge zu beherrschen. Vergebens bemühten sich die Franzosen, Portugal wieder zu erobern und nach Cadix vorzudringen. Andererseits blieb Wellington's Sieg bei Talavera 27. und 28. Juli 1809 ohne Folgen, und die Engländer mußten sich gegen Portugal zurückziehen. Aber in Altcastilien, Catalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya konnten die Guerrillas weder durch mobile Colonnen besiegt, noch durch feste Plätze im Zaum gehalten werden. Indeß gelang den Franzosen ihr Hauptplan gegen Andalusien, und König Joseph hielt 1. Febr. 1810 seinen Einzug in Sevilla, von wo die Centraljunta 25. Jan. nach Cadix entflohen war. Gleich darauf (29. Jan. 1810) legte die Centraljunta ihre Gewalt in die Hände einer Regentschaft (von fünf Mitgliedern) nieder. Die langwierige franz. Belagerung von Cadix (s. d.) hatte keinen Erfolg; ebenso wenig die Expedition des Marschalls Masséna gegen Portugal (1810—11). Unterdeß war eine von der Regentschaft berufene außerordentliche Versammlung der Cortes in Cadix im Sept. 1810 zusammengetreten, welche sofort daran ging, eine neue Constitution für die span. Monarchie auszuarbeiten, wobei man theilweise die erste franz. Verfassung von 1791 zu Grunde legte. In dieser Zeit errangen die Franzosen wesentliche Erfolge und nahmen im Jan. 1812 auch Valencia ein. Allein Wellington drang wieder in S. vor und schlug die Franzosen 22. Juli unter Marmont entscheidend bei Salamanca. Abermals mußte König Joseph aus Madrid 11. Aug. flüchten, und die franz. Belagerung von Cadix mußte aufgehoben werden. Erst im Herbst, als Wellington sich vergeblich bemüht hatte, Burgos einzunehmen, die Franzosen aber beträchtliche Verstärkungen erhielten, zogen die Engländer sich nach der Grenze Portugals zurück, und die Franzosen rückten wieder in Madrid ein. Aber die Katastrophe, der Napoleon in Rußland unterlag, veränderte auch in S. die ganze Situation. Die span. Regentschaft, von Großbritannien und Rußland anerkannt, hatte indeß das von den Cortes 18. März 1812 vollendete neue Verfassungsgesetz sanctionirt und verkündigt. Im Anfang des J. 1813 ward ein Theil der franz. Armee aus S. nach Frankreich abberufen. König Joseph verließ 18. März Madrid, wohin er nicht mehr zurückkehrte, und concentrirte seine gesammte Macht in der Gegend von Burgos. Hier erkämpfte Wellington 21. Juni den glänzenden Sieg bei Vittoria (s. d.), nach welchem das franz. Heer über die Pyrenäen sich zurückzog. Joseph verließ jetzt S. auf immer, während dafür Napoleon den Marschall Soult zu seinem Stellvertreter und Oberfeldherrn der franz. Heere in S. ernannte. Dieser vereinigte die geschlagenen Heerhaufen und stellte eine beträchtliche Macht dem andringenden Sieger entgegen. Am 24. Juli begann der Kampf in den Pyrenäen. Man schlug sich auf allen Punkten bis zum 1. Aug.; aber Wellington behauptete seine Stellung und nahm 31. Aug. San-Sebastian mit Sturm. Als auch Pampelona 31. Oct. gefallen war, stand, Barcelona und einige andere catalon. Plätze ausgenommen, kein Feind mehr auf span. Boden. Darauf drang Wellington im Nov. 1812 in Frankreich ein, wo mit der blutigen Schlacht bei Toulouse 10. April 1814 der span. Befreiungskrieg (Halbinselkrieg) ein Ende nahm.

Schon vorher hatte Kaiser Napoleon durch den Tractat von Valençay 11. Dec. 1813 dem König Ferdinand VII. S. zurückgegeben, und König Joseph mußte abdanken. Die Cortes, seit Jan. 1814 in Madrid versammelt, luden Ferdinand VII., als ihn Napoleon wirklich frei ließ, sofort dahin ein, um den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ferdinand kam 24. März in Gerona an, begab sich aber nach Valencia und erklärte hier 4. Mai die Verfassung für nichtig. Die Masse des Volks, durch manchen Misgriff der Cortes, namentlich ihre Steuergesetze misvergnügt, war damit zufrieden, zumal Ferdinand zugleich erklärte, nicht den Despotismus wiederherstellen, sondern eine auf freisinnigen Grundlagen beruhende Verfassung einführen zu wollen. Beim Einzuge in Madrid, 14. Mai, ward Ferdinand mit dem Jubelruf: «Es lebe der absolute König!» begrüßt. Jenes Versprechen blieb unerfüllt; vielmehr begann eine grausame Verfolgung aller Anhänger sowol Joseph's wie der Cortes und der Regentschaft. Bald war das Ausland mit Tausenden von span. Flüchtlingen und Verbannten erfüllt, zum Theil solchen, die den größten Patriotismus in der Zeit des Befreiungskampfs bewährt hatten. Die Inquisition ward wiederhergestellt; Mönche, Klöster und Jesuiten lebten wieder auf; die Restauration ging bis über die Reformen Karl's III. zurück. Ein finsterer Despotismus, mit allen Mitteln rechtloser Gewaltthat durchgeführt, bezeichnete die neue Regierung, die ohne Fähigkeit und staatsmännischen Geist von den obscursten Hof- und Priestereinflüssen beherrscht war. Jede freie geistige Regung ward unterdrückt und bestraft, das materielle Wohl des Volks nicht gefördert. Nach außen war die Regierung nicht glücklicher als im Innern. Florida ward 1819 für 5 Mill.

Dollars an die Vereinigten Staaten verkauft; die abgefallenen amerik. Colonien wollte Ferdinand zurückerobern. Aber die Rüstungen gingen bei der ökonomischen Zerrüttung des Landes nur langsam von statten, und die Kriegsflotte befand sich in tiefstem Verfall. Natürlich machte sich die polit. Unzufriedenheit in weiten Kreisen geltend. Die oppositionellen Elemente sammelten sich in geheimen Verbindungen mit freimaurerischen Formen, die auf eine Revolution und Wiederherstellung der Constitution von 1812 hinarbeiteten. Auch unter der Armee gewann diese Richtung zahlreichen Anhang, namentlich bei den alten Offizieren des Befreiungskriegs, und die schlechtbesoldeten Soldaten ließen sich leicht zu Pronunciamentos hinreißen. Nachdem verschiedene Schilderhebungen von Mina (s. d.), Porlier u. s. w. mislungen, kam es endlich in dem Lager vor Cadix zu einem erfolgreichen Ausbruch. Am 1. Jan. 1820 proclamirte der Oberstlieutenant Riego (s. d.) an der Spitze von vier Bataillonen die Verfassung der Cortes. Mehrere Truppencorps folgten dem Beispiel, und Quiroga trat an die Spitze. Es bildete sich eine provisorische Regierungsjunta, und durch alle Provinzen verbreitete sich die Sache des Aufstandes; Madrid selbst gerieth in Bewegung. Der König suchte erst mit spärlichen Concessionen zu helfen, dann entschloß er sich, von wachsender Angst bedrängt, 7. März, die Wiederherstellung der Verfassung und die Berufung der Cortes von 1812 zu verkündigen. Eine Amnestie ward proclamirt, die Kerker der Inquisition wurden geöffnet, eine provisorische Junta gebildet, die mit dem König einstweilen die Geschäfte leiten sollte, und die Verfassung von Ferdinand beschworen. Binnen wenig Tagen war, mit geringen Ausnahmen ohne Widerstand, in ganz S. die neue Ordnung der Dinge anerkannt. Die Regierung begann nun, ohne daß der König sich widersetzte, zu reformiren. Aufhebung der Inquisition, der Patrimonialjustiz, der Zünfte, des Klosterzwangs, eine neue Eintheilung des Reichs, Errichtung von Nationalgarden waren die ersten Maßregeln. Als die Cortes 9. Juli 1820 zusammentraten, wurden, um der Finanznoth abzuhelfen, ein Theil der Klöster und die Majorate aufgehoben. Nicht alle diese Schritte waren bei der Masse des Volks populär, zumal sich der materielle Zustand zunächst nicht besserte. Schon bildeten sich Guerrillas, und an der portug. Grenze trat eine sog. apostolische Junta auf mit der ausgesprochenen Absicht, die absolute Königsgewalt, die mönchischen und feudalen Institutionen wiederherzustellen. Das Ministerium, in dem anfangs Arguelles (s. d.), *später* Martinez de la Rosa (s. d.) den Vorsitz führte, und die Cortes bemühten sich, die Ordnung gegen die extremen Factionen zu erhalten; einschränkende Gesetze gegen den Misbrauch der Presse und des Clubs wurden erlassen. Am 17. April 1821 wurden sogar alle Uebertreter und Gefährder der Verfassung mit Tod oder Verbannung bedroht, auch Kriegsgerichte gegen die Verschwörer eingesetzt. Aber trotzdem griffen die exaltirt demokratischen Fractionen, die sog. Comuneros und Descamisados (Ohnehemden, dem franz. Sansculotte entsprechend), im stillen immer weiter um sich, während andererseits die sog. Apostolische Partei mit Hülfe der Priester das Landvolk anhetzte. Zwar wurden die einzelnen Banden ihrer sog. Glaubenssoldaten anfangs überwältigt und zerstreut, und auch ein Versuch derselben Partei, durch die Garden in Madrid eine Contrerevolution zu bewerkstelligen, 7. Juli 1822, schlug fehl. Aber in den nördl. Provinzen, namentlich in Catalonien, Navarra und Biscaya, gewann die Apostolische Partei zahlreichen Anhang und installirte 15. Aug. 1822 zu Seu de Urgel eine Regentschaft, die im Namen des «gefangenen» Königs alles wiederherzustellen befahl, wie es vor dem März 1820 bestanden hatte. Es gelang jedoch dem General Mina, die sog. Glaubensarmee auseinanderzusprengen, sodaß die Regentschaft 28. Nov. 1822 über die franz. Grenze flüchten mußte. Inzwischen hatte bei den Neuwahlen die exaltirte Partei (Exaltados) über die Gemäßigten (Moderados) gesiegt und die Majorität in den Cortes von 1822 erlangt; auch das Ministerium Martinez hatte einem Exaltado-Cabinet unter San-Miguel's Vorsitz weichen müssen. Dadurch ward der Conflict mit dem Ausland beschleunigt. Der Congreß zu Verona (s. d.) trat im Spätherbst 1822 hauptsächlich wegen der span. Verhältnisse zusammen, und Frankreich vereinigte sich dort mit den Höfen des Ostens zu einer Einmischung in die span. Angelegenheiten. Das Ansinnen einer Verfassungsveränderung und Herstellung der königl. Souveränetät wurde im Jan. 1823 von der span. Regierung und den Cortes in energischer Weise zurückgewiesen, während man zugleich über die Duldung und Begünstigung der geflüchteten Apostolischen in Frankreich und die Aufstellung eines franz. Beobachtungscorps an der span. Grenze Beschwerde erhob. Darauf reisten der österr., preuß., russ. und franz. Gesandte aus Madrid ab, und Frankreich schritt nach Verabredung zur militärischen Intervention. Am 2. April erließ der Herzog von Angoulême, als Oberanführer des franz. Interventionsheeres, von Bayonne aus einen Aufruf, worin er erklärte, nicht als Feind zu kommen, sondern nur um S. von der Revo-

lution zu befreien. Am 7. überschritt sein Heer die Bidassoa, und bald organisirte sich neben demselben eine neue span. Glaubensarmee. Eine provisorische «Regierungsjunta für S. und Indien» erklärte alle Beschlüsse der Cortes für nichtig und verkündete die Herstellung der vorrevolutionären Zustände. Das constitutionelle Ministerium hatte indeß den König nicht ohne Widerstreben dazu vermocht (20. März), die Regierung nach Sevilla zu verlegen. Aber zu einem nationalen Kampfe, wie er 1808—12 geführt worden, fehlten die Elemente. Die Masse des Volks war entweder ohne Verständniß für die Verfassung oder vom Klerus dagegen fanatisirt. Die gebildeten Klassen zeigten mehr Anhänglichkeit, aber nicht immer genug Opfermuth für den neuen Zustand der Dinge. Als die Franzosen einrückten, unter tüchtigen Führern, mit guter Mannszucht und vorsichtiger Schonung des Volksgeistes, standen gegen sie vier span. Armeecorps aufgestellt. Das erste unter Ballesteros (s. d.) hinter dem Ebro, das zweite unter Mina in Catalonien, das dritte unter O'Donnell (s. d.) bei Madrid, ein viertes unter Morillo (s. d.) in Galicien und Asturien. Beim Vorrücken der Franzosen zog sich Ballesteros nach Valencia zurück; O'Donnell knüpfte verrätherische Unterhandlungen an. So wurden die Provinzen Castilien, Aragonien und Obercatalonien fast ohne Kampf von den Franzosen besetzt und der Herzog von Angoulême zog 24. Mai in Madrid ein. Eine von ihm eingesetzte Regentschaft begann sogleich das Werk der Restauration. Auch Verfolgungen und Ausschweifungen der siegenden Apostolischen Partei blieben nicht aus, und die Franzosen mußten nicht selten mildernd und abwehrend dazwischen treten. Vom vordringenden Feinde bedroht, verlegten die Cortes ihren Sitz nach Cadix, wohin auch der König sie (13. Juni) begleiten mußte. In der span. Armee begann allenthalben Entmuthigung und Desertion. Morillo in Galicien schloß einen Waffenstillstand und unterwarf sich der Regentschaft. Ballesteros, von Stellung zu Stellung gedrängt, schloß zu Granada 4. Aug. eine Capitulation mit den Franzosen. Cadix war indeß zu Land und zur See blokirt worden. Angoulême erstürmte 31. Aug. den Trocadero, und die Stadt ward nun eng eingeschlossen und bombardirt. Noch vor dem drohenden Sturme beschlossen die Cortes (28. Sept.), sich aufzulösen und den König freizulassen, der darauf 1. Oct. sich in das franz. Lager begab. Vorher hatte er eine Proclamation erlassen, worin er vollständige Amnestie, Anerkennung der von der constitutionellen Regierung contrahirten Staatsschulden, Belassung aller Beamten in ihren Aemtern und Herstellung einer Verfassung zusagte. Mit der Einnahme von Cadix war der Krieg beendigt. Auch Mina, der in Catalonien einen geschickten Gebirgskrieg gegen die Franzosen geführt hatte, schloß jetzt eine Capitulation 1. Nov. und ging nach England. Mehrere andere constitutionelle Generale, viele Cortesmitglieder und hervorragende Personen, die sich compromittirt fühlten, entflohen ins Ausland. Die schon von der Regentschaft begonnene polit. Verfolgung nahm jetzt noch größern Umfang an. Vergebens hatte der Herzog von Angoulême persönlich und in officiellen Erklärungen zur Mäßigung gerathen. Ferdinand VII. hob alle Beschlüsse der constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oct. 1823 auf und bestätigte die der Regentschaft, deren Minister von ihm beibehalten wurden. Zugleich wurden die Gefängnisse gefüllt, Riego hingerichtet und die brutalsten Ausschweifungen gegen Misliebige begangen. Zwar mußte der König auf das Dringen der auswärtigen Diplomatie wenigstens die Wiederherstellung der Inquisition unterlassen und das Ministerium im gemäßigten Sinne (Ofalia, später Zea Bermudez) ändern; allein die Apostolische Partei behauptete mit Hülfe des Justizministers Calomarde (s. d.) ihren Einfluß. Der Credit war durch die Ungültigkeitserklärung der Cortesanleihen gänzlich erschüttert, die Staatskasse leer und drückende neue Steuern nothwendig. Ein Amnestiedecret vom 1. Mai 1824 verdiente wegen seiner zahlreichen Ausnahmen kaum diese Bezeichnung. Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen die Lage S.s nichts weniger als beruhigt erschien, und die Regierung schloß einen Vertrag ab, wonach das Land von den Franzosen noch ferner besetzt bleiben sollte. Gleichwol galt Ferdinand VII. den Augen der fanatischen Priester und Absolutisten noch nicht für energisch genug, und es bildete sich in diesem Kreise eine Partei, die auf die Erhebung seines Bruders, Don Carlos (s. d.), hinarbeitete, den man als ein blindes Werkzeug der apostolischen Faction kannte. Von dieser Seite wurden nun mehrere Schilderhebungen angestellt, unter denen der Aufstand der sog. Agraviados (s. d.) in Catalonien 1827 am bedeutendsten war. Doch wurden dieselben blutig unterdrückt. Nicht minder mißglückten einzelne kleine constitutionelle Pronunciamentos, welche zu neuen Verfolgungen gegen die Liberalen den Anlaß gaben. Endlich zu Anfang 1828 zogen die franz. Occupationstruppen wieder aus S. ab. Der Zustand der Monarchie war in jeder Hinsicht trostlos. Inzwischen hatten die span. Colonien in Amerika ihren Un-

abhängigkeitskampf durchgekämpft und waren von Großbritannien und den Vereinigten Staaten als selbständige Republiken anerkannt worden. Die letzten span. Waffenplätze auf dem amerik. Festlande, das Fort San-Juan de Ulloa (23. Nov. 1825) und Callao bei Lima (22. Jan. 1826), gingen verloren. Nur die westind. Inseln Cuba und Portorico und die Philippinen im ostasiat. Archipel blieben unter span. Herrschaft.

In die unglücklich gespannten Verhältnisse warf König Ferdinand VII. neuen Stoff der Zerrüttung, indem er, zum vierten mal vermählt (1829) mit der klugen und intriganten Maria Christina (s. d.) von Neapel, aus Liebe zu dieser und aus Abneigung gegen seinen Bruder Carlos durch eine pragmatische Sanction vom 29. März 1830 das 12. Mai 1713 erlassene Salische Gesetz (s. d.) des bourbon. Hauses aufhob, welches die Töchter von der Thronfolge ausschloß. Die 10. Oct. 1830 von Christina geborene Infantin Isabella ward infolge davon zur Thronfolgerin erklärt. Nichtsdestoweniger arbeiteten die Apostolischen (Karlisten) für die Erhebung des Don Carlos. Andererseits, als nach der franz. Revolution 1830 Ferdinand VII. anfangs die Anerkennung des Königs Ludwig Philipp verweigerte, glaubten die constitutionellen Emigranten ihre Zeit gekommen; allein ihre Hoffnungen auf franz. Hülfe wurden getäuscht, und sowol Mina's Versuch als eine Soldatenemeute in Cadix und die Landung des Obersten Torrijos endeten unglücklich (letztere mit dem tragischen Tode des Führers). Indessen verfiel Ferdinand im Sept. 1832 in eine lebensgefährliche Krankheit. In diesem Zustande gelang es der apostolischen Partei, mit Hülfe des Ministers Calomarde, von dem König einen Widerruf der pragmatischen Sanction von 1830 zu erschleichen. Aber die Intrigue ward vereitelt, die Partei gestürzt und der Einfluß Maria Christina's allmächtig. Auf die Dauer von des Königs Krankheit zur Regentin ernannt (4. Oct. 1832), mit einem moderirten Ministerium (Ofalia und Zea-Bermudez) umgeben, begann sie mit mildern Maßregeln gegen die politisch Verfolgten und wandte ihre Energie hauptsächlich gegen die Karlisten. Don Carlos selbst begab sich zu Dom Miguel nach Portugal und protestirte 29. April 1833 gegen seine Ausschließung vom Throne, welchem Proteste sich später die bourbon. Dynastien in Italien anschlossen. König Ferdinand ließ dagegen die alten Cortes 20. Juni 1833 nach Madrid berufen, um den Eid der Treue für die Thronfolgerin zu leisten. Am 29. Sept. 1833 starb Ferdinand VII., und nun succedirte seine älteste Tochter Isabella II. (s. d.), während, gemäß testamentarischer Vorschrift, für die Zeit von deren Minderjährigkeit die Königin-Witwe Maria Christina die Regentschaft übernahm. Der Tod des Königs ward das Signal für die seit lange vorbereitete Erhebung der Karlisten. Auf dem platten Lande, namentlich in den baskischen Provinzen, war die Stimmung des Volks für Don Carlos: man sah in ihm den Repräsentanten der alten monarchischen und kirchlichen Ordnung, den Schützer der hergebrachten provinziellen Vorrechte. (S. Fueros.) Bilbao und Vittoria wurden von den karlistischen Bauern im Oct. 1833 besetzt, die Landesbewaffnung angeordnet und Don Carlos unter dem Namen Karl V. als König ausgerufen. Zwar drangen die Generale der Regentin vor und besetzten jene Städte, worauf zur Strafe die baskischen Fueros 3. Dec. 1833 aufgehoben wurden. Aber nun entbrannte der Aufstand im Baskenlande und Navarra, der an Thomas Zumalacarregny einen begabten und energischen Anführer fand, zu hellen Flammen und nahm einen ähnlichen Charakter an wie einst der Kampf gegen die Franzosen. Die Insurgenten hatten für sich das Landvolk, die Mönche, die Ortskenntniß und die Uebung im Gebirgskriege. An einem Orte überwunden, tauchten sie am andern wieder auf. Dieser weitaussehende Kampf rief in der polit. Gestaltung Spaniens einen Umschwung hervor. Die Regentin mußte sich der bisher verfolgten Liberalen, welche im Mittelstande, in den Städten und im Heer noch immer großen Anhang hatten, als Verbündeter zu versichern suchen und ihren Forderungen nachgeben. So wurde 15. Jan. 1834 Zea-Bermudez, der Vertreter des gemilderten Absolutismus, durch Martinez de la Rosa (s. d.) ersetzt und 10. April 1834 das Estatuto real erlassen, welches eine beschränkte constitutionelle Verfassung mit zwei Kammern einsetzte. Die neuen Cortes wurden einberufen, eine ausgedehnte Amnestie verkündigt. Zugleich verband sich S. mit England, Frankreich und Portugal zu der Quadruppleallianz vom 22. April 1834, deren nächster Zweck die Aufrechterhaltung der constitutionellen Ordnung gegen Dom Miguel und Don Carlos war. Inzwischen war Don Carlos im Juli 1834 in Navarra erschienen. Auch in Catalonien regte sich jetzt für ihn eine Partei, unter deren Anführern besonders Cabrera (s. d.) sich bald einen hervorragenden Namen machte. Dagegen erfolgte jetzt ein Beschluß beider Kammern der Cortes 3. Sept. und 8. Oct. 1834, welcher Don Carlos nebst seiner Nachkommenschaft auf immer von der span. Thronfolge ausschloß. Der Bürgerkrieg zwischen den Karlisten und den Christinos (Anhängern der Regentin) wurde

mit Grausamkeit und Erbitterung auf beiden Seiten geführt. Aber die Feldherren der Regentin waren nicht glücklich, Rodil und Mina so wenig wie ihr Nachfolger Valdes. Der letztere wurde in den viertägigen Gefechten vom 21. bis 24. April 1835 von Zumalacarregny geschlagen und nach Logroño zurückgedrängt. Neue Niederlagen bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai) nöthigten die Regentin, die bewaffnete Intervention der Verbündeten anzurufen. Es wurden span. Werbungen in England gestattet und auch den Franzosen erlaubt, in die Dienste der Königin Isabella zu treten, ebenso der franz. Fremdenlegion in Afrika. Auch stellten sich franz. und engl. Kreuzer an der span. Küste auf, wo die letztern thätigen Antheil an der Vertheidigung der Seeplätze nahmen, und ein portug. Hülfscorps rückte in S. ein. Am 10. Juni 1835 fand in Madrid ein völliger Ministerwechsel statt: an die Stelle des Premierministers trat Graf Toreño. Der infolge einer Verwundung erfolgte Tod Zumalacarregny's (vor Bilbao 24. Juni 1835) gab zugleich der Sache der Karlisten, die in diesem ausgezeichneten Feldherrn ihre tüchtigste Stütze verloren, eine nachtheilige Wendung. Doch beschränkte sich der im Juli 1835 neuernannte Oberbefehlshaber der Christinos, General Cordova, vorläufig eine strenge militärische Blokade gegen die insurgirten baskisch-navarresischen Lande zu handhaben. Nunmehr landete das erste Bataillon der in England geworbenen Freiwilligen in San-Sebastian, wo nach und nach ein engl. Soldheer von 10000 Mann unter dem General Evans zu der span. Armee stieß. Der Liberalismus forderte jetzt laut die Aufhebung der Klöster, und der Pöbel fiel über die Mönche her. Ein Decret vom 29. Juli erschien, welches eine große Anzahl Klöster aufhob. Dennoch kamen 5. Aug. in Barcelona große Ausschweifungen vor, und eine provisorische Junta ward errichtet, welche an die Regierung drohende Vorstellungen erließ. Barcelonas Beispiel fand bald Nachahmungen; in den meisten Provinzen bildeten sich Junten, welche die Constitution von 1812 verlangten. Am 14. Sept. erfolgte der Sturz des Ministeriums Toreño, und Mendizabal (s. d.) trat an seine Stelle. Diesem gelang es für den Augenblick, den revolutionären Sturm zu beschwören, indem er unbeschränkte Preßfreiheit und allgemeine Volksbewaffnung bewilligte und auch eine Revision des Estatuto real versprach. Doch mußte er wegen der heftigen Opposition schon 27. Jan. 1836 zu einer Auflösung der Cortes schreiten. Auch Mendizabal's Bemühungen zur Wiederherstellung der Finanzen, zu welchem Zweck 9. März alle Güter der Klöster und der drei Ritterorden (wie schon früher die Güter der Inquisition) für den Staatsschatz eingezogen wurden, hatten keinen rechten Erfolg. Neue Unruhen brachen aus, besonders in Barcelona und Saragossa. Dazu kam der grausame Krieg in den insurgirten Nordprovinzen. Cordova verhinderte zwar die Ausbreitung des Aufstandes nach Castilien und Valencia; allein erst mit Espartero's (s. d.) Uebernahme des Oberbefehls begann sich die Stellung der Regierungstruppen zu bessern. Unterdeß bereitete sich in dem constitutionellen S. ein neuer Umsturz vor. Mendizabal mußte 15. Mai einem Ministerium Isturiz (s. d.) Platz machen, das infolge eines Mistraucusvotums 22. Mai die Cortes auflöste. In mehrern Städten brachen nun Empörungen aus, und es wurde die Constitution von 1812 proclamirt. Um die Hauptstadt Madrid in Ruhe zu halten, waren außerordentliche militärische Vorkehrungen getroffen. Aber in der Nacht vom 12. bis 13. Aug. zog das vierte Garderegiment unter Anführung des Sergeanten Garcia nach dem Lustschlosse La Granja (San-Ildefonso), wo sich der Hof aufhielt, und zwang die Regentin, sich für die Constitution von 1812 zu erklären. Zu gleicher Zeit brach in Madrid der offene Aufstand aus. Die Minister mußten flüchten; der Generalkapitän Quesada mit vielen Offizieren wurde ermordet. So war das Estatuto real umgestoßen, und ein königl. Decret vom 15. Aug. setzte die Constitution von 1812 wieder in Kraft, vorbehaltlich einer Revision durch die Cortes. Zugleich ward ein neues Cabinet unter Calatrava (s. d.) und Mendizabal gebildet. Die 24. Oct. eröffneten constituirenden Cortes bestätigten Maria Christina in der Regentschaft (19. Nov. 1836) und begannen darauf die Revision der Verfassung, wobei die franz. Charte von 1830 als Muster diente. Am 18. Juni 1837 ward dieselbe verkündigt und von der Regentin beschworen.

Zum Glück für die Sache Isabella's II. war auch im karlistischen Lager die Einigkeit nicht groß. Zwar war in Cabrera (s. d.) ein hervorragendes militärisches Talent an die Spitze getreten. Derselbe wußte sich 1836 im südl. Aragonien ein Heer zu gründen, mit welchem er die Christinos schlug, und sich völlig zum Herrn der Gebirgsgegend zu machen, wo die Gebiete von Aragonien, Catalonien, Valencia und Neucastilien aneinanderstoßen. Dagegen war die Kriegführung im Baskenlande und in Navarra mittelmäßig, das Hauptquartier des Don Carlos selbst von Intriguen und Zerwürfnissen beherrscht. So mislang denn auch die Expedition, welche Mai bis Sept. 1837 von der ganzen karlistischen Macht anfangs unter glücklichen Erfolgen

gegen Madrid unternommen ward. Espartero eilte zum Schutze der Hauptſtadt herbei, ſchlug die Feinde in mehrern Gefechten und zwang ſie, über den Ebro zurückzukehren. Demoraliſation im karliſtiſchen Lager waren die Nachwirkungen dieſes Mislingens. Während Espartero im Baskenlande immermehr Terrain gewann und 1838 den Karliſten eine Reihe kleiner Niederlagen beibrachte, blieb doch Cabrera im Nordoſten ſiegreich, befleckte aber ſeinen Ruhm durch Grauſamkeit. Die europ. Mächte mußten ſich ſogar bei Don Carlos und der Regentin zugleich für eine menſchlichere Kriegführung verwenden. Im Frühjahr 1839 war der größere Theil der nördl. Provinzen in Espartero's Gewalt, und es kam ihm dabei der Zuſtand im karliſtiſchen Lager trefflich zu Hülfe. Hier hatte ſich die Apoſtoliſche (Caſtilianiſche) Partei, deren Hauptſtützen die Prinzeſſin von Beira, Don Carlos' zweite Gemahlin, und der Biſchof von Leon waren, mit der eigentlichen Baskiſchen (fueriſtiſchen) Partei entzweit. In der Armee ſelbſt ſprach ſich dieſe Zerrüttung der karliſtiſchen Sache deutlich aus. Endlich ward im Aug. 1838 Rafael Maroto (ſ. d.) an die Stelle des unfähigen Guergue zum Oberbefehlshaber ernannt. Als gegen dieſen die Apoſtoliſche Partei eine förmliche Verſchwörung anzettelte, ließ er 19. und 20. Febr. 1839 die zwanzig Hauptverſchworenen, darunter General Guergue, nach Kriegsrecht erſchießen. Don Carlos, welcher dieſe Execution vergebens zu verhindern geſucht hatte, entſetzte 21. Febr. Maroto als Verräther des Commandos. Aber das Heer blieb dem Feldherrn treu, und als dieſer nun gegen das Hauptquartier anrückte, mußte Don Carlos 24. Febr. nicht nur das Entſetzungsdecret widerrufen, ſondern auch die Häupter der Apoſtoliſchen Camarilla verbannen. Doch die Intriguen dauerten fort, und ſo knüpfte Maroto Unterhandlungen mit Espartero an, der ſein Kampfgenoſſe in Südamerika (ſ. Ayacucho) geweſen war. Am 31. Aug. 1839 wurde zu Bergara ein Vertrag zwiſchen Espartero, Maroto und 50 karliſtiſchen Chefs unterzeichnet, wonach 18 Bataillone und fünf Schwadronen der Karliſten ſofort die Waffen niederlegten und ſich in ihre Heimat begaben. Don Carlos ſah ſich zum Rückzug ins Baſtanthal und von da zur Flucht auf das franz. Gebiet genöthigt (15. Sept. 1839), wo man ihn in Bourges internirte. Damit waren Navarra und die baskiſchen Provinzen unterworfen. In Niederaragonien und Catalonien dauerte der Krieg fort. Cabrera vermochte ſich hier jedoch auf die Länge nicht zu behaupten. Derſelbe mußte im Mai 1840 über den Ebro nach Nordcatalonien ziehen und 6. Juli ebenfalls die franz. Grenze überſchreiten. Auch die übrigen karliſtiſchen Häuptlinge unterwarfen ſich oder flüchteten nach Frankreich, ſodaß im Spätſommer 1840 ganz S. als der Regierung der Königin Iſabella II. unterworfen betrachtet werden konnte.

Während der letzten Jahre des Bürgerkriegs hatte das conſtitutionelle S. einen ununterbrochenen Parteikampf durchgemacht. Derſelbe ward noch durch fremde Intriguen verſchlimmert, indem Frankreich die Gemäßigten (Moderados), Großbritannien die liberale Fortſchrittspartei (Progreſſiſten oder Exaltados) begünſtigte. Ein Miniſterium folgte dem andern, und die Cortes wurden wiederholt aufgelöſt. Gleichzeitig verſcherzte die Regentin durch ihre Habſucht und ihren Liebeshandel mit Muñoz alle öffentliche Achtung. Endlich kam es zur Kriſis. Der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Gemeindeordnung (ſ. Ayuntamiento) ſtieß bei den Cortes und außerhalb derſelben auf den größten Widerſtand, weil er ganz nach franz. Muſter gemodelt war und die althergebrachte Freiheit der ſpan. Gemeinden zu vernichten drohte. Die Cortes wurden deshalb Nov. 1839 aufgelöſt und neue gewählt, in welchen die Moderados die Oberhand gewannen. Als nun von dieſen das Ayuntamientogeſetz angenommen ward und 15. Juli 1840 die königl. Beſtätigung erhielt, brach, während die Regentin auf einer Reiſe nach Barcelona begriffen, die Bewegung in Madrid 1. und 12. Sept. aus und verbreitete ſich ſchnell über ganz S. Maria Chriſtina verſuchte alle Mittel, den Sturm abzulenken; aber umſonſt. Es blieb ihr nur übrig, Espartero zum Miniſterpräſidenten zu ernennen, mit der unbeſchränkten Vollmacht, ſich ſein Miniſterium zu bilden. Sie hielt es unter dieſen Umſtänden gerathen, 12. Oct. 1840 in Valencia völlig abzudanken und ſich nach Frankreich einzuſchiffen, wohin ſich auch die Häupter der geſchlagenen Moderadospartei begaben. Vorläufig führte jetzt das Miniſterium die Regentſchaft. Dann erwählten die neuberufenen Cortes 8. Mai 1841 Espartero zum Regenten während der Minderjährigkeit der Königin und Arguelles zum königl. Vormund. Die Stellung Espartero's war trotz der Popularität, die er in dieſem Augenblicke genoß, ungemein ſchwierig. Er hatte die fortgeſetzte Thätigkeit Maria Chriſtina's, welche von der franz. Politik eifrig unterſtützt ward, gegen ſich. Es haßten ihn die Moderados und die Karliſten; aber auch unter ſeiner eigenen Partei, den Progreſſiſten, gab es Eiferſüchtige und Mistrauiſche genug, welche die Schwierigkeiten vermehrten. Sein Plan, das Prohibitivſyſtem zu mildern, ward von den Fabrikanten als Hinneigung zu den Engländern und deren Intereſſen

gedeutet, was ihm und seinen Anhängern den Spitznamen der Anglo-Ayacuchos zuzog. Die unvermeidlich gewordene Veräußerung der geistlichen Güter weckte die Opposition Roms und rief die im Volk ungern gesehenen Strafmaßregeln gegen die widerspenstigen Geistlichen hervor. Die Zerrüttung der Finanzen, eine Erbschaft der Vorgänger, konnte nicht beseitigt werden. Sonst war die Verwaltung moralischer und der polit. Zustand, trotz mancher Misgriffe, freier als unter irgendeiner Regierung seit dem Ausbruche der span. Revolutionen. Aber die Factionen vermochten dies nicht zu würdigen, und die Regierung Espartero's wurde darum durch immer neue Aufstände gestört. Zuerst erhoben sich im Oct. 1841 Militäraufstände, die Maria Christina angestiftet. General Leopold O'Donnell (s. d.) bemächtigte sich der Citadelle von Pampelona und suchte Navarra und das Baskenland aufzuwiegeln, mußte aber nach wenigen Tagen über die franz. Grenze flüchten. General Diego Leon büßte seinen Versuch, die Königin in der Nacht vom 7. bis 8. Oct. aus dem Palast zu entführen, mit dem Leben. Dann folgten Unruhen in Barcelona, dem Mittelpunkt der republikanisirenden Fraction der Progressisten und zugleich dem Sammelplatze der unzufriedenen industriellen Bevölkerung; auch diese wurden 15. Nov. 1841 nochmals unterdrückt. In den Cortes begann eine ultraprogressistische Opposition, und die Anhänger der Maria Christina waren unermüdlich thätig, die Wirren für sich auszubeuten. Endlich brach 15. Nov. 1842 in Barcelona (s. d.) eine Empörung aus. Die Truppen wurden in die Forts zurückgedrängt, und eine ganz republikanische Junta hatte die Regierung in die Hand genommen. Espartero selbst begab sich nach Barcelona, und da die Stadt sich weigerte, ohne Bedingung zu capituliren, zwang er sie durch ein schonungsloses Bombardement 3. Dec. 1842 zur Uebergabe. Durch diese Schreckensmaßregel verlor der Regent vollends seine Popularität. Die Neuwahlen zu den Cortes ergaben eine entschiedene progressistische Mehrheit. Der Regent entschloß sich 10. Mai 1843 aus derselben ein Ministerium zu bilden und gewährte zugleich eine allgemeine Amnestie, wodurch das Land allen Intriguen der zurückkehrenden Moderados und Christinos preisgegeben ward. Aber schon neun Tage später trat dies Ministerium zurück, weil Espartero sich nicht hatte entschließen wollen, seine aus Ayacuchos bestehende Umgebung zu entlassen. Die Cortes schlossen sich einmüthig der Politik der abtretenden Minister an, und als sie vertagt wurden, verpflanzte sich die Agitation rasch über das ganze Land. Schon 23. Mai erhob sich Malaga, wenige Tage später Granada; zugleich machte Prim (s. d.) in seiner Vaterstadt Reus den Anfang der Erhebung Cataloniens. Ueberall erfolgten nun Pronunciamentos im Sinne des Aufstandes; die Agenten und das Geld Maria Christina's halfen die Bewegung schüren. Narvaez (s. d.) übernahm in Valencia die Leitung und rückte gegen Madrid vor. Der Abfall der Behörden, Generale und Truppen mehrte sich mit jedem Tage. Espartero selbst stand mit einer kleinen Macht in Albacete, durch Krankheit an rascher Thätigkeit gehemmt, während 1. Juli die provisorische Regierung zu Barcelona ihn seiner Würde verlustig erklärte. Der Fall des treugebliebenen Madrid, das den Truppen der Gegner 22. Juli die Thore öffnen mußte, nahm Espartero die Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand. Er zog sich nach dem Süden zurück und schiffte sich 30. Juli 1843 in Cadix nach England ein.

Die heterogenen Elemente der Coalition, welche Espartero gestürzt, stellten neue Erschütterungen in Aussicht. Vorerst bemächtigten sich die Führer der Moderados, Narvaez, O'Donnell und Concha, aller wichtigen militärischen Stellen, und wenn auch der Progressist Lopez wieder an die Spitze des Ministeriums trat und die progressistischen Juntas überall noch fortbestanden, sah man doch deutlich, daß der Sieg über den Regenten für die Moderados erfochten war. Dies weckte neuen revolutionären Widerstand in Catalonien und namentlich in Barcelona, wo die demokratische Partei erkannte, daß sie sich hatte misbrauchen lassen. Diese Aufstände, die sich bis ins folgende Jahr ausdehnten, wurden allmählich überwältigt. Die im Oct. 1843 neu zusammentretenden Cortes erklärten die Königin Isabella II. 8. Nov. vor der Zeit für mündig und halfen dem Schattenregiment, das die Progressisten dem Namen nach noch führten, rasch ein Ende machen. Erst trat Lopez zurück und erhielt noch 21. Nov. Olozaga zum Nachfolger; aber schon acht Tage nachher ward auch dieser gestürzt. Nun kam ein ehrgeiziger progressistischer Apostat Gonzales Bravo, 1. Dec. 1843, ans Ruder, welcher ganz zu den Moderados überging und nicht nur die verhaßte Gemeindeordnung vom 15. Juli 1840 unverändert wiederherstellte, sondern auch die Königin-Mutter Maria Christina nach S. zurückberief. Der Ausbruch neuer Unruhen gab den Anlaß, im Febr. 1844 den Belagerungszustand über ganz S. zu verhängen und die Nationalgarden zu entwaffnen. Narvaez ward factisch mit der Militärdictatur bekleidet und bildete nach der Entlassung Bravo's, Mai 1844, ein reines Moderado-Ministerium, in das namentlich auch Martinez de la Rosa eintrat. Es begann nun

offen ein streng militärisches Regiment. Die Neigung der Restauration gab sich zunä[chst] in den Unterhandlungen mit Rom kund, um derentwillen der Verkauf der geistlichen Güter [ein]gestellt ward. Mit Hülfe der gefügigen Cortes wurde die Verfassung von 1837 durchgreifen[d] revidirt (23. Mai 1845), namentlich aus der Einleitung der Grundsatz der Volkssouveränetät [ge]strichen, das Wahlrecht und die Preßfreiheit beschränkt, die Nationalgarde abgeschafft. Dagegen begann jetzt eine bessere Fürsorge für die materiellen Interessen des Landes. Handel und [In]dustrie hoben sich wieder; Heer und Flotte, Unterrichtswesen und Steuerwesen wurden reor[ga]nisirt; der Finanzminister Mon brachte den Staatshaushalt einigermaßen wieder in Ordnung. Die Nation, durch die Bürgerkriege erschöpft, ließ sich alles ruhig gefallen. Einige progressistische Schilderhebungen 1845 fanden wenig Zulauf und wurden schnell und blutig niedergeschlagen. Indessen hatte eine wichtige Angelegenheit die span. wie die auswärtige Politik zu beschäftigen begonnen: die Vermählung der Königin. Als Bewerber waren der Infant Franz d'Assis, Gemahl der Infantin Don Francisco de Paula, der Graf von Trapani, Bruder Ferdinand's II. von Sicilien, genannt worden. Nun regte sich auch Don Carlos und verzichtete 18. Mai 1845 zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen Montemolin, dessen Candidatur die nordischen Höfe unterstützten. Gleichzeitig spann Maria Christina mit Ludwig Philipp eine Intrigue, die einem Sohn desselben, dem Herzog von Montpensier, durch Vermählung mit der Infantin Maria Luisa, Schwester Isabella's, die Aussicht auf den span. Thron verschaffen sollte. Narvaez, der diesem Plan nicht geneigt war, ward durch Palastintriguen gestürzt und mußte April 1846 S. verlassen, um einem Cabinet Isturiz-Mon-Pidal Platz zu machen. Inzwischen war die Heirathsangelegenheit zur Reife gelangt. Zwar hatten sich Frankreich und England im Herbst 1845 verständigt, daß, wenn Isabella ihren Vetter Franz d'Assis heirathe, die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Montpensier erst dann stattfinden dürfe, wenn Isabella Nachkommen habe. Um sich dieses Versprechens zu entledigen, benutzte die franz. Politik den Zwischenfall, daß der engl. Gesandte in Madrid, Bulwer, den Prinzen Leopold von Koburg wieder als Candidaten vorschob, wovon früher das brit. Ministerium Abstand genommen hatte. Plötzlich ward 8. Aug. die Doppelvermählung des Infanten Don Franz d'Assis mit der Königin und des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Maria Luisa officiell erklärt und 10. Oct. 1846 vollzogen. In S. war diese Familienverbindung mit dem franz. Königshause und die eventuelle Aussicht auf eine franz. Thronfolge keiner Partei genehm. Im Auslande erschien dieselbe als ein Triumph der franz. Politik, der namentlich in England Erbitterung erregte; aber durch die Februarrevolution von 1848 verlor diese span. Heirath jede polit. Bedeutung.

Maria Christina sollte zunächst nicht die Früchte ihrer Intrigue ernten. Das Ministerium Isturiz konnte sich vor den neuen Cortes, die Ende 1846 zusammentraten, nicht behaupten; es folgte erst im Jan. 1847 ein Cabinet unter dem Herzoge von Sotomayor, dann im März unter Pacheco. Zugleich machte sich die progressistische Opposition wieder bemerkbar und griff Maria Christina und ihre Finanzkünste heftig an. Zwischen der Königin und ihrem Gemahl trat offene Entzweiung ein. Isabella suchte sich dem Einflusse ihrer Mutter und der Moderados zu entziehen und wandte ihre Gunst dem jungen General Serrano (s. d.) zu, der sich unter den vorgeschrittenen Progressisten gegen Espartero hervorgethan hatte. Die Minister suchten den Einfluß des Günstlings zu brechen, aber ohne Erfolg. Maria Christina selbst zog sich nach Frankreich zurück. Auf Grund der Quadruple-Allianz von 1834 wirkte ein span. Hülfsheer Juni 1847 zur Unterdrückung eines Aufstandes in Portugal mit. Inzwischen standen die Ministerien Pacheco und seit Sept. Salamanca unter der Herrschaft des Palastes und des Mannes, der dort gebot. Serrano setzte es durch, daß eine allgemeine Amnestie verkündet, auch mehrere Maßregeln in progressistischem Sinne erlassen wurden. Alles schien den vollen Sieg der Progressisten durch den neuen Palasteinfluß zu verkündigen, als plötzlich diese Erfolge verloren gingen, wie sie gewonnen waren. Am 3. Oct. 1847 wurde das Cabinet Salamanca plötzlich entlassen und durch ein Ministerium ersetzt, an dessen Spitze der inzwischen zurückgekehrte Narvaez trat. Unter seiner energischen Leitung wurde das zerrüttete Regiment der Moderados wiederhergestellt, die Versöhnung des königl. Ehepaares vorbereitet und Serrano als Generalkapitän nach Granada entfernt. Freilich kehrte auch Maria Christina nach Madrid zurück. Zugleich verfuhr Narvaez versöhnlich gegen die Progressisten, hielt die Amnestie aufrecht und ließ sogar Espartero zurückkehren, der sich jedoch ganz vom polit. Leben fern hielt. Wenige Monate nach diesem Wechsel brach Febr. 1848 die Revolution in Frankreich aus, welche den größten Theil von Europa erschütterte. Wenn S. zu den wenigen europ. Monarchien zählte, welche die Zeit der Zerrüttung fast ungestört überwanden, so lag davon die Ursache nicht allein in Narvaez' Geschick und Energie, sondern auch in

der beſſern Zucht und Organiſation des Heeres und in dem unverkennbaren materiellen Aufſchwung des Landes, den die beſitzenden Klaſſen nicht durch neue Revolutionen ſtören mochten. Auf die Nachricht vom Sturze Ludwig Philipp's ließ ſich Narvaez von den Cortes ausgedehnte Vollmachten ertheilen und traf Maßregeln, um einem Schlage der Progreſſiſten gerüſtet entgegenzutreten. Am 26. März brach, zum Theil durch auswärtige Emiſſäre vorbereitet, ein republikaniſcher Aufruhr in Madrid aus. Narvaez unterdrückte ihn mit größter Energie und verhängte den Belagerungszuſtand. Als ſich zu Madrid in der Nacht vom 6. bis 7. Mai und zu Sevilla gleichartige Ruheſtörungen wiederholten, wurden auch dieſe raſch unterdrückt und blutig beſtraft. Dieſe Vorgänge gaben aber den Anlaß für ein auswärtiges Zerwürfniß. Narvaez war von Anfang an eifrig bemüht, jeden auswärtigen Einfluß zurückzudrängen, hatte ſich jedoch mit dem Auslande auf guten Fuß zu ſetzen geſucht. Es war ihm dies mit dem republikaniſchen Frankreich vollkommen gelungen. Der Umſchwung in Oeſterreich und Preußen machte es ihm ſogar möglich, auch dort endlich die Anerkennung Iſabella's zu bewirken und die lange abgebrochenen diplomatiſchen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Nur England verbarg ſein Misvergnügen über den Sieg der Moderados nicht, und Lord Palmerſton gab nach Unterdrückung des Märzaufſtandes dieſer Abneigung einen lebhaften Ausdruck in einer Note, worin er die innere Politik des ſpan. Miniſteriums einer herben Kritik unterwarf. Dies führte ſchon zu gereizten Erörterungen. Dazu kam, daß der brit. Geſandte Bulwer an den Schilderhebungen gegen Narvaez betheiligt erſchien. Bulwer erhielt Mitte Mai plötzlich ſeine Päſſe mit der Weiſung, binnen 48 Stunden S. zu verlaſſen. Natürlich erfolgte das Gleiche gegen den ſpan. Geſandten in London; doch führte die Sache zu keinen weitern Folgen. Die röm. Revolution und die Vertreibung des Papſtes gab der ſpan. Regierung Anlaß, auf deſſen Wiedereinſetzung zu dringen und ſogar zu dieſem Zwecke im Frühjahr 1849 ein ſpan. Hülfscorps abzuſenden. Nur ging die Hoffnung nicht in Erfüllung, daß ſich der röm. Stuhl in der Kirchengüterfrage nachgiebiger zeigen würde. Während ſich ſo nach außen die Verhältniſſe günſtiger ſtellten, war im Innern inmitten einer europ. Zerrüttung der Zuſtand feſter als je. Zwar hatte in Catalonien neben einzelnen demokratiſchen Schilderhebungen, bei denen der Infant Don Heinrich, ein Bruder des Gemahls der Königin, compromittirt war, auch der Karlismus ſich geregt. Cabrera hatte den kleinen Krieg im Sommer 1848 wieder begonnen, aber der Verſuch, den Grafen Montemolin auf den Kriegsſchauplatz zu bringen, ſcheiterte. Der Prätendent ward unterwegs von der franz. Polizei angehalten, und Cabrera ſah ſich genöthigt, auf franz. Gebiet zu flüchten (April 1849). Nunmehr that die Regierung den entſcheidendſten Schritt zur Auflöſung der karliſtiſchen Partei, indem ſie im Juni 1849 eine allgemeine, durchaus ausnahmsloſe Amneſtie erließ und ſo vielen Karliſten den Anlaß gab, zurückzukehren und ſich der Königin zu unterwerfen. Zugleich ſetzte das Miniſterium eine Veränderung durch, an welcher Espartero geſcheitert war: die Herabſetzung des Zolltarifs, die zwar den Induſtriellen ſehr unerwünſcht kam, aber zur Förderung der nationalen Wohlfahrt weſentlich beitrug. Ein ſo thätiges und verdienſtvolles Wirken ſchien die Macht von Narvaez dauernd befeſtigen zu müſſen. Plötzlich aber verlautete 19. Oct. 1849 die Nachricht, daß das Miniſterium entlaſſen und ein Cabinet aus obſcuren oder bedenklichen Perſonen an die Stelle getreten ſei. Es waren pfäffiſche und vielleicht auch auswärtige Einflüſſe, welche durch Vermittelung des König-Gemahls die Palaſtrevolution bewirkt hatten. Doch zwang die allgemeine Entrüſtung das neue Miniſterium zum Rücktritt, und Narvaez übernahm nach wenig Tagen wieder die Geſchäfte. Ein anderer Verſuch, das Miniſterium zum Rücktritt zu bringen (Frühjahr 1850), wurde von Narvaez mit gewohnter Energie vereitelt, indem er durch Einſchüchterung den König-Gemahl Franz d'Aſſis vermochte, vorerſt von ähnlichen Verſuchen abzuſtehen.

Indeſſen zogen ſich neue Stürme über S. zuſammen. Mit den europ. Mächten zwar war das Verhältniß freundlich, auch mit England wurden die diplomatiſchen Beziehungen im Mai 1850 wieder angeknüpft; aber eine ernſte Gefahr bedrohte Cuba (ſ. d.), die letzte bedeutende ſpan. Colonie. In den Vereinigten Staaten von Amerika zeigte ſich eine immer größere Begierde nach dieſem Beſitz, die ſich in Freiſcharenzügen kundgab und von oben theils geduldet, theils ermuthigt ward. Schon im Herbſt 1849 ſollte eine ſolche Flibuſtiererexpedition unternommen werden, die aber damals von den nordamerik. Behörden verhindert wurde. Eine zweite Expedition unter General Lopez, die im Mai 1850 auf Cuba landete, ſchlug gänzlich fehl. Nachdem Geſinnungsgenoſſen Unruhen auf der Inſel im Juli 1851 angezettelt, landete Lopez abermals mit einer Freiſchar, ward jedoch nach mehrern Gefechten gefangen und zu Havana 1. Sept. 1851 hingerichtet. Dies veranlaßte eine Spannung zwiſchen S. und den Vereinigten Staaten, welche durch verſchiedene Zwiſchenfälle, namentlich auch durch das herausfordernde Benehmen des nord-

amerik. Gesandten Soulé in Madrid, verschlimmert und erst nach mehrern Jahren beigelegt wurde. Während diese Vorgänge die Colonie beunruhigten, war in S. ein bedeutungsvoller Umschwung erfolgt. Das Ministerium Narvaez hatte, als 5. Aug. 1850 die Auflösung der Cortes erfolgt, auf die Neuwahlen mit allen Mitteln einzuwirken gesucht und in den 31. Oct. zusammentretenden Kammern sich auch die Mehrheit wirklich gesichert. Allein im Cabinet selbst bestand keine Eintracht mehr, und die höfischen Einflüsse, durch Maria Christina verstärkt, benutzten dies, sich des unbequemen Narvaez zu entledigen (10. Jan. 1851). Ein Ministerium unter Bravo Murillo (s. d.) trat an die Stelle. Diese neue Verwaltung zeichnete sich besonders durch Hingebung an die höfischen Einflüsse aus. Als dem Schuldentilgungsplan des Ministeriums die Verwerfung in den Cortes drohte, wurden diese 7. April aufgelöst und bei den Neuwahlen durch Einschüchterung und Corruption eine ergebene Mehrheit zusammengebracht, vor welcher das Cabinet seinen Entwurf durchsetzte. Am 15. Oct. erfolgte der Abschluß des Concordats, der nur durch weitgehende Nachgiebigkeit an den röm. Stuhl und die Geistlichkeit erreicht ward. Der Staatsstreich Napoleon's III. vom 2. Dec. 1851 veranlaßte Bravo Murillo, in den Cortes zu erklären, daß die span. Verfassung aufrecht erhalten werden sollte. Doch gaben seitdem Hof und Cabinet ihren Reactionsneigungen rückhaltsloser nach, zumal ihnen dabei anderes zu Hülfe kam. Am 20. Dec. 1851 war die Königin von einer Prinzessin entbunden worden. Als sie 2. Febr. 1852 ihren ersten Kirchgang hielt, wurde sie von einem exaltirten und, wie es schien, geisteskranken Priester, Martin Merino, meuchlerisch überfallen und leicht verwundet. Beide Ereignisse erregten in der Nation die lebhafteste Theilnahme und den Ausdruck royalistischer Begeisterung. Das Ministerium benutzte dies zu Maßregeln gegen die Presse und zu verfassungswidrigen Eigenmächtigkeiten. Absolutistisch-klerikal gesinnte Persönlichkeiten, besonders vormals karlistische Offiziere wurden bevorzugt und erhielten Commandos, während man die verdientesten Generale zurücksetzte. Alles schien auf einen beabsichtigten Staatsstreich hinzudeuten, und der Widerstand gegen diese Politik beschränkte sich nicht mehr auf die Progressisten allein, sondern reichte auch tief in die Reihen der Moderados hinein. Als zum 1. Dec. 1852 die Cortes wieder einberufen wurden, fiel bei der Präsidentenwahl der Candidat der *Regierung* gegen Martinez de la Rosa durch. Das Ministerium antwortete 2. Dec. mit der Auflösung und ließ tags darauf in der officiellen Zeitung den Entwurf zu einer Verfassungsrevision veröffentlichen. Demnach sollte der Senat aus erblichen und lebenslänglichen Pairs bestehen; die Deputirtenkammer sollte an Zahl reducirt, der Census sehr erhöht, das Budget ein für allemal bewilligt werden und nur durch Zustimmung aller drei Factoren der Gesetzgebung eine Abänderung desselben stattfinden können. Die Garantien der öffentlichen Freiheit waren in dem Entwurfe auf das geringste Maß zurückgeführt, dagegen die Ausnahmsmittel der Regierung ungewöhnlich erweitert. Gegenüber diesen absolutistischen Tendenzen verbanden sich alle Parteien, und Narvaez selbst trat an die Spitze des vereinigten Wahlcomités der Moderados und Progressisten. Die Regierung bot gegen die Opposition alle ihre Mittel auf. Die freie Besprechung der Entwürfe in der Presse ward gehindert, Wahlversammlungen verboten, Narvaez unter dem Vorwande einer Sendung nach Wien verbannt. Doch löste sich das Ministerium Bravo Murillo schon 11. Dec. 1852 wegen innern Zwiespalts auf. Das neue Cabinet unter Roncali's Vorsitz huldigte zwar derselben Richtung, schlug aber im ganzen einen vorsichtigern Weg ein. Dennoch ward die nächstfolgende Sitzung der Cortes im März 1853 eine der stürmischsten, die S.s parlamentarische Geschichte kennt. Die Verfassungsrevision, mit einigen Modificationen nach dem Project Bravo Murillo's aufgenommen, ein neuer Schuldentilgungsplan, das Verfahren gegen Narvaez, die Gewaltstreiche und Wahlbeherrschungen bildeten den Hauptstoff der Anklagen, womit die vereinigte Opposition das vorige wie das neue Cabinet angriff. Zugleich kamen im Senat die Künste zur Erörterung, womit Maria Christina, ihr Gemahl und der Bankier Salamanca sich bereicherten. Diese Vorgänge bewogen das Ministerium Roncali, 8. April die Cortes zu vertagen und seine Entlassung anzubieten. Diese ward zwar nicht angenommen, aber das Cabinet löste sich nach wenig Tagen von selbst auf. General Lersundi bildete ein neues, das auf den Bahnen seiner Vorgänger weiter ging und die Führer der Opposition maßregelte. Auch ein abermaliger Ministerwechsel im Sept. 1853, wodurch Sartorius (Graf von San-Louis) aus Staatsruder kam, brachte keine wesentliche Veränderung in der polit. Lage hervor. In der nächsten Session, Nov. 1853, erneuerte sich der parlamentarische Conflict, die Cortes wurden abermals vertagt. Allgemein befürchtete und erwartete man einen Staatsstreich. In der That ließen die Jan. 1854 verhängten Maßregeln, die Verbannung angesehener Generale, wie O'Donnell's und Manuel la Concha's, die Absetzung José de Concha's und anderer

Offiziere, die Schritte gegen die Presse und die freiwillige Abdankung hochgestellter Beamten das Aergste erwarten. Es wiederholten sich auch die bedenklichen Symptome früherer Zeiten. Ein Militäraufstand zu Saragossa im Febr. 1854 und eine im folgenden Monate zu Barcelona ausgebrochene Arbeiteremeute, deren Anstiftung man den Karlisten zuschrieb, wurden mit Waffengewalt niedergeschlagen. Die Regierung entfremdete sich vollends die besitzenden Klassen, als sie, in ihrer Finanznoth, von der Nationalbank wie von den großen Kapitalisten zurückgewiesen, 11. Mai 1854 dem Lande eine Zwangsanleihe von 180 Mill. Realen auferlegte. Nunmehr kam es endlich zu einer allgemeinen und erfolgreichen Revolution.

In Madrid ward von der vereinigten Opposition der Moderados und Progressisten (der sog. liberalen Union) ein militärisches Pronunciamento vorbereitet, an dessen Spitze sich der General Leopold O'Donnell (s. d.) stellte. Am 28. Juni 1854 verließ dieser mit einigen gewonnenen Regimentern die Hauptstadt und bestand unweit dieser, bei Vicalvaro, 30. Juni ein glückliches Gefecht gegen den Kriegsminister Blaser, der mit den treugebliebenen Besatzungstruppen zu seiner Verfolgung ausgerückt war. Dann erließ O'Donnell zu Manzanares eine Proclamation an das span. Volk, worin er die Absetzung des verfassungsfeindlichen Ministeriums Sartorius, die Entfernung der Königin-Mutter Maria Christina, die Wiederherstellung der Constitution von 1837 und die Wiederbewaffnung der Nationalmiliz forderte. Bald erklärten sich die wichtigsten Städte mit ihren Besatzungen, zuerst Barcelona, für die Bewegung. Auch in Madrid kam es 18. und 19. Juli zu einem erbitterten Barrikadenkampfe, bei dem der Palast Maria Christina's und die Ministerhotels vom Volke demolirt und verbrannt wurden; selbst das königl. Residenzschloß ward bedroht. Um den Sturm zu beschwören, berief Isabella II. Espartero zum Ministerpräsidenten, der gleichzeitig von der provisorischen Regierung in Saragossa zum Generalissimus der Nationaltruppen ernannt worden und daselbst 23. Juli im Triumph eingezogen war. Espartero erklärte sich hierauf sofort für die Einberufung einer constituirenden Versammlung. In verschiedenen Provinzen regten sich noch weitergehende, republikanische und communistisch-socialistische Tendenzen, die nur mit Mühe und nicht ohne Blutvergießen niedergehalten wurden. Am 29. Juli traf Espartero in Madrid ein und bildete ein Cabinet, in dem O'Donnell das Kriegsministerium erhielt. Maria Christina, die bisher gewaltsam zurückgehalten worden, und deren Leben von der Volkswuth bedroht war, ließ man 28. Aug. unter militärischer Escorte über die Grenze nach Portugal bringen, während man ihre Güter mit Beschlag belegte. Am 8. Nov. 1854 traten die constituirenden Cortes zusammen, in denen die Progressisten die Mehrheit hatten. Espartero war jetzt noch weniger als früher im Stande, eine erfolgreiche Reorganisation der span. Monarchie durchzuführen. Von allen Beschlüssen dieser Cortes hatten nur die volkswirthschaftlichen Maßregeln (Eisenbahnen, Telegraphen und Banken) und die Gesetze über Beseitigung der Todten Hand, welche grundsätzlich den Verkauf der Kirchen-, Kloster-, Stiftungs-, Gemeinde- und Staatsgüter anordneten, eine weitgreifende Bedeutung. Von diesen sog. Nationalgütern wurden bis Ende 1861 für 6519 Mill. Realen (478 Mill. Thaler) verkauft, großentheils in kleinern Parcellen. Dies trug nicht wenig zur Hebung und Verstärkung eines selbständigen Bauernstandes bei, der bis dahin in S. nur in sehr beschränktem Maße vorhanden war. Zugleich wurden damit die Mittel für große öffentliche Bauten u. s. w. und zur Hebung der zerrütteten Finanzen gewonnen. Dagegen zogen sich die Berathungen der Cortes über die Neuordnung der Verfassungszustände unter heftigen Parteikämpfen fast zwei Jahre lang hin, während dessen die revolutionäre Partei allmählich wieder ihre Umtriebe begann. In den Provinzen brachen Unruhen aus, und innerhalb des Ministeriums gab es Zwiespalt zwischen den entschiedenen progressistischen und den gemäßigtern Elementen, welche letztere die Oberhand behielten. Die Abdankung des Ministers des Innern, Escosura (s. d.), zog auch den Rücktritt Espartero's 14. Juli 1856 nach sich, worauf O'Donnell das Cabinet reorganisirte. Die durch diesen Ministerwechsel veranlaßten ultraprogressistischen Schilderhebungen in Madrid 15. bis 16. Juli, Barcelona 18. bis 20. Juli u. s. w. wurden nach blutigen Straßenkämpfen unterdrückt. Nun verhängte O'Donnell den Belagerungszustand, löste die Cortes auf und setzte 15. Sept. 1856 die Constitution von 1845 wieder in Kraft. Schon 12. Oct. 1856 mußte aber O'Donnell einem Ministerium Narvaez weichen, in welchem der Minister des Innern, Rocedal, eine hervorragende Rolle spielte. Damit kam die alte Moderadopartei wieder zur Herrschaft, die inzwischen eine weit mehr conservative und klerikale Färbung angenommen hatte (die sog. Neukatholiken) und den höfischen Einflüssen sich fast ganz hingab. Durch die sog. constitutionelle Reform vom 17. Juli 1857 ward der parlamentarische Einfluß beschränkt und der Senat umgestaltet. Ein überaus strenges Preßgesetz wurde erlassen u. dgl. m. Kurz, alle Errungenschaften der Revolution

von 1854 gingen vollständig wieder verloren. Doch war der Hof keineswegs ganz befriedigt und ließ Narvaez, als sich in den Cortes eine heftige Opposition erhob, schon nach Jahresfrist wieder fallen. Wenn auch die Moderadopartei am Staatsruder blieb, so ward doch eine versöhnlichere Richtung eingeschlagen. Nach einer langwierigen Ministerkrisis kam zunächst Oct. 1857 ein Cabinet Mon-Arnero zu Stande, und als dies Jan. 1858 durch die Machinationen des König-Gemahls gestürzt ward, folgte eine Ministerium Isturiz (s. d.). Andererseits reconstruirte sich die sog. liberale Union, welche jetzt vollends die ehemaligen Progressisten und liberalen Moderados in sich vereinigte, unter der Führung O'Donnell's. Gegenüber dieser Opposition vermochte die alte Moderadopartei das Ministerium nicht genügend zu stützen, und so fand Isabella II. sich am Ende bewogen, 30. Juni 1858 O'Donnell mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen.

Das Ministerium O'Donnell, aus der liberalen Union hervorgegangen, behauptete sich beinahe fünf Jahre lang und gewährte S. eine verhältnißmäßige Ruhe und Erholung. Die Notion war des Parteihaders, aus dem am Ende doch nur einzelne Coterien persönlichen Vortheil zogen, ernstlich überdrüssig geworden. So fand die neue Regierung, welche in polit. Hinsicht die größte Versöhnlichkeit bewies und ihr Hauptaugenmerk auf die volkswirthschaftliche Entwickelung des Landes richtete, bei den Cortes und bei der ganzen Bevölkerung eine sehr günstige Aufnahme. In der Session von 1859 ward derselben ein Credit von 2 Milliarden bewilligt. Während man Eisenbahn- und Straßenbauten rüstig förderte, blühten Ackerbau, Industrie und Handel empor, und es traten eine Menge gemeinnütziger Unternehmungen ins Leben, die freilich zum Theil später sich als fruchtlos erwiesen. Auf dem eigentlich polit. Felde geschah dagegen eigentlich gar nichts; nicht einmal die reactionäre Verfassungsreform und das Preßgesetz von 1857 wurden beseitigt. Die Verwaltung war wohlwollend und milde, wenn auch zahlreiche Misgriffe und Mängel nicht ausblieben. Ein peinliches Aufsehen erregte es im Auslande, daß zu Granada und Malaga 1861—62 mehrere prot. Spanier wegen ihres Bekenntnisses und wegen Verbreitung der Bibel zu mehrjähriger Gefängniß- oder Galerenstrafe verurtheilt wurden, was die Königin jedoch im Mai 1863 in Verbannung auf gleiche Dauer *umwandelte*. Weder die Cabalen des Hofs noch einzelne republikanisch-socialistische *Pronunciamentos* in Andalusien und Estremadura 1859 und 1860 und zu Loja im Juli 1861 vermochten den Bestand des Ministeriums zu erschüttern. Gestützt auf eine ansehnliche und wohlorganisirte Armee und Flotte, trat die span. Politik auch nach außen hin wieder kräftiger auf. Schon 1858 betheiligte sich S. bei der franz. Expedition gegen Annam (Cochinchina), wo man die Mishandlung kath. Missionäre rächen wollte. Nach langwierigen Händeln mit Marokko (s. d.) erklärte S. 22. Oct. 1859 den Krieg, und eine span. Streitmacht unter O'Donnell's Oberbefehl begann im Dec. den Kampf auf afrik. Boden. Nach der blutigen Schlacht bei Tetuan 4. Febr. 1860 fiel diese Stadt in die Hände der Spanier, und nach einer zweiten Niederlage bei Gualdas 23. März baten die Mauren um Waffenstillstand. Im Friedensvertrage vom 26. April mußte sich Marokko zu einer Kriegscontribution von 20 Mill. Piaster nebst einer Gebietsabtretung bei Ceuta verstehen. Während dieses Feldzugs hatte in S. die karlistische Partei sich wieder geregt. Der Generalkapitän der Balearischen Inseln, General Ortega, landete 3. April mit einer Truppenabtheilung bei Tortosa an der Ebromündung und erhob die Fahne des Aufstandes. Auch der Graf Montemolin (s. Don Carlos), begleitet von seinem Bruder Fernando, von Cabrera u. s. w., erschien daselbst und wurde als König Karl VI. proclamirt. Aber diese Schilderhebung endigte schnell und kläglich. Ortega ward gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Die beiden Söhne des Don Carlos wurden gleichfalls ergriffen und erst, nachdem sie 23. April 1860 förmlich ihren Thronansprüchen entsagt, wieder in Freiheit gesetzt und über die span. Grenze gebracht. Als dann in Italien die Einheitsbewegung sich vollzog, befürworteten der span. Hof und Klerus auf das leidenschaftlichste eine Intervention zu Gunsten der verwandten Dynastie von Neapel und der weltlichen Macht des Papstes. Das Ministerium bewahrte jedoch klüglich die Neutralität und begnügte sich mit diplomatischen Protesten. 1861 unterwarf die Dominicanische Republik, auf der vormals span. Osthälfte der Insel Hayti (s. San-Domingo), freiwillig sich wieder der span. Herrschaft, was diplomatische Proteste der Republiken Peru und Haïti veranlaßte. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika verhehlten ihr Missfallen nicht. Doch konnten diese wegen des Bürgerkriegs im eigenen Lande hier ebenso wenig einschreiten wie gegen die Expedition nach Mexico (s. d.), an der neben Frankreich und England auch S. durch Convention vom 31. Oct. 1861 sich betheiligte. Der Hof von Madrid mochte hoffen, durch diese Unternehmung eine mexic. Krone für einen span. Prinzen zu gewinnen; aber

Digitized by Google

dem Ministerium lagen solche Plane fern. Bereits 8. Dec. erschien ein von Havana abgeschicktes span. Geschwader vor Veracruz und nahm diese Stadt nebst den Hafenforts 18. Dec. 1861 ohne Schwertstreich in Besitz. Dann folgte eine größere span. Streitmacht unter dem Oberbefehle des Generals Prim. Die Spanier und Engländer wollten jedoch den franz. Eroberungsplanen nicht dienen, und auf der Conferenz zu Orizaba 9. April 1862 entzweiten sich die alliirten Befehlshaber vollends. Prim entschloß sich, auf seine eigene Verantwortlichkeit Mexico zu verlassen, und schiffte seine Truppen 25. April in Veracruz wieder ein. Die span. Regierung billigte sofort Prim's Handlungsweise. In Paris ward dies sehr übel aufgenommen, und Napoleon III. bereitete 13. Aug. dem neuernannten span. Gesandten José de la Concha einen unfreundlichen Empfang. Noch größer ward die Spannung zwischen S. und Frankreich, als die mexic. Angelegenheit im Dec. 1862 in den Cortes zur Sprache kam. Nachdem Prim in einer dreitägigen Rede sich gerechtfertigt und auch die Minister für ihn gesprochen hatten, ward sein Verfahren sowol von dem Senat wie auch von der Deputirtenkammer 13. Jan. 1863 gutgeheißen. Einige scharfe Aeußerungen, welche der Minister des Auswärtigen, Calderon Collantes während dieser Debatte fallen ließ, veranlaßten Frankreich zu Reclamationen und wurden darauf förmlich zurückgenommen. Zu diesen auswärtigen Schwierigkeiten kam jetzt eine Spaltung innerhalb der liberalen Union, indem die sog. Dissidenten unter Rios Rosas und Pacheco sich absonderten und die Regierung auf das heftigste angriffen. Die Folge war, daß nach einer längern Krisis das Ministerium O'Donnell 2. März 1863 sich auflöste.

Seitdem begann in S. wieder eine unruhige Periode voll polit. Schwankungen und zügelloser Parteikämpfe, wozu noch manche äußere Verlegenheiten hinzukamen. Zunächst bildete der alte und wenig begabte Marquis Miraflores im März 1863 ein neues Cabinet aus den Reihen der liberalen Union, welches das bisherige System fortzuführen suchte. Aber der Minister des Innern, Vaamonde, neigte sich zu den Tendenzen der alten Moderados hin und wirkte in diesem Sinne ziemlich gewaltsam bei den Neuwahlen (Oct.), sodaß die demokratische Partei sich der Theilnahme an der Wahl enthielt. In der auswärtigen Politik schloß sich S. jetzt ganz an Frankreich, und die Kaiserin Eugenie besuchte 18. Oct. den Hof von Madrid. Das neuerworbene San-Domingo empörte sich im August wieder gegen die span. Herrschaft und konnte nicht gebändigt werden. Die Nov. 1863 eröffneten Cortes schienen anfangs eine gefügige Majorität zu ergeben; aber bald begann über constitutionelle Fragen eine heftige Opposition, sodaß das Ministerium Miraflores zurücktrat. Das folgende Cabinet unter Arrazola's Vorsitz, das sich zu den Principien der «historischen» Moderado-Partei bekannte, bestand nur wenige Wochen, vom 17. Jan. bis 1. März 1864. Nun kam wieder ein Ministerium aus der liberalen Union, in dem der alterprobte Finanzmann Alex. Mon die Präsidentschaft, Pacheco das Auswärtige u. s. w. übernahm. Im Einverständnisse mit den Cortes wurde 25. April die constitutionelle Reform von 1857 abgeschafft und somit die Verfassung von 1845 in ihrer Reinheit wiederhergestellt; auch ein milderes Preßgesetz ward vereinbart und andere Reformen versprochen. Aber das Ministerium Mon hatte (wie früher O'Donnell) einerseits die reactionären Cabalen des Hofs, andererseits die extremen Parteien gegen sich und wußte nicht seine Haltung zu bewahren. Eine zu Madrid 8. Aug. ausgebrochene, aber sofort unterdrückte Militärmeuterei ward den Progressisten schuld gegeben. Mehrere Führer derselben, darunter Prim, wurden verbannt, zwei liberale Zeitungen den Kriegsgerichten überwiesen, jedoch freigesprochen. Gerüchte von Verschwörungen und eine Arbeiterkrisis in Catalonien erschwerten noch die Lage. Gleichzeitig dauerte der Krieg auf San-Domingo fort. Dazu kam ein Zwiespalt mit Peru (s. d.), infolge dessen ein span. Geschwader die Chincha-Inseln (s. d.) occupirte. Nachdem das Ministerium Mon seine Entlassung eingereicht, bildete Narvaez 16. Sept. ein Moderado-Cabinet, das jedoch mit einem sehr liberalen Programm vor die Cortes trat. Die sofortige Zurückberufung der Königin-Mutter Maria Christina, die nach zehnjähriger Verbannung 30. Sept. wieder in Madrid eintraf, mußte allerdings ernstliche Bedenken erregen. Nichtsdestoweniger verstand Narvaez seine Selbständigkeit zu behaupten. Die nach Auflösung der Cortes vorgenommenen Neuwahlen im Nov. fielen für das Ministerium günstig aus, da die Progressisten auch diesmal sich der Theilnahme enthielten. Durch eine neue, in Paris bewerkstelligte Anleihe ward der drückenden Finanznoth abgeholfen, welche vorzugsweise durch den kostspieligen Krieg in San-Domingo herbeigeführt war. Narvaez befürwortete deshalb eine versöhnliche Politik in Bezug auf die beiden Conflicte in Amerika, und als der Hof sich dem widersetzte, reichte das Cabinet 14. Dec. seine Entlassung ein. Nachdem die Königin vergebens versucht, sich ein fügsameres Ministerium zu verschaffen, mußte sie 16. Dec. 1864 Narvaez zurückberufen und dessen Bedingungen an-

nehmen. Am 27. Jan. 1865 ward der Friede mit Peru abgeſchloſſen und in Madrid 23. April ratificirt. Die ſpan. Oberhoheit über San-Domingo gab man mit Zuſtimmung der Cortes durch königl. Decret vom 5. Mai wieder auf. Dagegen ſtießen die Finanzmaßregeln des Miniſteriums auf eine lebhafte parlamentariſche Oppoſition. Die beabſichtigte Zwangsanleihe mußte in eine freiwillige umgewandelt und bedeutende Erſparungen im Budget vorgenommen werden. Auch verzichtete die Königin Iſabella 20. Febr. auf einen großen Theil der Krongüter, welche zum Vortheil der Staatskaſſe verkauft werden ſollten. Man hoffte daraus 800 Mill. Realen zu löſen, wovon jedoch ein Viertel als Entſchädigungsſumme an die Krone zurückfallen ſollte. Trotz alledem blieb der Zuſtand der Finanzen ſehr ungünſtig. Noch bedenklicher war die polit. Lage. Wenn ſich auch die progreſſiſtiſchen und demokratiſchen Parteien aus dem parlamentariſchen Leben zurückgezogen, waren ſie doch um ſo thätiger in geheimen Umtrieben und bekämpften die Regierung in der Preſſe mit größter Feindſeligkeit. Narvaez griff zu Repreſſivmaßregeln. Ein neues Preßgeſetz mit ſehr ſtrengen Strafbeſtimmungen ward den Cortes unterbreitet, und zugleich begannen perſönliche Verfolgungen, namentlich gegen die oppoſitionellen Beamten. Die willkürliche Abſetzung des demokratiſchen Profeſſors Emilio Caſtelar ſowie auch des Rectors Montalvan an der Centraluniverſität zu Madrid rief mehrtägige Studententumulte hervor, mit denen auch die übrige Bevölkerung ſympathiſirte, ſodaß die Regierung den Municipalrath (April) auflöſte. Am 10. Juni ward ſogar eine von dem Oberſt Alernany angezettelte Militärverſchwörung zu Valencia entdeckt und vereitelt, die auf den Sturz der ſpan. Dynaſtie und Vereinigung S.s mit Portugal abzweckte. Dieſe ſog. Unionspartei, welche die «Einheit Iberiens» unter der Dynaſtie Braganza anſtrebte, hatte freilich in S. nur geringen Anhang und ſtieß in Portugal auf entſchiedenen Widerwillen. Narvaez beantragte nunmehr noch weitere Zwangs- und Vorſichtsmaßregeln; doch die Cortes trugen Bedenken, dieſelben zu bewilligen. Unter dieſen Umſtänden gaben neue Cabalen der Hofcamarilla dem Cabinet die erwünſchte Gelegenheit, 19. Juni 1865 zurückzutreten.

Iſabella II. ſah ſich jetzt genöthigt, wiederum Männer der liberalen Union in ihren Rath zu berufen. Marſchall O'Donnell wurde Miniſterpräſident und Marſchall Serrano Generalkapitän von Madrid. Damit begann ein Umſchwung in liberaler Richtung. Der Univerſitätsrector und der Municipalrath von Madrid wurden wieder eingeſetzt; die Preſſe erhielt eine Amneſtie und größere Freiheit; ein neues Wahlgeſetz ermäßigte den Cenſus bis auf die Hälfte; der ſiſtirte Verkauf der Kirchengüter ward wieder aufgenommen und energiſch betrieben. Am 15. Juli 1865 erfolgte auch die zum Nachtheil der materiellen Intereſſen S.s lange verzögerte, bedingungsloſe Anerkennung des Königreichs Italien, nachdem Iſabella mit Widerſtreben ihre Einwilligung dazu gegeben. Die Proteſte des Klerus gegen dieſe Maßregel blieben wirkungslos, und für den Augenblick gelang es ſogar, die Camarilla zu ſprengen. Der Beichtvater der Königin, Pater Claret, und die einflußreiche Nonne Patrocinio mußten den Hof verlaſſen, kehrten aber ſchon nach einigen Monaten zurück. Die Anerkennung Italiens veranlaßte einen gereizten Notenwechſel mit Oeſterreich, während ſich dagegen eine Annäherung zwiſchen S. und Frankreich vollzog. O'Donnell erſchien 21. Aug. bei Napoleon III. im Lager von Chalons, und bald darauf wechſelten die ſpan. und franz. Herrſcherfamilien freundſchaftliche Beſuche in San-Sebaſtian und Biarritz (9. und 11. Sept.). Gleichzeitig gab es neue Händel mit den ſüdamerik. Republiken. Wegen angeblicher Verletzung der Neutralität während des ſpan.-peruan. Zwieſpalts hatte S. von Chile Genugthuung gefordert. Als dieſe verweigert ward, erklärte der ſpan. Admiral Pareja 24. Sept. die Häfen Chiles in Blokadezuſtand, worauf dieſe Republik mit einer Kriegserklärung antwortete. Am 26. Nov. nahm die chileniſche Corvette Esmeralda das ſpan. Kanonenboot Virgen de Cavadonga. Wegen dieſes Unfalls machte Pareja ſeinem Leben freiwillig ein Ende, und Nuñez übernahm darauf das Commando über das ſpan. Geſchwader. Am 5. Dec. 1865 verbündete Peru ſich mit Chile, und in den nächſten Monaten traten Ecuador und Bolivia der Allianz gegen S. bei. Da in dieſem weit entlegenen Seekriege weder Ehre noch Vortheil zu gewinnen war, verließ Nuñez die feindſelige Küſte, nachdem er zuvor 31. März 1866 Valparaiſo und 2. Mai Callao bombardirt hatte. Auf dieſe Gewaltthaten antwortete Peru und Chile (im Juni) mit der Ausweiſung ſämmtlicher Spanier. Die verbündeten vier Republiken lehnten die brit.-franz. Vermittelung ab und beſchloſſen ihrerſeits die Feindſeligkeiten fortzuſetzen, luden auch, jedoch ohne Erfolg, die La-Plata-Staaten und Neugranada ein, der Allianz gegen S. beizutreten. Obgleich S. von dieſen Feinden ſonſt keine Gefahr zu beſorgen hatte, fürchtete man doch mit Recht, daß dieſelben Kaper gegen die ſpan. Kauffahrtei ausrüſten möchten. Das Dampfſchiff Tornado, das in England für die chileniſche

Regierung angekauft war, wurde bei Madeira 22. Aug. von einem ſpan. Kriegsſchiffe nach Cadix aufgebracht und 18. Dec. 1866 von dem ſpan. Priſengericht condemnirt.

Unterdeß hatte die Maßloſigkeit der extremen Parteien S. mit neuen revolutionären Unruhen erfüllt und einer rückſichtsloſen Reaction den Weg gebahnt. Schon 2. und 3. Oct. 1865 fielen in Saragoſſa Ruheſtörungen vor, die nur durch militäriſches Einſchreiten gedämpft werden konnten. Nach Auflöſung der Cortes fand 29. Oct. zu Madrid eine große Progreſſiſtenverſammlung unter Prim's Vorſitz ſtatt, die ſich ſehr feindlich gegen das Miniſterium O'Donnell ausſprach. Die Demokraten forderten allgemeines Stimmrecht, Trennung des Staats von der Kirche u. dgl. Nicht minder rührig waren die Moderados und die eigentlich reactionären Parteien. Die Betheiligung bei den Neuwahlen 1. Dec. 1865 war nicht groß, da die Mehrzahl der Demokraten, Progreſſiſten und auch viele Moderados ſich enthielten. Aber die allſeitige Agitation gegen die Regierung dauerte fort, und die geheimen Umtriebe griffen auch in der Armee um ſich. Am 3. Jan. 1866 gab General Prim in Neucaſtilien das Signal zu einem progreſſiſtiſchen Pronunciamento. Es ſchloſſen ſich einige Regimenter in Aranjuez und Ocaña an; ein ähnlicher Verſuch der Garniſon von Alcala mislang. Auch in andern Provinzen fielen einzelne Ruheſtörungen vor; doch die Empörung fand keine allgemeine Unterſtützung, nicht einmal von ſeiten der progreſſiſtiſchen Partei. Die Unruhen in Barcelona 9. und 10. Jan. wurden mit Waffengewalt gedämpft, die Aufſtändiſchen in Catalonien und Valencia 22. Jan. bei La-Riva auseinandergeſprengt. Prim ſelbſt, von General Zabala verfolgt, mußte ſich ſüdwärts über die Guadiana zurückziehen und 20. Jan. bei Barrancos auf portug. Gebiet übertreten, wo ſeine kaum 700 Mann ſtarke Schar entwaffnet ward. Bei dieſer Gelegenheit erklärte ſich die portug. Abgeordnetenkammer und Regierung (8. Jan.) auf das entſchiedenſte gegen die ſog. Iberiſchen Einheitsplane. Um allen Differenzen vorzubeugen, ward Prim (17. Febr.) aus Portugal ausgewieſen; die übergetretenen Soldaten erhielten ſpäter Erlaubniß, nach S. heimzukehren. Noch im Dec. bewies ein Beſuch, den Iſabella II. mit Gemahl und Kindern dem Hofe von Liſſabon abſtattete, das gute Einvernehmen zwiſchen den beiden Königshäuſern. Deſto trauriger geſtalteten ſich die innern Verhältniſſe S.s. Am 22. Juni 1866 brach in Madrid ein neuer Militäraufſtand aus, der erſt nach einem zwölfſtündigen Kampfe von den treugebliebenen Truppen unter O'Donnell und Narvaez überwältigt wurde. Auch in Salamanca, Gerona u. ſ. w. fielen Meutereien vor. Während die Kriegsgerichte eine energiſche und blutige Thätigkeit entfalteten, bewilligten die Cortes auf Antrag des Miniſteriums die vollſtändige Suspendirung der conſtitutionellen Garantien. Die Camarilla war damit nicht befriedigt, ſondern ſtrebte zugleich, den Einfluß der ſog. liberalen Union, den der Hof längſt ungeduldig ertragen hatte, abzuſchütteln. Am 11. Juli verabſchiedete Königin Iſabella das Miniſterium O'Donnell, und Narvaez bildete ein Moderado-Cabinet, in dem Gonzalez Bravo das Innere übernahm. Dieſe neue Regierung war nicht nur bemüht, durch die ſtrengſten militäriſchen und polizeilichen Maßregeln die Anarchie zu bändigen, ſondern ſie lenkte ganz in abſolutiſtiſch-klerikale Bahnen ein. Nachdem die Cortes geſchloſſen, erfolgte im Oct. eine Reihe von königl. Decreten. Das Unterrichtsweſen ward dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit überantwortet. Die verfaſſungsmäßigen Befugniſſe der Gemeinderäthe und Provinzialdeputationen wurden beſchränkt. Zugleich ward eine vollſtändige Erneuerung dieſer Collegien angeordnet, die im Sinne der Regierung ausfiel, da die liberalen Parteien ſich bei den Wahlen nicht betheiligten (Nov.). Aber als im Dec. die Cortes zuſammentraten, erhob ſich eine heftige Oppoſition, und 137 Abgeordnete unterzeichneten eine Adreſſe an die Königin, worin das Militär- und Polizeiregiment des Marſchall Narvaez auf das ſchärfſte getadelt wurde. Die Antwort war eine Art von Staatsſtreich. In der Nacht vom 29. bis 30. Dec. ließ Narvaez eine Anzahl Deputirter, darunter den Präſidenten der Zweiten Kammer, Rios Roſas, verhaften. Daſſelbe Schickſal traf den Präſidenten des Senats, Marſchall Serrano, weil er in einer Audienz bei der Königin Vorſtellungen erhoben. Die Verhafteten wurden nach den Canariſchen Inſeln und den Preſidios an der nordafrik. Küſte transportirt. Viele andere hervorragende Perſönlichkeiten, darunter O'Donnell, entflohen ins Ausland, und die bisherige Herrſchaft der ſog. liberalen Union war damit vollends gebrochen. Ein königl. Decret vom 30. Dec. 1866 löſte die Cortes auf und ordnete Neuwahlen zum März an. Auch die oppoſitionelle Preſſe mußte verſtummen; dafür wurden jetzt heimlich Flugblätter und Zeitſchriften gedruckt, die um ſo heftiger die Regierung angriffen. Eine drakoniſche Preßordonnanz des Generalkapitäns von Madrid, De la Pezuela, vom 15. März 1867 bedrohte alle, welche politiſch verführeriſche Schriften redigiren, drucken und irgendwie fördern würden, mit Todesſtrafe. Unter ſolchem Druck gelang es, die Wahlen nach Wunſch zu

leiten, und 12. April bewilligten die neuen Cortes dem Ministerium Narvaez die nachgesuchte Indemnität für alle angeordneten Maßregeln. Im Aug. 1867 brachen in Catalonien und Aragonien neue Unruhen aus; doch wurden dieselben schnell unterdrückt, ehe noch Prim, der die Oberleitung übernehmen sollte, wieder nach S. zurückkehren konnte. Obwol einzelne Erleichterungen eintraten, blieb doch das im Einverständniß mit der Hofcamarilla von Narvaez gehandhabte System unverändert. Innerhalb der königl. Familie kam es zum vollständigen Bruch mit dem mehr liberalen Tendenzen zugeneigten Bruder des König-Gemahls, dem Infanten Heinrich Herzog von Sevilla (geb. 17. April 1823), der sich nach Frankreich zurückzog und (wie schon früher 13. Mai 1848) jetzt wiederum durch königl. Decret vom 11. März 1867 aller seiner Würden, Decorationen und Competenzen beraubt wurde.

Von neuern Werken über die Geschichte S.s sind hervorzuheben: Masdeu, «Historia critica de España» (20 Bde., Madr. 1783—1809); Ortiz y Sanz, «Compendio cronologico de la historia de España» (2. Aufl., 9 Bde., Madr. 1841); Lafuente, «Historia general de España» (Bd. 1—30, Madr. 1850—67); Cavanilles, «Historia de España» (Bd. 1 und 2, Madr. 1861—65); Gebhardt, «Historia general de España» (7 Bde., Madr. 1864); Tapia, «Historia de la civilisazion d'España» (4 Bde., Madr. 1840); Monteſa und Manrique, «Historia de la legislacion etc. de España» (7 Bde., Madr. 1861—64); Rico y Amat, «Historia politica y parlamentaria de España» (3 Bde., Madr. 1860—62); Lembke, «Geschichte von S.» (fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1—3, Hamb. 1831—67); Havemann, «Darstellungen aus der innern Geschichte S.s» (Gött. 1850); Baumgarten, «Neuere Geschichte S.s» (2 Bde., Lpz. 1867—68); derselbe, «Geschichte S.s zur Zeit der Französischen Revolution» (Berl. 1861); über die Geschichte der maurischen Herrschaft in S. die Werke von Conde, Aschbach (s. d.) und Dozy (s. d.); über die Zeiten Ferdinand's und Isabella's sowie über die Philipp's II. die Werke von Prescott (s. d.); über den Halbinselkrieg die Schriften von Foy, Southey, Napier, Suchet, Muñoz, Maldonado, Canga Arguelles, Toreño u. s. w.; über den marokk. Krieg E. Schlagintweit's «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Spanischer Erbfolgekrieg. Als das habsburgische Königshaus in Spanien mit dem bejahrten und kinderlosen Karl II. (1665—1700) auf dem Aussterben stand, wurde die Frage der span. Erbschaft ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit für die europ. Diplomatie. Von drei Seiten erhob man Erbansprüche in Gemäßheit des castil. Rechts, das auch weibliche Thronfolge zuließ. Sowol König Ludwig XIV. (s. d.) von Frankreich wie auch der deutsche Kaiser Leopold I. (s. d.) waren Söhne von span. Infantinnen, Töchtern Philipp's III., und zwar Ludwig von der ältern Schwester Anna von Oesterreich (s. d.), Leopold von der jüngern Schwester Maria Anna. Beide waren überdies mit zwei Schwestern Karl's II. vermählt gewesen, Ludwig mit der ältern, Maria Theresia, die ihm den Dauphin Ludwig (gest. 1711) gebar, Leopold mit der jüngern Schwester Margarethe Theresia, welcher Ehe nur eine einzige Tochter, Maria Antonia, entsproß, die den Kurfürsten Maximilian II. (s. d.) von Baiern geheirathet hatte. Nach dem Verwandtschaftsgrade stand also das franz. Königshaus näher. Die nach Frankreich vermählten Infantinnen hatten jedoch ausdrücklich allen span. Erbansprüchen entsagt, während der nach Oesterreich verheiratheten ihre Rechte gewahrt blieben. Ludwig XIV. hatte sogar diesen Verzicht seiner Gemahlin ausdrücklich genehmigt und beschworen; aber er hatte nichtsdestoweniger den sog. Devolutionskrieg 1667—68 geführt und machte jetzt geltend, daß die Entsagungsacte nicht von den span. Cortes sanctionirt und daher nicht rechtskräftig sei. Auf alle Fälle erschien es mit dem europ. Gleichgewicht durchaus unvereinbar, daß zwei so mächtige Herrscher noch die span. Monarchie, die außer dem Hauptlande und den Colonien die span. Niederlande (Belgien), Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien umfaßte, mit ihren Erbstaaten vereinigten. Deshalb zeigte Ludwig XIV. sich bereit, die franz. Ansprüche auf den zweiten Sohn des Dauphins, Herzog Philipp von Anjou, nachmals König Philipp V. (s. d.), zu übertragen, und Leopold I. bestimmte die span. Erbschaft seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl, nachmals Kaiser Karl VI. (s. d.). Den auswärtigen Mächten erschien jedoch der dritte Bewerber noch besser geeignet, um jeder Eifersucht vorzubeugen und den allgemeinen Frieden zu bewahren. Das war der junge Sohn des Kurfürsten Maximilian II. von Baiern, Kurprinz Joseph Ferdinand, der durch seine Mutter Maria Antonia gleichfalls von dem span. Königshause abstammte. Besonders eifrig wirkte in diesem Sinn Wilhelm III., König von Großbritannien und Statthalter der Niederländischen Republik, und es gelang diesem auch, sich mit Ludwig XIV. über einen sog. Partagetractat, zu Loo 11. Oct. 1698, zu verständigen. Danach sollte Erzherzog Karl mit dem Herzogthum Mailand, der Dauphin mit Neapel, Sicilien und der baskischen Provinz Guipuzcoa

abgefunden werden, während die übrige span. Monarchie für den bair. Kurprinzen bestimmt ward. Das madrider Cabinet nahm die Nachricht von dieser Einmischung fremder Mächte sehr übel auf, und Karl II. setzte nun sofort den bair. Kurprinzen zu seinem alleinigen Erben ein, der aber plötzlich 6. Febr. 1699 starb. Nun schlossen Wilhelm III. und Ludwig XIV. einen zweiten Partagetraetat, 2. März 1700, wonach der Erzherzog Karl die span. Krone, der Dauphin aber, außer den obgedachten Ländern, noch das Herzogthum Mailand erhalten sollte. Aber Kaiser Leopold verweigerte diesem Tractate seine Zustimmung, und so hielt auch Ludwig XIV. sich nicht ernstlich daran gebunden. Am Hofe zu Madrid bekämpften sich zwei Parteien unter Führung des kaiserl. Gesandten Graf Harrach und des franz. Gesandten Marquis Harcourt, welche beziehentlich für Erzherzog Karl und für Herzog Philipp von Anjou wirkten. Endlich trug die franz. Partei den Sieg davon, und Karl II. setzte durch Testament vom 2. Oct. 1700 den Herzog Philipp zum Erben aller seiner Reiche ein. Am 1. Nov. 1700 starb Karl II., und zwölf Tage darauf erklärte Ludwig XIV., daß er das Testament für seinen Enkel annehme. Ohne Widerstand zu finden, ergriff Philipp V. sofort Besitz von der gesammten span. Monarchie. Die europ. Mächte, selbst Großbritannien und die Niederländische Republik erkannten den neuen König an. Wenn auch Wilhelm III. über die Beiseitesetzung des Partagetraetats sehr gereizt war, so zeigte sich doch die Volksstimmung in seinen Reichen einem neuen Kriege abgeneigt. Nur Kaiser Leopold protestirte und traf Anstalten, um zunächst das Herzogthum Mailand zu erobern. Als aber im nächsten Jahr franz. Truppen die span. Niederlande besetzten und Ludwig XIV. gar nach dem Tode des vertriebenen Königs Jakob II. dessen Sohn, den sog. Prätendenten, als König Jakob III. von Großbritannien anerkannte, entschlossen sich die Seemächte (Großbritannien und die Niederländische Republik), Oesterreich beizustehen. Am 7. Sept. 1701 ward eine Tripleallianz im Haag abgeschlossen, zum Zweck der Erhebung des Erzherzogs Karl auf den span. Thron. Später (1702—3) traten Preußen, das Deutsche Reich und Portugal diesem Bunde bei. Dagegen gelang es Ludwig XIV., zwei wichtige deutsche Reichsfürsten auf seine Seite zu ziehen, nämlich den Kurfürsten Maximilian II. von Baiern, dem man Aussichten auf die span. Niederlande und die Rheinpfalz eröffnete, und dessen Bruder, den Kurfürsten Erzbischof Joseph Clemens von Köln. Außerdem gewann Ludwig XIV. in Italien für sich den Herzog Karl IV. Gonzaga von Mantua und den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, welcher letztere jedoch 25. Oct. 1703 auf die österr. Seite übertrat und dafür eine Gebietsvergrößerung erhielt. Der baldige Tod des Königs Wilhelm III. (19. März 1702) änderte nichts an der Sachlage, da die neue Königin Anna von Großbritannien unter dem Einflusse des Herzogs von Marlborough und dessen Gemahlin, sowie auch der dirigirende Rathspensionär der niederländ. Republik, Heinsius, an der bisherigen Politik festhielten. Ebenso setzte, als Kaiser Leopold 5. Mai 1705 starb, dessen ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I. (s. d.), den Kampf zu Gunsten seines Bruders Karl eifrig fort. Im ganzen dauerte der Spanische Erbfolgekrieg über zwölf Jahre und breitete sich nicht nur über ganz Westeuropa, sondern auch über den Ocean und die Colonien aus. Gleichzeitig wüthete im nordöstl. Europa der große Nordische Krieg (s. d.), und nur das zwischen den Seemächten, Kaiser und Reich, Preußen, Hannover u. s. w. abgeschlossene sog. Haager Concert vom 31. März 1710, welches die Neutralität Norddeutschlands wenigstens zeitweilig sicherstellte, konnte verhindern, daß nicht die allgemeine Kriegsflamme auf deutschem Boden zusammenschlug.

Der Spanische Erbfolgekrieg begann in Italien, wo im Sommer 1701 der kaiserl. Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, unerwartet schnell und siegreich vordrang und die Herzogthümer Mailand und Mantua größtentheils eroberte. Aber 1702 erhielt er einen ebenbürtigen Gegner an dem franz. Marschall Vendôme, und dieser gewann vollends die Oberhand, als Eugen wegen des von Franz II. Rakoczi 1703 in Ungarn erregten Aufstandes aus Italien abberufen wurde. In Deutschland befehligte Markgraf Ludwig Wilhelm I. (s. d.) von Baden-Baden die kaiserl. und Reichsarmee, welcher Sept. 1702 die franz. Festung Landau zur Uebergabe zwang. Dagegen eroberte der Kurfürst von Baiern die Reichsstadt Ulm u. s. w., während der franz. Marschall Villars über den Rhein vordrang. Bei dem kläglichen Zustande der Reichsarmee konnte der Markgraf von Baden auf die Länge nicht verhindern, daß die Franzosen und Baiern sich vereinigten. Doch trennte sich der Kurfürst Juni 1703 wieder von Villars und drang in Tirol ein, um mit dem aus Oberitalien gegen Trient vorrückenden Marschall Vendôme Verbindung anzuknüpfen. Der tapfere Widerstand des tiroler Landvolks, unter Führung des Landrichters Martin Sterzinger, vereitelte diesen Plan und rettete Oesterreich aus der

drohendsten Gefahr. Aber in Süddeutschland behielten die Franzosen und Baiern die Oberhand. Die Reichsfestung Breisach ward August 1703 genommen, der kaiserl. General Styrum bei Höchstädt 20. Sept. geschlagen, und auch Landau Nov. 1703 wieder von den Franzosen erobert. Unterdeß hatte das brit.-niederländ. Heer unter Marlborough die Franzosen aus den span. Niederlanden, Lüttich und Köln vertrieben und rückte nach Süddeutschland, wo es sich mit dem kaiserl. und Reichsheer vereinigte. Während Prinz Eugen die Vertheidigungslinien zwischen Schwarzwald und Rhein bei Stollhofen gegen den franz. Marschall Tallard bewachte, schlugen Marlborough und der Markgraf von Baden 2. Juli 1704 das bair.-franz. Heer am Schellenberge, unweit Donauwörth. Bald darauf gelang es Tallard, durch das Kinzigthal vorzudringen und sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen, während Prinz Eugen zu Marlborough und dem Markgrafen von Baden stieß. Nun erfolgte die entscheidende Schlacht bei Höchstädt (die Engländer benennen dieselbe nach dem Dorf Blenheim, Blindheim) 13. Aug. 1704, die mit einer vollständigen Niederlage des bair.-franz. Heers endigte; Tallard fiel in Gefangenschaft, der Kurfürst entfloh nach den span. Niederlanden. Die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück und verloren Nov. 1704 abermals die Festung Landau. Nun wurde ganz Baiern erobert und mit Ausnahme des Rentamts München, das der Kurfürstin als Revenue verblieb, unter kaiserl. Verwaltung gestellt. Aber die Oesterreicher bedrückten das Land so hart, daß das bair. Landvolk unter Führung von zwei ingolstädter Studenten, Meindl und Plinganser, sich empörte und nur mit Mühe unterjocht wurde. Kaiser Joseph sprach 1706, mit Zustimmung der übrigen Kurfürsten, die Reichsacht über die Kurfürsten von Baiern und Köln aus. Die Herzoge von Mantua und Mirandola wurden gleichfalls der Felonie schuldig erklärt, geächtet und ihrer Länder beraubt. Allerdings stellte Villars am Rhein das Uebergewicht der franz. Waffen wieder her, namentlich seit 1707 der Markgraf von Baden gestorben war; dagegen gewannen die Alliirten in Italien und den span. Niederlanden immer größere Vortheile. Nach Abberufung Vendôme's rückte Prinz Eugen zum Entsatz der von den Franzosen belagerten Stadt Turin herbei und erfocht hier 7. Sept. 1708 einen vollständigen Sieg, sodaß durch die sog. Generalcapitulation vom 13. März 1707 die Franzosen sich zur Räumung des ganzen Oberitalien bequemten. Im Sommer 1707 ward auch Neapel von den Oesterreichern, im Aug. 1708 Sardinien von den Engländern eingenommen; nur die Insel Sicilien blieb in der Gewalt Philipp's V. Prinz Eugen drang sogar in Südfrankreich ein, vermochte jedoch Toulon nicht zu erobern (Juli bis Aug. 1707). Nicht minder glücklich ging es in den span. Niederlanden. Marlborough gewann zuerst 23. Mai 1706 einen entscheidenden Sieg bei Ramillies, südlich von Löwen, über den franz. Marschall Villeroi, worauf an dessen Stelle Vendôme das Commando erhielt und das Gleichgewicht wiederherstellte. Erst nachdem Prinz Eugen sich mit Marlborough vereinigt, ward auch Vendôme bei Oudenaarde 11. Juli 1708 besiegt und sogar die von Marschall Boufflers tapfer vertheidigte franz. Grenzfestung Lille Dec. 1708 erobert. Als ein neues franz. Heer unter Villars heranrückte, erfochten Marlborough und Eugen einen dritten großen Sieg bei Malplaquet 11. Sept. 1709, worauf die Festung Mons sich ihnen ergab, und griffen sodann die franz. Grenze an, die jedoch von Villars und Boufflers nachdrücklich vertheidigt wurde. Die mit dem Prätendenten Jakob III. (s. d.) unternommene franz. Expedition gegen Schottland im März 1708 mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Nur in Spanien war das Kriegsglück den Franzosen günstig. Nachdem Erzherzog Karl in Wien Sept. 1703 als König Karl III. von Spanien proclamirt worden war, ging er, begleitet von einer brit.-niederländ. Flotte und Armee, nach Portugal und versuchte von hier aus in Spanien einzudringen. Gibraltar (s. d.) ward 4. Aug. 1704 von den Engländern erobert. Bald erklärten Catalonien, Aragonien und Valencia sich für Karl III., der sich nun dahin begab und 9. Oct. 1705 Barcelona einnahm. Im nächsten Sommer 1706 ward auch Madrid genommen und Karl III. daselbst 2. Juli zum König ausgerufen. Aber die Castilianer hielten treu zu Philipp V., der schon 22. Sept. nach Madrid zurückkehrte. Der franz. Marschall Herzog von Berwick besiegte dann die Alliirten bei Almansa 25. April 1707 und unterwarf auch Valencia und Aragonien wieder, sodaß Karl auf Catalonien beschränkt ward. Dagegen besetzten die Engländer Sept. 1708 die Insel Minorca.

Unter diesen Umständen bat Ludwig XIV., aufs äußerste erschöpft, um Frieden. Sowol bei den Verhandlungen im Haag (März bis Juli 1709) als später zu Gertruidenberg (Juni bis Juli 1710) erklärte er sich zur Verzichtleistung auf Spanien und zu andern großen Opfern bereit. Als man aber die Forderungen immer höher spannte und sogar verlangte, er solle seinen Enkel mit seinen eigenen Truppen aus Spanien vertreiben helfen, brach er die Unterhandlungen

ab. An der franz. Nordgrenze standen sich noch immer Villars, Marlborough und Prinz Eugen gegenüber, und die Alliirten eroberten nach und nach mehrere kleine Grenzfestungen. Wichtiger waren die Ereignisse in Spanien. Der kaiserl. General Stahremberg und Lord Stanhope kämpften im Sommer 1710 so glücklich, daß Karl 28. Sept. in Madrid einziehen konnte. Aber mit Vendôme, der jetzt das Commando erhielt, kehrte das franz. Kriegsglück zurück. Lord Stanhope ward bei Brihuega 8. Dec. mit seinem Corps gefangen, Stahremberg bei Villa-Viciosa 9. Dec. 1710 zum Rückzug genöthigt, und bald sah Karl sich wieder auf Catalonien beschränkt. Inzwischen starb Kaiser Joseph kinderlos 17. April 1711, und alle seine Reiche fielen hiermit Karl anheim, der nun 27. Sept. 1711 Barcelona verließ, um nach Deutschland zurückzukehren. Doch leisteten Catalonien und besonders Barcelona als letzter österr. Waffenplatz in Spanien noch lange hartnäckigen Widerstand, selbst nachdem die Oesterreicher in Gemäßheit der Capitulation vom 14. März 1713 ganz aus Spanien abzogen. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen hatte der Spanische Erbfolgekrieg schon früher aufgehört.

Ganz unerwartet gestalteten sich die Verhältnisse günstig für Ludwig XIV. In Großbritannien ward der Einfluß der Familie Marlborough gebrochen, und an die Stelle der Whigs trat Sept. 1710 ein Tory-Ministerium unter Bolingbroke, das sofort mit Frankreich über einen Separatfrieden insgeheim zu verhandeln begann. Als dann Karl VI. 1711 die österr. Krone und auch den deutschen Kaiserthron erhielt, konnte nicht mehr davon die Rede sein, ihm überdies noch die span. Gesammtmonarchie zu verschaffen, da Oesterreich sonst das unbedingte Uebergewicht in Europa gewonnen hätte. Bereits im Oct. 1711 kamen die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Großbritannien zu Stande, und im Jan. 1712 ward der Friedenscongreß zu Utrecht eröffnet, den nach und nach alle kriegführenden Mächte beschickten. Hier erfolgte nach längern Verhandlungen 1713—15 der Abschluß von neun verschiedenen Friedenstractaten zwischen Frankreich und Spanien einerseits, Großbritannien, der niederländ. Republik, Portugal, Preußen und Savoyen andererseits, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens (s. d.) zusammenfaßt. Kaiser Karl VI. und das deutsche Reich setzten den Krieg noch eine Zeit lang auf eigene Hand fort, aber kamen dabei immer mehr in Nachtheil, indem Villars jetzt Landau 22. Aug. und Freiburg i. Br. 21. Nov. 1713 eroberte. So ward endlich auch der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser zu Rastadt (s. d.) 6. März 1714 und mit dem Deutschen Reiche zu Baden in der Schweiz 7. Sept. 1714 abgeschlossen. Nur zwischen Oesterreich und Spanien kam es zu keinem förmlichen Friedensschluß; doch endigte der Krieg hier thatsächlich mit der Eroberung Barcelonas 11. Sept. 1714 durch den Herzog von Berwick. Die wichtigsten Resultate des Spanischen Erbfolgekriegs waren demnach, daß das Königreich Spanien nebst den Colonien dem König Philipp V. verblieb. Dagegen erhielt Kaiser Karl VI. die span. Niederlande, Mailand, Neapel und die Insel Sardinien, während die Insel Sicilien mit dem Königstitel an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen kam. Großbritannien behielt einige eroberte franz. Besitzungen in Amerika sowie auch Gibraltar und Minorca. Der niederländ. Republik ward zu ihrer bessern Sicherheit das Besatzungsrecht in mehrern Grenzfestungen der span., nunmehr österr. Niederlande eingeräumt. (S. Barrièretractat.) Zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche trat der vormalige Besitzstand in Gemäßheit des Friedens von Ryswijk (s. d.) wieder in Kraft. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden in ihre Lande und Rechte wieder eingesetzt, während Oesterreich das inzwischen durch den Tod des Herzogs Karl IV. 1708 erledigte Herzogthum Mantua und der Herzog von Modena das 1710 vom Kaiser angekaufte Herzogthum Mirandola behielt. Außerdem ward durch den Utrechter Frieden bestimmt, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürfen. Vgl. Mahon, «History of the war of succession in Spain» (Lond. 1832).

Spanische Fliege, s. Kantharide.

Spanische Kunst. Die Geschichte der span. Kunst war bisher größtentheils nur unvollkommen aus zerstreuten und oft unkritischen Materialien bekannt. Es fehlt selbst an genügenden Abbildungen, die jenen Mangel zu ersetzen vermöchten, sodaß schon aus diesem Grunde weder eine genaue ästhetische Würdigung, noch eine geschichtliche Darstellung dieser Kunst möglich ist. Man hat sich daher nur auf gewisse allgemeine Angaben zu beschränken. In der Architektur mögen die röm. Bauten, zumeist aus der spätern Kaiserzeit, noch lange nachgewirkt haben; dagegen ist von den sehr beträchtlichen Bauwerken der westgoth. Könige so gut wie nichts erhalten. Aus den nachfolgenden Zeiten der Araber (711—1492) finden sich noch ansehnliche Baulberreste. Diese arab. Bauwerke sind zwar minder phantastisch als die Monumente des

Islam in Syrien und Aegypten: es fehlen ihnen Kuppel und Minaret; allein der Stil des Einzelnen iſt um ſo beſtimmter und kräftiger, wie von der klarern Beſonnenheit des occident. Geiſtes angehaucht. Das größte ältere Bauwerk dieſer Art, zum Theil noch aus dem 8. Jahrh., iſt die große Moſchee von Cordova mit ihren 19, auf unzähligen Säulen mit Hufeiſenbogen ruhenden Schiffen, welche ſeit 1236 als Kathedrale dient. Die Verzierung iſt bei allem Reichthum doch noch ſtreng und einfach im Verhältniß zu den ſpätern Werken. In Gerona findet ſich ein ſehr zierliches mauriſches Bild, Aehnliches in Barcelona und Valencia. Von dem um 950 erbauten herrlichen Palaſte Azzahra unweit Cordova, mit 4312 Säulen, iſt keine Spur mehr vorhanden; dagegen iſt das berühmte Schloß der Könige von Granada, das Alhambra (ſ. d.), ein Werk der letzten Hälfte der mauriſchen Zeit, noch theilweiſe wohl erhalten. In Sevilla ſind der großartige Palaſt Alkazar und der untere Theil des Thurms Giralda mauriſches Werk. Die allmählich mit den chriſtl. Königreichen wieder ſüdwärts rückende roman. Baukunſt hat nur wenig Bedeutendes aufzuweiſen, wie die Kathedrale von Tarragona, beſtehend in einer Baſilika mit Gewölbe, einige Bauten in Barcelona u. ſ. w. Um ſo reicher iſt Spanien an prächtigen goth. Bauwerken, wenn auch dieſelben meiſt aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., alſo erſt aus einer Zeit des geſunkenen goth. Geſchmacks herrühren und von mauriſcher Einwirkung nicht frei ſind. Zu den älteſten und edelſten gehört der Dom von Toledo (begonnen 1227). Schon willkürlicher ſind die Dome von Burgos (1299) und von Segovia. Am erſtern erbaute 1450 Meiſter Johann von Köln die beiden Thürme mit den durchbrochenen Spitzhelmen, den einzigen dieſer Art in Spanien. Ganz ſpät und vielfach überladen und verwildert, aber impoſant und maleriſch ſind die Dome von Barcelona und Sevilla und die prächtige Kirche de los Reyes zu Toledo (1494—98). Schöne goth. Kloſterhöfe finden ſich in Guadalupe und bei den Dominicanern in Valladolid, herrliche goth. Handelsbörſen in Valencia und in Palma auf Mallorca. In Portugal iſt vorzüglich rein und reich in den Formen die 1383 gegründete Kirche des Kloſters Batalha, während die 1499 erbaute Kloſterkirche von Belem zwar prachtvoll, aber ſchon ſehr barbariſch erſcheint. Aus der guten antikiſirenden Zeit des 16. Jahrh. iſt in Spanien wenig erhalten. Das 1563—84 durch Juan de Toledo und Juan de Herrera erbaute Escurial (ſ. d.) *macht mehr* den Eindruck düſtern, gewaltigen Ernſtes als heiterer Schönheit. Auch das von Herrera erbaute Aranjuez (ſ. d.) läßt die Schönheit völlig vermiſſen. Von dieſer Zeit an iſt Spanien von der ital. Baukunſt abhängig, nur ſind die ſpan. Bauten meiſt noch um einen Grad ſchlechter als ihre ital. Vorbilder. Einzelne tüchtige Talente, wie Filippo Ivara, 1685—1735, konnten der Verderbniß nicht ſteuern. Auch die neueſten ſpan. Bauten ſind wenig bedeutend.

Der Sculptur gaben im 15. Jahrh. überwiegend flandr. Einflüſſe die erſte Anregung. Zugleich ſcheinen aber auch deutſche Bildhauer beſonders die Holzſchnitzerei gefördert zu haben, denn Spanien iſt unter den roman. Ländern das einzige, welches mit Vorliebe für die hochaufgethürmten, ſorgfältig bemalten und vergoldeten Altäre die Schnitzarbeit zur Anwendung bringt. Prachtwerke dieſer Art ſind der Hochaltar des Doms von Sevilla, 1482—97 von Dancort und Bernardo Ortega gearbeitet; der Hauptaltar des Doms von Toledo, um 1500 durch Diego Copin und Peti Juan ausgeführt; ein Altar der Kathedrale von Burgos u. ſ. w. Außerdem wurden die meiſten bedeutendern Kirchen des Landes an Portalen und Façaden, mehr aber noch im Innern an den Chorſchränken, bei Wandniſchen und Kapellen verſchwenderiſcherweiſe mit plaſtiſchen Werken ausgeſtattet. So der Chor des Doms von Sevilla, welchen Rufro Sanchez mit Bildhauereien ſchmückte; ſo die Façade des Doms von Huesca, an welcher Juan de Olozaga die koloſſalen Standbilder ausführte; ſodann der Chor der Kathedrale zu Burgos, deſſen Niſchen Darſtellungen der Leidensgeſchichte enthalten. Beſonders glänzend entfaltet ſich nun auch die Ausſchmückung der Grabmäler, zuerſt noch nach den Geſetzen und Principien des goth. Stils, der freilich in ſpielend-decorativer Weiſe, aber in üppiger Pracht behandelt wird, wie an dem Grabmal des Archidiakonus Don Fernando Dies de Fuento-Pelayo (geſt. 1490) in der Annenkapelle des Doms von Burgos. Um dieſelbe Zeit (1486—93) arbeitete Gil de Siloë die noch prachtvollern Denkmäler König Johann's II., deſſen Gemahlin und des Infanten Don Alonſo in der Karthauſe von Miraflores. Auch das Monument des Alvaro de Luna und deſſen Gemahlin im Dome von Toledo und die vier Fürſtengräber in der Erlöſerkirche zu Ona am Ebro gehören noch demſelben Stil und der goth. Auffaſſung an. Dagegen bringt in den erſten Jahrzehnten des 16. Jahrh. mit der Renaiſſance auch die neue plaſtiſche Behandlungsweiſe in Spanien ein, zunächſt durch ital. Meiſter, die ſich dahin begaben, ſodann durch den bedeutendſten unter den einheimiſchen Künſtlern, Alonſo Berrugnete (1480—1561), der ſich in Florenz und Rom nach Michel Angelo und der Antike gebildet hatte und bei ſeiner Zurückkehr nach Spanien als

Architekt, Bildhauer und Maler die ital. Auffaſſung in vielen bedeutenden Werken zur ausſchließlichen Herrſchaft brachte. Von ſeinen plaſtiſchen Arbeiten werden die Reliefs im Chore der Kathedrale von Toledo, der Altar in der Kirche San-Benito el-Real zu Valladolid, die Arbeiten im Collegio-Mayor zu Salamanca gerühmt. Während des 17. Jahrh. geht die Mehrzahl der ſpan. Bildhauer in den Irrwegen Bernini's, die zu gänzlichem Verfall hinführen, und ſelbſt in neuerer Zeit hat ſich bei den Spaniern keine bedeutende, ſelbſtändige Plaſtik entwickelt.

Daß die Malerei auch im höhern Mittelalter von den Spaniern betrieben worden, darf man mit Sicherheit annehmen; man weiß aber nicht, in welcher Weiſe und in welchem Umfange. Die Gemälde des 15. Jahrh. werden vorzugsweiſe mit den gleichzeitigen Werken deutſcher Malerkunſt verglichen. Dieſe «gothiſche Art» hielt ſich bei manchen ſpan. Malern bis tief in das folgende Jahrhundert hinein, und zwar tritt das flandr. Element oft als das ſtärkere dabei hervor. Im Verlaufe des 16. Jahrh. gehen die ſpan. Maler, ähnlich wie ihre Zeitgenoſſen in Deutſchland und den Niederlanden, mit Eifer auf das Studium der ital. Kunſt ein. Die namhafteſten Maler dieſer Richtung ſind: Luis de Vargas, Luis de Morales und Vicente Joarez, bei welchen noch Nachklänge der ältern ſpan. Schule bemerklich ſind, und die ſich beſonders an die röm. Kunſtweiſe anſchließen; Juan Fernandez Navarrete, welcher den Beinamen des ſpan. Tizian führt und dieſem Meiſter, als deſſen Schüler er bezeichnet wird, zumal in ſeinen frühern Werken ſehr nahe kommen ſoll. Am glänzendſten und bedeutſamſten entwickelte ſich die ſpan. Malerei im 17. Jahrh. Doch hat ſie keineswegs einen ſo urſprünglichen Charakter als die italieniſche und niederländiſche, ſondern erfuhr vielmehr von dieſen beiden einen ſtarken Einfluß. Vorzugsweiſe wurde das bei den Meiſtern der venet. und brabant. Schule mit ſo großem Erfolg cultivirte Colorit und die dieſen ebenfalls eigene naturaliſtiſche Auffaſſung von den Spaniern ergriffen und auf eine eigenthümliche Weiſe zu bewundernswürdiger Meiſterſchaft ausgebildet. In Porträten und Genreſtücken ſtehen ſie daher keiner andern Schule nach. Bei ihren hiſtor. Gemälden, zumal religiöſen Inhalts, geſellte ſich zu dieſem Element eine ſchwärmeriſch-phantaſtiſche Sinnesweiſe von bald mehr ernſtem und derbem, bald mehr lieblichem und ſüßlichem Charakter. Zu den Meiſtern, welche, die neue Richtung der ſpan. Schule begründend, um den Anfang und in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. wirkten, gehören vornehmlich die folgenden: Francisco Ribalta, der in Italien beſonders die Werke des Sebaſtiano del Piombo ſtudirte, und deſſen eigene Bilder größerntheils, ſeinen Vorbildern analog, eine Richtung auf den Charakter florent. Zeichnung mit venet. Colorit zeigen; Juan de Las Roelas und Francisco de Herrera der Aeltere, beide ausgezeichnet durch Begründung eines kräftigen Colorits und durch Einführung eines kühnen Vortrags; Francisco Zurbaran, welcher, bei genauer Naturnachahmung, beſonders eine große Energie des Colorits und der Schattenwirkung darlegte, die ihm den Beinamen des ſpan. Caravaggio zuzog; Alonſo Cano, Architekt, Bildhauer und Maler, deſſen Stil ſich beſonders nach dem Muſter der Antike gebildet, obgleich er nie in Italien war. Den Gipfelpunkt dieſer Glanzperiode der ſpan. Malerei repräſentiren Velasquez (ſ. d.) und Murillo (ſ. d.), die zwei größten und berühmteſten Namen der ſpan. Kunſtgeſchichte, deren Blüte gegen Mitte und in die letzte Hälfte des 17. Jahrh. fällt. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ſtellte ſich in der ſpan. Schule ein ähnlicher Verfall wie in der italieniſchen ein. Es blieben nur noch Schüler von den beiden obengenannten großen Meiſtern und einige tüchtige Maler, wie Claudio Coello, die vergeblich der einreißenden Geſchmacksverwilderung Widerſtand leiſteten. Schnelligkeit, Handfertigkeit und techniſche Bravour wurden das Hauptziel des Strebens der ſpan. Künſtler dieſer und der ſpätern Zeit, auf welche das Beiſpiel des ital. Hauptpraktikers Luca Giordano, der in den letzten Jahren des 17. Jahrh. nach Spanien kam, durch ſeine brillante und effectvolle Manier verderblich einwirkte. Es half nichts, daß König Karl III. Akademien ſtiftete und Rafael Mengs aus Deutſchland berief. Die ſpan. Kunſt ſank immer tiefer und hatte ſeitdem nur einen einzigen wahren Künſtler, Francisco Goya (ſ. d.), deſſen höchſt originelles Talent ein wunderliches Gemiſch von Velasquez, Rembrandt und Reynolds iſt. Vgl. Graf A. Laborde, «Voyage pittoresque et historique de l'Espagne» (4 Bde., Par. 1817—20, mit 284 Kupfertafeln); Genaro Perez de Villa-Amil, «España artistica y monumental» (2 Bde., Par. 1842—44), ein lithogr. Prachtwerk; Caveda, «Geſchichte der Baukunſt in Spanien» (überſetzt von P. Heyſe, herausg. von Kugler, Stuttg. 1858); Cean-Bermudez, «Diccionario historico de los mas illustres profesores de las bellas artes en España» (6 Bde., Madr. 1800); Stirling, «Annals of the artists of Spain» (3 Bde., Lond. 1848); Paſſavant, «Die chriſtl. Kunſt in Spanien» (Lpz. 1853); J. de Madrazo, «Coleccion lithographica de cuadros del Rey de España» (3 Bde., Madr. 1826—37); P. Madrazo, «El real Museo de Madrid» (Madr. 1855 fg.).

Spanischer Pfeffer, s. Capsicum.

Spanische Reiter oder **Friesische Reiter** bestehen aus einem vierkantig behauenen Baume von etwa 12 F. Länge, durch welchen 9 F. lange, an den Enden zugespitzte Latten, die sog. Federn, so durchgesteckt werden, daß ihre Richtungen sich senkrecht kreuzen. Die Spanischen Reiter dienen zum Verschluß der Kehle einzelner Feldwerke und haben den Vorzug vor den Palissaden, daß sie leicht geöffnet werden können, wenn man das eine Ende des Baums auf einer Angel zum Drehen einrichtet und das andere Ende mit einem Rollrade versieht. Dagegen halten die Palissaden die feindlichen Schüsse weit vollständiger ab und können nicht so leicht umgehauen werden. Im 17. Jahrh. wurden die Spanischen Reiter auch im Feldkriege zum Schutz der Infanterie gegen den Angriff der Reiterei gebraucht und mehrere, nebeneinander stehend, durch Ketten und eiserne Haken verbunden. Doch hinderten sie die eigene Bewegung und kamen bald ab. Die weitläufige Anfertigung, der geringe Schutz und die Schwierigkeit des Transports beschränken ihre Anwendung auf die besondern Fälle, wo Barrikaden (s. d.) gebraucht werden.

Spanisches Rohr, s. Arundo und Calamus.

Spanische Sprache und Literatur. Die Ureinwohner Spaniens waren nebst eingewanderten celt. Stämmen die Iberier, als deren Reste im nördlichsten Theile des Landes die Basken (s. d.) zu betrachten sind. Jedoch es finden sich verhältnißmäßig nur sehr wenige Wörter bask. oder celt. Abkunft in der Sprache, die man die spanische nennt. Diese hat sich, wie alle neuroman. Sprachen, zunächst aus der lingua Romana rustica entwickelt. Die Römer hatten nämlich die Einwohner Spaniens so gänzlich unterjocht und romanisirt, daß sie sowol in Sitte als Sprache unter allen Provinzialen sich am nächsten an die Römer anschlossen, ja mit ihnen selbst in der Literatur wetteiferten. Neben der röm. Schriftsprache (sermo urbanus) hatte sich aber auch in Spanien eine Umgangs- und Volkssprache mit eigenthümlichen Provinzialismen gebildet, die, als mit dem Verfall des Römischen Reichs und nach dem Einfall der german. Völker auch die polit. und literarische Verbindung mit Rom sich lockerte, immer mehr die allein übliche und allgemein verstandene wurde. Diese nahmen auch die Nachfolger der Römer in der Herrschaft über Spanien, die Westgothen, mit der röm. Sitte an, und machten sie, besonders nach ihrem Uebertritt vom Arianismus zum lat. Katholicismus, so sehr zu ihrer eigenen, daß sie ihre Muttersprache darüber vergaßen, und davon nur jene Wörter beibehielten und dem span. Romanzo einbürgerten, die sie zur Bezeichnung der ihnen eigenthümlichen Staats- und Kriegsinstitutionen nöthig hatten. Das auf diese Weise ganz aus röm. Elementen hervorgegangene und nur mit einem german. Wörtervorrath bereicherte span. Romanzo erhielt einen neuen Zusatz durch die Araber, mit denen die span. Gothen fast 800 J. um den Besitz des Landes kämpfen mußten. Aber auch diese trugen nur zur Bereicherung des Sprachstoffs, besonders in Bezug auf Industrie, Wissenschaften, Handel u. s. w. bei, und modificirten höchstens einigermaßen die Aussprache. Die ältesten schriftlich aufgezeichneten Spuren des Spanischen finden sich in Isidorus' «Origenes». Zur Schriftsprache ausgebildet erscheint am frühesten die castil. Mundart, und grammatisch und lexikalisch behandelte das Spanische zuerst Ant. de Lebrija (1492). Gesetzgebend wurden für dasselbe die Grammatik und das Wörterbuch der span. Akademie (zuerst 1771 und dann in wiederholten Auflagen). Letzteres bereicherte mit vielen Zusätzen und Verbesserungen Salvá (s. d.), der auch die beste span. Grammatik für Einheimische und nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch schrieb. Dagegen mangelt es den Spaniern noch an einer histor. Grammatik; die trefflichsten Beiträge dazu finden sich in Diez' «Grammatik der roman. Sprachen». Für Deutsche sind die brauchbarsten Hülfsmittel die Grammatik von Franceson (neueste Aufl., Berl. 1842) und die neuern von Kotzenberg (Brem. 1855) und Wiggers (Lpz. 1860), die Wörterbücher von Seckendorff (3 Bde., Hamb. 1823) und von Booch-Arkossy (2 Bde., Lpz. 1858). Den Versuch eines etymolog. Wörterbuchs machten Covarrubias (Madr. 1674) und Cabrera (Madr. 1837); die span. Synonymik bearbeiteten Huerta und March, die Orthographie die Akademie in einem besondern «Tratado» (die letzte zur Norm gewordene Ausgabe, Madr. 1815). Die span. Sprache, die mit dem Wohllaut und Vocalreichthum der ital. Kraft und Würde, mit der Klarheit und Nettigkeit der franz. Elasticität und große Fähigkeit zum poetischen Ausdruck verbindet und die Süßigkeit und Anmuth der portugiesischen ohne die unangenehmen Nasenlaute und fetten Zischlaute besitzt, hat durch die Eroberung Südamerikas durch die Spanier sich auch fast über die Hälfte des neuen Welttheils verbreitet. Neben dieser sog. spanischen oder eigentlich castilischen Sprache gibt es in Spanien noch zwei Hauptmundarten: die galicische, die mit der portugiesischen nahe verwandt ist, und die catalonisch-valencianische, die sich dem provenzalischen Zweige anschließt; beide wurden auch literarisch cultivirt.

Die ſpan. Nationalliteratur erſcheint in ihrer erſten Periode, d. i. von den erſten künſtleriſchen Schöpfungen im caſtil. Romanzo bis auf die Zeiten Johann's II. von Caſtilien, auf volksthümlich-nationaler Baſis mit vorherrſchend epiſchen und didaktiſchen Richtungen. Denn wiewol das älteſte auf uns gekommene Denkmal der ſpan. Literatur, das aus der Mitte des 12. Jahrh. ſtammende «Poema del Cid», unbezweifelt der Kunſtpoeſie angehört, ſo ſind doch ſeine volksthümlichen Elemente unverkennbar. Von der Volkspoeſie haben ſich natürlich weder die urſprünglichen Formen noch überhaupt ſehr alte Denkmäler erhalten, denn ſie lebte durch Jahrhunderte nur im Munde des Volks und wurde erſt aufgezeichnet, als auch die Kunſtpoeſie dieſe Lieder des Volks ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrh. Doch kann man auch aus dieſen Spätlingen, den ſo berühmt gewordenen Romanzen (ſ. d.), auf den urſprünglich lyriſch-epiſchen Charakter der älteſten ſpan. Volkspoeſie ſchließen. Auf dieſer volksthümlichen Baſis entwickelten ſich auch ihre Kunſtpoeſien, nur noch unter dem Einfluß der allgemeinen Zeitideen, alſo in der erſten Periode unter dem der kirchlich-ritterlichen. So ſind, außer dem erwähnten halb ſagenhaften, halb hiſtor. Gedichte vom Cid, die älteſten Producte derſelben das «Poema de los Reyes Magos» aus dem 11. Jahrh., das zugleich eins der älteſten dramatiſch-liturgiſchen Spiele iſt, die «Disputacion entre el Cuerpo y el alma», die Heiligen- und Marienlegenden des Geiſtlichen Gonzalo von Berceo, die Legende von der Maria Egipciaca (aus dem 13. Jahrh.), die Rittergedichte von Alexander d. Gr. des Juan Lorenzo de Segura, von den «Votos del pavon» von Apollonius von Tyrus (auch noch aus dem 13. Jahrh.) und das ſchon mehr chronikenartige Gedicht von Conde Fernan Gonzalez aus dem 14. Jahrh. In allen dieſen Gedichten läßt ſich in Stoff und Form der Einfluß der mittellat. Kirchenpoeſie und der franz. Ritterpoeſie zwar nicht verkennen, doch ſind ſie gänzlich frei von allem arab. Einfluß und mit durchaus nationaler Färbung. Dieſe Gedichte ſind theils in den den franzöſiſchen nachgebildeten einreimigen Alexandrinerſtrophen, theils in den nationalen Grundrhythmen der Redondilien abgefaßt. Noch in das 14. Jahrh. dürfte auch die Abfaſſung der längern epenartigen Romanzen von Karl d. Gr. und ſeinen Paladinen zu ſetzen ſein, deren ſtoffliche Grundlage und zum Theil auch formelle Bildung wol aus dem Verkehr der ſpan. Joglares (Volksſänger) mit den ſüdfranz. Jongleurs ſtammen dürften. Neben dieſen mehr oder minder epiſch-volksthümlichen Gedichten begann vorzüglich durch den Einfluß Alfons' X. oder des Weiſen von Caſtilien eine gelehrt-didaktiſche Kunſtpoeſie ſich zu entwickeln. Auf ſeinen Befehl und unter ſeiner Mitwirkung wurden die Landesgeſetze in der Landesſprache abgefaßt und dieſe ſtatt der bisherigen lateiniſchen zur Gerichtsſprache erhoben. Die berühmteſte dieſer Geſetzſammlungen führt den Titel «Las siete partidas» (beſte Ausgabe in «Los codices españoles, Madr. 1847); dann iſt zu erwähnen das «Fuero real»; dieſes ſowie ſeine übrigen legiſtiſchen Werke hat die Akademie der Geſchichte unter dem Titel «Opusculos legales del rey Alonso el Sabio» (Madr. 1837) herausgegeben. Auf Alfons' Veranlaſſung und unter ſeiner Leitung wurden eine Weltchronik in ſpan. Sprache abgefaßt, die nur handſchriftlich vorhanden iſt, und eine Generalchronik von Spanien bis zum Tode ſeines Vaters, die ſo berühmt gewordene «Crónica general» (Zamora 1541; Valladolid 1604). Dadurch wurde Alfons eigentlich der Schöpfer der ſpan. Proſa, in der früher nur vereinzelte ſchwache Verſuche gemacht worden waren; zugleich gab er der ſpan. Nationalliteratur überhaupt eine mehr didaktiſche Richtung. Durch die in ſeinem «Libro de las querellas», von dem ſich nur Bruchſtücke erhalten haben, und in ſeinen galiciſchen Liedern («Cántigas») angewendeten kürzern Versmaße hat er die ſpan. Kunſtlyrik vorbereitet; das früher ihm zugeſchriebene didaktiſche Gedicht «Libro del tesoro» iſt jedoch ein Machwerk des 15. Jahrh. Sein Beiſpiel wirkte auf ſeine Nachfolger. So ſchrieb ſein Sohn Sancho IV. el-Bravo ein moral-philoſ. Werk, das Lebensregeln für ſeinen Sohn Ferdinand IV. enthält, ſo entſtand unter ſeiner Regierung die Geſchichte der Kreuzzüge in ſpan. Sprache («La gran conquista de Ultramar»). Sancho's IV. Sohn, Alfons XI. el-Bueno, gebührt das Verdienſt, die Abfaſſung mehrerer Werke in caſtil. Proſa veranlaßt zu haben, z. B. eines Adelsregiſters (Becerro), eines Jagdbuchs (Libro de monteria) und mehrerer Chroniken. Vorzüglich iſt des Infanten Don Juan Manuel (geſt. 1347) Apologenſammlung in Proſa mit angehängten Sprüchen in Verſen unter dem Titel «El Conde Lucanor» merkwürdig, eine nach orient. Muſtern und zum Theil aus orient. Quellen abgefaßte Rahmenerzählung (deutſch von Eichendorff, Berl. 1840). Dagegen iſt des Infanten Liederſammlung («Libro de los cantares») verloren gegangen. Bei weitem der bedeutendſte Dichter des 14. Jahrh. war aber Juan Ruiz, Erzprieſter von Hita, geſt. um 1351, der ebenfalls in eine Rahmenerzählung, die in Alexandrinerſtrophen abgefaßt iſt, ſeine lyriſchen und didaktiſchen Gedichte, wie fromme und erotiſche Lieder,

Fabeln, Hirtenlieder u. ſ. w., eingereiht hat, die ſowol durch innern poetiſchen Werth als auch dadurch, daß ſie nach des Verfaſſers ausdrücklicher Abſicht ein Muſterbuch aller damals in Spanien bekannten metriſchen Combinationen bilden ſollten, für die Geſchichte der ſpan. Poeſie von höchſter Wichtigkeit ſind. Dieſe und die meiſten früher erwähnten Gedichte finden ſich in der von Pidal und Janer veranſtalteten neuen Ausgabe von Sanchez' «Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.» (Madr. 1864). Ebenfalls ein didaktiſches Gedicht mit eingewebten lyriſchen Partien iſt das Buch in Reimen über das Hofleben: «Rimado de palacio», des Lopez de Ayala. Die am Ende dieſer Periode vorherrſchend didaktiſche Richtung ſpricht ſich noch aus in den Gedichten des Rabi Santob, eines Juden, der für den König Peter den Grauſamen von Caſtilien Rathſchläge und Lebensregeln in Verſen ſchrieb, ſowie in dem Gedicht vom Todtentanz: «Danza general de la muerte» u. ſ. w. Die Cultur der hiſtor. Proſa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Nuñez de Villaizan's, die Proſachronik vom Cid, die Reiſebeſchreibung Ruy Gonzalez de Clavijo's u. a. Endlich gehört noch dem Schluſſe dieſer Periode die Abfaſſung des Amadis (ſ. d.) an.

In der zweiten Periode der ſpan. Nationalliteratur, die von der Regierung Johann's II. von Caſtilien (1406—54) bis zur Bildung der ſpan. Univerſalmonarchie unter den kath. Königen oder bis zum Schluſſe des Mittelalters reicht, trat neben der fortbeſtehenden didaktiſchen Richtung die lyriſche in den Vordergrund. Die Bildung einer höfiſchen Kunſtlyrik nach dem Muſter der Troubadourspoeſie, die Alfons X. zwar vorbereitet hatte, aber nur in galic. Mundart üben konnte, die in lemoſiniſcher längſt an den Höfen der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragonien blühte, war in caſtil. Mundart erſt am Hofe Johann's II. möglich. Dieſe caſtil. Hoflyrik iſt dem Inhalt und Tone nach der provenzaliſchen, beſonders der ſpätern, ſehr ähnlich; auch ſie iſt vorzugsweiſe eine Converſationspoeſie, die ſich in dem engen Kreiſe höfiſcher Galanterie bewegt und daher an Ideenarmuth und Monotonie leidet. Ja ſie iſt ſchon viel ſchwerfälliger und roher wie die echte Troubadourspoeſie, weil damals die belebende Kraft der idealen Chevalerie und Galanterie ſchon von dem vorherrſchenden Proſaismus und dem Uebergewicht der Verſtandesthätigkeit über die Phantaſie gelähmt war. Unter der *Menge dieſer* Hofdichter, deren Werke ſo wenig Verſchiedenheit und prägnante Individualität haben, daß ſie in der That oft nur durch die Namensüberſchriften zu unterſcheiden ſind, die ſie in den «Cancioneros» tragen (ſ. Cancionero), zeichnen ſich noch am meiſten aus die beiden Marqueſes von Villena und Santillana und Juan de Mena, die auch größere didaktiſch-allegoriſche Dichtungen ſchrieben, in denen ſich ſchon das Beſtreben zeigt, altclaſſiſche und ital. Muſter, beſonders den Dante, nachzuahmen. Von den übrigen ſind nennenswerth die drei Manrique (Rodrigo, Gomez und Jorge), Macias, Garcia Sanchez de Badajoz, Alonſo de Cartagena, Diego de San-Pedro, der auch zwei halb proſaiſche, halb metriſche Liebesromane ſchrieb, die berühmt geworden ſind («Carcel de amor» und «Question de amor»), und Fernan Perez de Guzman, der auch als Geſchichtſchreiber einen berühmten Namen hat. In ſeinen Geſchichtswerken ſowie in denen von Hernando del Pulgar zeigt ſich ſchon ein Fortſchritt vom Chronikenſtil zur pragmatiſchen Darſtellung. Auch hat man von Pulgar eine Briefſammlung, die nebſt der wahrſcheinlich apokryphen von Cibdad-Real einen Begriff vom Epiſtolarſtil der damaligen Zeit geben kann. Nicht minder für die Sittengeſchichte als für die Geſchichte der ſpan. Proſa merkwürdig iſt das Werk des Erzprieſters von Talavera, Alonſo Martinez de Toledo, über die Sitten der Weiber von ſchlechtem Lebenswandel, bekannter unter dem Namen «Corbacho» (Toledo 1499 u. öfter). Endlich fallen noch die Anfänge des ſpan. Dramas, das auch hier aus kirchlichen und ländlichen Feſtſpielen hervorging, in dieſe Periode, wozu man mit Recht Juan de la Encina's Schäferſpiele und den berühmten dramatiſchen Roman «Celestina» von Fernando de Rojas rechnet.

Die dritte Periode, von den erſten Jahrzehnten des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrh., umfaßt die allſeitigſte Entwickelung und höchſte Blüte der ſpan. Literatur, aber auch im goldenen Zeitalter der Philippe ihre Ausartung und ihre gänzliche Ermattung, ſo gleichen Schritt haltend mit der Entwickelung der polit. und ſocialen Zuſtände der ſpan. Monarchie. Was in der vorigen Periode ſich vorbereitete, wurde in dieſer völlig entwickelt durch die nähere polit. Verbindung von Spanien und Italien: die formelle Ausbildung der ſpan. Kunſtpoeſie nach altclaſſiſchen und ital. Muſtern ſogar bis zur Einführung ital. Versmaße, des elf- und ſiebenſilbigen Verſes, und der ital. Formen des Sonetts, der Ottave Rime, Terzinen, Canzonen u. ſ. w. Doch ward über dieſer Nachahmung ſo wenig wie früher über der provenzaliſchen die nationale Eigenthümlichkeit aufgegeben, weil die ſpan. Poeſie eine durchaus volksthümliche Grundlage hatte; ja der ital. Schule, deren Koryphäen Boscan, Garcilaſo de la Vega, Diego

Digitized by Google

Hurtado de Mendoza u. a. waren, trat unter Caſtillejo's Anführung eine ſtrenge, an den alten Nationalformen haltende Partei entgegen, bis ſich die ſchroffen Einſeitigkeiten beider Parteien abgeſchliffen hatten und in ſchöner Verſchmelzung ſo vollſtändige Kunſtwerke erzeugten wie die Poeſien Hernando de Herrera's, Luis Ponce de Leon's, Hernando de Acuña's und Jorge de Montemayor's. Durch dieſen letztern und ſeinen Landsmann, den Portugieſen Sá de Miranda, wurde der halb in Verſen, halb in Proſa abgefaßte Schäferroman eingeführt. Montemayor's ſo berühmt gewordene «Diana» erhielt eine würdige Fortſetzung durch Gil Polo. Aus der Menge von Dichtern, die ſich jenen zunächſt anſchloſſen, ſind zu nennen: Franc. de Rioja, Baltazar de Alcázar unter Philipp II., ein überaus witziger und anmuthiger Dichter, Vicente Espinel, die beiden Figueroa, Pedro Soto de Rojas, Criſtóval de Meſa, Aguſtin de Tejada und Luis Barahona de Soto. Nach dieſer Vermittelung trat noch einmal in dieſer Periode der Gegenſatz zwiſchen der claſſiſchen Nachahmung und der nationalen Eigenthümlichkeit mächtiger hervor, als erſtere den Reiz der Neuheit verloren, letztere durch innigeres Anſchließen der Kunſtpoeſie an die Volkspoeſie an Stärke gewonnen hatte, und beiden Richtungen wurde nun bis zu den Extremen gefolgt, ja oft von einer und derſelben Perſon. So waren die Brüder Argenſola nicht zufrieden, die durch das moderne Element im Italieniſchen gemilderte Claſſicität nachzuahmen, ſondern ſuchten unmittelbar dem Horaz nachzuſtreben; ſo dichtete Eſtévan de Villegas ſeine «Eróticas» nach dem Vorbilde Anakreon's und ſogar in den altclaſſiſchen nachgebildeten Metren; ſo überſetzte Juan de Jáuregui nicht nur den «Aminta» des Taſſo und den «Pastor fido» des Guarini, ſondern auch Lucan's «Pharsalia». Andererſeits ſuchten Góngora und Quevedo den Romanzenſtil in die Kunſtpoeſie einzubürgern und zu cultiviren, während dieſelben die Italiener noch zu überbieten ſtrebten und einen ſog. gebildeten und geiſtreichen Stil (Gongorismus) nach dem Muſter der Mariniſten einführten, der aber in Culteranismus ausartete. Daß aber damals mehr als je die Volks- von der Kunſtpoeſie berückſichtigt wurde, iſt für letztere ſehr folgenreich geworden. Zwar war die eigentliche Blüte der Volkspoeſie in lyriſch-epiſchen Romanzen längſt vorüber, aber mit dem neubelebten Nationalbewußtſein war bei den Gebildeten und den Kunſtdichtern ein hiſtor. und äſthetiſches Intereſſe an den alten Volksromanzen erwacht, die neu aufgezeichnet, geſammelt und cultivirt wurden. So entſtanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrh. die meiſten Romanzenſammlungen (ſ. Romancero), die freilich neben den echten alten epiſchen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyriſcher, von Gelehrten und Kunſtdichtern herrührender enthalten. Durch dieſe konnten zwar noch weniger wie anfänglich die Spanier eine eigentlich epiſche Poeſie bekommen, und unter der Unzahl gemachter Epopöen nach dem Leiſten der altclaſſiſchen und italieniſchen erheben ſich kaum einige über die Mittelmäßigkeit. Nur die «Araucana» des Ercilla hat, weil ſie auf einer objectiv-epiſchen, lebendigen Baſis entſtanden, wahrhaft epiſchen Geiſt und epiſche Unmittelbarkeit. Der Contraſt zwiſchen dieſen Beſtrebungen, ein Epos zu ſchaffen, und den dazu ganz ungünſtigen Zeitverhältniſſen erzeugte die ironiſch-epiſchen Meiſterwerke, die komiſchen Heldengedichte des Lope de Vega («Gatomaquia»), Villaviciosa («Mosquea») und Quevedo. Aber die epiſchen Elemente der alten Volksromanzen in Verbindung mit der kunſtmäßig ausgebildeten Lyrik wirkten befruchtend auf die Entwickelung des nationalen Kunſtdramas, der Comedia.

Die dramatiſche Poeſie hatte gleich beim Beginn ihrer eigentlichen nationalen Entwickelung in Naharro, Gil Vicente und Lope de Rueda die Repräſentanten der Hauptrichtungen gefunden, die ſie ſpäter einſchlug, in dem erſtern den der mehr idealiſirenden, zu den phantaſiereichen Schöpfungen der heroiſchen, Verwickelungs- und Intriguenſtücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) führenden, in den beiden letztern aber die Vorläufer der die Wirklichkeit treu copirenden Charakterſchilderer, denen ſich die zahlreichen Verfaſſer der ſog. Vor- und Zwiſchenſtücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Sainetes und Comedias de figuron) anſchloſſen. Neben dieſen Gattungen beſtanden die geiſtlichen Schauſpiele, aus denen zunächſt das ſpan. Drama wie alle übrigen hervorgegangen iſt, fort und bildeten ſich in der Folge zu zwei verſchiedenen Gattungen aus, den Autos sacramentales, d. i. Fronleichnamsſtücken, und Autos del nacimisnto zur Weihnachtsfeier, nach Art der allegoriſchen Moralitäten des Mittelalters, und den Comedias divinas und de Santos, oder Darſtellungen der heiligen Geſchichte und Heiligenlegenden, gleich den Myſterien oder Mirakelſpielen. Zwar hatten auch auf dieſem Felde die Claſſiciſten verſucht, theils durch Ueberſetzungen, theils durch Nachbildungen das ſpan. Drama nach antiken Muſtern zu geſtalten, wie z. B. Boscan, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, um die Mitte des 16. Jahrh., und mehrere Dichter der ſevillaner Schule, wie Geronimo Bermudez, der zwei Tragödien mit Chören unter dem Namen

Antonio de Silva ſchrieb, die aber ebenſo wenig wie ſpäter die kritiſchen Angriffe von Rey de Artieda, B. L. de Argenſola u. a. die originelle, reiche und volle Entwickelung der nationellen Komödie aufzuhalten vermochten. Dieſe glänzendſte Periode des ſpan. Dramas reicht vom Ausgang des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrh., und die zahlreichen Bühnendichter jener Zeit geſtalten ſich in zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkte Lope de Vega (ſ. d.) und Calderon (ſ. d.) glänzen. So waren theils Vorläufer, theils Nachfolger des erſtern die beiden Dichter Cueva und Virues; Cervantes, der aber in dieſem Felde dem Lope die Palme nicht ſtreitig machen konnte, um in einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Caſtro, deſſen «Cid» Corneille's Vorbild war; Luis Velez de Guevara, Juan Perez de Montalvan, Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirſo de Molina; Juan Ruiz de Alarcon, ein origineller Dichter und voll glühender Phantaſie und plaſtiſcher Kraft. Alle dieſe Dichter und vor allen Lope de Vega zeichnen ſich durch eine reiche Erfindungsgabe, geniale Conception und prägnante Naturähnlichkeit aus. Sie ſind die eigentlichen Schöpfer des ſpan. Dramas aus durchaus nationalen Elementen, volksthümlicher Begeiſterung und einer friſchen, glühenden Phantaſie geworden, deren Werke nur manchmal durch ein Zuviel des Guten, durch allzu flüchtige Compoſition und durch Formloſigkeit entſtellt wurden. In Calderon trat zu dieſer Originalität und überſprudelnden Phantaſie die mäßigende Reflexion und die ſorgſamere Ausführung im einzelnen hinzu, und ſo erreichte in ihm das ſpan. Drama ſeinen Culminationspunkt. Unter ſeinen Nachfolgern ſind die namhafteſten Francisco de Rojas, Auguſtin Moreto, M. Fragoſo, J. B. Diamante, Antonio Hurtado de Mendoza, Juan de la Hoz, Antonio de Solis, deſſen eigentlicher Ruhm mehr in ſeinen Geſchichtswerken gegründet iſt, und Auguſtin de Salazar y Torres, der in ſeinen lyriſchen wie dramatiſchen Werken ſich ſchon zum «Estilo culto» hinneigt, in den phantaſtiſch-märchenhaft gehaltenen Dramen aber eine blühende Phantaſie zeigt. Ja ſelbſt als die ſpan. Poeſie zu Ende dieſer Periode von ihrer Ausartung durch die Culteraniſten in faſt gänzliche Ermattung geſunken war, trieb die dramatiſche noch eine Nachblüte in den wenigſtens noch echt ſpan. Geiſt athmenden Werken von Bances Cándamo, Cañizares und Antonio de Zamora, die vorzüglich die Comedia de figuron ausbildeten; des letztern «Don Juan» iſt durch Mozart's Oper berühmt geworden. Unter den übrigen Dichtern, deren Menge eben ihre Mittelmäßigkeit und den Verfall der Kunſt beweiſt, ſind höchſtens noch zu nennen die Romanzendichter Esquilache und Arteaga, Bernardin de Rebolledo und die mexic. Nonne Inez de la Cruz.

Ein ähnliches Schickſal mit der Dichtkunſt in gebundener Rede hatte die in ungebundener und die künſtleriſche Proſa in dieſer Periode. Auch hier ſind zwei Hauptrichtungen erkennbar, das Streben nach Conciſion und Eleganz der Form nach den antiken Muſtern und die Entwickelung des Nationalſtils. Das erſtere zeigt ſich zuerſt in den Hiſtorikern, die nun mit noch größerm Bewußtſein den alten Chronikenſtil aufgaben und die hiſtor. Kunſt in pragmatiſcher Behandlung und ſchöner Form den Griechen und Römern abzulernen ſuchten. Dieſe Tendenz zeigt ſich ſchon in den Werken der Hofhiſtoriographen Karl's V., Antonio de Guevara, Pedro Mejia und J. G. Sepulveda (ſ. d.), und noch mehr in der «Historia de la guerra contra los moriscos» von Mendoza. Auf dieſer Bahn folgten die Verfaſſer allgemeiner Geſchichte von Spanien, Fl. de Ocampo und Ambroſio de Morales, der Hiſtoriograph der Krone von Aragonien, Zurita, und ſein Fortſetzer, der erwähnte Dichter B. L. de Argenſola, der ebenfalls als Dichter bekannt gewordene, aber mehr durch ſeine Geſchichte des Aufſtandes in Catalonien berühmte Fr. M. de Melo, Franc. de Moncada und Ant. de Solis, während in Mariana's ſpaniſch geſchriebener Geſchichte des Vaterlandes der Nationalſtil, veredelt durch claſſiſche Muſter, ſich am ſchönſten und freieſten zeigt. Die Neigung zur Didaktik und Reflexion fand nun in der ausgebildetern Proſa einen geeignetern Ausdruck. Den Beweis davon liefern die moraliſch-philoſ. Abhandlungen von Perez de Oliva und ſeinem Fortſetzer Fr. Cervantes de Salazar; der unter den Hiſtorikern genannten Proſaiſten Guevara und Mejia, ſowie die polit. Schriften des Saavedra y Faxardo; die mit diplomatiſcher Feinheit geführten Correſpondenzen des ſo berühmt gewordenen Geheimſchreibers Philipp's II., Antonio Perez; die ſtrenger philoſophiſch gehaltene Unterſuchung des Selbſtdenkers Juan Huarte u. ſ. w. Aber mit viel mehr Wärme und Originalität ſind geſchrieben die dem Nationalgefühl ſo ſehr zuſagenden aſcetiſchen und religiöſen Erbauungsſchriften von den «Dos Luises», dem Dichter Fray Luis de Leon und dem berühmten Kanzelredner Fray Luis de Granada; von der Schweſter Santa-Tereſa de Jeſus, die einen würdigen, ebenfalls als aſcetiſchen Schriftſteller ausgezeichneten Biographen in Fray Diego de Yepes fand; und von den durch ihre religiöſen Poeſien nicht minder ausgezeichneten Dichtern und Proſaiſten San-Juan de la Cruz und Pedro Malon de Chaide. Mit dem Feuer humaner Be-

geiſterung und der Eleganz humaniſtiſcher Bildung vertheidigte die unterdrückte Menſchheit in Amerika der edle Las Caſas (ſ. d.).

Noch eigenthümlicher entwickelte ſich die Proſa in den Werken der Phantaſie. So wurden die einer vorgeſchrittenen Civiliſation allein noch entſprechenden epiſch-proſaiſchen Formen des Romans und der Novelle auch in Spanien fleißig cultivirt. Zwar war der Ritterroman mit der ausgelebten Idee des Ritterthums und dem immer greller werdenden Contraſt mit der Wirklichkeit in den zahlloſen Nachahmungen des «Amadis», den Palmerinen, Primaleon u. ſ. w. längſt zur hohlen Caricatur geworden; zwar war die Novelle eine den Spaniern aus Italien zugekommene neue Form, die anfangs mit wenig Geſchick von Juan Timoneda und Nuñez de Reinoſo u. a. nachgeahmt wurde; aber der Contraſt im Ritterromane zwiſchen Idee und Wirklichkeit wurde von dem unſterblichen Cervantes (ſ. d.) mit der Univerſalität und Tiefe des Genies im «Don Quijote» ironiſch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muſter ſpan. Proſa gilt. Derſelbe Cervantes wußte indeſſen in ſeinen «Novelas ejemplares» und in ſeinen «Trabajos de Persiles y Sigismunda» die Novelle und den Liebesroman ſo meiſterhaft zu nationaliſiren, daß dieſe Gattungen ganz volksthümlich wurden und er viele Nachahmer fand, von denen freilich keiner ihn erreichte. Auch der von Montemayor eingeführte Schäferroman blühte noch fort; einen der beſten dieſer Gattung, die «Galatea», ſchrieb Cervantes, während Lope de Vega, Montalvo und viele andere dieſes Genre noch lange cultivirten. Die vorzüglichſten Köpfe unter den ſpan. Proſaſchriftſtellern aber wendeten ſich nun zur Schilderung der neuern Sitten und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Gegenwart. Dies geſchah theils in kleinern Novellen, in welcher Gattung Cervantes den Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal u. a. folgten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muſter des «Lazarillo de Tormes» von Mendoza, wie in Mateo Aleman's «Guzman de Alfarache», in Quevedo's «Gran Tacaño» und in Eſpinel's «Marcos Obregon». Eine dritte Reihe von Darſtellungen des ſpan. Lebens bilden die nachher in faſt alle europ. Literaturen übergegangenen Erzählungen jenes burlesk-phantaſtiſchen Stils, der zuerſt von Quevedo in ſeinen «Sueños» aufgebracht, dann von L. V. de Guevara im «Diablo cojuelo» mit ausgezeichnetem Erfolg aufgenommen und zuletzt von Saavedra y Faxardo in der «Republica literaria» zu großer Freiheit ausgebildet wurde. Auch die Anfänge des hiſtor. Romans erhielten die Spanier noch in dieſer Periode an der ſo berühmt gewordenen «Historia de las guerras civiles de Granada» von Gines Perez de Hita, und an der «Historia de los Incas del Peru» von Inca Garcilaſo de la Vega. Aber auch die ſpan. Proſa litt am Ende dieſer Periode durch den Einfluß der Gongoriſten und ſank von ihrer Claſſicität zu den Bizarrerien des Estilo culto herab; unter den Schriftſtellern dieſer Schule iſt einer der geiſtreichſten der Jeſuit Baltaſar Gracian.

Die vierte Periode, von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart, charakteriſirt ſich durch das Eindringen der modernen, beſonders franz. Bildung in Spanien, deren Kampf und zeitweiſen Sieg über das freilich vielfach ausgelebte Altnationale und durch das endliche Beſtreben, das, was von dieſem noch haltbar iſt, zeitgemäß zu regeneriren und mit den modern-europ. Elementen zu verſchmelzen. Bei dem Tode des letzten und unfähigſten Habsburgers, Karl's II., trat auch in der ſpan. Literatur eine todähnliche Stagnation ein. Zwar hatte ſich nach Beendigung des Erbfolgekriegs und nach befeſtigter Herrſchaft der Bourbons die zum literariſchen Schaffen nöthige Ruhe wieder eingefunden, aber mit der neuen Dynaſtie war auch ein neuer Geiſt, der modern-franzöſiſche, über die Pyrenäen gekommen und mußte bei der Ausartung und Erſchöpfung des alten Nationalgeſchmacks bald Einfluß gewinnen. Es bedurfte nur eines kühnern und taktvollern Neuerers, um ihm Eingang zu verſchaffen, und dieſer fand ſich in Luzan, der anfangs mehr negativ gegen die Ausartung auftrat, dann aber die franz.-claſſiſchen Grundſätze einzuführen ſuchte. Und ſelbſt jetzt noch wiederholte ſich die Reaction des Nationalgeiſtes, als deſſen Verfechter, freilich mehr theoretiſch als praktiſch, Garcia de la Huerta auftrat. Es bildete ſich bald wieder eine Dichterſchule, nach ihrem Hauptſitze Salamanca die ſalmantiniſche genannt, verſtändig genug, um gegen die Anforderungen des Zeitgeiſtes nicht blind zu ſein und die Gebrechen des Veralteten einzuſehen; aber auch patriotiſch genug, um neben den modernen fremden auch die einheimiſchen Muſter der goldenen Zeit zu berückſichtigen, beſonders in Sprache und Form. Dabei fehlte es freilich nicht an Einſeitigkeiten von ſeiten der franz. und der Nationalpartei, und bis auf den heutigen Tag iſt noch kein völliges Gleichgewicht hergeſtellt. An die Spitze der gemäßigten Reformatoren ſtellten ſich nach Luzan's Vorgang Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalſo, Tomas de Iriarte, Samaniego, ein talentvoller anmuthiger Fabeldichter, die jedoch alle von Melendez Valdes übertroffen wurden, der, ein wahrhaft be-

gabter Dichter, die Nation wieder zu enthuſiasmiren wußte und das eigentliche Haupt der ſalmantiniſchen Schule wurde. Ihnen verbanden ſich gleichgeſinnte und nicht viel minder begabte Freunde, wie Igleſias, Noroña, Quintana, Cienfuegos, Arriaza und Gallego, die nicht nur die Franzoſen, ſondern auch die Italiener und Engländer zu Muſtern nahmen und überhaupt nur den modernen Zeitgeiſt auf ſich einwirken ließen, aber in Geſinnung und Färbung Spanier blieben. Neu belebend auf das Nationalgefühl wirkte auch der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die franz. Uſurpation in polit. und literariſcher Hinſicht, und der polit. Antheil an der Regierung, den die Nation durch die innern Umwälzungen bekam, trug trotz den Parteikämpfen und Bürgerkriegen zu ihrer allſeitigern und freiern Geiſtesentwickelung bei und gab der Literatur wieder eine mehr patriotiſche und ſelbſtändigere Haltung. So wurden die J. 1812, 1820 und 1834 die Anfangspunkte neuer Productionsepochen. Die Früchte davon zeigten ſich in den poetiſchen Werken von Xérica, Liſta, Martinez de la Roſa, José Joaquin de Mora, Angel de Saavedra, Breton de los Herreros. Die Zahl der neueſten ſpan. Dichter iſt ſchon wieder ſo groß, daß es genügen muß, nur beiſpielsweiſe einige der namhafteſten anzuführen, wie Espronceda, Seraſin Calderon, Zorrilla, Hartzenbuſch, R. de Campoamor, Santos Lopez Pelegrin, Villergas, den Satiriker José Gonzalez de Texada, die Lyriker Antonio de Trueba, Gaspar Bono Serrano, den Fabeldichter Miguel Aguſtin Principe, und unter den Frauen Gertrudis Gomez de Avellaneda. Was nun insbeſondere die epiſche und lyriſch-epiſche Poeſie betrifft, ſo konnte natürlich die neueſte Zeit noch weniger eigentliche Epen hervorbringen als eine der vorhergehenden Perioden. Die gemachten Epopöen, woran es auch jetzt nicht fehlte, wie die Verſuche von den beiden Moratin, Saavedra u. a., ſind ebenſo ohne wahren epiſchen Geiſt wie die meiſten modernen Producte dieſer Art. Aber bemerkenswerth iſt es, daß die Spanier endlich einzuſehen begannen, daß die einzige volks- und zeitgemäße Epik für ſie in der Wiederbearbeitung der Romanzen- und Sagenpoeſie zu ſuchen ſei, wozu den erſten Impuls Saavedra gab, dem Mora, Zorrilla u. a. gefolgt ſind.

Das ſpan. Drama dieſer Periode litt am meiſten durch die Kämpfe der franz.-*claſſiſchen* Schule und der Nationalpartei. Die ſpan. Bühne bot und bietet zum Theil noch *gegenwärtig* eine wahre Olla podrida von den extremſten Gegenſätzen dar. So behaupteten ſich noch lange die monſtröſeſten Ausgeburten der kraftlos gewordenen alten Schule neben den unreifen Fehlgeburten der Galliciſten. Erſt Leandro Fernandez Moratin gelang es durch ſeine im feinern franz. Geſchmack mit vielem Talente geſchriebenen Luſtſpiele, auch auf der Bühne durchzudringen und auf einige Zeit dem ſog. claſſiſchen Geſchmack Eingang zu verſchaffen, ja ihn unter den Gebildeten ſo herrſchend zu machen, daß ſie ſich des alten Nationalgeſchmacks ſchämten. Selbſt ſo begabte Dichter wie Cienfuegos, Quintana, Goroſtiza, Martinez de la Roſa, Saavedra, Breton u. a. trugen einige Zeit dieſe claſſiſchen Feſſeln, und nur in den draſtiſch-witzigen «Sainetes» des Ramon de la Cruz (beſte Ausg., 2 Bde., Madr. 1846) lebte und wurde der echte alte Nationalgeiſt geduldet. Erſt als die Franzoſen ſelbſt dieſe Feſſeln brachen, fand ihr Beiſpiel auch in Spanien Nachahmer, von welchen die beſonnenern zu den alten Nationalformen zurückkehrten und ſie mit den Anforderungen des modernen Zeitgeiſtes zu vereinen ſuchten, die minder einſichtigen aber, und deren Zahl war die größere, von dem Taumel der ſog. romantiſchen Schule in Frankreich ſich fortreißen ließen und all den Greuel der Porte St.-Martin, ſei es in Ueberſetzungen, ſei es in noch craſſern Nachahmungen, auf die Bühne von Madrid verpflanzten. Dagegen erhoben ſich allerdings einige begabtere Dichter, wie Breton, Martinez de la Roſa, Tapia und Saavedra, denen ſich die jüngern Talente, wie Gil y Zárate, Hartzenbuſch, Mariano José de Larra, Antonio Garcia Gutierrez, Patricio de la Escoſura, Zorrilla Moral, der noch mehr unter den engl. als ſpan. Luſtſpieldichtern berühmt gewordene Trueba, Ventura de la Vega, Campoamor, Rubi, Luis Martinez de Eguilaz, der raſch berühmt gewordene Adelardo Lopez de Ayala u. a., anſchloſſen. Die neueſten Stücke ſind geſammelt in der «Galeria dramática. Teatro moderno», die ſchon über 80 Bände zählt.

Auch die Proſa war zu Anfang dieſer Periode durch die culteraniſtiſche Manier und die allgemeine Geiſtesebbe ſehr herabgekommen und bedurfte der Reform. Für dieſe arbeiteten zuerſt der Benedictiner Feyjoó durch ſeine Rückkehr zur Einfachheit der claſſiſchen Muſter ſeines Vaterlandes; der Jeſuit Iſla, der die triviale und bombaſtiſche Kanzelberedſamkeit ſeiner Zeit in dem ſatiriſchen Roman «Fray Campazas» lächerlich machte; die Hiſtoriker Ulloa, Muñoz, Capmany, Ferreras, Quintana, Navarrete, Clemencin, Torreno, Muñoz Maldonado; die Staatsmänner Campomanes, Clavijo und vor allen Spaniens Cicero, Jovellanos, und der berühmte Redner und Politiker Aguſtin Arguelles. Ueberhaupt gewann der proſaiſche Stil durch die polit. Redner-

bühne an Energie und dialektiſcher Schärfe. Auch die polit. Leidenſchaften machten beredt, wie ſich in den Schriften von Miñano, Marina, Larra (Figaro), Alcalá-Galiano, Donoſo Cortes, in den Reden Martinez de la Roſa's u. a. zeigt. Dazu trugen auch die philol.-kritiſchen Arbeiten von Gallardo, Salvá, Liſta, Hermoſilla, Marchena u. a. bei ſowie die jetzt in Maſſen auftauchenden polit.-belletriſtiſchen Zeitſchriften, wie die «Revista española», der «Artista», «Semanario pintoresco» u. ſ. w., die auch gelungene Sittenſchilderungen und ſatiriſche Darſtellungen aus dem Leben der Gegenwart enthielten, wie von Meſonero y Romanos, Larra u. ſ. w.

Nachdem die Spanier lange die Form des Romans vernachläſſigt hatten, fingen ſie in der letzten Zeit an, durch die Erfolge der Franzoſen und Engländer in dieſem Genre aufgemuntert, ſich mit Vorliebe wieder darauf zu verlegen. Sie begannen mit Ueberſetzungen und Nachahmungen franz. und engl. Originale, ja Trueba ſchrieb ſogar mehrere Romane in engl. Sprache. Dann aber folgte eine ſolche Flut von Originalromanen, daß auch in Spanien dieſes Epos der modernen Zeit zur Lieblingsform geworden und in verſchiedenen Arten ausgebildet worden iſt. So ſind beſonders im Fache des hiſtoriſchen und Sittenromans zu nennen die Romane von Escoſura («El conde de Candespina» und «Ni rey ni roque»), Martinez de la Roſa («Isabel de Solis»), Larra («Macias»), Serafin Calderon («Moros y cristianos») und Gertrudis de Avellaneda («Dos mugeres»). Weitaus den größten Erfolg auch über Spanien hinaus errang auf dieſem Gebiete die unter dem Namen Fernan Caballero ſchreibende Cecilia Arrom. (S. Böhl von Faber.) Endlich cultivirten ſie auch wieder das Fach der Novelle und kehrten hierin zur Nachahmung ihrer Meiſterwerke aus der goldenen Zeit zurück. Kurz es hat ſich in der neueſten Zeit ein ſo reges und vielſeitiges literariſches Leben mit der Richtung, das Modern-Europäiſche mit dem Spaniſch-Nationalen zu verſchmelzen, wieder entfaltet, daß man gegründete Hoffnung hat, die ſpan. Literatur wieder einen der erſten Plätze unter denen Europas einnehmen zu ſehen.

Die wiſſenſchaftliche Literatur in Spanien hat ſich nicht ſo glänzend entwickelt wie die Nationalliteratur. Denn in der Wiſſenſchaft kann auch die begabteſte Nation nur dann Bedeutendes leiſten, wenn eine aufgeklärte Regierung nicht nur die freie Entwickelung des Geiſtes geſtattet, ſondern auch durch zweckmäßige Unterrichtsanſtalten leitet, durch Herbeiſchaffung der materiellen Mittel und durch Würdigung der Gelehrſamkeit begünſtigt, kurz für Nationalerziehung ſorgt. So oft in Spanien dieſe Bedingniſſe nur einigermaßen eintraten, ſehen wir auch die Wiſſenſchaften ſich mächtig erheben, wie unter den kath. Königen, unter Karl III. und ſelbſt ſeit 1834. Daß es den Spaniern nicht an Anlagen, auch hier Bedeutendes zu leiſten, fehle, haben ſie wiederholt bewieſen, ſelbſt ſchon unter Roms Herrſchaft, wo nicht nur unter den röm. Dichtern die Spanier Lucan, Martial, Silius Italicus u. a., ſondern auch unter den Rednern, Philoſophen und Geſchichtſchreibern die Spanier Seneca, Quinctilian, Columella, Florus, Pomponius Mela u. a. glänzten. So hatte Spanien bald, nachdem wieder einige Ruhe und Beſtändigkeit nach deſſen Eroberung durch die Weſtgothen eingetreten war, einen Gelehrten wie Iſidorus Hiſpalenſis aufzuweiſen. Von bedeutenderm Einfluſſe und bei weitem mehr auf die wiſſenſchaftliche Entwickelung als auf die Poeſie der Spanier war die lange Herrſchaft der Araber über die Halbinſel, die dort viele Akademien und Schulen gründeten, ſo manche Ueberſetzung der Griechen verbreiteten und beſonders in den medic. und mathem. Wiſſenſchaften die Lehrer der Spanier wurden. Daß dieſe davon Nutzen zogen, beweiſen die unter Alfons dem Weiſen geleiſteten Arbeiten. Nach Spaniens näherer Verbindung mit Italien unter den kath. Königen und ihren erſten Nachfolgern blühten auch dort die philol. und humaniſtiſchen Disciplinen. Aber trotzdem daß Spanien 16 Univerſitäten zählte, darunter drei erſten Rangs (Salamanca, geſtiftet von Alfons X., Valladolid und Alcala de Henares, vom Cardinal Ximenes 1499 errichtet), konnte ſich in den philoſ. Wiſſenſchaften nie ein freier ſelbſtändiger Geiſt entwickeln, weil geiſtlicher und weltlicher Despotismus höchſtens eine ſcholaſtiſche Weisheit im Dienſte der poſitiven Theologie und Jurisprudenz duldeten.

In den einzelnen Disciplinen ſtellt ſich das Verhältniß bei weitem günſtiger für die Erfahrungswiſſenſchaften als für die eigentlich ſpeculativen. Daher iſt die Philoſophie faſt bis auf die neueſten Zeiten auf der ſcholaſtiſch-empiriſchen Stufe ſtehen geblieben. Meiſt nur von Geiſtlichen gelehrt, blieb ſie eine dienende Magd der Theologie. So galt des Iſidorus Dialektik und Encyklopädie lange für eine Autorität; gleichfalls nur als Dialektiker zeichnete ſich Raimundus Lullus aus. Vereinzelt und vergeblich blieben die Beſtrebungen einiger Selbſtdenker, die, wie Vives, Sepulveda und Oſorio, es wagten, von der breitgetretenen Schulbahn etwas abzuweichen; vergeblich die timiden Reformverſuche des ſcharfſinnigen Ciſtercienſers Caramuel, geſt. 1682, zur Verbeſſerung der ſcholaſtiſchen Methode. Von den Jeſuiten war ohnehin nichts anderes zu

erwarten als ein etwas raffinirter Empirismus. Mit der Verbreitung des franz. Geſchmacks unter den höhern Klaſſen drangen zwar auch die Anſichten der Encyklopädiſten nach Spanien, konnten aber höchſtens bei dem hohen Adel und Klerus einen mit dem Supernaturalismus nahe verwandten Materialismus erzeugen und blieben für die wiſſenſchaftliche Speculation unfruchtbar. Erſt in neueſter Zeit war ein Philoſoph im wahren Sinne auch in Spanien aufgetreten, Jaime Balmes, geſt. 1849, der mit einer ſchönen Darſtellungsgabe wirklichen metaphyſiſchen Tiefſinn verband, und auch dieſer war Theolog. Neben ihm iſt noch der als Rechtsgelehrter und Mathematiker bedeutende Sarmiento zu nennen. Die wiſſenſchaftliche Theologie blieb ſtarrer Dogmatismus im theoretiſchen, Caſuiſtik und Aſceſe im praktiſchen Theile. Daher iſt die ſpan. theologiſche Literatur wol zu einer wahrhaft erſchreckenden Maſſe angewachſen, aber der wiſſenſchaftliche Gewinn daraus iſt gering. Das ganze Mittelalter hindurch blieb auch auf dieſem Gebiete die ſcholaſtiſche Weisheit des Iſidorus Hispalenſis die größte einheimiſche Autorität. Nicht für das Wiſſen, ſondern nur für das Glauben eiferten der getaufte Jude Petrus Alfonſi im 12. und der Predigermönch Raym. Martini im 13. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. thaten zwar die Cardinäle Torquemada, der Großinquiſitor, und Ximenes (ſ. d.), der Regent, als wollten ſie das Bibelſtudium fördern, und ſogar Philipp II. unterſtützte die von einem Spanier, Arias Montanus, unternommene antwerpener Polyglotte; aber dieſe wie die auf Ximenes' Befehl herausgegebene complutenſer Polyglotte waren mehr gelehrte Schauſtücke, deren Unſchädlichkeit ſchon ihre Koſtbarkeit verbürgte. Hingegen wurde der Verſuch, die Bibel wirklich dem Volke ſelbſt zugänglich zu machen, ſogar an einem ſo ſtrenggläubigen Prieſter wie Luis de Leon durch die Kerker der Inquiſition beſtraft. Fruchtlos blieben auch die in dieſem Sinne gemachten Beſtrebungen des Frid. Furius. Nur in den Zweigen der rein praktiſchen Theologie, in der myſtiſchen Aſceſe und in der Homiletik, hat die gläubige Begeiſterung der Spanier Ausgezeichnetes geleiſtet, wie in den homiletiſchen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada und in den myſtiſch-aſcetiſchen des fromm begeiſterten Karmelitermönchs Juan de la Cruz, und der heil. Tereſa de Jeſus. In der neueſten Zeit erſt durften es endlich auch die ſpan. Theologen wagen, die Bibel für das Volk zugänglich zu machen, und es erſchienen die trefflichen Ueberſetzungen von Torres Amat, von Felipe Scio de San-Miguel und Gonzalez Carvajal, ohne Nachtheil für ihre Verfaſſer; ja ſie werden bereits zu den claſſiſchen Sprachmuſtern gezählt. Von mehrern, freilich meiſt aus der Verbannung zurückgekehrten Geiſtlichen ſind ſogar kirchenhiſtor. und kirchenrechtliche Unterſuchungen und Abhandlungen erſchienen, worin tolerantere Anſichten und die Unabhängigkeit der ſpan. Kirche vertheidigt werden, wie in den Schriften von J. L. Villanueva, Blanco White (Leucado Doblado) u. a. Nun konnte es Adolfo de Caſtro ſogar wagen, eine «Historia de los protestantes etc.» (Cadiz 1851) zu ſchreiben.

Auch die Rechtswiſſenſchaften und die Politik mußten ohne ſpeculative Grundlage und Freiheit der Discuſſion mehr oder minder nur poſitive Legiſtik und Routine bleiben. An Geſetzſammlungen und geſetzgeberiſcher Thätigkeit hat es den Spaniern nie gefehlt. Schon aus der Zeit der Gothenherrſchaft datiren ihre älteſten Rechtsbücher, wie das «Fuero juzgo», wozu der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Villadiego im 17. Jahrh. einen Commentar lieferte (am beſten von der Akademie der Geſchichte herausgegeben, Madr. 1815); dann des Königs Alfons X. legiſtiſche Arbeiten, die oben erwähnt wurden; ferner die unter dem Namen «Recopilacion» und «Novísima recopilacion» bekannten Sammlungen einer Unmaſſe von den Königen und den Cortes erlaſſener Geſetze. Eine ſehr gute Ausgabe aller ſpan. Geſetzbücher mit Einleitungen und Commentaren von den berühmteſten Rechtsgelehrten erſchien unter dem Titel «Los Codigos españoles concordados y anotados» (12 Bde., Madr. 1847). Eine Sammlung der Fueros (Municipalrechte) wurde begonnen von Muñoz (Madr. 1847). In neuerer Zeit, wo durch die Einführung der Cortesverfaſſung alle Blicke ſich wieder mehr auf das ältere vaterländiſche Staatsrecht wendeten, wurde beſonders die Rechtsgeſchichte fleißig bearbeitet. So gab die Akademie der Geſchichte eine «Coleccion de Cortes de Leon y Castilla» heraus, während neuerdings Monteſa und Manrique die Geſchichte des ſpan. Rechts, Soler und Rico y Amat die Geſchichte des öffentlichen Lebens in Spanien behandelten. Endlich wurden ſogar Verſuche über Rechtsphiloſophie gemacht, wie von dem berühmten Deputirten und Redner Alcalá-Galiano und von Donoſo Cortes. Im ironiſchen Gegenſatze zu dem von jeher in Spanien herrſchenden ſchlechten Staatshaushalt wurden die kameraliſtiſchen und polit. Wiſſenſchaften beſonders ſeit der Mitte des 18. Jahrh. mit beſonderer Vorliebe theoretiſch betrieben. So waren ſchon zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die Schriften über Nationalökonomie ſo angewachſen, daß Sempere eine eigene «Biblioteca española económico-politica» (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben

konnte. Ebenſo ſind, außer den im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen darin berühmt gewordenen Schriftſtellern, wie Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden letztern claſſiſches Anſehen erhalten haben, in der neueſten Zeit darin ausgezeichnet und von europ. Ruſe Canga-Arguelles und Florez Eſtrada.

In den medic. Wiſſenſchaften waren vorzüglich die ſpan. Araber und Juden berühmt und erfahren. Von den ſpan. Chriſten waren dieſe Wiſſenſchaften erſt ſeit dem Ausgange des Mittelalters gepflegt. So ſind von den verdienten Medicinern des 18. Jahrh. zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonello y Lacaba, Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez; unter denen der neueſten Zeit zeichnen ſich aus: Villalba, Guillermo Sampedro, Franc. Llorca y Ferrandiz, Nic. de Alſaro, Eduardo Chao, und beſonders empfehlenswerth iſt Antonio Fernandez Morejon. Noch mehr leiſteten die Spanier in den Naturwiſſenſchaften und in der Mathematik. Die erſtern wurden von Caſal, Molina, den berühmten Botanikern Cavanilles und H. Ruiz, dem auch als Stiliſten berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reiſenden Azara u. a. gepflegt, denen ſich in neueſter Zeit die Botaniker Lagasca und Ruiz y Pavon, die einen europ. Ruf haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die beſonders zahlreichen Mineralogen, wie Alvarado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cisneros y Lanuza, Alonſo Carillo Laſo u. a., anſchloſſen. In den mathem. Wiſſenſchaften, in welchen Spanien ſchon in älterer Zeit namhafte Schriftſteller aufzuweiſen hatte, ſind in der neuern zu nennen Ballejo, Navarrete, Alberto Liſta, Jayme Simo, José Reguero Arguelles, Juan Cortazar und Sarmiento.

Zu den am meiſten von den Spaniern angebauten Gebieten gehören die Geographie und Statiſtik. Schon in früherer Zeit haben die Eroberungen in fremden Welttheilen und die Entdeckungsreiſen ſie dazu veranlaßt, wovon allein ſchon die trefflich geſchriebene «Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles» von Navarrete den Beweis liefern kann. Daß ſie auch in neuerer Zeit nicht zurückblieben, bekunden die geogr. und ſtatiſt. Schriften von Miñano, Fuſter und Madoz. Am reichſten aber iſt das Fach der Geſchichte und der hiſtor. Wiſſenſchaften von den Spaniern ausgeſtattet worden, beſonders der vaterländiſchen Geſchichte und jener der von ihnen eroberten Länder, wozu ſie ſchon ihr lebendiges Nationalbewußtſein antrieb. Zuerſt ſchrieben freilich auch ſie ihre Geſchichte in lat. Sprache, wie z. B. Iſidorus Hispalenſis, Rodericus Toletanus und Lucas Tudenſis; ſeit der Zeit Alfons' X., deſſen «Crónica general» hier Epoche macht, folgten ſich aber eine Reihe von Chroniken in der Landesſprache, worunter viele, wie erwähnt, ſich über den gewöhnlichen Werth von Schriften derart erheben. Seit den kath. Königen und der humaniſtiſchen Cultur in Spanien kam, wie ſchon oben erwähnt, außer dem Streben nach ſtiliſtiſcher Vervollkommnung auch ein Sinn für pragmatiſche Auffaſſung und Darſtellung in die Geſchichtswerke der Spanier, wovon die meiſten als auch der Geſchichte der Nationalliteratur angehörig ſchon oben genannt ſind. Fleißige Materialienſammler waren Eſtevan de Garibay y Zamalloa, geſt. 1599, deſſen «Crónica de España» viel benutzt wurde; Ambroſio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. a. Im 18. Jahrh. zeichnete ſich Henrique Florez, im 19. Jahrh. der Orientaliſt Conde, Aſcargota u. a. aus. Beſonders iſt die Thätigkeit der königl. Akademie der Geſchichte rühmend zu erwähnen, die aus ihren «Memorias» und einem «Memorial historico de España» mehrere Quellenſchriften herausgab. Daran reihen ſich wichtige Urkundenſammlungen, wie die von Capmany, die «Coleccion de documentos inéditos para la historia de España» von Navarrete, Salva und Baranda (Madr. 1842), der «Indice de los documentos procedentes de los monasterios suprimidos» (Madr. 1861 fg.) u. ſ. w. Unter den neuern Bearbeitungen der vaterländiſchen Geſchichte zeichnen ſich Masdeu's «Historia critica», das genaue Handbuch von Ortiz y Sanz, vor allem aber die alle frühern Werke dieſer Art überragende und auch ſchön geſchriebene «Historia general de España» von Modeſto Laſuente (ſ. d.) aus, welcher ſich neuerdings das Geſchichtswerk (1861 fg.) von Ant. Cavanilles würdig zur Seite geſtellt hat. Die ſpan. Culturgeſchichte behandelten Tapia und Moron. Die Literatur der Provinzial-, Städte- und Localgeſchichten iſt ſehr zahlreich. Von den vielen Werken über die Geſchichte einzelner Perioden oder ausgezeichneter Perſönlichkeiten ſind die zum Theil muſterhaften Arbeiten von Amador de los Rios, Ferrer del Rio, Evariſto de San-Miguel, Carvajal u. a. hervorzuheben. In jüngſter Zeit iſt auch die Geſchichte der ehemaligen ſpan. Colonien in Amerika und der aus dieſen hervorgegangenen Republiken zum Theil treffllich bearbeitet worden.

Weniger Rühmliches läßt ſich von der Bearbeitung der philol. Disciplinen in Spanien ſagen. Denn dieſe ſetzen kritiſchen Scharfſinn und Freiheit vom Autoritätsglauben voraus, welche Eigenſchaften die geiſtlichen und weltlichen Herrſcher in Spanien möglichſt zu unterdrücken

bemüht waren. Man begnügte ſich großentheils, die Schriften des Alterthums oder des Orients in die Landesſprache zu überſetzen, wie dies mit mehrern altclaſſiſchen und arab. Werken ſchon unter Alfons X. geſchah. So zeichnete ſich im 15. Jahrh. durch Kenntniß des Hebräiſchen und Griechiſchen Alonſo Toſtado (Alphonſus Toſtatus), geſt. 1455, aus, der ſo viel ſchrieb, daß ſein Name für den eines Polyhiſtors in Spanien ſprichwörtlich geworden iſt. Seine Werke erſchienen zu Venedig in 27 Foliobänden. Im Anfang des 16. Jahrh. fand zwar auch die humaniſtiſche Richtung in Spanien Anhänger und ſogar von der gelehrt gebildeten Iſabella Unterſtützung. Da ſich der Humanismus aber bald mit der Reformation verband, ſo wurde jedes freiere kritiſche Studium in Spanien mit argwöhniſchen Augen überwacht. Daher beſchränken ſich die Arbeiten der ſpan. Philologen meiſt nur auf Grammatik und Interpretation. So war Lebrija (Antonius Nebriſſenſis), geſt. 1521, beſonders für lat. und hebr. Grammatik thätig, Fernan Nuñez, genannt el Comendador (Nonnius Pincianus), geſt. 1522, für die griechiſche. Umfaſſender waren die Studien des Luis Vives, geſt. 1540, der ein encyklopädiſches Werk «De disciplinis libri XX» lieferte. Dieſen folgte der Archäolog Chacon aus Toledo (Ciacconius), der Grammatiker Manuel Alvarez aus Madeira und der gelehrte geiſtreiche Biſchof von Tarragona, Antonio Agoſtino aus Saragoſſa. Vor allen aber glänzte Francisco Sanchez, genannt el Brocense, deſſen lat. Grammatik «Minerva» europ. Ruf erhielt. Im 17. Jahrh. wurden noch als Herausgeber röm. Claſſiker bekannt der Jeſuit de la Cerda, J. A. Gonzalez de Salas und L. Ramirez del Prado. Erſt gegen das Ende des 18. Jahrh. erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara, der Infant Don Gabriel eine regere Vorliebe für das Studium der alten Literatur, welchem der Numismatiker Velasquez, die Philologen Eſtala, B. Canga-Arguelles, Valbuena u. a. folgten. Auch die orient. Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Caſiri und in neuerer Zeit Conde und Pascual de Gayangos. Neuerdings haben ſich auch mehrere Gelehrte mit Eifer und Erfolg der philol.-kritiſchen Bearbeitung der vaterländiſchen Sprache und Literatur zugewandt, wie Clemencin, Hartzenbuſch, de los Rios, Duran, der erwähnte Gayangos u. a.

Unter den Arbeiten der Spanier über die Geſchichte ihrer eigenen Nationalliteratur *nimmt* de los Rios' «Historia critica de la literatura española» (Bd. 1—7, Madr. *1861—67*) den erſten Rang ein. Sonſt ſind noch zu nennen Quintana's «Poesias selectas castellanas» und «Musa epica española» (6 Bde., Madr. 1830—33); Abelino de Orihuela, «Poetas españoles y americanos del siglo XIX» (Paris 1851) u. ſ. w. Das Bedeutendſte haben auf dieſem Gebiete die Ausländer, namentlich die Deutſchen geleiſtet. Das eigentliche Hauptwerk über die Geſchichte der ſpan. Literatur iſt des Amerikaners Ticknor «Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien» (engl., 3 Bde., Boſt. 1849; 3. Aufl. 1864; deutſch von Julius, mit den Zuſätzen der ſpan. Ueberſetzung von Gayangos und Vedia ſowie den Anmerkungen F. Wolf's, 2 Bde., Lpz. 1852; Supplement, die Zuſätze der 3. Aufl. des Originals enthaltend, von A. Wolf, 1866). Demſelben reihen ſich die deutſchen Arbeiten von Bouterwek (ſ. d.), Schack (ſ. d.) und F. Wolf (ſ. d.) an, ſowie Böhl von Faber's «Floresta de rimas antiguas castellanas» (3 Bde., Hamb. 1821—25); Wolf's «Floresta de rimas modernas castellanas» (2 Bde., Par. 1837) und Lemcke's treffliches «Handbuch der ſpan. Literatur» (3 Bde., Lpz. 1855—56). Die beſte Sammlung ſpan. Claſſiker iſt die von Aribau geleitete «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 1—58, Madr. 1846—68). Eine Sammlung meiſt neuerer belletriſt. Werke bietet die «Coleccion de autores españoles» (Bd. 1—23, Lpz. 1860—67). Den ältern bibliogr. Werken von Antonio, de Caſtro, Lataſa, Ximeno, Rodriguez, Mendez und Baena haben ſich in neuerer Zeit die von Salvá, von Fuſter («Biblioteca valenciana», 2 Bde., Valencia 1827—30), Torres Amat («Memorias para un diccionario critico de los escritores catalanes», Barcel. 1836), Ochoa («Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos» (2 Bde., Par. 1840), Ferrer del Rio («Galeria de la literatura española», Madr. 1845), Ovilo y Otero («Manual de biografia y de bibliografia de los escritores españoles del s. XIX», 2 Bde., Par. 1859) und das ſehr wichtige Werk von Gallardo, Zarco del Valle und Rayon («Ensayo de una Biblioteca española de libros raros», Madr. 1863 fg.) u. a. würdig angeſchloſſen.

Spaniſche Weine zeichnen ſich faſt ſämmtlich durch Feuer und Süßigkeit aus, meiſt auch durch edles Aroma. Größtentheils werden ſie aus ganz reifen Trauben bereitet oder mit eingekochtem Moſt verſetzt, und manche haben eine ſirupartige Dicke. Die ſog. weißen Sorten ſind nicht ſowol gelb als gelbbraun oder roſinenfarbig, die rothen von blaß- bis zu ſchwarzroth nuancirt. Die geſchätzteſten Weine ſind die Xeres- oder Sherryweine und die Malagaweine, von denen es eine außerordentliche Menge Sorten gibt (blanke, braune, rothe, herbe, ſüße und

Muscatweine), ferner der Malvaſier von Sitjes und der Pioratwein von Tarragona aus Catalonien, der Benicarló und Alicante aus Valencia, der Caravaca (Rothwein) aus Murcia, der in ungeheuerer Menge aus einer Burgunderrebe producirte Valdepeñas (Rothwein) in der Mancha, welcher in vier bis fünf Jahren, ſelbſt noch ſpäter, beſſer wird, der Garnacha (blauker und hellrother) von Cariñena und der Tinto-Aragones (ſchwerer ſchwarzrother Wein) aus Aragonien, der Peralta und Cascante aus Navarra. Der berühmte köſtliche Pedro-Ximenes wurde von Madeira nach dem Rheine verpflanzt, von dort aber vor 200 J. nach Malaga gebracht. Gegenwärtig iſt er über ganz Spanien verbreitet. Der aus ſeinen Trauben gewonnene Pajarete hat ſeinen Namen von einem kleinen Orte bei Xeres, wo er zuerſt producirt wurde. Die beſten Rothweine werden Tinto genannt. Dieſe ſind ſchön dunkelroth, ſehr feurig, angenehm-ſüß und werden zu den Liqueur- und Deſertweinen gerechnet. Der Malvaſier von Mallorca und Minorca gehört gleichfalls zu den beſten Liqueurweinen. Im Gegenſatze zu den ſüßen Malvaſier- und Muscadelweinen wird der aus denſelben Traubenſorten, jedoch aus trockenen (gewelkten) Beeren gewonnene Wein Vino-seco genannt. Danach heißen im deutſchen Weinhandel ſtarke ſpan. Weine überhaupt Sect (ſ. d.). Der Weinbau und die Weinkelterei werden in Spanien meiſt ſehr nachläſſig betrieben, und der gewöhnliche Landwein (ein- bis zweijähriger) iſt in den meiſten Gegenden des Landes nicht vorzüglich. Die baskiſchen Provinzen gewinnen ſehr viel Wein, angeblich 1 Mill. Arrobas jährlich. Bedeutende Maſſen des in Biscaya gewonnenen, unter dem Namen Chacoli bekannten leichten Rothweins, der Rothwein von Navarra und Aragonien ſowie der Riojawein ſind ſeit dem Ausbruche der Traubenkrankheit in Frankreich alljährlich nach Bordeaux gegangen, um dort zu Bordeauxweinen umgearbeitet und als ſolche weiter verführt zu werden. Andererſeits werden die ſpan. Weine häufig nachgemacht, indem eine Abkochung von Rothweinen und Traubenzucker nebſt Weingeiſt andern geringen Weinen zugeſetzt wird.

Spaniſche Wicke, ſ. Lathyrus.

Spannung nennt man in der Phyſik den Zuſtand, in welchem ſich Fäden, Darmſaiten, Metalldrähte u. ſ. w. befinden, wenn man Gewichte daran hängt und dadurch die gegenſeitige Lage ihrer Theile verändert, ohne ſie gleichwol zu zerreißen. (S. Dehnbarkeit und Elaſticität.) Unter elektriſcher S. verſteht man den Zuſtand der Elektricität in einer geöffneten galvaniſchen Kette oder überhaupt jeden Leiter, auf dem ſie ſich in Ruhe befindet, im Gegenſatz zu dem Zuſtande der Strömung oder Bewegung, in den ſie bei Schließung der Säule, d. h. bei Verbindung ihrer Pole durch einen Leiter, oder bei Herſtellung des Kreiſes zwiſchen beiden Belegen einer Leydener Flaſche geräth. S. der Dämpfe iſt das Ausdehnungsbeſtreben derſelben, vermöge deſſen ſie einen Druck auf die umgebenden Körper ausüben.

Spargel, eine zur Gattung Asparagus (ſ. d.) gehörige Gemüſepflanze, deren junge, aus der Erde hervorſproſſende Stengel eine beliebte, wohlſchmeckende, leichtverdauliche und wegen ihres reichlichen Stickſtoffgehalts auch nährende Speiſe abgeben. Früher war der Wurzelſtock als harntreibendes Mittel auch officinell. Am geſchätzteſten iſt der dicke und zarte S., beſonders der weiße, dicke darmſtädter und der weiße holländiſche S. Die ſchwarzen Samen dienten als Kaffeeſurrogat und werden auch jetzt noch als ſolches empfohlen. Der Anbau des S. iſt ſehr lohnend, erfordert aber viel Sorgfalt, beſonders bei Anlegung der Beete. Dieſelben müſſen 3 F. tief ausgegraben und etwa 4 F. breit gemacht werden. Man füllt hierauf die Gruben abwechſelnd mit Schichten von Holzerde, Laub und Dünger und guter Erde. Als Dünger nimmt man am beſten menſchliche Excremente, welche den feinſten S. geben. In dieſen Boden ſetzt man die Wurzelſtöcke (am beſten dreijährige) tief ein in Abſtänden von 3 F. und bedeckt die Stöcke noch ½ F. hoch mit guter Erde. Während des Winters müſſen die Beete mit Dünger zugedeckt, während des Frühlings und Sommers fleißig gegätet werden. Erſt die im dritten Jahre nach der Anlegung der Beete erſcheinenden Schoſſen (Pfeifen) können geſtochen werden. Auch von andern Asparagusarten werden die jungen Stengeltriebe gegeſſen.

Sparkaſſen ſind gemeinnützige Anſtalten, welche namentlich von der ärmern Bevölkerung kleine erſparte Summen annehmen, auch verzinſen und dieſelben, ſobald ſie von den Eigenthümern gebraucht werden, dieſen ſofort oder nach Ablauf einer beſtimmten kurzen Kündigungsfriſt zurückzahlen. Die Veranlaſſung zur Gründung der S. liegt ſehr nahe. Die ärmern Leute vermögen nur wenig zu erſparen, und bevor ſie ein kleines Kapital, das zinstragend angelegt werden kann, zuſammenbringen, verfließen oft viele Jahre, während welcher Zeit das Erſparte leicht verloren gehen, geſtohlen, an unredliche Genoſſen verborgt oder zu nicht nothwendigen Ausgaben verbraucht werden kann. Die S., die auch die kleinſte Summe annehmen, wenden nicht nur

dieſe Gefahren ab, ſondern ſie erhöhen auch die Erſparniſſe nach und nach durch die Verzinſung derſelben und reizen damit noch mehr zum Sparen an. Die Vermehrung der kleinern erſparten Kapitale der Arbeiter und anderer wenig Bemittelter iſt ſehr wichtig. Nicht nur haben ihre Eigenthümer an denſelben einen Nothpfennig für ſchlechte Zeiten, bei Krankheitsfällen u. ſ. w., ſondern ſie werden auch durch dieſe Kapitale aus Beſitzloſen zu Beſitzenden, was für ihre Stellung in und zum Staate und zur Geſellſchaft von großer Bedeutung iſt. Vom Standpunkte der Volkswirthſchaft empfehlen ſich die S. ferner dadurch, daß ſie viele kleine, ſchwer verwendbare Kapitale zu größern Kapitalen vereinigen und benutzbar machen. Die erſten, noch ſehr unvollkommenen S. ſcheinen bereits im 17. Jahrh. in Holland entſtanden zu ſein. Später führte man ſie in England und in Deutſchland ein, wo die erſte Sparkaſſe um 1770 begründet worden ſein ſoll. Seitdem haben ſie ſich über alle Länder Europas verbreitet und vereinen in ſich eine ſonſt ungeheuere Summe, die noch immer anwächſt, obſchon andere gemeinnützige Anſtalten einen Theil der Erſparniſſe der Arbeiter von jenen Kaſſen ablenken und an ſich ziehen, wie z. B. die Sterbe- und Krankenkaſſen, Genoſſenſchaften u. ſ. w. In den J. von 1840 bis etwa 1850 galten in Deutſchland die S. als das beſte, ja ſonſt das einzige Mittel, den ungünſtigen Zuſtand der arbeitenden Klaſſen zu verbeſſern; ſpäter hat indeß eine richtigere Anſicht ſich geltend gemacht. Allerdings erleichtern und fördern dieſe Anſtalten das Sparen und ſchaffen namentlich dem Sparer einen Nothpfennig. Doch die ſo gewonnene Summe, die niemals beträchtlich werden kann, ſchützt nicht vor Noth bei länger dauernder Krankheit, Arbeitsloſigkeit, Unglücksfällen und noch weniger im Alter. Beſſer und ſicherer erreichen dieſen Zweck jedenfalls die auf Gegenſeitigkeit und Verſicherung beruhenden Kranken-, Geſundheitspflege-, Altersverſorgungs- und Sterbekaſſen. Die S. ermöglichen freilich auch die Anſammlung eines kleinen Kapitals zum Zweck des Beginns eines ſelbſtändigen Gewerbebetriebs und der Verheirathung, aber in vielen Fällen wird jedoch auch hier eine Gegenſeitigkeits- und Ausſteuerkaſſe vorzuziehen ſein. Die S. müſſen eine ſolche Einrichtung haben, daß ſie ſo leicht und oft als möglich zugänglich, und daß ſie auch die kleinſten Beträge annehmen. Der Zinsfuß darf nicht zu niedrig ſein und muß ſich auf eine möglichſt gemeinverſtändliche Weiſe, z. B. in Pfennigen pro Thaler jährlich, ausdrücken laſſen. Die Zinſen werden nach Ablauf des Jahres zum Kapital geſchlagen und verzinſt. Kleine Beträge müſſen ohne Kündigung zurückgenommen werden können; bei größern läßt ſich eine angemeſſene Kündigungsfriſt nicht vermeiden, ſoll nicht die Kaſſe in Verlegenheiten gerathen, wenn viele Sparer auf einmal ihre Einlagen zurückfordern. Solche Zurückforderungen treten bei Arbeitsſtockung, Epidemien und Kriegsgefahr häufig genug ein. Die Verwaltung der Kaſſe muß in möglichſt weiten Kreiſen Vertrauen erwecken, und ſie liegt deshalb auch ſehr häufig in den Händen der Gemeinden und Corporationen. Große Schwierigkeiten verurſacht die zinsbare Anlegung der Sparkaſſengelder durch die Verwaltung. Dieſelbe erfolgt meiſt durch Unterbringung auf Hypotheken oder durch Ankauf von Staatspapieren. Werden zu viele Hypotheken angeſchafft, ſo kann gewöhnlich die Verwaltung die Gelder zur Rückzahlung der Einlagen nicht ſofort flüſſig machen. Bei Staatspapieren treten oft Cursverluſte ein, und dieſelben laſſen ſich namentlich nur mit Nachtheil verkaufen, wenn Landescalamitäten eingetreten ſind oder drohen. Enthalten die Statuten die Beſtimmung, daß die Einleger ſtatt des baaren Geldes Staatspapiere bei Rückzahlungen annehmen müſſen, ſo verlieren die Sparer am Curs oft mehr, als ſie an Zinſen in Jahren gewonnen haben. In Frankreich iſt dadurch mehr als einmal die öffentliche Ruhe bedroht worden. In großen Handelsſtädten empfiehlt es ſich, für einen Theil der Einlagen, der für alle Eventualitäten disponibel ſein ſoll, bankmäßige Wechſel zu kaufen. Sparvereine pflegt man ſolche Vereine zu nennen, deren Mitglieder während der Sommermonate wöchentlich einen kleinen Betrag regelmäßig einlegen, um dafür im Herbſt Winterbedürfniſſe (Lebensmittel und Brennmaterial), im großen angekauft, zu billigem Preiſe zu erhalten. Sie tauchten um 1846 in Berlin auf, haben ſich in den folgenden Jahren verbreitet und vielen Nutzen geſchafft, wenn ſie auch nicht das, was in der erſten Zeit viele von ihnen erwarteten, zu leiſten vermochten. Aus der zahlreichen Literatur über S. ſind hervorzuheben: Malchus, «Die S. in Europa» (Heidelb. 1838); Schmidt, «Das Sparkaſſenweſen» (Lpz. 1862); Herrmann, «Ueber S.» (Münch. 1835); Vidal, «Les caisses d'épargne» (Par. 1844).

Sparks (Jared), amerik. Geſchichtſchreiber, geb. 10. Mai 1789 in Willington in Connecticut, war in ſeiner Jugend Müllerknecht, Schreinergeſelle und Bauer, bezog jedoch, von einflußreichen Freunden unterſtützt, 1811 das Harvard-College in Cambridge, um Theologie zu ſtudiren. Nachdem er 1815 graduirt worden, wurde er Lehrer, verfaß dann 1817—19 die Redaction der «North American Review» zu Boſton und übernahm hierauf das Predigeramt

einer Unitariergemeinde in Baltimore. 1823 ging er nach Boston zurück und wandte sich von dem Gebiete der theol. Polemik, mit der er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnet hatte, ganz den polit. und geschichtlichen Fächern zu. Bis 1830 redigirte er wieder die «North American Review», noch heute die beste amerik. Vierteljahrsschrift, und widmete sich dabei hauptsächlich biographischen und histor. Studien. 1828 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Europa, wo er die engl. und franz. Staatsarchive für seine Zwecke benutzte. Als Anerkennung seiner Leistungen ward er 1839 zum Professor der Geschichte an der Harvard-Universität zu Cambridge (Massachusetts) ernannt. Als solcher starb er 14. März 1866. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind zu erwähnen: «Life of John Ledyard» (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829); «Diplomatic correspondence of the American revolution» (12 Bde., Boston 1829—31); «Life of Gouverneur Morris» (3 Bde., Boston 1832); «Life and writings of Washington» (12 Bde., Boston 1833—40; deutsch im Auszuge bearbeitet von F. von Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839); «Correspondence of the American revolution» (4 Bde., Boston 1853) und «Library of American biography» (24 Bde., Neuyork 1834—50), bei deren Herausgabe er von vielen Gelehrten durch Beiträge unterstützt wurde. S. ist eine der Hauptautoritäten für die Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten, indem er durch seine vielfachen Verbindungen Zugang zu den besten Quellen erlangte und von der Regierung sogar Einsicht in die Staatsarchive erhielt. In der Sichtung, Wahl und Anordnung seines reichhaltigen Materials bewährte er überall einen unermüdlichen Fleiß und ein gesundes Urtheil. Indessen mußte er wegen der von ihm herausgegebenen Correspondenz Washington's harte Angriffe erleiden, da man ihm nicht mit Unrecht vorwarf, einzelne Stellen unterdrückt oder modificirt zu haben. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. durch eine Ausgabe von Franklin's Werken, in welcher er die angefangene Selbstbiographie des Verfassers bis zu dessen Tode vervollständigte und zugleich über manche zweifelhafte Punkte Aufschluß gab.

Sparta, die Hauptstadt der peloponnesischen Landschaft Lakedaimon oder Lakonien, lag im mittlern Eurotasthale, im nördlichsten Theile der fruchtbaren Ebene, welche sich zwischen diesem Flusse und dem Fuße des Gebirgs Taygeton hinzieht, auf einigen Hügeln am rechten Ufer des Flusses. Die jedenfalls von den Doriern unmittelbar nach ihrer Einwanderung in Lakonien gegründete Stadt bot einen von den sonstigen griech. Städten sehr verschiedenen Anblick dar. Denn bis zur Herrschaft des Tyrannen Nabis (seit 207 v. Chr.) besaß sie keine Ringmauer (daher die Spartiaten prahlten, daß S.s Männer seine Mauern seien), sondern bestand aus vier nebeneinander gelegenen offenen Weilern (Limnae, Kynosureis, Mesoa und Pitana), die durch ein religiöses Band (den Cultus der Artemis Orthia) verbunden waren und einen gemeinsamen Marktplatz (Agora) hatten, an welchem das Rathhaus, die Amtslocale verschiedener Beamten, einige Heiligthümer, die zu musikalischen Aufführungen und Volksversammlungen benutzte Skias und eine aus der Beute der Perserkriege erbaute, später erweiterte Halle (die sog. Persische Halle) lagen. Eine durch besondere Ummauerung geschützte Burg (Akropolis) hatte S. nicht. Der Hügel westlich über der Agora, den man mit diesem Namen bezeichnete, war ganz mit Tempeln (darunter der bedeutendste der Athene Poliuchos oder Chalkioikos) bedeckt. An seinen südwestl. Fuß lehnte sich das umfängliche Theater, dessen Ueberreste jetzt die bedeutendste Ruine auf dem Boden der alten Stadt bilden. Von sonstigen Anlagen sind zu erwähnen: die in der Niederung nahe dem Flußufer gelegene geräumige Rennbahn (Dromos) und der etwas weiter südlich befindliche, von einem Wassergraben, über den zwei Brücken führten, umschlossene «Platanenplatz» (Platanistas), auf welchem die spartan. Jünglinge, in zwei Parteien getheilt, zwar ohne Waffen, aber mit großer Erbitterung gegeneinander kämpften. Die Stadt, seit der byzant. Zeit Lakedämon genannt, erhielt sich trotz mehrfacher Verwüstungen durch die Gothen und die Slawen bis zur Mitte des 13. Jahrh., wo Guillaume Villehardouin 1 St. westlich davon auf einem Vorhügel des Taygeton eine neue Ortschaft, Misithra oder Misthra genannt, anlegte, deren Aufblühen die gänzliche Verödung S.s herbeiführte. Erst nach der Stiftung des Königreichs Hellas wurde ein neues S. auf einem Theile des von der alten Stadt eingenommenen Terrains gegründet, das aber nicht recht gedieh.

Die Landschaft, deren Hauptstadt S. ist, wird zum weitaus größten Theile von zwei mächtigen Gebirgen eingenommen, welche zwei Halbinseln bilden, die gegen Süden wie ein Paar gewaltige Arme weit ins Meer vorgestreckt sind. Das westl. Gebirge ist der Taygeton (jetzt Pentedaktylon), dessen Kamm die natürliche Grenze gegen Messenien bildet, das aber wenigstens in seinem südlichern Theile, vom Beginn der Halbinselgestaltung bis zum Cap Tänaron (jetzt

Matapan) hinab ganz zu Lakonien gehört. Im Osten liegt der Parnon (jetzt Malewo) mit seinen südl. Fortsetzungen, die im Cap Malea (jetzt auch Cap St.-Angelo genannt) endigen. Diese beiden Gebirge umschließen in ihrem nördlichern Theile das Thal eines bedeutenden Flusses, des Eurotas (jetzt Iri), der an den südl. Abhängen der Randgebirge des südöstl. Arkadien entspringt, anfangs in einem engen Thale, dann durch eine 5 St. lange und 2 St. breite Ebene fließt, aus welcher er durch eine enge Schlucht zwischen den östlichsten Vorbergen des Taygeton und den südwestl. Vorhöhen des Parnon in die breite, ganz aus Alluvialland bestehende Mündungsebene eintritt, durch welche er sich in den die beiden Halbinseln trennenden Lakonischen Meerbusen (auch Busen von Gytheion genannt nach der an seiner Nordwestseite gelegenen Hafenstadt dieses Namens) ergießt. Unter seinen Nebenflüssen ist der bedeutendste der Oinus (jetzt Kelephina), der am nordwestl. Abhange des Parnon entspringt und gerade an der Stelle, wo das Thal des Eurotas sich erweitert, von Nordosten her in diesen sich ergießt. Im Thale des Oinus lag die wohlbefestigte Stadt Sellasia, bei welcher 221 v. Chr. die für S.s Selbständigkeit verhängnißvolle Schlacht zwischen dem König Antigonus Doson von Macedonien und König Kleomenes III. von S. geschlagen wurde.

Die ältesten Bewohner der Landschaft gehörten dem lelegischen Stamme an, daher die Tradition den Lelex als ersten Herrscher des Landes bezeichnet. Außerdem hatten sich an einzelnen Punkten der Küste Minyer und wahrscheinlich auch Phoiniker von der Insel Kythera (Cerigo) aus angesiedelt. Dann unterwarfen sich die Achäer, jedenfalls von Argolis aus, die ganze Landschaft, die nun eine Art Lehnsfürstenthum des argivischen Reichs der Atriden wurde. Diese achäische Herrschaft wurde gestürzt durch die Dorier, die jedenfalls vom südl. Arkadien her in Lakonien eindrangen und sich zuerst im mittlern Eurotasthale festsetzten, wo sie S. gründeten. Von hier aus eroberten sie, allmählich vordringend, die ganze Landschaft, zum Theil erst nach hartem Kampfe mit der achäischen Bevölkerung, die in einzelnen befestigten Ortschaften, wie in Aegys, Amyklä, Geronthrä, Helos, Las, hartnäckigen Widerstand leistete. Infolge dieser Kämpfe verfiel ein großer Theil der alten Bevölkerung als Heloten (s. d.) in den Stand der Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Dieselben mußten die den dorischen Herren gehörigen Ländereien bearbeiten und das, was sie nicht zu ihrem nöthigen Unterhalt gebrauchten, an diese abliefern, auch sonst ihnen allerhand Dienste leisten, und waren überhaupt völlig rechtlos. Im Kriege dienten sie nur als Leichtbewaffnete oder als Matrosen auf der Flotte. Die übrigen nichtdorischen Bewohner des Landes hießen Periöken. Sie waren freie Leute, die eigenen Grundbesitz hatten und Handel, Gewerbe und Künste, welche den Spartiaten verboten waren, trieben. Eigentliche polit. Rechte besaßen auch sie nicht, sondern diese lagen ausschließlich in der Hand der Spartiaten, d. h. der Nachkommen der dorischen Eroberer, die also eine Art bevorrechtigte Adelsklasse bildeten. Wie alle Dorier, theilten sie sich in die drei Stämme (Phylen) der Hylleer, Dymanen und Pamphyler. Alle Spartiaten waren gleichmäßig zur Theilnahme am Staatsleben berechtigt; aber diese Berechtigung war an die Bedingungen geknüpft, daß einer eine echt spartiatische Erziehung genossen habe, der spartiatischen Zucht und Sitte gemäß lebe und seinen Beitrag zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Männer (Syssitien oder Pheiditien) regelmäßig entrichte. Die Erziehung, deren Regelung ebenso wie die Festsetzung der wichtigsten Verfassungsbestimmungen dem Lykurgus (s. d.) zugeschrieben wird, war für die Knaben nur darauf gerichtet, daß sie am Körper abgehärtet, kräftig und gewandt und an unbedingten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gewöhnt wurden. Mit sieben Jahren entzog man sie der häuslichen Erziehung, ordnete sie in Rotten (Ilen) und Compagnien (Agelen) ein, die unter der Leitung der Pädonomen gymnastische und kriegerische Uebungen trieben, und unterrichtete sie außerdem nur in gewissen Tänzen und im Singen von Chorliedern. Häufig wurden sie auch zu den Syssitien mitgenommen, damit sie durch Anhören der kurzen, verständigen Reden der Männer sich bilden und zugleich an Verschwiegenheit gewöhnen sollten. Auch die Mädchen wurden in Tänzen, im Singen von Chorliedern und in der Gymnastik unterrichtet, damit sie kräftig am Körper würden, um dem Staate tüchtige Kinder zu gebären. Daher waren die spartiatischen Frauen in ganz Griechenland durch ihre kräftige Schönheit und zugleich durch ihre männliche Gesinnung, die freilich bisweilen, namentlich in den Zeiten des Verfalls der alten spartiatischen Zucht, in Herrschsucht und Zügellosigkeit ausartete, bekannt. Die Jünglinge (Eirenes) wurden immer noch unter sehr strenger Zucht gehalten. Sie mußten sich der größten Sittsamkeit und Bescheidenheit befleißigen, namentlich den Alten hohe Ehre erweisen, und wurden fortwährend zu gymnastischen und kriegerischen Uebungen, zum Gensdarmeriedienst im Lande, vom 20. J. auch zum Kriegsdienst außerhalb der Landesgrenzen (wozu jeder Spartiat vom 20. bis 60. Altersjahre verpflichtet war) in

Anſpruch genommen. Zwar durften ſie ſich bereits verheirathen, aber noch keinen eigenen Hausſtand gründen, ſondern ihre Frauen, die noch im älterlichen Hauſe blieben, nur verſtohlen beſuchen; jeden Abend mußten ſie ſich in den gemeinſamen Schlaflocalen einfinden. Mit dem 30. J. trat der Spartiat in die Klaſſe der Männer (Andres). Jetzt verlangte der Staat von ihm, daß er ſich verheirathe (was unter der Form eines Raubes der Braut aus ihrem Aelternhauſe geſchah), ſeinen eigenen Hausſtand gründe und ſein Geſchlecht fortpflanze. Die Hageſtolzen wurden mit gewiſſen entehrenden Strafen belegt. Die Kriegsmacht S.s, im weſentlichen aus ſchwerbewaffneter Infanterie (Hopliten) beſtehend, während Reiterei und Leichtbewaffnete nur eine Nebenrolle ſpielten, war in ſechs Moren getheilt, die in verſchiedenen Fällen eine verſchiedene Stärke (in runder Zahl etwa 2000 Mann) hatten. In der Regel beſtand ein Viertel bis ein Drittel jeder Mora aus Spartiaten, mit denen auch alle bedeutendern Offizierſtellen beſetzt waren, der Reſt aus Periöken. An der Spitze des Heeres ſowie des ganzen Staats befanden ſich ſeit den älteſten Zeiten zwei Könige aus den beiden Häuſern der Agiaden und Eurypontiden, deren Macht in der ältern Zeit größer war, aber durch die Verſtärkung der Macht der Ephoren mehr und mehr beſchränkt wurde. Die Könige hatten die Heerführung im Kriege; aber während früher immer beide Könige zuſammen ins Feld zogen, durfte ſpäter immer nur einer ausziehen, dem zwei Ephoren als eine Art Aufſeher beigegeben wurden. Auch ernannten die Ephoren Heerführer unabhängig von den Königen. Ferner verwalteten die Könige gewiſſe Prieſterämter und leiteten alle von Staats wegen den Göttern dargebrachten Opfer. Endlich lag urſprünglich in der Hand der Könige die Rechtspflege. Die wichtigſten Theile derſelben wurden jedoch frühzeitig auf die von ihnen präſidirte Geruſia (Rath von 28 von der Volksverſammlung erwählten Mitgliedern, die über 60 J. alt ſein mußten) und auf die Ephoren übertragen. Nur die auf Familien- und Erbrecht bezüglichen Rechtsſachen unterlagen allezeit der Entſcheidung der Könige.

Der ſo organiſirte ſpartan. Staat griff bald über die Grenzen der Landſchaft Lakonien hinaus. Das Nachbarland Meſſenien (ſ. d.) wurde unterworfen und ſeine Bewohner größtentheils zu Heloten gemacht. Vom ſüdl. Arkadien wurden einzelne Stücke, wie die Belminatis und die Aegytis, von Argolis ein größerer Landſtrich, die Kynuria und Thyreatis, losgeriſſen und in Lakonien einverleibt. (S. Griechenland, geſchichtlich.) Schon lange vor den Perſerkriegen ſtand S. nicht nur an der Spitze der peloponneſiſchen Staaten, eine Stellung, die ihm Argos wiederholt, aber ohne Erfolg, ſtreitig machte, ſondern behauptete auch den erſten Rang unter den griech. Staaten überhaupt und die Führerſchaft bei gemeinſamen Unternehmungen (Hegemonie). Dieſe Hegemonie ging ihm allerdings am Ende der Perſerkriege infolge des unklugen Benehmens ſeines Feldherrn Pauſanias (ſ. d.) und der Engherzigkeit der ſpartan. Politik überhaupt zum Theil verloren, indem Athen an die Spitze eines neuen Bundes von Seeſtaaten trat. Aber durch den Peloponneſiſchen Krieg gewann S. nicht nur das verlorene Uebergewicht über Athen wieder, ſondern nahm nun, beſonders durch Lyſander (ſ. d.), mehr als je eine dominirende Stellung unter den helleniſchen Staaten ein. Doch gerade dieſe Zeit der höchſten Steigerung der ſpartan. Macht nach außen iſt der Beginn des innern Verfalls. Die Bande der alten Zucht und Sitte löſten ſich, einzelne gewannen ungebührlichen Einfluß, namentlich mit Hülfe von Reichthümern, die ſie ſammelten, entgegen der Beſtimmung der Lykurgiſchen Verfaſſung, welche den Spartiaten den Beſitz von Gold und Silber verbot und eiſernes Geld als Tauſchmittel für den innern Verkehr eingeführt hatte. Der Uebermuth, womit S. die übrigen griech. Staaten behandelte, führte zu der Erhebung Thebens und damit zur völligen Demüthigung S.s, das ſich die Conſtituirung des jahrhundertelang von ihm geknechteten Meſſenien als ſelbſtändigen Staats gefallen laſſen mußte. Mit dem Verluſt ſeines äußern Nimbus ſteigerte ſich der innere Verfall, den die Könige Agis IV. (243—240) und Kleomenes III. (236—221) vergeblich durch radicale Reformen aufzuhalten ſuchten. Die Schlacht bei Sellaſia bildet den Endpunkt der ſelbſtändigen polit. Exiſtenz S.s, das nun von Tyrannen wie Lykurgus, Machanidas und Nabis beherrſcht, zwiſchen Macedonien, dem Achäiſchen Bund und Rom hin und her ſchwankte. Nach der Unterwerfung Griechenlands durch die Römer blieb S. der Form nach ein Freiſtaat, aber mit ſehr beſchränktem Gebiet, indem die große Mehrzahl der übrigen Städte der Landſchaft nun eine von ihm unabhängige Stellung einnahmen. Dieſelben vereinigten ſich zu einem Bunde unter dem Namen der «Freien Lakonen» (Eleutherolakones). Kaiſer Auguſtus vergrößerte, wahrſcheinlich durch Vermittelung ſeines Günſtlings C. Julius Eurykles, der eine Zeit lang wie eine Art Tyrann in S. regierte, das Gebiet S.s durch Schenkung der meſſeniſchen Städte Thuria und Pharä, die aber durch Tiberius den Meſſeniern zurückgegeben wurden. Seitdem theilte S., das zur Zeit, als der Reiſende Pauſanias es beſuchte, noch eine

bedeutende Stadt war, die Schickſale der übrigen Halbinſel, indem es erſt unter byzant., dann unter fränk., dann wieder unter byzant., endlich unter türk. Herrſchaft kam. Seit der Gründung des Königreichs Hellas bildet die Landſchaft Lakonien einen beſondern Nomos (Kreis), deſſen Bevölkerung im J. 1861 112910 Seelen betrug. Derſelbe iſt in vier Eparchien (Bezirke) getheilt: Lacedämon mit der Hauptſtadt S., die zugleich der Sitz des Nomarchen (Kreisdirectors) iſt; Epidauros-Limera mit der Hauptſtadt Monemvaſia; Gythion mit der Hauptſtadt Marathoniſi; Oitylos mit dem Hauptort Tzimova (oder, wie es officiell heißt, Areupolis). Vgl. über die Geographie der Landſchaft Curtius, «Peloponneſos» (Bd. 2, Gotha 1852); über ihre Geſchichte und Verfaſſung: Manſo, «Sparta» (3 Bde., Lpz. 1800—5); K. O. Müller, «Die Dorier» (2 Bde., 2. Aufl., Bresl. 1844); Lachmann, «Die ſpartan. Staatsverfaſſung» (Berl. 1836); Hermann, «Antiquitates Laconicae» (Marb. 1841).

Spartacus, ein Thrazier, der Anführer der empörten röm. Sklaven im Sklavenkrieg, entfloh mit etwa 70 Gladiatoren, Thraziern und Galliern 70 v. Chr. aus der Uebungsſchule des Cnejus Lentulus Batiatus in Capua und ſetzte ſich am Veſuv feſt. Durch viele Flüchtlinge verſtärkt, die ihn zum Oberanführer wählten, war er bald im Stande, den Prätor Publius Varinius Glaber und ſeine Legaten zu wiederholten malen zu ſchlagen, und gewann die Obergewalt in Campanien und einem Theil Lucaniens und Bruttiums. Im J. 72 trennte ſich ein Theil ſeiner Scharen, die ungeheuer angewachſen waren, von ihm unter Crixus, einem Gallier, den am Berge Garganus in Apulien der Conſul Lucius Gellius ſchlug und tödtete. S. aber, der über die Apenninen gegangen, ſchlug erſt den andern Conſul, Cnejus Lentulus Clodianus, dann den Gellius. Die Conſuln vereint wurden dann in Picenum zum zweiten mal geſchlagen. Schon ſtand S. im Begriff, ſein Vorhaben auszuführen und die Sklaven über die Alpen in die Freiheit zu führen, als die Seinen, die nur Rache und Beute ſuchten, ihn nöthigten zurückzukehren. Bei Rom vorbei zog er wieder nach Lucanien. Im J. 71 wurde dem Prätor Marcus Licinius Craſſus der Befehl über das durch ſechs Legionen verſtärkte Heer gegen S. gegeben. Er drängte S., nachdem dieſer noch ſeinen Legaten Mummius im Gebiet der Picentiner geſchlagen, in die ſüdlichſte Spitze Bruttiums zurück und ſchloß ihn eng ein. Kaum hatte ſich S. durchgeſchlagen, ſo verließ ihn wieder ein Theil der Seinen, Gallier und Germanen, die Craſſus in zwei Schlachten, in denen 35000 Sklaven fielen, aufrieb. S. wurde von den Seinen genöthigt, die feſte Stellung, die er bei Petelia im bruttiſchen Gebirge genommen hatte, zu verlaſſen. Auf dem Marſch traf er in Lucanien mit Craſſus zuſammen und fiel nach der tapferſten Gegenwehr mit dem größten Theil ſeines Heeres.

Spartianus (Aelius), der bedeutendſte unter den Scriptores historiae augustae (ſ. d.), lebte am Ausgange des 3. Jahrh. n. Chr. wahrſcheinlich am Hofe des Diocletian und verfaßte die Geſchichte der röm. Kaiſer von Cäſar bis auf ſeine Zeit in einzelnen Biographien, von denen ſich aber nur die des Hadrianus, Verus, Julianus, Severus, Peſcennius Niger und Geta erhalten haben, obgleich einige andere ihm noch zugeſchrieben werden. Stil und Darſtellungsweiſe verrathen den Verfall der Sprache und Mangel an Geſchmack.

Spasmus, ſ. Krampf.

Spat iſt eine Krankheit der Pferde, die ſich in einer Geſchwulſt zeigt, welche ſich an der obern und innern Seite der hintern Schienbeine bildet. Nicht immer iſt es der Knochen ſelbſt, in welchem der S. entſteht; öfter entwickelt er ſich in den Gelenkbändern und zwiſchen dieſen in Geſtalt kleiner griesartiger Körner, die aus Knochenmaterie beſtehen. Werden mit dem S. behaftete Pferde auch nicht immer ganz lahm, ſo hinken ſie doch wenigſtens. Nach und nach nimmt der S. an Umfang zu und macht endlich das ganze Gelenk ſteif. Vor dem dritten und nach dem ſiebenten Jahre entſteht die Krankheit ſelten. Es gibt Pferde, die dazu eine beſondere Anlage haben. Indeſſen können auch andere Urſachen die Entwickelung derſelben herbeiführen, wie z. B. ſchwere Arbeit, Erhitzungen, öfteres und lange dauerndes Zurückhalten mit einem bergangehenden Fuhrwerke, vorzugsweiſe aber ſchlechter Beſchlag durch unwiſſende Schmiede. Soll noch Heilung möglich ſein, ſo muß bei zeiten die Urſache gehoben werden. Glühen der kranken Stellen iſt das einzige, aber zweifelhafte Mittel gegen den ſchon ausgebildeten S.

Spatencultur nennt man die Bearbeitung des Feldbodens mit der Hand und dem Spaten, anſtatt mit Geſpann und Pflug. Daß die S. viel ſorgfältiger und gründlicher ausgeführt zu werden vermag als die mit dem Pfluge, bedarf keines Nachweiſes; dagegen nimmt ſie weit mehr Zeit und Kräfte in Anſpruch und iſt deshalb in größern Gutswirthſchaften nur ausnahmsweiſe, z. B. zum Möhrenbau, zweckmäßig. Der höhere Ertrag, welchen die S. gewährt, iſt nur dann auch in dem Reingewinn erheblich, wenn die Arbeitskoſten nicht gerechnet zu werden brauchen,

also wo ein Bauer mit den Kräften seiner Familie zur Bestellung ausreicht. Wie sehr auch im ganzen für den Kleinbesitz die S. zu empfehlen ist, so gewichtige nationalökonomische Bedenken erheben sich doch dagegen in Fällen, wo sich die Arbeit durch Industrie u. s. w. höher verwerthen läßt. Oefters versteht man unter S. nur die sorgfältige Vertiefung des Bodens durch Rajolen oder Ausgraben in der vorher freigelegten Pflugfurche.

Specht (Picus), eine Vögelfamilie aus der durch paarweise nach vorn und nach hinten gerichtete Zehen ausgezeichneten Abtheilung der Klettervögel (Scansores), unterscheidet sich durch den geraden, langen, vier- oder vielkantigen, keilförmigen Schnabel, die eigenthümlich gebildete, weit vorstreckbare Zunge und den steifen Schwanz, dessen vorn zu Spitzen abgenutzte Federn den Körper beim senkrechten Klettern unterstützen. Die S. sind über alle Zonen und alle Welttheile, mit Ausnahme Australiens, verbreitet, in größter Zahl jedoch in den feuchten Urwäldern Amerikas einheimisch. Sie leben nur selten von Pflanzenstoffen, sondern meistens und größtentheils von Insekten, welche sie durch geschicktes Aushacken der Rinde und des Holzes der Bäume erlangen, indem sie in die gemachte Oeffnung schnell die Zunge senken, deren vorderer Theil hornig, spitz, an den Seiten mit Widerhaken besetzt und zum Anspießen geschickt, der hintere, wurmförmige Theil aber mit einem sehr klebrigen Speichel überzogen ist und als Leimruthe dient. Auf diese Weise vernichten sie viele baumzerstörende Insekten, sind aber keineswegs, wie man gemeiniglich glaubt, den Bäumen selbst schädlich, denn gesunde Bäume hacken sie niemals an, weil diese zu hartes Holz haben und weder Insekten noch deren Larven enthalten. Fast insgesammt sind sie nur mittelgroß, fliegen mittelmäßig schnell mit schnurrendem Geräusch und immer nur in kleinern Entfernungen, sind übrigens lebhaft und unruhig und entgehen durch Aufmerksamkeit und Klugheit leicht den Nachstellungen. Sie leben in Monogamie, brüten in gut ausgearbeiteten Löchern hohler Bäume und legen ihre rein weißen, porzellanglänzenden Eier auf losgearbeitete Sägespäne oder vorgefundenes Wurmmehl. Das Gefieder ist ziemlich lebhaft gefärbt, und bald herrscht Grün, bald Roth vor; man unterscheidet sie nach der Färbung in Schwarzspechte, Grünspechte und Buntspechte. Die europäischen sind theils Stand-, theils Strichvögel, welche die Wälder niemals freiwillig verlassen. In Deutschland finden sich sechs Arten: der Schwarzspecht (P. martius), der größte unter den europ. Arten, ist schwarz mit rothem Scheitel oder Genick; der Grünspecht (P. viridis), die am weitesten verbreitete Art, ist grün und am Hinterkopfe roth; der große Buntspecht (P. major) ist obenher schwarz und weiß gefleckt, am Hinterleib roth und hat schwarzen Unterrücken und Bürzel und vom Mundwinkel herab einen schwarzen Halsstrich, der Hinterkopf ist roth oder bei dem Weibchen nebst dem Scheitel schwarz; der mittlere Buntspecht (P. medius) unterscheidet sich von dem vorigen durch einen schwarzen, erst unterhalb des Ohres beginnenden Halsstreifen; der kleinere Buntspecht (P. minor) ist kaum mehr als 6 Zoll groß, unterseits ohne alles Roth, weißlich, am Scheitel roth oder beim Weibchen weißlich und am Unterrücken weiß und schwarz gebändert; der dreizehige Buntspecht (P. tridactylus) zeichnet sich durch nur drei Zehen aus. Den Gartenbesitzern und Landleuten Nordamerikas ist der rothköpfige Buntspecht (P. erythrocephalus) als kühner und gefräßiger Feind der Früchte sehr verhaßt. Er geht den jungen Früchten des Mais, den Pfirschen, Aepfeln, Stachelbeeren, Weinbeeren u. s. w. nach, raubt die Eier kleiner Vögel, holt aber auch aus den Baumstämmen die Insekten hervor.

Specialinquisition heißt im gemeinen deutschen Criminalprocesse das zweite, auf die General- oder Voruntersuchung folgende Stadium des Untersuchungsverfahrens, welches aus der eigentlichen, gegen ein bestimmtes Individuum nach erlangter Wahrscheinlichkeit des Thatbestandes eines Verbrechens und erhobenem bestimmten Verdacht über die Person des Thäters eröffneten Untersuchung besteht. Diese ist zunächst nur ein summarisches Verfahren ohne bestimmte Förmlichkeiten; diesem folgt aber in schwerern Straffällen die artikulirte oder feierliche S., auch artikulirtes Verhör genannt, in welchem der Inquisit über die in Artikelform gebrachten Ergebnisse der Untersuchung nochmals vernommen wird und dabei zur Feststellung des Thatbestandes vor besetzter Gerichtsbank mitwirkt. Diese letztere Art der S. infamirte, weil sie eine hinreichende Ueberführung des Inquisiten voraussetzte, und es war deshalb zu ihrer Abwendung besondere Vertheidigung zulässig. (S. Inquisitionsproceß.) Nachdem neuere Landesgesetze anstatt der S. meistens nur ein recapitulirendes Schlußverhör angeordnet hatten, sind gegenwärtig beide Acte nach der Aufnahme des Anklageverfahrens in Wegfall gekommen.

Specialwaffen heißen zusammengenommen die Artillerie und die Genietruppen, weil sie ihre besondere Technik und Wissenschaft haben. Zuweilen wird auch der Generalstab dazu gerechnet, aber mit Unrecht, da derselbe nicht eine Waffe genannt werden kann.

Species (lat.) aber **Art** (ſ. d.) iſt die Unterabtheilung einer Gattung und dieſer wie überhaupt das Beſondere dem Allgemeinen untergeordnet. **Speciſiciren** heißt daher entweder das Einzelne, was unter einen allgemeinen Begriff gehört, aufzählen, oder vom Allgemeinen zum Beſondern fortgehen. Das **ſpeciſiſch Verſchiedene**, d. h. das, was verſchiedene Merkmale hat, die ſeinen Artunterſchied bezeichnen, iſt nicht zu verwechſeln mit dem, was dem Grade nach, d. h. nach Rückſichten des Mehr oder Weniger verſchieden iſt. In der Jurisprudenz bezeichnet **Specificatian** die Geſtaltung und Bearbeitung irgendeines Stoffs oder Gegenſtandes, weil dieſer dadurch Merkmale erhält, die ihn zu einer Sache eigener Art machen. In der Arithmetik nennt man die **vier Species** die vier einfachen Rechnungsarten: Addition, Subtraction, Multiplication, Diviſion.

Species oder **Speciesthaler** hieß bis auf neuere Zeit herab eine größere deutſche Silbermünze, welche nach dem Muſter der früher üblichen Reichsthaler ausgemünzt wurde und ihren Namen nach dem aufgeprägten Kopf- oder Bruſtbilde (mittellat. species, Geſicht) führte. Am längſten (bis 1857) wurden S. in Oeſterreich geſchlagen, wo ſie die Einheit für die Silbermünze bildeten und den Werth von 2 Conventionsgulden hatten. Nach der Münzconvention vom 21. Sept. 1753 gingen 10 öſterreichiſche S. auf eine köln. Mark fein Silber; das Stück hatte ſomit einen Werth von 1 Thlr. 12 Ngr. $1^1/_9$ Pf. preußiſch. Seit 1852 wurden ſie, wie alle öſterr. Silbermünzen, $^9/_{10}$ fein ausgemünzt, früher $^5/_6$ fein ($13^1/_3$ löthig). Denſelben Werth hatte die S. in Sachſen, Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen, den ſächſ. Herzogthümern, Naſſau, Frankfurt u. ſ. w. In den meiſten dieſer Staaten kamen ſie aber nur bis etwa 1837 zur Ausmünzung. In Heſſen wurden ſchon ſeit 1790, in Würtemberg ſeit 1818 keine S. mehr geprägt. Die kurhannoverſchen S. (bis 1817) hatten einen Werth von 1 Thlr. 16 Sgr. (9 auf die feine Mark). In Preußen wurden Conventionsſpecies ſeit 1764 für den levantin. Handel geſchlagen, die den öſterr. Mariathereſiathalern entſprachen. Auch in Schweden und Dänemark führt die größte Silbermünze den Namen S. In erſterm Staate entſpricht der S., den man in 48 Schillinge theilt, 4 Reichsthlr. Reichsmünze; es gehen 9,17 Stück auf die feine Mark, ſodaß ein jedes den Werth von 1 Thlr. 15 Ngr. $10^3/_{12}$ Pf. beſitzt. Von den 1777—1830 *geprägten ſchwed.* Reichsthalerſpecies (à 48 Schilling) gingen 9,09 auf die feine Mark, und es *hatte demnach das* Stück einen Werth von 1 Thlr. 16 Ngr. $3^1/_2$ Pf. In Dänemark werden ſeit 1787 Speciesthaler als doppelte Reichsthaler, $9^1/_4$ Stück auf die feine Mark ausgeprägt; der Werth eines Stücks beträgt ſomit 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf. preußiſch. Seit 1854 hat jedoch die Benennung S. für dieſe Stücke aufgehört, und dieſelben tragen ſeitdem die Aufſchrift: 2 Reichsthaler. In Norwegen iſt der S. ganz der nämliche wie in Dänemark, nur daß er in 5 Ort oder Mark zu 14 Schilling zerlegt wird.

Specifiſch bezeichnet in der Phyſik den Grad oder die Größe einer Eigenſchaft (oder des als Maß für dieſelbe Dienenden), wie ſie einer beſtimmten Materie oder einem beſtimmten Volumen derſelben zukommt. So ſpricht man von der ſpecifiſchen Farbe des Kupfers, des Goldes u. ſ. w. und meint damit die dieſen Metallen eigenthümlichen Farben; von dem ſpecifiſchen Brechungsvermögen der verſchiedenen Subſtanzen für die Lichtſtrahlen; von der ſpecifiſchen Durchſichtigkeit derſelben; ferner von der ſpecifiſchen Wärme (ſ. **Wärme**) und dem ſpecifiſchen Gewicht (ſ. **Gewicht**) eines Körpers.

Specifiſche Mittel (Specifica) im allgemeinen ſind ſolche Heilmittel, welche eine eigenthümliche, abſonderliche Wirkungsweiſe haben. Dieſes kann man aber faſt von jedem Arzneimittel, von jedem diätetiſchen Einfluß, jeder Speiſe, jedem Getränk, jeder mechan. oder chem. Einwirkung auf den Organismus ſagen. Dieſer Begriff iſt daher ſo allgemein, ſo weit und zugleich ſo ſchwankend, daß ſich dadurch eine Menge unklarer Gedanken in der Medicin verſtecken laſſen. In der homöopath. Schule ſind Specifica ſolche Mittel, welche eigenthümliche Symptome hervorrufen, und infolge deſſen in Krankheitsfällen dann, wann ſich jene Symptome zeigen, anzuwenden ſind. Bei Rademacher ſind Specifica (die Eigenmittel, wie er ſie nennt) jene Arzneien, «unter deren Heilgewalt eine Krankheit (eines einzelnen Organs oder des Geſammtorganismus) ſteht», welche man eben daraus, daß dies Mittel hilft, erkennen kann, und die dann von demſelben Mittel ihren Namen erhält (z. B. Schöllkrautkrankheit, Kupferkrankheit, Eiſenpneumanie). In der wiſſenſchaftlichen Medicin bezeichnet man als Specifica theils ſolche Mittel, welche empiriſch, oft ſeit alten Zeiten, in gewiſſen Krankheitsformen heilſam befunden worden ſind (wie z. B. das Queckſilber bei Syphilis, das Chinin in Wechſelfiebern, die Jodmittel gegen Kröpfe), theils ſolche, welche erfahrungsgemäß immer vorzugsweiſe auf beſtimmte einzelne Organe wirken (wie z. B. Belladonna auf die Pupille, Digitalis auf das Herz, Aloë

auf den Dick- und Mastdarm). Erstere nennt man Krankheitsspecifica (Specifica morborum), letztere Organspecifica, Organheilmittel, Electivmittel, Localspecifica. In den meisten Fällen ist die Wirkungsweise der specifischen Mittel noch völlig unklar.

Speckbacher (Jos.), eins der Häupter des tiroler Aufstandes von 1809, geb. 13. Juli 1767 auf einem Hofe der Gemeinde Terfens zwischen Innsbruck und Hall, von nicht unvermögenden Aeltern, brachte seine Jugend als Wildschütz zu und machte sich berühmt durch sein scharfes Auge, seine Stärke und Gewandtheit. Später bestellte er sein Gütchen und lieferte Holz zu den Salinen in Hall. Seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer (s. d.), nach der Losreißung Tirols von Oesterreich, gehörte er wie dieser zu den Häuptern der Misvergnügten. Am 12. April 1809, dem Tage des Ausbruchs der Insurrection, überfiel er die bair. Garnison der Stadt Hall und nahm mit dem haller Kronenwirthe Jos. Straub die von Innsbruck entkommene bair. Cavalerie gefangen. Besonders aber that er sich hervor in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innsbruck und ganz Tirol zum zweiten mal befreiten. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde an zur Seite. Nicht geringern Muth und große Geschicklichkeit zeigte er bei der Blokade am Kufstein. Als infolge des Znaimer Waffenstillstandes die Oesterreicher Tirol räumten, dieses aber dennoch fortfuhr, verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch S. unter den Vordersten in den Gefechten vom 4., 6. und 7. Aug. und in dem Treffen bei Innsbruck am 13., welches den Marschall Lefebvre zwang, gänzlich aus Tirol zu weichen. Nach der dritten Befreiung verband S. mit der tiroler Vertheidigung auch das salzburgische Gebirgsland. Am 16. Sept. erfocht er bei Lofer und Lustenstein entscheidende Vortheile, wurde aber 16. Oct. bei Mellek geschlagen und sein Sohn gefangen; er selbst entkam nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des Wiener Friedens in Tirol ließ das oft getäuschte Volk in vielfältigem Zweifel. Auch S. ließ sich täuschen und glaubte an eine Wiedererneuerung des Kriegs. Er flüchtete von Alpe zu Alpe, verbarg sich geraume Zeit unter Schnee und Eis in einer unbekannten Höhle, war dann sieben Wochen lang in seinem eigenen Stalle verscharrt, bis er endlich im Mai 1810 über die Gebirge nach Wien flüchtete. Hier erhielt er Oberstenpension und Auftrag, die für die Tiroler im Temesvarer Banat neugestiftete Colonie einzurichten. Beim Ausbruche des Kriegs von 1813 schlich er sich wieder nach Tirol, und obgleich es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, leistete er doch gute Dienste. Er wurde zum Major ernannt und machte nach dem Frieden eine Reise nach London. S. starb nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1820 zu Hall.

Speckkäfer (Dermestes lardarius), ein äußerst schädlicher, zu den Keulenhörnern (Clavicornia) gehörender kleiner Käfer von etwa 3 Linien Länge, braun, mit heller Binde über den Vordertheil der Flügel, auf welcher einige Tupfen stehen. Der Kopf ist klein und unter dem kapuzenförmigen Halsschild verborgen. Die 7—8 Linien langen Larven sind lang behaart, oben braun, unten weiß. Käfer und Larven greifen alles getrocknete und geräucherte Fleisch, Speck, Häute, Sammlungen an und richten oft große Verwüstungen an. Eßwaaren schützt man durch Einschließen in luftdichte Kasten, Sammlungen durch Einreiben mit giftigen Stoffen, besonders Arsenik.

Speckstein, Seifenstein oder Steatit ist eine Varietät des Talk genannten Minerals, welche sich sehr fett anfühlt. Diese Varietät bildet nur ihr eigenthümliche Krystalle, sehr häufig dagegen sog. Afterkrystalle nach Feldspat, Quarz, Kalkspat, Braunspat und noch vielen andern Mineralien. Außerdem findet sie sich in derben Massen, Knollen oder Nieren und Nestern. Die Farbe des S. ist gewöhnlich weiß, gelblich oder gräulichweiß, variirt aber auch ins Rothe, Graue u. s. w. Sein Bruch ist matt, wird aber glänzend, wenn man ihn mit einem harten Körper schabt, oder mit dem Fingernagel ritzt. Seine Härte ist = 1,s, das specifische Gewicht = 2,s. Er besteht wesentlich aus Kiesel, Talk und Wasser. Man findet ihn besonders schön im Granitgebiet bei Göpfersgrün im Fichtelgebirge, überhaupt aber sehr häufig, z. B. auf Erz- und andern Gängen in Sachsen, Ungarn, Baiern, Piemont, England, Schottland u. s. w. Der S. wird benutzt, um Fettflecken aus Zeugen zu entfernen, radirtes Papier wieder beschreibbar zu machen, ferner zum Putzen der Tressen, zum Poliren des Gipses, Serpentins, Marmors und, mit Oel abgerieben, zur Politur der Spiegelgläser und Metallspiegel, auch als Polirmittel der Haut. Schwach gebrannt, macht er die Basis einiger Schminken aus. Auch bestreicht man mit ihm steinerne und metallene Schrauben, um sie luftdicht zu machen, und bedient sich seiner, um die Friction metallener Maschinentheile zu vermindern. Auf Glas haftet sein Strich sehr fest, sodaß, wenn man mit S. auf Glas geschrieben und die Schrift mit dem Tuche wieder weggewischt hat, dieselbe nach dem Anhauchen des Glases wieder deutlich zum Vorschein kommt und beim Trocknen wieder schwindet. Auch schneidet man ihn zum Zeichnen in längliche Stücke oder Stifte, welche spanische oder venetianische Kreide genannt werden. Auf der Drehbank

läßt er ſich leicht verarbeiten, und man verfertigt aus ihm allerhand kleine Bildwerke, Spielwaaren, Pfeifenköpfe und Schreibzeuge, welche größtentheils hart gebrannt werden. Da der S. für ſich ſehr ſchwer ſchmelzbar iſt, ſo gibt er treffliche Schmelztiegel, welche durch den Gebrauch immer beſſer werden. Auf friſchgefärbtes Leder aufgepudert und nach dem Trocknen deſſelben oft mit Horn überſtrichen, gibt er dem Leder einen ungemeinen Glanz.

Speckter (Erwin), deutſcher Maler, geb. 18. Juli 1806 zu Hamburg, zeigte ſich ſehr begabt und erhielt eine ſorgfältige Erziehung. Seine erſten Uebungen im Zeichnen richtete er, nach Rumohr's Rath, auf die deutſchen Denkmäler alter Kunſt in Schleswig und Holſtein. Die Werke Overbeck's erfüllten ihn daneben mit Begeiſterung für die präraſaelitiſche Richtung dieſes Meiſters. Cornelius, zu dem er 1825 nach München ging, ließ ihn darin anfänglich gewähren, und ſie findet ſich, mit Anmuth und Hoheit gepaart, in dem Bilde: Chriſtus und die Samariterin am Brunnen, das er nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt 1827 malte. Seine fernern Schöpfungen aber, namentlich Wandmalereien im Sieveking'ſchen Hauſe, zeigen die durch Cornelius und die Antike bewirkte allmähliche Losſagung von ſeiner frühern Weiſe und größere Freude an dem Reiz der Farbe. Als er endlich 1830 nach Italien gelangte, eiferte er in der Farbe den Venetianern nach. Seine Hauptſchöpfung während ſeines Aufenthalts jenſeit der Alpen iſt Simſon und Delila, ein Bild von tiefem geiſtigen Gehalt und meiſterhafter Behandlung des Nackten und des landſchaftlichen Hintergrundes. Im Herbſt 1835 verließ er Rom, um in Hamburg einen Saal bei dem damaligen Senator Abendroth al fresco zu malen. Ueber dieſer ſchönen Arbeit griechiſch-allegoriſcher Natur ſtarb er noch vor Beendigung des zweiten Bildes, 23. Nov. 1835. Doch ließ er Cartons und Entwürfe zu den übrigen zurück. Ein edles Denkmal ſeines Geiſtes iſt in den «Briefen eines deutſchen Künſtlers aus Italien» aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren (Lpz. 1846) erhalten. — Otto S., der Bruder des vorigen, wurde 1807 zu Hamburg geboren, und wandte ſich, zuerſt nach dem Vorbilde ſeines Bruders, dann auf eigenen Bahnen, der Kunſt zu. Er entwickelte eine glückliche Gabe zur naiven Darſtellung des Thierlebens, welches er von ſeiner gemüthlichen wie von der heiter-komiſchen Seite mit Geiſt und Geſchick aufzufaſſen weiß. Außerdem iſt er als tüchtiger Zeichner und Radirer auf den Gebieten der Thierfabel, der Arabeske, der Landſchaft und des Porträts bekannt. Das von ihm illuſtrirte und nach ihm benannte, aber von W. Hey (ſ. d.) verfaßte Fabelbuch für Kinder (Gotha 1833 u. öfter) hat Ausgaben in faſt allen europ. Sprachen erfahren. Ferner ſind zu nennen ſeine Illuſtrationen zu Luther's geiſtlichen Liedern, zu Eberhard's «Hannchen und die Kitchlein», zum «Geſtiefelten Kater», ſowie ſehr ausgezeichnete zu Klaus Groth's «Quickborn», die als geiſtreiche Ergänzungen zu den Schilderungen des Dichters von Land und Leuten ſeiner Heimat gelten können.

Spectrum nennt man in der Optik den durch Zerlegung eines weißen, ungefärbten Lichtſtrahls entſtehenden farbigen Streifen, der ſich zeigt, wenn man den zerlegten Strahl durch einen quer in ſeinen Weg geſtellten weißen Schirm auffängt. Die Zerlegung eines Lichtſtrahls kann entweder bewirkt werden durch die bei der Brechung des Lichts in einem Prisma eintretende Dispersion oder Zerſtreuung des Lichts, oder auch durch die beim Durchgange des Lichts durch eine oder mehrere parallele, enge Spalten ſtattfindende Diffraction oder Beugung. Im erſtern Falle erhält man ein Dispersions-, im zweiten ein Diffractionsſpectrum. In beiden Fällen iſt die Aufeinanderfolge der Farben und der ſog. Fraunhofer'ſchen dunkeln Linien gleich; doch unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß im erſtern S. die Räume, welche die einzelnen Farben einnehmen, vom Roth bis zum Violett hin wachſen, während ſie, umgekehrt, im zweiten S. abnehmen. Nach Newton's Vorgange, der zuerſt das S. genauer unterſuchte, hat man bisher meiſt die einzelnen Farben, wie ſie im S. von den weniger brechbaren zu den brechbarern Strahlen hin aufeinanderfolgen, Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Indigblau, Violett benannt. Es iſt aber von Brücke auf die «braune» Farbe am äußerſten rothen Ende des S. ſowie auf das dem Braun complementäre «Lavendelgrau» am äußerſten violetten Ende aufmerkſam gemacht worden. Nennt man ferner, wie neuerdings gewöhnlich, das Hellblau Cyan, ſo erhält man für das S. folgende Farbenreihe: Braun, Roth, Orange, Gelb, Grün, Cyan, Indigo, Violett, Lavendel. Liſting hat durch ſorgfältige, auf Grund ſeiner eigenen und ſeiner Vorgänger Beobachtungen angeſtellte Berechnungen feſtgeſtellt, daß die Lichtſtrahlen, welche die äußerſte Grenze des Braun bilden, in der Secunde 364 Billionen Schwingungen vollbringen, die an der äußerſten Grenze des Violett dagegen 800 Billionen, und daß immer von der Grenze einer Farbe bis zu der der nächſtfolgenden, alſo z. B. von der Grenze des Braun bis zu der des Roth, von der des Roth bis zu der des Orange u. ſ. w. ſich für jede Farbe eine Zunahme der Schwingungszahl um 48 Billionen ergibt.

Betrachtet man das von einem weißen Sonnenstrahl entweder durch Disperſion oder Diffraction erzeugte S., ſo findet man in ihm eine ſehr große, faſt unzählige Menge von dunkeln, bald feinern, bald ſtärkern Unterbrechungen, welche zuerſt von Fraunhofer (1815) genauer unterſucht wurden und nach ihm die «Fraunhoferſchen Linien» genannt werden. In neueſter Zeit hat Kirchhoff eine ſehr genaue Darſtellung aller im Sonnenſpectrum wahrnehmbaren dunkeln Linien gegeben. Fraunhofer hat die hauptſächlichſten derſelben vom rothen Ende des S. an mit den Buchſtaben A bis H bezeichnet. Später hat man noch im ultravioletten Theile des S. die Bezeichnung derſelben bis zum Buchſtaben R fortgeſetzt. Der große Werth der Fraunhofer'ſchen Linien beſteht darin, daß ſie in dem S. gewiſſe Stellen angeben, und ſomit bei der Unterſuchung der Lichtbrechungsverhältniſſe einer Subſtanz als Anhaltspunkte dienen. Der Entſtehungsgrund dieſer dunkeln Streifen iſt eine theilweiſe Abſorption des Lichts in der Erd-, meiſtens aber ſchon in der Sonnenatmoſphäre, und zwar durch die äußern, abgekühltern Schichten derſelben. Wie Kirchhoff gezeigt hat, wird z. B. das von einer glühenden Natriumverbindung ausgehende einfarbige, gelbe Licht verſchluckt, d. h. kommt nicht ins Auge, wenn es durch eine Schicht weniger erhitzter Natriumdämpfe gehen muß. Wenn alſo ein S. an der Stelle, wo ſonſt das monochromatiſche gelbe Natriumlicht iſt, einen dunkeln Streifen zeigt, ſo iſt dies ein Zeichen, daß die die Lichtquelle (z. B. Sonne) umgebende Dampfhülle, alſo auch die Lichtquelle ſelbſt Natrium enthält. Ebenſo würde ſich die Anweſenheit von Calcium, Kalium, Eiſen, Mangan u. ſ. w. durch die Anweſenheit gewiſſer dunkler Streifen im S. nachweiſen laſſen. Es dient alſo die Unterſuchung der dunkeln Streifen eines S., ganz analog wie die der charakteriſtiſchen hellen Streifen, welche ſich bei der prismatiſchen Zerlegung des Lichts einer glühenden Subſtanz zeigen, zur Feſtſtellung der chem. Zuſammenſetzung der Lichtquelle.

Nach dieſer Methode ſind durch die genialen Unterſuchungen von Kirchhoff und Bunſen, Huggins und Miller auf der Sonne, desgleichen auf mehrern Fixſternen eine ziemliche Anzahl der auch auf unſerer Erde ſich vorfindenden Elemente nachgewieſen worden. Man hat dieſe Unterſuchungsmethode Spectralanalyſe (ſ. Analyſe) genannt. Außer der angegebenen Unterbrechung durch dunkle Linien kann das S. auch noch auf andere Weiſe modificirt auftreten, nämlich beſtehend aus einzelnen hellen (natürlich verſchieden gefärbten) Streifen, welche durch dunkle Zwiſchenräume getrennt ſind. Dies zeigt an, daß die Lichtquelle eine bis zum Glühen erhitzte Gasmaſſe iſt. Dabei zeigen auch verſchiedene Gasarten verſchiedene Streifen, z. B. Waſſerſtoff andere als Stickſtoff, u. ſ. w. Spectra dieſer Art zeigen die ungefähr 6000 am Himmel befindlichen Nebelflecke, und zwar zeigen dieſe meiſt die Streifen des Waſſerſtoff- und Stickſtoffſpectrums. Die Nebelflecke ſind alſo hiernach glühende Gasmaſſen.

Ein zuſammenhängendes S., welches durch keine hellen oder dunkeln Streifen unterbrochen iſt, zeigt an, daß das Licht keine Abſorption auf ſeinem Wege zum Auge erlitten hat, und daß es von einem glühenden undurchſichtigen, gewöhnlich feſten oder flüſſigen Körper kommt. Solch ein S. gibt keinen Aufſchluß über die chem. Natur der Lichtquelle, von der es erzeugt wurde. Ein aus einem oder mehrern Prismen nebſt den dazugehörigen Nebenapparaten beſtehender Apparat, welcher dazu dient, die Natur und Zuſammenſetzung der Spectra verſchiedener Lichtquellen beſonders zu chemiſch-analytiſchem Behufe zu beobachten und zu vergleichen, heißt ein Spectroſkop. Außer dem bisjetzt beſprochenen, direct ſichtbaren Theile des S. zwiſchen Braun und Lavendel laſſen ſich auch noch auf beiden Seiten Partien nachweiſen, welche durch ſchwächer als die braunen und ſtärker als die lavendelblauen brechbare Lichtſtrahlen gebildet werden. Dieſelben ſind zwar direct für das Auge nicht wahrnehmbar, zeigen ihre Exiſtenz aber durch verſchiedene andere Aeußerungen. So wirken die ſtärker als Violett und Lavendel brechbaren vorzugsweiſe chemiſch verändernd auf viele Stoffe ein (ſ. Photographie), während die ſchwächer als Roth und Braun brechbaren, unſichtbaren Theile des S. ſich vorzugsweiſe als Wärmeſtrahlen (ſ. Wärme) manifeſtiren.

Speculation heißt wörtlich Erforſchung oder Erſpähung. Der philoſ. Sprachgebrauch, der auch in das gemeine Leben übergegangen iſt, verſteht aber darunter nicht ſowol die Erforſchung äußerer Gegenſtände, als vielmehr die innere, geiſtige eines die unmittelbare Erfahrung überſchreitenden Erkenntnißinhalts, ſowie die geiſtige Thätigkeit, welche zu dieſer Erkenntniß führt. Je nach den verſchiedenen Anſichten über die Quelle einer ſolchen Erkenntniß und den Methoden, welche zu ihr führen, haben die Ausdrücke S. und ſpeculatives Wiſſen in den verſchiedenen philoſ. Syſtemen eine verſchiedene Bedeutung, und man hat darunter bald überhaupt ein Erkennen durch ſtrenges begriffsmäßiges Denken, bald ein nach gewiſſen durchgreifenden Denkmethoden im eigenthümlichen Sinne geſchultes Denken, bald eine Feſtſtellung der erſten Grund-

sätze oder Thatsachen alles Bewußtseins oder Erkennens verstanden. Hegel und seine Schule nennen speculativ oder positiv vernünftig dasjenige Denken, welches sich nach der Methode bewegt, alle Gegensätze und Widersprüche in den Begriffen in höhere Einheiten aufzuheben. Herbart setzt die speculative Methode darein, die in der Erfahrung versteckten Widersprüche aufzudecken und durch eine künstliche Bearbeitung der Begriffe daraus zu entfernen. Die einzig sichere Grundlage aller S. besteht in einer Untersuchung der Art und Weise, wie Erfahrungserkenntnisse in uns zu Stande kommen, und der Werth der einzelnen speculativen Methoden richtet sich nach dem Grade, in welchem diese einer wirklichen Einsicht in das Zustandekommen unserer Erkenntnisse ihren Ursprung verdanken. Außerdem wird das Wort S. auch auf die Entwerfung praktischer und eine gespannte Ueberlegung erfordernder Pläne und Unternehmungen ausgedehnt, wie wenn von industriellen oder kaufmännischen S. die Rede ist.

Spedition ist die Bezeichnung für eine besondere Art von Handelsgeschäften, bei welchen die Versendung von Gütern und ihre Ablieferung an einen bestimmten Empfangsberechtigten (Destinatär) übernommen wird. Das Speditionswesen hat sich dadurch zu einem besondern Gewerbe herangebildet, daß die Versendungsgelegenheiten nicht von jedermann gleich ausgemittelt werden können, und daß die nächste Gelegenheit sich oft nicht bis an den eigentlichen Bestimmungsort benutzen läßt, weil z. B. der Fuhrmann nur auf einer kürzern Route fährt, oder weil die Eisenbahnverbindung nicht bis dahin reicht, oder weil der Landtransport von einem bestimmten Punkte an mit der Beförderung zu Wasser vertauscht werden soll. Außerdem ist bei der Verpackung, Verladung, der Ausfertigung von Frachtbriefen und Zolldeclarationen, dem Abschluß von Assecuranzverträgen u. s. w. vieles zu berücksichtigen, was sich entweder der allgemeinen Kenntnißnahme entzieht oder ohne Unterbrechung des anderweiten Geschäftsganges nicht abgethan werden kann. Die Spediteure kommen hier dem Bedürfniß entgegen und besorgen auf Verlangen sowol den Abgang als die Uebernahme der Güter auf Zwischenstationen durch andere Spediteure, welche die Beschaffenheit der anlangenden Frachtstücke prüfen, wahrgenommene Beschädigungen und verspätetes Eintreffen zur Sicherung des Regresses gegen den Frachtführer feststellen, sonst aber, wenn kein Anlaß zur Beanstandung vorliegt, nachdem sie bei der Zollbehörde Richtigkeit getroffen, die Güter gegen Erlegung der bisher aufgelaufenen Fracht und Unkosten abnehmen und weiter befördern. Selbst am Bestimmungsorte kann noch die Thätigkeit eines Spediteurs sowol durch jene Prüfung und die Abnahme der Sendung als auch für den Fall in Anspruch genommen sein, daß der Absender die Auslieferung von Erlangung des Kaufpreises und der auf dem Gute lastenden Verläge abhängig macht. Derartige Aufträge ermöglichen sogar die Einhebung des Kaufpreises am Orte der ersten Aufgabe, indem sich der Absender von dem Spediteur bis zu diesem Betrage, wie bei den Postanstalten, Vorschuß geben läßt oder seine Verkäufer auf fremden Handelsplätzen auf denselben anweist. Die Uebernahme eines Auftrags verpflichtet den Spediteur zu aller Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes sowie zum Ersatz der durch ihn oder seine Leute angerichteten Schadens. Ersatzklagen erlöschen nach deutschem Handelsrechte schon binnen Jahresfrist, dafern sie nicht durch Betrug oder Veruntreuung hervorgerufen werden. Als Entgelt gebührt dem Spediteur außer den Auslagen und Vorschüssen eine Provision, und er hat wegen dieser Forderungen ein auch gegen den Concurs wirksames Pfandrecht an den Gütern.

Spee (Friedr. von), ein trefflicher geistlicher Dichter, wurde aus alter adelicher Familie in oder bei Kaiserswerth am Rhein 1592 geboren. Er trat 1610 in den Jesuitenorden, lehrte eine Zeit lang die schönen Wissenschaften, Philosophie und Moraltheologie zu Köln und hielt sich dann in Angelegenheiten seines Ordens in Franken und Westfalen auf. Durch sein Ankämpfen gegen die Hexenprocesse in seiner «Cautio criminalis, sive liber de processu contra sagas» hat er sich um die ganze Menschheit verdient gemacht. Mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er sich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im kath. Deutschland, wie er später gestürzt wurde durch Thomasius in den übrigen Gauen Deutschlands. S. starb 7. Aug. 1635 zu Trier infolge der Anstrengungen, mit denen er sich während der Belagerung dieser Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken unterzogen hatte. Erst nach seinem Tode erschien seine «Trutz-Nachtigall, oder geistlich-poetisch Lustwäldlein» (Köln 1649; neue Ausg. von Brentano, Berl. 1817), eine Sammlung geistlicher Lieder, aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer Sprache spricht, wie sie damals in Deutschland nicht zu finden war. Minder bedeutend ist sein in Prosa geschriebenes, aber mit schönen Liedern durchwebtes «Guldenes Tugentbuch u. s. w.» (Köln 1647 u. öfter; erneuert und sprachlich überarbeitet, 2 Bde., Kobl. 1829). S. wendete, unabhängig von Opitz, richtigere metrische Gesetze

an als alle seine Vorgänger, sonst aber bildet er gegen die meisten seiner Zeitgenossen dadurch einen Gegensatz, daß er nur sein unmittelbares Gefühl dichterisch, oft im echten Volkston ausspricht. Seine Familie, die 1739 in den Grafenstand erhoben wurde, ist reich begütert, namentlich im Bergischen, wo ihr Ahnensitz, Heltrop, von dem Grafen Franz Joseph Anton von S. (gest. 20. Mai 1839) mit Aufwand und Geschmack erneuert wurde.

Speichel (saliva) ist das Secret der Speicheldrüsen (glandulae salivares), deren der Mensch drei Paare besitzt, die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis) hinter dem Kieferwinkel am Ohre, die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) in der Mitte des Unterkiefers und die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) unter der Zunge. Die Speicheldrüsen besitzen, wie die Milchdrüse, einen traubenförmigen Bau, bestehen aus einer großen Anzahl kleiner Läppchen, deren Ausführungsgänge schließlich zu einem großen, in die Mundhöhle führenden zusammenstoßen. Sie sind reichlich mit Blutgefäßen und Nerven versehen, und ihre Thätigkeit ist abhängig von dem Einfluß der Nerven. In ruhendem Zustande sondern sie nicht ab, dagegen thun sie dies, wenn sie, unter natürlichen Verhältnissen, von der Mundhöhle aus (durch Reflex auf dem Wege der Geschmacksnerven) gereizt, zur Thätigkeit angeregt werden (so beim Kauen, beim Schmecken); auch die bloße Vorstellung eines schmeckenden Körpers bewirkt Speichelabsonderung. Die Absonderung tritt ferner ein bei Ekel und Uebelkeit und kann im physiol. Versuch durch Reizung der Drüsennerven hervorgebracht werden. Dem Secrete der Speicheldrüsen mischt sich in der Mundhöhle der Mundschleim bei, und dieses Gemeng kommt bei der Verdauung zur Wirkung. Dieser gemischte S. besitzt bei allen Thieren die Eigenschaft, das in Wasser völlig unlösliche Stärkemehl in den löslichen Zucker umzuwandeln und so für die Auffaugung in das Blut fähig zu machen, was in sehr kurzer Zeit geschieht, schon während der Bissen noch im Munde verweilt. Im Magen setzt sich diese Wirkung noch fort, wenn der Magensaft nicht zu viel freie Säure enthält. Außerdem macht der S. den Bissen schlüpfrig, durchtränkt ihn mit Flüssigkeit und bereitet ihn so für die Einwirkung des Magensaftes vor. Endlich schließt der zähe S. noch etwas Luft ein, die mit verschluckt wird, für die Verdauung aber bedeutungslos zu sein scheint. In der verdauenden Einwirkung auf das Stärkemehl sind die Secrete der einzelnen Drüsen bei verschiedenen Thieren verschieden; beim Menschen besitzen alle Speichelsorten diese Eigenschaft, beim Hunde z. B. nicht alle. Auf die Eiweißkörper und Fette wirkt der Mundspeichel nicht verdauend ein, während der Bauchspeichel, die von der Bauchspeicheldrüse (pankreas) abgesonderte Flüssigkeit, auf alle drei Nahrungsbestandtheile verdauend einwirkt. Eine übermäßige Absonderung von S. nennt man Speichelfluß (salivatio, ptyalismus). Diese Krankheit beruht meist auf verhindertem Hinabschlucken des S., seltener auf vermehrter Absonderung desselben und ist oft ein Zeichen von Mundentzündung (besonders der durch Quecksilbermittel bedingten). Ferner erscheint der Speichelfluß während der Schwangerschaft, bei nervösen Unterleibsleiden (Hypochondrie, Hysterie), Skorbut, Lähmungen der Kauwerkzeuge, Wasserscheu. Verminderung der Speichelabsonderung erzeugt Durst und stellt sich z. B. ein, wenn der Körper auf andern Wegen viel Flüssigkeit verliert. Unter Speichelfistel versteht man einen widernatürlichen Kanal, der den S. aus einer Speicheldrüse oder aus dem Ausführungsgange derselben an einem unrichtigen Orte ausleert.

Speier, auch Speyer (lat. Spira), Hauptstadt der bair. Rheinpfalz, früher eine freie Reichsstadt im Gebiete des gleichnamigen Bisthums, liegt unweit des linken Rheinufers am Speyerbach und zählt 13699 E. (1864), darunter etwa zwei Fünftel Katholiken. Die breiten Haupt- und engen Nebenstraßen der Stadt laufen in unregelmäßiger Richtung, die Häuser selbst haben mit wenigen Ausnahmen nichts Alterthümliches. Das merkwürdigste Gebäude ist der Dom, dessen von Konrad II., dem Salier, 1027 beschlossener Bau 12. Juli 1030 mit der Grundsteinlegung begann und 1061 unter Heinrich IV. vollendet wurde. Dieser Kaiser baute 1064 auch noch die Afrakapelle, in welcher er, als in ungeweihter Erde, nach seinem Tode fünf Jahre hindurch unbeerdigt stehen blieb, bis die Lösung seines Bannes erfolgte. Der Dom hat 223 Schritte in der Länge und 80 in der Breite und ist im Rundbogenstil aufgeführt. Vom Schiffe gelangt man 12 Stufen hinauf zum Königschor, unter welchem die Kaiser Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. nebst seiner Gemahlin Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, ferner Beatrix, die zweite Gemahlin Friedrich's I., nebst ihrer Tochter Agnes begraben liegen. Von da führen abermals einige Stufen in den Bischofschor, der die Vierung, die beiden Querschiffe und den runden Chorschluß umfaßt, wo sich über der Vierung die hohe, mächtige Kuppel wölbt. Nach den theilweisen Bränden von 1159 und 1289 folgte 6. Mai 1540 ein bedeutenderer Brand, doch war bereits

nach 18 Monaten der Dom wieder völlig hergestellt. Noch vorher (1509) war vor der südl. Flanke ein goth. zierlicher Spitzthurm (der Oelberg) mit einer Darstellung des Leidens Christi am Oelberge errichtet worden. Bei der Zerstörung von S. 31. Mai 1689 hatte Montelar den Bürgern erlaubt, ihre Habe in den Dom zu flüchten. Als dies geschehen war, ließ er denselben anzünden. Der 28stündige Brand ließ nur den Stumpf und zwei Thürme übrig, deren Sprengung nur ein Befehl des Marschalls Duras verhütete. Der Dom wurde erst 1772—84 wieder aufgebaut, aber bereits 1794 von den Franzosen wieder demolirt und in ein Heumagazin verwandelt. Durch Maximilian Joseph I. hergestellt, konnte er 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. König Ludwig ließ ihn endlich 1846—53 durch die Maler Schraudolph, Koch und Schwarzmann mit Fresken und Ornamenten ausschmücken. Darunter zeichnen sich besonders die Steinigung des Stephanus, die vier Großen Propheten und die vier Evangelisten aus. Dem Andenken Rudolf's von Habsburg und Adolf's von Nassau wurden in neuerer Zeit zwei Denkmäler im Königschor gewidmet, ersteres von Schwanthaler (1843), letzteres von Ohmacht (1824) gearbeitet. Für den Wiederaufbau der zwei vordern Thürme sowie eines zum Ganzen passenden Portals hat sich ein Verein gebildet. Nordöstlich des Doms befindet sich die Antikenhalle, mit einer Sammlung röm., in der Rheinpfalz aufgefundener Denkmäler. Außer dem Dome gibt es zu S. zwei kath. und zwei prot. Kirchen, eine Synagoge, ein Bürgerspital und ein Waisenhaus. Das ehemalige Jesuitencollegium dient als Kaserne. Die Stadt ist gegenwärtig der Sitz der Kreisregierung, eines kath. Bischofs und eines prot. Consistoriums. Es bestehen auch daselbst ein Lyceum, ein kath. Gymnasium und Priesterseminar, eine prot. Lateinische Schule, eine Gewerbs- und Handelsschule, ein Realgymnasium. Auch befindet sich zu S. eine kleine Sternwarte. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist von keiner besondern Bedeutung. Es bestehen Fabriken für Tabak, Wachs, Buntpapier, Essig u. s. w. Eine nicht unwichtige Erwerbsquelle für die Bewohner bildet noch der Feld-, Wein- und Obstbau. Handel und Verkehr werden unter anderm gefördert durch einen Freihafen am Rhein, zwei achttägige Messen und die Zweigbahn nach Schifferstadt, durch welche S. mit der Pfälzischen Ludwigsbahn in unmittelbare Verbindung gesetzt ist. S. ist das alte Augusta Nemetum der Römer. *Eine christl.* Gemeinde scheint sich daselbst schon zwischen 150—200 gebildet zu haben; *ziemlich gewiß* ist die Entstehung eines Bisthums um 300. Die deutschen Kaiser hatten hier eine Pfalz, hielten sich häufig daselbst auf und machten S. zur Freien Reichsstadt. Stadt und Stift waren sehr reich, und 64 Ahnen gehörten dazu, um Mitglied des Stifts werden zu können. Von 1513 an, einige Unterbrechungen abgerechnet, war S. bis 1689 Sitz des Reichskammergerichts, das hierauf nach Wetzlar verlegt wurde. Auch wurden daselbst mehrere Reichstage gehalten, unter denen der von 1529 der wichtigste war. Bei der Verwüstung der Rheinpfalz durch die Franzosen wurde S. 31. Mai 1689 vom General Montelar in einen Aschenhaufen verwandelt und die Festungswerke bis auf einen Thurm (das Altpörtel) völlig zerstört. Erst nachdem die Stadt 10 J. wüste gelegen, wurde sie ärmlich wieder aufgebaut. Seitdem hat sie sich zu ihrem vorigen Wohlstand nicht wieder zu erheben vermocht. Von 1801—14 gehörte S. zum franz. Depart. Donnersberg. Vgl. Geißler, «Der Kaiserdom zu S.» (2 Bde., Mainz 1828); Zeuß, «Die Freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843); Remling, «Der speierer Dom» (Mainz 1861). — Das ehemalige Bisthum S., eins der ältesten in Deutschland, war reichsunmittelbar, lag im Oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elsaß und der Grafschaft Leiningen, zählte auf 28 Q.-M. gegen 55000 meist kath. E. und gewährte dem Fürstbischof ein Einkommen von 300000 Fl. Durch den Revolutionskrieg und den Frieden zu Luneville kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (12½ Q.-M.) an Frankreich; das übrige nebst der ehemaligen bischöfl. Haupt- und Residenzstadt Bruchsal (s. d.) wurde 1802 an Baden gegeben. Vgl. Remling, «Geschichte der Bischöfe zu S.» (2 Bde., Mainz 1852—54); dazu «Urkundenbuch» (2 Bde., Mainz 1852—54).

Speiseröhre (oesophagus) heißt derjenige Theil des Nahrungskanals, welcher zwischen dem Schlunde und dem Magen sich befindet und, als eine häutige Röhre von jenem im Halse hinter dem untern Theile des Kehlkopfs beginnend, anfangs hinter der Luftröhre und links von derselben, dann vor der Wirbelsäule rechts von der großen Brustschlagader und endlich vor dieser bis zum Zwerchfell herabsteigt, das sie, getrennt von der Schlagader, durchsetzt; sie mündet mit trichterförmig erweiterter Oeffnung in den Magen (oberer Magenmund, cardia). Die Länge der Speiseröhre beträgt 8—9, ihr Durchmesser ungefähr ½ Zoll. Wenn sie leer ist, legen sich ihre Wände aneinander. Diese bestehen aus einer Muskelhaut, welche außen von einer Zellhaut, innen von einer Schleimhaut überzogen ist, und besitzen einen bedeutenden Grad von

Dehnbarkeit. Die Muskeln ihres obern Abschnitts sind willkürlich bewegliche, die des untern Abschnitts unwillkürlich bewegliche. Die Krankheiten der S. sind besonders Entzündungen mit den darauffolgenden Uebeln, als Geschwürbildung, Verengerung, krebsartige Entartung u. s. w. Dieselben gehören zu den gefährlichen Krankheiten, da sie der Lage des Organs wegen der ärztlichen Behandlung schwer erreichbar sind, im Anfang leicht verkannt (z. B. für leichte Schlingbeschwerden gehalten) werden und bei höherer Ausbildung einen sichern, meist langsamen Hungertod herbeiführen. Verletzungen der S., z. B. durch steckengebliebene Knochen, Fischgräten u. dgl. sind wegen der Nachbarschaft der Brustschlagader gefährlich. Die Empfindung, als ob etwas im Halse stecken geblieben, ist oft vorhanden, wenn die S. oberflächlich leicht verletzt worden ist, z. B. durch einen harten Bissen.

Speke (John Hanning), ausgezeichneter engl. Reisender, geb. 4. Mai 1827 in Orleigh-Court bei Bideford in der engl. Grafschaft Devon, zeigte in seiner Jugend viel Hang zur Jagd und körperlichen Uebungen und trat 1844 als Subalternoffizier in die indische Armee. 1849 wohnte er als Kapitän eines Seapoysregiments dem Feldzuge unter Gough im Pendschab bei und zeichnete sich mehrfach rühmlich aus. Nach dem Kriege bereiste er als eifriger Naturforscher und Jäger die weniger zugänglichen Gebiete des Himalaja, wobei er nach sorgfältigen astron. Ortsbestimmungen seine Reiserouten kartographisch entwarf und naturhistor. Sammlungen anlegte. 1854 traf er in Aden mit dem Afrikareisenden R. F. Burton (s. d.) zusammen, dem er sich zu einer Expedition nach dem Somalilande anschloß. Während der Vorbereitungen dazu sahen sie sich von Eingeborenen bei Nacht in ihrem Lager überfallen. S. erhielt hierbei viele Wunden, wurde gefesselt, wußte sich aber doch mit Burton nach Aden zu retten. Nach seiner Genesung ging er nach Konstantinopel, wo er sich als Freiwilliger den türk. Truppen zugesellte, die nach der Krim abgingen. Der bald erfolgende Friedensschluß hinderte indessen seine Absicht, die Fauna des Kaukasus zu erforschen. Auch ließ er seinen Plan, in Centralasien einzudringen, fallen, indem ihn Burton für die Idee gewann, von Zanzibar aus die großen äquatorialen Binnenseen Afrikas aufzusuchen. Während dieser Reise machte er, als Burton krank daniederlag, allein einen Ausflug an das Südende des Nyanza-Ukerewe im Juli 1858. Hier erfuhr er, daß ein großer Strom aus dem Norden des Sees abfließe. S. vermuthete richtig den Nil und unternahm in Begleitung des Kapitän Grant 1860 die zweite Reise zu den Seen. Er umwanderte das Westufer des genannten Sees und fand den Ausfluß des weiter unterhalb so genannten Weißen Nil. Ueber Chartum erreichte er 1863 flußabwärts das Mittelmeer und hatte somit vom Indischen Ocean bis zum Mittelmeer den Continent durchwandert. Außer ihm hatten in ähnlicher Weise von Meer zu Meer nur Livingstone und Rohlfs den afrik. Erdtheil durchschnitten. Die wichtigen Resultate seiner Reise veröffentlichte er in dem «Journal of the discovery of the source of the Nile» (2 Bde., Lond. 1863; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864). S. fand plötzlich seinen Tod 15. Sept. 1864 auf der Jagd in der Nähe von Bath in England durch die zufällige Entladung seines Gewehrs.

Spelz, s. Dinkel.

Spencer (Georg John, Graf), bekannt als Bibliophile, geb. 1. Sept. 1758 als Sohn des Lords S. (der 1761 zum Viscount Althorp und 1765 zum Grafen S. erhoben wurde), erhielt seine Bildung zu Cambridge und wurde nach der Rückkehr von einer Reise durch Europa in das Parlament gewählt. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er 1783 in das Oberhaus. Aus einer Whigfamilie stammend, gehörte er zur Opposition, bis er bei dem Ausbruche der Französischen Revolution auf die Seite der Minister trat. Er wurde 1794 erster Lord der Admiralität und zog sich 1801 mit Pitt zurück. Doch war er unter Fox' und Grenville's Ministerium wieder auf kurze Zeit Staatssecretär für das Innere. Seitdem lebte er zurückgezogen von Staatsgeschäften und starb 10. Nov. 1834. Er war der Stifter der größten und glänzendsten Privatbibliothek, die in Europa zu finden. Den Grund zu derselben legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlung des Grafen von Rewiczki, die er in der Folge mit bedeutendem Aufwande vermehrte, indem er zu diesem Zwecke ganz Europa bereisen ließ. Der größte Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in der Grafschaft Northampton, dem Stammsitze der Familie, aufgestellt und beläuft sich auf 45000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Ihren Reichthum an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Classiker zeigt Dibdin's, seines Bibliothekars, «Bibliotheca Spenceriana» (4 Bde., Lond. 1814). Dieses Werk enthält die genaue und mit einer Menge von Kupferstichen, Holzschnitten und Facsimiles erläuterte Beschreibung von 1004 Incunabeln und vielen andern bisher noch unbekannten Drucken. Auf den anderweitigen Gehalt der Bibliothek ist aus dem Kataloge der Rewiczki'schen Sammlung

(Berl. 1794) zu ſchließen. Auch gründete S. eine reiche Gemäldeſammlung, welche Dibdin im erſten Bande ſeines Werks «Aedes Althorpianae» (2 Bde., Lond. 1822) beſchrieb. Der zweite Band dieſes Werks gibt als Nachtrag zu der «Bibliotheca Spenceriana» eine genaue Beſchreibung der koſtbarſten alten Druckwerke, welche S. in den J. 1815—22 noch erworben hatte.

Spencer (John Charles, Graf), der älteſte Sohn des vorigen, als ausgezeichneter brit. Staatsmann unter dem Namen Lord Althorp bekannt, wurde 30. Mai 1782 geboren und machte ſeine Studien zu Cambridge. 1803 nahm er Sitz im Unterhauſe und war unter Fox' und Grenville's Verwaltung einer der Lords des Schatzes, während ſein Vater das Staatsſecretariat des Innern bekleidete. Als Whig vertheidigte er alle die großen Reformvorſchläge, welche im Laufe der Zeit aus dieſer Partei hervorgingen. Als die Whigs 1830 unter Grey ans Staatsruder gelangten, erhielt er das Kanzleramt der Schatzkammer. Wiewol kein großer Redner, gewann er doch das Vertrauen des Unterhauſes durch eine auf umfaſſende Kenntniſſe geſtützte Entwickelung ſeiner Anſichten. Namentlich galt er in Sachen der Finanzen und der Staatsökonomie als Autorität. Während ſeiner vierjährigen Verwaltung verminderte er durch Ordnung und Einſchränkung im Staatshaushalte die Steuern und Ausgaben bedeutend. 1833 legte er dem Unterhauſe die iriſche Kirchenreformbill vor, die der ſog. Appropriationsclauſel wegen ſelbſt im Cabinet Spaltung verurſachte. Nachdem ſein Vater geſtorben, mußte er das Schatzkanzleramt niederlegen, weil er ins Oberhaus trat und die Miniſter eines neuen Wortführers im Unterhauſe bedurften. Der König entließ hierbei das Whigcabinet und übertrug den Tories die Bildung der neuen Verwaltung. Seitdem betheiligte ſich S. wenig mehr an der Politik, nahm auch nur ſelten im Oberhauſe das Wort. Obſchon früher für den Kornſchutzzoll, erklärte er ſich doch 1843 offen für Handelsfreiheit, was von der Anti-Cornlaw-League als ein großer Gewinn begrüßt wurde. Doch erlebte S. nicht den Sieg des neuen Princips, da er ſchon 1. Oct. 1845 auf ſeinem Landſitze Wiſeton-Hall in Yorkſhire ſtarb. — Titel und Güter erbte ſein Bruder Frederick, vierter Graf S., geb. 14. April 1798 und ſeit 1822 Capitän in der königl. Marine. Derſelbe war unter dem Miniſterium Ruſſell vom Juli 1846 bis zum Sept. 1848 Lord-Oberkammerherr und erhielt den Hoſenbandorden. 1852 ſtieg er durch Anciennetät zum Contreadmiral und übernahm Anfang 1854 an Stelle des Herzogs von Norfolk das Amt eines Lord-Steward. Er ſtarb 27. Dec. 1857. Ihm folgte als fünfter Graf John Poyntz S., geb. 27. Oct. 1835. — Ein jüngerer Bruder des Admirals, Georg S., geb. 21. Sept. 1799, früher Geiſtlicher der Anglikaniſchen Kirche, trat zum Katholicismus über und machte ſich ſeitdem als Pater Ignatius durch Miſſionspredigten in England und Irland bekannt. Später lebte er als Superior eines Hauſes der Paſſioniſten in Highgate bei London. — Ein entfernter Verwandter der obigen, William Robert S., Sohn des Lord Charles S., geb. 1770, trat 1796 als Dichter mit einer Ueberſetzung von Bürger's «Lenore» auf, der das Luſtſpiel «Urania or the illuminé» (1802), «The year of sorrow» (1804) und «Poems» (1811) folgten. Eins ſeiner beſten Gedichte iſt die Ballade «Gelert». Er ſtarb zu Paris 23. Oct. 1834. Geſammelt erſchienen ſeine Werke 1835.

Spener (Phil. Jak.), der Reformator des religiöſen Lebens der prot. Kirche im 17. Jahrh., geb. 25. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelſaß, wo ſein Vater Rath des Grafen von Rappoltſtein war, neigte ſich bald zu den frommen Geſinnungen, welche die Gräfin, ſeine Gönnerin, bei ihm erweckte. Nach kurzem Verweilen im Gymnaſium zu Kolmar begann er 1651 ſeine theol. Studien zu Strasburg, wurde hier 1654 Führer der Prinzen Chriſtian und Ernſt Johann Karl von der Pfalz und hielt zugleich philoſ. und hiſtor. Vorleſungen. Von 1659—62 beſuchte er die Univerſitäten zu Baſel, Tübingen, Freiburg, Genf und Lyon. Hier erregte der Jeſuit Meneſtrier auch S.'s Intereſſe für die Heraldik. Die Früchte dieſer Lieblingsbeſchäftigung waren das «Theatrum nobilitatis Europaeae» (1668), «Commentarius historicus in insignia domus Saxoniae» (1668), «Historia insignium illustrium» (1680) und «Insignium theoria» (1690). In der Schweiz und Frankreich kam S. mit namhaften reformirten Theologen in Beziehung und lernte die Vorzüge der bisher von den Lutheranern arg verunglimpften reform. Kirche aus eigener Anſchauung ſchätzen, ohne übrigens dem luth. Bekenntniſſe untreu zu werden. Nach ſeiner Rückkehr nach Strasburg ſetzte er die akademiſchen Vorleſungen fort, wurde 1663 Freiprediger und 1664 Doctor der Theologie, übernahm aber bereits 1666 das Amt eines Seniors der Geiſtlichkeit zu Frankfurt a. M. Seit jener Zeit begann ſeine energiſche Wirkſamkeit für Neubelebung des chriſtl. Sinns in der Kirche. Gegenüber einer todten Orthodoxie, die alles Gewicht auf die Correctheit der Lehre legte, betonte er die Nothwendigkeit perſönlicher Bekehrung und Wiedergeburt, gegenüber der lediglich auf dogmatiſche Polemik

abzweckenden theol. Bildung seiner Zeit das für jeden Christen unentbehrliche Studium der Heiligen Schrift, und gegenüber dem einseitigen Lehrkirchenthum das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen. So wenig er die kirchliche Lehre angreifen wollte, brachte ihn doch eine gewisse Weitherzigkeit in der Beurtheilung dogmatischer Differenzen und die Geltendmachung des Rechts der religiösen Subjectivität bald bei den Orthodoxen in den Geruch der Ketzerei. Den Anfang mit seinen kirchlichen Reformversuchen machte er mit der Einrichtung kirchlicher Katechisationen und Katechismusprüfungen für die Jugend, denen seit 1670, da auch zahlreiche Erwachsene sich einfanden, die sog. Collegia pietatis sich anschlossen, gemeinsame Erbauungsstunden für alle religiös angeregten Gemeindeglieder, in welchen sich an die praktische Auslegung eines Bibeladschnitts religiöse Besprechungen mit den Anwesenden schlossen. Diese Bibelstunden fanden bald außerordentlichen Zulauf und wurden an vielen Orten nachgeahmt, erregten aber bald durch die Einmischung schwärmerischer Ueberspanntheiten den Widerstreit der orthodoxen Pastoren. Eine Schrift, in welcher er seine Wünsche für eine Reform des kirchlichen Wesens zusammenfaßte, die «Pia Desideria» (1675; neu herausg. von Feldner, Dresd. 1846), wurde anfangs auch von den Häuptern der Orthodoxie mit Beifall begrüßt; aber bald sah sich S., bei aller Mäßigung seines persönlichen Auftretens, von allen Seiten aufs heftigste angegriffen. Für die Theilnahme an jenen Collegia pietatis kam der Spottname «Pietisten» (s. Pietismus) auf, als deren Führer man S. betrachtete. Man machte ihn ungerechter Weise für alle Phantastereien seiner vermeintlichen Anhänger verantwortlich. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden, gerieth S. infolge des in Leipzig durch A. H. Francke (s. d.) veranlaßten Pietistenstreits in Mißhelligkeiten mit der dortigen theol. Facultät und sah bald sein Ansehen untergraben. Eine schriftliche Vorhaltung, die er sich gegen den Kurfürsten Johann Georg III. erlaubte, um ihn auf seinen sittlichen Zustand aufmerksam zu machen, zog ihm die Ungnade dieses Fürsten zu, die seine Feinde eifrig benutzten, um ihm den Aufenthalt in Dresden zu verleiden. Daher ging er 1691 als Propst und Inspector der Kirche zu St.-Nikolai und Assessor des Consistoriums nach Berlin, wo er allgemeine Verehrung genoß. Hier hatte er an der Stiftung der Universität zu Halle großen Antheil. Er erlebte noch 1698 die Genugthuung, daß der kursächs. Hof ihn zurückberief, welche Ehre er jedoch ablehnte. Obgleich ihm die theol. Facultät zu Wittenberg 1695 in einer förmlichen Klagschrift nicht weniger als 264 Irrthümer vorgeworfen hatte, stieg doch die Menge seiner Anhänger mit jedem Jahre. In seinen theol. Bedenken, Gutachten und Briefen über religiöse Angelegenheiten, die seit 1700 erschienen, spricht überall ein echter christl. Sinn, eine sanfte Duldung, eine feine, geübte Menschenkenntniß und der redlichste Eifer für das Gute. Er starb zu Berlin 5. Febr. 1705. Vgl. Hoßbach, «Philipp Jakob S. und seine Zeit» (2 Bde., Berl. 1828; 3. Aufl. von Schweder, 1861); Thilo, «S. als Katechet» (Stuttg. 1841).

Spengel (Leonhard), deutscher Philolog und Kritiker, geb. 24. Sept. 1803 zu München, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Gymnasium und Lyceum daselbst und widmete sich aus Neigung philol. Studien. 1823 ging er nach Leipzig, um G. Hermann's Unterricht zu genießen, und dann 1825 nach Berlin, wo er Böckh, Bekker und Buttmann hörte. Schon während seines Aufenthalts in Berlin begründete er seinen Ruf als kenntnißreicher und scharfsinniger Philolog durch die Lösung einer Preisaufgabe der Universität über die griech. Rhetorik vor Aristoteles (später gedruckt, Berl. 1828) sowie durch eine Textrecension von Varro's Büchern «De lingua latina» (Berl. 1826). Nach seiner Rückkehr nach München erhielt S. im Herbst 1826 eine Anstellung am alten Gymnasium. Zugleich habilitirte er sich an der soeben erst nach München verlegten Hochschule und wurde seinem frühern Lehrer Thiersch zur Leitung des philologischen Seminars beigegeben. Da er unter den Ministerien Wallerstein und Abel in Baiern eine Beförderung nicht erwarten konnte, übernahm er im Herbst 1841 eine Professur zu Heidelberg. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel erfolgte jedoch sofort 1847 seine Berufung an die Universität München, wo er seitdem ununterbrochen wirkte. Schon frühzeitig hatte S. vorzugsweise das Studium der alten Rhetoren und Redner zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht. Seine bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind die Bearbeitung der «Ars rhetorica» des Anaximenes (Zür. 1844) und die Gesammtausgabe der «Oratores graeci» (3 Bde., Lpz. 1853—56). Die Ergebnisse seiner Studien hat S. vorzugsweise in den «Denkschriften» und «Gelehrten Anzeigen» der münchner Akademie niedergelegt, der er seit 1835 als Mitglied angehört. Besondere Erwähnung verdienen die Abhandlungen «Ueber das Studium der Rhetorik bei den Alten» (Münch. 1842), «Ueber die Rhetorik des Aristoteles» (Münch. 1851), «Demosthenes' Vertheidigung des Ktesiphon» (Münch. 1863), «Isokrates und Platon» (Münch.

1855), «Ariſtoteliſche Studien» (Thl. 1—4, Münch. 1864—67); ferner die Ausgabe der «Quaestiones» des Dexippos über die «Kategorien» des Ariſtoteles (Münch. 1859) ſowie einer in den hereulanenſiſchen Rollen aufgefundenen Schrift des Philodemus (Münch. 1863), u. ſ. w. In einigen ſeiner akademiſchen Schriften hat er auch ſchätzbare Beiträge zur Kritik und Erklärung röm. Schriftſteller, wie des Varro, Tacitus, Florus, gegeben. Die Angriffe der Ultramontanen auf das Philologiſche Seminar in München wies S. in der Schrift «Das Philologiſche Seminarium in München» (Münch. 1854) mit Entſchiedenheit zurück.

Spenſer (Edmund), einer der Heroen der engl. Poeſie, geb. zu London 1553, trat 1569 ins Pembroke-College zu Cambridge. Nachdem er hier 1576 die Magiſterwürde erlangt, fand er in London an Sir Phil. Sidney (ſ. d.) einen einflußreichen Gönner. Dieſem widmete S. 1579 ſeinen «Shepherd's calendar», ein Hirtengedicht in zwölf Eklogen, das trotz Anwendung einer veralteten Sprache und ungehöriger Polemik die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Auf Sidney's Empfehlung erhielt er die Stelle eines Geheimſchreibers bei Lord Grey, dem Statthalter von Irland, mit welchem er zwei Jahre in Irland blieb. 1586 wurde ihm ein bedeutendes Beſitzthum in der Grafſchaft Cork verliehen, mit der Bedingung, daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Er zog nach dem in reizender Gegend gelegenen Kileolman-Caſtle bei Doneraile, wo er den größten Theil der «Fairy Queen» ſchrieb, den er 1589 bei einem Beſuche Sir Walter Raleigh mittheilte. Im folgenden Jahre gab er die drei erſten Bücher zu London heraus und widmete ſie der Königin, die ihm dafür einen Jahresgehalt von 50 Pfd. St. verlieh. S. kehrte nun nach Irland zurück und verheirathete ſich 1591. Er dichtete hierauf ſein «Epithalamium», die «Daphnoida» und die «Elegy of Astrophel», in welcher er ſeinem verſtorbenen Freunde Sidney ein Denkmal ſetzte. Auch arbeitete er fleißig an ſeiner «Fairy Queen», deren 4. bis 6. Buch 1596 erſchien. Von den übrigen ſechs Büchern erſchienen nur Bruchſtücke, und es iſt nicht gewiß, ob er ſie je vollendete. Bei dem Aufſtande der Iren 1598 richtete ſich die Volkswuth auch gegen S., der als Sheriff von Cork wenig Milde bewieſen, ja ſich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hatte zu Schulden kommen laſſen. Auch eine 1596 geſchriebene Schrift über Irland (Lond. 1633) legt Zeugniß von ſeinen Geſinnungen gegen Irland ab. Schloß Kileolman wurde überfallen und S. und ſeine Familie entkamen mit Mühe bis auf ein Kind, das in den Flammen umkam. Tief gebeugt ging er nun nach London, wo er ſchon 16. Jan. 1599 ſtarb. Er wurde in der Weſtminſterabtei begraben, wo ihm die Gräfin Dorſet ſpäter ein Denkmal ſetzen ließ. Sein Ruhm gründet ſich hauptſächlich auf die «Fairy Queen», ein auf zwölf Bücher, jedes zu zwölf Geſängen, angelegtes allegoriſches Heldengedicht, zum Preiſe von zwölf Tugenden. In der Allegorie liegt der hauptſächliche Fehler dieſes Gedichts. Hätte S. ſtatt allegoriſcher Helden menſchliche beſungen, ſo würde ſein herrliches Werk noch heute zahlreiche Leſer finden. Er beſaß eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft, große Kraft der Darſtellung, Reinheit des Sinns und dazu einen Wohlklang der Sprache und eine Vollendung im Versbau, die Bewunderung verdient. Das Versmaß, in dem er ſchrieb, war die ital. Stanze, vermehrt durch einen Alexandriner (Spenſerſtanze). Ausgaben beſorgten Hughes (6 Bde., Lond. 1715; 8 Bde., 1778), Todd (8 Bde., Lond. 1805 u. öfter), Aikin (5 Bde., Lond. 1843; in Einem Bande, 1845), Mitford (5 Bde., Lond. 1852), Routledge (Lond. 1853), Child (Boſt. 1855) und Collier (5 Bde., Lond. 1862). Vgl. Warton, «Observations on the Fairy Queen» (Lond. 1782); Duff, «Critical observations» (Lond. 1770); Craik, «S. and his poetry» (3 Bde., Lond. 1846).

Speranſky (Graf Michael), ruſſ. Staatsmann, geb. 1771 im Gouvernement Wladimir, der Sohn eines Geiſtlichen, vollendete ſeine Bildung in der geiſtlichen Akademie zu Petersburg, wo er beſonders den mathem. Wiſſenſchaften oblag, ſodaß er bereits 1797 als Profeſſor der Mathematik und Phyſik bei jener Akademie angeſtellt wurde. Kaiſer Alexander ernannte ihn 1801 zum Staatsſecretär beim Reichsrathe, in welcher Eigenſchaft er ein ſolches Talent entwickelte, daß er mit der Organiſation des Miniſteriums des Innern, der Geſetzcommiſſion und ſpäter auch des Reichsraths beauftragt wurde. Schon 1808 wurde er College des Juſtizminiſters und Staatsrath und 1809 Wirkl. Geheimrath. Doch während ſein Einfluß ſtieg, bereitete ſich auch ſchon ſein Sturz vor. Man klagte über Neuerungen, und ohne Stütze und Vermögen, mehr Sach- als Menſchenkenntniß beſitzend, ſtand er allein auf dem Kampfplatze. S. mußte endlich unterliegen und wurde 1812 nach Nißni-Nowgorod, dann nach Perm in die Verbannung geſchickt. 1814 erlaubte man ihm, ein kleines Landgut 25 M. von Petersburg zu beziehen, wo er ſeine Zeit der Erziehung ſeiner Tochter, dem Landbau und den Wiſſenſchaften widmete. Unerwartet in den Staatsdienſt zurückberufen, ward er 1816 zum Gouverneur der Provinz Penſa

und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Hier wirkte er für das Schicksal der Verbannten und Angesiedelten zwei Jahre hindurch sehr segensreich, bis er im März 1821 mit allen Beweisen der Huld vom Kaiser Alexander am Hofe wieder aufgenommen und zum Mitgliede des Reichsraths ernannt wurde. Auch beim Kaiser Nikolaus stand S. in hoher Gunst, und seiner Sorgfalt wurde die Sammlung des russ. Gesetzbuchs, welche der Kaiser anbefahl, anvertraut. Während dieser Arbeit schrieb er das sehr gediegene Werk, dessen franz. Uebersetzung den Titel führt: «Précis des notions historiques sur la réformation du corps des lois russes, etc.» Die Persönlichkeit S.'s war sehr anziehend. Er starb in Petersburg 23. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand erhoben worden war. — Seine Tochter, Elisabeth von Bagrejew-Speranſky, geb. zu Petersburg 17. Sept. 1799, eine Frau von Begabung und ausgezeichneter Bildung, folgte 1812 ihrem Vater in die Verbannung. Als derselbe 1819 als Generalgouverneur nach Sibirien ging, blieb sie in Petersburg und vermählte sich hier mit Herrn von Bagrejew. Sie lebte als Ehrendame der Kaiserin Elisabeth im Glanze des Hofs, und ihr Haus war der Sammelplatz von Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern. Nach dem Tode ihres Vater 1839 machte sie eine Reise durch Deutschland und zog sich dann auf ihr Gut in der Ukraine zurück. Einen harten Schlag erlitt sie, als 1844 ihr einziger Sohn, der als Offizier im Kaukasus diente, von einem betrunkenen Kameraden erstochen wurde. Sie unternahm nun eine Pilgerreise nach Jerusalem, während welcher auch ihr getreunt lebender Gatte starb. Nach ihrer Rückkehr aus dem Orient begann sie sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. 1850 sah sie sich veranlaßt, Rußland zu verlassen und nach Wien zu gehen, wo sie sich niederließ und 4. April 1859 starb. Von ihren Schriften sind besonders zu nennen: «Méditations chrétiennes» (Wien 1853), «Les pèlerins russes à Jérusalem» (2 Bde., Brüss. und Lpz. 1854; 2. Aufl. 1857) und die kleine interessante Schrift «Les dernières heures de l'empereur Nicolaus» (Lpz. 1855). Hieran schließen sich eine Reihe geistvoller Romane, wie «La fille du Starower» (Brüss. und Lpz. 1856); «La vieille et son corbeau» (Brüss. und Lpz. 1857); «Xenia ou les deux rêves» (Lpz. 1856); «Une famille toungouse» (Brüss. und Lpz. 1857); «Vie de château en Ukraine» (Lpz. 1857); «Irène, ou les influences de l'éducation» (Brüss. und Lpz. 1858). Nach ihrem Tode erschien von Duret «Un portrait russe» (Lpz. 1867), welches Werk ihr bewegtes Leben schildert, Auszüge aus ihren ungedruckten Schriften enthält und unter dem Titel «Le livre d'une femme» ihre Aphorismen philos. und religiösen Inhalts mittheilt, die von ihrem edeln und reichen Geiste Zeugniß geben.

Sperber (Accipiter), eine Gattung der Tagraubvögel, bei welcher der Schnabel kurz und mit einem stumpfen Zahne in der Mitte des Oberkieferrandes versehen ist und die Nasenlöcher länglich-oval, die Läufe hoch, dünn, glatt geschildet und die Zehen sehr ungleich sind. Dem Habicht (s. d.) steht diese Gattung außerordentlich nahe und der Unterschied liegt hauptsächlich nur in den längern und dünnern Läufen. Der gemeine S. oder Finkenhabicht (A. nisus) ist ein kleiner, 12—13 Zoll langer, aber sehr muthiger und gieriger Raubvogel, welcher sich fast in allen Weltgegenden findet, in Deutschland überall als Stand-, Strich- und Zugvogel vorkommt und allen kleinern Vögeln, besonders aber den Sperlingen nachstellt. Das Männchen ist oberseits blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten roseuroth, an Brust und Bauch auf rein weißem Grunde schmal und wellenförmig gebändert, der aschgraue Schwanz mit fünf braunen Querbinden gezeichnet; Füße und Wachshaut sind gelb. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und die Jungen haben ein so fremdartiges Ansehen, daß sie öfters für eine besondere Art gehalten worden sind. Das Nest befindet sich auf Waldbäumen und das Weibchen legt 3—6 weißlichgrüne, rostbraun gefleckte Eier. Sonst wurde der S. auch zur Beize auf Wachteln und Rebhühner abgerichtet, hatte jedoch niemals einen hohen Preis, da er leichter zu fangen ist als irgend ein anderer Falke. Durch lebende kleine Vögel wird er wegen seiner Gier sehr leicht in Fallen gelockt.

Sperenberg, ein Dorf im Teltower Kreise des Regierungsbezirks Potsdam in der preuß. Provinz Brandenburg, 5½ M. südlich von Berlin und 1¼ M. südsüdwestlich von Zossen, am Krummen See, hat sehr bedeutende Gipssteinbrüche sowie auch Gipsmühlen. Der Gips wird nach dem nahe nordöstlich gelegenen Dorf Klausdorf am Mellensee gebracht, dann mit Kähnen auf dem See und der (1856—65 regulirten) Notte nach der Wendischen Spree u. s. w. bis nach Berlin gefördert. Im Oct. 1867 wurde bei S. auch ein sehr bedeutendes Steinsalzlager erbohrt. Das Bohrloch hatte bis 1. Febr. 1868 eine Tiefe von 564½ F. erreicht und bis dahin das Steinsalz in einer ununterbrochenen Mächtigkeit von 281½ F. nachgewiesen.

Spergel oder Spörk (Spergula L.) iſt der Name einer zur 10. Klaſſe, 5. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Caryophylleen gehörenden Pflanzengattung, welche fünf Kelchblätter, fünf weiße Blumenblätter, fünf oder zehn Staubgefäße, fünf Griffel und eine fünfklappige Kapſel mit runden, ringsum geflügelten Samen beſitzt. Die hierhergehörigen Pflanzen ſind einjährige, zweigabelig- oder wirtelig-äſtige Kräuter, die Blätter linealiſch-fädlich, büſchelig-wirtelig, mit trockenhäutigen Nebenblättern verſehen, und die Blüten ſtehen in endſtändigen, ausgeſpreizten Doldentrauben. Ueberall auf den Feldern wächſt der gemeine S. (S. vulgaris), deſſen ſchwarze Samen mit anfangs weißlichen, ſpäter gelbbraunen, keuligen Papillen beſetzt ſind, und der gebaute S. (S. sativa Boeningh.), deſſen Samen keine Papillen haben. Sie ſind als Futterpflanzen ſehr geſchätzt, da ſie ein raſches Wachsthum haben und namentlich auf ſandigen Feldern gedeihen, wo Klee nicht gebaut werden kann. Deshalb werden ſie beſonders in Holland und Brabant häufig angebaut, wie es auch in den ſandigen Gegenden Deutſchlands geſchieht; beſonders empfiehlt ſich eine Varietät des gemeinen S., der ſog. große S. oder Ackerſpergel von Gent, welcher weit größer iſt und dreimal ſo große Samen bringt. Auch zur Gründüngung hat man dieſe Pflanzen ihres ſchnellen Wachsthums wegen empfohlen. Die Samen können als Vogelfutter benutzt werden.

Sperling oder Spatz (Passer) heißt eine Gruppe der Gattung Finke (ſ. d.) und iſt durch einen ſtarken, dicken, kegelförmigen Schnabel, einen auf der abgerundeten Firſte ſchwach gebogenen Oberſchnabel, kurze Füße mit ſchwachen Nägeln, abgerundete kurze Flügel und einen kurzen, abgeſtutzten oder wenig ausgeſchnittenen Schwanz unterſchieden. Zu ihr gehört der allgemein bekannte Hausſperling (Fringilla domestica), welcher durch Liſt, Keckheit, Zudringlichkeit und Dieberei läſtig und daher nicht gern geſehen iſt. Jetzt iſt er von Portugal bis Sibirien, am Senegal, am Cap und auf Java zu Hauſe, obſchon er früher auf Mitteleuropa beſchränkt und zur Zeit der Römer vielleicht noch nicht in Deutſchland heimiſch war. Wenn er auch den Getreidefeldern, Erbſenfeldern, Kirſchen und Weinbeeren manchen Schaden zufügt, ſo nützt er doch mehr noch durch äußerſt große Vertilgung der ſchädlichen Inſekten. Nach Bradley's Berechnung vertilgt ein Sperlingspaar, welches ſeine Jungen atzt, wöchentlich über 3300 Raupen. Das Ausrotten der S. hat ſich immer durch außerordentliches Ueberhandnehmen ſchädlicher Inſekten ſelbſt beſtraft. Das Fleiſch des Hausſperlings iſt hart und ſchmacklos und wird daher ſelten gegeſſen. Der Feldſperling (F. montana) unterſcheidet ſich durch einen ſchwarzen Mondfleck auf den Wangen, rothgrauen Nacken und Scheitel und durch zwei weiße Querbänder auf den Flügeln. Die dritte, nur vereinzelt nach Deutſchland kommende und im ſüdl. Europa einheimiſche Art iſt der Steinſperling oder Graufink (F. petronia), welcher oberſeits graubraun iſt und über den Augen einen gelblichweißen Streifen und einen gelblichen Gurgelfleck hat. Der in Nordamerika einheimiſche Singſperling (F. melodia) iſt dort beliebt wegen ſeines angenehmen Geſangs, den er unermüdlich vom April bis Ende Oct. ertönen läßt.

Spermaceti, ſ. Walrath.

Speſſart oder Speßhart (ſchon im Nibelungenliede als Spehteshart, d. h. Spechtswald vorkommend), ein Waldgebirge im Weſten Deutſchlands, liegt dem nordöſtl. Theile des Odenwaldes (ſ. d.) gegenüber, innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der Fränkiſchen Saale und der Sinn bei Gmünd in ſeinem Laufe über Wertheim, Miltenberg, Aſchaffenburg bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, reicht im Norden zwiſchen der Kinzig, die ihn vom Vogelsgebirge ſcheidet, und der Sinn, die als Grenze gegen das Rhöngebirge (ſ. d.) angeſehen werden kann, bis gegen Salmünſter, Schlüchtern und Brückenau und gehört, von etwa 80000 Menſchen bewohnt, dem bair. Kreiſe Unterfranken und Aſchaffenburg ſowie der Grafſchaft Hanau an. Es iſt ein ſchroff anſteigendes Maſſengebirge mit abgerundeten, wenig über die Geſammthöhe emporragenden Kuppen. Der Hauptrücken beginnt im Süden, gegenüber Miltenberg, mit dem ziemlich ſteilen Engelsberge, der ein Kapuzinerkloſter mit herrlicher Ausſicht trägt, und zieht in nördl. Richtung zur Quelle der Aſchaff bis in die Gegend von Schlüchtern, iſt 10 M. lang und erreicht die Höhe von 14—1800 F. Der ſüdl. Theil dieſes Rückens heißt die Eſelshöhe und trägt den höchſten Gipfel des ganzen Gebirgs, den 1900 F. hohen Geiersberg, nördlich vom Rohrbrunner Paß, durch den die Straße von Aſchaffenburg ſüdoſtwärts nach Würzburg führt, während weiter nördlich die bair. Eiſenbahn von Aſchaffenburg oſtwärts nach Gmünd das Gebirge überſchreitet. Der S. gleicht zwar in ſeinen Beſtandtheilen dem Odenwalde, indem die Hauptmaſſe des Gebirgs aus Granit, Gneis und Glimmerſchiefer mit aufgelagertem rothen und gefleckten Sandſtein beſteht; er iſt aber nur in den Thälern bewohnt und auf den untern Gehängen beackert, während die Höhen mit finſtern

Waldungen bedeckt sind, meistens von Eichen und Buchen, mit wenigen Birken und Nadelhölzern. Das ganze Waldareal beträgt 20⅔ Q.-M. Es finden sich hier die schönsten Eichen Deutschlands. Im Ganzen ist der östl. Theil höher, steiler, rauher und mit dichtern Forsten bedeckt als der westliche sanftere. Die Flußthäler sind steil, eng und tief eingeschnitten. Man unterscheidet den Vorspessart oder den äußern Saum längs des Main, namentlich im Westen, den Hochspessart oder das innere Waldgebirge, welches aus dicht aneinanderschließenden Bergen besteht, ohne breite Bergebenen, sodaß es von den höchsten Punkten wie eine ununterbrochene, wellenförmige Waldfläche erscheint, und den Hinterspessart, der sich plateauartig gegen die Kinzig und Kahl absenkt und den Orber Reisig, eine Masse rauher, mit Eichenreisig bedeckter Berge, bis zur Stadt Orb umfaßt. Der Hochspessart erzeugt bei der Rauheit seines Klimas neben schönen Hölzern nur Sommerfrüchte; im Vorspessart aber gedeiht neben den besten Getreide- und Gemüsearten besonders auch guter Wein. Viel Holz wird von den Gebirgsbewohnern selbst namentlich zu Faßdauben verarbeitet, meistens aber zum Schiffbau nach Holland verflößt. Außerdem wird Bergbau auf Kobalt, Kupfer und Eisen getrieben, namentlich bei dem Flecken Bieber. Glashütten gibt es zu Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal. Die höchsten Punkte des S. sind außer dem Geiersberge die Hockenhöhe bei Schollbrunn, 1800 F. hoch; der Sandthurm; der Gebrannte Berg und die Geishöhe, sämmtlich über 1600 F. hoch. Die vielen Bäche, welche den S. durchströmen, und von denen die Sinn, Lohr, Hasenlohr, Elsava, Aschaff, Bieber und Kahl die bedeutendern, werden zur Kurzholzflößung, der das Gebirge begrenzende Main zur Ausfuhr des Bauholzes benutzt. Der S. wird von einer armen Bevölkerung bewohnt, unter der die Noth selten aufhört. In früherer Zeit war er als Sitz des deutschen Räuberwesens berüchtigt. Vgl. Behlen, «Der S. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend» (3 Bde., Lpz. 1823—27).

Spezia (La), freundliche Stadt, Handels- und Kriegshafen der ital. Provinz Genua und Hauptort des Districts Levante (11,63 Q.-M. mit 78162 E.), liegt an der von hier über Massa nach Pisa führenden 10,26 M. langen Eisenbahn, im Hintergrunde des herrlichen, von dreifachem Gebirgskranze umschlossenen Golf von S. (Golfo della S.), welcher den größten, bequemsten und sichersten Naturhafen Italiens bildet, oder vielmehr eine ganze Menge von Häfen, von denen die fünf an der Westküste gelegenen (Panigaglia, delle Grazie, Varignano, dei Cossi, dell' Oliva oder Porto-Venere) eine Fläche bilden, welche die des Hafens von Genua 143mal übertrifft. Die Stadt wird durch zwei auf Felsenspitzen gelegene Forts gedeckt, zählt 4877 E. (als Gemeinde 11556), hat besuchte Seebäder, schöne Spaziergänge längs des Meeres und ist von Olivenhainen umgeben, welche das vorzüglichste Oel geben, während der westlich gelegene Ort Vernazza den berühmten Wein der Cinque-Terre liefert. Der Schiffahrts- und Handelsverkehr ist ziemlich lebhaft. 1865 liefen aus und ein 1519 Seeschiffe, 8487 Küstenfahrer, 256 Dampfer mit bezüglich 87006, 339197 und 89190 Tonnen Gehalt. Schon Napoleon I. beabsichtigte diese Hafenstadt zu einem Antwerpen des Mittelmeeres zu machen. 1861 wurde von den Kammern in Turin die Anlegung eines Marinearsenals zu S. genehmigt. In dem Fort Varignano sah sich Garibaldi 1862 nach seiner Gefangennahme bei Aspromonte und wiederum 1867 nach der verunglückten Expedition gegen Rom eine Zeit lang in Gewahrsam gehalten. Der Golfo della S. hieß bei den Römern Portus Lunae, von der Stadt Luna, nach welcher sie auch den in der Nachbarschaft gebrochenen berühmten Marmor (s. Carrara) Lunense marmor nannten. Es war dieses Luna eine früher zu Ligurien gehörige Stadt Etruriens, später röm. Colonie und strategisch wichtig als Stützpunkt der Operationen gegen Ligurien. Von der Stadt sind östlich von S., bei Sarzana, noch Ueberreste, namentlich die Arena eines Amphitheaters, die 1837 entdeckten Reste des Forums sowie unzählige marmorne und erzene Bildwerke, Münzen und Inschriften in der Umgegend vorhanden. Luna hieß später Luno oder Luni, bestand noch 1287 als Stadt und war Hauptort der ursprünglich vom Flusse Deiva bis nach Pietra-Santa reichenden Landschaft Lunigiana. Die jetzige Stadt Sarzana, an der Magra (Macra der Alten) gelegen, war, ehe Livorno bestand, ein bedeutender Handelsplatz. Dieselbe hat Mauern, eine sehenswerthe Kathedrale und 2524 E. (als Gemeinde 8771). Die über der Stadt gelegene kleine Festung und das entfernitere größere Bergschloß Sarzanella sind jetzt halb verfallen. Oestlich vom Golf liegt auch das Städtchen Lerici mit einem Schlosse und 2640 E.; ihm westlich gegenüber, an der Südspitze der kleinen Halbinsel, welche nebst der vorliegenden Insel Palmaria den Golf vom offenen Meere trennt, das Städtchen Porto-Venere (bei den Römern Portus Veneris), welches Mauern und Thürme hat, 2000 E. (als Gemeinde 3565) zählt und bemerkenswerth ist wegen des hier gebrochenen schwarzen Marmors mit goldfarbenen Adern.

Spezzia, Spetzia oder Spetza, auch Petza genannt, vielleicht das Tiparenos der Alten, eine zur Nomarchie Argolis des Königreichs Griechenland gehörige felsige und unfruchtbare Insel, am Eingange zum Golf von Nauplia und durch einen $^1/_3$ M. breiten Kanal von der Südwestspitze der argivischen Halbinsel getrennt, zählt auf 0,3 Q.-M. etwa 9400 E. Der Hauptort S. hat eine große Rhede, einen kleinen Hafen, Schiffswerfte, eine hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht, ein Lazareth und ein Zollamt und zählt 4000 E., die sich durch ihre Handelsthätigkeit und, wie ihre östl. Nachbarn, die Hydrioten (s. Hydra), besonders als tüchtige Seeleute auszeichnen. Als 1778 die als kühne Seeräuber bekannten Spezzioten sich, von den Russen ermuthigt, gegen die Türken erhoben, wurde ihre Insel von diesen durch ein furchtbares Blutbad fast entvölkert. Vor dem griech. Freiheitskriege betrug ihre Zahl 15000 Köpfe, und ihr Handel war sehr bedeutend. Damals lieferten sie, meist albanes. Stamms, mit den Hydrioten dem Aufstande die meisten Schiffe und Matrosen und machten sich mit diesen durch ihre Heldenthaten zur See berühmt. Gegen Südosten liegt das öde Eiland Spetzia Pulo oder Spetzapulo, bei den Alten Colonis, im Mittelalter Settepozzi genannt und denkwürdig durch einen Sieg, den hier die Venetianer 1263 über die Griechen davontrugen.

Sphagnum L., Name einer Gattung der Laubmoose, deren Arten Torf- oder Wassermoos genannt werden und eine eigenthümliche Gruppe von Moosen bilden, welche den Uebergang von den Laub- zu den Lebermoosen vermitteln. Sie unterscheiden sich von all den übrigen Laubmoosen durch den Bau ihrer Blätter, welche aus einer einzigen Schicht abgeplatteter, gestreckter, von einer Spiralfaser ausgekleideter und mit großen Löchern versehener Zellen bestehen, durch den zarten, bleichen Kapselstiel, den Mangel des Rings und der Mütze innerhalb der Kapsel. (S. Moose.) Da die Zellen der Blätter und Stengel kein oder sehr wenig Chlorophyll enthalten, so sind die Torfmoose meist bleich oder hellgrün, wol auch röthlich, selbst purpurroth, bläulich, schwärzlich. Der Bau ihrer Zellen befähigt sie in hohem Grade, Wasser aufzusaugen und festzuhalten, weshalb ein Sphagnumpolster nach einem Regen einem mit Wasser gefüllten Schwamm gleicht. Deshalb werden die Moose befähigt, die Torfbildung einzuleiten, welche bei reichlichem Zugang von Wasser, noch mehr in Mulden mit undurchlassendem Boden, wo die atmosphärischen Wasser nicht abfließen können, rasch vor sich geht, indem die Torfmoose die Verdunstung des Wassers verhindern. Je mehr Wasser vorhanden ist, desto üppiger und rascher wachsen auch die Moose (verlängern ihre Stengel), sodaß sie an feuchten Waldstellen oft mehrere Fuß hohe schwellende Polster bilden. Indem nun ihre dicht zusammenstehenden Stengel von unten her absterben und wegen der Verhinderung des Luftzutritts nicht verwesen, sondern langsam verkohlen, entsteht aus ihnen Torf- oder Moormasse, und da dieselben Stengel an der Spitze ununterbrochen weiter vegetiren, so muß allmählich die unter ihnen sich bildende Torfschicht dicker werden. Die Sphagna gehören daher zu den Haupttorfbildnern. Man findet sie häufiger auf Gebirgskämmen und überhaupt in Gebirgen als in Ebenen, auch kommen sie vorzugsweise in Nadelwäldern vor. Man kennt verschiedene Arten, welche sich ziemlich schwer unterscheiden lassen. Die gemeinsten sind S. cymbiforme Ehrh. mit breitrundlichen Blättern, S. cuspidatum Ehrh. mit länglichen Blättern, S. acutifolium Ehrh. mit aufrechten breit-eirunden Blättern, u. a. Beim Austrocknen verlieren die Torfmoose sehr an Masse und Gewicht, werden bleich und lassen sich zwischen den Fingern zu Staub zerreiben. Ausgetrocknetes Tarfmoos kann man als Emballage sowie zum Ausstopfen von Matrazen, zum Ausfüttern der Winterfenster u. s. w. benutzen.

Sphäre, d. i. Kugel, bedeutet in der Astronomie theils das Himmelsgewölbe, welches uns zu umgeben scheint und sich als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, deren untere Hälfte durch die Erdoberfläche verdeckt wird und die sich mit allen darin befindlichen Gestirnen in 24 St. um eine feststehende Achse zu drehen scheint; theils versteht man unter S. die Nachbildung des Weltgebäudes im kleinen. Figürlich nennt man auch S. die großen abgeschlossenen Gebiete des Universums, ferner im kleinen den Wirkungskreis jemandes. — Sphärengesang oder Sphärenmusik ist nach der Annahme des Pythagoras und seiner Schule das Tönen der sich im Himmelsraume bewegenden sieben Planeten, daß um so höher, je weiter, um so tiefer, je enger der Kreis des sich bewegenden Körpers. Sterbliche vermögen diese Musik nicht zu vernehmen. — Sphärisch nennt man eine Figur, wenn sie auf der Oberfläche einer Kugel durch Bogen größter Kreise gebildet ist. Mit den sphärischen Dreiecken beschäftigt sich die sphärische Trigonometrie.

Sphäroid heißt ein Körper, dessen Durchschnitt mit jeder durch eine von drei aufeinander senkrechten Achsen gelegten Ebene eine Ellipse ist. Sind zwei jener Achsen einander gleich, so sind alle Durchschnitte, welche mit der Ebene derselben parallel sind, Kreise und alle durch die

dritte Achse gelegten Durchschnitte gleiche Ellipsen. Ein solches S. wird erzeugt, wenn sich eine Ellipse um eine ihre Achsen dreht; es heißt daher ein Umdrehungssphäroid, gewöhnlicher ein elliptisches S. oder Ellipsoid. Da die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugelgestalt hat, so kann man sie als ein S. und zwar der letztern Art betrachten, obwol die neuesten Untersuchungen anzudeuten scheinen, daß sie kein vollkommenes S. sei. Die Fernröhre zeigen Aehnliches in Betreff der meisten übrigen Planeten, vorzüglich am Jupiter und Saturn, und aus theoretischen Gründen sind wir berechtigt, allen Himmelskörpern, die sich um ihre Achse drehen, eine sphäroidische Gestalt beizulegen.

Sphärometer, d. i. Kugelmesser, ist ein Instrument, dessen man sich bedient, theils um die Gestalt der Linsengläser zu bestimmen, theils um die Dicke dünner Blättchen, z. B. solcher von Gips u. s. w. zu messen, welche im polarisirten Lichtstrahle die verschiedenen Farben geben. Das erste wurde 1763 verfertigt; der Erfinder ist unbekannt. Allgemeiner bekannt ist die Vorrichtung erst durch Biot geworden. Die beste Einrichtung wurde dem Instrument zuerst von Cauchoix gegeben. Der wesentlichste Theil des S. ist eine genau gearbeitete Mikrometerschraube mit einem in 100 oder mehr Theile getheilten Kopfe.

Sphinx. Das Bild der S., Löwenleib mit Menschenkopf, war in Aegypten ein Symbol des Königs und hieß hieroglyphisch neb, was im Koptischen noch in der Bedeutung «Herr» erhalten ist. Daher kommen auch in Aegypten nur männliche S. vor, mit sehr wenigen Ausnahmen, in welchen eine weibliche S. als Bild der regierenden Königin erscheint. Man pflegte Sphinxstatuen vor die Eingänge der Tempel zu stellen, und zuweilen bilden sie ganze Alleen, welche zu den Tempeln der dargestellten Könige führen. Am bekanntesten ist der Sphinxkoloß auf dem Pyramidenfelde von Memphis. Er liegt östlich von der zweiten Pyramide, und es scheint, daß der gerade Aufweg zu demselben, der vom Thale zu dem Pyramidentempel führte, den Koloß zur Linken ließ und ihm zur Rechten ein anderer entsprechen sollte, für welchen der rohe Fels noch unter dem Sande liegt. Es scheint nur zufällig zu sein, daß sich in den Inschriften des ersten ägypt. Reichs das Sphinxbild bisher noch nicht gefunden hat. Am wahrscheinlichsten wurde der Koloß gleichzeitig mit dem Bau der dahinterliegenden Pyramide hergestellt und stellte den König Chephren, hieroglyphisch Chafra, der sie erbaute, dar. Doch wurde der Koloß später als ein Bild des Sonnengottes Horus, des Vorbildes aller Könige, verehrt. Nachdem schon 1818 bedeutende Ausgrabungen von Caviglia die S. und deren Zugang freigelegt hatten, sind später Untersuchungen von Mariette angestellt worden. Der Name S. ist griechisch. Daß aber die griechische S. ursprünglich mit der ägypt. Sphinxgestalt eine Verbindung hatte, ist nicht anzunehmen. Die S. der griech. Mythologie war eine Tochter des Typhaon und der Schlange Echidna, und ihre Geschwister, die Hunde Orthros und Cerberus, der Nemeische Löwe und der Drache Ladon, endlich die Chimära und Hydra, bezeugen die dämonisch-ungeheuerliche Natur dieses ganzen Geschlechts, mit welcher das ägypt. Königssymbol nichts zu schaffen hat. Nur die äußerliche Formverbindung von Löwe und Mensch dürfte die Anwendung des griech. Worts auf die ägypt. Gestalt veranlaßt haben. Nach der griech. Sage erschien die S. in der Nähe von Theben und tödtete jeden, welcher das Räthsel: Was ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig? nicht lösen konnte. Oedipus (s. d.), nachdem er auf dem Wege nach Theben seinen Vater Laios getödtet hatte, rieth, daß der Mensch gemeint sei, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht und der als Greis den Stock zu Hülfe nimmt. Darauf stürzte sich die S. vom Felsen und Oedipus erhielt die Herrschaft über Theben und seine eigene, von ihm unerkannte Mutter zur Gemahlin.

Sphragistik (Siegelkunde), s. Siegel.

Spiegel. Fallen auf irgendeinen Körper Lichtstrahlen von einem leuchtenden oder erleuchteten Gegenstande, so werden sie, insoweit sie nicht von dem erstern verschluckt oder, falls es ein durchsichtiger Körper ist, durchgelassen werden, nach bestimmten Gesetzen zurückgeworfen. Ist die Oberfläche jenes Körpers rauh und uneben, so werden auch die auffallenden Lichtstrahlen ganz unregelmäßig zurückgeworfen, nach allen Richtungen hin zerstreut, und blos der Körper selbst wird uns sichtbar. Ist aber die Oberfläche des Körpers sehr glatt oder polirt, so werden die auffallenden Lichtstrahlen in derselben Ordnung zurückgeworfen, in welcher sie auffielen, wodurch uns der strahlenaussendende Körper sichtbar wird. Solche Körper, deren Oberfläche behufs der vollkommenern Zurückstrahlung polirt ist, nennt man S., denen man nach Maßgabe ihrer Form verschiedene Namen beilegt. Ihre Oberfläche ist nämlich entweder vollkommen eben oder gekrümmt; die erstere Gattung S. nennt man dann ebene oder Planspiegel. Was diese betrifft, so ist ihr Bild immer dem Gegenstande vollkommen gleich und erscheint in derselben Ent-

fernung hinter dem S., in welcher ſich der eigentliche Gegenſtand vor demſelben befindet. Daraus folgt unmittelbar, daß das, was im Gegenſtande rechts iſt, im Bilde zu links wird, und umgekehrt. Die S. beſtehen entweder aus durchſichtigen oder aus undurchſichtigen, aus flüſſigen oder aus feſten Körpern. Die flüſſigen, Waſſer, Oel, Weingeiſt u. ſ. w., haben ihrer Natur nach von ſelbſt eine glatte Oberfläche, welche die feſten Körper in der Regel erſt durch die Kunſt erhalten müſſen. Die härteſten Körper liefern die vollkommenſten S., weil ſie die beſte Politur annehmen; daher eignen ſich Metalle am beſten dazu. Weil aber die Metallſpiegel immer theuerer ſind, ſo zieht man zum gewöhnlichen Gebrauch die Glasſpiegel vor, welche aus einer dünnen Glasplatte beſtehen, die auf der Hinterſeite foliirt, d. h. mit einer Miſchung aus Zinn (Zinnfolie) und Queckſilber überzogen iſt. Außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche dienen die ebenen S. auch zu wiſſenſchaftlichen Zwecken in der Aſtronomie und Phyſik. Dann wendet man jedoch nicht die gewöhnlichen, mit Zinnfolie belegten Glasſpiegel an, weil dieſe, da ſie eigentlich zwei ſpiegelnde Oberflächen haben, zwei oder auch noch mehr Bilder geben, ſondern man bedient ſich entweder der S. von Metall, namentlich aus einer Compoſition von Kupfer und Zinn, oder auch der Glasſpiegel, aber mit geſchwärzter Rückſeite. Sehr unterhaltend iſt die Erſcheinung, welche zwei oder mehrere S. darbieten, die gegeneinander geneigt ſind. Stellt man nämlich zwiſchen zwei gegeneinander geneigte S. einen Gegenſtand, ſo ſieht man denſelben nicht in jedem S. einmal, ſondern wegen der fortdauernden Zurückſtrahlung des einen S. auf den andern vervielfacht. Schließt man dieſe S. in eine Röhre ein und legt mehrere bunte Gegenſtände zwiſchen ſie, ſo bilden ſich oft recht artige Zeichnungen. Dieſe Einrichtung bildet das ſog. Kaleidoſkop (ſ. d.). Zu den S. mit gekrümmter Oberfläche gehören die Cylinder-, Kegel- und ſphäriſchen oder Kugelſpiegel, welche letztere wieder convexe S. oder Hohlſpiegel ſein können. Von ihnen geſtatten aber nur die Hohlſpiegel eine nützliche Anwendung. Die Convexſpiegel geben verkleinerte aufrechte Bilder hinter dem S. Die Hohlſpiegel, auch Brennſpiegel (ſ. d.) genannt, haben einen Brennpunkt oder Focus, in welchem ſich die parallel mit der Achſe auffallenden Lichtſtrahlen vereinigen; derſelbe liegt in der Mitte zwiſchen dem Krümmungsmittelpunkt des S. und dem S. ſelbſt. Der Gebrauch der S. iſt ſehr alt; die älteſten S. waren von *Metall*, doch brauchten die Alten auch harte dunkle Steine zu S., namentlich den Obſidian. Erſt im Mittelalter ſcheinen die Glasſpiegel häufiger geworden zu ſein. Die Spiegelmanufactur begreift die Verfertigung der Planſpiegel aus Glas, als der einzigen Art, welche Gegenſtand eines allgemeinen Gebrauchs iſt. Sie zerfällt in die Herſtellung der Glastafeln und in das Belegen (Foliiren). Die Spiegelgläſer werden wie Fenſterglas in Cylinderform geblaſen, dann zu Tafelform geſtreckt, oder, wenn ſie dick und ſehr groß ſein müſſen, auf einer Bronze- oder Gußeiſenplatte gegoſſen. Dann ſchleift man ſie auf beiden Seiten mit ſcharfem Sand und feinem Schmirgel und polirt ſie mit Eiſenoxyd (Kolkothar). Zum Belegen wird ein Blatt Zinnfolie, etwas größer als die Glastafel, auf einem völlig ebenen, horizontal gerichteten Tiſche ausgebreitet, mit Queckſilber begoſſen, das Glas darauf gelegt und mit Gewichten beſchwert. Nach mehrern Tagen Ruhe neigt man allmählich den Tiſch, um das überflüſſige Queckſilber ablaufen zu laſſen. Neuerlich hat man die Kunſt erfunden, die Zinnbelegung durch eine auf naſſem Wege dargeſtellte Verſilberung zu erſetzen (Silberſpiegel). Es iſt aber zur Zeit noch nicht gelungen, etwas große Glasflächen fehlerfrei zu verſilbern, und daher hat die Erfindung nur erſt wenig Wichtigkeit in der Spiegelmanufactur erlangen können.

Spiegel (Friedrich), einer der verdienteſten deutſchen Orientaliſten, geb. 11. Juli 1820 in Kitzingen bei Würzburg, beſuchte ſeit 1833 das Gymnaſium zu Ansbach und von 1838—42 die Univerſitäten Erlangen, Leipzig und Bonn, wo er ſich dem Studium der orient. Sprachen widmete. Die J. 1842—47 brachte er größtentheils im Auslande, beſonders an den Bibliotheken zu Kopenhagen, London und Oxford zu, deren orient. Sammlungen er benutzte. Im Herbſt 1849 ward er als Profeſſor der orient. Sprachen an die Univerſität Erlangen berufen. Seine literariſche Thätigkeit iſt vornehmlich auf die indiſchen und iraniſchen Sprachen und Literaturen gerichtet, insbeſondere auf die buddhiſtiſchen und altperſ. Religionsbücher. Von ſeinen ſelbſtändigen Schriften haben die Ausgabe des «Kammavâkya» (Bonn 1841) und die «Anecdota Pâlica» (Lpz. 1845) das Studium der Päliliteratur in Deutſchland begründet. Ein brauchbares Hülfsmittel zur Kenntniß des Neuperſiſchen bot er in der «Chrestomathia Persica» (Lpz. 1846). Sein Hauptwerk bildet jedoch die Ausgabe und Ueberſetzung der «Aveſta» oder heiligen Bücher der Parſen, von welcher der erſte und zweite Band (Lpz. 1853—58) den Zendtext des Vendidad, Yaçna und Viſpered enthält, während die deutſche Uebertragung (3 Bde., Lpz. 1852—63) geſondert erſchien. Auf die Erklärung der «Aveſta» beziehen ſich, außer verſchiedenen Ab-

handlungen in den «Denkschriften» der bair. Akademie und vielen Beiträgen zu Zeitschriften, noch S.'s «Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen» (2 Bde., Lpz. 1856—60), deren erster Band den ersten Versuch einer grammatischen Behandlung der Pehlewi- oder Huzvareschsprache enthält, die «Grammatik der Pârsîsprache» (Lpz. 1851), in der er zum ersten mal die unter dem Namen Pazend bekannte Sprache bearbeitete und Proben aus den noch in derselben erhaltenen Schriften mittheilte, und die «Grammatik der altbaktrischen Sprache» (Lpz. 1867). Eine vollständige Sammlung der bekannten altpers. Keilinschriften nebst Uebersetzung und Erklärung gab er in «Die altpers. Keilinschriften (Lpz. 1862). Geogr. und ethnogr. Fragen über das ältere und neuere Persien behandelte S. in einer Reihe von Aufsätzen für das «Ausland» und andere Zeitschriften, von denen er eine Anzahl in «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863) zusammenstellte.

Spicker (Christian Wilh.), prot. Theolog, geb. 7. April 1780 zu Brandenburg a. d. H., erlangte seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst und auf der Universität zu Halle. Nachdem er 1804 Lehrer am Pädagogium zu Halle und 1805 Feldprediger bei einem dortigen Infanterieregimente geworden, nöthigten ihn die Folgen der Schlacht bei Jena, einige Jahre in Dessau zu privatisiren. Er benutzte seine Muße zur Abfassung guter Jugendschriften, darunter «Die glücklichen Kinder» (4 Bde., Lpz. 1808) und «Vater Hellwig unter seinen Kindern» (2 Bde., Nürnb. 1808—10). 1808 wandte er sich nach Berlin, und im folgenden Jahre erhielt er das Amt eines Diakonus und Professors der Theologie in Frankfurt a. d. O. 1813 und 1814 begleitete er die kurmärkische Landwehr als Geistlicher und wirkte als solcher mit patriotischem Eifer. 1818 wurde er Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O. Er starb daselbst 10. Mai 1858. In der Literatur hat sich S. theils durch eine Reihe kirchenhistor. Arbeiten, meist Beiträge zur Geschichte der Reformation, theils durch mehrere ungemein verbreitete ascetische Schriften einen geachteten Namen erworben. Zu den erstern gehören: «Geschichte Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung in Deutschland» (Bd. 1, Berl. 1818); «Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg» (3 Bde., Berl. 1839); «Darstellungen aus dem Leben des Generalsuperintendenten Breceius» (Frankf. 1845); «Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg» (Bd. 1, Lpz. 1847); «Geschichte des Augsburger Religionsfriedens vom J. 1555» (Schleiz 1854); «Lebensgeschichte des Andreas Musculus» (Frankf. 1858). Von seinen Erbauungsbüchern, die zu den besten in Deutschland gehören, sind hervorzuheben: «Morgenandachten» (6. Aufl., Berl. 1859), «Abendandachten» (4. Aufl., Berl. 1859), «Andachtsbuch für gebildete Christen» (10. Aufl., Lpz. 1867), «Des Herrn Abendmahl» (7. Aufl., Berl. 1858) und «Emiliens Stunden der Andacht» (7. Aufl., Lpz. 1855). Auch hat er «Gesammelte Predigten» (2. Aufl., Lpz. 1817), «Predigten und Reden im Felde gehalten» (Berl. 1815) und «Predigten und Reden bei besondern Gelegenheiten u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1841—44) herausgegeben. Geschätzt wird seine «Geschichte der Stadt Frankfurt» (Berl. 1853).

Spiel nennt man die freie Beschäftigung des Geistes oder des Körpers ohne ernsten Zweck. Der Zweck des S. ist vielmehr Erholung, Wechsel der Eindrücke und angenehme Unterhaltung. Körperliche S. finden besonders in der Kindheit und Jugend statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei. Dahin gehören, außer den gymnastischen Uebungen, das Ballspiel, Billardspiel, Kegelspiel u. s. w. S., bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird, wie die sogenannten Verstandesspiele, vornehmlich das Schachspiel, bilden manche Fähigkeit desselben, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufalle und belohnen im Falle des Gewinnens den Ehrtrieb, rauben aber leicht auch viel Zeit und führen von ernstern Lebensbeschäftigungen ab. Dasselbe gilt von den S., welche Verstandes- und Glücksspiele zugleich sind, wie manche Kartenspiele, L'Hombre, Tarok, Piquet, manche Würfelspiele, z. B. Toccategli. Schädlich müssen nothwendig auf Gemüth wie Körper die Hazardspiele (s. d.) wirken, deren einziger Zweck der Gewinn durch Zufall ist.

Spielart oder Varietät, s. Art.

Spielberg, s. Brünn.

Spielhagen (Friedrich), namhafter deutscher Romanschriftsteller der Gegenwart, geb. 24. Febr. 1829 zu Magdeburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stralsund und widmete sich seit 1847 zu Berlin, Bonn und Greifswald philol. und philos. Studien. Später wandte er sich jedoch ausschließlich literarischen Bestrebungen zu. Schon seine beiden ersten novellistischen Arbeiten, «Clara Vere» (Hannov. 1857; 3. Aufl. 1867) und «Auf der Düne» (Hannov. 1858;

3. Aufl. 1867) wurden beifällig aufgenommen. Seinen eigentlichen Ruf begründete er mit «Problematische Naturen» (4 Bde., Berl. 1860; 3. Aufl. 1867) und deren Fortsetzung «Durch Nacht zum Licht» (4 Bde., Berl. 1861; 3. Aufl. 1867), einem ebenso fein angelegten als trefflich durchgeführten Roman, der den besten neuern deutschen Schöpfungen dieser Gattung würdig zur Seite tritt. Seitdem veröffentlichte S. noch: «In der zwölften Stunde» (Berl. 1862; 2. Aufl. 1867), «Die von Hohenstein» (Berl. 1863; 2. Aufl. 1867), «Röschen vom Hofe» (Berl. 1864; 3. illustrirte Aufl. 1866; 4. Aufl. 1867), «In Reih' und Glied» (5 Bde., Berl. 1866; 2. Aufl. 1867) und «Unter den Tannen» (Berl. 1867). Mit Ausnahme dieses letztern Romans und der «Vermischten Schriften» (Berl. 1866) sind S.'s Schriften auch als «Gesammelte Werke» (18 Bde., Berl. 1867) zu einer Volksausgabe vereinigt worden. Daneben hat sich S. auch mehrfach als Uebersetzer bekannt gemacht. So lieferte er Uebertragungen von Curtis' «Reiseskizzen eines Howadji» (Hannov. 1857), von Emerson's «Engl. Charakterzüge» (Hannov. 1858), «Amerikanische Gedichte» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1865); ferner von Roscoe's «Lorenzo von Medicis» (Lpz. 1859) und von Michelet's «Die Liebe» (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1859), «Die Frau» (Lpz. 1860) und «Das Meer» (Lpz. 1861). Seit 1862 lebt S. zu Berlin.

Spielkarten sind ohne Zweifel eine chines. Erfindung, über deren erste Erscheinung, Gestaltung und Verbreitung in Europa aber noch manches unsicher und bloße Vermuthung ist. Besonders viel Verwirrung bei den bisher darüber angestellten Untersuchungen entsprang daraus, daß die angeblich ältesten Kartenspiele gar nicht in diese Kategorie hineingehören. Die berühmte «Piquetkarte Karl's VI.», im pariser Kupferstichcabinet, ist weder ein Piquetspiel, noch überhaupt eine Spielkarte, sondern eine unvollständige Folge von 17 nach Art der Miniaturen gemalten, mit Vergoldung versehenen und auf Cartons geklebten Quartblättern aus einem allegorischen Bilderbuche zu erbaulichem Zeitvertreib und von derselben Gattung als das sog. Giuco di Tarroechi von Mantegna. Allen Kennern von Kupferstichen ist diese ebenerwähnte Folge von 50 Blättern in fünf Abtheilungen mit den Abbildungen der verschiedenen Stände, der Musen, der Künste und Wissenschaften, der Tugenden, der Planeten bekannt, und ihre Schönheit, ihr Alter, ihre Seltenheit und ihr vermeintlicher Gebrauch machen daraus eins der merkwürdigsten ikonographischen Denkmale. Von dem vielen, was über das Büchelchen geschrieben worden, läuft das meiste darauf hinaus, es als ein Tarokspiel zu bezeichnen, das von Maso Finiguerra oder von Andrea Mantegna oder von einem andern Paduaner gegen das Ende des 15. Jahrh. gestochen sei. Es ist dies jedoch eine völlig unhaltbare Ansicht. Abgesehen davon, daß die Blätter dieses Büchelchens keine charakteristischen Zeichen einer Reihefolge an sich tragen, und daß ihre Anzahl von 50 zu keiner von den Combinationen, die mit den 78 Karten des Tarokspiels möglich sind, paßt, hat noch niemand etwa dazugehörige Zählkarten mit Punkten nachgewiesen. Die vorhandenen Exemplare enthalten Stiche, die nicht auf einzelnen Bogen abgezogen, sondern als Bändchen zusammengebunden waren, und bisjetzt fand sich von diesen Blättern keins auf so starkem Papiere gedruckt, daß es die Handhabung der Spieler hätte vertragen können. Es ist eine zugleich philos., astrol. und moralische Sammlung von Kupferstichen, die bei ihrer Veröffentlichung ungemeinen Beifall gefunden zu haben scheint. Diesseit und jenseit der Alpen verfertigte man davon viele Nachstiche, und die Kartenfabrikanten gaben durch einige Figuren, die sie daraus entlehnten, die Veranlassung, daß nachher die Bilderkundigen irrigerweise ein Tarokspiel daraus machen wollten. Die eigentlichen Karten, welche den Urtypus unserer heutigen bilden, sollen nach der gewöhnlichen, aber keineswegs wahrscheinlichen Annahme von den Ostindiern zu den Arabern gekommen und von diesen im Abendlande eingeführt sein; es wird jedoch nicht angegeben, zu welcher Zeit dies geschehen. Die vielen Verordnungen, in denen schon früh gegen das Spiel und die Spielwuth, zum Theil selbst durch Synodal- und Concilienbeschlüsse, geeifert wird, liefern über das Aufkommen und die Verbreitung des Kartenspiels keine so sichern Aufschlüsse, als man davon erwarten sollte, da die Karten auch unter alea (Würfel), welches Wort alle Arten von Glücksspielen umfaßte, begriffen, also auch schon vorhanden gewesen sein können, ehe sie noch mit ihrem besondern Namen genannt werden. Ausdrückliche Erwähnung geschieht ihrer in Deutschland, und zwar in Nürnberg zuerst 1388, in Ulm 1397, in Frankreich 1400, in Italien 1419, in Spanien 1436; in England erging 1463 schon ein Einfuhrverbot. Das älteste Kartenspiel ist allem Anscheine nach das ital. Tarok, dessen etymologisch unklarer Name bisher noch keine genügende Erklärung gefunden hat und das bereits zu Anfang des 15. Jahrh. erwiesen zu Bologna gespielt wurde. Es bestand aus 78 Karten in zwei Abtheilungen: die erste, mit 21 Blättern, begriff die Atouts, welche sich durch die Darstellung von Figuren und verschiedenerlei Gegenständen mit Ordnungsnummern voneinander

unterschieden; die zweite, mit 56 Karten, 16 Bildern und 40 Zahlblättern in vier Reihefolgen, die jede unterscheidende Bezeichnungen, sog. «Farben» hatten. Wann die Deutschen der ital. Karte ihre veränderte Gestalt gegeben haben, ist ungewiß. Bei den Franzosen scheint dies, nach den Costümen der Bilder ihrer alten Piquetkarte und nach den diesen Bildern beigesetzten, jedoch sich nicht immer gleich bleibenden Namen zu urtheilen, unter Karl VII. (1422—1461) geschehen zu sein. Manche behaupten, es sei die Idee kämpfender Parteien, die, wie beim Schach, allen wirklichen morgenländ. und abendländ. Kartenspielen zu Grunde liege. Ursprünglich habe das Kartenspiel aus vier Compagnien gleichgekleideter Soldaten bestanden, deren jede aus acht Gemeinen (2—9 numerirt), einem Fußknecht, einem Ritter, einer Königin und einem König zusammengesetzt gewesen. Das As habe die Fahne vorgestellt, und nach ihm habe man die vier Compagnien, welche sie anführte, unterschieden; der Ritter sei später in einen Gemeinen verwandelt worden und habe die Nummer 10 erhalten. Andere sehen in unserm Kartenspiel eine bloße Umwandlung des Schachspiels, wobei die Offiziere zu Bildblättern, die Bauern zu Zahlblättern und die zwei Farben mit ihren Doppeloffizieren in jeder zu vier Farben mit einfachen Bildern nach Anleitung der Quadrillen in den Turnieren oder Carrousels geworden seien. Daß die uneigentlich so genannten Farben anfangs auch figürlich unterschieden wurden, woraus erst zuletzt die jetzt üblichen Schemata der franz. Piquetkarte hervorgegangen sind, lag in der emblematischen Neigung des Zeitalters. Die ältesten und Grundformen der Farben sind diejenigen der Tarokkarte: Cupi (Becher), Spadi (Degen), Denari (Münzen, Geld), Bastoni (Stäbe, Stöcke). Diese verwandelten sich in der deutschen und niederländ. Karte in Roth oder Herzen, Schellen, Eicheln oder Kreuz, und Grün oder Laub (auch Spaten oder Schilppen), in der französischen und englischen endlich in Coeur (heart, Herz), Pique (spade, Lanze), Carreau (diamond, Pfeilspitze, Bolzen), und Trefle (club, Klee). Die ital., auch wol noch gezwungener die franz. und deutschen vier Farben sind auf die vier Stände bezogen worden: Geistlichkeit (Kelche, Herzen, Roth), Adel (Degen, Schellen, Lanze), Bürger (Geld, Eicheln, Kreuz) und Bauern (Stöcke, Klee, Spaten). Andere haben diese Farben im Kartenspiel daraus abgeleitet, daß Spiel, Geld, Wein und Streit gewöhnlich Hand in Hand gehen. Sowol in der Zahl als in der Unterscheidung der Farben hat jedoch anfangs große Verschiedenheit obgewaltet, bis sie sich durch allgemeinen oder volksthümlichen Brauch auf vier von den erwähnten Formen gesetzt haben. Ebenso verschieden sind die Bilder. Der König und die Königin, aus dem König und der Königin im Schachspiel herübergenommen, wo letztere ursprünglich der Vezier oder Feldherr hieß, sind allen gemein. Die an die Stelle der Königin getretene Dame scheint in Frankreich aufgekommen zu sein. Daß der Bube häufig doppelt ist, als Reiter und Fußknecht, deutet noch näher auf die ursprüngliche Entstehung aus Springer und Läufer im Schachspiel hin. Der Roche mag in das As, welches in den meisten Kartenspielen von höherer Bedeutung als die übrigen Zählkarten ist, übergegangen sein. In Deutschland gestaltete sich das As zum Daus, die Königin zum Ober, der Bube zum Unter um. Der Eichelnober (in mehrern Spielen alle Ober, in einigen Gegenden die Unter) erhielt den Namen Wenzel (nach dem heil. Wenzeslaus), der Grünober den Namen Baste (nach dem heil. Sebastian). In Frankreich gab man den einzelnen Königen, Damen und Buben besondere Namen, den beiden erstern aus der alten und biblischen Geschichte, den letztern aus franz. Ritterromanen. So führten unter Karl VII. die Könige die Namen Karl, David, Alexander, Cäsar, die Damen Judith, Pallas, Rachel, Argine; die Buben hießen Hektor, Ogier, Lahire, Lancelot. Für diese alten Namen der Kartenbilder sind seitdem öfters neue aufgekommen, aber nie durchgedrungen.

Was die Fabrikation der S. anlangt, so wurden die ältesten mit Hülfe der Patronen aus freier Hand verfertigt. Die «Briefmaler» und «Illuminirer», welche Heiligenbilder und kurze Schrifttexte schrieben und colorirten, waren zugleich Kartenmaler und betrieben die Verfertigung von S. der gemeinsten und wohlfeilsten Art häufig als Hauptgeschäft. Von diesen Brief- und Kartenmalern sind die ersten Versuche der Druckkunst ausgegangen. In Deutschland und den Niederlanden hatte der Holzdruck vielleicht schon im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrh. bei ihnen seinen Anfang genommen; jedoch erst um 1440 war das Brief- und Kartendrucken ein bekanntes und in vielen großen deutschen Städten verbreitetes Gewerbe. In Frankreich ist von ihnen vor Einführung der Buchdruckerkunst keine Rede; erst im 16. Jahrh. geschieht ihrer gewerbliche Erwähnung unter dem Namen Tailleurs et Imprimeurs d'histoires et de figures. In Paris waren sie mit den Dominotiers, den Verfertigern von buntem oder marmorirtem Papier, verbunden, was ihren ursprünglichen Zusammenhang mit den Kartenmachern (Cartiers) verräth, die schon früh den Rückseiten der S., um sie undurchsichtig zu machen, eine bunte Färbung

(Muſirung) zu geben pflegten, wie noch heutigentags bei den deutſchen und franz. Karten geſchieht. Ob von ihnen zuerſt Heiligenbilder oder S. mit der Holzform gedruckt worden, iſt nicht mit Gewißheit zu ſagen. Da für die ſchnellere Verbreitung und maſſenhaftere Verfertigung aller Artikel, welche ihr Gewerbe umfaßte, ziemlich daſſelbe Bedürfniß beſtand, wurde das Drucken auch wol auf alle gleichzeitig angewendet, ohne es auf den einen oder den andern lange ausſchließlich einzuſchränken, und wenn irgendeiner auf ein Prioritätsrecht Anſpruch machen kann, ſo mögen dies die S. geweſen ſein, weil ſie ſich in ihrer Beſchaffenheit am meiſten gleichblieben, ſich am leichteſten abnutzten und die häufigſte Nachfrage veranlaßten. Solches iſt jedoch aus noch vorhandenen Ueberreſten und Belegſtücken nicht nachzuweiſen. Alte S. der gemeinern Art werden nicht aufgehoben, und daher kommt es, daß ſich in den vorzüglichſten Sammlungen keine vorfinden, die erwieſen dem 15. Jahrh. angehören. Selbſt die im pariſer Kupferſtichcabinet befindliche und angeblich aus dieſer Zeit herſtammende ſehr rohe franz. Holzſchnittkarte gehört trotz ihres ältern Ausſehens doch wol in das 16. Jahrh. Nach der Erfindung des Holzdrucks blieb die Fabrikation der S. ſtehen, und ſelbſt in unſerer Zeit bildet ſie keinen ſehr vorgeſchrittenen Induſtriezweig. Holzformen von Birnbaum werden noch jetzt vorzugsweiſe dabei angewendet, und erſt unlängſt hat man angefangen, ſich der Holzſtöcke von Buchsbaum, der Clichés und des Metallſchnitts (Meſſing) ſowie der Buchdruckerpreſſe zu bedienen. Nur ſelten, beſonders für die figurenreichen Tarokkarten und die feinern Sorten der franz. und deutſchen Karte, kommt der Stich in Kupfer, Zink und Stahl ſowie die Lithographie zur Anwendung. In größern Fabriken druckt man die Muſirung mit der Buchdruckerpreſſe auf. Die beſten und eleganteſten Karten werden in neuerer Zeit zu Paris, London und Wien verfertigt.

Die Arten der **Kartenſpiele** haben ſich überaus vermehrt. Sie ſind theils Hazardſpiele, wie Faro, Landsknecht, Boccarat, theils ſog. Commersſpiele, bei welchen letztern entweder die Zahl der Stiche oder die Zahl der Augen, oder auch ſog. Sequenzen entſcheiden. Für das geiſtreichſte aller Kartenſpiele gilt das L'Hombre (ſpan. Urſprungs). Sehr verbreitet ſind das engl. Whiſt, das franz. Piquet, das Solo, der Skat (verſtümmelt aus écarté, écarté; altfranz. escarter, ital. scartare, bedeutet eine Karte aus dem Spiele herauslegen), Boſton u. ſ. w. *Abgeſehen* davon, daß die Mode auch auf dieſem Gebiete ihre Herrſchaft geltend macht, *haben* die verſchiedenen Stände und die verſchiedenen Gegenden ihre Lieblingsſpiele. Nicht minder verbreitet wie die Kartenſpiele ſind auch die **Kartenkünſte**, welche meiſt bei größter Gewandtheit beſondere Kunſtgriffe (z. B. Volteſchlagen) erfordern. Der Gebrauch der Karten zum Wahrſagen iſt faſt ſo alt als die S. ſelbſt, und der urſprüngliche arab. Name Naibi oder Naipes, welchen ſie früher in Italien und Spanien führten, und der ſo viel als Wahrſagung bedeuten ſoll, ſcheint auf dieſen Zuſammenhang hinzuweiſen. Noch gegenwärtig iſt das **Kartenſchlagen** oder **Kartenlegen**, die Kunſt der **Kartomantie**, eins der beliebteſten Mittel, beſonders der Frauen aus niedern Volksſchichten, um das Dunkel der Zukunft zu lüften. Der erſte, welcher das Kartenſchlagen lehrte, war der Buchdrucker und Zeichner Francesco Marcolini aus Forli in ſeinen «Sorti» (Venedig 1540). In neuerer Zeit hat namentlich der Kupferſtichhändler Aliette unter dem anagrammatiſchen Namen Etteila mehrere Bücher, z. B. «Cours théorique et pratique du livre de Thott» (Par. 1790) herausgegeben. Berüchtigt als Kartenſchlägerin war die Lenormand (ſ. d.). Bei der großen Wichtigkeit, welche die älteſten S. nicht nur für die Geſchichte der Holzſchneidekunſt, ſondern auch für die Geſchichte der daraus hervorgegangenen Typographie beſitzen, iſt die Entſtehung derſelben von mehrern Kunſthiſtorikern und Bibliographen bearbeitet worden. Die Hauptwerke ſind: Leber, «Jeux des tarots et des cartes numérales» (Par. 1844, mit 100 Kupfern); Singer, «Researches into the history of playing cards» (Lond. 1838, mit Kupfern); Chatto, «Facts and speculations on the origin and history of playing cards» (Lond. 1848); «Die S. der Weigel'ſchen Sammlung» (Lpz. 1865). Vgl. noch Breitkopf, «Verſuch über den Urſprung der S.» (Lpz. 1784); Taylor, «The history of playing cards» (Lond. 1865).

Spieluhren heißen Uhren, welchen ein **Spielwerk** beigegeben iſt, um zu beſtimmten Zeiten, z. B. wenn die Stunde voll wird, ein kürzeres oder längeres Muſikſtück vorzutragen. Sie ſind ſehr verſchiedener Art, theils nach Größe und Beſchaffenheit der Uhr an ſich, theils nach der Natur des muſikaliſchen Apparats. Die älteſten Spielwerke waren die Glockenſpiele, welche ehemals nicht ſelten mit Thurmuhren verbunden wurden, wobei man gewöhnlich eine Folge von vier, ſechs bis acht Tönen hatte. Kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer ſchlagen hier in beſtimmter Abwechſelung taktmäßig auf die in einer Reihe aufgehangenen, gehörig abgeſtimmten Glocken. Die Erfindung dieſer Glockenwerke iſt ſehr alt und wird den Gothen zugeſchrieben. Eine andere Art bilden die Flötenwerke, bei welchen wie in einer Dreh-

orgel ein System von Pfeifen mittels eines Blasbalgs angeblasen wird, während die Stifte einer langsam umgedrehten Walze nach Erforderniß die Lufteinlaßventile öffnen; man verbindet sie wol mit Haus- und andern großen Pendeluhren. In Tischuhren, ja sogar in Taschenuhren, sind dagegen die sog. Carillons oder Stahlspielwerke ausschließlich gebräuchlich, weil sie am wenigsten Raum einnehmen und eine im Zimmer zulässige, nicht zu laute Musik hervorbringen. Ein solches Spielwerk besteht (übereinstimmend mit denen, welche in Dosen, Petschaften und Ringen vorkommen) aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlfedern von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Walze geschnellt werden. Bei S. überhaupt ist das Spielwerk von dem Gang- und Schlagwerke der Uhr völlig unabhängig und wird selbständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben. Nur besteht zwischen beiden eine Verbindung in der Art, daß das Uhrwerk in den vorausbestimmten Zeitpunkten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft in Freiheit setzt, worauf es sogleich zu spielen anfängt und so lange fortfährt, bis am Ende des Musikstücks eine Arretirung einfällt und das Spielwerk wieder zum Stillstehen bringt. Die Carillons werden hauptsächlich in der Schweiz verfertigt.

Spielwaaren sind der Gegenstand eines besondern Zweigs der Holzarbeiten und von größerer Wichtigkeit, als man auf den ersten Anblick hin denken sollte, wenn man den Preis der einzelnen Stücke betrachtet, der oft kaum einige Pfennige beträgt. Nürnberg war von jeher berühmt in diesem Industriezweige und verdankt einen großen Theil seines Reichthums diesem Handel. Außerdem werden aber auch auf dem Schwarzwalde, in dem sächs. Erzgebirge, in Berchtesgaden und in Thüringen (Sonneberg) dergleichen Artikel in großer Menge und von vorzüglicher Güte verfertigt. Ausgezeichnet sind die schwarzwälder und tiroler geschnitzten Thiere und menschlichen Figuren, die sehr oft, trotz ihres billigen Preises, in der That einen Kunstwerth haben. In neuerer Zeit sind die S. bedeutend vorgeschritten und mitunter, namentlich die in Wien und Nürnberg gefertigten, ebenso geschmackvoll als künstlich, da manche nach Art der Automaten zusammengesetzt sind. Bei der Anfertigung der S. wird oft ein sehr sinnreiches Verfahren angewendet, um dergleichen Sachen fabrikmäßig in Menge zu fertigen.

Spierstrauch, s. Spiraea.

Spieß (Christian Heinr.), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschreiber, der Repräsentant des Rittergeschmacks des 18. Jahrh., geb. 1755 zu Freiberg in Sachsen, war eine Zeit lang Schauspieler und starb als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Bezdiekan in Böhmen 17. Aug. 1799. Anfangs schrieb er Schauspiele, später mehr Romane. Das erste Glück, aber auch ein entscheidendes, machte er durch sein Schauspiel «Klara von Hoheneichen» (1790), in welchem die tugendhafte Heldin flucht und weint, rast und liebt, und ein Bösewicht fünf Acte lang seine eigene Ruchlosigkeit bewundert, bis er endlich von allen übrigen Personen die gehörige Strafe leidet. Seitdem lieferte er jede Messe mehrere Bände. An Mannichfaltigkeit der Vorgänge ließ er es in seinen vielgelesenen Producten nicht fehlen; aber nach und nach bemerkte man mehr und mehr die Oberflächlichkeit und poetische Dürftigkeit, je nachlässiger er das Publikum zu behandeln anfing. Ein bedeutendes Talent der Erfindung und eine schöpferische Phantasie sind ihm nicht abzusprechen, wie dies z. B. sein «Mäusefallen- und Hechelkrämer», sein «Alter überall und nirgends», seine «Zwölf schlafenden Jungfrauen», das «Petermännchen», der «Löwenritter» beweisen; dieses Talent aber war ein durchaus unausgebildetes, daher die größte Unbehülflichkeit in der Anordnung seiner Stoffe und selbst in der sprachlichen Darstellung herrscht. Hierzu kam noch das unbedingte Hingeben an den Geschmack der großen Menge und die fast zur mechan. Fertigkeit herabsinkende Vielschreiberei. Doch findet S. in Leihbibliotheken immer noch Leser, und einzelne seiner Romane sind sogar neu gedruckt worden. Vgl. Appell, «Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik» (Lpz. 1859).

Spießglanz, s. Antimon.

Spießruthenlaufen, richtiger Spitzruthen- oder Gassenlaufen, ist eine angeblich von Gustav Adolf von Schweden eingeführte, seit mehrern Jahrzehnten aber in keiner Armee mehr vorkommende Militärstrafe, bei welcher der Verbrecher, bis auf den Gürtel entkleidet, durch eine Gasse von 100—300 Mann von einem vor ihm gehenden Unteroffizier sechs- bis zwölfmal auf- und abgeführt wurde und von jedem Soldaten einen Hieb mit einer weidenen Ruthe auf den Rücken erhielt. Die Strafe wurde für Desertion, Wachvergehen, Spiel, Trunkenheit u. s. w. verhängt, und war grausam, da sie nicht selten den Tod oder doch Zerstörung der Gesundheit zur Folge hatte. Sie wurde unmenschlich, wenn sie sich zwei, auch wol gar drei Tage hintereinander wiederholte und der Unglückliche, zum Gehen nicht mehr fähig, durch die Gasse getragen wurde. Der Commandeur der Executionsparade ritt außerhalb der Gasse auf und

ab, um das ſtrenge Vollziehen der Strafe zu überwachen; der Adjutant zählte die gemachten Gänge, und die Tambours ſchlugen an beiden Enden der Gaſſe, um das Geſchrei des Delinquenten zu übertönen.

Spike, ſ. Lavendel.

Spillgeld, ſ. Nadelgeld.

Spillmagen, ſ. Cognaten.

Spinat (Spinacia), eine zur 22. Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Chenopodeen gehörende Pflanzengattung, welche zweihäufige Blüten trägt. Die männlichen Blüten beſtehen aus einer vier- bis fünfblätterigen Blütenhülle und vier bis fünf Staubgefäßen, die weiblichen aus einer bauchig-röhrigen, in zwei bis vier Zipfel geſpaltenen Hülle und einem Fruchtknoten mit vier Griffeln. Die kleine, einſamige Frucht (ein Nüßchen) iſt hart und zum Theil mit der ſtehenbleibenden Blütenhülle verwachſen. Der S. ſtammt aus dem Orient und kam durch die Araber nach Spanien, von wo er ſich weiter nach Europa verbreitete. Man cultivirt allgemein zwei Arten, den gemeinen S. (S. oleracea) und zwar in zwei Varietäten, nämlich mit ungehörnter Frucht und mit Früchten, welche zwei bis vier ſtachelartige Hörnchen tragen, und den holländiſchen S. (S. glabra Mill.), welcher bis 2 F. hohe, kahle, gefurchte Stengel treibt und große (bis 6 Zoll lange und bis 2 Zoll breite) länglich-eiförmige, am Grunde pfeilförmige Blätter hat. Beide Arten ſind einjährige Pflanzen, können aber durch Herbſtausſaat in zweijährige umgewandelt werden (Winterſpinat). Der im Frühlinge und während des Sommers ausgeſäete (Sommerſpinat) ſchoßt bald in die Blüten und wird dann raſch hart und gelb. Der S. gibt ein beliebtes und geſundes Gemüſe, welches zwar wenig nährt, aber auch nur ſchwache Verdauungskräfte erfordert und demnach ſich beſonders zur Krankenſpeiſe eignet, zumal da er zugleich erweichend und den Stuhlgang befördernd wirkt. Das Mehl der Samen ſoll ein nahrhaftes Brot geben. In Oſtindien wird auf gleiche Weiſe der viermännige S. (S. tetrandra Stev.) angebaut und ſehr geſchätzt. Der ſog. neuſeeländiſche S. (Tetragonia expansa Ait.) iſt eine Pflanze aus der Familie der Ficoideen, welche aus Neuſeeland ſtammt, woſelbſt das Kraut allgemein als Gemüſe gegeſſen und auch als antiſkorbutiſches Mittel angewendet wird. Auch in Deutſchland wird dieſe durch vielverzweigte, niedergebeugte, geflügelte Stengel und dicke, delta- oder rautenförmige, mit kleinen Bläschen bedeckte Blätter ausgezeichnete Pflanze öfters in Gärten gezogen und wie S. als Gemüſe gegeſſen, ja von manchen dem gemeinen S. noch vorgezogen, weil ihr Geſchmack etwas kräftiger iſt. Was man als engliſchen S. bezeichnet, iſt eine Art des Ampfer (ſ. d.).

Spindelbaum, ſ. Evonymus.

Spindler (Karl), beliebter deutſcher Romanſchriftſteller, geb. 16. Oct. 1796 zu Breslau, erhielt ſeine Erziehung zu Strasburg, wo ſein Vater als Organiſt am Münſter angeſtellt worden war. Nachdem er Strasburg, um dem franz. Militärdienſte zu entgehen, verlaſſen, lebte er im Hauſe eines Oheims, eines Landpfarrers bei Augsburg, ging aber dann zum Theater über, bei dem er längere Zeit blieb. Inzwiſchen hatte er mit dem Roman «Eugen von Kronſtein» (2 Bde., Konſtanz 1824), einem zwar noch unreifen aber talentvollen Verſuch, ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begonnen, der er ſich bald ausſchließlich zuwandte. S. lebte in Hanau, Stuttgart und München, ſeit 1832 aber in Baden-Baden, wo er ſich angekauft hatte. Er ſtarb 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Seinen literariſchen Ruf begründete S. mit den Romanen «Der Baſtard» (3 Bde., Zür. 1826; 2. Aufl. 1829), einer Sittengeſchichte aus dem Zeitalter Kaiſer Rudolf's II., «Der Jude» (4 Bde., Stuttg. 1827), welcher die ſittlichen Zuſtände aus der erſten Hälfte des 15. Jahrh. ſchildert, und «Der Jeſuit» (3 Bde., Stuttg. 1829), einem Charaktergemälde aus dem erſten Viertel des 18. Jahrh. Dieſen Hauptwerken, in denen er ein glänzendes Erzählertalent bekundet, ließ er noch eine große Anzahl anderer Romane und Erzählungen folgen, die jedoch, etwa mit Ausnahme von «Der Invalide» (5 Bde., Stuttg. 1831), einen dauernden Beifall nicht fanden. Viele ſeiner kleinern Novellen enthält das von ihm herausgegebene Taſchenbuch «Vergißmeinnicht» (ſeit 1830). S.'s «Sämmtliche Werke» (Stuttg. 1831—54) umfaſſen nicht weniger als 102 Bände.

Spinell oder Ceylanit heißt ein Edelſtein, welcher lebhaft glasglänzend, durchſichtig mit einfacher Strahlenbrechung bis undurchſichtig, auf dem Bruche flach-muſchelig, ſehr hart und ſchwer iſt und aus Thon, Kieſel, Talk, Eiſen- und Chromoxydul beſteht. Er kommt in Kryſtallen, deren Grundform ein regelmäßiges Octaëder iſt, und auch in abgerundeten Körnern vor, und ſeine Härte iſt = 8,0, ſein ſpecifiſches Gewicht = 3,5 bis 3,8. Man findet ihn in Ceylon, Pegu, am Veſuv, bei Montpellier, in Schweden, Mähren und Sibirien. Nach der

Färbung und Durchsichtigkeit werden mehrere Arten unterschieden: 1) Rother S. ist karmin- bis blut- und rosenroth, auch gelblichbraun, violett und indigblau und durchsichtig mit sehr lebhaftem Glasglanze. Diese Art ist sehr geschätzt und steht im Preise den farbigen Diamanten gleich. Der rothe wird Rubin (s. d.), der gelblichrothe Rubicell und der ins Blaue stechende Alamandin genannt. 2) Schwarzer S., Pleonast oder Ceylanit ist sammtschwarz, selten ins Bräunlich- und Grünlichschwarze stechend, durchscheinend bis undurchsichtig. 3) Blauer S. ist blau, ins Graue, Weiße und Röthliche stechend, meist nur schwach durchscheinend. 4) Chlorospinell (bei Slatust gefunden) ist glasgrün, an den Kanten durchscheinend.

Spinello (Aretino), ein Maler aus Arezzo, zu den Nachfolgern Giotto's gehörend, wirkte im 14. und den ersten Jahren des 15. Jahrh. Seine Werke zeigen eine strenge, großartige, mitunter leidenschaftliche Auffassung; die Ausführung ist ungleich, öfters flüchtig. Zu seinen hauptsächlichen Arbeiten gehören die Scenen aus dem Leben des heil. Benedict in San-Miniato zu Florenz, die noch erhalten sind, geistvolle Compositionen von lebendigster Charakteristik und in diesem Betracht dem Besten aus der ganzen Schule Giotto's zuzurechnen. In dem berühmten Campo-santo zu Pisa sind von ihm die Geschichten des Ephesus und Potitus, und in dem Stadthause zu Siena malte er die Geschichten des Zwiespalts zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III., bis zu der Demüthigung des Kaisers. Der Sturz der bösen Engel, eine der schönsten Compositionen S.'s, die er zu Sta.-Maria degli Angioli in Arezzo malte, ging mit dieser Kirche zu Grunde; erhalten ist sie im Stich in Lasinio's Sammlung altflorent. Gemälde. Bald nach der Vollendung dieses Bildes starb S., nach der Sage geistesabwesend aus Entsetzen über die Erscheinung des Teufels, in welche er sich hineinphantasirt hatte.

Spinett (ital. spinetto, franz. épinette), auch Virginal genannt, ein veraltetes Klaviatur-Saiteninstrument, von kleiner vier- oder dreieckiger, dem Klavichord ähnlicher Gestalt und gleich diesem mit dünnen Messingsaiten bezogen, doch hinsichts der Klangerzeugungsart von ihm abweichend. Die Saiten wurden nämlich nicht durch Tangenten intonirt, sondern nach Art des alten Flügels oder Klavicembal durch Stückchen Rabenkiele geschnellt. Gemeinhin waren die Saiten des S. nur einchörig, von der rechten zur linken Seite hingespannt und eine Quinte oder Octave höher gestimmt als beim Klavier oder Flügel. Der Umfang des S. betrug selten mehr als drei Octaven; doch hatte man es auch größer. Den Namen Virginal führte es in England und auch in den Niederlanden.

Spinnen, eine Unterordnung in der Klasse der Spinnenthiere oder Arachniden (s. d.), haben einen ungegliederten, mehr oder minder eiförmigen Hinterleib, welcher durch einen kurzen Stiel an das Kopfbruststück befestigt ist, zweigliederige Oberkiefer, deren klauenförmiges Vorderglied eingeschlagen werden kann, acht siebengliederige, mit zwei oder drei Endkrallen bewehrte Füße und sechs bis acht einfache Augen. Die Gestalt ist im ganzen bei allen ziemlich dieselbe und die Haut gewöhnlich dünn und weich, nur bei einigen ausländischen hart, wie bei der Stachelspinne (Plectane). Die Größe wechselt von 5 Zoll bei den größten Vogelspinnen bis 2—3 Linien bei den kleinsten S. anderer Gattungen. An der Wurzel der Oberkiefer liegt ein Gift bereitendes Säckchen, dessen Ausgangskanal sich in das sehr harte und spitze Endglied des Oberkiefers fortsetzt; dieses Gift dient, die gefangenen Insekten durch den Biß sogleich zu lähmen oder zu betäuben. Die acht Füße der S. sind höchst eigenthümlich gebildet und mit, bei allen Arten verschiedenen Haken, Kämmen und Bürsten versehen, die zum Spinnen und Glätten des Fadens benutzt werden. Am Hinterleibe liegen die nur bei den Gewebespinnen vollständig ausgebildeten Spinnwarzen, vier bis sechs warzenförmige Vorsprünge, auf welchen die Spinndrüsen durch feine Oeffnungen münden. Dem Menschen können nur wenige ausländische Arten durch ihren Biß schaden, denn was von dem Bisse der südeurop. Tarantelspinnen erzählt wird, ist bloße Fabel; wol aber erregt der Biß der großen Vogelspinnen bedeutenden Schmerz und auch Fieber, ohne jedoch lebensgefährliche Folgen nach sich zu ziehen. Man theilt die S. in zwei Familien, die Vierlunger, mit vier äußerlichen Luftlöchern und vier Lungensäcken, und die Zweilunger, mit zwei äußerlichen Luftlöchern und zwei Lungensäcken. Zu den erstern, die nur vier Spinnwarzen haben, womit sie röhrenförmige Gehäuse, zum Theil in der Erde, spinnen, gehören die Vogelspinnen (Mygale), die Riesen der Ordnung, und die in dem südl. Europa lebenden Mauerspinnen (Cteniza); die letztern, welche sechs Spinnwarzen haben, zerfallen in die Webespinnen, welche ein mehr oder minder bedeutendes Gewebe spinnen, und die Jagdspinnen, welche ihre Beute im Laufe oder Sprunge erhaschen. Die Gewebe der S. sind übrigens sehr verschieden, aus concentrischen, über ausgespannte Strahlen laufenden Kreisen gebildet bei der Kreuzspinne, seidenartigen Röhren ähnlich bei den Röhrenspinnen, kegel- oder glockenförmig bei

den Trichterspinnen, kleine enge Säckchen bildend, welche zur Wohnung dienen, bei den Zellenspinnen, das Innere von Erdlöchern und Felsenspalten auskleidend bei den Tapezierspinnen und aus langen, einzelnen, unverbundenen Fäden bestehend bei den Krabbenspinnen. Das Gewebe der S., besonders dasjenige, welches die Eier umgibt, hat man zwar zur Weberei zu benutzen versucht, jedoch ohne praktischen Nutzen. Man bedient sich jetzt der Spinnenfäden nur noch zu Mikrometern in astron. Fernröhren, da sie sehr fein sind, denn erst 14000 zusammengedreht würden die Dicke eines starken Zwirnfadens haben.

Spinnerei und Spinnmaschinen. Spinnen nennt man dasjenige Verfahren, mittels dessen faserige Stoffe durch Drehung zu einem fortlaufenden Faden verbunden werden; doch hat man den Ausdruck Spinnen auch uneigentlich auf das Ausziehen feiner Metall- und Glasfäden angewendet. Ursprünglich und seit den ersten Zeiten geschah das Spinnen mit der Hand, indem man den Flachs u. s. w. auf einen Wocken wickelte, mit der Hand einen Faden daraus zog, diesen mittels einer daran hängenden, zwischen den Fingern geschnellten Spindel zusammendrehte und schließlich auf dieselbe Spindel aufwickelte. Noch jetzt findet man dies Verfahren in einigen Ländern, z. B. in Italien, überhaupt im Süden von Europa. Um 1530 erfand der deutsche Steinmetz Jürgens in Nürnberg das Spinnrad, wie es, einige geringe Verbesserungen abgerechnet, noch jetzt bei uns gebräuchlich ist. Durch Jahrhunderte kannte man nur diese beiden Verfahrungsarten, und das Garn der Spindel wird zu manchen Zwecken noch gegenwärtig dem auf dem Rade erzeugten vorgezogen, weil der Faden weicher und geschmeidiger ist. Das Garn, welches die Hindu auf der Spindel erzeugen, hat bisjetzt noch weder durch auf dem Rade gesponnenes noch durch Maschinengespinst an Gleichmäßigkeit und Feinheit übertroffen werden können. Der ungeheuere Bedarf an Gespinst und die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Händen, welche sich diesem Geschäfte widmen können, machte im 18. Jahrh. den Wunsch rege, die Maschinenkraft auf den Spinnproceß anzuwenden. Die Baumwolle bot sich dazu am bequemsten dar, und erst später gelang es, auch Wolle und endlich Flachs auf Maschinen zu spinnen. Das Resultat dieser Bemühungen war die 1767 von Rich. Hargreaves erfundene Spinning jenny, welche anfangs auf 8, später aber auf 80 Spindeln spann, noch ziemlich roh war und von Menschenhand betrieben wurde. Erst Rich. Arkwright (s. d.) gelang es, in seinem Spinning frame (Spinnrahmen) eine Maschine darzustellen, welche, mittels Wasserkraft betrieben (daher der Name Water-, d. h. Wassermaschine), eine große Menge Baumwollfäden insoweit selbständig und von großer Feinheit und Gleichheit lieferte, daß die menschliche Handarbeit nur in Anlegung des Spinnstoffs und in der Wiederanknüpfung etwa zufällig abgerissener Fäden bestand. Arkwright's Spinnrahmen ist noch jetzt allgemein unter Gestalt der etwas veränderten Drosselmaschine in Anwendung. Die 1775 von Crompton erfundene Mule jenny liefert zwar weniger Gespinst in derselben Zeit, hat aber einen so leichten und gleichmäßigen Gang, daß man darauf das allerfeinste Garn spinnen kann. Ueberhaupt bestehen also, nach ihrer Grundeinrichtung unterschieden, drei Gattungen oder Systeme von Spinnmaschinen: die Jenny, neuerlich verbessert als Cylindermaschine, für gekrämpelte Wolle; die Mule für Baumwolle und gekämmte Wolle; die Water- oder Drosselmaschine für Baumwolle, gekämmte Wolle und Flachs. Außer der eigentlichen Spinnmaschine sind jedoch, um das Material vorzubereiten, noch eine Anzahl von Hülfsmaschinen nöthig. Dahin gehören die Reinigungsmaschinen, die Watteunmaschinen, welche das Material ordnen, die Kratzmaschinen, welche die Fasern der Länge nach legen und zu Bändern formen, die Doublirmaschinen, welche mehrere Bänder verbinden und mittels geringer Drehung zu dicken Fäden bilden, die Vorspinnmaschinen, welche die ersten Fäden langziehen und ihnen sehr wenig Drehung geben, und endlich erst die Feinspinnmaschinen, welche den vollendeten Faden liefern. (S. Garn.) Bei der Wolle kommen noch andere Maschinen in Gebrauch, welche das ursprünglich krause Haar glätten, je nach deren Anwendung man die Streichwolle und die Kammwolle unterscheidet, während beim Flachs die Faser erst gehechelt werden muß. Die Maschinenspinnerei im allgemeinen hat so unberechenbare Vortheile, daß sie sich sehr bald über die ganze civilisirte Welt verbreitete, und die Zahl der Spindeln, welche durch Elementarkraft betrieben werden, grenzt fast ans Unglaubliche. England und Nordamerika sind die Hauptpunkte dieses Betriebs. Doch sind auch Frankreich, die Schweiz und Deutschland nicht zurückgeblieben, und das deutsche Product gibt dem englischen in der Güte nichts nach, obschon es nur mit großer Mühe sich gegen die durch das ungeheuere Betriebskapital und die Wohlfeilheit des Rohstoffs ungemein begünstigte Concurrenz Englands aufrecht erhalten kann. In Frankreich wurde die Maschinenspinnerei durch den Minister Calonne 1787 eingeführt, und in Rouen, Paris, St.-Quentin, Lille, Amiens, Louviers, Mühlhausen, Lyon

und Montpellier sind die bedeutendsten Spinnereien. Die Schweiz liefert gutes Garn; doch bezieht man die feinsten Sorten zum Theil noch aus England. Unter den deutschen Staaten zeichnet sich Oesterreich durch seine Spinnereien namentlich in der Nähe von Wien aus, wo sich sehr bedeutende derartige Anlagen finden; auch Böhmen hat mehrere sehr umfangreiche Etablissements in diesem Industriezweige. In Preußen sind die Rheingegenden und das Herzogthum Sachsen die Hauptbezirke für die Baumwollspinnerei, obschon es auch in den übrigen Theilen des Reichs, namentlich in Schlesien, nicht daran fehlt. Im Königreiche Sachsen wurde die Maschinenspinnerei zuerst durch Bernard in Chemnitz eingeführt; doch dauerte es lange, ehe die Sache in Aufnahme kam. Vgl. K. H. Schmidt, «Lehrbuch der Spinnereimechanik» (Lpz. 1857).

Spinola (Ambrosius, Marquis), einer der großen Feldherren, die unter Philipp's II. und Philipp's III. Regierung in dem Kriege mit den aufgestandenen Niederlanden und im Anfange des Dreißigjährigen Kriegs den Ruhm der span. Waffen aufrecht hielten, wurde zu Genua 1569 geboren. Sein Bruder, Friedrich S., war Befehlshaber der an der niederländ. Küste aufgestellten Flotte und bewog ihn, gegen Ende des 16. Jahrh., 9000 Mann alter ital. und span. Truppen nach den Niederlanden zu führen. Nach Art der alten ital. Condottieri (s. d.), die für eigene Rechnung Truppen zusammenbrachten, war S. unter der Bedingung bereit dazu, daß er die Besoldung seiner Schar selbst besorge und dann auf die span. Staatskassen anweise. Dieser Umstand sicherte ihm in einer Zeit, wo die Kriegszucht zunächst durch richtige Bezahlung der Truppen bedingt war, den Erfolg, der ihn in kurzer Zeit so berühmt machte. Wenn im ganzen span. Heere Meuterei und Aufruhr wütheten, so waren seine 9000 Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung. Ostende, vor dem Erzherzog Albrecht länger als zwei Jahre gelegen, fiel vermittels dieser tüchtigen Scharen S. 1604 in die Hände, nachdem es sich drei Jahre und zwei Monate vertheidigt hatte. Als Steinhaufen zwar nahm er es ein, allein sein Ruhm erscholl durch ganz Europa, das auf diese Belagerung unverwandten Blicks geschaut hatte. Gegen 100000 Mann waren vor den Wällen dieser Seestadt gefallen. S. eilte nach Madrid, dem Könige Philipp III. Bericht von dem Zustande des span. Heeres abzustatten, und brachte volle Gewalt mit, den Unordnungen desselben zu steuern. Er wurde zum Oberbefehlshaber aller span. und ital. Truppen ernannt, die in den Niederlanden standen. Er begann nun den Kampf mit seinem würdigen Gegner, dem Prinzen Moritz (s. d.) von Oranien, der ihn jedoch, als er ihn durchschaut, allerdings von fernern Fortschritten abhielt. Keiner vermochte einen entscheidenden Vortheil über den andern zu erlangen. Endlich bewirkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo 1607 die ganze span. Flotte durch den holländ. Admiral Heemskerk zu Grunde ging, daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstande die Hand bot, den S. 1609 mit Moritz auf zwölf Jahre im Haag abschloß. Als derselbe 1621 zu Ende ging, begann er aufs neue sich mit Moritz zu messen, nachdem er schon 1620 bei Mainz über den Rhein gegangen und den ganzen Strich Landes nach Holland zu für das Kaiserhaus erobert hatte. Moritz starb unter den Anstrengungen, seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Breda zu zwingen; aber auch S. war durch die sumpfige Luft bedenklich krank geworden. Endlich nach einer zehnmonatlichen Belagerung öffneten sich ihm im Mai 1625 die Thore. S. gewährte der tapfern Besatzung freien Abzug. Es war indessen seine letzte große Waffenthat. Seine Gesundheit nöthigte ihn, den Befehl niederzulegen. Zwar trat er noch einmal 1630 in Italien auf, wo er die Feste Casale erobern wollte. Die Hindernisse, die er von Madrid aus erfahren mußte, erweckten ihm aber so viel Verdruß, daß er noch im nämlichen Jahre starb.

Spinoza oder Spinosa (Baruch, lat. Benedict), Philosoph, geb. zu Amsterdam 24. Nov. 1632, stammte aus einer jüd. Familie, die sich aus Portugal nach Holland gewendet hatte. Er genoß den gewöhnlichen Unterricht der Rabbiner. Seine religiösen Ansichten entfernten sich aber frühzeitig von den jüd. Satzungen, und nachdem mehrere Versuche, ihn wieder an die Synagoge zu knüpfen, gescheitert, kam es dahin, daß er durch die strengste Form des Bannes, die der Synagoge zu Gebote stand, aus der Judengemeinde ausgestoßen wurde. Er nahm dies gleichmüthig auf und schloß sich später niemals als Mitglied einer bestimmten religiösen Gemeinde an. Bei einem holländ. Arzt, van den Ende, lernte er Griechisch und Lateinisch. Ein zärtliches Verhältniß zu dessen Tochter zerschlug sich wieder, und S., der dem Versuche eines von seinen frühern Glaubensgenossen angestifteten Meuchelmordes glücklich entging, widmete sich von nun an gänzlich der Philosophie, für deren Studium er hauptsächlich in den Schriften des Carteſius Nahrung fand. Um sich seine Subsistenz zu sichern, lernte er das Schleifen optischer Gläser. Das wissenschaftliche Studium der Optik, welches er mit dieser Beschäftigung verband, brachte

ihn mit mehrern Physikern und Naturforschern seiner Zeit in Verbindung. Sein Aufenthalt war, nachdem es den Juden gelungen, bei dem Magistrate von Amsterdam auf einige Monate seine Verbannung zu erlangen, ziemlich unstet. Er bezog erst das Landhaus eines Freundes, ging dann nach Rheinsburg bei Leyden, darauf nach Voorburg bei Haag, bis er endlich nach einigen Jahren auf Bitten seiner Freunde sich im Haag selbst niederließ. Selbst nach dem Zeugniß seiner Feinde war S. höchst nüchtern und mäßig, ordentlich und haushälterisch, im Umgange sanft und ruhig, stets gleichmüthig, unausgesetzt fleißig und gegen äußere Vergnügungen gleichgültig. Oft verließ er monatelang seine Wohnung nicht. Auch bewies er sich als uneigennütziger Charakter. Als sein Freund Simon de Vries ihm ein Geschenk von 2000 Fl. und ein bedeutendes Vermächtniß anbot, erinnerte er denselben an seinen Bruder und setzte einen Jahrgehalt von 500 Fl., welchen jener ihm aussetzte, auf 300 Fl. herab. Ebenso überließ er seiner Schwester die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft bis auf ein Bett, welches er behielt, um wenigstens sein Recht zu behaupten. Als sein Name bekannter wurde, erhielt er unter Zusicherung voller Lehrfreiheit von dem Kurfürsten von der Pfalz einen Ruf als Lehrer der Philosophie an die Universität zu Heidelberg. Doch schlug er das Anerbieten aus, weil er nicht wisse, wie weit sich diese Lehrfreiheit erstrecken werde, und er auf keinen Fall andern einen Anstoß geben wolle. S. starb 21. Febr. 1677 an der Schwindsucht. Die Hauptquelle über sein Leben ist die sehr befangene Biographie von Colerus (holländ. 1698; franz. 1706; deutsch 1733); außerdem haben es Lucas (Amsterd. 1719), Diez (Dess. 1783) und Philipson (Braunschw. 1790) beschrieben. Von seinen Schriften hat S. selbst nur zwei herausgegeben: «Renati Cartesii principia philosophiae» (1663), wozu die «Cogitata metaphysica» den Anhang bilden, eine Darstellung der Cartesianischen Philosophie, und den «Tractatus theologico-politicus» (1670), in welchem er den Begriff der Offenbarung sowie den Ursprung und die Authentie der Bücher des Alten Testaments einer Kritik unterwirft und die Denkfreiheit gegenüber der positiven Religion vertheidigt, weil Philosophie und Religion zwei ganz heterogene Dinge seien. Viele Sätze, welche der Rationalismus des 18. Jahrh. geltend machte, finden sich hier schon bestimmt ausgesprochen. Nach seinem Tode gab der Arzt Ludw. Meyer seine «Opera posthuma» (1677) blos mit der Bezeichnung B. d. S. heraus. Sie enthalten außer einer *hebr.* Grammatik das Hauptwerk des S., die «Ethica ordine geometrico demonstrata», den «Tractatus politicus», die Abhandlung, «De intellectus emendatione», die beiden letztern unvollendet, und eine Anzahl sehr werthvoller Briefe. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Paulus (2 Bde., Jena 1802—3), Gfrörer (Stuttg. 1830) und Bruder (3 Bde., Lpz. 1843—46).

Die Lehre des S. hat auf die Gestaltung der deutschen Philosophie nach Kant einen großen Einfluß geübt, und S. hat das Schicksal gehabt, in neuerer Zeit ebenso urtheilslos gepriesen und bewundert worden zu sein, als er früher verdammt und verketzert wurde. Sein System ist ein Pantheismus, der auf der Consequenz beruht, mit welcher S. den Cartesianischen Begriff der Substanz geltend macht, und dessen Gestaltung durch den Cartesianischen Dualismus zwischen Denken und Ausdehnung bedingt ist. Vgl. H. Ritter, «Ueber den Einfluß des Cartesius auf die Ausbildung des Spinozismus» (Lpz. 1816); Sigwart, «Ueber den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie» (Tüb. 1816). Der Mittelpunkt des Systems ist der Satz: Es gibt nur eine unendliche Substanz (Gott) mit unendlichen Attributen, von denen der Mensch nur zwei, nämlich das Denken und die Ausdehnung, erkennen kann. Aus der Unendlichkeit der einen Substanz muß Unendliches auf unendliche Weise folgen, und zwar mit Nothwendigkeit, daher der Zweckbegriff vollkommen wegfällt und unter die Vorurtheile des menschlichen Verstandes gerechnet wird. Gott oder die eine, untheilbare Substanz ist die innere (immanente), nicht äußere (transiente) Ursache alles dessen, was ist und geschieht: frei, insofern sie nur nach den Gesetzen der eigenen Natur handelt; die Welt ist die Selbstdarstellung Gottes, die keine andere sein kann, als sie ist. Das Endliche ist eine beschränkte, begrenzte Modification der Attribute Gottes, die Körper des Attributs der Ausdehnung, die Geister des Attributs des Denkens. Die Frage, wie die Endlichkeit in das Unendliche komme, berührt S. gar nicht: die einzelnen endlichen Dinge werden einfach empirisch angenommen. Zwischen den Modificationen des Denkens und der Ausdehnung besteht kein ursachlicher Zusammenhang, sondern ein vollkommener Parallelismus, darin gegründet, daß beide Attribute Attribute einer und derselben Substanz sind. Jedes endliche Ding kann daher auf doppelte Weise angesehen werden, theils insofern es in andern endlichen Modificationen desselben Attributs gegründet ist, theils insofern es eine Modification der unendlichen Substanz ist. Die erstere Art der Erkenntniß ist unangemessen (inadäquat), die zweite, welche die Dinge unter dem Ge-

sichtspunkte ihrer Ewigkeit (sub specie aeternitatis) auffaßt, ist adäquat, die eigentlich philosophische, welche in allen den mannichfaltigen Gestalten des Unendlichen immer dieses selbst erkennt. Der Geist (mens) ist die Gesammtheit der Modificationen der denkenden Substanz, welche der Reihe der Veränderungen eines modus der ausgedehnten Substanz, nämlich dem menschlichen Leibe entsprechen; Begehrungen, Neigungen, Affecte und Leidenschaften sind Darstellungen der Natur des Geistes, der wie jedes andere Ding sich in seinem Sein und Wirken zu erhalten strebt. Was diesem Streben angemessen ist, ist gut, was ihm zuwiderläuft, ist übel und bös; die erste Tugend ist, sich in seinem Sein erhalten. Das, was dem Wesen des Geistes am angemessensten ist, ist das Erkennen; die höchste Tugend ist daher die Erkenntniß Gottes, d. h. der Einheit alles Unendlichen. Liebe ist die Freude über unser eigenes Wohl, insofern dieselbe von dem Gedanken an etwas außer uns als dessen Ursache begleitet wird. Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern diese selbst, und nicht deshalb sind wir selig, weil wir unsere Affecte bändigen, sondern dadurch, daß wir selig sind, wird es uns möglich, unsere Affecte zu bändigen. Die Liebe zu Gott ist der Ausdruck des Wohlgefühls, welches uns aus seiner Erkenntniß zuwächst. Eigentlich ist die Liebe des Menschen zu Gott die unendliche Selbstliebe, mit welcher Gott sich selbst liebt, nicht insofern er unendlich ist, sondern insofern er sich in der Form des menschlichen Geistes darstellt. Mit vollkommener Deutlichkeit tritt der Mangel jeder von der Begehrung unabhängigen Bestimmung über den sittlichen Werth oder Unwerth des Wollens in der Rechtslehre des S. hervor. Macht ist ihm Recht; jeder hat so viel Recht, als er Macht hat; was auch immer jeder nach den Gesetzen seiner Natur thut, thut er kraft seines Rechts, und Verträge und Versprechungen sind nur so lange gültig, als der, welcher sie brechen kann, es seinem Vortheile angemessen findet, sie nicht zu brechen. Der Staat ist daher dem S., wie dem Hobbes, nur der Nothbehelf gegen die Nachtheile, welche der uneingeschränkte Gebrauch seines natürlichen Rechts bei der Feindseligkeit der Menschen untereinander für jeden einzelnen, der allemal schwächer ist als die Gesammtheit der übrigen, herbeiführen würde; nur daß er nicht, wie Hobbes, eine unbedingte Unterwerfung unter die Macht im Staate verlangt, sondern die letztere warnt, den Gesammtvortheilen der ihr Unterworfenen nicht entgegenzutreten, weil in diesem Falle die letztern von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch zu machen sich veranlaßt finden werden. Durch die leidenschaftslose Ruhe seiner Darstellung, durch die Freiheit von aller Rhetorik, durch die nüchterne Entschiedenheit, mit welcher er seine Sätze hinstellt, durch den scheinbar enggeschlossenen Zusammenhang seiner Beweise, endlich durch die großartige Resignation, mit welcher er die Dinge und Ereignisse nimmt, wie sie sind, und in allem, was ist und geschieht, eine Reihe von Naturerfolgen sieht, an denen sich nichts ändern läßt und über deren Werthunterschiede sich zu härmen für den denkenden Menschen sich nicht der Mühe lohne, hat S. auf sehr ausgezeichnete Geister bedeutenden Eindruck gemacht; er hat aber auch ebenso rücksichtlich seines sittlichen Standpunktes wie in Beziehung auf die Haltbarkeit seiner theoretischen Lehrmeinungen gründliche Kritiken erfahren. Vgl. F. H. Jacobi, «Ueber die Lehre des S. in Briefen an Mendelssohn» (Berl. 1785; und in Jacobi's «Schriften», Bd. 4); Herder, «Gott, einige Gespräche» (Gotha 1787), ein Versuch, die Lehre des S. der des Leibniz zu nähern; Sigwart, «Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert» (Tüb. 1839); van der Linde, «S., seine Lehre und deren erste Nachwirkungen in Holland» (Gött. 1862); van Vloten, «Baruch d'Espinoza, zyn leven en schriften» (Amsterd. 1862). Von besonderer Wichtigkeit für das Verständniß des S. und die nähere Einsicht in die Perioden seines Bildungsganges ist der neuaufgefundene «Tractatus de Deo et homine» geworden (herausg. von Vloten, Amsterd. 1862). Vgl. darüber Sigwart, «S.'s neuentdeckter Tractat» (Gotha 1866), und Trendelenburg, «Ueber die aufgefundenen Ergänzungen zu S.'s Werken» in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie» (3. Bd., Berl. 1867). Eine deutsche Uebersetzung von S.'s «Sämmtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841) besorgte Berthold Auerbach (s. d.), der das Leben S.'s auch zum Gegenstande zweier Romane wählte.

Spion heißt ein Kundschafter im Kriege, aus nichtmilitärischem Stande, der entweder für Geld gedungen oder aus eigenen Beweggründen, aus Volks- oder Parteihaß, Rache u. s. w. auf heimlichem Wege Nachrichten über den Feind, seine Verhältnisse, Stärke, Stellung, Absichten u. s. w. erspähen und bringen soll. Nicht blos Leute aus dem niedern Volk, sondern Personen aus den gebildeten Ständen, selbst vornehme Damen haben das Spioniren schon betrieben. An sich von der öffentlichen Meinung geächtet, von den Kriegsgesetzen im Betretungsfalle mit Erschießen oder einem ehrlosen Tode bedroht, sind S. in der Kriegführung doch unentbehr-

lich, und ein geſchickt organiſirtes, mit den reichſten Geldmitteln ausgeſtattetes Spionirſyſtem wird immer große Vortheile bringen. Nur müſſen die Nachrichten eines S. mit Vorſicht aufgenommen und geprüft werden, weil S. ſich zuweilen beiden Parteien verdingen oder dazu benutzt werden, den Gegner durch falſche Mittheilungen zu täuſchen.

Spira (Johannes de) oder Johann von Speyer iſt einer jener deutſchen Buchdrucker, welche nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Naſſau 1462 auswanderten und ihre Kunſt in alle Länder Europas verpflanzten. Gewiß iſt, daß er der erſte war, der dieſe Kunſt in Venedig ausübte, wo ſie eine ſo gedeihliche Pflege und Aufnahme fand, daß dort bis 1500 bereits 200 Officinen ſich gebildet hatten. Das erſte Werk dieſes geſchickten Buchdruckers, deſſen Wirkſamkeit in Venedig ſich nur auf zwei Jahre beſchränkt, ſind die «Epistolae» des Cicero von 1469, ein Buch von höchſter Seltenheit. Dieſem folgte in demſelben Jahre die nicht minder ſeltene «Historia naturalis» des Plinius, welche nur in 100 Exemplaren abgezogen wurde. Seine undatirte Ausgabe des Tacitus, zugleich die Princeps dieſes Schriftſtellers, iſt das erſte mit arab. Blattziffern bezeichnete Buch. Ueber dem Druck der Schrift des Auguſtinus «De civitate Dei» überraſchte ihn der Tod. — Sein Bruder, Wendelin von S., führte ſeine Officin fort und leiſtete, eine kurze Zeit in Geſchäftsgemeinſchaft mit Johann de Colonia, gleichfalls Vortreffliches. Zunächſt vollendete er 1470 das Werk des Auguſtinus; in demſelben Jahre druckte er den Virgil, 1471 die erſte ital. Bibel nach der Ueberſetzung von Niccolo Malermi, 1472 den Strabo u. ſ. w. Sein Name verſchwindet nach dem J. 1477.

Spiraea, Spierſtaude, Spierſtrauch, eine artenreiche Pflanzengattung aus der 12. Klaſſe, 5. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und aus der Familie der Roſaceen. Die in Trauben, Doldentrauben oder Trugdolden geſtellten Blüten ſind regelmäßig und gewöhnlich zwitterlich; ſie beſtehen aus einem röhrigen Kelch mit fünfſpaltigem Saum, aus fünf kurzgeringelten Blumenblättern und zahlreichen Staubgefäßen, welche auf dem Rande des Kelchſchlundes eingefügt ſind, und aus fünf Stempeln, aus denen mehrſamige Balgkapſeln hervorgehen. Die Arten dieſer Gattung, der Mehrzahl nach Sträucher, ſind über Nordamerika, Europa und Aſien verbreitet. Sie haben einfache, aber ſelten ganze, meiſt hand- oder fiederförmig zertheilte Blätter mit oder ohne Nebenblätter. Unter den einheimiſchen Arten iſt namentlich S. Aruncus L., die Federbuſch-Spierſtaude (Buttermilchblume), zu erwähnen, eine prächtige Staude mit dreizählig-fiederſchnittigen, ſehr großen Blättern und zahlloſen kleinen, weißen, in eine große federbuſchartige Riſpe geſtellten Blüten, welche bei dem einen Individuum weiblich, bei dem andern männlich ſind. Dieſe Pflanze wächſt an Bächen und Flüſſen und in feuchten Thälern und Schluchten von Gebirgsgegenden und wird auch oft als Zierpflanze cultivirt. Verbreiteter iſt die gemeine Spierſtaude (S. Ulmaria L.), welche ſich überall an Ufern und auf naſſen Wieſen findet und auch Mädelſüß, Krampfkraut, Wurmkraut genannt wird. Sie hat bis 5 F. hohe Stengel, unterbrochene, fiedertheilige Blätter und weiße, in ſchirmförmige, unebene Trugdolden geſtellte Blüten. Ihr nahe verwandt iſt die in Gärten häufig zur Zierde angepflanzte, durch roſenrothe Blüten ausgezeichnete S. lobata Mass. aus Nordamerika. Unter den ſtrauchigen Arten Europas iſt S. salicifolia L., der weidenblätterige Spierſtrauch, die häufigſte. Dieſe bei uns oft zu Hecken verwendete und häufig verwildert vorkommende Art hat ruthenförmige, braune, reichbeblätterte Aeſte, keilig-lanzettförmige, geſägte Blätter und endſtändige, pyramidale, dichte Sträuße röthlichweißer oder hellroſenfarbener Blüten. Viele andere Spierſträucher unſerer Gärten ſtammen aus Nordamerika. Die am häufigſten angebaute dürfte der ſchneeballblätterige Spierſtrauch (S. opulifolia L.) mit dreilappigen, geſtielten Blättern, halbkugeligen, weißen Doldentrauben und zuletzt rothen, glänzenden, aufgeblaſenen Kapſeln, welche beim Zerdrücken zwiſchen den Fingern ein knitterndes Geräuſch erzeugen, ſein, welcher oft verwildert vorkommt. Eine ſehr ſchöne, jetzt auch häufig cultivirte Art iſt der filzblätterige Spierſtrauch (S. tomentosa L.) mit eilänglichen, gekerbten, oberſeits ſchön dunkelgrünen, unterſeits weißfilzigen, gelbgeaderten Blättern und ſchön roſenrothen Blütenſträußen. Sehr häufig findet ſich in Gärten zu Hecken und Boskets benutzt der in Krain heimiſche ulmenblätterige Spierſtrauch (S. ulmifolia Scop.), welcher eilanzettförmige, ſpitze, ſcharfgezähnte Blätter und weiße, gewölbte Doldentrauben beſitzt. Unter den aſiat. Arten findet man den niedlichen hartheublätterigen Spierſtrauch (S. hypericifolia Dec.) am häufigſten angebaut, ſeltener den ebereſchblätterigen Spierſtrauch (S. sorbifolia L.). Beide Arten ſind in Sibirien heimiſch.

Spirale, Spirallinie oder Schneckenlinie nennt man eine krumme Linie, welche unendlich viele Umläufe um einen beſtimmten feſten Punkt macht. Die einfachſte, am häufigſten vorkommende iſt die Archimediſche, welche Konon erſonnen und ſein Zeitgenoſſe Archimedes näher

unterſucht hat. Sie entſteht aus einem gegebenen Kreiſe dadurch, daß ſich ein Halbmeſſer deſſelben dreht und auf demſelben, oder einem Punkte ſeiner Verlängerung, ſich ſo bewegt, daß ſein Abſtand vom Mittelpunkte immer dem vom Halbmeſſer beſchriebenen Winkel proportional und zwar dem Halbmeſſer gleich iſt, ſobald der Halbmeſſer eine ganze Umdrehung vollendet hat. Der Halbmeſſer dreht ſich aber auch nach derſelben unaufhörlich herum, und nach zwei, drei, vier u. ſ. w. Umläufen iſt der Abſtand des beſchreibenden Punktes vom Mittelpunkt der doppelten, dreifachen, vierfachen u. ſ. w. Länge des Halbmeſſers gleich. Verſchieden von dieſer S. ſind die S. Fermat's, die logarithmiſche, hyperboliſche oder reciproke (umgekehrte Archimediſche) und paraboliſche S. Eine S. auf der Oberfläche eines Cylinders heißt eine cylindriſche, wohin die Schraubenlinie gehört, auf einer Kegelfläche eine koniſche, auf einer Kugelfläche eine ſphäriſche.

Spirdingſee, auch Schnardewieſee genannt, der größte See des preuß. Staats, auf der oſtpreuß. Seenplatte, 400 par. F. über dem Meere, im Weichſelgebiete gelegen und zu dem Kreiſe Johannisburg, geringerntheils zum Kreiſe Sensburg im Regierungsbezirk Gumbinnen gehörig, iſt 1,88, mit ſeinen Seitenzweigen aber 2,14 Q.-M. groß, in ſeinem Hauptbecken von Nordoſten gegen Südweſten $2\frac{1}{4}$ M. lang und von Norden nach Süden bis $1\frac{1}{4}$ M. breit und über 145 F. tief. Er umſchließt drei Inſeln oder Werder, darunter den bewohnten Spirdingswerder und den Teufelswerder, auf welchem das 1784 von Friedrich d. Gr. angelegte, ſpäter wieder abgetragene Fort Lyk ſtand. Die Nebenzweige des Sees ſind im Nordoſten der Eckersberger-, im Süden der Sexter-, im Südweſten der Warnold-, im Nordweſten der Lukneinenſee, im Weſten der zwiſchen Rhein und Wigrimmen gelegene, ſehr lange Zweig, welcher im ſüdl. Theile Veldahn-, im nördlichen (3 M. lang) das Rheiniſche oder Talterwaſſer heißt. Der S. erhält von Oſten her den Abfluß des Arysſees, von Weſten durch den Veldahnſee den Kruttingfluß, der ſeinerſeits die Waſſer der ſensburger Seegruppe ſammelt und durch den Muckerſee geht. Auch ſteht er im Norden mit dem Löwentin- und ſo mit dem 1,9 Q.-M. großen Angerburger- oder Mauerſee in Verbindung, wie dieſer wiederum mittels des Angerapp mit dem Pregel. Abflüſſe hat der S. drei, alle nach Süden. Der eine, der 0,7 M. lange Johannisburger Kanal, führt durch den Biallolaſker- und den Keſſelſee zum Warſchauſee; der zweite geht aus dem Sexterſee durch den Proſolasker- und Pogobienſee zum Piſchfluß; der dritte geht aus dem Veldahnſee in den Niederſee und vereinigt ſich im Proſolaskerſee mit dem zweiten. Der genannte Piſchfluß oder Piſſek fließt gegen Süden, mündet bei Nowogrod in Polen in den Narew und ſtellt die Verbindung mit dem Bug und der Weichſel her. Allein bei der ſchon auf der Angerapp ſchwierigen Fahrt, den Untiefen der verbindenden Flußläufe und der Piſſek ſelbſt iſt dieſe Verbindung zwiſchen Pregel und Narew von geringem Werth.

Spiritismus iſt der moderne Ausdruck für den von Urzeiten her in der uncultivirten Menſchheit feſtwurzelnden Glauben an die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Seelen Verſtorbener durch Beſchwörung und Zaubermittel. Je wilder und roher die Zuſtände der Menſchheit ſind, deſto mehr pflegt dieſer Glaube zu herrſchen, welcher ſich erſt bei höhern Graden zunehmender Verſtandesaufklärung mehr und mehr verliert. Am ſtärkſten verbreitet iſt er bei den wilden Völkern, aber auch das heidniſche und jüd. Alterthum nebſt dem Mittelalter ſind ſeiner häufigen Spuren voll. Als man im vorigen Jahrhundert, als dem ſog. Zeitalter der Aufklärung, dieſen Glauben vollſtändig zu überwinden hoffte, erneuerte ſich durch den vorgeblichen Geiſterverkehr Swedenborg's (ſ. d.) ſowie durch den thieriſchen Magnetismus, welchen Mesmer (ſ. d.) auf die Bahn brachte, der uralte Spuk mitten im Schoſe des aufgeklärten Europa ärger denn je. Insbeſondere wurde während der erſten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts durch magnetiſirende Aerzte aus der Schule der Schelling'ſchen Naturphiloſophie die öffentliche Aufmerkſamkeit ſtark auf gewiſſe merkwürdige Erſcheinungen des Dämonismus oder Beſeſſenſeins hingelenkt. Am meiſten war es der weinsberger Arzt Juſtinus Kerner (ſ. d.), welcher ſich aus der Beobachtung ſolcher Krankheitszuſtände eine hauptſächliche Lebensaufgabe machte und ſowol in ſeiner Schrift «Die Seherin von Prevorſt» eigene Beobachtungen beſchrieb, als auch in ſeinem «Magikon» und andern Schriften die Beobachtungen anderer emſig ſammelte. Zuletzt iſt in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts von Nordamerika aus zu all dieſem Treiben das Tiſchrücken hinzugetreten, aus dem ſich das Geiſterklopfen (Klopfgeiſter) entwickelte. (S. Tiſchrücken und Geiſterklopfen.) Daraus endlich entſtand die Kunſt der Pſychographie, bei deren höchſtem Grade das durch Geiſter inſpirirte Medium einfach ſeinen Bleiſtift zur Hand nimmt, um blindlings niederzuſchreiben, was ihm jene in die Finger dictiren. Es bildeten ſich nun auch in Frankreich und Deutſchland wißbegierige Geſellſchaften zur Auskundſchaftung des Jenſeits. Lebensbeſchreibungen längſt verſtorbener Perſonen, z. B. der berühmten Johanna

d'Arc, wurden nach deren eigenen Dictaten in den Druck gegeben, ihre Porträts aus dem Jenseits gezeichnet, dabei auch Gedichte und musikalische Compositionen seliger und unseliger Geister dem Publikum zur Beurtheilung vorgelegt. Als literarische Ausgeburten dieser Sache sind bemerkenswerth: Cahagnet, «Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege» (aus dem Französischen von Neuberth, 2 Bde., Hildburgh. und Lpz. 1851); Hornung, «Neue Geheimnisse des Tages» (Lpz. 1857); M. Eliphas Levi, «La science des esprits» (Par. 1865); Epp, «Seelenkunde» (Manh. 1866). Obgleich die theoretische Unmöglichkeit eines derartigen Geisterverkehrs keineswegs streng beweisbar ist, und deshalb unter den Denkern gerade die gründlichsten, wie Kant und Lessing, sich immer am meisten vor einem dreisten Absprechen in dieser Angelegenheit gehütet haben, so ist doch außer Zweifel, daß überall, wo sich ein solcher Geisterspuk in geselligem Betriebe aus Licht der Oeffentlichkeit wagt, auf der Stelle alle die schlimmen Folgen eintreten, welche theils lügenhafter Selbstbetrug, theils hinterlistiger Betrug anderer mit sich führen. Gewöhnlich fängt die Sache mit unbewußter Selbsttäuschung an und endigt mit bewußter Mystification der leichtgläubigen Menge. Das hervorragendste Beispiel eines ins Große getriebenen Betrugs dieser Art gab im vorigen Jahrhundert der berüchtigte Cagliostro (s. d.). Vgl. Schindler, «Das magische Geistesleben» (Bresl. 1857); «Das geistige Doppelleben» (Lpz. 1855); Perty, «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (Lpz. 1861).

Spiritualen nannte sich die strengere Partei unter den Franciscanern (s. d.), die sich infolge der Milderung der ursprünglich sehr strengen Ordensregel durch Papst Gregor IX. 1231 und Innocenz IV. 1245 absonderte, apokalyptische Träume von einer vollkommenern Periode des Heiligen Geistes hegte und 1294 von Papst Cölestin V. als besonderer Orden der Cölestiner-Eremiten bestätigt wurde. Als Bonifaz VIII. 1302 die Bestätigung wieder aufhob und die S. gleich Ketzern behandelte, als nachmals Johann XXII. die Inquisition gegen sie aufbot, ließen sie sich lieber aus der Kirche stoßen und mischten sich nun als Fratricellen unter die ketzerischen Begharden.

Spiritualismus (vom lat. spiritus), bezeichnet die Lehre, daß die Seele als Princip des geistigen Lebens von dem Körper verschieden sei, und ist dem Materialismus entgegengesetzt, welcher die Materialität aller Kräfte im Weltall und folglich auch der geistigen und psychischen behauptet. Doch ist der S. bei dieser Entgegensetzung zweier verschiedener Formen fähig. Bleibt er bei der bloßen Behauptung der Geistigkeit der Seelenkräfte im Gegensatz zu den leiblichen stehen, so ist er Dualismus; geht er aber weiter bis zur Vergeistigung aller Kräfte im Weltall, sodaß auch die materiellen für geistige Thätigkeiten niedern Grades genommen werden, so wird er zum Idealismus (s. d.).

Spiritus (lat.), d. i. Hauch, Seele, Verstand, Geist, heißt vorzugsweise in der griech. Grammatik der starke oder scharfe und der gelinde oder schwache Hauch, lateinisch spiritus asper und spiritus lenis, der über jeden Vocal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im ersten Falle durch das Zeichen ῾, im zweiten durch ᾽ ausgedrückt wird. Diese Zeichen kamen als solche jedoch erst zu Ende des 3. Jahrh. v. Chr. durch den alexandrin. Grammatiker Aristophanes von Byzanz in Gebrauch, da der scharfe Hauch, der ganz dem lat. und deutschen H-Laute entspricht, in den ältesten griech. Schriftdenkmälern stets durch ein H bezeichnet wird, aus dessen Zertheilung die beiden S. ursprünglich entstanden, während der gelinde Hauch früher äußerlich gar nicht dargestellt und, wie es scheint, zu keiner Zeit in der Aussprache gehört wurde.

Spiritus (Sprit), s. Alkohol.

Spithead (Rhede), s. Portsmouth.

Spitta (Karl Johann Philipp), bekannt als Dichter geistlicher Lieder, geb. 1. Aug. 1801 zu Hannover, widmete sich 1821—24 auf der Universität Göttingen theol. Studien, war dann einige Jahre Hauslehrer und Pfarrgehülfe, bis er 1830 die Stelle eines Garnisonpfarrers und Seelsorgers an der Strafanstalt in Hameln erhielt, die er jedoch 1837 mit dem Pfarramt in Wechold bei Hoya vertauschte. Nachdem er seit 1847 als Superintendent zu Wittingen im Lüneburgischen gelebt, siedelte er 1853 nach Peine im Fürstenthum Hildesheim über, wo er das Amt eines Superintendenten und Oberpfarrers bekleidete. Er starb 26. Sept. 1859 zu Burgdorf bei Hannover. S. ist zwar als homiletischer Schriftsteller nicht ohne Verdienst, sein literarischer Ruf begründet sich jedoch auf seine geistlichen Lieder, deren er zwei Sammlungen unter dem Titel «Psalter und Harfe» (erste Sammlung, Lpz. 1833; 30. Aufl. 1866; zweite Sammlung, Lpz. 1842; 17. Aufl. 1865) veröffentlichte. Nach seinem Tode kamen noch «Nachgelassene geistliche Lieder» (3. Aufl., Lpz. 1866) hinzu. Dieselben bilden unstreitig die bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete der deutschen Dichtung seit Paul Gerhard. An Wohllaut,

Vollendung der Form, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls werden sie ebenso wenig von den zahlreichen andern Dichtern, namentlich der neuesten Zeit erreicht, wie an echt christlichgläubigem Inhalt, der von jeder Härte und Einseitigkeit frei ist. Die Mehrzahl von S.'s Liedern dient der häuslichen Erbauung; nur der kleinere Theil ist zu kirchlichem Gebrauche bestimmt, aber dann auch in hohem Grade dazu geeignet. Viele derselben sind componirt worden. Vgl. die Biographie S.'s von Münkel (Lpz. 1861).

Spittler (Ludw. Timotheus, Freiherr von), berühmt als Geschichtschreiber und Publicist, geb. zu Stuttg. 10. Nov. 1752, studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann von 1771—75 zu Tübingen und Göttingen und wurde 1777 Repetent am theol. Seminar zu Tübingen. Nachdem er hier durch seine «Kritische Untersuchung des 60. laodicäischen Kanons» (Brem. 1777) und die «Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor» (Halle 1778) seinen tiefforschenden Geist bewährt, wurde er 1779 Professor der Philosophie in Göttingen. Hier zeichnete er sich bald als Lehrer der Geschichte aus und fand namentlich mit seinen Vorlesungen über die Welthändel der drei letzten Jahrhunderte großen Beifall. Gespannte Verhältnisse mit Heyne bewogen ihn, nach Würtemberg zurückzukehren. Seine Beförderung zum Minister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität zu Tübingen 1806, wobei er zugleich zum Freiherrn erhoben wurde, entfernten ihn jedoch von der höhern polit. Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche. Vielfach verkannt, in seinen Hoffnungen getäuscht, in seinen Bestrebungen gelähmt, erlag er frühzeitig und starb 14. März 1810. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Geschichte der christl. Kirche» (Gött. 1806; 5. Aufl. von Planck, 1813); «Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzogen» (Gött. 1783); «Geschichte Wirtembergs» (Gött. 1783), «Geschichte des Fürstenthums Hannover» (Gött. 1786); «Entwurf der Geschichte der europ. Staaten» (2 Bde., Berl. 1793; 3. Aufl. von Sartorius, 1823); «Geschichte der dän. Revolution 1660» (Berl. 1796). Daran schließen sich noch die «Geschichte des Kelchs im Abendmahl» (Lemgo 1780) und zahlreiche Abhandlungen im «Göttinger histor. Magazin». S. wußte den Ertrag ernster Quellenforschung mit philos. Geiste in sinnvoller Kürze lichtvoll darzustellen und die reiche Fülle seines Stoffs durch weise Beschränkung auf das wahrhaft Fruchtbare glücklich zu bewältigen. Seine Darstellungsweise, oft nur rhapsodisch und andeutend, manchmal rauh und nicht ohne Nachlässigkeit, regt dennoch mächtig an. Dabei bekunden alle seine Werke einen hellen polit. Blick und einen praktischen Geist. Vgl. Planck, «Ueber S. als Historiker» (Gött. 1811). Seine geistreich skizzirten «Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums» wurden mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamb. 1824—28; vervollständigt von Paulus, Heidelb. 1826) und seine «Geschichte der Kreuzzüge» und die «Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation» von K. Müller aus Gurlitt's literarischem Nachlaß (Hamb. 1827—28) herausgegeben. Eine Gesammtausgabe von S.'s «Werken» besorgte sein Schwiegersohn K. Wächter (15 Bde., Stuttg. 1827—37).

Spitzbergen, von den Grönlandsfahrern lange Zeit auch Ostgrönland genannt, eine aus drei größern und mehrern kleinern Inseln bestehende Inselgruppe mit einem Flächenraum von 1075 Q.-M., liegt zwischen 76½ und 80° 48′ nördl. Br. und 28° und 45° östl. L. im Nordosten von Grönland und ist nächst Grinnell-Land, das wenigstens bis 82° 30′ nördl. Br. reicht, das nördlichste Land der Erde. Sämmtliche Inseln sind von vielen Fjorden und Buchten durchschnitten, felsig und mit Gebirgen bedeckt, die sich im Horn-Sund-Pic bis zu 4279 F. erheben. Das Klima ist durchaus arktisch und selbst im Sommer, wo die Wärme bei den langen Tagen, in denen die Sonne gar nicht untergeht, sehr bedeutend, im Schatten doch so rauh, daß in demselben weder Eis noch Schnee schmilzt. Die Vegetation ist deshalb auf eine geringe Zahl von Pflanzen, besonders Moose und Flechten beschränkt, die Inseln sämmtlich unbewohnt, aber reich an See- und Pelzthieren, an Renthieren und im Sommer an Seevögeln. An einzelnen Punkten hat man neuerdings auch Steinkohlen gefunden. Nächst der Hauptinsel Westspitzbergen (mit den dazugehörigen Inseln, außer Prince-Charles'-Foreland, 718 Q.-M. groß) sind die Insel Nordostland, im Nordosten jener gelegen (190 Q.-M.), und Stans-Foreland oder Edjeland (115 Q.-M.) im Südosten die bedeutendsten. Entdeckt wurde S. keineswegs 1553 durch den Engländer Hugh Willoughby, sondern erst 1596 von den Holländern Jakob van Heemskerck, Jan Cornelisz̈oon Ryp und Willem Barents, welche es jedoch für einen Theil von Grönland hielten und Nieuwland (Neues Land) nannten. Das Meer von S. wurde wegen seiner großen Menge von Walfischen, Walrossen und andern Seethieren alsbald der Schauplatz einer außerordentlichen Thätigkeit der Seeleute. Engländer, Franzosen, Dänen, Hamburger, Russen wetteiferten miteinander. Das Uebergewicht behielten jedoch die Niederländer, welche sogar eine

feste Station gründeten, Smeerenberg, wo der Thran ausgesotten wurde. Mit der Abnahme der Walfische hat jedoch der Verkehr aufgehört und Smeerenberg ist verschwunden. Näher bekannt wurde S. durch Scoresby (1817—18), Parry (1827), besonders aber seit 1861 durch schwed. Forscher. Vgl. Petermann, «S. und die arktische Centralregion» (Gotha 1865); Duner, Malmgren, Nordenskiöld und Quennerstedt, «Svenska expeditioner till S.» (Stockh. 1868).

Spitzbogen, s. Bogen.

Spitzen nennt man zarte, aus seidenen, leinenen oder baumwollenen, am besten gezwirnten Fäden, zuweilen auch aus Gold- und Silberfäden verfertigte Gewebe, welche im allgemeinen aus einem durch offene, vieleckige Maschen gebildeten Grunde und einem darin angebrachten, theils nur durch Verzerrung, Zusammendrängung und besondere Combination der Maschen entstandenen, theils in den Grund gewebten Muster bestehen. Sie bilden meist nur Streifen verschiedener Breite, welche zur Verzierung der Kleidung dienen; indessen erzeugt man auch breitere Stücke zu Schleiern, ganzen Kleidern u. s. w. Der neuern Zeit ist es gelungen, den sog. Spitzengrund, d. h. ein dem glatten Grunde der Spitzen gleiches, aus vieleckigen Maschen bestehendes Gewebe, auf sehr complicirten Maschinen engl. Erfindung zu erzeugen. Man nennt diesen Maschinenspitzengrund, welcher in breiten Stücken und schmalen Streifen beliebig geliefert, durch Nähen von den Frauen häufig zur Nachahmung der eigentlichen S. mit Mustern versehen und jetzt in großer Ausdehnung zu Damenputz verwendet wird, Bobbinet (s. d.). Vervollkommnung der Maschinen hat auch die Erzeugung gemusterten Spitzengrundes möglich gemacht, den man dann zur Unterscheidung vom glatten Fancynet nennt. Die Spitzengrundstreifen heißen Entoilages. Die sog. echten S., denen diese engl. Maschinenarbeit aus Baumwolle viel Schaden gethan hat, werden entweder geklöppelt (dentelles) oder genäht (points). (S. Klöppeln.) Letztere werden vorzüglich in Belgien und Frankreich verfertigt. Seidene S. nennt man Blonden. In Deutschland ist der Hauptsitz der Spitzenfabrikation das Erzgebirge. Man fertigt dort fast ausschließlich geklöppelte S., zum Theil von sehr hoher Vollendung, und die Klöppelschulen dienen zur Verbreitung von Fertigkeit und Geschmack.

Spitzgeschosse, s. Geschosse.

Spitzmaus (Sorex) heißt eine, in Europa durch sieben Arten vertretene und in mehrere Untergattungen zerfällte Gattung insektenfressender Säugethiere mit schlankem Körper, spitzem Kopf, langem Rüssel, kleinen Augen, rundlichen Ohren, schlanken, fünfzehigen, bekrallten Füßen und ziemlich mit Borsten besetztem Schwanze. Die Bezahnung ist sehr eigenthümlich; die oft zusammengewachsenen Backzähne scharfzackig, die Vorderzähne lang und scharf. Der bewegliche Rüssel ist mit langen Schnurren, die Füße mit straffen Haaren besetzt, der Pelz weich und sammtartig. An den Weichen befindet sich eine Drüse, die einen durchdringenden, moschusähnlichen Gestank verbreitet. Es sind unterirdische, nächtliche, sehr gefräßige Thiere, meist nützlich, da sie sich gewöhnlich von Würmern und Insekten nähren, doch auch junge Vögel und Mäuse angreifen. Schädlich ist die Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens), von der Größe einer kleinen Maus, die sehr gut schwimmt und taucht und oft in Fischteichen vielen Schaden anrichtet. Die Waldspitzmaus (Sorex vulgaris) kommt vor in Wäldern, die Alpenspitzmaus (S. alpinus) nur in der Alpenkette und besonders an der Grenze der Waldregion, die Feldspitzmaus (Crocidura leucodon) in Feldern und Gärten, die Hausspitzmaus (C. araneus) in Häusern, Gebäuden, wo sie sich auch an Fett, Fleisch und Oel vergreift, und in Gärten. Außerdem gehören zu der Gattung die beiden kleinsten Säugethiere, die man überhaupt kennt, die nördlich von den Alpen vorkommende Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus), deren Körper von der Rüsselspitze zur Schwanzwurzel nur 2 Zoll mißt, und die kleinste S. (Crocidura etrusca) im Umkreise des Mittelmeeres, bei welcher dasselbe Maß nur $1\frac{1}{2}$ Zoll erreicht.

Spitzpocken, s. Varicellen.

Splanchnologie, s. Eingeweide.

Spleen (engl., d. i. Milz; spr. Splihn) oder Milzsucht wird im gewöhnlichen Leben für eine gewisse geistige Krankheit gebraucht, welche Aehnlichkeit mit Hypochondrie und Melancholie hat, oft zum Selbstmord führt und gewöhnlich als engl. Nationalkrankheit bezeichnet wird. Von einem Menschen, der seine körperlichen, geistigen und pecuniären Kräfte auf eine der gewöhnlich als nützlich oder angenehm anerkannten zuwiderlaufende Art anwendet, dabei aber keine andern Spuren einer Geisteskrankheit als eine außergewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das Leben zeigt, sagt man, er habe den S. Die Wissenschaft hat diesen abnormen Seelenzustand bisjetzt noch nicht allgemein unter die einzelnen Arten von Geisteskrankheiten aufgenommen. Esquirol identificirt den S. mit Lebenshaß oder Lebensüberdruß. Die Krankheit ist nicht so streng an das

Klima von England und den Engländer gebunden, als man gewöhnlich annimmt. Die Behandlung des S. muß theils die körperlichen Verhältnisse berücksichtigen (besonders Verdauungsstörungen zu beseitigen suchen), theils die geistige Verstimmung durch zweckmäßige psychische Behandlung, besonders durch geregelte Thätigkeit (Arbeit) zu heben suchen. Dieses ist indeß eine schwere Aufgabe, da solche Kranke gewöhnlich geistige Klarheit wie pecuniäre Unabhängigkeit besitzen, daher nicht zu arbeiten brauchen und den ärztlichen Vorstellungen allerlei Verstandesgründe entgegenzusetzen wissen.

Splint nennt man bei holzigen Gewächsen den äußern, zunächst unter der Rinde liegenden Theil des Holzes, welcher aus noch nicht vollständig verholzten Zellen besteht und daher weicher, lockerer, leichter und gewöhnlich auch bläßer ist als der innerste Theil des Holzes oder das Kernholz. Manchmal ist zwar der Unterschied in der Färbung zwischen S. und Kernholz nicht gerade groß, in andern Fällen aber wieder sehr bedeutend, indem der S. mehr oder minder weiß oder gelblich erscheint, das Kernholz aber schwarz, braun oder roth gefärbt ist. Da der S. lockerer und weicher ist, so ist er auch von geringerer Dauer als das Kernholz.

Splügen, roman. Speluga, Dorf und Zollstätte im Bezirk Hinterrhein des schweiz. Cantons Graubündten, Hauptort des Kreises Rheinwald, liegt $10^3/_4$ St. (mit Post $7^3/_4$ St.) im Südwesten von Chur in 4464 F. Seehöhe am Hinterrhein, 2 St. nördlich von dem 6517 F. hohen Splügenpaß, der zwischen dem 10086 F. hohen Tambo- oder Schneehorn im Westen und dem 9312 F. hohen Surettahorn im Osten über die Graubündter Alpen in das von der Lira durchflossene Jakobsthal (Val Giacomo) der Lombardei führt und die Grenzscheide zwischen der westl. und mittlern Abtheilung des genannten Alpenzugs bildet. Da sich bei dem Dorfe die beiden Alpenstraßen über den Bernhardin- und den Splügenpaß trennen, so hat dasselbe sehr lebhaften Verkehr. Der Ort besteht aus wenigen großen, massiven Gebäuden und einer Gruppe brauner Gebirgshäuschen mit steinbeladenen Dächern und zählt 535 E. Die Passage über den S., als Saumpfad schon von den Römern und Longobarden benutzt, ist jetzt eins der kühnsten Straßenbauwerke der Alpen. Diese Splügenstraße wurde auf Kosten der österr. Regierung 1818—22 erbaut, als Sardinien und die Schweiz den Bernhardinpaß chaussirten. Sie ist allenthalben 16 F. breit und kann ohne Vorspann und im Trabe befahren werden. Bis Chiavenna hat sie eine Länge von $8^3/_4$ St. und wird von der Post in $5^3/_4$ St. zurückgelegt (täglich zweimal hin und zurück). Vom Dorfe S. führt die Straße in Zickzackwindungen im Oberhäuslibach-Tobel allmählich empor, passirt das erste Berghaus und die erste große Galerie noch auf schweiz. Boden und erreicht die 6517 F. hohe Scheideck, auf welcher die Grenze zwischen Schweiz und Italien bezeichnet ist. Wenige Minuten tiefer steht das erste ital. Zufluchtshaus (Casa cantoniera) mit einem Glockenthürmchen, wieder $^1/_4$ St. tiefer die Dogana (Zollstätte) mit dem Wirthshause Albergo del Monte-Speluga und einer Anzahl von steinernen Häusern. Die Straße zieht nun $^3/_4$ St. weit durch eine flache, baumlose, von den ersten Quellenadern der Lira durchirrte Hochebene (Pian della Stuffeta) bis zu den Trümmern ehemaliger Befestigungen. Unweit der dritten Cantoniera Teggiate beginnen die aufgemauerten Straßenetagen und die großen Schutzgalerien, mit fensterartigen Nischen, die einen Niederblick auf das in der Tiefe liegende Dorf Isola gestatten. Seitwärts an dem prachtvollen, 700 F. hohen Wasserfall des Madesimo vorüber, dann über die Stationen und Dörfer Campo-Dolcino und San-Giacomo gelangt man nach Chiavenna (s. d.). Bei keinem der andern Centralübergänge der Alpen tritt man so unvermittelt und rasch in das ital. Leben und die üppig wuchernde südl. Vegetation ein als bei diesem.

Spohr (Louis), der größte deutsche Violinspieler und einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer unsers Jahrhunderts, geb. zu Braunschweig 5. April 1784 als der Sohn eines Arztes, entwickelte zeitig ein großes Talent für Musik und hatte im Violinspiel den Violinisten Mancourt zum Lehrer. Im übrigen half er sich selbst weiter, indem er namentlich gute Partituren studirte. Im Alter von 15 J. trat er als Kammermusikus in die Dienste des Herzogs von Braunschweig und begleitete dann den Violinspieler Eck mit herzogl. Unterstützung auf dessen Reise nach Rußland. Seit 1804 machte er Kunstreisen in Deutschland und begründete seinen Ruf sowol als Virtuos wie als Componist für die Violine. 1805 erhielt S. eine Anstellung als Hofconcertmeister zu Gotha. Hier verheirathete er sich 1806 mit der geschickten Harfen- und Klavierspielerin Dorette Scheidler, mit der er verschiedene Kunstreisen machte. Von seinen Compositionen aus dieser Zeit sind bereits zu nennen: die Opern «Alruna» und «Der Zweikampf der Geliebten», das bekannte Notturno für Harmoniemusik, Streichquartette, verschiedene Violinconcerte, Sonaten für Violine und Harfe, endlich auch seine erste Symphonie (Es-dur) und das Oratorium «Das jüngste Gericht». 1812 ging S. nach Wien, wo er beim Theater an der

Wien als zweiter Kapellmeiſter eintrat, welche Stelle er indeß ſchon Ende 1814 wieder niederlegte. Als Tonſetzer ſchuf er in der Zeit von 1813—15, neben Streichquartetten und Quintetten, Violinſachen u. ſ. w., ſein Nonett und ein Octett, die Cantate «Das befreite Deutſchland» (zur Feier der Schlacht von Leipzig) und die Oper «Fauſt». Als Virtuos erntete er beſonders bei den Feſtlichkeiten des Congreſſes in Wien großen Beifall. S. verließ im Frühjahr 1815 die öſterr. Hauptſtadt und unternahm zum Winter deſſelben Jahres mit ſeiner Familie eine größere Reiſe durch Baiern, Würtemberg und die Schweiz nach Italien, von der er erſt im Frühjahr 1817 zurückkehrte. Er machte ſodann mit ſeiner Gattin eine Kunſtreiſe nach Holland und trat noch im Winter deſſelben Jahres das Amt eines Kapellmeiſters am Theater zu Frankfurt a. M. an, von dem er ſich aber ſchon im Sept. 1819 wieder zurückzog. Die Frucht ſeines Aufenthalts in Frankfurt war die im April 1819 aufgeführte reizende Oper «Zemire und Azor». 1820 ging S., von der Philharmoniſchen Geſellſchaft berufen, nach London, wo er ſowol als Virtuos wie als Componiſt große Anerkennung fand. Namentlich gefiel ſeine zweite Symphonie (D-moll), die er für London geſchrieben. Nach viermonatlichem Aufenthalt kehrte er nach Deutſchland zurück, von wo aus er im Winter 1820 Paris beſuchte. Auch hier errang er als Violiniſt wie als Tonſetzer entſchiedene Erfolge. Von ſeinen Compoſitionen aus dieſer Zeit (1821) iſt namentlich die zehnſtimmige, durch die Schwierigkeit ihrer Ausführung bekannte Vocalmeſſe zu nennen. Mit Neujahr 1822 übernahm S. das Amt eines Hofkapellmeiſters zu Kaſſel. Seine künſtleriſche Wirkſamkeit fand hier einen ſehr günſtigen Boden. Vor allem reorganiſirte er die Kapelle und brachte dieſelbe auf eine bedeutende Höhe. Auch wirkte er im Publikum für Veredlung des muſikaliſchen Geſchmacks. Außerdem entwickelte er eine ſehr einflußreiche Thätigkeit als Violinlehrer und ſchuf zugleich in Muße ſeine reifſten und umfaſſendſten Tonwerke. Dieſer Zeit gehören an: die Opern «Jeſſonda» (1823), «Der Berggeiſt» (1825), «Pietro von Abano» (1827), «Der Alchemiſt» (1830), «Die Kreuzfahrer» (1845). Hieran reihen ſich die Oratorien «Die letzten Dinge» (1825), «Des Heilands letzte Stunden» (1835), «Der Fall Babylons» (1840 oder 1841), das Vaterunſer von Mahlmann (1829) und das von Klopſtock (1838), die «Hymne an Gott» (1836), die dritte Symphonie (1828), die «Weihe der Töne» (1832), die Doppelquartetten, drei achtſtimmige Pſalmen (1831), die hiſtor. Symphonie (1839), die Doppelſymphonie «Irdiſches und Göttliches im Menſchenleben» (1841), die Symphonie «Die Jahreszeiten». Hierzu kommen noch Quartette und Quintette, Klaviertrios, ein- und mehrſtimmige Lieder, Violinſachen u. ſ. w. in reicher Zahl. Seine Wirkſamkeit in Kaſſel unterbrachen nur kleinere Reiſen zur Erholung, zur Betheiligung an Muſikfeſten, zur Aufführung ſeiner Werke. So reiſte er namentlich ſeit 1839 fünf- oder ſechsmal nach England, wo er ſich eine große Popularität erworben hatte. Nachdem S. 1834 ſeine Gattin Dorette durch den Tod verloren, verheirathete er ſich das Jahr darauf wieder mit Marianne Pfeiffer, der Tochter eines angeſehenen Beamten in Kaſſel. Bei der Feier ſeines 25jährigen Jubiläums als Hofkapellmeiſter im Jan. 1847 erhielt er vom Kurfürſten den Titel eines Generalmuſikdirectors. Später verlor er indeß die Gunſt des Kurfürſten ſeines polit. Liberalismus wegen, und nach mancherlei Widerwärtigkeiten wurde er 1857 ſogar in den Ruheſtand verſetzt. Gegen Ende deſſelben Jahres erlitt S. einen Armbruch, infolge deſſen er mehr und mehr in geiſtige und körperliche Abſpannung verſank. Nur auf Momente vermochte er ſich wieder zu erheben, ſo 1858 bei der Jubelfeier des Conſervatoriums in Prag, wo er noch einmal ſeine «Jeſſonda» dirigirte, und 1859 bei einem ihm zu Ehren veranſtalteten und auch von ihm dirigirten Concerte in Meiningen. Er ſtarb 22. Oct. 1859. In allem, was S. geſchaffen, macht ſich durchaus eine edle Empfindungsweiſe geltend. Seine Werke, dem Inhalte nach romantiſch, in der Form claſſiſch, ſind das Widerſpiel eines hohen und ernſten Geiſtes. In der meiſterhaften Technik, der Herrſchaft über die Form, der Lauterkeit des Ausdrucks, ſteht ihm unter den Modernen nur Mendelsſohn ebenbürtig zur Seite. Zu ſeinen Eigenthümlichkeiten gehört, daß er ſich ſelbſt im Ausbruche der Leidenſchaft eine gewiſſe Zurückhaltung bewahrt, die oft den Schein vornehmer Kälte annimmt, oft den Eindruck zu weit getriebener Empfindſamkeit macht. Gewiſſe äußere Eigenthümlichkeiten ſeines Stils hängen damit aufs engſte zuſammen: das Uebergewicht der formellen Entwickelung, das oft zu künſtliche, meiſt auf Chromatik baſirte Stimmengewebe, die überreiche, in den entlegenſten Tongebieten umherſchwankende harmoniſche Behandlung. Was S. für die kunſtgemäße Ausgeſtaltung des deutſchen Violinſpiels gethan, ſichert ihm ein unvergängliches Verdienſt. Zahlloſe Kunſtjünger wandten ſich nach Kaſſel, um ſeiner Lehre theilhaftig zu werden. S.'s Violinſpiel war von einem edeln, gediegenen und maßvollen Gepräge. Der «S.'ſche Bogen» iſt unter den Geigern im beſten Sinne ſprichwörtlich geworden. Die Grund-

sätze seiner Methodik des deutschen Violinspiels hat der Meister in seiner «Violinschule» (1831) niedergelegt. S.'s Selbstbiographie (2 Bde., Gött. 1862) erschien nach seinem Tode.

Spoleto, bis 1860 Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des Kirchenstaats (55,21 Q.-M. mit 134939 E.), jetzt Hauptstadt des Districts S. (31,14 Q.-M. mit 68005 E. im J. 1861) der ital. Provinz Umbria oder Perugia, 12 M. im Nordnordosten von Rom, an der Mareggia und der Eisenbahn, ein sehr alter, reizend gelegener und ziemlich belebter Ort, ist mit steilen, engen und winkeligen, aber reinlichen und gutgepflasterten Gassen an einem Hügel hinauf gebaut, dessen Gipfel die alte Burg trägt und eine höchst malerische Aussicht bietet. Sie ist der Sitz eines Bischofs und zählt (1861) 9654 E. (als Gemeinde 19336), die zum Theil von Manufacturbetrieb leben, und hat merkwürdige Alterthümer. Die Burg oder Festung (Castello La Rocca), vom Ostgothen Theodorich d. Gr. erbaut, von Narses hergestellt, später mit vier Thürmen von dem Cardinal Albornoz verstärkt, 1155 von Friedrich Barbarossa, 30. März 1831 von den Insurgenten unter Sercognani eingenommen, 18. Sept. 1860, nach tapferer Gegenwehr durch den Irländer Major O'Reilly, von den Piemontesen erobert, dient jetzt als Gefängniß. Die Stadt hat mehrere ansehnliche Paläste, über 20 Kirchen, viele Klöster und andere geistliche Stiftungen. Die hochgelegene Kathedrale Sta.-Maria Assunta, 617 vom dritten Longobardenherzog Theodelapius erbaut, doch oft verändert und namentlich im Innern 1644 erneut, hat an der Vorderseite (aus dem 13. Jahrh.) fünf Bogen mit antiken Säulen, einen Fries mit Greifen und Arabesken, über dem Eingang ein großes Mosaik des Salfernus von 1207, im Chor Fresken aus dem 15. Jahrh., im Winterchor Schnitzwerk von Bramante und Gemälde von Lo Spagna, der hier 1469 an Gift starb. Die übrigen Kirchen sind unbedeutend und auch die Ueberreste antiker Tempel der Concordia, des Jupiter und des Mars, einer röm. Brücke über die Mareggia, eines röm. Theaters, des sog. Palastes Theodorich's u. s. w. Großartig dagegen ist die Wasserleitung delle Torri, die zugleich als Brücke von der Stadt über eine tiefe Schlucht nach dem Monte-Luco führt, angeblich ebenfalls von Herzog Theodelapius (604) erbaut. Der dichtbelaubte Monte-Luco hat eine Menge Einsiedeleien, die jetzt meist als Landhäuser benutzt werden. Im Alterthum hieß die Stadt Spoletium und war eine der beträchtlichsten Städte Umbriens. 240 v. Chr. wurde sie eine röm. Colonie mit den Rechten eines Municipiums, bekannt durch die standhafte Vertheidigung gegen Hannibal nach dessen Siege am Trasimenischen See 217, weshalb noch jetzt ein Bogen in der Stadt Porta d'Annibale heißt. Von den Gothen wurde die Stadt zerstört, durch Narses aber wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum, das am Ende des 9. Jahrh. einen Theil des alten Picenum, das Sabinerland mit dem Haupttheile Umbrien, den nördl. Theil des jetzigen Abruzzo und einen Theil des Kirchenstaats begriff. Wenn von einem zweiten Herzogthume S. die Rede ist, so ist darunter die den Griechen entrissene Mark Camerino zu verstehen, die dann Mark Fermo hieß. Die Herzoge nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. kam das Herzogthum an Toscana. Später bildete sich aus dem Herzogthum S. die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogthum unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Seit dem 13. Jahrh. gehörte es zu dem Kirchenstaate, nachdem die Päpste schon frühzeitig als Herren desselben sich betrachtet hatten.

Spolien (spolia) hießen bei den Römern die Waffen und die Rüstung, die der Soldat dem erschlagenen Feinde abnahm, und die er dann entweder in dem Tempel eines Gottes, dem er sie weihte, oder als ein werthes Zeugniß seiner Tapferkeit im eigenen Hause aufhing. Besonders berühmt sind die spolia opima, die Rüstung des getödteten feindlichen Feldherrn, und zwar nach der gewöhnlichen Meinung die vom röm. Feldherrn selbst erbeutete, wogegen Perizonius gezeigt hat, daß sie jeder Soldat erbeuten konnte, daß sie aber, nachdem das Heer in Schlachtordnung gestellt war, zuerst, bevor andere S. genommen waren, erkämpft sein mußten. Unter ihnen selbst schied ein altes Gesetz drei Klassen; die herrlichsten waren die der ersten Klasse, die in dem kleinen Tempel aufgehängt wurden, den Romulus auf dem Capitol zu dieser Bestimmung dem Jupiter Feretrius erbaute, nachdem er Akron, den König der Cäninenser, getödtet hatte. Nur noch zwei Römern glückte es nach ihm, solche S. zu weihen, dem Aulus Cornelius Cossus, als er 428 den Vejenterkönig Tolumnius, und dem Marcus Claudius Marcellus, als er 222 den König der gallischen Insubrer, Virdumar, bei Clastidium getödtet hatte.

Spondēus heißt ein aus zwei langen Silben (— —) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Daktylus (s. d.) abwechselnd im Hexameter (s. d.) angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Hexameter finden aber nur dann ihre wahre Wirkung, wenn sie

durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens maleriſch ausdrücken ſollen. Auch dürfen dann nicht die Wort- und Versfüße zuſammenfallen, wie in dem bekannten Verſe des Ennius: Sparsis hastis longis campus splendet et horret. Zuweilen geſchieht es auch, daß an der fünften Stelle des Hexameters, die den letzten vollſtändigen Fuß bildet, den jede Versart möglichſt rein zu erhalten ſuchte, ſtatt des regelmäßigen Daktylus ein S. eintritt, und zwar aus demſelben Grunde, um dem Ganzen einen ernſten und feierlichen Ton zu geben. Ein ſolcher Hexameter wird dann Spondiacus oder Spondaicus genannt.

Sponſalien (sponsalia) oder Verlöbniß heißt der Vertrag, durch welchen die künftige Abſchließung einer Ehe zwiſchen zwei beſtimmten Perſonen verabredet wird. Aus der Eigenſchaft eines Uebereinkommens folgt, daß das Verlöbniß nur mit völlig freier Willensbeſtimmung, alſo nicht unter dem Einfluſſe eines weſentlichen Irrthums oder Betrugs, einer Gewalt oder Furcht, und blos von ſolchen geſchloſſen werden kann, welche ſich überhaupt durch Verträge verpflichten dürfen, alſo jedenfalls von ſelbſtändigen Perſonen, von Bevormundeten dagegen und Hauskindern, wenn ſie wenigſtens die Mannbarkeit erreicht, nicht ohne Genehmigung des Vormundes oder Vaters. Wegen ſeines Zwecks iſt das Verlöbniß zugleich nur zwiſchen Parteien denkbar, die ſich auch heirathen dürfen. Blos aufſchiebende Ehehinderniſſe, unter denen das kanoniſche Recht auch bei ſelbſtändigen Perſonen den Mangel der älterlichen Einwilligung mit aufzählt, laſſen das Uebereinkommen wenigſtens als bedingtes beſtehen. Die Abſchließung kann ſchon durch einfache Erklärung erfolgen, wiewol deutſche Particularrechte, wenn beiderſeits keine einwilligungsberechtigten Aeltern vorhanden ſind, die Ertheilung der gegenſeitigen Zuſage vor zwei Zeugen verlangen (sponsalia publica) und auf andere Weiſe zu Stande gekommenen Eheverſprechen, ſelbſt wenn ſie durch Umſchreiben oder Zeitungsanzeigen bekannt gemacht wurden, die volle Wirkung verſagen (sponsalia clandestina). Die bei Verlöbniſſen gewechſelten Mahlſchätze (ſ. Arrha) beſtehen gewöhnlich in Ringen. Aus gilltigen Verlöbniſſen entſpringt die Pflicht zu gegenſeitiger Treue (fides sponsalitia), deren Bruch durch anderweite Eheberedungen vom röm. Recht mit Infamie, vom kanoniſchen mit Kirchenbuße bedroht iſt, und die Befugniß, auf Abſchließung der Ehe binnen einer billig zu beſtimmenden Friſt zu dringen. Das kanoniſche Recht verleiht hier ſogar die Klage auf Conſummation, bei Zuſammentreffen von mehrern Verlöbniſſen unter Bevorzugung des früheſten, was vordem zur Vollſtreckung rechtskräftiger Verurtheilungen mittels Zwangstrauung führte. In der Erkenntniß, daß die zur Ehe erforderliche Zuneigung durch kein äußerliches Gebot erſetzt werden könne, ſieht jedoch die neuere Praxis von jenem Extrem allgemein ab und beſchränkt ſich, wenn gelinde Zwangsmittel, wie Geldſtrafen, ohne Wirkung bleiben, auf die Zubilligung einer Entſchädigung und der für den Fall willkürlichen Rücktritts verſprochenen (nicht nach allen Particularrechten zuläſſigen) Conventionalſtrafe. Auch behält der ohne rechtmäßigen Grund verſtoßene Theil die empfangenen Geſchenke, während er die von ihm gewährten wiederfordern darf. Geht die Trennung infolge freiwilligen Uebereinkommens oder wenigſtens ſo vor ſich, daß keinem der Verlobten eine Schuld beizumeſſen iſt, ſo erhält ein jedes das von ihm Gegebene zurück. Vom Bräutigam mit der Braut erzeugte Kinder gelten als eheliche, auch wenn eine Verheirathung nicht nachfolgt.

Spontaneität (neulat., vom altlat. sponte, freiwillig) bezeichnet die Selbſtthätigkeit und wird einem Weſen dann beigelegt, wenn die Veränderungen und Thätigkeiten deſſelben nicht in äußerlichen oder mechaniſchen Urſachen, ſondern in ſeinem eigenen Innern begründet ſind. Man findet S. ſowol in den Gebieten des organiſchen als des geiſtigen Lebens, und hat daher eine S. des niedern und des höhern Grades zu unterſcheiden. Weil der höchſte Grad der S. der freie Wille iſt, deſſen Urſachen ganz allein in dem Wollenden ſelbſt liegen, ſo wird S. oft als gleichbedeutend mit Freiheit genommen. In den Seelenthätigkeiten ſteht der S. der höhern Grade die Receptivität entgegen als Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, wodurch das Empfinden als ein relativ leidender Zuſtand der Seele hervorgebracht wird im Gegenſatze zu Verſtand, Einbildungskraft und Willen als ſpontanen oder von innen heraus wirkenden Thätigkeiten im engern Sinne. Doch entſteht auch die Empfindung in der Seele nicht durch bloßes Leiden, ſondern iſt vielmehr ebenfalls eine von innen heraus thätige Reaction der Seele gegen Anwirkungen ihres Leibes von außen, und gehört, von dieſer Seite genommen, ſelbſt mit zu ihren ſpontanen Thätigkeiten niedern Grades.

Spontini (Luigi Gasparo Paeifico), berühmter Operncomponiſt, geb. 14. Nov. 1774 in dem Dorfe Majolati bei Jeſi in der Mark Ancona, wurde bei zwei ſeiner Oheime (in Jeſi und in Monte-San-Vito) erzogen und erhielt, nachdem ſeine geiſtliche Laufbahn aufgegeben worden, den erſten Muſikunterricht bei einem gewiſſen Quintiliani. Seine ſpätern Lehrer waren der Sänger Ciafolatti und der Organiſt Menghini, dann die Kapellmeiſter Bartoli zu Jeſi und

Bonanni zu Masaccio. 1791 kam er in das Conservatorium della Pietà de' Turchini zu Neapel, wo Sala und Tritto seine Hauptlehrer waren. 1796 schrieb S. seine erste Oper (für Rom): «I puntigli delle donne», die Glück machte. Ihr folgten bis gegen das J. 1800 vierzehn andere Opern, theils ernste, theils komische, die ihm in seinem Vaterlande einen guten Ruf verschafften. Dennoch verließ er 1803 Italien und ging nach Paris, wo er erst Gesangsunterricht gab, dann 1804 eine seiner frühern ital. Opern, «La finta filosofa», auf die Bühne brachte, welche auch hier gefiel. Noch in demselben Jahre brachte er die franz. Operette «Julie, ou le pot de fleurs» zur Aufführung, die keinen Erfolg hatte, sowie die kleine Oper «La petite maison» (Juli 1804), die nicht einmal zu Ende gespielt wurde. Ein besseres Schicksal erfuhr Ende 1804 die einactige Oper «Milton», in welcher er zuerst aus seiner ital. Manier heraustrat und diejenige Transformation seines Talents anbahnte, die nachgehends in der Oper «Vestale» so glänzend zum Durchbruch kam. Die «Vestalin», von Jouy gedichtet und von S. mit Sorgfalt gearbeitet, gelangte nur nach Besiegung großer Schwierigkeiten durch die Intervention der Kaiserin Josephine (deren Musikdirector er inzwischen geworden) 15. Dec. 1807 auf der Großen Oper zur Aufführung. S. feierte hiermit einen großartigen Triumph, der ihn sofort auf den Gipfel seines Ruhms erhob. Auch seine nächste Oper, «Ferdinand Cortez», die 1809 zur Aufführung gelangte, hatte einen glänzenden Erfolg. In demselben Jahre verheirathete er sich mit einer Nichte des berühmten Instrumentenmachers Sebastian Erard. 1810 wurde er Director der Italienischen Oper. Allerlei Widerwärtigkeiten verleideten ihm jedoch alsbald diese Stellung, sodaß er sie nach Verlauf von zwei Jahren aufgab. 1814 schrieb er die Gelegenheitsoper «Pélage, ou le roi et la paix» und 1816 in Gemeinschaft mit Persuis, Berton und Kreutzer die Balletoper «Les dieux rivaux», die beide unbeachtet blieben. Dagegen hatte er großen Erfolg durch die Nummern, welche er 1817 den von der Großen Oper wieder vorgenommenen «Danaïden» Salieri's hinzufügte, und von denen namentlich das Bacchanal hervorzuheben ist, welches er später in seiner eigenen Oper «Nurmahal» verwendete. Während dieser Zeit war S. eifrig mit Composition der Oper «Olympia» beschäftigt, die im Dec. 1819 zur Aufführung kam. Das ausgezeichnete Werk, nach denselben Grundsätzen wie die «Vestalin» und «Cortez» gearbeitet, fand nicht den verdienten Beifall, wozu einestheils die veränderten pariser Zustände, anderntheils auch das schwerfällige Libretto beitragen mochte. Inzwischen waren die Verhandlungen zum Abschluß gelangt, wonach S. 1820 Generalmusikdirector und erster Hofkapellmeister in Berlin wurde. Er bekleidete diese Stellung in Wirklichkeit bis 1839, dann nur dem Namen nach, bis er 1842 seinen Abschied nahm und wieder nach Paris ging. Sein Aufenthalt in Berlin wurde ihm sehr verbittert durch Anfeindungen, die er zum Theil durch Hochmuth und Egoismus hervorrief, die aber jedenfalls viel weiter gingen, als es Humanität und Unparteilichkeit gestatteten. Außer den Umarbeitungen der «Olympia» und des «Cortez» sind von seinen Tonschöpfungen aus dieser Zeit zu nennen: das Festspiel «Lalla Rookh» (Winter 1821), die Opern «Nurmahal» (1822, zum Theil aus jenem Festspiel hervorgegangen), «Alcidor» (1825), «Agnes von Hohenstaufen» (1829, aber 1837 umgearbeitet) und verschiedene Gelegenheitssachen. Auch in Paris vermochte S. keinen Boden mehr zu gewinnen, und die Erkenntniß, daß seine Zeit vorüber, verbitterte den reizbaren und alternden Künstler, zumal sich bei ihm auch Taubheit und Gedächtnißschwäche einstellte. 1850 reiste er nochmals nach Italien, wo er sich namentlich in seinem Geburtsorte Majolati längere Zeit aufhielt. Hier starb er infolge einer Erkältung 24. Jan. 1851, ein bedeutendes Vermögen hinterlassend. Noch in der letzten Zeit seines Lebens war er vom Papste zum Grafen von Sant'-Andrea ernannt worden. S. war dramatischer Componist, wenn auch kein Genius mit der Schöpfungskraft Mozart's und Beethoven's. Seine ital. Opern sind mehr flüchtige Productionen in der Weise Cimarosa's und Guglielmi's, ebenso auch die Werke aus der Zeit seines Wirkens in Berlin. In seinen Hauptschöpfungen aber («Vestalin», «Cortez» und «Olympia»), bei denen er Gluck im Auge hatte, strebte er nach Einheit des Stils und der dramatischen Wahrheit, und zwar in einer Weise, die dem Fortschritt der Musik überhaupt, namentlich der Instrumentalmusik seiner Zeit entsprach. In der That löste er diese Aufgaben mehr oder weniger; nur blieb er in der Zeichnung individueller Charaktere zurück. Mit Ausnahme der Statira in der «Olympia» sind alle seine Charaktere allgemein, die Personen nur Träger der Gattung. Trotz alles Aufwandes der Kunstmittel hat daher seine Musik eine gewisse Eintönigkeit. Seine Ideen, mit allem Gepräge von Adel und Hoheit, vollbringen einen nur beschränkten Kreislauf. Bedeutend ist S. in der Behandlung des Recitativs, der Chöre und des Orchesters. Die Heranziehung des Orchesters zur Gesammtwirkung steigerte er indeß auf eine Weise, die in seinen berliner Opern nicht ohne den Vorwurf des Unkünstlerischen geblieben ist.

Sporäden, d. i. die zerſtreut liegenden, nämlich Inſeln, werden im Gegenſatze zu den Cykladen (ſ. d.) diejenigen Inſeln des griech. Archipelagus genannt, welche an der Küſte Kleinaſiens liegen. Die alten Griechen bezeichneten im engern Sinne mit dieſem Namen nur die in dem von ihnen das Ikariſche Meer genannten Gewäſſer gelegenen Inſeln von Rhodus bis Chios, nämlich Rhodus, Karpathos (jetzt Skarpanto), Kaſos, Chaleia (jetzt Charki), Syme (jetzt Symi), Telos (jetzt Tilo oder Piseopia), Niſyros, Syrenä (jetzt Tzerni), Kos oder das jetzige Stanchio, Kalymnos, Lebinthos (jetzt Levitha), Leros, Lepſia (jetzt Lipſo), Pathmos oder Patmos, Ikaria (jetzt Nikaria), Samos und Chios; im weitern Sinne aber auch die nördlicher folgenden Inſeln: Pſyra oder das jetzige Ipſara, Lesbos und Tenedos, wogegen ſie Samothrake, Lemnos und Imbros nie zu den S. rechneten. Alle dieſe Inſeln ſind im Beſitze der Türkei und gehören nebſt Cypern, Lesbos, Samothrake, Thaſos u. ſ. w. zum Ejalet Dſcheſeir. Neuere Geographen nennen dieſelben auch die Oſtſporaden zum Unterſchiede von den zum Königreiche Griechenland gehörigen Nordſporaden, d. i. den Inſeln Skyro, Chelidromi, Skopelo, Skiatho u. a., die nordöſtlich von Euböa in einer Gruppe beiſammenliegen, und von den Weſtſporaden, den unmittelbar vor der Küſte des griech. Feſtlandes zerſtreut liegenden Eilanden Salamis oder Koluri, Aegina, Hydra, Spezzia und einigen andern.

Sporadiſch (griech.), d. h. zerſtreut, nennt man in der Medicin das Vorkommen von Krankheiten in einzelnen Fällen, im Gegenſatze zur Epidemie (ſ. d.).

Sporck (Johann von), kaiſerl. General und Kriegsrath, geb. um 1607 zu Weſterloh bei Delbrück im Bisthum Paderborn (jetzige preuß. Provinz Weſtfalen), war der Sohn eines armen Edelmanns und nahm jung als gemeiner Soldat Dienſte bei dem bair.-ligiſtiſchen Heere, in dem er faſt den ganzen Dreißigjährigen Krieg mitmachte. Seit 1639 bair. Oberſt der Reiterei, erwarb er ſich beſonders einen Namen bei Geislingen (Würtemberg), wo er im Nov. 1643 bei Nacht mit nur 500 Reitern eine Abtheilung des franz.-weimar. Heeres überfiel, viele Gefangene und reiche Beute davonführte. Für ſein tapferes Verhalten in der unglücklichen Schlacht bei Jankow (Böhmen) im März 1645 avancirte S. zum bair. Generalmajor. Als nach dem ulmer Waffenſtillſtand (März 1647) Johann von Werth verſuchte, das ganze bair. Heer nach Böhmen zum Kaiſer Ferdinand III. hinüberzuführen, betheiligte auch S. ſich bei dieſem Vorhaben, das jedoch mislang, und wurde deshalb zuſammen mit von Werth von dem bair. Kurfürſten Maximilian I. für einen Verräther erklärt. S. trat nunmehr als Generallieutenant in öſterr. Dienſte und wurde bald darauf 12. Oct. 1647 vom Kaiſer Ferdinand III. zum öſterr. Freiherrn ernannt und mit dem böhm. Indigenat beliehen. Auch erwarb er in Böhmen ausgedehnte Beſitzungen. Später diente S. unter dem kaiſerl. Feldmarſchall Montecuculi (ſ. d.) gegen die Schweden in Polen wie auch bei dem alliirten Heere, das 1657—60 unter dem Oberbefehl des Großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schweden aus Schleswig-Holſtein und Dänemark vertrieb. Dann focht er mit Montecuculi in Ungarn gegen die Türken und hatte mit ſeinen Reiterregimentern den weſentlichſten Antheil an dem Siege bei St.-Gotthardt an der Raab (1. Aug. 1664). Zum Lohne dafür verlieh Kaiſer Leopold I. ihm den Titel eines deutſchen Reichsgrafen (23. Aug. 1664) und ernannte ihn zum General über die geſammte Cavalerie. Ueberhaupt galt S. als der beſte Reitergeneral ſeiner Zeit, und er ſelbſt war von der Ueberlegenheit ſeiner Waffengattung ſo enthuſiaſtiſch überzeugt, daß er nach einer Ueberlieferung dem Kaiſer einmal vorgeſchlagen haben ſoll, die Infanterie ganz abzuſchaffen und nur Reiterei zu halten. Auch bei der ſog. Weſſelényi'ſchen Verſchwörung in Ungarn 1670 kämpfte S. glücklich gegen die Aufſtändiſchen. 1671 machte er mit großem Gefolge eine Wallfahrt nach Loreto und Rom. Zuletzt diente S. mit Montecuculi 1674—75 gegen die Franzoſen in den Niederlanden und am Rhein. Dann nahm er ſeinen Abſchied und ſtarb Aug. 1679 auf ſeinem Schloß Herman-Meſtiz in Böhmen. Vgl. S.'s Biographie von Roſenkranz (2. Aufl., Paderb. 1854); Löher (ſ. d.) hat das Leben und die Thaten S.'s zum Gegenſtand einer epiſchen Dichtung gewählt.

Sporen oder **Keimkörner** (Sporae) heißen bei den kryptogamiſchen oder blütenloſen Pflanzen diejenigen Fortpflanzungskörper, welche mit den Samen der Phanerogamen oder Blütenpflanzen verglichen werden können, indem ſie nach dem Hervortreten aus der Mutterpflanze längere oder kürzere Zeit im Zuſtande der Ruhe verharren und ſich dann beim Vorhandenſein der nöthigen Bedingungen zu einer neuen Pflanze entwickeln. Von den Samen der Blütenpflanzen ſind ſie jedoch ſehr verſchieden, da ſie niemals einen Keim, d. h. die Anlage zu einer künftigen Pflanze enthalten, ja gewöhnlich nur aus einer einzigen, bald doppelt-, bald einfachhäutigen Zelle beſtehen, und da ſie in ihrer Entſtehung vielmehr mit der Bildung der Körnchen des Blütenſtaubs in den Staubbeuteln der Blütenpflanzen übereinkommen. Trotzdem daß ſie

sehr klein, meist staubförmig sind, bleiben sie doch oft lange, ja selbst viele Jahre hindurch keimfähig, wie bei den Farrnkräutern und zum Theil bei den Algen. Entweder befinden sie sich nicht zu mehrern in einer gemeinschaftlichen Hülle, oder sie sind in einer fruchtähnlichen Hülle, welche im allgemeinen als Sporenfrucht (Sporangium) bezeichnet wird, vereinigt. Die Keimung der S. geschieht meist so, daß die stets sehr zarte und dehnbare innere Membran sich durch Oeffnungen der äußern starren Hülle schlauchförmig ausstülpt, oder, bei einhäutigen S., diese unmittelbar in einen Schlauch ausdehnt. Aus mehrern Zellen zusammengesetzte (septirte) S., welche nur bei gewissen Pilzen vorkommen, pflegen aus jeder Zelle einen Keimschlauch zu entwickeln.

Sport, Spiel, Unterhaltung, heißt im Englischen namentlich eine solche Belustigung, die im Freien vor sich geht, als die Jagd, die Fischerei, das Wettrennen u. s. w. Die Vorliebe für dergleichen Vergnügungen ist ein eigenthümlicher Zug des engl. Nationalcharakters, der sich ebenso stark in den höchsten als in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft findet. Der S. hat daher seine ursprüngliche Bedeutung eines bloßen Zeitvertreibs erweitert und sich zu einer Art höherer Kunst gestaltet, die mit Eifer gepflegt wird, und deren Kenntniß zur Ausbildung eines vollendeten Gentleman als unentbehrlich angesehen wird.

Sporteln ist aus dem lat. Worte sportula entstanden, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen sein konnten, ihren Antheil an Speise nach Hause schickte, welche Gabe nachher unter der nämlichen Benennung in Geld verwandelt wurde. Gegenwärtig begreift man unter dieser Bezeichnung die Gebühren, welche einer Behörde, besonders einer richterlichen, dafür zukommen, daß sie auf Anrufen oder durch die Schuld einer Partei in Thätigkeit getreten ist, ingleichen die Honorare der Anwälte. Um unverhältnißmäßige Kostenberechnungen und übertriebenes Sporuliren zu verhüten, werden die zulässigen Ansätze durch eigene Sporteltaxen bestimmt.

Spottdrossel, s. Drossel.

Sprache ist der lautliche Ausdruck des Gedankens. Jeder Ausdruck von Gedanken, der nicht durch Laute geschieht, sondern z. B. durch Geberden oder Zeichen, kann nur im uneigentlichen Sinne S. genannt werden (Fingersprache, Zeichensprache u. s. w.). S. kommt allein dem Menschen zu. Die von Thieren hervorgebrachten, oft sehr mannichfaltigen Laute sind alle der Ausdruck nicht von Gedanken, sondern von Empfindungen, unsern Ausrufen des Schmerzes, der Freude u. s. w. analog; von einer Thiersprache läßt sich daher nur bildlich reden. In jenem allgemeinsten Sinne ist S. gleichbedeutend mit Sprachvermögen. Die besondere Art aber, in welcher sich das Sprachvermögen bei einem Volke äußert, nennt man seine S. Dieselbe umfaßt den gesammten Vorrath von Worten und deren Formen, in denen das Volk seine Gedanken ausdrückt. Die Sprachwissenschaft (s. d.) hat festgestellt, daß die S. ein Organismus ist, der lebt, d. h. sich nicht nach der Willkür der Menschen, sondern nach unwandelbaren Gesetzen entwickelt und daher stetig verändert. Zugleich hat diese Wissenschaft die Verwandtschaft verschiedener S. entdeckt, d. h. nachgewiesen, daß eine gewisse Anzahl gewöhnlich auch geographisch benachbarter S. auf eine einst wirklich vorhandene und gesprochene Ur- oder Grundsprache zurückführen und aus ihr durch Trennung und Veränderung entstanden sind. Sämmtliche auf eine Grundsprache zurückgehenden Einzelsprachen bilden einen Sprachstamm. Innerhalb eines ganzen Sprachstammes gibt es wieder eine gewisse Anzahl von S., die untereinander näher verwandt sind als mit andern desselben Stammes, und ihrerseits wieder auf eine früher noch ungetheilte Gesammtsprache zurückgehen. Diese kleinern Abtheilungen heißen Sprachfamilien, z. B. indogermanischer Sprachstamm, german. Familie. Die Familie theilt sich in Einzelsprachen, z. B. die germanische in Gothisch, Nordisch, Deutsch, die Einzelsprachen in Dialekte (s. d.). Die einem und demselben Stamme, einer Familie angehörenden S. nennt man zuweilen Schwestersprachen, jede von einer ältern S. abstammende jüngere Form Tochtersprache; doch sind diese Bezeichnungen insofern unbestimmt, als sie nur die Abstammung und Verwandtschaft überhaupt, nicht aber den Grad derselben angeben. Bei dem Verkehr der Völker kommt es vor, daß ein Volk seine S. aufgibt und die eines andern, z. B. eroberuden Volks annimmt. Ebenso entlehnt ein Volk von dem andern oft Worte, und diese Entlehnungen können so zahlreich sein, daß es den Anschein hat, als sei die S. einiger Völker eine Mischsprache aus zwei verschiedenen. Doch gibt es im eigentlichen Sinne keine Mischsprache, da die S., welche fremde Elemente in sich aufnimmt, dieselben immer nach den ihr innewohnenden Gesetzen behandelt. Die grammatischen Verhältnisse bleiben von den fremden Worten unberührt, wie z. B. das Englische eine ungemein große Anzahl roman. Worte aufgenommen hat, während seine Grammatik vollkommen germanisch geblieben ist. S., die nur in schriftlichen Denkmälern erhalten sind, von keinem Volke mehr

Digitized by Google

gesprochen werden, heißen todte S., selbst wenn sie, wie das Lateinische, von einzelnen Klassen zum schriftlichen Ausdruck auch heute noch benutzt werden; lebend nennt man S., die von einem Volke bis auf den heutigen Tag im Verkehr gesprochen werden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche versteht man unter dem Worte S. vielfach auch die bestimmte Ausdrucksweise gewisser Kreise oder Klassen von Menschen, insofern sie sich von dem als allgemeine Norm Angesehenen unterscheidet; man spricht daher von dichterischer, kirchlicher, Kunst-, Schriftsprache u. s. s. Die Schriftsprache eines Volks, d. h. diejenige Ausdrucksweise, welcher sich die Schriftsteller bedienen, ist in der Regel der Dialekt desjenigen Stammes, dessen geistige Bildung zuerst das Bedürfniß einer Literatur erzeugte; im Laufe der Zeit streift dieselbe immer mehr von der localen dialektischen Färbung ab und wird zur allgemeinen Ausdrucksweise aller Gebildeten, die über allen Localdialekten steht. (S. Sprachwissenschaft.)

Sprachenkunde oder Linguistik, s. Sprachwissenschaft.

Sprachgebrauch ist der populäre Ausdruck für das, was die Wissenschaft Sprachregel oder besser Sprachgesetz nennt. Da die Bildung der Laute und Formen einer Sprache und deren Verwendung im Satze nicht von der Willkür eines einzelnen abhängt, sondern nach bestimmten, in einer größern Gemeinschaft oder einem ganzen Volke diesem selbst unbewußt wirkenden Gesetzen vor sich geht, so fällt, wo ohne Bewußtsein grammatischer Regeln gesprochen wird, z. B. bei Völkern, die keine oder nur eine sog. Volksliteratur besitzen, der S. mit den natürlichen Entwickelungsgesetzen zusammen. Wo aber mit Bewußtsein an der Sprache gearbeitet wird, können durch falsche Anwendung der in ihr vorhandenen Analogien Formen gebildet werden, die den natürlichen Gesetzen der Sprache zuwiderlaufen, doch aber, z. B. durch die Autorität eines vielgelesenen Schriftstellers, in den allgemeinen Gebrauch übergehen; oder es werden Formen und Aussprachsweisen, die in einem Dialekt richtig sind, in einen andern herübergenommen, dessen Gesetzen sie widersprechen, z. B. niederdeutsche Worte ins Hochdeutsche, und umgekehrt. Sagt man von solchen Fällen, der S. habe sie sanctionirt, so bezeichnet dies Wort nur eine Gewohnheit aller oder vieler im Sprechen.

Sprachlehre oder Grammatik, im weitesten Sinne gleichbedeutend mit Sprachwissenschaft (s. d.), ist die Darstellung des Organismus der Sprache, der Gesetze ihres Baues und ihres Lebens. Die frühere philos. oder allgemeine Grammatik suchte diese Gesetze zu construiren, ohne im Besitze eines hinlänglichen Materials von Beobachtungen der vorhandenen Sprachformen zu sein, verfiel daher in die Einseitigkeit, Gesetze, die nur einer Form angehören, auf principiell verschiedene anzuwenden. Eine ausreichende materielle Grundlage läßt sich nur dadurch gewinnen, daß die verschiedenen wirklich vorhandenen Sprachen, soweit sie erreichbar sind, in den Kreis der Untersuchung gezogen und nach ihrem gegenseitigen Verhältniß zueinander erforscht werden. So entsteht die vergleichende Grammatik. Da aber die Sprachen lebendige Organismen, da sie ein Gewordenes und zugleich ein Werdendes, also ein fortschreitend Veränderliches sind und nur im vollen Verlauf ihrer Entwickelung genügend begriffen werden können, ergibt sich als weiteres nothwendiges Glied die historische Grammatik. Diesen umfassendern Gestaltungen steht gegenüber die besondere Grammatik, welche die Gesetze einer einzelnen Sprache darstellt. Sie ist theoretisch, wenn sie wissenschaftliche Erkenntniß der Gesetze einer Sprache nach ihrer Begründung, ihrem Zusammenhange und ihrem Verhältnisse zur Sprachidee überhaupt erstrebt; praktisch, wenn sie die Gesetze der betreffenden Sprache und die Eigenheiten des Sprachgebrauchs in Gestalt von Regeln nach einer gewissen Ordnung aufzählt, in der Absicht, eine Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen dieser Sprache zu geben. Der natürlichen Gliederung ihres Stoffs entsprechend, zerfällt die Grammatik in drei Hauptabschnitte: 1) in die Lautlehre, welche die Untersuchung der einzelnen Laute nach ihren verschiedenen Beziehungen, mit Einschluß der Accent- oder Betonungslehre, enthält; 2) in die Wort- oder Formenlehre, welche von der Wortbildung (Etymologie) und der Wortbiegung (Flexion) handelt, und 3) in die Satzlehre oder die Syntax, welche die Verhältnisse der Worte im Satze, den Satzbau untersucht.

Die Anfänge sprachlicher Untersuchung im Abendlande gingen aus von den griech. Philosophen, doch sind ihre Forschungen nicht eigentlich grammatisch, sondern beschäftigen sich wesentlich mit der Frage nach dem Verhältniß des Denkens zum Sprechen, auch wol nach der Entstehung der Sprache; so bei Plato, Aristoteles, den Stoikern. Dabei machte man allerdings Beobachtungen, und stellte Kategorien auf, die später in die eigentliche Grammatik, deren Anfang in Alexandrien ins 2. Jahrh. v. Chr. fällt, aufgenommen wurden. Vgl. Lersch, «Die Sprachphilosophie der Alten» (3 Bde., Bonn 1838—41); Steinthal, «Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern» (Berl. 1863). Bei den Alexandrinern trat die Grammatik

in den Dienſt der Philologie (ſ. d.) und ward beſonders nach der praktiſchen Seite mit Fleiß und Einſicht gefördert. Ihnen folgten die Römer, die ſich darauf beſchränkten, nur auf zwei Sprachen, die lateiniſche und die griechiſche, das überkommene Verfahren anzuwenden, ohne einen weſentlichen Fortſchritt der Grammatik zu bewirken. Das Mittelalter begnügte ſich mit den magern Elementarbüchern ſpätlat. Grammatiker. Selbſt nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften ward die Grammatik nur zu praktiſchem Zwecke betrieben; doch erweiterte ſich infolge der Reformation wenigſtens äußerlich der Geſichtskreis, indem man für die Erklärung der Bibel nun auch Kenntniß der hebr. und eingehendere der griech. Sprache bedurfte. Im 17. Jahrh. endlich begann man mit einem zunächſt mehr noch ahnungsvollen als bewußten Verfahren die Sprache um ihrer ſelbſt willen zu betrachten, von der im Dienſte der Philologie ſtehenden Grammatik der beſondern Sprachen oder der S. im engern Sinne zur Linguiſtik überzugehen, und es zeigten ſich jetzt die erſten Spuren der allgemeinen und ſogar ſchon der vergleichenden Grammatik. Philoſ. Grammatiken erſchienen ziemlich zahlreich ſeit der Mitte des 18. Jahrh., litten aber faſt durchgehends und bis in die neueſte Zeit an dem doppelten Gebrechen, daß ſie einerſeits das Verhältniß der Logik zur Grammatik theils überſahen, theils nicht hinreichend erkannten und herausſtellten und andererſeits ſich faſt nur auf das Gebiet der indogerman. oder gar der deutſchen oder einer andern Landesſprache beſchränkten. Unter den ältern Werken dieſer Art ſind zu nennen die Schriften A. F. Bernhardi's (ſ. d.), K. F. Becker's (ſ. d.), Schmitthenner's (ſ. d.) u. a. Das einzig bedeutende Werk über die Philoſophie der Sprache iſt W. von Humboldt's epochemachendes Buch «Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues» als Einleitung zu ſeinem Werk über die Kawiſprache (beſonderer Abdruck, Berl. 1836). Seine Beſtrebungen wurden fortgeſetzt von Heyſe in «Syſtem der Sprachwiſſenſchaft» (Berl. 1856) und von Steinthal in «Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues» (2. Aufl., Berl. 1860). Ihre wiſſenſchaftliche Begründung erhielt die vergleichende wie die hiſtor. Grammatik in Deutſchland, nachdem durch die Bemühungen der Engländer Wilkins, W. Jones, Colebrooke, Wilſon u. a. die Sprache und Literatur des Sanskrit erſchloſſen und zugänglich gemacht worden war. Die durch Bopp (ſ. d.) geſchaffene vergleichende Grammatik iſt zu datiren von deſſen kleiner Schrift «Das Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache, verglichen mit jenem der griech., lat., perſ. und germau. Sprachen» (Berl. 1816). Hier iſt zuerſt der leitende Grundſatz aufgeſtellt und durchgeführt, die Verwandtſchaft der Sprachen aus ihrem Bau und nicht aus den Wurzeln ihrer Wörter zu erforſchen. Die hiſtor. Grammatik hebt an mit Jak. Grimm's (ſ. d.) durchaus auf ſelbſtändigen Forſchungen beruhender «Deutſcher Grammatik», deren erſter Theil 1819 erſchien. In gleichem Geiſte behandelten Diez (ſ. d.) die roman. und Miklošich (ſ. d.) die ſlaw. Sprachen. An Bopp aber ſchloß ſich, durch umfängliche Forſchung ausgezeichnet, Pott (ſ. d.). Weiter ward die vergleichende Sprachforſchung, gewöhnlich in Verbindung mit der hiſtoriſchen, gefördert durch Aufrecht, Benary, Benfey, Laſſen, G. Curtius, Dieffenbach, Höfer, Kirchhoff, Kuhn, Max Müller, Schleicher, Schweizer u. a. Es dienen ihren Zwecken gegenwärtig in Deutſchland folgende Zeitſchriften: Kuhn's «Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung» (Berl. 1852 fg.); Kuhn und Schleicher, «Beiträge zur vergleichenden Sprachforſchung» (Berl. 1858 fg.); Benfey, «Orient und Occident» (Gött. 1862 fg.). In dieſen iſt nur die Forſchung über die indogerman. Sprachen vertreten; die vergleichende Grammatik der übrigen Sprachſtämme liegt noch in den Anfängen. Vgl. Vater, «Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörterſammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl. von Jülg, Berl. 1847).

Verzeichniß

der im dreizehnten Bande enthaltenen Artikel.

S.

Salieri (Antonio). 1.
Saline, ſ. Salz.
Salis (Familie; Karl Ulyſſes v.; Joh. Ulrich von S.-Soglio). 1.
Salis-Seewis (Joh. Gaudenz, Freiherr von). 2.
Salisbury (Stadt). 2.
Salisbury (Adelstitel). 3.
Saliſches Geſetz. 4.
Sallet (Friedr. von). 5.
Salluſtius (Geſchichtſchreiber). 5.
Salluſtius (Philoſoph). 6.
Salm, ſ. Lachs.
Salm (Hans). 6.
Salm-Dyck (Conſtanze Marie, Fürſtin von). 8.
Salm-Reifferſcheidt (Niklas, Graf von). 8.
Salmanaſſar. 8.
Salmaſius (Claudius). 8.
Salmiak. 9.
Salomo. 9.
Salomonsinſeln. 10.
Salomonsſiegel, ſ. Convallaria.
Salon. 11.
Salona (in Griechenland). 11.
Salona (in Dalmatien). 11.
Salonichi. 11.
Salpeter und Salpeterſäure, ſ. Nitrum.
Salpeterſaures Silberoxyd, ſ. Höllenſtein.
Salpiglossis. 12.
Salſette. 12.
Salt-Lake. 12.
Salta. 13.
Saltarello. 14.
Salto mortale. 14.
Salutiren. 14.
Saluzzo. 14.
Salva y Perez (Don Vincente). 15.
Salvandy (Narciſſe Achille, Graf). 15.
Salvator Roſa, ſ. Roſa (Salvator).
Salve. 16.
Salve regina misericordiae. 16.
Salvi (Giambattiſta), ſ. Saſſoferrato.
Salvianus. 16.
Salvus conductus. 16.
Salz. 16.
Salza (Hermann von; Hugo von). 17.
Salzach. 18.
Salzätherweingeiſt. 19.
Salzbrunn. 19.
Salzburg (Herzogthum). 19.
Salzburg (Stadt). 21.
Salze. 22.
Salzgitter. 23.
Salzkammergut. 23.
Salzmann (Chriſtian Gotthilf). 23.
Salzpflanzen. 24.
Salzſäure. 24.
Salzſee, ſ. Salt-Lake.
Salzungen. 25.
Salzwedel. 25.
Salzwerke, ſ. Salz.
Samara. 25.
Samarang. 26.
Samaria. 27.
Samariter. 27.
Samarkand. 28.
Sambre. 28.
Sambucus, ſ. Flieder.
Samen (animaliſch). 28.
Samen (botaniſch). 29.
Sämiſchgerberei, ſ. Gerben.
Samland. 30.
Sammt. 30.
Samniter. 31.
Samoainſeln. 31.
Samogitien. 32.
Samojeden. 32.
Samos. 33.
Samoſata. 33.
Samothrake. 33.
Samsöe. 34.
Samuel. 34.
Samum. 34.
Sämund. 34.
Samwer (Karl Friedr. Lucian). 35.
San-Domingo (Staat). 35.
San-Domingo (Stadt). 38.
San-Fernando. 39.
San-Francisco. 39.
San-Ildefonſo, ſ. La-Granja.
San-Jago de Chile, ſ. Santiago.
San-Jago de Cuba, ſ. Santiago de Cuba.
San-Luis-Potoſi. 39.
San-Marino. 40.
San-Salvador. 42.
San-Sebaſtian. 44.
Sanä. 44.
Sanadon (Noël Etienne). 45.
Sanchoniathon. 45.
Sanct-Bernhard, ſ. Bernhard.
Sanct-Blaſien. 45.
Sanct-Gallen. 46.
Sanct-Goar. 47.
Sanct-Gotthard. 47.
Sanct-Helena. 48.
Sanct-Jakob. 49.
Sanct-Moritz. 49.
Sanct-Pölten. 50.
Sanction. 50.
Sanctius (Franz). 50.
Sanctuarium. 50.
Sand. 50.
Sand (George), ſ. George Sand.
Sand (Karl Ludwig). 51.
Sandale. 52.
Sandarak. 52.
Sandbank. 52.
Sanddorn, ſ. Hippophaë.
Sandelholz. 52.
Sandeman (Rob.). 53.
Sander. 53.
Sandhafer, ſ. Elymus.
Sandiſort (Eduard; Gerard). 53.
Sandrart (Joachim von). 54.
Sandſchak. 54.
Sandſtein. 54.

Sandwichinseln. 54.
Sangerhausen. 56.
Sängerkrieg, s. Wartburgkrieg.
Sangirinseln. 57.
Sanguinaria. 57.
Sanguiniker, s. Temperamente.
Sanguisorba. 57.
Sanhedrin, s. Synedrium.
Sanherib. 57.
Sanitätswesen, s. Staatsarzneikunde.
Sannazaro (Jacopo). 58.
Sansculotten. 58.
Sanskrit. 59.
Sansovino. 64.
Sanssouci. 64.
Santa-Anna (Antonio Lopez de). 65.
Santa-Catharina. 67.
Santa-Fé de Bogotá, s. Bogotá.
Santa-Maura, s. Leukadia.
Santander. 67.
Santarém. 68.
Santerre (Antoine Joseph). 68.
Santi (Rafael), s. Rafael Santi.
Santiago. 69.
Santiago de Cuba. 70.
Santillana (Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von). 70.
Säntis. 71.
Santolina. 71.
Santorin. 71.
São-Francisco. 72.
Saône; Depart. Obersaône; Depart. Saône-Loire. 72.
Saphir (Edelstein). 73.
Saphir (Moritz Gottlieb). 73.
Sapieha (Fürstenfamilie). 74.
Sapindus. 74.
Saponaria. 75.
Saporoger. 75.
Sappe. 75.
Sappeurs. 76.
Sappho. 76.
Sarabanda. 77.
Saragossa. 77.
Sarah. 78.
Saratoga. 78.
Sarátow. 79.
Sarawak. 80.
Sarazenen. 80.
Sardiewski (Matthias Kasimir). 81.
Sarcine. 81.
Sardanapal. 81.
Sardelle. 81.
Sardes. 82.
Sardine, s. Sardelle.
Sardinien (Insel). 82.
Sardinien (Königreich). 84.
Sardonisches Lachen. 94.
Sardonyx. 94.
Sardou (Victorien). 94.
Sarepta. 95.
Sargassomeer. 95.
Sargon. 96.
Sarkasmus. 96.
Sarkophag. 96.
Sarmaten. 96.
Sarnen. 97.
Saron. 97.
Saronischer Meerbusen. 97.
Sáros. 97.
Sarothamnus. 98.
Sarpi (Paolo). 98.
Sarsenet. 99.
Sarthe. 99.
Sarti (Giuseppe). 99.
Sarto (Andrea del). 100.
Sartorius (Georg, Freiherr von Waltershausen). 101.
Sartorius von Waltershausen (Wolfgang). 101.
Sassafras. 102.
Sassaniden. 102.
Sassaparille. 102.
Sassari. 103.
Sassisch. 103.
Sassoferrato. 103.
Sassolin, s. Borax.
Satan, s. Teufel.
Satelliten (Monde), s. Nebenplaneten.
Saterland. 104.
Satiniren. 104.
Satire. 104.
Satrapen. 104.
Sattel; Satteltragen. 105.
Sattelhöfe. 105.
Sättigung. 105.
Sättigungscapacität. 105.
Satureja. 105.
Saturn. 106.
Saturnalien. 106.
Saturninus (Lucius Appulejus). 106.
Saturninus (Gnostiker). 107.
Saturnischer Vers. 107.
Saturnus. 107.
Satyr. 108.
Satyriasis. 108.
Satyrspiel. 108.
Satz. 109.
Sau (Fluß), s. Save.
Saubohne, s. Bohne.
Saubrot, s. Cyclamen und Lathyrus.
Sauerampfer, s. Ampfer.
Sauerbrunnen. 109.
Sauerdorn, s. Berberize.
Sauerklee. 110.
Sauerland. 110.
Sauerstoff. 111.
Sauerteig. 112.
Säuferwahnsinn, s. Delirium.
Säugen und Säugling. 112.
Säugethiere. 113.
Saugpumpe, s. Pumpe.
Saul. 114.
Saulcy (Louis Félicien Joseph Caignart de). 115.
Säule. 115.
Säulenordnungen. 116.
Saumur. 117.
Sauppe (Hermann). 118.
Säure. 118.
Saurier. 119.
Saurin (Jacques). 119.
Saussure (Horace Bénoit de; Théodore de). 119.
Sauvegarde. 120.
Savage (Richard). 120.
Savannah. 120.
Savannen. 121.
Savary (Anne Jean Marie René). 121.
Save. 122.
Saverne. 122.
Savigliano. 122.
Savigny (Friedr. Karl von). 122.
Savigny (Karl Friedr. von). 123.
Savona. 124.
Savonarola (Girolamo). 124.
Savoyen. 125.
Sax (Antoine Joseph Adolphe). 127.
Saxifraga. 127.
Saxo. 128.
Say (Jean Baptiste; Horace Emile). 128.
Sayn und Wittgenstein. 129.
Sbirren. 130.
Scabinus, s. Schöppen.
Scabiosa. 130.
Scagliola. 131.
Scala (Tonleiter). 131.
Scala (Geschlecht). 131.
Scaliger (Julius Cäsar; Joseph Justus). 131.
Scalpiren. 132.
Scammonium. 132.
Scandiren. 133.
Scanzoni von Lichtenfels (Friedrich Wilhelm). 133.
Scapulier. 133.
Scarabäus. 133.
Scaromuz. 133.
Scarlatti (Alessandro; Domenico). 133.
Scarpa (Antonio). 134.
Scarron (Paul). 135.
Scaurus (Marcus Aemilius). 135.
Scene. 136.
Scenische Spiele. 136.
Scepter. 136.
Schabe. 136.
Schabkunst, s. Kupferstechkunst.
Schablone. 137.
Schach, s. Schachspiel.
Schachmaschine, s. Kempelen (Wolfgang von).
Schachowskoi (Familie). 137.
Schachspiel. 137.
Schacht, s. Grubenbau.
Schachtelhalm, s. Equisetum.
Schack (Adolf Friedr. von). 139.
Schade (juristisch), s. Damnum.
Schädel. 139.
Schädellehre, s. Phrenologie.
Schadow (Joh. Gottfr.; Zeno Ridolfo). 140.
Schadow-Godenhaus (Friedrich Wilh. von). 140.

Schaf. 141.
Schafarik (Paul Joſeph). 143.
Schafberg. 143.
Schäfer (Heinrich). 144.
Schäferpoeſie. 144.
Schaffgotſch (Familie). 145.
Schaffhauſen. 145.
Schafgarbe, ſ. Achillea.
Schafhäutl (Karl Franz Emil). 147.
Schafzucht. 148.
Schäh. 150.
Schakal. 150.
Schalk. 150.
Schalken (Gottfried). 151.
Schall. 151.
Schall (Karl). 151.
Schaller (Anton; Johann; Ludwig). 151.
Schaller (Julius). 152.
Schalmei. 152.
Schalotte. 153.
Schalthiere, ſ. Mollusken.
Schaltjahr. 153.
Schaluppe; Kanonenſchaluppen. 153.
Scham. 153.
Schamanen. 153.
Schamyl. 154.
Schandau. 155.
Schande. 155.
Schandpfahl, ſ. Pranger.
Schanghai, ſ. Shanghai.
Schanze. 155.
Scharbock, ſ. Skorbut.
Scharbockskraut, ſ. Ficaria.
Scharfrichter. 156.
Scharfſchützen. 156.
Scharlach (Farbe). 156.
Scharlach (Krankheit). 156.
Scharnhorſt (Gerh. David von). 157.
Schärpe. 158.
Schärtlein, ſ. Schertlin (Sebaſtian).
Schäßburg. 158.
Schatten (in der Optik). 159.
Schatten (in der Malerei). 159.
Schattenriß, ſ. Silhouette.
Schattirung. 160.
Schatz. 160.
Schauanſtalten. 160.
Schaumburg. 161.
Schaumburg-Lippe. 162.
Schaumkraut, ſ. Cardamine.
Schauſpiel. 164.
Schauſpielkunſt. 164.
Scheele (Karl Wilh.). 165.
Scheele (Ludwig Nikolaus von). 165.
Scheeren. 166.
Schefer (Leopold). 166.
Scheffel. 167.
Scheffer (Ary). 167.
Scheffler (Johannes), ſ. Angelus Sileſius.
Scheffler (Auguſt Chriſtian Wilhelm Hermann). 168.
Scheffner (Joh. George). 169.
Scheibel (Joh. Gottfr.). 169.
Scheideck. 169.
Scheidekunſt. 170.
Scheidemünze; Scheidemünzfuß. 170.
Scheidenflügler, ſ. Coleopteren.
Scheidewaſſer, ſ. Nitrum.
Scheidung, ſ. Eheſcheidung.
Scheikh-ul-islam, ſ. Muſti.
Schein. 171.
Scheintod. 171.
Schelde. 172.
Schele von Schelenburg (Georg Victor Friedr. Dietrich, Freiherr von; Eduard Friedrich Auguſt von). 172.
Schelfhout (Andries). 173.
Schelhorn (Joh. Georg, der Aeltere; Joh. Georg, der Jüngere). 173.
Schellack. 173.
Scheller (Immanuel Joh. Gerh.). 174.
Schellfiſche. 174.
Schelling (Friedr. Wilhelm Joſ. von). 174.
Schema. 176.
Schemacha. 176.
Schemnitz. 177.
Schemyl, ſ. Schamyl.
Schenk (Eduard von). 177.
Schenkel. 178.
Schenkel (Daniel). 178.
Schenkendorf (Gottlob Ferdinand Maximilian von). 179.
Schenkung. 180.
Scheppenſtedt. 180.
Scherbengericht, ſ. Oſtracismus.
Schere; Schermaſchinen. 180.
Scheremetjew (Familie). 181.
Schérer (Barthélemy Louis Joſ.). 181.
Scheriff. 182.
Scherr (Thomas Ignaz). 182.
Scherr (Johannes). 183.
Schertlin (Sebaſtian). 183.
Scherz. 184.
Scherz (Joſ. Georg). 184.
Scherzer (Karl, Ritter von). 184.
Scherzo. 185.
Scheuffelin (Hans Leonhard). 185.
Scheune. 185.
Scheuren (Kaspar). 186.
Scheurl (Chriſtoph Gottlieb Adolf von). 186.
Scheveningen. 186.
Scheyern. 186.
Schiavone (Andrea). 187.
Schibboleth. 187.
Schicht (Joh. Gottfr.). 187.
Schichtung. 187.
Schick (Gottlieb). 188.
Schickſal. 188.
Schickſalstragödie. 189.
Schidone (Bartolommeo). 189.
Schiedam. 189.
Schiedsrichter und Schiedsgericht. 189.
Schiefe Ebene. 190.
Schiefer. 191.
Schiefheit. 191.
Schiefner (Franz Anton). 192.
Schielen. 192.
Schienbein. 193.
Schierling. 193.
Schießbaumwolle. 194.
Schießbeere, ſ. Rhamnus.
Schießen. 194.
Schießpulver. 195.
Schießſcharten. 195.
Schievelbein (Hermann). 196.
Schiff. 196.
Schiffahrt. 197.
Schiffahrtskunde. 197.
Schiffahrtsſchulen. 197.
Schiffahrtsverträge. 198.
Schiffbruch. 198.
Schiffbrücken. 198.
Schifferinſeln, ſ. Samoainſeln.
Schiffsbaukunſt, ſ. Schiff.
Schiffsgeſchütz. 198.
Schiffshalter. 199.
Schiffsjournal, ſ. Journal.
Schiiten. 199.
Schikaneder (Emanuel). 199.
Schild. 199.
Schilda. 200.
Schildrüſe. 200.
Schilderbent. 200.
Schilderung. 200.
Schildknappe, ſ. Knappe.
Schildkrot. 201.
Schildkröten. 201.
Schildläuſe. 202.
Schildwache. 202.
Schilf. 202.
Schill (Ferdinand von). 203.
Schiller (Joh. Chriſtoph Friedr. von). 204.
Schillerſtiftung. 208.
Schilling (Münze). 208.
Schilling (Friedrich Guſtav). 209.
Schilter (Joh.). 209.
Schimmel. 209.
Schimmelmann (Heinrich Karl, Graf von; Ernſt Heinr., Graf von). 210.
Schimmelpenninck (Rütger Jan). 211.
Schimpauſe. 211.
Schimper (Wilh.; Karl Friedr.; Wilh. Philipp). 212.
Schinderhannes. 212.
Schink (Joh. Friedr.). 213.
Schinkel (Karl Friedr.). 213.
Schinznach. 214.
Schirach (Gottlob Benedict von). 214.
Schiras. 215.
Schirmer (Joh. Wilh.). 215.
Schirmvögte, ſ. Kirchenvogt.
Schirwân. 216.
Schiſchkow (Alexander Sſemenowitſch). 216.
Schisma. 217.
Schitomir. 217.

Schlabrendorf (Gustav, Graf v.). 217.
Schlacht; Schlachtordnung. 218.
Schlachtenmalerei. 218.
Schlachtschitz. 218.
Schlacken; Schlackenbäder. 219.
Schlaf. 219.
Schlaf der Pflanzen. 219.
Schläfe. 220.
Schlaflosigkeit. 220.
Schlafsucht. 221.
Schlagende Wetter. 221.
Schlagfluß. 221.
Schlagintweit (Herm. v.; Adolf; Robert; Emil; Eduard). 222.
Schlaglicht. 223.
Schlagschatten, s. Schatten.
Schlagschatz, s. Münze und Münzwesen.
Schlagwirthschaft. 223.
Schlammbäder. 224.
Schlangen. 224.
Schlangenbod. 226.
Schlaraffenland, s. Utopien.
Schlechta-Wschehrd (Ottakar Maria, Freiherr). 226.
Schlegel (August Wilhelm von). 226.
Schlegel (Karl Wilhelm Friedr. von; Dorothea). 228.
Schlegel (Karl Gustav Moritz; Joh. Karl Fürchtegatt; Karl August Moritz). 229.
Schlegel (Joh. Adolf). 229.
Schlegel (Joh. Elias). 229.
Schlegel (Joh. Heinrich; Joh. Friedr. Wilh.). 230.
Schlehen. 230.
Schlei. 230.
Schleicher (August). 231.
Schleichhandel. 231.
Schleiden (Matthias Jakob). 232.
Schleiden (Rudolf). 233.
Schleier. 233.
Schleiermacher (Friedrich Ernst Dan.). 233.
Schleifwerke. 235.
Schleihe. 236.
Schleim. 236.
Schleimfieber. 236.
Schleimhäute. 236.
Schleinitz (Alex. Gustav Adalf, Freiherr von; Julius von; Wilh. von). 237.
Schleißheim. 238.
Schleiz. 238.
Schlesien; Preußisch-Schlesien; Oesterreichisch-Schlesien. 238.
Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Literatur.
Schlesische Kriege. 246.
Schleswig (Herzogthum). 248.
Schleswig (Stadt). 252.
Schleswig-Holstein (Provinz). 253.
Schleswig-Holstein (Geschichte). 254.
Schlettstadt. 275.
Schleuder. 276.
Schleuse. 276.
Schleusingen. 276.
Schlichtegroll (Adolf Heinrich Friedr.). 276.
Schlik (Franz, Graf von). 277.
Schlingen. 277.
Schlingern. 278.
Schlingpflanzen, s. Lianen.
Schlippenbach (Ulrich Gustav, Freiherr von). 278.
Schlittschuhe. 278.
Schlömilch (Oskar). 279.
Schloß. 279.
Schloßen, s. Hagel.
Schlosser (Friedrich Christoph). 280.
Schlosser (Joh. Georg; Johann Friedr. Heinr.; Hieronymus Peter; Christian). 280.
Schlözer (Aug. Ludwig von; Dorothea; Christian von; Kurd von; Karl von). 281.
Schlucken; Schluchzen. 282.
Schlund, s. Rachen.
Schluß. 282.
Schlüsselbein. 283.
Schlüsselblume, s. Primel.
Schlüsselburg. 283.
Schlüsselgewalt. 283.
Schlußzettel. 284.
Schlüter (Andreas). 284.
Schlutte, s. Judenkirsche.
Schmack. 284.
Schmähschrift, s. Pasquill.
Schmalkalden. 285.
Schmalkaldische Artikel. 285.
Schmalkaldischer Bund. 286.
Schmalz (Theodor Anton Heinr.). 288.
Schmarda (Ludwig Karl; Karl Johann). 289.
Schmarotzer, s. Parasiten.
Schmauß (Joh. Jak.). 289.
Schmecks. 289.
Schmeißfliege, s. Fliegen.
Schmeller (Joh. Andr.). 289.
Schmelz. 290.
Schmelzen. 290.
Schmerlen. 291.
Schmerling (Anton, Ritter von). 291.
Schmerz; schmerzstillende Mittel; Seelenschmerz. 292.
Schmerzensgeld. 292.
Schmettau (Samuel, Reichsgraf von; Karl Christoph, Reichsgraf von). 292.
Schmetterlinge. 293.
Schmetterlingsblütler. 294.
Schmid (Christoph von). 294.
Schmid (Karl Christian Erhard). 295.
Schmid (Joh. Heinr. Theador). 295.
Schmid (Reinhold). 296.
Schmid (Karl Ernst). 296.
Schmidt (Eberh. Korl Klamer). 297.
Schmidt (Eduard Oskar). 297.
Schmidt (Friedr. Wilh. August). 297.
Schmidt (Georg Friedr.). 297.
Schmidt (Georg Phil.). 298.
Schmidt (Heinr. Julian). 298.
Schmidt (Isaak Jokob). 299.
Schmidt (Mich. Ignaz). 299.
Schmidt (Wilh. Adolf). 300.
Schmidt-Phiseldeck (Justus von). 300.
Schmidt-Phiseldeck (Kanr. Friedr. von). 301.
Schmiedeberg. 301.
Schmieden. 302.
Schminke. 302.
Schminkbohne, s. Bohne.
Schmirgel. 302.
Schmitthenner (Friedr. Jakob). 303.
Schmolke (Benjamin). 303.
Schmöllnitz. 303.
Schmuggelhandel, s. Schleichhandel.
Schmutzer (Jak. Matth.). 303.
Schnaase (Karl). 304.
Schnabelthier. 304.
Schnaderhüpfel. 305.
Schnaken, s. Mücken.
Schnarchen. 305.
Schnecken. 305.
Schnee. 306.
Schneeball. 306.
Schneebeere, s. Chiococca.
Schneeberg. 307.
Schneegans, s. Gans.
Schneeglöckchen. 307.
Schneehuhn. 308.
Schneelinie. 308.
Schneeschuhe. 309.
Schneidemühl. 309.
Schneider (Eulogius). 309.
Schneider (Joh. Christian Friedrich). 309.
Schneider (Joh. Gottlab; Joh. Gottlieb). 310.
Schneider (Joh. Gattlob). 310.
Schneider (Karl Ernst Christoph). 311.
Schneider (Louis). 311.
Schneidervogel. 312.
Schneller (Julius Franz Borgias). 312.
Schnellpresse. 313.
Schnepfe. 315.
Schnepfenthal. 316.
Schnepper. 316.
Schnittlauch, s. Lauch.
Schnitzler (Joh. Heinr.). 316.
Schnarr von Karolsfeld (Veit Hans). 317.
Schnorr von Karolsfeld (Julius; Ludwig; Malvina). 317.
Schnorr von Karolsfeld (Ludw. Ferdinand). 318.
Schnupfen. 319.
Schnupftaback, s. Taback.
Schnüren. 319.
Schnyder von Wartensee (Xaver). 319.

Schoa. 320.
Schock. 320.
Schoedler (Friedr. Karl Ludw.). 320.
Schöffer (Peter), ſ. Buchdruckerkunſt.
Scholarchat. 320.
Scholaſtik und Scholaſtiker. 320.
Scholien. 322.
Schöll (Adolf). 322.
Schöll (Maxim. Samſon Friedrich). 323.
Scholle. 323.
Schöllkraut, ſ. Chelidonium.
Scholten (Joh. Heinrich). 324.
Schömann (Georg Friedr.). 325.
Schomberg (Friedrich Hermann von). 325.
Schomburgk (Sir Robert Hermann; Otto; Moritz Richard; Julius). 326.
Schön; Schönheit; Schöne Künſte; Schöne Wiſſenſchaften; Schöne Seele. 327.
Schön (Heinrich Theodor von). 328.
Schön (Martin). 328.
Schönaich (Chriſtoph Otto, Freiherr von). 329.
Schönbein (Chriſtian Friedrich). 329.
Schönborn (Geſchlecht). 330.
Schönbrunn. 330.
Schönburg. 331.
Schönebeck. 332.
Schönemann (Joh. Friedr.). 332.
Schonen. 332.
Schoner. 333.
Schönhals (Karl von). 333.
Schönheit, ſ. Schön.
Schönlein (Joh. Lukas). 333.
Schönſchreibekunſt, ſ. Kalligraphie.
Schoolcraft (Henry Rowe). 334.
Schopenhauer (Johanna). 334.
Schopenhauer (Arthur). 335.
Schöpflin (Joh. Dan.). 336.
Schöpfung. 337.
Schoppe (Amalia). 337.
Schoppen. 338.
Schöppen. 338.
Schoreel (Jan van). 338.
Schorn (Joh. Karl Ludw. von). 339.
Schorn (Karl). 339.
Schornſtein. 340.
Schote. 340.
Schotel (Johannes Chriſtianus; Peter Johannes). 340.
Schott (Chriſtian Friedr. Albert; Albert Lucian Couſtaus; Arthur; Sigmund). 340.
Schott (Heinr. Auguſt). 341.
Schott (Wilhelm). 342.
Schottenklöſter. 342.
Schottland. 342.
Schottiſche Dichter. 355.
Schottiſche Kirche. 357.
Schottiſche Philoſophie. 357.
Schottiſche Zeuge; Schottiſche Teppiche. 358.
Schouw (Joachim Friedr.). 358.
Schraber (Julius). 358.
Schraffirung. 359.
Schraube. 359.
Schraubenſchiff, ſ. Dampfſchiff und Propellerſchraube.
Schraubolph (Johann). 359.
Schreck. 360.
Schreibekrampf. 360.
Schreibekunſt. 360.
Schreiber (Aloys Wilh.). 361.
Schreiber (Heinrich). 361.
Schreibfedern, ſ. Federn.
Schreibmalerei. 362.
Schreuck (Karl, Freiherr von). 362.
Schrepfer (Joh. Georg). 363.
Schreyvogel (Joſ.). 363.
Schrift. 364.
Schriften. 364.
Schriftgießerei. 364.
Schriftläſſigkeit. 365.
Schröckh (Joh. Matthias). 366.
Schröder (Friedr. Ludw.). 366.
Schröder (Sophie). 367.
Schröder-Devrient (Wilhelmine). 368.
Schrödter (Adolf). 369.
Schröpfen. 369.
Schrot. 370.
Schrot und Korn, ſ. Münze und Münzweſen.
Schröter (Johann Hieronymus). 370.
Schub. 371.
Schubart (Chriſtian Friedr. Daniel). 371.
Schubart (Joh. Chriſtian). 372.
Schubert (Franz Peter). 372.
Schubert (Friedr. Wilh.). 373.
Schubert (Gotthilf Heinr. von). 374.
Schublabenſtück. 375.
Schuch (Franz; Franz, der Jüngere). 375.
Schücking (Chriſtoph Bernhard Levin; Luiſe). 375.
Schuckmann (Friedr., Freiherr von). 376.
Schuderoff (Georg Jonathan). 377.
Schuiskoi (Familie). 377.
Schu-king. 378.
Schuld. 378.
Schulden. 378.
Schuldſchein. 379.
Schulen. 379.
Schulenburg (Geſchlecht). 383.
Schulhoff (Julius). 384.
Schulpforte, ſ. Pforta.
Schultens (Albrecht; Joh. Jakob; Heinr. Albrecht). 385.
Schultern. 385.
Schultheiß, ſ. Schulze.
Schultz-Schultzenſtein (Karl Heinrich). 385.
Schulz (Albert). 387.
Schulz (David). 387.
Schulz (Friedrich). 388.
Schulz (Joh. Abraham Peter). 388.
Schulze. 389.
Schulze (Ernſt Konrad Friedr.). 389.
Schulze (Friedr. Auguſt). 390.
Schulze (Friedr. Gottlob). 390.
Schulze (Herm. Joh. Friedrich). 391.
Schulze (Gottlob Ernſt). 391.
Schulze (Johannes). 392.
Schulze-Delitzſch (Herm.). 393.
Schumacher (Heinr. Chriſtian). 394.
Schumann (Rob.; Klara). 394.
Schumla. 396.
Schuppen. 397.
Schuppenkrankheit. 397.
Schuppenthiere. 397.
Schurmann (Anna Maria von), ſ. Labadie (Jean de).
Schurz (Karl). 397.
Schuſelka (Franz; Ida). 398.
Schußwunden. 399.
Schütt. 400.
Schütz (Chriſtian Gottfr.; Friedrich Karl Julius). 400.
Schütz (Heinrich). 401.
Schutzbrief. 401.
Schütze (Joh. Stephan). 402.
Schützengeſellſchaften. 402.
Schutzgeiſter, ſ. Genien.
Schutzverwandte. 403.
Schutzzollſyſtem. 403.
Schuwalow (Familie). 404.
Schwab (Guſt.; Chriſtoph Theodor; Karl Heinr. von). 404.
Schwabach. 405.
Schwabe (Inſektengattung), ſ. Schabe.
Schwaben. 406.
Schwabenſpiegel. 407.
Schwäbiſche Alp, ſ. Alp.
Schwäbiſcher Bund, ſ. Schwaben.
Schwäbiſche Dichter. 408.
Schwäbiſche Kaiſer. 408.
Schwäbiſcher Kreis. 408.
Schwäbiſch-Hall. 409.
Schwäche. 409.
Schwaden, ſ. Mannahirſe.
Schwadron, ſ. Escadron.
Schwägerſchaft. 410.
Schwalbach. 410.
Schwalbe. 410.
Schwalbenwurz, ſ. Cynanchum.
Schwamm. 411.
Schwämmchen. 411.
Schwämme. 411.
Schwan (Vogel). 412.
Schwan (Chriſtian Friedr.). 412.
Schwanenfluß. 413.
Schwanenorden. 413.
Schwangerſchaft. 413.
Schwanjungfrauen und Schwanritter. 415.
Schwanthaler (Ludw. Michael; Franz Xaver). 415.

Schwär oder Blutschwär, s. Furunkel.
Schwärmerei. 416.
Schwartz (Marie Sophie). 416.
Schwarz (Farbe). 417.
Schwarz (Berthold). 417.
Schwarz (Friedrich Heinr. Christian). 417.
Schwarz (Johann Karl Eduard). 417.
Schwarz (Karl Heinrich Wilh.). 418.
Schwarza. 419.
Schwarzburg. 419.
Schwarzburg-Rudolstadt. 420.
Schwarzburg-Sondershausen. 422.
Schwarzdorn, s. Schlehe.
Schwarzes Bret. 425.
Schwarze Kunst, s. Magie.
Schwarzes Meer. 425.
Schwarzer Prinz, s. Eduard (Prinz von Wales).
Schwarzer Tod. 426.
Schwarzenberg (Geschlecht). 427.
Schwarzenberg (Johann, Freiherr zu). 427.
Schwarzenberg (Adam, Graf zu). 428.
Schwarzenberg (Karl Philipp, Fürst von). 428.
Schwarzenberg (Fürst Felix Ludwig Joh. Friedr.). 429.
Schwarzkümmel, s. Nigella.
Schwarzkunst, s. Kupferstechkunst.
Schwarzwald. 430.
Schwarzwurzel. 432.
Schwechat. 432.
Schweden (geograph.-statistisch). 432.
Schweden (geschichtlich). 441.
Schwedische Sprache, Literatur und Kunst. 448.
Schwedisch-Pommern. 458.
Schwedt. 458.
Schwefel. 458.
Schwefeläther, s. Aether.
Schwefeläthergeist, s. Liquor.
Schwefelleber. 459.
Schwefelsäure. 459.
Schwefelwässer. 460.
Schwefelwasserstoffgas. 460.
Schweflige Säure. 461.
Schwegler (Albert). 461.
Schweidnitz. 461.
Schweigaard (Anton Martin). 462.
Schweigger (August Friedrich). 462.
Schweigger (Joh. Salomo Christoph). 463.
Schweighäuser (Johann; Jean Geoffroy). 463.
Schweine. 463.
Schweinezucht. 464.
Schweinfurt. 465.
Schweinichen (Hans von). 465.
Schweiß. 465.
Schweißtuch. 466.
Schweitzer (Aug. Gottfr.). 466.
Schweiz (geographisch-statistisch). 467.
Schweiz (geschichtlich). 474.
Schweizer (Miethstruppen). 486.
Schweizer (Alexander). 486.
Schwenkfeld (Kaspar). 487.
Schwenkung. 487.
Schweppermann (Seyfried). 488.
Schwere. 488.
Schwererde und Schwerspat, s. Baryt.
Schwerhörigkeit. 489.
Schwerin (Fürstenthum). 489.
Schwerin (Stadt). 489.
Schwerin (Geschlecht). 490.
Schwerin (Kurt Christoph, Graf von). 490.
Schwerin (Maximilian, Graf von). 491.
Schwerpunkt. 492.
Schwert. 492.
Schwertbrüder. 492.
Schwertel, s. Gladiolus.
Schwertfisch. 493.
Schwertlilie. 493.
Schwertmagen, s. Agnaten.
Schwetschke (Karl Gustav). 494.
Schwetzingen. 494.
Schwiebus. 494.
Schwieger (Jakob). 495.
Schwimmen. 495.
Schwimmende Batterien. 496.
Schwimmvögel. 496.
Schwind (Moritz von). 497.
Schwindel. 497.
Schwindsucht. 498.
Schwingel, s. Festuca.
Schwingfeste. 498.
Schwingung. 498.
Schwulst, s. Bombast.
Schwund, s. Atrophie.
Schwungkraft, s. Centralbewegung.
Schwungrad. 498.
Schwur, s. Eid.
Schwurgericht. 499.
Schwyz. 502.
Sciacca. 502.
Scillyinseln. 503.
Scioppius (Kaspar). 503.
Scindia, s. Gwalior.
Scipio (Familie). 504.
Sclopis de Salerano (Graf Federico). 506.
Scontriren. 506.
Scoresby (William). 506.
Scott (Sir Walter; Sir Walter). 507.
Scott (Winfield). 509.
Scotus und Scotisten, s. Duns Scotus.
Scribe (Augustin Eugène). 510.
Scriptores historiae augustae. 511.
Scriver (Christian). 511.
Scrupel, Skrupel, s. Apothekergewicht.
Scrutinium. 511.
Scudéry (Georges de; Madeleine de). 511.
Scudo. 512.
Sculptur, s. Bildhauerkunst.
Scultetus (Andreas). 512.
Scurra. 512.
Scylla. 512.
Scythen. 513.
Sealsfield (Charles). 513.
Sebak. 514.
Sebaldus. 514.
Sebastian (Heiliger). 515.
Sebastian (König von Portugal). 515.
Sébastiani (François Horace Bastien, Graf; Tiburce). 516.
Sebastopol, s. Sewastopol.
Sebulon. 517.
Secante. 517.
Seceders. 517.
Sechellen. 517.
Sechs. 517.
Seciren, s. Section.
Seckendorf (Geschlecht). 518.
Seckendorf (Veit Ludwig von). 518.
Seckendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von). 519.
Seckendorf (Leo, Freiherr von; Karl Sigmund von). 520.
Seckendorf (Christian Adolf, Freiherr von; Wilhelm Adolf von). 521.
Seckendorf (Gustav Anton, Freiherr von; Alfred, Freiherr v.). 521.
Secret. 521.
Sect. 521.
Section (militärisch). 522.
Section (medicinisch). 522.
Sector, s. Ausschnitt.
Secundär, s. Primär.
Secunde. 522.
Secundogenitur. 522.
Sédaine (Michel Jean). 522.
Sedan. 523.
Sedes. 523.
Sedgwick (Catherine). 523.
Sedlitz oder Seidlitz, s. Seidschütz.
Seduline (Cölius). 524.
Sedum. 524.
See. 524.
Seebach (Marie), s. Niemann-Seebach.
Seebäder. 525.
Seebär, s. Robben.
Seeberg. 526.
Seegras. 526.
Seehandel. 527.
Seehandlung. 527.
Seehund, s. Robben.
Seeigel. 528.
Seekalb, s. Robben.
Seekarten. 529.
Seekatz (Joh. Konr.). 529.
Seekrankheit. 529.
Seekrieg. 530.
Seekuh, s. Manati.

Seeland; Bernisches Seeland. 530.
Seele. 531.
Seelenheilkunde. 532.
Seelenlehre, s. Psychalogie.
Seelenmesse. 533.
Seelenverkäufer. 533.
Seelenwanderung. 533.
Seelöwe, s. Robben.
Seemächte. 534.
Seemann (Berthold). 534.
Seemeile, s. Meile.
Seenesseln, s. Akalephen.
Seeratter. 535.
Seepferdchen. 535.
Seeprotest. 536.
Seeräuberei. 536.
Seerecht. 536.
Seerose, s. Nymphaea.
Seescheiden, s. Ascidien.
Seeschlacht, s. Seetaktik.
Seeschlangen. 537.
Seesatdaten. 537.
Seesterne. 537.
Seestücke. 538.
Seetaktik; Seeschlacht. 538.
Seetang, s. Tange.
Seetraube, s. Coccoloba.
Seetzen (Ulr. Jaspar). 539.
Seeversicherung. 539.
Seewissenschaften. 540.
Seewurf. 540.
Segel. 540.
Segeltuch. 540.
Segen. 540.
Segers (Daniel; Geraart). 540.
Segesta. 541.
Segestes, s. Hermann.
Segment, s. Abschnitt.
Segovia. 541.
Seguidilla. 542.
Ségur (Familie). 542.
Ségur-d'Agueſſeau (Louis Philippe, Graf von; Octave, Graf von; Raymund Joseph Paul, Graf von). 542.
Ségur (Paul Philippe, Graf von). 543.
Sehen, s. Auge und Gesicht.
Sehnen. 544.
Sehnendurchschneidung, s. Tenotamie.
Seide. 544.
Seïde. 545.
Seidel. 545.
Seidelbast, s. Daphne.
Seidenpflanze, s. Asclepias.
Seidenraupe und Seidenzucht. 546.
Seidenschwanz. 546.
Seidl (Joh. Gabriel). 546.
Seidschütz. 547.
Seife. 547.
Seifen; Seifenlager; Seifenwerke. 548.
Seifenkraut, s. Saponaria.
Seigneur. 548.
Seiler (Georg Friedr.). 548.
Seiltänzer. 549.
Sein. 549.
Seine (Fluß); Depart. Seine, Niederseine, Seine-Marne, Seine-Oise. 549.
Seitenstechen. 552.
Sejanus (Aelius). 552.
Sekel. 552.
Sekten. 553.
Selam. 553.
Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.
Seldstentzündung. 553.
Selbstherrscher, s. Autokratie.
Seldsthülfe. 553.
Selbstmord. 554.
Selbstsucht, s. Egoismus.
Selbstverbrennung. 554.
Seldschuken. 554.
Selen. 555.
Selene. 555.
Selenagraphie, s. Mond.
Seleneia. 555.
Seleuciden. 555.
Seleucus. 556.
Seligérsee. 556.
Seligkeit. 557.
Seligsprechung. 557.
Selim I. (Sultan der Osmanen). 557.
Selim II. (Sultan der Osmanen). 557.
Selim III. (Sultan der Osmanen). 558.
Selinus. 559.
Selke. 559.
Selkirk (Grafschaft). 559.
Selkirk (Alex.), s. Robinson Crusoe.
Sellerie, s. Apium.
Selterser Wasser. 559.
Seltz. 560.
Sem, Ham und Japhet. 560.
Semecarpus. 560.
Semele. 560.
Semendria. 561.
Semgallen, s. Kurland.
Seminar. 561.
Seminalen. 561.
Semiotik. 562.
Semipalátinsk. 562.
Semipelagianer, s. Pelagianer.
Semiramis. 562.
Semiten, s. Sem.
Semitische Sprachen. 563.
Semler (Joh. Salomo). 563.
Semlin. 564.
Semmering. 564.
Semnonen. 565.
Sempach. 565.
Semper (Gottfr.). 565.
Sempersreie. 566.
Sempervivum, s. Hauswurz.
Sempronius (Geschlecht). 566.
Sénancour (Etienne Pierre de). 566.
Senar. 566.
Senat. 567.
Send. 569.
Sendamir. 569.
Senebier (Jean). 569.
Seneca (Annaeus; Lucius Annaeus). 570.
Senecio. 571.
Senefelder (Aloys). 571.
Senegal. 572.
Senegambien. 572.
Senegawurzel, s. Polygala.
Seneschall. 573.
Senf. 573.
Seniarat, s. Majorat.
Senkblei. 574.
Senkenberg (Heinr. Christoph, Freiherr von; Renatus Karl, Freiherr von; Johann Christian). 574.
Senkowski (Ossip Iwanowitsch). 575.
Senkrecht, s. Perpendikel.
Senkwage, s. Aräometer.
Senlis. 575.
Sennaar. 576.
Senne. 576.
Sennerei; Sennsarr. 576.
Sennesblätter. 577.
Senonen (gallisches Volk), s. Gallien.
Sens. 577.
Sensal, s. Mäkler.
Sensibilität. 577.
Sensitiv und Sensitivität. 578.
Sensitive oder Sinnpflanze, s. Mimose.
Sensualismus. 578.
Sententiarier, s. Lombardus (Petrus).
Sentimentalität. 578.
Separatian. 578.
Separatisten. 579.
Sepia. 579.
Sepiazeichnungen. 579.
Sepp (Johann Nepamuk). 579.
September. 580.
Septett. 580.
Septimanien. 580.
Septime; Septimenaccorde. 580.
Septuagesima. 580.
Septuaginta. 581.
Sepúlveda (Juan Ginez; Lorenzo de). 581.
Sequaner. 582.
Sequenz. 582.
Sequestration. 583.
Serail. 583.
Seraing. 584.
Serampare. 584.
Seraph. 584.
Serapis. 584.
Seraskier. 585.
Serbien. 585.
Serbische Sprache und Literatur. 592.
Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat. 595.
Serdar, s. Seraskier.
Serenade. 596.
Seres. 596.
Seressaner. 596.
Sereth. 596.
Sergeants at law, s. Counsel.

Sergell (Joh. Tobias von). 596.
Sergent. 597.
Sergipe. 597.
Sergius (Päpſte). 597.
Sergius (Heiliger). 597.
Seringapatam. 598.
Seriphos. 598.
Serös, ſ. Serum.
Serpent. 598.
Serpentin. 598.
Serpuchow. 599.
Serradella (Futterpflanze), ſ. Ornithopus.
Serrano y Dominguez (Francisco). 599.
Sertorius. 600.
Serum. 600.
Servatius, ſ. Pancratius.
Servet (Michael). 601.
Servike. 601.
Servilius (Geſchlecht). 601.
Servis. 602.
Serviten. 602.
Servitut. 602.
Servius (Maurus Honoratus). 603.
Servius Tullius. 603.
Seſam. 604.
Seſoſtris. 604.
Seſſi (Sängerinnen). 604.
Seſterz. 605.
Seſtine. 605.
Seſtini (Domenico). 605.
Setaria. 605.
Seth. 606.
Setúval. 606.
Setzmaſchine. 606.
Seuche, ſ. Epidemie und Endemie.
Seume (Joh. Gottfr.). 607.
Severn. 607.
Severus (Lucius Septimius). 608.
Severus (Sulpicius). 608.
Sévigné (Marie de Rabutin-Chantal, Marquiſe von); Gräfin Françoiſe Marguerite von Grignan; Marquiſe von Simiane; Charles, Marquis von S. 608.
Sevilla. 609.
Sèvre. 610.
Sèvres. 611.
Seward (William Henry). 612.
Sewaſtopol. 612.
Sewerien. 615.
Sextant. 616.
Sextett. 616.
Sextius (Geſchlecht). 616.
Sextus Empirikus. 617.
Sexualſyſtem, ſ. Geſchlecht.
Seybelmann (Jakob Crescenz; Apollonia; Franz). 617.
Seybelmann (Karl). 617.
Seyblitz (Friedr. Wilh. von). 618.
Seyfried (Ignaz, Ritter von). 618.
Seymour (Familie). 618.
Sforza (Familie). 619.
Sgraffito. 620.
Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, erſter Graf von). 620.
Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von). 621.
Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, ſiebenter Graf von; Anthony, Baron Ashley). 621.
Shakers. 622.
Shakſpeare (William). 623.
Shanghai. 632.
Shannon. 632.
Shawl. 633.
Shee (Martin Archer). 633.
Sheerneß. 633.
Sheffield. 633.
Shelley (Percy Byſſhe; Mary Wollſtonecraft; Sir Percy Florence). 634.
Shenandoah. 635.
Sheridan (Philipp). 635.
Sheridan (Rich. Brinsley). 637.
Sheriff. 637.
Sherman (William Tecumſeh). 637.
Shetlandinſeln. 639.
Shields. 639.
Shire. 640.
Shirley (James). 640.
Shirting. 640.
Shoddy. 640.
Shoeburyneß. 641.
Shrapnels. 641.
Shrewsbury. 641.
Shrop. 642.
Shukowſkij (Waſſilji Andrejewitſch). 642.
Siam. 643.
Sibbern (Frederik Chriſtian). 644.
Sibirien. 645.
Sibyllen. 646.
Sicard (Roch Ambroiſe Lucuron, Abbé). 647.
Siccativ. 647.
Sichem. 647.
Sicheres Geleit, ſ. Salvus conductus.
Sicherheitslampen. 647.
Sicherheitsventil. 648.
Sicht. 648.
Siciliane. 648.
Sicilien (Inſel). 648.
Sicilien (Königreich beider). 653.
Sicilianiſche Veſper. 668.
Sicilianiſche Weine. 669.
Sickingen (Franz von; Geſchlecht). 669.
Siculer. 670.
Sicyon. 670.
Sida. 670.
Siddons (Sarah). 671.
Siderallicht. 671.
Siderographie, ſ. Stahlſtich.
Siderolith. 671.
Sideroxylon. 671.
Sidmouth (Stadt). 671.
Sidmouth (Henry Addington, Viscount). 671.
Sidney (Algernon). 672.
Sidney (Sir Philip). 673.
Sidney (Stadt). 673.
Sidon. 674.
Sidonius Apollinaris. 675.
Sieben. 675.
Sieben freie Künſte, ſ. Freie Künſte.
Sieben gegen Theben. 675.
Sieben Weiſe. 675.
Sieben weiſe Meiſter. 676.
Sieben Wunder der Welt. 676.
Siebenbürgen. 677.
Siebengebirge. 680.
Siebengeſtirn. 680.
Siebenjähriger Krieg. 680.
Siebenpfeiffer (Phil. Jak.). 685.
Siebenſchläfer (Legende). 686.
Siebenſchläfer (Thier). 686.
Siebold (Gelehrtenfamilie). 686.
Siebold (Karl Theodor Ernſt von). 687.
Siebold (Phil. Franz von). 688.
Siedepunkt. 689.
Sieg. 689.
Siegel. 689.
Siegelerde. 690.
Siegellack. 690.
Siegelwäßigkeit. 690.
Siegen. 690.
Siegenbeek (Matthijs). 691.
Siegfried. 691.
Siegwurz, ſ. Gladiolus.
Siel. 692.
Siemens (Ernſt Werner; Karl Wilhelm; Karl; Walter). 693.
Siena. 694.
Sierra. 694.
Sierra Leone. 694.
Sierra Morena. 695.
Sierra Nevada. 695.
Sieſta. 696.
Sieveking (Karl; Friedr.; Amalia). 696.
Sievershauſen. 697.
Sieyès (Emmanuel Joſeph). 697.
Sigalon (Xavier). 698.
Sigambern. 698.
Sigebert von Gembloux. 698.
Sigel (Franz). 698.
Sigeum. 699.
Sigismund (deutſcher Kaiſer). 700.
Sigismund I. (König von Polen). 700.
Sigismund II. Auguſt (König von Polen). 701.
Sigismund III. (König von Polen). 701.
Sigmaringen. 702.
Signal. 702.
Signatur. 703.
Signorelli (Luca). 703.
Sigonius (Karl). 703.
Sikhs. 703.
Silbe, ſ. Wort.
Silbenräthſel, ſ. Charade.
Silber. 705.
Silberberg. 706.
Silberflotte. 706.

Silberling, ſ. Sekel.
Silbermann (Gottfried; Johann Andreas; Johann Heinrich). 706.
Silen. 707.
Silhouette. 707.
Silicium, ſ. Kieſel.
Siliſtria. 707.
Silius Italicus (Cajus). 708.
Sillen. 708.
Sillery. 708.
Silliman (Benjamin). 708.
Silos. 709.
Silu riſches Syſtem. 709.
Silva Mendez Leal (José da). 709.
Silvanus. 710.
Silybum. 710.
Simancas. 710.
Simbirsk. 710.
Simeon. 711.
Simferópal. 711.
Simla. 711.
Simmen. 712.
Simmer. 712.
Simmern. 712.
Simms (William Gilmore). 712.
Simalin (Geſchlecht). 713.
Simon (bibliſch). 714.
Simon (Jules). 714.
Siman (Richard). 714.
Simonianer. 715.
Simonides. 715.
Simonie. 716.
Simpliciſſimus. 716.
Simplicius. 716.
Simplon. 716.
Simrock (Karl). 716.
Simſan (Held). 717.
Simſon (Martin Eduard). 717.
Simulirte Krankheiten. 718.
Simultaneum. 718.
Sinai. 718.
Sinapis, ſ. Senf.
Sinclair (Sir John). 719.
Sind. 719.
Sinecure. 720.
Singapore. 720.
Singen, ſ. Geſang.
Singhaleſen, ſ. Ceylon.
Singſpiel. 721.
Singular, ſ. Numerus.
Singvögel. 721.
Sinigaglia. 721.
Sinn und Sinne. 722.
Sinnbild. 724.
Sinngedichte. 724.
Sinngrün, ſ. Immergrün.
Sinnlichkeit, ſ. Sinn und Sinne.
Sinnpflanze, ſ. Mimoſe.
Sinope. 724.
Sinsheim. 725.
Sintenis (Chriſtian Friedrich; Karl Heinrich; Johann Chriſtian Sigismund; Wilhelm Franz; Karl). 725.
Sintenis (Karl Friedr. Ferd.). 726.
Sinter. 726.
Sinus. 727.
Sioux. 727.
Sipahis, ſ. Spahis.
Siphnos. 727.
Sipoys. 727.
Sippſchaft. 728.
Sir. 728.
Sir-Darja. 728.
Sirach. 728.
Siragoſa, ſ. Syrakus.
Sirani (Giovanni Andrea). 728.
Sirenen. 729.
Sirius. 729.
Sirocco. 729.
Sirventes. 729.
Sismometer. 729.
Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de). 729.
Siſtowa. 730.
Siſtrum. 730.
Siſyphus. 730.
Sitka. 730.
Sitte. 731.
Sitten (Stadt). 731.
Sittenpolizei. 731.
Situation. 732.
Situationszeichnen. 732.
Sium. 733.
Siut. 734.
Siva, ſ. Indiſche Religion.
Siwah. 734.
Sixtiniſche Kapelle, ſ. Rom (Stadt).
Sixtiniſche Madonna, ſ. Rafael Santi.
Sixtus (Päpſte). 734.
Sjöberg (Erik). 735.
Sjögren (Andreas Johann). 736.
Skager-Rack. 736.
Skalde. 736.
Skalitz. 737.
Skamander. 737.
Skanderbeg. 737.
Skandinavien. 738.
Skandinaviſche Sprachen, ſ. Nordiſche Sprachen und Literaturen.
Skarbek (Friedr. Florian, Graf). 740.
Skarga (Piotr Paweſki). 741.
Skarpanto. 741.
Skat. 741.
Skazon. 742.
Skelet. 742.
Skepſis und Skepticismus. 743.
Skiagraphie. 744.
Skien. 744.
Skiran. 744.
Skizze. 744.
Sklavenküſte, ſ. Guinea.
Sklaverei. 744.
Skoda (Joſeph). 752.
Skolien. 753.
Skopas. 753.
Skorbut. 753.
Skorpione. 754.
Skroſuloſe. 755.
Skrzynecki (Jan Boncza). 755.
Skutari. 756.
Skylax. 757.
Skymnus. 757.
Skyros. 757.
Skaven. 757.
Slawiſche Literaturen. 759.
Slawiſche Mythologie. 761.
Slawiſche Sprachen. 763.
Slawonien. 764.
Sleidanus (Joh.). 765.
Slibowitz. 766.
Sligo. 766.
Slingeland (Pieter van). 766.
Sloka. 766.
Slowacki (Julius). 766.
Slowaken. 767.
Slowenen. 767.
Sluis. 768.
Smala. 768.
Småland. 768.
Smalte, ſ. Kobalt und Blaufarbenwerke.
Smaragd. 769.
Smidt (Joh.). 769.
Smith (Adam). 770.
Smith (James; Horace). 771.
Smith (Sydney). 771.
Smith (Sir William Sidney). 771.
Smithſonian Institution. 772.
Smolensk. 773.
Smolla (Franz). 774.
Smollett (Tobias). 774.
Smyrna. 775.
Snell (Ludwig; Chriſtian Wilhelm; Friedr. Wilh. Daniel; Wilhelm; Karl). 776.
Snellaert (Ferd. Auguſtyn). 777.
Snellius (Willebrord). 778.
Snieders (Johan Renier). 778.
Snorri Sturluſon. 778.
Snyders (Franz). 779.
Sobieski, ſ. Johann III. Sobieski.
Soccus. 779.
Socialismus. 779.
Societät. 782.
Socinianer. 782.
Soda. 783.
Sodbrennen. 783.
Soden (Ortſchaften). 784.
Soden (Friedrich Jul. Heinrich, Graf von). 784.
Södermanland. 785.
Sodom und Gomarrha. 785.
Sodoma. 785.
Sodomie, ſ. Fleiſchliche Vergehen.
Soeſt. 785.
Sofala, ſ. Mozambique.
Soffiten. 786.
Sofia. 786.
Sofismus, ſ. Sufismus.
Softa. 787.
Sohl. 787.
Sohn (Karl Ferdinand; Wilh.). 787.
Soho, ſ. Birmingham.
Soiſſons (Stadt; Charles von Bourbon, Graf von; Louis von Bourbon, Graf von; Eu-

gène Maurice von Savoyen, Graf von; Olympia Mancini, Gräfin von). 788.
Sojo. 789.
Sokoto, s. Haussa.
Sokotora. 789.
Sokrates. 790.
Sokratiker. 792.
Sol, s. Helios.
Solanum. 792.
Soleröl. 793.
Sold. 793.
Soldanella, s. Alpenglöckchen.
Soldat. 793.
Soldin. 794.
Soldo, s. Solidus.
Solfatara. 794.
Solfeggio; Solfeggiren. 794.
Solferino. 795.
Solger (Karl Wilh. Ferd.). 796.
Solicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.
Solidarisch. 796.
Solidus. 796.
Soliman II. (Sultan der Osmanen). 797.
Solingen. 798.
Solinus (Cajus Julius). 798.
Solipsen. 798.
Solis y Ribadeneira (Antonio de). 798.
Solling. 799.
Sollohub (Wlodimir Alexandrowitsch, Graf). 799.
Solmisation. 799.
Solms (Geschlecht). 800.
Solnhofen. 801.
Solo. 801.
Solöcismus. 801.
Solon. 802.
Solothurn. 803.
Solstitium, s. Sonnenwenden.
Soltikow (Geschlecht). 804.
Soltyk (Roman). 804.
Somâli. 805.
Somerset (Grafschaft). 805.
Somerset (Grafen und Herzoge). 806.
Somersinseln, s. Bermudainseln.
Somerville (Mary). 808.
Somerville (Will.). 808.
Somina. 808.
Sommation. 809.
Somme. 809.
Sommer. 809.
Sömmerda. 810.
Sommerflecken. 810.
Sömmerring (Sam. Thomas von). 810.
Somnambulismus. 811.
Somnus. 811.
Somssich (Paul). 811.
Sonate. 812.
Sonchus. 812.
Sonde. 812.
Sonderbund, s. Schweiz.
Sonderburg. 813.
Sonderland (Joh. Bapt.). 813.
Sondershausen. 813.
Sondrio. 814.
Sonett. 814.
Songorei, s. Dsongarei.
Sonne. 814.
Sonneberg. 815.
Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Mario, Freiherr von). 815.
Sonnenblume oder Sonnenrose, s. Helianthus.
Sonnenfels (Jos., Reichsfreiherr von). 816.
Sonnenferne und Sonnennähe, s. Aphelium.
Sonnenfinsterniß. 816.
Sonnenflecken. 817.
Sonnenstein. 818.
Sonnenstich. 818.
Sonnensystem. 818.
Sonnentafeln. 819.
Sonnenthou. 819.
Sonnenuhr. 819.
Sonnenwenden. 820.
Sonnenzeit. 820.
Sonntag. 820.
Sonntagsbuchstabe. 821.
Sonntagsschulen. 821.
Sonora. 822.
Sontag (Henriette). 823.
Soolbäder. 823.
Sophia Alexejewna (Großfürstin). 824.
Sophia Dorothea (Kurprinzessin von Hannover). 824.
Sophienkirche. 825.
Sophismo. 825.
Sophisten. 825.
Sophokles. 826.
Sophonisbe, s. Masinissa.
Sopran. 827.
Soracte. 827.
Sorau. 827.
Sorben. 828.
Sorbet. 828.
Sorbonne. 828.
Sorbus. 828.
Sorel (Agnes). 829.
Sorghum. 829.
Sorites. 829.
Sorö. 830.
Sorrento. 830.
Sortimentshandel, s. Buchhandel.
Sosius (Geschlecht). 830.
Sotzmann (Don. Friedrich; Johann Daniel Ferdinand). 830.
Sou. 831.
Soubise (Geschlecht). 831.
Soubrette. 832.
Souffleur. 833.
Soulié (Melchior Frédéric). 833.
Soulouque (Kaiser von Haiti). 833.
Soult (Nic. Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien; Napoleon, Herzog von Dalmatien; Pierre Bénoit). 834.
Soutane. 835.
Southampton (Grafschaft), s. Hampshire.
Southampton (Stadt). 835.
Southey (Robert). 836.
Souveränetät. 837.
Souvestre (Emile). 838.
Souza-Botelho (Adelaïde Marie Emilie, Marquise von). 838.
Sovereign, s. Sterling.
Sozomenos (Hermias). 839.
Spaa. 839.
Spagnoletto, s. Ribera (Jusepe).
Spahis. 839.
Spalatin (Georg). 839.
Spalato. 840.
Spalding (Joh. Joach.; Georg Ludwig). 840.
Spallanzani (Lazaro). 841.
Spandau. 841.
Spangenberg (August Gottlieb). 841.
Spangenberg (Cyriacus). 842.
Sponheim (Ezechiel; Friedrich). 842.
Spanien (geographisch-statistisch). 842.
Spanien (geschichtlich). 860.
Spanischer Erbfolgekrieg. 880.
Spanische Fliege, s. Kantharidin.
Spanische Kunst. 883.
Spanischer Pfeffer, s. Capsicum.
Spanische Reiter. 886.
Spanisches Rohr, s. Arundo und Calamus.
Spanische Sprache und Literatur. 886.
Spanische Weine. 896.
Spanische Wicke, s. Lathyrus.
Spannung. 897.
Spargel. 897.
Sparkassen. 897.
Sparks (Jared). 898.
Sparta. 899.
Spartacus. 902.
Spartianus (Aelius). 902.
Spasmus, s. Krampf.
Spat. 902.
Spatencultur. 902.
Specht. 903.
Specialinquisition. 903.
Speciolwaffen. 903.
Species (Art). 904.
Species (Münze). 904.
Specifisch. 904.
Specifische Mittel. 904.
Speckbacher (Jos.). 905.
Speckkäfer. 905.
Speckstein. 905.
Speckter (Erwin; Otto). 906.
Spectrum. 906.
Speculation. 907.
Spedition. 908.
Spee (Friedr. von). 908.
Speichel. 909.
Speier. 909.
Speiseröhre. 910.
Speke (John Honning). 911.
Spelz, s. Dinkel.
Spencer (Georg John, Graf). 911.
Spencer (John Charles, Graf;

Frederick, vierter Graf; Georg; William Robert). 912.
Spener (Phil. Jak.). 912.
Spengel (Leonhard). 913.
Spenſer (Edmund). 914.
Sperouſky (Graf Michael; Eliſabeth von Bagrejew-). 914.
Sperber. 915.
Sperenberg. 915.
Spergel. 916.
Sperling. 916.
Spermaceti, ſ. Wallrath.
Speſſart. 916.
Spezia. 917.
Spezzio. 918.
Sphagnum. 918.
Sphäre. 918.
Sphäroid. 918.
Sphärometer. 919.
Sphinx. 919.
Sphragiſtik, ſ. Siegel.
Spiegel. 919.
Spiegel (Friedrich). 920.
Spieker (Chriſtian Wilhelm). 921.
Spiel. 921.
Spielart oder Varietät, ſ. Art.
Spielberg, ſ. Brünn.
Spielhagen (Friedrich). 921.
Spielkarten. 922.
Spieluhren. 924.
Spielwaaren. 925.
Spierſtrauch, ſ. Spiraea.
Spieß (Chriſtian Heinrich). 925.
Spießglanz, ſ. Antimon.
Spießruthenlaufen. 925.
Spike, ſ. Lavendel.
Spillgeld, ſ. Nadelgeld.
Spillmogen, ſ. Cognaten.
Spinat. 926.
Spindelbaum, ſ. Evonymus.
Spindler (Karl). 926.
Spinell. 926.
Spinello (Aretino). 927.
Spinett. 927.
Spinnen. 927.
Spinnerei und Spinnmaſchinen. 928.
Spinola (Ambroſius, Marquis). 929.
Spinoza (Baruch). 929.
Spion. 931.
Spira (Johannes de). 932.
Spiraea. 932.
Spirole. 932.
Spitzingſee. 933.
Spiritismus. 933.
Spiritualen. 934.
Spiritualismus. 934.
Spiritus. 934.
Spiritus (Sprit), ſ. Alkohol.
Spithead (Rhede), ſ. Portsmouth.
Spitta (Karl Johann Philipp). 934.
Spittler (Ludwig Timotheus, Freiherr von). 935.
Spitzbergen. 935.
Spitzbogen, ſ. Bogen.
Spitzen. 936.
Spitzgeſchoſſe, ſ. Geſchoſſe.
Spitzmaus. 936.
Spitzpocken, ſ. Varicellen.
Splanchnologie, ſ. Eingeweide.
Spleen. 936.
Splint. 937.
Splügen. 937.
Spohr (Louis). 937.
Spoleto. 939.
Spolien. 939.
Spondeus. 939.
Sponſolien. 940.
Spontaneität. 940.
Spontini (Luigi Gasparo Pacifico). 940.
Sporaden. 942.
Sporadiſch. 942.
Sporck (Johann von). 942.
Sporen. 942.
Spart. 943.
Sporteln. 943.
Spottdroſſel, ſ. Droſſel.
Sprache. 943.
Sprachenkunde, ſ. Sprachwiſſenſchaft.
Sprachgebrauch. 944.
Sprachlehre. 944.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google